image
not
available

Konversationsblatt

Frankfurter

Konversationsblatt.

Jahrgang 1843.

Erstes Halbjahr von Nro. 1—178.

Frankfurt am Main.
Verlag der Fürstlich Thurn und Taxis'schen Zeitungs-Expedition.

Inhalts-Verzeichniß zum Frankfurter Konversationsblatt.

Erstes Halbjahr 1843. Nro 1 — 178.

I. Gedichte.

II. Novellen und Erzählungen.

III. Reiseskizzen, Länder- und Völkerkunde und topographische Berichte.

IV. Mittheilungen gemischten Inhalts.

V. Historische Mittheilungen.

VI. Biographien und Charakterskizzen.

VII. Frankfurter Berichte.

VIII. Aufsätze humoristischen und scherzhaften Inhalts.

IX. Größere literarische und Kunstberichte.

X. Correspondenzen.

XI. Räthsel und Charaden.

XII. Anzeigen und Notizen.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 1. 1. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. R. Schuster.

I.

An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1656 hielt ein Fähnlein Soldaten auf dem Wege nach Paris unter den Mauern von Fontaine-le-Henry, einem schönen Gebäude aus der Zeit Franz I. in der Nähe von Caen. Wie es in solchen Fällen fast immer geschieht, so überließen sich diese Krieger, deren Mannszucht von der strengen Disciplin unserer Zeit weit entfernt war, tausenden von Ausschweifungen, welche ihre Offiziere auf keine Weise zu unterdrücken dachten. Die schlimmen Gesellen bemächtigten sich ohne Weiteres der Hütte eines Bauern und plünderten sie mit einer Rohheit, die man kaum in einem eroberten Lande dulden würde. Während sie die Fässer mit dem Aepfelweine des armen Mannes leerten, sein Vieh tödteten und ihn selbst schlugen, um seinem Widerstande und seinem Angstgeschrei ein Ziel zu setzen, sah man auf der Landstraße einen Hausirer her wandern. Beim Anblick der Soldaten wollte er vom Wege ablenken, denn er sah wohl ein, daß der Pack, den er trug, diesen Plünderern zur Beute fallen würde. Sie hatten ihn aber bereits gesehen. Vier von ihnen stürzten allsogleich auf ihn los, ergriffen ihn und brachten ihn trotz alles Sträubens vor das Schloß. Obgleich, wie Kleidung und Bart leicht errathen ließen, ein Jude, so war es doch nicht der Pack mit Waaren, der dem Krämer die größte Besorgniß einflößte: voll Angst richtete er seine Blicke auf ein junges Mädchen von großer Schönheit, das sich fest und mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Schreckens an ihn klammerte.

Hatten die Soldaten die Absicht, sich an der Beängstigung der beiden Reisenden zu ergötzen, oder dachten sie im Ernste daran, den Kaufmann zu plündern und seine Gefährtin zu mißhandeln: sie befahlen ihm, das Packet, das er auf den Schultern trug, zu öffnen und ihnen den Inhalt desselben zu zeigen. Während der arme Jude sich zitternd, aber mit möglichster Langsamkeit anschickte, Gehorsam zu leisten, ließ er plötzlich seinen Bündel im Stich, um dem jungen Mädchen, das den plumpen Liebkosungen eines trunkenen Soldaten ein herzzerreißendes Angstgeschrei entgegensetzte, zu Hülfe zu eilen. Der Soldat, weit entfernt, den Bitten des armen Mannes Gehör zu geben, geberdete sich nur um so unverschämter. Außer sich zog der Kaufmann einen Dolch aus seiner Tasche und war schon im Begriffe zum Stoße auszuholen, als ein dritter Reisender auf dem Schauplatze erschien. Beim Anblick des jungen Mädchens im Kampfe mit einem Kriegsmanne, sprang er vom Pferde und befahl in einem Tone, der im Commando geübt schien, dem Trunkenbolde, von dem Mädchen zu lassen. Der Soldat gehorchte instinktartig und der Krämer, seine fast ohnmächtige Gefährtin im Arme haltend, beeilte sich, dem gefährlichen Orte mit ihr zu entfliehen: er that dies mit solcher Eilfertigkeit, daß er sein Packet nicht wieder auf die Schulter lud und es den Plünderern überließ.

Der Reisende, der dem Kaufmanne zu Hülfe gekommen war, wollte das kleine Vermögen eines Mannes erhalten, der sich so wenig um Gegenstände zu bekümmern schien, die gewöhnlich Leuten seiner Art besonders am Herzen liegen. Er näherte sich den Soldaten und befahl ihnen, nicht nur ihren Plünderungen ein Ende zu machen, sondern auch alle geraubte Gegenstände zurückzugeben.

Dieser Befehl wurde mit zornigem Murren und einem Gelächter des Ungehorsams aufgenommen.

— Seit wann, rief er, indem er die Zeichen seines militärischen Standes blicken ließ, seit wann leisten französische Soldaten einem Offiziere des Königs keinen Gehorsam mehr! —

— Seitdem sie einen Hauptmann haben, um ihnen Befehle zu ertheilen und denen zu antworten, die sich ein Ansehen anmaßen, das ihnen nicht zusteht, entgegnete einer der Offiziere der Compagnie.

Der Fremde wandte sich um, grüßte den Hauptmann und sprach höflich:

— Sie haben Recht, mein Herr. Hätte ich Sie gleich gesehen, so würde ich mich an Sie gewandt haben, um diese Schlingel zur Vernunft zu bringen....

— Meine Soldaten sind keine Schlingel, unterbrach ihn der Hauptmann in einem hochmüthigern Tone, indem er die Milde wahrnahm, womit ihm der Offizier geantwortet hatte. Dieser lächelte, und dem Juden winkend, näher zu kommen, rief er ihm zu:

— Sey unbesorgt, hebe Deine Waare nur wieder auf und nimm diese Börse hier als eine Entschädigung für den Verlust, den diese Soldaten Dir zugefügt haben.

Der Jude sah bald auf den Offizier und bald auf die Börse. Nach einigem Bedenken streckte er die Hand nach dem Gelde aus; das junge Mädchen hinderte ihn mit einer Bewegung des Unwillens.

— Mein Vater dankt Ihnen, mein Herr, sprach sie. Der Verlust, welchen die Soldaten ihm zufügten, ist nicht bedeutend. Gott segne Sie für Ihre großmüthige Gesinnung und besonders für die Güte und den Muth, womit Sie einem Greis und seinem Kinde zu Hülfe kamen.

Der Offizier, den die Zartheit des Gefühls und die Natürlichkeit im Ausdrucke der hübschen Reisenden höchlich überraschte, lächelte ihr wohlwollend zu, grüßte sie, ehrerbietiger vielleicht, als es dem niedern Stande des jungen Mädchens gebührte, und rieth ihr, so schnell wie möglich nach Caen zu

eilen. Hierauf wandte er sich zum Hauptmanne, der nicht ohne Hohnlächeln auf diese Scene geblickt hatte:

— Nun, mein Herr, stehe ich zu Diensten. Ich bin der Marquis Philipp von Senancourt; wie Sie habe ich die Ehre Sr. allerchristlichen Majestät in der Eigenschaft eines Hauptmanns zu dienen. Zwei Ihrer Offiziere werden mir ohne Zweifel die Ehre erweisen, mir als Secundanten zur Seite zu stehen!

— Gewiß, erwiederte der Hauptmann, seinen Gegner grüßend; ich bin der Graf Etienne von Maurevers.

Er zog seinen Degen und befahl zweien seiner Offiziere, seinem Gegner als Zeugen zu dienen.

Zwei andere Zeugen verabredeten mit jenen die Bedingungen des Kampfes und nahmen das Maaß der Degen.

(Fortsetzung folgt.)

Die heutige italienische Oper.

Dr. Peter Lichtenthal, ein Oesterreicher, vortrefflicher Musikkenner, und seit 32 Jahren in Italien wohnend, entwirft in einer der letzten Nummern der Leipz. Allg. Musikal. Zeitung folgendes Bild der jetzigen italienischen Oper:

Mailand, den 24. October 1842. Dreißig volle Jahre legt heute meine Korrespondenz mit der hochverdienten Allgemeinen Musikalischen Zeitung zurück. Sie begann zu Neapel, und wurde darauf von Mailand aus, zwei unbedeutende Unterbrechungen ausgenommen, bis zu dieser Stunde regelmäßig fortgesetzt. Dankbar für das gütige Wohlwollen, mit welchem die verehrten Leser während dieses langen Zeitraums meine geschichtlichen und literarischen Beiträge aufgenommen, werde ich mit der Hilfe Gottes, und so lange es die Umstände erlauben, keine Mühe und Fleiß sparen, diese Beiträge wie bisher möglichst genau und vollständig zu geben.

Zu Anfang des einundzwanzigsten Jahres meiner Korrespondenz mit dieser Zeitung enthielt sie einen großen Aufsatz, in welchem die eigentliche mit 1812 begonnene Rossini'sche Epoche besprochen wurde. Da nun Rossini nach jenen zwanzig Jahren immer mehr abnahm, und jetzt, noch am Leben, beinahe ganz zu verschwinden droht, so könnte man fragen: welche Epoche bezeichnen die folgenden Jahre 1832 — 1842?... Die Antwort hierauf ist sehr breit; sie heißt: die Donizetti'sche-Opernindustrie-Operngräuel-Opernkonvulsion-Operngeduld- und Variationsopern-Epoche.

Der statistische Ausweis einer jeden Stagione der letzten Jahre in der Allgem. Musikal. Zeitung zeigt die Donizetti'sche Epoche nur allzu deutlich. Dabei ist wohl zu bemerken: Rossini war Schöpfer eines eigenen Styls, Donizetti hat nicht allein nichts geschaffen, sondern ist sogar großentheils Nachahmer des Letzteren. Warum er aber bei alldem Epoche gemacht, liegt, bei dem ihm gewiß nicht abzusprechenden melodiösen und musikalischen Talente, in manchen mitwirkenden Nebenursachen: seine polytachygraphische Gabe, Bellini's frühzeitiger Tod, Mercadante's wenig ansprechende neuere Musik, großer Mangel an leidlichen Opernkomponisten bei all ihrem Ueberflusse, die Einführung der bekannten heutigen Opernbücher u. s. w.

Daß letztere, die Opernbücher nämlich, eine ganz besondere, ja höchst einflußreiche Epoche der letzten Jahre bilden, ist leider nur allzuwahr. Ohne hier abermals von allen Kerkern, Vergiftungen, Dolchen, Meuchelmorden, Gräbern, Scheiterhaufen, Henkern und vielen andern Scheusalen der heutigen Tragedia lirica zu sprechen, hat dieser neue Romanticismus im Galgenstyl, haben diese aus dem Schnupfen der neuern französischen Literatur entstandenen Libretti vor Allem die Opera buffa beinahe ganz verdrängt; das Wie? wurde von mir bereits bei andern Gelegenheiten hinlänglich auseinandergesetzt. Was hat es sonst mit der sogenannten Bettelkadenz gekostet, um Hände in Bewegung zu setzen! Jetzt haben wir lauter Mitleidskadenzen. Das Elend der armen Sänger, die entweder blind, verwundet, wahnsinnig, wüthend, in Verzweiflung oder zum Tode verurtheilt sind; ihre kränkliche Singart, ein ewiges Klagen, Weinen, Schluchzen, Wimmern, Winseln, Miauen, Seufzen, Plärren, tiefes Athemholen, melodisches Ziehen und Zerren, erbärmliches Schreien, wohlgemerkt, Alles mit untermischtem Kokettiren und Liebäugeln: welch ein gefühlvolles Herz kann wohl diesen wehmüthigen und wilden Feierlichkeiten den Beifall versagen?... In der Rossini'schen Epoche waren dergleichen Libretti eine wahre Seltenheit, eben so wie die heutigen zahlreichen Gattungen der Schnurrbärte, die gewiß nicht ohne Einfluß auf's heutige Opernwesen sind. Welch eine Musterkarte bilden nicht schon in dieser Hinsicht unsere Bühnengesangshelden! wie sehr ist nicht ihre dermalige Profession dadurch angewachsen!... Das Allerbeweinenswertheste der jetzigen Gräueloper bleibt indeß eben dieser einförmige, klägliche, schreiende Gesang, der sie schnell zu Grunde richtet. Der Himmel befreie recht bald die armen Zuhörer von dieser Kalamität!

Weit lästiger ist die heutige Opernindustrie, von der ebenfalls in meinen Berichten häufig die Rede war. Die italienische Oper ist eben jetzt thätig unsern vom Aequator in Amerika, dehnt sich von da über die nördlichen Tropen (Cuba und Mexiko) bis zu den Vereinigten Staaten aus, wirkt in einigen Theilen von Nordafrika und Asien, und beglückt das ganze civilisirte Europa mit ihrer Gegenwart; ihre Landkarte ist demnach ohne Weiteres respectabel. In ihrer eigenen Heimath hält sie Jahr aus Jahr ein die Maurer in größter Thätigkeit, die ihr nicht genug neue Tempel bauen und die alten modernisiren kann; eine bedeutende Armee von Singmeistern, Theatersensalen, Impresari und Journalisten sorgt für die Vermehrung und Verwendung der Virtuosen; der ewig blaue Himmel Hesperiens befördert die Fruchtbarkeit der Maestri. So ist denn die Wechselwirkung aller dieser Individualitäten, ihre Thätigkeit und Quecksilberläufigkeit ganz außerordentlich und erstaunlich für den, der das ganze Treiben in Mailand, ihrem Hauptquartier, eine Zeitlang beobachtet. Diese Dampfopernindustrie ist aber einzig und allein das Ergebniß des letzten Decenniums. Sie erwärmt jetzt die kühlen Hyperboräer Skandinaviens, den bedächtigen Holländer und sogar die Berliner!

Italiens, wie man zu sagen pflegt, ewiger Frühling, sein glühender Himmel, bedarf jener Wärme keineswegs, und doch erzeugte hier das Opernwesen im letzten Decennium einen solchen hyperdynamischen Erethismus, daß er so zu sagen in eine Art Operncovulsion ausartet. Mehrere kleine Städte, die zu gewissen Stagioni von keiner Oper träumten, haben sie jetzt das ganze Jahr, sonst werden sie von Convulsionen befallen; jene, die sie erst zur Zeit der Fiera (Messe oder Jahrmarkt) feierten, engagiren jetzt vorher, für einen oder zwei Monate, eine ambulante Gesellschaft, um einstweilen ihren Operndurst zu löschen; Marktflecken, Dörfer lechzen nach ihr, laben sich daran ein oder zweimal des Jahres; ja manche große Stadt beginnt die Herbststagione bereits in der ersten Hälfte des August. Die Industrie und Civilisation hat aber auch in der letzten Zeit sehr zugenommen, und in Italien ist ja das Operntheater am geeignetsten, von Geschäften, Unterhaltungen und dergleichen zu schwatzen.

Wer will denn aber auch seine armen Ohren mit dem heutigen Quadrateinerlei der Oper ohne Unterlaß peinigen, und sich nicht dabei meist mit Gesprächen u. s. w. desennuiren?.. Quadrateinerlei? O ja! In Betreff der Musik hat man alle

Opern der jetzigen Epoche bereits in der vorigen Rossini'schen Epoche gehört, weil Pacini, Donizetti, Mercadante, Bellini und viele andere neuere Maestri, bei all ihrem angeborenen musikalischen Talente, stets Rossini's Nachahmer sind; des Letztern Physiognomie guckt selbst noch im heutigen Mercadante hervor. Nun aber haben, wie schon vorhin gezeigt, alle neueren Libretti mit ihren starken und wilden Leidenschaften eine solche Aehnlichkeit unter sich, daß auch ihre Musik, bei der gewöhnlichen Fantasienwuth der Maestri, beim kläglichen, weinerlichen Gesangsvortrag und Geschrei der Virtuosen ganz dieselbe zu seyn scheint; man multiplizire demnach den seit 30 Jahren nie aus den Ohren weichenden Rossini, in Person oder in seinen Repräsentanten, mit dem ewigen Jeremiach der neuern Tragedia lirica, und das Produkt wird ohne Weiteres ein Quadrateinerlei seyn. Was ist nun bei diesem Jammer zu thun?.... Hier heißt es: Geduld, und die jetzige Oper, wo eine mit der andern, ja die Stücke unter sich, die Gesangsmanieren, das Schreien, Distoniren der Virtuosen eine so auffallende Aehnlichkeit haben, sind wahrlich eine Musterschule zur Ausübung jener schönen Tugend; die Zuhörer stehen auch in ihr bereits auf einer sehr hohen Stufe.

Das hier besprochene Eigenthümliche der letzten Decennalepoche der italienischen Oper, die auf meine a. a. O. beschriebene zwanzigjährige Rossini'sche Epoche folgt, ist unleugbar. Donizetti ist ihr Coryphäus, die Gräueloper ihre Basis, die Industrieoper ihre Säule, das Convulsivische ihre Atmosphäre, die Geduld ihre Apotheke; ihr Titel ist aber Variationsoper, die Rossini bereits gut gezeichnet, seine Apostel nach und nach zur höchsten Vollendung gebracht haben. (Schluß folgt.)

F r a n k f u r t.

Deberský's Kunstcabinet.

Concerte, Virtuosen, Theatercoups, das sind die Achsen, um die sich das conversationelle Leben unseres Genuß suchenden, Kunst verehrenden Publikums dreht. Alle Welt sieht in den glattgeschliffenen Modespiegel modern-artistischen Treibens, in einen Modespiegel, der wahrlich mehr die Reflexe wirrender Kunstmassen, als die einer einzigen wahrhaft hervorragenden Erscheinung, wiedergiebt. Wir baden uns in einem musikalischen Salon heiß, um uns in einem a n d e r n die Abkühlung eines unbefriedigten Gespanntseyns zu holen. Vorstellungen, die heute außer dem Bereich der Theater- und Musik-Auditorien liegen, gehören zu den Seltenheiten. Darum darf wohl noch einmal hier erinnert werden an ein Kunst-Cabinet, das der verständigen Schaulust überraschende Merkwürdigkeiten darbietet und dem Denker Veranlassung gibt zu Betrachtungen über eine ans Unglaubliche grenzende Leistung im Gebiet kunstvollster Mechanik. Bereits hat ein Kreis von Freunden und Kennern, D e b e r s k y's höchst sehenswerthe Ausstellung in den untern Zimmern des R u s s i s c h e n H o f e s bewundert; man darf wohl wünschen, daß auch das größere Publikum die Gelegenheit zu einem Genusse ganz eigenthümlicher Art nicht versäumen möge. Nichts gleicht der Nettigkeit und dem freundlich glänzenden Arrangement in der Aufstellung dieser, bis in die kleinsten Details mit unglaublichem Fleiße ausgeführten Gegenstände. Wir nennen Deberský in seinem Genre vollkommen, wenn wir das in den härtesten Metallen gearbeitete M i n i a t u r - D a m e n - N e c e s s a i r e betrachten, dessen 36 verschiedene Bestandtheile in ihrer Ausführung vollkommen den feinsten, zum Gebrauch bestimmten Vorbildern gleichen. Die Scheeren, Messer und andere Instrumente können sämmtlich geöffnet und in Bewegung gesetzt werden. Welch' ein eiserner Fleiß mag dazu gehört haben, den Käfich mit dem Canarienvogel aus Lilliput, der sich bewegt und dabei so melodisch zwitschert, fertig zu bringen! Der A u t o m a t, der klein genug ist, um sich in einem Hühnerei zu präsentiren, ist ein Meisterstück, ja man darf wohl sagen ein Wunder, der höhern Mechanik. Er schreibt, zeichnet, rechnet, was man ihm aufgibt. Die Rechenkunst der Automaten-Maschine ist Deberský's eigne Erfindung und für den Laien wahrhaft unbegreiflich. Die Addition der größten Summen kann selbst der geschickteste Kopfrechner unmöglich in so kurzer Zeit zu Wege bringen, denn während die angegebenen Summen kaum noch dem Munde des Besuchers entflogen sind, schreibt der Automat das Facit bereits nieder. Das Cabinet, das die von Herrn Deberský selbst erfundenen und verfertigten Gegenstände enthält, ist mit einer Pracht und einem so überraschenden Lichteffekt ausgestattet, daß es für sich allein schon besucht zu werden verdient. Wir wissen nicht, ob Deberský bei seinem Genre en miniature durch seine vortreffliche P o r t r a i t e a u f E l f e n b e i n zur Anwendung der Mechanik im Kleinen, oder durch seine Mechanik zur M i n i a t u r - M a l e r e i gekommen ist; so viel bleibt gewiß, daß er in seinen verschiedenartigen und stets vollkommenen Leistungen die Beachtung aller Freunde des Schönen und Sinnreichen in hohem Grade verdient. Wer die Ausstellung noch nicht gesehen hat, der beeile sich, das Versäumte nachzuholen, denn Gleiches wird sobald nicht wieder geboten. Dem Herrn S a r g aber ist zu danken, daß er dem Künstler ein so geeignetes und reich geschmücktes Lokale mit rühmlicher Uneigennützigkeit eingeräumt hat.

T a b l e t t e n.

*** (A u f f o r d e r u n g a n d e u t s c h e S c h r i f t s t e l l e r u n d C o m p o n i s t e n.) Die Directoren des H a m b u r g e r S t a d t t h e a t e r s, die HH. Mühling und Cornet, haben unterm 23. Dez. v. J. folgende Bekanntmachung erlassen: „Um der gegründeten Klage deutscher Dichter und Tonsetzer über den kärglichen Vortheil von ihren dramatischen Werken, so viel in den Kräften einer Privatunternehmung liegt, einigermaßen abzuhelfen, gewähren wir von jetzt an dem Autor (bei Schauspielen) und dem Componisten (bei Opern) oder deren Erben für jede zur Darstellung angenommene, den Spielabend ausfüllende deutsche Originaldichtung, außer dem bei uns üblichen Honorar, auch den dritten Theil der Bruttoeinnahme jeder 10. (20., 30. ꝛc.) zum Benefiz angekündigten Vorstellung, deren Ertrag franco übersendet werden soll. Spätestens 14 Tage nach Empfang erfolgt bestimmte schriftliche Erledigung über die eingehenden Werke; die Zahl der Vorstellungen so wie der Antheil an den Einnahmen werden vom Administrator des Stadttheaterpensionsfonds auf unser Ersuchen controlirt."

*** (E i n e D o p p e l h e u r a t h i n E n g l a n d.) Die englischen Gesetze umgeben die Schließung einer Ehe mit etwas gar zu wenig Schwierigkeiten, und Doppelehen sind deßhalb eine nicht ganz seltene Erscheinung. Vor kurzem setzte ein Vorfall dieser Art einen ganzen Stadttheil in Aufregung. Ein gewisser Pearson, ein ehemaliger Wirthshausbesitzer, der seit einiger Zeit von seiner Frau getrennt lebte, bewarb sich um die Hand der Tochter eines sehr anständigen Kaufmanns in der City. Der Vater ließ sich allzu leicht täuschen und nahm die Bewerbung an. Als am Trauungstage sich die beiden Verlobten nach Whitechapel begaben und der anglicanische Geistliche gerade die Einsegnungsworte sprechen wollte, erschienen plötzlich ein Mann und eine Frau ganz außer sich in der Kirche, liefen athemlos auf den Geistlichen

zu und riefen: „halt! der Elende ist verheurathet, seine Frau, unsere Tochter, lebt noch!“ Der Geistliche schritt natürlich in der Ceremonie nicht weiter, sondern zog sich zurück; die Zeugen und die geladenen Personen zerstreuten sich, aber Pearson verlor den Muth nicht, verschwand plötzlich mit seiner Braut, die der seltsame Vorfall nicht aus der Fassung brachte, und eilte ohne Zeitverlust nach einem andern Kirchspiel, zahlte dort dem Rector den Dispens, nahm den Schreiber und den Kirchendiener zu Zeugen und ließ sich trauen. Kaum war das Paar in dem Wagen, der sie hergeführt hatte, wieder abgefahren, so kamen Vater und Mutter der ersten Frau herbei voll Verwünschungen gegen den Elenden, der sich der Bigamie schuldig gemacht hatte. Sie kamen aber zu spät, und der Scandal war schon geschehen.

*** (Weibliche Hauptkenntnisse.) Eine jetzt zu Weihnachtsgeschenken angekündigte „Encyklopädie aller weiblichen Hauptkenntnisse“ behandelt folgende Dinge als „weibliche Hauptkenntnisse“: Stricken, Sticken, Weißnähen, Filetstricken, Behandlung der Wäsche, Ausbessern, Putzmachen, Kunstspiele, Färben, Serviettenbrechen, Bandagen-Aufstecken nach vornehmer und bürgerlicher Manier, weibliche Schönheitspflege, und zuletzt kommt ein Etwas „über geistige und gemüthliche Bildung der Frauen als Zugabe. O ihr Weiber mit eurem verwaschenen, verstickten, verstrickten, verkochten, verputzten und verkunstspielten Leben, ihr sollt am Ende doch, wenn das Leben verstickt, verputzt, verwaschen und verkunstspielt ist, noch ein Bischen geistige und gemüthliche Bildung haben!

*** (Die Witwe und ihr — Gott.) So ist ein aus dem Englischen (von dem Prediger Kuntze) übersetztes, in Berlin erschienenes Buch betitelt. Also die Witwe hat ihren Gott, nicht den Gott aller Welt? Sehr naiv klingt die Empfehlung des Werkes bei der Ankündigung: „Die große Zahl betrübter Witwen wird in diesem Werkchen zu der reichen Trostquelle geführt, wo allein ihre bekümmerten und gebeugten Herzen erquickt und aufgerichtet werden können. Da in demselben auf alle menschlichen Lagen des Lebens Rücksicht genommen wird, in welchen Witwen den Tod ihrer Gatten zu beklagen haben, so wird gewiß keine der Leidenden dasselbe ungetröstet aus der Hand legen“ — ausgenommen vielleicht die, welche sich wieder verheirathen wollen und keinen Mann finden. (Gesellschafter.)

Aus Mannheim.

(Im Dezember.)

Unser benachbartes Heidelberg hat diesen Winter wieder viel Malheur mit seinem Theater; oder besser, die armen Schauspieler haben viel Unglück mit dem unglückseligen Komödie-Spielen in Heidelberg, das ihnen nie hätte einfallen sollen. Schon nach der fünften Vorstellung wurde von einem sogenannten Theater-Comité die Kasse mit Arrest belegt und die derzeitige Direction (Gebrüder Schnepf aus Frankfurt a. M.) abgedankt. Nachher gab die Gesellschaft unter sich einige Vorstellungen, woran jedoch das Publikum ebenso wenig Theil nahm, als an den früheren. Die Republik wird sonach auch bald zu Grunde gehen, wenn sich nicht die Gesellschaft schon ganz aufgelöst hat. Die Leute sollen sich in den traurigsten Umständen befinden. Möchten es doch die Heidelberger endlich einsehen, daß, nachdem Mannheim durch die Eisenbahn jetzt so nahe herangerückt, keine Möglichkeit vorhanden ist, eine Schauspielergesellschaft zu erhalten! Wollen sie aber durchaus den Tempel Thaliens nicht verwais't sehen, so würden hinreichende Zuschüsse von Seiten der Kunst-Interessenten, das einzige Mittel seyn, das Institut einigermaßen zu erhalten. — Unsre Theaterumstände sind gegenwärtig auch nicht die Besten, doch wollen wir die Hoffnung nicht verlieren. An unsrem literarischen Horizont sind wieder einige Sterne aufgegangen, welche das tausendste Jahr unsrer Deutschheit bescheidentlich begrüßen und die, wenn sie auch nicht zu denen erster Größe zu zählen sind, doch auch nicht Trabanten genannt werden dürfen. Von Moriz Brandes ist eine Sammlung „Gedichte“ erschienen, die sich der Classe besserer lyrischer Erzeugnisse der Neuzeit anreiht. Tiefes Gefühl und ein melancholischer Odem, der das ganze Buch durchweht, charakterisiren die Sammlung. Es ist das Bewußtseyn unverdienten Leidens, ein Ringen nach Würdigung, nach Anerkennung, ein Sehnen nach Ruhe 2c., was uns aus den Liedern des Sängers entgegen tönt und das Herz mit Wehmuth füllt. Als besonders gelungen müssen die Gedichte: „Der blinde Greis an der Kirchenthür“, „Das schlafende Kind“ und „Ermunterung“ bezeichnet werden. — Sodann hat das Jubeljahr 1843 Leonhard Hegewald Veranlassung gegeben unter dem Titel: „Die Bundeslade“ eine Haustafel für das deutsche Abendland anzukündigen; er will darin die geistigen Schaubrode der Zeit dem Volke vorzeigen; er will Judenthum und Christenthum als ein Bild der Eintracht auf die Gesetztafeln der Civilisation malen. Eine schöne Idee und wäre zu wünschen, daß sie mehr würde als sie ist — ein frommer Wunsch. Hegewald hat schon Gediegenes geliefert und sich besonders durch seine Vorträge im hiesigen Gewerbverein, allgemeine Anerkennung und Achtung erworben. — Auch der Dichter Adrian, bekannt durch seine anmuthigen Geistesprodukte, soll an einem größeren Werke arbeiten, das im Laufe des kommenden Jahres erscheinen wird. Das Gewerbeblatt, welches erst seit einiger Zeit besteht und mitunter recht gediegene Aufsätze enthält, soll viel Anklang finden. Ganz besonders aber müssen wir auf ein eben so nützliches als zeitgemäßes Unternehmen mehrerer Philologen die Gebildeten aufmerksam machen. Die Wahrheit, daß das Studium der französischen und englischen Sprache gegenwärtig bei uns eine verdiente Bedeutsamkeit erlangt hat, ist Veranlassung. Je näher die Länder durch Kunstwege aller Art sich rücken, um so mehr fühlt jeder Gebildete das Bedürfniß, sich mit den Sprachen jener Völker genau bekannt zu machen, die mit uns eine gleiche Kulturstufe und in wissenschaftlicher sowohl als in merkantilischer Beziehung ein gleiches Streben haben. Indessen ist es, wie bekannt, nicht leicht, in den Geist einer fremden Sprache einzudringen und sich frei und ungebunden darin zu bewegen. Um nun jenen Herren und Damen, die den gewöhnlichen Unterricht schon vollendeten, oder doch weit darin fortgeschritten sind, ein Mittel an die Hand zu geben, sich auf eine leichte und angenehme Weise zu vervollkommnen, werden die Unternehmer, an deren Spitze der als tüchtiger Philolog neuerer Sprachen bekannte Moritz Brandes steht, alle 14 Tage eine Brochüre, die, mit größter Aufmerksamkeit gewählte Original-Aufsätze aus den besten Werken der Deutschen, Franzosen und Engländer enthält, erscheinen lassen. Jeder Aufsatz erhält seine passenden Noten und zwar die deutschen, französisch und englisch, die Letzteren deutsch. Der Abonnent kann entweder alle oder jede ihm gefällige Piece der Brochüre in ein Cahier übersetzen, welches an bestimmten Tagen eingeschickt werden kann und eben so wieder, nachdem es korrigirt und mit schriftlichen Bemerkungen versehen ist, zurückgesendet wird. Die besten und gediegensten Uebersetzungen werden nach jedesmaligem Verlauf von sechs Monaten ausgewählt und in einem besonders gedruckten Bande unter dem Titel: „Philologisches Album“ herausgegeben, auf Verlangen mit den beigefügten Namen der Uebersetzer. Dieses Album erscheint sodann, der Urtext auf der einen, die Uebersetzung auf der andren Seite. Man erhält dadurch nicht allein ein freundliches Souvenir, sondern auch, da nur gewählte klassische Sachen genommen werden, eine wahrhaft kostbare Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze dreier Sprachen. Das Honorar ist äußerst billig und auf 1 fl. 30 kr. monatlich festgesetzt, welches am Ende des Monats erhoben wird. Die Versendung der Brochüre ist alle 14 Tage am Montag; auch werden, über schwierige Stellen, mündliche Erörterungen gegeben. Hier wurde dies Unternehmen bereits mit Acclamation aufgenommen und wir zweifeln nicht, daß es auch anderwärts verdienten Anklang findet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 1. Januar. (Zum Erstenmale) Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von Benedix. (Preisstück.) Vorher: Prolog, gesprochen von Demoiselle Lindner.

Montag, den 2. Januar. (Auf vieles Verlangen) Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 2. 2. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Beim Anblick dieser Vorbereitungen konnte das junge Mädchen es nicht über sich gewinnen, dem Rathe ihres Befreiers Folge zu leisten und sich zu entfernen; sie ergriff ihren Vater am Arm und hemmte seinen Schritt.

— Er will sich schlagen! rief sie aus; und um meinetwillen, mein Vater, um meinetwillen wagt er sein Leben!

Sie war im Begriff zum Offizier zu eilen; aber die Soldaten hielten sie zurück; der Zweikampf fand daher ununterbrochen statt, aber er dauerte nicht lange.

Kaum hatten die Kämpfer die Degen gekreuzt und einige Gänge gemacht, als der Hauptmann des Fähnleins mit einer leichten Wunde in der Brust zu Boden sank.

— Gut getroffen, rief er aus, gut getroffen! Herr Marquis; Sie sind so geschickt als tapfer. Meine Herren, fuhr er fort, sich zu den Offizieren wendend, Niemand von Ihnen wird sich des Namens des würdigen Capitains erinnern. Bei diesem Handel war das Unrecht ganz auf meiner Seite, und ich möchte unter keinem Vorwande einem so ehrenwerthen Cavalier die geringste Ungelegenheit verursachen.

Er reichte dem Marquis die Hand; dieser stand den Offizieren bei, die den Verwundeten in die Hütte des Bauern trugen, welche von den Soldaten geplündert worden war.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Gitterthor des Schlosses und heraus trat ein schwarzgekleideter Mann, der seine Schritte nach den Kämpfern hinlenkte.

— Meine Herren, sprach er, sich tief vor ihnen neigend, ich bin der Generalprofoß Sr. Majestät in der Normandie. Trotz den königlichen Edikten, welche den Zweikampf bei Todesstrafe untersagen, haben Sie sich geschlagen. Zu meinem Bedauern sehe ich mich genöthiget, den strengen Obliegenheiten meinem Amtes Genüge zu leisten. Belieben Sie mir Ihre Degen zu übergeben und mir Ihre Namen zu sagen.

— Graf Carl von Maurevers, antwortete der Verwundete.

— Marquis Philipp von Senancourt, fügte der Andere hinzu. —

— Herr Graf von Maurevers, Sie sind Gefangener des Königs auf Ehrenwort; sobald es die Heilung Ihrer Wunde gestatten wird, werden Sie sich nach Paris verfügen, um daselbst meine Befehle zu erwarten.

Der Hauptmann verneigte sich.

— Was Sie betrifft, Herr Marquis, so werden Sie mich zum Schlosse Fontaine-le-Henry begleiten. Morgen früh reisen wir zusammen nach Paris, wohin ich nach der mir gewordenen Vorschrift alle in meiner Gerichtsbarkeit über der That angetroffene Duellanten bringen muß. Der König will der Ungebühr dieser Kämpfe, wobei unnützerweise Blut vergossen wird, und welche den Gesetzen der Religion und der Sitten Hohn sprechen, ein Ende machen. Es thut mir wehe, es Ihnen sagen zu müssen, aber ich glaube nicht, meine Herren, daß noch ein Hoffnungsschimmer für Sie übrig bleibt. Ungeachtet Ihrer Jugend, rathe ich Ihnen, ernstlich an Ihre Versöhnung mit Gott zu denken und sich auf jenen Augenblick vorzubereiten, in welchem Sie vor seinem Richterstuhle erscheinen müssen.

Das junge Mädchen vernahm diese Worte mit Entsetzen. Bleich, zitternd und einer Ohnmacht nahe, vermochte sie kaum sich aufrecht zu halten.

Kaum hatte der Generalprofoß zu sprechen aufgehört, als sie zu seinen Füßen niederstürzte:

— Gnädigster Herr, rief sie, gnädigster Herr! wollen Sie einen so edlen und muthigen jungen Mann der Strafe, der Todesstrafe überliefern, weil er ein armes Mädchen und einen schwachen Greis so großherzig vertheidigt hat! Der König kann solch eine Ungerechtigkeit nicht gutheißen. Gnade für den Herrn Marquis, Gnade!

Der Generalprofoß nahm sich kaum die Mühe zu antworten; er wandte sich nach dem Schlosse Fontaine-le-Henry und bedeutete dem Marquis, ihn zu begleiten.

Das junge Mädchen folgte ihren Schritten, Thränen vergießend und unaufhörlich die Gnade des Generalprofoßen anrufend. Erst dann blieb sie stehen, als sie sah, wie das Gitterthor sich grausam vor den Augen der Unglücklichen schloß. Und unter der Last ihres Schmerzes, fast sterbend, sank sie zu Boden. Ein Thränenstrom erleichterte indessen ihre gramerfüllte Brust.

Endlich trocknete sie ihre Thränen, ergriff den Arm des Greises, der den Waarenballen wieder auf die Schulter genommen hatte, und, auf einem Stabe gestützt, stillschweigend auf seine Tochter sah.

— Wir müssen gleich wieder nach Paris gehen, mein Vater, sagte sie.

— Nach Paris! wiederholte der Alte, nach Paris? Wir kommen ja eben daher, mein Kind. Wir haben ja dort unsre Waaren eingekauft, die ich nun in der Normandie zu verkaufen gedenke. Nach Paris! Was wollen wir denn in Paris machen?

— Seine Begnadigung erlangen!

Der Kaufmann schüttelte traurig den Kopf.

— Seine Begnadigung! seine Begnadigung erlangen, Du? Ach! mein armes Kind, dringst Du auch bis zu den Füßen derjenigen, die diese Begnadigung angedeihen lassen können,

so müßtest Du doch tausendmal größeres Ansehen, als Dein Stand mit sich bringt, und mächtige Gönner besitzen, um Deinen Zweck zu erreichen. Nur der König oder der Herr Cardinal von Mazarin haben die Macht, ein Todesurtheil aufzuheben. Aber ihre Paläste öffnen sich der Tochter eines Krämers, eines Juden nicht!

— Ich muß ihn retten, sprach sie, trotz aller Hindernisse. Ja, ich werde ihn retten oder sterben. Es soll nicht heißen, daß Diana ihren Retter feige verlassen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die heutige italienische Oper.

(Schluß.)

Diesen gleichsam aus dem Stegreife hingeschriebenen Betrachtungen — mein zwei und dreißig jähriger Aufenthalt in Italien machte mir sie ziemlich leicht — mögen folgende nicht überflüssige kurze Schlußbemerkungen folgen. Wir Deutsche fordern von der Oper charakteristischen und kontemplativen Gehalt, Originalität, Fantasie, Gedankentiefe, Fülle des Gemüths, gediegenen und gelehrten Satz u. s. w.; der Italiener begnügt sich in der Oper mit hübschen, neuen Melodien, geschmackvollen Kabaletten, schönen Cavatinen und Duetten, hier und da mit dem Harmonischen in Ensemblestücken und einer brillanten Instrumentation. Ersterer beurtheilt die Oper mit dem Ohr, überläßt dabei den Verstand der Metaphysik, und kommt mit dem deutschen Gemüthe in musikalischer Hinsicht nicht ganz überein. Der Italiener wird hierin stets Italiener, der Deutsche stets deutsch bleiben; Klima, Sitten scheinen die nächste Ursache davon zu seyn. Eine unlängst von einem hiesigen Blatte vorgeschlagene Vereinigung beider Schulen, ein sogenanntes juste-milieu, dürfte ebenfalls eine völlige Unmöglichkeit seyn. Mozart's Opere buffe: Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte, zum Theil auch die Zauberflöte und Clemenza di Tito, lassen wohl oft die deutsche Physiognomie durchblicken, aber seine Riesengröße imponirt überall, und das Ganze erscheint mehr, als huldige er seinen im schönen Lande zugebrachten Jugendjahren; die daselbst gepflückten Blümchen waren auch in der That nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine nachherige Schreibart. Aber zugegeben, daß benannte Opern als Maßstab eines solchen juste-milieu gelten sollen: wo findet man die Mozart'schen Genies?... Weigl in Deutschland und Mayr in Italien sind noch die beiden einzigen Componisten, die oft in ihren Opern beide Schulen vereinigten, und bei ihrem Anhören befindet man sich gewissermaßen in Italien und Deutschland zugleich. Dem sehr achtbaren Meister Winter gelang dieß weit weniger. Rossini's Erscheinung auf dem Opernschauplatz hat indeß auf lange Zeit nicht nur Alles über den Haufen geworfen, sondern auch mit seiner sogar leicht nachzuahmenden Musik ein Heer von Maestri erzeugt, die sich's mit dessen Schreibart ziemlich bequem machten, Opern zu componiren. Sonderbar, in dieser seiner zahlreichen Familie war Rossini der Ungeschickteste, jenes Mittel zu treffen; der Mosè (besonders die erbärmliche thematische Behandlung dessen hochgepriesener Introduzione), Wilhelm Tell, sein neuestes Stabat mater beweisen es sattsam. Bellini suchte es vergebens; er war überhaupt schwach im Satz. Mercadante, der seit mehreren Jahren in seinen Opern sich mit Harmonien abrackert, vergißt darüber das Melodische und ist weder Teutoniker noch Italiener. Donizetti, der es, als Mayr's Schüler, am Besten verstände, zeigt sich damit nur allzuselten. Was aber in dieser Hinsicht seit einiger Zeit der Sache das Garaus macht, ist der Umstand, daß, anstatt die alten aber ewig lebenden Heroen Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart zum Muster zu nehmen, man lieber, um ganz modern zu seyn, in der Schule der neuern und neuesten Pianofortehеroen fischt. So gibt es z. B. einen Maestro, dessen Opern und Messen Chopin zu ihrem Liebling haben.

Gerade dieser Umstand erregt bei der musikalischen Zusammenstellung der vorigen und jetzigen Zeiten beider Länder ein wahrhaft unheimliches Gefühl. Noch zur Zeit der Mozart'schen Opernreformation, welch ein Reichthum an guten Opern, Maestri und großen Sängern war nicht damals in Italien? Paesiello, Cimarosa, Guglielmi, Sarti u. A. m. schrieben mitunter sehr viel; ihre Opern waren selbst von einem und demselben Maestro unter sich verschieden, trugen aber alle die ächte italienische Physiognomie und den Styl des Verfassers an sich, so wie z. B. alle Haydn'schen zahlreichen Symphoniemenuetten an sich ganz verschieden, alle aber die Haydn'sche Physiognomie beurkunden; dasselbe gilt überhaupt von all seinen Compositionen, wie auch von den Mozart'schen und Beethovenschen; keine gleicht der andern, jede trägt aber stets das Ich des Meisters an der Stirn. Das waren herrliche Zeiten. Jetzt sieht es aber in beiden Ländern ganz anders aus. In Italien ist nicht allein der seinem schönen Klima und seinen Sitten so ganz entsprechende musikalische Styl der vorigen Meister fast gänzlich verschwunden, sondern die jetzigen Zwitteropern gehören einer einzigen Familie völlig ähnlicher Individuen an. Deutschland hat seit dem eben erwähnten ewigen Favorit-Kleeblatt in allen Fächern der Musik zwar tüchtige Meister, aber keine Schöpfer mehr erzeugt, und poetische Pianofortemusik wie sie oft Mozart und Beethoven schrieb, dann und wann noch Spohr liefert, vermißt man heut zu Tage ebenfalls. Italien hat also seine ehemalige Opernphysiognomie größtentheils verwischt, während in Deutschland die Pianofortemusik hyperromantisch geworden ist.

Recapitulation. Die wahre Charakteristik der italienischen Oper des letzten Decenniums ist das bleischwere Einerlei. In den ersten Jahren der vorhergegangenen zwanzigjährigen Rossini'schen Epoche wirkten noch Mayr, Generali, Pavesi, Mosca, Orlandi, Coccia u. A., die sowohl unter sich als mit der neumodischen Musik nicht das Mindeste gemein hatten, aber ächt italienisch schrieben; der Pesareser schrieb nach seiner Art, oft originell, und interessirte auf eine Zeit selbst den Kenner. In der so eben verwichenen zehnjährigen Epoche behielt die Oper überhaupt noch immer die Rossini'sche Physiognomie, nahm dabei aber insbesondere einen theils klagend-weinerlichen, theils ekelhaft-süßlichen, mitunter lasciven Anstrich an, und steigerte das Schreien der Sänger und den Lärm der Instrumente auf's Höchste. Stehe aber auch die Oper jetzt auf der niedrigsten Stufe, der Mehrzahl gewährt sie immer, vornehmlich in Italien, eine gewissermaßen unentbehrliche Unterhaltung; für den gebildeten, besonders deutschen Musiker, hat sie keinen Reiz mehr. Liefern auch Donizetti, Mercadante, Pacini, Ricci, Verdi in ihren Opern einzelne gute Stücke, so sind es im Ganzen Perlen mitten im Schwall des leeren Alltäglichen; von Diamanten, die ihr Wasser nach allen Seiten spielen lassen, von Originalität, hoher Fantasie, hoher Kunst u. s. w. ist hier keine Rede. Und da andererseits sogar das Aufführen klassischer Instrumentalmusik, also Symphonien, Ouverturen, Quartetten, Quintetten u. s. w. von Haydn, Mozart, Beethoven, Spohr, besonders ihr guter Vortrag, nicht nur zu den Seltenheiten in Italien gehört, sondern auch in den letzten Jahren daselbst bedeutend abgenommen hat, so bleibt jetzt hier zu Land für den gebildeten Musiker kein anderer wahrer musikalischer Genuß mehr übrig, als das — Lesen der Partituren jener Heroen, welche Lektüre in saecula saeculorum himmlisch bleiben wird.

Tabletten.

*** G. Riesser macht in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Besorgnisse und Hoffnungen für die Stellung der Juden in Preußen" folgende Betrachtung: „Ich habe mich manchmal gern dem Traume hingegeben — möchte er mehr als ein Traum gewesen seyn! — daß dieser so geflissentlich ins Publikum verbreitete, so lange vor seiner möglichen Verwirklichung mit so vieler Oeffentlichkeit — was in allen Fällen dankenswerth bleibt — verkündete Entwurf eine Prüfung gewesen seyn möge, nach deren Resultat man die Reife der Juden zur vollen Aufnahme in den Staatsverband mit allen seinen Rechten, nachdem sie dessen Pflichten längst vollständig erfüllten, ihre Würdigkeit zum ächten, vollen Bürgerthume ermessen wollte. Der Gedanke einer solchen Prüfung wäre fürwahr eines hohen Geistes würdig gewesen, und wenn die Sache so gemeint war, so wird man zugeben müssen, daß die Juden Preußens die Prüfung bestanden haben. Der Vorgang in diesem Sinne gefaßt, erinnert an die schöne Parabel von dem Gotte und dem Arbeiter und der verlorenen eisernen Axt, an deren Stelle der Gott die goldene und die silberne bietet, um den Arbeiter zu prüfen, ob es ihm auch in Wahrheit um nichts anderes als um die Wiedererlangung seines verlornen, schlichten Eigenthums, um das Werkzeug zu redlicher Arbeit im Schweiße des Angesichts, zu thun sey. So, möchte ich glauben, wurde den Juden hier statt des verlornen, schlichten, allgemeinen Rechts, des einfachen Mittels zu redlicher Arbeit für das eigene Wohl und das Wohl der Gesammtheit, mit der gleichen Pflichterfüllung im Frieden und im Kriege, ohne die es kein Recht für den Bürger geben kann und darf, — statt dessen wurde ihnen ein untergeschobenes, schimmerndes Gebilde von Privilegien und Corporationsrechten und bequemer Befreiung von einer ernsten Pflicht geboten. Hätten sie mit kurzsichtiger Selbstsucht nach dem glänzenden Geschenke gegriffen, hätten sie es anerkannt als das geraubte Recht, nach dem sie suchen, um das sie flehen: wahrlich sie hätten verdient, gleich jenem unredlichen Arbeiter, ihr Recht auf immer zu verlieren. Aber sie haben die Probe bestanden; sie haben gezeigt, daß sie nur ein Recht kennen, nur ein Recht suchen, nur ein Recht wollen, das schlichte Recht des Bürgers ohne Zusatz, das mit der Pflicht des gleichen, strengen Gesetzes unzertrennlich zusammenhängende. Nun denn, wir wollen hoffen, daß der prüfende Geist ihnen, wie dem redlichen Arbeiter in der Fabel, das verlorne, das von Anbeginn erworbene, durch Gewalt geraubte Menschen- und Bürger-Recht zurückgegeben wird, nachdem sie dessen schimmerndes Zerrbild verschmäht haben!"

*** (Auszüge aus neueren Wochenblättern.) Im „Aarauer Boten" vom 17. November lies't man Folgendes: Berichtigung. Herr Arnold Wüfly erzählt in öffentlichen Orten, daß er mir nach dem Schützenfeste ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil ich behauptet, er träfe keine Scheibe, und wenn sie so groß wie die ganze Schweiz wäre — dieß ist nicht wahr. Er hat mir keine Ohrfeigen gegeben; ich kann's bezeugen — doch warten ein Paar auf ihn, und auch noch mehr; er darf es nur sagen, wo er sie hin haben will. Veit Rüsteli, Bezirksschreiber. — Im „Schweidnitzer Wochenblatt" heißt es: Schweidnitz, am 10. November: Susanna, denk' an Deinen Schwur, oder Du kennst mich!! C****z. — Im „Elberfelder Jäger", einer Zeitung für Jagdfreunde, erzählt ein Herr Hirsch, daß er dreizehn Sechzehnender an einem Abende geschossen, und wer's nicht glauben wolle, sey ein Tollhäusler! — Wer kann da noch Zweifel hegen! — In der „Lübecker Zeitung" kündigt eine Mad. Garbe ihre Leihbibliothek folgendermaßen an: Da es sich gezeigt hat, daß die neuesten Bücher nichts taugen, so habe ich mir zum Vergnügen des Publikums nur alte angeschafft. Ich mache hierauf vorzüglich die junge Welt aufmerksam. Man liebt jetzt gar nicht mehr so, wie im Lafontaine; so gescheidt spricht jetzt gar Niemand mehr, wie im Kramer, und so tapfer ist Niemand mehr, wie im Spieß, und so Wort gehalten wird jetzt gar nicht mehr, wie im Schulz. Ja, ich behaupte, so gestohlen wird nicht einmal mehr, wie im Meißner. Die Welt liegt im Argen! Zugleich bemerke ich, daß ich auch Briefsteller ausleihe; ich habe den von Heynatz aufgetrieben; ehrenfester Styl, kein Gefasel! Liebende reden darin vom Herzen, nicht vom Gelde; auch besitze ich von Hübner das „Buch vom redlichen Handwerker", und „ehrlichen Kaufmann", und das von Schütz unter dem Titel: „Der wahre Bücherfreund, oder die Kunst, mit Verstand zu lesen." Dieses empfehle ich Allen, die meine Leihbibliothek besuchen; auch gute schwarze Tinte ist bei mir zu haben, und frische Aalpastete, dann der Erasmus Schleicher und der Wachtel-Peter. Einsatz für ein Buch 1 Thaler 4 Groschen. Für den Tag das Lesen sechs Pfennige. Mathilde Garbe, Leihbibliothekistin, Tinte- und Pastetenhändlerin. (N. C.)

*** (Drollige Kriegslist der Engländer in Dschellalabad.) Der zu Kalkutta erscheinende „Hurkaru," ein in Bengalih-Idiom geschriebenes, gehaltreiches Blatt, berichtete kürzlich Folgendes: „Wollt Ihr wissen, wie die tapfern Burschen zu Dschellalabad es anfingen, ihrem Kugelvorrath einigermaßen wieder auf die Beine zu helfen, als derselbe auf die Neige zu gehen anfing, so hört: sie fingen das Ding auf ganz drollige Weise an. Sie verfertigten eine Figur aus Lehm, hüllten dieselbe in einen alten Uniformfrack, setzten ihr einen dreieckigen Federhut auf, beide dem alten tapfern General Sir Robert Sale gehörig und brachten es mittelst Stricken u. dgl. zuwege, daß die Figur, so oft es ihnen beliebte, den Kopf bückte und den rechten Arm aufhob. Diese Figur, die so täuschend verfertigt und ausstaffirt war, daß Jedermann in der Entfernung von nur 120 Fuß sie für eine lebende halten mußte, stellten sie eines hübschen frühen Morgens in voller Parade auf ein Parapet, gerade über dem Fenster, woraus Sale dann und wann heraussah, und hinter welchem, dem Parapet nemlich, sich eine hohe Mauer befand. Als es heller wird, erblicken die Belagerer die Figur, halten dieselbe in der weiten Entfernung für den Commandirenden, welcher, wie sie wußten, in dem Hause residirte, und beginnen sofort auf dieselbe zu feuern. Je heißer und erpichter die Afghanen feuern, desto kaltblütiger und zuvorkommender bückt sich und winkt das Männlein. Der Spaß wurde mehrere Tage nach einander wiederholt, und diese ganze Zeit hindurch wurde „der tapfere General" nur von Einer Kugel leicht gestreift. Die Afghanen hielten sich endlich steif und fest überzeugt, Sale müsse ein Hexenmeister seyn, dem keine Kugel etwas anzuhaben im Stande sey. Um ihnen diesen, den Belagerten, sehr ersprießlichen Wahn nicht zu benehmen, wurde die Sache endlich unterlassen, welche ihnen jedoch viele Hunderte von Kugeln einbrachte, die alle Abende aus der Mauer, worin sie meist eingeschlagen hatten, genommen und dann mit dem besten Effect den Einsendern zurückgeschickt wurden.

*** (Der Nürnberger Luftschiffahrer und das Münchener Tageblatt.) Im Münchener Tageblatte lies't man folgende interessante Neuigkeit: Bekanntlich hat der Nürnberger Luftschifffahrer mit einem Ballon eine Fahrt nach den höhern Regionen angetreten. Er steckt nun bereits 4 Wochen in der Höhe, ohne daß man eine genaue Spur hatte, wohin er gerathen, bis ihn endlich Herr Professor Gruithuisen dieser Tage im Monde beobachtete. Er wird schwerlich auf die Erde wieder zurückkehren.

Fliegende Blätter.

Von Dr. Wieſt.

I.

Wiesbaden, 28. Dezember 1842.

Die ſtille Weihnachtsfeier mit ihren lauten geſchäftigen Vorbereitungen iſt vorüber und was uns großen Kindern der liebe Himmel beſcheerte, wird leider erſt klar, wenn die nächſte Zukunft ſchon wieder die fromme Begeiſterung des Augenblicks verſchlungen hat. Wir große Kinder hoffen auf ein allgemeines deutſches Chriſtfeſt in der nächſten Zukunft; wir hoffen, daß die großen Lichter der deutſchen Gegenwart keine täuſchenden Irrlichter ſeyn werden; wir hoffen, daß die geſammte deutſche Zukunft ein einziger, rieſig aufſtrebender, flammender Chriſtbaum ſeyn wird, an dem für jede deutſche Bruſt eine goldene Frucht als Beſcherung hängen möge. Aber wird uns auch die goldene Kernfrucht des geiſtigen Friedens in den Mund hineinhängen? Naſchen wir nicht zu viel vom Baume der politiſchen Erkenntniß, der uns immer in der Zukunft Speculirenden doch nicht den friſchgrünen Weihnachtsbaum des jugendreinen Gemüthsglückes erſetzen kann! Wie glücklich, wie überreich ſind die Kinder, die in dem heiligen Chriſt den ganzen Himmel des Liebe-verklärten Augenblicks genießen, die noch nicht verdammt ſind, ſich der Zukunft wegen die Augen wund zu ſchauen! Wie glücklich ſind dieſe Kleinen, die im Marzipan-Glück des ſüßen Jugendtraums ſchwelgen, während wir Große den drückenden Stein der politiſchen Weisheit im Magen liegen haben. Wie beneidenswerth ſind dieſe Kleinen, die in Einem Bäumchen mit Flitter und ſüßem Tande und glühenden Kerzchen eine Welt von poetiſchen Ahnungen durchleben, während wir große Kinder in unſerm Brüten über die Zukunft, das Leben, die Welt, den Wald vor Bäumen nicht ſehen, aber nicht vor Chriſtbäumen, ſondern vor Schlagbäumen in Zollfragen, vor Preßbengel-Bäumen in Fortſchritts-Fragen! Was uns der Himmel als allgemeines Gut für dieſe Feſttage ſpendete, es war eine Milde, eine Klarheit, ein Frühlingswehen in den Lüften, das Alles, was da athmete, hinausrief in das Freie, die Geburt des Herrn in der Wiedergeburt der Natur zu feiern. Auch eine artiſtiſche Feier der Weihnachtstage wurde uns geboten. In Mainz wurde Roſſini's Stabat mater am erſten Feſttage im Theater aufgeführt, in Wiesbaden hörten wir den Frühling aus Haydn's Jahreszeiten, die große Baßarie aus der Schöpfung, von Dr. Meyer meiſterhaft vorgetragen, und Beethoven's herrliche Sinfonia eroica, von dem trefflichen Orcheſter, unter Herrn Rummel's gediegener Leitung, mit Vollendung in allen Einzelnheiten ausgeführt. Das Concert spirituel war von Herrn Rummel, in Bezug auf die Auswahl der gegebenen Muſikſtücke, mit wirklich echt-poetiſchem Sinne zuſammengeſtellt. Der Frühling Haydn's, die Arie aus der Schöpfung, die jubelnde Sinfonia eroica, ſie können zarte Symboliſirungen der großen Idee dieſer heiligen Feſttage ſeyn; weniger paſſend ſcheint mir die Wahl des Roſſiniſchen Stabat mater: die düſtere Charfreitag-Paſſionsmuſik an der verklärten Wiege des Gottmenſchen! — Die jovialen Mainzer wußten auch dießmal wieder die ſtille Feier der Feſttage mit dem lauten Gepränge ihres täglichen Feſt-Lebens zu vereinigen. Der Geburtstag Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Heſſen wurde von der Mainzer Bevölkerung, wie von den militäriſchen und ſtädtiſchen Behörden in würdiger feierlicher Weiſe begangen. Ein fröhliches, luſtverklärtes Bankett, ein Erinnerungs-Eſſen, wurde von dem Napoleoniſchen Veteranen-Vereine, an deſſen Spitze der allgemein verehrte Herr Obergerichtsrath Dr. Metz, ehedem Bürgermeiſter der Stadt Mainz, ſteht, am zweiten Feiertage in den geräumigen ſchönen Localitäten des Hôtel Europe veranſtaltet. Dieſes Feſt, welches alljährig am Namenstage des Hrn. Dr. Metz in Mainz gefeiert wird und zu den heiterſten geſellſchaftlichen Berührungen Veranlaſſung gibt, erhielt dießmal noch einen erhöhten Reiz durch die Anweſenheit des allgemein geliebten Herrn Regierungs-Präſidenten von Lichtenberg, der mit ſeinen drei Söhnen, Offizieren in heſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Dienſten, erſchien und deren Souverains, wie der in Mainz ſtationirten Garniſon, jubelnde Toaſte von den alten Napoleons-Streitern ausgebracht wurden. Eine große Anzahl von Fremden hatte ſich für die letztverlebten Feſttage im heitern Mainz eingefunden. Es war ein reges, buntes Treiben in den Straßen der Gutenbergs-Stadt; und daß bei dieſer Gelegenheit die Hotels in Mainz und die zahlreichen Reſtaurations-Localitäten nicht unbeſucht blieben, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hier nur ein hiſtoriſches Factum! Am Nachmittage des zweiten Feiertags waren die Saal-Localitäten zum „Bären" in Kaſtel ſo überfüllt, daß viele Damen den Kaffee ſtehend trinken mußten. Demnach wird in Mainz von der männlichen Welt nicht nur con amore — Steh-Wein, ſondern auch von den weiblichen Weſen — Steh-Kaffee getrunken. Auch in Wiesbaden iſt die Fremden-Frequenz in dieſem Jahre wirklich überraſchend. Täglich treffen noch immer Familien von außen ein, die hier zu überwintern gedenken. Das Hotel „Zais" iſt ganz beſetzt von engliſchen und franzöſiſchen Familien, deßgleichen der „Naſſauer Hof" und Duenſinger's freundlich gelegenes „Hôtel de la promenade". Auch aus der verfloſſenen Bade-Saiſon bemerken wir noch mehrere Fremde von Diſtinction. So weilt hier noch Fürſt Urusoff, deſſen Name in den glänzenden Piknik-Cirkeln der letzten Wiesbadner Saiſon oft mit Auszeichnung genannt wurde. Die intereſſanteſte Erſcheinung in der hieſigen Fremden-Welt iſt aber jetzt unſtreitig die Fürſtin Trubetzkoi, eine imponirende und doch wieder ſtill reizende Perſönlichkeit, die pikanteſte ruſſiſche Frauenerſcheinung, die ich noch je geſehen, in deren Antlitz ſich die ſtarre Kraft des Nordens mit den glühenden Tinten Italien's zur zaubervollen Caprice eint. Dieſe Dame, mit den geiſtvollen, feuerſprühenden Augen, mit der Anmuth und Würde der Präſentation, wird, wo ſie immer erſcheint, die geprieſene lionne du jour, die Löwin der Saiſon ſeyn. — Ein fliegendes Blatt aus dem Wiesbadner Bühnenleben! Binnen einigen Tagen wird die großherzoglich heſſiſche Hofopernſängerin Pirſcher einen Gaſtrollen-Cyclus auf hieſiger Bühne eröffnen. Eine Tänzerin „première qualité", Demoiſelle Louiſe Weiß, eine geborne Stuttgarterin, die aber in Italien und Frankreich die höhere Tanzſchule durchmachte und bis jetzt auf mehreren Bühnen Frankreich's mit glänzendem Erfolg tanzte, wird ebenfalls im Laufe kommender Woche auf hieſiger Bühne gaſtiren. Dem Vernehmen nach, ſoll das ſchwarzbraune Mädchen aus Schwaben für die nächſte Petersburger Saiſon mit 30,000 Silberrubel engagirt ſeyn. Und ohne franzöſiſchen oder italieniſchen Namen — einfach „Louiſe Weiß" — das nimmt mich Wunder! Herr Stritt, der Heldentenor der Wiesbadner Hofbühne, iſt nach Hannover gereiſ't, um daſelbſt Gaſtvorſtellungen auf Engagement zu geben. Statt des Hrn. Stritt hat die umſichtige Oberleitung der hieſigen Bühne den als meiſterhaft gebildet anerkannten Tenoriſten Schunke engagirt, der mit Kraft und Wohllaut der Stimme auch eine vollkommene muſikaliſch-künſtleriſche Bildung beſitzt und zwei Jahre hindurch an der Seite Staudigl's und der Lutzer, mit zu den Zierden der Wiener Hof-Oper gehörte. — Herr Jaslewitz, der brave Barytoniſt des Wiesbadner Opern-Vereins, hat im Laufe der letzten Tage als Don Juan und Zampa auf der Mainzer Bühne gaſtirt und die freudigſte Aufnahme von dem Mainzer Theaterpublikum gefunden. — Heute geben die herrlichen Schweſtern Milanollo ihre zweite Concert-Soirée im hieſigen Theater. Wie dieſe kleinen Violinſpielenden Engel auch hier ſchon in ihrem erſten Concerte begeiſterten, welchen tiefen nachhaltigen Eindruck dieſes Doppel-Wunder der Violine in meinem Herzen zurückließ, darüber ſende ich den verehrten Leſerkreiſen dieſer Zeitſchrift binnen einigen Tagen — ein fliegendes Blatt, natürlich ein duftendes friſches Roſenblatt, vom Hauche poetiſcher Stimmung getragen.

Muſeum.

Das nächſte Muſeum iſt auf Freitag, den 6. Januar, feſtgeſetzt. Die neuen Muſeumskarten für das Jahr 1843 ſind den verehrten Mitgliedern und Abonnenten zugeſendet worden. Alle bis daher nicht eingegangenen Muſeumskarten von 1842 und früheren Jahren ſind forthin ungültig. Wiederholt wird bekannt gemacht, daß Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen werden kann.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 1. Januar. (Zum Erſtenmale) Doctor Wespe, Luſtſpiel in 5 Akten von Benedix. (Preisſtück.) Vorher: Prolog, geſprochen von Demoiſelle Lindner.

Montag, den 2. Januar. (Auf vieles Verlangen) Concert der jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Demoiſelles Tereſa und Maria Milanollo. Vorher geht: Der Hirſch, Luſtſpiel in 2 Abth. von C. Blum. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürſtl. Thurn u. Taxis'ſche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuſter. — Druck von A. Oſterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 3. 3. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Während der Krämer fortwährend alle nur mögliche Gründe erschöpfte, um Diana von ihrem Vorhaben abzubringen, verließ sie ihn plötzlich, schritt kühn durch die Gruppen der Soldaten hin, die ihre Waffen wieder ergriffen hatten und wandte sich mit den Worten an die Offiziere:

— Nicht wahr, meine Herren, es ist nicht unmöglich die Begnadigung des Herrn Marquis von Senancourt zu erwirken?

— Nur durch die Flucht ist Rettung möglich, erwiederte einer der Offiziere. Der Herr Cardinal ließ seine Majestät schwören, keinem Duellanten Gnade zu gewähren. Verwichene Nacht mußten acht junge Edelleute ihren Ungehorsam gegen das königliche Edict mit dem Leben büßen.

— Die Flucht! die Flucht, meine Herren! O Sie werden gewiß nicht zugeben, daß man einen Mann zum Tode führt, dessen Muth so eben der Gegenstand Ihrer Bewunderung gewesen war.

— Wir vermögen nichts für seine Befreiung zu thun, antworteten sie. Dem Generalprofoßen einen Gefangenen entführen, das hieße sein Leben unfehlbar auf's Spiel setzen.

— Großer Gott! so gäbe es kein Mittel für seine Rettung? sprach sie tief erschüttert. Und Sie wären im Stande, ihn ganz aufzugeben?

Sie entfernte sich, Verzweiflung im Herzen; plötzlich kam sie wieder zurück, ging geraden Weges zu den Troßbuben des Fähnleins, meistens heimathlose Menschen, zügellose Taugenichtse, die in Plünderungen und Grausamkeiten die gefürchtetsten Kriegsleute überbieten. Zwei von ihnen nahm sie bei Seite:

— Habt Ihr Lust, hundert Louisd'ors zu verdienen? frug sie dieselben.

— Tausendmal lieber als einen, mein Täubchen, antwortete man ihr.

— Nun denn, Ihr sollt das Geld erhalten, wenn Ihr den Marquis von Senancourt befreien wollt, sobald er diesen Abend das Schloß mit dem Generalprofoß verlassen wird.

— Teufel! Das kann den Hals kosten! Hundert Louisd'or ist nicht viel für ein solches Spiel!

— Wohlan, sagte sie, ein reiches Halsgeschmeide aus ihrem Busen ziehend, diese Edelsteine sind dreimal so viel werth als die Summe, die ich Euch angeboten habe. Befreiet den Marquis und sie sind Euer!

— Und die hundert Louis auch?

— Und die hundert Louisd'or, wiederholte sie mit verächtlichem Lächeln.

— Halt' ein, halt ein, rief der Jude mit dem Ausdrucke des Schreckens beim Anhören dieser Unterredung. Halt' ein, Diana, ich beschwöre Dich, handle nicht so übereilt .... wahrlich! das Halsband ....

— Ueberlege nicht, wenn es sich darum handelt, Alles für ihn zu opfern! sagte sie. Was liegt an ein wenig Gold, wenn das Leben eines Mannes auf dem Spiele steht, ohne dessen Beistand man uns alles geraubt haben und ich verloren gewesen seyn würde! Was wäre Dir von diesem Golde, um das Du feilschest, übrig geblieben, wenn der Hauptmann Dich nicht gegen diese Soldaten vertheidigt hätte?

Der Kaufmann, auf den Diana eine unumschränkte Gewalt auszuüben schien, seufzte tief und schwieg.

— Laßt uns nun über die Art und Weise sprechen, wie der Marquis befreit werden kann, redete Diana die Troßbuben wieder an.

— Das ist ganz einfach. Eine halbe Stunde von hier befindet sich in einem Gehölze ein Querweg, welchen der Generalprofoß unfehlbar einschlagen wird, denn er führt ihn zwei Stunden wenigstens seinem Ziele näher; wir fällen einen Baum und legen ihn quer über den Weg. Der Wagen des Profoßen wird alsdann halten müssen, wir lassen den Marquis aussteigen, ein tüchtiges Pferd halten wir für ihn bereit und — — das Uebrige stellen wir Gott anheim.

— Gut, ganz gut!

— Ich besitze so ein Pferd, fügte einer der beiden Gesellen hinzu; ein unermüdliches Pferd, das zwei Stunden, ohne Athem zu schöpfen, laufen kann. Ich will's Euch geben, denn Verkauf kann man einen für mich so ungünstigen Handel nicht nennen, ich will's Euch geben für elende fünfzig Louisd'ors.

Der Jude fuhr mit zorngeröthetem Gesicht in die Höhe.

— Ihr wollt mir ja den letzten Pfennig aus der Tasche nehmen! murrte er.

— Alle Eure Bedingungen nehme ich ohne Bedenken an, erwiederte Diana. Erfüllt nur Eure Verpflichtungen mit derselben Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit wie ich.

— Seyd unbesorgt, wir halten einem so hübschen Kinde unser Versprechen. Und wer gut zahlt, wird gut bedient.

— So kommt denn; laßt uns gleich die nöthigen Vorkehrungen treffen.

Sie sahen sie mit Erstaunen an.

— Wie? Ihr wolltet dabei seyn und Euch allen Zufällen und Gefahren der Unternehmung Preis geben? Wißt Ihr wohl, daß man Euch gefangen nehmen würde, sobald der Verdacht auf Euch fiele, daß Ihr bei dieser Geschichte betheiliget seyd? Ihr setzt Euer Leben in Gefahr.

— Mein Leben? was liegt daran? Bedachte er sich, das seinige für mich preiszugeben, für mich armes, niedriges Mäd-

chen? Und ich sollte, wenn es ihn zu retten gilt, an eine Gefahr denken, ich, die sein Unglück veranlaßte! O nein, nein! —

— Wohlan denn, setzt Euch zu Pferd und kommt mit uns — die Zeit drängt.

Das junge Mädchen, noch vor Kurzem so ängstlich und schüchtern, trug kein Bedenken, ein wildes Pferd zu besteigen und sich diesen Schurken anzuvertrauen, deren Anblick allein eine Viertelstunde früher ihre Brust mit Angst und Schreck erfüllt haben würde. Sie umarmte ihren Vater und sprach:

— Gehe nach Caen, mein Vater. Wenn der alte Elias nichts von seiner Tochter hört, so wird er zu Gott für sie beten. —

— Ich verlasse Dich nicht, unterbrach sie der Greis. Was ist mir das Leben ohne Dich! Der Tag, an dem Du stirbst, ist auch der letzte meines Lebens. Laß uns gehen.

— Braver Mann, sagte einer der Kriegsknechte, dem Kaufmann auf die Schulter klopfend, das war ein Wort, das fünfundzwanzig Louisd'or für Euch werth ist. Ich liebe solch wackere Leute, und so ruchlos ich auch seyn mag, so gibt's doch in meinem Herzen noch ein Winkelchen, das eine gute Handlung in Bewegung bringen kann. Setzt Euch denn auf einen Klepper und laßt uns von hinnen eilen.

Am Abende desselben Tages, als die Gluth der Sonne nachgelassen und die Nacht bereits einzubrechen begann, fuhr ein Wagen aus dem Schlosse Fontaine-le-Henry, schlug den Weg nach Paris ein und wandte sich, wie die Soldaten richtig vorhersahen, nach dem Querwege, von dem sie gesprochen hatten. Es herrschte tiefe Finsterniß, als der Wagen im Gehölze anlangte.

Mit welcher Gemüthsbewegung vernahm nicht Diana das Geräusch der Räder und die Schritte der Pferde! ihr Herz schlug hörbar, als der Wagen immer näher kam und der Kutscher endlich, aufschreiend vor Zorn und Besorgniß, die unerwartete Wegversperrung wahrnahm, die ihn zu halten nöthigte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer in Alt-Castilien. *)

Von Ad. Lenoir.

Es war die Zeit des Abendessens, und die Familie des Don Gil Mendez war in einem Zimmer des Erdgeschosses versammelt, dessen Fußboden von buntem Marmor eine angenehme Kühlung gewährte. Die Fenster standen offen, und klare Muselingardinen hielten die Myriaden Insecten ab, die sich dumpfsummend in der äußeren lauen Atmosphäre umhertummelten. Der Abendwind, der sich beim Untergang der Sonne erhoben, hatte sich wieder gelegt und es rührte sich kaum ein Blatt auf den Wipfeln der Bäume. Die Luft war mit dem Duft der Blumen geschwängert, welche die Beete des Gartens schmückten und deren köstlicher Geruch auch in die Zimmer des Hauses drang.

Die Beschaffenheit des Mahles würde vor allen diejenigen in Verwunderung gesetzt haben, die sich, wie es häufig der Fall ist, eine verwunderliche Vorstellung von den spanischen Mahlzeiten machen, und meinen, daß Ollas von widerlichem Geruche, und Knoblauchzwiebeln, von welchen eine, wenn gehörig zerschnitten, schon eine ganze Stadt verpesten könnte, nebst ranzigem Oel und Wein in schmutzigen und verpichten Schläuchen die Hauptrolle dabei spielten und als unerläßliche Würze des aufgetischten Fleisches dienten, von welchem sich ein jeder mit seinem Dolche ein Stück abschnitte und es sich statt mit der Gabel, mit den Fingern in den Mund steckte. Wenn dies die wirkliche Lebensweise der Spanier wäre, so würde ihr Speiseregime eben die Mitte zwischen dem der Kosaken und dem der Rothhäute in Nordamerika halten. Aber auf der reichbesetzten Tafel von Don Gil sah man statt der abscheulichen Gerichte, die wir eben genannt haben, nur ein delikates Mahl, das sowohl der Beschaffenheit des Klimas als der vorgerückten Abendzeit angemessen war, und in welchem sich eine verständige Verschmelzung der spanischen und französischen Küche bemerkbar machte. Purpurfarbene und saftige Feigen, goldene Traubenbüschel und majestätische Melonen figurirten unter den verschiedenen Arten von Früchten und Confituren, die, zum Nachtisch bestimmt, an dem einen Ende der Tafel prangten, während mehrere poröse irdene Gefäße, die den Wein kühl wie Eis bewahren, das Produkt der berühmtesten Reben des südlichen Spaniens enthielten.

Es waren fünf Personen, die um den Tisch saßen: Don Gil und dessen Gattin, eine vortreffliche Familienmutter von respectablem Embonpoint; ihre zwei Töchter, ein Paar junge Mädchen von lebhaftem Teint, die, ohne gerade schön zu seyn, doch zwei wesentliche Eigenschaften besaßen, welche bei den Spanierinnen häufig den Mangel von Regelmäßigkeit der Züge ersetzen: schöne Augen und ein bewundernswürdiges Haar. Sie hätten selbst für hübsch gelten können, wenn sie nicht so sehr durch eine Freundin in Schatten gestellt worden wären, die auf einige Zeit bei ihnen zum Besuche war. Ein Anstrich von Traurigkeit, der ihr indessen nicht natürlich war, benachtheiligte zwar den Reiz und den Glanz dieser merkwürdig schönen Dame in etwas; doch konnte sie dessenungeachtet immer noch Ansprüche auf Schönheit mit weit größerem Rechte machen, als Charlotte und Franziska Mendez.

Vamos, Donna Cecilia, rief der muntere Hausherr aus, vamos, senorita mia, es scheint, daß Sie den Erzeugnissen unserer Berge nicht ihr Recht anthun. Erlauben Sie mir, Ihnen von unserem alten Pajarete einen Tropfen einzuschenken; das ist ein wahrer Damenwein, den Männern in der Regel zu süß. Aber, fuhr er dann, sich an seine Töchter wendend fort, wißt Ihr denn nicht die Wolken zu vertreiben, die auf der Stirne Eurer Freundin lagern? Als sie das letzte Mal bei uns war, da war sie doch so allerliebst heiter. Ich möchte sie in der That mit diesem so bleichen und so kränklichen Ansehen nicht wieder zu ihrem Vater zurückkehren lassen: mein alter Freund Requena könnte ja glauben, wir hätten seinem Kinde etwas angethan!"

„An uns soll's nicht liegen, lieber Vater," antwortete Charlotte; „aber an Vorwürfe von Ihrem Freunde brauchen Sie jetzt noch nicht zu denken; wir wollen Cecilie schon hüten, daß noch in langer Zeit keine Rede von ihrer Wiederabreise seyn soll.

— Ja, ja, das glaube ich wohl, antwortete Don Gil, auch hoffe ich, daß es Euch damit gelingen werde. Für den Augenblick habt ihr in dem Plane, unsern lieblichen Gast hier gefangen zu halten, überdem einen mächtigen Beistand in der Anwesenheit der carlistischen Guerillas, die alle Straßen zwischen Miranda und Santander unsicher machen. Erst vor drei Tagen haben sie eine Gesellschaft Reisender angehalten und gänzlich ausgeraubt, ja selbst mehrere derselben mit sich genommen, um für sie auch Lösegeld zu bekommen.

Die Unterhaltung ging nun auf die Gräuel des Bürgerkrieges und auf die von den Carlisten begangenen Räubereien über. Don Gil, der denselben Morgen in Santander gewesen war, hatte dort eine Fülle von Neuigkeiten eingesammelt, die er jetzt zum Besten gab. Die Damen hörten ihm mit Zittern, aber dennoch mit dem Gefallen zu, das sie in der Regel an Bildern des Schreckens zu haben pflegen. Ihre sich stufenweise erhitzende Einbildungskraft versetzte sie bald mitten in die Gefah-

*) Aus dem Journal du Commerce, nach den Hamb. lit. u. krit. Blättern.

ren und Schreckensscenen, deren sämmtliche Incidenzen sie so begierig verfolgten. Endlich, nach einer ziemlich langen und auch nicht wenig übertriebenen, Erzählung von den durch die Banden Cabrera's, die eine unglaubliche Menge Christinos umgebracht, wenn nicht gar gegessen haben sollten, in Arragonien verübten Excesse, brach der Erzähler ab, weil er, und wohl nicht mit Unrecht, annahm, daß sein Auditorium genug davon habe. Don Gil nahm dann ein Stück Maisblatt, und machte sich, indem er es aus einer kleinen eleganten Schachtel mit Tabak anfüllete, die Cigarette daraus, die er allabendlich vor Schlafengehen zu rauchen gewohnt war.

„Gracias a Dios!" sagte die Senora Mendez nach einer langen Pause, die diese würdige Frau gebraucht hatte, um über all das Gehörte nachzudenken, „gracias a Dios! haben wir in diesem friedlichen Winkel Castilien's von diesem schrecklichen Kriege nicht viel zu leiden. Wir können essen, trinken, uns schlafen legen und wieder aufstehen, ohne befürchten zu dürfen, daß wir diesen blutdürstigen Unmenschen in die Hände fallen."

Kaum war aber das letzte Wort aus ihrem Munde, als Don Gil, der seiner Frau gegenüber saß, in ihrer ganzen Person eine der außerordentlichsten Veränderungen vorgehen sah. Das Blut schien ihr aus den Wangen zu weichen, ihre Augen wurden stier und verstört, ihr Mund zuckte, und sie sank, wie von einem plötzlichen Unwohlseyn betroffen, hintenüber an die Lehne ihres Stuhles. Es würde vermessen seyn, wenn man behaupten wollte, daß die, in der Regel recht lebendige, Physiognomie des lebenslustigen Kaufmanns nicht auch eine Veränderung erlitten hätte, als er, den Augen seiner Frau folgend, am Eingange des Zimmers, nur wenige Schritte von seinem Stuhle, einen bis an die Zähne bewaffneten Carlisten bemerkte, dessen Blick ihm so wild als nur möglich erschien. Auf das durchdringende Geschrei, das die jungen Mädchen ausstießen, wurden auch die Vorhänge des einen Fensters bei Seite geschoben, und es drang auf diesem Wege ein dem ersteren völlig ähnlicher, zweiter ungebetener Gast in den Speisesaal ein. Um das Bild vollständig zu machen, hörte man in demselben Augenblicke auf dem Gange das Geräusch von eiligen Fußtritten, das sich in dem ungestümen Herbeirennen eines alten Dieners und dreier Mägde, die gesammte Bedienung von Don Gil, wenn er auf seinem Landhause lebte, auflösete. Sie waren von einem dritten Carlisten verfolgt worden, der, als er mit ihnen die Thürschwelle erreichte, ein in Händen habendes Pistol wieder in den Gürtel steckte. Der Carlist aber, der zuerst erschienen und am Eingange stehen geblieben war, trat jetzt mitten ins Gemach und sagte im artigsten Tone:

„Sie haben nichts zu befürchten, meine Damen, wir wünschen nur mit dem Herrn da, der, wie ich vermuthe, der Herr vom Hause ist, Einiges abzumachen."

Auf die letzten Worte erwiederte Don Gil durch ein beifälliges Zeichen, und durch das artige Benehmen des Carlisten dreister gemacht, fragte er ihn, wenn auch mit einer etwas bebenden Stimme, was er thun könne, um sich den Herren, die ihn mit ihrem Besuche beehrten, angenehm zu machen.

„Das wird Ihnen ein Leichtes seyn, mein Herr," erwiederte der Carlist, und es soll mich freuen, wenn Sie sich gutwillig dazu verstehen, denn Sie werden sich dann selber und auch diesen Damen da große Unannehmlichkeiten ersparen."

Mit diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche, das er Don Gil übergab und dazu sagte:

„Sobald Sie uns die auf diesem Zettel benannte Summe ausgezahlt haben werden, werden wir Ihnen sofort eine gute Nacht wünschen und mit dem Detaschement, das diesen Augenblick alle Ausgänge Ihres Hauses besetzt hält, abziehen."

Don Gil überlief das Blatt, prallte dann zurück, und sagte:

— Das ist eine ungeheure Summe; ich habe nicht den fünften Theil davon im Hause! Sie werden aber auch gewiß etwas davon ablassen.

„Auch nicht einen Heller, Senor, und ich will Sie warnen, nicht mit uns zu spaßen. Sie sind, wie ich glaube, Kaufmann, und haben also wahrscheinlich Correspondenten in Frankreich; sollten Sie nun wirklich außer Stand seyn, uns die ganze Summe baar, in Gold oder Silber, auszuzahlen, so wollen wir für den Rest eine Anweisung auf Bayonne oder Bordeaux annehmen. Aber wehe Ihnen, wenn Sie uns hintergehen wollten! Wenn Ihre Tratte honorirt wird, so dürfen Sie für die Zukunft unbesorgt seyn, sonst aber gebe ich Ihnen die Versicherung, daß unser heutiger Besuch nicht der letzte ist." (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Literarisches.) Die verwittibte Herzogin von Orleans läßt gegenwärtig eine Geschichte des Feldzugs ihres Gemahls in Algier drucken. Diese Geschichte erscheint unter dem Namen von Ch. Nodier, aber der größte Theil des Textes ist aus der Feder des Herzogs von Orleans selbst. Das Buch wird mit zahlreichen Kupfern und Vignetten geschmückt, und ist von der Herzogin zur Vertheilung unter der Armee von Algier bestimmt. — Der preußische Generalauditor Friccius hat so eben eine Geschichte des Krieges von 1813 und 1814 herausgegeben. Dieses Werk wird Aufsehen erregen durch die wichtigen neuen Aufschlüsse, die es in Betreff mancher Vorgänge, insbesondere der Organisation der Landwehre in Preußen, der Schlachten bei Dennewitz, Leipzig ꝛc. gibt, von denen wir bisher theils nur ein verschleiertes, theils wirklich ein falsches Bild gehabt haben, da die Rücksichten der Gegenwart der Geschichtschreibung noch Fesseln anlegten, welche jetzt allgemach fallen. — Von Benedict Dalei sind (im Verlage von Jenni, Sohn, in Bern) „Schwarze Lieder" erschienen. Es wird nicht lange währen, so erhalten wir vermuthlich auch „blutrothe" oder „grasgrüne" oder „veilchenblaue" Lieder, und die deutsche Lyrik trägt wie die Politik bestimmte Farben. — Eine vortreffliche Lectüre ist Fr. Dubois de Montpereux's Reise um den Caucasus, zu den Tscherkessen, Abchasen ꝛc.; von welcher bei Leske in Darmstadt eine preiswürdige Uebertragung erschienen ist. — Zu den besseren Volkskalendern darf und muß mit Recht der von Eyraud in Neuhaldensleben, unter dem Titel: „Gemeinnütziger Volks-Kalender" seit drei Jahren herausgegebene gerechnet werden. Das Nützliche wechselt mit dem Angenehmen, und das Ganze ist ein lobenswerthes Unternehmen. Zudem enthält dieser Volkskalender historische Aufsätze voll von Gediegenheit, unter denen wieder die von Dr. Schneidawind den Preis verdienen. Die Schlachten von Zorndorf im heurigen Jahrgange, und der Ueberfall von Rathenow und die Schlacht von Fehrbellin im Jahrgange von 1841 aus der Feder genannten Historikers, haben bereits verdiente Anerkennung gefunden, und mußten eigens noch abgedruckt werden. — Thiers hat 6 Bände zum Druck in Bereitschaft, und mit kommendem Frühling wird die Hälfte des großen Werkes über das Kaiserreich vom Stapel gelassen, und die Summe von 250,000 Fr. dafür bezogen.

*** (Kunst.) Bertolotto, der Flohbändiger, hat einen Rivalen gefunden. In Paris kündigt ein Herr Fiarenzi aus Genua an, daß er „Ameisen" abgerichtet, ihnen gelernt habe, wie sie in Reih und Glied marschiren, Sturm-

leitern erklettern, und eine Festung, aus Zucker gebaut, zu erstürmen hätten; auch könnten sie auf Commandowort vor einer Feuersbrunst retiriren, und dabei Haferkörner, Brodkrummen und Käseabschnitzeln retten, so daß sie bei dieser Kunst aussähen, wie Menschen, die vor dem Feuer ihre Habseligkeiten „unter den Armen" salvirten!

Aus München.

(28. Dezember 1842.)

Dem Jubelgeräusche unserer Königsstadt bei der Vermählung unseres Kronprinzen, die in ganz Bayern ein mächtig schallendes Echo fand, ist eine Art ehrwürdiger Stille gefolgt, eine Stille, wie sie ein idyllisches Glück in seinem Gefolge hat, wie man sie ungefähr im Paradiese ahnen mag. In der That genießt das neuvermählte Paar in dem paradiesischen Hohenschwangau jene ländlichen Freuden, um die so häufig Fürsten niedrige Erdgeborenen beneiden, in reichem Maaße, und wer freut sich nicht innig über diese gesegnete Vereinigung zweier Günstlinge des Himmels und der Erde. Lüften wir nicht den Vorhang, hinter welchem die alte Burg der Welfen, deren kühne Zinnen wie die nahen Alpenhäupter sich in verjüngtem Stolze emporringen, die süßen Stunden der Honigmonden erblickt. — Das Winterbier ist allseitig gut gerathen und unsere Bürgerschaft also ganz loyal gesinnt. Wir sind arm an Neuem und da sich nicht schickt, vom Wetter zu reden, so spreche ich vom Theater. Wir sahen von zwei einheimischen Autoren eine Oper: „Die Schweden in Prag", Musik von Röder, Text von G. Grötsch. Ersterer ist seit einigen Decennien, als Musik-Direktor in bayerischen Diensten, sein componistisches Talent ließ sich bis in sein sechzigstes Lebensjahr unterdrücken; nur zu einem wirklich gediegenen Oratorium „die Messiade" lieh die Muse ihm Flügel und jetzt stieg auf seine Fantasie eine himmlische Flamme hernieder und entzündete dieselbe zu einer Oper. Eine sehr gediegene Kirchenmusik, ist das Urtheil der Menge, die wir dießmal als Vox dei respektiren wollen. Inzwischen wird eine große und von unserem Personal trefflich exekutirte Bataille geliefert, nach welcher grandiosen Scene der Herr Compositeur jedesmal gerufen wurde, und auch sonst that die scenische Ausstattung ihr glänzend Möglichstes, um das Auge anhaltend zu fesseln. Unsere Intendanz hat die Oper mit einem Prachtaufwande und so namhaften Kosten inscenirt, daß man allseitig darüber einig war, nie einen solchen Pomp von Costümen und Dekorationen an irgend einer deutschen Bühne, ja sogar in Paris, gesehen zu haben. — Lachner hat bei seiner Rückkehr aus Wien hier eine glänzende Aufnahme gefunden. Die fünfzehnte Wiederholung seiner Oper „Catharina Cornaro" hat das Haus in allen Räumen eben so überfüllt, wie es bei sämmtlichen bisherigen Vorstellungen derselben der Fall war, jede Nummer wurde von unserem, bekanntlich nur für das wahrhaft Große und Schöne der Kunst enthusiasmirten Publikum stürmisch applaudirt und Lachner nach dem zweiten Akte mit Jubelsturm gerufen. Mit Recht mag man dem Sujet dieser Oper zu Leibe gehen, welches sehr viel Langweiliges, wie den ganzen vierten Akt, enthält. Um so glänzender aber ist das Verdienst des Compositeurs gerade bei jenen Klippen des Buchs, wo die Musik ihre erhabenste Aufgabe erfüllt. So ist der vielgetadelte vierte Akt am reichsten an wahren musikalischen Schönheiten; der lyrodramatische Aufschwung, jene kunstvolle Malerei der Töne, welche drastisch bei dem Mangel einer fortschreitenden Handlung eingreift, werden nicht blos dem gebildeten Musiker, sondern auch jedem ruhigen Beobachter mehr als kalte Bewunderung entlocken, wenn anders das bessere Gefühl noch nicht von dem sinnlichen Reiz Donnizettischen Klingklangs korrumpirt ist, wenn noch anders das Gemüth reinen gemüthvollen Poesien, keuschen Empfindungen sich zu öffnen vermag, wenn anders das Ohr auf die süßen Schmeicheleien der leichtfertigen italienischen Dirnen leicht verzichtet, weil in der deutschen Brust die reine Flamme der Liebe wohnt, der Liebe zur wahren Schönheit, zum idealen Guten. Wenn ich oft unmuthig unser Publikum tadelte, wo auch nur ein Dutzend Paar Hände Trivialitäten der Kunst in Schutz nahm, so habe ich es jetzt höher achten und so inniger lieben gelernt, da es, das tausendköpfige, wie Ein Mann, zum Enthusiasten an dieser Oper wurde, da es seine Zurechnungsfähigkeit in höherer Sphäre der Beurtheilung so sprechend bethätigte. — Die edle Geschmacksrichtung, welche überhaupt seit wenigen Jahren hier Platz gegriffen hat, mag in demselben Maaße, wie sie als glücklicher Beweis des hier herrschenden Verständnisses der Kunst in ihrer wahren Bedeutung zu betrachten ist, auch denjenigen allen, welche über die Befriedigung des Kunstgelüstes im Publikum zu gebieten haben und, selbst mit Begeisterung für das Edle und Schöne erglühend, ihren echten Sinn durch ihre tüchtige Wirksamkeit ausbreiten, der schönste Lohn ihrer konsequenten Bestrebungen seyn. Selbst bei jener Klasse, die zuerst der französischen Mode huldigt und die welsche Oper, wenn auch nur der Vornehmheit willen, liebt, ist es zum „guten Ton" geworden, Beethoven, Haydn, Mozart, Gluck und alle die klassischen Heroen zu verehren. Die Concerte der k. Hofkapelle, welche nur meist spirituelle, deutsch gediegene Compositionen uns bietet, sind nicht mehr blos von wahren Kunstfreunden, sondern von der ganzen haute volée auf das zahlreichste besucht. Wo hingegen sonst jede neue Oper bei uns anzieht, haben Donizetti's „Lucia di Lammermoor", „Belisario" nur leere Häuser gemacht; letztere Oper hat so eben wieder das Haus ungemein leer gelassen, obwohl Hr. Wild als Alamir seinen Gastrollencyclus eröffnete und die sich bestätigende Kunde vorausging, daß Hr. Wild in dem ganzen Besitze seiner schönen Stimme, wie vor zwanzig Jahren sey. An Bravour- oder vielmehr Coloratur-Sängern fehlt es bei uns durchaus nicht; unsere Dem. Rettich, die eine sehr liebliche, klangvolle Stimme hat, mag in Schule und Kehlenfertigkeit mit den meisten italienischen Philomelen sich messen, unsere Hetzenecker, Hartmann sind nicht minder hervorragend. Aber wir lieben gesunde Nahrung, und das kraftlose italienische und französische Naschwerk ist uns endlich zuwider geworden und so befinden wir uns auch gesünder. (Schluß folgt.)

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ein kleines, schlichtes Wörtchen, stehe ich vor Euch,
Den Kreis der Freunde kann ich nie vermissen! —
Bin nie allein, mich suchet arm und reich;
Fehl' ich, so ist der Freundschaft Band zerrissen.
Ich zeige Ort, Person und Gegenstand,
Ein liebend Herz ist stets mit mir verwandt.

Zweite Sylbe.

Es glaubt der Weise mich stets zu ergründen;
Auch die Grammatik ist mein Heimathland.
Ich bin berühmt, im Schweizerland zu finden,
Und in Amerika bin ich bekannt.
Die Hohen straf' ich, treff' auch Handelsleute,
Gefahr und Tod sind öfters mein Geleite.

Das Ganze.

Ein flüchtig Gut, nach dem so viele streben,
Ein flücht'ger Preis, nach Laune oft vertheilt,
Der Lohn für Thätigkeit, der Stolz im Künstlerleben,
Der Balsam, der so manche Schmerzenswunde heilt:
So kennt Ihr mich: nur meine freie Gabe ehrt;
Erkauft bin ich des Mitleids, der Verachtung werth.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 2. Januar. (Auf vieles Verlangen) Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. Vorher geht: Der Hirsch, Lustspiel in 2 Abth. von C. Blum. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 3. Januar. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Mittwoch, den 4. Januar. (Zum Vortheil der hiesigen Armen) Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, frei nach dem Bulwerschen Roman, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 4. 4. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

In der Verwirrung, welche die Ueberraschung dieses Ereignisses veranlaßte, verließ einer der beiden Männer den Hinterhalt, eilte nach dem Wagen, öffnete den Schlag desselben und flüsterte:

— Herr Marquis, ein gutes Pferd erwartet Sie zwei Schritte von hier. Fliehen Sie.

— Wer Sie auch seyn mögen, erwiederte der junge Offizier mit lauter Stimme, setzen Sie sich meinethalben keiner unnützen Gefahr aus. Ich danke Ihnen für die Zuneigung, die ich Ihnen eingeflößt, aber ich vermag keinen Nutzen daraus zu ziehen. Ich bin Gefangener auf Ehrenwort; dieses Ehrenwort war dem Herrn Generalprofoßen die genügendste Bürgschaft für die Sicherheit meiner Person. Obgleich aber Ihr wohlwollendes Unternehmen erfolglos ist, so wird mein Herz, glauben Sie mir, stets die innigste Dankbarkeit für Sie bewahren.

Die beiden Männer waren entflohen, sobald sie die ersten Worte des Marquis vernommen hatten. Nur Diana hörte Alles, was er sprach, denn des Juden Schrecken war so groß, daß er fast das Bewußtseyn verloren hatte.

Herr von Senancourt stand selbst dem Generalprofoßen und seinen Leuten bei, den Baum, welcher den Weg versperrte, zu beseitigen und nach wenigen Minuten war man im Stande die Reise fortzusetzen.

Diana hörte schmerzerfüllt, wie der Wagen von dannen fuhr; dann ergriff sie die Hand ihres Vaters mit den Worten: Nach Paris! auf, nach Paris, ich muß ihn retten oder sterben!

Elias gehorchte seufzend; ein Seufzer war stets der einzige Widerstand, welchen er den Wünschen des jungen Mädchens entgegenzusetzen pflegte.

Der Weg von Caen nach Paris zählt nicht weniger als fünf und fünfzig Stunden; Diana und ihr Vater legten ihn in drei Tagen zurück. Eine solche Reise würde uns jetzt gewiß nicht schnell, ja ungemein langsam erscheinen: unter der Regierung Ludwig's XIV. aber, in deren Beginn die Ereignisse dieser Geschichte stattfanden, war es ganz anders. Da es noch keine regelmäßigen Posten gab, so bediente man sich seiner eigenen Pferde, um die ganze Reise, die man beabsichtigte, damit zu vollenden. Man mußte daher, man mochte wollen oder nicht, die Nacht in den Wirthshäusern zubringen, um seinen Pferden die nöthige Ruhe zu gönnen.

Diana ertrug in Ergebung den ihrer Ungeduld auferlegten Zwang.

Am dritten Tage endlich, gegen Abend, nahm sie in der Ferne die Stadt wahr, welcher sie so begierig entgegeneilte. In einem der unansehnlichsten Häuser der Straße Geoffroy-l'Asnier nahmen die Reisenden, sobald sie angekommen waren, ihre Wohnung. Eine alte Frau, die auf der Treppe saß, schrie bei ihrem Anblick vor Verwunderung laut auf und rief, die Hände zusammenschlagend:

— Die heilige Martha, meine Patronin, möge mich schützen! und wenn die Schwalben von nun an vor dem Frühlinge eintreffen, soll's mich nicht Wunder nehmen, denn da ist Gevatter Elias und sein hübsches Töchterlein, die wieder nach Paris kommen, das sie erst zwei Monate zuvor verlassen! Doch deßhalb heißt Euch Martine Veron nicht minder willkommen! Es wird Euch doch nichts Schlimmes widerfahren seyn?

— Wir brauchen noch verschiedene Waaren, die wir in großen Parthien schon in den ersten Tagen verkauft haben, erwiederte das junge Mädchen. Wir wollen nun unser Waarenlager ergänzen, dann reisen wir wieder heim.

— Was Euch auch zurückbringen mag, nahm die Wirthin das Wort, Ihr seyd willkommen. Ich räume Euch die beiden Zimmer ein, die nach dem Garten gehen, und die, Gevatter Elias, Eure Tochter Diana, so sehr liebt. Das Abendessen soll gleich bereit seyn. Und dies Abendessen, fügte sie mit einem Augenblinzen — ein Zeichen des Einverständnisses — hinzu, dies Abendessen dürft Ihr unbesorgt verzehren, denn es soll kein Schnittchen Speck dazu gebraucht, und das Fleisch bei Euerm Freunde, dem alten Metzger Samuel, gekauft werden, der seine Ochsen nach israelitischer Weise schlachtet.

Eine Stunde später brachte wirklich Frau Martine das versprochene Abendessen in das Zimmer der Reisenden. Elias sprach den Speisen tapfer zu und ahnte nicht, daß die Wirthin, ihrer Versicherung entgegen, die Sauce des Ragouts mit Schweinefett geschmolzen hatte, und das Fleisch eben auch nicht nach israelitischer Vorschrift geschlachtet worden war. Was Diana betraf, so berührten kaum ihre Lippen die Speisen.

Frau Martine hatte den Juden und Diana verlassen. Das junge Mädchen setzte sich auf die Knie ihres Vaters und liebkos'te mit den niedlichen, schneeweißen Händchen bald den langen grauen Bart, bald die sonnegebräunten Wangen, bald den kahlen Scheitel des Greises.

— Gott wird uns segnen für die Ausübung der Pflichten, die uns die Dankbarkeit auferlegt, so schwer sie auch seyn mag, sagte sie, indem sie in den Augen ihres Vaters Sorge und Unruhe las.

— Jehova erhöre Dich! antwortete der Greis mit seinem gewohnten Seufzer der Ergebung; ich wünsch' es inbrünstig,

aber ich hoff' es nicht. Wir wagen ein Unternehmen, dessen Ausgang traurige Folgen für uns haben kann.

— Der Ausgang wird glücklich seyn, unterbrach ihn Diana, ohne indessen selbst das Vertrauen zu fühlen, das sie dem Kaufmann einzuflößen bemüht war.

— Wir sind arm und unbekannt. Ich bin ein Jude, den Jedermann verachtet; wohin willst Du, daß wir unsre Bemühungen richten, um einen großen Herrn zu retten, dessen Schicksal in der Hand des Königs liegt?

— David, der arme schwache Hirte, hat den Goliath überwunden und die Stirne Saul's mit dem Diademe geschmückt.

Elias seufzte, antwortete nicht und erhob sich.

— Bevor Du, mein Vater, in Dein Zimmer gehest, möchte ich Dich um Deinen Beistand bitten.

— Wozu? rede.

— Verschaffe Dir morgen früh einen Maulesel mit einem Frauensattel; das Reitzeug muß aber, wenn auch nicht prunkend, rein und gut gehalten seyn. Ich brauch' es, um nach dem Louvre zu gehen.

— Ich werde die beiden Maulthiere miethen.

— Nur eines, mein Vater, denn ich will allein den Versuch wagen, den Marquis zu retten; Du sollst Dich nicht den Beschwernissen und Unannehmlichkeiten desselben aussetzen.

— Der Versuch, mein Kind, ist vielleicht mit Gefahr für Dich verknüpft, deßhalb will ich Dich begleiten; der Schutz eines alten Juden kann Dir zwar, ich gesteh' es, nicht viel nützen, aber ich werde doch zum wenigsten Dein Schicksal theilen.

— Du hast das edelste Herz von der Welt, rief Diana mit Thränen in den Augen und sich in die Arme ihres Vaters werfend, den sie mit Küssen bedeckte.

— Du bist mein Kind und ich liebe Dich, das ist Alles! erwiederte der Greis. (Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer in Alt-Castilien.

Von Ad. Lenoir.

(Schluß.)

Der arme Don Gil sah ein, daß ein weiteres Reden verlorne Mühe sey; er nahm also, aus der Noth eine Tugend machend, eine Kerze, und ging mit dem Carlisten hinaus, um die Angelegenheit nach seinem Willen abzumachen. Die beiden Gefährten des Letzteren nahmen währenddem an der Tafel, der Thür zunächst, Platz, und richteten einige den Umständen angemessene Gemeinplätze, in welchen sie ihr Bedauern über die durch sie verursachte Beunruhigung aussprachen, an die Damen. Diese waren jedoch zu sehr erschrocken, um anders als sehr einsylbig darauf zu antworten, und so wollte die Unterhaltung nicht recht fließen. Da trat aber eine neue Person auf dem Schauplatze auf, ein vierter Carlist, der beauftragt gewesen war, sich in der Umgegend umzusehen.

„Draußen ist alles ruhig," sagte er beim Eintreten in den Saal, und wenn Ihr bereit seyd, so wird es das Beste seyn, daß wir gehen, wie wir gekommen sind."

Als er nun aber bemerkte, daß mehrere Damen gegenwärtig waren, nahm er mit vielem Anstande seine Boina ab, und da der Schein einer am Plafond hängenden Lampe auf sein Gesicht fiel, so machte ihn diese Bewegung völlig kennbar.

Schon der erste Laut seiner Stimme hatte Cecilia durchzuckt, als sie aber auch die Züge des jungen Offiziers erkannte, da sprang sie, den Namen Arnold nennend, von ihrem Stuhle auf.

„Cecilia!" rief dieser nun seinerseits aus, stürzte auf sie zu, und schloß sie in seine Arme.

Das war ein Auftritt, über welchen sich die Senora Mendez und deren Töchter noch mehr scandalisirten, als daß sie sich darüber verwunderten. Auch Arnold's Freunde legten, wenn sie gleich die Freude ihres Freundes theilten, kein geringeres Erstaunen darüber an den Tag. Sie sahen, wie er Cecilia zu einer Fensterbrüstung hinzog, und mit ihr eine Unterredung von einigen Minuten unterhielt, die, wenn auch nur mit gedämpfter Stimme geführt, darum doch nicht minder interessant zu seyn schien. Nach beendigter Unterhaltung raunte Arnold einem seiner Kameraden etwas zu, und seine Geliebte verließ das Zimmer.

In diesem Augenblicke kehrte Don Gil mit dem Carlisten zurück, mit welchem er hinausgegangen war.

„Es thut mir unendlich leid," sagte Letzterer noch, „daß ich mich genöthigt sehe, Ihnen eine weitere Gêne aufzuerlegen; aber wir müssen uns zu sichern suchen, damit wir uns ohne Gefahr zurückziehen können. Sie werden demnach erlauben, daß wir dies Gemach von außen verrammeln, und ich benachrichtige Sie zugleich, daß mehrere von unsern Leuten noch eine Zeitlang unfern dieser Fenster postirt bleiben werden. Lasse es sich demnach keiner von ihnen einfallen, binnen der nächsten Stunde dies Gemach zu verlassen, oder irgend Lärm zu machen: es dürfte Ihnen allen schlecht bekommen. Wenn diese Stunde aber verstrichen ist, dann können Sie sammt und sonders thun, was Ihnen beliebt."

Dem ertheilten Gebote wurde getreulich nachgelebt, und die Stunde war selbst längst vorüber, als die Domestiken noch in Bedenken standen, ob sie schon Hand anlegen dürften, um die Thür wieder frei zu machen. Das Erste, was dann geschah, war, sich nach Cecilien umzusehen; sie war aber nirgends zu finden, auch war der bessere Theil ihrer Garderobe verschwunden, ein Beweis, daß sie, wenn überhaupt, nicht so bald zurück zu kehren gedachte.

Ein so außerordentlicher Vorfall gab natürlich zu endlosen Muthmaßungen Anlaß, und die drei Damen zerbrachen sich trotz der Erschöpfung, welche ihnen die Aufregung des Abends verursacht hatte, noch lange den Kopf darüber, ehe sie sich in ihr Schlafgemach zurückzogen. Don Gil aber beorderte für den andern Morgen ein gesatteltes Pferd, und ritt sehr zeitig fort, Santander zu. Von dort wurden gleich nach seinem Eintreffen eine Menge Detaschements entsandt, um die Carlistenbande zu verfolgen, die, wie er ausgesagt, sein Haus überfallen und ihn beraubt hatte; jedoch vergebens, auch war in allen Dörfern und Weilern rings umher nichts von Carlisten gesehen noch gehört worden. Da nun auch um die Wohnung von Don Gil keine der Spuren, wie sie eine irgend zahlreiche Truppe stets hinterläßt, zu finden war, so meinten Manche, Angst und Schrecken möchten den guten Mann wohl mehr Räuber haben erblicken lassen, als wirklich da gewesen wären.

Nach einiger Zeit hieß es selber zu Santander, es wären sicher keine Carlisten gewesen, die dem Don Gil eine im Verhältniß zu seinem Vermögen ohnehin nur unbedeutende Summe abgenommen hätten, wohl aber Deutsche oder Polen, die, aus französischem Dienst in spanischen Dienst übergetreten, diesen, freilich nicht eben regelmäßigen, Weg gewählt hätten, um zu dem ihnen vorenthaltenen Solde zu gelangen.

Das Erste, was Don Gil that, als er die Detaschements hatte abgehen sehen, welche die vermeintlichen Carlisten verfolgen sollten, war, daß er nach Miranda schrieb, um Ceciliens Vater von deren plötzlichem Verschwinden in Kenntniß zu setzen. Es währte lange, ehe er eine Antwort auf seinen

Brief erhielt, was ihn bei der gestörten Communication jedoch nicht sehr befremdete; dahingegen überraschte es ihn angenehm, als er dann erfuhr, daß Requena Kunde von seiner Tochter hatte, indem er ihm meldete, sie sey von ihren Räubern ausgelöset worden und befinde sich augenblicklich in Frankreich, wo sie in dem Hause eines Freundes von ihm noch eine Zeitlang bleiben werde. Die Senora Mendez schüttelte freilich den Kopf darüber, daß Don Requena's Brief über das unerwartete Erkennen zwischen Cecilia und dem einen Carlisten keinen Aufschluß gab. Einige Wochen später traf indeß ein zweites Schreiben von ihm ein, in welchem er die Verheirathung seiner Tochter mit einem höchst verdienstvollen ausländischen Offizier von guter Familie anzeigte. Ungefähr um dieselbe Zeit stellte auch ein Unbekannter dem Don Gil auf Heller und Pfennig die Summe wieder zu, die ihm in der Nacht von Ceciliens Entführung abgenommen worden war.

Anatomie des Schlafes, oder die Kunst, sich nach Willkür festen und erfrischenden Schlaf zu verschaffen.

Von Dr. Ed. Binns. *)

Dies ist der Titel eines unlängst in England erschienenen, sehr elegant ausgestatteten Buches, das sowohl in Bezug auf Inhalt, wie auf Typographie, ein wahres Kuriosum genannt zu werden verdient. Es ist nämlich vermittelst eines neu erfundenen Instruments gesetzt, das ungefähr die Form eines Fortepiano's hat, die Tasten sind nach dem Alphabet geordnet; werden dieselben berührt, gleichviel, ob von zarten Damenhänden oder von dem Finger eines Kindes, so reihen sich die gewünschten Lettern, ganz eben so, wie nach der üblichen Verfahrungsweise, nur, bei einiger Uebung, viel schneller und korrekter, an einander. — Das auf diese Weise gesetzte Buch läßt nichts zu wünschen übrig, und wenn anders die Anschaffung der Maschine nicht mit zu großen Kosten verknüpft ist, so könnte sehr bald eine Umwälzung in diesem Zweige der Kunst zu erwarten seyn.

Unser Jahrhundert verdient mit Recht den Namen des erfindungsreichen! Man denke sich die gegenwärtig in Berlin ausgestellte Sprechmaschine in den Händen eines schweigsamen Lords und dagegen die Setzmaschine unter den Fingern eines schreibseligen deutschen Literaten! Welche Wohlthat für Beide! Wie unberechenbar die Vortheile für das britische Parlament und die deutschen Leihbibliotheken! Vielleicht kündigt in nicht gar ferner Zeit ein Virtuose à la Liszt Konzerte in der Bücherfabrication an, oder eine Tänzerin à la Elsler berührt mit kecker Fußspitze die Tasten der Sprechmaschine, um dem begeisterten Auditorium eine Erbauungsrede abzutanzen!

Wir überlassen es einer kühneren Phantasie, diese Andeutungen weiter auszuspüren, und gehen näher auf den Inhalt des merkwürdigen Werkes ein.

Schon der Titel ist ungewöhnlich und der seltsamen Entstehung des Buches angemessen. Eine Anatomie des Schlafes! Zwar hätte der Verfasser ganz eben so gut Physiologie, Philosophie oder Theorie des Schlafes sagen können, doch war ihm wahrscheinlich eine Anatomie pikanter. — Dr. Binns giebt zuvörderst eine allgemeine Uebersicht der Physiologie der organischen Wesen, von den Pflanzen anfangend und mit der des Menschen endigend; spricht darauf über die Beschaffenheit und Verrichtungen des Gehirns und erklärt alsdann die Erscheinungen im Gebiete des Lebensmagnetismus, die Zustände der Ohnmacht, Extase u. s. f. — In der Hauptsache giebt er nichts Neues, und nur die hin und wieder eingestreuten Bemerkungen sind originell. So z. B. sagt er, daß die Thiere mehr als die Menschen schlafen; Katzen und Hunde seyen, wie es scheint, im Stande, nach Belieben einzuschlafen; dasselbe bemerkt man bei Blödsinnigen und bei Menschen von untergeordneten Geisteskräften überhaupt; dieses käme daher, weil die Ideen oder Geisteseindrücke bei ihnen so schwach und in so seltenen Intervallen wiederkehrend seyen, daß deren Reihefolge sich aus Mangel an Fortdauer verliere; aus diesem Grunde behielte das Hirn nur das von den äußeren Sinnen ihm zugeführte Bild für den Augenblick; es tritt Müdigkeit ein, Bewußtlosigkeit folgt, und Schlaf, als natürliche Konsequenz der Erschlaffung, wird hervorgebracht.

Aus der Erfahrung, daß Affen weniger als alle andere Thiere schlafen, folgert der Verfasser, daß sie mit „Vernunft begabte Geschöpfe" seyen.

Zum Beweise, wie unentbehrlich der Schlaf sey, führt Dr. Binns auch unter Anderem die Thatsache an, daß einst ein ganzes Bataillon Infanterie während des Marschirens geschlafen hätte!

„Massa ruft Dich!" sagte einst ein Neger zu seinem Gefährten, der neben ihm eingeschlafen war. — „Schlaf kennt keinen Massa!" entgegnete der ermüdete Knabe, und — er hatte Recht. Wir können den Mangel an Feuer, Speise und sogar Getränk viel länger, als den des Schlafs entbehren."

(Schluß folgt.)

*) The Anatomy of Sleep; or the Art of Procuring Sound and Refreshing Slumber at Will. By Ed. Binns, M. Dr. — Churchill.

Tabletten.

*** (Fruchtbare Ehen. Der Graf von Avensberg.) Vor einigen Jahren war Referent in Nieder-Oesterreich Zeuge einer Geburtstagsfeier, bei welcher außer ihm und einigen Bekannten 142 Personen zugegen waren. Das alte, noch ziemlich rüstige Ehepaar war an ein und demselben Monatstage geboren, hatte 32 Kinder zur Welt gebracht, und: „Sämmtliche anwesende 142 Personen waren Kinder, Enkel oder Großenkel desselben!" — Dies erinnert an eine interessante, geschichtliche Anekdote, die vielleicht Manchem nicht bekannt ist, und wohl verdient, aus der Vergessenheit hervorgehoben zu werden: Als Kaiser Karl V. Spanien verlassen hatte, in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt worden war, und sich auf einer Reise nach Regensburg befand, da sah er eines Morgens 25 stattliche Ritter auf milchweißen Schimmeln auf ihn zu sprengen. Sie trugen gleiche Panzer, gleiche Farben und gleichen Helmschmuck, die Visiere geschlossen! Einige Schritte vor ihm hielten sie, und der Führer der 24 schlug das Visier auf. Es war der Graf von Avensberg. „Wir können Euch, gnädigster Kaiser," sprach er, „bei uns zwar nicht die Herrlichkeiten Iberiens bieten, und unser Boden gebiert keine Orangen, aber Ritter wie Eisen, denn unsere Frauen sind brav!" Bei diesen Worten gab er den Rittern ein Zeichen, sie schlugen die Visiere auf, und — Karl erstaunte: ein Gesicht wie das andere, ein Zug wie der andere, nur durch die Jahre unterschieden! „Diese 24," sprach der Graf, „sind meine Söhne, mannbare Ritter, die schon Alle ihre Lanzen gebrochen, und ich (sich stolzer im Sattel erhebend), ich brauche mich noch nicht zu schämen, ihr Führer zu seyn!" Und mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" gab er dem Pferde die Sporen, und sprengte an der Spitze der 24 im gestreckten Galopp voraus, die Ankunft des Kaisers zu verkünden!

*** (Der Firstwein.) So wie es fast allenthalben in Deutschland eine alterthümliche Sitte ist, die Zimmerleute mit

einem sogenannten Firstwein zu bedienen, wenn sie das Gerippe des Dachstuhls glücklich und zur Zufriedenheit des Eigenthümers auf ein Haus gesetzt haben, so besteht auch in Frankreich eine ähnliche Sitte und Regalie. Dem „Univers" zu Folge haben aber jüngst einige Zimmerleute zu Cambray dieses fröhliche Zechgelage in ein physicalisches Experiment umgewandelt, und ein Handwerkfest ganz eigenthümlicher Art gefeiert. Sie spannten nemlich vom First oder Giebel des Daches eine Schnur bis zur Erde herab, und brachten an deren beiden Enden zwei Trichter an. Nun wurde in den obern Trichter Wein gegossen, der tropfenweise an der Schnur hinabglitt und sich im untern Trichter sammelte. Sonach ging die Mundröhre dieses untern Trichters von einer Hand in die andere, bis jeder so viel Flüssigkeit in sich schlürfte, daß die Arbeiter zuletzt Mühe hatten, sich auf den Beinen zu erhalten. Es läßt sich errathen, daß fast die halbe Stadt herbeiströmte, um Zeuge dieses seltsamen Schauspieles zu seyn. (Wiener Zeitschrift für Kunst ꝛc.)

Aus München.

(28. Dezember 1842.)

(Schluß.)

Im Laufe des kommenden Jahres und wahrscheinlich noch in der ersten Hälfte desselben stehen uns wieder drei neue Opern bevor, sämmtlich von hiesigen Compositeuren. So wie nun die Musik hier tüchtige Kämpen findet, so ist seit kaum zwei Jahren eine dramatische Thätigkeit eingetreten, die immer als erfreuliches Streben erwähnenswerth ist. Feldmann, dessen Name bereits auf sämmtlichen deutschen Repertoiren glänzt, hat so eben durch sein „Portrait der Geliebten" mit einem beim Lustspiele beispiellosen Erfolge sich einen neuen glänzenden Weg über alle deutsche Bühnen gebahnt. Das Stück hat außerordentlich viel Witz, treffliche und höchst originelle Situation, man kömmt durch die ganzen drei Akte im buchstäblichen Sinne nicht zu Athem vor Lachen. Dieser fruchtbare Schriftsteller hat nun schon wieder ein neues Lustspiel vollendet: „die Modernen", welches von denen, die es gelesen, als sein komisch und gleichfalls sehr effektvoll geschildert wird. Ein Drama von Fr. Löhle: „Angelika" hat sehr gefallen; das in Versen geschriebene Stück hat einen hohen poetischen Werth, die Diktion ist herrlich, die Charaktere sind größtentheils energisch und mit scharfer psychologischer Kenntniß durchgeführt. Demoiselle Denker hat nun auch noch in der Titelrolle den himmlischen Genius ihrer Kunst mit seinem göttlichen Zauber walten lassen, und so wurde ein Gebilde, das im Gepräge der höchsten künstlerischen Vollendung erschütternden Eindruck erzeugte und der Künstlerin endlosen Beifall und mehrmaliges Hervorrufen erwarb. Diese Woche sahen wir ein Lustspiel von A. Ringler über unsere Bretter gehen, das einen günstigen Succeß hatte und wegen der gründlichen Charakterzeichnung allein schon zu den besseren deutschen Lustspielen gezählt zu werden verdient. Ein anderer junger Dichter, Th. Schmid, wird mit einem sehr gediegenen fünfaktigen Trauerspiele: „Camoens", debutiren, dem ein anderes von diesem geistreichen Dichter, betitelt „Bredislaw", folgen wird. Von Herrn Zanoni (Redakteur des hier so beliebten, trefflich redigirten Tagblattes) werden wir ein sehr pikantes Lustspiel: „Der Friseur", demnächst über unsere Bühne gehen sehen, das höchst komische Charaktere und interessante Situationen enthält. Von Bauernfreund, dessen Lustspiel: „Ein froher Tag", auf mehreren größeren Bühnen mit demselben Glück wie hier gegeben wurde, steht uns ein einaktiges Lustspiel: „Ein Geheimniß" und ein großes, den Abend ausfüllendes: „Der Arzt", bevor. In weiterer Aussicht stehen auch noch von anderen hiesigen Dichtern Stücke von größerer und geringerer Bedeutung, die sämmtlich das Zeugniß von einem erfreulichen Umschwung, oder vielmehr von einem Erwachen der in Lethargie versunken gewesenen einheimischen Muse geben. Leider ist unsere Bühne durch unglückliche Personalverhältnisse in Lösung ihrer Aufgaben gehemmt; Mad. Dahn, welche für die Dauer eines halben Jahres unserer Bühne entrückt ist, Mad. Höllken, welche freiwillig quittirte, sind vor der Hand noch nicht ersetzt. Demoiselle Denker ist die einzige, allerdings sehr mächtige Stütze, die wir besitzen. Der Vielseitigkeit ihres Talents verdankt man es, daß unser Schauspiel sich noch in dieser Weise erhält, daß man nicht bloß Novitäten, sondern auch eine passende Auswahl älterer Stücke bieten kann. So sehen wir sie an einem Abend als Heroine in der Tragödie, am anderen Abend als gemüthliches, oder gar als neckisches Mädchen im Lustspiele, am folgenden Abend als Salondame, oder auch gleichwohl an einem Abend in dem einen Stücke schöpfend aus dem kastalischen Quelle tragischen Geistes, in Gemüth, Geist und Seele schwärmerisch zerfließend, und in dem anderen Stücke lustig kokettirend, modern vornehm konversirend, oder leichtsinnig oder liebenswürdig verführerisch — mit einem Worte: es ist dem Erfahrensten ein Räthsel, wie so viele und mannichfache Gebilde in einem Geist oder einer Seele Aufnahme finden können. Würden wir dieselben nicht so verkörpert, so warm empfinden, so kühn und schön gedacht wahrnehmen, so wären wir versucht, die Künstlerin einem Spiegel zu vergleichen, in welchem alle sich ihm nähernden Erscheinungen widerstrahlen; der Spiegel aber gibt unwirklich kalte Gestalten, die Elemente aber, womit unsere Künstlerin schafft, sind Leben und mit dem Leben Wärme und Geist. So geschieht es, daß Demoiselle Denker den Anziehungspunkt unseres Schauspiels bildet, und das Publikum ihr mit enthusiastischer Verehrung gewogen ist. Welcher scharf psychologischer Auffassung diese Künstlerin fähig ist, bewies sie in letzterer Zeit in der Titelrolle des Drama: „Frau von Lecombats", wo sie in die Tiefen dieses Charakters wunderbar eindrang, und ein Bild gab, das Staunen im höchsten Grade erregen mußte; in demselben Grade ist ihre Lady Macbeth, die wir so eben sahen, eine Schöpfung, die mit der höchsten Verehrung jeden Beobachter erfüllen muß. Eine glückliche Acquisition machte unser Schauspiel in neuester Zeit an Herrn Christen, der als Bonvivant und jugendlicher Liebhaber sehr viel in Anspruch genommen wird, hiefür aber auch bereits im reichen Maaße die Gunst des Publikums genießt. Herr Christen, früher in Wiesbaden angestellt, hat jene Gaben der Natur, die das größte Abmühen künstlerischen Fleißes meist nicht erreichen kann; natürlicher Humor, Lebhaftigkeit, schöne äußere Mittel, wie Gestalt und Organ vereinigen sich mit seiner Bühnenroutine, vorzüglich aber dem Verstande in Auffassung und Studium in Erlernung der Rollen und so mußte es denn natürlich kommen, daß Herr Christen sich beim Publikum insinuirte, um so mehr, da seine meisten Vorgänger im Engagement und Gastspiele nicht glücklich waren. Herrn Quien, ein tüchtiger und bewährter Schauspieler, allein nur ausgenommen. — Die Löwen des Tages sind in diesem Augenblick der Tenorist Wild, welcher viel, aber nicht durchgehends enthusiasmirt, und Herr Carl, welcher gestern den Cyclus seiner Gastrollen als Staberl eröffnete. Schon mehrere Tage vorher waren die großen Räume unseres Theaters praenumerando belegt und am Abend war ein Jubel ohne Ende, der übrigens mehr dem alten Bekannten, dem Liebling der Volksbühne, als dem Künstler galt. Ich werde in meinem nächsten Berichte über diese beiden gleich verjährten, in ihrer Künstlerbahn so von einander abweichenden, bekannten Namen reden. —

Sylben-Räthsel.

Erstes Paar.

Wenn Dich das Erste umfängt, dann welken die Blumen der Freude
Ach! und das blühende Seyn wird Dir ein trostloses Grab.
Doch wenn die heilige Nacht ausbreitet das Zweite voll Sterne,
Und um die blutende Brust heilend und tröstend sich legt,
Hebt Deine Psyche sich leis — mit Schwingen, dem Ganzen vergleichbar,
Wenn es zum schöneren Seyn froh sich der Fessel entrang.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 3. Januar. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Mittwoch, den 4. Januar. (Zum Vortheil der hiesigen Armen) Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, frei nach dem Bulwerschen Roman, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 5. 5. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

II.

Ungeachtet der Beschwerden einer langen Reise verbrachte Diana die Nacht in Schlaflosigkeit und fieberhafter Aufregung. Gleich bei Tagesanbruch stand sie auf, betete lange und inbrünstig zu Gott und kleidete sich alsdann an.

Wie erstaunte Frau Martine, als am Morgen Diana herabkam; niemals, meinte sie, habe das junge Mädchen so hübsch ausgesehen. Sie hatte ihre Feiertagskleider angezogen, und obgleich deren Stoff weder prunkend noch kostbar war, so wußte sie dieselben doch mit so vielem Geschmacke anzulegen, daß sie noch den naiven Liebreiz ihrer Persönlichkeit erhöhten.

Bald darauf erschienen die beiden Maulthiere. Die Wirthin gerieth in neue Verwunderung:

— Heilige Martha, meine Schutzpatronin! Das ist ja eine wahrhaft fürstliche Ausrüstung!

— Wir bringen einem reichen Bürger der Straße Saint-Denis einen Juwelenschmuck, sprach Elias hastig; ich glaubte, man müsse anständig erscheinen, um anständigen Empfang zu finden.

— Ihr habt Recht, Gevatter; da erkenn' ich wieder Eure Geschäftsklugheit und Gewandtheit, sagte die Wirthin; nun denn, viel Glück auf den Weg!

Diana bestieg eines der Maulthiere; ihr Vater stand ihr bei und schwang sich dann mit einer Behendigkeit, die man einem Sechziger nicht zugetraut haben würde, auf das andere.

In unsern Tagen bedürfte man sicherlich keiner Maulthiere, um den kurzen Weg von der Straße Saint-Antoine nach dem Louvre zurückzulegen; zu jener Zeit aber waren viele Straßen noch gar nicht gepflastert; man konnte nicht durch jene Stadtviertel kommen, ohne mit Koth bedeckt zu werden, da noch keine Trottoirs den Fußgängern zum Schutze dienten. Nicht ohne Ungemach erreichten Elias und Diana das Ziel ihrer Wanderung; ersterer ward durch ein stätiges Pferd, welches allem Abmühen seines linkischen Reiters zum Trotz in einer Gosse herumstampfte, von Kopf bis zu den Füßen mit Straßenkoth bespritzt. Diana war glücklicher: durch geschickte Bewegungen erhielt sie die Reinlichkeit ihrer Kleidung unversehrt. Vor dem Thore des Louvres angekommen, stieg sie beherzt von ihrem Maulthiere und wollte eintreten.

Die beiden Schildwachen versperrten ihr den Weg.

— Oho! hier darf man nicht so ohne Weiteres hineingehen, sagte ein langer Schweizer, der trotz seiner sauertöpfischen Miene, die rauhtönende Stimme zu mildern suchte, als er ein so hübsches Mädchen vor sich sah: zurück, zurück, mein schönes Kind!

Elias, der sich genähert hatte, als man seiner Tochter den Eingang verwehrte, entfernte sich wieder ein wenig, indem er die Freundlichkeit der Kriegsleute wahrnahm.

— Ich muß mit dem Könige sprechen, nahm Diana dreist das Wort.

— Glaubt Ihr, das sey so leicht? wenn sich nicht irgend ein vornehmer Herr Eurer annimmt und Euch seinen Schutz verleiht, so werdet Ihr Euch vergebens mühen, um zum Könige zu gelangen.

Ein Unteroffizier, der herbeigekommen war, schalt die Schildwache:

— Seit wann unterhält man sich auf dem Posten? Er geht auf acht Tage ins Gefängniß. Ihr aber, sagte er zu Diana, macht Euch fort, sonst lass' ich Euch von meinen Tambouren mit den Trommelschlägeln fortjagen.

Sie trat näher, und den Unteroffizier grüßend, sprach sie:

— Herr Offizier, da ist ein Goldstück, das Ihnen aus der Tasche fiel; hier nehmen Sie es zurück.

— Hab' ich nicht zwei verloren? fragte der Unteroffizier geschmeidiger, indem er das Goldstück einsteckte.

— Drei, wenn Sie wollen, sagte Elias. Doch werden Sie gewiß diesem jungen Mädchen den Eintritt in den Palast gestatten? —

Der Unteroffizier strich sich den Schnurbart und dachte einige Augenblicke nach.

— Leben oder Tod hängt davon ab! Das Leben eines Mannes, der, wie Sie, Soldat ist, schwebt in Gefahr, fügte Diana schnell hinzu, um der Bedenklichkeit des Kriegers einen günstigen Ausgang zu geben.

— Und wie heißt er?

— Marquis von Senancourt.

— Teufel! dann ist's hohe Zeit; morgen früh soll er hingerichtet werden.

— Großer Gott! rief Diana erbleichend.

— Vorgestern traf er in Paris ein, heute morgen ward er verurtheilt und übermorgen wird er hingerichtet. So will es der König oder vielmehr der Kardinal. Ist das eine Behandlung für einen tapfern Soldaten, der in ehrlichem Kampfe den Degen gezogen! so verfährt man gegen Feige und Verräther!

— Sie sehen also, daß ich unverzüglich mit dem Könige sprechen muß.

— Das ist nicht so leicht; doch ich will mit meinem Hauptmanne reden; er ist gutmüthig und überdies mit dem Marquis bekannt; beide dienten in demselben Corps.

Und wirklich sah Diana, wie der Unteroffizier mit seinem Hauptmanne redete. Dieser sprach hierauf mit mehreren an-

dern Offizieren: ein verneinendes Kopfschütteln begleitete die Antwort aller von ihm Befragten.

— Unmöglich! rief der Unteroffizier, nachdem er zurückgekommen war. Verzweiflungsvoll konnte Diana nicht länger ihre Thränen bemeistern.

In demselben Augenblicke wirbelten die Trommeln, die Soldaten griffen zu den Waffen, und eine junge Dame in einem Tragsessel und von einem Gefolge von nur fünf oder sechs Personen begleitet, war im Begriffe, das Louvre zu verlassen.

Diana nahm einen schnellen Entschluß: sie warf sich der Dame zu Füßen und sprach:

— Ich weiß nicht, wer Sie sind, gnädige Frau; aber Sie sind mächtig, Sie haben Zutritt zum König und Sie werden Mitleid mit meiner Verzweiflung haben!

Indem sie diese Worte sprach, klammerte sie sich fest an die Sänfte, damit diese nicht von der Stelle konnte. Die Dame machte den Trägern ein Zeichen, still zu stehen.

— Was verlangst Du von mir, sprach sie, Diana scharf ansehend, mit strengem Tone.

— Gnade für den Marquis von Senancourt durch Ihre Vermittlung bei dem Könige! erwiederte Diana kühn und ohne die Augen vor dem durchdringenden Blicke der Dame niederzuschlagen, denn die Gefahr ihres Beschützers verlieh dem schwachen, schüchternen Kinde diese Kühnheit, diesen Muth.

— Was hat dieser Marquis verbrochen?

— Er hat sich duellirt.

— Dann ist jede Hoffnung eitel. Der König gewährt keinem Duellanten mehr Gnade.

— Aber er schlug sich, gnädige Frau, um mich zu beschützen. Meine Ehre zu retten, mich vor der schändlichsten Mißhandlung zu schirmen, trotzte er den Befehlen des Königs. Wär' es nicht feig, wenn ein Mann, der einen Degen trägt, ein schutzloses Mädchen ohne Vertheidigung ließ?

— Ich kann nichts thun für Deinen Geliebten, sprach die Dame, die nichtsdestoweniger großen Antheil an dem Schmerze Diana's zu nehmen schien.

— Für meinen Geliebten! erwiederte Diana, sich mit Würde erhebend, für meinen Geliebten! Der Herr Marquis hat mich nur ein einziges Mal in seinem Leben gesehen; es war an dem Tage, wo er meine Vertheidigung übernahm.

Die Dame, die ihre Blicke fortwährend auf Diana gerichtet hielt, war in tiefem Nachdenken versunken. Zusammenfahrend erwachte sie aus demselben, als das junge Mädchen sich ihr wieder zu Füßen warf, die Hände faltete und mit Thränen erstickter Stimme flehte:

— Retten Sie ihn! gnädige Frau, retten Sie ihn!

Die Dame bedeutete Diana aufzustehen und näher zu treten; dann neigte sie sich bis zum Rande der Sänfte und sprach:

— Höre mich wohl an, und bedenke, daß alle meine Fragen ernst und wichtig sind.

— Ich höre zu, als ob ich Gottes Stimme vernehme, erwiederte das junge Mädchen.

— Würdest Du wohl, um den Marquis zu retten, den Muth besitzen, allen meinen Befehlen blindlings, und ohne darüber nachzugrübeln, Folge zu leisten? Ich dürfte Dich vielleicht auf schwere, gefährliche Proben stellen; selbst Dein Leben verlang' ich vielleicht. Gelingt es mir, Gnade für den Marquis zu erwirken, so wirst Du mir mit Leib und Seele angehören. Der Vertrag, den wir schließen, ist unauflöslich.

— Ich schwöre, Ihnen unbedingt zu gehorchen, und freudig allen Gefahren Trotz zu bieten, die ich für meine Wohlthäterin zu bestehen haben sollte.

— Wohlan denn. Von diesem Augenblicke an beginnt Dein Gehorsam. Antworte mir. Seit wann bist Du in Paris?

— Seit gestern Abend.

— Kennt Dich hier irgend Jemand?

— Nur fünf oder sechs Personen.

Die Fremde zog die Augenbrauen zusammen und schien nachdenkend und unzufrieden.

— Wer sind diese Personen?

— Zuerst mein Vater.

— Wer ist Dein Vater?

— Ein Hausirer, der gestern Abend mit mir nach Paris kam.

— Und die Andern sind?....

— Frau Martine in der Straße Geoffroi-l'Asnier, die Wirthin zur goldnen Sonne; sodann ihr Mann und die Kaufleute, bei denen mein Vater seine Vorräthe einzukaufen pflegt: Peter Naparlier, der Strumpffabrikant, Nikolaus Gosselin, der Messerschmied....

— Schon gut, schon gut, ich brauche ihre Namen nicht zu wissen, unterbrach sie die Dame, deren Stirne sich wieder aufheiterte. Bedecke Dein Gesicht mit diesem Schleier, kehre nach Deinem Wirthshause zurück, und nimm Dich in Acht, daß Niemand, bevor Du die Straße Geoffroi-l'Asnier erreicht hast, Deine Züge erkenne. In Deiner Wohnung eingeschlossen, erwartest Du meine weiteren Befehle. Die Person, die ich mit dieser Botschaft beauftragen werde, wird zum Zeichen des Einverständnisses, meinen Schleier von Dir zurückverlangen. Du folgst ihr ohne Weiteres, nachdem Du von Deinem Vater Abschied genommen haben wirst.

Thränen glänzten in Diana's Augen.

— Du bist unschlüssig? fragte die Dame. Noch ist es Zeit, unsern Vertrag zu lösen, wenn er Dich reuen sollte.

— Nein, erwiederte das junge Mädchen mit fester Stimme, nein! kein Opfer wird mir für seine Rettung zu schwer seyn.

— So lebe wohl! ich kehre in den Palast zurück, und Du wirst Dich sogleich nach der goldnen Sonne begeben.

Diana küßte die Hand ihrer Wohlthäterin, verhüllte das Gesicht mit dem Schleier derselben und kehrte zu ihrem Vater zurück, den diese lange Unterredung in große Unruhe versetzt hatte.

Hastig hob Elias seine Tochter auf das Maulthier, dessen Zügel er hielt, während Diana mit der Wache des Louvres unterhandelt hatte. Auf dem Wege versuchte er, das arme Kind, das in der lebhaftesten Aufregung zu seyn schien, über das Vorgefallene auszufragen. Diana gebot ihm durch eine Handbewegung Stillschweigen und setzte ihr Maulthier in starken Trab.

In der Straße Geoffroi-l'Asnier angekommen, nahm sie den Schleier herab, damit die neugierige Martine die Veränderung ihrer Toilette nicht wahrnehme und verbarg das kostbare Gewebe in ihrer Tasche.

Beim Anblicke des Gasthauses zur goldnen Sonne sprang sie behend von ihrem Maulthiere herab und sagte zu ihrem Vater, der, der Sparsamkeit wegen, die Thiere selbst dem Vermiether zurückbringen wollte:

— Ueberlaß dies einem Knechte, mein Vater.

Elias seufzte, denn es war, seiner Ansicht nach, eine unnütze Ausgabe, einem Knechte einige Pfennige für eine Dienstleistung zu zahlen, die er selbst zu verrichten im Stande war. Demungeachtet gehorchte er dem Gebote seiner Tochter und folgte ihr in ihr kleines Gemach.

Hier drückte ihn Diana krampfhaft an ihre Brust und ein Thränenstrom floß ihren Wangen herab.

— Mein Vater, rief sie, mein Vater, wir müssen uns vielleicht trennen.

Elias entriß sich ungestüm den Armen Diana's.

Uns trennen! rief er, niemals! niemals! Uns trennen .... ich sollte meine Tochter verlassen, mein Kind, mein

Leben, mein Glück! Was sollte aus mir werden, wenn ich das Schicksal hätte, eine Woche, einen Tag, eine Stunde ohne Dich leben zu müssen?

— Wir müssen uns trennen, wiederholte Diana schmerzhaft.

— Niemals! ich errathe, was Du denkst. Du wirst Gefahren entgegengehen und willst nicht, daß ich sie theile. Was bekümmern mich aber Gefahren, wenn ich sie für Dich bestehe? Ach, mein Gott! Das Leben hat nur Werth für mich, wenn ich Dir alle meine Liebe, meine Zärtlichkeit widmen kann.

— Ach! mein Vater, mein guter Vater, mein Schicksal liegt nicht mehr in meinen Händen!

Sie vertraute hierauf dem Greise, der ihr schwören mußte, das Geheimniß treu zu bewahren, den seltsamen Vertrag, den sie mit der unbekannten Frau eingegangen.

— Nun denn! sagte er, wir können beide die Verpflichtungen dieses Vertrags übernehmen. Statt eines Sklaven wird Deine Herrin zwei besitzen. Ach! sie ahnt nicht, wozu der alte Elias gut ist: die Schlange besitzt nicht mehr Klugheit, der Hund nicht größere Treue als er; er, er würde selbst den Fuchs in List und Schalkheit übertreffen. Du brauchst ihr das nur zu sagen, und sie wird uns nicht mehr trennen wollen.

— Lieber Vater!

— Den Tag, an welchem ich Dich verlassen müßte, siehst Du, würd' ich nicht überleben. So rette denn das Leben dieses Marquis, aber erhalt' auch das meinige!

— Mein Vater!

— Dein Vater! ich bin Dein Vater nicht mehr! ich will's nicht mehr seyn! Du hältst Dich für meine Tochter? Ich, der Vater einer Undankbaren? Jehovah, bewahre mich davor! Du bist nur eine Waise, die ich einer Zigeunerin abkaufte, die Dich Deinen Eltern gestohlen oder als ein ausgesetztes Kind von der Schwelle der Kirche Saint-Landry mitgenommen hatte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie von Kindern in Lumpen gehüllt, umgeben, einen kleinen Knaben an der Hand schleppte und Dich auf ihrem Arme trug. Du weintest und schriest kläglich und Krankheit und Elend hatten Deine Wangen gebleicht und Dich dem Tode nahe gebracht.

— Euer Töchterchen ist sehr krank, fragte ich sie, indem ich das Almosen, um das sie mich flehte, in ihre Hand fallen ließ.

— Krank? erwiederte sie lachend; sagt vielmehr mit dem Tode ringend; sie wird keine zwei Tage mehr leben.

— Wie! sagte ich, der Zustand Eurer Tochter läßt Euch so unbekümmert?

— Es ist ja mein Kind nicht, nahm sie das Wort, ich bin seine Mutter nicht: ich fand's auf der Schwelle einer Kirche.

— Sagt lieber, daß Ihr's gestohlen habt!

Sie lachte wieder.

Nun, wenn ich's nicht auf der Schwelle einer Kirche gefunden habe, so soll man es gleich darauf finden: denn ich bin Willens, es dort hinzulegen. Da mögen's die Hunde fressen oder meinetwegen barmherzige Hände aufheben.

Entrüstet und bewegt sagt' ich:

— Gebt mir das Kind, ich will mich seiner annehmen und versuchen, es dem Leben zu erhalten. So Gott will, soll's meine Tochter werden.

— Ich will's verkaufen und nicht verschenken; wir haben bald Ostern; man sagt, die Juden suchten zu dieser Zeit christliche Kinder, um deren Blut zu trinken und deren Fleisch zu essen.

Ich warf diesem schändlichen Geschöpf ein Geldstück hin, ich nahm Dich in meine Arme, und von diesem Augenblicke an warst Du, den Mißhandlungen der häßlichen Zigeunerin nicht mehr preisgegeben, meine Tochter, mein Augapfel, der Gegenstand der zärtlichsten Pflege und Sorgfalt. Ich habe Dir dies Geheimniß stets verschwiegen, weil ich glaubte, wenn Du's erführest, würdest Du weniger meine Tochter seyn. Nun aber, da Du Deinen Vater zurückstoßest, nun Du ihn verlassen willst, soll Dir auch das Geheimniß nicht länger verborgen bleiben; um Deine Gewissensbisse zu beschwichtigen, kannst Du Dir sagen: ich darf ihn, ohne eine Sünde zu begehen, verlassen, er ist ja nicht mein Vater! —

Diana schlang ihre Arme um den Hals des weinenden Greises und sagte zu ihm:

— Ich liebe Dich nur um so inniger. Wär' ich aber nicht eine Deiner Zärtlichkeit, Deiner frommen Lehren unwürdige Tochter, wenn ich mich nur einen Augenblick besinnen könnte, mein eigenes Glück dem Leben desjenigen zu opfern, der sich um mich zu schützen, ins Verderben stürzte? Hör' mich an: bei dem Namen Gottes, der mich vernimmt, schwör' ich Dir, daß ich meine Gebieterin bitten werde, Dich an den Prüfungen und Gefahren, die mir bevorstehen, Theil nehmen zu lassen. Sie wird mir diese Gnade gewähren!

Gerührt umarmte Elias seine Tochter, trocknete seine Thränen und sagte:

— Recht so, mein Kind; ich verzeihe Dir und liebe Dich um so inniger. (Fortsetzung folgt.)

Anatomie des Schlafes, oder die Kunst, sich nach Willkür festen und erfrischenden Schlaf zu verschaffen.

Von Dr. Ed. Binns.

(Schluß.)

Um unsere Leser zu überzeugen, daß der Verfasser den Schlaf wirklich anatomirt, diene folgende Beschreibung von dem Zustande, der dem Einschlafen vorangeht und der erschrecklich gefährlich klingt:

„Sein Herannahen äußert sich durch ein Gefühl von Muskel-Erschlaffung, die Beine werden müde, die Arme träge in ihren Bewegungen, der Griff der Hand wird kraftlos. Gähnen, ohne daß ein Unterdrücken desselben in unserer Macht steht, folgt oder geht diesem Zustande voran; die Aufmerksamkeit erlischt, so daß die anziehendste Erzählung sie nicht wieder erregen kann, wir werden mürrisch, ja sogar zanksüchtig. Inzwischen beginnen äußere Eindrücke zu verschwimmen. Versuchen wir zu lesen, so fließen die Zeilen in einander, blicken wir vom Lichte auf die Blattseiten, so erscheint die Schrift grünlich und bläulich. Das Gedächtniß verwirrt sich, die Augen werden trübe und verlieren ihr Feuer, während die Augenlider, trotz aller Anstrengung, sich bleischwer senken. Nun erschlafft die Spannkraft der Hals- und Rückenmuskeln und der Kopf fällt willenlos nach vorn über. Doch bleibt noch der Gehörssinn ungeschwächt, wir vernehmen und verstehen die Gespräche unserer Umgebung, wenn wir bereits nicht mehr die Personen und ihre Gesticulationen unterscheiden können. Dann und wann nahen sich uns angenehme Träumereien und verschwinden wieder in immer ruhigerer Stufenfolge: das Gehirn scheint in einem See von friedlichen Träumen zu treiben, ein angenehmes Delirium überwältigt uns, wir wachen nicht länger — wir schlafen."

Große Geister schlafen wenig; um dies zu beweisen, führt der Verfasser John Hunter, Friedrich den Großen, Napoleon und Wellington an. Ferner erzählt er dem großen Boerhave nach, daß ein Student, von der bequemen Theorie ausgehend, die natürliche Bestimmung des Menschen sey der Schlaf, dies dadurch praktisch bewies, daß er von vierundzwanzig Stunden stets achtzehn schlafend hinbrachte, und daher zu-

letzt am Schlagfluß starb. — Wir erfahren ferner, daß De Moivre, als er dreiundachtzig Jahr alt war, täglich regelmäßig zwanzig Stunden schlief; ob diese üble Gewohnheit gleichfalls einen frühzeitigen Tod herbeiführte, wird nicht gemeldet.

Doch besteht das Wichtigste und Lehrreichste im Buche unstreitig in dem hier zum ersten Male veröffentlichten Geheimnisse, nach Belieben einschlafen zu können: dieses Geheimniß wollen wir zum allgemeinen Frommen mit den Worten des Dr. Binns wiedergeben:

„Der Schlaflose wende sich auf die rechte Seite, lege das Haupt bequem auf die Kissen, und zwar so, daß er, wenn man sich eine Linie vom Kopf bis zu den Schultern denkt, genau einen Winkel beschreibt; dann athme er recht tief, mit leicht geschlossenen Lippen auf, dergestalt, daß er so viel Luft, wie nur immer möglich, durch die Nase einzieht. Doch ist dies gerade nicht unumgänglich nöthig, da manche stets durch den Mund Athem holen und dennoch vortrefflich schlafen. — Nach diesem einmaligen, tiefen Athemzuge überlasse man die Lungen ihrer eigenen Thätigkeit, mit anderen Worten: das Athmen sey weder zu lang gehalten noch zu kurz. Jetzt muß die Aufmerksamkeit sich allein auf den Akt richten, mit dem der Patient sich beschäftigt: er muß sich nämlich vorstellen, als sehe er den Athem in Gestalt eines ununterbrochenen Stromes aus seiner Nase ziehen, „und in demselben Augenblicke, wo er im Stande ist, fern von allen anderen Ideen, nur allein daran zu denken, schwinden Bewußtseyn und Erinnerung, Vorstellungskraft schlummert, Phantasie wird schläfrig, der Gedanke ist unterjocht, die Sinne verlieren ihre Empfänglichkeit, das Ganglien-System erhält die Oberherrschaft, und, wie bereits oben bemerkt, man wacht nicht länger, sondern — schläft."

Nach des Verfassers Betheurung hat sich sein Rezept nur bei zwei Personen nicht bewährt, der eine der Inkurabeln war ein berühmtes Mitglied des Oberhauses, und der andere — (hört!) Redakteur eines Morgenblattes. Das widerlegt die Brauchbarkeit des Rezepts eigentlich noch nicht, da Jeder es nur zu gut weiß, daß Staatsmänner und Journalisten gerade nicht auf Rosen gebettet sind und selten ihr Haupt bequem niederlegen können; jedenfalls empfehlen wir die Vorschrift des Dr. Binns unseren Lesern recht angelegentlich zur Selbstprüfung. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Tabletten.

*** (Stockholm, im Dez.) Seit dem 1. Nov. besteht hier neben dem königl. Theater ein Privattheater, von dem bekannten Capitain Lindeberg gegen den Willen der Regierung, oder eigentlich derselben zum Trotze, binnen 7 Monaten begründet. Die erste Vorstellung wurde mit dem Trauerspiele Agne von Ling, also mit einem nationalen, eröffnet. Seitdem hat man meist nur schlechte Stücke gegeben und die Acteurs sind größtentheils erbärmlich; doch ist der Salon hübsch. Weil der Eigenthümer ein Mitarbeiter des Abendblattes und heftiger Antiroyalist gewesen ist, wird die Anstalt von der Opposition möglichst beschützt und die Mängel werden bemäntelt. Weil aber doch einige partielle Anmerkungen nicht gänzlich unterdrückt werden konnten, ist der Capitain wüthend auf seine Freunde losgefahren, und er, der seit 30 Jahren das königl. Theater so oft und so unbarmherzig gegeißelt hat, klagt jetzt über den Mißbrauch der Presse und stellt die sonderbare Forderung auf, daß alle nicht günstigen Bemerkungen über ihn nicht durch den Druck veröffentlicht, sondern an ihn selbst persönlich eingereicht werden sollen. Dagegen fängt das königl. Theater, das bisher, theils durch schlechte Wahl der Stücke, theils durch die unablässigen und systematischen Bestrebungen der Oppositionspresse, die Gunst des Publikums von ihm abzuwenden, in großem Mißcredit und in höchster ökonomischer Bedrängniß sich befunden hat, wieder an sich zu heben, und hat in der letztern Zeit meistens gute Stücke gegeben. — Eine sonderbare und zwar bei uns unerhörte Missethat ist neulich begangen worden. Der berühmte Bildhauer Byström hatte sich ein neues Haus im Thiergarten erbaut, und sein Atelier und Museum standen dem Publikum immer offen. Eines Abends, als er zurückkam, fand er eine Variation seiner schönen Marmorgruppe Juno und Hercules (die er früher für den König und den Grafen Brahe ausgeführt hatte) auf eine gewaltsame Art verstümmelt, indem der Göttin die Unterlippe abgeschlagen war. Er schätzt den pecuniairen Schaden auf 8000 Rthlr. und hat wegen dieser Schandthat, deren Motiv nur Schadenfreude und Neid seyn können, einen gewesenen Lieutenant Namens Hööfenberg in Verdacht, den er auch deßwegen gerichtlich belangt hat, ohne ihn jedoch überführen zu können. (L. A. Z.)

*** (Frankfurt, 4. Januar.) Ein betrübender Vorfall unterbrach die gestrige Darstellung der Oper: „Die Puritaner" schon in dem ersten Aufzuge derselben. Fräulein Rudersdorff, die augenscheinlich mit einem Unwohlseyn kämpfte, welches ihre sonst so schöne Leistung im Part der Elvire natürlich beeinträchtigen mußte, fiel plötzlich mitten im Gesange ohnmächtig zu Boden und ward, nachdem der Vorhang gefallen war, von der Bühne getragen. Die rasche Entschlossenheit des Herrn Kapellmeister Guhr und die Bereitwilligkeit der Fräulein Capitain, die augenblicklich herbeigerufen ward, machten es möglich, den zweiten Akt des „Nachtlager in Granada" als schnellen und genügenden Ersatz zu bieten, und Fräulein Capitain, deren herrliches Talent und unermüdlicher Fleiß die Direktion nie in Verlegenheit lassen, fand bei ihrem Erscheinen die freundlichste und dankbarste Begrüßung von Seiten des Publikums. S.

Füll-Räthsel.

Wenn man die Hülle war, dann nie ein Krieg entstanden,
Zur Fülle aber machte der Krieg schon manches Land.
Und auch als Ganzes kehrte ein Krieger wohl zurück,
Den in dem Krieg betroffen ein widriges Geschick.

Auflösung der Charade in Nro. 3.

Beifall.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 4. Januar. (Zum Vortheil der hiesigen Armen) Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, frei nach dem Bulwerschen Roman, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 5. Januar. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 6. 6. Januar 1843.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Sie sprachen noch mit einander, als die Thüre hastig geöffnet wurde. Eine verschleierte Frau trat herein. Sie hatte nicht nöthig, ihre Züge zu zeigen: Diana erkannte sie auf der Stelle; ihre Haltung und der Ton ihrer Stimme waren hinreichend, um das junge Mädchen erkennen zu lassen, daß ihre Beschützerin vor ihr stand.

— Ich habe mein Versprechen gehalten; bist Du bereit, das Deinige zu lösen? fragte sie.

— Ich erwarte die Befehle meiner Gebieterin, antwortete Diana, indem sie niederkniete.

— Trennen Sie mich nicht von meiner Tochter, stammelte Elias, sich niederwerfend. Ich bin ein gelehriger und treuer Sklave.

Die Unbekannte bedeutete dem alten Manne aufzustehen. Sie betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend und sagte endlich:

— Ich bin es zufrieden; auch Dich will ich in meine Dienste nehmen. Du liebst dieses junge Mädchen und Erfahrungen haben Dein Haupt gebleicht; Du kannst mir zu meinen Zwecken nützlich werden. Folget mir beide.

Einige Minuten waren für Elias hinreichend, um sein Felleisen sorgfältig zu verschließen und eine mit Gold gefüllte Börse zu sich zu stecken.

— Laß dies Gold in Deinem Koffer, sprach die Dame, Du bist treu und gewandt: wirst Du in der Ausführung des Auftrages, den ich Dir zu geben beabsichtige, glücklich seyn, so sollen Reichthümer, selbst für die Habgier eines Juden genügend, Dein eigen werden.

Elias gehorchte, folgte seufzend der geheimnißvollen Unbekannten und stützte sich auf Diana's Arm.

Die Dame verließ die Herberge und erreichte die Straße Saint-Antoine. Elias und Diana gingen einige Schritte hinter ihr her. Auf der Place-royale bedeutete sie Beiden, mit ihr in einen Wagen zu steigen, der in einem dunkeln Winkel hielt. Der Wagen fuhr im Galopp von dannen, ohne daß der Kutscher irgend einen Verhaltungsbefehl von derjenigen erhielt, die dem jungen Mädchen eine Fee, dem Juden ein Dämon zu seyn schien.

III.

Nach einer Fahrt von ungefähr acht Minuten, hielt der Wagen hinter einer großen Mauer, vor einer kleinen Pforte, die sich, sobald das Rollen der Räder nicht mehr gehört wurde, von selbst zu öffnen schien. Ein Diener kam herbei und zog den Vorhang auf, der im Geschmacke der damaligen Zeit den Wagen umschloß.

Die Dame stieg aus, befahl Diana und ihrem Vater, ihr zu folgen und durchschritt einen langen Corridor, welcher nur von dem Lichte einer, von dem Diener getragenen, Laterne spärlich erhellt wurde. Sie kamen endlich in ein abgelegenes Gemach, dessen Thüre die Unbekannte selbst sorgfältig zuriegelte, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sich Niemand hinter derselben befand. Nachdem alle diese Vorsichtsmaßregeln von ihr getroffen worden waren, gebot sie dem Juden und seiner Tochter sich niederzusetzen und fragte, indem sie einige Minuten lang einen durchdringenden und fast strengen Blick auf beide richtete:

— Kennt Ihr mich?

— Nein, gnädige Frau, antwortete Diana augenblicklich mit Freimüthigkeit.

Elias erhob den Kopf und warf einen pfeilschnellen Blick auf die Unbekannte; dann senkte er die Augenlider, gab seinem Kopfe wieder die ihm eigenthümliche, herabgeneigte Haltung und erwiederte:

— Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, gnädige Frau.

— Und für wen hältst Du mich?

Er betrachtete sie argwöhnisch.

— Sprich ohne Umschweife, ich hasse List und Verstellung, sagte sie mit strengem Tone.

— Ich vermuthe, daß Sie mächtig und von hohem Range sind, gnädige Frau.

— Und was vermuthest Du hinsichtlich meines Namens, Vermögens, meines Vaterlandes, meiner Absichten? Errathest Du nichts?

— Nichts.

— Wohlan denn, ich verbiete Dir alle Voraussetzungen, Nachforschungen, alles Grübeln darüber. Du darfst von mir nichts wissen, was Du nicht von mir selbst erfährst, und was ich nicht zweckmäßig erachte, Dir mitzutheilen. Bedenk' es wohl: der Kopf dieses Kindes, das Du zärtlich liebst, bürgt mir für Deinen Gehorsam und Deine Treue.

Elias fuhr bebend zusammen, als die Unbekannte seiner Tochter Namen nannte.

Die Dame wandte sich hierauf an Diana. Nimm, sprach sie, diesen Hut, hülle Dich in diesen Reitermantel und folge mir. Da ist ein ähnlicher Anzug für Deinen Vater.

Sie hüllte sich in einen Ueberwurf von derselben Beschaffenheit, nahm ein Packet Papiere, das auf dem Tische lag, führte den Juden und seine Tochter in den Corridor zurück, durch welchen sie kurz zuvor gekommen waren, und klopfte leise an eine Thüre, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte; nicht weit davon öffnete sich eine andere Thüre. Diana vermochte kaum einen Schrei der Ueberraschung zu

unterdrücken .... sie erblickte den Marquis Philipp von Senancourt, der, vor einem Cruzifixe kniend, inbrünstig betete und sich zum Tode vorbereitete. (Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern Milanollo.

Fliegendes Blatt an eine Freundin.

Von Dr. J. Wiest.

Wiesbaden, 2. Januar.

Theuere Freundin!

Ich möchte Ihnen dieß mein fliegendes Blatt gar so gerne durch die Taubenpost zuflattern lassen — säße ich nur in einer sichern, starkfugigen Arche, die mich, einen heitern, sorglosen Altvater Noah von achtundzwanzig Jahren, auf den schäumenden, klippenbrandenden Wogen der heutigen Concert-Ueberschwemmungen dieser Ton-Sündfluthen, endlich auf ein heiß ersehntes, grünendes Eiland der Concert-Stille hinkutschirte! — Aber Sie wissen, theuere Freundin, daß es uns armen Schriftstellern selten so wohl wird, wie dem biedern, würdigen Noah, der wohl in Wein, aber in keinen Kunst-Artikeln en gros Geschäfte machte, der noch in seiner Arche ein fettes Huhn im Topfe und sogar noch eine Taube zu versenden hatte, und dem der Oelzweig des Friedens sogar in das Haus gebracht wurde, während wir selten auf einen grünen Zweig des Friedens mit der Welt kommen, die doch nur unsere Presse ist, um uns das flüchtige Oel des Geistes, — mitunter auch das beste Blut unseres Herzens — herauszuquetschen. Also wenn Ihnen, theuere Freundin, dieß „fliegende Blatt" durch irgend einen Sturmwind von Briefträger zugeweht wird, können Sie leider nicht das sinnige, tief poetische „Kommt a Vogerl geflogen" mit reizender, Wienerischer Naivetät anstimmen, und das ärgert mich besonders meines fliegenden Blattes wegen, das eigentlich ein Blatt aus der Krone einer Wasserblume ist, hervorgrünend aus der Oceanfläche des modernen Virtuosenthums, und das zu verwelken fürchtet, wenn Sie ihm nicht als Begrüßung wenigstens einen erfrischenden Thautropfen Ihrer herrlichen Stimme entgegenperlen! — Könnte ich Ihnen, theuere Freundin, nur so geistreich und gefühlvoll wie Friederike Bremer schreiben, ich würde Ihnen wissen lassen, daß wir gestern, am ersten Januar 1843, sehr sonderbares Wetter hatten! Was sagen Sie zu dieser Neuheit im neuen Jahre? Außen hatten wir raschwechselnden April, im Zimmer einen gleichförmig durchgeheizten Januar und Abends im Theater einen milden, sonnigen Mai, wie er sich nur in seinen zartesten weichsten Tinten über eine reizende Frühlings-Landschaft Italien's ausbreitet. Sie denken jetzt vielleicht, theuere Freundin: — dem dampft noch der Sylvesternacht-Punsch im Kopfe, ich sage Ihnen aber, mir strömt der Nettaro di Napoli des Genusses, mir rollt die Lava der Kunstbegeisterung durch die Adern, und wenn ich in dem Violinspiele der kleinen winzigen Schwestern Milanollo nur Einen und nicht einen doppelten Mai Italien's sehe und bewundere, so kommt mir das selber wie ein unerhörtes Wunder vor! Ich habe seit langer Zeit in dem Wiesbaden „nach der Saison" keine solche geistige Aufgeregtheit im Publikum wahrgenommen, wie in den drei musikalischen Soiréen, welche die Schwestern Milanollo im hiesigen Theater in gedrängter Folge veranstalteten. Wer in Wiesbaden, in diesem Brennpunkte des wandernden Virtuosenthums der Frühlings- und Sommerzeit, in welchem sich alle Sonnen und Nebelsterne und Irrlichter der Concertgeberwelt concentriren und sich selber gegenseitig in Flammen aufzehren, wer in Wiesbaden, dem — man könnte sagen, Concert-Europamüden — auch nach der Saison noch das gesammte Publikum auf die Beine bringen, in das Theater ziehen und begeistern kann, der muß als Concertgeber die unwiderstehlich mit fortreißende, alle Menschen- und Pferdekraft überbietende Locomotive — Genialität — vorgespannt haben. So war es bei den Schwestern Milanollo im Wiesbadner Hoftheater der Fall! An drei Abenden war das Haus in allen Räumen überfüllt, der Beifall — ein Orkan des Enthusiasmus! Die Blüthe der Wiesbadner Gesellschaft war jedesmal anwesend, und was da Landpomeranziges in den Umgebungen der Quellenstadt blüht, es hatte sich auch eingefunden, um die Wundermädchen anzustaunen, aus dem Lande „wo die Orangen blühen". Neben mir saßen an jenen schönen Milanollo-Abenden ehrfurchtgebietende Stückfässer aus dem Rheingau, die sich in den lautersten unverfälschten 1834r Rüdesheimer-Berg Enthusiasmus auflös'ten, was doch gewiß das dritte Wunder in diesem Doppelwunder-Concert zu nennen ist. Drei Mal habe ich die Schwestern Milanollo gehört, drei Mal habe ich in vollen Zügen von diesen frischspringenden, labenden Bergquellen der musikalischen Poesie geschlürft, es ist mir aber jetzt, als hätte ich glühende Naphta getrunken, als hätte ich das ganze todte Meer mit seinem Salzwasser ausgeschlürft, denn ich bin jetzt noch viel durstiger nach Milanollo's geworden, denn in meinem Mark brennt jetzt ein völliger Sahara-Wüstendurst nach dem Violin-Labetrank der beiden Heben — Teresa und Maria Milanollo! Nennen Sie mich, theuere Freundin, meinetwegen einen kunstenthusiastischen Narren, einen süßen Schwärmer, einen überspannten Himmelstürmer und Bilderstürmer des poetischen Ausdrucks, oder wie Sie immerhin mich nennen wollen, aber hören Sie selber zuerst die Milanollo's, und mögen Sie nun als George Sand, oder Gräfin Hahn, oder Amalie Schoppe an mich über diese kleinen Violinspielenden Liebesgötter schreiben, Sie werden mit der Bewältigung des stylistischen Ausdruckes zu kämpfen haben. — Als ich die beiden Schwestern zum ersten Male hörte, konnte ich in dieser Mischung von Rührung und freudiger Heiterkeit über die äussere Erscheinung der beiden holden Kinder, zu gar keinem ruhigen Kunstgenuß gelangen. Sie haben doch schon, theuere Freundin, auf den großen Altar-Gemälden alt-italienischer Meister, besonders in Himmelfahrten und Verklärungen der Madonna, die englischen Heerschaaren gesehen, wie sie auf Harfen, Flöten und Violinen musiciren? Sehen Sie, aus einem solchen buntgeflügelten, lichtumflossenen Himmels-Orchester scheinen mir die Schwestern Milanollo herausgerissen! Auf jenen herrlichen Gemälden der italienischen Künstler haben mich aber eben diese kleinen Engelserscheinungen mit der Violine in der Hand immer sehr gestört, haben mich immer an das mechanische Geschärr unserer Orchestergeiger erinnert, die mit dem einem Auge nach den geöffneten Himmeln der heiligen Musica und mit den andern natürlichen oder Glasaugen-Blicken nach den Tiefen der Biergläser blinzeln; die Schwestern Milanollo, diese herzige blondlockige Maria, diese sinnige, Gazellenaugige Brünette Teresa, diese — ich möchte sagen — verkörperten Ahnungen von weiblichen Wesen, sie haben mich mit den Violinspielenden Orchester-Seraphim der alten italienischen Maler ausgeföhnt. Zwei I-Pünktchen in der weiblichen Schöpfung tauchen aus dem Hintergrunde der Bühne oder des Concert-Saales empor, man sieht diese I-Pünktchen kaum im Schatten zweier mächtigen Violinen, jetzt leuchtet ein Doppelpaar wundervoller Augen hinter den Notenpulten hervor, jetzt krabbeln eine Menge Finger im Ameisengewirre durcheinander, der Violinbogen hebt und senkt sich bald wie ein stolzer Aar, bald wie eine muntere Lerche in den lauschenden Lüften, und nun entströmen diesen dunkelbraunen hölzernen Kasten — diesen Vio-

linen, süße, zauberhafte Weisen, heitere und wehmüthig-sanfte Kindermährchen, die in jeder Menschenbrust all das eingesargte Jugendglück, all die verblichenen Jugendträume zum neuen frischen Leben wecken müssen. Diese Anschlagzettel-Geburtsscheine mit der stereotypen Tirade von den sechs, acht, zehn oder zwölf Jahren solcher Wunder-Kinder sind mir immer ein Gräuel gewesen — aber bei den Schwestern Milanollo bedarf es keiner solcher Legitimationen auf dem Concertzettel: — hier ist die echte, fromme Kindlichkeit, die sinnige Naivetät, der poetische Dufthauch reinster Jugendlichkeit; — nicht in den niedlichen Zöpfchen und Miniatur-Seidenkleidchen, nicht in dem äußeren Aufputz des Kinderalters zu finden, sondern mit hell leuchtenden Sternenlettern gedruckt im ewig wahren, nie täuschenden Commentare der Menschenseele — im Auge zu lesen! In dem ganzen äußeren Wesen, in der Spielweise dieser Kinder ist nichts von geschminkter Lüge, nichts von forcirter Kunsteintrichterung wahrzunehmen! Der Genius hat hier die Schranken der Zeit weggerückt — und wie ich diese Milanollo-Violinsaiten klingen hörte, fiel mir die äußere Erscheinung dieser Kinder ganz weg — ich hörte nur das Rieseln und Rauschen eines mächtigen geistigen Nervenfluidums, das diese Drahtgespinnste zu so herrlichen lebenden Bildern des Tones umgestaltete! Ich versichere Sie, theuere Freundin, diese Kinder im Flügelkleide der Unschuld, und doch wieder so ganz reif hinausgewachsen über Alles, was eine musikalische Kleinkinderbewahranstalt von Virtuosität bieten könnte, es sind merkwürdige Erscheinungen! Hier, möchte ich sagen, hört alle musikalische Kunstphilosophie im Beurtheilen auf, man könnte, über diese Kinder schreibend, am Ende zum musikalisch-kritischen Hegel werden, das heißt, sich am Ende beinahe selber kaum mehr verstehen. Wenn Sie, theuere Freundin, diese Kinder hören, werden Sie gewiß ausrufen: wo haben diese Wesen, mit der kurzen Spanne Zeit, die sie bis jetzt verlebten, nur die physische Zeit hergenommen, das Alles zu erlernen? — Sie spielen Beriot, Artot, Vieuxtemps, Mayseder, alle die Classiker und Romantiker der Violincomposition, und alle mit gleicher technischer Vollendung; — wo haben sie dazu die Zeit hergenommen? wie haben sie diese riesige große Aufgabe eines ganzen langen Künstlerlebens in den Nußschalen-Raum einiger Kinderjahre hineinzubannen vermocht? „Ja, das ist die Frage!" — könnte man auch ohne Hamlet zu seyn, ausrufen! — Wie kam Teresa Milanollo zu dieser seelenvollen Großartigkeit, zu dieser epischen Breite, zu dieser plastischen Ruhe des Tones? Wie hat sich Teresa Milanollo diesen Noten-mähenden Sensenstrich angeeignet — diesen festen, heldenkräftigen Strich. Doch von keinem deutschen Censor? Wenn diese Teresa Milanollo ein Mal einen musikalischen Rivalen — auf den Strich bekommt, Gnade ihm Gott! Maria Milanollo dürfte vielleicht manchem als ein musikalischer Mechanismus erscheinen, aber sie ist ein sinnvoller, reizender, wunderbar combinirter Mechanismus, der unser Gefühl zu höheren Regionen erhebt und nicht eine musikalisch-Nürnberger Spielereiwaare — wie Leinberger's Luftfahrtapparat, der uns kaum über die Oberfläche des Eindrucks erhebt. Was aber das Bewunderungswürdigste im Vortrage der Teresa Milanollo genannt werden muß — das ist ihre vollendete Art, auf der Violine zu singen. Welch ein Adagio-Gesang, voll der tiefinnigsten, seelenvollsten Rührung! Wie sie das „tu dirai alla sciagurata" aus Bellini's Piraten in Thränen des heiligsten Seelenschmerzes herausrieseln läßt, so kann nur noch Rubini singen. Im Tone, in der Gediegenheit des Striches, in der erschütternden Gewalt und versöhnenden, milden Wehmuth des sentimentalen Gesanges auf der Violine, ist Teresa Milanollo eine wahre, vom innern Gott begeisterte Heldin! Diesen Gesang hat Teresa nicht von Bordogni in Paris, nicht von Micheroux in Mailand gelernt, den hat ihr der milde und doch wieder glühende Himmel Italiens in das Herz geträufelt! — Sehen Sie, theuere Freundin, so entzückten, so begeisterten mich diese Kinder, und doch haben sie mich in dieser geistigen Wollust wieder sehr unglücklich und trostlos gemacht. Haben diese reizenden Kinder nicht den schönen Traum des Jugendglückes vielleicht der schnöden speculativen Mammon-Jagd opfern müssen? Werden diese duftigen poetischen Wesen, diese hingehauchten Erscheinungen ein langes, irdisches Künstlerwallen durchzumachen haben? Werden sie den holden Zauber der Jugendlichkeit — und in diesem sich selber überleben? Gebe Gott, daß ihr Leben ein lachendes, farbiges Blumenleben seyn möge, das ein sanfter Engel einmal in einer friedlichen verklärten Frühlingsnacht pflückt, daß es nicht hinwelke vor der Zeit! Sehen Sie, theure Freundin, diese Gedanken haben mich sehr unglücklich gemacht. — Ich glaube, ich würde verzweifeln, müßte ich einmal der Teresa Milanollo in späteren Jahren, einer riesig-gewachsenen Birch-Pfeiffer mit der Violine in der Hand, begegnen! Ihnen, theure Freundin, die Sie von jeher für alles Hohe und Heilige in der Kunst tief innerlich glühten, Ihnen, wünschte ich, als melodiereiche Introduction für dieses werdende Jahr, als Kunst-Neujahrspende recht bald den überschwenglich reichen Genuß, die Schwestern Milanollo hören zu können, und zwar mit tausend der feinsten innersten Gehörnerven der Seele, damit Ihnen ja auch kein Athemzug dieser Kunstschöpfungen verloren gehe.

Ihr Wiest.

Tabletten.

*** Eine sonderbare Art der Wahrsagerei waren die sogenannten „sortes Virgilianae." Man glaubte nämlich aus dem Virgil sein bevorstehendes Schicksal erfahren zu können, und verfuhr dabei auf folgende Weise. Man schlug aufs Gerathewohl den Virgil auf, und merkte sich genau die Verse, welche beim Aufschlagen mit dem Daumen bedeckt waren. Ließ sich nun die so bezeichnete Stelle auf irgend eine Art auf den Suchenden anwenden, so wurde sie als „prophetisch" betrachtet. — In früheren Zeiten wurde Virgil oft auf diese Art consultirt. So soll unter Andern König Karl I. von England in seltsamer Vorahnung seines Todes, den römischen Dichter zur Hand genommen und folgende bekannte ominöse Stelle im vierten Buche der Aeneide getroffen haben: „Sed cadat ante diem: mediaque inhumatus arena." Aeneid. lib. IV, 620. Der König befand sich damals als Gefangener in Carisbrooke, es war im Jahre 1648; und sein Sohn, der Prinz von Wales, welcher sich nach Paris geflüchtet hatte, und um seinen Vater sehr in Sorge war, soll ebenfalls zu den „Sortes Virgilianae" seine Zuflucht genommen und, wie ein gleichzeitiger englischer Historiker ganz ernsthaft erzählt, dieselbe ominöse Stelle getroffen haben! — Daß der König solchen abergläubigen Ideen Raum gab, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß viele große Männer jener Zeit, wie z. B. Wallenstein, von dem grassesten Aberglauben beherrscht wurden. Schrieb doch König Jakob I. von England ein ausführliches Werk über Dämonologie!

*** (Noch etwas vom deutschen Schauspiel.) Unter dieser Aufschrift bringt das „Morgenblatt" einen Aufsatz, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Die patriotische Stimmung, welche Deutschland seit einigen Jahren ergriffen hat, muß doch mehr seyn, als ein flüchtiger Schauer. Wenn irgend etwas, so spricht hiefür der Umstand, daß diese Stim-

mung selbst die Leute, welche mit dem Deutschthum am allerwenigsten zu thun haben, die deutschen Bühnenregenten mit patriotischen Gewissensbissen angesteckt hat. Diese Haushofmeister der Musen hatten sich längst gewöhnt, im Style der Lakaien großer Herren die deutsche Poesie als Bittstellerin und Querulantin sehr obenhin zu behandeln. Aber auf einmal sind sie höflicher geworden gegen die gute Dame; man findet sie nicht eigentlich schön, aber ihre Lage desto interessanter, man nöthigt sie, Platz zu nehmen, man verspricht, in ihrer Sache Alles thun zu wollen, und nimmt die Bühnenmanuscripte, die sie aus ihrem ungeheuern Reticule hervorzieht, mit einem Respekt entgegen, als wäre ihr in einem Handschreiben Apolls der olympische Orden pour le mérite bei der nächsten Vakanz in Aussicht gestellt. Man hat Preise ausgesetzt auf Originalbühnenstücke, man hat sich aller Orten beeilt, die neuen Dramen aufzuführen, deren Verfasser sich selbst den Preis zuerkennen, und deren jeder sich, wo nicht als den Messias, doch als den Vorläufer eines neuen Bühnenreichs deutscher Nation ankündigt. Was ist dabei herausgekommen? ist dadurch die platt am Boden liegende dramatische Anstalt auch nur einen Zoll gehoben worden? Und wie diese „Novitäten" vom Publikum aufgenommen werden, hat man da auch nur Zeit, zu kosten und zu wägen, ob man ächtes, haltbares Gewächs vor sich hat? Ist es doch, als ob all dieser poetische Most in zerrissene Schläuche gegossen würde. Und ist es nicht gleichviel, welche Flüssigkeit auf die Räder geschüttet wird, wenn das ganze seufzende und knarrende Maschinenwerk dasselbe bleibt?"

*** (Frankfurt.) Der Jahreswechsel brachte uns auch diesmal wieder den anspruchslosen Theater-Almanach des Opernsouffleurs, Carl Oettinger, worin die Leser, außer mannigfachen interessanten Notizen über den gegenwärtigen Stand des Kunstinstitutes, viele hübsche und unterhaltende Mittheilungen finden werden. Im Laufe des vergangenen Jahres wurden 149 Opern- und 134 Schauspielvorstellungen gegeben. Der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen wir besonders einen Aufsatz Eduard Maria Oettinger's (des bekannten humoristischen Schriftstellers): „Spontini", worin der Verfasser für den in der letzten Zeit vielgeprüften, berühmten Komponisten mit glühender Begeisterung in die Schranken tritt.

Anagramm.

Wenn des Sommers laue Lüfte
Ueber bunte Fluren gehn,
Süße Töne, süße Düfte
Schmeichelnd uns entgegen wehn,
Lädt zum dicht belaubten Hain
Lockend uns das Erste ein.

Wenn durch Wolken, wild zerrissen,
Blickt des Mondes bleicher Strahl,
Ossians Lieder uns begrüßen,
Von der Halde, öd und kahl,
Wird ein Name uns vor allen
Aus der Harfe Saiten schallen.

Zu des Südens heißen Zonen
Führet uns das dritte Wort,
Glüh'nde Farben in ihm wohnen,
Stumme Liebe sendet's fort,
Liebchens Aug', das dran sich weidet,
Weiß gar wohl, was es bedeutet.

Einmal noch die Zeichen ändern,
Zur Idylle führt es Dich;
Holder Hirt mit Stab und Bändern
Also nennt vielleicht er sich,
Und die spröde Phillis muß
Spenden ihm den süßen Kuß.

Museum.

Für die nächsten Museumsabende sind die nachstehend bemerkten Großen Musikwerke zur Aufführung bestimmt:

Große Symphonie von Schumann.
Irdisches und Göttliches im Menschenleben; Doppel-Symphonie, für zwei Orchester; von Spohr.
Historische Symphonie von Spohr.
Neueste Symphonie von Mendelssohn-Bartholdy.

Programm des Museums.

Freitag, den 6. Januar.

Große Symphonie von Dr. Schumann.
Göthe und seine Zeit; literaturgeschichtliche Vorträge von Hrn. Dr. Th. Creizenach. (Sechster Vortrag.)
Das blinde Kind an seine Mutter; Gedicht von Lotz; Musik von Proch; gesungen von Fräulein Capitain.
Der Kunstreiter, Gedicht von Maltiz, gesprochen von Hrn. C. Schneider.
Sonate für Clavier und Violine von Beethoven; vorgetragen von den Herren Hiller und Wolf.
Der Wilde, Gedicht von Seume; } gesprochen von Hrn.
Der Schutzgeist, Gedicht von Sydon; } C. Schneider.
Lieder, gesungen von Hrn. Jungmann. (Sehnsucht nach dem Vaterland; und: Liedergruß.)
Jubelouverture, von C. M. v. Weber.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; es wird durchaus Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 5. Januar. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Sonntag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von Benedix.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 7. 7. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Untersberg und Walhalla.

Begrüßung der am 18. Oktober 1842 eröffneten Walhalla.

Von Franz M. Freiherrn Nell.

— — — — monumentum aere, perennius
regalique situ pyramidum altius.
Horatius.

Rühmlich ausgezeichneten Teutschen steht als Denkmal und darum Walhalla, auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er gekommen.

Walhalla's Gründer
Ludwig.

I.

Die Sage.

Im Untersberg, im Marmorgestein
Liegt schlummernd ein Schatz begraben,
Noch drang kein Auge zu ihm hinein
Und Teutschland erfreuen seine Gaben
Erst wenn von der Stelle der Berg sich einst hebt,
Als offener Tempel zum Himmel strebt.

Ein Kaiserschatten hält Wache dort
So meldet die Sage — zu wahren,
Zu hüthen Teutschlands heiligen Hort
Seit sechsmal Hundert Jahren.
Wer je da versuchte verwegen sein Glück,
Den schreckte Friedrich der Rothbart zurück.

Mit blinzendem Aug' hält sorglich er Rast,
Sein Bart um den Marmor sich windet,
Und hat der dreimal den Stein umfaßt,
Erhebt sich der Kaiser, es schwindet
Vom Schatz und vom Wächter der Zauber zugleich —
An allem, was herrlich, zeigt Teutschland sich reich.

II.

Erfüllung.

Es forscht' in Teutschlands tiefester Schmach a)
Der Königserbe an Baierns Throne
Dem Schatze der Teutschen sinnig nach,
Verfolgte — fremder Gewalt zum Hohne —
Gerecht und beharrlich b) sein hohes Ziel,
Bis daß die Corsische Herrschaft fiel.

Der teutschen Kraft und dem teutschen Ruhm'
Der teutschen Kunst und dem teutschen Sinne,
Weiht König **Ludwig** ein Heiligthum
Zu teutscher Einheit Gewinne:
Durch Klenze c) beschwört er auf Donaustauff
Als Tempel den Untersberg hinauf.

Der Schatz ist gefunden der Teutschland schmückt
So lang im Dunkel begraben,
Der Untersberg von der Stelle gerückt
Schirmt Teutschlands edelste Gaben,
Und freudig erröthend d) schließt sein Gestein
Walhalla's erstand'ne Genossen ein.

Der Kaiserschatten entschwebet der Kluft,
Kein Schatz ist mehr neidisch zu wahren,
Er folget wohin ihn **Ludwig** ruft,
Und findet nach sechsmal Hundert Jahren
Sich selbst in Walhalla e), und dort zugleich
Das miterstandene teutsche Reich.

---

a) Worte des Königlichen Gründers der Walhalla im Vorworte zu Walhalla's Genossen.

b) Wahlspruch Königs Ludwig von Baiern.

c) Walhalla's Bau wurde nach des teutschen Palladio Leo von Klenze's Entwürfen ausgeführt; die Marmorbrüche des Untersberg, Eigenthum Sr. Majestät des Königs, lieferten den größten Theil des Materials.

d) Der Prachtsaal im Innern der Walhalla ist mit rothem Untersberger Marmor bekleidet.

e) Kaiser Friedrich der Rothbart fand eine Stelle in Walhalla.

Die teutsche Sage hielt treulich Wort,
Dem Streben der Teutschen und ihrem Hoffen
Hält **Ludwig** zu heil'gem Versammlungsort
Die Pforten Walhalla's offen:
Es thront — Verklärte nur nimmt er auf —
Ein Geister-Reichstag f) auf Donaustauff.

Am teutschen Strom' aus der Lüfte Blau
Vom Giebel herab zur Eintracht mahnend g)
Ragt himmelan der Walhalla Bau,
Und Teutschlands Begrüßung rufet ahnend:
Spät glänze dort **Ludwig** an seinem Platz
Ein leuchtender Demant im teutschen Schatz.

D i a n a.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Die Dame ließ die Papiere, die sie mitgenommen hatte, in die Hand des jungen Mädchens gleiten, indem sie dasselbe zugleich dem Hauptmann entgegenschob. Dieser schaute empor und sagte, die Personen in militärischer Kleidung wahrnehmend:

— Ihr wollt mir gewiß verkünden, daß Alles zur Vollstreckung meines Todesurtheils bereit sey. Wo ist der Graf von Maurevers? Schonungslos trennte man uns in der Bastille von einander.

Er lächelte, als er keine Antwort erhielt.

— Ah, ich verstehe, sagte er, auf dem Richtplatze werden wir uns wiedersehen.

Mit fester Stimme setzte er dann hinzu:

— So laßt uns gehen, meine Herren.

Die Unbekannte zeigte auf die Papiere, welche Diana in der Hand hielt.

— Die Vorlesung des Urtheils? Mein Gott! ich habe sie bereits dreimal gehört. Die Anwesenheit meines Beichtvaters wäre mir lieber: vergebens verlangte ich nach demselben, seitdem mich dieses Gefängniß umschließt.

Die Dame wies von neuem auf die Papiere, nahm sie alsdann, entfaltete sie, und las den Inhalt mit lauter Stimme:

— Was hör' ich! rief Philipp, ein unbestimmter Aufschub meiner Hinrichtung! Die Verheißung vollständiger Begnadigung binnen Jahresfrist, wenn die Person, der ich die erste dieser Begünstigungen verdanke, treu ihre beschworenen Verpflichtungen erfüllen wird? Wem, mein Gott! verdank' ich denn heute das Leben und bald vielleicht die Freiheit?

Mit einer schnellen Bewegung nahm die Unbekannte den Hut, der Diana's Gesicht verbarg, von ihrem Haupte, und den Mantel, der sie umhüllte, von ihren Schultern.

— Dieses junge Mädchen! rief er, sie mit Verwunderung anschauend; aber ich kenne sie nicht, ich habe sie niemals gesehen!

Ein krampfhafter Schauer erschütterte alle Glieder Diana's und Thränen verdunkelten ihre Augen.

— Sie erkennen das Mädchen nicht wieder, das Sie vor einigen Tagen gegen die Mißhandlungen der Kriegsknechte in Schutz genommen haben? um derentwegen Sie gefangen sind und zum Tode verurtheilt wurden?

— Inmitten der Verwirrung, die jener Vorfall herbeiführte, war es mir kaum möglich, mir Deine Züge einzuprägen. Von nun an werd' ich sie nimmermehr vergessen: mein Herz wird die Züge meiner Lebensretterin stets bewahren. Wie aber war es möglich, daß das arme Mädchen, das ich vor drei Tagen hülflos zu Fontaine-le-Henry fand, heute die Macht erlangen konnte, vom König eine Gnade zu erwirken, die er Monsieur, seinem Bruder, verweigerte?

— Das ist Diana's Geheimniß, erwiederte die Unbekannte mit verstellter Stimme und ihr Angesicht sorgfältig unter der Krämpe ihres breiten Mannshutes verbergend. Herr Marquis, küssen Sie die Hand Ihrer Lebensretterin und nehmen Sie Abschied von ihr. In Jahresfrist wird sie ihr Werk vollendet und Sie der Freiheit wiedergegeben haben.

Er ließ sich auf ein Knie nieder, ergriff Diana's Hand und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen.

— Ich kenne Sie nicht; der wunderbare Einfluß aber, den Sie zu meinen Gunsten anwandten, läßt mich Ihr schlichtes Gewand für eine Verkleidung halten. Welchen Rang Sie jedoch einnehmen mögen: mein Herz und mein Leben gehören Ihnen.

— Herr Marquis, unterbrach ihn Diana mit einem Tone, der ihre innere Bewegung nicht zu verbergen geeignet war, aber immer mehr Festigkeit gewann, geben Sie sich, was meine Person betrifft, nicht Täuschungen hin, die Sie eines Tages vielleicht bereuen dürften. Ich bin nur ein armes Mädchen von niedriger Herkunft, die Tochter eines Hausirers — eines Juden. Sie schützten mich wider Mißhandlung und Gott würdigte mich in seiner Gnade, durch ein mir noch unerklärliches Wunder, Ihre Retterin zu werden. Mir würde es zukommen, vor Ihnen niederzuknien, um Sie wegen der ausgestandenen Angst, wegen der Gefangenschaft, die Sie noch für ein armes unbedeutendes Geschöpf zu ertragen haben, um Verzeihung zu bitten. Leben Sie wohl, mein Herr.

Sie verließ ihn weinend. Die unbekannte Dame nahm sie bei der Hand und brachte sie in das Zimmer zurück, woher sie gekommen waren.

— Weine nicht, mein Kind, sprach sie, weine nicht. Du liebst den Marquis; suche nicht, diese Liebe zu bekämpfen. Du wirst großen Gefahren entgegengehen; wirst Du aber in den Prüfungen, die Dich erwarten, bestehen, so wird aus der Tochter des jüdischen Hausirers eine so hohe und mächtige Frau werden, daß Philipp es kaum wagen wird, sich um ihre Hand zu bewerben und Du Dich herablassen würdest, wolltest Du sie ihm reichen. Sey denn muthig und hoffe. — Elias, verlaß uns jetzt. Geh' in das Zimmer nebenan: Du findest dort ein Abendessen. Wenn Du Deine Mahlzeit geendet hast, so rath' ich Dir, Dich auf das Ruhebett zu legen und tief zu schlafen: Du mußt eine lange, beschwerliche Reise unternehmen, und ein stärkender Schlaf würde Dir ungemein frommen.

Der Greis gehorchte und die Frauen blieben allein.

— Und nun, Diana, laß uns an's Werk gehen.

Sie lös'te die schönen Haare auf, welche Diana nach der Weise der jungen Mädchen ihres Standes in Zöpfen, um die Schläfe gewunden, trug, und legte sie in lange und leichte Locken. Hierauf entkleidete sie das Mädchen ihres Ueberwurfes und des grob wollenen Unterröckchens, schloß ihre geschmeidige Taille in ein enges Corset und zog ihr ein Sammtkleid an, welches nach damaliger Mode der vornehmen Frauen, Schultern und Busen unverhüllt ließ.

---

f) In Regensburg, am Fuße von Donaustauff, versammelte sich der teutsche Reichstag.

g) Der nördliche Giebel ist mit der Hermannsschlacht, der südliche mit der allegorischen Darstellung der Wiederherstellung Teutschlands nach dem Befreiungskriege — beide Gruppen von Schwanthalers Meisterhand — sinnvoll geschmückt.

Nachdem sie den Putz des jungen Mädchens geendet, nahm die Unbekannte von ihrem eigenen Halse das reiche Geschmeide, das sie trug, und schmückte Diana damit. Gleiches that sie mit ihren Ringen, die sie von ihrer Hand nahm, um sie an die Finger des Mädchens zu stecken, dessen Toilette sie mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit vollendete, welche die erfahrenste Kammerfrau in Verwunderung gesetzt haben würden.

— Nun, mein Kind, sprach sie zu der Tochter des Hausirers, die in einer Art von Betäubung die Unbekannte in Allem gewähren ließ, nun mußt Du lernen, dieses Kleid und diesen Schmuck, welche Deinen Reiz noch erhöhen, mit Anstand zu tragen. So mußt Du mit dem Fuße die Schleppe Deines Kleides zurückschieben, damit Du nicht darüber hinfällst, wenn Du in den Wagen steigst, so hebst Du die Falten Deines Rockes mit einer leichten Bewegung, damit nur die Spitze Deines allerliebsten Füßchens, das eine Prinzessin beneiden möchte, sichtbar wird. Doch ich muß Dir wichtigere Vorschriften ertheilen. Du wirst eine lange Reise machen. Dein Vater und noch ein bejahrter Mann sind die einzigen Mitwisser Deines Geheimnisses. Die Diener, die Dich umgeben, die Frauen, die Dich bedienen, werden Dich für eine andre Person halten und dürfen nicht enttäuscht werden. Du stellst Dich leidend, damit Du nicht viel zu reden brauchst. Wundre Dich über nichts, bewaffne Dich mit Geistesgegenwart und setze ein unbedingtes Vertrauen in den Greis, von dem ich Dir gesprochen habe. Du mußt ihm blindlings gehorchen, ob Du seine Befehle begreifest oder nicht, und Du wirst sie nur selten begreifen. Vorsicht und Muth: diese beiden Eigenschaften dürften genügen, um Dich die Prüfungen, die ich Dir auferlege, glücklich bestehen zu lassen; Dich schützet aber noch ein mächtigerer Talisman, der mich über den Erfolg der Pläne, deren Ausführung ich Dir anvertraue, vollkommen beruhiget.

— Und der wäre, gnädige Frau?

— Deine Liebe für Philipp.

Diana neigte den Kopf, tief erröthend.

— Und nun ist an Dir die Reihe, mir in der Anordnung meiner Toilette beizustehen. Ich will Deine Kleider anziehen: sie dürften mir bald von Nutzen seyn. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Bartholf Senff, der liebenswürdige Genrebildner in Leipzig) hat so eben das 3te Heft seines „Bunten Leipzig" erscheinen lassen. Wie die beiden ersten Hefte, von denen bereits eine zweite Auflage da ist, so sprudelt auch dieses dritte wieder von einem unnachahmlichen Humor. Uns hat zunächst „Der Blumenjunge" am meisten angesprochen; nicht allein, weil die vorgeführten Momente ein allgemeines Verständniß bieten, sondern weil die geschilderte Situationen ungemein ergötzlich sind. — Man hat Senff mit Glasbrenner vergleichen wollen, aber mit Unrecht. Glasbrenner ist witzig, Senff Humorist; ersterer persiflirt Personen, dieser skizzirt Zustände, jener wortspielt, dieser schreibt — Genrebilder. Glasbrenner mag mit seinen piquanteren Pointen blenden, das Gefühl, welches die allerliebsten Bildchen Senff's in uns erregen, ist nachhaltiger. — Ein Hauptunterschied zwischen beiden ist aber noch der für Senff weniger schmeichelhafte, daß Glasbrenner für das Volk im weitesten Sinn des Wortes, Senff aber großentheils für gewisse Stände, oft gar nur für Literaten schreibt; wenigstens sind die in seinen Genrebildern eingeflochtenen Bezüge häufig der Literatur, die grade en vogue ist, oder deren Vertretern aus seiner nächsten Umgebung entnommen und darum nur am Orte der Dichtung (Leipzig) von besonderer Wirkung.

*** (London.) Sir Edward Lytton Bulwer hat sich schwer gekränkt gefühlt, weil die Direktion des Olympic-Theaters ihn, obschon in der achtbaren und angenehmen Gesellschaft Macreadys und der Miß Ellen Tree, auf ihre Bretter gebracht hat. Er hat durch gerichtliche Maßregeln das Vornehmen zu hindern gesucht. Doch hat ihn vielleicht die Sache selbst weniger verdrossen, als die Form. Das Stück, in welchem man ihn auftreten läßt, ist eine Posse und heißt Jack Noakes and Tom Styles. Bulwer nennt es in seiner Beschwerde ein Stück, of which the distinguishing features are slang, vulgarity, and an impudent freedom with the names of living individuals. Letztere Beschuldigung, daß der Verfasser sich mit den Namen lebender Individuen eine unverschämte Freiheit genommen, muß zugestanden werden. Ein junger Mensch steht in Liebesverhältniß zur Nichte einer alten, reichen, für Literatur und Theater schwärmenden Tante. Ihre Gunst zu gewinnen, erzählt er von seinem freundlichen Verkehr mit Bulwer, Macready und der Tree, und läßt merken, daß, wenn die Tante bei seiner Bewerbung um die Hand der Nichte ihm nicht entgegen seyn wolle, er es sich zum Vergnügen machen werde, die genannten Drei ihr zuzuführen. Die Tante würde in der Freude ihres Herzens noch mehr versprochen haben, als der Liebende fordert. Dieser führte nun zwei wandernde Komödianten, Jack Noakes und Tom Styles, als Bulwer und Macready, und Jack's Geliebte als Miß Tree ein. Die Hand der Nichte ist der Lohn seiner Spitzbüberei. Daß die Hauptpersonen einiges Slang oder Rothwelsch sprechen, ist ihrem Charakter gemäß. Dazu kommt, daß jetzt in der besten Gesellschaft etwas Slang zum guten Tone gehört, und es ist dies eine Mode, zu deren Einführung Bulwer selbst durch seinen Pelham redlich beigetragen hat. Die Gemeinheit endlich, die vulgarity, ist so gar arg nicht, macht sich mindestens nicht breiter, als in mancher Posse auf dem nationalen Coventgarden- und Drurylanetheater. Macready und die Tree haben sich auch zur Zeit völlig ruhig verhalten; Bulwer's Empfindlichkeit ist allein in die Schranken getreten, und wie das so zu geschehen pflegt, wenn von einer unbedeutenden Sache viel Lärm gemacht wird, Jack Noakes und Tom Styles verdanken es Bulwer's Posaune, daß sie, statt bereits zu den Todten versammelt zu seyn, lustig fortleben. Uebrigens fehlt es keineswegs an Vorgängen, daß lebende Personen auf der englischen Bühne karrikirt worden sind. Die gefeierten Künstler Mathews, Yates und Nightingale haben das fast bis zum Uebermaß gethan und die Karrikirten die kluge Parthie ergriffen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sollte daher auch Bulwer den Zweck seines gerichtlichen Antrags erreichen, klug hat er sich dadurch nicht bewiesen. (Morgenblatt)

Literarisches.

Einige Worte über die unter dem Titel „Stimmen berühmter Christen über den Damaszener Blutprozeß von E. H. Löwenstein" erschienene Broschüre; sowohl über den Beweggrund des Verfassers zu ihrer Herausgabe, als über ihren Inhalt.

Die Grundlosigkeit, ja fast die Unmöglichkeit jener schändlichen Motive, denen Wahnsinn und Haß das Verschwinden des Pater Thomas in Damaskus zugeschrieben hatten, war so klar und bündig durch verschiedene Schriften, ganz besonders aber durch das bekannte, von einem berühmten Schrift-

steller, *) als „gelehrt und scharfsinnig" bezeichnete Buch Damascia, so erschöpfend dargethan, daß die Juden mit Recht glauben durften: die ihre Religion beschimpfende, unermeßlichen Jammer verbreitende Verdächtigung sey auf immer, als ein scheußliches Phantom, von dem Erdboden verbannt.

Es dauerte aber nicht lange, als wieder Grausen erregende Gespenster, von noch fürchterlicherer Gestalt, als die kaum verscheuchten, zu spuken begannen. — Es galt nun nicht mehr, blos den Rabbinismus zu schänden, nein! die mosaische Religion in ihrem Ursprunge sollte als Menschenopfer verlangender Götzendienst dargestellt werden!

Um nun dieses theologische Taschenspielerstück: den reinsten Monotheismus weg zu prakticiren, und an dessen Stelle den Molochdienst zu setzen, auszuführen, nahm man zu den abentheuerlichsten Hypothesen seine Zuflucht, erlaubte man sich die gewaltsamsten Verdrehungen des klaren Sinnes der mosaischen Religion, und mit schmählicher Naivetät wurden manchen Stellen der heiligen Schrift neue Interpretationen aufgedrungen, um eben dadurch in jenen Stellen einen Beleg für ein heilloses System zu finden. —

Scheinen nun auch so seltsame, unerquickliche Künsteleien nicht fähig, schädliche Eindrücke hervor zu bringen, so wurden doch viele Einsichtsvolle durch dieselben von Angst ergriffen, weil die Erfahrung lehrt, daß eine mit dem Flittergolde der Gelehrsamkeit prunkende Paradoxomanie oft mehr Unheil stiftet, als das nackte Vorurtheil und die ungeschminkte Bosheit zu bewirken im Stande wären. —

Diese Ansicht theilend, war der Verfasser der Damascia längst darauf bedacht, auch diesem neuen sich verbreitenden Gifte durch die zweckmäßigsten Mittel, ohne sich jedoch vorläufig in eine ausführliche Polemik einzulassen, entgegen zu wirken, und so verfiel er (gleichsam durch höhere Eingebung) auf den glücklichen Gedanken, sich zu diesem Zwecke an zwei christliche, durch ihre Gelehrsamkeit berühmte, und wegen ihrer Tugend verehrte, theologische Schriftsteller mit der dringenden Bitte zu wenden: ihre vielgeltende Stimme in der berüchtigten, unheilvollen Blutfrage zu erheben.

Der Edelsinn dieser würdigen Gelehrten zauderte nicht lange, durch zwei von ihnen abgefaßte Gutachten, die man nun in der angezeigten Broschüre wörtlich abgedruckt findet, dem Verlangen des Bittstellers zu entsprechen.

Möchten doch diese hochwichtigen Documente zur Belehrung der Irregeleiteten, zur Vernichtung der Bosheit und zur Demüthigung des Wahnwitzes, in alle Sprachen übersetzt, über den ganzen Erdboden verbreitet werden! —

Einer besonderen Erwähnung verdient noch der in der genannten Schrift abgedruckte, in juristischer Hinsicht vorzüglich interessante Briefwechsel zwischen deren Verfasser und den Herren J. E. Hitzig, königl. preuß. Criminaldirector, und Dr. Häring, die Verfasser des Werkes: „Der neue Pitaval."

Die in demselben scharfsinnig, tief in die betreffende Materie eindringend, angestellten Betrachtungen über die Handlungsweise gewisser hochgestellter Diplomaten frappiren den Leser und bieten ihm vielen Stoff zum Nachdenken. —

Mögen nun die verschiedenen gelehrten und tiefdurchdachten schriftstellerischen Produkte des Herrn Löwenstein in dem Grade Anerkennung finden, daß er durch dieselben in den Stand gesetzt werde, sich mit gemächlicher Muße noch ferner seinen ernsten Studien zum Heile seiner Mitmenschen zu widmen! — —a—

*) J. S. von Meyer's Erklärung über den angeblichen Blutgebrauch der Juden.

Charade.

Still, mit leuchtendem Gefieder
Bei der Sterne Silberglanz,
Zieht die Erste auf und nieder
Durch der Wellen leichten Tanz.
Wenn ihr, wie die Sage spricht,
Einst ein Lied das Auge bricht,
Möchte man sie nicht beneiden,
Also von der Welt zu scheiden?

Rastlos durch die Welt zu schweifen,
Und, wie glanzvoll sie auch sey,
Bald den Schimmer von sich streifen,
Ist das Loos der letzten Zwei. —
Aber alt, und selbst erblindet,
Nimmer doch ihr Werth verschwindet.

In der Künste heitrem Reiche
Waltet lebensvoll das Ganze,
Pflücket sich zum Künstlerkranze
Immer neue volle Zweige. —
Form dem spröden Stoff vermählen
Und mit schöpferischem Kuß
Todte Massen zu beseelen
Schafft sein hoher Genius.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 4.

Trauermantel

Auflösung des Füll-Räthsels in Nro. 5.

Einig — Arm. Einarmig.

Concert-Anzeige.

Dienstag, den 10. Januar wird Herr Ferdinand Hiller ein großes Vokal- und Instrumentalconzert im Saale des Weidenbusches geben. Der Ertrag ist den hiesigen Erziehungsanstalten für Blinde und Taubstumme bestimmt. Programme und Eintrittskarten findet man in der Musikalienhandlung des Herrn André, auf der Zeil.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 7. Januar. Ueber die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Licht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 7. Januar. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Akten nach Scribe.

Sonntag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von Benedix.

Montag, den 9. Januar. Zum Vortheil des Herrn Hassel (zum Erstenmale): Mitten in der Nacht! Lokalposse in 1 Aufzug; frei nach „Passe minuit". Hierauf folgt (zum Erstenmale): Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Aufzügen von Nestroy. Musik von Adolph Müller. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 8. 8. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Sie schritt sogleich ans Werk, flocht ihre Haare in Zöpfe, bedeckte ihren Busen mit einem Tuche von Baumwollenzeug und hüllte sich in einen wollenen, dunkelfarbigen Rock. Indem sie ihr Haupt mit dem Etamine bedeckte, betrachtete sie sich in einem venetianischen Spiegel und konnte ein zufriedenes selbstgefälliges Lächeln nicht unterdrücken.

— Wahrlich, diese Kleidung steht mir prächtig, sagte sie, ich komme mir fast jünger vor. Was liegt daran, fuhr sie fort. Mir fehlt die Frische und der Glanz Deiner sechzehn Jahre. Morgen werden meine Frauen Dich für mich halten, Dir sagen, daß ihre Herrin nie schöner gewesen sey, und doch haben sie mich kaum näher gesehen. Der Zufall war meinem Plane günstig: sie traten erst gestern in meinen Dienst und alle vier sind Französinnen.

Sie fügte zu den, Diana bereits ertheilten, Verhaltungsbefehlen noch viele andere Vorschriften, gab ihr noch eine Menge Lehren in Betreff der Etiquette und wiederholte fortwährend:

— Gehorche und handle nur nach dem Rathe des Greises, der Dich begleiten wird. Du mußt Dich ihm blindlings unterwerfen. Der glückliche Erfolg unserer Unternehmung, Dein Leben und Deines Vaters Leben liegen in seinen Händen. —

Der Tag brach unterdessen an.

Gegen sechs Uhr Morgens ward an die Thüre geklopft. Die Dame öffnete, und herein trat ein Greis von hoher Gestalt und strengem Ansehen. Er grüßte Diana ehrerbietig und kniete nieder, um ihr die Hand zu küssen. Ein lautes Lachen der geheimnißvollen Frau begleitete sein Unternehmen. Schnell wandte er sich um, und nun erst ward er seinen Irrthum gewahr.

— Ich ließ mich durch Ihre List bethören, gnädige Frau, sagte er, indem er der Unbekannten die tiefste Ehrfurcht bezeigte. Ich verwechselte dies junge Mädchen mit Ihnen: eine gute Vorbedeutung für unsre Absichten.

— So laßt uns denn zum Werke gehen! rief sie mit Heiterkeit. Adieu, Marschall. Diana, der Marquis von Senancourt wird der Lohn Deines Gehorsams seyn.

Sie sprach noch eine Zeitlang leise mit dem Fremden und verschwand.

Dieser öffnete die Thüre des Nebenzimmers. Der Jude mit rasirtem Barte und in reicher militärischer Kleidung, trat, sich Diana nähernd, herein. In demselben Augenblick ergriff der Marschall ein goldnes Pfeifchen, das am Gürtel des Mädchens vermittelst einer langen Kette von demselben Metalle befestigt war, und gab damit ein Zeichen in drei scharf lautenden Tönen. Sogleich erschienen vier Frauen, ehrfurchtsvoll sich verbeugend.

— Eure Gebieterin steht im Begriffe, eine Reise von längerer Dauer zu unternehmen. Binnen einer halben Stunde muß Alles zu diesem Zwecke bereit seyn. Ihr werdet ihr in einem zweiten Wagen folgen. Diese Reise muß für das ganze Schloß ein Geheimniß bleiben.

— Ich bin überzeugt, fügte er hinzu, nachdem die Frauen sich wieder entfernt hatten, daß in fünf Minuten Jedermann das Geheimniß kennen wird. Das ist aber gerade meine Absicht.

Man setzte nun dem jungen Mädchen ein üppiges Frühstück vor; sie gedachte der Vorschriften der Unbekannten und benahm sich auf eine Weise, welche alle, Diana umgebenden, Personen in dem festen Glauben ließ, daß sie ihre wirkliche Gebieterin bedienten.

Nach dem Frühstücke bot der Marschall Diana den Arm; sie bediente sich desselben, wie es ihr von der Unbekannten gelehrt worden war und beide stiegen hierauf eine Freitreppe hinab; unten stand ein mit sechs Pferden bespannter Wagen.

Kaum war Diana auf der Treppe erschienen, als die Tambours der Garde den Marsch schlugen, Trompeten erschallten und die verschiedenen Posten die Waffen präsentirten.

Diana nahm in dem Wagen den Ehrenplatz ein; der Marschall setzte sich ihr zur Seite und bedeutete dem Juden, den Sessel, dem jungen Mädchen gegenüber, einzunehmen. Der Wagen fuhr schnell von dannen. Elias erkannte sogleich, daß sie den Hof des Louvres verließen.

IV.

Die Reise ging sehr eilig von Statten; man fuhr die Nacht hindurch und hielt nur selten an, um Diana eine kurze Ruhezeit zu gönnen, die unumgänglich nothwendig war, damit sie nicht den Beschwerden der Reise unterliege. Je weiter man kam, desto geheimnißvoller war das Wesen, das der Marschall anzunehmen schien; zugleich war Diana, stets wenn man sie sehen konnte, der Gegenstand seiner dermaßen übertriebenen Ehrfurchtsbezeigungen, daß diese mit Gewalt die Aufmerksamkeit derjenigen, die Zeugen derselben waren, erwecken mußten. Sprach er indessen mit Diana öffentlich nicht anders, als mit entblößtem Haupte, so behandelte er sie dagegen, wenn sie ohne Zeugen im Wagen bei einander waren, mit der vollkommensten Geringschätzung. Der Greis war von trübsinniger, herber Laune, welche die Jugend und Schönheit Diana's noch zu steigern schienen. Zuweilen schien er sich dem Reize der naiven Anmuth der jungen Jüdin hinzugeben: ein Lächeln umschwebte seine Lippen und sein Blick

war minder scharf und strenge; bald aber, wie von den Anfällen eines heimlichen Uebels überwältiget, umdüsterten neue Wolken seine Stirne.

Der geschmeidige, gewandte und schlaue Elias, der unaufhörlich auf die geringsten Anzeichen lauerte, welche ihm hinsichtlich seiner Lage und der seltsamen Rolle, die man seine Tochter spielen ließ, Aufklärung verschaffen konnten, stellte sich, als sey er in einem, nur selten unterbrochenen, Schlafe versunken. Seine Augen schienen geschlossen und sein Kopf war zur Brust herabgeneigt; trotz dem entging ihm keine Bewegung, keine Gebehrde und vor allem kein Wort. Er und Diana waren fortwährend von dem Marschalle bewacht und konnten kein Wörtchen mit einander sprechen, welches Letzterer nicht vernommen hätte. Nichtsdestoweniger war das junge Mädchen überzeugt, daß ihr Vater den Weg, den sie nahmen, recht gut kannte; vielleicht ahnte er bereits etwas von dem sie umgebenden Geheimnisse.

Nach einer vierzehntägigen Reise erreichte man einen Seehafen; ein Fahrzeug, zum Absegeln bereit, erwartete die Reisenden, die unverzüglich an Bord gingen. Nach einer kurzen Seefahrt nahmen sie wieder Platz in dem Wagen, welcher mit ihnen ein- und ausgeschifft worden war. Eines Abends langten sie endlich mit einbrechender Nacht in einem kleinen Dorfe an. Der Marschall sprach zu dem Juden:

— Ich muß Euch hier verlassen. Ihr werdet mich bald wiedersehen. Saget dem Kutscher, daß er Euch auf dem Wege, den Ihr vor Euch sehet, weiter fahre, bis er eine Stadt erreicht haben wird. Die Thore dieser Stadt werdet Ihr ungescheut passiren, um Euch alsdann von irgend Jemandem aus dem Volke den Weg nach der Oestergarde zeigen zu lassen. Von da aus, wird es Euch nicht schwer fallen, die in Holz gebauten Straßen eines unansehnlichen Stadtviertels, an der Abdachung eines Hügels liegend, zu erreichen. Dort wählt Euch eine Wohnung in einem Hause von nur geringem Ansehen, dessen Fenster aber nach einer der belebtesten Straßen gehen. Diana muß, bis zur Ankunft im Wirthshause, sich stellen, als schliefe sie fest. Vergesset nicht, daß Ihr mich durchaus nicht kennen dürft; meinen Titel, das einzige der mich persönlich angehenden Geheimnisse, das ich Euch anvertraute, müßt Ihr vergessen. Morgen empfanget Ihr weitere Befehle.

Der Marschall verließ sie, nachdem er ihnen diese Vorschriften ertheilt hatte. Der Jude gehorchte auf das Pünktlichste und wählte eine Wohnung ganz im Sinne der empfangenen Befehle.

Die Nacht und der darauf folgende Tag verflossen, ohne daß sie ihren Gefährten wiedersahen. Als der Abend die Stadt in seine Schatten zu hüllen begann, schlich sich ein Mann verstohlen in das von dem Juden und seiner Tochter bewohnte Haus: es war der Marschall.

— Ihr Benehmen, sprach er zu Diana mit leiser, geheimnißvoller Stimme, muß dem Anscheine nach von der Art seyn, als gebrauchten Sie die größte Behutsamkeit, die ängstlichste Vorsicht; demungeachtet aber verlang' ich von Ihnen, daß Sie sich fortwährend an diesem Fenster zeigen. So erheischen es die Befehle derjenigen, welcher Sie blinden Gehorsam zugeschworen haben.

Diana antwortete, daß sie bereit sey, jedem Befehle ihrer Gebieterin Folge zu leisten. Der Marschall fuhr fort:

— Wenn Sie Jemand in einer Sprache anreden wird, die Sie nicht verstehen, so müssen Sie sich dennoch das Ansehen geben, als verständen sie dieselbe; Ihr Vater, der Sie nicht verlassen darf, und dem die Sprache dieses Landes nicht unbekannt ist, wird Ihnen zuflüstern, was Sie zu antworten haben.

Elias erschrack.

— Du dachtest wohl, mich zum Besten zu halten, sprach der Marschall mit einem bittern Lächeln, Du täuschtest Dich. Du bist schlau, Elias, ich bin aber noch schlauer, als Du. Dein tiefer Schlaf während unsrer Reise vermochte nicht mich zu täuschen. Deine verstohlenen Blicke sind mir nicht entgangen; ich merkte wohl, wie listig Du nicht nur jedes Wort aufschnapptest, welches Dir über unsre Reise Aufklärung verschaffen konnte, sondern wie Du Dich anstelltest, um durch irgend eine, dem Anscheine nach gleichgültige, Frage Auskunft zu erhalten. Nicht minder sind mir alle Begebenheiten Deines vergangenen Lebens bekannt und ich weiß, daß Du in diesem Lande wohntest. Spare deshalb Deine nutzlosen Folgerungen, Du gibst Dir vergebene Mühe. Von Dir werd' ich mich nimmer anführen lassen, alter Jude!

Er stellte zwei Kerzen an das Fenster, und ohne die Bestürzung des Alten zu beachten, deutete er Diana an, sich, ohne irgend eine Absicht zu verrathen, dem Fenster so zu nähern, daß sie gleichwohl von den Vorübergehenden nicht unbemerkt bleiben konnte.

Bald ließ sich von der Straße her ein Getöse von Stimmen vernehmen. Unter den Fenstern bildeten sich Volkshaufen, die mehr und mehr heranwuchsen und jauchzende Ausrufungen aus ihrer Mitte ertönen ließen.

Der Marschall befahl dem Juden, das Fenster zu öffnen. Bald warfen tausende von Händen die Mützen in die Höhe und tausende von Stimmen wiederholten brüllend ihr Lebehoch! Es war eine gewaltige, an Wahnsinn grenzende Aufregung.

— Grüße mit der Hand! Stelle Dich gerührt, und als trocknetest Du Deine Thränen! gebot der Marschall dem zitternden Mädchen, das gleichwohl gehorchte.

Beim Anblick dieser Bewegungen erreichte der Enthusiasmus des Volkes den höchsten Grad.

— Zum Palaste! schrie man, zum Palaste! sie muß den Thron wieder besteigen! ihr Volk wieder regieren!

— Strecke den Arm nach dem Volke hin; lege die Hand auf das Herz, flüsterte der Marschall.

Diana gehorchte.

— Thue, als ob Du Dich weigertest und Dich vom Fenster entfernen wolltest.

Kaum war sie den Vorschriften ihres Mentors nachgekommen, als das Wuthgeschrei des rasenden Volkes von neuem in die Lüfte stieg. Die Menge drang bis in das Zimmer Diana's. Man bemächtigte sich derselben, trug sie in die Straße, setzte sie auf einen Tragsessel und wiederholte das Geschrei: Zum Palaste! zum Palaste! sie soll über uns herrschen! sie soll ihr Volk wieder glücklich machen!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton-Umrisse.

Von Dr. F. Wiest.

I.

*** Auch Neuseeland wird eine Journal-Literatur haben! Die „Sun" berichtet, daß in Neuseeland eine Zeitung in der Sprache der Eingebornen erschienen sey. Sie führt den Namen: „Te Kavero o Nai Tireni, na te Rawana. Jmea. Kia taia" — und dieß alles zusammen heißt zu deutsch: „Neuseeländisches Morgenblatt". Wie viel Raum wird in dieser Zeitung ein leitender Artikel einnehmen, wenn der Name schon eine halbe Spalte füllt? Vielleicht verschreibt sich das Neuseeländische Morgenblatt — auch noch seinen Wolfgang Menzel! Die beiden ersten Nummern sind bereits in England angekommen, und enthalten in den

politischen Eingangsartikeln — „Abhandlungen über die neuseeländische Bühne und über die geeigneten Mittel, das Balletwesen in Neuseeland empor zu bringen. Neuseeland scheint sich gut qualificiren zu wollen! Ganz der Ton mancher modernen deutschen Zeitung! Zuerst Opernhaus und Ballet, und dann der Staatshaushalt.

*** Das heißt doch Menschenelend! Ein ganz neuer Erwerbszweig ist in England durch das namenlose Elend der untern Volksklassen ermittelt worden. Die Armen lassen sich die Zähne ausreißen und verkaufen diese den Zahnärzten. Warum nicht? Diese Unglücklichen haben ja ohnehin nichts zu beißen. An Feldhuhn-Knöchelchen zu ersticken, wird gewiß keiner dieser Unglücklichen bestimmt seyn.

*** Zur Boz-Dickens-Literatur! Der vielschreibende Engländer hat seinem neuesten Werke, das wieder in Heften erscheint und wahrscheinlich jetzt schon in das Deutsche übersetzt ist, einen sehr interessanten Titel gegeben. Es heißt „Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewitt's, seiner Verwandten, seiner Freunde und Feinde, umfassend all sein Thun und Treiben; mit einer historischen Aufzählung dessen, was er that und nicht that; überdieß nachweisend, wer das Familiensilber erbte, an wen die silbernen Löffel kamen, und an wen der hölzerne Kochlöffel; das Ganze einen vollständigen Schlüssel zum Hause Chuzzlewitt bildend." — Boz-Dickens muß auf ein wirklich kindisch-naives Publikum speculiren, das durch solch eine Titel-Litanei auf den Inhalt des Werkes neugierig gemacht wird. Einem deutschen Romanschriftsteller möchten wir nicht rathen, wollte er von der Kritik nicht in ein Narrenhaus verwiesen werden, mit einem solchen Titel aufzutreten, er gehörte denn zu Fürst's und Basse's höllischen Schwadronen.

*** Leinberger, der verunglückte Columbus der Luftschifffahrt, will jetzt das Letzte und Aeußerste versuchen, um seine Erfindung zu heben. Er reis't mit seinem Apparat nach Wien, um denselben mit Strauß'schen Walzer- und Lanner-schen Galoppenstoffgas zu füllen! Wenn Strauß und Lanner die Schwingen der Leinberger'schen Maschine nicht in die Höhe bringen, dann mag er seine kühnen Hoffnungen fahren lassen!

*** Wie selten die sogenannten „musikalischen Wunderkinder" zu wahrhaften, edlen musikalischen Wunder-Männern heranwachsen, dafür haben wir die thatsächlichen Beweise. Aus dieser musikalischen Kinderstube, wie sie seit zehn Jahren in die Concertsalons Deutschland's hinübergespielt wurde, ist nur eine wahrhaft großartige Virtuosen-Erscheinung hervorgegangen — Henry Vieuxtemps, der schon als Kind von acht Jahren Aufsehen in ganz Deutschland erregte, und jetzt, an der Schwelle des Mannesalters, auf der Höhe seiner Kunst steht. Selbst Richard Lewy, dieses gepriesene Waldhorn-Wunder, von sieben Jahren, das vor einiger Zeit noch in Deutschland die großartigsten Feierungen erlebte, hat jetzt zugleich mit den ausgetretenen Kinderschuhen den Blüthenschmuck der reizenden Jugend-Virtuosität eingebüßt. Was ist aber aus so vielen andern kindischen Berühmtheiten der Musikwelt geworden, zum Beispiel aus den so angestaunten Geschwistern Eichhorn? — Sie sind verschollen! Mozart war auch ein clavierspielendes Wunderkind seiner Zeit, aber mit der heiligen Begeisterung seiner jugendlichen Phantasie wurde kein schnöder Schacher getrieben; und dann warf er bald selber diesen eitlen Tand augenblicklicher Berühmtheit hin, um als wunderthätiger Magus für alle Zeiten und Völker in Tönen zu dichten. — Liszt, Thalberg, Ernst, Romberg, Spohr, die begabtesten Musik-Naturen waren nie zur Schau gestellte Wunderkinder, — sie haben in der Jugend nicht für die Vergötterung des Augenblicks, sondern für den dauernden Werth des Lebens in ihrer Kunst gestrebt, und haben sich nicht als schillernde Eintagsfliegen überlebt.

*** Die Mainzer versprechen sich dießmal viel von ihrem Carneval und seinem heitern Treiben. Schon jetzt haben sich viele Gesellschaften gebildet, die für den großen Festzug der letzten Carnevalstage activ seyn wollen. Präsident des diesjährigen Mainzer Carneval-Vereins ist der Advocat-Anwalt Dr. Zitz, ein kräftig beredter Mann, der auch wohl so viel Takt besitzt, um nicht die närrischen Narrhalla-Räume in ein rigoroses Tribunal umzuwandeln. Im Comité sitzen wieder einige sehr ehrenwerthe Narren, die ihre Berufstüchtigkeit für Schellen- und Becherklang schon in den verflossenen Carnevalsaisons bewährt haben. Auf die humoristischen Vorträge in den einzelnen Narrenversammlungen ist man sehr gespannt, und erwartet das Erfreulichste von den einheimischen Talenten in der Narrheit, die wirklich einige Scharten der Vergangenheit auszuwetzen haben. Die Mainzer Narrenkappe hat dießmal einen Anflug von Pantoffelähnlichkeit, wahrscheinlich um anzudeuten, daß die Mainzer nur im Carneval ihren Kopf vor dem Pantoffelregiment, als vor der größten Narrheit des Lebens, beugen wollen! In diesem Jahre der Mainzer Narrheit, wird das neue prachtvolle Hôtel am Rhein, der „englische Hof", der Hauptstapelplatz der gesellschaftlichen Witze und Carnevalsschwänke seyn.

*** Roderich Benedix, der Verfasser des „Doctor Wespe und des langen Israel", hat sich bisher in mannigfaltiger geistiger Productivität gezeigt. Er ist Schauspieler, Lustspieldichter, Herausgeber eines Bandes Novellen und dramatischer Vorleser. Als solcher hat er sich in neuester Zeit mit einigem Erfolge in Köln gezeigt. Er hat die Bühne zu Wesel, wo er auch nicht als Stern erster Größe glänzte, verlassen und wird wahrscheinlich die Bühne gar nicht mehr betreten, die ihm keine Kränze, wohl aber die Dornen der niederrheinischen Localblättchen-Kritik in Fülle brachte. Vielleicht sind darin die Anfänge zum Dr. Wespe zu finden! Benedix hat das deutsche Bühnenrepertoire mit zwei heitern Kindern des Augenblickes bereichert; ob er Dauerndes zu schaffen vermag, wird die Zeit lehren. Roderich Benedix ist ein Mann in den Dreißigen, einfach und still in seinem ganzen Wesen, das im Umgange wenig von der Comödianterie des Tones kleiner Bühnen verräth.

*** Hat man schon eine solche Malerei in der Musik erlebt? In Aßmannshausen, im Rheingau, sind einige seit Jahren verschüttete Mineralquellen wieder aufgegraben worden, und nun kommt ein bisher noch ungekanntes Compositeur-Genie, das eine Aßmannshäuser-Mineralquellen-Wiederentdeckungs-Jubel-Ouverture schreibt. Chacun a son goût! Aber das Merkwürdigste in dieser Mineralwasser-Jubelouverture ist die großartige Tonmalerei. Der Compositeur malt zum Beispiel, wie er selbst erklärt in der Einleitung: „Töne, die man bei der Bewegung der Maschine hörte, welche die Pumpe in Bewegung setzt," — oder „sie geräth auf einige Augenblicke in Stockung und bedarf einer Reparatur." — Wie unschön! Wie unpoetisch! Wie ganz ohne geistige Schwungkraft! Wenn das Posthorn schallt, wenn der Ambos dröhnt, wenn die Schlacht wettert, so kann das dem poetischen Tonsetzer Stoff zur Tonmalerei seyn, aber — das Knarren einer rostig gewordenen Pumpe in Töne einer Jubel-Ouverture zu setzen, da gehört viel Aßmannshäuser Schwefelwasser und sehr wenig Aßmannshäuser 1834r dazu. Wir hoffen, daß diese Jubel-Ouverture einen Musikalienhändler finden wird, der sie zum Nimmerwiederfinden — verlegen mag!

*** Der in der musikalischen Welt rühmlich bekannte Hr. Rummel, durch eine lange Reihe von Jahren herzoglich nassauischer Hofkapellmeister und Dirigent der als trefflich

anerkannten herzoglich nassauischen Hofkapelle, in welcher die Namen eines Foreit (Oboe), Schmidt (Clarinette) ꝛc. glänzen, hat nun auch als Kapellmeister an der hiesigen Hofbühne einen erweiterten ehrenvollen Wirkungskreis gefunden. Die letzten Opern, welche Hr. Hofkapellmeister Rummel einstudirt und dirigirt, haben sich in der Aufführung durch größtmöglichste Präcision, durch schönes Zusammenwirken des Gesangs- wie der Orchesterkräfte ausgezeichnet. So Halevy's „Blitz", der hier im wahrsten Sinn — enthusiasmirte, so Donizetti's „Lucia di Lammermoor", die in der Reprise entschiedner gefiel, als in der ersten Aufführung vor einigen Monaten. Donizetti's „Linda von Chamounix" wird die nächste Oper seyn, die unter Rummel's Ueberwachung in die Scene gehen soll. Eine Tochter dieses ausgezeichneten Musikers vollendet ihre höheren Gesangsstudien unter Micheroux in Mailand, ein Sohn desselben, ein tüchtiger Clavierspieler, bahnt sich in Paris die Wege zur künstlerischen Oeffentlichkeit.

Tabletten.

*** Frankfurt. (Lustspiel: Doctor Wespe.) Daß ein Lustspiel, welchem ein Preis von, wir wissen nicht wie viel, Dukaten zuerkannt worden und das außerdem auf allen deutschen Bühnen gerechte Anerkennung findet, daß ein solches Lustspiel den Angriffen der minder glücklichen Mitbewerber ausgesetzt bleiben wird, ist natürlich, denn diese, meist Kleinhändler am literarischen Markte, bedienen sich der ihnen befreundeten Firmen zur Verunglimpfung ihrer Concurrenten. Herr Benedix mag sich darüber trösten, und zwar mit dem alten Sprichwort: „Besser Neider als Mitleider". Wenn auch mit „Doctor Wespe" dem deutschen Lustspiel keine neue Aera erblüht, so verdient doch dasselbe den Vorzug vor den meisten seitherigen Bestrebungen in diesem Fache und namentlich vor den Producten solcher, welche an der Regeneration der deutschen Bühne zu arbeiten wähnen. Hier ist denn doch wieder einmal seit Kotzebue eine interessante und lebhaft fortschreitende Handlung erfunden und die komischen Effekte beruhen, wie es eigentlich bei jedem Lustspiele, dessen nächster Zweck die Darstellung seyn sollte, größtentheils auf den Situationen Der Dialog des Herrn Benedix, wir gestehen dies seinen Tadlern zu, könnte geistreicher, gefeilter seyn Ist aber der Dialog das erste und Haupt-Erforderniß eines guten Lustspiels? Wir glauben dies verneinen zu dürfen, da die Erfahrung lehrt, daß der trefflichste Dialog allein ein Stück nicht zu halten vermag. Schöner als Bauernfeld kann man wohl nicht leicht dialogisiren, und dennoch wollte es seinen neuesten Lustspielen, denen es meist an Handlung und Charakteristik fehlt, nicht gelingen, auf den Repertoires der deutschen Bühnen heimisch zu werden. Die Charaktere in „Doctor Wespe" sind, ohne geradezu den großen Charakterzeichner zu verrathen, gut gehalten; dies, verbunden mit seinen übrigen Vorzügen, haben diesem Lustspiele den wohlverdienten Ruf verschafft. — Die Aufführung auf der hiesigen Bühne, am 1. Januar, verdient alles Lob, und über den glänzenden Erfolg herrscht nur eine Stimme. Wir enthalten uns hier auf die Leistungen jedes Einzelnen der Mitwirkenden einzugehen; das Zusammenspiel war trefflich und dieses ist, unsers Bedünkens, das Werthvollste einer Darstellung. Wir erinnern uns kaum, bei einer Lustspiel-Vorstellung ein so empfängliches Publikum wahrgenommen zu haben: Applaus und Hervorrufen wollten kein Ende nehmen. Mit großer Spannung sieht man der Wiederholung des „Doctor Wespe" entgegen.

†††

*** Bartholff Senff, der seitherige Feuilletonist für die Kunst- und Musikzustände Deutschland's in den „Freikugeln", gibt von Neujahr 1843 an eine Zeitschrift für Musik unter dem Titel „Signale aus der musikalischen Welt" heraus. Wir dürfen diesem Unternehmen wohl um so gewisser ein gutes Gedeihen wünschen, als der Herausgeber den großen Kreis der Dilettanten im Auge zu haben scheint. Das piquante reiche Feuilleton der Signale scheint uns das zu beweisen. So wie das Blatt in seiner Probenummer gehalten, dürfte es auch den Laien und größeren Lesezirkeln eine willkommene Gabe seyn.

*** (Französische Romane umsonst.) So weit hat es nun der belgische Nachdruck gebracht, daß er die kaum erschienenen französischen Romane umsonst liefert. Nun verkenne Einer noch den Segen der Konkurrenz! Mehrere Brüsseler Zeitungen, wie l'Indépendent, l'Observateur und andere, kündigen nämlich an, daß sie ihren Lesern im Jahre 1843 wöchentlich gratis einen Band französischer Romane liefern werden, so daß jeder belgische Abonnent (auf das Ausland dehnt sich die Vergünstigung nicht aus) für 60 Fr. (16 Thaler) jährlich 365 mit Stempelgebühren belastete große Zeitungsblätter und eine Bibliothek von 52 Bänden erhält. Die Zeitungen sind keineswegs so schlecht, als man glaubt, oder wie ein großer Theil aller deutschen politischen Blätter wirklich ist; was jedoch die Romane betrifft, so werden diese den Zeitungs-Verlegern von den Buchdruckern Wahlen und Hauman zum Papierpreise mit einem kleinen Aufschlage für den Satz geliefert, während der letztere dazu benutzt wird, um auf etwas besseres Papier diejenigen Exemplare abzudrucken, die nach Deutschland, Italien, Rußland und Amerika wandern, um dort zu einem Thaler pro Band verkauft zu werden. (M. f. d. L. d. A.)

*** (Frankfurt.) Mit Vergnügen theilen wir den Verehrern des Violinspiels die angenehme Nachricht mit, daß die liebenswürdigen Schwestern Teresa und Maria Milanollo, die in neun Concerten den Enthusiasmus des hiesigen Publikums noch nicht erschöpfen konnten, im Schauspielhause noch zwei Concerte geben werden, und zwar Mittwoch den 11. und Freitag den 13. Januar. Unsere Theater-Direction, fortwährend bedacht, uns die außergewöhnlichsten Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst vorzuführen, hat es auch diesesmal möglich gemacht, dem allgemeinen Wunsche, diese kleinen Meisterinnen des Violinspiels noch ein paar Mal zu hören, zu entsprechen. Bei dieser Gelegenheit äußern wir das vielfach angeregte Verlangen, daß uns das große Concert von Vieuxtemps und das Adagio religioso von de Beriot noch einmal vorgeführt werde, worin Fräulein Teresa im Bereich der Technik sowohl, wie in der geistigen Auffassung und Charakteristik so allgemeine Bewunderung erregte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 7. Januar. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Akten nach Scribe.

Sonntag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von Benedix.

Montag, den 9. Januar. Zum Vortheil des Herrn Hassel (zum Erstenmale): Mitten in der Nacht! Lokalposse in 1 Aufzug; frei nach „Passé minuit". Hierauf folgt (zum Erstenmale): Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Aufzügen von Nestroy. Musik von Adolph Müller. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 9. 9. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Ach! seufzte der Marschall beim Anblicke dieses Auftritts, warum hat meine Gebieterin mir kein Gehör gegeben! Warum hat sie dies Mädchen hierhergesandt, statt selbst zu kommen! Ich wußt' es wohl, daß das Volk, sobald es sie erblickte, sie wieder auf den Thron zu erheben versuchen würde. Was soll ich nun thun? Wie soll ich das Volk enttäuschen? wie soll ich mir seinen Irthum zu Nutze machen?

— Sie werden meine Tochter umbringen! erwiederte der Jude, der alles gehört hatte. Die Unglückliche ist verloren! Mein Gott! mein Gott! schütze sie, Du allein vermagst sie zu retten!

— Was soll ich thun! welcher Ausweg bleibt mir übrig, um die Würde meiner Gebieterin ungefährdet zu erhalten! O ich ahnt' es wohl, daß dies unbesonnene Unternehmen einen schlimmen Ausgang nehmen würde!

— Kommen Sie, kommen Sie; verlassen Sie meine Tochter nicht! rief Elias, indem er den Marschall mit sich fortzuziehen suchte.

— Meine Gegenwart kann nur die Gefahr Deiner Tochter vergrößern; laß' mich!

— Nein, sagte Elias, nein! Sie werden das arme Kind nicht mit kaltem Blute erwürgen lassen!

— Wenn man mich bei Dir erblicken wird, so ist Alles verloren; Niemand weiß, daß ich sie hierhergebracht; meine Anwesenheit in der Stadt kann nicht auffallend erscheinen, denn ich wohne hier; Du kennst mich kaum. Ich besitze übrigens ein treffliches Mittel, mich Deiner Verschwiegenheit zu versichern.

Er wollte den Juden mit seinem Dolche niederstoßen. Mit einer schnellen Bewegung wich Elias dem Stoße aus, stürzte hinunter auf die Straße und erreichte bald den seltsamen Zug des Volkes, das Diana nach dem königlichen Palaste schleppte. Der Zug bestand aus Leuten der niedrigsten Klasse des Volkes, aus Arbeitern und Weibern; die Meisten waren unbewaffnet; die Andern schwangen Stöcke und alte verrostete Schwerter.

In dem Augenblicke, als Elias in die Nähe Diana's gelangt war, hatte der Volkshaufen den Palast erreicht. Das arme Mädchen war bleich und vor Angst dem Tode nah.

Die Truppen, welche die königliche Residenz bewachten, hatten sich in Schlachtordnung aufgestellt und luden die Gewehre.

— Wozu alle diese Vorkehrungen? fragte ein noch junger, aufs einfachste gekleideter Mann, der ruhig die Stufen des Palastes herabstieg. Wenn meine Soldaten zu den Waffen greifen, so ist's wohl, und kann nur deshalb seyn, um der Königin Christine die Ehren zu bezeigen, die ihrem Range und ihrer Schönheit gebühren. Sie kömmt nach Schweden, über das sie mit so vieler Weisheit herrschte und ihr Besuch kann dem Fürsten, dem sie die schwere Bürde der Krone übertragen, nur höchst angenehm seyn. Stockholm heißt sie willkommen. Nur eines thut uns leid, daß Ihre Majestät uns ihre Ankunft verheimlichte: wir würden ihr durch den feierlichsten Empfang unsere Huldigung dargebracht haben.

Elias trat näher und warf sich vor dem Könige auf die Knie:

— Sire, sprach er, nicht die Königin Christine ist es, sondern meine Tochter, ein armes Kind, das Opfer einer durch ihre Aehnlichkeit mit der königlichen Majestät herbeigeführten Verwechslung.

Wirklich? sagte Karl Gustav; dies Ereigniß könnte wahrlich Stoff zu einer hübschen Volkslegende geben, welche an winterlichen Abenden in den Spinnstuben alle andern Lieder verdrängen dürfte.

Kaum waren diese Worte von dem Volke vernommen worden, als sich der Enthusiasmus für die vermeinte Gebieterin, die man im Triumphe nach dem Schlosse getragen hatte, in zorniges Toben und Wüthen umwandelte.

— An den Galgen mit der Betrügerin!

— Werft sie ins Meer, die falsche Königin!

— Fort zum Tode mit ihr, zum Tode!

Sie warfen Diana zu Boden und schon wand man ein Seil um den Hals der armen Bethörten, als die Soldaten der Tochter Elias zu Hülfe eilten, die der verzweiflungsvollste Muth des alten Juden umsonst vor den Mißhandlungen des Pöbels zu schirmen suchte.

Es gelang den Soldaten, die falsche Königin den Händen ihrer rohen Mörder zu entwinden; blutend und mit zerrissenen Kleidern ward sie vor den König gebracht.

Der Monarch grüßte das Volk, das mit einmüthigem Jauchzen seinen Gruß erwiederte, und kehrte in den Palast zurück. Hier befahl er sogleich, die Gefangene und den Juden vorzuführen.

— Ich wünsche, meine Herren, sprach er zu drei oder vier anwesenden Höflingen, diese Leute in Ihrer Gegenwart zu verhören: vor allem würde mir, Graf A**, Ihre Ansicht über dies wunderliche Ereigniß willkommen seyn.

Der Angeredete beugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige. Diana schaute auf ihn und — erkannte den Marschall!

— Erhole Dich, schöne Heldin, von Deinem Schrecken, sprach Karl Gustav, und sprich furchtlos die Wahrheit. Von Deiner Offenheit allein darfst Du Rettung erwarten. Wer hat Dich nach Stockholm gesandt?

— Ich kam mit meinem Vater hierher, antwortete das junge Mädchen, entschlossen ihrem Eide getreu, das Geheimniß der Königin zu bewahren.

— Dieser Greis ist Dein Vater? Wie heißt er?

— Elias.

— Wer brachte Dich nach Stockholm, Elias?

— Ich bin ein Gewerbsmann; ein Gewerbsmann reis't fortwährend von einer großen Stadt nach der andern.

— Und Du kömmst jetzt aus Frankreich?

— Wir schifften uns in Hamburg ein, um nach Schweden zu reisen, erwiederte der Jude, indem er stets die an ihn gerichtete Frage zu umgehen suchte.

— Die Königin Christine sandte Euch nach Schweden?

— Ich schwöre bei dem Gott meiner Väter und bei dem Leben meines Kindes, daß niemals der Name der Königin Christine vor meiner Tochter ausgesprochen wurde, und wenn Ihre Majestät in irgend einer Verbindung mit unsrer Reise steht, so ist uns dies ganz und gar unbekannt geblieben.

— Wohlan denn, sagte der König, wir müssen ins Klare kommen: ich sehe ein, daß nur unsre Cousine, Ihre Majestät die Königin Christine, im Stande seyn wird, unsre Zweifel zu heben. Wir wollen deshalb das junge Mädchen, das ihr so ähnlich und mit ihren Edelsteinen geschmückt ist, hin zu ihr nach Frankreich schicken. Seh' ich doch an ihrem Arme einen Diamanten glänzen, den ich, als früheres Eigenthum der Krone Schweden's, wiedererkenne. Nicht minder angenehm wird es der Königin seyn, einen so gewandten und verschmitzten Juden, wie diesen Alten da, kennen zu lernen. Wer übernimmt es, die Beiden sicher nach Frankreich zu geleiten? — Wollen Sie wohl diesen Auftrag übernehmen, Herr Graf von A**? ich bin überzeugt, meine Cousine, würde es Ihnen großen Dank wissen!

Der Graf verbeugte sich erbleichend.

— Die Bereitwilligkeit, womit Sie meinen Vorschlag anzunehmen sich beeilen, freut mich ungemein. So hören Sie! denn der Auftrag, den ich Ihnen ertheile, kömmt fast einer Gesandtschaft nahe. Sie werden es Ihrer Majestät, der Königin Christine wiederholen, daß sie nach Stockholm kommen kann, wann es ihr gefällig ist, ungehindert und ohne ein Geheimniß daraus zu machen. Schweden und sein König, ich sagt' es Ihnen, hegen nur die ehrfurchtsvollsten Gesinnungen für die erhabene Frau, die ihre Souverainin gewesen war. Ihre Gegenwart wird die Ruhe dieses Landes durchaus nicht gefährden; wir würden selbst Bälle und Feste für sie in Bereitschaft haben, welche sie, ich hoff' es, vielleicht nicht mit allzugroßem Bedauern an den Hof von Frankreich zurückdenken lassen werden. Es ist schon geraume Zeit her, daß ich die Königin Christine nicht gesehen habe, aber keine einzige ihrer Handlungen blieb mir, Gott sey Dank! fremd. Nehmen Sie hier dieses Tagebuch und überreichen Sie es Ihrer Majestät als einen Beweis meiner Behauptung. Sie werden darin auch das Kleinste, Unbedeutendste aufgezeichnet finden, was die Königin, seitdem sie Schweden verlassen, unternommen. Nichts, gar nichts ist mir unbekannt geblieben. Ich könnte, fügte er in dem Buche blätternd hinzu, erzählen, daß eines Tages ein junges Mädchen, um einem Hauptmann, den sie liebt, das Leben zu retten, sich bereitwillig entschloß, die Rolle einer geheimnißvollen Beschützerin zu spielen und sich nach einem ihr unbekannten Lande von einem ihr gleich unbekannten Führer bringen zu lassen, dem man den Titel eines Marschalls gab, einen Titel, den er nur in Frankreich trägt, da er ihm in Schweden noch nicht verliehen worden ist. Sie werden meinerseits hinzufügen, daß das junge Mädchen treu und muthig war; um das Geheimniß ihrer Gebieterin zu bewahren, trotzte sie selbst dem Tode. Herr Graf, ich halte viel auf Treue, und Verrätherei ist mir eben so verhaßt als Feigheit. Ein Schiff erwartet Sie im Hafen. Wenn sich binnen einer Viertelstunde ein Verräther in Stockholm befinden sollte, so würd' ich ihn erschießen lassen. Gehen Sie! — Seht hier ein Weib, einen Juden und einen Edelmann! sprach er unwillig weiter, der Edelmann ist ein Meineidiger! Als er mich vor vier Monaten verließ, um, wie er sagte, nach England zu gehen, leistete er mir den Eid der Treue und Ergebenheit..... er begab sich nach Frankreich, das ihm zu den Verschwörungen mit der Königin Christine geeigneter schien; glücklicherweise entehrt er nur seinen Namen und mein guter und treuer Adel gleicht ihm in keiner Hinsicht

Er wandte sich hierauf an Diana:

— Du wirst, junges Mädchen, meine Worte Deiner Gebieterin der Königin Christine hinterbringen. Damit Du keine üble Meinung von der schwedischen Gastfreundschaft mit Dir nimmst, so werd' ich Befehle ertheilen, daß Du sogleich auf dem Schiffe, das Dich nach Deinem Vaterlande zurückbringen wird, einige Geschenke findest, welche Du zu meinem Andenken bewahren mögest. Ich werde einige Kleinigkeiten für Deine Gebieterin hinzufügen; ich will nicht, daß sie der Meinung sey, als hegte ich eines fehlgeschlagenen und, ich muß sagen, unbesonnen genug begonnenen Unternehmens wegen irgend einen Groll. In weiter Ferne sieht man schlecht: da läßt sich ein Fehlschuß wohl entschuldigen!

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Bischof Eylert. *)

Im Sommer lebte der König gern in Seinen Gärten und bewegte sich viel im Freien. Aber auch hier folgte Er dem Grundzuge Seines Gemüthes und suchte das Einfachste auf. Wenn Er den Mittag auf der obersten Terrasse in Sans-souci gespeiset hatte, hielt Er sich am Morgen, Abend und des Nachts in dem großen einsamen, stillen neuen Palais auf, welches Prachtgebäude Friedrich der Große unmittelbar nach beendigtem siebenjährigen Kriege hat bauen lassen, seinen besiegten Feinden zu zeigen, wie wenig seine Mittel und Kräfte erschöpft waren. Dieses Riesenschloß hat viele Millionen gekostet und ist reich an großen prächtigen Gemächern, angefüllt mit den mannichfaltigsten Kunstschätzen. Aber wenn Friedrich Wilhelm III. hier wohnte, wählte Er die entlegensten, stillsten und einfachsten Stuben, und in den daran grenzenden schattigen Lindenalleen sah man Ihn in den Nachmittagsstunden allein, ohne alle Begleitung, in einem Buche lesend, langsam auf- und abgehen. Dabei beobachtet zu werden, war Ihm unangenehm; und doch blieben die Königlichen Gärten auch bei Seiner Gegenwart dem gesammten Publikum stets geöffnet. Unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. waren, wenn sie sich daselbst aufhielten, alle Zugänge und Thüren mit Wachen besetzt.

Den neuen Garten, wiewohl am See romantisch gelegen und reich an den schönsten malerischen Baumgruppen, liebte der König nicht und im Marmorpalais hat Er nie eine Nacht zugebracht. Bei Anwesenheit des Kaisers von Rußland ließ Er aber den schönen Orangeriesaal für Diners und Conzerte öffnen; und da das Publikum den neuen Garten, besonders

---

*) Aus: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt und herausgegeben von R. F. Eylert. 1. Theil. Magdeburg 1842.“

zur Zeit der Fliederblüthe, liebte und gern besuchte, so gestattete Er einem pensionirten Laquai, in einem bequemen, am See romantisch gelegenen Hause Kaffee und Bier zu schenken, wie dem Oekonomen, auf der Meierei Milch zu reichen.

Diese Vergnügungsorte wurden von anständigen Gästen zahlreich besucht, und wohl verlebte man hier heitere Sommerabende. Oft schickte der König die Garde-Hautboisten hin, um das Vergnügen zu erhöhen, und man sah es Ihm an, daß der Naturgenuß seiner lieben Potsdam'schen Bürger Ihm Freude machte, wenn Er, freundlich grüßend, und mit Diesem und Jenem sprechend, durch- und vorüberging. Waren die hohe, herrliche Königin und die lieblichen Königlichen Kinder dabei gegenwärtig, so entzückte Ihre Anmuth, und Jeder kehrte befriedigt am späten Abend nach der nahe gelegenen Stadt zurück. —

Vor allen Königlichen Landhäusern und Gärten liebte aber der König **Paretz** und die Pfaueninsel am Meisten, und in dieser Vorliebe spiegelt sich charakteristisch wieder Seine eigenthümliche Gemüthsstimmung ab. Etwas Ausgezeichnetes und Vorzügliches hat das zwei Meilen von Potsdam an den Wiesen der Havel gelegene Dorf Paretz gar nicht, vielmehr gibt es schönere Dörfer im fruchtbaren Havellande. Aber die Gegend ringsum hat einen milden, ländlichen, idyllischen Charakter, und macht auf den, der Ruhe, Stille und Einsamkeit sucht und liebt, einen sanften, wohlthuenden Eindruck. Das Auge ruhet gern auf diesen von Heerden belebten, grünen Flächen und es wehet daher der sanfte Hauch friedlicher Abgeschiedenheit. Es wird ruhig in der Brust und man möchte gern länger dableiben. Das Dorf selbst ist heiter, hat wohlerhaltene Bauernhäuser und in seiner Mitte eine höher gelegene Kirche, wohin angenehme, mit Bäumen bepflanzte Wege führen. Die Bauern-Familien, die hier wohnen, sind durch die Güte des Königs wohlhabend, man sieht's ihnen an, daß es ihnen wohlgehet, und ihre Kinder, in einer guten Schule unterrichtet, bewegen sich gesittet, gesund und fröhlich umher. Das Königliche Amtshaus, von einem Amtsrathe bewohnt, verkündiget Wohlhabenheit und gibt das angenehme, volle, lebendige Bild einer gesegneten Landwirthschaft.

Auf einem der schönsten Punkte, der Kirche gegenüber, liegt das Königliche Schloß, einfach und schmucklos, wie viele Edelleute und Gutsbesitzer es reicher, besser und geräumiger haben; doch fehlt nichts, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit sich wünschen mag. Ein heiterer Garten- und Speisesaal steht auf dem Hofe in der Nähe der Gewächshäuser, und das Ganze umzieht, in verschlungenen, schattigen Wegen, in Aus- und Fernsichten und kräftigen Baumgruppen, ein schön angelegter und gut erhaltener Park. Namentlich ist eine stille Grotte in der Nähe einer Brücke, und mit dem Anblick der nahen Wiesen und ihren still einher schreitenden Störchen bildet sie eine vertrauliche Ruhestätte, in der man gern über Vergangenheit nachdenken und träumend an ihrem Bilde hangen mag. Die Singvögel der Umgegend, beschützt und genährt vom Hofgärtner, wählen gern diesen stillen Park zu ihrem freien, frohen Aufenthalt. Hier wird dem Herzen wohl und hier athmet es leichter.

Seine ruhigsten, glücklichsten Stunden hat der König hier verlebt. Wenn Er allein seyn wollte, so weit ein König es seyn kann; wenn Er für ernste, wichtige Gegenstände die ungestörte Ruhe des ernsten Nachdenkens und Durchdenkens bedurfte, — in Paretz suchte und fand Er sie. Von dem stillen, friedlichen Dörfchen Paretz sind viele wichtigen und einflußreichen landesherrlichen Verfügungen ausgegangen, erlassen und datirt. Hier wurde die schwere Bürde Seiner Königlichen Krone leichter, und der Zwang Seiner vielfachen Verhältnisse weniger fühlbar. Hier war Er geschützt vor lästigem Anlauf, und heiterer und leichter gingen die Tage und Wochen, die Er hier in jedem Sommer verlebte, an ihm vorüber; hier senkten sich tiefer und fester in Seiner Brust die Lebens-Ansichten und Grundsätze, die den innern Frieden bewahren. (Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

⁂ (**Frankfurt.**) So eben ist eine köstliche Carricatur über das Verhältniß der gefeierten Geigen-Schwestern **Teresa** und **Maria Milanollo**, zu vielen Coriphäen des Violinspiels angekommen, und in der **E. Ullmann**schen Buchhandlung auf der Zeil zu haben. Dieses sehr charakteristisch gezeichnete Blatt stellt das **Conservatorium** der Schwestern Milanollo vor. Beide stehen auf einem Tritt von der Elite der Geigenvirtuosen wie von A B C-Schülern umgeben. Teresa sucht mit der Spitze ihres Bogens dem vornehmsten dieser Geiger eine bessere Stellung anzudeuten, indem sie spricht: „Prenez donc une position plus noble!“ Die kleine Marie kniet links auf demselben Tritt, Geige und Puppe vor ihr. Mit der Linken hält sie ihr beleidigtes Ohr zu, mit der Rechten deutet sie auf einen sich sehr in die Brust werfenden Geiger, ausrufend: „Jouez donc plus juste!“ Dieser antwortet sehr betrübt: „Revenir à la gamme c'est terrible!“ Am Fuß des Tritts steht sehr sinnreich: Multa in Minimo. — Weiter links sitzt Papa Milanollo vor einem Säugling in der Wiege. Das neugeborne Kind streckt den Tönen, die der Vater ihm vorspielt, seine Händchen entgegen, während derselbe nach einem Schrank voller Geldsäcke schmunzelt, worauf man Bruxelles, Francfort u. s. w. lies't. In der Thür aber steht der Geist Paganini's, halb Hohn, halb Spott in den sardonischen Zügen, und bedauert: „Les disciples de l'art, qui viennent chercher l'inspiration auprès du genie.“ — Es würde zu weit führen, die übrige Gruppe näher bezeichnen zu wollen. Diese umstehet in grotesker Stellung die Kinder-Meister, mehr oder weniger desperat über verfehlte Carriere, und einer sinkt sogar vor Ermattung in Ohnmacht, unter dem Ausruf: „Ouf! je n'en puis plus!“ — Die Erklärungen stehen alle in Verbindung mit den Nummern jeder einzelnen Figur. Wir bezeichnen dieses Blatt nicht als eine den Anstand verhöhnende, sondern als eine sehr treffende und pikante Carricatur. Der Besitzer hat nebst dem Scherz zugleich ein artiges Souvenir an diese liebenswürdigen, recht gut und ähnlich gezeichneten Künstlerinnen.

⁂ An keinem Orte vielleicht werden so viel Weihnachts- und Neujahrsgeschenke vertheilt, als in **Hamburg**, vorzüglich grenzt die Sitte der klingenden Spenden an Uebertreibung. Es gibt Häuser, in welchen für die Gehülfen und die Dienerschaft an einem Abende so viel Geld verschenkt wird, als hinreichen würde, eine ganze Familie ein ganzes Jahr anständig zu ernähren; an allen öffentlichen Orten wird darauf gezählt, in allen Gesellschaften; die ganze dienende Klasse rechnet auf Geschenke. In vielen öffentlichen und Vergnügungslokalen stehen eigene, mit Blumen geschmückte Vasen ausgestellt, deren Bedeutung den Kommenden nicht entgehen kann. In manchen vornehmen Häusern soll die Dienerschaft größtentheils auf das im Jahre einlaufende Trinkgeld angewiesen seyn. An Gratulanten fehlt es nicht, man lernt bei Gelegenheit der Jahreswende Leute kennen, von deren Funktionen man bis zum Neujahrstage keine Ahnung hatte. Die Musikanten, welche in den Straßen das ganze Jahr Walzer und Opernarien spielten, lassen jetzt nur Choräle hören, und Lampenputzer, Nachtwächter, Straßenkehrer u. dgl. sind mit Einemmale so fromm geworden, daß man sich des Mitleids

nicht erwehren kann. Es ist eine Zeit der Erndte: glücklich wer zu fordern versteht, glücklicher noch, wer zu geben hat!

*** Herr Kupfer, Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, welcher kürzlich Sibirien zum Zwecke der Inspection der magnetischen Observatorien durchreis't hat, berichtet, in verschiedenen Gegenden dieses Landes seyen unter der Erdoberfläche ungeheure, und zwar dem Anschein nach beständig gefrorne, Wasserflächen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat geschickte Geologen zur Untersuchung dieser unterirdischen Seen, zunächst jener, die sich in der Nähe des Baikalsees im Regierungsbezirke Irkutsk befinden sollen, abgeordnet. (Nürnb. Corresp.)

*** (Paris, 2. Jan.) Ein Einwohner der Gemeinde Eymet, im Dordogne Departement — so berichtet die „Presse" — litt an Schlaflosigkeit, wandte sich deßhalb an einen Arzt und dieser verschrieb ihm einen Schlaftrank. Er schlief auch bald ein, als er aber am nächsten Tage noch fortschlief, gerieth seine Familie in Angst, und man suchte ihm zur Ader zu lassen. Da kein Blut auf die eingeschlagene Lanzette nachlief, so wurde eine genauere Besichtigung vorgenommen, und der Mann für todt erklärt. Er wurde begraben; einige Tage darauf aber gerieth man auf die Vermuthung, jener Trank möchte nur seinen scheinbaren Tod verursacht haben. Der Sarg wurde demzufolge geöffnet, und der Eingesargte ganz auf die andere Seite herum gedreht gefunden! Der Unglückliche war lebendig, im Scheintode, beerdigt worden, und hatte augenscheinlich versucht, sich aus seinem gräßlichen Kerker zu befreien.

*** Professor Ehrhardt in Leipzig, einst aufgefordert von der Herzogin von Kurland, auf die Wörter, die sich auf „Amen" endigen, schnell ein Stegreifgedicht zu machen, ließ sich bald darauf also vernehmen:

„Kennt Ihr, Freunde, wohl den Samen
Alles Bösen? — Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen? —
Kennt Ihr ihn, der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen,
Fängt mit Angeln und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen
Auf des Weltalls Panoramen;
In Komödien und in Dramen
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen.
Und, wie heißt er? — Amor, Amen!"

*** Die Bath Gazette erzählt folgendes merkwürdige Beispiel von dem Kunstsinn und der Kunstliebhaberei eines im niederen Stande lebenden Individuums. Ein alter Mann, der in der Nähe von Southampton lebt, und sich seinen Unterhalt kümmerlich durch das Einsammeln von Knochen auf den Straßen verdient, sah unlängst an dem Fenster eines Victualienhökers ein von einem größeren Gemälde abgerissenes Fragment mit einem gemalten Ochsenkopf, sehr durchlöchert, und durch Schmutz und Alter fast unkenntlich geworden, hängen. Es gefiel ihm, und er erkundigte sich nach dessen Preis. Es wurden ihm acht Schilling dafür abgefordert; eine Summe, die seine pecuniairen Kräfte überstieg; aber er erbot sich, alle Woche einen Schilling darauf abzutragen, und es bis zur vollen Zahlung als Unterpfand in den Händen seines Eigenthümers zu lassen. Auf diese Bedingung wurde der Handel abgeschlossen. Als der kunstsinnige Knochensammler nun endlich in den Besitz seines Gemäldefragments gekommen war, trug er es zu Herrn Delainey, einem Maler aus Bristol, der sich eben zu Southampton befand, um es durch ihn restauriren zu lassen. Herr Delainey, dem die Schönheit des Gemäldes gleich auffiel, bot dem Alten 20 Pfd. St. dafür; doch wollte er es nicht wieder abstehen, ja er hat nachdem selbst ein Gebot von 3000 Pfd. St., das ihm gemacht wurde, als man ermittelt hatte, daß es eins der schönsten Cupp's sey, ausgeschlagen, und wird sich vielleicht nie, so lange er lebt, wieder davon trennen wollen.

*** (London, 27. Dez.) Durch ein glückliches Ungefähr wurde mir vorgestern der Anblick eines der wichtigsten Documente der Neuzeit zu Theil — des auf dem Foreign Office verwahrten Friedenstractats des Kaisers von China. Es war Sonntag, darum alles in dem weiten Gebäude still wie ein Grab. An der Thüre lud ein Postbedienter fünf bis sechs schwere Felleisen mit Briefen und Depeschen von der Schulter, welche ein gewöhnlicher Arbeiter in Empfang nahm und auf den Boden in der Vorhalle warf. Auf mein Befragen, wo Hr. Collins, der die Erfindung des Taylor'schen Kalotyps, hauptsächlich darin von dem Daguerreotyp abweichend, daß die Operation immer auf präparirtem Papier vorgenommen wird, angekauft und in Ausübung setzt, seine Arbeitsstube habe, wurde ich bis zum Dach gewiesen; eine Menge Treppen waren zu ersteigen, kein Mensch begegnete mir, kein menschlicher Laut war zu vernehmen, so kam ich an der Druckerei vorbei; denn diese Weltkanzlei ist eine kleine Welt für sich, alles enthaltend was zu ihrer Wirksamkeit gehört, und darauf in einem kleinen Stübchen mit verschlossenen Läden fand ich Hrn. Collins, welcher mit einem Gehülfen beschäftigt war vermittelst eines Lichtes eine Copie des Tractats zu verfertigen. Das Document selbst ist von Strohpapier, 4 Fuß lang und etwa 10 Zoll breit; die Buchstaben sind zierlich gemalt und mit drei länglichen Holzabdrücken in rother Dinte beglaubigt. Zwei Copien sind bestellt: die eine für die Königin — diese soll im Buckinghampalast unter Glas und Rahmen aufgehängt werden; die zweite, wie Hr. Collins lachend bemerkte, bestimmt „to astonish the natives," wird an den Kaiser von China geschickt mit dem unterzeichneten Tractat Die Idee scheint etwas spät gekommen zu seyn, denn alles muß innerhalb zweier Tage, heute, fertig seyn, darum wurde am Christtag daran gearbeitet. Heute nämlich unterzeichnet die Königin, und nächsten Donnerstag, übermorgen, geht der Vertrag ab. Wie doch die Welt vorschreitet! (A. Z.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Akten von Benedix.

Montag, den 9. Januar. Zum Vortheil des Herrn Hassel (zum Erstenmale): Mitten in der Nacht! Lokalposse in 1 Aufzug; frei nach „Passé minuit". Hierauf folgt (zum Erstenmale): Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Aufzügen von Nestroy. Musik von Adolph Müller. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 10. 10. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Diana.

Erzählung nach S. Henry Berthoud, von J. N. Schuster.

(Schluß.)

V.

In einem einsamen Gemache des Schlosses zu Fontainebleau hatte die Königin Christine kurze Zeit nach den eben erzählten Ereignissen eine heimliche Unterredung mit einem Manne von hoher Gestalt und einer Physionomie, deren Züge, trotz ihrer Regelmäßigkeit, nichts Edles in ihrem Ausdrucke zeigten.

— Monaldeschi, sprach sie zu ihm, wie sehr verlangt es mich, endlich Nachrichten aus Schweden zu erhalten! in meinem Herzen lebt die Hoffnung, daß mein Unternehmen gelingen werde und ich habe noch keinen Augenblick bereut, es gewagt zu haben..... Die Aehnlichkeit des jungen Mädchens mit mir däucht mir fast wie ein Fingerzeig der Vorsehung und Gott führte es mir nicht ohne Absicht entgegen. Wenn der Anblick Diana's die Schweden begeistert, wenn es wahr ist, wie der Marschall behauptete, daß mein Volk, meiner eingedenk, den Verlust seiner Königin beklagt und mit Ungeduld das Joch Karl Gustav's erträgt: dann reise ich von hinnen, triumphirend zieh' ich in Schweden ein, ich zeige mich in Stockholm meinem Volke und nehme wieder Besitz von dem Throne, dem ich in einem Augenblicke der Verirrung entsagte. Wenn dagegen die Schweden mit Gleichgültigkeit jenes Mädchen erblicken, das sie zuverlässig für Christine halten müssen, wenn sie sich nicht jauchzend und voll Begeisterung um sie her schaaren, dann würd' ich doch die Schmach und den Schmerz solcher Demüthigung nicht zu ertragen haben. Die Reise Diana's nach Stockholm wird mich endlich die Gesinnungen kennen lehren, die Karl Gustav hinsichtlich meiner hegt, und ich werde zugleich erfahren, ob ihm der Gedanke, daß Christine zurückkehrt, Schrecken einflößt. Scheitert mein Plan, so zeig' ich mich am Hofe Ludwig's XIV., wo meine Gegenwart das Gerücht von meiner angeblichen Reise und der Unternehmung, die man mir in Schweden zuschreibt, Lügen strafen wird; kömmt zu Stockholm eine Empörung wider den König zum Ausbruche, dann gewinnt der Marschall Zeit, unterhält den Glauben, daß Diana die wirkliche Christine sey und schafft mir die hinreichende Frist zu meiner Ankunft. Nicht wahr? Monaldeschi, mein Plan wird gelingen? Du nur allein bist im Besitze meines Geheimnisses; Du allein weißt, daß die Königin Christine sich in ihrem Palaste zu Fontainebleau verborgen hält. Nur Dir allein vertraute sie die Geschichte jenes jungen Mädchens ... Dir nur endlich hat sie zu erkennen gegeben, welch sehnsüchtiges, heißes Verlangen nach dem Wiederbesitz des Thrones in ihrem Herzen lebt. Der Thron vergönnt, ja nur, treue und ergebene Freunde, wie mein Monaldeschi, mit Ehren zu überhäufen; nur die Macht verleiht die Mittel, so zu belohnen, wie es die Zuneigung wünscht.

Monaldeschi ließ sich auf ein Knie nieder und führte ehrfurchtsvoll die Hand der Königin an seine Lippen.

In diesem Augenblick hörte man aus dem Hofe das Rollen eines Wagens. Christine eilte ans Fenster. Sie sah Diana und den Juden Elias aus dem Wagen steigen. Bei diesem Anblicke begriff die Königin sogleich, daß ihr Plan fehlgeschlagen: sie ward blaß, wie eine Leiche. Ein zweideutiges Lächeln glitt über die Lippen des Italieners.

— Laß' sie augenblicklich heraufkommen! rief sie. Eile, eile, Monaldeschi.

Bald darauf wurden der Greis und seine Tochter vor die Königin gebracht. Diana und Elias knieten vor ihrer Gebieterin nieder.

— Unsere Pläne sind also fehlgeschlagen, sprach die Königin mit einer Kaltblütigkeit, die ihrem heftig pochenden Herzen fremd war.

— Das schwedische Volk hat seine gute Königin Christine nicht vergessen, sagte der Jude. Kaum glaubte es in meiner Tochter seine ehemalige Gebieterin wieder zu erkennen, als man sich von allen Seiten erhob, um sie wieder auf den Thron ihrer Väter zu setzen.

— Ja, meine Schweden haben mich nicht vergessen! ich wußt' es wohl, mein Herz sagt' es mir! Was geschah aber in Folge des Aufstandes?

— König Karl Gustav sandte uns nach Frankreich zurück, und der Marschall gab sich selbst den Tod. Das Uebrige werden Ihre Majestät aus den Briefen des Königs von Schweden erfahren.

Christine griff hastig nach den Papieren und erbrach das Siegel. Während des Lesens sah man, wie wechselweise der Zorn ihr Angesicht röthete und ihre Lippen vor Wuth, Scham und Verzweiflung erbleichten.

Nachdem sie die Briefe zu Ende gelesen, kreuzte sie die Arme auf ihre Brust und sah Monaldeschi starr ins Angesicht. Dieser wandte den Kopf ab und schlug die Augen nieder, denn er sah wohl ein, daß die Königin Alles wußte. Christine griff nach dem goldnen Pfeifchen an ihrem Gürtel, gab durch zwei scharfe Töne, die sie ihm entlockte, ein Zeichen, welches ihre Diener allsogleich herbeirief.

— Ihr seht mich wieder in Eurer Mitte, sprach sie. Mein ganzes Haus versammle sich augenblicklich; meine Wachen sollen die Waffen ergreifen, alle Ausgänge des Palastes besetzt, und Niemand hinausgelassen werden. Schickt nach einem Priester und bringt ihn unverzüglich hierher. Ich will heute alle meine treuen Diener belohnen, fuhr sie fort, ohne, dem Anscheine nach, Monaldeschi's Angst zu bemerken. Jeder

empfange nach seinen Werken. Hier, Diana, ist die vollständige Begnadigung des Marquis Philipp von Senancourt, und ich füge das Patent eines Obristen im Dienste des Königs von Frankreich hinzu, das ich für den jungen Mann gekauft habe. Die Reise hat Dich ermüdet; begib Dich in das Gemach, das Dir mein Intendant anweisen wird. Verschließe sorgfältig die Fenster, flehe zu Gott und schlafe, mein Kind.

Sie drückte einen Kuß auf Diana's Stirn und entließ sie. Elias schickte sich an, seiner Adoptivtochter zu folgen.

— Bleibe, gebot die Königin, bleibe! Ein junges Mädchen braucht nicht zu erfahren, was geschehen wird; aber eines klugen und muthigen Mannes bedarf ich in diesem Augenblicke. Vernimm, was ich Dir befehle. Begib Dich in die Kirche von Fontainebleau; laß ein Grab daselbst graben und veranstalte, daß alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Todtenamte, das morgen früh gehalten werden soll, getroffen werden.

— Für wen? frug Elias.

— Für Johann Monaldeschi, ersten Stallmeister der Königin Christine.

Monaldeschi fiel nieder auf die Knie:

— Gnade! rief er; Gnade!

— Der Priester tritt so eben in das Schloß; in einer Viertelstunde wird eine Leiche hinausgetragen werden.

— Gnade! wiederholte Monaldeschi.

Sie stieß ihn mit dem Fuße zurück. Der Priester trat ein; Soldaten folgten ihm, um das Urtheil der Königin zu vollziehen. — — —

Zwei Tage darauf begab sich die Königin Christine, umgeben von allen Beamten und Dienern ihres Hauses und in vollem königlichen Glanze nach der Bastille. Der Gouverneur empfing sie mit allen, einer Königin gebührenden, Ehren und ließ den Marquis Philipp von Senancourt herbeiführen.

— Herr Marquis, sagte sie, empfangen Sie hier aus meinen Händen Ihre volle Begnadigung, welche Se. Majestät König Ludwig XIV. mir freundlichst bewilligte. Ich übergebe Ihnen hiermit diese Papiere, und zugleich ein Obristenpatent.

— Wie? rief der erstaunte Hauptmann aus; mir diese Gnade? Und welchem Wunder verdanke ich so großes Glück und den Schutz Ihrer Majestät?

— Einer guten Handlung und Ihrem Muthe verdanken Sie Ihr Glück. Sie haben die Vertheidigung eines Weibes übernommen und aus den Händen eines Weibes empfangen Sie Ihren Lohn.

— Dieses Weib aber ....? Die Züge Ihrer Majestät erinnern mich — — —

— Ich bin es nicht, das dürfen Sie versichert seyn, unterbrach ihn die Königin lächelnd. So weit versteig' ich mich in meinen wunderlichen Einfällen doch nicht, um, als Krämerin verkleidet, mit einem Gewerbsmanne Frankreich zu durchreisen. Sie sollen aber noch andere Beweise meiner Gunst erhalten. Dem Obersten gehört eine Frau: ich will Ihnen eine geben; ich biete Ihnen daher die Hand des Fräuleins Angelica von Beaugency, Tochter des Grafen von Beaugency, an.

Diana, welche verschleiert zugegen war, vernahm diese Worte mit Erstaunen und ihr Herz fühlte sich schmerzlich getroffen. Die Königin ergriff ihre Hand und flößte dem Mädchen, ihr freundlich ins Auge schauend, Trost und Beruhigung ein.

— Dieses junge Mädchen, sprach Christine, wurde ihren Eltern von einer Zigeunerin entführt, und später von einem alten Gewerbsmanne an Kindesstatt angenommen. Seit zwei Monaten beschäftigte ich mich mit den sorgfältigsten Nachforschungen. Den Nachweisungen zufolge, welche mir durch den Adoptivvater dieses Kindes geworden, starben der Graf und die Gräfin von Beaugency, das einzige Kind beweinend, das ihnen geraubt worden war. Die Geständnisse der Zigeunerin, die in den Gefängnissen von Paris eingesperrt ist und deren Name Elias kannte, und die unumstößlichsten Zeugnisse Anderer endlich, bekräftigen die edle Geburt Diana's oder vielmehr Angelica's. Sie wird in den Besitz der Domainen ihrer Familie treten, und ich gebe ihr außerdem hunderttausend Thaler als Mitgift. Hier ist Ihre Frau, Marquis von Senancourt.

Sie nahm den Schleier von Diana's Angesicht und der glückliche Philipp warf sich, im Gefühle seiner Ueberraschung und Freude, zu den Füßen seiner Braut.

— Sie lieben mich? frug Diana mit leiser Stimme; Sie lieben mich, und erinnerten sich doch nicht einmal der Züge des Mädchens, das Ihnen Leben und Ehre dankt?

— Die Züge meiner Retterin blieben meinem Herzen tief eingeprägt, antwortete er. Wäre Angelica nicht Diana gewesen, ich hätte ihre Hand nimmer angenommen. Nur Diana, keine Andere, sollte meine Gattin werden.

Nach Verlauf eines Monates wohnte Elias der Hochzeit seiner Adoptivtochter bei; sie wurde mit großer Pracht im Schlosse von Fontainebleau gefeiert. Den Rest seiner Tage verlebte der Greis ruhig auf dem schönen Schlosse Beaugency, wohin er dem glücklichen jungen Ehepaar gefolgt war.

Acht Tage nach der Hochzeitsfeier verließ Christine Frankreich und begab sich bald darauf nach Italien.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner des stillen, friedlichen Dorfes wurden des Segens Seiner Gegenwart froh, und wenn ein Familienvater bei betroffenem Unglücke der Hülfe bedurfte, schnell und reichlich wurde sie ihm von der immer offenen Königlichen Hand gewährt. Am Abend pflegte der König auf und ab zu gehen im Dorfe, und an den still ländlichen Scenen der beim Sonnen-Untergange heimkehrenden Heerden hatte Sein patriarchalischer Sinn inniges, reines Vergnügen. Mit fröhlicher Gutmüthigkeit näherten sich dann Ihm die spielenden Kinder, denen es eine freundlich gestattete Gewohnheit geworden war, bei der Anwesenheit des Königs jeden Mittag vor dem Garten- und Speisesaal sich zu versammeln und den Ueberrest der Kuchen und Früchte von der Königlichen Tafel zu empfangen. Diese kleinen willkommenen Geschenke reichten ihnen der König, die Königin und die Königlichen Kinder gewöhnlich selbst, und Freude jauchzend eilten sie damit zu ihren Eltern.

Einst fragte der König einen hübschen Bauerknaben mit frischem, offenem Angesicht: ob er schon einmal Ananas gegessen hätte? Auf die verneinende Antwort reichte ihm der König eine Scheibe, mit den Worten: „Nun iß, mit Bedacht. Man will behaupten, die Ananas schmecke wie mehre Früchte zusammen und habe einen Beigeschmack von fast allen Obstsorten. Sage mir, was schmeckst Du heraus?" Und der Knabe, vergnügt essend, antwortete, das ihm Beste und Delikateste nennend: „Herr König, sie schmeckt mir wie

Wurst." Alles lachte laut auf; der König aber, milde lächelnd, wie Er pflegte, bemerkte: „So trägt Jeder seinen eigenthümlichen Maßstab, nachdem er denkt und fühlt und urtheilt, persönlich in sich, und Jeder glaubt, daran Recht zu haben. Der Eine schmeckt in der Ananas die Melone, ein Anderer die Birne, ein Dritter die Pflaume; der Knabe da findet darin, in seinem Gefühlskreise, sein Lieblingsgericht, die Wurst;" — und zurücktretend in den Speisesaal und vor ein Fenster von vielfarbigem Glase sich hinstellend, fuhr Er treffend fort: „Wer die Gegenstände draußen durch diese violettfarbige Scheibe anschauet, hält Alles, was er sieht, für violett gestaltet; so der Andere, der durch ein grünes Glas schauet, Alles für grün; und wieder ein Dritter für gelb, und so weiter. Jeder behauptet, Recht zu haben; und doch haben Alle Unrecht, und des Widersprechens und Disputirens ist kein Ende. So geht's (mich gutmüthig, jedoch mit einem satirischen Lächeln ansehend, —) den Herren Theologen, wenn sie nur sich, das Subjekt, und nicht das Objekt, die göttliche Offenbarung, anerkennen und ehren. Jeder hat dann sein Glas."

In der Nähe von Paretz hatte der König auf einem schönen Punkte ein Belvedere erbauen lassen, von wo aus man die ganze Umgegend überschauet. Der Blick nach den entfernten Hügeln, Kirchdörfern, einzelnen Bauerhäusern, Wiesen und Baumgruppen, ist ungemein lieblich und erheiternd und stimmt das Gemüth zum stillen Frieden. Hier ruhete der König gern aus: Er ging aber nach dem Tode der Königin gewöhnlich allein hin, ohne Begleitung.

Die Grund-Stimmung Seines Gemüthes war eine contemplative, und wenn Er dieser nachhängen wollte, war Er auch immer gern einsam, ohne Zeugen, ja Er entfernte Alles von sich, was Ihn hätte stören und in Seinen Betrachtungen unterbrechen können. In dieser Beziehung waren ihm die alten hohen schattenreichen Buchen- und Eichen-Alleen im Parke Friedrich des Großen lieb und werth.

An einem schönen milden Sommerabend im Jahre 1823 hatte ich meinen Spaziergang nach dem Jedem offenstehenden Sans-souci genommen. In der Nähe des Japanischen Hauses ging langsam, mit in einander verschränkten Armen, der König auf und ab, und stand oft, wie in Gedanken vertieft, stille. Dies bemerkend und diese Seine Stimmung kennend und ehrend, wollte ich ausweichen, um Ihn nicht zu stören. Aber Er hatte mich schon gesehen. Ich stand also ehrerbietig stille und Er ging, leicht die Hand zur Feldmütze hebend, ernst und trübe aussehend, an mir vorüber. Bald darauf kehrte Er aber wieder um, redete mich freundlich an, und forderte mich auf, mit Ihm zu gehen.

— „Sind wohl gern in Sans-souci?" — fragte Er. — „Ja," — antwortete ich — „dieser alte Barden-Hain ist mir in der Umgegend von Potsdam der interessanteste Ort, zu dem ich mich am Meisten hingezogen fühle. Er ist der ernste, ansprechende Schauplatz großer Erinnerungen." — „Gibt," — fiel Er ein — „allerdings viel zu denken und zu vergleichen!" — „In den trüben Jahren 1807—8 und 1809," — fuhr ich fort — „bin ich oft mit betrübtem Herzen hier auf- und abgegangen, und tröstete mich mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Gott hat sie segensreich über uns heraufgeführt, und nun wandelt sich's froher in Sans-souci." — „Haben Sie," — fragte der König — „Friedrich II. gekannt?" — „Ich erinnere mich, den großen Herrn in meiner frühen Kindheit gesehen zu haben, und von daher ist mir sein Flammen-Auge unvergeßlich geblieben. Bei seiner Anwesenheit zu Hamm sollte mein seliger Vater, ein sonst fester, entschlossener Mann, im Namen der Geistlichkeit ihn anreden; aber getroffen von seinem gewaltigen Blick, verlor er die Fassung." Der König lächelte und setzte hinzu: „Ja, sein Auge war seines Geistes Spiegel, und dieser Geist war voll Licht und Tiefe. Er eilte seinem Zeitalter voraus, stand über demselben, und Vieles, was er gedacht, geschrieben und hinterlassen, trägt jetzt erst seine Früchte." — „Wenn man," — bemerkte ich — „seine Schriften lies't, namentlich die, wo von Menschen-Rechten die Rede ist, dann will es scheinen, als ob seine Grundsätze milder und umfassender gewesen wären, als seine Praxis, in der sich doch oft viel Härte, Willkür und Gewalt herausstellt."

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Neapel, 23. Dez.) Die alle Begriffe übersteigende Lebhaftigkeit in den Straßen unserer Stadt kündigt schon acht Tage lang das Herannahen der Weihnachten an. Da wimmelt's wie in einem kolossalen Ameisenhaufen. Die Buden, in denen Früchte, Gemüse und überhaupt Eßwaaren verkauft werden, sind auf das stattlichste und malerischste herausgeputzt; links und rechts Trophäen von Kälbern, Schweinen, Ebern, Hirschen mit Blumen und Bändern festlich angethan; unter Wäldern von schlanken Lorbeerbäumen prangen in reicher Fülle die Producte des üppig wuchernden südlichen Himmelstriches geschmackvoll zur Schau gestellt, und kolossale Rosenkränze von Kürbissen, Melonen, Orangen und Mispeln schlingen sich in Form von Guirlanden zwischen Tausenden von buntgeschmückten Hühnern und Würsten durch und reichen von einem Baum zum andern, ja zuweilen über die Straße hinüber. Zum Schmausfest des morgigen Abends dürfen auch die Capitoni (Welschhähne) nicht fehlen; sie erscheinen auf dem Tische von Hohen und Niedern. Unter diesem Gewühle sind Arme und Reiche, Alt und Jung, Männer und Weiber, Soldaten, Priester und Mönche beschäftigt das Nöthige anzuschaffen, und inmitten des betäubenden Geschreies der Verkäufer, des Feilschens der Einkaufenden mischen sich Tausende von Neugierigen, meistens Fremde zu Wagen und zu Fuß, um dieses in seiner Art einzige Spectakel mit anzusehen. Allein was im Norden Groß und Klein erfreut, das fehlt hier: es prangt am heiligen Abend kein Tannenbaum mit Lichtern und vergoldeten Nüssen auf dem Bescheertisch. (A. Z.)

*** Der Erbschaftsdiebstahl ist eine Industrie, welche im Elsaß durch überrheinische Industrieritter mit eben so viel Thätigkeit als Erfolg ins Werk gesetzt wird. Folgende Thatsache ist ein Muster der Art. Indem wir sie veröffentlichen, wird sie hoffentlich dem Publikum gegen frevelhafte Unternehmungen zur Warnung dienen: Vor einigen Tagen stellte sich bei einer Kolmarer Familie ein Mädchen, das angeblich aus einem badischen Dorfe war, ein, und erklärte, sie habe die Reise zu Fuß gemacht, in der einzigen Absicht, den Tod ihres Herrn anzukündigen, welcher sehr nahe mit der Familie verwandt sey und eine beträchtliche Erbschaft hinterlassen habe, die man nur zu holen brauche. In der That erinnert man sich, daß ein Verwandter in Deutschland sich niedergelassen habe; zwar glaubt man ihn todt, allein die Bezeichnungen des Mädchens waren so deutlich, daß man nicht anstand zu glauben, daß eine große Erbschaft zu holen sey. Das Mädchen wird beherbergt, gekleidet, auf den Händen getragen. Man bestimmt einen Tag für die Reise; man reis't mit dem Mädchen ab, der man sogar einiges Geld lieh, unbedeutender Vorschuß, der durch die Verlassenschaft des Verstorbenen genugsam verbürgt war. Zu Straßburg steigt man im nämlichen Wirthshause ab; allein die Verwandten waren sehr erstaunt, als sie den andern Morgen vernahmen, daß das Mädchen in aller Frühe fort sey. Sie machten die Reise nach Deutschland allein. Als sie in dem Dorfe anka-

men, fragten sie den Wirth, ob dies auch wirklich das Dorf sey, wo ihr Verwandter, dessen Namen sie angaben, gestorben sey. Ihr seyd, sagte der Wirth, die achtzehnte elsässische Familie, welche hierher kömmt, um die Erbschaft eines Mannes zu holen, der in diesem Dorfe niemals gelebt hat; sie sind alle von diesem Diebsmädchen geschickt worden, das die Gerechtigkeit schon lange verfolgt. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß die Verwandten ohne Erbschaft, mit leerem Beutel und schwerem Herzen zurückgekommen sind. (Oberr. Cur.)

Briefe eines Wiener Unpartheiischen.

(Vom 1. bis 20. Dezember 1842.)

„Alles, was man anfängt, soll man mit etwas Tüchtigem anfangen, oder gar nicht unternehmen!" — so sagte mir immer mein alter Schullehrer; und diesen seinen Worten will ich auch jetzt Folge leisten, indem ich meinen Brief mit Saphir's Akademie beginne. Saphir's Akademien sind der Vereinigungspunkt alles Großen und Schönen, was die Musikwelt gerade darzubieten im Stande ist; wer die Akademien Saphir's besucht, kann ruhig die Concert-Saison vorüberziehen lassen, da er deren Merkwürdigstes kennen gelernt hat. Saphir's geläuterter Geschmack und jene festen Bande, worin sein Geist die ganze Künstlerwelt gefesselt hält, machen es ihm, ja ihm allein, möglich, so Vollendetes dem Publikum vorzuführen; machen es möglich, ein Auditorium zu versammeln, wo jeder Künstler stolz seyn darf, vor demselben sich gezeigt zu haben. Ueberhaupt wird eine Saphir'sche Akademie für jeden Gebildeten eine Art Epoche seyn, von welcher er die gehabten Genüsse zählt. Eine solche Epoche war nun Sonntags den 18. Dezember, wo um die Mittagsstunde im k. k. p. Theater in der Josephstadt Saphir's musikalisch-deklamatorische Akademie und humoristische Vorlesung abgehalten wurde. Nach dem Programme war für die erste Nummer der Clavier-Virtuose Herr Theodor Kullak bestimmt, welcher leider erkrankte; an dessen Stelle nun Herr Pirkert durch sein nettes, elegantes Spiel, dem aber die wahre musikalische Tiefe fehlt, sich ziemlichen Beifall erwarb. Als zweite Nummer trug nun unsere rühmlichst bekannte und allgemein beliebte Mad. Reltich, k. k. Hofschauspielerin, ein äußerst gelungenes Gedicht vom Akademiegeber, betitelt: „Der verkaufte Schlaf", vor; da wurden alle, auch die feinsten Nuancen des Gedichtes, hervorgehoben, so daß sowohl zu Ende, als auch während des Vortrages Deklamatrice und Verfasser wiederholt gerufen wurden. Hierauf sang Herr Franc. Wartel: *La Sérénade* (Ständchen), mélodie de Schubert, und: *Addio Teresa*, chanson sicilienne von Hippolyte Monpou, beide mit französischem Texte, letzteres aber mit solch' innigem Vortrage, daß er unter stürmischem Applause dasselbe wiederholen mußte. Die vierte Nummer war eine Violin-Piece, componirt und vorgetragen von Herrn Theodor Haumann. Haumann ist einer jener Virtuosen, dessen Individualität eine zu tief musikalische ist, um allsogleich von dem großen Publikum verstanden zu werden; und wird daher nur succesive Anerkennung finden, diese dann aber eine desto bleibendere seyn! Als Haumann das erste Mal spielte, sahen sich die Zuhörer gar verduzt an, und die Kritiker waren mit ihrem Urtheile in grausamer Verlegenheit; und woher dieß Alles? — weil Haumann nicht, wie so Viele, dem Abgotte der Wiener huldigte, der da heißt: Charlatanismus! — Ich habe an Haumann's Durchdringen bis zur Saphir'schen Akademie gezweifelt; da huldigte er aber plötzlich jenem Abgotte, und siehe da, ein endloser Jubel erfüllte die Räume, und unter lauten Beifallsbezeugungen wurde die Piece wiederholt; jetzt bin ich überzeugt, daß die Haumann'schen Concerte zu den besuchtesten gehören werden; und nur auf diese Weise kann Vieuxtemps, bei dessen erstem Concerte Publikum und Kritik etwas die Nase rümpften, wieder zu Ansehen gelangen! — „Kein Malheur, jedoch fatal!" humoristisches Gedicht von M. G. Saphir, wurde von Demoiselle Louise Neumann, k. k. Hofschauspielerin, mit der gewohnten, Alles bezaubernden Naivetät vorgetragen. Verfasser und Deklamatrice wurden gerufen. Nun kam eine Arie aus „Niobe", von Paccini, gesungen von Demoiselle Jenny Lutzer! — ?? — ! — und endlich als Schlußstein des Ganzen Saphir's humoristische Vorlesung. — Nun wäre es an der Zeit, so recht nach Herzenslust in die Lobposaune zu stoßen, und ich würde, was so manchen lobenden Referenten selten geschieht, mich nicht blamiren; doch gerade ein Mann, der wahrhaft Lob verdient, ist zu groß, als um aus derselben Posaune, durch welche der Ruhm so manches Fiedlers und wuchernden Schauspieldirektors den Harthörigen verkündet wurde, nun auch den Triumph eines Geistes zu verkünden, von dem derlei Leute, gleich Infusionsthierchen, kaum geboren, wieder in ihr Nichts zurückkehren! — Saphir's Weg zum Schriftstellerruhme war kein geebneter; und Viele, die sich jetzt gleißnerisch vor seinem Geiste beugen, waren gerade Diejenigen, die auf seinen ohnedieß beschwerlichen Pfad die großen Felsenblöcke Neid und Mißgunst hinwälzten. — Daß Saphir alle diese Hindernisse überschritten hat, ist Zeuge von der Beharrlichkeit seines Geistes, daß selbst seine Feinde in sein Lob einstimmen müssen; der größte Triumph, den sein Genie feiern konnte! Diese Triumphe erneuern sich mit jeder Vorlesung, und einen solchen feierte Saphir auch mit der letzten. Schon der Titel: „Wie viel wohlthätige Anstalten hat die Schöpfung, um die Menschen zu belehren, wie die Menschen sind?" oder: „Für wie viel wohlthätige Anstalten auf einmal lies't ein Schriftsteller, wenn er für sich selbst lies't?" — wurde mit stürmischem Beifalle aufgenommen, der sich während der Vorlesung, die, nebenbei gesagt, unter seine besten gezählt zu werden verdient, immer noch steigerte. Das Thema der Vorlesung war: „Der Mensch wird von fünf Dingen nachgeahmt, als: vom Echo, vom Spiegel, vom Schatten und vom Schriftsteller." Besonders geistreich war die Anwendung der Mythe vom Echo, und dann, was in Bezug auf die Verläumdung gesagt wurde — Aber nicht nur humoristische Aphorismen, die unwiderstehlich die Lachlust reizten, wurden uns dargeboten, sondern diese waren mit echt poetischen, geistreichen Gedanken verwebt, die sowohl dem Geiste, als dem Herzen des Verfassers Ehre machten! Die Kaiserin Mutter und der Erzherzog Franz Carl beehrten die Akademie mit ihrer Gegenwart. — Saphir hat bereits über vierzigtausend Gulden den wohlthätigen Anstalten durch seine Vorlesungen überliefert! — Und nun wird mein Redefluß durch ein ödes, wüstes, sandiges Eiland, die Wiener Journalistik genannt, gehemmt. Sollte ich dem literarischen Werthe nach unsere Zeitschriften klassifiziren, so würden selbe ungefähr in folgender Ordnung aufzuzählen seyn: „Humorist, Sonntagsblätter, Wiener Zeitschrift, Oesterreichisches Morgenblatt, Zuschauer, Theaterzeitung, Wanderer, Sammler und — — Adler!" — den hat nun der Buchdrucker Grund übernommen; er will ihn hegen und pflegen, bis er wieder flügge geworden, was wohl ziemliche Atzungskosten verursachen dürfte! — und nun wissen wir doch einen Grund, der sein weiteres Erscheinen rechtfertigt. —

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Samstag den 14. Januar, Abends von 7—8 Uhr, und die darauf folgenden Samstage wird Herr Dr. Friedleben im Lokale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc. eine Reihe von populären Vorträgen über Topographie der Sonne, der Erde und des Mondes zum Besten der Unterrichtsanstalt für Blinde halten.

Der anerkannt wohlthätige Zweck, welchen Herr Dr. Friedleben dabei im Auge hat, verbunden mit dem Interesse, welches der abzuhandelnde Gegenstand selbst darbietet, lassen einen recht zahlreichen Besuch erwarten.

Das Honorar für die ganze Reihenfolge dieser Vorträge beträgt 1 fl. — Subscriptionslisten sind im Lokale, so wie in der Sauerländischen Buchhandlung, große Sandgasse, aufgelegt.

Dr. Wöhler.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 9. Januar. Zum Vortheil des Herrn Hassel (zum Erstenmale): Mitten in der Nacht! Lokalposse in 1 Aufzug; frei nach „Passe minuit". Hierauf folgt (zum Erstenmale): Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Aufzügen von Nestroy. Musik von Adolph Müller. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 10. Januar. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth. Musik von Herold. (Gastrolle) Zampa: Herr Klein, vom Theater zu Breslau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 11. 11. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die gefährliche Tante.

Nach der Gazette des Tribunaux von J. N. S.

Madame B..., eine ehrenwerthe Dame, die mit ihrem Sohne, einem jungen Manne von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, einem Bijouteriegeschäfte zu Paris in der Faubourg St. Germain, Bussy-Straße, am Ecke der Straße Bourbon-Château, vorsteht, befand sich am letzten Tage des vergangenen Jahres allein in ihrem Comptoire, als, gegen Mittag, ein auf das geschmackvollste gekleideter junger Mann aus einem eleganten Cabriolet stieg und in den Laden trat. „Ich habe mehrere Einkäufe zu machen," sagte er; „ich werde noch heute meine Wohnung in Ihrer Nachbarschaft nehmen; haben Sie die Güte, Madame, mir einige Kleinigkeiten zu zeigen; ich will mir verschiedene Sachen aussuchen zu Neujahrsgeschenken für morgen oder übermorgen. Nur nichts allzu Kostbares! ein Armband, zwei oder drei goldne Ketten, eine Broche, goldne Ohrringe! Seyn Sie nicht zu theuer! wir kommen aus der Provinz, meine Familie und ich, um von nun an in Paris zu wohnen; ich werde mich nächstens verheirathen; aber, wie gesagt, gute und billige Waare verschafft gute Kundschaft! — Die Bijouteriehändlerin, dem eleganten und redseligen Kunden ruhig zuhörend, stand von ihrem Stuhle auf, und brachte ihre Kasten herbei, welche die kostbarsten Gegenstände enthielten. Es war wirklich schwer, aus dieser Menge der auf das geschmackvollste gearbeiteten allerliebsten Kleinigkeiten eine Wahl zu treffen! Der junge Mann prüfte indessen jedes einzelne Stück mit einer Kennermiene, frug nach dem Preise, den er stets zu hoch fand, und legte Alles, was ihm gefiel, bei Seite. Endlich ließ er sich seine Rechnung stellen, die sich auf 2367 Francs belief. „Gut," sagte er hierauf, „unterschreiben Sie die Rechnung und schicken Sie mir sie mit den Sachen in meine Wohnung. Hier ist meine Adresse!" Der junge Mann warf seine Karte auf den Tisch und machte Miene wegzugehen. Aber, sich anders besinnend, sagte er: „Ja so, ich vergaß, daß ich noch eine Pendule für meine alte Tante nöthig habe! Zeigen Sie mir nur die einfachsten und billigsten! meine Tante ist eben so sparsam als reich; die treffliche Frau! sie ist keine Freundin von allzu kostspieligen Geschenken." Er wählte wirklich eine einfache Pendule von eingelegter Arbeit, die nicht über 70 Francs kostete, ließ sie zu den übrigen Gegenständen stellen und den Preis auf die Rechnung setzen. „In einer kleinen Stunde," sagte er weggehend, „erwart' ich Sie, lassen Sie ja nicht auf sich warten, denn ich habe noch viel zu thun." — Eine Stunde später erschien der Commis der Madame B... in der Wohnung des fashionablen Käufers und zwar in Begleitung des Sohnes seiner Prinzipalin, der zu größerer Sicherheit mitgekommen war, weil die Pariser Kaufleute sich vor den stets neu improvisirten Kunstgriffen der Gauner nicht genug in Acht nehmen können. Das Haus hatte ein stattliches Ansehen, die Wohnung befand sich im ersten Stock und mußte wenigstens tausend Thaler Miethe kosten. Sie fanden den jungen Mann in dem Vorzimmer, beschäftiget die Länge und Breite desselben auszumessen. Er schien ganz verlegen, als er wahrnahm, daß sie ihn bei dergleichen Beschäftigungen überraschten; er verwünschte die Nachlässigkeit der Handwerker und bat sie, einen Augenblick zu warten, um seine Tante von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, da er ihr zuerst die für sie bestimmte Pendule zeigen wollte. Er nahm auch wirklich die Pendule, ging in den Salon, dessen Thür er halb offen ließ und schritt in ein zweites Zimmer, das wohl zum Boudoir oder Schlafgemach bestimmt schien. „Hier ist Ihre kleine Pendule, liebe Tante," sprach er, „sie ist nach Ihrem Wunsche ganz einfach." — „Sie ist noch viel zu kostbar," antwortete die Stimme einer bejahrten Frau: „Du begehst immer Thorheiten; das mag wieder ein schönes Geld gekostet haben!" — „O nein, liebe Tante, 70 Francs." — „Nun, das geht an! aber wie ist's mit den andern Sachen, mit den Neujahrsgeschenken für Deine Schwester, Deine Cousinen?" — „Es ist Alles recht schön und wohlfeil; überzeugen Sie sich selbst davon; ich will Ihnen die Sachen und die Rechnung zeigen." — „Ja, ja, ich sehe schon, Du Taugenichts hast es darauf abgesehen, mich einen hübschen Theil der Rechnung zahlen zu lassen." — Der junge Mann antwortete nicht, und ging sogleich zum Juwelier und seinem Commis mit der Pendule zurück, um sich für einen Augenblick die Bijoux und die Rechnung von ihnen geben zu lassen. „Meine Tante," sagte er, „ist gut gelaunt, sie soll sich überzeugen, daß sie mir weder in Betreff meiner Sparsamkeit, noch einer geschmackvollen Auswahl einen Vorwurf machen kann. Er ging hierauf wieder in das Zimmer zurück, ließ die Thüre abermals halb offen und knüpfte die Unterredung von Neuem an: „Ueberzeugen Sie sich nun, liebe Tante, daß Alles elegant und geschmackvoll ist; betrachten Sie einmal diese goldnen Ohrgehänge und diese Broche, die ich meiner Schwester bestimmt habe." — „Rosetten, Brillanten," unterbrach ihn die Tante; „das ist viel zu kostbar; Perlen passen für junge Frauenzimmer, Du hättest Deine Schwester zu Rathe ziehen sollen." — „Aber, liebe Tante — — —" „Nun? wenn ihr aber der Schmuck nicht gefällt? Du mußt ihre Meinung hören, ich will's, hole sie." — „Gern, liebe Tante." — Und zum zweitenmale zurückkommend, wandte er sich neuerdings an die beiden Kaufleute: „Alte Frauen haben seltsame Launen," sagte er, „meine Tante ist aber so gutmüthig!" — Mit diesen Worten ging er durch das Vorzimmer zur Treppe, um seine Schwester zu holen. Eine Viertelstunde verstrich und er kam nicht zurück. Die

beiden Juwelenhändler, eher ungeduldig als besorgt, machten ein Geräusch, um die Aufmerksamkeit der guten Tante rege zu machen; Niemand ließ sich hören, und Alles blieb stille. Sie schauten nun in den Salon und sahen, daß sich auch nicht ein einziges Stück Möbel darin befand; sie eilten ins Schlafzimmer: es war leer; sie durchsuchten es auf das sorgfältigste und überzeugten sich, daß kein Ausgang vorhanden war, durch welchen eine Flucht möglich geworden wäre. Sie erkundigten sich hierauf bei dem Hausverwalter nach dem neuen Miethmanne: „Er ist in einem Cabriolet, das er gemiethet, fortgefahren," antwortete dieser. — „Kennen Sie ihn?" frugen sie in ängstlichem Tone weiter. — „Durchaus nicht; er hat zehn Francs als Gottespfennig gegeben. Sie müssen ihn aber doch besser kennen, als ich, da Sie die Einrichtung seiner Wohnung übernommen haben und auch eine seiner Pendules unter dem Arme tragen?"

Es war kein Zweifel mehr vorhanden: Madame B... war von einem verwegenen Gauner betrogen worden, der vermittelst seines Bauchrednertalents ihren Sohn und ihren Commis geprellt hatte. Es wurde sogleich bei der Polizei Anzeige gemacht. Ob man dem verschlagenen Rivalen eines Comte's und Philippe's auf die Spur kommen wird, das ist die Frage.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Der König sah mich mit einem fixirenden ernsten Blick an, — nahm dann das Wort und sprach: „Was Sie da sagen, habe ich oft gehört und gelesen; ist aber irrig, so sehr es auch äußerlich den Schein der Wahrheit haben mag. Man muß nur die große Verschiedenheit der Zeit bedenken, damals und jetzt, und darf in der Beurtheilung nicht denselben Maßstab anlegen. Was damals in der Individualität des großen Mannes ihm und der Ordnung gemäß war, würde freilich jetzt unpassend seyn und nicht mehr gehen. Andere Zeiten, andere Sitten! Damals war Alles compakter, derber, dreister; wir sind artiger, feiner, geschmeidiger geworden, ob im Grunde besser, ohne Falschheit und Gleißnerei, will ich nicht untersuchen; — und wer und wo ist der Mensch, der es sich herausnehmen dürfte, dieß richtig abzuwägen? Wie jeder Mensch, so hat auch jede Zeit, in seltsamer Mischung, Gutes und Böses, Licht und Schatten, oft diesen, um jenes zu heben. Die miserabele Schmeichelei elender, hündischer Speichellecker, die in Friedrich II. nur Vollkommnes und keine Schwächen sehen, ist mir in der Seele zuwider, so wie denn alles unbegrenzte Loben und Preisen immer eine geistige Leerheit und Falschheit bezeichnet. Die Jugend, die noch wenig gesehen und erlebt hat, mag sich wundern und bewundern, weil alles Ungewöhnliche ihr als ein Wunder erscheint; dem ernsten, gesetzten Manne, der Geschichte studirt, und den Erfahrung gereift hat, geziemt Mäßigung und Maßhalten. Jede Schmeichelei macht mir ihren Sprecher von vorne herein verdächtig. Es fehlt da immer entweder an Klarheit der Erkenntniß, oder an Reinheit des Herzens, oft an beiden."

Indem der König, stille stehend, dieß sagte, trat Er, wie Er zu thun pflegte, wenn Er lebhaft wurde, stark mit dem rechten Fuße auf und fuhr, weitergehend, fort: „Allerdings klebten Friedrich Schwächen und Gebrechen an, ja man kann das oft gehörte Wort: Wo viel Licht, ist auch viel Schatten! auf ihn anwenden; denn er war und blieb Mensch. Aber diejenigen, welche ihm eine natürliche Neigung zur Härte und Despotie beilegen, wie Sie vorher bemerkten, haben ihn am Wenigsten begriffen. Vielmehr war reines menschliches Wohlwollen, lebendiges, kräftiges Mitgefühl, oft bis zur Rührung, die ursprüngliche natürliche Stimmung Seines Gemüthes. Er trug diese so tief in sich, fand in ihr so ganz sein Element, daß er unaufhörlich darauf bedacht war, sie in sich zu befestigen, zu nähren und zu stärken. Daher sein reger Sinn für Freundschaft, seine Liebe und Zärtlichkeit für seine Freunde, und, des großen Abstandes der Verhältnisse ungeachtet, seine Treue und Beständigkeit; daher seine Liebe zur Musik und ihre sanften Eindrücke, — auf seiner Flöte gelangen ihm die Adagio's bekanntlich am Besten; — daher seine entschiedene Neigung für die Wissenschaften, sowohl in den Tiefen der abstrakten Philosophie, als auf den heiteren Höhen der Poesie; daher seine Liebe für Thiere, freilich auch die Hunde; daher seine Sympathie mit der Einsamkeit und für die ewig neue Natur. Dieser Garten hier, wie ernst, wie würdevoll, und doch auch zugleich wie stille, wie vertraulich, wie ansprechend! O, wie oft ist er hier, auch in heiteren ruhigen Nächten, erfüllt mit den edelsten Empfindungen, auf- und abgegangen. Wer so denkt, fühlt, wählt, genießt, und darin sich gleich bleibt: der kennet die Härte der Misanthropie nicht."

— „Aber er ist in seiner Jugend maltraitirt; intimidiren ließ er sich nicht, dagegen schützte ihn seine kräftige, eminente Natur. Aber man machte ihn damit mißtrauisch, und dieß Mißtrauen, genährt durch die Ränke, Intriguen und Kabalen, von denen er am Hofe seines jähzornigen Vaters ihn, sich selbst, seine Mutter, Geschwister und Umgebungen umsponnen sah, wurde nun permanent, und ein hervorstehender Zug seines festen Charakters. Von solcher trüben Seite hatte er die höheren und höchsten Stände ganz in der Nähe und täglicher Anschauung kennen gelernt, und daher sein oft an Härte grenzender Widerwille gegen sie, in welchem er in die bittersten Sarkasmen sich ergoß. Gewiß nicht aus Neigung, sondern aus Princip, war er strenge, oft hart, weil er der Meinung war, daß Furcht in den meisten Fällen, namentlich in den höheren Klassen, mehr ausrichte, als Liebe. Diese, und besonders die Beamten, hielt er darum in steter Spannung und Furcht; er sah sie mit mißtrauischen Augen an, und züchtigte jede begangene Ungerechtigkeit unerbittlich. Dagegen war er mit zuvorkommendem Vertrauen dem gemeinen Manne, dem Bürger und den Landleuten, vor allen seinen braven Soldaten, zugethan, und die treue Anhänglichkeit seines Volkes war sein höchster Schatz. Mit einem Worte: an diesem Herrn war Alles großartig, Alles Ausfluß seiner festen Grundsätze." (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Aus Wiesbaden, 7. Januar. (Luise Weiß. Auch eine Tänzerin der deutschen Gegenwart. Kritische Gedankensprünge von Dr. F. Wiest.) Würtemberg hat uns schon so viele große erleuchtete Köpfe, voll eindringlicher, kraftvoller, parlamentarischer Beredsamkeit geliefert, jetzt sendet es uns auch noch Füße — die Füße einer schlanken Tänzerin, die mit prunkender Schönheit und in energischen rhetorischen Figuren zu den Herzen der deutschen Gegenwart sprechen sollen. Luise Weiß, eine geborne Stuttgarterin, hat gestern zum ersten Male auf der Wiesbadener Hofbühne getanzt. Luise Weiß, das tanzende „schwarzbraune Mädchen aus Schwaben" — die Sylphide aus dem Lande der Alpen-Kerngestalten, die Bajadere Stuttgart's, die

sich „première danseuse de l'Académie Royale à Paris" schreibt! Uhland singt zwar keine Lieder mehr von alter deutscher Kraft und Herrlichkeit, aber für dieß Verstummen entschädigt uns Luise Weiß, die auch eine Tänzerin der deutschen Gegenwart ist; ihre Füßchen singen epigrammatisch-spitzige unpolitische Lieder, in ihren elastischen Zehen rumoren noch sechzig Bände von Gedichten „eines Lebendigen", und dabei hat sie noch den großen Vorzug, daß ihre Dichtungen nie überschnappen, daß sie, die kleine „Lebendige", nicht, wie es manchem eingebildet großen Lebendigen passirt, in ihren kühnen Phantasie-Luftsprüngen auf den Kopf fällt. Luise Weiß hat mich zwar in ihrem ersten Debut auf hiesiger Bühne nicht rellstabisirt, das heißt, Schwindeltaumelnd gemacht, wie Fanny Elsler vor einigen Wochen den Spontini-Fresser Rellstab in Berlin, aber sie hat mich durch die Anmuth ihrer Bewegungen, durch die malerische Schönheiten ihrer Stellungen, durch die spielende, tändelnde Leichtigkeit ihrer Pas in eine recht behagliche Sinnen-Träumerei eingewiegt. Was die Feinheiten der vollendeten Technik im höheren Ballet-Tanze betrifft, darin hat sich die junge Luise noch Vieles anzueignen und man verlangt in dieser Beziehung von einer „première danseuse de Paris", ich möchte sagen — Großartigeres, Complicirteres, als uns der schöne, aber einfache Tanz der jungen Dame geboten hat. Ihr portement de bras ist von vollendeter, wellenförmiger Abrundung, ihr Pointen-Tanz präsentirt sich mit überraschender Sicherheit, aber ihre Entrechats sind noch keine getanzten Lutzer Triller, so mit kecker Nonchalance in die Lüfte hinaufgewirbelt. Daß Luise Weiß die Pirouette in ihrem Tanz beschränkt — gefällt mir eben! Diese Drehkrankheit des höheren Tanzstyles, dieses Orkanrasen der Füße so vieler gefeierten Tanzkünstlerinnen, ist mir immer unschön vorgekommen, dafür bietet Luise Weiß eine Grazie-umflossene Schwungkraft, die dem geistigen Auge einen ästhetischen Genuß bereitet. Sie tanzte ein pas serieux von eigner Composition, in dem J. K....., der Geister schende Landsmann dieser Tänzerin, gewiß den Geist des deutschen Ernstes entdeckt haben würde, so viel Würde und Anstand des äußeren Wesens, so viel pathetische Gefühlserhebung war in diesen schönen rhythmischen Formen ausgeprägt. Die Gitana, ein spanisches Solo, ist ein hübsches, farbensprühendes Luftstück, das nur zu bald vom Windhauche des Augenblicks verweht wird und sich in der Charakteristik des Ausdrucks südlicher Leidenschaft keineswegs mit der weltberühmten Cachucha der Fanny Elsler messen kann. Des Zaubers in dieser Gitana wegen hätte Espartero gewiß auch nicht Barcelona verschont, und in dem Glimmen einer spanischen Cigarette mag vielleicht mehr Gluth aufflammen, als in diesem spanischen Nationaltanze; aber er wurde von der anmuthigen Tänzerin mit jener üppigen Beweglichkeit, mit jenem stürmischen Aufwallen der Sinnlichkeit im mimischen Ausdrucke vorgetragen, die uns eine Minute aus einer andalusischen Liebesnacht vorzauberten. Luise Weiß ist keine blendende Bühnenerscheinung, in ihrem neckischen runden Antlitz waltet mehr der lockende Reiz des Pikanten, als der stille Zauber des poetischen Adels vor — aber die Umrisse sind voll Weiche, Zartheit, und von jenem schwellenden Hauche getragen, der die Formen der Tänzerin adelt. In Deutschland hat die junge Tänzerin noch wenig Künstlerruf, sie wird sich aber diesen in kurzer Zeit erspringen. Die deutsche Gegenwart ist jetzt mehr denn je empfänglich für politische wie artistische Luftsprünge und Luise Weiß wird mit ihren gelenkigen Füßchen noch einen Allarm-Trommelwirbel schlagen, der seinen Wiederhall vom Rhein bis an die Newa finden wird. Kehrt Luise Weiß erst von Petersburg, wohin sie für die nächste Saison verschrieben ist, mit russischen Rubel-Lorbeeren beladen zurück, hat sie erst ihren schlichten deutschen Namen „Luise Weiß" in das süß schmeichlerische „Luigia Bianchi" verwandelt, hat sich ihres Tänzerinnen-Rufes erst die deutsche politische Tagespresse bemächtigt, dann werden auch an den Fittigen dieses bunten Schmetterlings — Fackelzüge, Serenaden, Pferdeausspannungen, Ehrenmedaillen — vielleicht auch silberne Ehrenbecher — hängen und das enthusiastische junge Theater-Deutschland wird in Luise Weiß auch eine gefeierte Tänzerin der deutschen Gegenwart begrüßen. „Das findet sich" — sagt Kaspar in der Wolfsschlucht. Luise Weiß hat in Wiesbaden lebhafte Beifalls-Anerkennung erhalten; sie wird hier noch zwei Gastvorstellungen geben und dann über Frankfurt, Leipzig, Dresden, Berlin sich der stolzen Czaren-Stadt zuwenden.

⁂ (Danzig, 3. Jan.) Preußische Blätter enthalten Folgendes über das Leben des am 27. Dec. v. J. verstorbenen Sonderlings von Zoppot: Der Verstorbene war ein Herr von Bornstädt aus reicher adeliger Familie, dem Offizierstande angehörig, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und sich durch Reisen weiter ausgebildet. Bittere Lebenserfahrungen verdüsterten sein Gemüth und scheuchten ihn von den gebildeteren Ständen zurück. Er erwählte den Stand der Dürftigkeit, ein grobes Gewand deckte die Glieder, und Haupt- und Barthaar, welches keine Scheere, kein Messer mehr berührte, verhüllte bald ganz die Gesichtszüge und umschattete das Auge. So erschien er vor etwa 30 Jahren in unserer Gegend und erwählte auf der damals beinahe ganz von der civilisirten Welt abgeschlossenen Halbinsel Hela das Städtchen gleichen Namens zu seinem Aufenthalt. Ein Frauenzimmer niedern Standes, dem rohen Fischerhandwerke angehörig, wurde seine Lebensgefährtin; aber er verachtete zu tief alle Einrichtungen civilisirter Staaten, als daß er sich zu einer priesterlichen Einsegnung hätte entschließen können. Eine Tochter war die Frucht dieser Verbindung, welche sammt der Mutter allerdings mit unerschütterlicher Treue bei dem Menschenfeinde ausgeharrt und ihn jetzt überlebt haben. Das Städtchen Hela, so einsam es gelegen war, genügte doch der Isolirung des Menschenfeindes nicht, und er erwählte deßhalb vor länger als zwanzig Jahren eine einsame Sanddüne bei Zoppot, um fern von allem Umgange mit Menschen sein Leben zu beschließen, dessen einfache Bedürfnisse zu befriedigen eine kleine Pension hinlängliche Mittel bot, da er z. B. jedes Mobiliar als verächtlichen Luxus verschmähte und selbst nur eine Schütte Stroh auf dem harten ungedielten Boden zu seinem Lager bestimmte. Das poetische Gemüth machte sich zuweilen in dieser Einsamkeit Luft und gegen nicht ganz unbedeutende Bezahlung wurden vor mehreren Jahren wunderliche Aufsätze von ihm in das Danziger Intelligenzblatt aufgenommen, deren Sinn zu entziffern Manche vergeblich einen Schlüssel suchten. Nur in dunklen Mitternächten, wenn Sturm und Regen tobten und die Gewißheit gaben, daß alle Einwohner längst den Schutz ihrer Behausung gesucht hatten, dann bestieg er sein morsches Thurmgerüst und donnerte mit entblößtem Haupte und ausgebreiteten Armen, das braune Gewand weit ab im Sturme flatternd und die beinahe nackte Gestalt zeigend, in rhapsodischen Absätzen und poetischen Ergüssen Flüche auf das ihm verhaßte Menschengeschlecht. Als Zoppot vor zwanzig Jahren anfing, ausgebaut zu werden, soll der darüber Erschreckte noch dann und wann den arbeitenden Handwerkern entgegen getreten seyn und im poetischen Rhythmus von dem verruchten Vorhaben abgemahnt haben. Als aber die Civilisation ihm immer näher rückte, ihn bald einholte, und endlich einschloß, da zog er sich gänzlich in seine düstere Wohnung zurück, wo er endlich, seinem Vorsatze auch sterbend treu, in Lumpen gehüllt, auf hartem Strohlager am Boden ausgestreckt, seinen starken Geist aushauchte. Er war ein Held für seine Idee, und wenige Sterb-

liche dürften eine solche unerschütterliche Beharrlichkeit in einer Sache gezeigt haben.

*** Brüsseler Blätter erzählten, daß Ende Juli v. J. ein Herr Dietz (ein Deutscher, welcher sich einen bedeutenden Namen in Frankreich und Belgien durch seine Fahrten mit Dampfwagen auf den gewöhnlichen Straßen erworben hat), als er seine Frau im Akte des Ehebruchs mit einem jungen, 20jährigen belgischen Marineoffizier, Namens Liben, betraf, der ihr, während Herrn Dietz's Abwesenheit, von Ostende aus einen Besuch gemacht hatte, zwei Pistolen auf den Liebhaber abschoß und ihn auf dem Flecke tödtete. Herr Dietz stellte sich sogleich selbst den Gerichten zur Haft und ist nun so eben von den Assisen in Belgien als des Mordes angeschuldigt abgeurteilt worden. Die Verhandlungen dauerten mehrere Tage. Der Angeklagte gab die Tödtung zu, stellte aber mehrere Zeugen, welche durch ihre Aussagen seine zärtliche Anhänglichkeit an seine junge Frau und seinen hochaufgeregten Gemüthszustand bestätigten, als er durch ihre eigenen Briefe ihr verbrecherisches Verhältniß mit Liben entdeckte, vor Allem aber, als er bei seiner plötzlichen und unerwarteten Nachhausekunft nicht länger einen Zweifel über sein Unglück hegen konnte. Die Geschwornen, die dem Angeklagten widerfahrene besondere Anreizung und die heftige Aufregung seines Gemüthszustandes berücksichtigend, erklärten ihn für nichtschuldig und er wurde somit frei gesprochen.

*** (Berlin.) Liszt und Rubini, welche auch hier gemeinschaftliche Concerte geben wollten, haben sich jetzt getrennt. Die Ursache dieser Entzweiung soll ein kleiner Wortwechsel, welcher unter denselben stattgefunden hat, gewesen seyn. Rubini tritt nun im Königsstädter Theater in der Italienischen Oper auf und Liszt will mit Döhler ein gemeinschaftliches Concert geben.

*** (Ein ehefeindlicher Ort.) Die englische Gemeinde Silchester, welche sich durch Ueberreste von römischen Bauwerken auszeichnet, rühmt sich auch einer andern Eigenthümlichkeit, nämlich der großen Anzahl ihrer Hagestolzen. Vor einiger Zeit wurde den dortigen Gemeinde- und Kirchenbeamten ein Festmahl gegeben und man machte dabei die Bemerkung, daß auch nicht ein einziger derselben verheirathet sey. Ganz kürzlich wählte sich ein Mann aus der Nachbarschaft ein Mädchen aus Silchester zur Frau und der Geistliche dieses Ortes konnte dem Bräutigam nicht sagen, wie hoch sich die Traukosten beliefen, da in den zehn Jahren, die er das Seelsorgeramt in dem Orte verwaltet, keine einzige Trauung vorgekommen war. (Leipz. Modenztg.)

Briefe eines Wiener Unpartheiischen.

(Vom 1. bis 20. Dezember 1842.)

(Fortsetzung.)

Ich komme nun auf eine Anstalt, die in ihren Leistungen, in ihrer Verwaltung, in Bezug auf ihre Mitglieder, wenn nicht in Europa doch gewiß in ganz Deutschland die erste ist, nämlich das k. k. Hofburgtheater, unter der Direktion Holbein's. Holbein hat schon im Auslande gezeigt, wie geeignet er ist, der Vorstand einer Kunst-Anstalt zu seyn; auch hier zeigt er wahren Sinn für die Kunst, der nicht nur darin besteht, die sogenannten großen Dichter der Vorzeit aus ihren Gräbern auf die Bühne zu beschwören, sondern die keimenden Talente der Jetztzeit aufzufinden und deren Produkte dem Publikum vorzuführen. Daß da wohl einige schwächere mitunterlaufen, ist natürlich, doch keineswegs verdammenswerth, wenn man bedenkt, daß so manches tüchtige Talent durch voreilige Zurückweisung unterdrückt wurde, so manches dramatische Werk, das dem Leser mittelmäßig erscheint, durch die Aufführung zum guten wird, besonders wo dasselbe den Händen eines Anschütz, Löwe, Carl Laroche, Fichtner &c., einer Rettich, Peche, Neumann &c. anvertraut ist. — Wie wenig oft Stücke der Vorzeit machen, sahen wir an dem erst vor einigen Tagen zur Aufführung gebrachten Shakespeare'schen „Cymbelin", nach der Schlegel'schen Uebersetzung bearbeitet von Halm. — Ueberhaupt eignen sich, meiner Ansicht nach, die wenigsten Shakespeare'schen Stücke, darunter aber besonders das Obige, mehr für die Jetztzeit. Shakespeare hat sie zu viel für seine Zeit berechnet; sein Witz ist zu grobkörnig, um unseren, an den schnell zündenden Witz der neueren dramatischen Dichter gewöhnten Gaumen noch kitzeln zu können. — Die Kritik über die Leistungen dieser Bühne besprechen gar Manche, die da wohl berufen, jedoch die wenigsten auserwählt sind. — Den ehrenden, inhaltschweren Namen Kritiker verdient M. G. Saphir. Saphir's Kritik ist geistreich, witzig, treffend, ja, wo er unpartheiisch ist, mangelt es ihr keineswegs an Tiefe, die er, wie ihm seine Feinde vorwerfen, durch sogenanntes geistreiches Geschwätz zu ersetzen wisse. Wer aber die kritische Parallelisirung der drei Juden: Nathan der Weise, Shylok, Schewa, wer dessen Kritik über Macbeth, bei Gelegenheit des Rott'schen Gastspieles am k. k. Hofburgtheater, von ihm gelesen, wird ihm nicht so voreilig kritische Tiefe absprechen. Saphir's Geist, durch Erfahrung geläutert, Saphir's Anforderungen, durch Mannesalter geregelt, geben ihm jene Festigkeit in seinem Urtheile, die auch das manchmal partheiische Tadeln oder Loben zu motiviren weiß; daher Tiefe seinen Kritiken nie gänzlich fehlen kann. — Andreas Schumacher's Kritik hingegen verfolgt rein die ästhetischen Interessen, ist zu ernst, um sich zum Spaß und Witzelei herabzulassen, sie ist zu wahr, um alle die Journalfloskeln gebrauchen zu müssen; überhaupt erkennt man darin das Streben eines mit der Kunst wahrhaft Wohlmeinenden, der die Kritik nicht als Simsonskeule, um Tausende der Philister zu erschlagen, betrachtet, sondern um die Fehler zu rügen, aber auch zugleich zu zeigen, wie sie vermieden werden konnten. Ich glaube, Herrn Schumacher als Kritiker genugsam charakterisirt zu haben, wenn ich ihn den ästhetischen Antipoden Saphir's nenne, was ihm vielleicht in mancher Hinsicht als Fehler angerechnet werden kann. — Das k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore ist der zweite Kunsttempel, auf den wir Wiener stolz seyn können. Die Namen Staudigl, Draxler, Erl, Schober, Lutzer, van Hasselt-Barth, bekräftigen die Wahrheit meines Ausspruches. Eben so ausgezeichnet ist der Chor, der an Reinheit der Intonation, an vollstimmiges, exaktes Zusammenwirken, an echter deutscher Gesangsschule seines Gleichen sucht; freilich bei einem Orchester, dessen Individuen, unter der Leitung eines Proch und Nicolai, vom ersten Violinisten bis herab zum Paukenschläger, sich jedes kühn Künstler nennen kann, haben die Sänger ein ungleich leichteres Wirken, denn bei einem mittelmäßigen Orchester. — Das Orchester des Theaters alla Scala in Mailand ist als das ausgezeichnetste in Hinsicht der Gesangsbegleitung berühmt; ich glaube jedoch, daß das des Kärnthnerthor-Theaters ihm den Rang streitig machen dürfte! — Was die uns vorgeführten Opern betrifft, so kann man der Direktion gerade nicht den Vorwurf machen, daß ihr Repertoire zu variabel wäre; einen Tag die Zauberflöte, den andern die Welfen und Ghibellinen (Hugenotten), den dritten Robert der Teufel, den vierten Don Juan, den fünften Figaro's Hochzeit, den sechsten wieder von Vorne angefangen; und nur von Zeit zu Zeit bekommen wir eine neue Oper zu hören. — Die Oper „Czaar und Zimmermann", nachdem sie die Runde auf fast allen Bühnen Deutschland's gemacht hatte, kam nun auch in Wien zur Aufführung, und wurde zuerst im — Josephstädter-Theater gegeben! — Es gereicht einem Hofoperntheater keineswegs zur Ehre, wenn eine Vorstadtbühne ihr in den besten Opernrepriſen vorkommt. Ich will als Beweis nur einige nennen, die im Josephstädter-Theater um Monate früher, ausgezeichnet gegeben wurden, als da sind: „Das Nachtlager in Granada", „Robert der Teufel", „die Ghibellinen in Pisa" (Hugenotten), „die Römer in Militone" und die letztgenannte Oper „Czaar und Zimmermann." (Schluß folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 10. Januar. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth. Musik von Herold. (Gastrolle) Zampa: Herr Klein, vom Theater zu Breslau.

Mittwoch, den 11. Januar. Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. Dazu: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 3 Abtheilungen von Feldmann. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 12. 12. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Der König, in einer sanften Aufregung sprach lebhaft und rasch, und wie immer, wenn Er erst im Zuge war, anhaltend lange; das Abgebrochene in Seiner sonst gewöhnlichen Redeweise hörte dann auf, und wenngleich schmucklos bleibend, wurde Er doch beredt. Aber nun hörte Er auf, lehnte sich an eine Buche, sah sinnend vor sich hin und sprach leise: „Ja, ein wahrhaft großer Mann! Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum Letztenmal sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Angesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sey stets mehr, als Du scheinst." Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben."

„Vorzüglich ermunterte er mich zur Fertigkeit in der französischen Sprache; sie sey die diplomatische in der ganzen Welt, und wegen ihrer Flexibilität auch dazu vorzüglich geeignet. Wirklich spreche ich sie auch, weil sie biegsamer ist, fertiger, als die Deutsche; doch ist diese mir lieber. Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruche kommt, ist der Teufel los Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich; sey firm; denke an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine."

„Unter solchen Aeußerungen war er in Sans-souci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an," — sprach er zu mir. — „Schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchste Spitze, überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich seyn." Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht. „Ich habe sie nicht vergessen und eben jetzt steht sie lebhaft vor meiner Seele. Was sagen Sie dazu?"

— „Bei solchen herzerhebenden Erinnerungen," — antwortete ich — „welche die stille Größe des unvergleichlichen Königs treu und wahr darstellen, erscheint die Mäkelei der Tadler noch kaum der Beachtung werth. Mir fällt dabei eine in dieser Beziehung treffende, kurze, naive und geistreiche Recension ein, die ich in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung las."

— „Wie lautet sie?"

— „Der Ober-Consistorialrath Büsching zu Berlin, ein zu seiner Zeit hochgeachteter Geistlicher und Schriftsteller, hat eine Biographie Friedrich's des Großen herausgegeben, und weil er sich von diesem zurückgesetzt und verletzt glaubte und manche scharfe, sarkastische Cabinetsordre nicht verschmerzen konnte, beurtheilte er auf seinem individuellen Standpunkte Friedrich II. einseitig und sammelte in seiner Schrift alles Nachtheilige und Schwärzende, was er über seinen Charakter, namentlich in religiöser Beziehung, zusammen bringen konnte. Ueber dieses Buch sagte nun der Recensent kurz und treffend: „Es gibt wenig Menschen, die ein gescheutes Gesicht machen, wenn sie in die Sonne sehen."

— „Scharmant, ganz scharmant!" — fiel der König ein, und um Seinen Mund schwebte ein satirisches Lächeln, das, immer gemischt mit Gutmüthigkeit, einen eigenthümlichen Zauber hatte.

Einmal eingegangen in den interessanten Gegenstand, erlaubte ich mir die Bemerkung: daß Friedrich am Meisten getadelt sey in religiöser Beziehung.

Der König runzelte die Stirn und sagte: „Sie berühren da einen Punkt, über den ich nicht gern spreche. Ich habe darüber so viel Einseitiges und Verkehrtes hören und lesen müssen, daß es mir widerwärtig geworden ist." Dann schwieg Er stille; aber aus tiefer Brust Athem holend, wie ansetzend, fuhr Er fort: „Große ausgezeichnete Menschen, an

denen Alles individuell und originell ist, darf man nicht nach gewöhnlichem Maßstabe messen; sie haben ihren eigenthümlichen, so wie Alles an ihnen eigenthümlich ist. Solchen können aber nur diejenigen anlegen, die sich selbst über das Mediocre erheben und für die in Rede stehende Größe ein Auge haben. Sie muß nicht in einzelnen abgerissenen Stücken, Anekdoten, fragmentarischen Aeußerungen, sondern in ihrer Totalität aufgefaßt, und das Ganze muß zusammengehalten werden. Wie schwer ist das schon bei gewöhnlichen Menschen; ungewöhnliche, außerordentliche haben von jeher etwas Räthselhaftes gehabt und sind daher mehr oder minder verkannt worden, bis die ruhig richtende Nachwelt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wo ist der Mensch, mit eigenen Irrthümern und Fehlern behaftet, der über den wahren innern Werth des Andern sich ein absprechendes Urtheil erlauben dürfte? Kennen wir uns doch selbst nicht! Und was ist zarter, geistiger, was zieht sich mehr in die geheimnißvolle Tiefe der Brust zurück, als das Religiöse mit seinen Ahnungen und Schrecken? Da ist es oft am Wenigsten, wo die voluble Zunge am Meisten darüber spricht, und da oft am Meisten, wo sie schweigt."

Als der König, zum Himmel aufblickend, zu sprechen aufhörte, und ich reden wollte, fiel Er ein: Ich bin noch lange nicht fertig, Sie haben mich einmal in den Zug gebracht, nun will ich mich ganz aussprechen. Wenn ein klarer, denkender Verstand, wenn ein sensibles Herz, wenn Sinn für das Erhabene, wenn Achtung für Gesetz und Ordnung die Eigenschaften sind, die für Religion, namentlich die christliche, als die beste befähigen: wer hatte dann mehr geborne Anlagen für das Heilige und Höchste, als eben er? Aber statt sie zu wecken und auf eine seiner Eigenthümlichkeit angemessene Weise zu entwickeln und mit seinen übrigen Studien in Verbindung zu bringen, in welchen sein Geist sich in raschen Fortschritten leicht und glücklich bewegte, legte man ihm enge, drückende Fesseln an; und Zwang ertrug er nicht. Der Unterricht, den er im Christenthum erhielt, war, was ich nicht tadeln will, wenn es auf die rechte Art geschehen wäre, nach dem Lehrbegriff der reformirten Kirche abgemessen, und von festen, schroffen Schranken umschlossen. Der ganze Zuschnitt war nach dem Geiste der damaligen Zeit, nicht so sehr unterrichtend, als vielmehr polemisch. Diese intolerante Polemik, die es sich herausnahm, den Himmel und die Hölle öffnen und verschließen zu können, that seinem Geiste, damals schon mit dem Studium der Wolf'schen Philosophie beschäftigt, kein Genüge, und sein Herz blieb dabei unberührt. So kam es, daß ihm die Grunddogmen unserer Kirche zuwider wurden, und er um so weniger ihnen Geschmack abgewinnen konnte, je mehr er gezwungen wurde, sie nach dem Katechismus auswendig zu lernen. Je mehr er aus kindlichem Respekt sich äußerlich zu fügen schien, desto mehr widerstrebte sein Inneres. Wenn seine aufstrebende Kraft in unbewachten Augenblicken diese lästigen Fesseln abwarf, so erbitterte die darauf folgende Strafe, die oft in unwürdige Züchtigung überging, ihn noch mehr und sammelte in seiner Seele den Zunder des Hohnes und Spottes. Jeden Morgen mußte er mehre Capitel in der Bibel ohne Auswahl und Erklärung als sein Pensum auswendig lernen und sonntäglich in der Garnisonkirche lange und sterile Predigten hören. In seinen nächsten Umgebungen fand er eine tiefe, ängstliche Veneration für den Cultus; aber er sah auch, daß gerade diejenigen, welche solche am Lautesten im Munde führten und als Fromme gelten wollten, am Wenigsten es waren, und sich sündhafte Ausschweifungen, Ränke und Spitzbübereien erlaubten, und Lastern fröhnten, die selbst das Heidenthum verurtheilt. Dies erfüllte seine Seele mit Widerwillen und Erbitterung und umschloß den gesunden Kern seines Innern mit einer äußeren harten, stechenden Schale, die späterhin Viele verletzt und verwundet hat."

„Aber der Lebenskern blieb in ihm gesund; freilich nicht genährt mit den Einflüssen, wie die Form der damaligen Kirchlichkeit sie vorschrieb, aber doch stets angefrischt und belebt von dem ernsten, tiefen Sinne für menschliche und göttliche Gesetze. Man kann in Wahrheit sagen: er war in Erfüllung seiner Pflichten praktisch-religiöser, als er es schien. Sophistisch-theoretische Atheisten mag es gegeben haben und geben; aber ein praktischer Atheist ist mir undenkbar. Der verständige Mensch kann dem Glauben an Gott eben so wenig entsagen, als sich dem Einflusse der Luft entziehen, wenn er gesund bleiben will. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton-Umrisse.

Von Dr. F. Wiest.

II.

*** Dem Vernehmen nach, wird der Wunderdoctor von Niederembt, der Schäfer Mohr, seine Memoiren herausgeben. Vielleicht erfährt die Welt bei dieser Gelegenheit, wie viele fromme Schafe der Herr Schäfer geschoren hat. Ob auch einige glückliche Kuren geheilter geistiger Drehkrankheit in diesen Memoiren aufgezählt erscheinen, sind wir sehr begierig zu erfahren!

*** In Paris wird ein Invalidenhaus für Industrielle (Hôtel des Invalides de l'Industrie) gegründet. — Werden die Pariser industriellen Schriftsteller, die invaliden Roman-Industrieritter, die auch nach dem Dutzend arbeiteten, eine Aufnahme in diesem Hôtel finden? Es müßte ein großartiger Bau werden!

*** Franz Dingelstedt wird, dem Vernehmen nach, Jenny Lutzer heirathen. Der kosmopolitische Nachtwächter macht da eine sehr anständige Parthie. Die Nachtigall wird ihm die störenden Nachtwächter-Dissonanzen in Harmonien auflösen. Ueberhaupt scheinen die literarisch-artistischen Ehestands-Institute sehr in Aufnahme zu kommen! Franz Dingelstedt und Jenny Lutzer, Victor Strauß und Agnese Schebest, Uffo Horn und Francilla Piris. — Werden diese literarisch-artistischen Firmen auch gute Geschäfte für das Leben machen?

*** In Köln hat sich in einem der besuchtesten Weinhäuser ein neuer Dombau-Verein gebildet. Die Herren wollen, jeder einzelne, allabendlich einen Special weniger als sonst trinken, und den baaren Betrag dafür dem Kölner Domausbau widmen. Es kann da mit der Zeit eine schöne Summe herauswachsen! Wenn nur nebst den Weinanstalten auch die Wasstranstalten im lieben Deutschland für den Kölner Dom einige Tropfen schwitzen wollten, es würde eine sehr namhafte Beisteuer geben.

*** Herr Carl, der Direktor der vereinigten Theater „Leopoldstadt und an der Wien" — in Wien, ist jetzt als Gast der Münchner Hofbühne der Löwe des Tages. Herr Carl ist in der That ein Phänomen im Bühnenleben. Direktor zweier Bühnen, der meistbeschäftigte Schauspieler dieser Bühnen, Regisseur, Inspicient, Arrangeur, bisweilen sogar Maschinist dieser Bühnen, Komiker und zärtlicher Vater, — überdieß noch mehrfacher Hausbesitzer und kleiner Millionär in Wien, das heißt doch, mit sechzig Jahren auf dem Rücken, das Großartigste leisten. Und dabei geht Carl jetzt noch auf Gastspiele. Gewiß ist Herr Carl in dieser Beziehung ein merkwürdiges Phänomen der unermüdeten Kunstwirksamkeit und der noch unermüdeteren Geldspeculation.

*** Der **Globe** beginnt seinen City-Artikel für 1843 mit folgenden Worten: Das neue Jahr beginnt so, wie man es vom günstigen Schlusse des Alten erwartete. Eine allgemeine Verbesserung der Course ist eingetreten — und so weiter. Darin liegt nun fürwahr wenig poetischer Weltschmerz, aber sehr viel reelle Lust für die City-Kaufleute. Man sieht, der „Globe“ ist mit seinem Neujahrsartikel nicht in die Heine'sche Schule gegangen, aber in seinem Style spricht sich viel ausgiebige Wahrheit des Lebens aus.

*** Die erste Nummer der „**Narrhalla**“, Mainzer Carnevalszeitung für diese Saison, von Ludwig Kalisch redigirt, liegt mir vor. Sie ist recht kunterbunt, und selbst in den tollsten Späßen nicht ohne den eindringenden Blick der feinern Satyre in die Lächerlichkeiten der Gegenwart. Ludwig Kalisch, den ich, wie auch den jovialen August Schnetzler zuerst in die literarischen und carnevalistischen Kreise der Gutenberg-Stadt einführte, hat eine Masse Witz in sich stecken; nun möge er auch das äußerliche Schriftstellerglück finden, harmlos und heiter produciren zu können und seine carnevalistischen Ziele in Mainz nicht gar zu hoch stecken, denn er hat in diesem Wirken auch mitunter für die **Masse** zu schaffen, der die guten Trauben, wenn sie nur etwas zu hoch hängen, gleich auch sauer dünken. Wie Herr Kalisch, der „Nichtmainzer,“ mit den **einheimischen Talenten** sich in seiner Carnevalszeitung abfinden wird, das steht zu erwarten. Der Prolog von Kalisch ist poetisch-sinnig, und doch voll energischer, anregender Muthwilligkeit. Weniger gefällt mir die Nasengeschichte, ein abgedroschenes Thema und zu viel mit Saphir'schen Reminiscenzen gespickt. Das närrische Feuilleton ist ganz charmant ausgefallen; Herr Buchhändler Wirth hat eine sehr narröse Ausstattung in komischen Vignetten geliefert. **Gossi** in Mainz, ein geborne Genie für Carricaturenzeichnung, hat in der Titel-Vignette ein prachtvolles Kaleidoskop der losesten Laune zusammengeschüttelt. Die erste Carnevals-Versammlung in Mainz, welche am 6. Januar im Falk'schen Saale stattfand, soll, wie berichtet wird, von achthundert Theilnehmern besucht gewesen seyn. Die sinnigste Laune war die Würze des ersten Carnevalsabends dieser Saison. Die Herren Doctoren **Zitz**, **Wittmann**, **Auerbach** hielten gediegene, würdige Vorträge. Hoffentlich werden in diesem Jahre die **Doctoren** der Narrheit in Mainz noch besser gerathen, als im verflossenen Jahre! Die Mainzer Narrheit ist wirklich unsterblich; sie wird von Doctoren der Rechte, der Medizin, der Philosophie, der freien Künste behandelt, und sie ist bis jetzt noch nicht darauf gegangen: — die Mainzer Narrheit ist unsterblich!

Tabletten.

*** (**Die feindlichen Brüder.** — Wahre Begebenheit.) Zwei Jünglinge, welche von Kindheit auf mit Neid und Scheelsucht einander gegenüber gestanden waren, kamen unlängst nach dem Tode ihres Vaters in ihrem Geburtsorte zusammen, um die Verlassenschaft der Eltern zu theilen. Nach langem Hader und erbitterten Drohworten sollte endlich über das letzte Stück der Erbschaft entschieden werden, und dieses war ein schöner und wohlabgerichteter Bullenbeißer, den der verstorbene Vater bei seinen Geschäften gebraucht hat. Da nun Jeder der Brüder einen großen Werth auf diesen Hund legte, oder auch, da ihn keiner dem Andern gönnen wollte, artete der heillose Zwiespalt gar bald in rohe Gewaltthätigkeit aus. Der Aeltere, der auch an Körperstärke der Ueberlegene war, ergriff den Jüngern an der Kehle, schleuderte ihn zu Boden, setzte ihm einen Fuß auf die Brust, und beugte sich seitwärts, um nach einem Messer zu langen, das auf einer Bank lag. In diesem Augenblicke packte ihn aber der Bullenbeißer am Nacken und riß und zerrte ihn mit obsiegender Gewalt auf den Boden. Der jüngere Bruder, der ein weniger rauhes Gemüth hatte, und mindestens keines Mordgedankens fähig war, nützte den günstigen Moment, sprang vom Boden auf, griff nach dem Messer und stieß es mit Ungestüm in die Brust — des Hundes, worauf er die Worte an seinen Bruder richtete: „Laß uns den Gegenstand vertilgen, der uns zur Sünde des Neides und Dich sogar zur Mordlust gereizt hat. Ich vergebe Dir von Herzen, und eile der Kirche zu, um Gott zu bitten, daß er mir meine übrigen Sünden vergebe.“ Der wilde Sinn des ältern Bruders war gebrochen, war wie eine starre Eiskruste von der Brust geschmolzen; er eilte dem Edelmüthigen nach, fiel ihm weinend um den Hals, und von dieser Stunde erwiesen sich Beide als die sanftesten und zärtlichsten Brüder. (Wiener Zeitschrift für Kunst 2c.)

*** Zwei geistreiche Pariser Journalisten sprachen kürzlich mit einander im Theater. Der eine hatte sich vor Kurzem verheirathet, der andere vor wenigen Tagen seine Frau verloren. Sie stritten darüber, welcher von beiden der Glücklichste sey. „Es geht nichts über das Glück der Ehe,“ sagte der Verheirathete, der bekannte Janin; „meine Frau sitzt, wenn ich arbeite, neben mir; am Ende jeden Satzes gebe ich ihr einen Kuß.“ — „Nun erkläre ich mir,“ sagte der andere, indem er lächelnd die Frau Janin's ansah, die sehr aufmerksam auf die Bühne blickte, „warum seit einiger Zeit Ihr Styl so gehackt (zerrissen) ist.“ Der Freund plauderte diese vertrauliche Mittheilung aus und so ist die Art, wie Janin schreibt, in ganz Paris bekannt geworden. Jeden Montag enthält das Journal des Debats einen Artikel über neue Bühnenstücke 2c., von ihm, und die Leute berechnen zum Scherz nach den Sätzen in diesem Artikel, wie vielmal der Verfasser bei dem Niederschreiben desselben seine Frau geküßt habe. Es kömmt dabei sogar zu seltsamen Bemerkungen; es heißt z. B.: „Da sehe man; er hat hier nur ein Semicolon gesetzt. Wie unbeständig doch die Männer sind! Daher gehört ein Punkt! — Die böse Welt will bemerkt haben, daß die Sätze Janin's immer länger werden, je älter sein eheliches Glück wird. — (Leipz. Modenztg.)

*** Von **Pierer's** „Universallexikon“, diesem trefflichen Werke, das deutschem Geiste, wie deutschem Fleiße zu gleich großer Ehre gereicht, ist des 11. Bandes zweite, so wie des 12. erste Abtheilung, je zu drei Heften erschienen, so wie auch das zweite Heft des Bilderatlas in 10 Tafeln. Der Text ist nunmehr bis Gibeon vorgeschritten.

*** Der **Wildschütz**, die neueste Oper des Herrn Lortzing, hat in Leipzig einen sehr brillanten Succeß gefunden und mußte wenig Tage nach einander auf Verlangen des Publikums wiederholt werden.

Briefe eines Wiener Unpartheiischen.

(Vom 1. bis 20. Dezember 1842.)

(Schluß.)

Lachner's Oper: „**Katharina Cornaro**“, ein tüchtiges **deutsches** Tonwerk, wurde ziemlich lobend aufgenommen, dagegen die **französische** Comödie in denselben Räumen mit allgemeinem Jubel begrüßt! Nun hören wir wieder an allen Ecken und Enden französisch parliren, und im Theater selbst, würde Jeder lieber Weib und Kind verlassen, als ein **deutsches** Wort sprechen. (?!) Referent gesteht es aufrichtig, nur **Einer** Vorstellung beigewohnt zu haben, und diese war: „Les mémoires du diable“ — welche, wenn man bedenkt,

daß sie durch eine wandernde Schauspieler-Truppe gegeben wurde, noch immer befriedigend ausfiel. Es werden fünf bis sechs Piecen seyn, welche dieselbe zur Darstellung brachte, und alle gefielen, denn man sprach — französisch! — Was die Kritik über die Leistungen dieser Bühne betrifft, so theilt sich dieselbe, oder eigentlich ihre Handhaber, in drei Klassen: 1) In solche, die wohl zu schreiben verstehen, aber nicht die mindesten oder sehr wenige musikalische Kenntnisse besitzen; 2) in solche, die musikalisch gebildet, wieder aller Stylistik entbehren, und 3) in solche, denen weder ein noch der andere Vorzug gegeben. — Ausgenommen hievon und zugleich Musikkritiker-Phänomene sind: Dr. Becher, Referent der Musikzeitung und der Sonntagsblätter, und Carl Kunt, Musikreferent der Wiener Zeitschrift. — Ich versprach Ihnen in meinem ersten Berichte, eine Uebersicht der Wiener Literaturzustände folgen zu lassen. Man sagt nicht umsonst Zustände, denn unsere Literatur ist gleich einem hysterischen Weibe -- sie hat alle möglichen Zustände! — Ich habe wirklich ein voreiliges Versprechen gegeben! ich hätte bedenken sollen, daß es schwer ist, über etwas zu berichten, was nicht wirklich besteht. — Der Verfall unserer Literatur liegt wohl besonders in dem wenigen Unternehmungsgeiste unserer Buchhändler; hat Einer derselben zwei bis drei Werke (was aber selten der Fall ist) unter der Presse, so kann man an den ängstlichen Mienen dieses Mannes seine vaterländischen Verlagsartikel abzählen. Die unternehmendsten sind noch Tauer u. Sohn; nebstdem, daß sie immer zwei bis drei Werke unter der Presse halten, sind sie für jedes vaterländische Unternehmen die ersten, die hiezu die Hände bieten. Dieß beweisen die „Lebensbilder aus Oesterreich“, herausgegeben von Andreas Schumacher, unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler, zum Besten der bei dem verheerenden Brande vom 3. Mai 1842 verunglückten Familien von Steyr, wo die Buchhandlung Tauer u. Sohn die Kosten des Verlages ohne Abzug edelsinnig besorgte. — Dieses Unternehmen hat mich beinahe mit unseren Literaten wieder ausgesöhnt, die da als ächt biedere Oesterreicher gerne ihr Schärflein beitrugen, um das Elend ihrer Mitbrüder zu mildern; so ein Aufruf, wie ihn Schumacher ergehen ließ, zeigt, daß noch immer der Sinn unserer Schriftsteller ein nach edleren Zwecken gerichteter ist, und also nur die Hebung so manches Uebelstandes, allsogleich unserer Literatur einen neuen Aufschwung geben dürfte! Seidl (Joh. Gab.), Nordmann, Eisenschmid (Ant.), Vogl (Joh. Nep.), Mank (Joseph), Schwarzenberg (Fried. Fürst von), Bolgorschek (Frz.), Hammer-Purgstall, Reibersdorfer (Dan. Fried.) und Andr. Schumacher, haben durch ihre Lieferungen dem Werke wirklich einen ziemlich literarischen Werth verliehen. Nicht wenig Aufsehen macht die Beilage des Oesterreichischen Morgenblattes: „Blätter und Trauben“ betitelt, von dem Redakteur desselben, Joh. Nep. Vogl. — Es dürfte im Fache der Trinklieder vielleicht das einzige Buch seyn, das einen Theils seines tiefen poetischen Gehaltes, andren Theils, seiner äußerst dezenten Durchführung wegen, verdient, ein Nationalwerk genannt zu werden. — Vogl's Feinde werfen dem Werke vor, daß es zu monoton gehalten, da es Nichts als Trinklieder enthält; was würden nun die Herren sagen, hätte er ihnen darin plötzlich ein Gedicht à la Heine gebracht? — Das wäre denn freilich nicht monoton! — Ich glaube, gerade diesem Buche darf weniger, als den übrigen Werken des geschätzten Dichters, ein solcher Vorwurf gemacht werden; denn hierin wechseln Lieder voll Humor mit Liedern ab, wo in jeder Zeile sich Gemüthstiefe abspiegelt. Könnte man Vogl einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er mit seinen Geistesprodukten zu kaufmännisch verfährt, wieder ein paar Lieder und noch ein paar Lieder schreibt, um das Buch komplet zu machen; mithin den Diamant in Splitter theilt! — Unsere dramatische Literatur ist dem Versinken nahe; — sie klammert sich nur noch an einen Halm! — Grillparzer, der große Grillparzer, gleicht einem Monumente, das an eine ruhmvolle Vergangenheit mahnt, doch auf die Gegenwart keinen Einfluß ausübt! —

Nacht und Geheimniß.

I.

In stiller Nacht, des Himmels Dom zu hellen,
Erscheint der goldenen Sterne reiche Zahl.
Dein Blick erglänzt in ihrem reinen Strahl,
Du fühlst die Brust von hoher Ahnung schwellen.

Die Nacht entweicht. Durch graue Nebelwellen
Schwebt nun Aurora über Berg und Thal.
Die Sonne flammt empor mit einem Mal —
Der Lichtstrom rinnt aus seinen ew'gen Quellen.

Doch all die Sternlein fliehen nun zurück;
Kein Zauber kann zum Bleiben sie beschwören.
Ihr stiller Reiz darf nur der Nacht gehören;

Ja! nur der Nacht erzählen sie ihr Glück,
So treu, so fest dem Himmel anzuhangen,
Und nur die Nacht lehrt sie so golden prangen.

II.

In stiller Nacht, wenn uns wohl Träume grüßen,
Dann fällt der Erde Balsam, frischer Thau.
Den Blüthen all, dem Blümchen auf der Au
Will er die Nacht mit Labetrank versüßen.

Demanten schimmern rings zu Deinen Füßen,
Ein mag'scher Glanz erfüllt die Luft. O schau!
In ihm verklärt sich selbst des Aethers Blau —
Kömmst Du des Morgens Schöpfung zu begrüßen.

Doch mit der Sonne vollen Feuerguß
Ist auch der Thau, der holde Thau zerronnen.
Vorm großen Strahl flieh'n all die kleinen Sonnen.

Indeß, die Erde schwelgt noch im Genuß
Des Nektar's, den sie reichlich eingesogen.
Dank, Dank der Nacht, die ihr so mild gewogen!

III.

O Liebe! vom Geheimniß dicht umfangen,
Getaucht in seine wundervolle Nacht;
Wo keines Spähers arges Auge wacht,
Wie bist Du schön, selbst bei der Herzen Bangen.

Ja heller schimmert Deiner Sterne Prangen,
Vertrau'n, der holde Thau, quillt Dir in Nacht;
Durch ihn reifst Du zu innig starker Macht,
Bis Licht und Tag Dir endlich aufgegangen.

Geheimniß, dunkelsüßer Schauer voll,
In dem zwei Herzen liebend für sich beben,
Wie magisch ist Dein stilles, nächt'ges Weben.

Der Zauber flieht, wie Thau, der segnend quoll,
Wie vor der Sonne flie'n der Sterne Schaaren —
Hat erst die Welt der Liebe Glück erfahren.

Auflösung des Anagramms in Nro. 6.

Amsel. Selma. Selam. Melas.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 11. Januar. Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. Dazu: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 3 Abtheilungen von Feldmann. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 12. Januar. Belisar, große Oper in 3 Abth. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Madame Marquard-Segatta, vom Theater zu Breslau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 13. 13. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Landgraf Ludwig der Eiserne.

Ballade in fünf Abtheilungen von H. Ch. Pfitz.

I.

Adelstyrannei.

Zu Wartburg auf dem Schlosse
Hielt Landgraf Ludwig Haus
Mit seinem Höflingstrosse,
Hellauf in Saus und Braus.
Waidwerk und Bankettieren
Behagt dem jungen Herrn.
Die Sorge für's Regieren,
Die läßt er Andern gern.

Da hieß es: Weh' dem Lande,
Deß' König ist ein Kind! *)
Der Zucht und Ordnung Bande
Zerrissen gar geschwind.
Des Herrleins Vögt' und Schösser
Verhöhnten sein Gebot,
Und häuften immer größer
Des Volkes Last und Noth.

Der Lehenspflicht vergessen,
Jedweden Zwangs beraubt,
Hob trotzig und vermessen
Der Edelmann das Haupt
Und that, was ihm gelüstet
In Fehde, Raub und Brand.
Zertreten und verwüstet
Lag rings Thüringens Land.

Da drückten harte Lasten
Den Bauer bis auf's Blut,
Derweil die Ritter praßten
Mit schnödem Uebermuth.
Den Pflugstier muß er missen,
Der furcht das Herrenfeld,
Und was er umgerissen,
Wird nicht für ihn bestellt.

Alltäglich von der Frühe
Bis wann der Mittag flammt,
Ist er zur sauern Mühe
Der Frohnarbeit verdammt.

*) Pred. Sal. X, V. 16.

Und hat er Ross' und Stiere,
Der Arme, nicht zur Hand,
Wird er gleich einem Thiere
Selbst vor den Pflug gespannt.

O grausenhafte Sage!
Wem bräche nicht das Herz!
Sechs Menschen vor der Waage,
Der siebente führt den Sterz!
Und nebenher der Treiber,
Die Geißel in der Faust,
Die auf die nackten Leiber
Zerfleischend niedersaus't!

Ha! Bluthund sonder Gleichen
Und ew'ger Schande werth!
Sprich! kann dich nichts erweichen,
Du Ritter Heinz von Heerd?
Du thust, was selbst der Wilde,
Der Wüste Sohn nicht thut;
Du feuchtest dein Gefilde,
Barbar, mit Frauenblut.

Ein schwaches Weib in Thränen
(Jüngst schied ihr Mann dahin)
Jocht der Tyrann zu denen,
Die seine Furchen ziehn,
Und drängt mit Peitschenschlägen,
Bis sie zusammensinkt,
Und, ihrer Qual erlegen,
Ihr Blut die Erde trinkt.

Ist denn kein Recht im Lande?
Trifft Frevler kein Gericht?
Hat denn der Fürst (o Schande!)
Kein Ohr, kein Augenlicht?
Hört nicht des Volkes Klage?
Sieht nicht des Volkes Noth?
Fühlt nicht des Volkes Plage?
Rächt nicht des Volkes Tod? —

Wach auf aus deinem Schlafe,
Du junges Heldenblut!
Der Wolf zerfleischt die Schaafe,
Derweil der Schäfer ruht.
Wach auf mit edlem Grimme,
Wie sich der Leu erhebt,
Daß vor des Herrschers Stimme
Der Thronvasall erbebt.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Der König schien sich auf Etwas zu besinnen und fuhr dann fort: „Ja, da fällt mir's ein. Ihr Amtsvorgänger, der Hofprediger Pischon, stellte mir vor mehreren Jahren einen Geistlichen aus Zerbst vor, mit Namen Sintenis. Er überreichte ein mir dedicirtes Buch, das den Titel hatte: Pistevon. Als ich nach der mir unbekannten Bedeutung fragte, antwortete der gelehrte Herr: „Ich habe in diesem Buche das Daseyn Gottes zu beweisen gesucht.“ „Haben Sie,“ — mußte ich erwiedern — „auch schon versucht, das Daseyn der Sonne zu beweisen, die eben herrlich ins Fenster schien?“

„Freilich hat sich Friedrich manche Spöttereien über das Heiligste, was der Mensch hat, erlaubt, und diese sarkastischen Verhöhnungen sind leider ins Publikum gekommen. Aber man hat mehr daraus geschlossen und gefolgert, als darin liegt. Solche Witze geistreicher Köpfe sind durch äußere zufällige Umstände, namentlich bei frohen Gastmählern, herbeigeführt, momentan auffliegende Impulse, die ankommen, wie das Niesen, und man widersteht dem Reize des Ausbrustens nicht. Der Reiz wird vermehrt durch die Lacher, und so können oft gerade die tiefsten, ernstesten Männer, wenn sie einmal in einer humoristischen Stimmung sind, sich vergessen und sich gehen lassen. Es amusirt, Witzfunken zu streuen und geistige Blitze zu schleudern, und man achtet es in solchem farbigen Phantasienspiele nicht, wenn die Wahrheit lächerlich gemacht und manches edle Herz verwundet wird. Aber es ist damit nicht so ernst gemeint; Alles kommt dabei auf Zeit, Ort, Umstände und Umgebungen an, und derselbe witzige Spötter, der am Abend im Genusse der Tafelfreuden in froher Gesellschaft höhnte und scherzte, wird das am Morgen in einer ernsten Stunde nicht vermögen, vielmehr bereuen, sich so vergessen zu haben. Ist das nicht schon oft auch den Besten begegnet? Man darf, will man billig und gerecht seyn, den Menschen, namentlich große Männer, nicht nach einzelnen abgerissenen Aeußerungen in unbewachten Augenblicken beurtheilen und richten, in ihrer **Ganzheit** und fortgehenden permanenten Lebensstimmung und Richtung muß man sie würdigen.“

„Der große Luther würde oft sehr klein erscheinen, wenn man ihn nur nach seinen Tischreden beurtheilen wollte. Was Friedrich, oft von lächerlichen Kontrasten gereizt, an der Tafel und bei sonstigen Veranlassungen Unehrerbietiges und Profanes gesprochen, hat die Welt erfahren und, wie sie nun ist, entweder daran ihre Freude gehabt, oder ein Aergerniß genommen. Was er aber, namentlich hier auf seinen einsamen Gängen, Großes, Erhabenes und Göttliches gedacht und gefühlt, ist nicht zu ihrer Kenntniß gekommen. Das ist ja eben das Wesen und die reine echte Natur wahrer, ungeschminkter Frömmigkeit, daß sie tief verborgen im Innersten liegt und alle Redensarten ihr zuwider sind.“

„Ueber diese tiefliegende Pietät Friedrich's weiß ich eine schöne Anekdote. Erlauben Ew. Majestät, daß ich sie erzählen darf?“ — „Anekdoten über ihn,“ — fiel der König ein — „gibt's nur zu viele. Ich liebe sie nicht; es wird abgenommen und zugesetzt, nach der Phantasie der Erzähler. Enthält die Ihrige geschichtliche Wahrheit, so theilen Sie dieselbe mir mit.“

„Ich habe sie aus dem Munde des vor einigen Jahren gestorbenen königlichen Lakaien Heise, welchen der König gern hatte, der sein Leibkammerdiener war, und bis an sein Ende bei ihm geblieben ist. Er, ein gebildeter und wahrhafter Mann, erzählte mir als Augen- und Ohrenzeuge Folgendes:“

„Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, und mußte derselbe, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei ihm an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahl zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.“

„Als er das nächste Mal wieder in Sanssouci zur königlichen Tafel erschien, und die Unterredung bald, wie gewöhnlich, einen geistreichen, heiteren Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun, Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? Hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?“ Ein lautes, höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem Könige sich gebeugt, richtete er in lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„Ew. Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr, als Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!“

„Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen.“

„Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem anderen Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenngleich erst in der Mitte derselben, auf, und gab das Entlassungszeichen. Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet.“

„Vortrefflich,“ — sagte der König — „ganz vortrefflich! Habe das noch nicht gekannt. Die Mittheilung ist mir lehrreich und angenehm. Wenn man doch auch wüßte, was der König und Ziethen, wie sie nachher allein waren, mit einander gesprochen haben. Hat Ihnen der Kammerdiener das nicht auch erzählt?“

Ich mußte das verneinen, mit dem Bemerken, daß er wahrscheinlich dabei nicht gegenwärtig gewesen sey; doch noch hinzugefügt habe: daß der König seit dieser Zeit mit der größten Aufmerksamkeit und Zartheit den alten Ziethen behandelt, fortwährend ihn bei sich gesehen, und nach dessen Tode, wie er mit der Moralität der Armee weniger zufrieden war, wie-

derholentlich geäußert habe: „Mein alter Ziethen hat doch Recht gehabt. Gebt mir die Armee wieder, die ich im siebenjährigen Kriege hatte."

Unter diesen Gesprächen war der König nach dem Schlosse zurückgekommen, und auf der obersten Terrasse vor demselben stehend, trat der Hofmarschall von Maltzahn zu Ihm mit der Frage: „Ob das Souper angerichtet werden sollte?" — Der König, pünktlich in allen Dingen und ein Freund geregelter Ordnung, sah nach der Uhr und sagte: „In zehn Minuten." Indem ich mich empfehlen und nach Hause zurückgehen wollte, trat der König näher heran, mit der freundlichen Aeußerung: „Danke Ihnen, haben mir einen frohen Abend gemacht. Können zum Nachtessen hier bleiben!" Ich entschuldigte mich, da ich im gewöhnlichen Oberrocke war, mit der dazu nicht passenden Kleidung. „Weiß wohl," — sagte Er lächelnd — „daß Sie einen Talar und schwarzen Leibrock haben; in beiden sind Sie doch immer derselbe. Will nur Sie haben, nicht Ihren Rock; treten Sie herein!"

Es wurde gespeis't in demselben schönen Zimmer mit der hohen Kuppel, wo Friedrich der Große am Liebsten zu speisen pflegte, und wo die eben erwähnte Scene mit Ziethen sich zugetragen hatte. Ich mußte, Seinem Winke gehorsam, neben dem Könige meinen Platz nehmen, und außer dem Hofmarschall von Maltzahn war Niemand weiter gegenwärtig, als der damalige Oberst, nachherige Kriegsminister, von Witzleben, der Geheime Kabinetsrath Albrecht und ein Adjutant. Der König war ungemein heiter und, wie im kleinen Kreise gewöhnlich, gesprächig. Denn bald sagte Er, als man sich gesetzt hatte: „Der Bischof hat mir so eben eine schöne Anekdote aus dem Leben Friedrich's und Ziethen's erzählt; theilen Sie dieselbe doch auch den Herren mit!" — „Damit," — antwortete ich — „Ew. Majestät sie nicht zweimal zu hören brauchen, werde ich sie den Herren später besonders erzählen. Aus dem Munde des vorher erwähnten Kammerdieners Friedrich's habe ich über ihn noch mehrere Mittheilungen empfangen. Befehlen und gestatten Ew. Majestät, so werde ich sie vortragen." Der König nickte, mit dem Zusatze: „Lassen Sie hören!" (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Frankfurt. („Der Cid", große heroische Oper, zum Benefize der Fräulein Capitain.) Der Text dieser Oper, nach Herder, ist von Carl Gollmick, die Musik von Heinrich Neeb. Was wir von der Dichtung und der Composition gehört haben, ist günstig. Gollmick hat die Geschichte des größten aller spanischen Helden, des Don Rodrigo von Vivar, die vom Jünglings- bis zum Greisenalter unter der Regierung dreier Könige nur ein Beispiel von Tugend und Heldengröße ist, in die Gesetze dramatischer Einheit gefesselt, und Neeb's Musik hält, nach dem Urtheil von Musikern, welche dieselbe aus der Partitur kennen, die Mitte zwischen streng und modern, und hat unter allen Verhältnissen Melodie zum Wahlspruch. Eine in Bezug auf Dichtung und Composition original deutsche Oper, ist heut zu Tage eine eben so seltene Erscheinung, als die, daß eine Direction das Verdienst hat, das einheimische Talent durch die erste Mise en scène zu beschützen. Abgesehen von diesem Gesichtspunkte bietet die Darstellung des „Cid" (welche im Laufe der nächsten Woche stattfinden soll) noch die Gelegenheit dar, uns gegen eine Sängerin dankbar zu beweisen, welche vom Beginn ihrer Laufbahn dem hiesigen Institut unter allen Wechseln treu geblieben, die sich unter den Augen des Publikums so würdig entwickelte, und uns in einer ununterbrochenen Reihe gelungener Darstellungen bewies, was Talent, Fleiß und Nachdenken vermögen. Die Parthie der Ximene ist in dem Character der Euryanthe gehalten, und bietet uns Bilder einer sanften und hochleidenschaftlichen Lyrik dar, worin Fräulein Capitain bekanntlich ausgezeichnet ist. Da aber auch alle übrigen Parthieen sachgemäß besetzt sind: Ferdinand I., König von Kastilien: Herr Conradi; Rodrigo (der Cid): Herr Chrudimsky; die Infantin Uraka: Fräulein Rudersdorff; Alvar: Herr Pischek; Belido: Herr Nork; und Gormaz: Herr Wiegand; auch große Sorgfalt auf die schwierige Scenerie verwendet worden ist, so dürfen wir einen außergewöhnlichen Kunstgenuß erwarten.

*** (Der Ausreißer als Schauspieler.) Unter der Ueberschrift „Erstes Theater zu Charkow" hat kürzlich ein dortiges russisch-geschriebenes Blatt einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Entstehung der dramatischen Kunst in Rußland geliefert. Wir entnehmen demselben folgende ergötzliche und charakteristische Anekdote: Im Jahr 1789 wurde dort auf Antrieb des damaligen neuen Civilgouverneurs Iwanowitsch Kamensky das erste Theater mittelst einer Subscription von hundert Rubeln errichtet, worin Dilettanten spielten. Gleich nach den ersten Vorstellungen erschien auch ein „wirklicher Schauspieler," der sich erbot, mehrere Lustspiele und auch Opern in Scene zu setzen. Niemand fragte ihn, wer er sey und woher er käme; Dimitrij Moßkwitschew wurde über Hals und Kopf engagirt, und sollte in dem Stücke: „Der Fürst als Schornsteinfeger und umgekehrt" zum ersten Male auftreten. Die Vorstellung beginnt, Moßkwitschew fällt als Schornsteinfeger aus dem Kamin auf die Bühne, springt auf, und — steht starr da, wie eine Bildsäule, unvermögend auch nur eine Sylbe hervorzubringen, denn — in der ersten Lehnstuhlreihe hat er den Gouverneur von Orel erblickt. Moßkwitschew war nämlich Feldwebel bei einem dortigen Corps, und hatte einige Male als gewandter Dilettant zu Orel in Komödien gespielt. Der dortige Gouverneur kannte ihn daher persönlich. Auf die Kunde, daß in Charkow ein Theater eingerichtet werde, hatte unser theaterseliger Feldwebel sein Commando verlassen, um der Charkow'schen Thalia seine Dienste anzubieten. Der Anblick des ihm wohlbekannten Gouverneurs hatte daher gleich dem des Medusenkopfes auf ihn gewirkt, und eben wollte er in seiner Angst in die Coulissen springen, als ihm der Gouverneur zurief: „Nur Muth, Dimitrij, verzage nicht; fahre fort und fürchte nichts!" Dimitrij erholte sich nun alsbald von seinem Entsetzen, und spielte seine Rolle zur allgemeinen Zufriedenheit. — An demselben Abend noch unterzeichneten beide Gouverneure die nöthigen Papiere behufs der Ueberführung des Feldwebels aus dem Orel'schen ins Charkow'sche Commando. Dieser Moßkwitschew heirathete in der Folge eine junge hübsche Zigeunerin, welche die erste Schauspielerin war, die dort auftrat, und an ihrem ersten Debutabende mit Beuteln voll Ducaten und Silberrubeln überschüttet wurde. (Wien. Zeitsch.)

*** (Ein Stück aus der Tagesgeschichte.) Die Fleischhauerin Barbara *** zu A — wollte es aus Eitelkeit und Unverstand in allen Dingen der Gemahlin ihres reichen Gutsherrn nachthun, und mühte sich ab, in der Kirche oder auf Spaziergängen ihr beneidetes Original zu copiren, und in demselben Putz und Modekram aufzutreten, wie ihn die reiche Gräfin trug. Wie es sich denn im Weltleben hundertfältig darstellt, daß eitle Nachäfferei und thörichte Modewuth den besten Wohlstand erschüttert und an den Bettelstab bringt, so geschah es auch hier. Frau Barbara erkaufte zuletzt noch mit ausgeborgtem Gelde einen kostbaren Seidenstoff, von dem die reiche Gräfin, und wie es ihr erzählt wurde, auch die Königin von B*** ein Prachtkleid hatte. Wenige

Wochen darnach wurde der Fleischhauer gerichtlich gepfändet und mit Weib und sechs Kindern in die traurigste Lage versetzt. Er überlebte diesen Fall, zu dem ihn der Luxus seiner Frau gebracht hatte, nur wenige Wochen, und bald darauf starb auch der Schneider, bei dem sich die Fleischhauerin jenes kostspielige Prachtkleid anfertigen ließ. Als über alle Habseligkeiten des Kleidermachers eine Licitation ausgeschrieben wurde, erschien auch die verarmte Fleischerswittwe, weil es hieß, daß auch ein paar Zentner Restchen und Zeugflecken versteigert würden. Ihre Absicht war eben, sich ein paar Pfunde derselben zu kaufen, um für sich und ihre Kinder alte Kleider auszubessern, und wo möglich, neue Kleidchen zu machen. Sie kaufte ein Bündel der genannten Kleinwaare für wenige Groschen, und als sie das Convolut öffnete, stürzte sie mit einem lauten Schrei ohnmächtig zusammen — denn in diesem Bündel befanden sich obenauf die Ueberreste von jenem kostbaren Prachtkleide, das sie bis zur Stunde noch schuldig war. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht zu einem noch traurigeren Leben, als das bisherige war; denn ihr Verstand war, vielleicht auf immer, dahin. (Wien. Zeitsch.)

*** (Ein englisches Mittel Schulden zu bezahlen.) „Aus Afrika stets etwas Neues!" sagten die Alten; „aus England stets etwas Neues" ließe sich in Betreff drolliger, wenig bekannter Volkssitten und Herkommen mit gleichem Fuge sagen. Eine junge Wittwe mit vier Kindern (erzählt ein englisches Provinzialblatt „The Boston Herald") verehelichte sich kürzlich wieder. Nun war sie aber etwas verschuldet, und wollte dem Manne die Unannehmlichkeit ersparen, für sie zahlen zu müssen. Da gibt ihr Jemand (ob ein Schalk, oder ein in altem Herkommen Vielbewanderter, lassen wir dahin gestellt seyn) den Rath, sie solle sich blos mit einem Bettlaken angethan trauen lassen, da ein altes Herkommensrecht vorschreibt, daß nach einer Trauung, wobei die Braut in einem sothanen Aufzuge erschienen, der Ehemann zur Berichtigung der Schulden derselben nicht verpflichtet ist. Die Wittwe ließ sich dies nicht zweimal sagen, und hatte wirklich das Herz in einem Bettlaken, worin bloße Armlöcher angebracht worden waren, indem sie übrigens ganz wie in einen Sack eingenäht war, vor aller Augen in der Kirche zu erscheinen.

*** (Eine Bücherlotterie in Rußland.) Den seit ungefähr einem Menschenalter, besonders in Deutschland und Schweden in Schwung befindlichen Güterlotterien, die, wenn wir nicht irren, 1811 in Böhmen mit Ausspielung einer dortigen Herrschaft ihren ersten Anfang nahmen, hat sich nun zu St. Petersburg eine große Bücherlotterie zur Seite gestellt. Urheber und Veranstalter derselben ist der dortige berühmte Buchhändler Smirdin. Diese Lotterie, im Werthe von 300,000 Rubeln Ass., ist in 15,000 Billete vertheilt, deren jedes ein Treffer, nebst 15 Prämien, zu 1 auf 1000 Billete, von denen jede für 3500 Rubeln Ass. Bücher gewinnt. Das Billet kostet 5 Rubel Ass., wofür man jedenfalls ein Werk gewinnt, es bestehe nun aus einem oder aus mehreren Bänden, jedenfalls aber ein vollständiges Werk, von denen keines unter dem Billetpreis, also unter 5 Rubel an Werth, dagegen auch bis 120 Rubel hinaufsteigt. Alle drei Monate von der Eröffnung des Billetverkaufs findet eine Ziehung statt. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Langenschwalbach, 2 Januar.) Der erste Abend des neuen Jahres wurde bei uns auf eine eben so sinnige, als würdige Weise begrüßt, indem der dahier seit einiger Zeit unter der Leitung des Herrn Lehrers Benino ins Leben getretene Gesangverein Apollo es sich zur Aufgabe machte, zum Besten der Armen ein Conzert zu veranstalten. Dasselbe fand gestern Abend im geschmackvollen Saal des russischen Hofes bei einer sehr zahlreichen Versammlung zu Aller Zufriedenheit Statt, und es freut uns, zu erfahren, daß dessen Betrag ohne allen Abzug bereits der hiesigen Amtsarmen-Commission übergeben worden. Möchte dieser Verein, der sich auch im verwichenen Sommer bereits des ehrenwerthen Beifalls des berühmten Tonkünstlers Herrn Meyerbeer's zu erfreuen gehabt hatte, fortfahren, seine, obgleich schwachen Kräfte (denn der Verein zählt nur etwa 23 Mitglieder) einem so edlen Zwecke zu leihen und durch Ausdauer, Beharrlichkeit und Gemeinsinn praktisch zeigen, was jene Himmelstochter des Friedens auch im Kleinen vermag; denn da nur gedeihet der Sang, wo Eintracht würzet den Klang!

Charade.

Die Erste greift mit kühnem Walten
Ein in die Ordnung der Natur.
Embonpoint will sie entfalten,
Wo öfters davon keine Spur.
Sie strebet hoch ins Reich der Lüfte
Und ist von kühnem schlanken Bau.
Dem Vogel, der durch Wolken schiffte,
Folgt sie, und küßt des Himmels Blau.

Die äuß're Form von meiner Zweiten
Zeigt immerdar gar harmlos sich;
Doch kann sie peinlich Weh bereiten,
Verwunden wie Scorpionen-Stich.
Drum hütet wohl Euch, sie zu geben,
Und mehr noch, zu empfangen sie;
Doch haben muß man sie im Leben,
Daß Ordnung um und her erblüh'.

Vom Ganzen man in froher Stunde
Die heiß ersehnte Botschaft hört,
Wenn zum verderbenvollen Bunde
Die Elemente sich empört.
Und lange schon mit bangem Zagen
Der Blick vom Ganzen flog hinaus,
Ob keine Hoffnung noch will tagen,
Die Rettung bringt aus Todesgraus.

Auflösung der Charade in Nro. 7.

Schwanthaler.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 12. Januar. Belisar, große Oper in 3 Abth. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Madame Marquard-Segatta, vom Theater zu Breslau.

Freitag, den 13. Januar. Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. Dazu: Der Jurist und der Bauer, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Rautenstrauch. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 14. 14. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Landgraf Ludwig der Eiserne.

Ballade in fünf Abtheilungen von H. Th. Pfitz.

II.

Der Schmied zu Ruhla.

Einst in den schönen Tagen,
Wo Frühlingsjubel schallt,
Ritt Landgraf Ludwig jagen
Tief im Thüringer Wald.
Da scheucht er unverdrossen
Den Hirsch durch Busch und Moor,
Bis von den Jagdgenossen
Er jede Spur verlor.

Durch wüste Waldreviere,
Die nie ein Fuß betrat,
Schlingt er auf müdem Thiere
Den ungewissen Pfad.
Und schon beginnt's zu dämmern,
Schon bricht die Nacht herein,
Da hört er dumpfes Hämmern,
Sieht ferner Funken Schein.

Er folgt der Spur behende,
Der jugendliche Held,
Bis er am Waldesende
Vor einer Schmiede hält.
Da sprüht in Mitternächten
Der Esse Feuerpfuhl.
Da schafft mit seinen Knechten
Der Waffenschmied zu Ruhl.

Wer seyd Ihr? ruft der Alte.
(Wohl kennt er seinen Mann)
„Ein Fremdling, der dem Walde
„Mit Deiner Hülf' entrann.
„Aus Landgraf Ludwig's Trosse
„Ein Waidmann, irr' und matt.
„Gieb mir und meinem Rosse
„Herberg' und Lagerstatt."

Das Eisen muß man schmieden,
Weil's warm ist, denkt der Greis.
Nie dürfte mehr sich bieten
Solch Stündlein gleicherweis.

O daß mein Fürst jetzt hörte,
Was ihm kein Höfling sagt!
Will's Gott, wird der Bethörte
Vom Taumel aufgejagt!

Ihr dient dem Landverderber,
Spricht er, dem tollen Fant,
Dem Roß und Hund und Sperber
Mehr gilt, denn Leut' und Land? —
Solch Männlein darf nicht hausen
In biedrer Leute Dach.
Geht! in dem Schoppen draußen
Ist Euer Schlafgemach.

Wär' ich an seiner Seite
Zu Wartburg auf dem Schloß,
Ich macht' ihm Prunkgeschmeide
Für solcher Schranzen Troß!
Halseisen statt der Helme
Dem adligen Gesind,
Handschellen für die Schelme,
Kettlein zum Angebind'!

Nun rügt er ernst und bitter
Des Hofes Schwelgerei,
Den Frevelmuth der Ritter,
Der Vögte Tyrannei,
Giebt treu dem Fürsten Kunde
Von seines Leichtsinns Frucht,
Sagt, wie aus Einem Munde
Das arme Volk ihm flucht.

Da flammt, wie Wetterleuchten,
Des Jünglings Augenlicht,
Und Zornesthränen feuchten
Sein edles Angesicht.
Bestürmt von Schaam und Reue,
Wankt er dem Lager zu,
Und sucht auf harter Streue
Nur Einsamkeit, nicht Ruh'.

Doch unbarmherzig hämmert
An seinem Feuerpfuhl,
Bis daß das Frühroth dämmert,
Der Waffenschmied zu Ruhl.
Und ruft, daß Frucht ihm trage
Des Fürsten Gegenwart,
Bei jedem Hammerschlage:
Auf! Landgraf, werde hart!

Und als auf Bergeszinnen
Sein Gold der Morgen goß,
Besteigt mit tief'em Sinnen
Der junge Fürst sein Roß.
Er drückt die Hand dem Alten:
„Hab' Dank und Gotteslohn!
„Dein Wort soll fürder walten."
Er sprach's und ritt davon.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

„Friedrich hatte, wie oft geschah, anhaltend gearbeitet und saß noch schreibend an seinem Pult, als die Mitternachtsstunde schon geschlagen hatte. Der hereintretende Kammerdiener Heise, der bei dem Königlichen Vertrauen, das er besaß, sich mehr erlauben durfte, als ein Anderer, erinnerte daran, daß es schon spät und Zeit zur Ruhe sey. Der König sagte: „Ich habe da eine wichtige Arbeit vor, die keinen Aufschub leidet. Wenn ich jetzt zu Bette gehen soll, so muß Er mich spätestens Morgen früh um 4 Uhr wieder wecken. Ich werde dann noch schläfrig seyn, nicht aufstehen wollen, und ihn wieder wegschicken. Aber ich befehle Ihm, sich nicht abweisen zu lassen, und authorisire Ihn, im Falle der Weigerung, mir die Bettdecke abzuziehen. Hört Er? — bei'm Verluste meiner Gnade!"

„Mit dem Glockenschlage Vier trat der treue und furchtlose Diener herein und sah den König sanft und fest schlafen. Aber mit lauter Stimme weckte er ihn, und als der König die Augen aufschlug, sagte er: ‚Es ist mir leid geworden; ich muß noch zwei Stunden schlafen; komme Er um sechs Uhr wieder. Nun fort zum Zimmer hinaus!" — „Erinnern sich Majestät an Ihren mir gegebenen Befehl und Ihre Drohung!" — „Schäker!" — rief Friedrich — „Er hört's ja, ich will nicht!" — „Majestät, Sie müssen," — antwortete Heise, und zog damit die Bettdecke entschlossen weg. Nun stand der König auf, und als er, noch schlaftrunken, gähnte und sich reckte, rief er aus: „Ach Gott! wäre ich doch ein Kriegsrath geworden!" *)

Mit den Uebrigen lachte auch der König, nahm das Wort und bemerkte: „wie charakteristisch es sey, daß Friedrich, der sich sonst nicht leicht von andern Etwas gefallen ließ, und Alles um sich herum in ehrerbietiger Entfernung zu halten wußte, gerade seine Kammerdiener, wenn er sie einmal lieb gewonnen, gern mit Liebe, Nachsicht und Vertrauen, ja treuherzig behandelt habe." — Sonst ist man, im Wechsel guter und böser Laune, gedrängt von vielen, oft unangenehmen Geschäften, sehr geneigt, seinen Unwillen und Jähzorn schonungslos gegen Menschen, die uns dienen und aufwarten, auszulassen und ihnen damit das Leben nicht nur zu erschweren, sondern auch sie verstellungssüchtig, falsch, hinterlistig und schlecht zu machen. Die Behandlung der Diener bezeichnet am Besten die wahre, natürliche Gemüthsstimmung des Herrn, in der man sich hingibt, wie man ist, und oft wähnt, gegen Subordinirte sich Alles erlauben zu dürfen. Die gefälligsten, zuvorkommenden, freundlichen, nachgebenden Menschen gegen diejenigen, die entweder höher, oder mit ihnen auf einer Linie stehen, sind oft in ihrem Hause gegen ihre Untergebenen unbarmherzige Despoten, und wo dieses der Fall ist, da ist gewiß jenes nichts als Verstellung und Heuchelei.

Es ist wahr, Friedrich hat überall als Herrscher mit fester Consequenz, oft, wo es ihm nöthig schien, mit durchgreifender Härte gehandelt. Aber in seinem Hause war er, seiner natürlichen Gemüthsstimmung treu, am Liebsten milde und schonend, so oft und so lange er es seyn konnte, und wohl nie hat ein regierender Herr Diener gehabt, die mit größerer Treue und Liebe an ihm hingen, als eben er.

„Derselbe Kammerdiener Heise theilte mir," — fuhr ich dann fort — „darüber einen rührenden Zug mit." „Als ich" — so erzählte er — „in der letzten Nacht beim sterbenden König an seinem Bette wachte, forderte er, wie aus tiefen Träumen erwachend, zu trinken. Friedrich war so schwach, daß er sich nicht mehr allein aufrichten konnte. Mit meinem rechten Arme hob ich ihn, unter das Kopfkissen fassend, sanft in die Höhe, und mit der linken Hand hielt ich ihm das Glas Limonade vor. Aber sein Haupt sank auf meinen linken Arm, und ohnmächtig schlief er, ohne trinken zu können, wieder ein. Meine Stellung war höchst unbequem, und ich durfte nicht zucken, damit der liebe Herr nicht aufwachte. Eine halbe Stunde mochte ich so ausgehalten haben, als ich nicht länger konnte, meinen rechten Arm zurückziehen und den König wieder hinlegen mußte. Er kam wieder zu sich und sagte: „Heise, Du wolltest mir ja zu trinken geben!" — „Ja, Ew. Majestät; aber indem ich Sie mit meinem rechten Arm in die Höhe richtete, sind Sie auf meinem linken, das Glas vor dem Munde, wieder eingeschlafen." — „Wie lange hat das gedauert?" — „Wohl eine halbe Stunde." — „Armer Junge, da hast Du einen bösen Stand gehabt. Wie hast Du das so lange ausgehalten? ich danke Dir."

„Wie er getrunken hatte und mir das Glas zurückgab, strich er sanft mit seiner schon kalten Hand meine Wangen und sagte: „Gib mir meine Beinkleider." Nachdem ich sie ihm gereicht, befahl er mir, die Börse heraus zu nehmen. Er schenkte sie mir, mit den Worten: „Nimm das und eine von meinen Taschen-Uhren zum Andenken. Auch die dastehenden Flaschen Cap- und Ungarwein sind Dein. Ich habe nun nichts Irdisches mehr nöthig." —

„Einige Stunden nachher starb der König. Es ist nicht auszusprechen, mit welcher Verehrung, Dankbarkeit, Liebe und Treue der redliche Kammerdiener Heise an dem großen Friedrich hing. Die Anfangsworte einer Ode von Fischer:

„Laß Pius selig preisen, wen er will;
Mein Heiliger ist Er,"

waren bei ihm eine stehende Redensart geworden, die er bei jeder Gelegenheit hersagte. Ich hatte den Mann lieb und habe ihn oft besucht, wo er mir denn immer von Friedrich dem Großen erzählte. Als ich ihm vor einigen Jahren auf seinem Sterbebette nach seinem Wunsche das heilige Abendmahl reichte, mußte ich auf sein Verlangen den Kelch mit dem vom Könige ihm geschenkten und sorgfältig aufbewahrten Weine füllen."

„Diese Bonhomie des großen Königs sprach sich noch vollständiger, origineller und fröhlicher aus," — bemerkte der Obrist von Witzleben — „im Umgange mit seinen Soldaten, namentlich den Helden aus dem siebenjährigen Kriege, die ihn nur immer Papa Fritz nannten. Gern redete er bei Tafel von Schlachten und Siegen und gruppirte diese historisch-militärischen Gemälde lebendig zum Anschauen. So erzählte er unter Anderem eine Affaire, bei Gelegenheit eines feindlichen, nächtlichen Ueberfalls, bis in's kleinste Detail. Nachdem er ausgesprochen, sagte der neben ihm sitzende General

---

*) Die Landescollegien, die jetzt Regierungen heißen, hießen damals: Krieges- und Domänen-Kammern und ihre Räthe Kriegsräthe: der König hatte von ihnen die Meinung, daß sie sich's gerne bequem machten.

Ziethen: „Halten Ew. Majestät zu Gnaden, so ist die Sache nicht gewesen; sie trug sich ganz anders zu.“ — „Nun, so erzähle Er mal.“ Nachdem Ziethen den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und sagte: „Das ist nicht wahr; will Er's besser wissen als ich?“ — „In diesem Falle ja, Ew. Majestät, denn ich selbst habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da eben sehe ich im Nebenzimmer den wachehabenden Wachtmeister Krüger von meinem Regimente, der bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten hat. Wollen Ew. Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede ist, herantreten und die Sache erzählen darf.“ — „Gut! dann wird Er's hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gerichtsbeamte und die Wahnwitzige.

(Londoner Gerichtsscene.)

Am 31. Dezember vergangenen Jahres befanden sich Sir Chapman Marshall und Sir James Duke in der Eigenschaft als Gerichtsbeamte im Polizeibureau von Guildhall, als ein Frauenzimmer von mittlerem Alter, hoher Gestalt und elegant gekleidet vor die Schranken der Gerichtsstube trat. Bei ihrem Anblicke flüchtete Sir James Duke ins Berathungszimmer; Sir Chapman Marshall blieb auf seinem Posten, aber aus seinem Angesichte sprach der Aerger, den ihm der unerwartete Ueberfall verursachte.

— Miß Newell, was wünschen Sie heute von mir, fragte er in mildem Tone.

— Endlich finde ich Sie, Sir Chapman! erwiederte Miß Newell feierlich; seit vier Jahren suche ich die Gelegenheit, meine Gedanken öffentlich auszusprechen. Das soll heute geschehen, heute, am letzten Tage dieses alten Jahres.

— Fassen Sie sich kurz, Miß Newell, ich beschwöre Sie.

Miß Newell sah auf ihre Uhr und auf die Wanduhr und sprach:

— Vergönnen Sie mir eine Viertelstunde?

— Nein, nur fünf Minuten.

— Wir wollen die Differenz theilen: sieben und eine halbe Minute.

— So sprechen Sie denn, ich höre!

— Sir Chapman, glauben Sie an Gott?

— Ganz gewiß, Miß Newell, aber ich begreife nicht — —

— Gut, das wäre schon ein Gewinn! Ich hab' es Ihnen bereits vor vier und zwanzig Jahren gesagt, als wir Beide jung waren, daß Gott mir im Traume erschienen ist und mir offenbaret hat, daß ich eines Tages den Thron von England besteigen würde! Welche Folgen entstanden hieraus für mich? man behauptete, ich sey wahnsinnig, und ich ward ins Hospital gebracht. Es gelang mir indessen zu entweichen und vor einiger Zeit machte ich Ihnen einen Besuch in Mansion-House, als Sie Lord-Mayor waren.

— Ich erinnere mich, Miß Newell.

— Sie haben es nicht vergessen! rief Miß Newell mit Begeisterung aus. Das ist gut! Sir Chapman! seit jener Zeit blieb ich mir stets in meiner Handlungsweise treu. Ich bin überzeugt (als sie dies sprach, schlug sie mit der Faust auf den Tisch), daß ich eines Tages die Krone England's auf meinem Haupte tragen, daß ich einen prächtigen Palast bewohnen und zahlreiche Diener erhalten werde.

— Sechs Minuten, Miß Newell, sind vorüber — —

— Nur fünf, Sir Chapman — — Ich sage, die Königin gibt ihren Unterthanen ein böses Beispiel.

— Ich darf dergleichen Reden nicht anhören.

— Sie müssen mich hören. Die Königin, Sir Chapman, sollte ihre Kinder selber stillen; setzen Sie mich an ihre Stelle und ich werde selbst meinen kleinen Kindern die Brust reichen. (Allgemeines Lachen.)

— Die sieben und eine halbe Minute sind verflossen. Entfernen Sie sich, Miß Newell.

— Leben Sie wohl, Sir Chapman. Ich sagte — — doch, da wir alte Bekannte sind, so erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken.

Sir Chapman reicht der Miß Newell die Hand hin; diese schüttelt sie mehremale, und, sich tief verneigend, sprach sie im Weggehen: „Verzeihen Sie, Sir Chapman, wenn ich zum Abschiede den Refrain eines alten Liedes trillere: „Leb' wohl, leb' wohl, du morsches Haus!“ J. N. S.

Tabletten.

*** (Dresden, 4. Jan.) Unsere Bühne wird einen großen Verlust erleiden. Mit den nächsten Ostern läuft der zehnjährige Contract zu Ende, welcher mit Mad. Schröder-Devrient abgeschlossen ist, und nach dessen Ablauf sie tausend Thaler lebenslängliche Pension erhält. In den Genuß derselben wird sie nun eintreten, da sie ein neues Engagement nicht eingehen, sich überhaupt bei keinem Theater wieder fixiren, sondern nun auf einer steten Kunstreise leben und verweilen will, wo es ihr eben gefällt. Sie wird uns übrigens unter einem anderen Namen verlassen, indem sie sich mit einem russischen Baron von Münchhausen verheirathet, künftig also als Baronesse Münchhausen auftritt. Ob sie diesem neuen Namen eines altadeligen Geschlechtes von den bisher zwei vereint geführten Namen einen zur nähern Bezeichnung ihrer Person beifügen wird, muß sich bald zeigen. Wer an ihre Stelle treten wird, ist noch unbekannt. Sey es aber auch, wer es wolle, eine Schröder-Devrient erhalten wir — vielleicht — nie wieder. Der Contrakt mit Emil Devrient, ihrem Schwager, ist zu unserer großen Beruhigung wieder erneuert, da wir alle Ursache hatten, zu fürchten, er werde uns entführt. Er hat sich aber jährlich einen Urlaub von fünf, statt bisher vier, Monaten ausbedungen. — Der Schauspieler Döring, zuletzt beim Theater in Stuttgart, befindet sich seit einigen Tagen hier. Daß derselbe für unser Theater gewonnen werden möchte, wird von allen, welche das bedeutende Talent dieses Künstlers kennen, gewünscht. (Mnemosyne.)

*** (Anekdoten.) Kasimir Bonjour erzählt in seinem „Versuch über die Höflichkeit“ nachstehende Anekdoten: Die Marquise v. Coislin bat einst bei dem Polizeiminister Fouché um Audienz. Fouché, der entschlossen war, ihre Bitte, welcher Art sie auch seyn mochte, abzuschlagen, empfing sie stehend, mit dem Arm an den Kamin gelehnt, und bot ihr keinen Sitz an. „Citoyen Ministre,“ sprach die Marquise, „ich komme, um zu fragen, was meine Schwester, Mad. d'Avaray, für Verbrechen begangen hat, daß sie verbannt werden soll?“ — Sie ist eine Feindin der Regierung, antwortete Fouché, und hat die Kühnheit, ihr Trotz zu bieten. — „Sie kühn?“ erwiederte die Marquise; „sie dem ersten Consul Trotz bieten? O wie schlecht kennen Sie sie da! Sie ist so schüchtern, daß sie nicht einmal wagen würde, zu sprechen: Citoyen Ministre, seyen Sie so gütig, und geben mir einen Stuhl.“ Diese Worte brachten Fouché so außer Fassung, daß er alle Lust zur Feindseligkeit und Härte verlor: die Marquise erhielt einen Stuhl, und ihre Schwester die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. — Die andere Anekdote betrifft Savary, den Herzog von Rovigo. Zu diesem kam, zur Zeit, da er Minister war, der Vikar einer kleinen Gemeinde, der Onkel der Herzogin, und sprach mit zitternder

Stimme: „Die Pfründe meines Kantons ist ledig geworden; ein plötzlicher Ehrgeiz hat mich ergriffen, und ich komme nach Paris, mich um dieselbe zu bewerben.“ — Eine Pfründe! antwortete der Herzog. — „Wenn Sie die Sache für unmöglich halten,“ erwiederte der bescheidene Geistliche, „so stehe ich von meiner Bitte ab.“ — Onkel, versetzte der Herzog, ich will nicht sagen, daß es unmöglich sey, allein die Sache bedarf einiger Ueberlegung. Welcher Diöcese gehören Sie an? — „Meaur,“ sprach der Onkel. — Gut, kommen Sie heute Abend zu mir zu Tische; ich erwarte den Bischof. — „Ich mit dem Bischof speisen!“ rief der Onkel; „ich, ein armer Pfarrgeistlicher! dazu habe ich kein Herz.“ — Ich dächte doch, meinte der Herzog, ein Onkel dürfte wohl mit seinem Neffen speisen; ich erwarte Sie um 5 Uhr. — Zur festgesetzten Stunde erschien der schüchterne Geistliche in dem Aufwartezimmer des Ministers, wo er vergeblich sich nach seinem Obern umsah. Einige Augenblicke darauf sprach der Minister: „Se. bischöfl. Gnaden kommen nicht, wir wollen uns zu Tische setzen. Wollen Sie vorangehen, Onkel?“ — Während der ganzen Essenszeit waren die Augen des armen Priesters auf die Thüre gerichtet; er aß nichts, und sprach kein Wort. Endlich bei'm Nachtische faßte er ein Herz, und fragte, ob der Herzog glaube, daß der Bischof noch kommen würde. „Se. bischöfl. Gnaden sind schon da,“ erwiederte der Herzog. — Wo? wo? — „Im Zimmer!“ — Wie so im Zimmer? — „Ja doch, Sie sind es selbst. Das Bisthum war ohne daß Sie darum wußten, erledigt worden, und ich habe heute Morgen bei dem Kaiser für Sie darum supplizirt.“ (N. C.)

*** (Ein Herenprozeß und die Justizverfassung noch im 17. Jahrhundert.) Wir lesen in der Gr. Hess. Zeitung: Das hiesige Kirchenbuch enthält Folgendes: „Neustadt 1671 den 3. Mai seelig verschieden Anna „Katharina Hanns Müllers in Neustadt eheliche Tochter, „ward folgenden Tag zu Sandbach in großer Comitat zur „Erde bestattet, ihres Alters 17 Jahre, 20 Tage — NB. Obgemeltes den 3. Mai verstorbene Mägdlein Anna Katharina war unschuldiger Weiße am Tage Philippi Jacobi von einem gottlosen Knaben Konrad Hamann, des jungen Schmidt Michel Hamann in Neustadt Sohn, auf der Gaße mit einem Stecken ans Haupt geworfen, dadurch das Hirn verletzt und das fromme ehrliche Mädgen seinen Geist aufgeben müssen. Der Knab ward darauf aufs Schloß gefänglich geführt, hat endlich bekannt, daß er Mäus und noch mehr Dinge machen könne, sein Vater hätte es ihn gelehrt, worauf der Vater auch gefänglich auf dem Breuberg angeschlossen, auch eidlich zur Tortur gebracht, aber nichts bekannt, und also auf eingeholtes und eingebrachtes Consilium Academicum von Gießen dimittirt, der Knabe aber durch den Scharfrichter des Landes verwießen worden.“ Sandbach, im Odenwalde, am 6. Jan. 1843. Walter, Pf.

*** Nach französischen Blättern haben die Herren Meulot Vater und Sohn (denen man den artesischen Brunnen von Grenelle verdankt) der französischen Regierung den Vorschlag gemacht, in den Vesuv ein großes Loch zu graben, in dasselbe das Seewasser zu leiten, dadurch den Vulkan auf immer auszulöschen, und die Stadt Neapel von ihrer ewigen Angst zu befreien. „Ist kein Münchhausen da?“ möchte man dabei ausrufen! (Nürnb. Corr.)

*** Der Untergang der Welt ist, wie man uns mittheilt, in Musik gesetzt worden. Liszt hat damit dem lieben Herrgott in's Handwerk gegriffen, und eine Fantasie für das Piano geschrieben, die an schrecklichem Rumor, und herz- und ohrzerreißenden Dissonanzen Alles übertrifft, was bisher von den wüthendsten Klavierpaukern in Summe geleistet worden. Alle Schrecken des jüngsten Gerichts werden hier in sieben Kreuzen und sieben B gemalt; die Posaunen dröhnen schauerlich, kurz es soll ein Mordspektakel seyn, und nur von Liszt selbst ausgeführt werden können. Nebenbei bemerkt man uns auch, daß bei diesem Untergang der Welt auch die Klaviere gänzlich auseinander gehen und jede Ausführung dieser kannibalischen Piece den Ruin eines Instrumentes herbeiführe. Das ist ein theures Capriccio und kein billiger Untergang der Welt! (Komet.)

Conzert zum Besten der Erziehungsanstalten für Blinde und Taubstumme

gegeben von

Ferdinand Hiller.

Dienstag den 17. Januar, im Saale des Weidenbusches.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture für grosses Orchester, zum Drama Fernando.
2) „An den Wassern zu Babylon“, Psalm für eine Sopran-Stimme mit Orchesterbegleitung, vorgetragen von Madame Antolka Hiller.
3) Lebenslust Wanderers Nachtlied, Frühlings-Einzug, Vocal-Quintetten für eine Sopranstimme und 4stimmigen Männerchor.
4) Rêverie, La danse des fantômes, Caprice, für Pianoforte, vorgetragen von Herrn Hiller.

(1–4: componirt von Hiller.)

5) Arie aus Lucrezia Borgia, von Donizetti, vorgetragen von Madame Hiller.

Zweite Abtheilung.

1) Scene und Duett aus Don Juan, vorgetragen von Madame Hiller und Herrn Hecht.
2) Trauermarsch und Variationen von Beethoven, vorgetragen von Herrn Hiller.
3) Reiselied, Abschied, die Lerchen, Vocal-Quintetten, componirt von Herrn Hiller.
4) Etüden für's Piano, componirt und vorgetragen von Herrn Hiller.
5) Venezianische Canzonette, neapolitanisches Volkslied, polnisches Volkslied, deutsches Lied von Hiller, vorgetragen von Madame Hiller.

Numerirte Plätze 2 fl. 42 kr. In den Saal 1 fl. 45 kr. Gallerie 1 fl.

Anfang Abends um halb sieben Uhr.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 14. Januar: Ueber Frankfurt's meteorologische Verhältnisse im Jahre 1842; Vorlage der graphischen Darstellung des täglichen mittleren Barometer- und Thermometerstandes für das genannte Jahr.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 13. Januar. Concert der jungen italienischen Violinspielerinnen Demoiselles Teresa und Maria Milanollo. Dazu: Der Jurist und der Bauer, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Rautenstrauch. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 14. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Adolph Müller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 15. 15. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Landgraf Ludwig der Eiserne.

Ballade in fünf Abtheilungen von H. Ch. Pfitz.

III.

Der Adelsacker.

Zu Wartburg auf der Veste
Da gab's der Gäste viel,
Doch kamen nicht die Gäste
Zu Festgelag' und Spiel.
Des Herrschers finstre Züge
Verscheuchen jeden Scherz,
Und ob verdienter Rüge
Pocht manchem Schelm das Herz.

Der Landgraf thät erkunden,
Die wider Eid und Pflicht
Sein Volk unmenschlich schunden,
Und zog sie vor Gericht.
Er straft die Missethäter
Ohn' Ansehn der Person,
Und bannt die Hochverräther
Fortan von seinem Thron.

Des Landes Noth zu stillen,
Die tief aufs Herz ihn brennt,
Führt er mit ehrnem Willen
Nun selbst das Regiment.
Er setzt den trotz'gen Rittern
Die Eisenfaust auf's Aug',
Und macht die Vögte zittern
Vor seines Wortes Hauch.

Doch wie dem Dammeshügel
Die Fluth entgegenschäumt,
Wie gegen Zaum und Zügel
Das stolze Roß sich bäumt,
Wie aus Geheg' und Gitter
Gewild zu brechen droht,
So sträuben Vogt und Ritter
Sich gegen sein Gebot.

Sie rotten sich zusammen,
Sie rüsten sich zum Streit.
Des Aufruhrs blut'ge Flammen
Entlodern weit und breit.
Da stellt mit wenig Treuen
Der Held zum Kampf sich dar,
Und vor dem Blick des Leuen
Erbebt der Wölfe Schaar.

Bei Neuenburg im Thale
Da schlägt er sie auf's Haupt,
Da wird mit Einem Male
Ihr trotz'ger Muth geraubt.
Sie fliehn in wilder Eile,
Gewölk, vom Sturm gescheucht.
Umsonst! nach kurzer Weile
Hat sie sein Arm erreicht.

Drauf führt er sie gefangen
Gen Neuenburg auf sein Schloß,
Und spricht zum todesbangen
Verrätherischen Troß:
Wohl hätt' ich, euch zu Füßen
Eu'r Haupt zu legen, Macht;
Doch Schuld mit Blut zu büßen,
Wird Fürsten oft verdacht.

Wollt' ich zur Sühne nehmen
All euer Gut und Recht,
Ich müßte deß' mich schämen,
Habsüchtig wär's und schlecht.
Doch schenkt' ich euch, Verbrecher,
Großmüthig Straf' und Schuld,
Ihr freveltet nur frecher,
Hohnlachend meiner Huld.

Wohlan! ich will nicht minder
Euch strafen nach Gebühr,
Auf Kind und Kindeskinder
Ein Denkmal für und für.
Genau nach euern Werken
Gescheh' euch allzugleich,
Daß männiglich soll merken,
Recht gelt' in meinem Reich.

Er treibt hinaus in's Weite
Den Hochverrätherzug,
Im Armensünderkleide,
Und schirrt ihn vor den Pflug.
Zusammen Vier zu Vieren
Abwechselnd eingespannt,
Durchfurchen sie gleich Stieren
Drei Tage lang das Land.

Er selber auf dem Acker,
Der zornentflammte Held,
Handhabt die Peitsche wacker,
Daß Mancher wankt und fällt.
Und flehn sie um Erbarmen
Den strengen Rächer an:
Ha, ruft er, ha den Armen
Hat's auch nicht wohl gethan!

Drauf nimmt er sie aufs Neue
In Eid und Lehenspflicht,
Doch traut er ihrer Treue,
Traut ihren Schwüren nicht.
Er sieht in Finsterm schleichen
Verhaltner Rache Wuth,
Und ist vor ihren Streichen
Alsbald auf seiner Huth.

Er läßt zu sich entbieten
Den Waffenschmied zu Ruhl:
„Ein Wams sollst du mir schmieden
„An deinem Feuerpfuhl.
„Hast du mein Herz gehärtet,
„So härt' auch meine Haut,
„Daß fest und ungefährdet,
„Vor Meuchlern mir nicht graut."

Gehüllt in Stahl und Eisen
Vom Scheitel bis zur Zeh',
Wird er fortan geheißen
Ludwig der Eiserne.
Das Feld, wo er die Placker
Des Volks in Staub gelegt,
Heißt heut' noch Adelsacker,
Von Mauern rings umhegt.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

„Mit festem Tritt, kühnem Blick und martialischem Wesen stand der herbeigerufene alte Husar neben dem Stuhl des Königs. Der König sah ihn wohlgefällig an; er hatte die Physiognomie und Haltung, das charakteristische Gepräge der damaligen großen Zeit. „Krüger, hast Du die und die Affaire mitgemacht?" — „Ja, Papa." — „So erzähle mal!" und ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache gerade so, wie Ziethen. Der König sah ihn verdrießlich an und sagte: „Krüger, Du lügst." Und der Husar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorstehende Schüssel Fasanen, hielt den gespießten Fasan in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod in diesem Fasane fressen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe!" und rechts umkehrend ging er, unter dem lauten, beifallenden Lachen der ganzen Tischgesellschaft, mit seiner königlichen Beute auf seinen Posten zurück. Der König selbst lachte herzlich, ließ dem biederen, treuherzigen alten Wachtmeister eine Flasche Wein und Kuchen von seiner Tafel bringen, und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten alten, braven Jungens. Nun, Ziethen, eine Prise!" und er reichte ihm — was er selten zu thun pflegte, seine Dose."

„Köstlich," — sprach der König — „wahrhaft ritterlich; aber so was läßt sich heute nicht nachmachen; originelle Charaktere nur schaffen es. Die Bonhomie, die Friedrich als Mensch im höchsten Grade hatte, die er hegte und bewahrte, weil er sich dabei am wohlsten befand, und die der Grundzug seines starken Charakters war, ist am Prägnantesten hervorgetreten in seinem Verhältnisse gegen Voltaire. Er ehrte den damals berühmten Schriftsteller wegen seiner außerordentlichen Talente, und vorzüglich zog ihn seine Meisterschaft in der französischen Sprache an. — Er dachte es sich als ein großes Glück, ihn in der Nähe zu haben und mit dem geistreichen Manne umgehen zu können. Er zog ihn unter den glänzendsten Verhältnissen an seinen Hof; ja, er mußte hier in Sans-souci neben und bei ihm wohnen. Aber so sehr das Verwandtschaftliche geistiger Kräfte eine wechselseitige Annäherung herbeiführte, so schnell bewirkte die große Verschiedenheit der Charaktere in der Grundstimmung eine innere Entfernung. Diese trat bald ein, und Voltaire wurde in seiner Verstecktheit, Gleißnerei, Falschheit, Habsucht und Haderhaftigkeit, wohl kann man sagen Bosheit, dem Könige so zuwider, daß er, nach seinem eigenen Geständnisse, eben so sehr sein Herz verabscheuen mußte, als er seinen eminenten Kopf ehrte. Wo aber das sittliche Band zerrissen ist, läßt das intellektuelle nach, und Scheidung tritt ein. Bekanntlich removirte Friedrich den höhnischen Spötter, und war dermaßen über ihn indiguirt, daß er ihm sogar verliehene Ehren und Würden wieder abnahm, — zum offenbaren Beweise, daß sittlicher Werth ihm das Höchste war; wie es denn auch verdient bemerkt zu werden, daß Alle, die fortdauernd seine Achtung und sein Vertrauen bis ans Ende genossen, untadelhafte, würdige Männer waren."

„In meinem Vaterlande, der Grafschaft Mark," — nahm ich das Wort — „erzählt man im Volke eine lustige Anekdote von Voltaire, über einen unangenehmen Vorfall, der ihm auf seiner Reise mit dem Könige nach Wesel und Cleve begegnet ist." — „Wie ist die?" — „Majestät kennen sie vielleicht schon, — mit dem Königlichen Leib-Affen?" — „Affen? — Sie machen mich neugierig."

„Voltaire war im Gefolge des Königs auf gedachter Reise sehr unzufrieden mit den schlechten Wegen, und klagte unaufhörlich über harte, unverdauliche westphälische Kost. Er behelligte mit seinen Beschwerden den König und wirkte dadurch nachtheilig auf dessen Stimmung. Darüber gerieth er mit dem Königlichen Adjutanten, der das Benehmen Voltaire's tadelte, in Streit. Schon oft von ihm, und jetzt wieder, sarkastisch gekränkt, dachte er auf Rache und wünschte, ihm einen Possen zu spielen. Früher mit dem Könige angekommen in dem Dorfe Hultrop, zwischen Lippstadt und Hamm, benutzte er, als der König ausgestiegen war und sich im Posthause befand, den günstigen Augenblick, den umherstehenden Bauern zu befehlen, schnell Harken, Flegel und Mistgabeln zu holen, und den nächstkommenden Wagen damit zu umstellen. In demselben befände sich der Leibaffe des Königs; (Voltaire hatte bekanntlich eine Physiognomie, die an einen Pavian erinnerte). Necken, ärgern, zwicken und picken könnten sie die wilde Bestie; aber sie müßten sich wohl in Acht nehmen, daß sie nicht entspränge, und sie ja nicht aus dem Wagen lassen, — sonst würde die Ungnade des Königs, der den Affen liebe, sie strafend treffen."

„Bald nach der Abfahrt des Königs kam auch wirklich der Wagen an, in welchem Voltaire sich befand. Wie die Bauern sein auffallendes, hageres, grinsendes Gesicht sahen, riefen sie Alle mit Einem Munde: „Kiek, kiek! dat is de Ape van dem Künnig; jo, jo, hei is het!" und damit umsprangen und umstellten sie, wie ihnen befohlen war, den Wagen Voltaire's und richteten ihre Harken, Flegel und Mistgabeln ihm entge-

gen und neckten und zerrten ihn. Voltaire wird wüthend; aber je ungestümer und verzerrter er sich geberdet, desto belustigender wird die komisch-tragische Scene, desto dreister das Bauernvolk. Alle Umstehenden lachen; der abhaltende, einredende französische Bediente wird nicht verstanden, und je mehr dieser abwehren will, desto lauter beruft sich die bewaffnete Schaar auf den ihr vom Königlichen Adjutanten gegebenen Befehl, den Leibaffen des Königs nicht aus dem Wagen zu lassen, und jeder Versuch, Voltaire aus dieser Angst zu befreien, mißlingt, aus Furcht der Bauern, der Affe möchte entspringen. Und so mußte der sonst so verwegene Spötter in dieser Noth aushalten, bis endlich sein Wagen abfuhr und ihn erlösete *). Kein Wunder, daß Voltaire die ihm zugefügte Schmach nicht vergessen konnte und seit der Zeit mit Verachtung und Unwillen, Hohn und Spott über Westphalen sprach. In seiner bekannten Schrift: „Candide" nennt er dieses Land, weil es gerade bei seiner Anwesenheit viel regnete: Pot de chambre d'Allemagne, und die Markaner: Peuple sauvage." (Fortsetzung folgt.)

*) Diese Anekdote ist auch sonst schon hie und da erzählt und oft bezweifelt. Die Quelle, aus der sie hier fließt, ist eine authentisch richtige. Der damalige Prediger zu Hultrup erzählte sie, bald nachher, wie sie geschehen, als gewesener Augenzeuge, meinem Vater, — aus dessen Munde ich, als Kind, sie oft gehört habe.

Die obsignirte Jungfrau.

(Aus dem „Moniteur judiciaire de Lyon.")

In einer kleinen Stadt, in der Nähe von Lyon, starb die Gattin des Apothekers D., die er auf das zärtlichste liebte, und von welcher er eben so zärtlich wieder geliebt ward. Der Schmerz des unglücklichen Wittwers war so groß, daß er den Entschluß faßte, den Ort auf immer zu verlassen, der ihn stets an den erlittenen Verlust erinnern würde. Er reis'te ab, und überließ die Sorge für seine Offizin seinem Gehülfen, einem hübschen jungen Menschen von fünf und zwanzig Jahren, den er zu seinem Nachfolger im Geschäfte bestimmt hatte. Dieser Gehülfe, welcher mit dem Code noch nicht gehörig vertraut war, hatte ein zärtliches Verhältniß mit einem Frauenzimmer aus der Nachbarschaft angeknüpft. Die hübsche Nachbarin erschien täglich in dem Laden, unter dem höchst sinnreichen Vorwande, Thee oder Pillen zu kaufen und bewirkte, daß der gefühlvolle Schüler Aesculap's, einige Stunden lang alle Gedanken an seine Offizin und Präparate vergaß. Eines Tages aber, als die beiden Liebenden, um sich den indiscreten Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, sich in ein Nebenkabinet zurückgezogen hatten, erschien die Justiz in Person des Herrn Friedensrichters und seines Greffiers in der Apotheke. Man kann sich den Schrecken der jungen Dame und die Verlegenheit des Apothekergehülfen denken, welcher schon im Geiste die Weigerung seines Patrons voraussah, ihn, einen Menschen von mehr als zweifelhafter Moralität zum Nachfolger zu nehmen. Indessen kommt ihm in der Verwirrung eine Idee; er öffnet hastig einen Schrank, schließt schnell das arme, vor Schrecken gelähmte, Frauenzimmer ein, und begrüßte den Friedensrichter mit heiterer Miene. Der Beamte eröffnet ihm die Ursache seines Besuches: er komme auf Anstehen der Erben der verstorbenen Gattin des Apothekers, um die Mobilien aus der Verlassenschaft der Madame D. unter Siegel zu legen. Das Geschäft beginnt; man schreitet vorerst zur summarischen Aufnahme der Gegenstände; die Schlüssel werden von allen Möbeln abgezogen; dann wird jedes Schlüsselloch mit einem ungeheuern rothen Siegel belegt. Als der verhängnißvolle Schrank an die Reihe kommt, drängt sich der Apothekergehülfe mit Entsetzen vor denselben. Der Friedensrichter, der diese Bewegung mißverstand, bemerkte: „Ohne Zweifel ist dies der Schrank, worin Sie Ihre Effekten aufbewahren; gut, Sie können dieselben herausnehmen." Bei diesen Worten langte er nach dem Schlüssel. „Nein, nein," schrie der Unglückliche, der sich kaum zu helfen wußte, „ich habe durchaus gar nichts darin." Indem er dies sagte, zog er selbst den Schlüssel heraus und übergab ihn dem Friedensrichter. Dieser nimmt ihn und drückt an dem Schlüsselloch das schreckliche Siegel auf. Nach beendigter Obsignation entfernen sich Friedensrichter und Greffier, dem jungen, unglücklichen Menschen die Aufsicht über die versiegelten Gegenstände empfehlend, indem sie ihn mit dem 252. Artikel des Code pénal bekannt machen, der also lautet: „Wer sich eine Verletzung gerichtlicher Siegel schuldig macht, soll mit einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten bis zu zwei Jahren bestraft werden, und wenn es der mit ihrer Bewachung Beauftragte selbst ist, soll er mit zwei bis fünf Jahren Gefängniß angesehen werden." Voll Verzweiflung blieben die Liebenden sich überlassen. Das Mädchen bittet, fleht, ihr den Schrank zu öffnen, der Apotheker antwortet mit dem Artikel 252 des Code pénal. Sie weinen, sie lamentiren, aber kein Entschluß wird gefaßt. Unterdessen kommt die Nacht herbei, das Mädchen schildert die klägliche Lage, die ihr bevorsteht; sie darf die Nacht über nicht von Hause bleiben: es würde entsetzliches Aufsehen machen, ihr Ruf wäre für immer dahin! — Endlich diese Gefahr selbst begreifend, sieht der Gehülfe nur einen Ausweg: dem Friedensrichter Alles zu gestehen.

Er läuft eilig zu dem Beamten: der ist auf den Abend zu Gast geladen. Er muß weiter laufen, wo aber ihn auffinden! Endlich trifft er ihn; er schildert ihm das Gräßliche seiner Lage. Der Friedensrichter, ein junger Mann, lächelt und will Hülfe schaffen. Aber — o Jammer! — die Schlüssel sind bei dem Greffier, und der Greffier ist auf dem Krebsfang und wird vor dem andern Morgen nicht zurück seyn. Neue Bestürzung, neuer Aufenthalt, und das arme Mädchen muß während der ganzen langen Zeit im Schranke jammern und seufzen.

Endlich wird ein Schlosser gerufen und die fatale Thüre geöffnet. Das Mädchen tritt heraus, die Hände vor dem Gesicht — übertriebene Vorsicht! — der galante Beamte hatte in dem Augenblick, als sie vorüberschritt, schonender Weise den Kopf weggewendet. J. N. S.

Tabletten.

*** Vor einigen Tagen starb in Wiesbaden Herr Franz Carl Joseph von Pfeifer, Geheimerrath, Präsident der herzoglich naff. General-Steuer-Direction, Mitglied des Staatsrathes, im Alter von fünfundsiebenzig Jahren. Er begann seine Beamten-Carriere als Schreiber in Kronberg, und hat sich zu einer der höchsten Staatswürden durch unermüdete Thätigkeit und gewissenhafteste Pflichterfüllung emporgearbeitet. Dieser seiner großen Geschäftskenntniß in dem gebotenen Wirkungskreise und der musterhaften, praktischen Verwaltung des ihm anvertrauten hochwichtigen Amtes, verdankte er auch die Erhebung in den Adelstand. Erst vor kurzer Zeit, trat der würdige Mann aus einem vielbewegten Geschäftsleben in die Ruhe des stillen bürgerlichen Glückes zurück. Das Herzogthum Nassau verliert in dem Präsidenten von Pfeifer, einen seiner bewährtesten, redlichsten und praktisch-tüchtigsten Staatsdiener. W—st.

*** Die Beschuldigung, daß Rob. Benedix das Lustspiel: „Doctor Wespe" nach dem englischen Roman: „Jack

Prag von Th. Hook" bearbeitet und daraus mehrere Stellen wörtlich entlehnt hätte, erklärt Benedix für eine böswillige Verleumdung.

Frankfurt.

Kunstbemerkungen.

Der in Nro. 349—51 des Konversationsblattes von 1842 mitgetheilte Aufsatz eines Münchener Korrespondenten über Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow, Lessing, Steinle, von Launitz, den Römersaal, ruft einige Bemerkungen hervor, deren spätes Erscheinen mit des Einsenders Entfernung von Frankfurt mag entschuldigt werden; die Sache verdient wohl daß die Aufmerksamkeit des Publikums noch einmal auf sie geleitet werde. — Der Verfasser jenes Aufsatzes geht, um den ihm passenden Standpunkt zu finden, von der geographischen Lage Frankfurt's aus, und schließt aus seiner centralen Lage zwischen Ober- und Niederland, daß es auch in den Künsten den Indifferenzpunkt der südlichen idealistischen und der nördlichen realistischen Kunstrichtung bilde. Die Folgerung aber, die er daraus zieht, ist überraschend: denn wenn man sonst unter Indifferenz eine Aufhebung von Gegensätzen versteht, will der Verf. Charakterlosigkeit darunter verstanden wissen. Und die Belege? — Ein Altarblatt, das Passavant einem Frankfurter Maler, Conrad Fyoll, zuschreibt, und die beiden neuern Meister: Veit und Steinle. Die ganze Einleitung ist aber ziemlich müssig, und scheint nur dazu geschrieben zu seyn, um Veit und Steinle auf eine geistreiche Weise des Mangels an Eigenthümlichkeit anklagen zu können. Denn unmittelbar darauf wird die Indifferenz nicht in den Frankfurter Malern gefunden, sondern in den im Städelschen Institut aufgestellten Werken, von denen die von Cornelius, Overbeck und Veit der idealistischen, das von Schadow mehr der realistischen Kunstseite angehört. Alle diese Meister aber leiden an Einem Mangel: ihre Richtung wird als dem Geiste der Zeit widersprechend verworfen. — Wenn bei den höchsten Fragen, besonders solchen, welche das theologische und religiöse Gebiet berühren, der Zeitgeist entscheiden soll, da schwankt der Boden. Gibt doch Jeder zu, daß unsere Gegenwart gespalten ist; die Frage aber, für welche Seite sich die Zukunft, nicht gerade die nächste, aber die dauernde Zukunft entscheiden werde, möchte eher der Künstler, als der Kritiker zu lösen im Stande seyn; denn da, wo geschaffen wird, ist das Recht und bleibt am Ende der Sieg. Für die Zukunft sind die schaffenden Geister verantwortlich; denn „das Publikum zieht nicht den Künstler herab, sondern dieser jenes." — Jener Vorwurf will eigentlich sagen, daß es nicht mehr an der Zeit sey, kirchliche Gegenstände zu malen. Dies wird freilich nicht geradezu ausgesprochen. Aber was Anderes bedeutet die Phrase von Cornelius: „Denken wir uns Menschen, die das Christenthum, wie wir die Mythologie, hinter sich hätten, seine Darstellung des jüngsten Gerichtes müßte ergreifen, nämlich poetisch. So ergreift die Mythologie als eine Macht außer uns; die Offenbarung aber, als eine Macht in uns, kann und darf nicht poetisch, sondern muß moralisch ergreifen; die Quelle ihrer Darstellungen ist nicht der Kopf, sondern das Herz; was sie gibt, müssen wir in uns erlebt haben, wenigstens darf es auf keinen Widerspruch im allgemeinen oder herrschenden Bewußtseyn stoßen." Dann wird fortgefahren, daß, da Niemand mehr an den Teufel und an ewige Höllenstrafen glaube, diese Gegenstände auch nicht mehr Vorwürfe der Malerei seyn dürften; auch zähle sich zwar Niemand mehr geradezu zu den Guten, Niemand finde sich aber auch mehr von dem Beiwort: Tyrann, Schlemmer, Geizhals u. s. w. getroffen. Wäre dies Alles wirklich wahr, so würde der Verf. mit sich selbst in den lustigsten Widerspruch gerathen: denn wären alle jene Vorstellungen wirklich aus dem Bewußtseyn geschwunden, so wäre ihre Darstellung ja gerade geeignet, uns poetisch zu ergreifen. Wir glauben aber nicht, daß alle jene Vorstellungen so ganz aus dem Bewußtseyn geschwunden sind; auch der Verf. selbst scheint die jenem Gemälde zu Grunde liegenden abstrakten Vorstellungen, den Gegensatz von Gutem und Bösem und die Folgen desselben, festhalten zu wollen, wenn wir anders die einander etwas konfus entsprechenden Gegensätze von poetisch und moralisch, Kopf und Herz, Nicht-Erlebtes und Erlebtes, die wir aber nicht urgiren wollen, richtig verstanden haben. Läßt er also jene Vorstellungen in abstracto gelten; so fragen wir ihn, wie sie denn darzustellen wären, so daß sie allgemein verständlich blieben? Hat doch auch die antike Kunst ihre Typen festgehalten; so darf sich die moderne Kunst eben so wenig von der Tradition losreißen, wenn sie verständlich bleiben will — entweder sie verzichte auf Darstellung kirchlicher und religiöser Gegenstände gänzlich, oder male sie, wie sie immer gemalt sind. Schon Lessing in seinem Laokoon warnt vor neuen Vorwürfen: „es würde über hundert Jahre ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo Andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen." Der Vorwurf endlich, daß Niemand sich jetzt noch mit Gewißheit zu den Seligen oder zu den Verdammten zähle — was soll er? Haben es denn etwa früher die Menschen gethan? Wo wäre denn da der gerühmte moralische Eindruck geblieben? Wenn solche Bilder aber früher eine moralische Warnung gewesen sind — was übrigens nur ein untergeordneter Moment gewesen seyn kann, und nie den absoluten Maaßstab zur Beurtheilung abgeben darf —; so können sie es auch jetzt noch seyn, selbst wenn wir die Ewigkeit der Höllenstrafen in Lessing's Sinn verstehen. — An Veit's Freskogemälde (Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum) wird die Nichtbeachtung des Historischen getadelt. Aber vergißt denn der Hr. Verf., daß, als die Künste eingeführt warden, der wilde heidnische Sinn schon gebändigt und gemildert seyn mußte? Was soll die Reminiscenz an die blutige Sachsenbekehrung? Hat Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte zu den Künsten getrieben? Hätte Veit die Einführung des Christenthums in Deutschland darstellen wollen, so hätte er den Moment wählen können, wo Karl die geschlagenen Sachsen ins Wasser sprengt und die Taufformel über sie zu Tausenden aussprechen läßt; obwohl sich Veit vor einer solchen Geschmacklosigkeit, die ein Seitenstück zu der zurückgewiesenen Auffassung Kaiser Wenzel's gewesen wäre, wahrscheinlich gehütet haben würde, da Bonifazius und Adalbert passendere Gestalten, als der Frankenkönig, sind, um an sie die Einführung des Christenthums zu knüpfen. Stellt denn übrigens Veit's Gemälde die bekehrten Heiden so sanft und lammartig dar? Oder liegt nicht vielmehr in den Gestalten im Hintergrunde des Bildes der trübe, düstere Trotz, der zwar gebändigt scheint, aber jeden Augenblick sich wieder zu entfesseln droht? Und die im Vordergrunde knieende Gestalt, die sich auf die Axt stützt — wo fände sich mehr realistische Naturwahrheit? Wahrlich diesem Bilde historische Individualisirung abzusprechen, ist mehr, als wir recht zu verdauen vermögen. — Steinle's Talent wird anerkannt, ihm aber Originalität abgesprochen, und Weiterbildung nur von neuen Stoffen erwartet — der alte schon oben berührte Vorwurf, durch den sich dieser Künstler schwerlich wird rühren lassen, wie der Verf. sogar hoffnungslos selbst fürchtet. Dieser Vorwurf ist übrigens bei Steinle um so weniger zu verstehen, da wir wenige Künstler kennen, die ihm an Reichthum der Produktionen gleich kämen. Endlich erhält noch Veit's Darstellung Kaiser Friedrich des Zweiten als Falkenjägers einen Seitenhieb: auch da bedenkt der Verf. nicht, daß die Akten über Friedrich's historische Bedeutung noch nicht geschlossen sind. Schreiber dieses läugnet nicht, daß ihm eine andere Auffassung des Hohenstaufen willkommner gewesen seyn würde; aber auf einen solchen Wunsch hin dem Maler seine Auffassung aufzudringen, davon ist er weit entfernt, und bekennt, daß der Künstler, wenn er dem großen Streitpunkte über diesen Kaiser ausweichen wollte, und, setzen wir hinzu, den Zweck des Bildes bedenkend, mit Recht auswich, den ritterlichen, jagdliebenden Kaiser, den Verfasser des Buchs von der Vogelbaize, nicht besser hätte characterisiren können. — Obiges ist ohne persönliche Zwecke geschrieben: wir versichern, daß keiner jener kritisirten Maler uns persönlich bekannt ist. Wir wollten nur den Künstlern Freiheit gewahrt wissen, und die Entscheidung über Richtungen, in denen so Großes geleistet, dem Urtheile des Zeitgeistes und der subjectiven Willkühr entziehen. Die Kritik maße sich nicht an, die Seele von Kunstwerken, die sie sonst bewundern muß, ihre Idee anzugreifen; der Angriff geschehe durch andere Werke. Was in andern Richtungen der Malerei geleistet, darüber wollen wir hier nicht urtheilen; daß es die hier von uns vertheidigte Richtung überflügelt, will uns keineswegs einleuchten. So sehe Jeder, wie er's treibe; die Kritik aber sehe besonders zu, daß sie nicht Ungehöriges treibe: denn Zweck und Ziel muß der Künstler sich selbst setzen, und der sein Gebiet überschreitende Kritiker muß sich gesagt seyn lassen: manum de tabula.

⊙

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 15 Januar. Faust, große Oper in 2 Abth. Musik von Spohr. (Gastrolle) Kunigunde: Mad. Marquard-Segatta, vom Theater zu Breslau.

Montag, den 16. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini (Gastrolle) Norma: Fräulein Sabine Heinefetter. (Gastrolle) Sever: Herr Klein, vom Theater zu Breslau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 16. 16. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Landgraf Ludwig der Eiserne.

Ballade in fünf Abtheilungen von H. Th. Pfitz.

IV.

Die eiserne Mauer.

Einst hielt in Neuenburgs Hallen
Ein ritterlicher Gast,
Der Kaiser, groß vor Allen,
Friedrich der Rothbart Rast.
Was zeucht nach jenen Höhen
Des Reiches Haupt und Hort?
Die Schwester will er sehen,
Den wackern Schwager dort.

Herr Schwager, spricht der Kaiser,
Als er das Schloß beschaut,
Eu'r Ahnherr hat als weiser
Baumeister da gebaut.
Nur fehlt, die Burg zu schirmen
Vor jähem Ueberfall,
Umragt von starken Thürmen,
Ringmauer noch und Wall.

Wohlan! in dreien Tagen,
Versetzt der Eisenheld,
Soll eine Mauer ragen,
Die euch gewiß gefällt.
Der Kaiser drauf mit Lachen:
Ihr könnt, Herr Schwager traut,
Wohl Hokuspokus machen,
Da ihr so eilig baut!

Denn traun! mit rechten Dingen
Läßt, wie ihr selber wißt,
Solch Werk sich nicht vollbringen
In kurzer Tage Frist.
Nähmt ihr der Maurer Heere
Vom ganzen deutschen Land:
Bei Kaiserwort und Ehre!
Sie brächten's nicht zu Stand.

Da lacht der Fürst im Stillen
Bei sich von Herzensgrund,
Und thut stracks seinen Willen
Den Thronvasallen kund:

Es sollten all die Seinen
In voller Waffenpracht
Vor Neuenburg erscheinen
Zur dritten Mitternacht.

Und als zur selben Stunde
Die edle Schaar erschien,
Stellt er sie in die Runde
Rings am Burggraben hin.
Die Helme halten Knappen,
Die hinter Jedem stehn,
Und andre vorn die Wappen,
Gar stattlich anzusehn.

Die Ritter, eng geschlossen,
Gepanzert und bewehrt,
Gezückten Schwerdts, entschlossen
Den Blick zur Burg gekehrt,
Und da, wo Thürme zieren,
Wie sie die Reihe traf,
Mit fliegenden Panieren
Ein Freiherr oder Graf;

So stand im Morgenschimmer
Die ehrne Mauer da,
So schmuck und stark, wie nimmer
Ein Aug 'ne Mauer sah.
Wohlan! nun kommt, Herr Kaiser!
Ruft Landgraf Ludwig laut,
Und sagt mir, ob als weiser
Baumeister ich gebaut!

Der Kaiser mit Behagen
Streicht seinen goldnen Bart.
Bei Gott! hört man ihn sagen,
Ein Bollwerk seltner Art!
Hätt ihr 'ne solche Mauer,
Reißt all die andern ein!
Die giebt euch Schirm und Schauer
In Sturm und Sonnenschein.

Das Kaiserwort, beflügelt,
Durchläuft den ehrnen Kreis,
Und laut und ungezügelt
Schallt Friedrich Rothbart's Preis.
Und Jubelruf der Gäste
Durchdröhnt die Neuenburg
Im Wechsel froher Feste
Drei volle Tage durch.

Das Fest zu krönen, kamen,
Schönheit mit Schmuck gepaart,
Thüringens Edeldamen
Und Fräulein, hold und zart.
Da war man guter Dinge
Bei Minnespiel und Tanz,
Und aus dem Eisenringe
Ward nun ein Blumenkranz.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Alle Anwesenden belustigte die Anekdote; der König aber blieb dabei ernst und lächelte nicht einmal. Zwar hatte Er wohl Sinn und Empfänglichkeit für das Komische, und oft habe ich Ihn herzlich lachen sehen. Aber der Scherz durfte das sittliche Gefühl nicht verletzen und nicht wehe thun, wenn er Ihm gefallen sollte. Was irgend einem Menschen je Angst und Noth gemacht hat, die Umstände mochten dabei auch noch so possierlich seyn, konnte Ihn nicht amüsiren. Ein zarter, sittlicher Takt war der Träger Seines Lebens und der Maßstab, an den Er Alles legte. Er wurde verstimmt, ja verlegen, und Schamröthe überflog Sein edles Angesicht, wenn irgend etwas Unanständiges und Zweideutiges vorkam. Vielleicht hat es nie eine Fürstentafel gegeben, an der jedem geladenen Gaste so wohl war, und wo Jeder sich so unbeengt, so heiter und behaglich fühlte; aber gewiß auch keine, wo weniger gescherzt und gelacht ward, als an der Seinigen. Deßhalb war es so schwer, mit Ihm zu scherzen und Ihm darin zu gefallen. Es gab dabei nur einen Punkt (punctum saliens), bis wie weit man gehen durfte. Wurde dieser zart inne gehalten, so war es gut und man gefiel; wurde er aber übersprungen und urgirt, so trat Verstimmung ein.

Absichtlich habe ich diese Anekdote von Voltaire hier erzählt, weil, wie schon überhaupt bei jedem Menschen, so besonders bei einem merkwürdigen Könige, es charakteristisch ist, ob, wie und in welchen Grenzen er scherzt und Scherz ertragen kann, und es verbreitet dieser eine psychologische Zug Licht über die ganze Individualität.

Der König nahm dann aber wieder ernst das Wort und bemerkte, „wie irrig es sey, wenn fast allgemein angenommen würde, der Unglaube Voltaire's habe Friedrich angesteckt und zum Unglauben verführt. Wo der Unglaube die herben Früchte sündhafter Leidenschaft, der Bosheit, Habsucht, Selbstsucht, wie hier, erzeugt, da kann er wohl warnen und abschrecken, aber nicht verführen, und mußte das fein, tief, edel und menschlich fühlende Herz des großen Mannes verschließen. Er konnte es daher in seiner Atmosphäre nicht lange aushalten; er mußte ihn, bei aller Achtung für seine geistigen Gaben, bei aller Freude über seinen unerschöpflichen Witz, geschmückt mit dem Zauber der französischen Sprache, dennoch von seiner Person entfernen, zum sichtbaren Beweise, daß er seine praktischen Grundsätze desavouirte. Ein gläubiger Christ war Friedrich allerdings nicht; aber mir ist, einzelne, sarkastische Einfälle abgerechnet, doch auch kein einziges Faktum bekannt, wo er dem positiv-christlichen Glauben im Volke feindselig entgegen getreten wäre. Vielmehr hat er überall und in allen Fällen, wo ganze Gemeinden über kirchliche Neuerungen sich beschwerten und namentlich der Einführung moderner Gesangbücher sich widersetzten, stets zu ihren Gunsten entschieden und gern ihre Wünsche erfüllt. Das orthodoxe System war ihm als Volksglaube in seiner festen Konsequenz lieber, als das schwankende, periclitirende Neologische, und er hat, wo es auf Erhaltung und Bewahrung ankam, jenem, wiewohl es nicht das seinige war, doch stets in dem ihm beiwohnenden Respekt vor dem Antiken den Vorzug vor diesem gegeben."

„Mit wahrem Aerger habe ich oft hören und vor Kurzem noch lesen müssen, daß man ihn einen Heiden nannte, der keine Ahnung von der Göttlichkeit des Christenthums gehabt habe. Als ob man, da das Christenthum alle christlichen Völker mit seinen hohen Lehren und Institutionen durchdrungen hat und Staatsreligion geworden ist, auch noch ein Heide seyn könnte! Auch der, welcher ihm das Herz abgewendet, hat dennoch, in seiner umschließenden Luft athmend, Vieles, und oft das Beste, ohne es zu wissen, von demselben in sich aufgenommen. Die Bibel ist in Luther's kräftiger Uebersetzung des Deutschen, namentlich evangelischen Volkes Volksbuch geworden, und ihre überall cirkulirenden Kernsprüche beseelen und regeln das Denken und Handeln auch da, wo man sich der heiligen Quelle nicht bewußt ist. Friedrich kannte von seiner Jugend her die heilige Schrift, und ihre vorzüglichsten Sprüche wußte er auswendig; freilich hat er sie oft ganz verkehrt angewendet, — wer aber mag sagen, daß die großen und ewigen Wahrheiten, die sie enthalten, in den vielen ernsten einsamen Stunden, die er liebte, ohne allen Einfluß auf seine Denkart, Gesinnung und Gemüthsstimmung geblieben wären? Ach, der elenden Silbenstecher und Wortspießer, die den Menschen anatomiren und den Menschen in seiner Ganzheit nicht aufzufassen wissen. „An den Früchten sollt ihr sie erkennen!" — sagt die Bibel. Wessen Leben war aber reicher an Früchten der Weisheit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der ernsten Pflichtliebe, als das Leben Friedrich's? Können solche Früchte wachsen und reifen in einem christlichen Lande ohne Einfluß des Christenthums? Man muß nur nicht bei dem todten Buchstaben desselben stehen bleiben, sondern den lebendigen Geist desselben in sich aufnehmen."

Der König sprach mit hinreißender Beredtsamkeit. Entzückt sahen wir uns an und Keiner wagte es, den vollen Strom Seiner Rede zu unterbrechen. Dann fuhr Er fort: „Den oft ausgesprochenen Grundsatz Friedrich's: „Ein Jeder kann in meinem Lande nach seiner Façon selig werden" kann ich nicht unbedingt gut heißen. Nimmt man ihn individuell in der Anwendung auf einzeln vorkommende subjektive Fälle und Personen, so hat er volle Wahrheit und muß stets aufrecht erhalten werden. Kein Mensch, kein Herrscher hat das Recht, einem Anderen vorzuschreiben, was er glauben soll; der Glaube läßt sich nicht gebieten, er ist der freieste Akt des freien Geistes. Der Eine faßt ihn, nach der Beschaffenheit, Mischung und Richtung seiner Fähigkeiten, mit dem Verstande, der Andere mit dem Herzen auf, und seine Stufen und Bildungsgrade sind so mannichfaltig und verschieden, als die Menschen verschieden sind. Eine vollkommene Uebereinstimmung hier ist ein Unding. Wollte man sie durch aufgestellte Formen äußerlich erzwingen, so wäre dieser äußere Zwang doch nur ein todter Buchstabe, der sogar Widerwillen und Abneigung erzeugen würde, da der Geist des Menschen, sobald er zu denken angefangen, vorzüglich im Gebiete des Religiösen seine Freiheit nicht aufgeben kann, und, soll er selbstständige Würde behaupten, auch nicht aufgeben darf."

„In dieser Beziehung ist der Grundsatz Friedrich's: „Jeder kann in meinem Lande nach seiner Façon selig werden," allerdings richtig, indem er gegen allen intoleranten Sektenhaß schützt; aber er wird irrig und falsch, wenn von der ernsten Stellung die Rede ist, in welcher der protestantische Regent gegen die protestantische Kirche steht. Diese ist unter

dem Beitritt der Fürsten, die zu ihr übergingen, in's Leben getreten, und durch ihre Unterschrift und Vollziehung hat die Augsburgische Confession Sanction und kirchliche Autorität empfangen. Die Reformatoren haben, um der regenerirten evangelischen Kirche die äußere Haltung und Festigkeit zu verschaffen, sie unter den Schutz der evangelischen Landesherren gestellt und diese sind ihre geborenen Schutzherren. Diese ihre heilige Pflicht, die mit Allem, was im Lande intensiv lebt, auf's Genaueste zusammenhängt, ist durch den westfälischen Frieden und die Grundsätze, die er basirt, ihr heiliges Recht geworden und ist es immer geblieben bis zu dieser Stunde. Sie müssen daher die evangelische Landeskirche in ihre Obhut nehmen; das kann aber vernünftiger Weise nichts Anderes heißen, als sie müssen wachen über die Aufrechthaltung und bleibende Geltung der festen leitenden Grundsätze, die den Geist und das Wesen der evangelischen Kirche ausmachen, durch welche, und in welchen sie das geworden ist, was sie ist; wodurch sie sich von jeder anderen, namentlich der Römisch-Katholischen, unterscheidet, und die sie nicht aufgeben und verlieren kann, ohne ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren. Fehlt diese ordnende, zusammenhaltende, leitende Hand, so tritt Willkühr ein, und Willkühr ist überall, im Saate, wie in der Kirche, das Schrecklichste; sie säet, da sie keine Schranken mehr achtet, die Keime des Verderbens aus, alle Bande werden locker, und Auflösung ist die unvermeidliche Folge."

„Ich bin ein entschiedener Gegner jeder Hierarchie, weil sie dem Geiste des Christenthums zuwider ist; wenn aber die evangelische Kirche ohne alles Regiment ist, und jeder Geistliche das Recht und die Freiheit haben soll und haben darf, nach seiner subjectiven Ansicht und Willkür die Sakramente zu verwalten, zu predigen und zu unterrichten, in der einen Gemeinde so, in der andern anders, so hört aller verknüpfender Zusammenhang auf, und von einem Glaubensbekenntniß der evangelischen Kirche, das sie doch als solche haben muß, kann dann nicht mehr die Rede seyn. Sie bewegt sich dann im Wechsel momentaner Zeitideen, wählt und verwirft, bauet auf und reißt nieder und untergräbt damit den evangelischen Volksglauben. Die Kinder haben dann einen andern Glauben, als ihre Väter; häusliche Andacht und Frömmigkeit hat keinen Einigungspunkt mehr; die gemeinsame, öffentliche Andacht verliert allen Reiz, und die Kirche selbst alle bindende Kraft und Autorität. Bindende, zusammenhaltende, gemeinschaftliche liturgische Formen sind daher nach dem Vorgange der Reformatoren ein wesentliches Bedürfniß, wie jeder, so auch der evangelischen Kirche."

„Diese vorgeschriebenen Formen sind keineswegs das Wesentliche, aber sie sind das umschließende, bewahrende Gefäß der Sache, und diese verschwindet oft, wenn man jenes zerschlägt. Es kommt dabei nur immer auf die individuelle Beschaffenheit des jedesmal fungirenden Geistlichen an, so daß er, fern von jedem kalten, todten Mechanismus in die einfache, edle Form den lebendigen und belebenden Geist zu bringen weiß. Geschieht dies, so liegt gerade in der festen Gleichförmigkeit dieser liturgischen Formen und in der steten Wiederkehr derselben ein eigenthümlicher Reiz, indem sie, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, den christlichen Gemeinden, namentlich den mittleren und unteren Volksklassen, um so werther und wichtiger erscheinen, je bekannter und vertrauter sie ihnen im Wechsel des Lebens und damit ein fester Führer werden."

„Ich habe viel über diese Sache nachgedacht und gelesen, pro und contra; dies ist meine wohlgeprüfte Ueberzeugung, und kann kein Widerspruch sie mir rauben. Den Grundsatz Friedrich's: „Jeder kann in meinem Lande nach seiner Façon selig werden!" muß ich darum, wenn von der Stellung des Regenten gegen die evangelische Landeskirche und seiner Obliegenheit gegen sie die Rede ist, für einen unrichtigen und gefährlichen erklären, und hat derselbe leider verderbliche Folgen genug erzeugt, welchen Schranken zu setzen die höchste Zeit ist." (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton-Umrisse.

Von Dr. F. Wieß.

III.

⁂ Breiting, der von Petersburger Blättern — todtgesagte, erfreut sich der Fülle der gesundtesten Manneskraft, und hat bereits seine große Kunstreise von Leipzig nach Paris angetreten. Breiting ist der französischen Sprache bis zur künstlerischen Vollkommenheit in der Ausdrucksweise mächtig, und will sich jetzt einen Weg in die Sängerreihen der großen Pariser Oper bahnen. In der That müßte ein solch machtvolles Stimmmittel, wie es Nourrit und Duprez nie besaßen, und Breiting's energisch-dramatische Vortragsweise in den großen Räumen des Pariser Opernhauses von imponirender Außenwirkung seyn.

⁂ In Carlsruhe ist ein „deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung" erschienen. In diesem Familienbuche kommt auch eine Abhandlung über die „Büffeljagd am Missouri" vor. Ueber die Buchmacherei in Deutschland geht doch wirklich nichts! Es wäre eher an der Zeit, in deutschen Familienbüchern eine Jagd auf das Büffelthum der deutschen Philisterei anzustellen, — statt an dem Missouri die Büffel aufzusuchen und sie zur Unterhaltung in das deutsche Familienleben hineinzuschleppen.

⁂ Nestroy's „Einen Jux will er sich machen", eines der besten Possenspiele, das in neuester Zeit als flüchtiges Kind des Augenblicks auftauchte, in Wien über hundert Aufführungen erlebte, und an vielen norddeutschen Bühnen den Erfolg des fou rire für sich hatte, konnte sich doch wieder in einigen Städten Süddeutschland's nur einen zweifelhaften Erfolg erringen. Nestroy büßt in dieser Beziehung für eine Schuld der Vergangenheit! — für die derben Lascivitäten, die er in seiner früheren Periode der Bühnenproduction auftischte. Ein großer Theil des deutschen Theaterpublikums geht in die Vorstellungen Nestroy'scher Possen schon immer mit den Vorahnungen von Trivialitäten, die hier mit grinsend-lachender Larve geboten werden. Dadurch schon wird das unparteiische Urtheil über das Bessere, Werthvolle und wahrhaft Komische in Nestroy schon im Auftauchen unterdrückt. Man lacht während der Vorstellung, im Hinausgehen gebietet die Prüderie dem Zuschauer pflichtgemäß zu erröthen, daß er gelacht hat — und der Erfolg wird dann als ein zweifelhafter angerechnet. Der größte Theil des deutschen Theaterpublikums hat für die Productionen in der Wiener Localposse zu wenig harmloses Urtheil! Diese paßt auch nur zur Herzlichkeit und warmen Gemüthlichkeit des Wieners, der heute sich in Shakespeare's Romeo und Julie in Thränen des Gefühls auflös't, und morgen einer Nestroy'schen oder Bäuerleschen Posse dieselben Thränen, als Lachthränen, opfert — und dieß vielleicht ohne Urtheil-Bewußtseyn, nur im Naturkräftigen Triebe einer frischen, stets heitern Gemüthlichkeit! Ein großer Theil des deutschen Theaterpublikums und der Kritik behandelt diese Camera obscura der Wiener Possen und Parodien zu rigoros; es sind doch keine Lichtbilder der Poesie für die Ewigkeit fixirt! Der Wiener und mit ihm der Oestreicher überhaupt, erfreut sich in solchen Possenproductionen des komischen Moments, er lacht über diese grotesken Gebilde mit derselben Bonhomie, wie er einen Pur-

zelbaum in seinem Wurstel-Prater belacht — voilà tout! Auch will die Wiener Posse, um wahrhaft komisch zu wirken, den höchst eigenthümlichen Tic ihrer Darsteller! Diese Eigenthümlichkeit wird aber localisirt oder arrangirt immer nur als ein mattes Surrogat erscheinen. In Nestroy's „Talisman", in seinem Jux spricht sich ein durchgehends witziges, joviales Naturell, eine treffende ironische Auffassung so vieler Lebens-Verkehrtheiten, und eine so effektvolle Gruppirung des Situationswitzes aus, — daß diese dramatisirten Scherze überall gefallen müssen — wo sie ihre Darsteller von unforcirter komischer Innerlichkeit finden, und ein Publikum, das bei solchen harmlosen Dingerchen nicht die Goldwage des classisch-gebildeten Urtheils paradiren lassen will.

*** Die Civilisation siegt! Auf einer rheinischen Bühne, zweiten Ranges, erschienen neulich in der Final-Scene des Mozart'schen Don Juan's — die Teufel mit schwarzen Cravatten, weißen Vatermördern und in Stiefeln. Die fortschreitende Civilisation muß sogar von den höllischen Geistern anerkannt werden!

*** Ein komischer Anachronismus der Malerkunst! Auf einem Gemälde aus der altdeutschen Schule, das vor einiger Zeit noch in den Sälen des Nürnberger Rathhauses hing, prangte König Ahasverus auf dem Throne mit dem — Orden des goldnen Vließes geschmückt.

*** Georg Herwegh soll, dem Vernehmen nach, der Firma Brockhaus eine Entschädigung für die in den letzten Tagen erlittenen Verluste angeboten haben — einen zweiten Band seiner Gedichte — zum Verlegen. Könnte man das nicht Ironie nennen?

*** „Nemo profeta in patria" kann Herr Stritt, ein geborner Wiesbadner und derzeit erster Tenor der herzoglichen Bühne zu Wiesbaden, gewiß nicht ausrufen. Er ist der Liebling der Wiesbadner Opernbesucher, und als er von seinem hannöverischen Gastspiele rückkehrend, am 11. Januar wieder in Halevy's „Blitz" auftrat, wurde er mit einem Beifallssturme begrüßt. Er sang die schöne, aber in musikalischer Beziehung sehr schwierig componirte Partie des Lionel mit dem ganzen Aufwande seiner reichen, kräftigen und frischen Stimmbegabung und einer Feinheit des musikalischen Ausdrucks, die nichts zu wünschen übrig ließ. Herr Stritt wurde nach jeder Nummer seines Parts lebhaft applaudirt und am Schlusse einstimmig gerufen. Er erschien mit den Damen Kreutzer und Schumann und Herrn Schrader, die ein vortreffliches Ensemble bildeten. Herr Stritt ist nach den günstigsten Resultaten seines Gastspieles auf der königlich hannöverischen Bühne von der Intendanz dieser Anstalt mit einem brillanten Engagements-Antrage beehrt worden. Die höchste Gesellschaft Hannover's, das Theaterpublikum und die keineswegs milde Kritik dieser Stadt haben sich einstimmig günstig über die schönen Befähigungen dieses Sängers ausgesprochen. Es freut mich, daß Herr Stritt die Würde des Wiesbadner Opernvereins in so hochgebildeten musikalischen Kreisen, wie früher in Paris, so dießmal in Hannover, unter eines Marschner's Aegide, so künstlerisch-mannhaft vertreten hat.

Tabletten.

*** (Hamburg, 8. Januar.) Für die hiesige französische Schauspielergesellschaft, die Schulden halber nicht nach Frankreich zurückkehren konnte, circuliren Collectenlisten, und am verwichenen Donnerstag fand zu ihrem Besten eine Vorstellung im hiesigen Schauspielhause statt, die sehr zahlreich besucht war.

*** Frankfurt. (Conzert der Schwestern Milanollo zum Vortheile der hiesigen Armen.) Die wohlwollende Theilnahme, welche dies reizende Schwesterpaar von Seiten unsres, für alles Schöne und Ausgezeichnete so empfängliche, Publikum gefunden, veranlaßte den Vater Milanollo, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, ein Conzert zu veranstalten, das heute Montag, den 16. Januar, im Saale des Weidenbusches stattfinden wird, und dessen Ertrag den hiesigen Armen bestimmt ist. Morgen Dienstag reisen die kleinen Künstlerinnen von hier ab.

Homonyme

Die Zungenmacht der Kanzelhelden,
Der Tagespresse Hahnenschrei,
Die Philosophen, denen Welten
Ein einfaches Columbus-Ei,
Die Volkstribunen mit den Bechern
Von Gold und Silber hochgeehrt,
Die Lieblingstoaste, so von Zechern
Man tausendfältig schon gehört,
Die schönen Zollverbrüd'rungsbande,
Wodurch das Vaterland beglückt,
Der Kölner Dom, der uns ermahnte,
Zu einigen, was noch zerstückt,
Das Noten-Schach der Diplomaten,
Des Rheinlieds bald verklung'ner Ton,
Die gleisnerischen Accoladen
Und jedes Dünkels luft'ger Thron —
Sie Alle sind sammt ihren Gaben
Uns mehr und minder unterthan,
Trotz dem Gekrächz' der Freiheits-Raben
Und untheilbarem Dichterwahn.
Drum, möget Ihr uns auch entnehmen,
Was uns am Ende Geltung giebt,
So müßt Ihr dennoch Euch bequemen
Nach dem, was meiner Macht beliebt.
Fragt nur die frommen Theologen,
Und, die der Weisheit sich geweiht,
Auch die aus Ziffern Nahrung sogen,
Und die mit aller Welt im Streit;
Selbst die, so Harmonie bezwecken
Und plastische Vollkommenheit,
Verfallen jedes Krittlers Necken,
Wenn störrig sie mit mir entzweit.

Auflösung der Charade in Nro. 13.

Mastkorb.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 15 Januar. Faust, große Oper in 2 Abth. Musik von Spohr. (Gastrolle) Kunigunde: Mad. Marquard-Segalla, vom Theater zu Breslau.

Montag, den 16 Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini (Gastrolle) Norma: Fräulein Sabine Heinefetter. (Gastrolle) Sever: Herr Klein, vom Theater zu Breslau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 17. 17. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Landgraf Ludwig der Eiserne.

Ballade in fünf Abtheilungen von H. Ch. Pfitz.

V.

Ludwig's Doppeltod.

Was wallt von Neuenburg's Zinnen
Der Trauerflor herab?
Schied Ludwig schon von hinnen?
Bestellt man schon sein Grab?
Wie? noch im besten Alter,
Bei voller Manneskraft
Wird Thüringen's Erhalter
Schon seinem Volk' entrafft? —

Versenkt in dumpfe Trauer,
Beweint des Volkes Kern,
Der Bürger und der Bauer,
Den väterlichen Herrn.
Nur Ritter und Vasallen
Frohlocken ungescheut;
Mit Lust sieht man sie wallen
Zu seinem Grabgeleit.

Sie bringen ihn getragen,
Sie folgen ihm zur Gruft,
Doch statt der Todtenklagen
Füllt Hohngeschrei die Luft:
Nun hat's der Adel besser!
Nun schreckt kein Machtgebot!
Da liegt der Eisenfresser!
Heida, der Löw' ist todt!

Doch horch! was schleußt urplötzlich
Der frechen Spötter Mund?
Ein Donnertritt, entsetzlich,
Durchstampft des Sarges Grund.
Der Deckel fleugt herunter,
Der Fürst im Stahlgehäus
Ruft, lebensfrisch und munter,
In der bestürzten Kreis:

Erbebt, ihr feigen Hunde!
Noch lebt, noch schnaubt der Leu!
So also gebt ihr Kunde
Von eurer Rittertreu?
Eu'r Müthlein wollt ihr kühlen
Am Todten? Pfui der Schmach!
Wohlan! ihr sollt noch fühlen,
Was dieser Arm vermag!

Er führt, ein Neubelebter,
Mit männlich fester Hand
Noch Jahre lang das Zepter
Zum Segen für sein Land.
Er setzt den trotz'gen Rittern
Die Eisenfaust auf's Aug',
Und macht die Vögte zittern
Vor seines Wortes Hauch.

Doch als die Eisenknochen
Des Alters Rost umschleicht,
Als seine Kraft, gebrochen,
Den nahen Tod ihm zeigt:
Da heißt er zu sich kommen
Die Ritter allesammt,
Die zu des Landes Frommen
Er einst zum Pflug verdammt.

Mein Stündlein ist vorhanden,
In Kurzem, hub er an,
Schwingt aus des Leibes Banden
Mein Geist sich himmelan.
Drum sey euch kund gegeben
Mein letzter Wille klar.
So lieb euch Leib und Leben,
Befolgt ihn auf ein Haar!

In ehrerbiet'ger Stille,
Nach Schicklichkeit und Pflicht,
Bestattet meine Hülle,
Sobald mein Auge bricht.
Und als bußfert'ge Dulder
Zu sühnen meinen Zorn,
Tragt mich auf eurer Schulter
Zur Gruft gen Reinhardtsborn.

Mit Hand und Mund versprechen
Sie Treue dem Gebot,
Und wagen nicht, zu brechen
Ihr Wort nach seinem Tod.
Sie fürchten, daß auf's Neue
Vielleicht der Eisenheld,
Zu prüfen ihre Treue,
Sich habe todt gestellt.

Drum han sie ihn getragen
Auf ihren Schultern breit,
Mit Zittern und mit Zagen
Zur Gruft zehn Meilen weit.
Und wann in Busch und Hecken
Ein Lüftchen sich bewegt,
Schaun sie empor mit Schrecken,
Ob sich der Löwe regt.

An seiner Väter Seite
Schläft nun den ehrnen Schlaf
Der Held im Eisenkleide,
Der Herrscher, fromm und brav.
Den Großen war er eisern,
Den Armen war er mild,
Vor Königen und Kaisern
Ein deutsches Fürstenbild.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

„Die Praxis Friedrich's," — bemerkte ich — „war jedoch dabei besser, als seine Theorie." — „Wie so?" — fragte der König.

„Der General von Rüchel hat mir erzählt, daß er einer Taufe in Potsdam beigewohnt habe, bei welcher Friedrich Gevatter stand. Der taufende Feldprediger glaubte seine Sache recht gut zu machen in einer Lobrede auf Friedrich den Großen, und da auch der Vater des Kindes ein tapferer, vom Könige geschätzter General war, so concentrirte der Geistliche seine Wünsche für den Täufling darin: „nicht daß er ein frommer Christ, sondern auch einst ein Held und der Ehre würdig werden möge, von Friedrich über der Taufe gehalten zu seyn." Als er nun aber gar, statt der vorgeschriebenen Taufformel: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes" sagte: „Friedrich! ich taufe Dich im Namen Friedrich des Großen," trat dieser vor und sprach: „Halt Priester! Er ist ein Narr. Was? auf meinen Namen will Er das Kind taufen? Was hat es denn, wenn ich gestorben bin? Taufe Er nach kirchlicher Vorschrift, oder ich lasse einen Anderen holen."

Zitternd gehorchte der arme, thörichte Mann.

„Vortrefflich!" — sprach der König — „excellent! Sehen Sie, so tief lag bei aller mißverstandenen Aufklärung doch die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in seiner Brust und er ertrug solche profane Karrikatur nicht."

Der König sah nach der Uhr. Gegen Seine Gewohnheit war es spät geworden. Er stand auf und entließ uns. Zu mir sagte Er noch besonders: „Sie haben es als einen Beweis meiner Achtung und meines Vertrauens anzusehen, daß ich mich so umständlich über einen Gegenstand expectorirt habe, über den ich sonst nicht oft und nicht gern rede. Können, wenn ich hier bin, mal wieder Ihren Weg nach Sans-souci nehmen."

Dankbar und still vergnügt ging ich, belehrt und geweckt, nach Hause, und noch Alles im frischen Gedächtnisse tragend, schrieb ich die merkwürdige Unterredung auf, wie ich sie hier wörtlich treu mitgetheilt habe.

Nebst Paretz und Sans-souci war und blieb dem Könige vorzüglich lieb die Pfauen-Insel. Mitten im Havelstrome, eine kleine Meile von Potsdam, gelegen; nach der Nord- und Südseite von bewachsenen Hügeln eingeschlossen, im Westen mit der Aussicht nach Potsdam, im Osten mit dem Blicke nach Spandau; beschattet von alten, prächtigen Eichen; reich an größeren und kleineren, gut erhaltenen grünen Rasenplätzen; geschmückt mit Blumen, vorzüglich Rosen, und belebt von Thieren allerlei, größtentheils seltener Art, — ist diese Insel ein lieblicher Aufenthalt, den in schöner Jahreszeit ein eigenthümlicher Zauber umfließt. Das kleine idealisch gebaute, romantisch situirte Schloß athmet in seinen meist kleinen Gemächern eine ansprechende Vertraulichkeit, und die ganze Einrichtung bezeichnet die Bestimmung für ein stilles, behagliches Familienleben. Die beiden Thürmchen auf der höchsten Spitze sind, vermittelst einer im Freien schwebenden, bequemen Brücke, mit einander verbunden, und von hier aus das stille, friedliche Thal in seiner reichen Mannichfaltigkeit und Harmonie zu überschauen, gibt eine Stimmung und gewährt einen Genuß, der erquickt und erhebt.

Alles auf der Insel, die etwa eine Meile im Umfange haben mag, trägt das sanfte Gepräge einer heiteren reichen Ruhe, die sich von selbst dem Gemüthe mittheilt, und Jedem wird hier wohl um's Herz; die stille Einsamkeit und Abgeschiedenheit, die hier waltet, ist dennoch eine sanfte belebte. Das im Schatten liegende, reich mit Blumen geschmückte Schweizerhaus des Kastelans und Hofgärtners, das Kavalierhaus, die Meierei mit den zerstreut liegenden kleinen Wohnungen der Arbeiter, das große prächtige Palmen- und Gewächshaus beleben das Bild, und die im Walde weidenden Rehe und Hirsche, die vorüberziehenden Heerden ausländischer Schafe und Ziegen, die gemessen einherschreitenden Pfauen, und das fröhliche und friedliche Leben der Sangvögel und Tauben, — alles Dieß gibt dem freundlichen Aufenthalte einen sanften, idyllischen Charakter. *) Das Gefühl der Abgeschlossenheit, Sicherheit und Ruhe, das hier von allen Seiten, namentlich in stillen Morgen- und Abendstunden, das Gemüth wohlthuend anhaucht, gibt zum äußeren Frieden den innern, und wer den contemplativen Naturgenuß liebt, der kann ihn hier finden.

Wohl nie hat es einen mächtigen, regierenden Herrn gegeben, der so verschlossen war für alle erkünstelten Genüsse der Pracht und des Luxus, und so offen und empfänglich für die stillen und sanften Eindrücke der Natur, als Friedrich Wilhelm III. Von allen Seinen ländlichen Besitzungen schien keine Ihm mehr zuzusagen, als die Pfauen-Insel. Es lag in dem Könige ein Hang zur Einsamkeit, eine Liebe zur Stille. Gern hing Er derselben nach, und Er entfernte Alles, was Ihn darin stören konnte. Dies hatte Er auf der Insel in Seiner Gewalt, da, dem Publikum nur an bestimmten Tagen geöffnet, und oft von Tausenden gleichzeitig dann besucht, sie doch bei Seiner Anwesenheit für Jedermann geschlossen war, und kein Fremder herübergeholt, auch außer der bestimmten Fähre an andern Uferstellen nicht gelandet werden durfte.

Unterbrochen, gestört, ermüdet, oft auch verstimmt von täglich wiederkehrenden, durch den ganzen Tag gehenden Ansprachen, Anläufen, Bitten, Querelen und Zudringlichkeiten, eilte Er mit einem Gefühl von Sehnsucht nach dem stillen, friedlichen Eilande, wo Er für sich, und die Mittags- und Abendstunden mit Seiner Familie allein war. Wenn Er das Schiff betrat, um herüber zu fahren, knöpfte Er gewöhnlich unwillkührlich den engangeschlossenen Rock auf und lüftete die freier athmende Brust. So wie Er den ersten Schritt auf's Ufer

---

*) Dieser idyllische Charakter ist späterhin durch die Aufnahme und Aufbewahrung vieler ausländischer wilden Thiere getrübt, wenngleich das Interessante und Lehrreiche des Ortes dadurch vermehrt wurde.

gethan hatte, ging Er langsam, schlendernd, mit den Händen auf dem Rücken, im Ausdruck Seiner Stimmung, nach Seinem kleinen Wohnzimmer, wechselte die Kleidung, und Alles an Ihm, vorzüglich Sein mildes Angesicht, bezeichnete Ruhe und Behaglichkeit.

Nachdem Er sich mehre Stunden in Seinem Kabinet aufgehalten, die dort hingelegten eingegangenen Sachen durchgesehen, sie mit Marginal-Bemerkungen, Frag- und Ausrufungszeichen vermittelst eines Bleistiftes bezeichnet, in den meisten Fällen auch das Contentum der zu gebenden Antwort hinzugefügt hatte, trat Er frei ins Freie, und hier muß man Ihn gesehen und beobachtet haben, um zu wissen, daß auch ein belasteter König ein glücklicher seyn kann, wenn er ein reiner, edler, gemüthlicher Mensch ist. Nun durchstrich Er die Insel nach allen Richtungen hin, bald lesend in einem Buche, das Er gewöhnlich in der Hand hatte, bald sinnend umherschauend, sich lehnend an einen Baum; bald setzte Er sich auf einen der vielen Ruheplätze; bald stand Er innig heiter vor einem Blumenbeete stille; bald unterredete Er sich mit den Hirten, oder erfreuete vorübergehende Kinder.

Hier hatte Er an der Seite Seiner schönen, edlen, anmuthsvollen Gemahlin, noch unberührt von dem Unglück der Zeit, in der ersten süßen Gatten- und Vaterfreude glückliche Jahre verlebt. Alle, welche das hohe, frische, jugendliche Königliche Ehepaar damals gesehen und Augenzeugen dieser heiteren Harmonie, die Ihre Herzen beseelte, gewesen sind, sprechen mit Entzücken davon. Man erzählt darüber eine Menge Anekdoten, von denen die eine noch lieblicher ist, als die andere.

Eines Tages im Sommer 1799 waren zwei Reisende aus England nach der Pfaueninsel gefahren, und, unbekannt mit dem Verbote, an einem Punkte fern von der gewöhnlichen Fähre, wo Niemand sie bemerkt, ans Land gestiegen. Nicht wissend, daß die Königliche Familie anwesend sey, gingen sie in früher Morgenstunde vergnügt umher, als ihrer der Hofmarschall von Massow ansichtig wurde, der ihnen befahl, umzukehren und sofort die Insel zu verlassen. Die beiden Reisenden nahmen aber einen Umweg, und auf diesem begegnete ihnen ein Herr und eine Dame, ohne alle Begleitung und so einfach gekleidet, so ungekünstelt in Haltung und Wesen, daß sie keine Ahnung davon hatten, wer sie waren. Der ungekannte Herr aber fragte sie: „wie ihnen die Insel gefiele?" und als sie ihre Freude über ihre Lage und Kultur ausgedrückt, forderte die ungekannte Dame sie freundlich auf, mitzugehen; sie, bekannt hier, würden ihnen gern Alles zeigen. „Wir thäten's gerne," — antworteten die Engländer — „aber der Herr Hofmarschall hat uns so eben zurückgewiesen, und befohlen, gleich die Insel zu verlassen. Ihre Majestäten der König und die Königin sollen hier seyn; und dann ist Fremden der Zutritt nicht gestattet."

„So schlimm ist's nun eben nicht," — sprach die freundliche schöne Frau — „kommen Sie nur mit, wir wollen Sie schon entschuldigen; der Herr von Massow ist unser guter Freund." So gingen alle Viere in heiteren geistreichen Gesprächen, in welchen die Dame mit Entzücken über England sprach, lange mit einander, und namentlich erfreute Beide das dreiste, kecke Urtheil der Engländer. Aber, wie erstaunten diese, als sie, in der Nähe des Schlosses angekommen, vor demselben ehrerbietig stehend, die Dienerschaft in Königlicher Livrée erblickten und Herr von Massow das Dejeuner ankündigte! Nun erkannten sie mit freudigem Schrecken den König und die Königin. Sie wollten sich entschuldigen; aber die herzgewinnende Güte der Königin entfernte jede Verlegenheit, und der König sprach: „Treten Sie näher, meine Herren! Frühstücken Sie mit uns. Nach der schönen Morgenpromenade, denke ich, wird's uns schmecken."

Alles, was das Hofleben, seiner Natur nach, Abgemessenes, Feierliches und Beengendes hat, mit allen seinen Formen hergebrachter Etiquette, wurde hier abgelegt. Der König hatte sich zwar sehr in Seiner Gewalt und verlor, auch wenn Er froh war und sich gehen ließ, nie Seine Haltung. Aber diese Haltung war eine innere und in Seinem Innern war Er stets frei und folgte Seiner Neigung, da Er in der Reinheit und Lauterkeit Seines Wesens Nichts zu verbergen und zu verstecken hatte. In den Stunden, die Er dem stillen Naturgenusse widmete, hatte Er aus Seiner Umgebung auch nur solche Personen um sich, mit denen Er sympathisirte, und so gab Er sich ganz hin, wie Er war. Hier mußte man Ihn sehen und hören, wenn man Ihn, den Menschen, wollte kennen lernen; da konnte man Ihn durchschauen, denn Sein Inneres wurde ein Aeußeres.

Die idealische Natur und glückliche, poetische Stimmung der Königin, die in Ihrer frischen, schönen Jugend Alles im rosenfarbenen Lichte ansah und auffaßte, bedurfte gar keiner äußeren angenommenen Form; denn Ihr ganzes Wesen umfloß der Zauber weiblicher Anmuth. Man denke sich dieses glückliche Ehepaar in seiner frischen Jugend, umgeben von aufblühenden, lieblichen Kindern, auf der Pfaueninsel, im Besitze alles dessen, was das Leben Reiches, Prächtiges und Herrliches hat, und doch im einfachen Naturgenusse, entfernt von allen Reizmitteln der Kunst und Verwöhnung, in sich glücklich und befriedigt, und man kann in Wahrheit behaupten, daß es wohl nie einen König gab, der glücklicher war, als Friedrich Wilhelm III. es damals war.

In der Einfalt der Sitte, wenn sie durch Geist und persönliche Würde gehalten ist, liegt, wo wir sie auch finden, ein wunderbarer Reiz; denn sie kann nur da seyn, wo Unschuld und Wahrheit und Kindlichkeit noch die Brust heben und die Wangen röthen. Dieser Reiz wird größer, wenn wir sie in den höheren und höchsten Ständen finden, in denen das Leben mit seinen complicirten und gesuchten Genüssen vom Einfachen abführt und stets neuer künstlicher Reizmittel bedarf, um in dem bald durchlaufenen Kreis der Zerstreuungen wieder Abwechselungen zu bringen. Gott hat die Menschen aufrichtig gemacht; aber sie suchen viele Künste. Diese Kunstmittel reizen allerdings; aber sie erschlaffen auch, und verlieren, oft wiederholt, ihre Wirkung. Die dann eintretende Erschlaffung macht satt, matt und müde; und darin hat es seinen Grund, warum reiche und mächtige Menschen, die, wie man sagt, dem Glücke im Schooße sitzen, so selten in sich wahrhaft glücklich sind.

Auch das reichste Leben ist doch arm an außerordentlichen, seltenen, kostbaren und köstlichen Genüssen, und die Einförmigkeit des täglich Wiederkehrenden schließt sich an jedes Menschen Leben, in Hütten, wie in Palästen, in Werkstätten, wie auf Thronen an. Dem verwöhnten, gereizten, eklen, wählenden, probirenden, unruhigen Sinne wird diese Einförmigkeit langweilige Qual; dem einfachen, unverdorbenen, naturgemäßen bereitet sie in ihrer Stetigkeit, Ruhe und Sicherheit gerade die süßeste Freude und gibt in ihrem harmonischen Takte dem ganzen Tage in der festen, geregelten Reihenfolge seiner planmäßig vertheilten Stunden einen eigenthümlichen, stillen Reiz. Dieser stille Reiz liegt mehr im Kleinen, Alltäglichen und Gewöhnlichen, als in dem Seltenen und Außerordentlichen. Wenn dieses spannt, aufregt, exaltirt, so schließt jenes sanft, stille, leise sich an das Gemüth und gibt ihm die Erquickungen eines heiteren, äußeren und innern Friedens.

Da ist es das Morgen- und Abendroth und eine hehre Sternennacht; da ist es die immer frische Lust an Berufsarbeiten; da ist es das nicht ausgesprochene, aber tief empfundene selige Einverständniß mit den Unsrigen; da ist es das klare, reine, offene Angesicht eines edlen Menschen, die fröh-

liche Unschuld eines Kindes; da ist es eine schöne Blume, eine reife Frucht, eine heimkehrende Heerde, ein frugales Mahl, in Liebe gegeben und genossen, was wahrhaft glücklich macht und einen Kreis um uns bildet, indem sich Alles wohl fühlt, — in inniger Verschmelzung.

So war das Leben unseres Königs, der Königin und Ihrer Familie, in einer Reinheit, Heiterkeit und Unschuld, wie man es auf Herrscher-Thronen selten, vielleicht nie gesehen hat. Ich erinnere mich dabei einer Familienscene, die lieblich und einfach das anmuthige Bild wahrer häuslicher Glückseligkeit darstellt. Nach aufgehobener heiterer Tafel auf der Pfauen-Insel im Freien, unter alten schattigen Eichen, fragte die Königin: „Wo sind die Kinder?" Und es wurde geantwortet: „Sie sind alle dort auf der Landzunge und spielen auf der Wiese." — „Können wir sie da nicht überraschen, liebster Freund?" — sagte die Königin zum Könige. — „Ja," — antwortete er — „da müssen wir mit der Gondel einen Umweg durch's Rohr nehmen, so daß sie uns vorher nicht sehen."

Das geschah; und der König selbst ruderte still, langsam und leise; die Königin stand in ihrer hohen, edlen Gestalt aufrecht im Schiffe, und ihr seelenvolles, mütterliches Auge sah spähend nach dem bezeichneten Orte, und lispelte, je näher man demselben kam: „Sachte, stille!" Und nun sprang sie und der König an's Ufer, und die Kinder jauchzten fröhlich auf, ihren Eltern entgegen, und diese umarmten sie der Reihe nach mit inniger, froher, frischer Zärtlichkeit, wie als wenn sie dieselben seit acht Tagen nicht gesehen hätten.

„Papa!" — fragte der Kronprinz — „wo sind Sie hergekommen?" Der König antwortete: „Durch's Schilf-Rohr!" — „Das ist scharmant!" Auf die Frage: „Warum?" sagte er: „I — im Rohre ist gut Pfeifen schneiden?" — „Wie verstehst Du das?" — „Das heißt: Kluge Leute wissen die Umstände zu benutzen." — „Wenn Du das auf Dich anwenden wolltest; welche Pfeife würdest Du dann jetzt schneiden?" Und der Kronprinz antwortete mit der ihm eigenthümlichen Anmuth: Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abend-Milch genießen dürften und Alle, Alle, froh zusammen blieben."

Der König reichte dem hohen edlen Jünglinge scherzend die väterliche Hand; die Königin drückte ihn innig an ihr glückliches Mutterherz, und seine kindliche Bitte wurde erfüllt.

Die ganze Gesellschaft lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte sanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, Seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich spielten die lieblichen Königlichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Mahle in sanfter, heiterer Stimmung. Nach einem schönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüsche ertönte wie Abendsegen die sanfte Abendmusik der Garde-Hautboisten. Eine heilige, fromme Ruhe umschwebte die schöne patriarchalische ländliche Scene, und daß die Erde ein Vorhof des Himmels werden kann, fühlte Jeder. Dies Gefühl drückte sich durch feierliche Stille aus, die Keiner unterbrechen mochte; denn für das Unaussprechliche hat die Sprache keine Worte. Die Königin blickte im Ausdruck tiefer heiterer Ruhe nach der untergehenden Sonne hin; ihr Blick war Gebet, Dank und Freude. Ihr Angesicht schien wie verklärt, und seit ich sie so gesehen, hat keines ihrer Bilder, auch das beste und gelungenste nicht, mir ferner ein Genüge thun können.

Solche erquickenden Genüsse eines stillen Familienglückes können in allen Ständen, auch den untersten, wenn den Hausvater und die Hausmutter der rechte Sinn dafür beseelt, stattfinden. Aber eben das Allgemein-Menschliche darin, das in jeder reinen Brust, sie schmücke Stern und Ordensband, oder umschließe ein härener Kittel, Anklang findet, ist das Göttliche. Göttlicher Natur ist ursprünglich jeder Mensch; aber sie auszubilden, zu nähren, zu befestigen, daß das Göttliche in ihr vorherrschend werde, ist des versuchten Lebens schwere Aufgabe. Würdig gelöst, so viel es nach menschlichen Kräften möglich ist, finden wir sie in dem Leben des Königs und der Königin. Nie hat Ihr hoher Stand und Rang, nie irdische Macht und Herrlichkeit das Göttliche in Ihnen unterdrückt und verdunkelt; unter allen Wechseln eines viel und schwer geprüften Lebens war das Rein-Menschliche, beseelt von ungeschminkter, christlicher Frömmigkeit, Ihre Natur, und den milden, zarten Sinn für alles Wahre, Schöne und Gute haben Sie bewahrt bis an Ihr Ende. (Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

Wenn jemals ich dir war als Erste theuer
Wenn je im geist'gen Sinn ich dich beglückt,
Dann hebt sich dir des Räthsels luft'ger Schleier
Noch eh' du sichtbarlich mich hast erblickt.
Doch will dein Auge wandernd schweifen,
Dann kannst du mich mit Händen greifen.
In alle Farben kleid' ich mich,
In allen Farben lock' ich dich! —

Ich stehe, ein erschaffnes Wesen,
Als Zweite in der Schöpfung Reih'n,
Doch wirst du niemals von mir lesen,
Daß Macht und Hoheit wäre mein. —
Nie zu der Sterne lichten Höh'n,
Zum Licht der Sonne kann ich sehn;
Verachtet bin ich, und gering,
Doch — Gift zuweilen ich empfing. —

Mir Ganzem ist ein Loos gefallen
Nächtig, wie Abadona's Loos,
Denn stets im Dunklen muß ich wallen,
Das Licht die Pforten mir verschloß —
Nur todt komm' ich zur Tageshelle,
Drum wüthe ich an nächt'ger Stelle
Und schaffe schmerzensvolle Pein,
Kann selbst des Todes Ursach' seyn! —

F r a n k f u r t.

Das Concert der Geschwister **Milanollo zum Vortheile der Armen** findet nächsten Donnerstag, den 19. Januar, im Saale des Weidenbusches statt. Die Mitglieder des Instrumental-Musik-Vereins werden das Concert unterstützen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 17. Januar. Die Fremde, Schauspiel in 5 Abtheilungen von J. Fr. v. Weissenthurn.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 18. 18. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Herzog.

I.

Der persische Bandit.

Während meines Aufenthaltes zu Téhéran erfuhr ich, daß mehre Bakhtiaren, welche eine furchtbare Bande bildeten, zwischen Shiraz und Ispahan gefangen genommen worden seyen und sich auf dem Wege nach Téhéran befänden, um vor den Richterstuhl des Schahs gestellt zu werden. Die Bakhtiaren sind ein Räubergesindel, welches das mittlere und südliche Persien beunruhigt. Seit einiger Zeit hatten diese Straßenräuber so viele Caravanen ausgeplündert und sich so vieler Grausamkeiten schuldig gemacht, daß das Gouvernement eine bedeutende Mannschaft gegen sie aussandte, um sie aufzuheben. Allein die Räuber waren verwegen und tapfer, und mehr als einmal mußte ihnen die kleine Armee weichen, bis der Verrath einer dieser Banditen die Gefangennahme von ungefähr zwanzig seiner Kameraden bewerkstelligte, worunter sich ihr gefürchteter und berüchtigter Hauptmann, Hassan-Ali, befand. Die Diebe waren in einer verborgenen, fast unzugänglichen Höhle und glaubten nicht nöthig zu haben, Wachen auszustellen, weil sie sich völlig sicher glaubten. So kam es, daß sie nicht einmal das Annähern der Soldaten bemerkten und mitten bei einem Saufgelage überfallen wurden. Der Hauptmann vertheidigte sich wie ein Löwe, aber sein Muth mußte der Ueberzahl weichen. Er wurde überwältigt, geknebelt und mit den Andern fortgeführt.

In Téhéran angekommen, kamen die Banditen zum Verhör. Der Schah machte kurzen Prozeß, und sprach das Todesurtheil über sie aus. Die Hinrichtung würde sogleich nach dem Ausspruche des Urtheils erfolgt seyn, wenn man nicht beabsichtigt hätte, durch ihre Bestrafung ein denkwürdiges Beispiel zu geben. Man beschloß daher, dieselbe so feierlich und schrecklich als möglich, zu veranstalten. Die Räuber, vier und zwanzig an der Zahl, sollten sofort, an drei auf einanderfolgenden Tagen, immer zu acht Mann, einzeln an die Mündung einer Kanone gebunden werden, um so den Tod durch den Hagelregen der Kartätschen zu empfangen. Jedesmal bei Sonnenaufgang sollte diese schreckliche Execution vorgenommen werden.

Vor Begierde brennend, Hassan-Ali, von dem ich schon so häufig reden hörte, kennen zu lernen, beschloß ich einen Freund, welcher als armenischer Missionär die Erlaubniß erhalten hatte, ihn in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen, zu begleiten. Dieser Kirchendiener, voll des heiligen Eifers, ließ sich nicht von seiner Idee abwendig machen, was man ihm auch von der Verstocktheit dieser Sünder sagte, denselben bessere Gesinnungen beibringen, sie bekehren zu wollen.

Ich ließ mich durch einen meiner Diener, aus Ispahan gebürtig, begleiten, und so begaben wir uns in das Gefängniß.

Als wir in dem Vorhofe ankamen, begegnete uns der Capidji-Baschi, der erste Scharfrichter; wir fragten denselben, ob der Hauptmann der Räuberbande nicht einige Angst oder Beklommenheit vor seinem bevorstehenden, nahen Ende, zeige.

„Angst?“ erwiederte der Gefragte, „oder Beklommenheit — wenn Ihr das glaubt, so irrt Ihr sehr. Dieser Hassan-Ali ist der leibhaftigste Sohn des Teufels! Das Bewußtseyn, in einer Stunde vor der Mündung einer Kanone zu stehen und verstümmelt zu werden, flößt ihm nicht die geringste Furcht ein. O, ich wollte, alle Perser besäßen solchen Löwenmuth, dann würden es wohl die Russen niemals gewagt haben, uns ihre häßlichen Gestalten zu zeigen! Doch, überzeugt Euch selbst, Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe.“

Man führte uns in den Kerker, in welchem dieser kühne Räuber eingeschlossen war. In meinem Leben sah ich einen ekelhafteren Ort nicht, als diesen. In einer weiten, schmuzigen Höhle, nur sparsam durch einige Luftlöcher erhellt, erblickten wir mehrere Gefangene, schwer mit Ketten beladen. Einige kauerten nieder, die Andern lagen auf der Erde ausgestreckt. Ein mephitischer Qualm drang uns entgegen, und unser Erscheinen setzte die Bewohner dieses traurigen Gefängnisses in nicht geringes Erstaunen, welches sich auf's Höchste steigerte, als sie wahrnahmen, daß wir Franzosen seyen. Ich hatte nicht nöthig zu fragen, wo Hassan sey; die Gestalt, obschon sie keine Auszeichnung in der Kleidung hatte, verrieth mir auf den ersten Anblick den Chef der Banditen. Er saß im Hintergrunde des Gewölbes und rauchte ganz ruhig seinen Chibuk. Als wir uns ihm näherten, hörte er auf zu rauchen, und hieß uns auf's freundlichste, ganz nach den Sitten eines Muselmanns von guter Erziehung, willkommen.

„Nehmt nicht übel“ — entschuldigte er sich mit Laune, „daß ich mich nicht erhebe und Euch, wie sich's geziemt, entgegen trete; allein,“ fuhr er fort, indem er mit der einen Hand auf die schweren Ketten zeigte, „wie Ihr seht, erlaubt es die menschenfreundliche Liebe meiner Wirthe nicht, daß ich mich ermüde. Setzt Euch indessen, ich bitte. Ihr seyd Engländer, wie mir scheint; die Engländer sind eine brave Nation. Ich war zu Bombay und habe ihre Bekanntschaft gemacht. Mashalla! eine herrliche Nation! Die Engländer haben vielen und guten Wein.“

Währenddem der Räuber sprach, hatte ich Gelegenheit, seine Person näher zu betrachten. Es war ein großer, starker Mann, mit schwarzem Barte und regelmäßigen Zügen. Sein

Auge war lebendig und stechend. Das Unheimliche in seinem Blick gab ihm einen wilden, zurückschreckenden Charakter. Hassan war sehr blaß durch den Blutverlust einer Wunde, die er in den Arm empfangen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Bei den prächtigsten, herrlichsten Hofesfesten, die mit der reichsten Freigebigkeit gegeben wurden, hat man den König, der keiner Eitelkeit fähig war, oft verstimmt, unlustig und verschlossen gesehen; wo Er aber heiter, gesprächig, offen und glücklich war, war es nur immer da, wo Er Seiner natürlichen Stimmung für das Ungesuchte, Einfache und Naturgemäße sich hingeben konnte.

Ach, wie viele süße Erinnerungen der schönen Tage, die Er mit Seiner Gemahlin ungetrübt auf der Pfauen-Insel verlebte, trug Er in sich! Wie führte Alles, was sie einst an Seiter Seite hier eingerichtet, angeordnet und verschönert hatte, Ihr theures, liebes Bild vor Seine Seele, und wie war Ihm, eben in diesen sanften, wehmüthigen Nachklängen in der Tiefe Seiner Brust, dieser Ort so besonders lieb und werth!

Auf der äußersten östlichen Spitze der Insel, da, wo die Aussicht eine trübe, schwermüthige Färbung hat, ließ Er nach dem Tode der Königin eine offene, einfache Halle bauen und schmückte sie mit ihrer wohlgetroffenen Büste. Dahin ging Er gern, und verweilte daselbst oft lange in ernsten Betrachtungen. Gewöhnlich machte Er diesen Weg ohne alle Begleitung; einmal forderte Er mich auf, mit Ihm zu gehen. Als Er die Halle betrat, sah Er sinnend die Büste an und setzte dann hinzu: „Eine ernste Stelle, wo ich lieber denke und fühle, als höre und rede." Es wurde also gar nicht gesprochen, und als Er nach geraumer Zeit aufstand, seufzte Er aus tiefer Brust: „Das Wesen dieser Welt vergeht!" Ich wollte daran einige Worte des Trostes knüpfen, aber Er ging darauf nicht ein; machte vielmehr eine Bewegung mit der Hand, die mir zu erkennen gab, Er wolle nicht gestört seyn. Er liebte überhaupt das Insichgekehrtseyn und war schweigsamer, intensiver Natur. Was Ihn am Angelegentlichsten beschäftigte und am Tiefsten bewegte, verschloß Er gewöhnlich in Seiner Brust. Schweigen war Ihm eine wichtigere Kunst, als Reden, und Nichts war Ihm mehr zuwider, als leeres Geschwätz. Was nicht inneren Gehalt, Grund und Boden hatte, wies Er gewöhnlich mit dem Worte zurück: „Redensarten!" Er liebte in allen Dingen Tiefe, Klarheit und Kürze, was darüber hinaus war, nannte Er naiv: „Emballage." Alle, die je in Seiner Nähe waren, haben Ihn stets würdevoll, oft feierlich, ruhig, heiter und wohlwollend, Wenige aber nur gesprächig, und die Allerwenigsten beredt gesehen und gehört, was Er im hohen Grade seyn konnte und war, wenn die Wichtigkeit des Gegenstandes es mit sich brachte und Er sich dazu aufgelegt fand. War Er in einer religiösen Stimmung und ging diese in eine sanfte Wehmuth und Sehnsucht über, so wollte Er durch Nichts darin gestört seyn.

Langsam und schweigend ging Er auch jetzt nach dem Schlosse zurück und entließ mich; der vorher angekündigte gemeinschaftliche Abend-Thee wurde abgesagt. Des anderen Tages sagte mir der Adjutant, Oberst von Witzleben, daß der König spät noch denselben Weg zur Halle der seligen Königin bei'm Mondschein gemacht, und bei'm Schlafengehen gesprochen habe: „Die Stille und Ruhe der Nacht hat mir wohlgethan. Die Wahrheit des biblischen Ausspruches: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen," habe ich auf's Neue wieder an mir bestätigt gefunden." So war Sein Gemüth: Er wandelte vor Gott und war fromm.

Aber je mehr es Ihm damit ein heiliger Ernst war, je stiller war Er. Er hielt dann seine Kraft zusammen; mochte sie nicht durch Worte zersplittern, oder sich zersplittern lassen. Bei aller Neigung zur Andacht, hat man nie Andächtelei, nie eine Geräusch machende Frömmigkeit an Ihm bemerkt. Das reine Gefäß, worin Er den geistigen Duft des ewigen Lebens sammelte, hielt Er gern verschlossen.

In der Nähe der Pfauen-Insel, ihr schräg gegenüber, liegt nach der Südseite ein anmuthiger, mit hohen Fichten bewachsener Hügel; die Aussicht auf demselben ist halb geschlossen und bekommt darin etwas Vertrauliches. Die Pfauen-Insel liegt, wie in einen Rahmen eingefaßt, als ein heiteres Bild im Thale und man sieht sie in allen ihren Gruppen, ihren äußeren Umrissen nach. Auf dieser stillen Höhe sammelt sich gern, wie von selbst, das Gemüth: es wird ihm wohl und „hier möchte man Hütten bauen." Der König ließ hier eine Hütte bauen, und zwar, — Keiner wußte warum, — ein russisches Blockhaus, mit allen ihm eigenthümlichen nationalen Einrichtungen und nach einem Plane, den Er von einem russischen Baumeister in St. Petersburg hatte kommen lassen. Zum Kastellan machte Er einen geborenen Russen mit Namen Iwan, — ein schöner alter Mann mit langem weißem Bart, in der bequemen russischen National-Tracht.

Als ein Jahr darauf der russische Kaiser Nicolaus I. und seine Gemahlin, die Kaiserin, zum Besuche in Berlin und Potsdam waren, die noch nichts von diesem Baue wußten, führte sie der König dahin. „Siehe," — sprach Er zu Seiner Tochter Charlotte — „ein russisches Bauerhaus. Es ist eine vollkommen treue Copie des Blockhauses, das Dir so wohl gefiel, und in welchem wir froh waren, als ich Euch in Petersburg besuchte. Du wünschtest Dir damals ein solches Haus, und meintest, man könne darin eben so vergnügt seyn, als in einem Kaiserlichen Palaste. Dies Dein Wort habe ich behalten und zum Andenken daran gerade ein solches Haus hier Dir zu Liebe erbauen lassen. Heute wollen wir froh es einweihen, und nach dem Dir theuersten Namen soll es heißen für immer: Nicolskoë."

Welch' ein patriarchalisches, glückliches Familienfest! Es läßt sich nur mitempfinden, nicht beschreiben. Dem Reinsten und Besten, was der König dachte und that, drückte Er auch immer gern das Gepräge der Pietät auf. Später ließ Er auf demselben Hügel, in der Nähe des Blockhauses, eine schöne Landkirche für die Bewohner der Pfauen-Insel und der benachbarten Gegend bauen. Aus dem Fichtenwalde schauen Haus und Kirchthurm in's stille Thal hinab; gern blickt man zu dieser Höhe hinauf. Vorzüglich schön ist hier, von Bäumen umschattet, der trauliche Weg an den Ufern der Havel. Und wenn am Abend die Glockentöne durch's Thal hallen und das Herz zur Andacht stimmen, gedenkt man gern des unvergeßlichen Herrn, der hier glücklich war und glücklich machte. Der König besuchte Sonntags oft diese Bergkapelle, und erbauete sich, wie in Paretz, gern in einer Landkirche, wo es am Stillsten geschehen konnte.

Als sie erbauet werden sollte, fragte mich der König: „ob ich einen tüchtigen, frommen, jungen Geistlichen, der sich für diese Stelle eigne, kenne?" Nach dem Wunsche des Hofgärtners Fintelmann auf der Pfauen-Insel schlug ich seinen Vetter, den er hatte erziehen und bilden lassen, den Kandidaten und Lehrer am Königlichen Kadetten-Korps, Fintelmann, um

so lieber vor, da derselbe in seinen theologischen Prüfungen wohl bestanden, und die besten Zeugnisse über seine wissenschaftliche und sittliche Ausbildung mir vorgelegt hatte. Wiewohl ich damit meinen Vorschlag motivirte, so ging der König doch nicht darauf ein, und schwieg, so daß es schien, als sey er nicht geneigt, die Bitte zu erfüllen. Als aber der Kirchenbau langsam zu Stande kam und später das hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten drei andere wahlfähige Kandidaten in Vorschlag brachte, strich der König diese drei Namen aus und schrieb, Seinem guten Gedächtnisse und Herzen treu, den Namen Fintelmann darüber. Nachher sagte Er mir: „Ich habe absichtlich den jungen Mann in Ungewißheit gehalten und warten lassen, um zu sehen, wie er sich inzwischen verhalten würde; und nun, da alle über ihn eingezogenen Erkundigungen zu seiner Ehre sprechen, habe ich ihm um so lieber und ruhiger die Stelle gegeben." (Forts. folgt.)

Tabletten.

*** (Schwesterliebe.) Vor dem Assisenhofe von Corsika kam im Dezember vorigen Jahres ein Prozeß zur Entscheidung, der eine Handlung der außerordentlichsten Schwesterliebe von Seiten eines jungen Mädchens kund gab. Antonini, einer der furchtbarsten Banditen, die Corsika beunruhigen, erschien eines Abends, eine Flinte und eine Pistole in der Hand, in der Wohnung der Familie Battini, in der Gemeinde Marignano, und forderte Toussaint Battini auf, ihm zu folgen. Dieser gehorchte. Nachdem sie das Haus verlassen hatten, sprach der Räuber zu Toussaint: „Willst Du lieber sterben oder mir Deine Schwester überlassen? Wähle!" — „Ich will lieber sterben," antwortete der junge Mensch alsogleich. — „Nein," rief hierauf eine Stimme, „Du sollst nicht sterben: ich opfere, wenn es seyn muß, meine Ehre, um Dich zu retten; hier bin ich!" Mit diesen Worten gab sich ein junges Mädchen in die Gewalt des Banditen: es war die Schwester Battini's. In demselben Augenblicke traten zwei bewaffnete Männer, welche in einer kleinen Entfernung von dem Orte, wo diese unglaubliche Frevelthat sich ereignete, gewartet hatten, zu dem Banditen: es war sein Bruder Johann Anton Antonini und ein entfernter Verwandter, Namens Johann Massoni. Mit Hülfe dieser beiden Männer schleppte das Ungeheuer das junge Mädchen mit sich fort. — — — Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden ward die Unglückliche von Johann Antonini und Massoni ihrer Familie zurückgebracht. Der Bandit Antonini wußte auch diesmal wieder den Händen der Gerechtigkeit zu entschlüpfen; seine Mitschuldigen aber wurden beide verhaftet und von dem Assisenhofe zu fünfjähriger Zwangsarbeit und zur öffentlichen Ausstellung verurtheilt. J. N. S.

*** (Chinesisches Strafgesetzbuch.) Man lies't in den „Times": Dem chinesischen Strafgesetzbuche zufolge, werden die des Hochverraths überführten Individuen der Tortur überliefert. Ihre männlichen Anverwandten im ersten Grade werden enthauptet. Die übrigen Verwandten werden als Sklaven verkauft. Die Todesstrafe trifft Jedermann, der auf dem Wege angetroffen wird, worauf sich der Zug des Kaisers befindet, wenn dieser eine Reise unternommen hat. Dieselbe Strafe wird über Jeden verhängt, der ein Zimmer betritt, das für den Kaiser oder irgend ein Glied seiner Familie bestimmt ist. Den Handwerkern, die im Palaste arbeiten, wird ein Erlaubnißschein eingehändiget, den sie zurückgeben müssen, wenn sie den Palast wieder verlassen. Wer nach der festgesetzten Stunde noch im Innern desselben angetroffen wird, ist dem Tode verfallen. Der Arzt des Kaisers erhält, wenn er eine Arznei auf eine, nicht durch das Herkommen sanctionirte Weise zusammensetzt, hundert Stockschläge. Der allerunbedeutendste Schmutz, der sich in den, auf die kaiserliche Tafel gebrachten Speisen findet, wird an den Koch mit achtzig Stockschlägen geahndet. J. N. S.

*** (Berlin.) Das Repertoire der königlichen Oper wird, wie wir hören, noch im Laufe dieses Winters durch Einstudirung einiger der vorzüglichsten älteren und neueren Werke erweitert werden. Eines davon, Spontini's „Fernand Cortez", der seit dem Abgang der Dlle. Sophie Löwe von der königlichen Bühne hier nicht aufgeführt worden ist, geht, der Ankündigung zufolge, bereits nächsten Sonntag neu in Scene. Dlle. Marx, bisher am Theater zu Dresden, die mit einer schönen frischen Stimme und geschmackvollem Vortrage auch ein lebhaftes Spiel vereinigen soll, wird in dieser Oper als Amazily auftreten. Dann haben wir die seit vielen Jahren vom Repertoire verschwundene Oper „Faust" von Spohr, welche an dramatischer Wirkung noch dessen „Jessonda" übertrifft und an musikalischer Schönheit mit ihr die Palme theilt unter den Werken dieses Komponisten. Mit dem „Faust" wird der königliche General-Musik-Director, Herr Meyerbeer, dessen Functionen, dem Vernehmen nach, in der Leitung der neuen und neu einzustudirenden größeren Opern bestehen, sein Dirigenten-Amt antreten. Die Einstudirung der Oper „Cortez" hatte schon vor seiner Ankunft unter Leitung des Herrn Kapellmeister Henning begonnen, und dies Werk wird daher auch von Letzterem dirigirt werden. Später werden Gluck's „Armide", neu in Scene gesetzt, und Lachner's neue Oper „Catharina Cornaro" folgen; die erstere wird Herr Meyerbeer, die letztere vielleicht der Komponist selbst dirigiren. Den Freunden der ernsteren dramatischen Musik stehen also mehrere interessante Kunstgenüsse bevor. (Pr. Staatsz.)

*** (Dresden, 11. Januar.) Der sardinische Gesandte, Graf Rossi, ist aus St. Petersburg, wo er bisher beglaubigt war, hier angelangt, um seine seit mehreren Wochen schon bei ihrer Mutter sich aufhaltende Gattin abzuholen, und nach Italien zurückzukehren. Beide sind am Hofe erschienen. — Der javasche Prinz Raden-Saleh verweilt noch immer hier, und fast scheint es, daß er hier, wo er Anfangs nur sechs Wochen seyn wollte, und nun schon zwei Jahre weilt, für immer bleiben will. Er widmet seine Stunden der Kunst, ist selbst bedeutender practischer Künstler, besonders in Thierstücken; er wird daher durch die hier so eifrig betriebene Ausübung der Malerei gefesselt, und gewinnt dabei das europäische Leben immer mehr lieb. Er spricht jetzt völlig richtig unsere Sprache, was seine Aufnahme in den besten Zirkeln befördert, da er nicht Französisch spricht.

*** (Wien.) Das Kleeblatt Baden. Wir können wohl zur Genüge unser nahe gelegenes Baden und seine wohlthätige Heilkraft, kennen auch Baden-Baden, das seinem Großherzogthume den Namen gegeben, aber wir kennen gar wenig das schweizerische Baden im Canton Aargau, das vielleicht nicht minder wunderkräftige Mineralquellen besitzt, jedoch still und verborgen zwischen den helvetischen Riesenhäuptern liegt. Nach Wiener Baden fahren per Dampf viele Hunderte, die nur sehen und gesehen werden wollen; nach Baden-Baden reiset man gern, um zu spielen und unter Lust und Luxus reich zu werden, aber nach dem Schweizer Baden (heißt es) geht nur der wirklich Kranke, um dort seine Gesundheit zu erlangen. Im letztverflossenen Jahre hat man daselbst gegen 2000 Badegäste gezählt, allerdings eine hübsche Zahl. Im Mittelalter hat sich aber diese helvetische Hygiea auf eine Weise betragen, daß selbst die beiden andern Schwestern am Rhein und in Oesterreich über sie höchlich erröthet hätten, denn es war damals erlaubt, daß sich beide Geschlechter gemeinsam badeten. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Ein Pariser Anekdötchen.) Eine der beliebtesten Theaterprinzessinnen erhielt vor einiger Zeit von einem generösen Anbeter einen prächtigen Schmuck, den man auf 30,000 Franken anschlug. Das Dämchen prunkte mit demselben nicht wenig, ohne Rücksicht auf die scenische Täuschung; denn sie producirte den Schmuck mit der Schürze der Soubrette oder dem Bauernjäckchen zugleich. Dieser Tage sagte der Bewunderer zu der Schönen: „Der Winter ist da, die Saison der Feste, der Künstlerbälle und brillanten Vorstellungen; man kennt diesen Schmuck schon viel zu sehr, als daß du ihn weiter benützen könntest. Gib ihn also dem Juwelier, von welchem er gekauft ist, und laß ihn auf die modernste und reichste Weise umfassen. Sage nur, daß ich den Schmuck schicke!“ — Unsere dramatische Lionne säumte nicht, diesen Auftrag zu vollziehen; der Anbeter aber reiste plötzlich ab, um für lange Zeit nicht mehr nach Paris zurückzukehren. Die Schöne, darüber in Verzweiflung, wollte sich durch einige Zerstreuungen entschädigen, wozu sie ihres Schmuckes bedurfte. Sie sandte daher zu dem Juwelier, welcher aber ganz einfach zurücksagen ließ: „Der Schmuck sey sein, indem er nie bezahlt worden.“ (Wiener Zeitschrift.)

Frankfurt.

Theater. „Doctor Wespe“, Lustspiel in fünf Akten von Roderich Benedix,

wurde Sonntag, den 8. Januar, zum zweiten Male auf der hiesigen Bühne bei überfülltem Hause und unter lautem Beifalle des schau- und lachlustigen Sonntagspublikums gegeben.

Herr Benedix ist dem Theaterpublikum hauptsächlich durch sein Lustspiel: „Der lange Israel oder das bemoos'te Haupt“ bereits vortheilhaft bekannt. Dieses hält sich auf dem Repertoire der hiesigen Bühne mit um so größerm Rechte, als es vortrefflich gegeben wird. Will es auch für kein großartiges poetisches Erzeugniß gelten, so hat es doch mehrere wahre Vorzüge, von denen besonders der eine nicht gering anzuschlagen — daß es ein Originalstück ist.

Vielleicht wundert man sich, daß ich eines Vorzuges erwähne, den Jeder an jenem Stücke kennt und der vielleicht selbst auf dem Titel desselben angegeben ist. Es ist also nöthig, daß ich mich näher darüber erkläre, was ich unter einem Originalstücke verstehe.

Wenn ein Dichter den Stoff zu einem Trauerspiel aus der Geschichte eines fremden Volkes nimmt, hebt das die Originalität seiner Dichtung auf? Eben so wenig, als wenn er ihn aus der Geschichte seines eignen Volkes entlehnt! Und es verdient nicht einmal den geringsten Tadel, falls er den Stoff als einen rein menschlichen auffaßt und ihn nicht gebraucht, um ein fremdes Volk zu loben oder zu tadeln, da in dieser Beziehung wenigstens einem dramatischen Dichter sein eignes Volk am nächsten ist.

Doch dieß versteht sich von selbst. Niemand wird Shakespeare darüber tadeln, daß er den Stoff zu Romeo und Julie fast ganz einer italienischen Erzählung oder einer englischen Uebersetzung derselben entnommen hat, während es weder ihm, noch bei uns Grabbe oder Raupach eingefallen ist, den Stoff zu ihren sogenannten historischen Dramen einer andern Geschichte als der ihres Vaterlandes zu entlehnen.

Herr Benedix hat sich gegen die Anklage vertheidigt, welche eine Zeitschrift gegen ihn erhob, daß er den Stoff zu seinem Lustspiel „Doctor Wespe“ aus einem Romane (Jack Brag) von Th. Hook genommen habe oder, wie dort gesagt war, „daß das Lustspiel Doctor Wespe eine höchst mittelmäßige Copie und karrikirte Verscenung einer der schönsten Stellen des Romans Jack Brag von Th. Hook sey.“ Hiergegen erklärte Herr Benedix in Nr. 363 der Rheinischen Zeitung von 1842, „sein Lustspiel Doctor Wespe habe in Berlin um den Preis concurrirt, und dort sey Bedingung gewesen, daß die Anlage des einzusendenden Stückes nicht entlehnt seyn dürfe. Dadurch werde die Beschuldigung des Plagiats zu einer Beschuldigung des Betruges für ihn.“

Falls hier nicht von der mechanischen Bearbeitung eines Romans oder andern Werkes, z. B. eines Epos, für die Bühne die Rede ist, wie wir deren genug besitzen, so verstehe ich weder die Bedingung der Berliner Preissteller, noch die Beschuldigung in der genannten Zeitschrift, noch die Vertheidigung des Herrn Benedix. Hätte dieser den Stoff zu seinem Lustspiel Doctor Wespe irgend woher entlehnt, aber ihn eigenthümlich bearbeitet, so hätte dieß seinem Verdienste eben so wenig Abbruch gethan, als es dem Verdienste Shakespeare's Abbruch thut, den Stoff und die Anlage zu Romeo und Julie einer italienischen Geschichte entnommen zu haben. Und gewiß würden die Berliner Kunstrichter, die Herrn Benedix ein Accessit zuerkannten, auch diesem Shakespeare'schen Stücke das Verdienst der Originalität nicht abgesprochen haben!

Herr Benedix erklärte noch a. a. O., er habe nie einen Roman von Th. Hook gelesen, und glaube damit den Angriff jener Zeitschrift auf die Ursprünglichkeit seines Lustspiels abgeschlagen zu haben. Aber besteht denn, muß ich fragen, die Originalität eines Theaterstückes darin, daß es weder aus dem Französischen, noch aus dem Englischen und Spanischen übersetzt sey, wie Herr Benedix (vgl. Doctor Wespe, Act 1, Scene 1) anzunehmen scheint? und kommt es nicht vielmehr darauf an, daß der Dichter etwas gebe, das dem Ideen- und Gesichtskreise seines Volkes und also des Publikums, vor welchem es gegeben werden soll, gemäß sey, es möge nun dem Leben und der Gegenwart desselben entnommen oder diesen angepaßt und dann entlehnt seyn, woher es wolle? Den langen Israel des Herrn Benedix halte ich für ein Originalstück, denn der Stoff dazu ist der deutschen Studentenwelt entnommen und doch so behandelt, daß es auch den Unstudirten unterhält und fesselt, wie schon daraus zu ersehen ist, daß sich das Stück in Frankfurt auf dem Repertoire hält. Dagegen gedenke ich, ohne Herrn Benedix eines Plagiats zu bezüchtigen, dennoch nachzuweisen, daß sein Doctor Wespe nicht so ganz Originalstück sey.

Hiervon will ich aber nicht ausgehen, sondern es wird sich im Verlauf dieser Beurtheilung wohl Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen.

Das Stück beginnt folgendermaßen. Doctor Wespe will sich, wie Herr Benedix, um den Preis bewerben, welcher auf das beste Lustspiel gesetzt ist, und ist verlegen um einen Stoff, um eine Anlage. „Die Verwicklung, die Verwicklung!“ ruft er aus. „Hätte ich nur erst einen Stoff, eine Verwicklung, für die Ausführung verlasse ich mich auf mein Talent. Gott, hätte ich einen Stoff, eine Verwicklung, ich bin überzeugt, ich lieferte etwas Treffliches. Mein scharfer Witz, gepaart mit einer trefflichen Lyrik — ich müßte ein herrliches Lustspiel schreiben — nur die Erfindung!“ Der Dichter läßt ihm hierauf antworten: „Charakterzeichnung sey doch wohl die Hauptsache,“ worauf Wespe entgegnet: „Das sind veraltete Begriffe, jetzt will man Handlung, pikante Handlung.“

Hätte nun Herr Benedix ein Stück schreiben wollen, wie es Wespe demnach geschrieben haben würde, so müßten wir gestehen, daß ihm dieß gelungen sey, denn die Verwicklung in seinem Stücke beruht nicht auf den darin vorkommenden Charakteren, geht nicht aus deren Welt, aus deren Handlungsweise hervor, sondern die Fabel ist rein mechanisch erfunden und die Personen nehmen sich darin wie Marionetten aus. Jedoch bleibt Herr Benedix in Einem Punkte noch hinter den Versprechungen Wespe's zurück; dieser traut sich „sprudelnden Witz“, einen „trefflichen Dialog“ zu, beide mangeln dem Stücke. Dagegen reiht sich freilich eine pikante Handlung an die andere, vermöge deren der Verfasser die Personen gleich willen- und bewußtlosen Wesen wendet und drehet, wie seine vorher gemachte „Erfindung“ und die Entwickelung seiner vorausgedachten „Verwicklung“ es verlangen. Daß also das „Pikante“ des Stückes für den, welcher im Theater nicht den Spaß und Jux eines Jahrmarktes sucht, zum Langweiligen werde, folgt von selbst. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nro. 16.

Kanonen; Kanon.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 17. Januar. Die Fremde, Schauspiel in 5 Abtheilungen von J. Fr. v. Weissenthurn.

Mittwoch, den 18. Januar. Die Montecchi und Capuletti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Zweite Gastrolle) Romeo: Fräulein Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 19. 19. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Man breitete einen Nummud, eine Art Fußteppich von Filz, vor uns aus, und wir setzten uns nieder. Mein Freund, der Armenier, begann sein Bekehrungwerk, indem er den Banditen fragte, ob er nicht Reue empfinde, der vielen Verbrechen wegen, die er begangen habe?

„Verbrechen!" antwortete der Räuber. „Was nennt Ihr Verbrechen? Welche Fehler habe ich mir vorzuwerfen?"

„Wie —" erwiederte der Missionär erstaunt, „Ihr nennt Diebstahl und Mord nicht Verbrechen? Und habt Ihr Euch nicht so vieler Gräuel- und Mordthaten schuldig gemacht, daß Euer Name der Schrecken des ganzen Landes geworden ist?"

„Barakillah, Bravo," jubelte Hassan mit Stolz! „Es scheint also doch, daß ich nicht ganz unbekannt geblieben bin. In der That, es gibt wenig Menschen, die sich solch großer Thaten rühmen können, wie Hassan-Ali. Alhamdellillah! Ich habe bewiesen, daß ich kein Weib bin!" —

Der Missionär bot umsonst alle seine Beredtsamkeit auf, in dem Herzen des verstockten Sünders einige Reue zu erwecken. Der Räuber hielt sein Leben für so makellos und rein, daß er sich wunderte, wie man es unternehmen möchte, ihn vom Gegentheile überzeugen zu wollen. Als der Armenier endlich eingesehen hatte, daß alle seine Mühe vergebens sey, stand er von seinem Vorhaben ab, einen Felsen zu bewegen, und ich befrug den Banditen um die Lebensweise und Sitten der Bakhtiaren. Seine Antworten waren alle höflich und bestimmt. Zuletzt ersuchte ich ihn, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen, und sogleich war er bereit unsere Neugierde zu befriedigen.

„Freund," sagte er, bevor er seine Erzählung begann; „Ihr seyd Engländer; ich habe Euere Heimath untersucht (er meinte Indien) und gefunden, daß es dort vorzüglichen Wein und Arrak gibt. Auf jeden Fall habt Ihr dergleichen mitgebracht. Wenn sich die Sache so verhält, woran ich nicht zweifle, so seyd so gut und laßt einige Flaschen holen, dann sollt Ihr Alles hören, was ich zu erzählen habe."

Erfreut, dem Gefangenen in den letzten Stunden seines Lebens irgend eine Wohlthat erzeugen zu können, schickte ich sogleich meinen Diener an die englische Gesandtschaft, und ließ um einige Flaschen Branntwein und Xeres bitten. Indessen aber konnte ich nicht umhin, dem Räuber mein Erstaunen darüber an den Tag zu legen, daß er, als Muselmann, Wein begehre.

„Es ist wahr, ich bin Muselmann," erwiederte Hassan; Alhamdellillah! Aber es ist ein großes Mißverständniß, wenn man glaubt, es sey gegen die Gesetze unserer Religion, Wein zu trinken. Wenn unser Prophet, gelobt sey sein Name! den Saft der Reben verboten hat, so meinte er nichts anderes, als die gemeine Brühe, welche die Trauben dieses Landes geben. Er hat sich's niemals träumen lassen, den Bannstrahl gegen den Wein von Bombay zu schleudern. Mashallah! Bald werde ich ihn in langen Zügen im Paradiese trinken. Denn das ist das Getränke der Gläubigen, wenn sie eingegangen sind in den Ort der ewigen Freude!"

Der armenische Missionär fand sich durch diese Aeußerungen beleidigt, und sagte zu dem Verurtheilten, daß solche Worte in dem Munde eines Menschen, der dem Grabe so nahe stehe, sehr übel klängen. Hassan lachte über diese Bemerkung so, daß der Armenier ausrief: „Wahrhaftig, ich glaube der Mensch findet nicht die geringste Schuld an sich!"

Indessen bat ich Hassan, wenn es überhaupt sein Wille sey, die Geschichte seines Lebens zu erzählen. „Wohlan," sagte er, „nehmt nur Eure Brieftasche zur Hand, ich werde sogleich beginnen." Ich wunderte mich nicht wenig, den Räuber so vertraut mit europäischen Gewohnheiten zu sehen und hatte allen Respekt vor seiner Eitelkeit. Nachdem er noch einige tüchtige Züge aus meinem Kalion *) gethan hatte, fing er an zu erzählen.

„Ich bin in einem Dorfe, welches ungefähr fünfzehn Fursuck **) von Shiraz entfernt ist, geboren. Mein Vater war Ketkhodah ***) der Gemeinde. So weit mein Gedächtniß bis in die früheste Kindheit hinabreicht, weiß ich mir nur herbe Leiden und bitteren Verdruß in die Erinnerung zurückzurufen. Vom zartesten Knabenalter an, wurde ich auf schmähliche Weise mißhandelt, und Niemand wird sich darüber wundern, wenn man erfährt, daß meine Mutter die zweite Frau meines Vaters war. Die Erste hatte ihm keine Kinder geschenkt, darum willigte sie ein, und ließ es zu, daß sich mein Vater noch eine zweite Lebensgefährtin nahm. Aber gar bald erblickte sie in der zweiten eine Nebenbuhlerin, die nur darauf aus sey, ihre Rechte zu usurpiren, und ich armer Knabe war es, auf den die ganze Ladung ihres ungerechten Zornes fiel. Der Rang einer ersten Gemahlin gab ihr, leider, nur zu viel Gewalt und Recht, mich auf die unmenschlichste Weise zu peinigen. Meine arme Mutter selbst führte das traurigste Leben von der Welt. Die Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, die sie ihr täglich zufügte, waren unerhört.

Mein Vater that nichts, diesem Unfug zu steuern, denn er war nicht Herr in seinem Harem, und trotz dem, daß er seine

*) Eine persische Pfeife.

**) Der Fursuck hat vier Meilen.

***) Bürgermeister.

erste Frau floh wie das Gift, so glaubte er ihr nichtsdestoweniger eine große Achtung und Liebe bezeugen zu müssen. In ihrer Gegenwart wagte er niemals ein freundliches Wort an meine Mutter oder an mich zu richten. Endlich starb das böse Weib. Alhamdellillah! die Plage sollte nicht ewig währen, und meine Mutter erhielt das Regiment im Hause. Damals mochte ich ungefähr fünf Jahre alt seyn, und noch erinnere ich mich jener Zeit, als ob es gestern gewesen wäre, so klar und deutlich steht jede Begebenheit vor den Augen meines Geistes. Von diesem Augenblicke an ward ich gepflegt, geliebkos't und umarmt von aller Welt. Keiner meiner Wünsche blieb unerfüllt, man ließ mir frei die Zügel schießen und lachte über meine Ungezogenheit. Beim Allah, ich war vergnügt wie ein Gott. Doch leider — mein Glück sollte nicht lange währen!"

„Meine Mutter starb, nachdem ich vierzehn Jahre alt geworden war und mein Vater säumte nicht, sich abermals zu verheirathen. Wehe mir! die schlimmen Tage meiner Kindheit kehrten zurück. Die neue Gemahlin sah mich mit scheelen Augen an, und als sie Hoffnung hatte, Mutter zu werden, bemerkte ich wohl, daß ich überflüssig war. Die schmutzigen, harten Redensarten, die sie mir in die Kehle warf, konnte ich nicht hinabschlucken, vielweniger verdauen. Auch mein Vater fing an, mich zu mißhandeln. Das sind die traurigen Folgen eines bösen Beispiels.

Endlich ermüdeten die unaufhörlichen Züchtigungen und Schimpfreden meine Geduld, und als ich sah, daß ich's keinem Menschem recht machen konnte, erbat ich mir die Erlaubniß von meinem Vater, mein Glück in der Welt suchen zu dürfen. Er willigte augenblicklich in mein Verlangen und ich trat, mit zehn Tomans *) in der Tasche und einem Bündel Kleider unterm Arm, die Reise nach Schirary an.

Nach meiner Ankunft in der Königin der Städte — denn mein Geburtsort war im Vergleiche nur ein Hundestall gegen Schirary, trieb ich mich einige Zeit umher. Ich sah gut aus, und darum fiel es mir nicht schwer, ein Unterkommen zu finden. Schon nach einigen Tagen trat ich als Pishkidmud **) in die Dienste eines Khans. Zwei Jahre nach meinem Eintritt in diesen Dienst, wurde mein Herr als Gesandter nach Bombay geschickt und ich begleitete ihn dahin."

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Toman gilt ungefähr zwölf Francs.

**) Eine Art von Kammerdiener.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Fortsetzung.)

Der Grundzug im Charakter des Königs war rein-menschliches Wohlwollen; aber immer, namentlich bei Verleihung eines Amtes, verbunden mit großer Vorsicht und Besonnenheit. Deßhalb gab Er nie vorher Versprechungen, faßte sie auf jeden Fall stets bedingt; liebte es aber, zu überraschen und damit um so mehr zu erfreuen. Wenn Er irgend Jemand eine Wohlthat, eine Auszeichnung zugedacht hatte, so ging derselben nie eine annähernde Wahrscheinlichkeit vorher; und am Wenigsten ahnete sie der, welcher sie dann als eine unvermuthete Weihnachtsgabe empfing. Nie blickte Sein seelenvolles, blaues Auge heiterer und zufriedener, als wenn Er überraschte und Glückliche sah und machte.

Als er nach beendigtem Kriege nach Petersburg reis'te, Seinen Freund, den Kaiser Alexander I., zu besuchen, nahm er Seinen Adjutanten, den damaligen Obersten von Witzleben, mit, und angekommen auf der Russischen Grenze, überreichte Er ihm selbst die Generals-Uniform, die der Beglückte noch nicht erwartet hatte. Herr von Witzleben erzählte: „der König war dabei so vergnügt und herzlich gewesen, als wenn Ihm selbst eine Wohlthat wäre zu Theil geworden."

Solche Züge erfreuender Milde gehen permanent durch Sein ganzes Leben und selten verging wohl ein Tag, den Er damit nicht bezeichnet hätte; nicht, weil Er damit Etwas scheinen oder excelliren wollte, sondern, weil es so seine Natur war, und Er nach dem Impuls derselben nicht anders konnte. Darum verließ Ihn auch nie die Wahrhaftigkeit einer schmucklosen, edlen Einfalt, und wenn Er einem ausgezeichneten, verdienstvollen Manne den schwarzen Adler-Orden gab, sah Er nicht anders aus, als wenn Er einem unschuldigen, Ihm in Seinen Gärten begegnenden Kinde eine Blume schenkte.

Auch Charlottenburg war dem Könige lieb und angenehm, wo Er oft, namentlich im Herbste sich aufhielt. Wenn Paretz in seiner ländlichen abgeschiedenen Stille anzieht, der neue Garten in seiner Heiterkeit belustiget, Sans-souci in seiner Feierlichkeit zum contemplativen Ernst einladet, und die Pfauen-Insel in ihrer gemüthlichen Abgeschlossenheit das Gefühl der Behaglichkeit giebt: so trägt Charlottenburg in seinem großartigen Schlosse, mit dem es umgebenden an den Ufern der Spree gelegenen, an ländlichen Fernsichten reichen Parke den imponirenden Charakter Königlicher Pracht. Die weiten inneren, mit Gemälden und anderen Kunstgegenständen geschmückte Räume dieses heiteren Schlosses sind ganz für glänzende Königliche Feste geeignet, und es wurden solche, von der Zeit der unvergeßlichen Königin Charlotte her, darin oft gegeben. Gern durchwandelt man diese prächtigen Säle, bei deren Betrachtung lehrreiche historische vaterländische Erinnerungen erwachen. Im Schlosse selbst liegt die Kapelle, deren innere einfache Einrichtung den Eintretenden zur Andacht stimmt. In früheren Zeiten, wo der Hof es noch liebte, privatim sogenannten Hof-Gottesdienst zu halten, wurde von den sechs Hofpredigern zu Berlin abwechselnd oft in dieser Kapelle gepredigt; unter der Regierung Friedrich Wilhelm III., der es vorzog, öffentlich in Stadt- und Landkirchen mit der Gemeinde sich zu erbauen, hörte dieß ganz auf, und selbst wenn Er an Sonn- und Feiertagen in Charlottenburg war, besuchte Er die Stadtkirche und gab damit den kirchenscheuen, lebens- und sonntagslustigen Charlottenburgern ein ermunterndes Beispiel zur Nachfolge. Doch sind in der Schloßkapelle auch mehre Königlichen Kinder getauft und getrauet.

Die Königlichen Familienfeste, die bei solchen Gelegenheiten gegeben wurden, athmeten die heiterste Freude und gestatteten die freieste Bewegung. Denn obgleich der König in Seiner hohen Gestalt und ernsten Stimmung imponirte und Ehrfurcht einflößte, so beengte doch Seine Gegenwart und Nähe nicht; mit der heiteren Gutmüthigkeit eines wohlwollenden Wirthes trat Er zu Seinen Gästen heran, und an Seinen Tafeln war Allen, wie denen, die entfernt, als denen, die in Seiner Nähe Ihm gegenüber saßen, wohl. Ein eigenthümlicher Geist reiner Humanität ging mittheilend von Ihm aus, und in dieser reinen Atmosphäre athmete jede Brust leicht. Wohl nie hat ein Herrscher gelebt, vor dem die Gefühle der Ehrfurcht und des Vertrauens sich so innig verschmolzen, als in Seinem Anschauen. Wahrlich, man wußte nicht, ob man ihn mehr ehren, oder mehr lieben sollte.

Dankbar erinnere ich mich dabei des schönen, heiteren Vermählungs-Festes des Grafen von Stolberg-Stolberg mit der Gräfin von Stolberg, das der König dem edlen Paare zu Ehren in Charlottenburg gab, und welches zu trauen ich die Erbauung hatte. Die junge liebenswürdige, geistvolle Grä-

fin war in der musterhaften weiblichen Erziehungsanstalt des Fräuleins Dölln zu Berlin gebildet. Sie, wie alle ihre Schülerinnen, einige zwanzig an der Zahl, aus verschiedenen Ständen, waren vom Könige mit zur Feier dieses Hochzeitsfestes eingeladen, und bildeten in ihrer frischen Jugendblüthe den schönen Kranz um die glückliche Braut. In diesen lieblichen Kreis der Unschuld und Freude trat nachher der König mit heiterem, mildem, segnendem Blick, und sah sinnend und mit Wohlgefallen die Kinder an. Ihrer Erzieherin sagte Er viel Ernstes und Verbindliches über die Verdienstlichkeit ihrer Thätigkeit und ihrer Bestrebungen. Die Kinder ermunterte Er mit freundlichen, geistvollen Worten, eingedenk zu bleiben der für das ganze Leben wichtigen und entscheidenden Jugendzeit, — wie es dabei nicht auf Geburt, Stand, Rang und Reichthum, sondern allein auf gute dauernde Gesinnung und Gemüthsrichtung besonders bei'm weiblichen Geschlecht ankomme, und verhieß ihnen dann, freundlich scherzend, auch einst ein glückliches Hochzeitsfest.

Die lieblichen Mädchen sahen den hohen Königlichen Herrn mit ihren Tauben-Augen an; Seine milden Worte drangen wie Blüthenduft in ihre offenen Seelen und verbreiteten über das ganze Fest einen eigenthümlichen stillen Zauber. Bei solchen Festen ging die Beleuchtung vom Mittelpunkte, dem Könige, aus; Seine hohe, gewöhnlich ernste Stirn umglänzte dann eine heitere Klarheit, und man wurde erinnert an den biblischen Ausdruck: „Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben, und seine Gnade ist wie ein Abendregen."

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (London, 8. Januar.) Das „Tablet" erzählt: Ein presbyterianischer Geistlicher, der hochw. Hamilton Paul, hielt, als er die Pfarrei Broughton (Edinburg) bekam, eine Abschiedspredigt an die Frauenzimmer von Ayr und wählte dabei, nicht wenig zur Verwunderung seiner eigens um seinen Valetsermon zu hören, versammelten weiblichen Zuhörerschaft, zu seinem Texte: „Und sie fielen Paulum um den Hals und küsseten ihn!"

*** (Eine unterbrochene Trauung.) Zu Gloucester in England stand in der dortigen Johanniskirche unlängst ein Brautpaar schon vor dem Altar, um getraut zu werden. Unseligerweise hatte der wackere Bräutigam schon mit dem frühesten Morgen angefangen so tief ins Glas zu sehen, daß er nicht zur klaren Ansicht seines neuen Verhältnisses gelangen konnte. In diesem erbaulichen Zustande, der seinen Beiständen wirklich physisch zu thun machte, beantwortete er die Frage des amtirenden Geistlichen, „ob er willens sey, sothanes Frauenzimmer zu seinem Eheweibe zu machen," mit einem so dragonermäßigen Fluche, „daß er ja aus keiner anderen Absicht hergekommen, mithin die Frage ganz unnütz sey," und benahm sich überhaupt auf eine die Heiligkeit des Ortes und der Function so verletzende Weise, daß der Geistliche, anstatt ihn den süßen Banden der Ehe zuzuführen, durch einen Polizeiconstabel ins Gefängniß führen ließ. — Ein Seitenstück zu diesem liebenswürdigen Bräutigam und hoffnungsvollen künftigen Ehemann wurde kürzlich vor ein Londoner Polizeiamt gebracht. Dasselbe oder derselbe, ein Tapezirergesell, hatte auf dem Heimwege aus der Kirche, wo er getraut worden war, einen Abstecher in einer Branntweinschenke gemacht, und war dann in später Nacht in seinem Sonntagshabit auf dem Straßenpflaster liegend und laut schnarchend gefunden worden. Ganz kleinlaut bat er am folgenden Tage, wo er seinen Rausch auf einer harten Bank des Wachthauses vollends ausgeschlafen hatte, den ihn verhörenden Commissär, er möchte ihm nur erlauben, einen Sprung nach Hause zu machen, um seine junge Frau, die nicht wissen werde, was aus ihm geworden, zu beruhigen.

*** In England läßt sich jetzt mit großem Vortheil Hazard spielen, durch eine strenge Maßregel dagegen. Man hat nämlich ein Gesetz aus der Zeit der guten Königin Anna erneuert, wonach Jeder, der über zehn Pfund Sterling im Spiele verlor, nach drei Monaten das Dreifache von dem Gewinner verlangen und es gerichtlich einklagen kann. Da ist's offenbar eine gute Spekulation, für bedeutende Verluste im Spiel zu sorgen! (Gesellsch.)

*** (Sonderbarer Fund.) In der schon seit einem Jahrhunderte in Schutt und Ruinen liegenden Burg Blatnicza, in Thuróez, einst den auch im Ungerlande mächtigen Tempelherren gehörig, lös'te sich von dem morschen Gemäuer im vergangenen Herbste eine der Zeit lang trotzende Wand, an der ehedem noch Spuren einer gewesenen Nische bemerkbar waren, mit weitvernehmlichem Gekrache ab. Die umwohnenden Dörfler eilten haufenweise zu dem neuentstandenen Steingerölle herbei, und wollten nach dort vergrabenen Schätzen, welche eine weitverbreitete Volkssage unermeßlich reich schildert, graben, leider fanden aber die gierigen Schatzgräber kein Gold und edles Gestein, statt dessen aber ein noch ziemlich erhaltenes menschliches Gerippe, zwischen dessen Zähnen ein Hängeschloß eingeklemmt war. Die Rustical-Archäologen meinen, daß es das Gebein irgend eines vorlauten und schwatzhaften Templers sey, der wichtige Geheimnisse des Ordens profanen Ohren mitgetheilt habe, und dieses Verbrechens halber bei lebendigem Leibe eingemauert worden wäre.

Frankfurt.

Theater. „Doctor Wespe", Lustspiel in fünf Akten von Roderich Benedix.

(Fortsetzung.)

Ich gehe näher auf den Inhalt des Stückes ein, dieses selbst wird uns die Richtigkeit der obigen Ausstellungen beweisen. Was der Mittelpunkt und eigentliche Kern desselben seyn solle, möchte schwer anzugeben seyn. Der Doctor Wespe kann es nicht seyn, denn dieser vertheilt sich an vier Personen: seinen Bedienten Adam, den Maler Ludwig Donau, einen jungen Kaufmann Wellstein und den Doctor Wespe selbst. Was den Letztern, den ächten Wespe, betrifft, so ist schon sein Signalement oder seine äußere Charakteristik sehr mangelhaft. Er ist einer der Löwen der Literatur. Er hat „für die Emancipation der Frauen" geschrieben, d. h. „gegen die Ehe", weil, nach seinem eignen Geständniß, „es ja einmal Modethema war", und „mein Blatt (er giebt eine Zeitschrift heraus) sich nach der Meinung richten muß, die eben Mode ist." Ihm selbst ist jede Meinung gleichgültig, bis auf die von seiner eignen Bedeutung: er ist bis über die Ohren eitel. Dieß paßt nicht nur auf eine Menge Literaten unsrer Tage in Masse, sondern es paßt auch auf mehr als einen einzelnen von ihnen so genau, daß man Herrn Benedix fast vorwerfen muß, er sey persönlich geworden, und daß man sich die in der erwähnten Zeitschrift ausgesprochene Behauptung wohl erklären kann, sein Doctor Wespe sey die Copie eines fremden, nicht eines deutschen Originals. Daß Herr Benedix nicht, wie einen Leipziger Buchhändler, der mit den Fabrikaten geistiger Waare einen so ausgedehnten Verkehr unterhält, so auch einen Doctor Wespe bei Namen genannt hat, können wir nur billigen, denn der Held eines Lustspiels soll ein Collectivum seyn, wie Tartuffe, und ein Lustspiel Schlechtigkeiten geißeln, die eine allgemeine Plage sind, während es Eigenheiten, wodurch Jemand nur sich selbst plagt, nur lächerlich machen darf. Aber Herr Benedix nennt nicht nur keinen Namen, sondern er fürchtet sogar, daß man an bestimmte Namen denken möchte, denn er macht den Doctor Wespe zum Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, als wenn in einem Lokalblatte über die Emancipation der Frauen geschrieben würde, oder als wenn es auf ein Lokalblatt paßte, was Theudelinde Zündorf, eine der weiblichen Personen des Stückes, zu Adam-Wespe sagt: „In unserer großen Stadt ist unser Haus das einzige, welches auf Ihr Blatt abonnirt hat"?

Indem Herr Benedix den Doctor Wespe zu einem ganz gemeinen, bedeutungslosen Menschen, zum Redakteur eines elenden, Schauspieler kritisirenden und brandschatzenden Lokalblattes macht, wollte er jenem die Spitze nehmen, wodurch er hätte verletzen können, hat aber dadurch seinem Stücke selbst die Spitze und Bedeutung geraubt, die er ihm hätte geben können. Wir stimmen also dem in der erwähnten Zeitschrift ihm gemachten Vorwurfe bei, er habe aus dem Helden jenes Romans (Jack Brag von Th. Hook), dem Lichtzieherjungen, einen Journalisten machen wollen, nur mit dem Unterschiede, daß wir sagen, er habe aus dem Journalisten einen Lichtzieherjungen gemacht. Er mußte den Doctor Wespe als einen Mann von nicht gewöhnlichem Geist und Talent, bei großer Gesinnungslosigkeit, schildern und ihm zugleich eine größere Bedeutung im Leben ertheilen, als der Redakteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, haben kann. Dann hätte er ein Lustspiel und keine Posse geliefert, dann eine Plage der Nation vor der Nation gegeißelt.

Ist aber gleich das Lustspiel Doctor Wespe, was die Person des Doctor Wespe darin betrifft, verfehlt, so ist es doch lobend anzuerkennen, daß Herr Benedix wenigstens einen wahren Stoff zu einem Lustspiele für unsre Zeit geahnt und gewählt hat. Wir ehren seinen Muth, aber bedauern, daß dieser nicht noch muthiger war. Herr Benedix wollte gewissen Leuten wohl den Pelz waschen, wagte aber nicht, ihn naß zu machen. An dem Zwange also, den er sich auferlegte, scheiterte von dieser Seite sein Unternehmen, d. h. sein Lustspiel. Muth ist eine Eigenschaft, die der Lustspieldichter in nicht geringem Grade besitzen muß, und will Herr Benedix ein guter Lustspieldichter werden, so muß er auf ganz andere Angriffe gefaßt seyn, als der in der mehrerwähnten Zeitschrift war, den er in seiner Erklärung in der Rheinischen Zeitung als „Verleumdung“ bezeichnete.

Die übrigen männlichen Personen des Stückes, die drei schon genannten Pseudo-Wespe: Adam, Honau, Wellstein, ferner Herr von Zündorf, Banquier, dessen alter Diener Christoph vermehren die Ungewißheit darüber, was Herr Benedix mit seinem Doctor Wespe gewollt habe. Z. B. sagt der Maler Honau als Pseudo-Wespe u. a.: „In den Jahren, wo die Phantasie die Urtheilskraft noch überwiegt, faßt man leicht allerhand sonderbare Ideen auf und hält für Wahrheit, was eigentlich Unsinn ist. So ging es mir mit der Emancipation der Frauen. Ich las die bekannten französischen Schriften über diesen Gegenstand, ich schwärmte für Freiheit und Gleichheit — doch nein, ich will Sie nicht hintergehen, ich will Ihnen die wahren Gründe meiner damaligen Aufsätze sagen. Ich gab ein Lokalblatt heraus, ich mußte Leser, mußte Abonnenten haben, und die verlangen heutzutage Pikantes! O, das Pikante! es ist der Fluch unsrer Literatur! Nach Wahrheit, Schönheit, Weisheit wird nicht gefragt, nur nach Pikantem. Die Emancipation der Frauen war ein pikantes Thema, war Mode, ich schrieb darüber, dafür, ohne eigentliche Ueberzeugung. Ueberhaupt habe ich als Redakteur meines Blattes Vieles gesagt, was ich nicht geglaubt, nicht überlegt habe, habe getadelt, was schön, gelobt, was erbärmlich war; weil Rücksichten auf literarische Verbindungen, Empfehlungen, weil Häkeleien mit andern Schriftstellern, selbst mit Buchhändlern im Spiele waren. Glauben Sie mir, mein Sündenregister war kein kleines.“

Dieß paßt sehr gut auf einen Doctor Wespe, wie wir ihn geschildert gewünscht hätten, aber für den Doctor Wespe des Herrn Benedix, den Redakteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, ist es viel zu hoch, der hat keine andern literarischen Verbindungen, als mit seinen Abonnenten, und seine Häkeleien mit Buchhändlern beschränken sich auf Häkeleien mit dem Drucker seines Blattes. Ferner hätte ein Doctor Wespe, wie wir ihn geschildert wünschten, sich so etwas von dem Maler Honau, seinem „Wandnachbarn“, so wenig im Beiseyn Anderer, als unter vier Augen, sagen lassen oder hätte das wenigstens nicht so leicht vergessen oder so wenig übel genommen, wie der Doctor Wespe des Herrn Benedix, der als Redakteur der Brennnessel und als „Dramaturg des Theaters“ gelernt hat, gegen „dergleichen Stiche“ und gegen mehr „unverwundbar“ zu seyn, und sich daher von Honau wegen seines „dicken Felles“ rühmen lassen kann (Akt 2, Scene 12). Dieser Widerspruch in und an Wespe fehlt nun nirgends. So ist ein Bedienter mehr, als der Redakteur eines Lokalblattes leisten kann, während der Redakteur eines über Deutschland verbreiteten Blattes, Schriftsteller von Talent und ohne eigne Meinung, dem alle Mittel recht sind, sehr wohl einen Bedienten halten kann. Von dem Redakteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, hat Christoph, Zündorf's alter Diener, eine entsprechende Vorstellung, während Zündorf selbst, weil Honau als Pseudo-Wespe seine schmutzigen Geldanerbietungen mit Unwillen abwies, zu der richtigen Ansicht gelangt, daß heutzutage auch Literaten Geld zu machen wissen. Eben so paßt Adam's Habsucht bei Theudelinde in solcher Gestalt sehr wohl zu dem Redakteur der Brennnessel, aber trifft nicht die Literaten, die Herr Benedix mit Doctor Wespe treffen und nicht treffen will. (Fortsetzung folgt.)

Logogryphische Doppelhomonyme.

Die Finsterniß entfleucht, so oft ich nur mich zeige,
Und dennoch sieget er, obgleich ich nicht entweiche.
Er ist ein niedrer Knecht im täglichen Verkehre;
Doch beut er klärlich Euch die segensreiche Lehre,
Daß aus dem Bunde stets mit seinen drei Genossen
Euch beff're Diener und Gehülfen sind entsprossen.
Sie nützen dann zu Land und schützen auf den Wogen,
Wenn fremde Feindesmacht mit Krieg uns überzogen

Auflösung der Charade in Nro. 17.

Bandwurm.

Frankfurt.

Donnerstag den 19. Januar, im Saale des Weidenbusches:

Letztes Conzert, zum Besten der Armen,

von

Fräulein Teresa und Maria Milanollo,

unter Mitwirkung der Mitglieder des Instrumental Musik-Vereins.

Erste Abtheilung.

1) Erster Satz der Symphonie von L. van Beethoven D dur
2) Lieder für Tenor.
3) Maestoso des dritten Concerts (Manuscript) von Beriot, vorgetragen von Fräulein Teresa.
4) Lied für Sopran.
5) Variationen von Mayseder, vorgetragen von Fräulein Maria (Schülerin ihrer Schwester).
6) Fantasie über Motive Bellini's, von Artol, vorgetragen von Fräulein Teresa.

Zweite Abtheilung.

7) Ouverture aus „Cosi fan tutte“ von W. A. Mozart.
8) Fantasie und Variationen über „Meine Celline“, Romanze von Hanman, vorgetragen von Fräulein Teresa.
9) Concertante für zwei Violinen von Dancla, vorgetragen von beiden Schwestern.
10) Ballade von Löwe.
11) Fantasie und Caprice von Vieuxtemps, vorgetragen von Fräulein Teresa.
12) Ouverture aus: „die Patrioten“ von Aloys Schmitt.

Der Eintrittspreis ist 1 fl. 45 kr.; Billets sind bei Herrn André, auf der Zeil, zu erhalten. Anfang halb 7 Uhr.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 18. Januar. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Zweite Gastrolle) Romeo: Fräulein Sabine Heinefetter.

Donnerstag, den 19. Januar. Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen von Fr. Halm.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 20. 20. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Der Gefangene hielt sich nun lange bei der Reisebeschreibung nach Bushire und Bombay auf; er schilderte den Eindruck, den der erste Anblick des Meeres auf ihn gemacht habe und erzählte von den Wundern Indien's. Vor Allem aber lobte er den delikaten Wein, welchen er dort getrunken hatte. Er sagte auch, daß er sich entschlossen habe, mit seinem Herrn wieder zurück nach Persien zu reisen, obschon es ihm außerordentlich schwer gefallen sey, sich von einem Lande zu trennen, das ihm das irdische Paradies zu seyn schien.

„Vom Tage an," fuhr er fort, „als ich meinen Fuß wieder auf die heimathliche Erde setzte, sah ich mein Gestirn sich immer mehr und mehr verdunkeln. Ich war zur unglückseligen Stunde abgereist. Kurz nach unserer Ankunft im Vaterlande fiel mein Herr in Ungnade und wurde, nachdem er die Bastonade erhalten hatte, aller seiner Güter beraubt, deren in der That nicht wenig waren, denn er hatte die Zeit seines Glückes nicht unbenützt vorüberstreichen lassen. Auf diese Weise mußte er seine Diener entlassen, oder vielmehr, seine Diener verließen ihn; denn es wäre fürwahr eine große Dummheit, einem Khan zu dienen, den sein Glück verlassen hat. Was mich betraf, so beschloß ich, nach meinem Geburtsort zurückzukehren, ungewiß, was ich dortselbst anfangen sollte. Hier erfuhr ich nun, daß mein Vater gestorben sey, und seine Diener und Angehörigen nach allen Winden zerstreut wären. Wohl wissend, daß mein Vater nicht in Dürftigkeit dahingefahren, daß er Geld zurückgelassen haben müsse, begnügte ich mich nicht, die Hände ruhig in den Schoß zu legen, sondern ich fing an zu forschen. Wie ein Spürhund schnoberte ich überall umher, fragte die Nachbarn und Bekannten — mit einem Worte, ich unterließ nichts, was mich auf die Spur bringen konnte. die Schätze des Verstorbenen zu entdecken. Das Resultat meiner Bemühungen war die Gewißheit, daß sich meine Stiefmutter das väterliche Vermögen angeeignet hatte. Sie lebte bei ihrem Vater und eiligst begab ich mich zu diesem, um eine Erbschaft herauszufordern, die mir von Rechtswegen zukam."

„Der alte Gauner schwur beim Coran, bei seinem rostigen Barte und bei der armen Seele seiner Mutter, daß seine Tochter keinen Shaï *) empfangen, daß mein Vater, als er starb, Schulden hinterlassen hätte. Ich wußte nur zu wohl, daß dies falsch sey und schalt ihn deßhalb einen Lügner. Wir geriethen hart hinter einander, von Worten kam es zu Streichen, und der Streit endete erst dann, als der Alte, von meinem Dolche getroffen, todt zur Erde niederstürzte." —

„Ihr könnt Euch leicht denken, daß diese Begebenheit die übrigen Bewohner des Hauses und die Nachbarsleute in großen Aufruhr brachte. Ich aber, meinen Dolch schwingend, bahnte mir mitten durch das Volk, welches mich ergreifen wollte, einen Weg und lief nach dem Orte zu, wo ich mein Pferd angebunden wußte. Glücklicherweise hatte ich es nicht abgezäumt, ich ergriff die Zügel, schwang mich in den Sattel und drückte dem Thiere die Sporen in die Seite, um eine Gegend zu verlassen, die ich nie wieder betreten wollte. Ich weiß nicht, ob man mich verfolgte, nur so viel weiß ich, daß ich nicht eingeholt wurde und mich bald in völliger Sicherheit wußte. Nun suchte ich meine Kleider in Ordnung zu bringen und mich über mein ungünstiges Geschick zu trösten, als mich plötzlich einige Reiter überfielen, die mich gefangen nahmen und in denen ich Freibeuter oder Bakhtiaren erkannte. Nachdem ich ihnen meine betrübte Lage erzählt hatte, erbot ich mich, ihnen zu folgen und einer der Ihrigen zu werden. Mein Vorschlag wurde angenommen, und die Ausführung meiner ersten Waffenthat erwarb mir eine solche Achtung bei ihnen, daß ich für immer der Bande einverleibt wurde. Mashallah! sie haben es niemals bereut, mich freundschaftlich aufgenommen zu haben, und ohne die Feigheit jener Memme, die mich verrathen hat, (daß seine Seele gebraten würde in der Gehenna!) hätten die Schätze anderer reichen Caravanen auch noch den Weg in unsere Berge gefunden."

Von dieser Zeit an war das Leben Hassan's nichts als eine lange Kette von Räubereien, Mordthaten und Gräuel aller Art, wobei er immer die erste Rolle spielte. Seine Verwegenheit und sein Muth machten ihn zuletzt selbst zu dem Häuptling der Banditen.

Ich will nicht in das Detail der grausamen Scenen eingehen, die mir der Raubmörder beschrieb, ich müßte befürchten, daß sich dem Leser die Haare zu Berge sträubten. Einige Episoden, die er mir zum Besten gab, waren so abscheulicher Natur, daß ich kein Mitleid mehr für das menschliche Ungeheuer empfinden konnte, welches solcher Schändlichkeiten fähig war. Als er mit seiner Erzählung geendet hatte, beeilte ich mich, aus der Nähe des Fürchterlichen zu kommen. Der Armenier, dem das Erstaunen die Zunge gelähmt hatte, folgte mir, an allen Gliedern zitternd.

Neugierig, ob die Kühnheit und Unerschrockenheit Hassan's auch beim Anblick des Todes ihn nicht verließen, begab ich mich an dem bestimmten Morgen an den Ort der Hinrichtung der Verbrecher. Das Volk war schon in Masse her-

*) Ungefähr drei Centimes.

beigeströmt; dessen ungeachtet machte man unseren Pferden Platz.

Auf dem Gipfel eines kleinen Hügels bemerkte man auf einer unbedeckten Plattform eine ungeheure Kanone, welche am Abhange aufgestellt war. Ganz nahe dabei standen die Verurtheilten, aus welchen Hassan-Ali hervorragte, und mit kräftiger Stimme sprach. Er betheuerte unaufhörlich seine Unschuld und bot ein großes Lösegeld, wenn man ihn frei geben wollte. Wenn ich mich recht besinne, so bot er nicht weniger als zehn tausend Tomans, eine enorme Summe, die zugleich eine Idee von den großen Reichthümern gibt, die der Gauner gesammelt hatte. Allein seine Versprechungen waren umsonst, der diensthuende Hauptmann der Garde gab den Befehl, die Execution zu beginnen und erinnerte die Henker an ihre Pflicht. Der Bandit verdoppelte die Summe des Lösegeldes, und schwur und fluchte, daß ich es nicht mehr anhören konnte. Umsonst, man führte ihn an die Mündung der Kanone und band ihn fest vor dieselbe. Darauf sah ich einen Mann von wildem Aussehen, der einen Säbel in der Hand hielt, sich erheben, und als ich einen neben mir sich befindlichen persischen Khan frug, was das zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß den Banditen, ehe sie erschossen würden, vorher Arme und Beine vom Leibe gehauen würden.

Einem solch barbarischen Schauspiele wollte ich nicht beiwohnen, und entschloß mich daher, diesen Ort zu verlassen; allein es war unmöglich, die Volksmassen hatten sich so dicht um uns herumgeschaart, daß nicht daran zu denken war, hindurch zu kommen.

Hassan stieß einen Schrei der Wuth aus, der Henker hob den Säbel, und auf einen Hieb fiel der rechte Arm des Banditen zur Erde. Ein Anderer mußte ihm den linken Arm abschlagen; ehe er den Streich führte, rief der Räuber mit einer Stimme, die mir das Blut in den Adern starren machte: „Hund! diese Arme haben mehr als tausend Deines Gleichen gemordet!" —

Dies waren die letzten Worte des Verbrechers, denn die beiden Beine wurden ihm mit unglaublicher Schnelle abgenommen, und in demselben Augenblicke feuerte auch der Kanonier das Geschütz ab. Als sich der Rauch zerstreut hatte, sah man nichts mehr, als einige Fragmente der Fesseln, die an der Mündung der Kanone hingen. Von dem Körper des Bakhtiaren war keine Spur mehr zu entdecken.

Die sieben andern Verurtheilten erlitten nach und nach dieselbe Todesstrafe, wie Hassan-Ali. Sie waren gezwungen, ihre Kameraden vor ihren Augen verstümmeln zu sehen, bis der Henker ihrer Qual ein Ende machte. Lange Zeit konnte sich meine Phantasie dieser Schreckensbilder nicht entschlagen, wachend und im Traume sah ich diese Unglücklichen, mit bleichen Gesichtern, hohlen, verstörten Augen, entstellt und am ganzen Leibe zitternd, vor meinen Augen, und mehr als einmal verwünschte ich die Neugierde, welche mich zum Anschauen dieser schaudererregenden Scenen gebracht hatte.

Die zwei andern Tage wurden die übrigen sechzehn Verbrecher hingerichtet. Man wollte den Bakhtiaren durch dieses Schauspiel Furcht einflößen, erreichte aber sehr schlecht seinen Zweck; denn ungefähr zwei Monate später erfuhr man in Téhéran, daß eine Caravane, die fast keine anderen Güter, als Waaren, die dem Schah gehörten, transportirte, rein ausgeplündert worden, und daß der Anführer der Straßenräuber selbst ein Verwandter Sr. Majestät sey.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Bischof Eylert.

(Schluß.)

Innerlich heiter, und äußerlich geweckt, so daß Er sich hingab, war Er aber nur dann und da, wenn und wo Er gemüthlich seyn konnte. Diese Seine eigenthümliche Gemüthlichkeit sprach sich vorzüglich zu Charlottenburg in der Wahl und Einrichtung Seiner Wohnung aus. Das große prachtvolle Schloß war Ihm zu groß und zu prächtig; seine Zimmer und Säle waren Ihm zu weit, was er haben und brauchen wollte, lag Ihm da zu ferne; was Er gern zunächst um sich hatte, zu getheilt und zerstreut, als daß Ihm in dieser weiten Umgebung hätte behaglich seyn können. Dem Zuge Seines Herzens folgend, ließ er darum neben dem großen Schlosse eine kleine Wohnung für sich bauen, die nur wenige Zimmer enthält, aber Alles in sich vereinigt, was man freundlich, heiter und ansprechend nennen kann.

Sie steht auf einem stillen, ruhigen, romantischen Punkte, auf dem man auf der einen Seite den großen breiten Platz in der ganzen Länge des Schlosses vor sich hat, und auf der andern durch eine Allee von alten Linden die friedliche Aussicht nach der Spree, ihren weiten Wiesengründen und den entfernten Kirchdörfern, sich öffnet. Ruhe und Frieden athmet hier Alles, und alle Gemälde und Kupferstiche an den Wänden geben dieser Stimmung Nahrung. Hier muß man gut und heiter seyn und besser werden: das fühlt jeder edle Mensch, der je diese Wohnung betrat. Lieblicher und zutraulicher kann es keine geben; und doch dabei auch so, daß jeder wohlhabende Privatmann sich eine ähnliche bauen und einrichten könnte. Als solcher wohnte der König hier, und darum war und blieb sie auch so lange Er lebte für Alle unzugänglich, und nur die besten und treuesten Seiner Diener hatten hier die Aufwartung.

Im Wohnzimmer lagen auf den Tischen die Briefe Seiner Kinder, vorzüglich Seiner abwesenden Töchter, und die Geschenke ihrer Herzen und Hände, womit sie den hohen Vater an seinem Geburtstage erfreuten, standen in seinen, köstlichen Stickereien und Geweben umher. Das daran grenzende kleine, einfache, helldunkle Schlafzimmer athmete sanfte Ruhe, und die Decke Seines Bettes war ein großes schönes Umschlagetuch, welches die verewigte Königin lange und gern getragen hatte. Morgens, wenn der Diener das Bett machte, mußte er dieses Tuch gefaltet auf den vorstehenden Stuhl legen, und wenn der König sich schlafen legte, breitete Er jedesmal selbst es aus. Ein kleiner Zug, der aber einen tiefen Blick thun läßt in Sein treues Herz.

Nach dem Tode der Unvergeßlichen wurde Ihm Charlottenburg noch lieber. Ernste Wehmuth, genährt von reichen Erinnerungen, umhauchte Ihn hier. Einsam wandelte Er oft durch die düstern Baumgänge, die zu ihrem Mausoleum führen, und den Schlüssel zum unteren Grabgewölbe desselben hatte nur Er allein. Früher war Garten und Schloß den ganzen Tag hindurch fortwährend dem Publikum geöffnet, — seit dieser Zeit aber bei Seiner Anwesenheit, Vormittags, geschlossen. Nichts war Ihm unangenehmer, als von Neugierigen beobachtet zu werden, und Alles, was die Aufmerksamkeit auf Ihn hinleitete und Geräusch machte, mochte Er nicht. Glänzende große Hoffeste wurden fortan nicht mehr in Charlottenburg gegeben; eine heilige Stille und Ruhe umschwebt den Ort, wo die unvergeßliche Königin Louise ihr frühes Grab gefunden.

Wenn Er von demselben zurückkam und als Mensch gefühlt und gekämpft hatte, stand Er gewöhnlich als Regent

stille vor der trefflichen Marmorbüste des großen Kurfürsten, am Eingange zu Seiner kleinen Wohnung. Dieß Bild eines Seiner größten Ahnherrn, mit dem er am Meisten sympathisirte, war dann vor Seinen Augen; und wie Jener einst, so rang Er, Kraft und Liebe in sich zur Einheit zu verschmelzen. Seine Liebe war nie ohne Kraft, Seine Kraft nie ohne Liebe; diese nie weich und sentimental, jene nie hart und schroff; die eine hielt und beseelte die andere; beide standen im ruhigen Gleichgewichte und blideten in ihrer Wechselwirkung die hohe sittliche Würde und stille Größe, die Er, ohne es zu wissen, im reichen Maße besaß.

Seit der Zeit nun, daß auch Er zu Seinen Vätern versammelt ist und in demselben Mausoleum, auf der von Ihm selbst gewählten und bestimmten Stelle, neben Seiner Louise ruhet, hat Charlottenburg, Schloß und Park, eine lugübre Färbung erhalten, die, wenn man dort ist, das Herz in die Stimmung einer ernsten Wehmuth setzt; aber eine Wehmuth, die von selbst in Pietät übergeht und das Herz hebt und erquickt. Denn hier ruhet ein Königspaar, das, als es hier noch unter uns wandelte, die Liebe und das Entzücken aller guten Menschen war, und dessen Andenken Mit- und Nachwelt segnet.

Tabletten

*** (Theater in Smyrna.) Das Smyrnaer Theater ist eine merkwürdige Erscheinung: In einer altgedienten baufälligen Baumwollen-Niederlage sind an den Wänden etwa zehn Stück Bretter-Logen angebracht und darunter ein Paterre mit Schemeln besetzt; das Orchester bilden etwa sechs Stück Dilettanten, die theils nach Noten, theils nach der Natur spielen; — zu Decorationen und Vorhang hat man alte, früher einmal um Waarenballen geschlagen gewesene Packleinwand genommen. Auch die Truppe besteht aus Dilettanten: einer verabschiedeten Schauspielerin, zwei dergleichen Schauspielern und noch acht Personen, Schneidern, Schustern, Kellnerinnen und ähnlichen vom Zufall zusammengewürfelten Künstlern. Dieses Personal giebt nun bald ein Trauerspiel molto terribile, bald eine Posse tutta da ridere — immer in italienischer Sprache. Der Unternehmer dieser Kunst-Anstalt hat sogar selber eine Tragödie („der Tod des Marko Bozzaris") geschrieben, welche vom Publikum mit Entzücken aufgenommen worden ist, d. h. von Handwerkern, Matrosen, Juden und Handelslehrlingen — denn der Kaufherr hält den Besuch dieses Theaters nicht für wohlanständig; er schenkt seine Gegenwart nur Seiltänzerinnen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** Das Haus, in welchem der famöse Schotte Law zu Paris seine Papier-Bank etablirt hatte, existirt noch heutigen Tages. Es liegt an der Ecke der neuen Straße Rambuteau zu Paris, und führt die Nummer 47. Es hat ein schönes Aeußere, ist von Quadersteinen aufgeführt, und demnach schon geeignet nicht bloß das Law'sche, sondern noch viele andere Systeme zu überleben. Die Fenstern des Erdgeschosses sind mit ungeheuern Eisengittern versehen, und von ihnen aus mag es wohl gewesen seyn, wo einer der Comptoiristen den Leuten, die sich zu dem Actienankauf herbeidrängten, zurief: „nur Geduld, wir werden schon all Euer Geld zu uns nehmen!" Drei en relief sculptirte Köpfe in Medaillons schmücken den Unterbalken des ersten Stockwerks. Der Eine dieser Köpfe trägt einen Schilfkranz, ist folglich das Symbol eines Flusses, und wird den Abfluß von Gold und Silber haben bezeichnen sollen. Der Zweite ist ein weiblicher Kopf, so kokett, so lockend und verführerisch, daß er sicher die Fortuna, vielleicht auch eine große Dame jener Zeit vorstellen soll. Der Dritte ist der eines Satyrs, mit Weinlaub bekränzt, und repräsentirt sonach ganz gut die Trunkenheit, in welcher damals alle Welt verkehrte. Nach Innen ist der Hof durch einen schmalen Gang von der Treppe geschieden, der in seiner ganzen Höhe durch eine massive Eisendecke beschirmt wird. Sollte das ein Gefängniß, sollte es eine Feste gewesen seyn? Bewahre! es war die immense Geldkiste, aus welcher der Charlatanismus ohne Unterlaß schöpfte, um die Habgier zu befriedigen oder zu betrügen. (Hamb. lit. u. krit. Bl.)

Frankfurt.

Theater. „Doctor Wespe", Lustspiel in fünf Akten von Roderich Benedix.

(Fortsetzung.)

Kam es Herrn Benedix nur auf „Verwicklung" und daraus hervorgehende „pikante Handlung" an, beachtete er gar nicht, was er Honau sagen ließ: „O, das Pikante! es ist der Fluch der Literatur! Nach Wahrheit, Schönheit, Weisheit wird nicht gefragt, nur nach Pikantem!", so hätten wir nicht erst zu zeigen gebraucht, daß seinem Stücke dasjenige fehle, was er Honau die „Hauptsache" nennen läßt — „Charakterzeichnung" und damit Wahrheit. Hat er aber, wie wir annehmen, die Absicht gehabt, auch diese zu geben, so kann er mit Recht verlangen, daß wir untersuchen, ob dasjenige, was wir bisher vermißten, nicht noch in dem, was übrig ist, anzutreffen sey. Wir müssen also die weiblichen Helden oder die heldenhaften weiblichen Personen des Stückes näher betrachten, ob vielleicht der Doctor Wespe diesen nur habe zur Folie dienen sollen.

Wir haben schon bemerkt, es sey an diesem Lustspiele zu loben, daß der Verfasser darin wirkliche Zeitgebrechen habe lächerlich machen wollen. Aber wenn es auch wahr seyn mag, daß hin und wieder ein nach Genialität dürstendes Frauenzimmer — denn wahrhaft geniale Frauen erniedrigen sich nicht so tief — von den Ideen des jungen Deutschland's angesteckt ist und, wie in diesem Lustspiele Elisabeth Zündorf, mit einem Emancipationshelden ein „Freundschaftsbündniß" eingehen will, so sind doch solche Erscheinungen in Deutschland zu vereinzelt, als daß sie auf ein Lustspiel Anspruch machen könnten. Das deutsche Volk hat von solchen Erscheinungen so wenig erfahren, daß ein Gegenstand der Art ihm nur als Posse vorgeführt werden konnte, und das ist es, was Herr Benedix gethan hat. Zudem — und dieß ist ein Punkt, worin Herrn Benedix Lustspiel kein Originalstück ist — hat er das Frauenzimmer in Mannskleidern aus Frankreich, aber nicht von den Franzosen, entlehnt. Ein Franzose von Geschmack würde um einer einzigen Frau willen dem ganzen Geschlechte keine Absurdität angedichtet haben, zumal, da die eine Frau, welche in Frankreich Mannskleider trug und Cigarren rauchte, an Geist, Talent und Energie hundert Männer überragt, und bevor sie in ihren Schriften, wie in ihrer Kleidung, die Frau verleugnete, nicht gewöhnliche Schicksale gehabt hatte. Aber Herr Benedix hat das Beispiel dieser Frau, die in einer unglücklichen Ehe lebte, bevor sie in den schlechteren ihrer Romane für die Emancipation der Frauen schrieb, benutzt, um in Deutschland ein blutjunges Mädchen die Emancipation der Frauen mit dem Aeußersten, nämlich damit, daß sie in Manneskleidern einhergehen, rauchen, fechten will, beginnen zu lassen. Schon aus diesem Grunde ist es gut, daß Herrn Benedix' Lustspiel gänzlich zur Posse herabgesunken ist, denn für das Lustspiel, das edlere Lustspiel wäre dieß kein Vorwurf gewesen. Der bedeutendste heutige Lustspieldichter der Franzosen, Scribe, der sich in seinen Lustspielen gewiß bis an die äußerste Grenze des Schicklichen wagt und die Sitten und Zustände des heutigen Frankreich's nach allen Seiten hin für's Lustspiel zu benutzen weiß, hat doch diesen Muth nicht gehabt oder nicht haben wollen. In den Indépendants, einem seiner besten und deßhalb unbekanntesten Lustspiele, hat er u. a. auch die Emancipation der Frauen behandelt, aber dieß Wort kommt nicht einmal vor. Ein junges Mädchen, geistreich, talentvoll, wollte unabhängig seyn und schlug, obwohl nicht reich, mehrere in jeder Hinsicht glänzende Partien aus. Sie verließ Paris und lebte fünf Jahre in der Bretagne, bei einer begüterten Pathe, die denselben Eigensinn gehabt hatte und unverheirathet geblieben war. Aber so begabt und fähig die beiden Frauen auch waren, gleich Männern ihre Zeit geistigen und künstlerischen Beschäftigungen zu widmen, so hatte sich doch die Langeweile zu ihnen gesellt, und so sehr sie sich liebten, so war doch auch des Zankens unter ihnen kein Ende gewesen. Nous nous aimions toujours, erzählt die Eine, mais nous nous disputions sans cesse! la vie serait si longue sans cela! Die ältere Dame stirbt und macht ihre Freundin zur Erbin ihres Vermögens. Diese, jetzt

25 Jahre alt, kehrt nach Paris zu einer jüngern verheiratheten Schwester zurück, bei der sie bald sehen soll, wie wenig eine verständige Frau die Sclavin ihres Mannes sey, und in wie manchen Dingen dieser vielmehr der Leitung einer solchen Frau bedürfe. Esther, denn so heißt die Unabhängige (l'Indépendante) reist ohne männliche Begleitung, die sie entbehren zu können glaubt, und dafür um so abhängiger von einer alten Kammerfrau, die sie von ihrer Pathe mitgeerbt hat, nach Paris zurück. Sie reist mit der Post unter lauter männlicher Gesellschaft, die sich in ihren Gesprächen so wenig Zwang anthut, daß die alte Kammerfrau sich zu der Bemerkung genöthigt glaubt, Ihre Herrschaft sey Mädchen und man möge darauf Rücksicht nehmen, wodurch die Sache zwar eine andre, aber nicht viel bessere Gestalt für unsre Unabhängige gewinnt. In Paris, bei ihrer so liebenswürdigen, als achtungswerthen Schwester angelangt, überzeugt sie sich, welche erlaubte Freiheit eine verheirathete Frau genießt, während sie, die „Unabhängige", sich bei jedem Schritt gebunden fühlt. Auch reicht sie bald einem trefflichen Manne, den sie liebt aber früher in ihrem Unabhängigkeitswahne zurückgewiesen hatte, die Hand.

Wenn man hinzunimmt, wie fein in dem Scribe'schen Lustspiele neben der unverständigen Begierde eines geistreichen und edelfühlenden Mädchens nach Absperrung vom männlichen Geschlechte, der Leichtsinn eines schwachen Mannes, welcher sich von der wohlthätigen Leitung einer klugen und guten Frau freimachen möchte und nicht kann, und die Großsprecherei eines „unabhängigen" Deputirten, der aber, nächst seinem Ehrgeize, von seiner Partei und von allem, wovon seine Partei abhängt, abhängig ist, wenn man, sage ich, hinzunimmt, wie fein dieß alles in dem Scribe'schen Lustspiele mitgeschildert ist, so wird man Grund haben, sich im Lobe des Benedix'schen Lustspieles ein wenig zu mäßigen. Auch bei Scribe ist „Verwicklung" auch bei ihm „pikante Handlung", aber die „Hauptsache" „Charakterzeichnung" fehlt auch nicht. Durch diese ist eben das Interesse bedingt, welches man an den Personen des Drama's nehmen soll, und ohne ein solches Interesse muß die Handlung, und wäre sie noch so „pikant", Langeweile erregen. Und in der That! welches Interesse erregt die Emancipationsheldin in dem vorliegenden Lustspiele, Elisabeth Jündorf, wo wäre in ihr ein Charakter gezeichnet? Ihr Vater läßt ihr in allen Stücken den Willen und sie ist es, die „der Tyrannei der Männer nicht mehr unterworfen seyn will"; „sie will den Anfang machen, und das ganze Geschlecht wird schon nachfolgen und seine Fesseln zerbrechen." Von seltener Genialität, aus der sich ihr Schritt erklären ließe, ist bei ihr ebenfalls nicht Spur noch Rede, die würde schon eine weniger rohe Sprache verlangen. Also bleiben nur die „pikante Handlung", nämlich „das Freundschaftsbündniß", welches sie, ein junges Mädchen, fast öffentlich dem Doctor Wespe, Redacteur eines Localblattes, die Brennessel, anträgt, und die Mannskleider u. s. w. übrig womit, als dem Aeußersten, sie den Anfang macht. (Schluß folgt.)

Wiesbaden.

Humoristisch-musikalische Soirée des Herrn Dr. F. Wiest, im herzoglichen Theater.

Freitag, den 20. Januar.

Programm.

I. Abtheilung.

I. Ouverture zu Oberon von Carl Maria von Weber.
II. Andrea der Wilde, metrische Novellette (der Dorfknecht — der Sergeant — der Feldherr), vorgetragen von Herrn Grabowsky, Regisseur der herzoglichen Bühne zu Wiesbaden.
III. Duett aus Belisar, von Donizetti, vorgetragen von Madame Schumann, Mitglied der herzoglichen Oper zu Wiesbaden, und Herrn Pischeck, vom National-Theater zu Frankfurt.
IV. Parodie auf Schiller's „Handschuh" (in jüdisch-deutschem Dialecte), vorgetragen von Herrn Wilhelm Gerstel, Mitglied der herzogl. Bühne zu Wiesbaden.
V. Große Arie aus Robert der Teufel, vorgetragen von Madame Pirscher, erste Sängerin der großherzoglich hessischen Hofoper zu Darmstadt.
VI. Humoristische Vorlesung von Dr. F. Wiest.
VII. Arie von Donizetti aus Lucia von Lammermoor, vorgetragen von Fräulein Sabine Heinefetter.

II. Abtheilung.

I. Ouverture zu Mehul's „la chasse de Henri IV."
II. Die Declamation, gesprochen von Madame Grabowsky, Mitglied der herzogl. Bühne zu Wiesbaden.
III. Zwei Lieder von Franz Lachner: „Waldvöglein" und „Frauenliebe", vorgetragen von Madame Pirscher, erste Sängerin der großh. hess. Oper zu Darmstadt.
IV. Die kalten Jausen, ein Wiener Fresko-Bildchen, vorgetragen von Herrn Meisinger, Mitglied der herzoglichen Bühne zu Wiesbaden.
V. Rheinsehnsucht, Lied von Speyer, gesungen von Herrn Pischeck, vom Nationaltheater zu Frankfurt.
VI. Humoristische Vorlesung von Dr. Wiest.
VII. Der Wanderer, von Schubert, vorgetragen von Fräulein Sabine Heinefetter.
VIII. Die Rütli-Scene aus Rossini's „Wilhelm Tell", vorgetragen von Herrn Dr. Meyer, Opern-Regisseur der herzoglichen Bühne zu Wiesbaden; Herrn Schrader, Mitglied der genannten Oper, und dem Opernpersonale der herzoglichen Bühne zu Wiesbaden.

III. Abtheilung.

Die „Litthuana", polnisches National-Solo, getanzt von Fräulein Louise Weiß, erste Tänzerin der großen Oper in Paris.

Frankfurt.

Programm des Museums.

Freitag, den 20. Januar.

Historische Symphonie von Spohr.
Göthe und seine Zeit; literaturgeschichtliche Vorträge von Herrn Dr. Th. Creizenach. (Siebenter Vortrag.)
Der 137ste Psalm, für eine Singstimme mit Orchesterbegleitung, von Ferd. Hiller; gesungen von Madame Antolka Hiller.
Dramatische Vorträge aus Shakespeare und Calderon; gelesen von Herrn Baison. (Fünfter Vortrag.)
Fantasie für Clavier, über Motive aus der Nachtwandlerin; vorgetragen von Demoiselle Padjera d. j.
Lieder, componirt von Ferd. Hiller, gesungen von Madame Antolka Hiller.
Ouverture zum Drama Fernando, von Ferd. Hiller.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 21. Januar. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gretry.

Montag, den 23. Januar. Zum Vortheil der Fräulein Capitain (zum Erstenmale): Der Cid, große Oper in 3 Abth. von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 21. 21. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Mademoiselle de Lafaille.

(Nach der Gazette des Tribunaux.)

Unter den berühmten Processen, welche uns bekannt geworden sind, und die durch ihren theils schrecklichen, theils rührenden Charakter die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, verdient derjenige der Mademoiselle de Lafaille and des Herrn von Garan unstreitig besonders hervorgehoben zu werden, und dennoch findet man diesen Proceß in keiner jener Sammlungen bemerkt, in welchen man von einem Jahre zum andern diese großen gerichtlichen Streitigkeiten verzeichnet hat. Um unsern Lesern jetzt eine vollständige Erzählung von dieser in ihrer Entwicklung so reichhaltigen und sonderbaren Geschichte zu geben, haben wir aus wenigen noch vorhandenen und fast unbekannten Documenten geschöpft; besonders aus einer Denkschrift des Herrn von Comiras, eines ausgezeichneten Advokaten des Pariser Parlaments, desgleichen aus dem Hauptinhalt einer Streitsache, die sich damals zwischen der medicinischen und chirurgischen Akademie über eine in diesem Proceß aufgeworfene Frage erhoben hatte. —

Die tragische Geschichte der Mademoiselle de Lafaille ist schon mehreremal auf der Bühne dargestellt worden, und wir verdanken die Mittheilung dieser so kostbaren Documente, welche den merkwürdigsten Theil dieser Erzählung enthalten, dem Herrn Benoit du Sablon, einem mehr als achtzigjährigen Greis und ausgezeichneten Schriftsteller, welcher vor ungefähr achtzehn Jahren diesen Gegenstand zuerst aufgefaßt hatte.

* * *

Im Anfange des letzten Jahrhunderts, im Monat März 1707, ernannte Ludwig XIV., dessen Macht und Ansehen damals den höchsten Gipfel erreicht, den Herrn von Lafaille, einen der ausgezeichnetsten Parlamentsräthe von Toulouse, zum Parlamentspräsidenten von Paris. Herr von Lafaille stammte von einer der ältesten Familien in Languedoc, von seinen Vorfahren waren mehrere Präsidenten, Seneschals, Bürgermeister von Toulouse und ausgezeichnete Krieger gewesen. Er war erfahren, gelehrt, und wie damals der größte Theil der Magistratspersonen, auch rechtlich und unbescholten. Mit dem strengen Scharfsinn eines Richters, vereinigte er die größte Artigkeit und Höflichkeit eines Mannes von Bildung.

Durch diesen Takt und diese Delikatesse, welche man nur bei ausgezeichneten Personen findet, wußte der Parlamentsrath von Toulouse sich allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben. Als Magistratsperson zeichnete er sich durch seinen Ernst und seine Klugheit aus, im gesellschaftlichen Cirkel durch seinen feinen Geschmack und seine Würde. Der berühmte erste Präsident Achille de Harlay sagte von ihm: er kann beides; er weiß zu gefallen, er besitzt aber auch die Gabe, seine Meinung geltend zu machen. Herr de Lafaille war Wittwer und hatte sich stets geweigert, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, denn alle seine Hoffnungen, seine Sorgfalt, seine Zärtlichkeit waren seiner einzigen und innigstgeliebten Tochter gewidmet.

Clemence, dieß war der Name des Fräuleins de Lafaille, näherte sich ihrem sechzehnten Jahre, als ihr Vater auf Befehl des Königs nach Paris reis'te, um seine Stelle als Parlamentspräsident anzutreten. Sobald er mit seiner Tochter in der Hauptstadt angekommen war, bestrebte man sich, sie in den vornehmsten Cirkeln zu sehen. Die Reunions im Hôtel Rambouillet und dem Hôtel de la Rochefoucault existirten zwar lange nicht mehr, allein zahlreiche andere Gesellschaften, wo guter Geschmack und Eleganz vorherrschend waren, hatten sie ersetzt. In diesen auserwählten Zirkeln glänzten Talent, Geist und Anmuth, eben so wie in den frühern, und empfingen denselben Tribut.

Zu dieser Zeit wohnte Frau von Garan, Wittwe eines Generallieutenants der königlichen Armee, mit ihrem Sohne, Georges von Garan, Capitain im Regiment de la Fère in Paris.

Diese Dame, welche ein sehr großes Haus machte, stammte ursprünglich aus Toulouse; ihr Sohn, welcher in dieser Stadt in Garnison gelegen, war in der Familie des Herrn de Lafaille sehr artig und freundschaftlich aufgenommen worden. Die Sympathie, welche Personen, die aus ein und demselben Lande gebürtig sind, einander näher bringt, war die Veranlassung zu einer noch engern Verbindung dieser beiden Familien. Herr de Lafaille und Clemence, Frau von Garan und ihr Sohn schienen in den Augen der Welt nur eine Familie zu bilden; man glaubte wenigstens, daß es bald der Fall seyn würde. Die Schönheit, der Reichthum und Geist des Fräuleins de Lafaille harmonirten überdieß auf eine bewundernswerthe Weise mit der Tapferkeit, der schönen Figur und den ausgezeichneten Talenten des jungen Capitains; von Geburt waren sie einander gleich.

Die geheimen Wünsche des Herrn de Lafaille und der Frau von Garan schienen endlich in Erfüllung zu gehen, die Liebe hatte sich, vielleicht ohne daß sie es selbst wußten, in die Herzen der jungen Leutchen geschlichen, und diese Liebe, welche in Toulouse gekeimt, war in Paris stärker und endlich zur heftigen Leidenschaft geworden.

Herr de Lafaille gab auf Bitten des jungen Garan und seiner Mutter seine Einwilligung, und man traf alsbald die vorläufigen Anstalten zu einer Verbindung, welche von allen Seiten so begünstigt erschien. Schon war der Tag der Verlobung bestimmt, die jungen Liebenden, jetzt weniger durch das väterliche Ansehen in Schranken gehalten, bauten sich

bereits für die Zukunft jene glänzenden Gebäude, die wir nach der Enttäuschung „Luftschlösser" nennen, als plötzlich eines jener Ereignisse, welche auch die reiflichst überlegten Pläne vereiteln, alle ihre Hoffnungen und Träume von einer glücklichen Zukunft gewaltsam vernichtete.

Der junge Capitain empfing unvermuthet die Ordre, sich binnen 24 Stunden zu seinem Regimente zu verfügen, um sich auf dem Geschwader, welches der Graf von Forbin commandirte und das bereit war, unter Segel zu gehen, nach Indien einzuschiffen.

Der heftigsten Verzweiflung zur Beute, eilte George diese betrübende Nachricht Clemencen und ihrem Vater zu hinterbringen. Das junge Mädchen gab ihren tiefen Schmerz nur durch ein ernstes Schweigen zu erkennen; bald aber verriethen häufige Thränen diese erzwungene Resignation und entschleierten alle schmerzlichen Gefühle, die ihr Inneres bewegten. Herr de Lasaille, der strenge Richter, hatte anscheinend seine Fassung behalten, allein er war blaß, und seine Gesichtszüge drückten die tiefste, heftigste Traurigkeit aus.

„Mein Herr Präsident," nahm Georges das Wort, „es bleibt mir nur ein Mittel, dem mir drohenden Unglück zu entgehen; dieß ist, daß ich um meinen Abschied nachsuche; allein Clemence's Liebe genügt mir nicht allein, ich will auch ihre Achtung besitzen, und diese würde ich durch eine solche Feigherzigkeit unwiderbringlich verscherzen."

Herr de Lasaille drückte dem jungen Mann, zum Zeichen seiner Beistimmung, stillschweigend die Hand.

Schüchtern und zagend entschloß sich jetzt der junge Capitain seine gefaßten Pläne kund zu geben: er wünschte, daß Herr de Lasaille seine Einwilligung zu einer augenblicklichen Verbindung mit Clemencen ertheile, und daß seine junge Gattin ihn nach Indien begleite. Er hätte sie auch bei ihrem Vater gelassen, konnte er sich nur ihren Gemahl nennen; dieser Name war ja das Ziel aller seiner Wünsche.

Der strenge Präsident bediente sich seiner gewöhnlichen Waffen, „Strenge und Recht". Es wurde beschlossen, daß die Vermählung erst in zwei Jahren stattfinden solle, denn so lange mußte sich Georges Abwesenheit verzögern.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Herzog.

II.

Der Schneesturm.

Gegen das Ende des Jahres 1838 verließ ich Tabriez, den Hauptort der Provinz Azerbidsjan, um mich nach Urumia zu begeben. Die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt und beide Orte sind wenigstens hundertfünfzig Meilen von einander entfernt. Gewöhnlich ist diese Gegend Persiens vom Anfange des Novembers bis zum Monat April mit einer, mehre Fuß hohen Schneedecke überzogen; in diesem Jahre aber zeigten sich auf der Ebene von Tabriez nur hin und wieder einzelne vom Schnee bedeckte Stellen.

Ich hatte meine Bagage auf Maulthieren vorausgesandt und den Befehl gegeben, in einem, mehre Meilen von Tabriez entfernten Dorfe, woselbst ich die Nacht zuzubringen gedachte, auf meine Ankunft zu warten. Der Araber, welcher mich trug, war ein herrliches Thier, voll Feuer und Ausdauer. Die beiden persischen Diener, welche mich begleiteten, waren nicht minder gut beritten als ich. Wir hatten nichts, als einen kleinen Mundvorrath, zwei Flaschen Arrak und drei kleine Säcke voll Haber für die Pferde, mitgenommen. Das Wetter war schön, heiter, obgleich kalt. Wir waren des Nachmittags abgereist und hofften ungefähr in drei Stunden den Ort, an welchem wir übernachten wollten, zu erreichen.

Wir ritten scharf, und wenn uns kein Hinderniß in den Weg kam, so mußten wir vor Sonnenuntergang uns in sicherem Asyle befinden. Da bemerkten wir plötzlich mehre Saumthiere in der Ferne. Wie groß war mein Erstaunen, als ich, näher gekommen, die Eseltreiber erkannte, welche meine Bagage aufgeladen hatten. Ich glaubte sie längst am Orte ihrer Bestimmung, und fand sie nun, noch weit von demselben entfernt, in träger Ruhe auf der Straße liegen, gemüthlich essend und ihre Pfeife schmauchend. Aufgebracht durch diese Nachlässigkeit und Faulheit, ließ ich es nicht an wohlverdienten Schmähungen fehlen, und, obschon sie mich glauben machen wollten, eines der Thiere sey unter der schweren Ladung gestürzt, weßhalb sie schon zu wiederholten Malen hätten Halt machen müssen, so trieb ich sie dennoch an, die Maulesel auf der Stelle wieder zu beladen und die Reise mit ihnen fortzusetzen. Ich verließ sie nicht eher, bis ich sie wieder auf dem Marsche sah und befahl ihnen streng uns so schnell als möglich nachzufolgen. Indessen aber war es finstre Nacht geworden.

Kaum hatten wir noch zwei Meilen zurückgelegt, als sich der Himmel, an dem man bisher doch die Sterne wahrnehmen konnte, plötzlich mit schwarzem, undurchdringlichen Gewölke umgab, aus welchem eine ungeheure Schneemasse niederflockte. Ich trieb mein Pferd zum Galopp an, um, wo möglich, das Dorf noch zu erreichen, ehe der Schnee den, ohnehin wenig gebahnten Pfad völlig unwegsam machen möchte; bald aber mußte ich von meiner Eile abstehen, denn die Finsterniß, welche mich umgab, war so dicht, daß es aller Klugheit bedurfte, sich nicht zu verirren. Mit jedem Schritte häuften sich die Beschwerlichkeiten und kaum noch konnte ich einen Schritt weit vor mich sehen. Die beiden Silhouetten meiner Diener schwebten wie schwarze Fantome auf einem weißen Grunde vor mir her, und die Todesstille, welche mich umgab, verlieh meiner Phantasie Muse, sich in die schrecklichsten Gefahren zu träumen. Aber ich durfte und wollte den Muth nicht sinken lassen und suchte mich im Stillen zu überreden, daß wir ja ganz nahe an dem gewünschten Dorfe seyn müßten, und uns der Weg nicht irre leiten könnte. — Leider war meine geträumte Hoffnung von kurzer Dauer, denn ich hörte plötzlich einen der Perser schreien: „Beim Allah! Wir haben den Weg verloren!" —

Ich gestehe offenherzig, daß sich bei dieser Nachricht ein eisiger Schauer durch alle meine Glieder ergoß. Vor uns dehnte sich eine unermeßliche Wüste aus, und der Schnee, welcher immer stärker fiel, zerpeitschte uns das Gesicht mit solcher Gewalt, daß wir glaubten, blind werden zu müssen. Wer jemals bei der Nacht bei solcher Witterung gereist ist, kann sich einen Begriff von dem machen, was wir ausgehalten hatten. Es war unmöglich, eine grade Richtung zu verfolgen, denn wir wußten uns nicht zu orientiren. Ich zog eine kleine Laterne aus der Tasche, die ich zufällig bei mir trug, zündete dieselbe an und ließ durch einen meiner Diener den Schnee von der Erde wegscharren, um Gewißheit zu erlangen, ob wir von der Bahn abgekommen seyen. Nirgends war die Spur von einem gangbaren Wege zu finden und es unterlag keinem Zweifel mehr, wir befanden uns in der Irre.

Währenddem wir uns berathschlagten, was in dieser mißlichen Lage zu thun sey, kam es uns vor, als ob wir, nicht sehr weit von uns, menschliche Stimmen vernähmen, die nach Hülfe riefen. Wir glaubten nicht anders, als wir befänden uns in der Nähe eines Dorfes und beantworteten die Stimmen mit einem Freudengeschrei, während wir unsre Rosse nach jener Seite wandten, von wannen uns die Töne entgegen zu

kommen schienen. Es dauerte nicht lange, so bemerkten wir drei Gestalten, zwei männliche und eine weibliche, welche uns entgegen kamen und sich uns als armenische Reisende zu erkennen gaben. Sie waren alle drei zu Pferde und hatten sich in dem schrecklichen Wetter ebenfalls verirrt. Die Ankömmlinge hatten sich in uns nicht weniger getäuscht, als wir in ihnen, auch sie glaubten nicht weit von einem Dorfe zu seyn, und es trat eine augenblickliche Stille ein, in welcher Jeder sann, was nun anzufangen sey. Plötzlich kam mir ein Gedanke, der uns in dieser schrecklichen Lage der beste schien, und uns wenigstens hoffen ließ, siegreich aus ihr hervor zu gehen. Wir kamen überein, daß ich mit meiner Laterne, den Platz, auf welchem wir uns soeben befanden, fest behaupten mußte, während die andern sich nach allen Richtungen hin zerstreuen sollten, um eine von Menschen bewohnte Stätte ausfindig zu machen. Ich versprach mein Licht leuchten zu lassen, gleich der Fackel eines Leuchtthurmes auf hoher See, und die Ausgesandten wollten von Zeit zu Zeit ihre Stimmen erschallen lassen, bis sie ein Dorf gefunden hätten. Ein Pistolenschuß war das Signal, daß dieß geglückt sey; die ganze kleine Gesellschaft sollte sich dann wieder unter meiner Fahne sammeln, um gemeinschaftlich den Ort der Sicherheit zu erreichen. Das Project wurde sogleich executirt, und ich befand mich mit dem armenischen Weibe allein. Kaum verflossen zehn Minuten, so kehrten alle Späher, ohne eine Pistole entladen zu haben, zurück. Nun ward beschlossen, die Entfernung weiter zu nehmen; fern und immer ferner erscholl der Ruf der Reitenden, bis man zuletzt keine Stimme mehr vernahm. Aber auch kein Schuß ließ sich hören und schon war eine halbe Stunde verstrichen. Da plötzlich scheute mein Pferd, machte einen Satz zur Seite, gerieth mit den Vorderfüßen in ein Loch und stürzte. Ich raffte mich auf, aber durch den Sturz erlosch das Licht in der Laterne, und ich bemühete mich umsonst, es wieder anzuzünden, denn der Docht war von dem eingedrungenen Schnee durchaus feucht geworden. Ich suchte meine Gefährtin zu beruhigen, indem ich mich wieder im Sattel festsetzte und wollte durch einen Pistolenschuß die in der Ferne Irrenden von meinem Unfall benachrichtigen, aber das Pistol versagte. Nun fing ich an aus Leibeskräften zu schreien, aber umsonst, es erfolgte keine Antwort. Es war geschehen, es blieb uns keine Hoffnung, die Gefährten, wenn wir sie jemals wieder finden sollten, vor Tagesanbruch zu sehen. Unsre Lage war wirklich schrecklich. Jeder Schritt vorwärts entfernte uns vielleicht weiter von menschlichen Wesen; jeden Augenblick mußten wir befürchten, in einen Abgrund zu stürzen; auch wußten wir, zu unsrem größten Leidwesen, daß die Schneestürme in dieser Gegend Persiens oft einige Tage lang ununterbrochen anhalten.

Wir konnten weiter nichts thun, als unsre Thiere vorwärts spornen, und uns, so gut es gehen wollte, einen Weg durch den Schnee bahnen, in der Hoffnung, eine menschliche Wohnung zu erreichen. Die Angst und Verzweiflung meiner Gefährtin war unbeschreiblich; unvermögend meine Fragen zu beantworten, schien sie völlig leblos, wofür ich sie auch gehalten hätte, wenn sich nicht hin und wieder einzelne Klagelaute über ihre Lippen gestohlen hätten. Ihr ganzer Körper zitterte, als ob sie das Fieber hätte; dieß konnte unmöglich von der Kälte kommen, denn sie war von Kopf bis zu den Füßen in Pelz eingehüllt. Auch ich war warm gekleidet, ein guter Mantel schützte mich vor Kälte, und über meinen europäischen Stiefeln trug ich noch ein zweites Paar von Schaafsfellen. Außerdem war ich mit guten Pelzhandschuhen versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Berlin, 14. Jan.) Wir leben jetzt Tage des Glanzes; unser Hof ist von zahlreichen hohen Gästen besucht, unter denen der König von Hannover und der Herzog von Anhalt-Dessau mit dessen ältester Prinzessin Tochter, Agnes, zuerst genannt werden müssen. Das Gerücht von einer beabsichtigten Vermählung dieser schönen achtzehnjährigen Prinzessin erhält sich, trotz der mannichfachen Unwahrscheinlichkeiten, die dasselbe mit sich bringt. Vorgestern sah man alle diese Herrschaften in einem Kreise von etwa 1500 Gästen bei Hofe zu einem glänzenden Concert versammelt, das, von Meyerbeer dirigirt, die künstlerischen Notabilitäten ersten Ranges zur Ausführung classischer Musikwerke versammelt hatte. Man sah Liszt, Rubini, Mad. Schröder-Devrient, Dlle. Tuczeck, die Assandri, Gardoni, Zucconi u. a. m. Die deutschen Künstler, denen jedoch Rubini als Ausnahme zugesellt war, führten mehrere großartige Stücke aus Don Juan aus, die italienischen mehrere aus Bellini's Puritanern. Liszt bildete die Vermittlung zwischen Beiden durch seine Phantasien über Themata aus Don Juan und aus dieser letzten Oper. Der Glanz unserer Hofconcerte ist jetzt außerordentlich, indem der König keine Kosten zur trefflichsten Ausstattung derselben scheut. — Mad. Schröder-Devrient ist, wenigstens auf einige Zeit, für unsere Bühne gewonnen; sie wird schon Ende des nächsten Monats hierher zurückkehren, um die Armida, welche Meyerbeer ganz neu einstudiren und damit seine Wirksamkeit bei der hiesigen Bühne begründen wird, zu geben; dann aber auch wohl noch einige andere Darstellungen. So sehen wir denn aus der reichen Gegenwart einer künstlerisch sehr reichen Zukunft entgegen.

*** (Die zwölf indischen Ehestandsgebote.) Ein englisches Blatt übersetzt den weiblichen Chartisten, welche in England jetzt so kühn hervortreten, die Ehestandsgebote aus den heiligen Büchern der Hindu, und ersucht sie, ihre Ansichten einmal mit diesem Code conjugal zu vergleichen. Wir bitten unsere Leserinnen im Voraus um Verzeihung, daß wir die fragliche Gesetzesstelle ins Deutsche zu übertragen uns erkühnen. Sie lautet: „Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann." — „Zweites Gebot. Sey der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und brutal, ja ob er sogar durch Liebschaften alles Hab' und Gut verschwende, dennoch soll das Weib nicht minder ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln, als ihren Herrn und Meister, und als ihren Gott." — „Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen sein Leben lang: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittwe vor ihren Kindern." — „Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll sorglich vermeiden, den Männern, die mit geistigen und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, auch nur die kleinste Beachtung zu erweisen." — „Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darein setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt." — „Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, so soll sie lachen, und weinen, wenn er weint." — „Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleichviel weß Standes sie sey, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsspeisen zubereiten." — „Achtes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden alle Tage, zuerst in reinem Wasser, und darauf in Safranwasser, sie soll ihr Haar kämmen und salben, den Rand der Augenlieder mit Antimonium färben, und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen." — „Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, so soll sie fasten, auf der Erde schlafen, und

sich jedes Schmuckes enthalten." — „**Zehntes Gebot.** Kehrt ihr Gatte heim, so gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege sogleich vor ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten, und selbst ihren Gedanken ab." — „**Elftes Gebot.** Wenn er sie ausschilt, so soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen." — „**Zwölftes Gebot.** Wenn er sie schlägt, so empfange sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse dieselbe demüthiglich, und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe." (Wiener Theaterztg.)

*** (**Anekdote.**) Der geistreiche Parlamentsredner, Schriftsteller und — Schuldenmacher **Sheridan** hatte eines Tages ein Paar neue Stiefel an. „Was glaubt Ihr wohl," sagte er zu seinen Freunden, die darauf aufmerksam waren, „wie ich zu diesen Stiefeln gekommen bin?" Man rieth hin und her. „Nein," sagte Sheridan, „das werdet Ihr gewiß nicht errathen; ich habe sie gekauft und bezahlt!"

Frankfurt.

Theater. „**Doctor Wespe**", Lustspiel in fünf Akten von **Roderich Benedix.**

(Schluß.)

Herr Benedix trägt sehr auf und, als wäre die ganze deutsche Frauenwelt im Aufruhr begriffen, giebt er dem einen Hause Zündorf drei nach Außerordentlichem trachtende Frauen, deren eine wir bereits kennen, und von denen die zwei andern die gewöhnliche Bestimmung des Weibes entweder verlassen haben oder verlassen wollen. Die Dichterin, Theudelinde Zündorf, ist halb oder ganz verrückt und lös't das Stück ganz in Posse auf, da es doch Lustspiel seyn will. Wie anders ist das bei Scribe. Auch in den Indépendants kommt eine Dame vor, welche die gewöhnliche Bestimmung des Weibes verkannt und verfehlt hatte und zugleich Dichterin war, aber, obgleich Verse nicht die stärkste Seite des Herrn Scribe sind, so spricht sie doch in besseren Versen und Besseres, als Theudelinde Zündorf. Oder wollte Herr Benedix es überhaupt als eine Abgeschmacktheit darstellen, daß Frauen ein Talent ausüben? Das wäre uns leid, und doch kann man es kaum anders annehmen. — Das dritte Fräulein Zündorf, **Thekla**, ist eine gar sanfte Taube, sie lies't den Wallenstein, sie „denkt es sich herrlich, wenn sie als Thekla das Ideal der Jungfräulichkeit verwirklichen kann, das sie im Busen trägt", sie will, sie muß Schauspielerin werden. Auch sie wendet sich, wie Elisabeth und Theudelinde Zündorf, an Doctor Wespe, Redakteur eines Lokalblattes: **Die Brennnessel** und „Dramaturg des Theaters", und sagt ihm oder Wellstein, als Pseudo-Wespe, ihre eigentlichen Gründe, die weniger idealisch lauten. „Mein Vater," erzählt sie, „war arm. Er starb und ich kam in das Haus meines reichen Oheims. Die Stellung einer armen Verwandten in einem reichen Hause ist nicht angenehm. Man behandelt mich gut, ich thäte Unrecht, zu klagen. Allein Unabhängigkeit ist mein Wunsch, mein Streben. Soll ich eine Stelle suchen? Soll ich mich mit Handarbeit ernähren, wo mir die Laufbahn einer Künstlerin offen steht." Diese Worte zeigen weder Herz, noch Verstand an, oder machen auch Thekla Zündorf zu einer Thörin, wie Elisabeth, und zu einer Närrin, wie Theudelinde, was doch nicht die Absicht des Dichters war

Die drei vortrefflichen Frauenzimmer nun sind gar nicht heirathslustig, sondern die eine ist ganz von Liebe zur Dichtkunst, die andere zur Schauspielkunst erfüllt, und die dritte will selbst Mann seyn, und dennoch heirathen alle drei bei der ersten Gelegenheit und gerathen fast in Krieg, als sie sich für Nebenbuhlerinnen halten. **Elisabeth** verliebt sich in den Maler Honau und erklärt, sobald sie eine einzige Unterredung mit ihm gehabt hat, ihrem Vater ins Gesicht, „sie habe heute zum ersten Mal einen Mann gesehen." Honau hatte sich ihr nämlich als Doctor Wespe vorgestellt und ihr in dieser Unterredung, was schon oben mitgetheilt ist, erklärt: er habe, um Geld damit zu verdienen, ohne eigentliche Ueberzeugung für die Emancipation der Frauen geschrieben, und diese sey Unsinn. Wahrscheinlich oder gewiß hatten ihr das auch andere gesagt, also war es die Inconsequenz, die sie an Honau-Wespe so männlich fand. **Thekla** sagt zwar, „sie gehöre nicht zu jenen leichtsinnigen Charakteren, die heute ergreifen, was sie gestern verließen, um es morgen wieder wegzuwerfen. Was sie einmal mit ganzer Seele erfaßt habe, das führe sie auch aus, und wären die Hindernisse noch so groß." Aber sie hat nichts mit ganzer Seele erfaßt, als den Gedanken, einen Mann zu bekommen, denn nach der ersten ausführlichen Unterredung mit Wellstein-Wespe „erscheinen ihr ihre Pläne, ihre Ideen so falsch" und sie gibt sie gern für Wellstein auf. Die verrückte Dichterin endlich, **Theudelinde**, ist, obgleich reich, noch unverheirathet, „denn," sagt sie, „noch fand ich den Mann nicht, der verstanden hätte, was in der Tiefe meines Innern sich regt," sie will aber sogleich Adam, Wespe's Bedienten, heirathen.

Was die Aufführung betrifft, so thaten die Schauspieler nichts und konnten vielleicht nichts thun, das Stück zu heben. Madame **Meck** stellte die Theudelinde als das, was sie im Stücke ist, glücklich dar und erndtete den Beifall des Publikums. Herr **Grahn** machte sich den Doctor Wespe etwas leicht, indem er ihn von Anfang bis zu Ende als Gecken gab, während Wespe zwar eitel und leichtfertig, aber auch noch Schlimmeres ist. Nach einer andern Seite ging Herr Grahn sogar so weit — und bei meiner Ansicht vom ganzen Stücke kann ich auch dieß nicht gerade tadeln wollen — daß er den Lokalblattsredakteur zum allgemeinen Ergötzen auch in Lokaldialekt reden und sagen ließ: Der Besitz der Hand, um die er bitte, werde ihn zum **Glöcklichsten** der Sterblichen machen. Da Adam fast nur Theudelinde gegenüber steht, so läßt sich Herrn **Hassel**'s Spiel schwerlich tadeln, denn in diesen Partieen ist das Stück offne Posse.

Ich habe durch meinen Tadel den Verfasser nicht von seiner Laufbahn abzuschrecken, sondern ihn vielmehr anzuspornen gewünscht, das ernstlicher zu wollen, was er, wie ich glaube, leisten kann. A. B.

Charade.

Die erste Hälfte.

Um Theures zu durchbohren,
Ward leider ich erkohren
Von meines Schicksals Pflicht;
Doch stets wird dann vereinet,
Was sonst getrennt erscheinet,
Durch meiner Kunst Gewicht.

Die zweite Hälfte.

Um Alles zu beleben
Im irdischen Bestreben,
Erfand mich Menschenwitz;
Doch oft auch stiftet Schaden
Den friedlichen Penaten
Mein lockender Besitz.

Das Ganze.

Zum comfortabeln Wesen
Hat man mich auserlesen
Im Dienst der jungen Frau;
Und bleiben die Gedanken
Hübsch in den Ordnungsschranken,
So nimmt man's nicht genau.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 21. Januar: Ueber die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Licht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 21. Januar. **Richard Löwenherz**, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Gretry.

Montag, den 23. Januar. Zum Vortheil der Fräulein Capitain (zum Erstenmale): **Der Cid**, große Oper in 3 Abth. von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 22. 22. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Eine Sängerin unter Friedrich dem Großen. *)

Wer könnte das wohl anders seyn, als die Sängerin par excellence — die weltberühmte Mara? — Lieblingssängerin des großen Königs, die, trotz aller Gunst, aller Vortheile, welche ihr der Aufenthalt in Berlin gewährte, von hier — durchging. — Damals schrieb Bäuerle in Wien noch keine Diatriben gegen das Durchgehen der Schauspieler, und Saphir hatte die Vertheidigung derselben noch nicht übernommen. Statt eines schwarzen Registers in der Theater-Chronik, eilte 1780 noch ein Courier nach Wien, der die Wiederkehr der entflohenen Nachtigall auf diplomatischem Wege erreichen sollte, — und erst als unsere berühmte Milder 1816 Wien mit Berlin vertauschte (auch auf die ungezwungenste Weise), war von einem eigentlichen Ersatz für die Mara die Rede.

„Sie singt wie eine Deutsche!" so berichtete der italienische Sänger Morelli, den König Friedrich II. ausdrücklich nach Leipzig gesandt, um sich zu überzeugen, ob es denn wirklich mit der durch ganz Deutschland gerühmten Stimme und Gesangsfertigkeit der jungen, 20jährigen Gertrude Schmeling — dies war der Mara Mädchenname — seine Richtigkeit habe? — Ein solches Urtheil war eben nicht geeignet, den Entschluß des Königs zu einem Engagement bei der italienischen Oper zu bestimmen. — „Wie eine Deutsche!" — ein Urtheil, das dem intriganten Morelli entweder eigener Nationalstolz, oder die Besorgniß seiner Collegen vor dem aufsteigenden Künstlersterne der Schmeling dictirte, das aber ganz vortrefflich wirkte; denn der König erwiederte: „Das sollte mir fehlen, eben so gern möchte ich mir von einem Pferde eine Arie vorwiehern lassen." — Dies Wort wurde bald genug bekannt, die italienischen Sänger sorgten dafür, daß Niemand im Zweifel über die Ansicht des Königs von deutschem Gesange bliebe, und so kam es denn auch zu den Ohren des alten Schmeling in Leipzig, der eben im Begriff stand, mit dem Theater-Direktor Hiller einen längeren Contrakt abzuschließen. Der väterliche Stolz auf das wirklich außerordentliche Talent der Tochter war beleidigt, und auch die kleine Eitelkeit Getruden's gekränkt. Noch im späten Alter, als sie in Reval, der Hauptstadt Esthland's, zurückgezogen lebte, erzählte sie gern ihren Freunden und Bekannten, zu denen auch der Kapellmeister G. A. Schneider gehörte, was damals das jugendliche Herz bewegte. Das „Wiehern eines Pferdes" war ihr doch ein wenig zu stark, und der mächtige König von Preußen sollte sein hartes Urtheil zurücknehmen, es koste, was es wolle. Vater und Tochter machten sich nach Berlin auf und kamen nach 3 Tagen und Nächten (denn so lange dauerte zu jener Zeit noch die Reise) hier an. Jetzt kam es aber darauf an, sich vor dem Könige hören zu lassen. Durch die Sänger der italienischen Oper war das nicht zu erreichen, davon überzeugte sich der alte Schmeling sehr bald: Concialini, Porporino, Coli, Morelli waren gegen sie, und sonst eigentlich nirgend Gelegenheit, sich öffentlich hören zu lassen. — Die Aussichten trübten sich, bis die Kleine endlich Muth faßte und den Grafen von Zierotin-Litgenau, königl. Kammerherrn und Directeur des Spectacles bat, sie nur einmal anzuhören. Widerstrebend wurde endlich ihr Wunsch gewährt — aber bald genug war die Meinung des Directeur des Spectacles gewonnen, und siehe da, die sehnlichst gewünschte Audienz war schon nicht mehr so unmöglich, als sie es vorher gewesen war. Auf die Vorstellungen des Grafen wurde eine Probe vor Sr. Majestät bewilligt, und man kann sich denken, mit welchen Gefühlen das junge Mädchen, am Arm ihres Vaters, das Schloß betrat, in dem der große König, von dem sie immer nur mit Staunen und Bewunderung erzählen gehört, sie prüfen wollte. Wer möchte diese Befangenheit nicht mit ihr fühlen, wenn man sich jene Zeit vergegenwärtigt und des wunderbaren Nimbus gedenkt, der den König und Alles, was ihn unmittelbar berührte, umgab! Immer gewann das fast erloschene Auge der ehrwürdigen alten Frau ein neues Leben, wenn sie von dieser Stunde erzählte. In einen Saal geführt, stand sie lange, auf die Ankunft des Königs harrend und immer sich räuspernd, ob sie auch noch bei Stimme sey — aber wann ist man mit 20 Jahren wohl nicht bei Stimme? Ja, sie schlug auch versuchend ganz leise einige Töne an. Was sie hörte, beruhigte sie, und vertrauungsvoll sah sie endlich die Kabinetsthür des Königs sich öffnen. Friedrich II. trat ein, sah die sich tief Verneigende starr und mit jenen wunderbar leuchtenden Augen an, die so große Wirkung auszuüben gewohnt waren. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zum Flügel, spielte, und schien wohl eine Viertelstunde lang gar keine Notiz von ihr zu nehmen. Dies weckte den Stolz Gertrudchens, sie dachte an das Pferdegewieher, und sehnte den Augenblick herbei, wo sie überzeugt war, die ungünstige Meinung des gefürchteten k. Richters zu ihren Gunsten zu ändern. — Als das Spielen auf dem Flügel aber gar kein Ende nehmen wollte, fing sie an, mit großer Unbefangenheit die Gemälde an den Wänden zu betrachten, und unterstand sich dabei sogar, dem Könige den Rücken zuzukehren. — Hatte der König das bemerkt, oder war die Flügel-Phantasie zu Ende — plötzlich winkte er der Harrenden; sie trat ehrfurchtsvoll an das Instrument und hörte erschreckt die kurze, nichts weniger als freundliche Frage: „Sie will mir also etwas vorsingen?" — Wenn Ew. Maj. die Gnade haben wollen, es zu erlauben, stotterte sie, und setzte sich

---

*) Aus den „Berlinischen Nachrichten."

dann auf denselben Stuhl, den der König, aufstehend, ihr anwies. Jetzt fühlte sie sich in ihrem Elemente, und sie sang eine längst eingeübte italienische Arie, die eigentlich für die berühmte Astrua componirt worden war. Schon bei den ersten Tönen wurde der König aufmerksam, näherte sich ihr und sprach unzweideutig seinen Beifall aus, als sie geendet hatte. — Sie wollte aufstehen, aber die Probe war noch nicht vorüber.

„Kann Sie von Blatt singen?" —

Ja, Ew. Majestät! —

„Na, höre Sie mal, das ist schwer!" —

Mein Vater hat mich darin unterrichtet! —

„So? — Getraut Sie sich Alles zu singen, was ich Ihr vorlege —?"

Zu singen und auch dabei auf dem Clavicembel zu begleiten, Ew. Majestät.

„So!" — Dabei holte der König aus seinem Cabinet die Partitur der neuen Oper Piramo e Tisbe von Hasse, legte sie selbst auf das Pult und stellte sich hinter sie, um zu sehen, wie sie diese Aufgabe lösen würde.

Gertrude Schmeling sah erst Blatt für Blatt durch, um den Text kennen zu lernen. Der König schüttelte den Kopf und sagte:

Sieht Sie wohl, Sie muß sich die Noten doch erst vorher ansehen!

Nicht der Noten wegen, Ew. Majestät, sondern der Worte wegen, damit ich doch weiß, mit welchem Ausdruck ich sie zu singen habe.

„So? Also deßwegen! Na, nun fange Sie aber an."

Und sie fing an. — Gleich das Recitativ sang sie mit außerordentlicher Bravour; es war, als hätten sich alle ihre Kräfte um das Doppelte gesteigert. Dabei gab sie besonders den Worten ihr volles Gewicht, und erreichte gerade dadurch eine Wirkung, die der König bis dahin an italienischem Gesange gar nicht gekannt. Freundlich klopfte der König ihr auf die Schulter und sagte einmal über das andere, ja fast nach jeder Phrase, brava! Nun ging es zum Adagio. Gertrudchen hatte Muth gefaßt, fühlte sich ihres Sieges gewiß, und wußte, daß gerade der getragene Ton des Adagio ihre eigenthümliche Kraft war. — Aber der Muthwillen ging mit dem Triumphe Hand in Hand; sie gedachte der schlechten Meinung, die der König vom deutschen Gesange ausgesprochen, und sang die erste Hälfte des Adagio so schlecht, tonlos und mit erzwungener Rauhigkeit, daß der König unwillig mit den Händen auf die Stuhllehne klopfte und sich umdrehte. Das hatte sie eben gewollt.

Verzeihen Ew. Majestät, es ist mir etwas in den Hals gekommen, darum habe ich so schlecht gesungen, daß man es fast für das Wiehern eines Pferdes halten mußte. — Haben Ew. Majestät die Gnade, ein da Capo zu erlauben.

Und ohne die Erlaubniß weiter abzuwarten, sang sie mit dem ganzen Schmelz ihrer Wunderstimme noch einmal — ging dann zum Allegro über, stand mit der letzten Note auf und machte lächelnd eine tiefe Verbeugung vor dem Könige.

Erfreut sagte dieser: „Höre Sie mal, Sie kann singen. — Will Sie in Berlin bleiben, so soll Sie bei meiner Opera angestellt werden. — Wenn Sie raus geht, sage Sie doch dem Kammerlaquay, er soll mir gleich den Zierotin herschicken — will mit ihm wegen Ihr reden. Adieu!"

Damit war die Glückliche entlassen. Im Vorzimmer stand ihr Vater und bei ihm Graf Zierotin, die beide an der Thür dem Gesange zugehört. Am Abend desselben Tages war Signora Schmähling, wie sie in den Opern-Etats jener Zeit genannt wird, mit 3000 Thalern Gehalt angestellt — und wurde ihren, keineswegs angenehm überraschten, Collegen, den italienischen Sängern, als prima donna assoluta vorgestellt. Graf Zierotin, der, wie aus den von unserm würdigen Preuß aufbewahrten Briefen des Königs an ihn hervorgeht, auch nicht auf Rosen gebettet war, und oft nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, glaubte an der kleinen bescheidenen Deutschen eine willkommene Acquisition gegen die Anmaßungen und Intriguen der Italiener gemacht zu haben, und that seinerseits alles Mögliche, um die neue Sängerin zu heben. Nach langen Proben trat sie im Dezember 1771 in der Hasseschen Oper Piramo e Tisbe zum ersten Male auf und erregte allgemeine Bewunderung. Auf Befehl des Königs mußten Porporino und Concialini selbst sie unterrichten und ihr alle Vortheile der italienischen Schule beibringen, was indessen kaum nöthig gewesen wäre, denn sie war ein geborneș Talent, das bald selbst Regeln gab, dem sich das Ganze der damaligen Berliner Oper anbequemte.

Was aber die Fügsamkeit und Bescheidenheit der jungen deutschen prima donna betraf, so hatte Graf Zierotin wohl nicht berechnet, daß böses Beispiel auch die besten Sitten verdirbt. Gertrudchen war von Natur eigensinnig und widerspenstig, und wenn auch der Vergleich mit einem Pferde in Bezug auf ihre Stimme glänzende Widerlegung fand, so dürfte der Vergleich mit Rücksicht auf ihren Eigensinn nicht ganz von der Hand gewiesen werden können. Die Sache fing gleich ganz erfreulich mit einer Weigerung an, zu einer ungewöhnlichen Zeit, spät im Dezember, die Rolle im Piramo e Tisbe noch ein Mal zu singen, weil die Schwester des Königs, die Königin von Schweden, die Oper zu hören wünschte. Graf Zierotin wollte die Oper geben: Gertrudchen erklärte aber, nicht eher singen zu wollen, als bis der König selbst es befehlen würde. Das geschah denn auch, und zwar dießmal ohne weitere Rüge, weil die junge prima donna eben im ersten Stadium ihres aufsteigenden Glanzes war. Ein zweites Mal ging es schon nicht so sanft vorüber. Dies war einige Jahre später, und Signora Schmähling schon Mad. Mara. Die Königin hatte nämlich gewünscht, die Sänger der italienischen Oper in einem Abendconcert bei sich zu hören, und diese hatten die unglaubliche Frechheit, zu erklären: „sie wären vom Könige, und nicht von der Königin bezahlt: der König wäre in Potsdam, und in Berlin brauchten sie nicht zu singen." Gertrudchen, das bescheidene Gertrudchen, stand an der Spitze, und Graf Zierotin wußte sich nicht anders zu helfen, als daß ein Bericht an den König nach Potsdam ging, von woher denn auch sofort folgende, französisch geschriebene, Antwort einlief:

„Mit Erstaunen muß ich hören, daß Meine Sänger und Sängerinnen die Unverschämtheit gehabt haben, J. Maj. der Königin ihren Dienst zu versagen. Ich muß gestehen, daß man die Frechheit nicht wohl weiter treiben kann, und bin sehr aufgebracht darüber. Er hat sich zu beeilen, Allen ohne Ausnahme, also auch der Mara, meine gerechte Entrüstung über ihr unverschämtes Betragen zu eröffnen, und ihnen kurz zu erklären, daß es Mein bestimmter Wille ist, sie sollen den Befehlen Ihrer Majestät so oft nachkommen, als Allerhöchstdieselben es verlangen werden, damit Ich mich nicht etwa genöthigt sehe, zu ernsthafteren Maßregeln zu schreiten, um sie ihre alles Maß übersteigende und lächerliche Anmaßung bereuen zu lassen. — Ich bin —

Potsdam, den 22. Februar 1775. Friedrich."

Das war deutlich, und Graf Zierotin verfuhr denn auch darnach so entschieden, daß eine andere, noch vorhandene, Cabinetsordre ihn deswegen belobt und ihm Strenge empfiehlt,

damit der König selbst nicht weiter mit dergleichen Angelegenheiten belästigt würde. — Wenn hier dem Lauf der Dinge gleich um einige Jahre vorgegriffen wurde, so geschah es nur, um gleich den Culminationspunkt zu zeigen, bis wohin sich Gertrudchen in vier Jahren schon verstiegen. Das kleine Mädchen, die sieben Jahre alt — von ihrem Vater angeleitet, in Wirthshäusern zur Belustigung der Gäste, die Violine gespielt, hatte itzt 3000 Thaler Gehalt, und wollte die Befehle der Königin von Preußen nicht respectiren. Aber wieder zurück zu den ersten Monaten ihres Engagements. Kaum hatte sie in den Debüts dem Könige und dem Publikum gefallen, so brach auch ein offener Zwist zwischen ihr und ihrem Vater aus. Der alte Mann, der die Tochter bis itzt als Mittel zu seinem Unterhalt gebraucht, sie streng und nichts weniger als väterlich behandelt, wollte in der veränderten glänzenden Stellung derselben keinen Grund erkennen, sie besser zu behandeln, und ihr eine gewisse Freiheit zu gönnen. Den Gehalt wollte er verwalten, die prima donna assoluta del Rè di Prussia sollte sich mit wenigem Taschengelde begnügen. Wurde sie in vornehme Cirkel geladen, wollte er mit, im Hause selbst sollte Alles nach seinem Kopfe gehen.

Dagegen revoltirte sich Gertrudchen und klagte den Collegen ihre Noth. Manchem mochte auch der strenge Vater unbequem seyn. Kurz, die Sache kam vor den König, und folgende Cabinetsordre an den Grafen Zierotin setzte sie ins rechte Geleise.

„Es thut mir leid, aus Seinem Rapport vom 2. d. M. die Uneinigkeit zu erfahren, in welcher die Sängerin Schmeling mit ihrem Vater lebt, und obgleich ich weit entfernt bin, die schlechte Behandlung zu billigen, die der Vater seiner Tochter angedeihen läßt, so kann Ich ihn doch nicht aus der Stadt verweisen, da er sich eigentlich keines Vergehens schuldig gemacht, das eine Verbannung verdiente. Das Klügeste wäre wohl, Meiner Ansicht nach, daß die Tochter ihm die anständige Pension läßt, welche sie ihm bis jetzt gegeben, sich aber gänzlich von ihm trennt und ein anderes Logis nimmt, wo er nicht hinzukommen wagt, damit der Streit aufhöre. — Dies ist der ganze Rath, den Er ihr von mir zu geben hat.

Berlin, den 3. Januar 1772. Friedrich."

Also hatte Gertrudchen sogar direct geklagt und der Directeur des spectacles sofort auf Verbannung angetragen. Kein übles Mittel, die hinderlichen Väter und Mütter von Sängerinnen los zu werden. Es wurde aber, wie wir sehen, nicht gut geheißen. Die Trennung ging wirklich vor sich, schlug aber keineswegs zu ihrem Vortheil aus, denn nun fanden sich eine Menge Besucher ein, die dem hübschen Mädchen mit der vortrefflichen Stimme als Capital und den 3000 Thlr. als Zinsen, die Cour machten. Besonders war es der Violoncellist der k. Kapelle, Mara, der sich ihr näherte und, obgleich ein liederlicher Mensch, sie zu fesseln wußte. Schulden, Spiel, Leidenschaft für den Trunk, nichts vermochte der Verblendeten die Augen zu öffnen, — vergebens rieth der alte Vater, die Collegen, Graf Zierotin, ja selbst der König ihr davon ab. Sie war taub gegen alle Vorstellungen, und die Heirath wurde 1774 vollzogen.

Madame Mara führte eine sehr unglückliche Ehe. Zwar liebte sie ihren Mann leidenschaftlich, dieser aber betrug sich so unwürdig, daß ihr das Haus zur Hölle gemacht und das Mitleid des ganzen Publikums für sie geweckt wurde. Der König nennt ihn selbst in zwei noch vorhandenen Cabinets-Ordres mauvais sujet und sein Betragen une tout à fait mauvaise conduite. — Da sie gegen den ausdrücklichen Willen des Königs geheirathet, so war er auch taub gegen ihre Klagen. So wurde ihr der Aufenthalt in Berlin verleidet, und sie suchte von hier wegzukommen. Sie sah dazu kein anderes Mittel, als durch ihre Widerspenstigkeit den König aufzubringen. Zu dergleichen bieten sich bei einer italienischen Oper allerlei Gelegenheiten dar. Der König verstand aber keinen Spaß, schickte erst den Mann auf einige Zeit nach Spandau, und, als dessenungeachtet, die Klagen und Bitten der verwöhnten Prima Donna nicht aufhörten, erfolgte eine Cabinets-Ordre folgenden Inhalts an den Baron von Arnim, 1776, Directeur des Spectacles:

„Ihr könnt der Sängerin Mara als Antwort auf den Brief, den sie Mir geschrieben, und der hierbei zurückerfolgt, sagen, daß ich sie bezahle, um zu singen, und nicht um zu schreiben, und daß die Arien, so wie sie sind, sehr gut sind. Sie hat sich also dem anzubequemen, ohne viel Redensarten und Schwierigkeit.

Potsdam, 30. Juni 1776. Friedrich."

Eigenhändig ist unter dieser Ordre bemerkt:

„Sie ist bezahlt um zu singen und nicht um zu schreiben."

So deutlich nun auch hierin der königliche Wille ausgesprochen war, so wenig bequemte sich die Mara zur Fügsamkeit. Da sie nun selbst nicht mehr schreiben durfte, so gewann sie den Baron v. Arnim, daß er das Wort für sie bei dem Könige führe, und dieser, den Abgang einer so außerordentlichen Künstlerin fürchtend, und unterrichtet, daß ihr von Wien, Paris und London bedeutende Anerbietungen gemacht worden waren, ließ sich von ihr dazu bewegen, worauf die folgende, für alle Zeiten merkwürdige und verständliche Cabinets-Ordre an ihn erfolgte:

„Vester, besonders lieber Getreuer! Ich werde aus Eurer Vorstellung vom 4. dieses gewahr, daß Ihr sehr sanftmüthig und ein großer Freund seyd von der Mara und ihren Mann, weil Ihr Euch derselben so sehr annehmet und vor sie das Wort führet: Ich muß Euch aber sagen, daß Eure Sanftmuth hier schlecht angebracht ist, und daß Ihr weit klüger thun werdet, wenn Ihr dasjenige thut, was Ich Euch befehle, und Euch nicht angewöhnt, zu räsonniren; denn das leide Ich durchaus nicht, und müsset Ihr Euch dergleichen nicht in den Sinn kommen lassen. Die Mara soll die Arien singen, wie ich es verlange, und nicht widerspenstig seyn, wo sie nicht will, daß es ihr eben so, wie ihrem Manne ergehen soll, und der soll sitzen, bis auf weitere Ordre, darnach kann sie sich nun richten. Ihr hingegen müsset Euch nicht einbilden, daß Ihr mein Geheimer Rath seyd, dazu habe Ich Euch nicht angenommen, sondern Ihr habt Euch besser zu befleißigen, meinen Ordres parition zu leisten, wenn Ihr wollet, daß ich ferner sey Euer gnädiger König.

Potsdam, den 5. Juli 1776.

Damit war denn die Correspondenz begreiflich zu Ende, nicht aber die Widerspenstigkeit der Mara. Während ihr liebenswürdiger Eheherr in Spandau saß, glaubte sie, die beste Gelegenheit zum Durchgehen zu haben. Schon früher, 1773, hatte sie dazu einmal Lust gehabt, obwohl aus einer ganz andern Ursache. Ihr Mann, damals noch ihr Liebhaber, hatte nemlich den Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, so sehr beleidigt, daß der König ihn einstecken ließ. Von welcher Art diese Beleidigung gewesen, ist nicht bekannt geworden. Kurz, er kam nur los, als der König erfuhr, daß die Mara ernstliche Anstalten zum Durchgehen machte. In einer Cabinetsordre vom 11. März 1773 an den Grafen Zierotin braucht der König die Phrase: „la Chanteuse Schmeling pourroit

bien faire un trou à la leurre, c'est à dire s'échapper clandestinement," und läßt sie scharf beobachten. Für dies Mal wurde aus dem Durchgehen noch nichts; 1776 aber desto mehr. Sie erhielt unter dem Vorwande, selbst beim Könige in Potsdam einen Fußfall thun zu wollen, Postpferde — fuhr aber um Potsdam herum und geradewegs nach Leipzig. Der König war außer sich, als er die undankbare Aufführung seines bisherigen Lieblings erfuhr, und schickte, als er hörte, daß sie sich nach Wien gewendet, einen Courier dorthin, der sie vom Kaiser Joseph II. zurückfordern sollte. — Sie kam in der That dort an, erhielt aber von der österreichischen Polizei sofort den Rath, sich nicht lange aufzuhalten, denn dem König von Preußen wäre nicht gut etwas abzuschlagen. So ging die Mara nach Paris und später nach London; wir aber verlieren sie für Berlin aus den Augen, und wissen nur, daß sie im hohen, dürftigen Alter oft mit Sehnsucht an ihren hiesigen Aufenthalt zurückgedacht und sich ihr undankbares Betragen gegen den großen König oft selbst zum Vorwurf gemacht.

L. Schneider.

Tabletten.

*** (Leipzig, 16. Januar.) Das durch Felix Mendelssohn's Bemühungen veranlaßte Monument für Sebastian Bach nimmt bereits seine Stelle an der Promenade vor der Thomasschule ein, ist aber bis jetzt noch verhüllt. Die Enthüllung wird am 21sten März, an Bach's Geburtstag geschehen. Dies von Eduard Bendemann entworfene Denkmal ward vom Bildhauer Knauer ausgeführt; es hat die Form einer byzantinischen Betsäule, wo in einer der Nischen die Bach'sche Büste steht. Die Kosten sind zum Theil durch die Erträge von Kirchenconcerten gedeckt worden, die Mendelssohn hier für das Denkmal veranstaltete.

*** (Der Strohmann.) Eine der jüngsten Nummern der „nordischen Biene" gedenkt eines russischen Volksfestes, welches vorzüglich im Umkreise von Wladimir unter dem Ausdrucke Costroma üblich ist, welches Wort so viel als Strohmann bedeutet. An einem bestimmten Jahrestage, meist am Sonntage nach dem Dreifaltigkeitsfeste, versammelt sich die Jugend des Dorfes um das Banner eines Strohpopanzes, und trägt ihn in Form einer Prozession gegen einen benachbarten Fluß oder See, — worin er begraben werden soll. Ehe dieses geschieht, muß sich zwischen der parteyten Jugend eine Art Krieg entspinnen, der zuletzt dahin ausläuft, daß das Costroma erobert, und, wie gesagt, in das Wasser versenkt wird, wornach sich die Parteien wieder aussöhnen, und den Rest des Abends mit Spielen und Belustigungen aller Art zubringen. Daß diese Volkssitte aus der finstern Zeit des Heidenthums stamme, mag außer Zweifel seyn, um so mehr, als man in frühern Zeiten bei dieser Versenkung den Namen des altslavischen Gottes Percuna's aussprach, der im 12. und 13. Jahrhundert durch das Kreuz verdrängt worden ist. — Wir fügen hier nur noch bei, daß auch in Bayern ein Strohmann beim sogenannten Sonnenwende- oder Johannisfeuer eine ähnliche Rolle spielt, nur geht er hier durch ein anderes Element, nämlich durch Feuer zu Grunde. An dem genannten Sommerabend macht die Jugend eines Ortes einen großen unförmlichen Strohmann, und befestigt ihn auf eine hohe Stange. Sodann wandelt eine Procession auf einen freien Platz hinaus, steckt hier den Strohmann in die Erde, und errichtet ringsum einen Holzstoß. Dieser wird mit Einbruch der Nacht angezündet, und wenn der Strohmann durch Brand gänzlich zerstört und umgestürzt ist, beginnt die Lustbarkeit des Springens über und durch das Feuer, welche meist bis Mitternacht dauert. (W. Ztsch.)

*** Van der Borgen, ein holländischer Gelehrter und Botaniker, der sich schon seit einigen Jahren auf der Insel Java aufgehalten hatte, fand daselbst im Juni des verflossenen Jahres ein trauriges Ende. Um nämlich eine seltene Wasserpflanze aus einem Sumpfe zu holen, der von häßlichen und mitunter giftigen Reptilien mannichfaltiger Art wimmelte, construirte er sich mit Hülfe eines Sklaven aus ein paar dürren Pfosten ein Floß. Als er dieses bestieg und mit einer Stange vielleicht etwas zu eilfertig vom Ufer stieß, verlor er mit seinem elenden Fahrzeug das Gleichgewicht und fiel häuptlings in das schlammige Moor. Er gerieth somit in die äußerste Gefahr, zu ersticken; doch war ihm keineswegs dieser Tod bestimmt, denn theils arbeitete er sich selbst mit aller Kraftanstrengung in die Höhe, und theils unterstützte ihn sein getreuer Sklave, der sogleich in den Sumpf gesprungen, und ihm zu Hülfe gekommen war, allein als er halb ohnmächtig aus der trüben Fluth ans Land gezogen wurde, fühlte er in unzweideutigen Symptomen, daß ihn eine giftige Schlange gestochen hatte — und nach wenigen Minuten schon gab er seinen Geist auf.

*** (Verlegenheit.) Ein Barbier, zu dem auch die neue Mähr gedrungen, daß im Jahr 1843 die Welt untergehen werde, sagte ängstlich zu einem seiner Kunden: „Gewiß, man versichert mit glaubwürdigen Zeugnissen diesen Untergang. Am 23. April stirbt alles Vieh und am 25. ist die Reihe an den Menschen!" — „Hm," entgegnete der eben Eingeseifte, „das bringt mich in Verlegenheit! Wer soll mich denn am 24. rasiren?" (Gesellschafter.)

Logogryph.

Wenn labend Euch, was in mir woget, perlet, glüht und schäumet,
Und Ihr erforscht, was still aus meinem Heiligthum entkeimet;
Dann wird der Servilismus meines Wesens Euch nicht blenden,
Um unpartheiisch mir das wohlverdiente Lob zu spenden.
Wenn Philosophen das, was unbegreiflich, offenbaren,
Und schnöde Filze zur Verschwendung nur für Andre sparen,
Wenn Literaten gegenseitig Ruhm sich garantiren,
Und Ordensbänder hie und da bekannte Tröpfe zieren,
Wenn abgelebte Wölfe sich in Lämmerfelle kleiden
Und arme Schlucker von Genie die Nabobs oft beneiden,
Wenn Leute ohne Tact der freien Presse Kränze flechten
Und Eintagsfliegen frech genug, mit Königen zu rechten:
Dann offenbaret sich, ist mir der Endlaut abgeschnitten,
All' jenes Wirken, Treiben, Thun und Seyn als unbestritten.

Auflösung der logogryphischen Doppelhomonyme in Nro. 19.
Hell; Heller; Kreuzer.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 22. Januar. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten; mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, den 23. Januar. Zum Vortheil der Fräulein Capitain (zum Erstenmale): Der Cid, große Oper in 3 Abth. von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 23. 23. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Mademoiselle de Lafaille.

(Nach der Gazette des Tribunaux.)

(Fortsetzung.)

Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden, trat die väterliche Strenge wieder in ihre alten Rechte. Herr de Lafaille gestattete Clemencen und Georges nicht mehr, sich wie früher vertraulich zu unterhalten; sein wachsames Auge beobachtete sie diesen ganzen letzten Tag ihres Beisammenseyns; sogar die Bewegungen ihrer Augen und ihrer Lippen entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Allein trotz dieser eifersüchtigen Wachsamkeit des alten Präsidenten, wagte es Georges in dem Augenblick, als er von Fräulein de Lafaille Abschied nahm, dem jungen Mädchen ins Ohr zu flüstern:

„Heute Abend um zehn Uhr im Garten."

Clemence betrachtete Georges mit Schrecken; allein sein Zittern, seine Bestürzung, seine Fassungslosigkeit vermochten sie zu der Antwort:

„Ich werde kommen."

Der strenge Präsident sah und hörte nichts. Den Abend um zehn Uhr trafen sich die beiden Liebenden; sie wechselten gegenseitig die zärtlichsten Schwüre, die rührendsten Versprechungen. — — —

Vier Jahre nach dieser Scene, welche wir hier nur unvollkommen beschrieben, kam Georges von Garan, dessen Regiment in Indien fast ganz vernichtet, und der selbst für todt gehalten worden, da er in Gefangenschaft gerathen, nach Paris und begab sich in das Hôtel St. Louis en l'Ile, welches seine Mutter bewohnte. Ein prächtiges Gastmahl war bereitet worden, um die unerwartete Rückkehr des geliebten Sohnes zu feiern. Zahlreiche Freunde und Verwandte, die theuersten Gefährten seiner Jugend waren zu diesem Feste gebeten. Frau von Garan, trunken vor Freude, theilte auch der Versammlung einen Theil dieses innigen Glücks, dieser unendlichen Wonne mit, welche ihre mütterliche Seele empfand, und jeder überließ sich, nach ihrem Beispiel, den Ergießungen der Zärtlichkeit, welche die unvermuthete Rückkehr des jungen Capitains einflößte. Georges allein blieb ernst; er beantwortete die allgemeinen Beweise des Entzückens, deren Gegenstand er war, nur durch eine stumme Traurigkeit.

„Vergeben Sie, theure Mutter, entschuldigt mich, meine Freunde," sagte er endlich, „daß ich bei diesem Feste so düster erscheine, allein das Unglück hat mich abergläubisch gemacht, düstere Ahnungen haben sich meiner bemächtigt, die ich nicht zu beherrschen vermag. Als ich diesen Morgen in Paris ankam, sah ich in dem Augenblick, wo ich vor der Kirche St. Germain de Prie vorbei fuhr, die Vorbereitungen zu einem Leichenbegängniß. Das Portal war schwarz behangen; in dem Vorhof standen arme Leute, mit Fackeln versehen, und erwarteten das Heraustragen eines Sarges. Das traurige Geläute der Glocken und der Todtengesang stimmten mit dem langsamen und feierlichen Gang der Träger überein. Ich glaubte in dieser traurigen Begegnung eine Unglück bringende Vorbedeutung zu sehen, und entfernte mich aufs schnellste. Allein so natürlich ich mir auch die Begebenheit vorzustellen versuchte, so bleibt mein Herz doch beklommen; selbst in diesem Augenblick vermag ich nicht meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; jener Sarg, der Leichenzug, die blassen Gesichter schweben beständig vor meinen Augen."

„Dieser Leichenzug, welcher auf Sie einen so unangenehmen Eindruck hervorgebracht hat," sagte einer der Gäste, „war die Beerdigung der schönen Frau von Boissieur, Gemahlin des Präsidenten von Boissieur; sie ist gestern gestorben, nachdem sie nur zwei Tage krank gewesen."

„Die schöne Frau von Boissieur?" unterbrach ihn Georges; „sie muß sehr schön gewesen seyn, daß man sie so nannte."

„Gewiß," erwiederte ein Anderer der Gesellschaft, „man nannte sie in Paris nur die schöne Präsidentin; in Toulouse nannte man sie das schöne Fräulein de Lafaille."

„Frau von Boissieur! Fräulein de Lafaille!" rief Georges; „ist sie denn gestorben? Sie irren sich, dieß ist nicht möglich. Frau von Boissieur! Fräulein de Lafaille! Sind denn beide ein und dieselbe Person? Erklären Sie mir dieses Räthsel!"

„Mein Sohn," sagte Frau von Garan, welche die Erschütterung und die Todtenblässe ihres Sohnes in Schrecken versetzten, „da das Schicksal gewollt hat, daß Du heute Zeuge von der Beerdigung der Frau von Boissieur gewesen, so würde es vergeblich seyn, Dir es noch länger zu verschweigen. Ja, lieber Georges, die Frau von Boissieur war niemand anders, als das Fräulein de Lafaille — sie hatte sich vermählt, weil wir uns alle von Deinem Tode überzeugt glaubten; ich selbst habe Dich beweint und Trauer angelegt. Als Clemence dem Herrn von Boissieur, der in jeder Hinsicht die Zärtlichkeit einer tugendhaften Gemahlin verdiente, ihre Hand gab, hatte sie sich nur dem Wunsche und Befehl ihres Vaters gefügt."

Georges hatte seine Mutter mit zunehmender Bewegung angehört. Er sprach kein Wort; allein große Thränen fielen über seine Wangen herab und benetzten das Ludwigskreuz, welches seine Brust zierte, und das der König ihm bei seiner Landung in Frankreich als eine ehrende Belohnung für seine Tapferkeit hatte überreichen lassen.

Die Gäste der Frau von Garan entfernten sich und Georges blieb allein mit seiner Mutter, die sich vergebens bemühte, ihn liebreich zu trösten. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Herzog.

(Fortsetzung.)

Wenn es auf's Aeußerste kommt, dachte ich, und die Pferde uns den Dienst verweigern, so grabe ich ein großes Loch in den Schnee, umgebe es rings mit einer Schneemauer und schütze uns so die Nacht hindurch vor weiteren Unfällen. Ich bat meine Leidensgefährtin frohen Muthes zu seyn; vor dem Hungertode waren wir geschützt, denn mein Mundvorrath war hinreichend, uns einige Tage Nahrung zu geben. Dann hatte ich ja auch noch zwei Flaschen Arrak in meinem Reisesack. Trotzdem hätte ich nicht geglaubt, eine Nacht bei solcher Witterung so ganz unter freiem Himmel zubringen zu müssen.

Inzwischen hatte ich den Docht in meiner Laterne wieder hergerichtet und es gelang mir, ihn anzuzünden. Auch meine Pistole war in Gang gekommen und ich säumte nicht sie abzufeuern, in der Hoffnung, gehört zu werden; aber wir waren schon lange, sehr lange Zeit vorwärts geritten und kein wachsamer Hund begrüßte unsre Ohren mit seinem Gebelle, noch viel weniger zeigte sich unsern spähenden Blicken ein freundliches Licht. Ermüdet durch tausend Hoffnungen, Besorgnisse und Vermuthungen, beschloß ich, mich ruhig dem Willen des Zufalls zu überlassen, als ich auf einmal bemerkte, daß der Weg unter unsern Füßen sanft aufwärts stieg. Es war kein Zweifel, wir befanden uns an dem Fuße eines Hügels. Dieser Umstand verstärkte meinen Muth, denn es war mir wohl bekannt, daß alle Berge in der Gegend von Tabriez mit unzähligen Höhlen versehen sind. War es möglich eine solche, die Raum für uns hätte, aufzufinden, so konnten wir den Rest der Nacht in Ruhe und Sicherheit verbringen. Meine Nachsuchungen waren nicht fruchtlos. Der Schein meiner Laterne verrieth mir den Eingang einer weiten Höhlung; ich stieg ab, legte die Zügel meines Pferdes in die Hände meiner Begleiterin und ging hinein.

Die Grotte war sehr geräumig und sowohl die Spuren von Fußstapfen der Thiere, als auch ein Haufe Asche bewies mir, daß diese Höhle schon vor uns bewohnt gewesen sey. Auf jeden Fall war dies das beste Asyl, welches wir zu finden hoffen konnten. Nachdem ich die Pferde hineingeführt hatte, bat ich meine Armenierin abzusteigen. Als ich sie so in ihre provisorische Wohnung eingeführt, sammelte ich die halbverbrannten Holzreste, die unter der Asche lagen und zündete ein kleines Feuer an, das, durch dürre Pflanzen genährt, lustig anfing zu knistern. Nach diesem aber war es meine erste Sorge, den Eingang der Höhle durch ein mächtiges Bollwerk von Schnee zu verschanzen, um uns vor dem Besuche der Wölfe sicher zu stellen, die in dieser Gegend Persien's in großer Anzahl sich aufhalten und die leicht durch ihren feinen Geruch unsre Pferde wittern konnten. Es war eine harte Arbeit für mich, diese Verschanzung, da ich auch nicht das geringste Werkzeug zu Handen hatte; aber mit Geduld und großer Anstrengung gelang mir endlich das saure Werk.

Nun mußte ich zunächst an die Thiere denken. Das Pferd der Armenierin war in so erbärmlichem Zustande, daß ich mich selbst mit Erstaunen fragte, wie es möglich gewesen sey, daß sich das Thier so lange auf den Beinen halten konnte. Ich war nur, wie schon früher gesagt, mit Fourage auf ohngefähr zwei Tage für mein Pferd versehen und gedachte also ohne Weiteres, weil das Ende der Dinge noch nicht abzusehen war, die steife Rozinante ihrem Schicksale zu überlassen; bald aber besann ich mich, daß dies das sicherste Mittel seyn würde, die hungrigen Wölfe herbeizulocken. Ich fand daher für besser, den Klepper in der Höhle und ihn mit halber Ration vorlieb nehmen zu lassen.

Währenddessen saß meine Gefährtin, ohne sich zu bewegen, beim Feuer. Ihr Gemüth schien etwas beruhigter, sie glich vollkommen der Statue der Resignation. Die kargen Worte, welche ich ihr mit vieler Mühe entlockte, verriethen mir, daß sie eine süße, musikalische Stimme besaß; allein ich hätte auch gerne gewußt, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich sey. Ich setzte mich an ihre Seite beim Feuer nieder und ersuchte sie, sich zu entschleiern. Sie that es willig — und niemals, während meines langen Aufenthaltes im Orient, habe ich eine schönere Gestalt, habe ich schönere Züge gesehen. Sie mochte fünfzehn Jahre zählen; die überstandenen Mühseligkeiten, die Angst hatten dem feingezeichneten Gesichtchen einen unbeschreiblich reizenden Ausdruck gegeben. Ich war in ihrem Anblick versunken, und vergaß Alles, Kälte, Schnee, Wölfe, Diener, Bagage; ich wußte nichts mehr von Gefahren, nichts von unsrer traurigen Lage — ich hatte nur eine Pflicht — sie zu bewundern.

Ich erfuhr von ihr, daß sie aus Jspahan gebürtig sey, und sich mit ihrem Vater und Bruder auf der Reise nach einer Stadt in Azerbidjan, deren Name sie nicht wußte, befände. Sie war am selbigen Tage, gleich mir, von Tabriez abgereist; das Schicksal ihres Vaters und Bruders verursachte ihr viel Unruhe. Ich suchte sie pflichtschuldigst zu trösten, indem ich sie überredete, Vater und Bruder hätten ebenfalls einen Zufluchtsort gefunden, der sie, wie uns, vor den Gefahren der Nacht beschützte.

Wir nahmen ein hinlängliches Abendbrod ein, und nachdem ich noch einige Tassen Thee bereitet hatte, wickelten wir uns in unsre Mäntel und die Müdigkeit senkte bald den tiefsten Schlaf auf unsre Augenlieder.

Doch kaum war ich eingeschlafen, als mich plötzlich ein furchtbarer Lärm aufschreckte. Ich sprang auf und bemerkte sogleich, daß das Getöse von Außen kam. Ich ging vor die Höhle hinaus, und sah, als ich meine Verschanzung erstiegen hatte, bei dem Scheine meiner Laterne mehre Wölfe, die im Schnee hin- und herliefen. Einer derselben stürzte auf mich zu, ich feuerte meine Pistole ab, er stürzte und wälzte sich im Schnee, raffte sich aber im Nu wieder auf und nahm heulend die Flucht. Ich lud meine Pistole mehremale und schoß in die Luft, daß das Echo weithin wiederschallte. Als ich Schrecken genug unter meinen Feinden verbreitet zu haben glaubte, kroch ich wieder in meinen Winkel und überließ mich dem Schlaf. Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich nicht recht wieder einschlafen konnte und wollte, aus Furcht vor den Wölfen, denn alle Augenblicke befürchtete ich, die blutgierigen Ungeheuer könnten meine Schneemauer durchboren und in unser Versteck eindringen. So oft die Müdigkeit mich zu bewältigen drohte, erscholl das furchtbare Heulen der hungerigen Bestien in meinen Ohren und ermahnte mich, auf der Hut zu seyn. Erst gegen Tag, als der Lärm aufhörte, war mir vergönnt, einige Ruhe und Erholung zu finden.

Gegen neun Uhr des Morgens erwachte ich und verließ sogleich die Höhle, um nach dem Wetter zu sehen. Zu meiner großen Betrübniß war noch keine Veränderung vorgegangen, der Schnee fiel noch, wie gestern, in großen Flocken und verfinsterte die Luft so, daß man nicht zwei Schritte vor sich hin sehen konnte. Ich selbst war im Augenblicke wie in einen weißen Mantel eingehüllt, und sah wohl ein, daß es nicht räthlich sey, in dieser Witterung die Reise fortzusetzen.

Dank dem Thee, mit dem ich mich reichlich versehen hatte, wir waren mit unserm Frühstück wohl zufrieden. Nach diesem entschloß ich mich, eine kleine Endeckungsreise in der Runde zu unternehmen, bevor ich meiner kleinen Armenierin versprochen hatte, nur ganz kurze Zeit auszubleiben. Ich watete im Schnee bis an die Knie und sah gar bald

ein, daß ich mich ganz umsonst ermüdete; deßhalb suchte ich, so schnell als möglich, die Grotte wieder zu erreichen und nahm, um das Feuer unterhalten zu können, einige abgestorbene Baumstämmchen, die mir aufstießen, mit. Das neue Brennmaterial kam uns gut zu statten, ich schürte die Flamme, benützte meinen Reitsattel als Bank und rauchte in aller Ruhe und Geduld eine Pfeife Taback.

Im Grunde hatte ich mich nicht zu beklagen, meine schöne Armenierin hatte so sanfte Augen und konnte so süß lächeln, daß ich hätte von Stein seyn müssen, wenn ich bei dieser Schönheit, die mit jedem Augenblicke interessanter wurde, unempfindlich geblieben wäre. Sie sah in mir ihren Beschützer und — man hat nicht alle Tage Houris zu beschützen! Ich verbrachte den ganzen Tag mit Fragen über ihre Familie und ihre Lebensgeschichte. Ihr freundliches Geplauder verkürzte mir die Zeit auf die angenehmste Weise. Sie hieß Nardgie, ihr Vater hatte sich mit dem Patriarchen entzweit und mußte darum Jspahan verlassen; nun wollte er sich in Azerbidjan niederlassen, woselbst er noch Verwandte hatte. Ich habe schon erwähnt, daß Nardgie den Namen der Stadt nicht wußte, wohin sie mit ihrem Vater reisen wollte; das unschuldige Kind wußte überhaupt Vieles nicht, was sonst die meisten Frauenzimmer zu wissen pflegen, obgleich sie ebensowenig Geographie studiren, wie die kleine Armenierin. Sie war so bescheiden, so naiv und so unschuldig, daß ich mich nicht satt über sie freuen konnte. (Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ (Paris.) Halévy's neue Oper Carl VI., die bereits am 15. Februar gegeben werden sollte, ist auf unbestimmte Zeit vertagt; als Ursache erzählt man, daß bei einer von Halévy selbst gehaltenen Theaterprobe Mme. Stolz nicht erschien, der Componist sie holen ließ, daß hierauf ein heftiger Wortwechsel entstand; in der Hitze des Zornes wirft Halévy seine Partitur wüthend auf die Erde und schwört, seine Oper nicht geben lassen zu wollen; Mme. Stolz, noch wüthender, schleudert im Zorn ihre kostbare Uhr auf den Boden und Hrn. Halévy einige bezeichnende Schmeicheleien an den Kopf; Hr. Pillet kömmt dazu und droht dem Componisten, die Oper gar nicht geben zu lassen; — großes Tableau — Schreck, Zorn, Wuth, Bestürzung, — die Chöre lachen. — Hr. Halévy schwört abermals, daß seine Oper gegeben werden wird und stürzt mit seiner Partitur und seiner Wuth zum k. Theatercommissar, — Mme. Stolz wirft ihm ihre Partie nach und fällt dann auf den Trümmern ihrer Uhr in Ohnmacht. Hr. Pillet, der seit vier Monaten keine Einnahme gemacht hat, reißt sich seine letzten Haare aus; die Probe ist aufgelöst; großes Schlußtableau ohne griechisches Feuer. — So geht es jetzt zu in der Académie royale de Musique im Jahr des Heils 1843. Wenn die Theater-Commission und die Direction des beaux arts keine vermittelnde Aussöhnung zu Stande bringen, so wird sich Halévy an das Handels-Tribunal wenden und dieses spaßt nicht.

⁂ (Hamburg, 17. Jan.) Gegen das Ende der vorigen Woche hielt vor einem der ersten Gasthäuser eine äußerst elegante Equipage: ein Herr und eine tief verschleierte Dame stiegen heraus. Letztere beobachtete ein so strenges Incognito, daß selbst die dienenden Geister nicht einmal das Zimmer der unbekannten Schönen betreten durften. Der Begleiter derselben gab auf indiscrete Fragen die unbefriedigende Antwort: seine und seiner Schwester Reise habe ein Todesfall in der Familie veranlaßt; der Schmerz habe das Gemüth der Schwester so tief ergriffen, daß ihr jede Berührung mit der Welt unangenehm wäre. Nach kurzem Aufenthalte eilten die Unbekannten nach dem Hafen, und mietheten auf einem englischen Fahrzeuge, das gerade segelfertig war, Plätze, die auch ohne Vorzeigung eines Passes bewilligt werden. Das Schiff befand sich schon einige Stunden auf dem Wege nach Cuxhaven, als die hiesige preußische Gesandtschaft eine Depesche aus Berlin mit dem Auftrage erhielt, alles Mögliche aufzubieten, um eines Offiziers habhaft zu werden, der eine Dame von sehr hohem Range entführt habe. Man zweifelte keinen Augenblick an der Identität unsrer Unbekannten und der verfolgten Flüchtigen, und die Behörde ward veranlaßt, sogleich einen Verhaftsbefehl nach Cuxhaven zu telegraphiren. Aber der Telegraph bringt die Antwort zurück: es bedürfe zur Verhaftnahme von Passagieren auf englischen Schiffen der ausdrücklichen Genehmigung des englischen Consuls, welche noch zu rechter Zeit eintreffen könne, da noch keine Spur von dem bezeichneten Schiffe sichtbar sey. Das Versäumte wurde schnell nachgeholt; — — aber Gunilla, die Seegöttin, den Liebenden günstig, erhob ihre Ohren *): ein dicker Nebel verfinsterte die Atmosphäre, jede Communication vereitelnd, und das Schiff war längst in offener See, als der Verhaftsbefehl in optima forma in Cuxhaven eintraf.

Aus Darmstadt.

(15. Januar.)

Meyerbeer's „Hugenotten" zum ersten Male auf der Darmstädter Hofbühne.

Geschildert von Dr. F. Wiest.

Meyerbeer's herrliches Tonwerk, in welchem sich Blüthe und Kernfrucht einer großartigen Compositions-Natur, Genialität und Gelehrsamkeit, zur wunderbaren, überraschenden Kunstganzheit eint, sollte fürwahr das geistige Bürgerrecht in allen deutschen Musikkreisen, im stolzen Selbstbewußtseyn seiner echten, kräftigen Deutschheit aufzuweisen haben! Und doch hat — leider muß dieß eingestanden werden — der französirende Robert desselben Meisters kräftiger und nachhaltender auf das deutsche Opernpublikum eingewirkt, als der mächtige, Geist und Gefühl bewältigende deutsche Sinn dieser Hugenotten-Musik. Daß diese in Deutschland nicht populairer wurde, mag wohl in dem lahmen geistigen Wesen so vieler deutschen Opern-Anstalten, in dem Unvermögen derselben, sich in neue ungewohnte Kunstformen hinein zu leben, in dem Fragmentarischen dieses deutschen Sängerwirkens in der Oper, leidige Begründung genug haben! Selbst die bedeutendsten Opern-Institute Deutschland's, die sich das Ziel steckten, Meyerbeer's Hugenotten des großen Meisters würdig zu geben, hatten alle geistige wie materielle Kraft aufzubieten, diese kühne, den Coulissenhimmel überstürmende musikalische Gedankenwelt in die passendsten Formen der Bühne zu bringen. In der Hugenotten-Musik Meyerbeer's ist ein gewaltiges Stück — Geschichte in Tonbildern commentirt, das historische Leben entwickelt sich hier massenhaft aus Tönen bis zur überzeugenden Wahrheit des Lebens, es ist ein urkräftiger, sinnvoll-klarer und wieder phantastischer Chroniken-Styl des Mittelalters in dieser Musik ausgeprägt, und dieß alles zusammen will von den ausführenden Kräften der Bühne nicht nur gefühlt und gesungen, durchdacht und dargestellt, sondern, ich möchte sagen, sogar einer historischen Analyse von Seiten der Darstellenden unterworfen seyn, damit alle diese Töne, deren jeder einzelner ein abgeschlossener Charakter ist, zum erschütternden historischen Musik-Drama auf der Bühne sich gestalten! Daran scheiterten aber auch Meyerbeer's Hugenotten auf vielen deutschen Bühnen! Wird das Drama in dieser Musik nicht in seiner ganzen Charaktergröße auf die Bühne gebracht, wird mit den einzelnen Parthieen in dieser Oper nur eine Fragmenten-Spielerei getrieben, dann geht selbst die Erhabenheit dieses Tonwerkes in der Lächerlichkeit des bunten Coulissenkrams unter, dann ist die schale Parodie dem Zuhörer näher gerückt, als die erhebende Classicität dieses Meisterwerkes selber. Was einige großartige Operninstitute

*) Die schwedische Volkssage nennt die Luftgebilde des Nebels Gunilla's Ohren.

Deutschland's für Meyerbeer's Ehrung durch eine künstlerisch-würdige Gesammtdarstellung der Hugenotten wirkten, das haben wieder zehn andere, die in diesem Werke nicht das Kunstgebilde, nur die theatralische, Cassen füllende Novität, die Geldspeculation berücksichtigten, in den Staub des alltäglichen Bühnentreibens gezogen. Meyerbeer's Hugenotten, mit einem erträglichen Raoul, mit einer kreischenden, sogenannten dramatischen Sängerin und mit anderthalb Choristen geben zu wollen, das heißt, Apollo's Phaeton in die Hauderer-Remise verbannen! Die Aufführungen der Hugenotten mit den zusammengerafften Mächten oder Ohnmächten so vieler kleinen deutschen Operngesellschaften, haben dem Werke in jeder Beziehung geschadet, haben die durchgreifende Wirkung desselben auf das deutsche Theaterpublikum gehemmt. — Die erste Aufführung dieser Meyerbeer'schen Tonschöpfung auf der Darmstädter Hofbühne hat mich in Bezug auf die Gesammtdarstellung im hohen Grade befriedigt. Man darf freilich nicht, die Pirscher als Valentine ausgenommen, in kritische Specialitäten eingehen, und um ein freies, unpartheiisches Urtheil zu fällen, auch nicht an das hingeschwundene goldne Zeitalter dieser ehedem, ich möchte sagen, historisch-berühmten Opernanstalt denken, aber das ehrenhafte Streben Aller ist hier freudig anzuerkennen. Der eiserne Fleiß des Herrn Hofkapellmeisters Mangold ist hier anzurühmen, der aus diesen einzelnen delabrirten Gesangs-Solisten, aus diesen morschen Sandsteinen noch eine überraschend-schöne Gruppe wie aus dem edelsten carrarischen Marmor herausmeißelte. Dazu der sinnbewältigende Aufwand aller imponirenden äußern Mitteln, die Pracht der Costume, die Schönheit der Decorationen, der bunte Zauber der Tänze, der Gruppirungen, der Tableaux, mit einem Worte, das raffinirteste Blendwerk der pomphaftesten Ausstattung; es war wirklich ein überirdischer Deckmantel, so mancher menschlichen Blöße übergeworfen; es war ein technisches Arrangement des Ganzen, wie ich es in Dresden, Braunschweig und München, in dieser Oper nicht großartiger-überraschend und in solcher Effekt-Fülle entfaltet, sah. Selbst die schwierige mise en scène dieses Opernwerkes schien hier mit spielender Leichtigkeit gelöſ't; die Massen verknäulten sich im chaotischen Gewoge und gestalteten sich wieder mit Blitzesschnelle zu wahrhaft schönen, kunstgeordneten Bildern. — Das Auge des Zuschauers fand beinahe keinen Ruhepunkt in diesem großartigen lebenden Mosaik-Gemälde und doch schwelgte es wieder in dieser Parforce-Jagd der hin und her stürmenden äußern Eindrücke. Herr Balletmeister Tescher hat auch dießmal wieder in seinen Arrangements eine Fülle von Phantasie entwickelt; doch schien mir im Ganzen diesen anmuthigen Gaukeleien ein zu großer Spielraum gelassen, schien mir hie und da der Genius Meyerbeer's diesen lachenden Ballet-Genien aufgeopfert So fiel zum Beispiele die erste musikalisch-großartige Scene des fünften Aktes ganz weg, währenddem im zweiten Akt die Ballet-Badescene, die an den meisten deutschen Bühnen in der Hugenotten-Darstellung wegbleibt, hier zu ausgesponnen war. Ueberhaupt störten hie und da die gehäuften Bilder den raschen Gang der musikalischen Handlung, und daß die Finalgruppe, dieses Extract der Bartholomäus-Nacht-Grausen, wie ein Schaustück prangen mußte in der rothen bengalischen Flamme, dieß vernichtete ganz die innere Wahrheit dieses tragischen Moments. — Das Orchester, unter Herrn Mangold's ruhiger, aber fester Leitung, bewährte sich in seiner viel erprobten Meisterschaft. Diese Parthie in der Hugenotten-Darstellung auf der Darmstädter Hofbühne muß als wahrhaft tadellos bezeichnet werden. Sowohl in der Begleitung der Gesangstellen, wie in der Massenwirkung und im Vortrag der einzelnen Solo-Passagen, entfaltete das Orchester unter der Leitung seines würdigen Chefs eine Fülle von Delicatesse, Kraft und künstlerischer Gediegenheit. So wurden zum Beispiele die einzelnen Stellen, die Meyerbeer für das Cor a piston schrieb, hier mit wahrer Virtuosität auf der Maschin-Trompete vorgetragen. So war das obligate Accompagnement der ersten Romanze Raoul's auf der Viole d'amour mit wahrem Seelenzauber hingehaucht und als Contrast imponirten gleich wieder die erschütternden Basse, denen der Titan — Müller, mit gewaltiger Herrschaft vorsteht. Herr Hofkapellmeister Mangold bewies sich nicht etwa im Leiten dieser complicirten Tonmassen als ein müßiger Notenstecher, sondern als ein Dirigent von künstlerischer Einsicht, der das Orchester wie die Ensembles mit ausdauernder Energie zusammen hielt und eine Gewissenhaftigkeit im Auffassen der Tempi, im Wiedergeben des Geistes der einzelnen Musikstücke documentirt, die ihm zur höchsten Ehre gereicht. Auch die Chöre, die in diesem Tonwerke so merkwürdige Ausdrucks-Contraste bieten, waren von Herrn Neukäufler trefflich einstudirt und von überraschender Außenwirkung. Selbst die verschiedenen Charakter-Farben in diesen Chören, die Meyerbeer bald in wild-fanatischen, fromm-erhebenden oder chevaleresk-tändelnden Weisen ausprägte, waren in der Ausführung vollkommen kräftig und wahr nuancirt. So nenne ich hier nur die große Chor-Scene im dritten Akte, die Schwur-Scene oder Waffenweihe im vierten Akte; dort das wilde Zusammenstürmen der Chormassen, hier die feierliche, würdevolle Gefühlserhebung selbst im grauenhaften Fanatismus — es war in diesem Gewoge der Stimmen doch Licht, Klarheit, Charakterbestimmtheit der einzelnen Chor-Parthieen wahrzunehmen. Auch das martialisch-übermüthige Rataplan wurde ganz im Geiste des Tonsetzers mit wilder Lust herausgejubelt, nur trieb hier der Eifer die Stimmen etwas zu hoch. Ich habe schon oben erwähnt, daß ich die Soloparthie-Träger in dieser Aufführung nicht kritisch analysiren will — bei den meisten ist die Zeit hin „wo Bertha spann" und Meyerbeer's Musik erheischt eine Fülle von Naturkraft und künstlerischer Durchbildung von ihren würdigen Interpreten. Herr Watzinger (Raoul), Delcher (Marcell), Frau von Poißl (Königin), Herr Döring (St. Bris), Herr von Poißl (Nevers), sie sangen alle mit schönem Eifer für die Sache, mit warmer Hingebung für die Würde des Meisterwerks, doch kann dieß allein die schwankende Constitution der Stimme, die unzulängliche Kunstbildung der Einzelnen nicht ersetzen. Madame Pirscher (Valentine) ist allein vor einem höheren kritischen Forum mit Auszeichnung zu nennen. Sie kann sich den besten deutschen Valentine-Sängerinnen anreihen, indem sie für diesen Gesang und Darstellung-complicirten Part eben so viel reiche Stimmbegabung als geistige Befähigung für die dramatische Darstellung besitzt. Die Sicherheit und Leichtigkeit, mit welcher diese treffliche Sängerin selbst im höchsten Affecte über die vollen klaren Töne ihres höchsten Stimmregisters disponirt, hat mir ungemein wohl gethan. Während andere berühmte Valentine-Sängerinnen in diesen Momenten tragischer Conflicte, um den musikalischen Ausdruck zu treffen, das Stimmmittel bis zum Unschönen forciren, war in dem Gesange der Pirscher noch Klangfülle, die edle Tonbildung, die Schönheit des Organs und der natürliche, wahre, nicht auf pathetischen Stelzen einher rasende Gefühlsausdruck von eben so ergreifender, als süß einschmeichelnder Außenwirkung. Vortrefflich sang die Pirscher die einfachen rührenden Gesangsstellen im Duett mit Marcell; mit wahrhaft poetischem Innerlichkeits-Drange führte sie uns die großartigen musikalisch-dramatischen Situationen des großen Duetts mit Raoul im fünften Akte vor: diese Bilder der Liebe und des Todes, diese Aufrufe zum Kampfe, diese Ahnungen der blutigen Tragödie, welche sich zwischen die berauschenden Zauberworte eines ersten Liebesgeständnisses wie unheimliche Phantome drängen. — Einstimmiger, lebhafter Beifall lohnte das echt-künstlerische Streben der talentbegabten Frau. Sie wurde am Schluße stürmisch gerufen, allein der Vorhang erhob sich nicht! Ich will dieses Nichterscheinen der gerufenen Künstlerin nicht einer undelicaten Regisseur-Laune zuschreiben, nur der Bescheidenheit der Künstlerin, die den Sieg des Abends allein dem Genius Meyerbeer überlassen wollte. Das Werk des gefeierten deutschen Tondichters, der unser aller Stolz ist, hat in solch würdiger Gesammtdarstellung, einen glänzenden Erfolg davongetragen. Den einzelnen Musikstücken fehlte der lebhafte Beifall nicht, doch wird bei wiederholter Aufführung manche geistig-hehre Schönheit dieses Werkes noch lauter gewürdigt werden. Das herrliche Haus, heute in allen seinen lichtvollen Räumen vom Glanze der Frauenschöne strahlend, von der Elite der Darmstädter Gesellschaft wie von den Volksmassen in den höheren Regionen besetzt, bot selber ein imponirendes Schaustück, das den Reiz des Abends mit seinem bunten schimmernden Effektenwechsel noch um Vieles erhöhte.

Auflösung der Charade in Nro. 21.

Nadelgeld.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 22. Januar. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten; mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, den 23. Januar. Zum Vortheil der Fräulein Capitain (zum Erstenmale): Der Cid, große Oper in 3 Abth. von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 24. 24. Januar 1843.

Mademoiselle de Lasaille.

(Nach der Gazette des Tribunaux.)

(Fortsetzung.)

Als es Nacht geworden, hüllte sich Georges von Garan in seinen Mantel, versah sich mit Waffen und steckte eine große Summe Gold zu sich, täuschte dann die Wachsamkeit der Bedienten, mit welchen ihn seine Mutter umgeben, verließ das Hôtel und ging mit großer Hast nach dem Friedhof der Kirche St. Germain des Prés. Als er das entlegenste Stadtviertel, welches damals noch nicht gebaut war, erreicht hatte, klopfte er an die Thüre eines alten Gebäudes, wo der Todtengräber wohnte.

„Du lebst in Armuth und Elend," sagte ihm Georges, „ich kann Dich auf einmal reich machen: willst Du es werden?"

Der Todtengräber war ein armer Mann, nur mit Kindern reichlich gesegnet; kaum konnte er ihnen durch sein trauriges Amt das nöthige Brod verschaffen. Als er vor sich einen reich gekleideten Edelmann erblickte, dachte er sogleich daran, den Dienst, welchen man von ihm verlangte, so theuer wie möglich zu verkaufen.

„Mein Herr Offizier," sagte er zu Georges, „ich möchte gern reich seyn, und wenn es mir in dieser Welt nicht meinen Hals und in jener das Heil meiner Seele kostet, so stehe ich zu Ihrem Befehl."

„Du hast keines von beiden zu befürchten," erwiederte lebhaft Georges, „ich verlange nur, daß Du ein Grab, das Du diesen Morgen gegraben, sogleich wieder öffnest, den Sarg herausziehst, und den Deckel abnimmst, damit ich diejenige, welche darinnen liegt, anschauen und erkennen kann."

„O, gnädiger Herr!" versetzte der Todtengräber mit Schaudern, „das thue ich nicht, dies wäre ein Kirchenraub, ein schrecklicher Kirchenraub."

„Hier! nimm dieß für den Kirchenraub!" sagte Georges, und warf eine Hand voll Goldstücke auf die alten Grabsteine, womit die Stube des Todtengräbers gepflastert war

„Ich komme auf die Galeeren, mein Herr Offizier."

„Da! dies ist für die Galeeren," erwiederte Georges, und warf eine zweite Hand voll Gold auf den Boden.

Der Todtengräber machte noch etliche Einwendungen, endlich schien sein Gewissen durch den Glanz der Goldstücke, welche in seiner schmutzigen Stube wie Sterne an einem umwölkten Himmel erschienen, beruhigt zu seyn, und er schickte sich an, dem Capitain zu gehorchen, ergriff Spaten und Hacke, überreichte Georges Garan eine Laterne, und beide gingen nach dem Grabe, wo die schöne Präsidentin von Boissieur, das angebetete Fräulein de Lasaille, erst seit einigen Stunden ruhte.

Nachdem sie einige Minuten gearbeitet hatten, während welchen Georges Herz klopfte, als wolle es ihm die Brust zersprengen, entdeckten sie den Sarg, der sogleich an den Rand des Grabes heraufgezogen ward.

„Da ist er," sagte kalt der Todtengräber, „jetzt thun Sie, was Sie wollen, ich habe mein Werk vollbracht."

„Der Deckel dieses Sarges muß noch abgehoben werden; hast Du vergessen, worüber wir einig geworden?"

„Das ist eben das schwierigste," brummte der Todtengräber.

„Unglücklicher!" unterbrach ihn der Capitain, und ließ vor seinen Augen dießmal einen Dolch blitzen. „Ich habe Dir genug Gold gegeben, zittre jetzt vor diesem Stahl."

Der Anblick des Dolches bestimmte sogleich den Todtengräber; er machte sich augenblicklich ans Werk, und bald darauf rollte der Leichnam der Frau von Boissieur, in ein weißes Tuch gehüllt, auf den Rasen. Georges warf sich neben der Todten auf die Knie und versank in tiefes Nachdenken.

Als der Todtengräber sah, daß der Edelmann, den er mehrere Mal angeredet, sich nicht bewegte und in seinem tiefen Schweigen beharrte, glaubte er, daß es noch etwas zu thun gäbe. Er kroch aus dem Grabe, in das er wieder gestiegen war, heraus, näherte sich dem Leichname, nahm das Todtentuch hinweg, und entblößte die Gesichtszüge der Frau von Boissieur.

Bei diesem Anblick schien ein elektrischer Funken die schlummernde Seele des Capitains zu berühren: er erkannte seine Geliebte Clemence, das Fräulein de Lasaille. Sie war es wirklich, die blasse Farbe des Todes hatte noch nicht alle Röthe des Lebens verdrängt, sie war noch schön, immer noch reizend.

Georges drückte den Leichnam sanft in seine Arme, er stellte ihn auf die Knie, drückte ihn an sein Herz, sprach mit ihm von seiner Liebe und seinem Glück, rief ihm die schönen Tage der Vergangenheit zurück — — — —

Plötzlich stößt er einen Schrei aus, der in den entferntesten Winkeln des Kirchhofes wiederhallt; — diesem Schrei folgt ein convulsivisches Lachen, und Alles tritt wieder in die Stille des Grabes zurück.

Der Todtengräber, der in einiger Entfernung auf dem Rasen halb eingeschlafen war, springt eiligst auf, um sich dem Edelmann zu nähern; er kann ihn jedoch nicht erreichen; er sieht ihn nur in der Ferne zwischen den Leichensteinen entfliehen, in seinen Armen den Körper tragend, den er dem Schoße der Erde entrissen. —

Der frühzeitige Tod einer Gattin, die er zärtlich geliebt, hatte den Präsidenten von Boissieur in düstere Schwermuth versenkt. Jedes Jahr begab er sich an dem Tage, wo er so unerwartet und so grausam von ihr getrennt worden, allein

und in Trauer gehüllt auf den Friedhof. Hier kniete er auf den kalten Stein nieder, welcher die Ueberreste seiner angebeteten Gemahlin bedeckte, und betete inbrünstig für die ewige Ruhe derjenigen, die ihn in ihrem Leben so glücklich gemacht. Am 14. October 1716, fünf Jahre nach dem Tode der Frau von Boissieur, war der Präsident, seiner Gewohnheit gemäß, allein auf den Kirchhof gegangen, um die fromme Pflicht zu erfüllen, die er sich am Sterbetage seiner Gemahlin auferlegt hatte. Er mochte ungefähr eine Stunde gebetet haben, als ein leichtes Geräusch wie von dem Anstreifen eines seidenen Kleides ihn aus seinen frommen Gedanken erweckt. Herr von Boissieur blickt empor, und wie sehr erstaunt er, als er in der Person, die ihn in seinem Schmerze gestört, den Gegenstand seiner Thränen, seine Gattin, Clemence, gewahrte. Bei diesem Anblick springt Herr von Boissieur schnell auf, und streckt dem vermeintlichen Schatten die Arme entgegen: „Clemence!" ruft er, „bist Du es wirklich! kehrst Du durch ein Wunder wieder ins Leben zurück?" Die Unbekannte, welche den knienden Präsidenten Anfangs nicht erkannte, stößt ebenfalls einen Schrei aus und entflieht eiligst. Herr von Boissieur verfolgt sie; er ist entschlossen, sie um jeden Preis einzuholen, allein er vermag es nicht; er sieht nur noch, wie sie, schon in weiter Ferne, in einen Wagen springt, den vier stattliche Pferde im schnellsten Galopp davon führen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Persien.

Mitgetheilt von Carl Herzog.

(Schluß.)

Gegen Abend endlich fiel der Schnee nicht mehr so häufig und der Himmel erheiterte sich. Nun bemerkte ich auf einer Entfernung von ungefähr acht Meilen mehre Dörfer, die nicht weit auseinander lagen, und deren Anblick mir eine ungemeine Freude verursachte, denn unsre Lebensmittel gingen zu Ende und der Habersack der Pferde war sehr mager geworden. Ich beschloß also, den nächsten Morgen, mit Anbruch des Tages, abzureisen und vertraute fest auf eine hülfreiche Sonne, die den Nebel durchdringen und uns, trotz der Höhe des Schnees, die Bahn nach einem der Dörfer erhellen würde.

Mit der Nacht kamen auch die Wölfe wieder und ihr unheimliches Heulen verkündete nichts Gutes. Die arme Armenierin war mehr todt als lebendig, sie klammerte sich krampfhaft an mich fest, wie eine in den Wellen Versunkene, die in verzweifelnder Inbrunst ein rettendes Bret umarmt. Obschon ich all ihr Vertrauen besaß, so hatte ich doch die größte Mühe und mußte meine ganze Beredsamkeit aufwenden, sie zu beruhigen. Und wahrhaftig, zu meiner Schande muß ich's gestehen, ich selber fing beinahe an, den Muth zu verlieren. Ohne das Feuer, welches ich sorgsam zu unterhalten bemüht war, glaube ich sicher, daß wir einen Ueberfall zu erwarten gehabt hätten. Zum Glücke ging die Gefahr auch diese Nacht vorüber, es fing an zu tagen und die aufgehende Sonne schlug unsre Feinde in die Flucht.

Nachdem ich Alles zur Reise vorbereitet hatte, zerstörte ich den Schneewall und führte unsre Rosse hinaus. Die Mähre meiner Armenierin war schlechterdings unfähig, ihre Herrin zu tragen. Ich überließ das Thier seinem Schicksal, räumte der niedlichen Nardgie meinen Sattel ein, ergriff, nachdem ich sie hinaufgehoben hatte, den Zügel meines Pferdes und ging zu Fuß nebenher. Der Schnee lag so hoch, daß wir nur sehr langsam vorwärts kamen. Die Füße des Pferdes schienen an den Boden gewachsen und mehr als einmal glaubte ich das Thier zurücklassen zu müssen, und wirklich hätte ich mich zu dieser traurigen Nothwendigkeit entschlossen, wenn mir nicht abermals ein guter Einfall gekommen wäre. Ich breitete unsre Mäntel vor den Füßen des Pferdes auf der Oberfläche des Schnees aus, so daß es wie auf Teppichen ging. Man stelle sich aber die Arbeit vor, die das Auseinanderbreiten, Aufheben, Zurück- und wieder Hertragen verursachte. Ich wurde so müde, daß ich mich häufig niedersetzen mußte, um wieder neue Kräfte zu sammeln.

Wir waren mit Tagesanbruch abgereist und, obschon das nächste Dorf kaum acht Meilen weit entfernt war, erreichten wir es doch vor Nacht nicht. Indessen kamen wir, obschon sehr ermüdet, wohlbehalten an und fanden in einem der ansehnlichsten Häuser freundliche Aufnahme.

Man berichtete uns, daß wir nur eine kleine Strecke von der Straße nach Urumia abgekommen seyen. Kein Mensch wollte etwas von meinen Dienern, noch von den beiden Armeniern wissen; ich schickte sogleich Landleute nach allen benachbarten Dörfern, um die Verlornen aufzusuchen und Erkundigungen über ihr Schicksal einzuziehen. Unsre Wirthsleute, wie überhaupt alle Bewohner des nördlichen Persien's, verstanden keine andre Sprache als die türkische, und meine schöne Ispahaneserin verstand nur das Persische; ich mußte mich also bequemen, den Dolmetscher zu machen. Die Einwohner des Dorfes hielten das holde Kind für meine Frau, und ich hütete mich wohl, ihnen den Irrthum zu benehmen, denn ich kannte den Universalhaß, welche die mahometanische Bevölkerung Persien's allgemein gegen die Armenier hegt.

Die Nacht und ein großer Theil des folgenden Tages gingen, ohne uns etwas Neues zu bringen, ruhig vorüber. Endlich kehrte einer der Bauern, die ich ausgesandt hatte, mit einem von meinen Dienern zurück, den er in einem benachbarten Weiler traf. Der arme Bursche war entzückt, mich gesund wieder zu sehen. Von dem Schicksale der andern Gefährten war ihm nichts bekannt, jedoch hatte er erfahren, daß meine Bagage in einem Dorfe, wohin sich die Treiber beim Anfang des Schneesturmes begeben hätten, in Sicherheit sey.

Ich erzählte der jungen Armenierin Alles, was ich durch meinen Diener erfahren hatte. Sie weinte bitterlich und schwebte in der größten Angst wegen dem Loose ihres Vaters und Bruders. Unvermögend ihr Trostgründe vorzugaukeln, an die ich selbst zu glauben nicht wagte, versprach ich ihr, sie auf keinen Fall zu verlassen und sie, wenn es uns unmöglich wäre, ihre Familie wieder zu finden, mit nach Tabriez zu nehmen, woselbst ich ihr Gastfreiheit anbot, bis ich in Erfahrung gezogen haben würde, ob sie in Ispahan noch Verwandte oder wenigstens Freunde besäße.

Zwei Tage nach unsrer Ankunft in diesem Dorfe war der Schnee ziemlich geschmolzen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß in der Ebene mehrere Leichname aufgefunden worden wären. Ich setzte mich sogleich zu Pferde, um mich selbst zu überzeugen. Die meisten der unglücklichen Opfer dieses Schneesturmes waren mir unbekannt; in einem derselben erkannte ich jedoch den Leichnam meines andern Dieners; auch fand ich den Cadaver eines jungen Armeniers, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Bruder meiner schönen Gefährtin war. Als ich mit der Leiche zurückkam, fand ich den alten Armenier, welcher bereits alle Dörfer und Weiler der Umgegend nach seinen Kindern durchsucht hatte. Auf den ersten Anblick erkannte er die Leiche seines Sohnes und Worte vermögen nicht den Ausbruch seiner Verzweiflung zu schildern. Er zerriß seine Kleider, rau'te sich Haare und Bart aus, und zerkratzte seine Brust mit den Nägeln. Es kostete mich viele Mühe, bis ich ihm beibringen konnte, daß seine Tochter lebe und in der Nähe sey. Ich führte ihm sein Kind in die Arme,

und wahrhaftig, bei diesem Wiederfinden konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Wenn der hundertste Theil der Segenswünsche, die er über mich aussprach, in Erfüllung geht, so muß mein Loos dem der Engel gleich kommen. Er wünschte mir den höchsten Ruhm, die größten Reichthümer, ein hohes Alter — kurz Alles, was eine übermäßige Dankbarkeit eingeben kann.

Den folgenden Morgen nahm ich Abschied von dem Alten und seiner Tochter, und setzte, nicht ohne tiefe Traurigkeit zu empfinden, meine Reise fort.

Die Schatzkiste des Landstreichers.*)

Die Geschichte des Branntweinbrenners (m. s. Nro. 358 des Konversationsblattes von 1842) ruft mir eine andre ins Gedächtniß, deren Held auch ein heimlicher Branntweinbrenner war, ein Gewerbe, das in Irland, und vor allem an den Küsten der am Meere belegenen Grafschaft Sligo zu Hause ist, wo von einer Fläche von 434,000 Acker Landes mehr als 168,000 Acker Moräste und unfruchtbare Berge sind, die diesem ungeselligen Volke, das sich seit undenklichen Zeiten so gern außer dem Gesetze stellt, zu fast unerreichbaren Schlupfwinkeln dienen.

Ziemlich tief im Gebirge lebte eine Familie, die, ohne irgend eine bekannte Beschäftigung, besser gestellt war, als die fleißigen Bewohner der Thäler oder Niederungen, die sich ihren täglichen Unterhalt durch die mühsamen Arbeiten des Ackerbaues erwerben mußten. Wenn man das reizbare Temperament des irländischen Landmannes in Erwägung zieht, bedenkt, daß er so oft im Leben allen Entbehrungen Preis gegeben ist, und daß es nur einer kurzen Unterbrechung seiner Arbeit, oder eines örtlichen Mangels bedarf, um ihn wörtlich genommen, dem Verhungern bloß zu stellen, so muß man sich wundern, daß sich nicht mehrere Familien dem wilden und sorglosen Leben eines Landstreichers oder Schmugglers hingeben. Das Haupt derjenigen, die ich als den irländischesten Typus darzustellen beabsichtige, nannte sich Hill Murphy. Nie um Lebensmittel verlegen, auch immer, wenn auch nur in grober Kleidung, doch nicht in Lumpen einhergehend wie der Landmann in der Ebene, war er im Uebrigen roh und wild von Ansehn; er war von hohem Wuchse, und in seinem Blicke, in seinen Gebehrden und seiner Haltung lag das Herausfordernde des Proscribirten, der da weiß, daß er mit aller Welt im Kriege ist, und der Niemand fürchtet, oder sich stellt, als ob er Niemand fürchte. Wenn die Kinder des am Fuße des Berges, wo er sich seine Wohnung gewählt hatte, belegenen Weilers plötzlich einen Schuß fallen hörten, oder auch das Prasseln eines in den Abgrund hinunterstürzenden großen Felsblockes, so schlossen sie sich ängstlich an einander, und sagten halblaut: der Wolf hat seine Schlucht verlassen. Dieser Wolf aber war Hill Murphy. Außerdem fiel es Niemand ein, sich über die Lebensweise von Hill Murphy zu äußern. Wenig umgänglich, selbst mit den Seinigen nicht, hatte er sich durch seine finstre Verschlossenheit und seinen der natürlichen Offenheit seiner Landsleute ganz entgegengesetzten Charakter mehr Feinde gemacht, als durch seine Unthaten.

Die Zahl der Einwohner des Thales, die sich zuweilen bis zu der Höhe des einsamen Hauses von Hill Murphy verstiegen, war nur geringe, und dazu pflegten sie noch eine Beschreibung davon zu geben, welche die Neugier von andern wenig in Versuchung führte. Keiner rühmte sich, in diesem Hau e wohl empfangen worden zu seyn. Hill Murphy's Kinder waren fast eben so wenig liebenswürdig als ihr Vater; er hatte deren drei: zwei Söhne und eine Tochter. Die Söhne waren robust, die Tochter zeichnete sich durch eine seltene Schönheit aus, war aber so schwach an Verstand, daß sie fast für blödsinnig gelten konnte. Sie that den ganzen Tag fast nichts, als sich gleich einer Syrene ihr langes Haar zu kämmen, oder ihrem Bilde in einem Wasserzuber, dem einzigen Spiegel unter Hill Murphy's Dache, zuzulächeln.

Wie leidenschaftlich, roh und brutal der Vater dieses armen Geschöpfes auch sonst war, war er doch in dem Benehmen gegen seine Tochter ganz das Gegentheil. Seine Zärtlichkeit für sie wurde durch die Bekümmerniß um ihre schwankende Gesundheit nur noch gesteigert. Da er sie mehr und mehr hinwelken sah, so wurde es ihm endlich klar, daß sie an irgend einem Uebel leiden müsse, und er beschloß, sich nach Hülfe umzusehn. Er sagte zu seinen Söhnen, daß er ihnen auf eine Zeitlang die Huth seiner Wohnung überlassen wolle, um mit der armen Kranken in's Thal hinab zu ziehen. Er nahm sie vor sich auf's Pferd, ritt behutsam den Berg hinunter, und einer der gesegneten Quellen zu, die in Irland des Rufes genießen, auch die unheilbarsten Gebrechen zu curiren. Hill Murphy und seine Tochter legten die fromme Reise langsam zurück, und der alte Bösewicht war mehreren der Wallfahrer, welche die heiligen Gewässer aus gleicher Ursache besuchten, so wohlbekannt, daß sie mit einander geheimnißvoll flüsterten, als er sich näherte, verwundert, daß er die verschiedenen Pratiken der Andacht, welche der armen Kranken unmöglich gewesen wären, selber mit dem größten Eifer verrichtete. (Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem Diary of a Physician, nach den Hamb. lit. u. krit. Bl.

Tabletten.

** (Paris.) Es ist hier eine großartige Anstalt, welcher der Drucker Boulé vorsteht, ein genialer Mann, welcher seine Zeit versteht und die Fortschritte der Mechanik sehr gut auf die literarische Produktion anzuwenden weiß. Seine Anstalt sieht aus wie eine ungeheure Manufactur. Drei Dampfmaschinen sind daselbst Nachts im Gange, und eine derselben arbeitet auch den Tag hindurch. In dieser Anstalt wird erstlich ein Tageblatt, l'Estafette, gedruckt, welches um 11 Uhr Morgens, also einige Stunden nach den andern Morgenzeitungen, erscheint und angeblich die vorzüglichsten Nachrichten aus denselben geben soll. Im Grunde sind es aber die Notizen vom vorigen Tag und Abend, und nur einige Nachrichten aus dem Moniteur desselben Morgens werden eingerückt. Dieses 1½ Bogen starke Blatt erscheint auch in einer andern Ausgabe, und zwar wöchentlich dreimal, und dann noch in einer dritten als Wochenblatt. Es hat ein Feuilleton, welches zum Theil die Feuilletons anderer Journale wieder gibt. Diese Feuilletons benutzt Boulé dann wieder, um ein eigenes Literaturblatt, le salon littéraire, daraus zu machen, welches alle fünf Tage erscheint, und da diese Aufsätze schon für die Estafette gesetzt worden sind, so dient dieser Satz ohne neue Kosten zu seinem salon littéraire, den er somit sehr wohlfeil liefern kann. Außerdem hat er aus den vorzüglichsten Aufsätzen eine besondere Sammlung, le magazin littéraire, in drei Bänden veranstaltet, welche er jetzt mit oder ohne Portraits ausbietet. Das Kurioseste aber ist seine Fabrikation von Provinzialzeitungen. Er hat nemlich den Zeitungsexpeditionen in den Provinzialstädten begreiflich gemacht, daß, da sie alle ihren Abonnenten einen Auszug aus den Pariser Journalen geben müssen, es ein großer Vortheil für sie wäre, wenn sie diese Auszüge ganz fix und fertig, das heißt redigirt und gedruckt, zu billigem Preis erhielten. Boulé liefert ihnen also eine Zeitung, welche Alles gibt, was die Abonnen-

ten in der Provinz von der Zeitung ihres Ortes verlangen können, und je den Titel der ehemaligen Lokalzeitung führt. Nur die letzte Seite, oder die Hälfte der letzten Seite bleibt weiß; auf diese drucken nun die Herausgeber der Lokalzeitung die ihre Stadt, ihren Kanton, ihr Arrondissement oder Departement betreffenden Nachrichten, und zwar so schnell, daß das Ding wenige Stunden nach Ankunft des Ballens aus Paris fertig seyn und an die Abonnenten des Orts versendet werden kann. Solcher Lokalzeitungen druckt Boulé jetzt schon über fünfzig, und wahrscheinlich wird diese Zahl fortwährend steigen, da offenbar die Herausgeber von Zeitungen in der Provinz ihre Rechnung dabei finden, ein Tageblatt fast ganz fertig zu erhalten, also Redaktion, Honorar und fast alle Druckkosten zu sparen. Bei Boulé dient ein und derselbe Satz zum Druck der fünfzig Zeitungen, und bloß der Titel wird verändert. So eben hat Boulé das Verlagsrecht des Courrier français, eines der Hauptoppositionsblätter, für 200,000 Francs angekauft; wenn man nun weiß, was es heißt, ein solches Blatt herauszugeben, muß man über die Kühnheit eines Mannes staunen, welcher dieß nur als eine Zugabe zu seinen Unternehmungen betrachtet. Gleichzeitig hat er noch ein anderes, bisher wenig verbreitetes Journal la Patrie, an sich gebracht, welches also ebenfalls nur als Nebensache von ihm behandelt wird. Natürlich erleichtert er sich Kosten und Mühe dadurch, daß dieselben Nachrichten, wenn sie einmal gesetzt sind, zu allen seinen Zeitungen dienen. Hier ist also eine Zeitungsfabrik im Großen, wie man bisher keine gesehen hat.

*** (Stockholm, 1. Jan.) Christina Ulberg, eine geborne Schwedin, aus dem Lande der Dalekarlen und seit 1839 in Livorno in Diensten des dortigen schwedisch-norwegischen Generalconsuls Westzynthius, hat unlängst, wie die schwedische Staatszeitung meldet, aus Eifersucht und getäuschter Liebe einen jungen Italiener, Namens Salvadore Sallurini mit einem Messer erstochen. Da der junge Mann augenblicklich den Geist aufgegeben, ward die Mörderin vor Gericht geladen, aber, von einem der ausgezeichnetsten Advokaten Toscana's vertheidigt, völlig freigesprochen, weil sie „aus Verzweiflung und in einem Anfall von Raserei, worunter sie früher schon mehr als einmal gelitten, ihren Verführer ermordet habe." Der schwedische Chargé d'Affaires in Florenz ließ die Freigesprochene mit Hülfe der Ortsbehörden baldmöglichst in Sicherheit bringen und sorgte für die nöthige Pflege, denn sie war in einer höchst aufgeregten Gemüthsstimmung, und widersetzte sich mit Heftigkeit dem Vorhaben des Consuls Westzynthius, sie in ihre Heimath zurückzusenden.

*** Das neueste Heft der „Guêpes" von Alph. Karr enthält unter Anderm folgende Anekdote: Ein vormaliger Verwalter verfolgte seit einigen Monaten Herrn Villemain mit Bitten und Reclamationen. Vor einigen Tagen empfing der Minister wieder einen Brief, in welchem der Erbeamte ihm anzeigt, daß er verzweifle, in die äußerste Noth versetzt sey u. s. w. Herr Villemain schickt unter Couvert als Antwort ein Billet von 500 Francs. Aber am nächsten Tage erhält er einen Brief folgenden Inhalts: „Mein Herr! Ich verlange Gerechtigkeit und kein Almosen; glauben Sie nicht, meine Unabhängigkeit durch Ihre Wohlthaten erkaufen zu können. Ich schicke Ihnen Ihre Anweisung von 500 Francs zurück, da Sie sich ohne Zweifel in der Adresse geirrt haben. Ihr Diener." — Herr Villemain staunt und wendet das Blatt, um die bezeichnete Anweisung zurück zu nehmen. Er sieht sie nicht; er sucht am Boden, weil er sie vielleicht fallen ließ, indem er den Brief hastig öffnete; dort liegt sie nicht. Er sucht in seinen Taschen, vielleicht hat er sie in der Zerstreuung eingesteckt; sie ist nicht in seinen Taschen. — Der Erbeamte hatte das Billet nicht zurückgeschickt, sondern sich mit der Absendung des bloßen Briefes, den er vorher dreißig Personen gezeigt, begnügt.

Aus Weilburg.

(18. Januar.)

Auch bei uns, in der Nähe des Westerwaldes, wo Viele ein nassauisches Sibirien wähnen, freut man sich seines Lebens. Sind wir auch abgeschieden von großstädtischen Lustbarkeiten und Festivitäten, so haben doch auch wir noch unsre Vergnügen, auch noch in unsre trüben Wintertage fallen Licht- und Glanzpunkte, deren wir uns dann um so herzlicher freuen, je weniger wir von luxuriösen Genüssen betäubt und abgestumpft werden. Es ist wahr, Weilburg ist klein, die Erwerbsquellen fließen spärlicher, als in manchen andern Orten unsers gesegneten Herzogthums, der Wohlstand hat hier seit den letzten Jahrzehenden offenbar abgenommen — indessen wir haben eine reine, gesunde Luft, die uns vor Epidemieen schützt, lassen uns bei einfacher Lebensweise genügen an dem, was wir besitzen, und bescheiden uns des Anspruches auf Vortheile, die uns nun eben nicht vergönnt sind. Dabei tragen das Officiercorps, das Gymnasium und die übrigen Behörden der Stadt so mannichfaltige intellectuelle Kräfte in sich, daß in Vergleich zu dem geringen Umfange von Weilburg viel geistiges Leben in demselben thätig ist. Zwar wollten nicht immer die socialen Beziehungen sich freundlich gestalten, da wohl einestheils fast alle Bildungsstufen — von rein wissenschaftlichen Bestrebungen an bis zu den banausischen Künsten herab — hier ihre Vertreter zählen, anderntheils aber doch nur in so geringer Anzahl, daß eine größere Verbindung zu geselligen Zwecken bei dem Heterogenen der Bestandtheile nie recht gelingen sollte; jedoch sind auch in dieser Rücksicht nach und nach bemerkenswerthe Fortschritte geschehen. Das hiesige Casino erfreut sich diesen Winter großer Theilnahme und es ist bereits trotz aller Vorurtheile und Schwierigkeiten gelungen, zur Hebung und Belebung des Vergnügens dramatische Unterhaltungen damit zu verbinden, die uns schon zweimal recht heitere Abende bereitet haben. Ferner haben wir Concerte, die theils von hiesiger Regimentsmusik, theils von dem Gymnasium im Casino-Locale gegeben werden und von denen die ersteren alle Anerkennung verdienen, während die letzteren von pädagogischer Seite ein um so höheres Interesse gewähren, als sie die Tendenz des Gymnasialunterrichtes, einen innigen Bund altklassischer Studien mit moderner Bildung zu vermitteln, recht klar und erhebend vor Augen stellen. Dazu kommen von Zeit zu Zeit noch besondere Veranlassungen, die in das Monotone unsrer äußeren Verhältnisse Veränderung und Wechsel bringen. So wurde vor Kurzem das Jubiläum des Obermedicinalrathes Herrn Dr. Huthsteiner gefeiert, wobei sich die Hochachtung, die dem um Amt und Stadt Weilburg so sehr verdienten Manne mit vollem Rechte gebührte, in mancherlei festlichen Veranstaltungen kundgab. Nichts indessen erregt und belebt die Herzen von Weilburg's Bewohnern so freudig, als wenn sie ihren geliebten Fürsten, dem sie noch mit alter Treue und Anhänglichkeit ergeben sind, in ihren Mauern begrüßen dürfen. Dieses Glück wurde ihnen auch im Laufe dieses Winters zu Theil, ja Seine Durchlaucht der Herzog geruhten sogar, die hiesige Casinogesellschaft, ein Concert der Gymnasiasten und das naturhistorische Kabinet des Herrn Professor Sandberger mit Ihrer hohen Anwesenheit zu beehren. Es ist wohlthuend und herzerhebend, einen gütigen Regenten in Erweisungen edler Menschenfreundlichkeit so herablassend zu sehen, und wohl dem Volke, das seine patriotischen Gesinnungen mit treuer Liebe zu seinem Fürsten in so schönem Einklange verbinden kann!

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 23. Januar. Zum Vortheil der Fräulein Capitain (zum Erstenmale): Der Cid, große Oper in 3 Abth. von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 24. Januar. Der Brautschleier, Lustspiel in 1 Akt von Joh. Fr. v. Weissenthurn. Hierauf: Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., aus dem Franz. von Herrmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 25. 25. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Mademoiselle de Lafaille.

(Nach der Gazette des Tribunaux.)

(Fortsetzung.)

Außer sich und in der heftigsten Aufregung, welche diese unerwartete Erscheinung verursachte, eilt Herr von Boissieur nach der Wohnung des Todtengräbers. Er fordert diesen Mann auf, er beschwört ihn, daß er ihm das so eben Gesehene erkläre und Alles genau sage, was er von der Beerdigung der Frau von Boissieur wisse.

„Ich würde Ihre Fragen sehr gern beantworten," erwiederte der Todtengräber, „ich bin aber erst seit vier und ein halbes Jahr hier auf diesem Friedhofe."

„Ihr habt also nicht das Grab der Präsidentin gegraben, Ihr waret nicht bei ihrer Beerdigung zugegen?"

„Nein, mein Herr! René Glod, mein Vorgänger, hat es gegraben."

„Was ist aus diesem René Glod geworden?"

„Man sagt, er habe eine große Erbschaft gemacht," erwiederte der Todtengräber, „und sey mit Frau und Kindern nach der Normandie gereis't, wo er Familie hat; Vire, glaube ich, heißt der Ort."

„Es sind fünf Jahre?"

„Ja, ungefähr fünf Jahre."

„Habt Ihr niemals," fuhr Herr von Boissieur fort, „bei dem Grabe der Präsidentin eine junge, schöne und reich gekleidete Dame erblickt?"

„Niemals, mein Herr! ich weiß nur, daß vor ungefähr drei oder vier Tagen ein Bedienter, ein Mulatte, sich bei mir erkundigte, in welcher Gegend des Kirchhofes das Grab der verstorbenen Präsidentin von Boissieur zu finden sey."

„Weiter hat er nichts gesagt?"

„Weiter nichts, mein Herr!"

„Nun gut!" sagte der Präsident, indem er in die Hand des Mannes einige Goldstücke drückte. „Beobachtet sorgfältig das Grab der Präsidentin, und wenn Ihr etwas Ungewöhnliches bemerkt, so benachrichtigt den Polizeilieutenant davon. Ich komme bald wieder."

Herr von Boissieur verließ die Wohnung des Todtengräbers und begab sich zum Herrn von Argenson, Chef der Polizei, den er von diesem Vorfall in Kenntniß setzte. Er verschwieg ihm nicht den Verdacht, den er geschöpft, sobald er von dem schnellen Verschwinden und der großen Erbschaft des vorigen Todtengräbers gehört.

„Die ganze Begebenheit erscheint sehr romanhaft," erwiederte Herr von Argenson, nachdem er den Präsident angehört hatte, „und ich gestehe offen, ich vermuthe, daß die außerordentliche Aehnlichkeit, die Sie zwischen der Dame des Kirchhofs und Ihrer Frau Gemahlin gefunden haben wollen, mehr den schmerzlichen Betrachtungen, denen Sie sich an ihrem Grabe überließen, zuzuschreiben seyn möchte. Da man jedoch in solchen Fällen den gewissesten Aufschluß zu erlangen strebt, so werde ich sogleich Befehl ertheilen, daß man den Namen jener Dame, die Sie gesehen, aufs baldigste erforscht; ich werde zu gleicher Zeit einen Agenten nach der Normandie schicken, um den ehemaligen Todtengräber genau verhören zu lassen...."

„Zuvörderst, mein Herr!" unterbrach ihn Herr von Boissieur, „würden Sie wohl mein dringendes Gesuch bewilligen, morgen schon das Grab öffnen und untersuchen zu lassen?"

Am folgenden Morgen begab sich der Polizeilieutenant mit Herrn von Boissieur, in Begleitung von zwei Räthen, einem Commissär und zwei Aerzten, nach der Abtei St. Germain des Prés, und nachdem man die Bewilligung der Geistlichkeit erhalten, schritt man zur Eröffnung des Grabes.

Man fand den Sarg leer und zerbrochen.

Drei Tage später überschickte der Polizeilieutenant dem Herrn von Boissieur einen Brief, welcher folgende Aufklärungen enthielt:

„Die Person, welche Herr von Boissieur am 14. October auf dem Friedhof gesehen, ist die Frau von Garan, Gemahlin des Herrn von Garan, Major im Artillerie-Regiment de la Fère. Ihre Vermählung hat zu Pondichery, wo Frau von Garan gebürtig ist, stattgefunden; beide Vermählte sind erst seit einem Monat in Frankreich angekommen. Der nach der Normandie geschickte Agent hat sehr leicht die Familie des Todtengräbers René Glod ausfindig gemacht. Dieser Mann ist ungefähr vor drei Jahren gestorben, allein aus der Vernehmung seiner Frau und Kinder, hat sich ergeben, daß er keine Erbschaft gemacht, sondern mit einer Summe von ungefähr 10,000 Francs nach Vire gekommen ist. Dieß sind die einzigen Aufschlüsse, die man bis jetzt erhalten hat; sie sind aber von Wichtigkeit, wenn man erwägt, wie aus der Eröffnung des Grabes erwiesen ist, daß der Körper der Frau von Boissieur aus demselben gewaltsamer Weise genommen ward."

Herr von Boissieur hielt es jetzt für rathsam, den Herrn von Argenson von den vertrauten Verhältnissen, die zwischen den Familien von Garan und de Lafaille früher stattfanden, unterrichten zu müssen, so wie von der beabsichtigten Vermählung der beiden jungen Leute, und den Hindernissen, denen er begegnet, als er bei der Nachricht von dem Tode des Capitains, um die Hand des Fräuleins geworben. Er beschwor Herrn von Argenson, daß er die Schritte des Herrn und Frau von Garan genau beobachten lassen möge, denn er zweifle nicht, daß Letztere seine Gemahlin sey, und er würde Alles aufbieten, sie wieder zu sich zurückzuführen.

Nachdem der Präsident von Boissieur diese vorläufigen Maßregeln getroffen, klagte er den Herrn von Garan förmlich vor Gericht der gewaltsamen Entführung an, verlangte die Auflösung der zweiten Heirath des Fräuleins de Lasaille, da solche ungültig sey, und forderte sie auf, als seine rechtmäßige Gattin zu ihm zurückzukehren.

Zu gleicher Zeit bemühte er sich eifrig, alle Beweise und Spuren, die zur Entdeckung der Wahrheit führen konnten, zu sammeln. Von dem Kriegsminister erfuhr er genau den Tag, an welchem Georges Garan zuerst nach Paris gekommen, jenen merkwürdigen Tag, wo er das Leichenbegängniß der Präsidentin gesehen, und dann schnell wieder abgereis't sey. Er forschte nach den Postillonen, die vor fünf Jahren den Capitain mit einer verschleierten und kränklich scheinenden Dame von Paris nach Brest gefahren; er erfuhr endlich, daß Georges, anstatt sich auf einem, dem Staate gehörigen Schiffe, auf einem Kauffahrer eingeschifft habe, in dessen Buche sein Name verzeichnet stand. Als Herr von Boissieur mit diesen, aus sicheren Quellen geschöpften Beweisen versehen war, begann er einen Proceß, dessen Ausgang, nach seiner Meinung, keinen Augenblick zweifelhaft war. (Fortsetzung folgt.)

Die Schatzkiste des Landstreichers.

(Fortsetzung.)

Aber wie triebens unterdessen die Söhne Murphy's? Seiner eigenen Familie furchtbar, und ein wahrer Haustyrann, hatte sich der Alte kaum entfernt, als die jungen Bursche, von der brutalen Autorität befreiet, unter welcher sie sich schweigend, oder mit Ansprache einer Nachsicht, die ihnen nicht immer zu Theil wurde, schmiegen mußten, über die Stränge schlugen. In dem Enthusiasmus der ihm neuen Freiheit that der älteste einen gewissermaßen vollständigen Schritt der Emancipation, indem er eine stämmige Hochländerin ehelichte, die außer ihrer Liebe zu dem jungen Mann fast nichts Weibliches an sich hatte. Sie war die Schwester von fünf oder sechs Brüdern einer Sippschaft, ganz würdig, sich mit der des Murphy zu verbinden, eben so wild als die Kinder von diesem, und eines Gewerbes, das sich mit den Jahreszeiten veränderte: bald stahlen sie Schaafe, bald trieben sie Wilddieberei in dem einzigen reservirten Jagdrevier, das es zwanzig Meilen in der Runde gab; zuweilen unterstützten sie auch die Murphy's in dem Absatz des Erzeugnisses ihrer geheimen Branntweinbrennerei, und immer waren sie behülflich, den Whisky derselben zu fabriciren und zu trinken; endlich machten sie auch stets gemeinschaftliche Sache mit den Schmugglern der Küste, und gehorchten, in der Gesellschaft der Bandmänner aufgenommen, den von deren Loge ausgegangenen Befehlen zu Meuterei oder Plünderung. Der alte Hill Murphy war gewohnt, diese Familie eben so hart und launisch zu behandeln als die seinige, obwohl er sich einbildete, daß er ihr die größtmögliche Geneigtheit bewiese. Wie es bei den Tyrannen in der Regel der Fall ist, ahnete es auch ihm nicht, daß er auf dem Punkte stand, seine unumschränkte Gewalt einzubüßen. Ja, wenn er zu Hause geblieben wäre, dann hätte er das Complott wohl abwenden mögen. Er war so aufmerksam, und das einzige Wesen, das ihn aufrichtig liebte, seine Tochter, war, wenn auch kränklich und in vielen Stücken schwach von Geist, dennoch in vielen andern Dingen so wach und hellsehend, daß es sehr zu bezweifeln steht, ob es den Verschwörern gelungen seyn würde, diesen inneren Despotismus über den Haufen zu werfen.

Murphy hatte seine ganze Zärtlichkeit besonders da der Tochter zugewendet, als er seine Frau verloren hatte. Nach der Meinung von Einigen verehrte er in ihr das Andenken einer Gefährtin, die ihm während zwanzig Jahren seines wilden Lebens treu zur Seite gestanden hatte; nach der Meinung von Anderen zeigte er sich nur deßhalb als ein guter Vater, weil er sich durch die schlechte Behandlung, die er an ihrer Mutter verübt, als sie mit ihr schwanger gegangen, schuldig an ihrem leidenden Zustande fühlte und deßhalb von seinem Gewissen zur Sühne gemahnt wurde. Man setzte selbst hinzu, daß Murphy's Frau nicht unter dem ehelichen Dache gestorben sey, sondern in dem Hospiz der Stadt, wohin sie sich habe flüchten müssen. Aber ist es wohl denkbar, daß diese Mutter sich je hätte entschließen können, ihre jungen Kinder zu verlassen, an denen sie hing, wie eine Wölfin an ihren Jungen? Und wie hätte andererseits Murphy seine Sühne gerade in dieser Art suchen sollen? Es lag hierunter vielleicht ein Geheimniß verborgen, über welches sich nur Muthmaßungen anstellen ließen; gewiß ist nur, daß Hill Murphy seit dem Verschwinden seiner Frau noch anhänglicher gegen seine Tochter, noch abstoßender gegen alle andere geworden war.

„Ist wohl je etwas Außerordentlicheres erlebt worden, als die plötzliche Umwandelung von Frömmigkeit dieses Hill Murphy?" sagte eine Wallfahrterin leise zu einer anderen, indem sie ihren Rosenkranz unterbrach.

— Gelobt seyen alle Heiligen! erwiederte diese. Es ist in der That wunderbar, zu sehen, wie er über das arme, halbtodte Mädchen die Zeichen des Kreuzes macht und sie mit dem gesegneten Wasser besprengt. Es ist in der That recht tröstlich, daß solch große Sünder sich doch einst bekehren können.

„Gesegnet sey die heilige Brigitte," sagte die erste Wallfahrterin wieder; „aber man ist damit noch nicht bekehrt, daß man sich an die Brust schlägt; ein Bandit, wie dieser, muß schon viel beten, ehe es ihm zu Gute kommen kann; er muß schon laut um Barmherzigkeit wimmern, ehe er das Geschrei übertönt, das wider ihn gen Himmel steigt."

Vielleicht hätte diese barmherzige Pilgerin sich noch weit mehr ausgesprochen, wenn nicht der große Sünder, dessen Heil ihr so zweifelhaft erschien, ihr plötzlich kniebeugend so nahe gekommen wäre, daß er sie hören konnte. Sie verstummte nun; auch glaube ich trotz des Zweifels dieser Frommen, daß Murphy es diesmal ernst mit seiner Bekehrung meinte, d. h. unter der Bedingung, daß seine Tochter hergestellet werde. Aber darin sah er sich getäuscht.

Da wagte er denn, aus Liebe zu seiner Tochter, was er seit zwanzig Jahren nicht gewagt hatte: er ging bei hellem lichten Tage zur Stadt, um einen Arzt in Rath zu nehmen. So wurde ich mit ihm bekannt. Nachdem ich die Kranke gesehen, und mit dem Vater über sie gesprochen hatte, erklärte ich ihm, was er auch schon von meinen Collegen gehört haben mochte, daß ich nicht helfen könnte. Da fiel er, nachdem er mich mit einem eigenthümlichen Blicke angesehen, mir zu Füßen, und umklammerte meine Knie. „O, retten Sie mein Kind, Doctor!" rief er aus; und weinte. Das arme Mädchen, das durch diesen Auftritt eben so überrascht war, als ich, aber den Grund davon nicht einsah, schlang zitternd ihre Arme um den Hals des Vaters, und fragte, indem sie ihn nicht zu weinen bat, warum er denn so wehmüthig bäte.

Ich hob Beide auf, und war selbst beinahe bis zum Weinen aufgeregt, konnte aber doch nur die Worte wiederholen: „ich kann nicht helfen!" Es war dies eine die Wissenschaft demüthigende Wahrheit, zu deren Eingeständniß sich der Arzt nicht gern versteht, wenn er ihrer nicht ganz gewiß ist. „Wie!" rief Murphy aus, „so soll ich sie, die Blüthe meines Lebens, das einzige Wesen, das mir theuer ist, verlieren? Hören Sie, Doctor, ich will Ihnen Alle meine Habe geben, wenn Sie sie retten. Ich komme nicht als ein Bettler zu Ihnen, der

die Cur umsonst haben will. Ich kann zahlen, zahlen wie ein Reicher. Sie glauben's wohl nicht!"... mit diesen Worten nahm er seine Tochter beim Arm, und ging rasch mit ihr davon. Aber gegen Abend kam er wieder; diesmal allein. „Doctor," redete er mich an, „ich weiß, wie sehr man mich hassen mag, und muß es mir auch gefallen lassen, daß Sie meinen Worten nicht trauen; aber ich habe Handgeld geholt, und wenn Sie die Cur meiner Tochter übernehmen wollen, hier ist Geld."

Mit diesen Worten holte er eine Handvoll Guineen aus der Tasche, und setzte hinzu: „es ist Alles, was ich den Augenblick habe; aber wenn Sie meine arme Nancy herstellen, will ich schon für mehr sorgen. Sie sehen, ich kann die Cur und den Arzt bezahlen; da, nehmen Sie, nehmen Sie Alles, und suchen Sie nur meine Nancy gesund zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Wiesbaden, 21. Januar. (Doctor Wiest's humoristisch-musikalische Soirée.) Der gestrige Abend wird den Theaterfreunden Wiesbadens noch lange Zeit in freundlicher Erinnerung bleiben! Dr. Wiest veranstaltete im hiesigen Hoftheater eine humoristisch-musikalische Soirée, die in jeder Beziehung von trefflicher Zusammenstellung, wie glanzvoller Ausführung war. Die Wiesbadner Kunstfreunde haben seit Jahren keinen so genußvollen Theaterabend erlebt, wie ihn das Zusammenwirken so vieler herrlichen Talente, das geschmackvolle Arrangement von Seiten des Soiréeveranstalters bereitet. — Die Königin des Abends war Fräulein Sabine Heinefetter, die ewig junge, geniale Gesangskünstlerin, welche die große Arie aus „Lucie von Lammermoor" und Schubert's „Wanderer" in hoher Vollendung vortrug. Eine würdige Rivalin stand neben Sabine Heinefetter — Mad. Pirscher, vom Hoftheater zu Darmstadt, welche die große Arie der Isabelle aus „Robert", Lachner's „Waldvöglein und Frauenliebe" mit reizend schönem, lyrischem Ausdrucke und dem Zauber ihrer hohen Chorden sang. Fräulein Luise Weiß, erste Tänzerin der großen Oper in Paris, tanzte zweimal — am Schlusse jeder Abtheilung. Sie entzückte durch das Grazienvolle ihrer edlen Bewegungen, sowohl in der Cachucha, wie in der Lithuana. Herr Pischek, vom Frankfurter Nationaltheater, hat die zahlreich versammelte Gesellschaft, sowohl im großen Duett, aus „Belisar", wie im schönen Liede von Speyer „Rheinsehnsucht", durch die Macht seines herrlichen Stimmmittels, wie durch die Zartheit und seelenvolle Nuancirung im Vortrage, hingerissen. Pischek, unstreitig das hervorragendste Sängertalent der deutschen Gegenwart, hat sich in diesem Concert als wahrhaft vollendeter Liedersänger bewährt. Daß diese Notabilitäten der Gesangswelt von dem Auditorium enthusiastisch begrüßt und mit Beifall überhäuft wurden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Die Mitglieder der Wiesbadner Hofbühne trugen ebenfalls mit regem Eifer zur Verschönerung des Abends bei. Mad. Grabowsky trug ihren Declamations-Scherz mit der liebenswürdigsten Laune vor, so wie Herr Grabowsky eine an vielen poetischen Schönheiten reiche, metrische Novellette mit ergreifender Wahrheit recitirte. Zwei Ouverturen, energisch dirigirt von Herrn Hofkapellmeister Rummel, wie die Rütli-Scene aus Rossini's Wilhelm Tell, gesungen von den Herren Dr. Meyer, Schrader, Behringer und dem Opernpersonale, wurden mit eben so viel Kraft und Raschheit als Delicatesse ausgeführt. Einen wahrhaft geistigen Genuß bereitete uns die humoristische Vorlesung des Herrn Dr. Wiest, in welcher sich eine Fülle von kernhafter humorfrischer Laune und treffender Ironiesirung in den elegantesten Formen der Darstellung kund gab. Weniger Wortwitz, als wahrhaft originellen Gedankenschwung, und ein überraschend-effektvoller Sachwitz, wie ihn das feinere Lustspiel erheischt, war hier in anziehenden Bildern an unserm geistigen Auge vorübergeführt. Dabei lies't Dr. Wiest vortrefflich, mit einer Feinheit des geistigen Ausdrucks, entschiedner Markirung der witzigen Pointen, und einer Beherrschung des klangvollen Redeorgans in allen Modulationen, die selbst dem geübtesten Rhetoriker der Bühne zur Ehre gereichen würde. Das Publikum kam während des Vortrags gar nicht aus dem Lachen heraus und der Vorleser sah sich oft vom stürmischen Beifall unterbrochen. Jedenfalls hat uns Dr. Wiest eine in ihrer Art ganz originelle Abendunterhaltung bereitet, eine Soirée, in welcher sich die Würde der Kunst und der sinnvolle Scherz harmonisch einten. Das gebildete Theaterpublikum Wiesbaden's muß Herrn Dr. Wiest die gerechte Würdigung spenden, daß er eine solche im wahrsten Sinne des Worts kunstverschönte Soirée veranstaltete. Die distinguirteste Gesellschaft Wiesbaden's war im Theater versammelt, wie auch die höchsten Herrschaften die Soirée durch ihre Gegenwart beehrten. Dem genußreichen Abend folgte noch ein interessantes Nachspiel. Das männliche Chorpersonale der Hofbühne Wiesbaden's veranstaltete der gefeierten Heinefetter, welche im Alleesaale wohnte, ein solennes Ständchen. Wie wir vernehmen, wird Sabine Heinefetter in kommender Saison einen großen Gastrollen-Cyclus auf hiesiger Bühne geben. Der in ihrer Kunst so großen, wie im Leben so bescheidenen Künstlerin schlagen hier alle Herzen freundlich entgegen. R—.

*** (Göttingen, 16. Januar.) Das war eine Woche, die vorige! Göttingen schwärmte. Die Wissenschaft wurde verdunkelt, die Kunst triumphirte: man hätte glauben sollen, das Leben sey kein Traum mehr, sondern sey eine Oper geworden. Die Professorin begrüßte schon des Morgens den Gemahl als sternenstrahlende Königin; der Privatdocent tactirt sein Heft nach der Ouverture Roberts des Teufels. Alle Bedienten und Kammerdiener, deren Zahl bei uns groß ist, sehnten sich nach einer Susanna; die Nätherinnen versuchten im Triller der Konstanze und Alice ihre Sehnsucht auszuhauchen; die Studenten versäumten den Bierconvent und der Pedell übersah die brennenden Cigarren auf der Straße, indem er meinte, es seyen noch Funken vom Feuerwerk des vorigen Abends. Alles schwärmte in Melodieen. Die Gensd'armen traten leiser auf, um mit dem Sporngeklirr den musicalischen Frieden der Stadt nicht zu stören; die Wirthe vergaßen die Zeche anzuschreiben; spazierende Professoren der Aesthetik, der Philologie, der Botanik sogar machten das bedeutendste Gesicht von der Welt und selbst die ärgsten Spötter wurden weich und gerührt, wie die theologischen Selbstrecensionen der Göttinger Gelehrten-Anzeigen. Volle acht Tage leuchtete der Enthusiasmus aus allen Gesichtern; das Leihhaus konnte die Pfänder kaum fassen; der Theaterdirector lächelte sehr: denn Mad. Fischer-Achten aus Braunschweig gab einige Gastrolle bei uns. (Dorfztg.)

*** (Burscheid, 20. Jan.) Vorgestern fand hier eine ergötzliche Festlichkeit Statt, welche unsere ganze Gegend in Bewegung setzte. Nach altem Herkommen findet hier immer die Hochzeit im Brauthause Statt, zu welcher nicht nur die Verwandten, sondern auch die näheren Bekannten der beiden Theile geladen werden. Da hier nun ein solches Fest bevorstand, hatte sich der ganze Kreis der Bekannten vereinbart, das Fest durch Gesang und dramatische Aufführungen zu beleben. Groß war das Erstaunen, als alle diese Kunst- und

Hausfreunde erfahren, daß sie nicht geladen waren, daß die Hochzeit ganz im Stillen gefeiert werden sollte. Dennoch beschlossen sie, die Hochzeit, und zwar in einem Gasthofe neben dem Brauthause zu feiern. Beinahe unsere ganze Bewohnerschaft, mehrere Hundert Personen, schloß sich diesem Feste an und bildete einen Pikenik. Die Damen brachten Speisen mit, die Herren Wein, schmückten den Saal bräutlich und verzierten die Fenster der Hochzeit ohne Hochzeiter mit humoristischen Transparenten. Außerordentlich war der Frohsinn, der die Gesellschaft belebte; als aber einer der Gäste einen lebensgroßen Bräutigam von Brodteig aufstellte, ihn anredete und tadelte, daß er die schöne alte Sitte verletzt habe, und die Anklage humoristisch durchführte, kannte die fröhliche Laune keine Grenzen, es wurde unter den Damen ein Gerichtshof der Geschwornen gebildet, und der Semmelmann nicht nur angeklagt, sondern zum Tode verurtheilt, geviertheilt und seine Gliedmaßen unter die Gassenjungen geworfen. Das fröhliche Fest dauerte dann noch bis am Morgen, sprudelte von Witz und Satyre, ohne daß deßhalb etwas Beleidigendes oder Unanständiges gegen das wirkliche Brautpaar vorgefallen, welches sich gegen die alte Sitte vergangen hatte. (Düsseld. Z.)

*** (Frankfurt.) Nächsten Freitag, den 27. Januar, wird Herr Allmann, aus München, im Saal des Russischen Hofs eine humoristische Abendunterhaltung in der von Saphir eingeführten Manier geben, wobei den Freunden der witzreichen Ergüsse harmloser Laune gar manches Erfreuliche geboten werden soll. Hr. Allmann hat noch überall, wo er sein Talent zu produciren Gelegenheit hatte, lebhaften Beifall gefunden, und so wird es ihm auch hier nicht fehlen, um so weniger, als die Leistungen, womit er auftritt, das Verdienst der Neuheit haben.

Frankfurt.

(Theater.) Freitag, den 13. Januar: Letztes Conzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Teresa und Maria Milanollo. — Der Jurist und der Bauer, Lustspiel in zwei Abtheilungen von Rautenstrauch.

Der Jurist und der Bauer ist, wie der Inhalt sogleich zeigt, ein schon sehr altes — fast ein Jahrhundert (?) altes — Lustspiel, welches man, um nicht einen Abend verloren zu haben, eben mit dem Interesse an jener guten alten Zeit, in welcher es entstanden ist, betrachten muß, wo nicht so wird man gelangweilt oder abgestoßen, welches letztere in diesem Stücke besonders dadurch geschieht, daß die heirathsfähige und wohlgerathene Tochter des reichen und gutgesinnten Bauern Kunze noch unter dem Prügel ihres Vaters steht. Bedenkt man jedoch, wie Manches in diesem Stücke aus jener Zeit in die unsrige schon hinüberspielt oder noch hineinragt, so muß man es lieber für eine Mitbestimmung der Bühne halten, daß sie uns auch Bilder jener Zeit gebe und mit Aufführung älterer Stücke nicht zu karg sey. Und wegen des Langweiligen brauchen sich die alten Stücke keine Vorwürfe gefallen zu lassen. Denn sind der Sohn auf Reisen, die Pulververschwörung u. s. w., also neue oder neuere Stücke, weniger langweilig, als der Jurist und der Bauer, und entschädigen sie wohl durch eine Rolle, wie der Rechenmeister Grübler des Herrn Meck? Freilich müssen wir eingestehen, daß das Stück nur durch diese Rolle oder durch die Art, wie Herr Meck sie giebt, einen besondern Werth gewinnt, da es im Uebrigen allerdings ohne Bedeutung ist. Wie behaglich war der Rechenmeister vom Sauerkraut, das er in langen Gabeln voll zum Munde führt, bis zur Flasche Wein, bei der sein ganzes Wesen aufthaut! Und wie gelehrt kann er sich dünken bei Bauern, die anfangen aufgeklärt zu werden, aber noch nicht denken, während man jetzt mit der Aufklärung zu Stande gekommen ist und auch noch nicht denkt. Wie gut sie ihn verstehen, als er ihnen erklärt, was in dem Urtel in Sachen Kunze wider Knebel die Worte „in puncto strittiger Possession eines Krautackers“ bedeuten, daß sie nämlich so viel sagen wollen, als: in puncto der Possession, die strittig ist, und wie populär er von Epicurus zu reden weiß, der die Philosophie der Wollust erdacht habe, welche auch noch heute viel Anhänger zähle. Mit welcher Würde endlich, mit welchem Bestreben nach Anstand wußte er sich auch im Rausche zu benehmen und am Tische festzuhalten, und wie befriedigte er auch noch dann, als ihm der Rausch verflogen und die Trunkenheit geblieben war, sich und die Gesellschaft durch den geistreichen Reim und Trinkspruch, den er auf die Verlobung der Kunzischen Tochter mit dem Advocaten Lanze so passend ausbrachte: Es leben gute und böse Christen, es leben Bauern und Juristen! — Herr Lußberger (Bauer Kunze) spielte recht brav; seine Rolle ist aber sehr undankbar, denn wir können uns bei einem so verständigen Manne, wie der Bauer Kunze, seinen Haß gegen Juristen, wornach er es für unmöglich hält, daß ein Jurist ein guter Mensch sey, nicht mehr erklären. Zu jener guten alten Zeit des willkührlichen Sportulirens der Richter, wie der Anwälde, war jener Haß sehr natürlich und erklärlich. — Herr Diehl (Pachter Rost) schenkte aus einer Flasche Wein den Inhalt von zwei bis drei Flaschen aus, da doch noch zwei andere leere Flaschen daneben standen, die er alle hätte leeren können. — Herr H. Schneider, als Advocat Lanze, fühlte, daß er nicht unter seines Gleichen sey, und wußte mit den Bauern nicht recht umzugehen. Damals aber standen ein Advocat und reicher Bauer sich sehr viel näher. In unserer glücklichen Zeit giebt es freilich keine reichen Bauern mehr. Machte Herrn Schneider aber die Heirath eines Advocaten mit einer Bäuerin verlegen, so vergaß er, daß sie Geld hatte, was heute noch mehr, als damals, jede Heirath standesmäßig macht. Auch haben noch heute in Norddeutschland, wo der Wohlstand der Bauern noch nicht ganz untergegangen ist, ein Advocat oder Pfarrer dieselbe Schwierigkeit, wie in dem Stücke, eine Bauerstochter zur Frau zu bekommen. — Herr Hassel gab den Schreiber Fettig sehr launig, sprach aber gegen seine sonstige Gewohnheit so undeutlich, daß man ihn nur mit Mühe oder gar nicht verstand. Auch die immer deutliche Madame Weidner wurde von dieser Undeutlichkeit angesteckt. Der Zuschauer ist zu nichts so berechtigt den Schauspielern gegenüber, als diesen unaufhörlich zuzurufen: Sprecht deutlich und vergeßt nicht, daß ihr euch nicht bloß unter einander, sondern daß auch der fernste Zuschauer euch verstehen will, und daß er euch verstehen will, ohne beständig die Ohren spitzen und nachdenken zu müssen, was für Worte die Töne seyen, die er vernimmt. Freilich muß die Deutlichkeit, womit der Schauspieler spricht, eine Folge der Uebung und Kunst seyn, wornach er sich nennt; wird das Bemühen, deutlich zu seyn, zu hörbar, so fehlt eben die Uebung und Kunst, und es tritt jene unangenehme Deutlichkeit ein, die z. B. den tonlosen Artikel eben so stark betont, wie das darauf folgende Hauptwort. — Herr Hallenstein (Amtsbote Puffer) würde gewiß gewinnen, wenn er das sonst löbliche Bemühen, deutlich zu seyn, weniger sichtbar werden ließe und nicht, wie er oft thut, alles in gleich lautem Ton spräche. Ueberhaupt möchten wir mehr als einem der jüngern Mitglieder der hiesigen Bühne, deren löblichen Eifer in so mancher Beziehung wir bereitwillig anerkennen, rathen, auf Aussprache und Vortrag, als eines der Erfordernisse, wie Bestandtheile ihrer Kunst, alle Sorgfalt zu verwenden. A.

An Dr. Frank in Cusel.

Du sehnst Dich, zu erfahren,
In welchem Winkel itzt,
Nach so gar manchen Jahren,
Dein alter Freund wohl sitzt?

Auf Nassau's Karte schaue:
Wo stolz die Reben steh'n,
Wirst Du im schönsten Gaue,
Den langen Winkel seh'n!

Langenwinkel a. R. — Alois der Taunide.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25. Januar. (Zum Vortheil der Fräulein Sabine Heinefetter) Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth. Musik von Donizetti. (Letzte Gastrolle) Lucrezia: Fräulein Sabine Heinefetter. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 26. 26. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Mademoiselle de Lafaille.

(Nach der Gazette des Tribunaux.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Dieser Rechtshandel erregte durch seine Neuheit, die damit verbundenen Verwickelungen, durch das Geheimnißvolle, in das er gehüllt schien, und besonders durch die dabei figurirenden Standespersonen, die allgemeine Neugier. In den Salons von Paris unterhielt man sich mit den seltsamsten Vermuthungen, den abgeschmacktesten Auslegungen und boshaftesten Verläumdungen, deren Ziel, theils der Gatte, der seine Gattin zurückforderte, theils derjenige war, der sie entführte und vertheidigte.

Der wichtige Tag, wo dieser Proceß entschieden werden sollte, war endlich erschienen. Der majestätische Saal des Parlaments war mit einer leicht erregbaren, leidenschaftlichen Menschenmasse angefüllt, welche, theils durch die Beredtsamkeit der Advokaten gewonnen, theils von der ausnehmenden Schönheit der Frau von Garan eingenommen ihre Wünsche für den Triumph einer Frau, die als das Opfer einer höllischen Cabale erschien, laut zu erkennen gab.

Herr de Lafaille, den die Weigerung seiner Tochter, sich mit dem Präsidenten von Boissieur zu vermählen, sehr angegriffen, hatte sich, nach ihrem unerwarteten Tode, nach Toulouse begeben. Sein Schmerz war um so peinigender, da er sich den Vorwurf machte, durch seine Schuld ihre Tage verkürzt zu haben. Als er die Nachricht von der Einleitung dieses seltsamen Processes vernahm, kehrte der alte Präsident sogleich in die Hauptstadt zurück. Er hatte Frau von Garan gesehen, sie weinend umarmt, und seine geliebte Tochter genannt. Die junge Frau hatte, ohne den geringsten Anschein von innerer Bewegung zu verrathen, ohne daß ein anderes Gefühl, als dasjenige des Erstaunens und einer ehrerbietigen Theilnahme die Ruhe ihrer schönen Gesichtszüge unterbrach, den Magistratspersonen, welche dieser Zusammenkunft beiwohnten, erklärt: Herr de Lafaille sey ihr ganz unbekannt, und sie wundere sich, daß man ihr solche peinliche Auftritte bereitet habe. Sie wiederholte diese Erklärungen im Verhöre; als man sie hierauf mit Herrn von Boissieur confrontirte, wieß sie seine Beweise und Ansprüche mit Ruhe und Würde zurück; sie erzählte die kurze und einfache Geschichte ihres Lebens; ihre Aussagen wurden durch die von ihrem Advokaten, Herrn von Moizas, ausgefertigten und producirten Beweisschriften, deren Glaubwürdigkeit unbezweifelt war, unterstützt. Die Gemahlin des Majors von Garan, geboren zu Pondichery, deren Eltern, Herr von Merval und Fräulein von Pichot, Franzosen waren, ward vor drei Jahren in der Kirche desselben Gouvernements vermählt; Zeugen waren die vornehmsten Offiziere und Beamten der französischen Station. Ihr Taufschein war in der Ordnung, der Ehecontrakt mit allen gesetzlichen Vorschriften und Bürgschaften versehen; beide Vermählte waren auch auf einem dem Staate gehörigen Schiffe nach Frankreich zurückgekommen. Es war daher kein Grund vorhanden, zu vermuthen, daß ein Mann von Ehre, ein so ausgezeichneter Militair, wie der Major von Garan zu jeder Zeit gewesen, wagen würde, die Justiz so frech zu hintergehen, und eben so wenig konnte man glauben, daß eine junge und tugendhafte Frau, mit solchem Starrsinn und einer solchen Verwegenheit auf einer Täuschung beharre, welche der gesunden Vernunft widerstritt.

Diese Verhältnisse, welche von Herrn von Moizas, einem der angesehensten Advokaten des Parlaments, sehr geschickt erläutert wurden, verfehlten nicht ihre Wirkung auf die leidenschaftlichen Zuhörer, und erregten selbst bei den Richtern einen Zweifel, welcher nahe daran war, sich in Gewißheit zu verwandeln.

Vergebens forderten Herr von Boissieur und sein beredter Stellvertreter gründlichere Beweise, überzeugendere Aufschlüsse, triftigere Zusammenstellungen; vergebens beriefen sie sich auf das Verdächtige in dem Betragen des Herrn von Garan, welcher am Tage der Beerdigung des Fräulein de Lafaille nach Paris gekommen, dieselbe Nacht die Hauptstadt eiligst wieder verlassen, ohne von seiner Mutter Abschied zu nehmen, da er doch damals wenig Hoffnung hatte, sie wieder zu sehen, und mit der größten Schnelligkeit wieder nach Brest zurückgekehrt sey, und zwar in Begleitung einer jungen, fast leblosen Dame, deren dichter Schleier verhinderte, ihre Gesichtszüge zu erkennen; daß er sich endlich mit Verläugnung seines Ranges und seiner Pflichten auf einem unbedeutenden Kauffahrer eingeschifft habe. Herr von Boissieur berief sich auch auf den damals zwischen der medicinischen und chirurgischen Akademie entstandenen Streit, worin man mehrere Fälle anführte, daß die Lethargie bei allen Symptomen des Todes mehrere Tage gedauert. Allein diese Beredtsamkeit, diese heftige Beweisführung scheiterte an der Ruhe und Standhaftigkeit der jungen Gattin des Herrn von Garan. Umgeben von den Freunden der Familie ihres Gemahls, saß sie an der Seite ihres Vertheidigers und erwartete, vertrauend auf die menschliche und göttliche Gerechtigkeit, das Urtheil. Die Anfangs unentschlossenen Richter interessirten sich bald für das seltsame Geschick dieser jungen und schönen Frau, die, unter einer fremden Zone geboren, der Liebe ihres Gatten vertrauend, sein Schicksal getheilt und das ungastfreundliche Vaterland nur wiedergesehen hatte, um als Verbrecherin angeklagt zu werden, und ihren Stand als Gattin, Tochter und Mutter bestritten zu sehen. Unter dem Eindrucke dieser Betrachtungen erhoben sich die Richter von ihren Sitzen, um

ihr Urtheil zu sprechen, als ein unerwarteter und entscheidender Umstand ihre günstigen Ansichten änderte und dem Processe eine ganz andere Wendung gab.

Während der Advokat des Königs bei dem tiefsten Stillschweigen und der allgemeinen Aufmerksamkeit seine Rede vortrug, hatte sich der Präsident von Boissieur, der den Ausspruch des Urtheils, welches ihn mit seiner Forderung zurückwies, wohl vorhersah, nach Hause begeben; hier suchte er Trost und Beruhigung, indem er sein Töchterchen an seine Brust drückte und es herzte und küßte. Das Mädchen ging in sein siebentes Jahr, der Vater hatte ihm den Namen Clemence gegeben, und es war etwas über ein Jahr alt, als es seine Mutter verlor.

Während der betrübte Vater sich den zärtlichen Liebkosungen seines Kindes überließ, fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Augenblicklich hüllte er das liebliche Kind in eine Mantille, ergriff es bei der Hand und kehrte mit ihm nach dem Gerichtssaal zurück.

Die Richter hatten sich, wie schon erwähnt, bereits von ihren Sitzen erhoben, um sich in das Berathschlagungszimmer zu begeben; Herr von Boissieur, dessen Rückkehr die Aufmerksamkeit des Präsidenten erregte, warf diesem würdigen Gerichtsbeamten einen bittenden Blick zu, um ihn zu bewegen, ihm einige Minuten Gehör zu geben; zu gleicher Zeit näherte er sich dem Platze, den Frau von Garan und ihre Vertheidiger einnahmen.

Der Anwalt, Herr von Moizas, beschäftiget, seine Acten zu sammeln, um sie dem Präsidenten zu überreichen, war zu sehr in seiner Beschäftigung vertieft, um seinen Gegner zu bemerken. Frau von Garan hatte den Kopf auf die rechte Hand gestützt und schien in ein schmerzliches Nachdenken versunken. In diesem Augenblicke ergriff das kleine Mädchen, das Herr von Boissieur zu ihrem Stuhl geführt hatte, sanft ihre Hand, erhob sich auf den Zehen, und sagte mit freundlicher Stimme: „Liebe Mama, geben Sie mir einen Kuß!"

Frau von Garan, plötzlich ihren Betrachtungen entrissen, schien Anfangs bestürzt, bald aber strahlt ihr Gesicht voll Freude; sie drückt das Kind zärtlich in ihre Arme, bedeckt es mit Thränen und Küssen und ruft: „Clemence! meine Tochter!"

Der Proceß nahm von diesem Augenblick an einen ganz andern Gang. Obgleich der Defensor des Fräulein de Lasaille das Gebäude seiner Beweise zusammenstürzen sah, so verließ er seine Clientin doch nicht. Er rechtfertigte sie in ihren eignen und ihrer Richter Augen. Er schilderte auf eine ergreifende Weise ihre Leiden, ihre Kämpfe, ihre fromme Ergebung in den Willen ihres Vaters; er erwähnte hierauf, wie sie auf eine so wunderbare Weise dem schrecklichsten Tode entgangen, aus Frankreich entflohen sey, und da sie sich frei geglaubt, ihr Leben demjenigen gewidmet habe, dem sie es verdankte. Er bat endlich den Gerichtshof, ein Bündniß für ungültig zu erklären, welches der Tod aufgelös't und Herrn von Boissieur, der diejenige, die er nicht zu erhalten und vor einem so schrecklichen Tode zu schützen gewußt, mit seinen Ansprüchen zurückzuweisen. Allein ein Urtheil in diesem Sinne zu fällen, war unmöglich: die Vermählung des Herrn von Garan zu Pondichery ward für nichtig erklärt, und Fräulein de Lasaille verurtheilt, zu ihrem rechtmäßigen Gatten, dem Präsidenten von Boissieur, zurückzukehren.

Am folgenden Morgen nach dieser richterlichen Entscheidung, ließ Fräulein de Lasaille, die ihren Namen wieder angenommen, aber darauf bestand, den einer Frau von Garan hinzuzufügen, dem König eine Bittschrift überreichen, worin sie ihn ersuchte, sich in das Kloster der Carmeliterinnen oder in ein anderes Seiner Majestät beliebiges zurückziehen zu dürfen. Ihr Gesuch ward nicht bewilligt, es wurde ihr bedeutet, daß sie sich binnen 24 Stunden dem Urtheilsspruch des Parlaments fügen müsse. Den folgenden Tag, um 6 Uhr Abends, hatte der Präsident von Boissieur alle Glieder seiner Familie, seine angesehensten Amtsgenossen und Freunde versammelt, um seine Gemahlin zu empfangen, welche ihm um diese Stunde ihre Ankunft gemeldet. Frau von Garan erschien allein, weiß gekleidet und mit ihren kostbarsten Juwelen geschmückt. Sobald der Bediente die Flügelthüren geöffnet und die Frau Präsidentin von Boissieur angesagt, erhob sich ihr Gatte, um ihr entgegen zu gehen. Frau von Boissieur wies ihn zurück. „Mein Herr," sagte sie ruhig und gefaßt, „ich bringe Ihnen wieder zurück, was Sie verloren hatten." Nach diesen Worten stürzte sie leblos zu Boden. Denselben Abend verschied Georges von Garan, der sich mit ihr zu gleicher Zeit vergiftet hatte, in den Armen seiner Mutter. —

Die Schatzkiste des Landstreichers.

(Fortsetzung.)

— Guter Mann, antwortete ich ihm, ich bin hier Armenarzt, und wenn ich Eure Tochter in die Cur nähme, thäte ich nichts weiter als meine Schuldigkeit: aber all Euer Gold kann mir nicht die Mittel geben, die nur Gott zu Gebote stehn; er allein kann Wunder thun, und so leid es mir auch thut, muß ich es wiederholen, daß das arme Kind, das Ihr mir diesen Morgen zugeführt habt, nur durch ein Wunder zu retten seyn würde.

„Sie wollen nicht?" rief der Unglückliche mit einer ironischen Bitterkeit aus, die mich an das Lachen des Wahnsinns erinnerte. Ha! so wissen denn auch Sie, wer ich bin! Ich kann also weder durch Bitten noch durch Gold etwas von dieser Stadt erlangen. Wenn ich einen Proceß hätte, würde ich mich keiner Gerechtigkeit von Euren Advocaten, Euren Richtern zu versehen haben: das Gesetz sieht mich als seinen Feind an ... aber die Arzneikunde — von der hätte ich geglaubt, daß sie an Niemand Rache nähme, selbst nicht an mir!" ...

Es war mir nicht möglich, ihm begreiflich zu machen, daß er über den Sinn meiner Weigerung im Irrthum sey, und daß der Arzt bei seinem Kranken nichts anders als dessen Krankheit im Auge habe.

„Ha! meine Tochter nicht curiren können!" begann er aufs Neue mit demselben wilden Lachen; „ich sollte Sie, Doctor, nur auf meinem Berge haben, da sollten Sie es schon möglich machen!"

Er rannte nun stürmisch fort, und stieß auf der Treppe noch leidenschaftliche Worte aus, die mich indessen nicht beleidigen konnten, da sie mehr der Ausdruck der Verzweiflung als der des Zornes waren.

Hill Murphy und seine Tochter verließen die Stadt, ohne daß es Jemanden eingefallen wäre, sie daran zu verhindern; ein jeder hatte Mitleid mit seinem väterlichen Kummer, obgleich er längst denuncirt worden war, und es den Agenten der Justiz ein Leichtes gewesen wäre, sich des Mannes zu bemächtigen, an den sich bis dahin keiner von ihnen gewagt hatte.

Als Hill Murphy einige Wochen früher von seinem Berge herabgekommen war, war Nancy schon sehr schwach gewesen; die arme Schwindsüchtige hatte sich kaum auf dem Pferde ihres Vaters halten können; bei der Heimkehr aber mußte Murphy sie fast in seinen Armen tragen.

So erreichten sie den Pfad, der zu ihrer Wohnung führte, den einzigen, der zu Pferde zu passiren war. „Vater", sagte Nancy, die ihr an die Schulter des Alten gelehntes Haupt einen Augenblick aufgerichtet hatte, „der Durchgang da oben

ist mit Felsblöcken gesperrt worden.“ Hill Murphy sah dahin, meinte aber, da sein Sehorgan durch die Jahre geschwächt war, und er nicht erschaute, was seine Tochter gesehen haben wollte, sie würde im Irrthum seyn; doch wies es sich bald aus, daß sie Recht gehabt hatte.

Es war in der That eine Steinschichte als Mauer errichtet worden, über die nicht anders als durch Escaladirung wegzukommen war. Es gab eine Zeit, wo Hill Murphy mit seinem kräftigen Arm das gesammte Material dieser Barriere bald in den Abgrund hinuntergestürzt haben würde; aber er hatte in den letzten Wochen sehr gealtert, der Kummer hatte seine Kräfte untergraben; so trug er denn Nancy wieder den Berg hinab, legte sie auf ein Laublager nieder, bedeckte sie mit seinem Mantel, band sein Pferd an einen Baum, und schlug nun einen Fußweg zu seiner Wohnung ein, um dann eiligst mit seinen Söhnen zu dem sterbenden Mädchen zurückzukehren und es nachzuholen. Er war etwa dreihundert Schritt weit gegangen, als er auf zwei Brüder seiner neuen Schwiegertochter und mit ihnen auf Phades, seinen ältesten Sohn, stieß, die ihm ein Halt! zuriefen.

Ohne das Auffallende eines solchen Empfangs zu bemerken, antwortete der alte Murphy ihnen mit mehr Milde, als es seine gewöhnliche Art war; dann sah er aber, wie die drei jungen Männer, statt ihm freundlich die Hand zu bieten, sich neben einander stellten und ihm den Weg versperrten.

„Na“, sagte er da zu ihnen, „was ist denn oben vorgefallen, was bedeutet die errichtete Mauer? Nur schnell mit einer Hacke herbei, um die Bahn frei zu machen; oder noch besser, helft mir, die arme Nancy heraufzuholen, die ich da unten am Berge gelassen habe.“

„„Es wird weder das Eine noch das Andere geschehen,““ antwortete Phades Murphy seinem Vater barsch. „„Ein Jeder nach seiner Reihe! Jetzt bin ich der Herr des Schlosses, und Ihr könnt nicht nach Belieben dahin zurückkehren.““

Der Alte schauerte zusammen, und sah seinem Sohne steif ins Gesicht, als wolle er darin lesen, was Aeußerungen wie die, welche er eben gehört, denn eigentlich bedeuten sollten. In diesem Augenblicke aber kam noch sein zweiter Sohn hinzu, der die Kriegserklärung mit folgenden Worten ergänzte:

— Seit länger als zwanzig Jahren sind wir nichts weiter als Eure Sclaven gewesen, die zufrieden seyn mußten, von Euch aus Gnade und Barmherzigkeit einen Bissen Brod zu bekommen, aber nie einen Heller Lohn für alle ihre Mühen. Allen Vortheil habt Ihr für Euch behalten. Wir wollen dennoch über Vergangenes nicht mit Euch abrechnen, aber hier jetzt Eure Stelle einnehmen. Ihr mögt in der Ebene arbeiten, oder Euch einen andern Berg suchen, und das sofort; denn unser Haus betretet Ihr nicht wieder.

„„Außer,““ setzte der Aeltere noch provocirend hinzu, „„Ihr möchtet denn mit Sr. Ehren dem Friedensrichter kommen, und Euch so zum erstenmal in Eurem Leben zur Seite des Gesetzes stellen. Ihr habt immer gegen das Gesetz gelebt, aber für das Gesetz zu sterben, daran wird Euch niemand hinderlich seyn, wenn Euch das gefallen sollte. Wir sind auf Alles gefaßt; geht nur, und holt die Rothröcke, oder die Polizeidiener, wenn es beliebt.““

Das war zu viel für den alten Murphy! Er mußte sich an einer Felsecke festhalten, und war, kaum athmend, keines Wortes mächtig. In diesem Augenblicke bezog sich der Himmel, und ein fernes Donnern verkündigte ein heranziehendes Gewitter; da fiel ihm bei, daß seine arme Tochter kein Obdach habe.... Er warf sich in die Knie, und sprach, wie wenn er auf diese Donnerstimme der Natur, die mit dem in seinem Vaterherzen entbrannten Zorn zu sympathisiren schien, hätte antworten wollen, einen gräßlichen Fluch über seine Kinder, über seine rebellischen Söhne aus, obwohl er es doch selber gewesen war, der sie den göttlichen und menschlichen Gesetzen Troß zu gebieten gelehrt hatte. Nun fühlte er sich erleichtert, und trat den Rückweg an. Seine Söhne, und die Brüder seiner Schwiegertochter jubelten indeß laut auf, und schwenkten ihre Dolche, wie wenn sie einen großen Sieg erfochten hätten; als aber einer der Letzteren dem Greise noch einen großen Stein nachwarf, da gab ihm der jüngere Murphy doch eins auf den Kopf, und sagte: „das für Deine Schändlichkeit! denn sieh, wenn er nicht alt geworden wäre, so würde keiner von uns, und hätte er noch zehn andere bei sich gehabt, das gewagt haben, was wir heute wagten.“

Der Stein rollte hinter Hill Murphy her, ohne ihn zu erreichen, und er achtete dessen so wenig, daß er sich nicht einmal darnach umsah. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Der Vater der Fanni Eßler — todt.) Der Vater der berühmten Fanni Eßler, welcher in Wien als Privatmann lebte, ist am 12. Januar in einem Alter von 73 Jahren gestorben. Seine Kinder, darunter besonders Fanni, welche mit zärtlicher Hingebung für ihn lebten, und ihm ein, in jeder Hinsicht sorgenfreies Alter bereiteten, veranstalten am 14. d. M. im St. Stephans Dome eine großartige Leichenfeierlichkeit. Der alte Mann hatte noch die Freude, vor seinem Ende seine geliebte Fanni mit Lorbern geschmückt aus Amerika kommend, an sein Herz drücken, und ihrem Triumphe im k. k. Hoftheater nächst dem Kärtnerthore beiwohnen zu können. (Wiener Theaterztg.)

*** (Hektor Berlioz in Stuttgart.) Berlioz, der große Hexenmeister der musikalischen Composition, hat sich von Paris aufgemacht, um in Deutschland den Hexenbraukessel seiner Töne auszuschütten. Der „Schwäbische Merkur“ drückt dies so aus: „Die Werke dieses Meisters, welche in der modernen Kunstentwickelung jedenfalls eine bedeutende Stelle einnehmen, sind in Deutschland noch wenig bekannt, und deshalb unternimmt es der Componist selbst, sie bei uns einzuführen.“ Gut! Er gab also am 30. Dezember in Stuttgart ein Concert und brauchte dazu sämmtliche aufzutreibende Stadtpfeifer und Civilmusiker, und dann auch noch, was von militairischen Musikanten zu bekommen war. Mit diesen gewaltigen Chören führte er seine „Episode aus dem Leben eines Künstlers“ auf, eine Novelle, einen Schauer-Roman in Tönen, wozu aber ein besonderes Programm ausgegeben ward, welches gleichsam den Erklärer und Dollmetsch der Ton-Menagerie machte. Das erinnert mich an einen spanischen Thiermaler, der über jedes Thier eine Zahl setzte, welche unten auf den Namen des Thieres hinwies: 1) ist ein Esel, 2) ein Fuchs u. s. w. Dies that er deshalb, weil es ihm oft vorgekommen war, daß man den Esel für den Fuchs und umgekehrt den Fuchs für den Esel hielt u. s. w. Die Kunst, die in ihrer eigenen Sprache nicht verständlich spricht, ist nicht bei sich, ist bankerott und pumpt die andere an, um zu leben. — Erst kommt — nach dem Programm — das Erwachen künstlerischer Leidenschaft — „Sturm und Drang und Drang und Sturm“, dann noch ein Bischen Sturm und zuletzt ein Gebet: Gott, vergieb mir meinen Sturm! — Der Künstler ist nun begnadigt und stürmt auf einen „Ball“, von hier verfolgt der musikalische Don Juan eine ländliche Schöne in eine „ländliche Scene“, in welche das Donnerwetter bestialischer Leidenschaft und ein wirkliches Donnerwetter schlägt. Im vierten Satze wird der Held durch einen Trauermarsch zum Tode geführt, das Programm sagt: weil er in Eifersucht

seine ländliche Schöne vergiftet hat. Es ist zu loben, daß der Kerl den Kopf verliert, der auf seinen Schultern nicht gut that! Aber er hat weder lebendig noch todt ohne Kopf Ruhe. Er besucht noch im fünften Satze eine „Walpurgisnacht", wo er mit Furien und Höllengeistern Brüderschaft trinkt und sich in bacchantischem Taumel umherhetzt, bis das Ganze in einem — „Hexentanze" endigt. Diese Tonhexerei möcht' ich von Liszt spielen hören. Besagte „Episode aus dem Leben eines Künstlers" scheint wie ganz geschaffen für den dämonischen Fingerhelden, geschaffen für die abgehetzten Nerven blasirter Bildung in großen Städten. Hannibal ante portas — Berlioz kommt gewiß auch nach Berlin, geschäh's doch, ehe Liszt die Hauptstadt der Bildung wieder verläßt, denn wo Zwei zusammenkommen — —! (Berliner Gesellschafter.)

*** (Bescheidene Anfrage.) In Nr. 151 der in Leipzig erscheinenden Theater-Chronik vom 19. Dezember 1842 befindet sich eine Biographie der in Wien als ersten Norma wohlbekannten Sängerin Mad. Ernst, geb. Seidler, in welcher der Tag und das Jahr der Geburt dieser Sängerin als der 28. April 1808 angegeben ist. Nun ist aber Mad. Ernst als eine große stattliche, vollkommen ausgewachsene Frau am 14. Mai 1822, zum ersten Mal im Theater an der Wien als Donna Elvira in „Don Juan" aufgetreten, und hat, nachdem sie mit ihrer ersten Arie nicht gefallen hatte, plötzlich Ueblichkeiten bekommen, so zwar, daß in Eile Dem. Hornik, welche die Zerline spielte, auch die Rolle der Elvire übernehmen mußte, nur damit die Oper ausgespielt werden konnte, auf welche Komödie in der Komödie sich gewiß viele Leser dieses Blattes noch erinnern werden — soll dazumal diese Sängerin wirklich erst 14 Jahre alt, schon verheirathet, und in diesem zarten Alter schon so reizbar gewesen seyn, oder ist vielleicht das angegebene Geburtsjahr ein Druckfehler? (Wiener Theaterzeitung.)

*** (Ein gelehrtes Wunderkind.) In Framlingham, Woodbridge und andern englischen Städten hat sich ein 8½ Jahr alter Gelehrter, ein Astronom, auf der — Astronomie hören lassen, d. h. er hat Vorlesungen über Astronomie gehalten und läßt sich auf diese Wissenschaft in der Welt herumführen, um dem Eigenthümer Geld einzubringen. Wenn er so alt ist, daß seine Wissenschaft nicht mehr auffällt, zieht er sich ins Privatleben zurück. — Es ist großartig, Virtuosität (man denke an Rubinstein und noch jüngere Berühmte) und Gelehrsamkeit werden Kinderei; schade nur, daß dergleichen auch ein kindisches Publikum voraussetzt! (Gesellschafter.)

*** (Gegenseitiger Respekt der Polen und Russen.) Ein alter Kriegsgenosse des berühmten Suwórow berichtet im Moskwitjanin: „Die Polen nannten uns: Moskowiter, Ungehobelte und Ungeschliffene (nieoczesane, nieokrzesane); niemals wollten sie uns Russen nennen. Zur Vergeltung gab ihnen der russische Soldat die Ehrennamen: hirnlose Lechen, liederliche Polaken, geschorene Köpfe. Oft ereignete sich's, daß reizende Polinnen denjenigen unserer Offiziere, deren feine Bildung ihnen wohl behagte, folgende Fragen stellten: zapewne pan oficer jest Polak? (der Herr Offizier ist doch gewiß ein Pole?) — „Nein." — koniecznie kurlandczyk? (dann in jedem Fall ein Kurländer?) — „Auch das nicht." — tak przynaymniey Malorossyanin? to jedna krew (dann zum wenigsten ein Kleinrusse? das ist ein Blut mit dem unserigen). — „Nein, ich bin ein Russe (Großrusse)." Sobald dieses Wort ausgesprochen war, verschwand aller Werth unserer Offiziere vor den Augen der Schönen, und selbst die kleinen Kinder wichen scheu zurück. Das Wort Moskowiter oder Russe war ihnen gleichbedeutend mit Barbar und Wilder. (M f. d. L. d. A.)

Charade.

Die erste Hälfte.

Was in der gährenden Zeit dem keimenden Fleiße Bedürfniß,
Gab im gedeihlichen Ziel meines Bestrebens sich kund.

Die zweite Hälfte.

Wo mit beharrlichem Sinn der Pflichten treue Erfüllung,
Suchst du vergeblich nach mir, weil sie nicht meiner bedarf.

Das Ganze.

Altersentkräfteter Greis an den Pforten verwandelter Thatkraft,
Welche die Krücke verlacht, die nur dem Stümper noch Trost.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 22.

Schaale; Schaal.

Danksagung.

Der reiche Ertrag eines am 19. dieses Monats von Herrn Joseph Milanollo aus Saviliano für seine beiden kunstfertigen Töchter Theresa und Maria zum Besten der hiesigen Armen arrangirten Concerts, wurde der unterfertigten Stiftung zu geeigneter Verwendung zugestellt.

Es liegt außer der Sphäre der unterzeichneten Stelle, sich über die außerordentlichen Kunstleistungen dieses anmuthigen Schwesterpaares rühmend auszulassen; auch hat die Begeisterung des kunstsinnigen Publikums hier und anderwärts den Ruf dieser jugendlichen Künstlerinnen bereits fest begründet. Wohl aber fühlt sich die unterzeichnete Stelle, in Vertretung der hiesigen Armen, lebhaft gedrungen, den edlen Gesinnungen, welche mit so herrlichen Talenten gepaart gehen, ihre dankbare Anerkennung hiermit öffentlich auszusprechen, um so mehr, als dieser Akt der Wohlthätigkeit aus eignem Antrieb, und demnach aus reinem Mitgefühl für fremdes Leiden entsprang.

Der Bereitwilligkeit, womit der hiesige Instrumental-Musik-Verein, unter Leitung des genialen Kapellmeisters, Herrn Aloys Schmitt, dem Arrangement und der Ausführung des Concerts seine schönen Kräfte widmete, so wie der Loyalität der hiesigen Gasbereitungs-Gesellschaft, welche, durch unentgeldliche Beleuchtung des Saals, den schönen Zweck fördern half, muß schließlich noch rühmend und dankbar gedacht werden.

Frankfurt a. M., den 25. Januar 1843.

Spendesection des allgemeinen Allmosenkastens.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25. Januar. (Zum Vortheil der Fräulein Sabine Heinefetter) Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth. Musik von Donizetti. (Letzte Gastrolle) Lucrezia: Fräulein Sabine Heinefetter. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 26. Januar. Noch ist es Zeit, Schauspiel in 3 Abtheilungen von A. P. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von Lembert.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 27. 27. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schatzkiste des Landstreichers.

(Fortsetzung.)

Der alte Sünder fand seine Tochter und seinen Gaul wieder, wo er beide gelassen hatte; aber in diesem Augenblicke fiel der Regen in Strömen herab. Er saß wieder auf, und schloß die arme Kranke, die ihm zugelächelt hatte, als sie ihn wiedergesehen, neuerdings in seine Arme. In der Mitte der Ebene angekommen, ritt er langsamer, und sann nach, wo er wohl Gastfreiheit finden könne, eine Frage, die in Irland durch den Anblick des ersten besten Daches entschieden wird; aber Hill Murphy wußte, daß er für jede Hütte, aus welcher er Rauch aufsteigen sah, nur eine gefürchtete Landplage gewesen war.... Er wagte es am Ende aber doch, an einem Meierhofe anzuklopfen.

Der Thorweg that sich offen, und der unglückliche Vater rief, indem er mit seiner Tochter in den Armen eintritt, aus: „ein Obdach, ein Obdach, um Gottes Willen!" Der Pächter kannte ihn wohl; er hielt zu viele Schaafe im Sommer auf den Bergen, und lebte seit zu lange an der äußersten Gränze der Niederungen, als daß er nicht Hill Murphy hätte kennen sollen.

— Das soll Euch werden, antwortete er dennoch. Seyd willkommen, tretet bei mir ab, obgleich ich wohl sagen darf, daß dies Haus nicht zu Eurer Aufnahme gebaut worden ist.... Aber hilf Himmel! was ist das?.... das arme Mädchen ist doch nicht todt?

In diesem Augenblicke hatten drei oder vier kräftige Bauerbursche Nancy dem Vater aus den Armen genommen und wetteiferten darin, ihr das lange nasse Haar abzutrocknen, und ihre Kleider, die der Mantel nicht ganz vor dem Unwetter hatte beschützen können. Sie wurde dann in das einzige Bett gelegt, das diesen Namen unter dem Dache des Meierhofes verdiente. Wenn ein König und eine Königin sich vor einem Unwetter in dies Haus geflüchtet hätten, so würden sie nicht großmüthiger haben aufgenommen werden können, und als der Pächter die zärtliche Bekümmerniß des Vaters um seine Tochter sah, da war er der erste, der zu ihm sagte:

„„Möge der gütige Gott sich Eurer in Eurem Kummer erbarmen, armer Mann! Ihr seyd recht sehr zu beklagen; möge der Allmächtige Euch helfen!""

Nichts konnte Hill Murphy von dem Krankenbette seiner Nancy wegbringen. Er blieb, alle Ruhe verschmähend, bei ihr, nahm ihre Hand in die seinige, oder preßte sie an seine Lippen, und strich ihr sanft das Haar aus dem Gesichte, wenn es sich zu sehr nach ihrer glühenden Stirn hindrängte. Er sah es wohl, daß er nicht lange mehr bei ihr werde weilen können, und so geizte er mit den letzten Stunden, die ihm für seine einzige Anhänglichkeit auf Erden noch zugetheilt waren. Bald zündete auch die Fiebergluth, wie es häufig in der Todesstunde geschieht, die Fackel der Vernunft in der Seele an, die sonst nur mit einem höchst schwachen Verstande begabt war, und die verscheidende Idiotin sprach Worte, die zugleich die Offenbarung eines besseren Lebens und den Wunsch bekundeten, den Mann zu trösten, der mit ihr Alles zu verlieren bedroht war. „Vater," sagte sie, „ich werde bald im Himmel seyn; dort bekomme ich meine Mutter wieder zu sehen, meine Mutter, die mich so lieb gehabt hat, und die sich freuen wird, wenn sie von mir hört, was Ihr Alles für mich gethan habt!.... Warum wendet Ihr aber das Haupt weg, lieber Vater? Höret; kehret nicht ins Gebirge zurück, denn als wir noch dort waren, da sprachen meine Brüder, in der Meinung, ich verstände sie nicht, oft in einer Weise von Euch, daß ich es nie, nie wiederholen möchte..... Höret weiter, geliebter Vater... ich wollte, daß Ihr ein guter Christ würdet... ich glaube, Ihr würdet dann glücklicher seyn, Vater!"

In dieser Weise sprach Nancy an diesem Tage mehrere Male zu ihrem Vater, bis sie erschöpft an seiner Schulter in einen tiefen Schlummer fiel, wonach auch er selber von der Gemüthsaufregung mürbe gemacht, vom Schlafe überwältigt ward.

Den anderen Tag schickte die Pächterin, die als eine fromme Irländerin hauptsächlich das Ueberirdische vor Augen hatte, da sie die junge Kranke dem Tode so nahe sah, zum Pfarrer des Sprengels, und dieser eilte auch sogleich herbei.

— Es ist für mich ein schwerer Gang, sagte die Pächterin zu ihm, zu ihnen in die kleine Kammer zu gehen, um sie auf Euren Besuch, ehrwürdiger Herr, vorzubereiten; aber es ist doch hohe Zeit dazu; auch hoffe ich, daß selbst der Vater, so zerknirscht wie er jetzt ist, sich Euch in die Arme werfen wird.

„Da wäre er der erste seiner Familie, der das thäte," erwiederte der Geistliche.

Bei diesen Worten schauerte die Pächterin zusammen; dann horchte sie an der Thür, und sagte: „wartet noch ein wenig, ehrwürdiger Herr, ich glaube, sie schlafen alle beide."

Der Priester wartete; nach einer Viertelstunde aber wagte er sich hinein. Hill Murphy schlief noch, lag aber in einem unruhigen Schlaf; sein Haupt hing an dem Kissen hernieder, und sein glühendes Gesicht stach schroff gegen das bleiche der armen Nancy ab. Ihre dünn gewordenen aber feinen Züge hatten ganz das Weiße und die lauteren Linien einer Marmorstatue. Ihre eine Hand ruhete auf ihrem Busen, die andre hielt die Hände ihres Vaters umklammert; ihre Augen standen offen.... Die Pächterin redete sie an... sie antwortete nicht Sie konnte nicht antworten, denn sie war....todt!

Der Vater erwachte also allein; ein furchtbares Erwachen,

daß, wie mir der Priester erzählte, nicht zu beschreiben ist. Die Leute der Meierei kamen voll des aufrichtigsten Mitleids zu ihm, und der Priester redete ihm tröstend im Sinn der Theilnahme und der Religion zu..., aber er wollte auf nichts hören, sondern überließ sich einer Verzweiflung, die eine offene Empörung gegen die Vorsehung war, und stieß Verwünschungen aus, die den Pfarrer verscheuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton-Umrisse.

Von Dr. F. Wiest.

IV.

*** Hector Berlioz, der geistreiche musikalische Kritiker der „Debats", Archivar des Pariser Musik-Conservatoriums und einer der bedeutendsten jetzt lebenden Instrumental-Componisten, bereis't jetzt Deutschland, um durch persönliches Dirigiren seinen Compositionswerken Eingang in den größeren deutschen Hörerkreisen zu erwirken. Hector Berlioz ist jedenfalls als Mensch wie als Künstler eine höchst interessante Eigenthümlichkeit, ein Musiker von poetischer Inspiration, ein Compositeur von kräftigem Phantasie-Schwunge, in dessen großartig angelegten Compositionsideen leider noch manches phantastisch unklar durcheinander wogt. Mit dem Zwecke, seine Werke, die jedenfalls in der modernen Kunstentwicklung durch Originalität hervorragen, in Deutschland persönlich einzuführen, verbindet Hector Berlioz auch höhere musikalische Intentionen. Er wird im Auftrage seiner Regierung, Sing-Vereine, Gesangs-Institute und Lehranstalten zur Verbesserung des Kirchen- und Volksgesanges in Deutschland kennen lernen. Hector Berlioz, der als Compositeur überhaupt dem deutschen Musikgeschmack huldigt und Beethoven mit kühnem Gedankenfluge nachstrebt, wird seine künstlerischen Erlebnisse in Deutschland gewiß zu günstigen Resultaten für das Musikwesen seines Vaterlandes gestalten. Hector Berlioz wird in Frankreich keineswegs überschätzt, er ist der Schaum schlürfenden Masse zu schwer und hat als scharfer, rücksichtsloser Kritiker mit mancher Oppositions-Clique zu kämpfen. Ich habe von Hector Berlioz' Compositionen bisher nur die Vehmrichter-Ouverture (Franc juges) kennen gelernt und eine Symphonie: Romeo und Julie, in welchem gewaltigen Tonwerke die ganze Shakespeare-Tragödie in großartig charakteristischen Tonbildern, wenn auch hie und da mit zu grellen Tinten, wiedergegeben ist. In der Vehmrichter-Ouverture wird Berlioz manchmal grasser Romantiker; hier kann man ihm den Vorwurf mit Recht machen, daß er in die Manie der französischen Romantiker der Musik verfällt, die so gerne Gefühl petrificirende Schreknisse in Tönen schildern. Frankfurt's musikalische Welt wird demnächst Hector Berlioz' Werke zu beurtheilen Gelegenheit finden.

*** Nächst dem Mainzer und Kölner Carneval steht auch der dießjährige zu Düsseldorf schon in seiner vollsten Blüthe. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde vor einigen Tagen das Diplom als Ehrenmitglied des Düsseldorfer Carneval-Vereins zugesendet, in welchem wieder eine Fülle von Jocosität und liebenswürdigen Humors concentrirt ist. Die Arabesken-Einrahmungen dieser Düsseldorfer Carnevals-Diplome sind wahre Meisterstücke im närrischen Genre. Auch in diesem Jahre der Düsseldorfer Carnevals-Lust wird Andreas Achenbach, der geniale Maler, der ruhmgekrönte Kämpe für des unsterblichen „Hochediz" Thron und Reich seyn. Im Comité des dießjährigen Carneval-Vereins zu Düsseldorf präsidiren wieder die ehrenwerthesten Bürger-Namen und sichern somit den Carnevals-Festen die Theilnahme des Kerns der Düsseldorfer Bevölkerung. Auch in Schweinfurth sind Carnevalsfeste für 1843 annoncirt. Das bildliche Symbol dieser Schweinfurther Carnevals-Belustigungen ist ein Elephant, der die Philister mit seinem Rüssel in die Luft schleudert und einige zertretene Kamehle zwischen den Füßen hat. Schweinefurth for ever! Die Kamehle in Deutschland können nie genug getreten werden.

*** Lortzing's „Czaar und Zimmermann" hat neulich in Mainz, zum Besten des Mainzer Orchester-Pensions-Fonds aufgeführt, ein gedrängt volles Haus veranlaßt. Die Oper ist bereits über ein Dutzendmal in Mainz und jedesmal vor der zahlreichsten Hörer-Versammlung gegeben worden. Freilich hat auch dießmal wieder Ludwig Cramolini, vom Hoftheater zu Darmstadt, ein Liebling des Mainzer Publikums, als Peter Iwanoff, der Vorstellung einen erhöhten Reiz verliehen. Lortzing's neuestes Opernwerk: „Der Wildschütz" (das Textbuch nach Kotzebue's „Rehbock") hat in Leipzig Furore gemacht. Es soll überreich an komischer Situations-Musik seyn, und zwei höchst effektvolle Gesangsparte für die Soubrette und den Baßbuffo in sich fassen. Die Soubretten und Buffo-Sänger der deutschen Oper dürfen sich überhaupt bei Lortzing bedanken, denn er allein vor allen deutschen Opern-Componisten hat in neuester Zeit ihr Repertoire durch wahrhaft brillante Parthieen bereichert

*** Italien sollte nicht mehr das Land der Stimmen — sondern der Stimmbildung genannt werden! Italien ist jetzt sogar arm — an schönen Männer- und Frauenstimmen; es hat seit Lablache, Rubini, der Grisi und Persiani nicht ein einziges großartiges Stimmmittel für den Operngesang producirt, und die Deutschen in Paris, London und jetzt auch in Berlin beten noch immer diese Götzen-Trümmer in fanatischer Verehrung des Ausländischen an. Man könnte eher mit Recht Deutschland das gesegnete Land der naturkräftigen, üppig wachsenden Stimmen nennen; aber gegen diese Ansicht sträubt sich das patriotische Kunstgefühl des deutschen Publikums, das erst dann seinen Sänger oder seine Sängerin schätzt — wenn sie das deutsche Gefühl verläugnen und mit italienischem Figurenkram paradiren. Was jetzt von hervorragenden Gesangserscheinungen in der Opern-Gegenwart Italien's brillirt, ist von deutscher Abstammung, so die Schütz-Oldosi, so Fanny Goldberg, so die Schoberlechner, so Sophie Löwe, so noch vor kurzer Zeit die Ungher-Sabatier und Mina Schrickel. Ganz Italien ist des Ruhmes dieser deutschen Sängerinnen voll. Jede nur einigermaßen bedeutende Opern-Anstalt größerer deutschen Städte hat wenigstens eine brillante Stimmbegabung aufzuweisen, während die großen Bühnen Italien's von Saison zu Saison sich gegenseitig durch Auspumpen einer und derselben Stimmgröße aushelfen. Hätte Italien jetzt Stimmen wie Staudigl, Pischek, Tichatschek, Härtinger ꝛc., sie prangten schon längst als vermiethete Sterne am Londoner oder Pariser Himmel. Das Stimm-gepriesene Italien hat kein Sängerinnen-Geschlecht wie dieses der Heinefetter, in welchem das colossale Stimmmittel ein unerschöpflich reicher Majoratserbe. Noch ein historisches Beispiel zur Bekräftigung meiner Behauptung. In der Nähe Wien's, im Kreise ober dem Mannhardts-Berge, sind auf einer kleinen Scholle der deutschen Erde die klangvollsten Tenor-Stimmen Deutschland's geboren worden — Wild, Haitzinger, Jäger! Und wie viele herrliche jugendfrische Stimmen sind in diesen deutschen Gesangsvereinen und Liederkränzen vergraben und harren der geistigen Wünschelruthe eines Entdeckers? Deutschland war und ist das Vaterland der edelsten, vollkräftigsten und poetisch-reizenden Stimmen. Am Rhein und an der Donau perlt nicht allein der edle Göttertrank, sondern braus't auch jener gewaltige, göttliche Strom der Menschen-

Stimme — als eignes Gewächse — der seinen geheimnißvollen Ursprung in der Menschenbrust hat! Und doch welche Manie im deutschen Opernpublikum jetzt mehr denn je, diesen fahrenden Gesangkünstlern Italien's zu huldigen — weil sie eben keine deutschen Sänger sind! Welch ein Skandal, wenn der berühmteste Sänger der deutschen Vergangenheit und Gegenwart 800 Thaler für Ein Mal singen gefordert hätte, wie sie jetzt Rubini, die wandelnde schöne Sänger-Ruine, in Berlin als Honorar dictirte. Die undeutschen Gesangs-Enthusiasten werden sich noch Rubini's Schlafrock von der Bühne herab zeigen lassen, und dafür schon einen Eintrittspreis von zwei Thalern entrichten!

*** Ein großes deutsches Handlungshaus hat bereits durch englische Vermittlung Schritte gethan, ein Tuchhandelgeschäft en gros in China zu etabliren. Wie werden sich die guten Chinesen freuen, wenn sie so manches Stück liederliches Tuch aus Deutschland zu Gesicht bekommen. Die englische Handelsspeculation wird die Chinesen wo möglich noch glatter rasiren, als sie es bis jetzt waren.

*** In deutschen Zeitschriften stößt der Leser bisweilen bei Berichten über deutsches Städteleben auf die Note der Redaction: „nicht von unserm gewöhnlichen Correspondenten." Das ist aber auch oft sehr nothwendig, denn die gewöhnlichen Correspondenten über deutsche Tagesereignisse in den Blättern, sind fürwahr nicht nur sehr gewöhnliche Correspondenten, sondern noch häufiger — sehr gewöhnliche Menschen. Es gibt in den deutschen Städten eine eigne Race von Conversations-Aufpassern an öffentlichen Orten, die das Aufgeschnappte, wahr oder unwahr, in ordinairen Floskeln einem halben Dutzend deutscher Zeitungen und Zeitschriften anhängen. Von literarischer Gewissenhaftigkeit ist bei diesen, die krasseste Ignoranz kundgebenden, Correspondenten-Metiermenschen keine Rede! Wenn sie nur einigen Winkelblättern das städtische Gesalbader ihrer Lebenskreise brühwarm zusenden, brüsten sie sich als unpartheiische Correspondenten mehrerer geachteter Zeitschriften. Dabei haben sie gewöhnlich auch kein homöopathisches Decilliontel gesunde Logik und schreiben ein grammatikales Deutsch, das auf den Leser wie Brechweinstein operirt. Solche Correspondenten-Handlanger sieht man in allen größern deutschen Städten herumrennen auf der Neuigkeiten-Jagd. Sie sind im Stande, von den Abfällen der Tagesgeschichte eine Woche, von dem Eintreffen einer Kunstreiter-Gesellschaft einen Monat, von einem öffentlichen Skandale ein viertel Jahr — zu vegetiren. Eine geistige Kinderkrankheit unsrer ausgewachsenen Künstler und Schriftsteller ist es, sich mit diesen Subjecten abzugeben, um von ihnen ein Lobes-Zeilchen in auswärtigem Maculatur zu erhalten. Daher kommt es auch, daß, wenn z. B. ein dramatisches Produkt des berühmten Dichters Essighauer in X. zum ersten Male aufgeführt wird und durchfällt, Deutschland am Tage der Aufführung schon in Berlin, Leipzig und München erfährt, welch glänzenden Erfolg das neueste Produkt des genialen Essighauer in X. davongetragen. — So kann man in Deutschland für die Dauer einiger Monate ein berühmter Bühnendichter scheinen! Heil den unpartheiischen Zeitungs-Correspondenten!

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Künftigen Montag, den 30. Januar, wird zum Benefize der Mad. Frühauf das aus dem Französischen von Friederich übertragene Drama mit Musik: „Die neue Fanchon oder Muttersegen" zum Erstenmal auf hiesiger Bühne gegeben. Die Musik von Schäfer steht weit über der, welche gewöhnlich die Handlung eines Drama zu begleiten pflegt, und macht Anspruch auf die Hälfte des außerordentlichen Beifalls, den man diesem Stück bis jetzt auf den größeren Bühnen Deutschland's zollte. In Wien z. B. ist es vierzig Mal hintereinander bei gedrängt vollem Hause gegeben worden. Zudem wird es interessant seyn, die beiden Schauspielerinnen Mad. Frühauf (Chonchon) und Dem. Herrmann (Marie) auch als Sängerinnen zu begrüßen. Die Aussicht auf diesen Abend, verbunden mit dem Gefühl der Würdigung, welche unser Publikum dem wahren Verdienste immer zollt, und welche unsere geniale Frühauf in hohem Grade verdient, dürften ein großes Auditorium erwarten lassen.

*** Fontenelle aß die Spargeln, besonders mit Oel zubereitet, sehr gerne. Abbé Terrasson, der sie gerne mit Butter aß hat sich einst bei ihm zu Gaste. Fontenelle machte ihm zuerst begreiflich, welch großes Opfer er ihm bringe, daß er sein Lieblingsgericht mit ihm theile, und befahl sodann, die Hälfte in Butter zu kochen. Wenige Minuten, ehe man sich zur Tafel begab, wurde der Abbé plötzlich vom Schlage gerührt. Da stürzt Fontenelle wie besessen in die Küche, und ruft: „Ganz in Oel, ganz in Oel!"

Aus Berlin.

(19. Januar.)

Franz Liszt. (Eine Analyse.)

Ueberall, wo Liszt bis jetzt sich hören ließ, hat er den außerordentlichsten Erfolg gehabt, einen glänzenderen, als je ein anderer Virtuos auf dem Pianoforte. Seine Bewunderer haben ihn in Gedichten besungen, und die Kritiker in lobpreisenden Artikeln ohne Zahl seine höchste Meisterschaft anerkannt. Allein nirgends findet sich eine Analyse seiner Kunst, noch Keinem ist gelungen, dem Leser, der ihn nicht gehört, in Worten zu verdeutlichen, worin die Wunder seines Spiels bestehen, und durch welche Mittel er sich zum Koryphäen aller Virtuosen auf dem Pianoforte emporgeschwungen. Was Fetis über ihn mittheilte, ist nur historische Notiz über den Gang seiner Entwickelung; nur dürftig läßt sich derselbe über die Geheimnisse der Lisztschen Kunstfertigkeit aus. Wenn den Berlinern der feurige Ausdruck ihrer Bewunderung für den so außerordentlichen Künstler, ihr Enthusiasmus für denselben, zum Vorwurf gemacht worden ist, so scheint es angemessen, durch eine ruhige und besonnene Prüfung dieser in Wahrheit strahlenden Kunsterscheinung jene leidenschaftliche Aufregung zu erklären. Eine durchaus poetische Natur bei ernst männlicher Gesinnung, ein außerordentliches Gedächtniß und eine seltne Muskelkraft der Brust, Arme und Hände, verbunden mit einer ungewöhnlichen Elasticität seiner Glieder, besonders der Finger, bilden die Grundlagen, aus welcher Liszt's Virtuosität sich entwickelt hat. In so weit man unter Virtuosität zunächst den höchsten Grad technischer Fertigkeit auf einem musikalischen Instrument, bei vollkommener Einsicht in den Geist desselben, versteht, treten im Allgemeinen folgende Eigenthümlichkeiten bei Franz Liszt hervor: 1) ein unfehlbar sicherer, bewunderungswürdig gleicher und elastischer Anschlag. 2) Eine durchaus gleichmäßige Ausbildung der Beweglichkeit und Fertigkeit beider Hände und jedes einzelnen Fingers, so wie daraus hervorgehende vollkommene Beherrschung jeder denkbaren Schwierigkeit der Applikatur und, 3) eine feste, durch sein Gedächtniß unterstützte Willenskraft in Beziehung auf eine gleichzeitige, jedoch ganz verschiedenartige Anwendung der einzelnen Finger. Mit diesen Vorzügen ausgerüstet, ruft er unglaubliche, nie gehörte Effecte ins Leben. Im Adagio entzückt er durch das Hervorziehen eines glockenartigen Tons und durch ein wunderbares Tragen der Cantilene, wie man es bei keinem andern Meister wiederfindet, so wie durch überraschende Anwendung der graziösesten Fioritaren. Welch' ein crescendo ferner und decrescendo, welch' ein pianissimo und fortissimo! — Bald verschwimmt der Ton fast unhörbar, bald glaubt man ein vollstimmiges Orchester zu vernehmen. Gleich glänzenden Perlen rollen seine Läufer unaufhaltsam über die Tastatur, mit gleicher Sicherheit durchfliegt er das Instrument in jeder Tonleiter aus der Höhe in die Tiefe und aus der Tiefe in die Höhe, sowohl in einzelnen Tönen, als in Doppelgriffen, Octaven, Decimen, Terzen- und Sextengängen, so wie in Terzen und gleichzeitigen Doppeloctaven, sowohl mit einer, als mit beiden Händen, und, so weit

die Harmonie es gestattet, selbst durch die chromatische Tonleiter, ja sogar bei divergirender und konvergirender Bewegung der Hände unter sich! Dabei wird jeder einzelne Ton stets mit vollkommenster Deutlichkeit und Gleichheit des Anschlags gehört, was besonders bei der chromatischen Tonleiter aus der Hohe in die Tiefe, in geschliffenen Terzen und mit beiden Händen ausgeführt, deßhalb von unbeschreiblicher Schwierigkeit ist, weil die Finger in solchem Falle stets in den Tasten der halben Töne einen Widerstand finden. Sein Staccato ist von seltener Kraft und Ausdauer und zu gleicher Vollendung ausgebildet in einzelnen Tönen, in Doppelgriffen jeder Art für eine oder beide Hände, und in Läufen und Passagen der rapidesten Schnelligkeit. Spielend überwindet er in Passagen der verschiedensten Art und der künstlichsten Complikation die unglaublichsten Schwierigkeiten. Zu den Wundern seines Spiels gehört nicht minder eine fast unbegreifliche Sicherheit im Uebergreifen der Hände aus dem Baß in den Diskant und umgekehrt, so wie in den Sprüngen, welche er mit jedem einzelnen Finger oder mit der ganzen Hand, in blitzschnellen Passagen nach entfernt liegenden Tönen oder ganzen Accorden anzubringen weiß, insbesondere aber auch eine ganz neue Ausbildung des Einsetzens der Finger einer Hand, zwischen die Finger der andern, wodurch, namentlich in vollstimmigen Sätzen, die eigenthümlichsten Effekte hervorgebracht werden; ein unnachahmlicher, runder, kraftvoller und ausdauernder Triller, der vom leisesten Pianissimo bis zum donnernden Fortissimo anschwellen kann, und zu dem er jeden Finger in gleicher Vollendung ausgebildet hat, ja, den er zuweilen ertönen läßt, während die übrigen Finger derselben Hand entweder Melodie oder Mittelstimme, oder den Baß ausführen; doppelte Triller mit derselben Hand, und gleichzeitig doppelte, ja drei- und vierfache Triller und eben solche Trillerketten mit beiden Händen! — Wenn die neuere Zeit vorzugsweise bemüht gewesen ist, bei der Möglichkeit, auf dem Fortepiano zehn Töne auf einmal anzuschlagen, dies Instrument wie ein Orchester zu behandeln, so hat Liszt auch in dieser Beziehung das Höchste erreicht. Jeder einzelne Finger repräsentirt bei ihm ein Instrument. Oft gibt er mit bewunderungswürdiger Kunst und Consequenz in seinen Tongemälden zu gleicher Zeit eine Melodie in der Oberstimme, mehrere und obenein unter sich verschiedene figurirte Mittelstimmen, eigenthümliche, nie gehörte Begleitungsfiguren und obenein einen complicirten Baß. Zuweilen führt er in seinen Phantasien mit staunenswürdiger Sicherheit ebenfalls gleichzeitig zwei oder drei verschiedene Melodien mit Baß und Begleitungsstimmen durch; ja er ist im Stande, Melodien des verschiedenartigsten Charakters und Taktes deutlich und vernehmbar in der Art eine zur andern zu spielen, daß die eine die kunstvolle Begleitung der andern wird, und beide zu einer schönen Einheit verschmelzen! — Kein anderer Fortepianospieler hat so wie Liszt die Bedeutung der tiefen Register des Instruments erkannt, und auch dadurch bringt er neue und außerordentliche Effekte hervor. Während sich die vollgriffigen Baßaccorde selbst bei großen Pianisten und selbst auf den besten Instrumenten meist in ein unverständliches Getöse aufzulösen pflegen, vernimmt man bei Liszt in diesen Accorden und selbst beim Fortissimo deutlich jeden einzelnen Ton; wenn er aber vollends im Drange des Gefühls beide Hände in gewaltigen und markigen Läufern in den tiefsten Octaven auf- und abwärts bewegt, dann ist's, als ob im Gewittersturm der Donner rollt. Ihm allein eigenthümlich beim Spiel und durchaus neu ist diejenige Art des Vortrags rasch hinter einander folgender Accorde mit beiden Händen, bei welcher der Anschlag mit einem Abglitschen der Hände von den Tasten verbunden wird, doch tritt dies Abgleiten der Hand zuweilen auch nur bei einzelnen Accorden ein; ihm allein eigenthümlich ferner ein akuter Anschlag mit blitzschneller Zurücknahme der Hände von den Tasten, ein Emporheben der Hand und ein plötzliches, man möchte sagen nachlässiges Hineinwerfen derselben in die Tastatur, während sein Auge träumerisch umherblickt, wobei ihm denn freilich eine dämonische Macht nichtsdestoweniger nur diejenigen Tasten unter die Finger bringt, welche er sich gedacht, endlich zuweilen ein förmliches Herumwühlen der Hände in den Tönen, anscheinend ganz ungeregelt und dennoch von der genialsten Combination, so wie ein Haschen der Finger beider Hände unter sich, indem die Finger der einen Hand in Passagen von der äußersten Schnelligkeit, statt in die Tasten einsetzen, welche die Finger der andern so eben angeschlagen haben und im Entfliehen noch halb berühren! — Das Alles muß man sehen, um Liszt zu begreifen. Es fehlt nicht an denen, welche eben in diesen Eigenthümlichkeiten des Meisters einen Anflug von Charlatanerie finden. Allein sie irren sich, dieselben gehören zum Wesen seines Spiels, da seine großartigen Effekte davon abhängig sind. Erwähnen wir endlich noch seiner ganz besondern Kenntniß des Instruments und seiner Einsicht in die Bedeutung des Pedals, welches er auf originelle Weise benützt, so glauben wir eine Zusammenstellung der Mittel, durch welche Liszt seine schwindelnde Höhe erreicht und so glänzende Erfolge sich gesichert hat, wenn nicht erschöpfend, doch wenigstens in den wesentlichsten Bestandtheilen bewirkt zu haben. In seinem Spiel wird, mit einem Worte, den bis zur höchsten Potenz gesteigerten Anforderungen an Virtuosität nach den Gesetzen der Schönheit auf die edelste Weise entsprochen. Welche Studien, welcher Fleiß, welcher eiserner Wille, welche Ausdauer, welche Entsagungen und Entbehrungen müssen dazu gehört haben, diesen Gipfel einer nie geahnten Vollkommenheit zu erreichen! Es hat schon so manchen ausgezeichneten Pianisten gegeben; auch die Gegenwart zählt vortreffliche Virtuosen auf dem Fortepiano; allein der Grad der Vollkommenheit, welcher ihnen eigen war und ist, kann durch Beharrlichkeit von Allen erreicht werden; Liszt dagegen ist unerreichbar, gerade wie Paganini, der, wiewohl er Nachahmer in Menge gefunden hat, dennoch für alle Zeit einzig in seiner Kunst dastehen wird. Man wirft Liszt vor, sein Spiel sey zu subjektiv. Die Begriffe von Subjektivität und Objektivität sind aber in der Schönheitslehre nicht nur nachgerade verbraucht, sondern es ist auch, wenn sie beibehalten werden sollen, die Musik, eine ihrem Wesen nach durchaus romantische Kunst, die subjektiveste aller Künste. Darum ist es Pflicht des Hörers, sich in die Seele des Musikers zu versetzen. Und müssen wir nicht eingestehen, daß, wenn Liszt den Vortrag zarter, einschmeichelnder Stellen und süßer Melodien plötzlich durch erschütternde Akkorde unterbricht, er gerade durch diese Gegensätze um so mächtiger ergreift? — Ein edler und gebildeter Geschmack hält ihn stets in den Grenzen der Schönheit. — Von einer solchen Individualität aber den Vortrag fremder Compositionen zu hören, gewährt einen doppelten Genuß. Vielleicht hat noch kein Clavierspieler Beethoven in dessen Claviercompositionen mit einer so tiefen Wahrheit aufgefaßt, als Liszt. Mit gleicher Sicherheit ist er eingedrungen in den Geist der frühern Perioden; alle Formen der Claviervirtuosität in den verschiedenen Stadien von Bach, Clementi, Dussek, Kramer, Beethoven, Hummel, Moscheles und Thalberg hat er sich anzueignen gewußt und seine Vorgänger siegreich überflügelt. Hauptsächlich hat ihn sein Kampf mit Thalberg zu dem Ziel geführt, welches er jetzt behauptet. So vortrefflich er im Vortrag fremder Clavier-Conzert-Compositionen ist, so hinreißend schön weiß er zu akkompagniren. Sein Akkompagnement zu der im letzten Conzert von Rubini entzückend gesungenen Arie: i tuoi frequenti palpiti, von Paccini, wird wohl nie aus dem Gedächtniß derer entschwinden, denen dieser Genuß zu Theil geworden ist. Ganz neu und eigenthümlich erscheint Liszt übrigens auch noch in seinen Uebertragungen von Liedern (besonders der Schubertschen) und in Bearbeitung fremder Compositionen in seinem großartigen, nur ihm spielbaren Styl. Was er selbst als Componist geleistet, das sagen die Entzückungen seiner Zuhörer, wenn er ihnen seine Compositionen vorträgt. Diese sind auf die Unbegreiflichkeiten seines Spiels berechnet und für jetzt meist nur großartige Phantasien aus Lieblingsopern und originelle und pikante Variationen. Wo bliebe dem stets beschäftigten ausübenden Künstler auch Zeit zu andern musikalischen Schöpfungen? — Wenn man endlich diesen außerordentlichen Virtuosen auch noch als Mensch betrachtet, so muß ihm vollends die innigste Achtung gezollt werden. Wer in Erwägung zieht, welche ungeheure Anstrengung mit einem so gigantischen Spiel verbunden ist, der kann sich der schmerzlichen Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie nothwendig den Köper vor der Zeit zerstören muß; dennoch ist Liszt in jedem Lande stets bereitwillig und unermüdlich der Tröster der Armuth; nicht für sich und die Seinigen sammelt er, nicht für seinen Ruhm und für persönliche Goldgewinne kämpft er, sondern sein Streben gilt der Kunst selbst und der Förderung humaner Zwecke. Berlin insbesondere, für welches er, der Ausländer, so viel gethan, ist ihm eine solche öffentliche Anerkennung schuldig.

Berichtigung.

In Nr. 25 des Konversationsblattes, erste Spalte, Zeile 8, ist zu lesen statt: „seit vier und ein halbes ꝛc." — seit vier und einem halben ꝛc.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 26. Januar. Noch ist es Zeit, Schauspiel in 3 Abtheilungen von A. P. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von Lembert.

Samstag, den 28. Januar. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen von R. Benedix.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 28. 28. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schatzkiste des Landstreichers.

(Fortsetzung.)

Den andern Tag kam der heilige Mann jedoch wieder, zur Beerdigung, und Hill Murphy verhielt sich bei dieser Ceremonie mit ziemlicher Ruhe. Unmittelbar darnach verrichtete er dann allein, zum Seelenheile seiner Tochter, die Andachtsübungen und Wallfahrten, die er früher vergebens für deren Gesundung unternommen hatte, und in der Umgebung von Sligo gibt's kein Marienhäuschen, keine Grotte, keine durch fromme Traditionen geheiligte Ruine, die er nicht besucht, bei der er nicht gebetet und Almosen ausgetheilt hätte, Letzteres immer mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es Namens seiner Tochter geschähe. Endlich verschwand er aber gänzlich aus dem Lande, zur großen Verwunderung Vieler, die geglaubt hatten, er würde mindestens den Versuch machen, wieder in den Besitz seines Hauses im Gebirge zu gelangen.

Es verflossen drei Jahre. Die Söhne von Hill Murphy kamen nicht so in Flor, als es ihr Vater gewesen war; es war aber auch nicht allein der Haß, der an seinem Namen klebte, auf sie übergegangen, sondern es hatte sich dem noch die Verachtung von schlechten Söhnen, die ihren alten Vater verstoßen hatten, zugesellt. Diese Verachtung theilten selbst die ärgsten Schmuggler, mit welchen sie in Geschäftsverbindung standen. Bei jeder Gelegenheit wurde ihnen ihre Undankbarkeit, ihre Unmenschlichkeit vorgeworfen. Wenn sie sich auch ihres Betragens nicht schämten, so befiel sie am Ende doch die egoistische Reue, die von allen gefühlt wird, welche zu der Einsicht kommen, daß sie sich selber geschadet haben. Inzwischen nahm die Bevölkerung um sie her rasch zu, während der Nutzen ihrer verbotenen Industrie sich bei der fortschreitenden Civilisation dennoch verringerte.

So standen die Sachen, als der alte Hill Murphy wieder im Canton zum Vorschein kam. Er war aber so gekrümmt und so kümmerlich geworden, daß viele Leute Mühe hatten, ihn zu erkennen. In seiner Heimkunft lag etwas Befremdliches, das Jedermann auffiel: er führte einen einspännigen, mit einer Kiste beladenen Wagen, womit er vor der Wohnung des Pächters anhielt, bei dem seine Tochter gestorben war; er wolle, sagte er, dort sein Leben beschließen und sein Geld verzehren, wenn ihm das gestattet würde. Einige Geschenke, die er den Leuten des Meierhofes machte, und einige goldene Medaillen, die er, vielleicht mit Absicht, gelegentlich sehen ließ, verbreiteten bald den Glauben, der alte Landstreicher müsse auf seinen Pilgerfahrten einen Schatz gefunden haben, wodurch er reicher geworden sey, als er je gewesen. Eine solche Meinung war ihm schon recht, denn er wußte wohl, daß viel dazu gehören würde, ihn, nach dem Metier, das er getrieben, wieder in Ansehen und Achtung zu bringen. Er lächelte, wenn der Kiste erwähnt wurde, die abzuladen, zwei Männer nöthig gewesen waren; er bediente sich derselben als Lagerstätte, und pflegte zum öfteren zu sagen, daß er Gott mindestens dafür danke, daß er in seinen alten Tagen nicht zu darben brauche. Dabei brachte er auch Morgens und Abends mindestens eine Stunde im Gebete zu.

Hill Murphy war sonach seit seiner Rückkunft in der Ebene ein ganz anderer Mensch geworden. Diese merkwürdige Heimkunft, dies noch merkwürdigere Benehmen, und die übertriebenen Gerüchte von seinen unermeßlichen Schätzen machten auch bald Aufsehen im Gebirge und kam seinen ungerathenen Söhnen ebenfalls zu Ohren. Da dachten sie, es dürfte wohl räthlich seyn, wenn auch sie einige Besserung oder Reue heuchelten. Der jüngste Bruder war zu See gegangen, und Phades Murphy, der sich mit den Brüdern seiner Frau associrt hatte, also allein im Besitz des väterlichen Hauses geblieben. Die ganze Familie versammelte sich nun, um Rath zu halten, und es wurde beschlossen, daß Phades zu seinem Vater gehen und ihn um Verzeihung anflehen sollte. „Nimm auch unser Kind mit, Phades,“ setzte seine Frau mit dem ihrem Geschlechte eigenthümlichen Instincte hinzu: „das kann dazu beitragen, den alten Wolf zu beschwichtigen.“ Phades nahm seinen krauslockigen kleinen Knaben an die Hand, und machte sich mit ihm auf den Weg nach der Ebene, doch sagte er beim Weggehen noch zu seiner Frau, er glaube nicht, daß er etwas ausrichten würde, denn er wisse von früher her, daß der Alte von einer einmal gefaßten Idee nie abließe, sie möchte gut oder schlecht seyn. Dennoch fand dieser Schritt des Entgegenkommens Hill Murphy nicht unempfindlich; denn nachdem er einen leicht zu beseitigenden, also nicht tief eingewurzelten Groll gezeigt hatte, begann er von seinem Hause zu sprechen, sich zu erkundigen, ob dort noch Alles an seinem Platze sey, u. s. w. Da faßte Phades sich denn ein Herz, und machte ihm den Vorschlag, wieder zu den Seinigen zurückzukehren, um unter ihnen der Pflege zu genießen, die ihm in seinem Alter Noth thue.

Hill Murphy ging auf den Vorschlag ein, und ließ sich sammt seiner Kiste dem geliebten Berge wieder zuführen.

— Mir will dies Alles gar nicht gefallen, sagte die Pächterin, als ihr Gast ausgezogen war. Kann ein so düsterer Himmel wohl so bald von der Sonne wieder erhellt werden? Wie hat der Alte so leichthin wieder zu Menschen gehen können, die er doch wie die Pest verabscheuete? Und dabei das Hohnlächeln, das den alten Wolf verrieth, als sein Sohn sich bei dem Ausladen der Kiste über deren Schwere beklagte? Dazu äußerte er mehrere Male recht absichtlich: „ich bin recht hinfällig, Phades; lange werde ich es nicht mehr machen, Phades!“ Sünder, die so verhärtet sind als er, sind nicht

so leicht zu erweichen, und wo verwandtschaftliches Blut in den Adern fließt, da ist der gegenseitige Haß nur um so größer.

Hill Murphy war also in seine Besitzung wieder eingesetzt; und die Pächterin, die gern sehen wollte, wie es dem Alten unter den Seinigen ginge, suchte ihn unter dem Vorwande eines Ankaufs von Whisky dort auf; sie mußte aber, besonders von der Frau des Phades, einige boshafte Anspielungen hören, als ob hinter ihrem Besuche eigennützige Absichten versteckt wären, und so wiederholte sie ihn nicht wieder.

Das heimliche Branntweinbrennen war zwar minder einträglich geworden, als früher, wurde aber doch fortgesetzt, weil es immer noch ausreichte, die durch die Verheirathung von Phades verbundenen zwei Familien zu nähren; endlich aber war dasselbe der Polizei zu Sligo so bestimmt und umständlich denuncirt worden, daß sie das Eintreffen eines auf dem Marsch begriffenen Regiments Truppen dazu benutzte, um den Schlupfwinkel von allen Seiten umzingeln, und Alles, was zu dem unerlaubten Betriebe gehörte, vernichten zu lassen. Damit sahen die Murphy's sich nun plötzlich dieses Mittels ihrer Existenz beraubt. (Schluß folgt.)

Ein Besuch in Tanger.

(Narrative of a Yacht Voyage in the Mediterranean etc.)

Kurz vor Mittag ließen wir uns ans Land rudern, und fanden uns hier alsbald unter einer wunderlichen Scene. Gruppen von wildaussehenden Negern und Mauren lagen da und dort in allen Arten von malerischen Kleidungen umher, einige in weißen, wollenen Gewändern, Haiks genannt, wovon sie einen Theil über den Kopf ziehen, andere in weiß- und braungestreiften Ueberröcken, die auch in Form einer spitzigen Mütze den Kopf bedecken und so ganz vortrefflich gegen Sonne und Regen schützen. Viele der Mauren hatten schöne, aber wilde Gesichter mit weißen scharfen Zähnen und glühenden schwarzen Augen.

Obgleich es keiner der großen Markttage war, welche nur Donnerstags und Sonntags stattfinden, bot dieser Marktplatz doch durch die verschiedenartigen Gruppen von Negern, Mauren und Juden eine höchst belebte Scene dar. Die meisten Verkaufsgegenstände waren Eßwaaren verschiedener Arten von Korn, Zwiebeln, Tomates (Liebesäpfel), Datteln, Trauben, Tolläpfel und Töpfe mit einer öligen, weißaussehenden Salbe, die, wie sich zeigte, zwei bis drei Jahre alte Butter war; das lange Aufbewahren soll ihr einen besonderen Hautgout geben. Auf dem Zahltisch fast einer jeden Bude lag wenigstens Eine Katze, die man als eine Art Handtuch betrachtet, um die Hände daran abzuwischen, denn einmal müssen die Verkäufer weiche, gelbe Seife ausmessen, dann geben sie eine Handvoll Trauben oder Reis u. s. w., was alles gelegentlich ein Handtuch nöthig macht. Fast alle Eingebornen haben das Haar abgeschoren, einige aber tragen einen starken Schopf an der einen Seite, welcher manchmal auch in einen langen Zopf geschlungen ist. Die Neger, welche gerade aus dem Innern kommen, sehen, besonders in ihren zahlreichen Varietäten, oft gräulich aus.

Wir stiegen sehr enge, ziemlich schmutzige und abscheulich schlecht gepflasterte Straßen hinan zu einem maurischen, jetzt ziemlich zerstörten Gebäude mit einer geschlossenen Arcade rings um den Hof, dieß soll früher die Schatzkammer gewesen seyn. Von da ging es hinauf zur Citadelle, wo wir Spuren der ursprünglichen Mauer von Tanger sahen, zu dem zierlichen, wahrhaft schönen Thorweg, von welchem man den steilen Berg hinab eine liebliche Aussicht auf das die Stadt umgebende Land hat. Die Berge in der Ferne waren mit niederem Holz bedeckt, welches wilde Schweine hegt, und in dem Vordergrund waren Dickichte von riesenhaften Cactus, mit Stämmen wie kleine Waldbäume, Johannisbeerbäume, Feigen, Zwergpalmen u. s. w. Neben dieser freundlichen Scene bot sich aber, unter der alten Mauer, ein Anblick dar, welcher Gesicht und Geruch gleichmäßig beleidigte, nämlich eine Anzahl todter Pferde und Maulthiere, die man hier verfaulen ließ. — Eine Merkwürdigkeit anderer Art war ein großer Feigenbaum, der Leuten von allen Nationen und Glaubensbekenntnissen, Christen, Juden und Mohammedanern als temporäre Zuflucht dient, als ein Asyl, bei welchem man sie nicht antasten darf.

Auf dem Rückweg kam ein Zug Kameele, beladen mit Korn aus dem Innern, an uns vorüber, und als wir nach einem andern Marktplatz auf einem breiten, flach abfallenden Berge außerhalb der Stadt gingen, fanden wir hier etwa 200 Kameele mit ihren Treibern. Diese waren beschäftigt, das Korn, welches sie gebracht hatten, abzuladen, und um die Kameele zum Knieen zu bringen, brauchten die Treiber das eigene Mittel, sie an der Kehle zu drücken; sie stießen sodann einen kurzen, widerwärtigen Laut aus und knieten augenblicklich nieder. Der Anblick der armen Thiere zeigt deutlich, daß sie von den Mauren sehr mißhandelt werden, was indeß nicht allein die Kameele, sondern so ziemlich alle Thiere, selbst die Pferde, trifft, denn die Mauren sind sehr fühllos. Ueber den ganzen Boden dieses Marktplatzes hin, welcher der gewöhnliche Sammelplatz der Kameele ist, sieht man eine Anzahl Erdaufwürfe verbreitet, was die Eingänge zu den Matamores (Silos) oder unterirdischen Kornkammern sind, in denen die Mauren seit undenklichen Zeiten ihr Korn aufbewahren. In diesen großen mit Stroh ausgelegten und etwa zwölf Fuß tiefen Löchern hält sich das Korn, wenn es gut zugedeckt ist, viele Jahre lang. Es ist bei ihnen ein Religionspunkt, nichts was Korn oder Brod betrifft, zu stehlen oder zu verunreinigen. So sah ich eine maurische Frau in der Straße ein Stück Brod auflesen, es küssen und dann in ein Loch in der Mauer legen, in der Ansicht, daß es so nicht verloren sey, sondern ein Vogel oder sonstiges Thier es fresse.

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Es gereicht uns zum besonderen Vergnügen, anzeigen zu können, daß unsere Theater-Direction mit Fräulein Sabine Heinefetter einen Vertrag zu einem neuen Cyklus von drei Gastrollen abgeschlossen hat. Die Opern, worin die gefeierte Sängerin auftreten wird, sind: Lucrezia Borgia, Othello, Semiramis.

*** (Donizetti's: „Don Pasquale.") Der Kotzebue der Oper, der immer fertige Donizetti, hat wieder eine komische Oper in drei Acten aufführen lassen, welche in sechs Wochen gesetzt wurde, und in Paris Furore macht. Da die neue Oper, wie sich das ja von selbst versteht, auch in Deutschland bald zur Aufführung kommt, so wollen wir einen Auszug der Beurtheilung, die Delecluze im „Journal des Débats" gibt, zum Vorschmacke für künftige Freuden mittheilen. Von allen italienischen Opern, beginnt der Kritiker, die eigens für das Pariser Theater geschrieben wurden, hat „Don Pasquale" seit den „Puritanern" bei dem hiesigen Publikum das meiste Glück gemacht. „Don Pasquale", eine Oper, die für Mad. Grisi, Mario, Tamburini und Lablache gesetzt worden ist, machte am 3. Januar Furore. Mehrere Parthien mußten wiederholt werden, und am Schlusse des zweiten Actes wurde der Componist von Lablache auf die

Bühne geführt. Er feierte einen glänzenden Triumph. — Das Sujet des „Don Pasquale" ist einer von den alten italienischen Vorwürfen, der in moderner Verjüngung wieder in Musik gesetzt wurde. Wenn ich nicht irre, so ist der Stoff derselbe, welcher der von Cimarosa 1794 componirten, und 1802 in Paris aufgeführten Oper: „Matrimonio per susurro" zum Grunde liegt. In jener Zeit ahmte Herr von Tournay das italienische Stück nach, und machte ein französisches daraus, welches den Titel erhielt: „Point de bruit ou le Contrat simulé." Doche setzte den Text in Musik, und die komische Oper wurde am 11. Brumaire des Jahres XII. in der Porte Saint-Martin aufgeführt. Letztere Umwandlung hat der Tondichter des „Don Pasquale" benutzt, und den Helden der Cimarosaschen Oper, Ser Marcantonio, so umgetauft. Don Pasquale ist ein reicher Spießbürger in Corneto bei Viterbo, der trotz der sechzig Jahre, die er mitgemacht hat, wie er sich ausdrückt, noch Lust und Kraft genug in sich fühlt, um ein neues Ehebündniß einzugehen. Er erklärt dies seinem Hausarzte, dem Doctor Malatesta, und ersucht denselben, ihm eine Braut aufzusuchen. Nun hat der brave Don Pasquale aber einen Neffen bei sich im Hause der Ernesto heißt, und wie sein Ohm, jedoch mit noch größerem Rechte, Lust und Muth in sich verspürt, zu heirathen. Don Pasquale findet dies in der Ordnung, verlangt jedoch, daß er nicht nach Neigung wählen, sondern eine reiche Erbin nehmen soll. Ernesto liebt Nerina, eine lebhafte, frische, zärtliche und etwas kecke junge Wittwe, welche gleichfalls in ihn verliebt ist. Doctor Malatesta, der sich gleichfalls sehr für des alten Herrn Wohlseyn, wie für des jungen Liebespaares Glück interessirt, verständigt sich mit Nerina, die er dem alten Herrn nun als seine leibliche Schwester und ein Mädchen vorstellt, das eben erst aus der Klosterpension kommt. Don Pasquale fängt Feuer und will Nerina heirathen, auf der Stelle heirathen, weil er fürchtet, es möchte sonst etwas dazwischen kommen. Der Notar erscheint, der Ehecontrakt wird aufgesetzt und unterzeichnet: Der Bräutigam verschreibt der Braut die Hälfte seines Vermögens. Aber kaum hat Nerina das Aktenstück in Händen, als sie andere Saiten aufspannt; sie wird hochfahrend, zankt und schreit, daß dem alten Herrn die Ohren gellen, jagt die Dienerschaft hin und her, kehrt Alles im Hause um und um, verlangt neue Möbeln, Equipagen u. s. w. und treibt es endlich so toll, daß Don Pasquale zum Lohn für seine Vorstellungen eine Ohrfeige bekommt. Nachdem der kleine Teufel den alten Herrn vor dem Hausarzt und Neffen so gedemüthigt und in Verzweiflung gebracht hat, ist dieser froh, daß sich der Neffe dazu versteht, die böse Sieben zu heirathen. Ernesto und Nerina sind natürlich sehr damit zufrieden, sie haben ihren Zweck erreicht. — Dies der Inhalt der komischen Oper.

⁂ (Negersklaven eine Einrichtung der Natur.) Was Newman in seiner „History of insects" die merkwürdigste Thatsache in der Geschichte der Ameisen nennt, könnte den Vertheidigern des Sklavenhaltens zum Beweise dienen, daß solches — eine Einrichtung der Natur ist. „Die merkwürdigste Thatsache in der Geschichte der Ameisen", sagt Newman, „ist die einer besonderen Gattung eigene Gewohnheit, die Arbeiter einer andern Gattung wegzufangen und zu zwingen, für ihre Gemeinde zu arbeiten, sie mithin complet als Sklaven zu behandeln. Die wegfangenden Ameisen sind, laut meiner bisherigen Beobachtungen, roth oder blaßfarbig, die Sklaven hingegen gleich den mißhandelten Eingeborenen Afrika's kohlschwarz. Die Zeit des Sklavenfanges dauert ungefähr zehn Wochen und beginnt nie, bevor die männlichen und weiblichen Ameisen nahe daran sind, aus ihrem Puppenzustande zu treten, wodurch die grausamen Räuber die Fortpflanzung des Geschlechts nicht hindern. Auch scheint dies die Absicht des Instincts, denn wären die Sklavenameisen lediglich für die Sklaverei geschaffen, zu welcher sie bestimmt scheinen, so müßte das von selbst aufhören, dafern ihre Nester angegriffen würden, ehe die beflügelten Myriaden abgezogen oder im Begriff stehen abzuziehen, um die Pflicht der Fortpflanzung aufs neue zu erfüllen. Sobald die rothen Ameisen sich auf einen Raubzug begeben wollen, schicken sie Späher aus, die Gegend zu erkunden, wo ein Negerstamm lagert, und sobald die Späher das entdeckt, kehren sie zurück und erstatten Bericht. Bald nachher rückt das Heer der rothen Ameisen aus, an der Spitze ein Vortrapp, der beständig wechselt. Die ihn bilden, laufen nur ein wenig voraus, machen dann Halt, lassen das Hauptcorps vorüber und schließen sich der Nachhut an. Andere treten an ihre Stelle. Der Vortrapp besteht höchstens aus acht oder zehn Ameisen. Sind sie in der Nähe der Negercolonie angekommen, zerstreuen sie sich, rennen durch Gras und Gesträuch und jagen umher, als wären sie sich zwar der Nähe des Gegenstandes bewußt, den sie suchen, wüßten aber noch nicht genau, wo ihn zu finden. Haben sie endlich die Niederlassung entdeckt, eilen die vordersten stürmisch zum Angriff. Die wachehaltenden Neger widersetzen sich; man kämpft und nicht selten werden die Angreifer getödtet. Schnell erreicht die Kriegsbotschaft das Innere des Nestes; zu Tausenden stürzen die Neger hervor; die rothen Ameisen sammeln sich, wüthend entbrennt der Kampf; doch stets endigt er mit der Niederlage der Neger, die sich in die innersten Räume ihrer Wohnung flüchten. Nun erfolgt die Plünderung. Mit ihren kräftigen Kinnbacken zerreißen die rothen Ameisen die Wände des schwarzen Ameisenhügels und werfen sich in das Herz der Citadelle. Wenige Minuten und jeder Räuber kommt zurück, beladen mit der Puppe eines schwarzen Arbeiters, die er trotz der Wachsamkeit und Stärke ihrer Hüter erobert. Die lebendige Beute mit sich nehmend, ziehen die rothen Ameisen in vollkommener Ordnung nach ihren Nestern, wo allem Anscheine nach die Puppen gleich ihren eigenen behandelt werden und die Arbeiter, sobald sie sich entwickelt, der Gemeinde mit größtem Fleiße und muthmaßlicher Gutwilligkeit dienen. Sie bessern das Nest aus, höhlen Gänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen die Puppen in die Sonne und verrichten Alles und Jedes, was die Wohlfahrt der Colonie erheischt, betragen sich mit einem Worte ganz so, als erfüllten sie ihre ursprüngliche Bestimmung." (Bl. f. liter. Unterh.)

⁂ (Die größten Bäume der Erde.) Unsere Eichen wie unsere Tannen sind doch nur Zwerge im Vergleiche mit den Riesenpflanzen, welche man in den übrigen vier Welttheilen gefunden und gemessen hat. Man betrachte zuvörderst den Boabab in Senegambien, dessen Stamm zwar nur eine Höhe von 18—20, aber einen Umfang von 80—85 Fuß hat, während der Umfang seiner Krone auf 170, und die Höhe des ganzen Baumes auf 75 Fuß geschätzt wird. Außerdem gibt ihm Adanson nach einer scharfsinnigen Berechnung ein Alter von 6000 Jahren, so daß den heutigen Baum Adam selber hätte anpflanzen können. Asien hat außer seinen Cedern ungeheure Banianenbäume. Einen solchen Riesen hat man vor einiger Zeit an den Ufern des Nerbudda im Reiche Sinde entdeckt, der mit seinen hängenden Zweigen und Aesten ein Labyrinth von Lauben bildete, welche einen Umfang von 2000 englische Fuß hatten, und in deren Schatten nicht weniger als 7000 Menschen Platz haben. Man gibt ihm ein Alter von 3000 Jahren. (Balbi.) Amerika hat seine gigantischen Cypressen, welche häufig eine Höhe von 75 und 80 Fuß erreichen. Bei Oaxaca aber im Staate Mexico bewundert man solch' einen Baum, der nicht weniger als 114 Wiener Fuß im Umfange seines Stammes hat. Neuerlich lasen wir aber in: „Terry's New Zealand (London 1842)", daß die soge-

nannten Kauri auf Neu-Seeland die größten Bäume auf der Erde seyen. Der größte und merkwürdigste dieser Kauribäume soll sich in der Nähe der Mercurybay befinden, und eben diesen nennen die Eingebornen: Vater des Kauri. Er hat an der Basis einen Umfang von 75 Fuß, seine Höhe ist aber bisher nicht gemessen worden, entspricht aber ganz der ungeheuren Dicke des Stammes. In einiger Entfernung in der Höhe des Baumes ist ein Ast, welcher da 6 Fuß im Durchmesser hat, wo er sich mit dem Hauptstamme verbindet — und unsere größten Bäume sind gegen diesen Ast allein beinahme Gnomen zu nennen. (Wiener Zeitschrift.)

*** August Schumann, der seit einiger Zeit in Wiesbaden privatisirt, arbeitet neuerdings an dem Plane, eine vollständig organisirte deutsche Oper nach Paris und London zu führen. In seinem Vorhaben soll, dem Vernehmen nach, Herr Schumann von einem sehr reichen Privatmanne in Straßburg unterstützt seyn, der mit Wiesbaden in directer Geschäftsverbindung steht und sich bereit erklärt hat, die nöthigen Fonds zu stellen, sobald eine deutsche große Oper, würdig des deutschen Namens und der Pariser Musikverhältnisse, combinirt ist. Das ist eine Kleinigkeit! Wir stellen den Parisern eine deutsche Oper, die selbst jetzt noch, den Unternehmern wie den Künstlern Ehre und Gold in Fülle bringen muß! Erl von Wien oder Tichatschek von Dresden — erste heroische Tenorparthien. Mantius von Berlin — lyrischer Tenor. Madame Stöckl-Heinefetter — erste dramatische Gesangsparthien. Dem. Lutzer — colorirte Gesangsparthien. Mad. Schumann — Soubrette. Staudigl — tiefer Baß. Pischek — Bariton. Franz Lachner — Kapellmeister. — Der Chor der Mainzer Bühne, wie er unter Schumann's Direction einen großartigen Körper bildete; mit dieser Oper müßte wohl der morsche Olymp der französischen Oper in Paris zu stürzen seyn. Und die deutschen Operisten ersten Ranges werden wieder nach Paris und London ziehen, wenn sie ihre Souveraind'or und Pfunde kaufmännisch gesichert sehen! Dieser patriotische Gemeingeist zöge sie ja selbst bis zu den Eisbären des Nordpols, um wie viel eher nach Paris und London! W—st.

*** (Ein Factum.) Ein armer Schriftsteller in einer deutschen Hauptstadt verfaßte nach mehreren unglücklichen Speculationen einen sogenannten „Wegweiser" seiner Geburtsstadt, da solche Ciceroni und Guides immerhin eine „gangbare Waare" sind. Er fand dießmal ohne große Schwierigkeit einen Verleger, und als er sein Honorar bezog, eilte er damit in das Weinhaus, um sich nach langer Zeit wieder einmal gütlich zu thun, und für einen neuen Wegweiser zum Mammon zu begeistern. Er that sich aber etwas zu gütlich, denn als er aus der Schenke trat, glaubte er in einer ganz fremden Stadt zu seyn, und fragte nach der nächsten Buchhandlung, um sich einen Wegweiser dieser Stadt anzuschaffen. Man gab ihm lächelnd sein eignes Werk; doch irrte er mit demselben lange herum, bis er sich genöthigt sah, einen — Nachtwächter als Wegweiser aufzunehmen. (Wiener Zeitsch.)

Der Schifferin Vorüberfahrt.

Dort seh' ein Schiff ich kommen
Auf spiegelglatter Fluth;
Mein Herz wird so beklommen
Und doch so wohlgemuth.

Zur Kirche mahnt das Zeichen,
Das Buch in meiner Hand;
Doch kann mein Fuß nicht weichen
Vom zauberreichen Strand.

Mir sich entgegen stemmet
Ein wunderbarer Drang;
O Schifflein, warum hemmet
Dein Anblick meinen Gang? —

Schon näher weht die Fahne,
Sie scheint mir fremde nicht;
Und was ich sinnend ahne,
Ist wohl kein Traumgesicht.

Jetzt winket vom Verdecke
Ein weißes Taschentuch,
Und ich, verwirret, recke
Empor mein Andachtsbuch.

Da seh' im schlichten Kleide
Sie selber dort ich steh'n;
O süße Augenweide,
O bitt'res Wiederseh'n!

Das Schiff, es kann nicht landen
Und eilt vorbei im Flug;
Doch hatt' ich sie verstanden,
Doch wußte sie genug.

So ging ich denn, zu flehen
Mit inbrunstvollem Sinn
Für's theure Wohlergehen
Der schönen Schifferin.

Homonyme

Die hohe Obrigkeit hat weise mich bestimmt,
Daß Niemand mehr, als ihm gebührt, bezahlt und nimmt;
Für Zeitvertreib zugleich war stets ich der Magnet,
Der den Begehrlichen die Sinne oft verdreht;
Und, wenn man Mancherlei vor Dieben sichern muß,
Gewähr' ich hier und da nothdürftigen Verschluß.

Auflösung der Charade in Nro. 26.

Zunftzwang.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 28. Januar: Ueber die Darstellung von krystallisirtem Indigblau. — Ueber die Kupferarsenikprobe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. Januar. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen von R. Benedix.

Montag, den 30. Januar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 29. 29. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Isotta Grimani.

Von der Gräfin von Blessington.

Wir hatten die Mündung des Lido passirt, unsere Gondel glitt schon unter die Schatten der ersten Häuser von Venedig. Es war spät, doch glänzte der Mond mitten unter den Gestirnen des tiefblauen Himmels; ich lag nachlässig ausgestreckt an der Seite eines meiner Freunde, eines jungen Venetianers, und es hob ein kühler Wind den Vorhang unseres Zeltes.

— Sehen Sie dort unten, sagte ich zu meinem Gefährten: sollte man nicht meinen, die Fackeln der Gondeln verfolgten mit ihrem Scheine die Gestirne, die sich auf der Oberfläche des Meeres spiegeln. Es tauchen in jedem Augenblicke aus der Finsterniß düstere Barken auf, welche gleich Schatten wieder in die Nacht dahinfahren. Das Geschrei der Gondelführer, welche sich zurufen und Antwort geben, schallt in einem so harmonischen Echo wieder, daß man unwillkürlich der zauberischen Serenaden gedenkt, welche so oft hier über der rauschenden Fluth des Meeres ertönen. Alles ist hier geheimnißvoll und wunderbar; Alles erweckt romantische Träume und Eure Gondeln tragen, von einem Orte zum andern, wie der geheimnißvolle Mantel eines Zauberers, ohne daß irgend eine Erschütterung Euch aus Euren goldnen Träumen aufschrecke. Es ist in der That nicht zu wundern, daß die Geschichte von Venedig einem fortlaufenden Romane gleicht. Was könnte man wohl Besseres thun, als Lieben, unter einer so romantischen Umgebung, in einer Stadt, wo zu jeder Stunde, auf einem Punkt, sich eine Bevölkerung zusammendrängt, eingepfercht wie die Passagiere eines Schiffes.

— Sie haben Byron gelesen, wie ich höre, entgegnete mein Freund lächelnd; auch er hat sehr viel von unsern verschwiegenen Jalousien gesprochen, von gefälligen Balkonen, von den zauberischen Kanälen Venedig's, von unsern geheimnißvollen Gondeln, welche er mit Särgen verglich.

— Man hätte ihnen in der That eine etwas freundlichere Farbe geben können ... Doch nein, ihre Farbe ist vollkommen entsprechend, denn sie haben eben so oft zu Plänen der Rache, als der Liebe gedient.

— In der That, man sollte glauben, Sie hätten die Gabe des Hellsehens; der Ort begeistert Sie ohne Zweifel, denn wir fahren in dem Augenblicke vor dem Palaste der Grimani vorbei.

— Vor dem Palaste der Grimani! Knüpft sich etwa irgend eine blutige Erinnerung an denselben?

— Ja, die Erinnerung an das Geschick der schönen Isotta.

— O, erzählen Sie mir davon, mein Freund; die Nacht ist so ruhig und heiter, und uns Söhnen des Nordens gewährt es ein so hohes Entzücken, die Geschichten Eurer Vorfahren zu hören!...

— Es sey! entgegnete mein Gefährte; und indem er sich zur Hälfte auf seinem Kissen erhob, begann er folgende Erzählung:

— Sie mußten ohne Zweifel auf dem Quai der Sklaven manchem Matrosen begegnen, der die Fußbekleidung der Araber trug; eben so trafen Sie in unsern brillanten Kaffehäusern gewiß oft Raucher, die auf einer Ottomane gelagert, behaglich aus ihren langen Türkenpfeifen schmauchten, und Sie werden wohl auch bemerkt haben, daß unter den Kuppeln der katholischen Moschee, Sankt Markuskirche genannt, die meisten Frauen noch den Schleier der Schönen in Stambul trugen. Alles erinnert zu Venedig an den Orient, und erinnerte noch mehr daran, zu der Zeit, in welcher meine Erzählung spielt. Unter anderm, den Muselmännern Entlehnten, hatte unser Adel besonders in sein Benehmen gegen die Frauen, ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen aufgenommen, und damit zugleich etwas von ihrer Tyrannei. Es läßt sich daher leicht erklären, daß die Tochter des Grafen Grimani bereits ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ohne daß ein Edelmann ihr reizendes Antlitz zu Gesicht bekommen. Bisher hatte sie sich nur unverschleiert gezeigt im vertrauten Familienkreise, und die Gondel, in welcher sie zur Kirche fuhr, ließ immer den unerbittlichen Vorhang vor ihr nieder. Die Schönheit Isotta's machte indessen den Hauptgegenstand der öffentlichen Unterhaltung, und das Geheimniß, worin jene gehüllt war, erhöhte noch den Zauber, welchen ihre Reize für die Phantasie und das Verlangen hatten.

Als nun der Graf Grimani sich entschlossen zeigte, ein glänzendes Fest zu geben, bei Gelegenheit des sechzehnten Geburtstages seiner Tochter, so erwartete der ganze venetianische Adel, welcher dazu geladen war, mit Ungeduld den Augenblick, in welchem er erfahren sollte, ob Isotta in der That das glänzende Lob verdiente, welches ihr gespendet wurde. Die Damen zeigten sich ziemlich geneigt, zu glauben, daß man die Reize des schönen Kindes übertrieben hätte. Die jungen Leute wünschten im Gegentheil, Isotta's Schönheit noch über ihrer Erwartung zu finden, und was die Greise betrifft, so genügte es ihnen zu wissen, daß sie die einzige Erbin eines unermeßlich reichen Vaters sey.

Eine zu lang währende Hoffnung ist gewöhnlich der Vorläufer einer Täuschung; obschon indessen Isotta eine strenge Prüfung zu bestehen hatte, so wagte doch Niemand, ihr den glänzendsten Triumph streitig zu machen. Die junge Schöne schlug zuerst züchtig die Augen nieder vor den zahllosen Feuerblicken, welche auf sie gerichtet waren. Diese allgemeine Bewunderung, diese stillschweigende Uebereinstimmung des Lobes, weit davon entfernt, sie zu ergötzen, schienen sie nur zu ver-

wirren und in Verlegenheit zu bringen. Als indessen die jungen Cavaliere etwas bescheidener geworden, faßte die junge Dame auch wieder Muth und wagte einige Blicke auf ihre Umgebung. Plötzlich gewahrte sie, wider eine Säule gelehnt, einen jungen Mann, dessen auf sie gehefteter Blick so viel Bewunderung und Entzücken ausdrückte, daß sie fühlte, wie sich lebhafte Röthe über ihre Wangen ergoß. Das blaße Gesicht des Unbekannten war vollkommen schön; sein Wuchs zugleich erhaben und anmuthig, sein ganzes Wesen edel und interessant. Der Reiz der Neugierde zog bald die Blicke des jungen Mädchens auf ihn. Es traf sie nun derselbe durchdringende Blick, welcher sie das erstemal so tief bewegt hatte. Rodrigo Manfredoni und Isotta Grimani vergaßen niemals den Blick, welchen sie in diesem Augenblicke mit einander wechselten.

Als man zur Tafel rief, fühlte sich Isotta heftig bewegt bei dem Gedanken, daß sich der Unbekannte vielleicht nähern würde, um ihr die Hand zu bieten. Sie wandte sich selbst unwillkürlich nach ihm hin, und es begegneten sich so ihre Blicke zum drittenmale; aber der Blick des jungen Mannes drückte nur tiefe Trauer oder doch Reue aus; er war gerade im Begriffe, den Saal zu verlassen. Als Isotta seine Entfernung gewahrte, hatte das Fest mit einem Male für sie allen Reiz und Glanz verloren.

— Wo ist Manfredoni? fragte Grimani, nachdem er ihn vergeblich mit Blicken unter der Versammlung gesucht. Vermochte er nicht von seiner rauhen Art einmal zu lassen, um an unserer Tafel Platz zu nehmen? Wahrhaftig, ich glaube, daß er sich entfernt hat, ohne einen Becher auf die Gesundheit der Königin des Festes geleert zu haben!

— Signor haben so eben das Palais verlassen! entgegnete der Majordomo, während die meisten der Gäste spöttisch einander zulächelten, was der Tochter Grimani's nicht entging.

— Ist er doch so hochmüthig! sagte halblaut ein junger Mann, welcher in der Nähe Isotta's stand.

— Worauf könnte der wohl hochmüthig seyn, fragte ein anderer Gast, wenn nicht etwa auf seine Armuth ...

— Wahrlich, ein seltsamer Grund zum Stolze! rief ein junger Patrizier, der wegen seines ungeheuern Vermögens berühmt war.

— Und doch, entgegnete ein junger Edelmann, wenn man von einer so berühmten Familie abstammt, wie die der Manfredoni, und wenn man nicht reich genug ist, um seinem Range Ehre zu machen, ist dann wohl der Stolz nicht verzeihlich, eine Gastfreundschaft auszuschlagen, welche man zu erwiedern nicht im Stande ist.

Isotta fühlte sich gleich sehr zu Gunsten des letzten Sprechers gestimmt. Manfredoni, dessen erhabenen Gang und hohe, von dunkeln Locken umwallte, Stirn sie bewunderte, erschien ihr in einem noch glänzenderen Licht, sobald sie inne geworden, daß er arm und voll edlen Stolzes sey.

— Sein Haus ist wohl alt, fuhr der reiche Patrizier fort, so alt, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis es ihm über dem Kopfe zusammenfällt, wenn er nicht etwa eine reiche Erbin heirathet, die entschlossen ist, die Stelle eines weiblichen Pfeilers zu vertreten, welcher das Gebäude stütze ... Oder vielleicht thut er noch besser daran, wenn er von einer großen Wissenschaft zu Entdeckung des Steins der Weisen Gebrauch macht; an der Entdeckung braucht er weniger, als jeder Andere zu verzweifeln, wenn das Sprichwort wahr ist, daß die Armuth die Mutter aller Künste sey.

Diese grausamen Spöttereien erregten die lebhafteste Entrüstung in der Seele Isotta's; sie sehnte sich mit Ungeduld nach der Stunde, welche sie wieder der Einsamkeit zurückgeben sollte. Sie begab sich endlich auf ihr Zimmer, von Gefühlen ergriffen, welche ihr bis jetzt unbekannt gewesen. Die Liebe hatte sich, um in ihre Seele einzuschleichen, in den Mantel des Mitleids gehüllt. Die verschwenderische Pracht, die schimmernden Vergoldungen, von welchen sie noch umgeben war, waren ihr zuwider; sie dachte nur an den armen jungen Edelmann, welcher traurig und einsam in seinem verödeten Palaste wohnte. Bald stahlen sich Thränen aus ihren Augen; ihre Amme, welche sogleich die Trauer Isotta's bemerkte, fragte sie mit ängstlicher Besorgniß, ob sie sich leidend fühle.

— Nein, liebe Beatrice; nur das Geräusch der Versammlung, der Glanz der Lustres haben mich angegriffen und betäubt, entgegnete Isotta, indem sie sich auf ein Sopha niederließ. Lösche alle diese Lichter aus, bis auf eins, und stelle das hinter einen Schirm .... Sagtest Du mir nicht, meine gute Amme, fuhr sie nach kurzem Stillschweigen fort, daß Du, ehe Du zu uns gekommen, in den Diensten der Manfredoni gewesen?

— Allerdings, Signorina, und ich erinnere mich noch stets mit Vergnügen an die Güte dieser edeln Familie, von welcher ich Ihnen so oft erzählte, daß ich fast befürchten muß, Sie manchmal gelangweilt zu haben; schienen Sie mir doch mit solcher Gleichgültigkeit zuzuhören ... Doch warum jetzt diese Frage?

Das Fräulein war im Begriff zu antworten, als ihre Aufmerksamkeit abgelenkt wurde durch die Töne einer Guitarre, welche über dem Kanal unter dem Balkon erschallten.

Bald vereinigte sich der Gesang einer wohlklingenden Stimme mit den Tönen der Guitarre.

— Signorina! Dies ist die Stimme des Rodrigo Manfredoni! flüsterte Beatrice, indem sie einen prüfenden Blick auf ihre junge Gebieterin warf.

— Rodrigo Manfredoni! wiederholte das Fräulein, welche ihre Verlegenheit nicht verbergen konnte.

— Sie erröthen, Signorina, entgegnete Beatrice; Sie erröthen ..... Ach, ich begreife jetzt, warum Sie mich noch so eben über seine Familie befragten .... Ja, Rodrigo Manfredoni ist ein edler, schöner Cavalier....

Isotta erwiederte nichts; ihre reine, unschuldige Seele hatte noch nicht die Kunst gelernt, sich zu verstellen. Die Stimme des Sängers verstummte endlich, und die Gondel, welche ihn trug, entfernte sich, indem sie in ihrer geräuschlosen Fahrt die Ruhe des jungen Fräuleins mit entführte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schatzkiste des Landstreichers.

(Schluß.)

An einem trüben Februarabend erschütterte ein mit Regen untermischter Sturmwind das Haus auf dem Berge in seinen Grundfesten, und einzelne Windstöße drückten in dem einzigen Gemache, das einen Heerd hatte, die Flamme des räucherigen Torffeuers nieder, bei welchem die Familie um ihr Abendessen saß. Phades und einer seiner Schwäger waren abwesend. Die Mahlzeit bestand aus einem Napf voll warmer Ziegenmilch, einem Brodkuchen, der nur für den alten Murphy bestimmt war, und einigen Kartoffeln mit geronnener Milch. Phades kleiner Knabe drängte sich dem Großvater zwischen die Knie, und sah sehnsüchtig nach dem Kuchen hin, ohne daß Murphy davon Notiz nahm. Als das Kind sich in der Erwartung, auch etwas davon zu bekommen, getäuscht sah, kehrte es weinend zu seiner Mutter zurück, und diese warf dem egoistischen Alten nun zornige Blicke zu.

Endlich traf Phades, der seit dem Morgen abwesend gewesen war, in dem Augenblicke wieder ein, wo der alte Mur-

phy, im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, erst noch, wie er das gewohnt war, eine Flasche Whisky aus dem Schranke nahm, und einen tüchtigen Zug daraus that. Er hatte die Flasche aber kaum wieder weggestellt, als Phades hinzusprang, sie ergriff, bis auf den letzten Tropfen ausleerte, und dann wild in Stücken warf. „Das ist das Erste", rief er aus, „was ich seit diesen Morgen an Speise und Trank genieße, und wird auch wahrscheinlich auf mehrere Tage das Letzte seyn.... Es ist Alles aus mit uns! Die Zahl der Zöllner und Kellerratzen ist vermehrt worden, auch ist noch ein neues Bataillon eingetroffen, um sie zu unterstützen, und die Leute, die uns schuldig sind, machen sich dies zu Nutze, um jede Abtragung ihrer Schuld zu verweigern. Ich komme eben so leer zurück, als ich ausgegangen bin! Dazu kömmt noch, daß man, nicht zufrieden, unsere Branntweinbrennerei zerstört zu haben, auch noch einen Verhaftsbefehl gegen mich ausgestellt hat, — weil in unserer Nähe einige Hammelfelle gefunden worden sind.

„Ei, Ihr könnt ja die Wege zum Berge blockiren, wie Ihr es gegen mich gethan habt", brummte der Alte, und setzte noch grinsend hinzu: „oder ist es nun etwa nicht mehr thunlich?

— Wenn wir das gegen Euch gethan haben, fiel nun seine Schwiegertochter ein, so haben wir das auch längst wieder gut gemacht. Habt Ihr nicht den besten Platz am Heerde, und habe ich nicht meinem weinenden Kinde den einzigen Brodkuchen, der noch im Hause war entzogen, um ihn Euch zu geben? Mir däucht, Ihr habt keine Ursache, uns noch Vorwürfe zu machen.

„Ich brauche bei Euch nicht zu bleiben," erwiederte Hill Murphy ärgerlich; ich weiß schon Leute, die mich willig aufnehmen, und brauche nicht da Gastfreiheit zu suchen, wo ich nicht gern gesehen bin: morgen verlasse ich Euch mitsammt meiner Kiste!"

„„Vater, das kann Euer Ernst nicht seyn, jetzt, wo uns Eure Hülfe Noth thut"", sagte Phades aufgeregt.

„Nun, wer hat denn mir geholfen, als ich der Hülfe bedurfte?" begann der Alte wieder. Ihr nicht! Arbeitet und ergebt Euch in Geduld..... das habe ich auch gethan.

„„Wie, wir sollen warten, uns in Geduld fassen? warten, bis wir fortgejagt werden, Hungers sterben?"" rief der Sohn empört.

„Nun, ich will es freilich nicht abwarten, und eben deßhalb vorher weggehn," antwortete der Alte, und setzte noch hinzu: „ich denke schon weit von dannen zu seyn, wenn sie uns hier aussetzen wollen."

In dieser Antwort lag eine so grausame Ironie, daß Phades einen fürchterlichen Fluch ausstieß. Sein Vater kehrte sich aber nicht daran, und wiederholte:

„Ja, ja, morgen, noch eh' der Tag anbricht, gehe ich. Der Pächter in der Ebene wird sich freuen, wenn er mich wieder sieht; ich werde bei ihm frisches Brod und Milch mit Zucker haben; ich bin ein Narr gewesen, daß ich von den braven Leuten weggegangen bin; aber sie sollen mich wieder haben.

— Ihr habt das Beste, was wir hatten, gegessen und getrunken, rief nun seine Schwiegertochter entrüstet aus; es hat Euch an nichts gefehlt, und....

„„Ruhig, ruhig!"" unterbrach sie Phades.

— Nein, ich will nicht mehr ruhig seyn, rief seine Frau stolz aus, wenn er Geld hat, so soll er uns davon abgeben, sonst....

„Sonst wollt Ihr mir an die Kehle, wolltet Ihr wohl sagen?

„„Nun, man hat wohl schon Wahrheiten mit lachendem Munde gesagt,"" schrie der Sohn wild auf, als er sah, daß Verstellung nichts mehr nütze, und setzte hinzu: „„Ihr denkt an Niemand als an Euch selber, und seyd dabei ein Geizhals; jetzt sollt Ihr aber Eure Zeche zahlen, und ich will sehen, was da in Eurer Kiste ist.... Ich will es, hört Ihr?"" ....

Der Alte warf sich über seinen Schatz hin, entschlossen, ihn zu vertheidigen.

— Jetzt oder nie! rief Phades Frau da ihrem Manne zu.

„Meine Lebenszeit ist ja nicht lange mehr, und Ihr werdet Euch Strafe zuziehn, wenn Ihr gegen mich Gewalt braucht," mahnte Hill Murphy. Aber Phades entgegnete:

„„Kann es wohl eine härtere Strafe geben, als die, einen solchen Vater zu haben?"" und suchte dann, durch den Blick seiner Frau dazu aufgereizt, den Alten von der Kiste, an die er sich anklammerte, loszureißen; dieß gelang ihm indeß erst da, als sein Schwager demselben mit einer Hacke auf den Kopf schlug, daß er blutend zu Boden stürzte.

Die Kiste wurde nun mit demselben Instrumente erbrochen, da man den Schlüssel dazu nicht habhaft geworden war. Phades Frau leuchtete hinein, und da fand man statt des gehofften Schatzes — einen mit Lumpen zugedeckten Steinhaufen!

Da folgten dem Ausrufe: „so hat uns der alte Spitzbube denn betrogen!" die gräßlichsten Flüche. Der Alte, der sich inzwischen von der Betäubung des Schlages wieder etwas erholt hatte, richtete sich jetzt mit dem einen Arme ein wenig auf, und indem er mit dem andern nach der Kiste hinwies, schien er noch höhnend sagen zu wollen: o Ihr Dummköpfe! aber er konnte statt dessen nur noch das Wort Fluch herausbringen, wonach er todt hintenüber fiel.

Phades und sein Schwager scharrten die Leiche in einer Grube ein, die sie mit Steinen bedeckten; als aber wenige Tage darnach die ganze Familie aufgehoben und dabei Nachsuchungen angestellt wurden, wurde auch die Leiche entdeckt. Um selber frei auszugehn, gab Phades Schwager diesen als den Mörder seines Vaters an, während die Verletzung an Hill Murphy's Körper allein keinen Mord constatirt haben würde.

Frankfurt.

Oper und Museum.

Vom 1. Januar an sahen wir folgende Opern auf unsrer Bühne: die Puritaner, Figaro's Hochzeit, Othello, Belisar, Faust, Norma, Montecchi und Capuleti, und Richard Löwenherz. Gäste waren: Herr Klein, Madame Marquard-Segatta, vom Breslauer Theater, und Fräulein Sabine Heinefetter. Die Stimme des Herrn Klein, von jeher schön und voll, hat sich wohl conservirt. Ueber Vortrag und Spiel wollen wir den Mantel der Liebe decken. Er sang den Mohren und den Sever. War Fräulein Heinefetter als Norma vorzüglich, so blieb als Romeo in der That nichts zu wünschen übrig. Eine unversiegende Kraft in den organischen Mitteln durch kunstgerechten Vortrag und poetische Auffassung des Charakters hervorgehoben, Leidenschaft und Feuer ohne Uebertreibung, eine edle Gestalt, durch ideales Costume in das schönste Licht gestellt, die kühne Stirne und stolze Haltung, das durch eine Perlenreihe schöner Zähne verführerische Lächeln, Alles vereinigte sich, über das ganze Bild ein Ebenmaß von Anmuth und Ritterlichkeit zu gießen. Die Sängerin, auf unserm Theater emporgeblühet, wurde von einem zahlreichen Publikum freudig begrüßt, und öfter gerufen. Ueberhaupt war diese Vorstellung eine der gelungensten seit längerer Zeit, wozu die musterhafte Leistung unserer Capitain, als Julie, die ihrem Romeo würdig zur Seite stand, das ihrige beitrug. Sie theilte mit ihm die Ehre des Abends. Madame Marquard-Segatta, die eine recht schätzens-

werthe Schule hat, und vorzüglich rein singt, besitzt den Fond der Stimme und die Ausdauer nicht, um in Parthieen, wie die der Antonina und Kunigunde, Glück machen zu können. — Die Virtuosen-Geschwister Milanollo machten das Dutzend ihrer Concerte voll. Das zwölfte, von dem Instrumental-Vereine des Herrn Aloys Schmitt unterstützt, war zum Besten der hiesigen Armen. Es will viel sagen, das Interesse eines übersättigten Publikums in zwölf Concerten rege zu erhalten. Ich habe mich über die phänomenartige Erscheinung dieser Kinder bereits ausgesprochen. Der kleinen Maria fehlen zur Sylphe nur die Flügel. Sie spielt sich in den Tag hinein zur Virtuosin, wie andere in den Tag hinein leben. Teresa aber, wenn diese mit ihren schwärmerischen, forschenden Blicken emporschaut, woraus jene wehmüthige Freundlichkeit spricht, womit der phantasiereiche Dichter so gerne seine erste Liebe schmückt, mahnt uns unwillkührlich an Göthe's Mignon. — In den beiden Museen hörten wir als Novitäten Dr. Robert Schumann's große Symphonie — die ihrer originellen Erfindung und ihrer frappanten Modulationen mehr als ihrer neuen Melodieen wegen ansprach. Eine der merkwürdigeren Erzeugnisse neuerer Zeit in der Form sowohl wie in der gründlichen Arbeit, Spohr's historische Symphonie, ist in des Meisters eigenthümlicher ernster und etwas grübelnder Weise geschrieben. Spohr gefällt sich nun einmal, in seinen Werken bestimmte Beziehungen anzuknüpfen; das beweisen seine „Weihe der Töne", „Sonst und Jetzt" und sein neuestes: „Irdisches und Göttliches im Menschenleben". Er wählt für seine Beschaulichkeit nur inhaltschwere Stoffe, und lös't dieselben, was das harmonische Princip betrifft, gewiß stets mit Meisterhand. Der erste Satz dieser Symphonie soll uns in die Zeit Händel's und Bach's versetzen, und diese Imitation gelang vollkommen seinem hohen und philosophischen Ernste. Für das Eingehen in den Geist der Mozart'schen, Beethoven'schen und namentlich der jetzigen Periode, d. h. die mit der großen Trommel, müßten in Spohr's Fantasie regere und buntere Geister walten. Spohr müßte mehr aus sich heraus treten können, müßte weniger Spohr seyn, um nur auf Augenblicke Halevy, Donizetti u. s. w. scheinen zu können. Wäre eine klassische Mischung beider Principien möglich; das Problem einer vollendet dramatischen Musik, d. h. einer Musik, worin sich gründliche Zeichnung mit reicher Färbung und Character-Wahrheit vereinigen, — wäre gelöst. Wollte z. B. Spohr im letzten Satze so sehr sich selbst verläugnen, um den Mißbrauch der heutigen Musik zu schildern, so dürfte schon die Hauptfigur dieses Satzes, nicht Aehnlichkeit mit der Hauptfigur seiner Ouverture aus dem Berggeist haben. Jedenfalls muß der Genuß des Studiums dieser didactischen Symphonie ein belehrender und geistiger seyn, wenn auch der Effekt nicht für die Masse der Zuhörer ist. — An Liedern, worin wieder Pischek und Fräulein Capitain hervorragten, und an Instrumental-Vorträgen war auch diesesmal kein Mangel. ***

Vergangenen Montag, den 23. Januar, wurde zum Benefiz der Fräulein Capitain die große heroische Oper „der Cid" gegeben. Der Text nach Herder von Carl Gollmick, zeichnet sich vor vielen andern Libretti durch geschickte und effektvolle Behandlung des Gegenstandes aus und bekundet das Talent des Dichters auf eine ehrende Weise. Die Musik, von Heinrich Neeb, ist melodiös, nicht schwülstig, und hat viel interessante Nummern. Ein ausführliches Urtheil nächstens; für heute nur so viel, daß die Oper, vortrefflich besetzt, allgemeine Theilnahme erregte, und hoffen läßt, daß sie sich auf unserem Repertoire erhalten werde. Fräulein Capitain (Ximene), Herr Chrudimsky (Cid) und der Componist wurden gerufen.

Tablette.

*** Unter der Ueberschrift: Old Mortality, (alte Sterblichkeit) gibt der Inverness Courier folgende drollige Notiz: „Die einzige Beschäftigung des alten Mannes bestand darin, daß er, auf seinem alten Schimmel-Pony, im Lande umher ritt, um die Grabsteine seiner Kunden in Ordnung zu erhalten; dies betrieb er bis er einst todt am Wege gefunden wurde. Seine Familie hat indeß einen merkwürdigen Glückswechsel erlebt. Einer seiner Söhne ging nach Amerika, ließ sich zu Baltimore nieder, und erwarb dort ein großes Vermögen. Der Sohn von diesem heirathete eine junge Amerikanerin; diese überlebte ihn und wurde hernach die Gemahlin des Marquis von Wellesley." Seine Tochter hatte Hieronymus Bonaparte geheirathet, welche Ehe bekanntlich nachdem wieder aufgelöset wurde, und wonach sie sich neuerdings mit dem Herrn Serrurier, französischen Consul zu Baltimore, verheirathete. Was würde „Old Mortality" wohl gesagt haben, wenn es ihm, als er sich noch unter den beschädigten Leichensteinen in Schottland umher trieb, geahnt hätte, daß die Wittwe seines Enkels eine englische Marquise, Schwägerin des Herzogs von Wellington, und seine Enkelin Königin von Westphalen, Schwägerin Napoleon's werden sollte!

Logogryph.

Vergeblich wird der Künstler auf den wohlverdienten Beifall hoffen
Vor jenem Richterstuhl, der uns vereint,
Und, trotz des Carnevals, sind stets getäuscht die lebensfrohen Narren,
Die je uns zu beschwichtigen gemeint.
Die Melodie, so unser voller Chor mit Freuden pflegt zu singen,
Hat selten noch die Sterblichen entzückt,
Und wenn auch unsre scharf gespitzten Dornen manchmal Rosen bringen,
So ist's ein Weiser nur, der solche pflückt.
Doch, unsres Haupts beraubt, sind wir so hoch gefürstet und erhaben,
Daß Menschenhaß nicht unsre Bahnen hemmt,
Und freiheitsdurst'ge Jünglinge, wie zwanggewöhnte alte Knaben
Als Erdenwürmer unsrer Nähe fremd.
Den Mächtigen ist unser Stamm durch Helm und Wappen nur verbunden,
Und stolz verwalten wir das Ehrenamt,
Wenn auch schon längst im Lauf der Zeiten jene Zaubermacht entschwunden,
Die Helden einst zum Siegeskampf' entflammt.

Auflösung des Homonyme in Nro. 28.
Schoppen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. Januar. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen von R. Benedix.

Sonntag, den 29. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Cid, große Oper in 3 Abth. von C. Gollmick. Musik von H. Neeb.

Montag, den 30. Januar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 30. 30. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Rhein.

Von

Frank von Steinach.

Der alte Gotthard jauchzt; des Greises Locken flammen
Von Schnee und Eis im Morgenglühn der Sonne;
Sein Herzblut rauscht und rollt durch alle Adern, —
Da sieh', da bricht in jugendlicher Wonne
Der Rhein aus hohen Felsenquadern,
Genähret von der Milch der Gletscher-Ammen.

Und unaufhaltsam fließet mit Verlangen
Der reiche Born aus ihren Mutterbrüsten,
Gewürzet von den Alpenkräuterdüften.
Und weiter springt der Knabe, voll Gelüsten,
Von Fels zu Thal, auf grüne Triften, —
Ihm fächeln Maienlüfte Stirn' und Wangen.

Traumse.ig nicken ihren Gruß die Tannen;
Aus Wolkenbüschen lacht die Sonnenrose;
Die Heerden läuten zum Empfang die Glocken.
Jungfräulich lugen aus dem zarten Moose
Zu netzen ihre Balsamlocken,
Die Blumen alle, so ihn lieb gewannen.

Ein junger Hirte treibt im Wellentanze
Er seine Lämmer von der Alme nieder,
Willkomm'ner Gast den friedlich-stillen Thalen.
Demanten blitzt sein Stab; wie Goldgefieder
Die Ringelhaare um ihn strahlen,
Von Bändern bunt umwallt im hellen Glanze.

Das Echo schallt und hallt von Hald' zu Halde
Vom Alpenruf der Hörner und Schalmeien,
Die Berge donnern ihre Abschiedsgrüße.
Der Senne schickt in weichen Melodeien
Der Sennin seiner Sehnsucht Küsse, —
Des Siedlers Glöcklein klingt Gebet vom Walde.

Und leiser lauscht der Rhein den frommen Klängen,
Der Wehmuth Flötenton vom Hirtendache.
Und möchte nicht vom Heimathlande wallen.
Er hört des Herzens heime, stille Sprache,
Der Einfalt treue Stimmen lallen,
Und Welle sieht an Welle man sich drängen.

So zieht der Schweizerjüngling durch die Bühle
Der Hirtenheimath, fremd der lieben Wahnung;
Und weiter treibt's ihn fort in süßem Wehe.
Da braust er, horch! voll unbekannter Ahnung
Im kühnen Sturz von steiler Höhe,
Und donnernd schallt das Wellenkampfgewühle.

Wild schäumt und bäumt die Fluth in Wirbelbogen,
Vom heißen Strudelbett empor getragen,
Um Felsenrippen rollend und zerschellend.
Nichts hält ihn mehr zurück, sich Bahn zu schlagen;
Mit stolzer Brust, von Freiheit schwellend,
Eilt er hinab auf den geschnellten Wogen.

An Deutschland's Marke ist er vorgedrungen;
Das biedre Volk erwecket sein Vertrauen,
So schlicht und stark und wahr und unbefangen;
Das goldne Haar; das Himmelaug' der Frauen
Voll Reiz; — und Töne auch erklangen
Noch nie gehört: das Lied der Nibelungen.

Die Gaue schaut er und die Kaiserstädte,
Voll Majestät und Kraft im ew'gen Ruhme,
Mit ihren Kuppeln hoch im Wolkenstrome;
Um graue Burgen aus dem Alterthume,
Wie zum Gebet am Felsendome
Gereiht die Rebennymphen Kett' an Kette.

Er hört die Sagen aus der Sänger Munde,
Hervorgetaucht aus des Gemüthes Bronnen,
Zum Klang des Bariton voll Kraft und Milde.
Und wo er weilt, entsprießen neue Wonnen,
Und Frohsinn herrscht bei Pflug und Gilde,
Und Becherklang erschallt in weiter Runde.

Und reich und stattlich wogt er durch die Lande;
Zu seinem Dienst erscheinen die Genossen,
Und folgen ihm als ihrem Herrn und Meister.
Auf seinen kleinen weißen Wasserrossen
Geleiten ihn die friedlich-guten Geister, —
Der Nixen Sang ertönt vom Uferrande.

Und Liebe sinnt den wundersamen Tönen,
Die weich und bange durch die Seele gleiten,
Ein Klanggebild von „Scheiden — Meiden“ dichten.
Die Lurlei greift melodisch in die Saiten,
Und lockt an ihre Felsenschichten
Den Schiffer durch die Zaubermacht des Schönen.

Des Berges Pagen, seine Gnomen, wachen,
Wo himmelan die „sieben Berge“ ragen,
Um seiner Zelte königliche Gruppe.
Dort haben sie ein Wunderschloß geschlagen
Von seltner Art auf steiler Kuppe,
Da rauscht die Sage nieder von dem Drachen.

O Rhein, o Rhein! doch seh' ich dich enteilen
Und flieh'n die Reize göttlicher Gestalten,
Wo Paradiese froh dich noch umfangen!
Du eilst hinab, die Stirn' voll düstrer Falten,
Den grünen Mantel umgehangen, —
Ein armer, schwacher Greis auf wenig Meilen.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Sein Hauch ist frostig; graue Nebel spinnen;
Den müden Waller schüttelt Mißbehagen;
Doch folgt das Alter gern den eignen Grillen.
In dürre Steppen hat er sich geschlagen,
Und seht, die Sand-Vamppre schwillen
Von seinem Blut, — — sein Leben muß zerrinnen.

Jsotta Grimani.

Von der Gräfin von Blessington.

(Fortsetzung.)

II.

Rodrigo Manfredoni war der einzige Sprößling einer der edelsten Familien der Republik; doch entsprachen, wie wir gesehen haben, seine Vermögensumstände nicht im Geringsten seiner hohen Geburt. Durch die Verschwendung seines Vaters in die tiefste Armuth versetzt, war er genöthigt, die Ruine eines Palais zu bewohnen, wo sich Alles vereinigte, um ihn die Bitterkeit seines Geschickes desto lebhafter fühlen zu lassen, indem ihn seine Umgebungen beständig an den alten Glanz seiner Familie erinnerten. Das Unglück hatte ihn, der von Natur stolz war, nur noch stolzer gemacht, und er hatte sich durch diese Eigenschaft seines Charakters viele geheime, und darum gefährliche Feinde zugezogen.

— Er ist stolz wie Luzifer! sagten seine zahlreichen Verläumder.

— Aber schön wie ein Engel! fügte manche schöne Frau mit leiser Stimme bei.

— Obgleich er noch in der Blüthe des Lebens stand, so führte er ein eingezogenes, regelmäßiges Leben, gleich einem Mönche. Fast all' seine Zeit unter den bestäubten Bänden seiner Bibliothek verlebend, um beim Studium die Kränkungen zu vergessen, welche ihm die Arroganz und Gefühllosigkeit glücklicherer junger Edelleute zufügte, ging er nur am Abende aus und man bekam ihn selten in Gesellschaften zu sehen; auch hatten ihn nur die dringendsten Bitten des Grafen Grimani bewogen, bei einem Feste zu erscheinen, welches den ganzen venetianischen Adel versammelte. Doch hatte seine strenge, abgeschlossene Lebensart das Feuer einer leidenschaftlichen Seele nicht zu ersticken vermocht, und Rodrigo hatte, obgleich er die Frauen floh, doch einen entschiedenen Hang zu dem schönen Geschlechte.

Jeden Abend fuhr die Gondel Rodrigo's unter den Balkon seiner Geliebten; jeden Abend sang der Jüngling seine Lieder, welche in der Folge in Venedig volksthümlich wurden. Es vergingen indeß mehrere Tage, bis Jsotta die Jalousie ihres Fensters öffnete; die Stimme des Sängers aber war so bittend gewesen, daß sich die junge Schöne endlich bewegen ließ. Sie kannte wohl Manfredoni nur von Ansehen, doch war sie sechzehn Jahre alt, ein Alter, wo die Seele sich der Liebe zu erschließen beginnt und der Mangel an Erfahrung noch nichts Arges in ihr finden läßt. Jsotta zog also die Jalousieläden auf, um dem Gesange ihres Geliebten zu lauschen, und Rodrigo sah im Augenblicke, da er sich entfernen wollte, einen Blumenstrauß in seine Barke fallen. In der Trunkenheit seines Entzückens wagte er, Beatrice zu bitten, seiner Geliebten einen Brief zuzustellen, worin er ihr seine Liebe erklärte, und die Amme, welche ihn als ein Kind auf ihren Knieen gehalten, vermochte nicht, seinen Bitten zu widerstehen. So gestaltete sich ein geheimer Briefwechsel, und es verging von nun an nicht ein Tag, ohne daß das junge Paar sich nicht wechselseitig schriftlich heiße Liebe geschworen hätte.

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß Jsotta's Hand dem Grafen Barbarigo, einem jungen Patrizier zugesagt worden, der wohl unermeßlich reich war, aber einen heftigen, gewaltthätigen Charakter hatte: er war ganz das Gegentheil des edlen Manfredoni. Grimani bestätigte nur zu bald jenes Gerücht, indem er seiner Tochter ankündigte, daß ihr nur einige Tage blieben, um sich zur Heirath vorzubereiten.

Jsotta besaß noch ganz die Harmlosigkeit der Unschuld: sie glaubte an das Glück, weil sie noch nicht begriff, daß man daran denken könnte, es ihr zu rauben. Nun plötzlich aus ihrem süßen Traume aufgeschreckt, ihrer theuersten Hoffnungen beraubt, war sie nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm. Nachdem Grimani sie in den Händen der treuen Amme gelassen, entfernte er sich, ohne die wahre Ursache der heftigen Gemüthsbewegung zu ahnen, welche er lediglich jungfräulicher Schüchternheit und Bestürzung zuschrieb. Das trostlose Fräulein schüttete ihren Kummer in den Busen der Amme, und es erwarteten Beide mit Ungeduld den nächtlichen Besuch Manfredoni's, um sich mit ihm über die Maßregeln zu berathen, welche man ergreifen sollte.

Zur bestimmten Stunde hielt die Gondel unter dem Balkon. Seitdem sich Rodrigo geliebt wußte, sang er nicht mehr, um seine Ankunft anzuzeigen; er befürchtete, durch Gesang sein Geheimniß zu verrathen; Jsotta warf ihm aber immer das Bouquet zu, welches sie während des Tages getragen. An diesem Abende befestigte das Fräulein an die Blumen, die sie ihm zuwarf, einen Brief, worin sie ihm den Plan ihres Vaters mittheilte. Der arme Liebhaber dachte nicht, daß das Billet, das zweite, welches er an diesem Tage empfing, etwas Anderes enthalten könnte, als neue Liebesbetheuerungen, und er bezeigte seine Freude hierüber, indem er den Saiten seiner Guitarre frohe, rauschende Accorde entlockte. Diese Accorde bildeten zu den Gefühlen, von welchen das Fräulein im Augenblick bewegt war, und die bald das Herz Rodrigo's zerreißen sollten, einen so schreienden Kontrast, daß sie bitter zu weinen anfing.

Des andern Tags begab sich die Amme in aller Frühe in den Palast Manfredoni's. Nicht ohne Schmerz sah sie die verfallenen Gemächer, die verblichenen Tapeten wieder, traurige Trümmer einer Herrlichkeit, eines Glanzes, welche sie noch erlebt hatte. Außerdem war der Anblick nicht sehr geeignet, sie zu ermuntern hinsichtlich der Zukunft, die ihre junge Gebieterin zu erwarten hatte, welcher der hochfahrende, stolze Charakter des Grafen Grimani keine andere Wahl ließ, als entweder sich der väterlichen Autorität zu entziehen, und den Mann, welcher ihr Herz gewonnen, zu heirathen, ohne alle Mitgift, oder das Herz dieses Liebhabers und das Ihrige zu zerreißen, indem sie sich in den Willen ihres Vaters fügte, um Mangel und Elend zu entgehen.

Beatrice glich übrigens Allen ihres Geschlechts: das Wort „Liebe" genügte schon, um ihr alle Täuschungen der Jugend zurückzuführen, und sie zeigte sich, der düstern Niedergeschlagenheit Manfredoni's gegenüber, nicht minder scharfsinnig, Gründe zur Hoffnung aufzufinden, als Isotta nur selbst hätte seyn können.

— Signor, sagte sie, geben Sie die Hoffnung keineswegs auf. Hat doch ihr Vater so viel Liebe und Zärtlichkeit für sie! Vielleicht willigt er ein....

— Die reiche Erbin seines Vermögens einem verarmten Edelmanne zur Ehe zu geben? Nie, nie wird er das, Beatrice! rief der junge Mann mit einer von Thränen erstickten Stimme. Thörichter, der ich war! Was sage ich? Es war mehr als Thorheit ... auf ihr so glückliches und ruhiges Daseyn den Fluch herabziehen zu wollen, welcher mich immer verfolgt hat; o dieß war ein verbrecherisches Beginnen! aber mein Herz hatte den Verstand besiegt. Ich vergaß Alles, um nur noch des Glückes zu gedenken, ein so reizendes Wesen zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Ach, warum brachte diese Ruine meines Stammhauses nicht mich Trunkenen schnell zur Besinnung? Werfe doch nur einen Blick auf diese Wände, welchen das Elend sein Siegel aufgedrückt hat, und sage, der du sie liebst, ob ich sie noch an mein trauriges Loos fesseln kann, ohne die Verwünschung aller Redlichen auf mich zu laden. An alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens gewöhnt, die Entbehrungen, welche die Armuth auferlegt, nicht einmal dem Namen nach kennend, würde sie in dieser Ruine, in diesem Gefängniß nicht eben so wenig an ihrem Platze seyn, als es diese Blumen sind, das letzte Geschenk ihrer Liebe?

Bei den letzten Worten zeigte er auf den Strauß, welchen er von Isotta erhalten. Er hatte ihn in eine Vase aus Felsenkrystall gestellt, die mit Edelsteinen besetzt war und in der That zu den erbärmlichen Möbeln des Zimmers, in welchem sie sich befand, einen auffallenden Kontrast bildete.

— Wie sprechen Sie so sonderbar, Signor! rief die Amme. Entfernen Sie aus Ihrer Seele solche düsteren Vorstellungen. Es ist zu spät, um rückwärts zu schauen; jetzt, da ihr Herz nur für Sie schlägt, würde sie, ohne Sie, unglücklicher seyn in dem Palast des Dogen, als ...

— Als im tiefsten Elende mit mir! unterbrach Manfredoni. O, meine edle, unglückliche Isotta!

Beatrice hatte die in Thränen gesehen, welche sie an ihrer Brust gesäugt; dies war hinreichend, um sie die von Grimani beschlossene Verbindung nicht passend finden zu lassen. Von der fast mütterlichen Zärtlichkeit, welche sie für ihre junge Gebieterin fühlte, verblendet, gedachte sie nicht mehr der Pflichten einer Tochter gegen den Urheber ihrer Tage, nicht mehr an die Folgen einer geheimer Verbindung, an den Zorn eines Grafen, der in dem, was er für sein heiligstes Recht ansah, gekränkt ward.

— Aber, rief sie, indem sie die Hände zum Himmel erhob, man will sie einem Menschen überliefern, welchen sie verabscheut, und der Gram wird sie tödten, das arme Kind! Das wird er gewiß. Signor, dafür kenne ich sie. Sollten Sie, den sie liebt, der ihre einzige Hoffnung, sollten Sie sie ein Opfer des Adelsstolzes werden lassen? Wohl mag sie es erst versuchen, den Grafen auf andere Gesinnungen zu bringen; wenn er aber hartnäckig darauf besteht, sie der Verzweiflung zu überliefern, dann müssen Sie das Fräulein derselben entreißen, indem Sie sich ins Geheim mit ihr trauen lassen! O, versprechen Sie mir es, Signor; ich beschwöre Sie .... denn am Ende hat ein Vater ja doch nicht das Recht, der Henker seines Kindes zu werden.

— Du vergissest, begann Manfredoni wieder mit dumpfer Stimme, Du vergissest, daß ich arm bin, und daß mich Grimani mehr für den Räuber seines Vermögens ansehen würde, als für den leidenschaftlichen Liebhaber seiner Tochter.

— Sie kümmern sich also mehr um die Meinung des Vaters, als um das Glück des Kindes?...

Trotz seines Stolzes ließ Manfredoni sich bald von der Macht der Liebe, welche er für Isotta fühlte, hinreißen. Die Verzweiflung, welche sich in Isotta's Briefen aussprach, ließen ihn am Ende über sein Zögern fast erröthen. Nichts hatte die Hingebung des Fräuleins zu schwächen vermocht; er glaubte, nicht mehr, ohne feig zu scheinen, sich um das Urtheil der Welt kümmern zu können und so gewissermaßen seine Liebe zu verläugnen, auf die Gefahr hin, eines niedrigen Eigennutzes beschuldigt zu werden. Dann zweifelte Isotta auch nicht, bald die Verzeihung ihres Vaters zu erhalten.

Man kam demnach überein, daß sie in der kommenden Nacht sich in die Kleider einer der Nichten der Amme werfen solle, um so heimlich aus dem Palast zu entkommen in Begleitung Beatricens, und daß sie, mit Manfredoni in einer benachbarten Straße zusammentreffend, die priesterliche Einsegnung von den Händen eines Geistlichen empfangen sollte, dessen man sich im Voraus versichert hatte.

An dem Morgen des zur Ausführung bestimmten Tages stellte Grimani seiner Tochter den Grafen Barbarigo als ihren zukünftigen Gemahl vor, und entfernte sich unmittelbar darauf, um ihnen mehr Freiheit zu lassen. Wie steigerte sich nicht der Widerwille Isotta's gegen den Mann, welchen man ihr aufdringen wollte, als sie in ihm Denjenigen erkannte, welcher sich so spöttisch und verächtlich über die Armuth Manfredoni's geäußert hatte, an jenem Abend, da sie ihn das erste Mal zu Gesicht bekommen .... Im Anfang gestatteten ihr ihre Verlegenheit und Schüchternheit kaum, auf die Artigkeiten Barbarigos etwas zu erwiedern; nachdem Letzterer aber lange von dem Glücke gesprochen, welches Beiden eine so passende, glückliche Verbindung gewähren würde, ergriff der anmaßende Patrizier die Hand des Fräuleins und war schon im Begriff, sie an seine Lippen zu führen, als Isotta ihre Hand heftig zurückzog, indem sie ihm erklärte, daß sie nie und nimmer die Seinige werde.

Barbarigo zeigte nicht weniger Entrüstung als Staunen, und fragte fast im Tone der Unverschämtheit, ob er nicht ihr Verschmähen dem Vorzug zuzuschreiben habe, welchen sie einem andern Anbeter schenke. Isotta erwiederte stolz, daß sie sich hinreichend erklärt zu haben glaube, indem sie seine Ansprüche zurückgewiesen; alsdann entfernte sie sich mit der ernsten, gemessenen Haltung einer Matrone. (Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ (Demoiselle Rachel.) Einer ihrer eifrigsten Verehrer sagte ihr eines Tages, daß er nur für zwei Personen der neuern Zeit wahrhaft begeistert sey, nämlich für Napoleon und Rachel. Die geistreiche Schauspielerin nahm dies überschwengliche Compliment scherzhaft auf und erwiederte, daß sie allerdings eine Aehnlichkeit mit Napoleon habe, indem sie sich aus einer sehr beschränkten Lage zum vielbeneideten Glück einer Theaterprinzessin aufgeschwungen habe. Hierauf aber ward sie ernst und zeichnete mit ein paar Strichen ihr ganzes Leben. Die einzelnen Umstände desselben sind zwar schon bekannt genug, aber sie dürften doch einiges Interesse haben, insofern dieselben unmittelbar aus ihrem Munde herrühren. „Ich erinnere mich", sagte sie, „daß ich als kleines Kind aus allen Flecken und Läppchen Puppen machte, um mit ihnen Komödie zu spielen. Kaum zwölf Jahre alt, mußte ich die Wirthschaft meiner Eltern führen. Wir wohnten im sechsten Stock eines schmutzigen Hauses in einer engen Gasse. Wenn

meine Mutter, die den Tag über in der Stadt und der Umgegend Handel trieb, nach Hause kam, und die Küche nicht gemacht fand, so mußte ich es büßen. Die dicken Holzschuhe, die ich trug, drückten meine nackten Füße wund, aber dabei mußte ich mehrere Male täglich an die Seine laufen, und das Wasser die sechs Stiegen hinaufschleppen. Als ich fünfzehn Jahr alt war, ward ich endlich, nachdem ich manche schlaflose Nacht zugebracht hatte, auf der Bühne des Gymnase dramatique zugelassen und — ausgepfiffen. Ich wollte im Lustspiel auftreten, und war selbst eine Trauergestalt, bleich, hager, und von Hunger abgezehrt. Während ich spielte stand mein Vater hinter den Koulissen und empfing mich mit Schlägen, wenn ich statt Beifallsklatschen nur Zischen erregte. Endlich hatte ich das Glück, den trefflichen Samson kennen zu lernen. Derselbe nahm sich meiner an, gab mir förmlichen Unterricht, eröffnete mir, als er mich reif glaubte, das Théâtre français et voilà comment je suis parvenue. (Abendztg.)

*** (Lappländische Natursänger.) Der Lappe äussert nur, wenn er berauscht ist, seine Freude in Tönen. Dieser Gesang wird goiken genannt, und sofern man mit diesem ziemlich unangenehm klingenden Worte einen Begriff verbinden kann, paßt es nicht übel zur Sache. Wenn der genossene Branntwein zu wirken anfängt, setzen sich die Lappen mit untergeschlagenen Füßen im Kreise an die Erde, nicken mit den Köpfen gegen einander und stoßen unartikulirte Laute aus, die mehr einem thierischen Geschrei, als einem Gesang ähnlich sind und ohne Veränderung innerhalb einer Quarte oder höchstens einer Quinte sich bewegen. Sie haben so wenig Sinn für Harmonie, daß von sechs bis acht Geikern nicht zwei in einem Tone zu singen suchen: Jeder singt in seiner Tonart, die entweder über oder unter der der Anderen liegt. Diese Laute aufs Papier zu bringen, ist absolut unmöglich; denn es gibt keine Noten für selbige; indessen kommen sie dem Bellen eines heiseren Spürhundes, der anschlägt, am nächsten. (Blom's Norwegen.)

*** „Der Jäger" berichtet uns in einem seiner jüngsten Blätter (Nr. 48): In dem Parke zu T*** wurden unlängst Bäume gefällt; unter andern ein sehr hoher, in dessen Gipfel sich ein Eichhornnest befand. Das Geschäft ging sehr lärmend vor sich, aber das weibliche Eichhorn machte keinen Versuch, seine frischgeworfenen Jungen zu verlassen, sondern blieb ruhig bei ihnen im Neste. Als der Baum stürzte, wurde es aus dem Neste geschleudert, doch nicht verletzt, und sofort mit den Jungen in einen Käfig gesperrt. Es säugte sie eine Zeit lang, fraß aber durchaus nichts; die Liebe zu seinen Jungen äußerte sich indeß bis zum letzten Augenblicke, und es starb unter der Bemühung, ihnen so viel Nahrung zu verschaffen, als es im Stande war.

*** Ein Engländer hat ein Werk geschrieben: „Whist; its History and Practice. By an Amateur. Illustraded by Kenny Meadows", in welchem sich eine außerordentliche Belesenheit über den behandelten Gegenstand offenbart. „Die Jugend des Whist", sagt der Verf. unter Anderem, „ist wie die Jugend Shakespeare's in Dunkel gehüllt; man muß aber annehmen, daß es seine Reife allmälig erlangte, weil alle „freien Künste" auf diese Weise sich entwickeln. So viel läßt sich behaupten, daß das Whist, wie wir es kennen, erst nach Ablauf des 17. Jahrhunderts festen Grund faßte." Ueber die Entstehung des Whist führt der Verf. aus einem alten französischen Werke Folgendes an: „Es ist bekannt, daß die Pairs der drei Königreiche, nachdem sie den ganzen Tag und einen Theil der Nacht im Parlamente über Staatsangelegenheiten gesprochen hatten, „ein stummes Spiel" erfanden, um ihre müden Zungen dabei ausruhen zu lassen, und daß auf diese Weise das Whist entstand. Wahrscheinlich hat es der Sprecher des Unterhauses oder der Lordkanzler erfunden." — Bei Gelegenheit der Erwähnung der französischen Schriftsteller über das Whist führt der Verf. eine vorgeschlagene Neuerung an. Herr Deschapelles — sagt er, — schildert mit Pathos die Last, die „Anstrengung" des Kartengebens beim Whist und hofft die Zeit zu erleben, in welcher eine Maschine erfunden seyn wird, welche die Karten giebt und diesem Uebelstande abhilft; so lange dies nicht geschehen ist, empfiehlt er, einen vereidigten Kartengeber anzustellen. Auf was dieser Kartengeber beeidigt werden soll, giebt der Herr Deschapelles nicht an; wahrscheinlich aber soll er auf ein noch nicht gebrauchtes Spiel Karten schwören. (Bl. a. d. G.)

*** (Kutschen-Depot en gros.) Gustav von Heeringen führt in seinem: „Ausflug nach England" von einem großartigen Wagenmagazin in London Folgendes an: „Im Pantechnicon befindet sich eine Niederlage von Kutschen, die wohl die größte und mannigfaltigste dieser Art in der Welt seyn mag. Durch drei oder vier Etagen in immensen Sälen stehen die Fuhrwerke des Luxus vom Rollstuhl bis zum sechssitzigen Reisewagen in allen den Formen und Spielarten, die der Britte bei diesen Producten seiner Industrie vorzüglich liebt. Durch sinnreiche Maschinen werden die Carrossen in diejenigen Säle gehoben, in welche sie ihrer Classification nach gehören, und durch dieselben Einrichtungen wieder leicht und geräuschlos herabgelassen;" rc.

Räthsel.

Finster im Erleuchten,
Trocken im Befeuchten,
Frostig beim Verbrennen,
Binden durch Zertrennen;
Laufend nur im Sitzen,
Rund an allen Spitzen,
Nehmend stets im Geben,
Muthig beim Erbeben;
Hart von weichen Formen,
Winzig im Enormen,
Magerkeit bei Dicke,
Blind mit off'nem Blicke;
Lebend und begraben,
Reich, um Nichts zu haben,
Harmonie verhöhnend —
Bin ich nur versöhnend,
Wenn dem Errathenden es mag gelingen,
Wie mich, so sich beharrlich zu bezwingen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 29.

Tadler; Adler.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 29. Januar. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Cid, große Oper in 3 Abth. von C. Gollmick. Musik von H. Neeb.

Montag, den 30. Januar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 31. 31. Januar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ahl.

1.

Die Nacht war über die finstern Urwälder hereingebrochen, welche zur Zeit der ersten Ansiedlung die nördlichen Küstenstriche Amerika's bedeckten, wo jetzt Reichthum und üppige Fülle, das Gewühl des Verkehrs und Handels mit dem ganzen Gefolge des Segens und des Fluches europäischer Cultur aus der schauerlichen einsamen Wildniß erstanden ist, welche damals noch in all der erhabenen Pracht großartiger Naturscenen über jene Gegenden sich ausbreitete. An dem nördlichen Rande der Provinz Mount Hope (jetzt Rhode Island), wo in jenen Zeiten, von den Aexten der wenigen englischen Colonisten noch verschont, ein mächtiger Wald seine stolzen, dichtbelaubten Wipfel erhob, dem ausgebreiteten Indianerstamm der Wampanoags Aufenthalt und Schutz gewährend, waren in dem tiefen Dunkel, welches die hereinbrechende Nacht über das undurchdringliche Dickicht ausgoß, die Aeltesten dieses Stammes zu einer Berathung mit ihrem Häuptlinge zusammengekommen. Ein hochaufloderndes Feuer flammte empor, als dieser in ihre Mitte getreten war, und beleuchtete mit seinem krassen Scheine, der malerisch mit der ringsum gelagerten dicken Finsterniß contrastirte, die schweigend im Kreise gelagerte Gruppe. Der Häuptling Metamocet, oder wie ihn die Engländer nannten, König Philipp, stand seinem Range gemäß zunächst am Feuer, außerdem nur durch sein mit silbernen Tressen besetztes Gewand und den reich verzierten Gürtel von den übrigen unterschieden, in stolzer, würdevoller Haltung. Er lehnte sich sinnend auf seinen Schild von Büffelfell und blickte von Zeit zu Zeit schweigend in der Versammlung umher; denn wenig zu reden, aber rasch und entschlossen zu handeln, selten seine Gedanken zu äußern, aber desto tiefer in Nachsinnen und Betrachtung sich zu verlieren, ist ein Grundzug im Charakter solcher einfachen Naturmenschen. Endlich begann er die Versammlung anzureden.

„Ich lag vergangene Nacht," sprach er, „einsam, schlaflos auf der Matte meiner Hütte. Der ferne Donner hallte von den Bergen zu mir herüber, und ein flammender Blitzstrahl erhellte zuweilen plötzlich das Dunkel, während die Aeste der mächtigen alten Bäume des Waldes vom Sturmwind auf- und abgebogen, ächzten und dröhnten. Da war es mir, indem ich kummervoll die Augen schloß, als sähe ich jene drei Männer unsres Stammes vor mir stehen, welche die falschen Weißen schuldlos morden ließen, und sie zeigten mit flehenden Geberden auf ihre frischen Todeswunden. Ich aber sprach zu ihnen, indeß der Angstschweiß über meine Stirn rann: was ist es, ihr Brüder, das eure Ruhe störet? Haben wir nicht sorglich euch begraben, eingehüllt in eure Matten, wie es die Gesetze unseres Stammes heischen? Haben wir euch nicht Waffen und Speisen in die Gruft gelegt und eure Leiber mit gelbem und rothem Ocker schön bemalt, eure Gräber mit Bärenfellen und Luchspelzen geschmückt? An was könntet ihr nun noch Mangel leiden, daß ihr flehend zu uns herüber kommt? Sie aber schüttelten ihre blutigen Locken und sprachen: Wehe dir, Sachem Metamocet! Unsern Mord hast du ungerächt gelassen, und unsre Mörder lässest du herrschen im Lande deiner Väter! Darauf verschwanden sie und alsbald befiel mich ein tiefer Schlaf. Ein Blitzstrahl, der fast über den Schornstein meiner Hütte niederprasselte, und das schreckliche Gebrüll des Donners über meinem Haupte weckte mich wiederum. Da sah ich meinen verstorbenen älteren Bruder vor mir stehen, der vor mir euer Sachem (Häuptling) war und richtete noch erschrockener als vorher dieselbe Frage an ihn, wie an jene Männer. Er aber antwortete: Du weißt, daß ich gleich Massasoit, unserm Vater, Freundschaft hielt mit diesen Fremdlingen, die sich in unser Land eingeschlichen haben, wie der Wurm in das Herzblatt der Pflanze, um von innen leise, aber desto sicherer den Quell des Lebens abzuschneiden, und daß ich ruhig zusah, wie sie unser Erbe verzehrten. Dennoch wollte mir ihr Groll das Leben nicht gönnen. Da ich unbewaffnet, nur von meinem kleinen Sohne begleitet, im tiefsten Dickicht des Waldes von den Beschwerden der Jagd ausruhte, überfielen sie uns und führten uns vor eine Versammlung der Aeltesten ihres Volkes, um mich, den freigeborenen König dieser Wälder, zu richten! Da durchschüttelte die Schmach, welche man meiner Herrscherwürde angethan, wie Fieberschauer mein Gebein und mein stolzes Herz brach ob der ungeheuren Kränkung, noch ehe die treulosen Weißen mein Blut vergießen konnten. Als ihr meinen Leichnam unter den Klaggesängen der Weiber zu unserer Grabstätte heimführtet, glaubtet ihr, der Gifthauch des Fiebers habe mich hingerafft; nein! ich sage dir, die entsetzliche Beleidigung unsers Todfeindes allein war es, die den Born meines Lebens so frühe versiegen hieß, und du willst der Sohn meines Vaters seyn, willst Einer Mutter Brust mit mir getrunken haben, willst Sachem unsers Stammes heißen und hast keine Rache für deines Bruders Mord? — Darauf verschwand er. Im betäubenden Schmerz über so bittere Vorwürfe sank ich in tiefes düsteres Sinnen und Brüten, als plötzlich eine zarte, bekannte Stimme an mein Ohr schlug, und als ich aufblickte, glaubte ich den Geist meiner Mutter vor mir zu sehn.... „„Mein Sohn"", sprach sie mit leiser trauriger Stimme, „„den ich mit Schmerzen geboren habe, den ich gesäugt habe und mit diesen Händen gepflegt und getragen, wie konntest du so ganz meiner vergessen? Siehe, die falschen Fremden haben meine Grabstätte beschimpft, die Felle, welche dein frommer Bruder zum Schmuck daran aufgehan-

gen, geraubt, die Blumen, die dort erblühten, niedergetreten, den stattlichen hohen Hügel der Erde gleich gemacht! Und dich kümmert es nicht, wenn fremde Räuber den Frieden der Asche deiner Mutter stören und mit ihren Händen, an denen das Blut unsers Stammes klebt, ihre Grabstätte durchwühlen?‟‟ Da sprang ich, als sie bei diesen Worten verschwand, in Schweiß gebadet, von Schmerz betäubt von meinem Lager empor und ließ sogleich Boten aussenden nach allen Richtungen, die Aeltesten unsers zerstreuten Stammes zu einem Berathungsfeuer zusammenzuberufen, und nun fordre ich euren Beistand, die Schmach, die man uns angethan, zu rächen.‟

Ein wildes Geschrei der Zustimmung und zugleich der Entrüstung hallte in der lautlosen Stille des Waldes wieder und die alten greisen Männer sprangen empor, im stürmischen Ausbruch des Zornes und der Kampflust ihre Schilde und Streitärte aneinander schlagend. Als sich die erste Aufwallung etwas gelegt hatte, gebot der Sachem mit der Hand Stillschweigen und winkte einem alten Indianer mit greisem Haupte und langem weißen Bart, zu ihm in die Mitte zu treten. Seine Kleidung war höchst seltsam und mit einer Menge ausgesucht bizarren Schmuckes überladen, während das hohe Alter, die abgemagerte Gestalt, seine eingefallenen Wangen, die großen glühenden, unstät rollenden Augen ihm zugleich etwas Ehrwürdiges und Unheimliches verliehen. Er war der Prophet des Stammes und des Häuptlings Oheim. In seiner Jugend war er stets von den heftigsten, wildesten Leidenschaften beherrscht gewesen, bis seine stolze Seele plötzlich unter der Last eines übergroßen, unerwarteten Schmerzes gebeugt wurde. Das stürmisch bewegte, jedem Eindruck doppelt empfängliche Herz des Wilden vermochte ihn nicht zu ertragen, und er war wahnsinnig geworden. Wie aber allen im Naturzustande lebenden Völkern ein Schauer der Ehrfurcht und Heiligkeit vor Geistesverwirrten eigen ist, so hatten ihn auch hier die Wampanoags bald als den Seher und Propheten ihres Stammes verehrt und seinen Aussprüchen unbedingtes Vertrauen geschenkt.

Der Häuptling redete ihn an: Ich trug dir heute Morgen auf, in das Dunkel der Zukunft zu schauen, um uns zu verkünden, was das Ende dieses blutigen Beginnens sey, über das wir hierher zu berathen gekommen sind; so sage denn, was jene finstern Mächte über uns verhängt haben.

Der Alte sah den stolzen, kühnen Häuptling, wie er in der vollen, üppigen Blüthe des kräftigen Mannesalters vor ihm stand, mit festem, fast wehmüthigem Blicke an. Dann legte er seine Rechte auf dessen Schulter: „Nicht eher,‟ sprach er in feierlichem Tone, „nicht eher sollst du, Sohn meines Bruders, ein Raub der Feinde und unser Stamm eine Beute der Vernichtung werden, bis dein Herz die Tochter des Fremdlings geliebt und an deinem Heerde beschirmt und bis deine Streitart mit dem Blute deines eigenen Stammes sich geröthet haben wird.‟ — Die ganze Versammlung brach in lauten Jubel aus, als der Alte geendet hatte; denn unter solchen Bedingungen, die nimmer in Erfüllung gehen konnten, war der Sieg mehr als gewiß.

Man erhob sich, um dem Sachem Zeit zum Aussinnen eines Angriffsplanes zu gönnen, und zugleich die nöthigen Rüstungen zu beginnen, so wie die übrigen Glieder des Stammes zusammenzuberufen. Von der letzten rothen Gluth des verglimmenden Feuers beleuchtet, nahmen die Männer unter einander Abschied, und bald hatten sie sich nach allen Seiten in die pfadlose Wildniß zerstreut.

(Fortsetzung folgt.)

Isotta Grimani.

Von der Gräfin von Blessington.

(Schluß.)

Als Grimani durch Barbarigo von dem Resultat der Unterredung Kenntniß erhalten, zeigte er sich nicht minder überrascht und entrüstet, als der junge Graf.

— Seyen Sie fest überzeugt, daß ihr irgend eine tolle Liebe im Kopfe steckt! sagte der verschmähte Freier, indem er sich in einem venetianischen Spiegel betrachtete; sonst hätte sie mir nicht eine so entschiedene Erklärung gegeben.

— Es ist unmöglich, daß sie einen Andern liebt; denn außer mir und ihrem Beichtvater hat sie keinen Menschen gesehen seit ihrem Festtage, da Sie zum Erstenmale mit ihr sprachen; aber ich werde schon den wahren Grund der unerklärlichen Weigerung herauszufinden suchen, und seyen Sie versichert, daß nichts mich von der Erfüllung meines Ihnen gegebenen Versprechens abschrecken wird.

Grimani verfügte sich sogleich zu seiner Tochter in der vollen Gluth des Zornes, welchen sie in ihm erregt hatte. Isotta zitterte an allen Gliedern beim Anblicke ihres Vaters, und als dieser sie in ernstem Tone fragte, wie sie es habe wagen können, seinem Befehle nicht zu folgen, fand sie nur mit großer Mühe den Muth, ihm ihre Abneigung gegen Barbarigo zu gestehen. Sich endlich ermannend, warf sie sich ihm zu Füßen und bekannte unter Schluchzen, daß sie bereits einen Andern liebe.

— Wie! rief Grimani außer sich, wann, wo und auf welche Weise konntest Du einen andern Mann kennen lernen und lieben? Beantworte diese meine Fragen ohne Umstände und rasch: ich gebiete Dir's.

Kaum war der Name Manfredoni den Lippen Isotta's entflohen, so kannte der Zorn des Alten keine Gränzen mehr.

— Was höre ich? Du wolltest mir also einen Bettler zum Eidam geben? Manfredoni! Manfredoni!... Nein, ich kann es noch nicht glauben..... Nähert sich sein Palast nicht immer mehr dem Einsturz und wird bald nur noch Eulen und Fledermäusen zur Wohnung dienen! Wie! Meine Tochter sollte einen Menschen heirathen, welchen seine Lumpen zum Gespötte der ganzen Stadt gemacht! Wahrlich, schon bei dem bloßen Gedanken wallt mein Blut vor Entrüstung und ich schäme mich fast, Dein Vater zu seyn. Du wirst von Deiner tollen Neigung ablassen, Isotta! Du wirst es sicher oder ich werde Deinen Starrsinn zu brechen wissen.

Sanfte Worte hätten vielleicht den Entschluß des Fräuleins wankend gemacht; aber, einem Vater gegenüber, welcher nur auf seinen Stolz hörte und entschlossen schien, die heiligsten Gefühle der Menschheit mit Füßen zu treten, wichen ihre gewöhnliche Schüchternheit und Unterwürfigkeit dem Verlangen, das Glück Manfredoni's und das ihrige gegen jeden Angriff zu schützen. Des Beschützers beraubt, welchen ihr die Natur gegeben, erschrack sie ob ihrer Ohnmacht und fühlte das Bedürfniß, durch heilige Bande den Mann an sich zu fesseln, welcher allein herzliches Mitgefühl für sie gezeigt; außerdem erschien ihr Manfredoni, verachtet und verhöhnt wegen seiner Dürftigkeit, ein Unglücklicher, welchen sie durch ihr Mitgefühl und edle Aufopferung mit seinem Geschicke wieder aussöhnen zu müssen glaubte. Als daher die zu ihrer Flucht bestimmte Stunde schlug, zauderte sie nicht, die Verkleidung anzunehmen, welche für sie bereit lag und stahl sich in derselben mit ihrer Amme aus dem Palaste. Kaum hatte sie jedoch dessen Schwelle überschritten, als sie am ganzen Leibe zitterte und wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, die Blicke auf den Ort geheftet, an welchem sie die Tage ihrer Kindheit verlebt hatte.

— Schnell, schnell! flüsterte Beatrice ängstlich, man könnte

uns überraschen, und zudem erwartet uns Signor Manfredoni.

Isotta gedachte der Verzweiflung, in welche sie ihren Liebhaber versetzen würde, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllte.

— Ja, Du hast Recht, Beatrice; er liebt mich, Rodrigo .. sagte sie, und sich auf den Arm ihrer Amme stützend, ging sie wankenden Schrittes weiter.

Nach einer Stunde war sie mit Rodrigo vermählt. Bis dahin hatten die Liebenden nur Blumen, Briefe, Blicke und einige, schüchtern gesprochene, Worte mit einander wechseln können.

— Meine Theure, sagte der junge Gatte, durch seine Rechte ermuthigt, der Himmel hat unsere Liebe geheiligt und unser Beider Geschick ist nun unzertrennlich verknüpft; Isotta, ich beschwöre Dich, erhöre endlich mein Flehen und vergönne mir, diese Nacht zu Dir zu kommen! Ich litt so viel, von Dir getrennt! Lasse mich nun einige Stunden zu Deinen Füßen weilen, damit ich die Gewißheit erlange, daß mich nicht ein süßer Traum geäfft habe.

Isotta betrachtete den Ring, welcher an ihrem Finger glänzte und sprach, indem sie ihre schönen Augen auf dem Geliebten ruhen ließ:

— Rodrigo, Du bist nun mein Herr und mein Gebieter; ich darf Dir nichts mehr verweigern: Deine Bitte sey gewährt.

Manfredoni übergab Beatricen eine Strickleiter, mit welcher er sich versehen hatte, und trug ihr auf, sie an dem Balkon zu befestigen, um sie ihm zuzuwerfen, sobald sie seine Gondel rauschen hörte, dann drückte er seine Lippen auf die Stirn seiner Frau und verschwand.

In der vergangenen Nacht, im Augenblicke, da Isotta in die Barke Manfredoni's einen Blumenstrauß fallen ließ, hatte das Rauschen einer Gondel, welche durch den Kanal fuhr, den jungen Liebhaber genöthigt, schnell von dem Palaste der Grimani wegzurudern. Obschon er einen Augenblick den Ruderschlag einer Gondel zu vernehmen glaubte, erwartete er eine geraume Zeit vergeblich, daß sie sich der seinigen nähern würde, und es war darauf plötzlich wieder still geworden, wie zuvor. Die seltsame Erscheinung hatte Rodrigo in etwas beunruhigt; er befürchtete, nicht unbemerkt unter dem Fenster seiner Geliebten angelangt zu seyn. An dem äußersten Ende des Kanals, nach welchem das Fenster Isotta's ging, hatte er abermals eine Barke wieder erscheinen sehen, und obgleich er angestrengt ruderte bis zu seiner Wohnung, so vernahm er noch das Geräusch eines Ruderschlags in dem Augenblick, da er die Schwelle seines Palastes betrat.

Die Freude schwächt indessen das Gedächtniß, und Rodrigo dachte während der Stunden, die auf seine Vermählung folgten, nur noch an das Glück, welches ihm bald an der Seite Isotta's werden sollte.

Die Neuvermählte erreichte den Palast, ohne entdeckt zu werden, und erlaubte endlich ihrer Amme, die Leiter an dem Balkon zu befestigen, nachdem sie lange ob der Schwäche derselben gezaudert hatte. Einige Minuten vor der zur Einlassung Manfredoni's bestimmten Stunde vernahm Beatrice, welche bisher immer hinter den Jalousien gelauscht, das Rauschen einer Gondel, die unter dem Fenster hielt.

— Seltsam! flüsterte sie .... Wenn er es dennoch nicht wäre.

Doch beunruhigte dieser Zweifel sie nur flüchtig; wähnend, daß die Sehnsucht der Liebe Rodrigo die bestimmte Zeit nicht abwarten lassen, löschte sie die letzte Kerze, ließ die Strickleiter hinab und empfahl Isotta, ihrem Gatten nicht zu ererlauben, seine Stimme zu erheben, damit nicht etwa seine Anwesenheit dadurch verrathen würde.

Bald betrat ein junger Mann den Balkon, und Isotta sagte zu dem Angekommenen ganz leise, indem sie ihm die Hand reichte:

— Rodrigo, mein theurer Gatte, sprich nur leise mit mir, ich bitte Dich darum; denn die Wände haben Ohren, welche zu fürchten sind!

Während Beatrice die Leiter zurückzog, und die Sommerläden schloß, klopfte ein Mann, in einen Mantel gehüllt, an die Thüre eines Gemaches, das in einem andern Flügel des Palastes Grimani lag.

— Herein, rief der Graf, welcher seit einer Stunde mit großen Schritten und in der heftigsten Bewegung im Zimmer auf- und abgegangen.

Die Thüre ging auf und der in den Mantel Gehüllte, nachdem er einige Schritte vorwärts gegangen, verneigte sich ehrfurchtsvoll.

— Nun? fragte der edle Venetianer mit heftiger Stimme.

— Ich habe treu Ihre Befehle vollführt und ich sah so eben einen jungen Cavalier in den Palast steigen, vermittelst einer Strickleiter.

— Bist Du dessen gewiß? Haben Deine Augen Dich nicht betrogen?

— Seine Gondel hält noch unter dem Balkon.

— Sind Deine Gefährten bereit?

— Ich habe sie in dem Corridor gelassen.

— Folge mir!

Nachdem sie rasch eine Geheimtreppe hinabgestiegen, kamen sie in einen Hof, über welchen ein gewölbter Gang zu einem Landungsplatze führte. Der Begleiter des Grafen ließ ein schwaches Pfeifen vernehmen, und alsbald traten fünf bewaffnete Männer aus dem Dunkel, in welchem sie sich verborgen gehalten. Beatrice zog sich zurück, und Isotta hielt noch zitternd die Hand des jungen Mannes in der ihrigen.

— Gott, wie schlägt mein Herz!.... Ich vermag mich kaum aufrecht zu halten, stammelte sie, indem sie sich auf ein Sopha fallen ließ. Nie bin ich so glücklich gewesen, und doch bebe ich vor Angst .... Wenn man Deine Gegenwart entdecken sollte, Rodrigo, Gott weiß, wozu meinen Vater alsdann die Hitze seines Zornes hinreißen würde.

Der Edelmann schlang zärtlich seinen Arm um den Leib des Fräuleins; letztere fuhr nach einer kurzen Pause fort:

— Aber, sprich' doch zu mir, Rodrigo, daß ich den Ton Deiner Stimme vernehme. Du hast noch nicht eine Sylbe zu mir gesprochen.

Und sie lehnte ihren Kopf auf die Schulter des jungen Mannes.

— Was hör' ich? fuhr sie erschreckt auf, das ist Geräusch von Tritten .... Gott, wir sind verloren .... fliehe schleunig, Rodrigo .... eile in Deine Gondel, da es noch Zeit ist.

Der Edelmann that einige Schritte nach dem Fenster zu, welches verschlossen war; ehe er aber noch Zeit fand, es zu öffnen, fuhr die Thüre auf und ließ acht Männer ein, welche bewaffnet und mit Laternen versehen waren.

— Das ist er! rief eine wüthende Stimme: tödtet ihn, bevor er entkömmt.

Todesröcheln ließ sich vernehmen und es rollte ein Leichnam dumpf auf den Boden, von Schwertern durchbohrt. Der Schein der Laternen, welche die Meuchelmörder trugen, beleuchtete das Gesicht des Schlachtopfers; Grimani bebte schaudernd zurück, als er die Züge Barbarigo's erkannte.

Wie Rodrigo es befürchtet hatte, trug die Gondel, die er den Abend zuvor bemerkte, einen Feind, welcher den Zweck seiner nächtlichen Fahrt errieth. Von dem geheimen Einverständniß der beiden Liebenden unterrichtet und am andern Tage, zu derselben Stunde wieder, unter den Balkon des

Fräuleins geführt, in der Absicht, von Neuem die Bewegungen Manfredoni's zu erspähen, fühlte sich Barbarigo angenehm überrascht, als er in seine Gondel die Strickleiter fallen sah, welche für seinen Nebenbuhler bestimmt gewesen. Indem er das Versehen benutzte, welches ihm vergönnte, in den Palast einzudringen, hatte er seine ganze Frechheit aufgeboten, um es Isotta unmöglich zu machen, sich einer Verbindung zu erwehren, welche ihn in den Besitz des ungeheuern Vermögens der Grimani setzen sollte. Bevor er auf den Balkon stieg, hatte er seinen Gondolieren, welche gedungene Bravo's waren, befohlen, ohne Erbarmen Jeden niederzustoßen, der es wagen würde, sich dem Palaste zu nahen. Dieser Befehl wurde nur zu gewissenhaft vollführt, denn zwei Tage darauf fand man in dem Kanal den Körper Manfredoni's, mit schrecklichen Wunden bedeckt.

Was Isotta betrifft, so erfuhr sie nie, daß der vor ihren Augen Ermordete, nicht ihr Gatte sey. Der herzzerreißende Schrei, welchen sie ausstieß, als sie den schändlichen Nebenbuhler ihres Geliebten zu Boden stürzen sah, war die letzte Aeußerung ihres Bewußtseyns. Von dem Augenblicke an verlor sie jede Erinnerung an das, was geschehen, oder doch wenigstens an die blutige Entwickelung ihrer Liebe. Stets düster und in sich gekehrt, wollte sie nimmer das weiße Brautkleid ablegen und man sah sie oft, auf einer Ottomane sitzend, mehrere Stunden damit zubringen, daß sie den Ring betrachtete, mit welchem Rodrigo sie am Tage der Vermählung geschmückt.

Tabletten.

*** Frankfurt. („Jugel's Universal Magazine and Monthly Miscellany etc.") Wir haben hier demnächst eine englische Zeitschrift zu erwarten, welche bei dem hiesigen Buchhändler C. Jügel erscheinen wird. Dieselbe soll alles Interessante und Piquante, was die periodische englische Unterhaltungslektüre darbietet, in sich vereinen, und wir glauben, daß der Unternehmer damit nicht unrecht speculirt hat. In England lassen gegenwärtig die gelesensten Autoren, ihre Arbeiten zuerst entweder in den monatlich erscheinenden Review's und Magazine's abdrucken, oder publiciren dieselben in monatlichen Nummern, wodurch sie ihr Publikum oft länger als ein Jahr mit ihren Novellen unterhalten. Die „Trollope" gibt seit Anfang dieses Jahres auf diese Art ihr neuestes Werk: „Jessie Philipps, a Story of the new poor law." — — Boz, (der bekannte und beliebte Dickens) „the Life and Adventures of Martin Chuzzlowit." — „Harry Lorrequer seine Loiterings of Arthur O'Leary und Mr. Lover eine Novelle L. S. D." heraus, zu denen Cruikshanc und Andere Illustrationen liefern, während Aindworth in seinem beliebten „Magazine" seinen sehr anziehenden Roman „Windsor Castle" erscheinen läßt. — Es ist nun die Idee, unter dem Titel „Jugel's Universal Magazine" alle diese periodischen Publicationen, mit dem Besten der sonstigen Review's und Magazine's zu vereinigen, und in großem compacten Formate in regelmäßig- und schnell erscheinenden Heften zu liefern. An der Spitze des Unternehmens steht ein literarisch-gebildeter Mann, Engländer von Geburt, der über die sorgfältige Auswahl und Redaction wacht, und da der Preis der Hefte sehr billig gestellt werden soll, die englischen Zeitschriften aber theuer und in Deutschland nicht sehr verbreitet sind, so läßt sich wohl ein günstiger Erfolg von einem Unternehmen erwarten, auf das wir vorläufig alle Freunde der englischen Literatur aufmerksam machen.

*** Englische Blätter enthalten folgende Beschreibung des Steam-Engine-Hotel (Dampfmaschinen-Hotel) in New-York: „Es ist eines der schönsten Gebäude in den Vereinigten Staaten, aus Marmor erbaut, und enthält über 300 Zimmer. Die gekochten Speisen werden aus der Küche auf einem Gestell, vermittelst einer Dampfmaschine von 12 Pferdekraft, nach dem zum Speisen bestimmten zweiten Stockwerk befördert. Andere Hauptbeschäftigungen der Dampfmaschine in diesem Etablissement sind, daß sie die Bratspieße dreht, die Bagage der Reisenden, wenn es diesen beliebt, nach den für sie bestimmten Zimmern transportirt, Wasser pumpt u. s. w. In der Zwischenzeit, daß diese Arbeiten ruhen, wird die Maschine zum Bohren eines Brunnens in dem Felsen unter dem Hause, womit man bereits 480 Fuß tief eingedrungen ist, und zu andern Zwecken benutzt. Als ein Beweis großer häuslicher weiblicher Thätigkeit wird demnächst in einem Newyorker Blatt erwähnt, daß Mrß. Holt, die Frau des Besitzers dieses Hotels, eine über 50 Jahre alte Dame, neben der sehr beschwerlichen Aufsicht über dies große Etablissement, innerhalb der letzten sechs Jahre, zur Ausstattung desselben, eigenhändig 1500 Handtücher, 400 Paar Bettücher, 400 Paar Kissenzüge genäht, 250 Bettbezüge und circa 300 große Bettmatrazen angefertigt habe. Das ganze Haus ist mit Gegenständen dieser Art von ihrer eigenen Handarbeit versehen.

*** (Mäßiger Begriff von Freiheit.) Freudig sagte ein Neger zu einem Bekannten: „Gott sey Dank, ich bin nun frei, bin nicht mehr Sklave! — „Was bist Du denn aber jetzt?" — „Hausknecht!"

Charade.

Die erste Hälfte.

Für klein und große Kinder
Stets ein willkommener Fund;
Für wohlbedächtige Finder
Nicht zu beachtender Schund.

Die zweite Hälfte.

Für Müssiggänger und Denker
Gleicher Verlust und Gewinn;
Geschenk vom ewigen Lenker,
Tröpflein im Zeitstromgerinn.

Das Ganze.

Poetisch glückliche Stunden,
Fliehend so neidisch und schnell!
Hat je sie suchend gefunden
Ein hagestolzer Gesell?

Auflösung des Räthsels in Nro. 30.
Widersprüche.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 30. Januar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Mittwoch, den 1. Februar. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia: Fräulein Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 32. 1. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Rhl.

(Fortsetzung.)

2.

An einem milden sonnigen Herbstabend saß der alte Pflanzer Peter Jonas, umgeben von seiner kleinen Familie und einigen Nachbarn vor der Thüre seines Wohnhauses, das einsam an der nordwestlichen Grenze des Gebietes von Mount Hope lag. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne glänzten an dem niedrigen aus Backsteinen aufgeführten Gebäude wieder, dessen Außenseite mit langen Guirlanden von gelbem zum Trocknen bestimmten Welschkorn geziert war, und dem der Besitzer nach seinem eigenen Vornahmen den stolzen Titel der „Colonie von Peterborrough" gegeben hatte. Die kleine Gruppe, die sich auf den Steinbänken vor dem Hause, von dem Schatten zweier Ulmen gegen die Sonnenstrahlen geschützt, sehr angelegentlich, wie es schien, unterhielt, bestand außer dem bejahrten Hausherrn und seiner Gattin aus ihrer lieblichen Tochter Judith und deren verlobtem Bräutigam, William Wotton, nebst einem herumziehenden cameronianischen Geistlichen, Samuel Sommers. Schon aus der charakteristisch seltsamen, altmodischen Tracht der ganzen Familie, noch mehr aber aus dem finstern, abgemessenen Wesen, welches fast bis auf jeden Zug des Gesichtes, bis auf jede Bewegung sich erstreckte, und aus der biblisch bildlichen Sprache, in der sich ihre Unterhaltung auch über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens bewegte, konnte man abnehmen, daß es eine jener separatischen Familie sey, die, wegen ihres Glaubens in England verfolgt, hier eine Zuflucht gefunden hatten, und nun, als halbe Märtyrer ihrer kirchlichen Satzungen sich betrachtend, mit dem glühendsten Fanatismus an diesem Glauben hingen.

„Die Hand des Herrn liegt schwer über uns," sprach der geistliche Herr, der, wie es schien, stets allein das Wort zu führen trachtete. „Wir kamen wahrlich nicht in dieses Land, um Schätze zu sammeln und in Hülle und Fülle zu leben, denn wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz; nein! nur einen friedlichen, ruhigen Aufenthalt, eine Freistätte für unsern Glauben suchten wir, aber wo ist Ruhe, wo Friede, vor diesen Belialskindern, den Indianern! Läuft eine Kuh in den Wald, so kann man sich glücklich preisen, wenn sie, mit Wunden bedeckt, nur wieder zurückkommt; unsre Ländereien verwüsten sie; im Tausch und Handel sind sie treulos; diebisch und voller Hinterlist. Noch kann ich's nicht begreifen, wie mehrere meiner würdigen Collegen bei einem Conventikel in Neu-Plymouth, als die Rede auf das Anzünden eines Indianerdorfes kam, wobei Greise, Weiber und Kinder, die nicht fliehen konnten, zur Ehre Gottes mit verbrannt wurden, der Meinung waren, ein solches lebendig Verbrennen sey unchristlich und vielmehr heidnisch und papistisch zu nennen! Als ob nicht den Kindern Israel selbst, im Buche Josua, geboten worden sey, die unbeschnittenen Philister auszurotten von Dan bis gen Berseba bis zum letzten Mann!"

Eine kleine Pause, die der ehrwürdige Master Sommers in seiner gelehrten Beweisführung hier machen mußte, um Athem zu schöpfen, wurde von Wotton geschickt benutzt, um auch einmal zu Worte zu kommen, was bei des Geistlichen unerschöpflicher Beredtsamkeit sonst keine leichte Sache war. „Wenn wir auch vom Buche Josua und den Kindern Israel absehen," sprach er, trotz einem zornigen Seitenblicke des geistlichen Herrn, der seine biblische Beweisführung verachtet sah, „so dächte ich, wir müßten schon um unserer eigenen Sicherheit willen entschiedene Maßregeln gegen diese rohen Halbmenschen ergreifen. Meiner Meinung nach hat ihr grausames Verfahren, die Kriegsgefangenen stets hinzuschlachten genugsam Grund gegeben, ihnen durch einen solchen Akt der Wiedervergeltung praktisch beizubringen, was Kriegs- und Volksrecht ist!"

„Ach! wie kannst Du solche Worte sprechen, William!" sprach das Mädchen, leise erröthend, „soll denn ich allein es seyn, die ein Wort für diese Unglücklichen einlegt, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie Indianer sind! Wer hat sie gelehrt treulos zu seyn? Waren sie es, da unsre Väter in dieß Land kamen? Bei uns sind diese arglosen Menschen, deren Herz ohne Falsch war, in die Schule gegangen, um Lug und Trug zu lernen. Die List ist ihre einzige Waffe gegen unsre Uebermacht, wer könnte sie ihnen also verargen? Wir verschließen unsre Augen vor den vielen Beispielen ihrer Großherzigkeit, ihres Edelmuthes; nur was schlecht an ihnen ist, wollen wir sehen. Unsre Väter lebten, da sie dies Land betraten, in Frieden mit ihnen und befanden sich wohl dabei; vielleicht heischte es unser Vortheil und unsre Sicherheit nicht minder, ein Gleiches zu thun."

„Fürwahr," fiel der ehrliche alte Hausherr ein, dem das Wort „unsere Sicherheit" ganz besonders in die Ohren klang, und der den übrigen Theil der beredten Beweisführung der schönen Fürsprecherin gänzlich überhört hatte, „um unsere Sicherheit müssen wir in dieser argen Zeit besorgt seyn, sehr besorgt! Läßt sich doch fast alle Tage ein neues Zeichen merken, das der Himmel seinen Getreuen sendet, uns vor den nahen Tücken und dem Garn zu warnen, das diese verschmitzten Heiden uns stellen! Erst kürzlich will man in der ganzen Provinz Conecticut des Abends bei Sonnenuntergang einen langen, rothglühenden Streifen, von Gestalt genau wie ein Indianerbogen am westlichen Himmel gesehen haben. Das

mag ganz klar bedeuten, daß nur zu bald diese wilden Horden aus dem Westen unser Land überschwemmen werden. Im Westen wohnen die unruhigen feindlichen Stämme alle, die Pequods, die Narrhaganſets, vor Allen aber der tollkühne König Philipp mit ſeinen räuberiſchen Wampanags.“

„Ach!“ ſetzte die Mutter Margarethe mit einem Seufzer, in leiſem, heimlichem Tone ergänzend, hinzu, „im Gebiete von Mount Hope ſind, wie man ſich ins Ohr flüſtert, ſeit Kurzem noch ganz andere, deutlichere Zeichen geſchehen! Ungeſchlachte, greuliche Mißgeburten ſind in mehreren Dörfern zur Welt gekommen, das deutet ganz ſicher einen nahen Krieg, wie mir's die alte Marthe auslegte.“

Nun endlich gelang es dem geiſtlichen Herrn, das Wort wieder an ſich zu reißen. „Abgeſehen davon, Frau Jonas,“ begann er in ſcharf verweiſendem Tone, „daß die alte Marthe eine qualificirte Here und ſchon längſt dem Teufel verfallen iſt, ein beſeſſenes Weib, das den Staupbeſen und den Scheiterhaufen verdiente, und noch weit mehr abgeſehen von den falſchen Beweisgründen des vorwitzigen Jüngferchens, die faſt wie die ketzeriſchen Anſichten der Jakobiten in Altengland klingen, und für die ſich in der Schrift durchaus kein Beiſpiel oder Beleg vorfinden dürfte, alſo abgeſehen von allen dieſem, möchte ich behaupten, daß ſolche Wunderzeichen in unſrer ſündigen Zeit zumeiſt falſch und trügeriſch ſind, denn — doch halt!“ rief er hier ängſtlich, ſich plötzlich unterbrechend, „was ſehe ich? — nein! es war nur eine Täuſchung! Glaubt' ich doch, es ſchliche ein Indianer ganz leiſe und heimlich hinter den dicken Baumſtämmen dort am Saume des Waldes her.“

Alles kam in Unruhe und Beſtürzung trotz der wiederholten Verſicherung des Geiſtlichen, daß er ja ſelbſt ſogleich eingeſehen habe, es ſey eine bloße Täuſchung geweſen. Der junge Wotton holte ſeine Vogelflinte und bat die Geſellſchaft gleichfalls ſich zu beruhigen; allein an eine unbefangene Unterhaltung war nun nicht mehr zu denken und verſtört und voller Befürchtungen beſchloß man endlich nach langem Hin- und Herreden in das Haus ſich zurückzuziehen, als plötzlich unter wildem Geſchrei eine Schaar Indianer aus dem kaum einen Büchſenſchuß entfernten Walde hervorſprang. Mit Pfeilesſchnelle hatten ſie die Colonie erreicht. In unbeſchreiblicher Beſtürzung rannten die Engländer in das Haus, um ſich von hier aus zu vertheidigen. Allein Judith war, als alles davonrannte, vor Schrecken bewußtlos zuſammengeſunken. Wotton bemerkte es; er eilte herbei, die Ohnmächtige hinwegzutragen; doch in demſelben Augenblicke ſtanden auch ſchon die ſchnellfüßigen Indianer vor ihm. Er feuerte ſeine Flinte ab, aber faſt zugleich erhielt er einen betäubenden Schlag auf den Kopf, daß er ohne Beſinnung niederſtürzte. Der Führer der Indianer ergriff das unglückliche Mädchen, und indeß ſein kräftiger Arm ſie mit unglaublicher Leichtigkeit aufhob und davon trug, war er bald mit ſeinen Gefährten im Dickicht des Waldes aus den Augen des verzweifelten Vaters verſchwunden, der nicht zu ſchießen wagte, um nicht das Maaß des Unglücks voll zu machen und vielleicht ſeine eigene Tochter zu treffen. (Fortſetzung folgt.)

Arago's abenteuerliche Heimfahrt.

Während des Napoleon'ſchen Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien waren, mit Erlaubniß England's und Spanien's, die franzöſiſchen Mathematiker **Biot** und **Arago** auf Reiſen, um Unterſuchungen über das Maaß und die Krümmungen der Erde anzuſtellen. **Biot** kam glücklich nach Frankreich zurück; **Arago** aber mußte, ehe ihm dieſes gelang, zuvor die ſeltſamſten Abenteuer beſtehen.

Er befand ſich zuletzt auf der Inſel Majorka, wo er noch auf der Höhe von Gallazzo ſeine Arbeiten vollenden, und dann nach Paris heimkehren wollte. Es entſtand aber plötzlich unter dem Volke der Inſel eine Unruhe; ſie meinten, Arago's Inſtrumente, und beſonders die Feuerſignale, welche er andern Beobachtern gab, ſeyen beſtimmt, um den Feind, die Franzoſen, auf ihre Inſel zu locken und ihnen den Weg zu zeigen. Arago hörte plötzlich ringsum den ſchrecklichen Ruf: „Verrätherei! Tod!“

Der Angriff auf den Berg Galazzo begann. Glücklicherweiſe bemerkte Arago die nahe Gefahr. Er verkleidete ſich ſchnell als Landmann der Inſel und entwiſchte nach Palma. Er fand hier das Schiff, welches ihn nach der Inſel gebracht hatte, und verſteckte ſich auf demſelben. Zugleich gelang es ihm, durch einige wackere Leute von der Schiffsmannſchaft, auch ſeine mathematiſchen Inſtrumente, die er noch auf dem Berge hatte zurücklaſſen müſſen, zu retten. Aber neue Schrecken waren ſchon im Anzuge. Entweder aus Furcht oder aus Verrätherei, weigerte ſich ganz unerwartet der ſpaniſche Schiffskapitän, der ſich bis dahin als Arago's Freund erwieſen hatte, ihn ferner zu beſchirmen, auch nach Frankreich wollte er ihn nicht mit zurücknehmen; Bitten, Verſprechungen, Vorwürfe — nichts half. Zum Glück nahm in dieſer großen Bedrängniß der Oberbefehlshaber der Inſel ſich Arago's an, konnte ihn aber doch für jetzt auf keine andere Weiſe retten, als daß er ihn, wie einen Gefangenen, in die Citadelle verſchloß.

Während hier Arago mehrere Monate verweilen mußte, ſchwebte ſein Leben oftmals in größeſter Gefahr. Die fanatiſchen Mönche der Inſel verſuchten es mehrere Male, die Wachen zu beſtechen und den Gefangenen zu ermorden. Aber der ſpaniſche Mathematiker **Rodriguez**, ſein Mitarbeiter und getreuer Freund, nie von ſeiner Seite weichend, ward ſein Retter. Nicht eher ruhte dieſer wackere Mann, bis er mit ſeinen Vorſtellungen gegen die Ungerechtigkeit der Mißhandlung eines Unſchuldigen endlich durchgedrungen war, und dem Freunde die Freiheit und zugleich die Erlaubniß, in einem kleinen Fahrzeuge nach Algier überzuſetzen, ausgewirkt hatte.

Zu Algier nahm **Dubois**, damals dort franzöſiſcher Konſul, den Geretteten freundlich auf, und ſorgte dafür, daß er ſich auf einem algieriſchen Kauffahrer einſchiffen konnte, um ſo nach Frankreich zurückzukehren. Anfangs ging alles nach Wunſch. Das Schiff langte vor Marſeille an und Arago ſah ſich in fröhlicher Hoffnung ſchon im Hafen. Aber in demſelben Augenblicke flog ein ſpaniſcher Korſar herbei, griff das Schiff an, nahm es und brachte es nach Roſas, an der ſpaniſchen Küſte, auf. Noch hätte Arago ſich wieder frei machen können, da er in dem Schiffsbuch als **deutſcher Kaufmann** eingetragen war; aber unglücklicher Weiſe wurde er von einem der Matroſen, der früherhin in franzöſiſchem Dienſte geweſen war, als Franzoſe erkannt, und gerieth nun, nebſt allen ſeinen Gefährten, in die ſchrecklichſte Gefangenſchaft. Als jedoch dem Dey von Algier die Beleidigung ſeiner Flagge zu Ohren kam, forderte er ſogleich Zurückgabe des Schiffes mit Ladung und Mannſchaft, widrigenfalls er Spanien den Krieg ankündigen werde. Dieſes wirkte. Das Schiff und die Mannſchaft wurde frei gegeben, und Arago ſegelte zum zweiten Male nach Marſeille, ohne diesmal an einer glücklichen Ankunft nur im mindeſten zu zweifeln.

Schon erblickte er die Stadt, ſchon ſteuert das Schiff nach dem Hafen, als plötzlich ein ungeheurer Sturm aus Nordweſt daher brauſte, das Schiff mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff und nach Sardinien hinaus verſchlug. Welch' ein Unſtern! — Die Sardinier waren mit den Algierern im Kriege begriffen. Eine neue Gefangenſchaft war vor der Thür. Der Befehlshaber des Schiffes faßte deshalb den Entſchluß, an den Küſten von Afrika, wie weit ſie auch entfernt ſeyn möchten, Rei-

tung zu suchen. Es gelang. Er lief drei Tagereisen von Algier im Hafen von Bougie ein.

Aber schon wieder erwartete eine höchst traurige Neuigkeit den armen Arago. Der bisherige Dey von Algier, Arago's Freund, war in einem Aufruhr getödtet und ein anderer erwählt worden. Deshalb wurde nun von der Parthei des neuen Herrschers das Schiff mit argwöhnischer Genauigkeit durchsucht, und die schweren Kisten Arago's, die seine mathematischen Instrumente enthielten, sogleich in Beschlag genommen: denn was sollten sie anders enthalten können, als — Gold? Warum könnten sie anders so sorgsam verwahrt seyn, wenn sie nicht mit Zechinen angefüllt wären? —

Arago's Gegenvorstellungen fruchteten nichts. Er mußte seine Geräthschaften in den Händen der Algierer lassen. Eine neue Noth kam hinzu. Wie sollte er durch ein ohnedem wildes, jetzt heftig aufgeregtes Volk und Land die drei Tagereisen bis Algier zurücklegen? — Muth und Geistesgegenwart halfen indessen hindurch. Er steckte sich in türkische Kleidung, begab sich unter den Schutz eines hochgeachteten Heiligen der dortigen Gegend, und dieser führte ihn, nebst einigen Andern, durch unwirthbares Gebirge und grausenvolle Wüsten, nach Besiegung mancher schauderhaften Gefahr, zuletzt denn doch glücklich nach Algier.

Wie staunte der Consul Dubois, als er seinen geliebten Landsmann, den er längst in Marseille gewähnt hatte, plötzlich als Türke wieder vor sich stehen sah! — Er nahm sich indessen seiner sogleich mit dem größten Eifer an, sorgte für Zurückgabe der Kisten, deren Inhalt, da man Messing statt Gold gefunden hatte, die Algierer zu Bougie weiter nicht interessirte, und behielt den „Abenteurer wider Willen" zunächst bei sich: denn die Gelegenheit nach Frankreich zu segeln, war damals eben so selten, als mißlich.

So gingen abermals sechs Monate hin. Endlich wurde der Consul von Napoleon nach Frankreich zurückgerufen. So schiffte denn Arago mit ihm sich zum dritten Male nach Frankreich ein. Kaum aber erblickten die Reisenden Marseille, so war auch schon ein englisches Geschwader zur Hand, welches ihnen den Befehl ertheilte, nach Minorca zurückzukehren: denn alle französische Häfen waren damals im Zustande der Blockade. Die übrigen Schiffe, welche im Geleite Dubois waren, gehorchten; nur das eine, worauf Arago reiste, benutzte ein günstiges Auffrischen des Windes, und flog durch Hülfe aller Segel glücklich in den Hafen.

Die Verdienste Arago's fanden in seinem Vaterlande die gebührende Anerkennung und wurden auch von unserm Könige durch die Verleihung der neuen Klasse des Verdienst-Ordens an den großen Gelehrten gewürdigt. (Preuß. Volksf.)

Tabletten.

*** Die ernsthafte französische gelehrte Akademie beschäftigte sich vor einigen Wochen mit einem ihr vorgelegten Werke über die — Dressur der Hunde, von Leonard, der in diesem Werke auch eine Anekdote, welche die Leser glauben mögen oder nicht, erzählt; er bürgt für ihre Wahrheit. Ein kleiner Hund, der einem Engländer gehörte, wurde in Calais von einem großen französischen Hunde brutal angefallen und verschwand plötzlich. Er paßte die Gelegenheit ab, sprang auf das Packetschiff, das nach Dover segelte, und wanderte von da nach London, wo er eine große Dogge kannte. Diesem seinem großen Freunde berichtete der kleine Hund, was ihm in Calais begegnet war; die Dogge ließ sich nicht lange bitten, und beide nahmen ihren Weg nach Dover, wo sie auf dem Packetboote nach Calais gelangten, um die Ehre der englischen Hunde zu rächen. Sobald der Dogge der französische Hund gezeigt worden war, fiel sie über denselben her, und zerzauselte ihn dermaßen, daß er sein Lebenlang daran denken wird. (Aachn. Ztg.)

*** (Die Liebe des Arabers.) Als eines der edelsten Völker Asien's beurkundeten sich die arabischen Wüstenbewohner älterer Zeit, wie in ihrem glühenden Freiheitsgefühl, so in ihrer geistigen, jedes Opfers fähigen, oft bis zur erhabensten Romantik gesteigerten Liebe. Die arabischen Sagen sind voll rührender Züge dieser Art, die dem grob materiellen, das Weib nur als Sclavin seiner Lüste betrachtenden Türken lächerlich und verächtlich erscheinen. Eines der merkwürdigsten Beispiele von Treue und Resignation bietet uns die Geschichte des Dichters Djemil Ben Maamer, der im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, und als junger Mann in ein reizendes Mädchen von seinem Stamme sich verliebte. Die Familie der schönen Bussaina stimmte den Emir der Gegend feindselig gegen Djemil, und dieser mußte aus der Heimath fliehen. Zwanzig Jahre lang trieb sich der Verwiesene in verschiedenen Gegenden Arabien's herum; nur in großen Zwischenräumen war es ihm vergönnt, seine Bussaina einmal verstohlen und wie im Traume zu sehen, noch seltener erlaubte ihm sein Schicksal eine Zusammenkunft mit ihr; aber die beiden Liebenden blieben einander treu bis in den Tod. Djemil starb in seinem fünfzigsten Jahre zu Kahira. Wir erzählen seine letzten Augenblicke mit den Worten des Buches Eßwâk-el-Eschwâk. — So berichtete uns Ebu Tahir Ahmed Ben Ali: „es erzählte mir Sahl Ben Saad der Saidite: „Als ich in Kahira war, kam Einer meiner Freunde zu mir und sagte: „Willst Du mir zu Djemil folgen? Er ist schwer erkrankt." Ich sagte: „ja!" Als wir vor sein Lager traten, bemerkte ich, daß er schon mit dem Tode rang. Er blickte mich an und sprach: „Ben Saad, was denkst Du von einem Menschen, der fünfzig Jahre lang nie eine fleischliche Sünde begangen, nie Wein getrunken oder unschuldiges Blut vergossen und immer bekannt hat, daß Allah nur Einer und Muhammed sein Prophet ist?" Ich sagte: „Wer dieser Mensch auch seyn möge, die Seligkeit ist ihm gewiß, denn im Koran heißt es: „So ihr euch schwerer Sünden enthaltet, will ich die leichteren euch vergeben und an den Ort der Gnade euch bringen." Djemil sagte: „Ich selbst bin es." Ich entgegnete ihm: „Nun, beim Allah, ein größeres Wunder ist mir nie vorgekommen: hast Du nicht zwanzig Jahre lang Bussaina geliebt und in Deinen Liedern sie verherrlicht?" Djemil antwortete. „Ich stehe am letzten Tage der Zeitlichkeit und am ersten der Ewigkeit; und möge der Prophet mir seine Fürbitte entziehen, wenn ich meine Bussaina jemals sträflich berührt habe! Das Aeußerste, was ich mir gegen sie erlaubte, war, daß ich ihre Hand faßte und diese Hand an mein Herz legte, um es zu erquicken." Darauf sank er in Bewußtlosigkeit und bald nachher verschied er. Allah's Erbarmen über ihn." (M. f. d. L. d. A.)

*** (Der speculative Schneider.) Zu einem der blühenden Gaue Südtyrols, unweit Rovereith, hat sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ein armer Schneider auf einem uncultivirten Hügel niedergelassen, welchen sechs bis acht Winzer und Bauern wohl als ihr gemeinschaftliches Grundgut betrachteten, aber weder abgrenzten noch auch auf irgend eine Weise benützten. Sie schenkten dem Gewerbsmanne, dessen sie nöthig bedurften, einen Morgen Landes, der zwar voll Gestrüpp und etwas unwirthbar, aber doch der besten Cultur fähig war. Der Schneider lebte kümmerlich mit einigen Ziegen, doch entwarf er eines Tages einen spitzfindigen Plan, um endlich zum Besitze des ganzen umfangreichen Hügels zu gelangen, den er für einen besonders trefflichen Weinboden hielt. Er ging demnach mit den genannten Winzern und

Bauern folgenden Vertrag ein: Die Anfertigung eines Mantels soll ihm entweder mit 6 Rebenstöcken oder 50 Stück Kartoffeln, ein Rock mit 5 Reben oder 40 Kartoffeln, eine Jacke mit 3 Reben oder 30 Kartoffeln, eine Weste mit 2 Reben oder 20 Kartoffeln rc. hiezu aber auch mit so viel Grund und Boden bezahlt werden, als jedesmal die Nebenstöcke oder die Knollenfrüchte zum Anbau bedürfen. Bei diesem schlau berechneten Erwerbe arbeitete er mit Weib und Kindern unermüdet Tag und Nacht, denn die Familie versagte sich beinahe allen Schlaf, und ehe noch eine Olympiade verflossen war, kam der wackere Schneider in Besitz des ganzen Hügels — der wieder ein paar Jahre später durchaus mit Reben bepflanzt war, welche eine Qualität Wein lieferten, die sich bald in der ganzen Gegend berühmt, und den braven Winzer — zum reichen Mann machten. Diese schöne Besitzung ist seither unter dem Namen Schneidergut und der Wein unter dem Namen Schneiderblut bekannt. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Bücher haben ihre Schicksale.) In Breslau hat sich neulich an der Büchersammlung eines dortigen Beamten das Geschick der Weiland Alexandrinischen Bibliothek wiederholt; seine Ehehälfte hat nämlich selbige im frommen Glauben, daß die Bibel alle übrigen Bücher entbehrlich mache, den Flammen preisgegeben. — Wenn es mit diesem, von mehreren Journalen erzählten Histörchen seine Richtigkeit hat (?), so möchten wir wohl wissen, ob der Wandel dieser frommen Frau auch in jeder andern Beziehung der Bibel gemäß ist. Jedenfalls konnte vor jener That ihr die Stelle nützlich seyn (1ste Epistel St. Pauli an Timotheum, Cap. 2, Vers 11 und 12): „Ein Weib lerne in der Stille mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr, sondern stille sey." (Gesellschafter.)

*** Eine wichtige und dankenswerthe Neuerung, welche Herr von Küstner an der Berliner Bühne in's Werk setzt, ist die Vernichtung des Rollen-Monopols. Ohne peinliche Rücksicht auf stehendes Fach werden neue Stücke, ohne Rücksicht auf frühere Besetzung, werden gegebene Stücke neu besetzt. Wie viel gute Stücke können durch eine zweckmäßigere Rollenvertheilung dem Repertoire wiedergegeben werden! Nach dem bisherigen System liegen sie todt darnieder, weil die Besitzer der Hauptrollen entweder durch vorgeschrittenes Alter untauglich dafür geworden sind, oder keine guten Erfolge ihres Spiels gehabt haben. Des Vortheils für die Schauspieler, welche aus dem Schlendrian aufgescheucht werden, gar nicht zu gedenken; denn das Rollen-Monopol gehört zum lähmenden Stabilitätsprincip der Hof-Theater. (Zeit. f. d. eleg. Welt.)

*** In der musikalischen Zeitung, „die Signale", sucht ein junger und kräftiger Virtuose von angenehmen Manieren und großem Talent einen Orden. (Dorfzeitung.)

Aus Mainz.

(27. Januar.)

Heute, als am 27. d. M., kamen mir einige Worte über meine, zum Andenken der Wiederauffindung der Aßmannshäuser Quelle geschriebene Jubel-Ouverture in Nro. 8 dieses Blattes zu Gesicht, unter der Rubrik: „Feuilleton-Umrisse von Dr. F. Wiest." Da die Aufführung dieser Ouverture erst am 9. d. statt hatte, so konnte der Recensent auch nichts Vernünftiges darüber sagen. Er hätte besser gethan, zu warten, bis ihm etwas von dem Eindrucke, den das Werk auf das Mainzer Publikum gemacht hat, zu Ohren gekommen wäre. — War es ihm aber vielleicht bloß darum zu thun, über den Inhalt der Ouverture sich auszulassen? Dies will ich ihm gerne verzeihen, weil er unmöglich den Zweck dieses Scherzes kennen konnte, der eigentlich auch außer der Sphäre der Kunst liegt, dennoch aber sein Gutes hatte. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht, und zwar bei Denjenigen, die nicht gerade mit den Musen vertraut sind / deren Neugierde aber doch durch irgend etwas Auffallendes gereizt werden kann, so daß sie sich unwillkührlich für Dinge interessiren, gegen welche sie sonst gleichgültig sind. Solche zog dieser Scherz mehr an, als das Werk. Jedoch läugne ich nicht, daß in der That, so wie schon manches große Genie durch irgend ein Geräusch oder Getöse auf Gedanken gebracht wurde, aus denen zuweilen die ersten Meisterwerke hervorgingen, so veranlaßte auch mich eine wirklich melodische Figur, welche die Pumpenmaschinerie bei der Aufsuchung der warmen Quelle beständig hören ließ, zur Einleitung meiner Jubel-Ouverture, aus welcher dann das Uebrige sich von selbst ergab. Aus Nichts etwas zu machen, wird ja sonst immer so hoch gestellt, warum will man es mit einem Male lächerlich finden? Weit entfernt, deßhalb mich auch zu obigen großen Genien zählen zu wollen, so habe ich aber doch die Erfahrung gemacht, daß ich mich meines Werkes nicht zu schämen brauche. — Daß Herr Wiest mich ein bisher noch ungekanntes Compositeurgenie nennt, könnte wohl seine Richtigkeit haben, in so fern es sich bloß auf den Componisten der Jubel-Ouverture bezieht, der sich auch zur Zeit, wo Herr Wiest den Artikel eingab, noch nicht genannt hatte, folglich auch ungekannt war. — Besäße übrigens meine Ouverture die Kraft des Schwefelwassers, statt der des Aßmannshäuser 1834ers, so wäre ich vergnügter als man glaubt, denn ich sähe mich dann im Stande, die musikalischen Gebrechen unserer Zeit zu curiren! — Mit Nächstem wird genannte Jubel-Ouverture zum zweiten Male in Mainz aufgeführt werden, zu welcher Aufführung der Herr Recensent höflichst eingeladen ist.

Freih. v. Klein.

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Was dich erhebt in andachtvollen Stunden,
Was dich erfreut in trauter Freunde Kreis,
Das bin ich dir; — so hast du mich gefunden;
Ich bin der höchsten Freude schönster Preis
Einfach legt mich Natur in jedes Menschenherz,
Veredelt trägt die Kunst mich himmelwärts.

Zweite Sylbe.

Es strebt der Mensch in tobendem Gewühle
Mit gier'ger Hast nach mir, mit Angst und Schweiß;
Doch macht der edle Mann mich nie zu seinem Ziele,
Des Herzens Stimme ist sein Leitstern, sein Geheiß.
Nur dem Verdienste sollte ich zur Seite steh'n,
Den Würd'gen läßt man oft an mir vorübergeh'n.

Das Ganze.

Den schnöden Preis für ein verkauftes Leben,
Den spärlichen Tribut für milde Sklaverei,
So kennt ihr mich; — so werd' ich stets gegeben,
Doch fordert Recht und Ordnung, daß ich sey.
Ein Lichtstrahl dringt in mein gefesselt Leben,
Zu jeder Stunde kann ich mir die Freiheit wiedergeben.

Auflösung der Charade in Nro. 31.

Flitterwochen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 31. Januar. Pfeffer-Rösel, oder: Die Frankfurter Messe im Jahr 1297, romantisches Schauspiel in 5 Abth. von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, den 1. Februar. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia: Fräulein Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 33. 2. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

In der Ferne.

Von Bergen rings umschlossen,
Im frohen Thälchen dort,
Vom blauen Strom durchflossen,
Liegt traut mein Vaterort.

Vom alten Thurm beschauet,
Der trotzet Sturm und Braus,
Auf festem Fels erbauet
Sieht mir das Vaterhaus.

D'rin wohnen meine Lieben,
D'rin wohnt mein Jugendglück.
Wohl hat's mich fortgetrieben,
Doch blieb mein Herz zurück!

Montabaur. Daniel Zöllner.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ryl.

(Fortsetzung.)

3.

Philipp von Pokanoket, wie die Engländer gewöhnlich den Häuptling der Wampanoags nach seinem Geburtsorte benannten, saß sinnend vor dem Eingange eines kleinen Indianerforts in dem befreundeten Lande der Narrhagansets. Finstern Blickes schaute er zuweilen auf und ließ sein Auge über die mit üppigem Grün durchwebten Sümpfe und Moräste gleiten, die sich rings um das Fort zogen und, jeder europäischen Kriegsmacht unzugänglich, seine stärkste Schutzwehr waren. Dann senkte er wieder sein Antlitz und barg es weinend in seine Hände; denn dem unverdorbenen Kinde der Natur sind nicht Thränen in den Wimpern eines Mannes etwas Schimpfliches, wie es uns wohl die verhärtende Ueberbildung gelehrt hat. Jetzt schien er plötzlich sich wieder zu ermannen; stolz hob er sein Haupt, und sein kühnes, feurig wildes Auge blickte drohend umher, während sich seine Rechte krampfhaft ballte, die Linke den Riemen des Schildes ergriff. Doch schnell wurden seine straffen Muskeln wieder schlaff, sein stolzes Haupt beugte sich, und vergebens knirschte er mit den Zähnen, als wolle er so den Schmerz, der ihn überwältigte, bezwingen. Er schien einen harten Kampf in seiner Brust auszukämpfen, und bemerkte nicht, daß er schon geraume Zeit von seinem Geheimschreiber belauscht ward, der aus dem Innern des Forts zu ihm gekommen war und ihn endlich, nachdem er sich lange mit höhnischem Grinsen an den Schmerzen und Qualen seines Häuptlings, wie es schien, gelabt hatte am Zipfel seines Gewandes zog, um ihn aus seinen Träumereien zu wecken. Philipp fuhr erschrocken empor, wie Einer, der sich bei seinem tiefsten Geheimnisse belauscht und plötzlich ertappt sieht. Allein er fand sogleich seine Fassung wieder, und blickte fragend den Geheimschreiber an, dessen höhnische Freude nun völlig in Ehrfurcht und theilnehmende Betrübniß umgeschmolzen schien.

„Es sind Boten eingetroffen, edler Sachem," begann der Geheimschreiber nach mehreren auffordernden Winken seines Gebieters, „die Weißen sind in unser Land eingefallen und haben unsre Dörfer am Flusse Pautucket verbrannt."

„Nichts weiter?" rief der Häuptling, erzürnt aufspringend, „Du hättest mich in Frieden lassen sollen! Geh' weg, störe meine Einsamkeit nicht!"

„Wie?" fragte erstaunt der Geheimschreiber. Aber ein zorniger Blick seines Gebieters ließ ihm keine Zeit, seiner Verwunderung nachzuhängen. „Noch andre Nachrichten," meldete er weiter, „sind uns überbracht worden. Ein verwegener Trupp jener Fremdlinge ist bis zum Dorfe Pokanoket vorgedrungen und hat Eure Schwester in Gefangenschaft mit sich fortgeführt, zur Wiedervergeltung, wie sie sagten, weil Ihr die Tochter des weißen Pflanzers bei Seaknok geraubt habt."

„Schweig', Verräther!" rief jetzt Philipp, ihn derb an der Kehle fassend und mit seiner nervigen Hand hin und her schüttelnd. „Sagte ich Dir nicht, ich hätte genug von Deinen Nachrichten? Wage es nicht, ferner meinen Schmerz zu stören! Ihn vergrößern, nur um ein Haar breit vergrößern, das können solche Botschaften nicht, wie Du sie bringst. Laß alles hinfahren, laß den gierigen Rachen der Weißen alles verschlingen! Wiegt das nicht gegen meinen Gram leicht, wie die zarteste Flaumfeder eines Birkhuhns, wenn für ihn das Gewicht eines Feldblocks aus den Katskill-Schluchten nicht schwer genug erfunden werden dürfte?"

Bei diesen Worten wandte sich der Sachem stolz von dem Geheimschreiber ab und verschwand in dem Innern des Forts.

Der Andre sah ihm lange mit höhnischem, schadenfrohem Blicke nach. „Fast wäre mir's zu Herzen gegangen," murmelte er vor sich hin, „als ich ihn eben so ganz niedergebeugt sah; denn er war stets ein guter Häuptling gegen uns. Ja, das war er, das freundlichste und zugleich das tapferste und kühnste Herz im ganzen Lande weit und breit. Aber die Rache will ihren Lauf haben. Wie? hätte ich deßwegen den königlichen Mantel meines Stammes gegen dieß niedere Sklavengewand vertauscht, alles, was nur List und kunstreiche Verstellung vermögen, aufgeboten, mich in sein Vertrauen einzuschleichen, um nun von der Bewegung eines Augenblickes

fortgerissen das mühsame Gewebe langer Jahre selbst zu zerstören? Nein, Sachem Metamocet, Du hast Dich zu schwer an mir und meinem Stamm versündigt; die Rache, die ich gelobt, will ich vollführen, und die Götter meiner Heimath werden mir dazu beistehen. Dein Herz war zu stolz, d'rum muß es gebrochen werden." (Fortsetzung folgt.)

Goethe's Großvater.

Johann Wolfgang Textor.

A. Lewald's „Europa" bringt als artistische Beilage zur sechsten Lieferung des ersten Bandes (1843) das Bildniß Johann Wolfgang Textor's und fügt demselben folgende mit J. E. B. unterzeichnete Mittheilung bei:

„Bekanntlich ist Goethe nicht allein selbst sein bester Biograph geworden, er bringt auch an dem großen Denkmal, welches er seinem Leben in „Dichtung und Wahrheit" gesetzt hat, eine Menge sinnreicher Basreliefs an, aus welchen er die Gestalten seiner Zeitgenossen lebensvoll uns entgegentreten läßt, festbestimmt in raschen Umrissen, in Hervorhebung von Aeußerlichem das Innerste ihrer Naturen offenlegend. Für den Jüngling Goethe sind dieß die Genossen seines mannigfachen literarischen Verkehrs, für den Knaben war es der liebevolle und theilnehmende Kreis von Verwandten und Angehörigen. Der strenge, ordnungsliebende, regelrecht-geschäftige Vater und die heitere, rührige, lebendige Mutter (Bettina's „Frau Rath" und die „Frau Aja" der scherzenden Weimarer Kreise [1]), seine Schwester Cornelia und später sein Schwager J. G. Schlosser, die bleiche, stillfreundliche Mutter seines Vaters und seine beiden Großeltern mütterlicher Seits, — wie scheinen sie uns Alle, mit vielen andern, entfernter Stehenden, sichtbar vor die Augen zu treten! — Nach seinen Eltern, als die bedeutsamste Erscheinung, ja diese vielleicht selbst noch überragend, stellt Goethe seinen Großvater Johann Wolfgang Textor dar. Um den Lesern die Mühe des Nachschlagens und die Zusammenstellung der vereinzelten Ueberlieferungen zu ersparen, theilen wir hier einige Züge aus seinem Leben mit; und da uns allerdings der Großvater zunächst des Enkels wegen interessirt, so geschieht dieß von dem Standpunkte und aus den Beobachtungen dieses großen Enkels.

Goethe's Großvater, Joh. Wolfgang Textor, gehörte einer in Frankfurt heimischen, altangesehenen Familie an, so, daß der Knabe Goethe wie auf den Rang desselben, so auch auf seine übrigen Familienbeziehungen, von mütterlicher Seite, wohl eine Art von Stolz hegen konnte. [2]) Frühzeitig, noch als jüngerer Rathsherr, gelangte Textor auf die Schöffenbank seiner Vaterstadt, nachdem ihm schon damals ein eigenthümliches Vorgefühl das Kommende angezeigt hatte. Als Schöffe trug er am 4. Oktober 1745 über Franz I. den Krönungshimmel und erhielt in Folge dieser Feierlichkeit von Maria Theresia, die an der endlich erfolgten Krönung des Gemahls den lebhaftesten und freundlichsten Antheil nahm, eine schwere goldne Kette mit ihrem schönen, jugendlichen Bildniß. Die Wichtigkeit jenes Aktes, zugleich die empfangene Huld und Gnade blieben seitdem lebhaft in der Seele des stolzen Reichsbürgers, und außerdem mochten auch die Persönlichkeiten der beiden höchsten Herrschaften, der stattliche, gutmüthige Franz und die herrliche Kaiserin ihren Eindruck nicht verfehlt haben, so daß Textor sein Leben lang mit voller Seele ein Anhänger des Hauses Oesterreich blieb, und deßhalb mit seinem Schwiegersohn, dem Rath Johann Caspar Goethe, bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges in einen Streit der Meinungen gerieth, da dieser von Karl VII. zum kaiserlichen Rath gemacht worden war, und somit der österreichischen Partei gegenüberstand, zumal, da das leuchtende Gestirn Friedrich's II. den Gegnern Oesterreich's ein Mittelpunkt, dem halben Deutschland ein Gegenstand der höchsten Verehrung und Bewunderung wurde. Auf den Knaben Goethe machte dieser Zwiespalt einen ungünstigen, sogar schmerzlichen Eindruck, weil hier zum Erstenmale die Anhänglichkeit zu Eltern und Großeltern in Konflikt gerieth. Kurz nach 1745 erhielt Textor das Schultheißenamt, das höchste der freien Reichsstadt, und wiederum hatte das Ahnungsvermögen nicht geschwiegen. Bei Goethe's Geburt, am 28. August 1749 sehen wir ihn bereits als Schultheißen, wie er, durch die schwere Geburt seines Enkels aufmerksam gemacht, die Anstellung (oder Erneuerung) eines Geburtshelfers und des Hebammenunterrichts zur Ausführung brachte. Franz I. sah bei der Krönung seines Sohnes Joseph (II.) zum römischen König den früheren Schöffen als Schultheißen der mächtigen Stadt wieder (den 3. April 1764). Gestorben scheint Textor während der Abwesenheit Goethe's auf der Universität zu seyn; wäre es früher geschehen, so würde der lebhafte Eindruck nicht ohne eine Erwähnung in „Wahrheit und Dichtung" geblieben seyn. Eine Andeutung [3]) läßt auf ein längeres Krankenlager des „ehrwürdigen Altvaters" schließen. Als Goethe im Jahr 1771 von Straßburg zurückkommt, findet er seinen Oheim Johann Jost Textor [4]) an des Großvaters Stelle als Schöffe im Rath, und sich selbst dadurch vor der Hand vom Rathe ausgeschlossen. Schultheiß Textor war mit Anna Margaretha Lindheimer [5]) vermählt gewesen. und hatte von ihr mehrere Kinder, deren vier in Wahrheit und Dichtung Erwähnung finden; nämlich jener Johann Jost Textor [6]), Goethe's eigene Mutter, Katharina Elisabeth, die sehr lebhafte Frau eines Materialienhändlers Melbert [7]) und endlich die Gattin des Pfarrers Stark an der St. Katharinenkirche, bei welchem Goethe zuerst den Homer kennen lernte. Goethe's Mutter, welche uns hier zunächst angeht, vermählte sich am 20. Aug. 1748, siebenzehn Jahre alt, mit dem wirklichen kaiserlichen Rath [8]) Johann Caspar Goethe [9]), welcher damals achtunddreißig Jahre zählte, und durch seine Geschäfte öfters in das Haus des Schultheißen gebracht wurde. Der Dichter war das älteste Kind der glücklichen Ehe, zugleich der älteste Enkel und Pathe des alten Textor [10]), von welchem er den Namen Johann Wolfgang erhielt. Mehrere andere Geschwister starben, so daß Goethe und seine Schwester Cornelia, die nachherige Frau J. G. Schlosser's, „sich nach Verlauf einiger Jahre allein übrig sahen." — Goethe, der Vater, starb am 27. Mai 1782, Elisabeth Goethe, geb. Textor, am 13. Sep-

---

[1]) Vergl. die beiden Theile des Merk'schen Briefwechsels (herausg. von K. Wagner)

[2]) Wahrheit und Dichtung (Ausg. v. 1840) Bd. XX. S. 78.

[3]) Campagne in Frankreich Bd. (XXV.) S. 130.

[4]) Welchem er von Leipzig aus ein parodistisches Gedicht zu seiner Vermählung geschickt hatte. XXI. (Wahrh. u. Dicht.) 105.

[5]) Ihre Schwester war an Joh. Mich. von Loen, später preuß. Präsidenten in Lingen, verheirathet.

[6]) Er starb im J. 1792. Goethe erhielt den Brief seiner Mutter, welcher ihm den Tod anzeigte, in Trier, und wurde durch ihn lebhaft an den Großvater, an seine enge, schöne Häuslichkeit und an seine glänzende äußere Stellung erinnert. Ueber die wichtige Wendung, welche sein äußeres Leben hierdurch hätte nehmen können, vergleiche Band XXV. S. 129—133.

[7]) XX. (Wahrh u. Dicht.) S. 44 u. 45.

[8]) Goethe selbst titulirt seinen Vater conseiller actuel de S. M. Impériale.

[9]) Die Genealogie von Goethe's Vater gab die Hannover'sche Zeitung vom 25. Februar 1837. Nach ihr theilt sie Künzel, Deutsche Prosa, II. 376, mit.

[10]) XX. S. 52.

tember 1808, nachdem sie vorher noch ihren Enkel August von Goethe auf seiner Durchreise nach Heidelberg hatte begrüßen können [11]).

Wir haben bis hierher einen Blick auf die äußeren Lebens- und Familienverhältnisse Joh. Wolfgang Textor's geworfen. Eine Charakteristik, wie sie zum Schlusse einer Biographie (und seyen es auch nur die Umrisse zu einer solchen) üblich erscheint, möchte hier um deßwillen unnöthig seyn, weil Goethe selbst schon eine solche an einer Stelle zusammengefaßt hat [12]), auf welche er auch noch an anderem Orte voll Liebe zurückkommt; darum nur wenige Worte über das innere Leben des Mannes und über seinen Einfluß auf den Enkel. Textor erscheint uns nach dem Berichte Goethe's als das Bild eines Mannes, als eine kräftige, tüchtige „Natur" voll schönster Harmonie, ernst und freundlich, streng und milde, — Jegliches an seinem Orte, fest und ruhig, ohne Hast und Zorn, der Sohn einer alten, guten, ehrbaren Zeit. Mit derselben Ordnung und Genauigkeit hegt er den schönen Flor seiner Rosen und Nelken, bindet seine Bäume auf, sortirt die Tulpen u. s. w., mit welcher er die mannigfachen Pflichten seiner hohen Stellung versieht; und so gut er sich auch als Schultheiß zu präsentiren, so würdevoll in vollem Ornat, mit goldener Kette, er den Sitz einzunehmen weiß unter dem Bilde des Kaisers, eine Stufe höher als die andern Schöffen, so einfach, so häuslich, so „behäbig" ist er wiederum in seiner alterthümlichen, burgähnlichen Wohnung in der Friedberger Gasse: von den Trophäen des Pfeifergerichts schüttet seine Frau den Pfeffer ruhig in ihren Gewürzladen, er selbst zieht die alterthümlichen Handschuhe zu seinen Gartenarbeiten an. Diese Harmonie des Lebens, die beste Manifestation des Goethe'schen Spruches:

> Soll das Rechte zu Dir ein,
> Fühl' in Gott was Rechts zu seyn. *)

konnte nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Enkel bleiben; und verstärkt wurde dieser noch durch die ehrwürdige äußere Erscheinung des Mannes, besonders aber durch jene geheimnißvolle Gabe, welche ihm inwohnte, — die der Weissagung. Wer weiß, ob nicht jene klassische Ruhe, jene heitere Sicherheit, welche Goethe'n, den olympischen Greis, umfing, ihr Vorbild in dem alten Großvater gefunden hatte? Wer vermag es zu bestimmen, ob nicht jenes wunderbare Ahnungsvermögen (mag es sich auch nur auf Ereignisse der nächsten Wirklichkeit beschränkt haben) in der Brust des Enkels einen geheimnißvollen Wiederhall erweckt hat, welcher auf seinen Schwingungen den Jüngling in das ahnungsvolle Reich der Dichtung führte, — da ja einmal Poeten und Propheten verwandt sind? ... Und ähnliche träumerische Vermuthungen könnten wir wohl noch manche zwischen den Gestalten des Großvaters und des Enkels auf- und abgleiten lassen.

Erinnerungen aus dem Haag.

1. Haus und Stadt.

Dumpf rollte der Reisewagen über die Schiffbrücke von Wesel am 2. Januar 1840. Ringsum lag bereits dichte Finsterniß. Die Laternen warfen einzelne Streiflichter auf die Fluthen des Rheines. In unbestimmten Umrissen zeigte sich die alte Kirche zu Xanten. Bald war die Grenze des Nachbarlandes überschritten, und die Thore von Nymwegen öffneten sich. Mitternacht war längst vorüber. Ein sonderbares Gefühl überkam mich beim Eintritte in das Logement (Gasthof). Die Nachtwache, der Abschied von der Heimath, die veränderte Luft mochten dazu beitragen, noch mehr aber die fremde Gestaltung des umgebenden Lebens und der durchdringende Geruch, welcher das ganze Haus erfüllte. Jeder Gegenstand nämlich, der es irgend vertrug, war frisch mit Firnißfarbe angestrichen oder doch frisch gewaschen. Später belehrte mich die Erfahrung von der Nothwendigkeit dieses von Ausländern zur Ungebühr bespotteten Verfahrens. Nur durch stetes Waschen kann man homöopathisch dem schädlichen Einfluß der inwohnenden Nässe begegnen, nur durch Firnißfarbe das schnelle Faulen des Holzes, das Rosten der Metalle hindern. Freilich bleiben auch dann noch, wenn man sich an das Nothwendige gewöhnt hat, die angestrichenen Sandsteine an den Fußpfaden wunderlich genug.

Fast noch während der Morgendämmerung fuhr das Dampfschiff ab. Die zahlreichen flachen Inseln waren bei dem hohen Wasserstande dem Spiegel der Waal fast gleich. Noch zu guter Zeit am Nachmittage legten wir unter den Boompjes in Rotterdam an, und am selben Abende bereits erreichte ich den Ort meiner Bestimmung. Es wurde mir ein großes Zimmer eingeräumt mit einem einzigen, freilich nach holländischer Art sehr großen Schiebefenster, dessen braune Läden sich zusammenfalten und in die Seitenwand zurückschlagen ließen.*) Drei Wände der Stube waren mit Papier-Tapeten bekleidet, welche etwa einen Zoll breit von der Mauer abstanden, eine Sitte, die sich selbst in der gewöhnlichsten Bürgerwohnung beachtet findet; die vierte Seite war zu einer Reihe tiefer brauner Wandschränke benutzt, in deren Mitte ein Kamin mit steinerner Einfassung gefügt war. Ueber demselben war ein gewaltiger Spiegel in die Wand befestigt, davor stand ein eiserner Ofen. Die früher allgemein übliche Kaminfeuerung ist jetzt fast überall durch eiserne Oefen verdrängt, welche entweder geschlossen in Säulen- oder Würfelform, oder nach vorn halb offen (Utrechter Heerd), mit Steinkohlen und Torf geheizt werden. Diese Heizung hat jedoch manches Unangenehme. Weil nämlich das Feuer stets unterhalten werden muß, pflegen die Hände von der Hitze aufzuspringen. Man braucht gegen diese sogenannten winterhanden eine einfache Salbe von Oel und Wachs, welche in einem Löffel über der Lichtflamme bereitet werden kann. Auch wird von der scharfen und unangenehmen Kohlenhitze die Luft gleichsam ausgedörrt, weßhalb man häufig einen Napf mit Wasser auf den Ofen setzt. Die von der Hitze abspringende erste Politur des Ofens wird in allen holländischen Häusern wöchentlich zwei- bis dreimal erneuert durch eine vermittelst einer Bürste aufgetragene eigenthümliche schwarze Masse. Im Sommer wird der Ofen sammt dem Blech, auf welchem er steht, weggenommen und läßt den Fußteppich dann vollständig hervortreten, welcher in keinem Zimmer fehlen darf, ja oft noch durch besondere, kostbare Decken unter Tischen oder Armstühlen überboten wird. Auf dem Kaminsimse, auch wohl auf eigens dazu eingerichteten Tischchen und Gestellen, prangt ein buntes Heer von zierlichen Porzellanfigürchen, Schnitzwerk und Bildnerei aller Art, in schönen und abenteuerlichen Formen seltsam gemischt. In ähnlicher Umgebung, die freilich mehr an Deutschland erinnerte, denn das Haus wurde von einer deutschen Familie bewohnt, sollte ich nun zwei Monate verweilen. Es wurden aber mehr als zwei Jahre daraus, und diese Verlängerung meines Aufenthaltes gewährte mir wenigstens den

[11]) Tag- und Jahreshefte (Ausg. v. 1830) Bd. XXXII. S. 41.
[12]) XX. (Wahrh. u. Dicht.), 40—44.
*) West-östl. Divan.

*) Dasselbe Zimmer bewohnte einst der berühmte Raths-Pensionair Jan de Wit, welcher mit seinem Bruder Cornelius, kaum 200 Schritt von jenem Hause, am 20. August 1672 von dem aufgeregten Volke zerrissen wurde.

Vortheil, manche Eigenthümlichkeit des Ortes und des Lebens zu beobachten, die dem Reisenden entgeht oder doch unklar bleibt, weil sie ihn zu flüchtig berührt.

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, eine erschöpfende Darstellung zu liefern, oder hundertmal Gesagtes zu wiederholen; Einzelnes nur will ich herausheben, was vielleicht auch für einen größeren Leserkreis von einigem Interesse seyn kann. Wer eine anziehende und umfassende Belehrung über das ganze Land wünscht, den verweise ich auf das mit Geschmack und großer Sachkenntniß geschriebene Buch des Pfarrers F. W. Dethmar zu Anholt, „Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Essen und Rotterdam bei Bädeker. 1838—41. 4 Hefte." Der Vorwurf, daß der Verfasser Holland in zu günstigem Lichte dargestellt habe, ist vielleicht nicht ganz ungegründet; doch wäre das leicht zu verzeihen und thut bei ihm der Wahrheit keinen Eintrag. Auch Marmier's Aufsätze in der Revue des deux Mondes sind treu und sehr unterrichtend. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Das Journal von Cherbourg erzählt ein schönes Beispiel muthiger Ausdauer von einem Schiffsjungen. Derselbe befand sich mit seinem Vater und zweien Matrosen während einer stürmischen Nacht in einem kleinen Fahrzeug auf der See; das Schiffchen wankte, und die drei Männer stürzten ins Wasser, nur der Knabe wurde durch einen Zufall gerettet. Da dieser nicht schwimmen konnte, so band er sich an ein Tau, und stürzte sich mit einem andern Tau in der Hand ins Meer, nach einem schwarzen Punkte zu, den er trotz der Finsterniß in den schäumenden Wellen gewahrte. Es war sein Vater. Da derselbe, erschöpft wie er war, nicht sogleich in das Schiff steigen konnte, so band ihn sein Sohn einstweilen fest an, und eilte dann einem der Matrosen zu Hilfe, bevor er seinen Vater vollends mit einer Planke ins Schiff hob. Der dritte Mann war für immer verschwunden. Während nun die Geretteten das Fahrzeug wieder flott zu machen suchten, brach in der Kajüte Feuer aus. Der Vater, der am Steuerruder saß, konnte seinen Posten ohne die größte Gefahr für das Schiff nicht verlassen. Da stürzt der Knabe in die Kajüte, rafft die brennenden Gegenstände zusammen, eilt, bereits dem Ersticken nahe, damit aufs Verdeck, und wirft sie ins Wasser. — Der Prinz Louis Buonaparte hat dem muthigen Jungen von Ham aus eine goldene Uhr geschickt, der Maire von Caen ließ ihn in eine Schule aufnehmen, und der Seepräfekt hat seine That an den Marine-Minister berichtet. (N. C.)

*** (Erwachter Pietismus.) Bei Uebersendung des Honorars zu Neujahr 1843 schrieb seinem Wasser-Doktor ein Patient: „Ew. Wohlgeboren werden entschuldigen, daß ich mich Ihrer Kur nicht mehr unterwerfen kann, und zwar aus Pietismus, denn ich habe eben in der ersten Epistel St. Pauli an Thimotheum, Capitel 5, Vers 23, gelesen: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen." Indem es mir leid thut, jetzt erst das Lied: „Sanct Paulus war ein Medicus" gehörig würdigen zu können, empfiehlt sich hochachtungsvoll und ganz ergebenst Ihr ehemaliger Patient G. R....."

*** (Sympathien.) Es war jüngst in mehreren deutschen Zeitschriften davon die Rede, wie jetzt die meisten unserer bedeutenderen Literatoren ihre Kräfte der Bühne zuzuwenden anfangen. Eine gleiche Sympathie scheint sich auch der Franzosen bemächtigen zu wollen; im Feuilleton der „Débats" (vom 26. Dezember 1842) leitet wenigstens J. Janin die Beurtheilung eines neuen Stücks (des dramatischen Erstlings) von Léon Gozlan („Die rechte und die linke Hand") mit folgenden Bemerkungen ein: „Wenn unsere Mode-Schriftsteller ihre belletristischen Proben in die Welt gesandt, wenn sie bewiesen haben, daß sie einen Roman zu schreiben und auch die kritische Feder zu führen verstehen, packt sie der Ehrgeiz und nun stürzen sie sich, falls sie nicht Pairs, Deputirte, Präfekte oder Staatsräthe heißen, mit kühner Stirn den Fährlichkeiten der Bühne entgegen. Die Bühne ist heut das Endziel aller literarischen Bestrebungen; die größten Genies unseres Jahrhunderts träumten von den traurigen Lorbeeren, die auf diesem Felde zu erndten. Nach ihnen trachtet Hr. v. Lamartine ganz insgeheim eben so, als sie selbst Hr. v. Chateaubriand seiner für nicht unwürdig gehalten. Die Bretter sind — soll man jenen Herren glauben — allein der Boden, auf dem sich das Genie entfalten kann; der Ort, der allein würdig ist, um von ihm herab zum französischen Volke zu sprechen, von ihm herab seinen Namen der staunenden Menge zu enthüllen." Hierauf braucht Hr. J. Janin seine Schreibfinger gegen „Die rechte und die linke Hand" in malitiöser kritischer Industrie und läßt merken, was in Deutschland für jetzt noch klarer hinsichtlich der zur Bühne sich wendenden Schriftsteller zu Tage kommt, nämlich:

„Viele halten sich berufen,
Wen'ge nur sind auserwählt,
Daß auf Tausend an den Stufen
Drei man kaum im Tempel zählt!" (Berl. Gesellsch.)

Der Triumphator.

Von
Frank von Steinach.

Auf Wolkenrossen jagt der Sturm
Mit seiner Feuerhauben.
Die Schlacht erbraust, der Donner rollt,
Die wilden Renner schnauben.

Die Erde qualmt von ihrem Huf,
Sie bebt vor seiner Lanze;
Es kocht das Meer und wühlt und schäumt
Im fürchterlichen Tanze.

Die Himmelsveste kracht und wankt,
Weit sprüh'n die Schwefelminen,
Und rauschen auf den Kampfesplan
Wie flammende Lawinen.

Da naht der große Feldherr: Gott!
Die Elemente zagen.
Er zieht als Triumphator ein
Im goldnen Siegeswagen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1. Februar. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia: Fräulein Sabine Heinefetter.

Donnerstag, den 2. Februar. (Neu einstudirt) Die Mündel, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Iffland.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 34. 3. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ahl.

(Fortsetzung.)

4.

Judith war von den Indianern auf dem nämlichen kleinen Fort, dessen wir so eben erwähnten, in Sicherheit gebracht worden. Die ersten Tage ihrer Gefangenschaft verstrichen ihr in völliger Muthlosigkeit und Verzweiflung. Allein das Schreckliche ihrer Lage weckte bald in ihr jenen mächtigen Gegendruck gegen die Härte des Schicksals, jenes stolze Selbstgefühl, das sich bei unverfälschtem, naturgemäß kräftigen Seelenzustande stets gegen ein Extrem von Widerwärtigkeiten zu erheben pflegt. Wenn sie aber auch so, nicht den Balsam des Trostes, sondern den Widerstand und die Erhebung über ihr Geschick gefunden hatte, so sollte ihr wiederum in demselben Maße die Hoffnung auf Errettung zum immer schwächeren, trügerischeren Schimmer werden.

Die ersten Tage ihrer Gefangenschaft hatte sie fast ganz einsam zugebracht unter der Obhut der Wetamoe, einer indianischen Fürstin aus Pokasset, der Bundesgenossin und nahen Verwandten Philipp's. Denn dieser war durch den verheerenden Guerillaskrieg, welchen er mit seinen gewandten und kühnen Indianern schnell wie der Blitz von einem Punkte der Gränze zum andern trug, von dem Fort, seiner letzten und stärksten Zufluchtsstätte, weggerufen worden. Die Fürstin, eine wahre Amazone, von wildem kriegerischen Geiste beseelt und oft in eigner Person an der Spitze ihrer Truppen befehligend, hatte Anfangs mit Hohn und Verachtung auf das trostlose Weinen und Händeringen der fremden Gefangenen herabgesehen, aber da sie bei der unglücklichen Verlassenen die duldende, stille, muthvolle Ergebung, wie sie nur ein weibliches Herz zu fassen im Stande ist, allmählich auf den ersten ungezügelten Ausbruch des Schmerzes folgen sah, faßte eine zärtliche Zuneigung zu dem fremden Mädchen Wurzel in ihrer Seele. Demungeachtet verhehlte sie ihr keineswegs, daß sie als die erste Beute dieses Krieges ohne Rettung ein Opfer den Göttern fallen müsse. Judith wußte ihren Schrecken zu bemeistern, um so mehr, da sie dem stolzen Weibe gegenüber jeder Thräne sich doppelt schämte und dem festen Mannesgeist der Fürstin durch ihre Schwachheit keinen Vortheil mehr einräumen wollte.

Inzwischen war König Philipp aus den verzweifelten, für ihn wechselnd bald unheilvollen, bald siegreichen Gefechten auf das Fort zurückgekehrt, um hier neue Streitkräfte an sich zu ziehen, durch seine Unthätigkeit die Weißen in Ruhe und Sorglosigkeit einzuwiegen, dann aber plötzlich aus der Verborgenheit dieses Schlupfwinkels hervorzubrechen, und mit Einem unerwarteten, entscheidenden Schlage die ganze Reihe seiner bisherigen Verluste doppelt wieder gut zu machen. Schon mehrere Wochen hatte er sich, durch den Kampf wilder, widersprechender Leidenschaften gepeinigt, mit sich und der Welt auf's Schrecklichste zerfallen, hier herumgetrieben, als er an dem Abende desselben Tages, wo wir ihn bei der Unterredung mit seinem Geheimschreiber in so stürmisch bewegter Gemüthsstimmung gesehen hatten, in die finstere Zelle der gefangenen Judith trat.

Er sah das unglückliche Mädchen zuerst mit festem Blicke an, dann aber schlug er, zusammenbebend, die Augen nieder und blieb in der äußersten Ecke des kleinen Raumes stehen, als scheue er sich näher zu treten, als erschrecke er vor dem zarten, schwachen Wesen, während sie selbst furchtsam in die Höhe fuhr.

„Judith," sprach er, — denn sein häufiger Verkehr mit den Colonisten hatte ihm ihre Sprache völlig geläufig gemacht — „weißt Du, daß Du morgen sterben mußt?"

„Wohl weiß ich es!" erwiederte das Mädchen, zwar erblassend, doch gefaßt, mit kaum merklichem Beben der Stimme. „Ich bin vorbereitet auf Alles, was da kommen wird und suche weder Euern Trost, noch fürchte ich die Schreckbilder, die Ihr mir vormalen möget. Aber es ist des Rufes der Großmuth, den selbst Eure Feinde Euch nachrühmen, unwürdig, daß Ihr alle Tage kommt, mit den wilden Ausbrüchen Eurer Leidenschaft, mit Euern unbarmherzigen, schonungslosen Worten, den Frieden meiner letzten Stunden zu stören. Glühte jene Flamme in Euch, von der Ihr täglich redet, Ihr würdet mich retten, nicht mein Herzeleid noch vergrößern, statt des Trostes neue Qualen mir bereiten. Ach, Ihr könnt nicht lieben! Ihr hattet eine Gattin, Ihr hattet Kinder, aber gewiß, Euer eisernes Herz liebte sie nicht!"

„Halt ein! Weib!" rief der Wilde, der bisher schweigend sie angehört hatte, indem er nun in stürmischer Aufwallung mit flammendem Auge hervorsprang. „Ich hatte ein Weib, sagst Du? Ich hatte Kinder? Nein, ich sage Dir, ich habe ein theures Weib, ich habe Kinder, die ich liebe! der Himmel würde über mich einstürzen, wenn ich sie nicht liebte, die nichts als Liebe gegen mich sind. Aber nein! was sagte ich? — nein, ich darf sie nicht lieben; es ist eine schreckliche Lüge, daß ich sprach, ich liebe sie; es wäre Frevel, sie zu lieben! Nur Ein Wesen darf man lieben — ich liebe nur Dich, aber ach! — ich kann Dich nicht retten."

Eine tiefe Stille trat ein. Mit mächtigen Schritten ging der Häuptling in dem kleinen Raume auf und ab, als suche er einen Ausweg aus dem Labyrinth seiner gegen einander wogenden Leidenschaften, indeß er im Uebermaße seiner Heftigkeit mit dem krummen Messer, das er im Gürtel trug, seine Haut ritzte, bis das Blut floß. Endlich blieb er stehen.

„Ich habe einen Ausweg gefunden," rief er mit bewegter Stimme, „es ist der einzige. — Entfliehe! Ich will Dir heute Nacht die Pforte öffnen, ich will Dich zu Deines Vaters Wohnung geleiten, und man soll glauben, Deine eigne List habe die Thüre dieses Kerkers geöffnet."

Bei diesen Worten brach die Lust zum Leben, die das muthvolle Mädchen schon fast ganz in seiner Brust erstickt hatte, auf's Neue hervor. Unter einem Strom von Thränen stürzte sie zu den Füßen des Häuptlings nieder und umfaßte seine Knie, und flehte in abgebrochenen, aber desto beredteren Worten um die Erfüllung seines Versprechens. Da schleuderte sie der Sachem von sich, daß die erschrockene Gefangene niedersank und der dumpfige Kerker von ihrem lauten Angstrufe widerhallte.

„Du willst entfliehen! Du kannst entfliehen?" rief er in dem seltsamen Widerspruch glühender Leidenschaft; wie vernichtet, mit gebrochener Stimme. „Entfliehen! Schrecklich! O, es kann Dein Wille nicht seyn! Judith, ich beschwöre Dich, sage mir's bei den Göttern Deines Landes, bei dem greisen Haupte Deines Vaters, oder was sonst Dir heilig ist, kannst Du entfliehen? Ach, ich träumte mir, Du liebtest mich; ich träumte mir, Du könntest Dich opfern, um nur einen Augenblick länger mit Deinen Augen an meinen Augen zu hangen und — Du kannst entfliehen! Ich träumte mir, wenn man Dich zum Tode führen würde, dann wollte ich den Fluch meines Stammes auf mich laden, und, eine blutige Gasse durch meine Brüder brechend, mit Dir zur fernsten Wildniß entrinnen, oder mit Dir sterben, wie es der Spruch unsrer Götter verkündete: des Fremdlings Tochter soll ich lieben, meiner Brüder Blut soll meine Streitart röthen, dann werde ich untergehen. Habe ich Dich nicht mehr geliebt, als ich mein theures Weib, als ich meine unschuldigen Kleinen liebte, die so zutraulich ihre zarten Händchen um meinen Nacken schlangen, ihren Kopf auf meinen Schultern wiegten, und jetzt in den Banden Deines Volkes schmachten? Habe ich Dir nicht süße Früchte zur Labe in Deine Gefangenschaft gesendet, frische Matten zum Lager und vor rohen Händen Dich bewahrt? Habe ich nicht Tag und Nacht mich gemartert, Rettung für Dich auszuspähen, aber was den Göttern geweiht ist, kann man ungestraft ihnen nicht entreißen. Sieh', ich habe bisher noch mit keinem Lug oder Trug meine Tage befleckt, aber der letzte Beweis meiner Liebe zu Dir soll der seyn, daß sie mir zum Verbrechen wird, und der erste Betrug an meinem eignen Volke und seinen Göttern verübt, soll aus meinem Herzen hervorgehen. — Dein Wunsch zu entfliehen sey Dir gewährt."

„So wisse denn, Sachem," sprach nun das Mädchen, seiner glühenden Heftigkeit die einfachen Worte eines stillen, kummervoll bewegten Herzens entgegensetzend, „wisse, daß auch ich Dich bewunderte und — liebte, aber meine Liebe zu Dir war ein eben so großes Verbrechen, wie die deinige — Du hast Weib und Kind, mein Herz und meine Hand gehören einem Andern, dem ich verlobt bin. Darum flehe ich nochmals, laß mich entfliehen; denn aus verbrecherischer Liebe ist noch niemals Gutes entsprungen. Die Weissagungen Deines Stammes sind gegen Deine Leidenschaft; mir verbietet der Glaube meiner Väter, der Liebe für Dich Raum zu geben. O laß mich fliehen, damit ein Augenblick der Schwachheit mich nicht bewegt, in Dein thörichtes Beginnen einzuwilligen!"

Der Sachem drückte die Widerstrebende entzückt, doch mit schmerzlichem Blicke an seine Brust. „Es sey," sprach er, „ich halte Wort, denn vor Deiner Rede sind die Trugbilder meines zerrütteten Gemüths entflohen. Du sollst in die Arme Deines Vaters zurückkehren."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Haag.

1. Haus und Stadt.

(Schluß.)

Die Wanderung durch die Stadt ist für einen Fremden ziemlich schwierig. Während der Franzosenherrschaft nämlich waren die Namen der Straßen und Plätze verändert und die neuen Benennungen an den Ecken angeschlagen worden. Nach der Befreiung stellte man natürlich die alten Namen wieder her und riß die Tafeln ab, aber man versäumte, neue anzuheften, was um so übler ist, als manche Straße in ihrer Verlängerung drei, vier, auch mehr verschiedene Namen trägt. Die an sich meist engen Straßen werden gewöhnlich noch mehr beschränkt durch eiserne Gitter, welche den sogenannten Bürgersteig zu dem daranstoßenden Hause ziehen. Trottoire sind eine Seltenheit, denn Steine sucht man, wenigstens in der Provinz Holland, vergebens. Sie kommen meist den Rhein herab, und jeder gewöhnliche Pflasterstein, wie die viereckig gehauenen unserer Hauptstraßen, kostet, bis er an Ort und Stelle liegt, 20 Pfennige. Die Landstraßen und die Fußwege innerhalb der Städte und Dörfer werden deßhalb aus schmalen, weißlichen, auf die Kante gelegten Ziegeln (klinkers) gebaut, bilden also gleichsam eine liegende Mauer. Eine solche Straße, welche vor einigen Jahren vom Haag aus nach dem höchstens drei Viertelstunden entfernten Badehause am Strande zu Schewenigen angelegt wurde, kostete 24,000 Gulden. Deßhalb sind auch die Fahrwege eben nur für zwei Diligencen (Postwagen) breit genug, und auf den kleinsten Stationen, zuweilen selbst von Fußgängern, wird ein hoher Weg- und Brückenzoll erhoben. Unsere Frachtwagen würden dergleichen Straßen natürlich nicht aushalten, diese sind aber dort auch nicht vorhanden und werden durch die zahllosen Kanäle überflüssig gemacht.

Nun auf den kleinen, aber rauschenden Marktplatz! Obst, feine Gemüse, Beeren und allerlei Früchte sind in Ueberfülle fast in jeder Jahreszeit zu haben. Daneben Citronen, Apfelsinen, Feigen, Mandeln, Kokosnüsse. Auf Tischen ausgebreitet liegen antiquarische Büchervorräthe, umgeben von Vögeln, Hunden, Schnittwaarenbuden, allerlei Hausrath und altem Gerümpel, als zerbrochenen Fensterrahmen, abgetragenen Schuhen, durchlöcherten Ofenthüren und dergleichen. Jeder Verkäufer ruft seine Waare nebst ihrem Preise aus, ohne an seine Lunge oder an die Ohren der Vorübergehenden zu denken. Weiterhin wird es stiller. Breite Fahrwege, von anständigen Häusern eingeschlossen, von weitästigen Bäumen beschattet, bilden die Ufer eines Kanals, welchen zahlreiche Marktschiffe (Trekschuiten) bedecken. Längshin ist eine doppelte Reihe leichter Buden aufgeschlagen, unter deren schützender Leinwanddecke tausend bunte Blumen prangen und selten lange auf den Käufer harren, denn die Blumenliebhaberei, wenn auch nicht mehr die Manie der früheren Zeit, ist doch noch immer lebendig im Volke.

Wir biegen in eine Seitenstraße und gelangen zu einer Doppelreihe großer, hölzerner Buden. Riesenhafte Weiber aus dem nahen Schewenigen, welche am frühen Morgen mit dem durchdringenden Ruf „Schellfisch! Kabeljau!" die Straßen durchzogen, haben hier ihren Vorrath an Seefischen ausgebreitet und schwatzen unter einander in einem Dialekte, den selbst der eingeborene Haager kaum begreift.

Von der Wanderung ein wenig zu rasten, treten wir in das Zuidhollandsche Koffijhuis, das vornehmste der Stadt. Zahlreiche Tische mit reinlichen Steinplatten, in bequemen Zwischenräumen aufgestellt, füllen die Hälfte des weiten, einfach, aber anständig decorirten Saales. Neben den gewöhn-

lichen Getränken finden wir eine Auswahl vorzüglicher, zum Theil nach den Jahreszeiten wechselnder, starker Branntweine, deren Gebrauch das Klima nothwendig macht. Neue Goudaer Thonpfeifen stehen zum beliebigen Gebrauch bereit; sie dürfen nirgends fehlen. Nach dem Gebrauch werden sie in eigenen Oefen ausgeglüht und sind dann wieder neu. Hat sich der Gast bequem gemacht und seine Pfeife gestopft, so ruft er: Jan! een flammetje! und der Kellner erscheint mit brennendem Rohrstöckchen, nun erst weiterer Befehle gewärtig. Die Unterhaltung wird nie sehr laut. Keine heftige Debatte erhebt sich. Fast unhörbar klopft der Nachbar seine Pfeife aus, legt sie auf den Tisch, und geht so still als er kam.

Auf dem Heimwege haben wir Muße, nach den Bewohnern auch die Häuser zu beobachten. Zunächst fallen uns die Schornsteine auf, welche in abenteuerlichen Formen, ohne Regel oder Symmetrie, aus allen Ecken der Dächer hervorgucken, wegen der anhaltenden Stürmen oft mit einer schwebenden Glocke oder einer beweglichen Windnase überbaut. Die grün polirten Hausthüren sind verschlossen, die spiegelblanken, großen Fenster dicht verhangen. Die Mauern, das Zimmerwerk und die Fußböden des höchstens zwei Stock hohen Hauses sind unglaublich dünn, so daß man oft die gewöhnliche Unterhaltung durch den Fußboden hindurch hört. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Verwichenen Montag hatten wir das Unterbleiben der Benefizvorstellung der Madame Frühauf sehr zu bedauern, um so mehr, als eine plötzliche Krankheit der Benefiziantin die Ursache davon war. Mehrere Bälle und Reunions, welche an diesem Abend stattfanden, konnten nicht verhindern, daß alle Logen genommen waren, und somit eine bedeutende Einnahme augurirt werden konnte. Ein schöner Beweis, wie sehr Mad. Frühauf sich der Gunst des Publikums zu erfreuen hat. Dem Vernehmen nach, leidet Mad. Frühauf an einer Halsentzündung, welche ihr das Auftreten sobald nicht erlauben wird. — Wenn das Gastspiel der Fräulein Heinefetter als ein höchst angenehmes und dankenswerthes hors-d'œuvre für das Publikum und insbesondere für die Abonnenten angesehen werden muß, so können wir doch nicht umhin, einen Wunsch mit dieser Anerkennung zu verbinden, den nemlich: Fräulein Heinefetter möge sich uns nicht vorzugsweise in italienischen Tonwerken zeigen, sondern eine ihrer Gastrollen einem deutschen Componisten widmen.

*** Bereitung des Kölnischen Wassers. (Eau de Cologne.) In Karmarsch's und Heeren's deutscher Bearbeitung des Ure'schen Lexikons heißt es über die Bereitungsart des Eau de Cologne: Die großen Heilkräfte und wunderbaren Eigenschaften, die man diesem berühmten Riechwasser zugeschrieben hat, beruhen so ziemlich in der Einbildung, da es nichts weiter als mit ätherischen Oelen versetzter Spiritus ist. Allerdings ist der Geruch von gut bereitetem Eau de Cologne höchst erfrischend und angenehm, so daß es seit einer langen Reihe von Jahren durch kein anderes Riechwasser hat verdrängt werden können. Der folgenden Vorschrift wird von Ure die größte Authentizität zugeschrieben, indem sie von Farina selbst, dem bekannten Erfinder und Hauptfabrikanten des Kölnischen Wassers, einem Freunde mitgetheilt seyn soll. Man nimmt 600 Pfund sehr reinen Spiritus, 1½ Loth Salbey, eben so viel Thymian, 24 Loth Melisse und eben so viel Frauenmünze (grüne Münze), ein Loth Kalmus, ½ Loth Angelikawurzel, ½ Loth Kampher (?), 8 Loth Rosenblätter, eben so viel Veilchenblätter, 4 Loth Lavendelblumen, 1 Loth Orangenblüthen, 2 Loth Wermuth; Muskatnuß, Gewürznelken, Kaneel, Muscatblüthe von jedem 1 Loth. Ferner werden zwei Orangen und zwei Zitronen in Stücke zerschnitten, nun das Ganze mit Spiritus 24 Stunden lang in Digestion gestellt, und endlich 400 Pfund im Wasserbade davon abdestillirt. Zu dem Destillate setzt man Citronenöl, Zedratöl, Melissenöl und Lavendelöl, von jedem 3 Loth; Neroliöl und Rosmarinöl, von jedem 1 Loth, Jasminblüthöl 2 Loth, endlich 24 Loth Bergamottöl. Das Ganze wird nunmehr filtrirt und auf die Gläser gefüllt. Eine andere Bereitungsart ist von Cadet de Gassicourt angegeben. Man nimmt 2 Quart Alkohol von 0,8638 spez. Gew., setzt dazu Neroliöl, Zedratöl, Orangeöl, Zitronenöl, Bergamottöl und Rosmarinöl, von jedem 24 Tropfen; gibt noch ½ Loth kleine Kardamomkörner hinzu, und destillirt hiervon im Wasserbade 1½ Quart ab. Durch bloße Auflösung der Oele im Alkohol ohne nachherige Destillation soll das Produkt nie so schön ausfallen. Daß übrigens die Güte, insbesondere der feine Geruch des Eau de Cologne nicht allein von der richtigen Mischung der Ingredienzien, sondern sehr wesentlich auch von der Güte derselben abhängt, ist an sich einleuchtend. Die ätherischen Oele werden ihres hohen Preises wegen gar häufig mit anderen wohlfeilern, ja selbst mit fetten Oelen verfälscht; es ist daher einleuchtend, daß nur aus ganz reinen, unverfälschten und tadellosen ätherischen Oelen ein vorzügliches Produkt zu erzielen ist. Die Fabriken von Kölnischem Wasser, deren es jetzt fast in jeder größeren Stadt gibt, haben sich vorzüglich zu bemühen, die Oele von den reellsten zuverlässigsten Häusern zu beziehen. (Köln. Handels-Organ.)

*** (Hannover, 20. Januar.) Hannover hat seinen Latour d'Auvergne verloren! Brongé, erster Grenadier der weiland kurhannoverschen Armee, 75 Jahre alt, hat um Mitternacht des zweiten Epiphanias-Sonntags seinen Heldengeist ausgehaucht. Immer in den ersten Reihen der Avantgarde, während des französischen Revolutionskrieges (1793) sich befindend, stutzten die Neufranken, wenn der hannoversche Patagonier, der seine 7 Fuß maß, mit gefälltem Bajonnet auf sie los stürzte und sie warf. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er für solche ausgezeichnete Dienste, das Avancement zum Corporal (gerade wie sein Vorgänger Latour) ausschlug. — Das für Hannover so verhängnißvolle Jahr 1803 fand unseren ersten Grenadier, vor Wuth knirschend, auf dem Kampfplatze, bereit, die in Braband geschlagenen Bataillen jetzt auf vaterländischem Boden fortzusetzen. Brongé würde, so wie früher, Wunder der Tapferkeit gethan haben, wenn nicht höhere Befehle, die von den damaligen kritischen Zeitverhältnissen geboten wurden, seinen Heldenmuth gezügelt hätten.

*** (Paris.) Der Kaufmann R. war nebst seiner Frau, unter den am Eingange eines der Theater der Boulevards Harrenden einer der Hintersten. Vor ihnen stand eine junge, sehr elegant gekleidete Dame, die sich höchlich über die Unannehmlichkeit beklagte, so lange vor dem Eingange eines Theaters stehen zu müssen. In dem Augenblicke, als sie ihre unwillige Aeußerung beendigte, hatte eine heftige Bewegung im Vordergrunde ein Drängen der ganzen Sturmlinie nach Hinten zur Folge; die junge Dame wurde dem Herrn R. in die Arme, und Madame R. fast zu Boden geschleudert. Nachdem erstere sich frei gemacht, benutzte sie den Tumult, um sich einen Platz zu erringen und es gelang ihr auch bald, in den Saal zu kommen. Endlich stand Herr R., nachdem er abermals eine Viertelstunde gewartet, vor der Kasse und verlangte zwei Billets auf Vordersitze in der ersten Logenreihe. Als er in seiner Westentasche die ziemlich gefüllte

Börse suchte, die er von Hause mitgebracht, war dieselbe verschwunden, so wie eine goldene Dose, die er in die andere Tasche gesteckt. Zum Glück hatte sich Madame R. mit Geld versehen und konnte die Karten bezahlen. Im Laufe der Vorstellung bemerkten der Kaufmann und seine Frau, in einer offenen Loge, die junge Dame, welche mit ihnen eine der letzten Harrenden gewesen war; sie schien der Vorstellung mit der lebhaftesten Theilnahme zu folgen; sie fuhr oft mit dem Schnupftuche nach ihren Augen und schien überhaupt in der höchsten Aufregung. Gegen Mitte des vierten Aktes erreichte diese einen so hohen Grad, daß die Dame ohnmächtig nieder sank. Zwei in ihrer Nähe sitzenden Zuschauerinnen brachten sie schnell in das Foyer und verschwendeten alle erdenkliche Sorgfalt an sie. Die eine der Damen, Frau von M.., verließ sie sogar nicht eher, als bis sie wieder ganz zu sich gekommen war. Sobald der Akt zu Ende, kehrte Frau von M.. in das Foyer zurück, um sich von dem Zustande der Kranken in Kenntniß zu setzen; sie erfuhr, daß Letztere das Theater verlassen, mit der Aeußerung, daß die Aufregung, in welche sie das Drama versetzt, ihre Kräfte übersteige. Als Frau von M.. wieder in ihre Loge zurückgekehrt, fragte sie ihre Nachbarinnen, ob ihnen die fragliche Dame bekannt sey. Die Antwort fiel verneinend aus. In demselben Augenblick bemerkte ihr eine der Gefragten, daß das Bruchstück einer goldenen Kette an ihrem Gürtel hänge. Nun erkannte Frau von M.., daß man ihre reich mit Diamanten besetzte goldene Uhr gestohlen und einen Theil der Kette, die an zwei Stellen mit der Scheere durchgeschnitten worden. Sie konnte nun keinen Zweifel mehr hegen, daß der Raub von der sentimentalen jungen Dame begangen worden, während sie um sie beschäftigt gewesen, und es wurde ihr nun klar, daß die Ohnmacht der Dame nur eine verstellte war. Herr R. errieth, sobald er den Vorfall erfahren, leicht, wie und von wem ihm seine Börse und seine Dose entwandt worden. R.

*** (Anekdote.) Vor einiger Zeit besuchte ein vornehmer Engländer eines der Trappistenklöster im südlichen Frankreich; der Prior stellte ihm nach der Reihe die ewig schweigenden Brüder vor, und sagte endlich bei einem derselben: „Sie sehen hier, mein Lord, einen unglücklichen Soldaten, der in der Schlacht von ***, aus Furcht vor den Kanonen, davon lief, und dann, aus Verzweiflung über seine verlorne Ehre, in diesen Orden trat." — Bei diesen Worten veränderte der Bruder die Farbe; Zorn und Stolz blitzten aus seinen Augen und der schrecklichste Kampf in seiner Seele malte sich auf seinen entstellten Zügen; — doch plötzlich auf das Krucifix blickend, faltet er die Hände, fällt demüthig vor dem Prior auf die Knie und verläßt blaß und schweigend das Zimmer. — Der Lord, durch diese Scene erschüttert, fragt unwillig den Prior, warum er diesen Unglücklichen so anklage? — „Mein Herr," — antwortete dieser — „ich that es, um Ihnen zu zeigen, welche Gewalt die Religion besitzt; dieser Bruder war einer der bravsten Offiziere, der in jener Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hat. Sie sahen den Kampf, den meine falsche Beschuldigung in ihm erweckte, aber Sie sahen auch die Unterwerfung." (Pr. Volksfreund.)

*** Ein angesehener Kaufmann in London erklärte unlängst sein Unvermögen zur Befriedigung seiner Gläubiger und bot 25 Prozent an. „Schade," sagte der witzige Jude Moses: „das er nicht baar geben konnte 50 Prozent, so hätten wir hundert nach dem Sprichwort." — Wie so? fragte ein anderer Geldmäkler. — „Nu, bis dat qui cito dat (wer schnell gibt, gibt doppelt) antwortete Moses.

Charade.

Glücklich, dem die Ersten lächeln,
Dem sie treu und innig hold,
Von der Stirn die Sorgen fächeln,
Dem sie bringen Ehr' und Gold! —

Aber ach! gar Mancher nennet
Sich von ihnen keck die Dritte,
Doch — sie zürnen seiner Bitte,
Fliehen, stets von ihm getrennet. —

Aber fröhlich, voll Entzücken,
Streift das Ganze durch die Auen,
Lebenslust und Jubel schauen
Aus den off'nen hellen Blicken. —

Manches Herz fühlt sich getroffen,
Gäb' sich gerne ihm zu eigen;
Doch es muß verschüchtert schweigen,
Freiheit ist sein einzig Hoffen!

Auflösung der Charade in Nro. 32.

Liedlohn.

Programm des Museums.

Freitag, den 3. Februar.

Zweite Symphonie von Schnyder von Wartensee.
Göthe und seine Zeit; literaturgeschichtliche Vorträge von Herrn Dr. Th. Creizenach. (Achter Vortrag.)
Arie von Donizetti, gesungen von Fräulein Sabine Heinefetter.
Dramatische Vorträge aus Shakespeare und Calderon; gelesen von Herrn Baison. (Sechster Vortrag: Scenen aus Calderon's „Arzt seiner Ehre.")
Zweites Clavierconcert von Mendelssohn-Bartholdy, gespielt von Herrn Lutz.
Der Wanderer, Lied von Schubert; gesungen von Fräulein Sabine Heinefetter.
Aufforderung zum Tanze, von C. M. v. Weber; fürs Orchester eingerichtet von Berlioz.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; es wird durchaus Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 2. Februar. (Neu einstudirt) Die Mündel, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Iffland.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 35. 4. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ryl.

(Fortsetzung.)

5.

Ein eisiger Dezembersturm saus'te durch die alten Föhrenwaldungen, welche sich um das Fort Philipps im Lande der Narrhagansets ausdehnten, und ließ ihre langgereckten Aeste unter der Wucht des darauf liegenden Schnees erseufzen. Nur dann und wann in kurzen Zwischenräumen ward das Geheul des Nordwindes in seiner Einförmigkeit durch den Zuruf der Vorposten der englischen Milizen unterbrochen, welche diesen Wald in der Stille der Nacht besetzt hatten, um am folgenden Morgen einen entscheidenden plötzlichen Angriff auf das Fort zu wagen; denn durch die nordpolartige Kälte dieser Breiten war es seines stärksten Bollwerks beraubt worden. Die Sümpfe ringsum, die aus weichen schwarzen Moorschollen, mit Gestrüpp und Wasserschierling überwachsen bestanden, und deren schmale, labyrinthartig gewundenen Pfade nur dem Fuße eines Indianers zugänglich waren, hatten sich jetzt in eine feste Eismasse verwandelt, das hemmende Gestrüpp, das Röhrigt, die rankenden Sumpfpflanzen waren in der strengen Jahreszeit verdorrt.

Wotton befehligte einen kleinen Trupp der Vorposten; denn in diesem entscheidenden Kriege hatten die Colonisten, ohnedieß schon längst durch die Noth der Selbstvertheidigung in den praktischen Kriegsdienst eingeweiht, willig die Waffen ergriffen, um der geringen Anzahl der Gouvernementstruppen den erforderlichen Nachdruck zu geben. Tief in seinen Mantel gehüllt, denn die Kälte war schrecklich, lehnte sich Wotton wider den verwitterten Stamm einer alten Kiefer, dem Treiben seiner Untergebenen mitzusehend, die vor ihm an der verglimmenden Gluth eines kleinen Feuers sich wärmten und unbekümmert um die Gefahren, welche der morgende Tag bringen sollte, bei ihren wohlgefüllten Feldflaschen sich recht behaglich zu fühlen schienen. Das gemüthliche Geplauder aber, welches sonst ein Bivouak so anziehend macht, die zahllosen Schwänke, Histörchen, Anekdoten, die ein Jeder aufzutischen weiß, hörte man hier nicht; denn der eisige Ernst eines finstern Pietismus hielt die Zungen gefesselt, und wenn in dem Mutterlande England schon das düstere, freudlose, zerknirschte Wesen eines Covenanters auf die äußerste Spitze getrieben zu seyn schien, so hatten doch diese Auswanderer jenes Extrem wo möglich noch überschritten. Die Pilgrime (so pflegten sie sich selbst zu nennen) hatten sich in den glänzenden Erwartungen, mit welchen sie die neue Heimath betraten, bitter getäuscht gesehen, und das rauhe Klima, die tägliche Gefahr, vor allem aber die Einsamkeit und Abgeschiedenheit, welche den vereinzelten Colonisten in diesen öden Waldstrecken zu Theil ward, hatte den schwarzen Schleier des Trübsinnes und düsteren Ernstes vor ihre Seele gebreitet, der durch ihre finstere religiöse Stimmung sich noch schwärzer färben sollte. Der Korporal Josua Herrik war daher hier mit großem Eifer bemüht, um, wie er sich ausdrückte, das Herz seiner Mannschaft zu erfrischen, die Geschichte des Helden Gideon aus einer zerlesenen Taschenbibel mit einem gewissen fanatischen Pathos vorzutragen, während seine frommen Zuhörer jedem Kernspruch und jedem Schwertstreich des alttestamentlichen Helden durch einen derben Zug aus ihrer Flasche, wie es schien, den gehörigen Nachdruck zu geben bemüht waren, und so auf ihre eigene Weise für die Erfrischung ihres Herzens sorgten. Doch diese seltsame Art der Unterhaltung ward plötzlich durch den Ruf der Schildwachen unterbrochen. Alles sprang zu den Waffen und der Korporal war nun allem Anschein nach eben so rasch bei der Hand mit dem Schwerte, wie vorher mit der Bibel zu fechten. Zwei Mann wurden sogleich beordert, die Ursache des Lärms zu erforschen. Sie kamen bald wieder, einen Indianer in ihrer Mitte führend. Dieser näherte sich Wotton und überreichte ihm ein Papier.

„Was ist die Parole?“ rief dieser, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Beglaubigungsschreiben geworfen hatte.

„Wehe, Babel, wehe Dir!“ erwiederte Jener in gebrochenem Englisch.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte Wotton weiter, ihn scharf ins Auge fassend.

„Laßt mich vor Euern Häuptling führen, der mir diesen Geleitsbrief ausgestellt hat.“

Wotton untersuchte nun sorgfältiger das Creditiv des Wilden, und nachdem er es genügend befunden, schickte er sich an, ihn selbst mit einer kleinen Eskorte nach dem Hauptquartier zu begleiten, während er das Commando über den zurückbleibenden Trupp dem Korporal Josua Herrik übertrug.

In einer alten verfallenen Indianerhütte, die, auf einem freien Hügel am Saume des Waldes gelegen, die Gegend beherrschte, hatte der Befehlshaber Kapitän Leslie, umgeben von seinen Offizieren und den Angesehensten der Colonisten schon lange sehnlichst auf die Ankunft dieses Kundschafters gewartet, dessen Nachrichten den Plan des Angriffs für den folgenden Tag bestimmen sollten. Man war daher nicht wenig erfreut, als Wotton den Geheimschreiber König Philipp's, denn dieser selbst war es, in die von Rauch erfüllte Hütte führte.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen, Alexander,“ redete ihn der Kapitän an, denn die Engländer hatten damals die Gewohnheit, den Indianern, mit welchen sie häufig in Verkehr kamen, englische Namen beizulegen. „Eilt daher

Eure Berichte uns vorzutragen, die Zeit drängt; dann soll heute schon dieser Beutel, mit Silber- und Goldmünzen angefüllt, der Lohn für Eure treuen Dienste seyn."

Allein der Wilde wieß stolz, fast verachtungsvoll dieses Anerbieten zurück.

„Ich bin kein gemeiner Schurke," sprach er, „der um elenden Sold den Herrn verräth, dessen Brod er isset. Edler Sachem, ich bitte Euch, thut das Geld hinweg, sein Anblick erzürnt mich; ich möchte sonst nicht ruhig und klar meinen Bericht Euch vortragen."

„Ehrlicher Alexander," sprach der Kapitän, mit einem grinsenden Lächeln das Geld einstreichend, „darin soll vollkommen nach Deinem Willen gehandelt werden. Nicht wahr, ehrwürdige Herren," sprach er dann, sich zu zwei herumziehenden Geistlichen wendend, die mit dem Troß der Truppen gekommen waren und neben ihm Platz genommen hatten. „es wäre sehr unchristlich, diesem höchst genügsamen Burschen gegen seinen Willen den schändlichen Mammon aufzubürden, der Leib und Seele ins Verderben zieht! — Jetzt aber zur Sache! Ist es Dir gelungen, Alexander, wie Du versprachst, einen Theil von den Unterthanen des Königs Philipp wankend und abtrünnig zu machen?"

„Es ist mir gelungen," erwiederte dieser mit freudeglänzendem Blick, „weit über mein Erwarten! Hört, wie es zuging. Ihr wißt, daß der Sachem Philipp eine von den Töchtern Eures Landes geraubt hat, die er auf der Veste drüben verwahrte. Dieses weiße Mädchen nun übte in Kurzem so wunderbaren Einfluß auf den tapfern Sachem aus, daß keiner der Unsern mehr aus ihm klug werden konnte. Statt daß er sonst kühn, stolz, freien Blickes, wie es einem Könige geziemt, einherschritt, schlich er nun gebückt, in sich versenkt, träumend umher, und oft sah ich ihn an einsamen Orten weinen. Sonst war er der erste, der zu Angriff und Schlacht rieth, nimmer rastend, nur kecke, verwegene Unternehmungen sinnend; jetzt schien ihn ein Zauber auf das Fort gebannt zu haben, da doch schleuniger Widerstand an den Grenzen so sehr Noth thut, und er verlor die kostbare Zeit mit eitlen Träumereien. Da schlich ich eines Abends, weil ich ihn gerade besonders niedergeschlagen gesehen hatte, seinen Schritten nach und belauschte seine Unterredung mit dem weißen Mädchen. In den glühendsten Worten, fast außer sich vor wilder Leidenschaft betheuerte er ihr so lange, daß er ohne sie nicht leben könne, daß er Weib und Kind um ihretwillen vergessen, und der Rache seines Stammes trotzen wolle, bis sie ihm zuletzt dasselbe unter Schluchzen und Weinen gestand"

„Nichtswürdiger Verräther, das lügst Du!" rief hier Wotton, plötzlich vorspringend und den Indianer mit kräftiger Faust am Arm ergreifend, während er ihm seinen Degen auf die Brust setzte. Allein dieser schleuderte ihn fast in demselben Augenblicke mit riesiger Kraft und Leichtigkeit von sich, daß der Engländer dröhnend zu Boden stürzte.

„Lernt wenigstens," rief er, „kecker, unbesonnener Jüngling, das Wort Eures Sachem ehren, der mir Sicherheit und freies Geleit gegeben hat!"

Der Kapitän war unterdessen dazwischen getreten, Beide ausscheltend, daß sie sich solche Gewaltthätigkeiten in einer Berathung erlaubten, indem er wechselnd bald dem Indianer mit dem Strick, bald dem Colonisten mit einem Kriegsgerichte drohete, und doch Beide zu nöthig hatte, um es mit Einem von ihnen verderben zu dürfen. Knirschend vor Wuth zog sich Wotton zurück, indeß der Geheimschreiber gelassen, als ob nichts vorgefallen wäre, fortfuhr.

„Ich benutzte also das, was ich gerade zur rechten Zeit erlauscht hatte, indem ich es noch an demselben Abende den Aeltesten unsers Stammes mittheilte und sie durch die Erinnerung an eine Weissagung erschreckte, die durch diese Zuneigung des Sachem zu einer Fremden in Erfüllung zu gehen schien. Allein ich fand, daß die Anhänglichkeit an den tapfern Häuptling, die Ehrfurcht vor seinen großen Thaten zu tief gewurzelt war, daß meine Rede hier nur auf Augenblicke erschüttern konnte. Da sollte der folgende Tag plötzlich und unerwartet meine Bemühungen mit glänzendem Erfolge krönen. Der Sachem selbst erklärte nämlich dem versammelten Volke, welches die Auslieferung der gefangenen Jungfrau, zum Opfer, verlangte, dieses Mädchen sey seine eigne Beute gewesen, drum habe er ihr die Freiheit geschenkt; er allein habe sie sich errungen, auf seinem eigenen Arm habe er sie von ihres Vaters Schwelle in die Wälder getragen, d'rum erkläre er Jeden, der sich erkühnen würde, gegen seine Handlung Einsprache zu thun, für einen Verräther, den er nach dem Gesetz in dem großen Teiche von Peag ersäufen lassen wolle. Solchen Frevel gegen die alten Rechte der Götter, welche die erste Beute eines jeden Krieges für sich fordern, solche Härte gegen seine Unterthanen erregte tiefen und allgemeinen Schmerz beim ganzen Stamm. Viele weinten, da sie die plötzliche Umwandlung des geliebten Sachems sahen, der sonst ihr Stolz war. Die Mehrzahl aber erhob sich, voll giftiger Erbitterung; sie glaubten nun die Weissagung erfüllt und verließen noch an demselben Tage, ihrem Häuptling fluchend, das Fort, um sich in die Wälder zu zerstreuen. So hat denn Philipp nur wenige Leute übrig behalten und diese sind muthlos, weil sie ihrer Sache kein Vertrauen mehr schenken. Aber dennoch hütet Euch: der Sachem ist kühner als je, und nach Blut und Kampf dürstend, wird er sich vertheidigen wie ein verwundeter Eber."

Während sich der Kapitän und seine Offiziere mit dem Indianer noch weiter beriethen über die Stärke der Besatzung, die vortheilhaftesten Angriffspunkte und ähnliche wichtige Einzelheiten, schritt Wotton in finstrem Unmuthe vor der Hütte auf und ab. Wenn schon diese Entrüstung aus vermischten Quellen floß, so war es doch keineswegs vornehmlich das kränkende Gefühl getäuschter Liebe, es war vielmehr Zorn und Wuth über beleidigten Stolz und verletzte Eitelkeit, die ihn empörten; denn seine Zuneigung hatte nie eine tiefer gehende Wurzel gehabt und die ganze Verbindung zwischen ihm und Judith war fast nur der Quotient, aus seinen und des alten Pater Jonas Berechnungen gezogen. Darum schwur er sich denn auch jetzt, durch irgend eine Rache, die Beleidigung auszuwaschen, welche er in dem Geständniß der Liebe Judith's für einen Indianer fand; denn sein Charakter war, wenn auch nicht schlecht von Grund aus, doch roh, unedel und verderbt, wie es die örtlichen Verhältnisse, sein Stand, seine Umgebung fast von selbst mit sich zu bringen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

Der stille Freitag am 13. März des Jahres 1568 war gekommen und mit ihm die Ruhe des Grabes. Durch alle Straßen der Stadt sah man die schweigende Menge der Bevölkerung sich einem Ziele nähern, der Notre-Dame. Groß, aber stumm war das Gewühl der andrängenden Masse und imposant das Innere der alten Basilika. Eine große eiserne Leuchte, welche aus der Mitte des Schiffes herabhing, warf ihre düstern, verschwimmenden Strahlen nach allen Seiten und beleuchtete die Säulen und ihre vergoldeten Kapitäler in röthlichem Scheine, und warf abenteuerliche Schatten von den Spitzbögen in die innere Wölbung der Seitengänge hinab. Die Altäre waren verhüllt, die Tabernakel leer. Der ganze Chor war schwarz behangen, nur eine große glühende Kapelle, rings mit rothem Sammt ausgeschlagen und anzu

schauen wie das trauernde Auge der beleidigten Allmacht, auf den Seiten mit Transparenten umgeben, strahlte in der Mitte in geheimnißvollem, heiligen Feuer. Hierher drängten sich die andächtigen Beter, nachdem sie an den Seitenaltären die verschiedenen Stationen, die Leiden des göttlichen Dulders versinnlichend, durchwandert hatten. Der weite Raum dieses Heiligthums vermochte kaum die Zahl der Frommen aufzunehmen, obschon sie, um sich einander nicht zu stören, die beiden parallel laufenden Thüren, die zu demselben führten, gewissenhaft die eine zum Hinein-, die andre zum Herausgehen benützten. Hin und wieder lagen die Andächtigen an dem Eingange zum Chor, den Rosenkranz betend, entweder vor einem Heiligenbilde oder am Fuße eines Pfeilers, auf den Knien; Andere schlugen sich bekreuzigend die Brust und wieder Andere bemüheten sich mit ausgebreiteten Armen so lange als möglich zu verharren oder den Stamm eines Kreuzes mit Inbrunst zu umklammern. Die Glocken waren verstummt, und tiefe Stille herrschte im Tempel, nur hin und wieder von dem leisen, aber unverständlichen Murmeln der Betenden, oder dem dumpfen Fußtritt einzeln Gehender unterbrochen. In den Straßen der Stadt selbst herrschte Todtenstille, obschon die in Prozessionen vermummten Gestalten und Brüder der Büßenden, ein Gebetbuch unterm Arm und einen Rosenkranz in der Hand, mit nackten Füßen und andächtigen Mienen nach der Kathedrale pilgerten. — Es war eine Stadt in Trauer, über welche der Engel des Todes seine bleiernen Fittige ausgebreitet zu haben schien.

Plötzlich wurde diese heilige Ruhe durch einen, an diesem Tage unerhörten, schrecklichen Lärmen unterbrochen und ein allgemeiner Ausruf des Schreckens, der Entrüstung, war die Antwort auf das frevelhafte Getöse. — Wie ein Bote der Höhen, bestimmt die ganze Population der Stadt aus einem lethargischen Schlafe aufzuschrecken, tönte die mächtige, eherne Stimme der Lärmglocke, die nie zu dieser Zeit geläutet wurde, durch die zitternde Luft, und währenddem das metallene Ungeheuer seine dumpfen, schweren Töne durch die Wolken heulte, klimperte das Glockenspiel in lustigen, profanen Melodien eine Arie darein, daß den Einwohnern der frommen Stadt Hören und Sehen verging, und vergebens Einer den Andern nach der Ursache dieses seltsamen Concertes fragte.

Plötzlich erwachte ganz Brügge aus seinem Traume und man hätte glauben sollen, die ungewöhnlichen, rebellischen Töne von der Höhe der alten Kirche herab über die Häupter der Bewohner getragen, haben neues Leben in den erstarrten Gemüthern wach gerufen. Die Fenster flogen auf und zerstörte, abenteuerliche Gestalten sahen heraus; durch alle Straßen strömten die Volkshaufen und frugen schreiend nach dem Urheber dieser höllischen Musik. Alles eilte nach der Kirche Notre-Dame, und schon war der große Platz vor derselben mit gedrängten Massen angefüllt, als plötzlich eine mächtige Stimme das Getöse der Versammelten übertönte: „Auf den Glockenthurm! Hinauf auf den Thurm!" erschallte die Losung, und die wogende Menge bewegte sich, wie ein einziger lebender Körper, nach der Pforte des Thurmes, die von innen verschlossen war. Wie morsches Wachs wichen die starken Eisenbänder dem wüthenden Andrang der Stürmenden, und im Nu war die schmale Treppe mit Ungeduldigen angepfropft, die nach der Höhe zu gelangen trachteten. Verwünschungen und Flüche gegen den Entheiliger des geweihten Tages und Aufmunterungen für die im Thurme Aufstrebenden, stiegen aus dem zurückbleibenden Volkshaufen empor, der dem hohlgehenden, unheilverkündenden Meere glich.

Auf einmal erblickte man auf der Platform hoch oben einen Mann, mit kräftigen Händen in die Wolken gehoben und von allen Seiten von wüthendem Pöbel umringt. Es war Jehan Coquerell, der Glöckner von Notre-Dame; das Volk erkannte ihn kreischend und begrüßte ihn blutdürstig, den fluchwürdigen Musikanten; denn Niemand anders als er konnte die scandalöse Musik aufgeführt haben.

Alsbald wurde der Unglückliche von nervigten Fäusten noch höher empor gezerrt und schwebend über die Brüstung hinausgehalten, daß der rauschende Luftzug durch seine aufsträubenden Haare fuhr und die zerrissenen Kleidungsstücke weit ab vom Körper flatternd, von dem Winde gepeitscht wurden. „Wollt Ihr ihn?" schrien hundert Stimmen von oben, aber tausendfältig schallte der brüllende Chor von unten hinauf: „„Lebendig, lebendig wollen wir ihn!"" (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Berlin, 29. Jan.) Im „wissenschaftlichen Verein" hielt gestern der Stadtphysikus, geheime Medicinalrath und Professor Dr. Casper einen sehr unterhaltenden und lehrreichen Vortrag über die mittlere Lebensdauer des Menschen, und löste also seine schwierige Aufgabe, die Medicin vor einem gemischten Publikum, unter dem ohnehin so sehr viele Damen sind, zu vertreten, ganz genügend. Zuerst machte er auf die bereits bekannte statistische Thatsache aufmerksam, daß die Frauen ein höheres Alter als die Männer erreichen, was auch besonders darin seinen Grund habe, daß die Frauen mehr den Sensibilitäts-, die Männer dagegen den Irritabilitätskrankheiten unterworfen seyen, ganz abgesehen von ihrem psychischen Verhalten und ihrer Abschließung gegen das dem Manne offene feindliche Leben. Dieser Umstand von der Longävität der Frauen müßte besonders von den Lebensversicherungsgesellschaften und den Wittwenkassen berücksichtigt werden. In Preußen stelle sich das Verhältniß, daß unter 1 Mill. Bewohner 1830 Männer 70 Jahre und darüber würden, während bei den Frauen das gleiche Verhältniß in der Zahl 1915 betrage. Angeblich erreichten die Leute in England das höchste Alter, indem sich die mittlere Lebensdauer hier auf 51, in Preußen dagegen auf 35 Jahre feststelle. Sehr unterhaltend wurde der Vortrag, als der Redner auf die einzelnen Stände und deren Lebensalter kam, wobei er denn anführte, daß z. B. die sitzende Lebensweise der Beamten eben so wenig wie die Bewegung im Freien Seitens der Land- und Forstmänner Einfluß auf ein hohes Alter übe. Unter Abwägung aller Verhältnisse stellte er etwa folgende Kategorien auf: Geistliche (besonders Landgeistliche), Militairs, Beamte unter Zurücklassung aller Titel und Klassen, nur in studirte und unstudirte abgetheilt, Künstler d. h. alle Diejenigen, bei denen die Phantasie waltet, praktische Aerzte, Lehrer, Kaufleute, Land- und Forstmänner. Das günstigste Verhältniß stellt sich, in Bezug auf Lebensdauer, bei den Landgeistlichen heraus, was schon ihre ganze Lebensweise und die geringe Anstrengung mit sich brächten; daher man auch bei ihnen so häufige Jubiläen fände. Am schlechtesten kommen die Aerzte weg. Unter 4000 zusammengezählten Geistlichen und Aerzten haben von Erstern 42, von Letztern dagegen nur 24 durchschnittlich ein Lebensalter von 70 Jahren und darüber erreicht, ein Resultat, das in Betreff der Aerzte gar leicht zu erklären ist. Auch wurde der Nutzen des Heirathens auf eine höchst praktische Weise annehmbar gemacht, indem die medicinische Statistik erwiese, daß die Ehelosen nicht so alt wie die Verheiratheten würden, trotzdem, daß die Ehe für die Frau und den Mann Inconvenienzen habe; indessen wirke die eheliche Gemeinschaft, die bessere Pflege in Krankheiten u. dergl. m. wiederum wohlthätig. Eine fernere Untersuchung ergab, daß der Vermögende älter als der Arme würde, obgleich das hohe Alter von 100 Jahren und darüber in den letzten Ständen häufiger vorkäme. Dies zeige sich in Berlin, Amsterdam, Pa-

ris, wo die Stadtviertel der Tuilerien und die Chaussee d'Antin für die reichen, der Faubourg St.-Jacques und Faubourg St.-Marceau für die armen Bewohner als Wohnstätten angegeben wurden. Sehr erheiternd wirkte die Bemerkung, daß die jetzige Generation älter als die vorhergehende würde. Zum Schlusse kam die scherzhafte Wendung, daß man in Preußen von dem bekannten Aberglauben: wenn 13 zusammenäßen, stürbe einer im Laufe des Jahres, eigentlich nichts zu fürchten habe, da hier erst bei den Achtundsechzigjährigen unter 13 einer stürbe: weil nun solche patriarchalische Mahle grade aus dieser Altersklasse zu den Seltenheiten gehörten, so könnte man demgemäß schon ruhiger seyn. (L. A. Z.)

*** (Ein Fasanenhahn stirbt plötzlich vor Freuden.) Kaum glaubhaft wird ein solcher Sterbefall unter Fasanen erscheinen, die sonst eben nicht im zahlreichen Hühnergeschlecht, gleichviel ob ganz oder nur noch halb verwildert, zu den Klügsten gehören, noch viel weniger aber (menschlich ausgedrückt) eine Hinneigung zu sentimentaler Reizbarkeit sich abmerken lassen. Wohl möchte man es daher als etwas noch Neues unter der Sonne aussprechen können, wenn überraschende Freude den plötzlichen Tod eines alten Hahns herbeiführte. In Hammer Borui, unweit Wollstein, im Herzogthum Posen, war es, woselbst ein solches Hinsterben vor Freuden sich begab. Der dasige Amtmann B., ein eben so praktischer Jäger und Forstmann, als Oekonom, suchte den, ohnehin schon reichen, Wildstand auch noch durch die Zuziehung von Fasanen zu veredeln und zu vermehren. Sehr geeignet zum ersten glücklichen Auf- und Fortkommen dieses zarten Geflügels erschien der geräumige Schloßgarten, in welchem die geschnitzelte Gartenkunst aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., in vielfältigen Taxusgängen, noch ungestört florirte, durchrieselt zugleich vom klarsten Mühlbach, wie die Fasanen es lieben. Die den Putern oder Hennen untergelegten Fasaneneier kamen vollständig aus, und die Frau Amtmännin selbst nahm sich der Pflege der jungen Brut, oder, fasanenmeisterlich zu reden, des jungen Aufzugs, sorgsam an. Siedelten auch nach und nach davon einige Flüchter in angränzender Waldung zur Fortpflanzung auf eigene Hand sich an: so blieb doch immer der Hauptstamm im Schloßgarten heimisch und sammelte sich schnell auf den Lockruf zur täglichen Fütterung. Dabei zeichnete ein stattlicher Hahn ganz besonders zutraulich sich aus. Stets als der Erste, eiligen Flugs oder Laufs, erschien er auf den Ruf der Amtmännin, und säumte diese, die mitgeführte Speise zu vertheilen, dann bepickte er, anfangs leise, dann stärker die Füße derselben, bis es geschehen. Schwer erkrankt, blieb zwar nicht die tägliche Pflege, aber doch die, den Fasanen wohlbekannte, Pflegerin aus. Endlich hergestellt, und erkräftigt, den Schloßgarten wieder zu betreten, äußerte die Genesene: ob sie wohl meine Stimme noch kennen werden? — Sie lockt, noch schwachen Lauts. Augenblicklich mit hellem Aufschreien, wie noch niemals geschehen, antwortet weither der Hahn, und stürmt herbei. Er hörte die Stimme, er sah die lange vermißte, treue Pflegerin wieder, die er nun, wie vom Freudentaumel ergriffen, umhüpfte und bepickte. Dann, einen ganz eigenen Schrei ausstoßend, sprang er, wie zu einer Liebkosung, hoch auf gegen die, über dies Wiedererkennen selbst hocherfreute, Frau und fiel — regungslos todt zu Boden. Ausgestopft, sich selbst ein Monument zärtlicher Anhänglichkeit, schmücket der Hahn jetzt das Hauptzimmer im Schlosse. Da man von Fasanen nur sagen kann, sie zeigen sich immerhin eben so drummdreist, als dummscheu: so thut es wohl noth, diesen naturgeschichtlich merkwürdigen Fall mit vollem Namen zu beglaubigen. Bornemann. (Berl. N.)

Dem Herrn Professor Martin Müller.

Am Tage des h. Rhabanus.

Wenn mit bescheidenem, demüthigem Gemüthe
Des eig'nen Namenstag's, Verehrter! kaum Du achtest
Und Winkel's höchsten Ruhm und seine schönste Blüthe,
Den heiligen Rhaban, zu feiern Du nur trachtest;
So zeigst Du wahrhaft Dich des großen Mannes würdig
Und seines edlen Sinn's und Denkens ebenbürtig:
Denn wahrhaft groß nur kann die stille Demuth heißen,
Die gerne ehren will, doch nimmer selber gleißen.

Wohl ist's ein eitel Ding auch nur um stolze Namen,
Ihr zaubervoller Klang ist gar zu bald verglommen;
Sie gehen schnell dahin, gleichwie sie überkamen,
Wenn kaum im Nachhall sie der Enkel noch vernommen.
Doch wenn an Namen sich erhab'ne Thaten reihen;
Wird der Unsterblichkeit der Genius sie weihen:
Rhabanus Name lebt, um schöner noch zu strahlen,
Die fromme Nachwelt wird die Schuld der Vorwelt zahlen.

Daß Du mit Wort und That des Bischofs Angedenken,
Der hier so gern geweilt, zu feiern Dich bestrebest,
Und für den hohen Zweck, die Herzen hinzulenken
Auf jenen großen Mann, so sehr Du lebst und webest;
Nicht wird der fromme Sinn Dir unvergolten bleiben,
Es wird auch Dich der Herr in's Buch des Lebens schreiben,
Daß, wo des Heil'gen Lob ein frommer Mund bekennet,
Man, liebevoll gedenk, auch Deinen Namen nennet.

Drum soll auch heute Dir mein kleines Lied sich weihen,
Zu grüßen Dich, gleichwie zum eig'nen Namenstage,
Und sich an diesen Gruß des Glückes Wünsche reihen,
Die ich so warm für Dich im tiefen Herzen trage!
Gilt unser erstes Hoch dem großen Kirchenlehrer,
So gilt das zweite Dir, dem würdigen Verehrer;
Es gilt Dein stetes Glück, Dein stetes Wohlergehen,
Für das den Segen wir des Heil'gen Dir erflehen!

O daß noch lange Frist Rhabanus Dir erbitte,
Eh' er, das Auge Dir zu schließen, niedersteiget,
Damit wir lange noch Dich seh'n in uns'rer Mitte,
Eh' sich ein nasser Blick auf Deinen Hügel neiget!
Doch wenn von Antlitz Du zu Antlitz einst ihn schauest,
Durch den das Herz Du jetzt im Geiste nur erbauest;
Dann mag hinwiederum das eig'ne Haupt Dir schmücken
Jed' Blümchen, das Du eilst, in seinen Kranz zu pflücken!

Winkel a. R. — Alois der Taunide.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 4. Februar: Ueber die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Licht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. Februar. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Fünfte Gastrolle) Norma: Fräulein Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 36. 5. Februar 1843.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ryl.

(Fortsetzung.)

6.

Der folgende Tag sollte, wie es der Wilde vorausgesagt hatte, für die Engländer heiß und blutig werden. Sie sollten nun, nachdem sie lange genug in leicht errungenen Siegen das Uebergewicht europäischer Waffen und einer geregelten Kriegführung erprobt hatten, auch erfahren, bis zu welcher erstaunlichen Höhe der Kampf der Verzweiflung um eine letzte Zufluchtsstätte die List und Verschlagenheit, die Kühnheit und Todesverachtung die er Menschen steigern könne, die sie so gerne als eine heimathlose Horde wilden diebischen Gesindels verachteten.

Die starren, schneebedeckten Gefilde waren kaum von dem ersten blutrothen Strahl der späten Decembersonne beschienen worden, als die Truppen der Engländer in zwei Colonnen geordnet aus dem Dickicht des Waldes hervorbrachen. Unter dem alten Feldgeschrei der Covenanter „das Schwert des Herrn und Gideon!“ marschirten die festgeschlossenen Glieder, mit all der finstren Todesverachtung des religiösen Fanatismus gewappnet, im Sturmschritt gegen das Fort. Ein dichter Hagel wohlgezielter Pfeile empfing sie, die Reihe der Vordermänner lichtend; aber mit kaltblütiger Entschlossenheit trat der Hintermann an den gefährlichen Posten seines sinkenden Kameraden, während die Offiziere an den Seiten der Colonnen durch Wort und Beispiel den Muth ihrer Leute anzufeuern suchten, und die zweite Schaar, welche das Hintertreffen bildete unter Absingung eines kriegerischen Psalms statt Pauken und Trompetenschall aus dem Walde zur Unterstützung heranzog. Allein die eiserne Entschlossenheit der Stürmenden prallte an der verzweifelten Gegenwehr der Indianer ab, und nach einem mörderischen Kampfe auf den Wällen ward der erste Angriff unter großem Verluste der Weißen zurückgeschlagen Mancher der braven englischen Offiziere, die bei dem Sturme nicht die Letzten seyn wollten, ward ein Opfer seines kühnen Muthes. Auch der tapfere, schwärmerische Korporal Josua Herrik erhielt einen tödtlichen Lanzenstich in die Brust. Seine Kameraden schleppten ihn, im wilden Todeskampfe ringend aus dem Getümmel hinweg und setzten ihn unter dem verwitterten Stamm einer alten Zwerg-Eiche nieder. Seine harten Züge waren auf's Gräßlichste verzerrt, sein brechendes Auge unstät rollend. Im Delirium des Wundfiebers wähnte er im Getümmel der Schlacht zu seyn, und zerarbeitete sich in fruchtloser Anstrengung, die sinkende, matte Rechte zu erheben, die er krampfhaft ballte, als führe sie noch das gewohnte Schwert. Aber das Blut quoll in immer dickeren Strömen aus der weit klaffenden Wunde, sein narbenbedecktes Gesicht ward allmählich immer bleicher, die Augen schlossen sich, der Arm, nach und nach erschlaffend, sank. Da riß er plötzlich im letzten Todeskrampfe die starren, gebrochenen, gläsernen Augen weit auf, sein Körper beugte sich vor, als wolle er sich erheben und indeß er noch einmal mit dem letzten Rest seiner Kraft die geballte Faust durch die Luft sausen ließ, stürzte er, den alten gewohnten Schlachtruf ausstoßend: „Das Schwert des Herrn und Gideon!“ leblos zusammen.

Die allzugroße Vermessenheit im Vertrauen auf das Glück ihrer Waffen, die Verachtung ihrer Gegner und der allzu trotzige Muth der Angreifenden hatte dieses erste kecke Wagniß eines offenen Sturmes zwar zu ihrem Nachtheile ausschlagen lassen, allein er erhöhete zugleich ihre Wuth und Erbitterung; denn sie waren keine gemietheten Söldner, sie fochten für ihren Heerd, für Weib und Kind und, wie sie meinten, zur Ehre ihres Glaubens. Der zweite Angriff, von den frischen Truppen der hinteren Colonne unterstützt, ward daher mit nicht geringerer Tapferkeit, aber mit größerer Vorsicht unternommen, allein mit demselben schlechten Erfolg, und schon bestrahlte der matte Schimmer der winterlichen Mittagssonne den Kampfplatz, als die Engländer noch keinen Fußbreit Landes gewonnen, wohl aber Wall und Graben mit den Leichen ihrer Tapfersten bedeckt hatten. Da rüsteten sie sich zum letzten entscheidenden Schlag.

Die wandernden Prediger, welche nach ihrer Gewohnheit den Truppen gefolgt waren, gingen durch die Reihen, den gebrochenen Muth wieder zu entflammen, ja sie mischten sich selbst in muthiger Todesverachtung unter die Zahl der Stürmenden. Der Beharrlichkeit der Angreifenden sollte nun endlich der Sieg werden. Die zusammengeschmolzene, ermattete Schaar der Indianer vermochte nicht länger zu widerstehen und da sie alles verloren sahen, suchten sie nach einer letzten blutigen, verzweifelten Gegenwehr durch die Flucht zu entrinnen. Der Mehrzahl gelang es; denn ihrer unglaublichen List und Gewandtheit war die schwerfällige Tapferkeit der siegestrunkenen Europäer nicht gewachsen, die es zudem weit mehr vorzogen, nach Beute das Fort zu durchsuchen, als sich dem, meist fruchtlosen und gefährlichen Wagniß zu unterziehen, die vereinzelt fliehenden Indianer aufzuhalten.

Auch König Philipp war unter den Glücklichen, welchen die Flucht gelang. Am Saume des Waldes, wo er nun bei der bereits hereinbrechenden Dämmerung vor der weiteren Verfolgung völlig sicher war, blieb er erschöpft stehen, auf den Arm seines Lieblings und treuesten Gefährten Miantonimo gestützt, um noch einen scheidenden Blick auf das Fort und den blutigen Kampfplatz des sinkenden Tages zu werfen.

„Heute haben wir unsre letzte Hoffnung zu Grabe getra-

gen," sprach er mit wehmüthiger Stimme. „Jetzt werden wir, unserer letzten Zufluchtsstätte beraubt, als rechtlose, geächtete Landstreicher in unsern heimathlichen Wäldern von einem Schlupfwinkel zum andern gejagt werden! Und wer hat all diesen unsäglichen Jammer über mein armes Volk gebracht? Es sind dieselben Weißen, welche wir gastlich an unserer Küste willkommen hießen, da sie darbend, hülflos aus fernem Lande zu uns kamen, denen wir willig den besten Theil unsrer Ländereien schenkten, weil wir sahen, daß sie nackt und bloß waren, ohne Besitzthum, vertrieben aus ihrer Heimath; die wir an unserm Heerde wärmten, mit der Beute unsrer Jagd sättigten, unter dem Dache unsrer Hütten schützten. Aber als wir sie dem Elende entrissen hatten, da wuchs ihre Gier in demselben Maße, wie ihre Dankbarkeit schwand: jetzt werden sie nicht eher ruhen, bis sie den letzten unsers Stammes vertilgt haben. Diese stolzen alten Wälder werden bald unter den Streichen ihrer Aexte fallen, unsre Hütten werden in Flammen auflodern, ihre Hände werden unsre Grabstätten durchwühlen und unsre Kinder ihnen dienstbar seyn. So hat es der Zorn der Götter über uns verhängt!"

Der unglückliche Sachem schwieg und neigte sich gerührt zu seinem Gefährten nieder, als dieser kein Wort zwar erwiederte, aber mit liebevollem Blicke seine Hand ergriff und sie küßte, als wolle er damit sagen, daß wenigstens seinem Unglücke der süße Trost der Freundschaft beigemischt sey. – Sie wandten sich um, und wollten tiefer in den Wald gehen, als der Sachem noch einmal einen Blick rückwärts auf die Veste warf, von der sein Auge sich kaum zu trennen vermochte. Da entdeckte sein scharfer Adlerblick eine dünne, leichtgekräuselte Rauchwolke, die sich aus dem Fort erhob, und zu gleicher Zeit wallten aus dem dichten verdorrten Röhrigt der umliegenden trockenen Sümpfe ähnliche Dampfsäulen empor.

„Sieh'!" rief er seinem Begleiter zu, „sie werden sogleich ihren Gräuelthaten die Krone aufsetzen und das Fort zusammt den Wigwams in Brand stecken!"

Er hatte sich nicht geirrt. Bald wurde die Rauchwolke dicker, schwärzer, die Flamme begann aus dem Dache des fast ganz aus Holz erbauten Forts emporzuschlagen, das Rohr und Reißig knisterte, während nach und nach eine dicke schwarze Wolke sich über die Veste und ihre Umgebung zu lagern begann. Allein dieß dauerte nicht lange. Plötzlich ward der verhüllende düstere Schleier durchbrochen und die Flamme leckte aller Orten mit ihren glühenden Zungen empor. Das Geprassel der mit Windeseile weiter wogenden Feuermassen, das Knistern der Funken, das Knarren der brennenden Balken, das tiefe dröhnende Gebrumm der verzehrenden Gluth hallte schauerlich in der Stille des Waldes wieder, bis allmählig der ganze Hügel, welcher das Fort trug, mit den anstoßenden bewaldeten Sümpfen in ein wogendes Feuermeer zusammenloderte. Da drang ein entsetzliches Angstgeschrei und der schneidende Hülferuf der Verzweiflung von dem brennenden Hügel zum Walde hinüber. Die entsetzten Indianer erkannten die Stimmen der verlassenen Greise, Weiber und Kinder ihres Stammes, der Verwundeten und Gefangenen, die auf dem Fort zurückgeblieben waren. Es war nur ein Moment, daß diese schrecklichen Töne, die durch Mark und Bein drangen, gehört wurden, aber der Eine Moment war entsetzlich. Ein wildes Geheul der Wuth und der Verzweiflung war die Antwort, welche von ihren im Walde zerstreuten Brüdern den Unglücklichen zu Theil ward, die ihnen keine weitere Hülfe, kein weiteres Zeichen der Theilnahme, kein anderes Gelöbniß der Rache senden konnten. Dann verstummte wieder alles. Nur aus weiter Ferne herüber konnte man die feierlich frohen Töne eines Sieg- und Dankpsalmes vernehmen, mit welchem der rohe Fanatismus der Colonisten die schuldlosen Opfer seiner unmenschlichen Grausamkeit in ihre glühende Gruft geleitete, den Namen dessen höhnend, den sie zu ehren vermeinten.

Die Dunkelheit ließ nun das verheerende Element in seiner ganzen wilden, schreckensvollen Majestät sehen. Die mächtigen Rauchsäulen wirbelten empor in die dünne reine Winterluft, die gefräßigen Feuerwogen wälzten sich über das weite Schreckensfeld, bis die Schneedecke und die kleinen Teiche, welche ringsum am Rande der Sümpfe sich gesammelt hatten, seiner verschlingenden Gier ein natürliches Bollwerk entgegensetzten und die alten Stämme des Urwaldes beschirmten. Nun sank die helle Flamme mehr und mehr zur rothen Gluth zusammen, um ihr blutfarbenes Licht endlich mit dem aufsteigenden Roth der Morgensonne zu mischen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Fortsetzung.)

Der arme Glöckner, ein Bild der Todesangst, der Verzweiflung, ward mit tobender Wuth nach den engen Treppen geschleift und krächzend schwirrten die Raben und Eulen, aus ihren luftigen Schlupfwinkeln durch den ungewöhnlichen Lärm geschreckt, um das Haupt des Mißhandelten, als wollten sie den Nachbar ihrer wolkigten Wohnungen, der so viele Jahre in ihrer Mitte haus'te, in Schutz nehmen.

Umsonst, schon befand er sich in der Tiefe, auf freiem Platze, umringt von einer racheschnaubenden Volksmenge, die in festem, undurchdringlichen Knäuel einen lebendigen Ring um ihn gebildet hatte. Vergebens schweifte sein wirres Auge auf den grinsenden Fratzen umher, die alle ihn umgaben, ob er nicht in einem einzigen Zuge Mitleid, Erbarmen fände; — Verdammung, Tod, sprach jedes Auge. Bleifarbene Blässe überzog das Gesicht des Jammermannes, seine Zähne fuhren fiebrisch schmetternd gegen einander, und die Füße würden ihm den Dienst versagt haben, wäre er nicht schwebend aufrecht gehalten worden. Seine Kleider hingen ihm, in Lumpen zerrissen, um den Leib.

„Gotteslästerer!" brüllte ihm eine Stimme ins Ohr; „Du hast Dir Dein Todeslied gesungen dort oben!" — und ein saußender Schlag ins Gesicht des Armen begleitete diese Worte. Der Glöckner versuchte zu reden, allein er vermochte es nicht; das Blut quoll ihm in Strömen aus Nase und Mund und die Augen waren groß und triefend weit vor ihre Höhlen gedrungen. Einige unartikulirte Töne, die er hervorbrachte, glichen den Ausbrüchen des Zornes und Schreckens eines Menschen, dessen Kehle halb zugeschnürt ist.

„Unflat! teuflischer Musikant!" schrie ein robuster Mann mit nackten Armen. „Was singst Du uns da für ein neues Lied?" In dem Augenblicke gab er ihm einen mächtigen Stoß auf die Brust und rief: „Hörst Du die reine Resonanz einer vollen Biertonne?"

Der Glöckner wankte, aber kräftige Arme hielten ihn aufrecht.

„Verfluchter!" schrie ein wüthendes Weib, indem sie ihm einen Stein an den Kopf schleuderte; „hier hast Du den Lohn, den Dir der Teufel für Deine Gotteslästerung zahlt!"

In demselben Augenblicke traten einige junge Herren, die sich unter den Haufen gemengt hatten, näher und Einer derselben rief, als er den Glöckner sah: „Aha! da ist er ja, der alte Heide! Er hat sich einen guten Tag gewählt, seinen Sabbat zu feiern!"

Beim Anblick dieses Menschen kehrten die Lebensgeister des Glöckners zurück. „Fluch! Fluch Dir!" schrie er mit heiße-

rer Stimme, indem er drohend seine Hand gegen den jungen Mann ausstreckte. Der aber zog unter seinem Mantel ein Stilett hervor und versetzte dem Fluchenden mehrere Stiche in die Seite, daß er röchelnd, bluttriefend zusammensank.

„Er sterbe! Er sterbe, der Hund!“ schrie der Haufe, und nach einer Minute war der Körper des armen Jehan Coquerell zerquetscht, zerschlagen und blutend, nur noch eine unkennbare Leiche. Hierauf schleifte ihn der fanatische Pöbel an den Füßen über den Platz, durch die Hauptstraßen der Stadt, bis an den Fluß, allwo man ihm einen schweren Stein an den Hals band und in die Wellen schleuderte.

Es war just um die Stunde, in welcher der Glöckner gewöhnlich, da die Glocken nicht geläutet werden durften, die hölzerne Klapper rührte und durch ihr monotones Geklopfe den Anfang der sogenannten Rumpelmetten bezeichnete. Heute ließ sich das hölzerne Instrument nicht wie sonst vernehmen, unberührt und stumm lag es in der luftigen Zelle des Thurmes, und die Bewohner der Stadt zogen sich in abergläubiger Furcht befangen, in ihre Häuser zurück, und Niemand wagte, die Straße zu betreten.

Inzwischen war es Nacht geworden und öde Stille brütete auf der Stadt, — als man plötzlich einige junge Leute, die kurz vorher der schrecklichen Scene beigewohnt und das Ihrige dazu beigetragen hatten, den armen Glöckner zu peinigen, mit wilden, bacchantischen Sängen durch die menschenleeren Gassen jodeln hörte.

Einer dieser nächtlichen Schwärmer, der den Ton anzugeben schien und dem die Andern nur zu willig folgten, war auch zugleich der Ausgelassenste, der Zügelloseste in seiner gottlosen Freude. Wer ihn so an der Spitze seiner Collegen hinjubeln sah, der hätte wahrhaftig glauben sollen, die ganze Stadt gehöre ihm und er habe im Geringsten nichts von der öffentlichen Mißbilligung, von der Rache des beleidigten Volkes zu fürchten, wovon er doch erst vor Kurzem ein so schreckliches Beispiel gesehen hatte.

Und in der That, die Stadt blieb stumm und thatlos. Kein Mensch erschien auf der Straße, den Schändern dieses heiligen Tages Ruhe gebietend und strafend entgegen zu treten. Das Volk hatte sein Opfer und gesättigt in Rache, schien es die erhaltene Genugthuung zu verdauen und durch eine zweite mörderische Scene Ueberfättigung zu befürchten.

Der junge stolze Mann trug ein äußerst elegantes spanisches Costume. Ein mit Borden verbrämter Hut saß kokett und trotzig auf seiner Stirn und ein reicher Sammtmantel fiel in zierlichen Falten von seinen Schultern. An den Füßen, mit sevillanischem Leder bekleidet, klirrten große goldne Sporne und das Pflaster erdröhnte unter seinen Fußtritten.

Es war der wohlbekannte, sehr gefürchtete Signor Dom Felippe, ein Offizier in der spanischen Armee und naher Verwandter des Vice-Gouverneurs von West-Flandern. Seine Begleiter, sieben an der Zahl, waren ebenfalls spanische Offiziere.

In seiner Eigenschaft als Anführer der Truppe, ging Dom Felippe mit gutem Beispiel zur Aufmunterung, Ungezogenheiten zu begehen, voraus. Er schlug mit den Fäusten an Thüren und Läden und schrie: „Heraus, ihr ehrlichen Bürger! Beim Satan, öffnet die Thüren, ihr sollt alle gehängt werden!“

„„Ei, Ei, Dom Felippe!““ sagte der Jüngste in der Gesellschaft. „„Ihr sprecht Frevelworte! Glaubt Ihr wohl, daß nach Euerm diabolisch dummen Streiche von heute der Satan die Thüre zu Eurer Herrschaft verfehle? Nehmt Euch in Acht, der Satan hält Wort!““

Ein schallendes Gelächter lohnte diesen göttlichen Witz, wie die Uebrigen diesen Unsinn zu nennen beliebten.

„Denk' an Jehan Coquerell, schöner Glockenspieler mit Worten!“ sagte ein Anderer.

„„Stille doch, still!““ rief ein Dritter leise, indem er seine rauhe Stimme zu dämpfen suchte. „„Weckt mir die Bauern nicht, die hinter diesen Mauern eingeschlossen sind; die Kerls haben rauhe Fäuste und wenn sie kommen, so wollen sie was wissen!““

So eben waren die fidelen Brüder vor der Notre-Dame, mitten auf dem Platze angekommen, auf welchem vor kurzer Zeit der arme Jehan Coquerell seinen Geist unter schrecklichen Schmerzen ausgehaucht hatte. Noch waren die Steine feucht und roth vom vergossenen Blute des Glöckners und Dom Felippe gleitete auf dem schlüpfrig gewordenen Pflaster aus und war im Begriffe, einen improvisirten Fußfall zu thun. Glücklicherweise stützte er sich im Fallen auf seine Rechte, die mit zierlichem Handschuhe von weißem Dammhirschleder überzogen war, und verhinderte so seinen unvermeidlichen Sturz.

Fluchend erhob er sich. „Zum Teufel,“ schrie er, „das Blut des Gemordeten klebt an meinen Fingern, ich habe den feinen Handschuh beschmutzt.“ Er zog ihn aus und warf ihn im Zorne weit von sich weg.

„Gib acht,“ sagte einer seiner Comiltonen, „das ist die Seele des armen Jehan, die uns spukend hier in den Weg getreten. Ich wette darauf, der Geist des Glöckners hat Dir ein Bein gestellt; Du weißt, wo ein Musikant begraben liegt oder gestorben ist, da geht der Fuß, ohne zu straucheln, nicht vorüber.“

„„Narrenspossen!““ lachte Dom Felippe; „„ich mache eine Wette, daß der Kerl eine Hundeseele hatte und ein Feigling war, sein Leben lang. Wenn er Lust hat, dieser Beinstellende Geist, den Rest der Nacht mit mir zu verbringen, so soll's ihn, beim Teufel, nicht reuen, mein Gast gewesen zu seyn. In der That, meine Freunde,““ fuhr er plötzlich, von einer Idee ergriffen, fort, „„es ist noch bei guter Zeit, laßt uns diese Nacht fröhlich und guter Dinge seyn. Suche Jeder sich eine schöne Tänzerin zu verschaffen, so etwas treibt sich auf, zumal bei Nacht; wir wollen einen Ball halten, daß die Teufel jubeln und die Engel sich die Ohren zuhalten sollen! Unser Gebet sey fröhlicher Jubelsang bei vollen Humpen und Buße wollen wir thun in den Armen schöner Tänzerinnen! Ich hoffe, Ihr respektirt meine Befehle.““

„Wohl gesprochen! Wohl gesprochen!“ riefen jubelnd Alle, wie aus einem Munde.

„„Ich gehe,““ sprach Dom Felippe, „„um Alles zu Eurem Empfange vorzubereiten. Macht feine Acquisitionen, die Damen sollen mit uns zufrieden seyn.““

Sie gaben sich gegenseitig das Wort zu einer bestimmten Stunde bei Dom Felippe einzutreffen und zerstreuten sich sodann, um die Frauen ihrer Bekanntschaften einzuladen.

Dom Felippe schlug den Weg nach seiner Wohnung ein, die am äußersten Ende der Stadt gelegen war.

Dom Felippe, der seit mehreren Jahren die Hauptstadt West-Flanderns bewohnte, hatte sich während dieser Zeit bei den Einwohnern derselben durch seinen ausschweifenden Lebenswandel und die Schlechtigkeit seines Charakters verhaßt gemacht. Kein Bürger der Stadt, der die Rechtlichkeit liebte, wollte etwas mit ihm zu schaffen haben; seine Gegenwart schon entehrte ein Haus und die Familien, die er besuchte, wurden eben so wenig geachtet, als er selbst. Die Verdorbenheit seines Wandels hatte ihren Grund in der blinden Nachsicht seines Verwandten, des Gouverneurs, der, durch ihn selbst und falsche Freunde geblendet und irrig belehrt, den Rohheiten und gröblichsten Vergehen des Vagabunden ungestraft durch die Finger sah, während er gegen andere Personen, die eines Vergehens überwiesen, ja oft nur eines

solchen verdächtig schienen, mit der äußersten Strenge verfuhr und keine Nachsicht kannte. Dom Felippe prahlte wohl gar mit seiner Verworfenheit und schien es sich ausdrücklich vorgenommen zu haben, gegen die Gesetze der Religion und Frömmigkeit zu handeln. Abgesehen davon, daß er jeden Freitag und an allen gebotenen Fasttagen Fleisch aß, wählte er auch absichtlich jene Tage und Stunden, die zum Gottesdienste bestimmt sind, zu seinen Schlemmereien. Kein Kirchenfest unterbrach seine weltlichen Vergnügungen. Am Tage aller Seelen hielt er Orgien und schlüpfrige Bälle. Nichts war ihm heilig, die erhabensten religiösen Handlungen schienen für ihn Gegenstände der Lächerlichkeit. Er verbrachte seine Tage in Trunkenheit, in schändlichen Ausschweifungen. Obschon noch jung und von angenehmem Aeußern, war er dennoch vertraut mit allen Lastern, und mit Hand und Herz gleich bereit, das größte Verbrechen zu begeben.

Dies hatte er heute durch den Mord des Glöckners von Notre-Dame auf's Genügendste bewiesen, denn Niemand anders als er und seine teuflischen Helfershelfer hatten die schrecklichen Mißhandlungen und den grausamen Tod des Unglücklichen, der doch so unschuldig war, veranlaßt und herbeigeführt. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Nächsten Freitag, den 10. d. M., wird Herr Conrad Baldenecker, der treffliche Pianist, im Vereine mit seinem Bruder, ein Conzert im Saale des Weidenbusches geben, worauf wir hiermit vorläufig die Freunde und Beförderer der Tonkunst aufmerksam machen wollen. Das ausgezeichnete Talent des kleinen Violinspielers Baldenecker wird sie höchlich überraschen und wir dürfen, ohne eine Widerlegung befürchten zu müssen, behaupten, daß die, der Erinnerung noch lange vorschwebende, Erscheinung der beiden Milanollo, dem glänzenden Erfolge, den wir von der Leistung Baldenecker's erwarten dürfen, keinen Eintrag thun wird.

*** (Paris, 27. Januar.) Vorgestern wurde in der Porte St. Martin das mit so großen Erwartungen angekündigte Spectakelstück: Tausend und eine Nacht zum Erstenmal gegeben; die Vorstellung dauerte von sieben Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens. Die Ausstattung ist wirklich phantastisch prachtvoll und versetzt den Zuschauer in alle Mährchenträume des Orients; großartige Wirkung machte eine Ueberschwemmung und eine Illumination, bei der mehr als 10,000 Gasflammen architektonisch vertheilt brannten. Viel gelacht wurde über eine Scene, wo Monssard, der dickste Schauspieler in Paris, als Schmetterling an Drähten von einem Blumenkelche naschend zum andern fliegt. Der Andrang des Publikums ist ungeheuer; — gestern fing die Queue Morgens um 9 Uhr an.

*** Fanny Elßler erhielt für jede Vorstellung am Berliner Hoftheater 60 Friedrichsd'or. Ein Theaterenthusiast hat das Pas durchschnittlich zu 4 Groschen berechnet. Die faux-pas aber sind hievon ausgeschlossen.

*** (Seltsame Heilung eines Wahnsinnigen.) Ein Bewohner der Gemeinde Onnaing, nördlich von Paris, verfiel in Wahnsinn und wurde nach Paris in ein Spital geschickt. Die Kunst vermochte nichts über seinen zerrütteten Verstand, und alles ließ glauben, daß die Heilung unmöglich sey, als er in einen Zustand von Schwäche fiel, der stets zunahm, ohne daß irgend ein Krankheitssymptom sich dem Auge der Aerzte bemerklich machte. Seine Lage wurde so ernst, daß man an seine Frau schrieb, und zwar so, daß man ihr keine Hoffnung der Wiedergenesung ihres Mannes übrig ließ. Sie reis'te nach Paris, nachdem sie sich zuvor Trauerkleider hatte machen lassen, und erfuhr daselbst, daß ihr Mann gestorben sey, und daß man ihn eben begraben wolle. Im Augenblick aber, wo man ihn in den Sarg legte, glaubte man noch eine Bewegung zu bemerken und wartete. Einige Zeit später bemerkte man, daß der Todte wirklich noch lebe, und daß er bloß in Lethargie verfallen sey, die stark genug war, die Umgebung sämmtlich zu täuschen. Zum allgemeinen Erstaunen aber hatte der Todtgeglaubte in dieser Lethargie auch seinen Verstand wieder gefunden.

Ermuthigung.

Wozu, o Mensch, dein leises Sehnen
Nach einem ewig fernen Gut'.
Will dich das Glück nicht siegend krönen,
Entsag' ihm stolz mit starkem Muth.

Laß ab von schmerzensvollem Ringen,
Wobei der Seele Kraft entweicht;
Denn niemals, ach! wirst du erzwingen,
Was nicht ein Gott freiwillig reicht.

Gleich wie der Träume holdes Weben,
Sich ohne Zwang dem Schläfer naht,
So muß das Glück hernieder schweben,
Von mildem Stern zum Erdenpfad.

Drum laß den Kampf mit ihm, den heißen,
Du nährst mit Weh nur deinen Wahn.
Kannst du den Stern vom Himmel reißen,
Auf deines Schicksals dunkle Bahn?

Flieh hin zur Tiefe deiner Seele,
O folg' dem Stern, deß Strahl so lind,
Er führt, wie auch das Schicksal fehle,
Dich mit ihm aus, o Menschenkind!

Der Glaub' ist er an heil'ges Walten —
Mit ihm nur schließe deinen Bund,
Er wird dich treu im Sturme halten,
Bebt unter dir das Erdenrund.

Dann wird sein Bruderstern sich künden
Und leuchten dir mit mildem Schein,
Dem Glauben Frieden sich verbünden;
Wirst lebend, sterbend selig seyn.

Ja Frieden sinkt nach langen Leiden,
Wie Himmelsthau auf dich herab.
Ja Frieden weht nach letztem Scheiden
Noch um dein einsam grünes Grab.

Anna von Leisenberg.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. Februar. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Fünfte Gastrolle) Norma: Fräulein Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 37. 6. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Ahl.

(Fortsetzung.)

7.

Der alte Peter Jonas saß, die Hände faltend, in seinem Lehnstuhl, mit geschlossenen Augen leise ein Gebet vor sich her murmelnd. Er hatte viel böse Tage erlebt seit dem Abende, da ihm sein Kind geraubt worden war, und ein starrer schwermüthiger Stumpfsinn hatte ihn zuletzt befallen. Sein geliebtes Peterborough war im Verlaufe des Krieges niedergebrannt worden, seine Pflanzungen verheert; und die gute alte Mutter Margaretha, die treue Gefährtin seiner wechselvollen Lebenstage, war vor Gram gebeugt gestorben, just am Tage darauf, nachdem sie ihr Häuschen hatte verlassen müssen. Jetzt wohnte der greise Pflanzer bei einem entfernten Verwandten in Neu-Plymouth; er hatte nur noch eine Freude, die liebevolle Pflege seiner wiedergekehrten Tochter, die mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit rastlos bemüht war, jeden noch so kleinen Wunsch dem schwachen Alten an den Augen abzusehen. Allein der beleidigte Stolz William Wotton's, dessen unedles Herz die Freimüthigkeit Judith's nicht zu würdigen wußte, da sie ihm nach jener Katastrophe im Indianerfort und im Hauptquartier der Engländer offen gestand, daß sie ihn nie geliebt habe, daß sie bloß dem Willen ihres Vaters gefolgt sey, daß nur Ein Mann je ihre volle, wenn auch geheime Zuneigung besessen, und dieß sey Philipp von Pokanoket gewesen, — Wotton suchte nun für diese Verachtung, für diese unumwundene Wegweisung seiner Hand durch hämische Rache sich Genugthuung zu verschaffen. Er hatte sich demgemäß an den Cameronianer Samuel Sommers gewendet, damit es ihm durch dessen Vermittelung gelingen möge, Judith einer schimpflichen öffentlichen Kirchenbuße zu unterwerfen, ja sie aus der Gemeinde der Dissenters auszustoßen, was in jener Zeit, zumal unter diesen fanatischen Sektirern als eine der gefürchtetsten Strafen angesehen ward, der in England schon mancher Covenanter durch freiwilligen Tod zuvorgekommen war.

Samuel Sommers, der in seinem ungemessenen Eifer für die Sache des Glaubens Wotton's Motive übersah, war voll von dem Gedanken an Judith's Sünden und die dafür zu bestimmenden Bußen, als er zu dem alten Pflanzer ins Zimmer trat. Nach mehreren entsetzlich weitschweifigen Vorreden und Einleitungen, die mildernd und vorbereitend seyn sollten, lenkte er das Gespräch auf diesen Gegenstand. Der Alte hörte anscheinend gleichgültig zu, nur von Zeit zu Zeit leise seufzend. Der ehrwürdige Samuel, der sich eines lebhaften Widerspruchs gewärtigt und sein ganzes geistliches Rüstzeug von Belegen und Beweisen angelegt hatte, glaubte, der alte Mann sey tiefer als je in seine stumpfsinnige Apathie versunken. Er eilte daher schneller, als es sonst bei seinem ungeheuren Wuste von theologischer Gelehrsamkeit möglich gewesen wäre, zu dem überraschenden Endresultat, daß Judith nicht mehr würdig sey, das Kind eines Anhängers des Covenants zu heißen, daß die Kirche sie ausstoßen müsse, drum sey es aber auch seine Pflicht, seine Tochter zu verstoßen.

Jetzt erhob sich der Pflanzer mühsam aus seinem Stuhle und blickte mit seinen halberloschenen Augen dem Prediger scharf ins Gesicht. „Habt Ihr jemals ein Kind gehabt?“ fragte er ihn mit fester Stimme.

„Ihr wißt es, nein!“ erwiederte der erstaunte Geistliche mit scharfer Betonung.

„Dann mag wohl der Himmel diesen Fluch auf Eure Ehe gelegt haben, dafür, daß Ihr so ganz die menschliche Natur verläugnen konntet!“ rief der Pflanzer, indeß die glühende Röthe des Zornes sein bleiches Gesicht überflog. „Nun wanket Ihr einsam und verlassen, ein verdorrender Stamm ohne die Freude und den Schutz junger kräftiger Sprößlinge, dem Grabe zu. Beschützt nicht selbst die grausame Wölfin ihre Jungen? Ich will nicht schlechter seyn als sie. Wenn also die Kirche es heischt, daß Jemand zu verstoßen ist, so könnt Ihr meine Tochter nur mit mir verstoßen, mich von ihr trennen, könnt Ihr nicht.“

Der erzürnte Geistliche wandte sich weg; denn er kannte die Hartnäckigkeit des alten Mannes. „So möge denn Deine eigene Verstocktheit zum Fluch über Dein greises Haupt werden,“ rief er, hinausgehend. „Ich schüttle den Staub von meinen Füßen, der Zweck meiner Botschaft ist erfüllt: Ihr seyd gewarnt. Hütet Euch, in Eurem Starrsinn zu beharren; noch ist Euch Bedenkzeit gegeben!“

8.

Das Eis des Winters war an dem milden Hauche der Frühlingssonne geschmolzen, und die ersten heiteren Frühlingstage waren in all ihrer belebenden, verjüngenden Kraft wiedergekehrt, als Judith aus der dürftigen Hütte schritt, die sich auf den Trümmern der Colonie Peterborough wieder erhoben hatte, um ihre Krüge mit dem frischen, kühlen Wasser der Quelle am Saume des Waldes zu füllen. Jetzt hatte sie keinen plötzlichen Ueberfall der Indianer auf diesem einsamen Gange zu fürchten, die Zeiten waren anders geworden. König Philipp und seine Bundesgenossen, allenthalben geschlagen und verjagt, hatten sich immer tiefer in die entlegensten Theile der westlichen Walddistricte zurückgezogen, und seit jenes Fort im Lande der Narrhagansets in Flammen aufgegangen, war nicht die leiseste Kunde mehr von ihnen zu den Besitzungen der Colonisten hinübergedrungen. Aber auch hier hatten sich für Judith und ihren Vater die Verhältnisse anders gestaltet. Der fin-

stere Rigorismus ihrer Glaubensgenossen hatten den Pflanzer zusammt seiner Tochter aus ihrer Gemeinde ausgestoßen, und der Alte war beim Beginne des Frühjahrs mit schwerem Herzen aus Neu-Plymouth gewandert, wo er die Thüren seiner ehemaligen Freunde für ihn verschlossen fand, um zu den Trümmern seines geliebten Peterborough zurückzukehren, und sich hier lieber, wenn es seyn müßte, der Großmuth der Indianer anzuvertrauen, als dort von der Engherzigkeit seiner verblendeten Glaubensgenossen sich verfolgen zu lassen. Aber da er in die heimathliche Gegend zurückgekehrt war, die er seit den Tagen seiner Jugend fast nie verlassen hatte, war auch seine Seele wieder jung geworden, seine Kräfte hatten sich erneut, und in rüstiger Thätigkeit begann er mit Hülfe einiger Nachbarn, die sich durch sein Unglück nicht irre machen ließen, eine bequeme Hütte aus Eichenpfählen, Flechtwerk und Rasen an der Stelle des niedergebrannten Wohnhauses aufzuführen und seine verwüsteten Felder wieder in Stand zu setzen. So war die Lage der Dinge. —

Judith weilte lange an der Quelle, indeß ihr schönes Auge, in der letzten Zeit so häufig von Thränen benetzt, mit einem gewissen sehnsüchtig schmerzlichen Blick über die neubegrünten Fluren gleitete und ihr zarter Mund mit innigem Wohlbehagen die milde, erquickliche Frühlingsluft einsog. Das Zwielicht des Abends war bereits auf die Thäler gesunken, während die Berge noch von den letzten Strahlen der Sonne glüheten, und die Schatten des Waldes bereits unheimlich finster geworden waren, und Judith gedachte nach Hause zurückzukehren, als sie eine Abtheilung wohlbewaffneter englischer Milizen vorsichtig und leise am Saume des Waldes heranschleichen sah. Fast zu gleicher Zeit fühlte sie einen leisen Schlag auf die Schulter und hörte dicht hinter sich ihren Namen nennen. Sie wandte sich erschrocken um: — Philipp von Pokanoket stand vor ihr.

„Unglücklicher!" rief sie, durch das Dringende des Moments schnell ihre Fassung wieder gewinnend, und zugleich auf die heranziehenden Soldaten deutend, „welcher böse Stern führt Euch hierher?"

Philipp sah kaum die nahe Gefahr, als er sich auch schon schleunigst in das Dickicht zurückzuziehen begann. Allein auch die Engländer hatten ihre Beute erspäht und feuerten ihre Gewehre ab auf den Fliehenden. Die dicken Stämme der Kiefern und das ungewisse Zwielicht retteten den Sachem, trotz der wohlgezielten Kugeln, und mit Windesschnelle setzte er seine Flucht fort. Allein die Engländer, von übergegangenen Pequod-Indianern unterstützt, waren ihm bereits hart auf den Fersen, als er einen lichten Platz im Walde erreichte, wo mehrere hellodernde Feuer die hereingebrochene Finsterniß erhellten. Nun war Philipp in Sicherheit; denn hier hatten seine Begleiter ihr Lager aufgeschlagen, von einem jener unzugänglichen Sümpfe beschützt, die in zahlloser Menge damals die Wälder Nordamerika's bedeckten. Die Milizen wagten es nicht, in der Dunkelheit die Verfolgung weiter fortzusetzen und durch die Sümpfe zu dringen, aber sie wollten auch ihre Beute nicht fahren lassen. Sie umstellten daher in aller Stille den Platz und sandten Boten ab, um bis zum Anbruche des Tages Verstärkungen an sich zu ziehen. (Schluß folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Fortsetzung.)

Es war den Roués eingefallen, da sie vor Langeweile nicht wußten, was sie beginnen sollten, indem der stille Freitag keine Unterhaltung für solche Menschen bietet, sich durch eine Seitenthüre, die zufällig nicht geschlossen war, und in das Innere der Kirchengewölbe von Notre-Dame führt, einzuschleichen. Es gelang ihnen unbemerkt die Glockenstube, die dem armen Jehan Coquerell zugleich als Wohnung diente, zu erreichen, woselbst sie den Glöckner ganz allein antrafen. Um nun einen originellen Spaß zu haben und sich an der abergläubigen Bestürzung der frommen Brüggener belustigen zu können, wollten sie den Glöckner zwingen, die große Sturmglocke zu läuten. Als sich dieser aber in allem Ernste ihrem frevelhaften Begehren widersetzte und durchaus ihren Wunsch nicht erfüllen wollte, sperrten sie den Armen in der Glockenkammer ein, verschlossen die Thüre von außen und ergriffen nun selbst das Seil der mächtigen Lärmglocke, die sie mit frevelhafter Gewalt in Schwung brachten, während sie, zur größeren Belustigung, auch das Glockenspiel in Bewegung setzten.

Der gefangene Thürmer wollte verzweifeln, allein er konnte nichts thun, dem Unfuge zu steuern. Er wollte sich in seiner Herzensangst auf die brummende Riesenglocke werfen, um ihren Flug einzuhalten, er wollte — da plötzlich stürzte die Thüre zertrümmert zu seinen Füßen und ein wüthender Volkshaufe stürmte, wie die verheerende Fluth durch den zerrissenen Damm, racheschnaubend herein.

Der Unglückselige, taub von dem Alles erfüllenden Schall der ehernen Stürmerin, sah sich im Augenblicke von eisernen Fäusten gepackt und auf's Schrecklichste mißhandelt, ehe er nur ein Wort reden, noch eine Rede seiner Feinde verstehen konnte.

Die Missethäter hatten sich indessen auf demselben Wege, den sie gekommen waren und eben so unbemerkt, durch die allgemeine Bestürzung des Volkes noch begünstigt auf ihrer Flucht, wieder entfernt, und kein Mensch ahnte auch nur im Geringsten die wahren Urheber dieses öffentlichen Scandals. Jehan Coquerell war bekannt als ein Trinker, und Niemand zweifelte daran, daß er im Rausche den Unfug getrieben, um die gute Stadt in Aufruhr zu bringen und sie in ihren frommen Betrachtungen zu stören.

Gerade zur rechten Zeit hatte Dom Felippe durch einige Dolchstöße dem unschuldigen Glöckner den Mund auf ewig geschlossen, denn der Anblick dieses Abscheulichen hatte in dem Mißhandelten alle Lebensgeister zurückgerufen, um von jenem auf immer — vernichtet zu werden.

* * *

Die Freunde Dom Felippe's hatten indessen getreulich Wort gehalten. Alle erschienen sie zur bestimmten Stunde und Jeder führte ein Liebchen, prächtig aufgeputzt zum Ball, am Arme. Die Damen waren alle mehr oder weniger mit der frommen Lebensweise der Libertiner bekannt und so in ihre Mysterien eingeweiht, daß sie nicht nöthig hatten, gegenseitig vor einander zu erröthen.

Dom Felippe war seinerseits nicht müßig geblieben und hatte sein ganzes Haus auf's Glänzendste eingerichtet, so würdige Gäste zu empfangen. Alle Gänge waren mit den schönsten Teppichen belegt und schon von Weitem roch man das Aroma der feinsten Parfümerieen. Aus hohen, prächtigen Spiegeln strahlte rings umher tausendfältiger Kerzenglanz und ließ in einer magischen Perspective die beleuchteten Säle als endlose Gallerien, mit unzähligen Lichtern decorirt, erscheinen.

Ein herrliches Mahl stand aufgetragen, und während man sich im Speisesaale an allen möglichen Fleischsorten, auf's Köstlichste zubereitet, und an den feinsten, feurigsten spanischen Weinen labte, schickte Dom Felippe einen seiner Diener in die Stadt, um Musikanten für den Ball zu bestellen. Der Bote kam jedoch zurück und meldete, daß an diesem heiligen Tage, um keinen Preis in der Welt, ein Spielmann zu bewegen sey, sein Instrument in die Hand zu nehmen. Dom

Felippe schickte einen zweiten, einen dritten Diener — umsonst, sie kamen mit derselben Nachricht zurück, es wollte Niemand sein musikalisches Talent am Charfreitage verkaufen.

„In die Hölle mit Euch, Ihr Schurken!“ rief Dom Felippe, glühend vor Zorn; „Eure Trägheit, Euer Ungehorsam ist's, die ihr mir stets beweist, wenn ich sie am wenigsten erwarte! Ich will selber gehen und einen Fiedler suchen, der uns zum Tanze aufspielt, und ich finde einen, bei meiner armen Seele! ich bringe einen Musikanten mit und sollte es der Teufel selber seyn!“

Mit diesen Worten verließ er eiligst den Saal und trat mit hastigen Schritten hinaus in die Finsterniß der Nacht.

Der Mond war hinter schwarze Wolken getreten und kaum sah man die blaßen undeutlichen Ränder desselben durchschimmern. Kein Windhauch bewegte die Luft und Grabesstille herrschte in den langen Straßen. Geheimnißvoll schweigend ragten die hohen Häuserreihen in die schwarzblaue Luft, und Dom Felippe sah auch nicht ein einziges Fenster beleuchtet. Auch ließ sich nah und fern kein Geräusch vernehmen, als das, welches seine Fußtritte verursachten, und hin und wieder einen herumschwärmenden Hund verscheuchte, die einzigen lebendigen Wesen, die ihm auf dem nächtlichen Gange aufstießen. Als er eben in eine noch dunklere Seitengasse einbog, ertönte die Stunde der Mitternacht vom hohen Thurme der Notre-Dame herab. Unwillkührlich, ohne sich selbst Rechenschaft darüber geben zu können, ob es aus Schrecken oder Aberglauben geschah, — bebte der nächtliche Wanderer schaudernd in sich zusammen; — in demselben Augenblick gewahrte er einen Mann, der ihm auf der Seite der gegenüberstehenden Häuserreihe entgegen kam.

„Mein Freund,“ rief Dom Felippe den Unbekannten an, indem er auf ihn zu ging; „vermögt Ihr mir nicht einen oder einige Musikanten nachzuweisen, die sich, gegen ein anständiges Salär, bereitwillig finden lassen, einer angesehenen Gesellschaft von noblen Cavalieren und Damen zum Tanze aufzuspielen?“

„„Euer Gnaden,““ antwortete der Fremde in näselndem Tone; „„Euer Gnaden hätten sich an Niemand besser wenden können, als an mich, denn wie Ihr seht,““ fuhr er fort, indem er eine Geige nebst Fiedelbogen unter seinem Ueberkleide hervorzog, „„bin ich selbst ein armer Violinist, der gerne zu jeder Stunde bereitwillig ist, so hohen Herrschaften mit seinem geringen Talente zu dienen. Gewiß, ich bin nicht eitel, aber ich darf mir schmeicheln, einer der besten Geiger in ganz Brügge zu seyn. Ihr sollt eine herrliche Ballmusik haben, wie Ihr noch keine hattet und sobald auch nicht wieder bekommt, wenn Ihr mich würdig haltet, unter Eure vornehmen Gäste zu treten. Nur erlaubt, daß ich mir von meinem Patron, der mir diese so glückliche als unerwartete Begegnung verschaffte, eine gute Leuchte erbitte, denn — —““

„Der Satan ist Dein und mein Patron! Verdammter Schwätzer!“ schrie Dom Felippe, außer sich vor Freude. „Laß den Patron beim Teufel und folge mir schnell!“ —

Der Geiger antwortete mit einem trocknen, grillenden Lächeln, nahm seine Violine unter den Arm und folgte so schnell als möglich dem ungeduldigen Stürmer.

Der Musikant war ein Mann von zweifelhaftem Alter; man hätte ihn für einen Greisen halten können, wenn dem nicht seine grellen, stechenden Augen, die wie zwei blank geschliffene Dolche aus ihren Höhlen glänzten und von jugendlicher Energie zeugten, widersprochen hätten. Sein Wuchs war hoch aufgeschossen und mager, sein Rücken gekrümmt und unter die schwarzen struppigen Haare, welche ihm bis tief in die Stirne herab hingen, waren viele weiße gemischt, was Dom Felippe im Mondenlichte gewahren konnte, von welchem nunmehr die Wolken verschwanden. Ein ironisches, finstres Lächeln schwebte fortwährend auf den dünnen Lippen dieses Mannes und eine dunkle Kappe, in der Mitte getheilt, auf beiden Seiten nach den Schultern herabhängend, gab ihm ein düstres, unheimliches Aussehen. Seine übrige Kleidung bestand aus grobem, dunklen Zeug mit schwarzem Ueberwurf, so ungefähr, wie sich in jener Zeit ein ernster Kantor, oder ein armer Künstler trug, der, seines Geschäftes wegen, sich durch eine äußere, wenn auch ärmliche, Wohlanständigkeit auszeichnen mußte.

Als Dom Felippe den Unbekannten in seine Wohnung führte, fingen seine Hunde, die im Hofe angebunden waren, ein entsetzliches Geheul an und weder Schläge noch Besänftigungsworte ihres Herrn, vermochten die Bestien zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Drei Pariser Taugenichtse.) „Welches Verbrechen haben wohl die drei Kinder begangen, die hier vor den Schranken des Gerichts stehen?“ fragte gewiß mancher unter denen, welche der vor einigen Tagen zu Paris stattfindenden Verhandlung des Zuchtpolizeigerichts beiwohnten. Der Gravirteste der jungen Delinquenten, der eigentliche Ausführer des Gaunerstreichs, scheint zehn bis zwölf Jahre alt zu seyn; kaum ragt sein kleiner, blonder Lockenkopf über die Schranken des Gerichtes hervor; dieser kleine Cherubim heißt Charles und ist darauf angeklagt, einen Diebstahl begangen zu haben in einem bewohnten Hause, mittelst Einbruch und Ersteigung, in Verbindung mit den beiden andern Delinquenten, welche auf der Bank der Angeklagten ihm zur Seite sitzen. Die zwei Mitschuldigen heißen Dufresse und Bachelier; der Erste ist vierzehn, der Zweite siebenzehn Jahre alt. Die Mitschuld des Letzten war es allein, welche den ganzen Handel vor die Schranken der Jury brachte. Ja, es schien sogar, nach den Aeußerungen des Monsieur Charles, daß der Raub nur auf Antrieb des Herrn Bachelier unternommen werden. Wie dem auch sey, Charles hat einem Verwandten, bei welchem er wohnte, eine bedeutende Summe Geldes entwendet. Nach der Aussage des Charles war Bachelier am 5. August des vorigen Jahres auf das Dach eines sogenannten „cabinet d'aisance“ gestiegen, das mit der Wohnung des Verwandten in Verbindung stand; von dem Dache war er in die Küche gedrungen und hatte alsdann die Thüre des Zimmers, in welchem Charles verschlossen war, geöffnet; darauf trieb er ihn, nach der Aussage des Letztern, an, daß er seinem Onkel Geld stehlen solle, „nur des Spaßes wegen“; nachdem sie sich darauf mit einem Stücke Eisen bewaffnet, erbrachen sie damit den Sekretär und nahmen aus demselben die darin befindliche Summe von 103 Francs. Den andern Tag machten sie sich in aller Frühe auf und theilten ihren Raub mit dem jungen Dufresse, welchen sie zugleich aufforderten, die „ungehemmte“ Lust mitzugenießen, welche sie sich jetzt verschaffen wollten. Dufresse folgt der Aufforderung, und bald befinden sich die drei großen Verbrecher mit wohlgefülltem Beutel, sämmtlich auf dem Weg nach dem Wäldchen von Boulogne. Sie wollen ihren Freudentag mit irgend einem romantischen Geniestreiche eröffnen, welcher unauslöschlich in ihrer Erinnerung bliebe; nach langer Berathung entschieden sie sich endlich für einen Paraderitt in dem Wäldchen von Boulogne. Die Reiter mochten dem Pferdeverleiher eben kein besonderes Zutrauen einflößen, so daß derselbe, wahrscheinlich, um sich sicher zu stellen, die Summe von 15 Francs für die drei Pferde verlangte. „Da ist der Bettel!“ entgegnete Bachelier: „Brechen wir auf!“ Da fliegen

sie nun dahin, die drei stattlichen Reiter! Doch sind sie zum Unglück nicht allein auf der Rennbahn. Hinter ihnen galoppirt ein Reiter, der bei weitem geübter und besser beritten ist und sie unfehlbar einholen wird. Dieser Rittmeister ist kein Anderer, als der Gens'darme, welcher an diesem Tage die Wache in dem Wäldchen von Boulogne hat. Der Pferdeverleiher, welchen die 15 Francs nicht ganz beruhigt hatten, schöpfte starken Verdacht hinsichtlich des Benehmens seiner drei Kunden: er theilte seine Besorgnisse dem Gens'darmen mit, welcher sogleich den drei Reitern nachsprengte, um die Zweifel aufzuklären, deren Gegenstand sie waren. Der Leser erräth leicht das Uebrige; die Delinquenten gestanden Alles, und die Sache wurde bald ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchung. Der bestohlene Verwandte bekannte wohl, daß ihm eine Summe Geldes gestohlen worden; doch konnte oder wollte er nicht die Mittel anzeigen, welche man angewandt, um den Raub zu vollführen. Er hätte es sogar gewünscht, daß das Tribunal aus Rücksicht auf das Alter der Schuldigen und besonders auf die Bande der Verwandtschaft, welche ihn an einen derselben knüpften, die ganze Sache, als zu unbedeutend von ihren Schranken verweise. Man begreift leicht, daß es dem Tribunal, im Interesse der öffentlichen Sicherheit, nicht erlaubt war, diesem Wunsche zu entsprechen; man begreift aber eben so wohl, daß die Jury verneinend auf die ihr gestellten Fragen antwortete, und daß sie den einen der Missethäter wieder seinem Meister, und die beiden Andern dem Lehrer überantwortete, bei welchem sie in die Schule gingen. (Gazette des Tribunaux.) A.

*** (Karlsruhe, 2. Februar.) Eine seltene Art von List wurde hier vor einigen Wochen ausgeführt, die man in unserer Zeit kaum mehr für möglich halten sollte, wenn sie nicht durch merkwürdige Umstände begünstigt, wirklich ins Leben getreten wäre. Es benützte nemlich ein hiesiger Arbeiter S. die Gelegenheit, wo ein anderer Herr S., dessen Namen mit dem seinigen fast gleich klingt und geschrieben wird, und dessen Ausgebot in der protestantischen Kirche nach üblicher Weise vollbracht war, sich mit seiner Auserwählten an dessen Stelle trauen zu lassen. Um dies auszuführen, erschien derselbe Nachmittags mit seiner Braut und einem Gefolge von Hochzeitsgästen bei dem Meßner, sich dort scheinbar verwundernd, daß nichts vorbereitet sey. Man sendete zum Pfarrer, bei dem es ebenso ging, die Sache war indeß, dem Namen nach, in Richtigkeit; was da fehlte wird auf Kosten der Vergessenheit gesetzt und die Trauung vollzogen. Erst später stellte sich der Betrug ans Licht, dessen Zweck war, nothwendige Förmlichkeiten, die ihm zu erfüllen vielleicht unmöglich waren, zu übergehen. Es ist eine ernste Untersuchung im Gange. (M. Z.)

*** (Der Crocodillteich.) Ein preußischer Offizier, der sich nach Ostindien begeben hatte, wie uns in Froriep's neuen Notizen versichert wird, schreibt von dort: „Nach beinahe zweistündigem Ritte von Kuraschy (am Indus) in nordöstlicher Richtung bekamen wir von einer Höhe ein wohl 2000 Schritt breites, von parallellaufenden Höhen eingeschlossenes Thal zu sehen, in welchem uns zur Rechten ein kleiner üppiger Palmenwald lag, aus welchem die Kuppeln der Gräber der Heiligen hervorschimmerten; an dieses Wäldchen schloß sich südlich ein leichtes Tamarindengehölz an. Das Thal selbst trug Spuren einstiger Cultur. Nachdem wir an einigen erbärmlichen Hütten, zwischen Palmen-, Mango- und Tamarindenbäumen, vorbeigeritten waren, hielten wir an einem 200 Schritt langen und 50 Schritt breiten Teiche, aus welchem die heiligen Crocodille und ihre Rachen entgegensperrten. Eine heiße mineralische Quelle, ähnlich der Carlsbader, welche eine Meile nördlich von hier aus dem Felsen hervorquillt, und zwar so heiß ist, daß man die Hand darin nicht halten kann, geht bald nach ihrem Heraustritte wieder in den Felsen, und kommt hier noch bei einer Hitze von 138° wieder zu Tage. Ein kleines Bassin umgibt die Quelle, welche, überströmend, den Teich bildet, an dem sich an hundert kleine und große Crocodille sonnen. Fakire, welche an demselben leben, bieten den Fremden ihre Dienste an, und so wie wir uns an den Teichen in Charlottenburg ergötzen, wenn auf das Läuten der Glocken die Karpfen emportauchen; so erfreuen sich hier die Fakire an dem Anblicke der Crocodille, wenn auf ihren klagenden Ruf: Oh! Oh! die Crocodille aus dem Wasser gezogen kommen, sich gleich Hunden zu ihren Füßen legen, und zur Fütterung den Rachen aufgesperrt halten. Wir zählten einige vierzig dieser Thiere, denen wir nach altem Brauche einen Ziegenbock zum Opfer bringen, und den Fakiren ein Geschenk machen mußten, wofür sie unser bei Mohammed gedenken wollten. Von diesem widrigen Anblick uns wegwendend, traten wir unsere Rückreise an." (Wien. Zeitsch.)

*** (Fassung.) Jüngst stand zu Paris Frau Bury als Vagabundin vor den Schranken des Gerichtes. Der Präsident wandte sich zuerst an sie mit der Frage: „Sie haben keinen Aufenthalt?" — Angeklagte: „Keinen." — Präsident: „Sie haben keine Mittel zu Ihrer Existenz." — Angeklagte: „Keine" — Präsident: „Sie wurden schon von diesem Gerichte verurtheilt." — Angeklagte: „Richtig; schon verurtheilt." — Präsident: „Zweimal als Vagabundin." — Angeklagte: „Ja, zweimal: das erstemal zu einem Monat Gefängniß, das zweitemal zu zwei Monaten. Jetzt bekomm' ich wahrscheinlich drei Monate." — Frau Bury hatte richtig gerathen: das Gericht verurtheilte sie zu drei Monaten Gefängniß. A.

Charade.

Suchst Du die Erste umsonst in schalen Genüssen der Erde,
Findest Du sicher sie dort, wo man das Hohe erblickt.
Immer den niedern Sphären entrissen, schwebt sie in Wolken,
Formet die Krone des Heils, bauet den himmlischen Thron;
Und wenn das irdische Leben, in welchem sie nie Dir begegnet,
Abwärts sinket, sie harrt Deiner im friedlichen Port.

Sind die drei Letzten schon längst hienieden verklungen, im Liede
Lebet ihr Name noch fort, zärtlicher Treue Symbol;
Schwerlich würde wohl jetzt ein Liebender Aehnliches wagen,
Todesgefahren bestehen, um der Geliebten zu nahen.

Herrlicher Süden! du winkst mit lauen Lüften und Blüthen,
Unter dem Ganzen zu ruh'n, sehnt sich mein frostiges Herz.

Auflösung der Charade in Nro. 34.

Musensohn.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. Februar. Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 38. 7. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Philipp von Pokanoket.

Historische Novelle von W. Rhl.

(Schluß.)

König Philipp war unterdessen in den Kreis der Seinigen getreten, die ihn mit lautem Jubel begrüßen wollten, aber auf ein Zeichen ihres Gebieters, das sie von der nahen Gefahr benachrichtigte, stumm und schweigend ihre Huldigung darbrachten. Unter der Zahl seiner Leute bemerkte der Sachem auch Miantonimo, den er kurz vorher auf Kundschaft in die benachbarten Gebirge ausgesandt hatte.

„Bist Du auch wieder zurückgekehrt," sprach der Häuptling, liebevoll seinen Gruß erwiedernd. „Es würde vielleicht besser für Dich gewesen seyn, wenn Du nicht so bald zu dieser gefahrvollen Stunde hierher gekommen wärest; denn wer weiß, was morgen Abend aus unserm Häuflein geworden ist! Die Feinde sind uns auf dem Nacken. In der Nacht können sie sich nicht durch den Sumpf wagen; aber wir müssen Wachen ausstellen; denn sie werden nicht zögern, uns aus diesem Schlupfwinkel aufzuscheuchen, da sie ihn einmal entdeckt haben."

„Und wie war dieß möglich?" fragte Miantonimo erstaunt.

„Ich war," erwiederte der Sachem, „in Mount Hope, ich war," fügte er leise hinzu, „bei der Colonie Peterborough!"

„Wie?" rief Miantonimo erstaunt, „wie konntest Du so frevelhaft verwegen seyn?"

„Schweig!" erwiederte der Häuptling, indeß seine Augen zornfunkelnd erglühten. „Habe ich Dir Rechenschaft von meinem Thun zu geben? Bist Du auch einer von den Verräthern, den Abtrünnigen, die meine Schritte belauschen und beargwöhnen, um dann einen Vorwand für ihre Treulosigkeit auffinden zu können? Doch nein!" fuhr er milder fort, „ich thue Dir Unrecht, Miantonimo, ich weiß, Du bist keines unedeln Gedankens fähig. Bei der Colonie also erspähte mich ein Trupp der Weißen und ihrer verbündeten Pequodindianer. Mit Mühe nur entkam ich ihnen; die Pequods aber verfolgten mich bis zum Sumpfe und lauern nun am Rande desselben. Jetzt will ich daher die Wachen vertheilen; dann sollst Du mir Deine Berichte abstatten."

Als Philipp nach Anordnung dieser Vorsichtsmaßregeln zurückgekehrt war, begann Miantonimo:

„Meine Botschaften," sprach er, „sind leider trauriger Art."

„So beginn mit der Schlimmsten," erwiederte der Sachem gefaßt, „damit Du mich nicht nach und nach marterst und mein Herz weich machst. Ich fürchte, Du bringst üble Nachricht von dem Sachem Canonchet. Hat meine Ahnung mich betrogen?"

„Sie trog Dich nicht," antwortete Miantonimo. „Ich kam hinauf in das Land der Mohwacks, ihm Deine Botschaften zu überbringen, da sprach einer seiner Sklaven zu mir: Canonchet, unser Sachem, war vor wenig Wochen mit zwölfen seiner Leute ausgezogen, um Saatkorn zum Unterhalte seiner Truppen aufzutreiben. Am Flusse Pautucket ruheten sie aus nach beschwerlichem Marsche. Da meldete man dem Häuptling, der Feind sey in der Nähe. Er sandte einen seiner Leute ab, nach der Stärke des Feindes zu spähen; aber der Bote, von der großen Anzahl der Weißen erschreckt, lief in eiliger Flucht davon. Da sie lange vergebens auf seine Wiederkunft gewartet hatten, schickte Canonchet einen zweiten Späher ab; auch er kam nicht wieder. Nun, als der Häuptling selbst gehen wollte, war es zu spät, der Feind stand ihm schon gegenüber. Alles floh. Canonchet schwamm durch den Fluß und wäre glücklich entkommen, aber als er ans jenseitige Ufer kam, strauchelte er über einen Stein und fiel mit verrenktem Fuße nieder; zugleich bemerkte er, daß seine Flinte naß geworden sey. Dieß brachte ihn so sehr in Verzweiflung, daß er ohne weitere Gegenwehr seinen Verfolgern sich ergab. Man führte ihn nach Neu-Plymouth; dort wurde er auf Befehl der Weißen erschossen."

„Vielleicht," sprach Philipp, „wird man von uns bald eine ähnliche Geschichte zu erzählen haben. Doch fahre fort, aber sprich leise, Deine Nachrichten möchten unsere Leute entmuthigen."

Sie besprachen sich noch lange miteinander, bis endlich Miantonimo, von Müdigkeit überwältigt, sich zum Schlafe niederlegte. Der Sachem konnte keine Ruhe finden, und der anbrechende Morgen sah ihn noch wach, über kühnen Planen für den neuen Tag brütend. Kaum war die Sonne aufgegangen, so machte sich der kleine Trupp Philipp's marschfertig, um, wo möglich, auf irgend einem geheimen Pfad den Händen ihrer Verfolger zu entschlüpfen, die, wie den Wilden nicht entgangen war, die ganze Nacht hindurch am Rande des Sumpfes unaufhörlich gelauscht hatten. Die Dunkelheit würde unstreitig dem Plan der Indianer weit förderlicher gewesen seyn, als der helle Tag, aber Philipp hatte es nicht wagen dürfen, aufs Neue dem Aberglauben seines Stammes Anstoß zu geben; denn es war eine Neumondnacht.

Wie erstaunten aber die Indianer, als sie am andern Morgen statt einer kleinen Truppenzahl die ganze Heeresmacht von Mount Hope durch einen zahlreichen Haufen Colonisten und einen Stamm der feindlichen Pequod-Indianer verstärkt, in Schlachtordnung vor sich aufgestellt erblickten. Die Engländer hatten den ganzen Sumpf förmlich eingeschlossen: da war an kein listiges Entkommen mehr zu denken. Während König Philipp, den das Drohende seiner Lage nicht erschreckte, sondern vielmehr mit höherem Muthe beseelte, sein kleines Häuflein ordnete und ihm Muth einsprach — denn er war

gesonnen, sich an der schwächsten Stelle wo möglich durchzuhauen — kam ein Pequod mit einem grünen Zweige als Waffenstillstandsfahne an den Rand des bewaldeten Sumpfes und begehrte mit dem Häuptlinge zu sprechen, da er die Wampanoags zur Uebergabe unter günstigen Bedingungen aufzufordern käme. Allein Philipp war klug genug, ihn nicht vorzulassen, und ihm dadurch das Geheimniß des Pfades durch den Sumpf mitzutheilen, denn so lange dieser unentdeckt war, konnten seine Leute sich lange mit Vortheil auf der festen, dichtbewaldeten Mitte des Sumpfes gegen die überlegene Zahl der Feinde vertheidigen. Allein seine Wampanoags murrten über die Abweisung des Unterhändlers und sprachen laut von Vermessenheit und Tollkühnheit, unter solchen Umständen dem übermächtigen Feinde sich zu widersetzen. Philipp gerieth außer sich vor Wuth, als er so seiner unumschränkten Häuptlingsgewalt auf eine Art widersprochen sah, die bei diesen Indianerstämmen etwas Unerhörtes war.

„Wer ist es," schrie er zornglühend, „der sich zu ergeben wünscht?"

Alles schwieg still. —

„Wer ist es?" rief er nochmals. Wer ist so feig, daß er nicht bekennen wolle, er habe so eben gesprochen?"

Da trat Miantonimo vor. „Edler Sachem, verzeiht," sprach er, „daß ich es wage, Eurer Meinung zu widersprechen, aber" —

„Wie?" donnerte der Häuptling, indem er erstarrend zurücktrat, „also Du bist der Verräther, Du der Aufwiegler? Das hat noch gefehlt, daß mein einziger Freund meinen Stamm gegen mich hetzt; aber nun Du mich verrathen hast, sollst Du auch den Tod eines Verräthers sterben!" Und während er diese Worte noch sprach, führte er mit der vollen Wucht seines nervigen Armes einen Hieb mit der Streitart auf das Haupt Miantonimo's, daß dieser, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zu seines Häuptlings Füßen niederstürzte.

Philipp warf einen wüthenden Blick auf die entseelte Leiche: Da kehrte ihm plötzlich die Besinnung wieder; die Streitart entsank seiner Hand und ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme und seine Thränen. Endlich fand er die Sprache wieder.

„Jetzt ist mein Schicksal erfüllt," rief er, indem er die Waffen von sich warf und dem Umsinken nahe, sich an einen Baum lehnte. „Was soll mir nun noch dieser elende Bogen, diese Keule, diese blutbespritzte Streitart? Da hilft keine Gegenwehr, wo die Götter das Verderben beschlossen haben. Tapfre Stammgenossen flieht, zerstreut Euch in die Wälder, ergebt Euch dem Feinde! Jetzt bin ich Euer Sachem nicht mehr: des Fremdlings Tochter habe ich geliebt, meine Streitart mit meines eignen Stammes Blut geröthet, jetzt bleibt mir nichts weiter mehr übrig als — zu sterben."

Allein seine Leute wollten ihren Häuptling nun nicht verlassen, sich nicht ergeben. Auch sie suchten sich jedoch nicht zu vertheidigen, sondern nach der Art jener Indianer blieben sie, da sie keinen Ausweg zur Flucht mehr sahen, ruhig stehen, um sich mit stoischem Gleichmuthe ohne Widerstand niederschießen zu lassen.

Die Engländer rückten heran, die Pequods als Führer durch die Sümpfe an ihrer Spitze. Anfangs befürchtete man einen Hinterhalt, da nirgends Anstalten zur Vertheidigung zu bemerken waren, und die Angreifenden näherten sich demgemäß höchst vorsichtig. Allein da die Pequods den Zustand des Sachems und seiner Leute sahen, schritten sie ohne Furcht auf dieselben zu, um sie gefangen zu nehmen. Ihr Anführer näherte sich dem König Philipp.

„Erkennst Du mich?" rief er, ihn beim Arm ergreifend und ihn fest ins Auge blickend.

„Hinweg von mir, elender Sklave," rief dieser entrüstet, „Ueberläufer, der mein Vertrauen so schändlich gemißbraucht hat! Wer gibt Dir das Recht, diesen Häuptlingsmantel eines edlen Stammes zu tragen?"

„Du erkennst mich also nicht?" fragte nochmals gelassen der Indianer. Philipp heftete sein Auge fester auf ihn. „Pabonak!" rief er erstarrend. Du der Häuptling des Pequodstammes, den ich besiegte?"

„Du sagst's!" erwiederte Jener. — „Als Du unsre Dörfer verbrannt, unsre Weiber und Kinder in Gefangenschaft mit Dir geführt hattest, da war mir nichts übrig geblieben, als dieser Dolch, und ich schwur, nicht eher zu rasten, bis ich ihn in Dein Herz getaucht hätte. Im Sklavengewande schlich ich mich, unerkannt von Dir, in Dein Vertrauen ein und ward zuletzt Dein Geheimschreiber. Oft zuckte es mir in den Fingern, wenn ich allein in der Stille der Nacht auf Einer Matte mit Dir lag, als müsse ich nun mit diesem Stahle Dich durchbohren; aber dann dünkte es mir wieder, dieß sey feig gehandelt, wenn es schon die Gesetze meines Stammes billigen. Doch jetzt sollst Du mit Deiner Waffe mir gegenübertreten Komm hierher! Vertheidige Dein Leben!"

„Eher soll meine Hand verdorren," sprach Philipp, „als daß sie wieder eine Keule ergreift, eine Streitart schwingt! Sie hat ihren letzten Streich geführt!" rief er auf Miantonimo's Leiche deutend.

„So geschehe Dir denn, wie Du gewollt," rief der Pequod, und zugleich stieß er den tödtlichen Stahl bis zum Hefte in des Sachems Brust. Lautlos, ohne den leisesten Seufzer hauchte dieser seine Seele aus.

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Schluß.)

Die Gesellschaft hatte sich indessen, während Dom Felippe's Abwesenheit, von der Tafel erhoben und in den Ballsaal begeben, allwo sich ihrer die gräßlichste Langeweile bemeisterte, die man deutlich auf allen Gesichtern lesen konnte. Der Anblick des traurigen Gesellen, welchen Dom Felippe mitbrachte, war keinesweges dazu geeignet, die Wolken des Unmuthes von den Physiognomien zu verscheuchen und mit einer Art von Widerwillen stellten sich die Gäste mechanisch zur Quadrille an.

Die Erscheinung des unbekannten Geigers wirkte übrigens betäubend auf alle Gemüther, eine gewisse Unbehaglichkeit, eine geheime, räthselhafte Angst schien sich der Geister bemächtigt zu haben. Die Lichter verbreiteten einen bläulich falben Glanz und drohten zu erlöschen; eine unfreundliche Zugluft hatte sich erhoben und bewegte die Draperien und seidenen Vorhänge, daß sie sich bauchend dem Fremden entgegenschwellten; die Hunde bellten fort und unheimliche Nachtvögel, vom Sturme, der draußen erwacht war, gepeitscht, flogen ängstlich krächzend an die Fenster....

Man hatte in der Eile dem Musiker einen erhöheten Sitz bereitet, auf dem er gravitätisch Platz nahm. Einen Augenblick lang ließ er seine kleinen, funkelnden Augen mit jenem beißenden Lächeln über die Gesellschaft schweifen, dann nahm er die Violine hervor, räusperte sich und setzte den Bogen an....

Der erste Ton, den der geheimnißvolle Musikant den Saiten entlockte, fuhr wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder der Anwesenden, sodann flogen die Tanzenden dahin, wie von unsichtbarer Macht getrieben. Sie durchkreuzten sich nach allen Seiten, die Füße schwebten ohne Geräusch über den Boden. Schnell und immer schneller drehte sich der schwindelnde Reigen und immer geschwinder nahm der Geiger den Takt. Es kam den Tänzern nicht in den Sinn, einen Augen-

blick auszuruhen zu wollen, und hätten sie es gewollt, sie würden nicht gekonnt haben, denn sie waren nicht Herr ihrer Bewegungen, die Füße schienen einem fremden Willen zu gehorchen. Keuchend, triefend von Schweiß, hüpften und sprangen sie immer toller, als gält es mit Wahnsinnigen um die Wette zu toben. Der Fiedler selbst gerieth in Extase, die Kappe, welche bisher sein Haupt bedeckt hielt, war ihm entfallen und enthüllte eine große Glatze; der Kopf ging hin und her und markirte alle Bewegungen des Fiedelbogens, indessen der Fuß den stürmischen Takt trat

Sein ganzer Körper zitterte, seine Augen flammten, sein Gesicht, auf die Violine geneigt, lachte in wilder Freude und seine halb geöffneten Lippen schienen mit innigem Wohlbehagen jeden neuen Ton zu verschlingen, den er dem Instrumente entlockte. Es waren bizarre, nie gehörte Klänge, bald voll und kräftig, dann wieder weich, schmelzend, angenehm, rauschend, schmetternd, donnernd und schneidend, verbunden und zusammenfließend durch meisterhafte, unbegreifliche Uebergänge. Bald glaubte man die letzten Seufzer eines Sterbenden zu vernehmen, bald wieder hörte man das Wimmern eines Kindes, das Kosen der Liebenden und das entsetzliche Wehgeschrei der Verdammten im glühenden Pfuhle des Verderbens.

Der schreckliche Geiger hatte vergessen, seine Handschuhe auszuziehen; dieser Umstand hinderte ihn aber keineswegs an der Ausführung seiner außerordentlichen Kunstleistung. An dem rechten Handschuh bemerkte man Blutspuren, vermuthlich von einer Wunde herrührend, die er sich während seinem wilden Spiele geritzt hatte....

Indessen war der Tanz immer stürmischer, immer ausgelassener geworden. Ohne Ordnung sprangen die Tanzenden durcheinander, instinktmäßig dem Takte der Geige folgend. Schleier und Busentücher der Damen, Bänder und Schuhe flogen und stoben im Saale umher. Das verwirrte Angstgeschrei, welches sich von den Lippen der Tanzenden löste, ward durch die grinzenden Striche des Fiedelbogens übertönt. Die Busen der Frauen hüpften in bachanalischem Tumulte, die Lungen der Cavaliere keuchten erschöpft und der ganze Boden des Saales war feucht vom Schweiße der von den Leibern der Tanzenden troff — und dennoch hielt kein Herr ein dennoch sprach keine Dame: es ist genug! —

Da plötzlich warf der Geiger seine Violine weit von sich, mitten in den Saal, und rief dreimal mit schrecklicher Stimme: „Singe, singe, singe! Jehan Coquerell!"....

Und die Geige fuhr fort zu ächzen, zu seufzen und weinen, als wenn eine unsichtbare Hand den Bogen führte über ihre gehorsamen Saiten.

Plötzlich sprang der Musikant in die Mitte des Saales, seine Augen rollten wie feurige Räder in wilder Freude; er ergriff mit seiner blutigen Rechte die Hand des Dom Felippe, der einen schmerzhaften Schrei ausstieß. Einige Blutstropfen fielen auf den Boden; die andern Tänzer reichten sich ebenfalls die Hände und folgten dem Kreislauf des Dom Felippe, der fortwährend von dem Geiger um die Violine herum gezogen ward. Die Diener, verplüfft, bezaubert von der Neuheit dieses Schauspiels, schlossen sich, einander die Hände reichend, dem tollen Ringeltanze an; das Haus erbebte, seine Grundpfeiler wankten, Spiegel, Gemälde, Lüsters, Draperie, Möbel, Alles was sich im Saale befand, verließ seinen Platz und tanzte um die mysteriöse Geige mit den nach Luft schnappenden Tänzern. Die Violine indessen hörte nicht auf zu spielen und der Musikant rief in Einem fort:

„Singe, singe, singe, Jehan Coquerell!"

Nach und nach warfen die Kerzen einen immer matteren Schein von sich — die Fenster flogen auf und ein eiskalter Windstoß fuhr durch den Saal — ein greller Blitzstrahl zuckte durch die Wipfel der Bäume im Garten bis unter die Reihen der Tanzenden — eine Saite sprang auf der Violine, ein herzzerreißender Schrei des Geigers beantwortete den melodischen Ton der gebrochenen Corde — ein heftiger Donnerschlag — das ganze Haus erbebte. — — —

Erst gegen Mittag des andern Tages fiel den Nachbarn die Todesstille auf, die im Hause Dom Felippe's herrschte. Man war des Lärmens in dieser Wohnung so gewohnt geworden, daß man endlich wagte, als sich auch gegen Abend noch keine Spur von Leben in dem Hause zeigte, die Thüre zu erbrechen, um dem räthselhaften Verstummen der Bewohner auf den Grund zu kommen.

Rund um den Saal herum im Kreise fand man, eine schreckliche Gallerie von Todten — die Leichen der Gesellschafter und Diener des Dom Felippe ausgestreckt, nur er selbst und der Geiger waren verschwunden. Die Violine lag zerschmettert mitten im Saale, und hatte den Anschein, als ob sie ein Blitzstrahl gerührt hätte. Den blutigen Handschuh, welchen man an der Hand des Musikanten bemerkt hatte, fand man neben dem Instrumente. Es war derselbe, den Dom Felippe Abends vorher durch Zufall vom Blute des Glöckners geröthet, im Zorne von sich geworfen hatte.

Vor Tages Anbruch, in demselben Augenblicke als die Saite auf der Violine sprang und einen melodischen Ton von sich gab, hatte man den Leichnam des armen Glöckners von Notre-Dame aus dem Wasser gezogen und ihn im Stillen zur Ruhe gebracht.

Das Haus des Dom Felippe wurde angezündet und den Flammen zum Raube gegeben.

Noch bis heute bewahrt die Volkssage das Andenken an diese verruchte Begebenheit. H—g.

Erinnerungen aus dem Haag.

2. Volks-Charakter.

Der Charakter des Volkes ist ehrenwerth. Ein Hauptzug desselben ist die Ehrlichkeit. Zwar wird der Ausländer, namentlich Anfangs gern übervortheilt, doch von seinen dort ansässigen Landsleuten vielleicht noch in höherem Grade als von den Holländern selbst, und in jeder anderen Angelegenheit, wo das kaufmännische Interesse nicht vorwiegt, kann er unbedingt auf die größte Zuverlässigkeit rechnen. Daneben bildet die Religiosität und Moralität einen hervorstechenden Zug. Die äußere Erscheinung steht allerdings zuweilen mit unseren Sitten in schneidendem Widerspruch. So sah ich in Delft den Altar nach der Austheilung des heiligen Abendmahls abräumen von Leuten, welche ihre Pfeife dazu rauchten. So raucht man ebenfalls in der Sacristei an behaglichem Kaminfeuer zu einer Tasse Thee oder einem Glase Wein. Der Pfarrer erscheint im schwarzen Leibrock und trinkt Wasser während der Predigt, die Zuhörer setzen nach Belieben ihren Hut auf. In einer Kirche hörte ich unter allgemeinem Beifallklatschen die Ouvertüre zur Zauberflöte (natürlich als Theil eines Concertes) auf der Orgel vortragen. Aber die Kirchen sind fleißig besucht, und kein Hausvater wird es versäumen, täglich seiner Familie einen Abschnitt aus der Bibel vorzulesen. Die Animosität zwischen den verschiedenen Sekten, namentlich zwischen Katholiken und Protestanten, ist jedoch nicht geringer als bei uns, obschon sie alle vollkommen gleiche politische Berechtigung genießen. An Zahl stehen die Katholiken den Protestanten nur um einige Tausend nach, aber der Charakter des gesammten Lebens ist durchaus protestantisch. Die zahlreichen Juden, welche mit den Christen ganz gleiche Rechte haben, theilen sich in Deutsche und Portugiesische. Die Letzteren sind sehr angesehen,

die Ersteren treiben den eigentlichen Schacher; ihre Handelssprache ist Deutsch. Zu diesen portugiesischen Juden gehörte Spinoza, welcher von seinen Amsterdamer Glaubensgenossen ausgestoßen und vertrieben, im Achterroem, einer schlechten Hintergasse des Haags, auch eine Zeitlang im nahegelegenen Dorfe Voorburg, wohnte und sich durch Brillenschleifen erhielt.

Die Moral herrscht ebenfalls in der Literatur vor, selbst in den Romanen und sonstigen Unterhaltungsschriften. Die Dichtkunst neigt sich deshalb vorzugsweise zum Lehrgedicht, und wir begreifen allerdings kaum, wie ein Gedicht über die Krankheiten der Gelehrten (de Ziekte der Geleerden door W. Bilderdijk) in sechs Gesängen, welches, ohne die Anmerkungen, 127 Octavseiten einnimmt, so großen Beifall finden konnte. Freilich trägt dazu auch die Alles durchdringende vorherrschend materielle Richtung des Volkes bei, welche übrigens eben nicht zu seinen Tugenden gehört, denn durch sie wurde das Geld zum höchsten Ziele des Strebens erhoben und eine herrschende Geldaristokratie geschaffen. Doch werden diese und andere Uebel ziemlich ausgeglichen durch die schon erwähnte allgemeine Moralität und durch den ungemeinen Wohlthätigkeitssinn, welcher sich in den mannigfaltigsten Stiftungen und überall, wo sich das Bedürfniß zeigt, mit der größten Anspruchslosigkeit, meist ganz im Verborgenen, äußert. Es ist aber auch die Armuth gerade hier, bei der unglaublichen Theuerung der nothwendigsten Bedürfnisse, vielleicht bitterer und drückender, als irgendwo. Im Winter sieht man arme Leute auf den Straßen für einige Pfennige brennende Torfstücke kaufen, um die erstarrten Hände wieder zu beleben. Einzelne Theile der Stadt gewähren einen höchst traurigen Anblick. Bettler gibt es genug, obgleich sie von der Polizei, wenn sie sich betreten lassen, in den Armen-Colonien untergebracht werden.

Die eigentliche Natur des Holländers aber, worin seine Tugenden wie seine Fehler aufgehen, ist die Beharrlichkeit. Das Phlegma ist eine untergeordnete Eigenschaft, welche zuweilen einer gewissen Rührigkeit weichen muß. Von Natur auf einen Boden gewiesen, dem er Alles abzwingen muß, hat der Niederländer, langsam, aber sicher fortschreitend, Riesenwerke geschaffen, die unsere ganze Bewunderung verdienen. In der nächsten Umgebung des Haags habe ich kein Getraidefeld aufgefunden. Der Sumpfboden taugt nur zu Weiden, auf welchem die Kühe Tag und Nacht bleiben. Gegen die Kälte werden ihnen leinene Decken umgebunden. Wallfischrippen sind hier und da eingegraben, an denen sie sich reiben können. Tiefe Gräben durchkreuzen das Land nach allen Richtungen. Das gesammelte Wasser wird durch zahllose Windmühlen in die breiten, fahrbaren Kanäle gehoben, welche oft fünf bis zehn Fuß über der Fläche des umgebenden Landes liegen. In den Wintermonaten ist die Gegend um den Haag meilenweit überschwemmt, so daß man fast auf einer Insel zu wohnen glaubt. Dann aber wird das Volk lebendig und rasch. Männer und Frauen aus allen Ständen ergötzen sich am Schlittschuhlaufen. Rüstige Läufer fahren bis Utrecht. Wenn es aber Jahreszeit und Wind und Wetter erlauben, wird das überflüssige Wasser durch mächtige Schleusen ins Meer abgelassen. Die besseren Bodenstrecken werden musterhaft benutzt, vorzüglich zu einer Gartenkultur, welche die unsrige bei weitem übertrifft. Die Fruchtbäume werden meist niedrig gezogen und stark beschnitten, um reichlicheren Ertrag zu erzielen; denn durch die Feuchtigkeit schießen alle Bäume übermäßig ins Laub und in unfruchtbare Reiser. Auch werden zuweilen die Stämme gegen Moos, Fäulniß und Ungeziefer angestrichen. Die oft bespöttelte, geleckte und gezirkelte Zierlichkeit der holländischen Gärten aber ist nirgends zu finden. Die Gänge derselben, so wie die Fußwege an den Chausseen, bestreut man, in Ermangelung des Kieses, sehr praktisch mit Muscheln, welche sich leicht zertreten, und dann einen festen und angenehmen Weg bilden. — So ist das ganze Land durch Beharrlichkeit erst zu einem menschlichen Wohnsitze geworden. Freilich sieht gegenwärtig Alles sehr gewöhnlich und natürlich aus und verräth nur dem aufmerksamen Beobachter die Jahrhunderte lange Mühe vieler tausend Arme. Eben jetzt ist man beschäftigt, das Harlemer Meer auszutrocknen, welches sich seit dem sechzehnten Jahrhunderte fast um das Zehnfache vergrößert hat und bereits gegen 30,000 Morgen Landes bedeckt. Hier sieht man aber auch wieder, was die Noth aus dem Menschen macht. Bei Wasserbau verändert der Holländer fast seine Natur; er wird rasch, scharfblickend, erfinderisch, genial. Eine Geschichte der holländischen Deiche, Kanäle und Schleusen, welche selbst mit den politischen Schicksalen des Volkes eng verkettet sind, wäre die schönste Lobrede für dasselbe. — Dieselbe Beharrlichkeit aber, welche auch den historischen Ruhm der Nation zum großen Theil gegründet hat, hat auch ihre Kehrseite. Sie verleitet zu einem tadelnswerthen, übermäßigen Halten am Alten und hindert den geistigen Fortschritt bedeutend.

Im Umgange zeigt sich nicht die französische Feinheit und Gewandtheit, auch nicht die deutsche Treuherzigkeit, im Ganzen aber ein biederes Wesen, was namentlich allen Zwang haßt und Jeden nach seiner Weise gewähren läßt. Das Benehmen gegen Damen ist nicht immer von feinem Schicklichkeitsgefühl begleitet, wenigstens vermißt der Deutsche in einer aus beiden Geschlechtern gemischten Gesellschaft jene Zartheit, welche, gleich weit entfernt von Prüderie wie von Sentimentalität, die besseren Kreise in Deutschland auszeichnet. Feiner Witz oder gar Humor sind eine sehr seltene Gabe: ihr Mangel übt einen bedeutenden Einfluß auf die Unterhaltung. Auch glaubte ich zu bemerken, daß die Frauen überhaupt auf einer etwas niedrigeren Stufe ständen, als in Deutschland und sich nicht sowohl in der Sphäre des Hauses als in der Hauswirthschaft bewegten, doch wage ich nicht, darüber abzusprechen, denn das innere holländische Familienleben ist für jeden Fremden hermetisch verschlossen. — Das hier Gesagte bezieht sich natürlich nur auf den gebildeten Mittelstand, denn diejenigen Kreise, welche nur der Residenz folgen, bleiben sich im Wesentlichen in allen Residenzen gleich, wenn sie sich auch an kleineren Orten leichter studiren lassen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Auflösung der Charade in Nro. 37.

Oleander.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 6. Februar. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Fünfte Gastrolle) Norma: Fräulein Sabine Heinefetter.

Dienstag, den 7. Februar. Patkul, historisches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Gutzkow.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 39. 8. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Kleines Abenteuer eines großen Künstlers.

Es gibt allerlei Narren auf der entdeckten Erde und Pater Abraham a Santa Clara hat ein ganzes Nest voll ausgeheckt. Der Mann hatte die Narren aus dem Fundament studirt, und zählt sie uns alle der Reihe nach auf, wie sie sich eben in seinem Kopfe gruppirten. Da gab es klatschsüchtige, putzsüchtige, schreibsüchtige, trinksüchtige, spielsüchtige, tanzsüchtige, mondsüchtige, reisesüchtige, prahlsüchtige, ruhmsüchtige, ehrsüchtige, zanksüchtige, freßsüchtige, streitsüchtige, freiheitssüchtige — nur keine züchtige, wenngleich lauter wichtige Narren.

Der gute Pater lebte in einem Jahrhundert, in welchem er mit Knitteln dreinschlagen durfte und mußte, wenn seine Sittenlehren verstanden werden sollten, wenn er die Lächerlichkeit der Menschenkinder persiffliren wollte. Jetzt ist das anders; Alles hat sich verfeinert und verbessert, das Wort Narrheit gilt nur noch symbolisch während dem Carneval. Wenn Pater Abraham Leidenschaften, oder Eigenschaften, in das Gewand der Narrheit hüllte, und die Menschen, denen das Kleid paßte, mit derbem Spott stachelte, so hatte man ein Gemälde, al fresco, voll Wahrheit und Treue.

Diese zwei letzten Dinge sind im neunzehnten Jahrhundert bei Vielen nicht sehr beliebt, sie kennen sie auch nur dem Namen nach, und gehen ihnen, wo sie können, aus dem Wege. Sie lieben überhaupt solche rohe Bilder nicht, sie wollen feine, leicht verwischbare Daguerreotype, und in der That, es klänge auch schlecht, wenn man Eigenheiten, Sonderbarkeiten, wie sie meistens bei Gelehrten und Künstlern vorkommen, gemeinhin Narrheiten nennen wollte und benannte Herrschaften selbst würden sich das höchlich verbitten. Man nennt so etwas: Excentricität des Genies.

Mit solchen Excentricitäten scheinen am meisten die musikalischen Heroen behaftet zu seyn. Dem Einen erwacht seine Muse nur zu Pferde, der Andre begeistert sich an einem rauschenden Wasserfall. Dem Einen kommen die Ideen bei einem heitern Male, wie die gebratenen Tauben geflogen, der Andre muß die Einsamkeit aufsuchen, wenn er will, daß sein Genius ihm dienstbar sey. Haydn rührte bekanntlich sein Clavier nicht an, bis er rasiert, frisirt, parfümirt und von Kopf bis zu Fuß geputzt war. Beethoven irrte mit entblößter Brust durch das Dickicht der einsamsten Wälder und empfing von dem Flüstern der Bäume seine Lieder. Auf diese Weise hat jeder Maëstro seine Eigenheit.

Bertini, der berühmte Clavier-Componist, wäre einstens beinahe das Opfer seiner Excentricität geworden, die darin besteht, daß er Fußreisen von einigen Stunden unternimmt, und durch Wald und Feld auf neue Gedanken Jagd macht. Wenn es ihm in den Sinn kommt, so steht er des Morgens vom Bette auf, zieht lederne Gamaschen an, hängt ein kleines Bündel, an zierlicher grüner Seidenschnur befestigt, auf den Rücken, setzt den Hut auf, nimmt den Wanderstab zur Hand, und begibt sich, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, auf die Ideenjagd. Doch niemals vergißt er, seinen Paß mitzunehmen.

Wer ihm auf solchen Excursionen begegnet und ihn nicht kennt, der glaubt wohl, wenn er ihn am Abhange eines Hügels, die Arme ausgebreitet, stehen sieht, er sey ein Maler, der seine Mappe mit einer neuen Ansicht bereichern wolle; — fehlgeschossen! er sucht den Anfang zu einem Nonetto. Ein Anderer, der ihn mit niedergeschlagenen Augen durch den Wiesengrund wandeln sieht, hält ihn ohnfehlbar für einen klugen Botaniker, indeß in seinem Kopfe ganz andre Dinge aufgehen, als Pflanzen; Achtel, Sechszehntel, Zweiunddreißigstel entstehen hier und vereinigen sich zu einem wunderbaren Tongebilde.

Eines Tages fiel ihm ein, einen Ausflug nach dem Berge Canigou, diesem Riesen der Pyrenäen, zu machen. Bertini arbeitete damals an einer neuen Phantasie für das Pianoforte und ganz in Gedanken versunken, befand er sich plötzlich über der Grenze und lustwandelte, ohne es zu wissen, in dem alten Iberien. Auf unwegsamen Pfaden gelangte er nach Figuères, ohne im Geringsten zu bemerken, daß sich der Tag zu Ende neigte. Ganz ruhig verließ er auf der entgegengesetzten Seite, von welcher er gekommen war, das Städtchen wieder.

Kaum war er auf einer Anhöhe angelangt, als sich den überraschten Blicken des Compositeurs eine überaus großartig wilde, erhabene Gegend entrollte. Vor Erstaunen blieb er einen Augenblick bewegungslos an den Fleck gefesselt, der ihm einen ganzen Ocean voll Ideen erschloß, die sein ganzes Selbst kühn zu überwältigen drohten.

Die steil und schroff bis an den nackten Kamm der Berge aufstrebenden Felsenpartien und die schwarzen Riesenstämme der Bäume, die dem gewaltigen Gesteine gegenüber doch so gnomenartig erschienen, erzeugten in seinem Schöpfergeiste eine so kühne Modulation der Melodien, wie er sie, ohne diese äußeren Eindrücke, niemals würde gefunden haben. Der rauschende Wasserfall, welcher sich tosend und stäubend vom Felsen herab über das Steingerölle stürzte und wild wallend zum Thal herunter tobte, gebar ein Crescendo in seiner Idee, das ihm unübertrefflich erschien. Dort, in dem weiten Wiesenfelde fand er die ruhige Ausdehnung seiner Schöpfung und die melancholische Färbung des Tuffsteines schien ihm ganz der geeignete Grundton seiner Composition. Die ganze Landschaft trug vollkommen den Charakter eines Adagio maestoso.

Plötzlich erwachte der Maëstro aus seinen musikalischen Träumen, und es kam ihm vor, als ob er unsanft aus den Himmeln der Harmonien in die Dissonanzen der Wirklichkeit, der kalten Erde, geschleudert würde, denn ach — die Sonne hatte, ohne daß es der Künstler gewahr wurde, längst ihren Lauf beendet und statt ihrer trat der bleiche Mond in seinem geborgten Glanze die nächtliche Reise an, und warf seine Silberstrahlen durch das Gezweige der Bäume, welches den Tondichter umgab.

Das Schlimmste war, daß er sich in einer, ihm gänzlich unbekannten Gegend befand, wozu sich noch das Bewußtseyn gesellte, daß er wenigstens sechs Stunden zurückgelegt haben müsse. Wohl ließ er die Blicke nach allen Seiten hin schweifen, aber umsonst, nirgends, so weit sein Auge im Mondenlicht reichen konnte, gewahrte er eine menschliche Wohnung. Wohl ließ er seine Stimme erschallen, doch nur das dreifache Echo der Berge gab ihm Antwort auf seinen Ruf.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) „Riquiqui", die oft besprochene komische Oper von Heinrich Esser, steht jetzt in Aussicht, auf unserm Theater gegeben zu werden, und zwar künftigen 27. Februar zum Benefiz unserer sehr geschätzten Sängerin Fräulein Kratky. Das Buch, von Carl Gollmick, soll ein abenteuerliches Ereigniß aus der französischen Schreckenszeit sehr interessant behandeln, und die Musik solid, gefällig und originell seyn. Man sieht daher der Aufführung des „Riquiqui" mit vielen Erwartungen entgegen.

*** (Berlin, 1. Februar.) Seit einigen Tagen gehen hier wunderliche Dinge vor. Man wird sich des Verses in Goethe's Faust erinnern: „Der Teufel spukt in Tegel." Das Spiel von damals erneuert sich jetzt, und zwar in unserer Hauptstadt. Man weiß, daß damals, als jenes Schloß in der Nähe Berlin's in andere Hände übergehen sollte, ein heilloser Spuk in demselben sein Wesen trieb, der auch die beherztesten Personen graulich machte, und zum Fenster hinaus warf. Es ging sogar eine Deputation der Berliner Geistlichkeit hinaus, um den Spukgeist zu bannen, aber nichts half, bis endlich geeignete polizeiliche Maßregeln den Unfug entdeckten und den Leuten das Handwerk legten, welche durch dieses seltsame Mittel den Verkauf des Schlosses verhindern wollten. Gegenwärtig haben wir, wie gesagt, eine ganz ähnliche Geschichte hier in Berlin. Das famöse Haus ist das in der Wilhelmsstraße Nr. 59, welches früherhin der Minister v. Altenstein bewohnte, das der hanseatische Minister Godeffroy besitzt, und das dieser dem britischen Gesandten, Grafen Westmoreland, vermiethet hat. Es soll ein wahrer Höllenlärm in dem Hause herrschen, und der Spuk läßt Niemanden darin hausen. Ein herzhafter Kammerdiener, welcher dem Unfug Trotz bieten wollte, soll ein Rencontre mit einem der Spukgeister gehabt, und mit dem Säbel darnach gehauen aber nichts getroffen haben, wiewohl ihm auch weiter kein Unheil geschehen ist, und die Figur, eine Art weißer Dame, spurlos vor seinen Augen verschwand. Man erzählt das mit einer Wichtigkeit, daß einem Furchtsamen die Haare dabei zu Berge stehen müssen. Hoffentlich wird, wenn sonst wirklich etwas Wahres an der Sache ist, die Polizei jetzt eben so glücklich in der Ermittelung des Gespenstes seyn, als die vor fünfzig Jahren, und uns nächstens die Gaunerbande, welche im Hause ihr Wesen treibt, vorführen. (Nürnb. Corr.)

*** (Berlin.) Ein Gegenstück zu dem Schäfer aus Niederrempt hat hier lange Zeit sein Wesen getrieben, ein heruntergekommener Handwerker nämlich, der die Gicht mit Spanisch-Fliegenpflaster kuriren wollte. Er belegte die kranken Theile mit diesem Pflaster, ließ, unter unsäglichen Schmerzen der Patienten, große Blasen ziehen, die er dann öffnete, und wenn die Wunden geheilt waren, — fing er von vorn an. Er ließ sich seine Bemühungen gleich pränumerando wöchentlich mit 2—4 Thaler bezahlen, bedingte sich außerdem auch Droschkengelder und ein tüchtiges Frühstück, und hatte eine gar nicht unbeträchtliche und ganz gute Praxis. Seine Kunden waren meist Männer, von denen sich viele zu den gebildeteren Ständen zählen. — Am Abend des 20. Januar ward ein 11jähriges Mädchen, in Begleitung des Dienstmädchens, von ihrer Mutter nach einer Apotheke in der Oranienburgerstraße geschickt, um etwas zu holen. Es wurde ihr dazu ein Fünfthalerschein mitgegeben, von dem sie 4 Thaler 27 oder 28 Sgr. zurückerhielt. Im Laden war, außer ihnen, nur noch ein Mann anwesend, der sich Lippenpomade kaufte. Kaum waren die Mädchen auf die Straße gekommen, als derselbe Mann an das kleine Mädchen herantrat, es mit der einen Hand an den Hals faßte, daß es nicht schreien konnte, und mit der andern ihm das Geld entriß, worauf er sich aus dem Staube machte. Auf das Hülfegeschrei des Dienstmädchens ward er indeß bald eingeholt und nach der Apotheke zurückgebracht, wo man das geraubte Geld noch in seiner Hand fand. Dessenungeachtet läugnete er frech und ward zum Criminalarrest gebracht. Er ist ein schon bestrafter Schmiedegesell. (Berl. N.)

*** (Venedig, 15. Jan.) Die Opera seria scheint, aller Bemühungen und des schönen Talents der Dlle. Löwe und des Herrn Scalzi ungeachtet, in diesem Jahre auf unserem Theater kein Glück zu machen. Dem sehr zweifelhaften Erfolge des Nebukadnezar von Verdi folgte der complette Fiasco der Donizettischen „Linda von Chamouni", die am 12. d. zum ersten Male gegeben wurde, und zwar unter dem unbarmherzigsten Zischen und Pfeifen der Zuschauer. Da die Direction sich indeß dadurch nicht abhalten ließ, die Oper am anderen Tage zu wiederholen, so gab dies zu so heftigen Auftritten Anlaß, daß man nur bis zur Hälfte des ersten Aufzuges spielen konnte. Die Bänke wurden zertrümmert und auf die Bühne geworfen, und man ergoß sich in die größten Schmähungen gegen den Vorsitzenden der Direktion, den Grafen M. Sowohl damals, als bei dem zweiten Male kam das Ballet zu Hülfe, half den Tumult besänftigen und verhinderte die Schließung des Theaters; und dieß hatte man hauptsächlich der liebenswürdigen Tänzerin, Mlle. Polin, zu danken, deren Grazie und Talent das Ungewitter beschworen. Obgleich sie bereits zum sechsten oder siebenten Male in der Rolle der Ariadne, im Ballet gleiches Namens, aufgetreten war, so schien doch dies Mal der Beifall noch größer, als an allen früheren Abenden, zu seyn. Die Fenice war zum Erdrücken voll, wobei nicht vergessen werden muß, daß das Haus 2500 — 2800 Zuschauer (worunter 1200 Abonnenten) faßt. — Am Abend verbreitete sich das Gerücht, daß der Graf Mocenigo Mlle. Polin ein Engagement am Theater San Benedetto angeboten habe, indem das für die Fenice nur für den Carneval gilt, der, wie man weiß, hier bis zu Ende März dauert. Ich weiß nicht, ob Mlle. Polin dies Engagement angenommen hat; so viel ist aber gewiß, daß Herr Gritti, der „impressario generale" der italienischen Theater, ihr schon früher ein zweijähriges Engagement für Mailand oder für Neapel, vom 1. April 1844 angeboten hatte. — Drei- bis vierhundert Studenten kommen täglich von Padova, Vicenza und Verona herüber, um Mlle. Polin Beifall zu zollen, und sie 5 — 6 Mal herauszurufen, und die Damen tragen Hauben, Hüte, Mäntel, Kränze, Alles — à la Polin. (Berl. N.)

*** (Mainz, 5. Februar.) Der Frankfurter Unternehmer bei der hiesigen ersten Droschkenanstalt wird sich zurückziehen, und der zweiten, von den hiesigen Kutschern errichteten, Anstalt das Terrain überlassen; er soll bereits das ganze Mobiliar der hiesigen Gesellschaft verkauft haben. Er dachte wohl: es ist besser zu rechter Zeit mit einem kleinen Verlust davon zu kommen, als auszudauern und immer mehr Geld an die Unternehmung zu wagen, die nun, da sich eine hiesige Droschkengesellschaft bildete, keine Aussicht auf Reussiren mehr hatte. Eine einzige Droschkengesellschaft kann hier zur Noth bestehen, wenn sie sich keine goldne Berge verspricht; denn die Mainzer pflegen im Allgemeinen und in den gewöhnlichen Fällen zu Fuß zu gehen, sie fahren nur bei schlechtem Wetter und wenn es außerhalb der Stadt geht, auch des Abends, besonders bei Festen und Bällen; im Sommer gar kann die Droschkenanstalt nur von dem Andrange der Fremden Heil erwarten. Theilen sich aber zwei Gesellschaften in den Gewinn, so können Beide nicht bestehen. Daher war es klug, daß der auswärtige Unternehmer Platz machte, um so mehr, da die hiesigen Kutscher offenbar vom Publikum begünstigt wurden. Nichtsdestoweniger haben wir dem Frankfurter unser Droschkenwesen zu danken, denn es ist bekannt, daß die hiesigen Kutscher die Gründung einer Droschkenanstalt lange ablehnten, und erst, als sie sahen, wie unklug sie gehandelt, besannen sie sich eines Besseren; der fremde Unternehmer mußte also den Zaudernden, zu seinem eignen Nachtheil, den Weg bahnen.

*** (Hanau, 3. Februar.) In voriger Woche hat die von Kassel, zur Ermittelung der Ursache des Einsturzes der katholischen Kirche hierher gesandte, Baucommission ihre Geschäfte beendet. Von dem Resultate der Untersuchung hat man noch nichts vernommen; Sachverständige wollen behaupten, daß das zu dem Bau verwendete Material, namentlich die Beschaffenheit der Backsteine schlecht, und der Mörtel allzu sehr mit Sand gemischt gewesen sey. Man ist in hiesiger Stadt sehr gespannt darauf, wem die Schuld des Unfalles beigemessen werden wird, wann der Fortbau wieder beginnen kann und wie der erwachsene Schaden, der auf mindestens 7000 Gulden angeschlagen wird, ersetzt werden soll. Die Baufonds der katholischen Gemeinde sollen ohnehin schon fast gänzlich verausgabt gewesen seyn, so daß die zur Anschaffung eines Glockengeläutes und anderer kirchlichen Gegenstände erforderlichen Summen nicht anders als durch eine Collecte hätten aufgebracht werden können. — Bis zum Ausbaue der Kirche, deren Eröffnung man schon mit freudigem Verlangen entgegen sah, wird nun noch eine lange Zeit vergehen, was um so mehr zu beklagen ist, als der Raum des bisher benutzten Betsaales allzubeschränkt ist, wodurch während des Gottesdienstes Störungen öfters nicht zu vermeiden sind.

*** (Kronach.) In der Nacht vom 22. auf den 23. Januar fand ein gewaltsamer Einbruch in einer Mühle statt, der einen die allgemeine Ruhe um so mehr bedrohenden Charakter annimmt, als diese Mühle (Bingmühle) nicht ohne Nachbarschaft ist, und direkt an der Festung Rosenberg liegt; von welcher aus doch zur Nachtzeit Patrouillen in die nächsten Umgebungen ausgehen. Zwei im Gesicht und an den Händen geschwärzte, mit langen Messern und Pistolen bewaffnete Individuen, drangen kurz vor Mitternacht in das Schlafzimmer der verwittweten Müllerin (Mad. Pfaff), und verlangten das im Haus vorräthige Geld von ihr. Ohne das Bett zu verlassen, zeigte dieselbe auf einen Schreibtisch, warf den Schreckensmännern die Schlüssel dazu vor die Füße und sagte: „Nehmt, was Ihr findet!" Während nun die Räuber mit dem Aufsperren und Durchsuchen der Schubladen sich beschäftigten, setzte dieselbe einen an ihrer Lagerstätte befindlichen Glockenzug in Bewegung, worauf mehrere in einem obern Gemach schlafende Mägde wach wurden, und zur Hülfe herbeieilen wollten. Die Räuber aber hatten Posten ausgestellt, und so fielen die Mägde in die Hände von drei andern, wiederum geschwärzten Männern, die sie festhielten, mißhandelten, das Hülferufen verhinderten, und so wurde der Raub von mehreren hundert Gulden in einem Hause verübt, das mit guten Hunden versehen, und auch nicht ohne männlichen Schutz war. — Noch nicht lange wurde auch ein Schweintreiber aus Gesrees von einem mit einer geladenen Flinte bewaffneten und gleichfalls geschwärzten Räuber in dem Grund angehalten, der von der Reichstaller Mühle nach Rohrersreuth führt, — wo jetzt die Eisenbahn nach Münchberg abgesteckt ist — und bedroht, erschossen zu werden, wenn er nicht augenblicklich seinen Geldgurt ablegen wollte. Zum Glück fiel der Hund des Angegriffenen dem Mörder in den Arm; auch der Schweinstreiber war nicht müßig und so gelang es demselben, sich mittelst eines Prügels des Feuergewehrs zu bemächtigen, wobei er nicht ermangelte, seinem Gegner einige Streiche zu versetzen, die ihn bewußtlos zu Boden warfen. Bei der Untersuchung fand es sich, daß der geschwärzte Mann ein nicht unbemittelter Bauer aus Lanzendorf war, bei dem der Viehhändler an demselben Nachmittag Schweine hatte kaufen wollen, und von ihm ausgefragt worden war, ob er denn heute noch nach Hause gehen, und welchen Weg er einzuschlagen gedächte? (N. Würzb. Z.)

*** Ueber Reschid Pascha liest man in der Allg. Ztg. folgende interessante Notizen: „Reschid Pascha führt seine drei Söhne mit sich, die er nach Paris gebracht hatte, um ihnen eine europäische Erziehung zu geben. In Paris sah man ihn überall zu Fuß und stets von seinen Kindern begleitet die Straßen durchwandern, und ihnen dieses oder jenes Merkwürdige erklären. Bekanntlich ist Reschid Pascha der erste unter den türkischen Großen gewesen, welcher kein Harem unterhält. Er besitzt, wie die gesitteten Europäer, nur eine Frau, die seine rechtmäßige Gattin ist. Da er von ihr keine Kinder mehr hofft, und sie ihm nur Knaben geboren hat, so hat er bei seinem Weggehen von Konstantinopel ein zweijähriges Sklavenmädchen gekauft, das er an Kindesstatt annahm und unter Aufsicht seiner Gemahlin auf europäischem Fuß erziehen läßt. Die literarische Welt von Paris verliert an ihm einen wahren Mäcen, und ohne Uebertreibung kann man sagen, daß selten ein fremder Botschafter vom König bis zum Letzten des Volkes herab mehr Liebe und Achtung genoß, als dieser türkische Diplomat."

*** Lord E..., der sich seit längerer Zeit in Paris aufhält, besitzt eine besondere Manie. Er ist nämlich ein außerordentlicher Hundefreund und liebt namentlich zwei seiner Hunde so sehr, daß er sie stets bei Tische neben sich hat, den einen zur Rechten, den andern zur Linken. Seine Diener müssen diesen beiden Hunden mit aller Aufmerksamkeit aufwarten, die sie — als Freunde ihres Herrn verdienen. Ein Bedienter hatte sich lange darüber geärgert, daß er Hunde bedienen sollte, und nahm sich deshalb vor, bei der ersten Gelegenheit sich an den vierbeinigen Tischgästen seines Herrn zu rächen. Als Lord E. es nicht zu sehen schien, kniff der Bediente endlich einen der Hunde so heftig, daß er entsetzlich zu heulen anfing, auf den Tisch sprang, Teller und Schüsseln umwarf und durch die halboffene Thüre entsprang. Lord E. hatte alles gesehen, blieb aber ganz ruhig und trug nur dem Bedienten auf, gleich nach Tische einen Schneider kommen zu lassen. Der Kleiderkünstler erschien und Lord E., der den entflohenen Hund wieder zu sich gerufen hatte, bestellte bei dem Schneider eine vollständige Livrée, ganz der gleich, wie sie seine Leute trugen. Die Livrée wurde geliefert, der Hund in dieselbe hineingesteckt, und die Bedienten

mußten ihn so aufgeputzt, nunmehr mit an ihren Tisch nehmen. (Leipz. Allg. Modenz.)

*** In dem jüngst erschienenen Werke John's Heneage Jesse: Memoirs of the Court of England &c. werden u. a. folgende Proben von der munteren Laune Georg's I. angegeben. „Es ist ein curioses Land, dies England," sagte der König einst; „am ersten Morgen nach meiner Ankunft zu St. James schauete ich zum Fenster hinaus, und sah da einen ummauerten Park und einen Canal, von welchen man mir sagte, daß sie mir gehörten. Den andern Tag aber sandte mir Lord Chetwynd, der Wildmeister meines Parkes, ein Paar schöne Karpfen aus meinem Canal zu, und da wurde mir wieder gesagt, ich müßte dem Manne, der mir meine eigenen Karpfen, aus meinem eigenen Canal gebracht hätte, fünf Guineen bezahlen!" — Unter den Leuten, die Georg I. amüsirten, zeichnete sich vor allen die Herzogin von Bolton, eine natürliche Tochter des unglücklichen Herzogs von Monmouth, aus, indem sie die lächerlichsten Böcke schoß. So erwiederte sie einmal auf die Frage des Königs, was Tags vorher für ein Stück im Theater gegeben worden wäre, ganz unbefangen: „o das weiß ich, ich bin da gewesen; sie gaben: La dernière Chemise de l'Amour." Es war aber nicht Amor's letztes Hemd, sondern Colley Cibber's erstes Stück: Love's last Shift, gegeben worden. (Hamb. lit. u. kr. Bl.)

Frankfurt.

Schauspiel. „Einen Jux will er sich machen." „Die Fremde." „Noch ist es Zeit."

„Einen Jux will er sich machen", Posse in 4 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Adolph Müller. — Besser eine gute Posse, als ein schlechtes Lustspiel! und die obige Posse ist gar nicht so übel. Ihrem Inhalte nach harmlos, fällt sie selten ins Triviale, und wenn sie einmal Längen hat und mit langer Weile droht, läßt Hausknecht Melchior nicht auf sich warten und stellt, wie er sich sehen läßt, den guten Humor des Zuschauers wieder her. Herr Hassel giebt den Melchior vortrefflich. Wir dürfen dem Hausknecht Nestroy's ächten Witz nicht absprechen; z. B. im vierten Aufzuge, als die Diebe auf den Zehen ins Zimmer schleichen, wo Melchior sich versteckt hat, bemerkt dieser: „Den leichten Tritt, man hört's gar nicht — es sein Geister." Aber er hört das Wort: Geld! und sagt: „Sie gehn auf's Geld — es sei'n Menschen." Als sie auch das Silberzeug einstecken, indem der eine meint: Auch das sey nicht zu verachten, man habe nie genug, philosophirt Melchior: „Sie haben nie genug — es sei'n Menschen" u. s. w. Leider ward Herr Hassel von den übrigen Darstellern wenig unterstützt. Sie verfehlten den Ton, den die Posse verlangt, und welchen zu treffen um so leichter ist, (?) je weniger im Allgemeinen an die Darstellung einer Posse hohe Kunstanforderungen zu machen sind. Herrn Hassel's Spiel allein verdient, daß man diese Posse gern und oft sehe, und gleichwohl war das Haus bei der ersten Wiederholung ziemlich leer. Sind wir dem Lachen und Witze so gram? Als ich nach dem Schlusse beim Hinausgehen einem mir bekannten Herrn laut äußerte: „Eine recht gute Posse!" antwortete er mir: „Ja, das meine ich auch, aber man darf es kaum laut sagen." Da konnte ich mir erklären, warum den Abend kaum gelacht ward! Bei einer Posse darf man also nicht lachen, auch wenn sie guten Witz hat? Das würde unanständig seyn? Aber ein Lustspiel ist gleichbedeutend mit einem Lachspiel, in ihm darf auch der schlechteste Witz belacht werden; ja hier ist es gar nicht unanständig, wenn einmal gelacht werden soll, das Unschuldigste zweideutig aufzufassen und dann als unanständig zu belachen! wie es erst bei der letzten Aufführung des Doctor Wespe mehr als einmal geschah. Summa: Man unterdrücke das Lachen nicht da, wo es am Platz ist, um es nicht am unrechten Ort nachzuholen.

„Die Fremde", Schauspiel in 5 Abtheilungen von J. Fr. v. Weissenthurn. — Im Konversationsblatte von 1842 sind die Schwächen dieses Schauspiels, die jeder fühlt, von einem geistreichen Kritiker launig genug verspottet worden. Die Schauspieler bemühten sich auf löbliche Weise, das geringe Interesse, welches das Stück einflößen kann, durch ihre Darstellung zu erhöhen. So spielte Herr Balson den Schustermeister Falkner mit seinem gewohnten Fleiß und Eifer, obwohl er durch den Humor, welchen er dem Schuster verlieh, seine Rolle eigentlich verfehlte. Wo wäre in dem ganzen Stücke Humor, als wo er sich oder dem Stücke widerspricht, nämlich bei dem Schusterjungen, Steffen, der in dem Hause eines so humanen und frommen Herrn, als Meister Falkner, auf komische Art über den Knieriemen und die Puffe klagt, die ein armer Lehrjunge erfahre, und bei Graf Elmen, dessen Witze gar nicht zu der Situation passen, in der er sie losläßt. Vielleicht hat die Verfasserin ihn aus Mitleid so witzig gemacht, sie fürchtete, die Zuschauerinnen möchten bei ihrem Rührstück zu viel weinen, wenn sie nicht zeitig merkten, daß Alles einen guten Ausgang nehme. Darnach entstände folgendes Recept für ein Schauspiel: Etwas vom Lustspiel, etwas vom Trauerspiel, macht am Ende ein Schauspiel. Ich sage: darnach, d. h. wenn die Stücke der Frau von Weissenthurn dienen könnten, um eine Theorie daraus zu entnehmen. Fräulein Lindner gab die Schustersfrau Sabine und spielte die einzige dankbare Stelle ihrer ganzen Rolle (Act 4, Scene 3) mit ihrer gewohnten Meisterschaft.

„Noch ist es Zeit", Schauspiel in 3 Abtheilungen von A. P. — Dieß Stück verdient immer von Zeit zu Zeit gegeben zu werden, und auf der hiesigen Bühne um so eher, als es hier recht brav gegeben wird. Es ist mit Menschenkenntniß, Talent und mit der unverkennbaren Absicht des moralischen Nutzens geschrieben. Spielt es auch in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft, so ist doch die allgemeinere Anwendung sehr leicht. Herr Balson erfreute uns durch die Mäßigung im Affect, womit er den Grafen von Strahlen gab. Auch Herr H. Schneider schien uns den Prinzen Adalbert besser zu geben, als da wir ihn zuletzt in dieser Rolle sahen. Nur auf zwei Dinge machen wir ihn aufmerksam. Diese Rolle erheischt oft eine gebeugte, Trauer oder Beschämung kundgebende, Stellung anzunehmen. Aber auch bei einer solchen gebeugten Stellung, zumal eines jungen Mannes und Prinzen, muß stets ein schlanker und grader Wuchs sichtbar seyn. Das kann aber nicht seyn, wenn die gebeugte Stellung durch einen krummen Rücken erreicht werden soll. Ferner hielt Herr Schneider in der Unterredung mit der Gräfin Mariane von Wilnau (Fräulein Lindner) eine Weile seine Hand vor's Gesicht oder vielmehr, da er Handschuhe trug, es hing eine Weile ein Handschuh vor seinem Gesichte, das Publikum mußte statt des Gesichtes des Schauspielers dessen Handschuh ansehen. Sehen wir von dem Handschuhe ab, so fragt sich's, in welchem Falle der Schauspieler die Hand vor's Gesicht halten oder das Gesicht mit den Händen bedecken darf. Ich meine ganz einfach: nie da, wo er selbst gesehen werden soll, sondern nur da, wo er selbst nicht sehen will, nie da, wo er selbst einen Affect zeigen, sondern sich von einem fremden Affect abwenden soll, also nicht, wo er thätig, sondern nur, wo er leidend ist oder wo eine größere Thätigkeit durch vorhergegangene große Niedergeschlagenheit vorbereitet werden soll. — A. B.

Logogryph.

Drei kurze Sylben nennen Euch den Namen
Von einer süßen, wunderholden Maid,
Doch sucht sie nicht im Kreise unsrer Damen,
Denn sie gehörte längst verklungner Zeit. —
Als Götter selbst noch liebten und empfanden,
Umschloß sie einen Gott mit süßen Banden.

Ein einz'ges Zeichen wirf aus diesem Worte
Und zweigesylbt theilt's die Unsterblichkeit.
So schreckt es nicht des Grabes dunkle Pforte
Und fessellos schwebt's über Raum und Zeit;
Die ew'ge Liebe sandte es hernieder
Und zu den Sternen kehrt es jauchzend wieder.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. Februar. Patkul, historisches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Gutzkow.

Mittwoch, den 8. Februar. (Auf vieles Verlangen) Die Montecchi und Capuletti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Sechste Gastrolle) Romeo: Fräul. Sabine Heinefetter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 40. 9. Februar 1843.

Kleines Abenteuer eines großen Künstlers.

(Fortsetzung.)

Noch hatte Bertini Hoffnung, einigen Ziegenhirten zu begegnen, die in diesen Gebirgen nicht selten sind; schon glaubte er fernher die Klingel der Leitziege zu hören und dieser Klang schien ihm vordersamst die schönste Musik, denn sein Magen spielte eine Fantasie-Symphonie aus G dur, und er freute sich im Stillen auf ein Stück Schwarzbrod und Ziegenkäse, welche Speisen ihm in diesem Augenblicke Leckerbissen zu seyn dünkten.

Leider blieben alle seine Hoffnungen unerfüllt. Der Mond stellte sich immer höher am Himmelsbogen und nichts ließ sich hören, als das Rauschen des Wasserfalls und das Flüstern des Baumlaubes.

„Teufel!" sagte Bertini, indem er auf einem Hügel stehen blieb und sich sehnsüchtig umsah; „es ist allerdings interessant die Schönheiten der Natur, so an ihrem eignen Busen schwelgend, zu genießen, und in ländlicher Umgebung zu componiren; aber ich möchte doch lieber jetzt, eine Cigarre rauchend, an der Seite eines Freundes auf dem Boulevard des Italiens spazieren gehen und eine gute Tasse Kaffee in der Perspective haben, als hier in dieser Einöde herumirren und mich vergebens nach einer Schale Ziegenmilch sehnen. Man hat mir gesagt, ich würde in drei Stunden Figuères erreichen, jetzt bin ich sechs Stunden gegangen, und habe nicht die geringste Aussicht auf ein respectables Unterkommen."

Nach diesem herzbrechenden Monolog, der mehr gedacht als gesagt, und deßhalb nicht, wie bei den Schauspielern, die ihre Monologe mehr schreien als denken, applaudirt wurde, war er im Begriff auf Geradewohl weiter zu gehen, als er plötzlich in einiger Entfernung auf einem schwarzbebuschten, benachbarten Hügel einen Lichtstrahl bemerkte. Eiligst beflügelte er seine Schritte, und nach einer bangen Viertelstunde, die er mehr gelaufen als gegangen war, stand er vor einer Art Hütte, in welcher das Licht brannte.

Beherzt trat er hinein in den engen Raum, aber keine Stimme wurde wach, die ihn vom Daseyn menschlicher Wesen überzeugt hätte; bald aber vernahm er das angenehme Geklirre von Messern und Gabeln, und er fing an zu begreifen, daß er wohl hier gerade zum Nachtessen recht kommen müsse.

Ohne weiter zu überlegen, ein hungriger Magen kennt keine Furcht, öffnete er eine niedrige Holzthüre, deren Ritzen ihm das Licht verriethen, und siehe da — seine Vermuthung hatte ihn diesmal nicht getäuscht. Ganz gemüthlich kauerte ein halbes Dutzend bärtiger, wildaussehender Männer, um einen niedern Tisch, und setzten mit ihren Transchier-Instrumenten einem Bayonner Schinken weidlich zu. Außer diesem waren noch andre Fleischspeisen vorhanden, und die von ihrer Fülle strotzenden Bockshäute ließen auf einen nicht unbedeutenden Durst der zechenden Gesellen schließen.

Nun werden sich die Leser, besonders die schönen Frauen, auf eine gräuliche Beschreibung von Banditen gefaßt machen, deren furchtbare Bärte die Mähnen der Löwen in der Wildniß übertreffen, deren blutdürstige Blicke Tod und Verderben verkünden, und die ein ganzes Arsenal von Pistolen, Säbeln, Dolchen, Spießen und Karabinern bei sich führen — nein, nein! die Leute sahen zwar verwildert aus, trugen sich aber ganz so wie die Bergbewohner der Pyrenäen, oder näher bestimmt, wie die Landleute in den Thälern von Saint-Denis. Obschon beim Eintreten Bertini's einige Dolchspitzen sichtbar wurden, so fanden doch Schinderhannes und Cartouche hier keine Repräsentanten. Dies gab dem Künstler Muth, er redete sie in französischer Sprache an, bat sie um eine Schlafstelle für diese Nacht und einige Erfrischungen, und versprach Beides honett zu bezahlen.

„Meine Kameraden," sagte Einer, „verstehen nur die Sprache ihrer Berge, allein ich —" fuhr er mit einer Art von Stolz und Höflichkeit fort, „ich habe gedient, mit mir ist's etwas anderes, ich spreche Französisch. Wie aber kommt es, mein Herr, daß Sie sich zu dieser Zeit und allein in dieser Wildniß befinden?"

Bertini erzählte sein komisch-tragisches Geschick, das ihn ohne seinen Willen in diese Einöde verbannt habe, und der gediente Mann schien vollkommen mit der Erklärung seines Gastes zufrieden. Er übersetzte seinen Kameraden dollmetschend das, was er von dem Ankömmling vernommen hatte schlecht ins Catalonische, und wies ihm einen Platz an seiner Seite an. Die Uebrigen beeilten sich, ihr Mahl zu beenden und Bertini konnte sich über die Gastfreundschaft dieser Hüttenbewohner nicht beklagen.

„Es ist mir leid," sagte sein Nachbar, nachdem Bertini einem Bocksschlauch noch eine tüchtige Umarmung geschenkt hatte; „es ist mir leid, daß ich Ihnen nicht mit einem Bette dienen kann; Sie werden sich für diese Nacht schon behelfen müssen; ich will Ihnen mein eignes Lager überlassen. Diese Hütte dient uns nur hin und wieder zum Aufenthalte, wenn wir uns in Figuières, wohin wir Waaren bringen, verspäten."

Mit diesen Worten öffnete der Gastfreund einen kleinen Seitenverschlag, in welchem der Tonsetzer einen frischen Bündel Stroh nebst einer wollenen Decke antraf.

„Für solche Herren, wie Sie," fuhr der Unbekannte fort, „ist das Bett freilich ein wenig rauh; übrigens zweifle ich sehr daran, daß Sie für heute ein besseres gefunden hätten. Schlafen Sie also wohl, es wird Sie Niemand in Ihrer Ruhe stören; sollten Sie etwas Ungewöhnliches hören, so

haben Sie deßhalb keine Furcht; bei uns pflegt es früh Tag zu werden."

Der Dienstfertige ging und überließ den irrenden Ritter seiner Gedankenwelt. Obschon ihm allerlei Bedenklichkeiten aufstießen, so überwältigte doch die Müdigkeit bald seine Sinne, und wenn er auch wußte, daß er sich unter dem gefährlichen Schutze der Diebe befand, so umfing ihn doch bald ein tiefer Schlaf. (Fortsetzung folgt.)

— —

Erinnerungen aus dem Haag.

3. Kunst und Wissenschaft.

Unter den Künsten wird fast nur die Malerei selbstständig gepflegt, und auch diese zumeist nur in den bereits von den Vorfahren eingeschlagenen Richtungen. Die Musik scheint keine Wurzel im Volke zu haben, obgleich im Haag eine Gesellschaft von Dilettanten monatliche Concerte gibt. Aber selbst abgesehen von dem gänzlichen Mangel eigener Compositionen, bleibt schon die Ausführung fremder Werke weit hinter dem zurück, was deutsche Mittelstädte leisten. Die königliche Kapelle, welche, fast ganz aus Deutschen zusammengesetzt, auch unter einem deutschen Direktor steht, zeichnet sich allerdings rühmlich aus. Sie führt unter Anderem jeden Winter mindestens vier Beethovensche Symphonien auf mit lobenswerther Präzision. Doch ist sie in jüngster Zeit sehr ungünstig gestellt, ja halb und halb aufgelös't worden. Die Mitglieder besorgen zugleich den Unterricht an der von Reisiger eingerichteten Musikschule. — Der Gesang kann vor dem Einflusse des Klima's nicht aufkommen. Das alte Sprüchwort: Frisia non cantat, ist wenigstens in dieser Beziehung wahr. Ein halbjähriger Aufenthalt im Lande reicht hin, die beste Stimme zu Grunde zu richten. Doch ist das Klima für die Brust mehr heilsam als schädlich, vorausgesetzt, daß man sich der Sitte fügt, ununterbrochen, Sommer und Winter, Flanell auf dem bloßen Leibe zu tragen. Die Folgen der Unterlassung kommen zuweilen erst nach Jahren, aber sie bleiben selten ganz aus. Diese Kleidung nämlich gewährt allein Schutz gegen die plötzlich, oft vier- bis fünfmal des Tages wechselnde Temperatur.

Derselbe klimatische Einfluß, geistig wirkend, hemmt die Dichtkunst. Der nebelgraue Himmel über dem grauen Meere, dem trostlos öden Dünensande und der endlos gedehnten Fläche stimmt melancholisch und apathisch. Und selbst bei gefeierten Namen, wie Bellamij, Helmers, Bilderdijk, Tollens, schreckt uns oft schon die Wahl der Stoffe zurück. Die Sprache selbst ist, trotz eines gewissen Phlegma's, reich und biegsam genug, auch nicht so übellautend, wie man ihr gemeinhin vorwirft. Doch muß ich gestehen, den vorzüglichen Wohllaut, welchen Bilderdijk hartnäckig für sie in Anspruch nimmt, gerade auch nicht gefunden zu haben. Zwar soll man auch gerade im Haag nicht das beste Holländisch sprechen. Unter den lebenden Schriftstellern gilt für den besten Prosaiker der Professor und Bibliothekar Geel in Leiden, welcher sich überhaupt durch Geschmack und durch gründliche Kenntniß der klassischen wie der neueren abendländischen Literaturen auszeichnet. — In den Schulen wird für die Muttersprache wenig gethan, auch bedient man sich in höheren Kreisen und in Briefen vorzugsweise der Französischen, welche in allen Elementarschulen gelernt wird und deßhalb selbst dem Bürgersmanne ziemlich geläufig ist. Auch Englisch wird ziemlich viel getrieben, namentlich in Rotterdam. Das Deutsche ist leicht zu erlernen, wird aber selten und schlecht gesprochen. Auch ist im Haag für deutsche Lektüre sehr schlecht gesorgt, freilich liest man dort auch wenig Deutsches.

Die gelehrte Behandlung der holländischen Sprache ist in Deutschland fast weiter gediehen, als im Mutterlande selbst. Nach den rühmlichen Bestrebungen Huydecopers und Clignetts am Ende des vergangenen Jahrhunderts und am Anfange des gegenwärtigen folgte ein langer Stillstand. Wenigstens wurde nur Vereinzeltes oder minder Wichtiges geleistet. Hoffmann von Fallersleben behält das große Verdienst, neben Willems in Gent zuerst auf den Reichthum und den Werth der alt-niederländischen Literatur aufmerksam gemacht zu haben. Der erste Theil seiner Horae belgicae (Breslau 1830. 8.) enthält die vollständigste Zusammenstellung alles bis dahin Aufgefundenen. Später erschien das noch reichhaltigere Werk von Mone: „Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit. Tübingen 1838." Hoffmann benutzte namentlich die vorzügliche Bibliothek der Leidner literarischen Gesellschaft (Maatschappij der Niederlandsche Letterkunde.) In seinen Ausgaben alt-niederländischer Geschichte versuchte er zuerst, leitende Grundsätze für ein regelrechtes Verfahren aufzustellen, wie man es in Deutschland für alt-deutsche Stoffe längst gewohnt war. Sein Name hat deßhalb auch in Holland einen guten Klang, und seine Arbeiten werden fleißig benutzt. Zwar wird gegenwärtig gerade in Belgien durch Männer wie Willems, Snellaert, Blommaert u. A. mehr für die alte Literatur gethan, doch auch in Holland selbst gehen die Studien vorwärts und werden gepflegt von Clarisse, Meijer, Halbertsma, Ackersdijk, Jonckbloet, de Vries u. A. Leider fehlt überall noch die tiefere grammatische Begründung, und zwar liegt dies zum Theil im Charakter der holländischen Gelehrsamkeit selbst, welche mehr kompilirender als schaffender Natur ist. Die Zeit der direkten Opposition gegen deutsches Wesen, welche in dem sehr gelehrten und talentvollen, aber eben so barocken Bilderdijk ihren Gipfel erreicht hatte, ist freilich vorüber, und Grimm's Verdienste werden nach Gebühr anerkannt, aber seine Forschungen sind für die holländischen Gelehrten noch zu imposant, um von ihnen ganz bewältigt werden zu können.

Die gesammte holländische Literatur der Gegenwart, welche schon durch den geringen ihr vergönnten geographischen Raum an frischer Entwickelung merklich gehindert wird, leidet namentlich durch die Unmasse von Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Deutschen, welche noch durch Verlagsrechte, die eine Konkurrenz verbieten, geschützt werden. Müller in Amsterdam, Natan in Utrecht und Bädeker in Rotterdam sind die bedeutendsten und betriebsamsten deutschen Buchhändler. Die deutschen Bücher aber werden durch Transport und Abgaben ziemlich theuer, so daß der Thaler zu zwei Gulden (à 17 Sgr.) angerechnet und kein Rabatt gegeben wird. Der holländische Buchhandel ist, wenige größere Häuser abgerechnet, unbedeutend. Gewöhnlich ist mit dem Buchladen eine Schreibmaterialien-Handlung verbunden, ja letztere eigentlich die Hauptsache. Diese Quasi-Buchhändler im Haag halten jährlich zweimal eine Versteigerung alter Bücher, welche ihnen meist zu diesem Behufe aus nachgelassenen Privat-Bibliotheken übergeben werden, oder welche sie selbst meistbietend aus Speculation von Anderen gekauft haben. Zuweilen finden sich herrliche Sachen darunter. Die Durchschnittspreise sind mäßig. Für Kommissionen ist der Besitzer der deutschen Buchhandlung im Haag, Herr A. S. van Gellecom, auf dem Plaats, neben der Gefangenen-Poort, als ein Mann von erprobter Solidität sehr zu empfehlen.

(Schluß folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Frankfurt.) Bei Theodor Fischer in Cassel ist eine Broschüre zum Besten noch lebender hülfsbedürftiger hessischer Veteranen, die vor Frankfurt gestritten haben, erschienen, welche den Titel führt: **Die Erstürmung von Frankfurt durch die Hessen** am 2. Dezember 1792, zu haben bei J. D. Sauerländer, Preis 24 kr. — Man darf auf dieses Werkchen mit Recht alle diejenigen hinweisen, die das Interesse vaterländischer Geschichte fesselt, und welcher Gebildete erinnert sich nicht mit Freude und innigem Stolze an eine Zeit, in welcher die wehrlos in die Hand des Feindes gegebenen Bürger Frankfurt's ihre Unterdrücker höhnten und nicht wie andre Völker in Stumpfsinn versunken oder in ohnmächtiger Furcht verzagend, Alles über sich ergehen ließen; an eine Zeit, in welcher der edelmännliche Hesse, wie in den Tagen Philipp des Großmüthigen und Wilhelm des Beständigen an den Marken seiner Heimath stand, das furchtlose Herz voll Liebe und Treue für seinen Fürsten, den starken Arm kühn bewehrt zum Schutz und Trutz! — Der Verfasser dieses, mit Umsicht und Wahrheit geschriebenen Werkchens, denkt und wünscht sich gleichsam, in der Vorrede selbst, den Kreis seiner Leser aus Freunden, Kameraden und seinen geliebten Landsleuten aus der Stadt und vom Lande zusammengesetzt. „Will nun aber," sagt er, „ein vaterlandsliebender Deutscher eines andern Volksstammes auch mit in diesen Kreis hinein treten, so soll er eines brüderlichen Handschlags versichert seyn, und ist er ein Frankfurter, ihm vor Allen der Ehrenplatz eingeräumt werden, auch mag er es seinen Mitbürgern verkünden, daß ihnen im Geiste diese Blätter gewidmet sind ꝛc. — — Sollte das Schriftchen Aufnahme finden, so wäre sein Zweck erfüllt, dann dürfte der Verfasser hoffen, mit seinem Ertrage das kummervolle Lebensgeschick manches noch lebenden würdigen Veteranen, der einst vor Frankfurt gestritten, durch einen frohen Tag unterbrechen zu können." — Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm II. von Preußen, da wo die Mehrzahl der Krieger verblutete, vor dem Friedberger Thore errichten ließ, ist der stumme Zeuge des Erstürmungstages von 1792 für die Nachwelt, und das lebendige Belehrungswort über jene Ereignisse, findet die Jugend in der Broschüre auf gedrängte und faßliche Weise dargestellt. H.

*** Professor Gruithuisen bemerkt in der Münchner pol. Ztg: „Der warme Sturmwind aus Südwesten und Süden, welcher im Januar vom 27. bis zum 31. Morgens anhielt, ist ein Sirocco gewesen, welcher dadurch entstand, daß die vom 17. bis 25. Januar so sehr erkaltete Luft in die Sandwüsten Afrika's blos mit der Geschwindigkeit von zehn Pariser Fuß in der Sekunde eindrang, die dortige heiße Luft hob, und nach allen Seiten auseinander trieb. Dieses bestätigen schon ihr Weg und ihre Geschwindigkeit als Sturm; nämlich in 24 Stunden langte dieser aus Nordafrika in Süddeutschland an. Er durchlief also in einem Tage 300 geographische Meilen; die Geschwindigkeit war somit in einer Sekunde 79 Pariser Fuß, und dieses ist die Geschwindigkeit eines starken Sturms. Die Sonne zeigte am 30. Januar beim östlichen Rande blos die Fackeln des großen Sonnenflecks, welcher am 17. Januar am westlichen Rande ausgetreten war."

*** (Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit.) Dr. Casper hat kürzlich eine sehr gründliche und schätzbare Abhandlung über den „Einfluß der Jahreszeiten und der verschiedenen Temperatur auf die Sterblichkeit" veröffentlicht. Seine Angaben stützen sich durchaus auf vielfache Parallelen und haben auch in den eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ihre gültige Bewährung. Sonach geschieht es, daß er in mancher Hinsicht mit andern statistischen Tabellen und Urtheilen dieser Art im Widerspruche steht. So haben die alten Aerzte Hippokrates und Celsus für ausgemacht gehalten, daß die Sterblichkeit unter den Menschen im Frühling am schwächsten und im Herbste am stärksten sey, eine Meinung, welche sich auch bei uns allgemein eingewurzelt zu haben scheint. Eine große Anzahl von Sterbelisten aber, sagt er, beweiset gerade das Gegentheil. Unter anderm bemerkt er auch noch im Contraste mit der alltäglichen Ansicht: Vielfachen Beobachtungen zu Folge, welche man zu Paris gemacht hat, ist die Sterblichkeit bei feuchter Luft geringer als bei trockener Luft, und zwar der Art, daß sie bei feuchter Kälte am schwächsten, bei trockener Kälte hingegen am stärksten ist.

*** (Naive Meinung eines Negerknaben.) Der französische Schiffscapitän Mr. Legret, welcher unlängst im Hafen von Brest eingelaufen ist, hatte an der Küste von Guinea einen jungen Neger an Bord und in seine Dienste genommen, und mit sich von Brest nach Amiens, seiner Vaterstadt, geführt. Auf dem Wege dahin fing es am 27. Dezember v. J. plötzlich zu schneien an. Der schwarze Knabe, der von dieser Erscheinung nie geträumt hatte, erschrack nicht wenig, als er auf einmal die Flocken fallen und eine weiße Decke bilden sah. Nach einer Weile fing er an: „Meister! jetzt begreif' ich es, warum Ihr hier zu Lande weiß seyd, da fällt die Farbe vom großen Geiste herab; aber ich bitte dich, wasch' mich nicht damit ein, es wird mir fast vor Angst; wenn du mich wieder einmal heimführst, will ich doch unter den Meinigen lieber schwarz, als dort und in Europa weiß seyn. (Wiener Zeitschrift.)

F r a n k f u r t.

Theater. „D e r C i d", große heroische Oper in drei Akten von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb.

Eine Kritik über den Gehalt des Buches mag einer andern Feder überlassen bleiben. Zur bessern Würdigung der Musik aber dürfte es angemessen seyn, den Inhalt des Libretto, wie er auf der Bühne gesehen wird, in nuce vorzuführen, ohne auf den historischen oder vielmehr Sagen-Stoff zurückzublicken.

Die Handlung spielt zu Ende des 11. Jahrhunderts unter Ferdinand I., König von Kastilien, zur Zeit der ersten Mauren-Einfälle in Spanien. Der Schauplatz ist theils Sevilla, theils das maurische Lager, die Festung Zamora und die Steppen (Landes). Die Oper beginnt mit großem Cortège. Ferdinand schildert den Zustand seiner vom Feinde bedrängten Länder, übergiebt an Don Gormaz den Feldherrn-Stab, und dem Don Diego (dem Vater Rodrigo's, des Cid) die Leitung seines Sohnes. Zugleich sucht er durch die Verbindung Rodrigo's mit Gormaz' Tochter Ximenen, die sich eifersüchtig gegenüber stehenden Häuser zu versöhnen, und gibt der ränkesüchtigen Infantin Uraka den Auftrag, Ximenen darauf vorzubereiten. So weit die Exposition. Gormaz über die ihm entzogene Ehre, dem Thron durch die Erziehung des Prinzen am nächsten zu stehen, aufgebracht, beschimpft den schwachen Helden-Greis Diego in ungleichem Zweikampfe, und wird von Rodrigo, dem die Ehre über die Liebe geht, dafür getödtet. Der junge Held entflieht nach dieser ersten Waffenthat, und in Trauer versinkt das Land über den Tod eines der größten Helden Spanien's. Durch Gormaz Fall aber kühner gemacht, dringen die Mauren in Kastilien ein, und würden es verwüsten, wenn nicht der Flüchtling Rodrigo ein Heer gesammelt, den Feind geschlagen, und fünf gefangene Mauren-Fürsten in Eid und Pflicht genommen hätte. Das Volk jauchzt seinem Retter entgegen. Darüber, aber mehr noch, daß Rodrigo eigenmächtig die Gesandten zurückweiset, die mit Ferdinand Verträge abschließen wollen, eifersüchtig, stellt der König den Sieger vor ein Gericht. Ein Castrum doloris wird sichtbar, und Ximene, die zwiefach Leidende, klagt den Geliebten als Mörder ihres Vaters an. Nach Landesgesetz darf sich Ximene einen Kämpfer wählen, zu dem sich Don Bellido Dolfos, der mehr ihre Schätze als ihre Liebe begehrt, aufwirft. Ferdinand beschließt, daß Rodrigo bis zum

Zweikampf verhaftet werde, im Fall des Sieges aus allen Staaten verbannt, aber Ximene Bellido's Gattin werden solle, sobald dieser Sieger bliebe. So von allen Seiten verfolgt, gleichsam moralisch entnervt, will sich Rodrigo im Kerker das Leben rauben; aber von einer übernatürlichen Apathie befallen, entsinkt der Dolch seiner Hand, und es erscheint ihm San Jago, sein Schutzgeist. Eine zweite Erscheinung erschließt ihm die Pforten des Kerkers. Es ist Ximene, die ihn nur durch das Geständniß ihrer Liebe, und durch die Aussicht, das bedrängte Vaterland zu retten, zur Flucht bewegen kann. So schafft er sich sein eigen Heer, erobert Zamora, eine Festung der Infantin, die nun von den Mauren belagert wird. Uraka, von Liebe und Rache getrieben, erscheint hier im Gewande eines Mauren-Jünglings. Sie verspricht den Fürsten, ihnen den Cid, an den sie ein Geheimniß knüpfe, durch List zu überliefern, wenn man sie als Herold in die Festung senden würde. Die Fürsten lassen sich täuschen und Uraka erscheint im Gemache des Rodrigo, verkündet ihm, daß Ximene mit Bellido verlobt, und verspricht, in der Hoffnung, ihn für sich zu gewinnen, die unterirdischen Gänge der Festung zu entdecken, die ins feindliche Lager führen, und die nur ihr allein bekannt sind. Sie gesteht ihm ihre Leidenschaft, er aber verschmäht die Rettung um solchen Preis, und läßt sie verhaften, da sie, zur Verzweiflung getrieben, den Dolch auf ihn zückt. Die Belagerten fallen aus zum offnen Thor der Wasserschlange. Indessen wird Ximene von Bellido, mit dem sie des Königs Machtspruch verlobte, in die Wüste verstoßen, weil sie ihm Liebe versagte. (Im Urtext sind es des Cid's Töchter, welche ihre Gatten, die Grafen Ariol, in eine Felsenkluft verschließen, um sich deren Reichthümer zu sichern.) Rodrigo, welcher siegte, wohin ihn sein Fuß geführt, erpreßt dem sterbenden Bellido das Geständniß vom Aufenthalte Ximenens. Er sucht, und findet sie sterbend. In diesen Steppen erscheint auch der König, der, ein Flüchtling, von der Rachegöttin verfolgt, und mit wenig Getreuen, nur dem Tode entging, und hier auch treffen Rodrigo's Krieger und die Mauren-Fürsten zusammen, die ihrem Lehnsherrn, ihrem Cid Campeador, zu huldigen kommen. Ximene erholt sich, Ferdinand bereut; und befriedigend schließt das Ganze. So weit in den äußersten Umrissen die Handlung.

Die Musik stellt sich nicht auf den Cothurn, auch ist sie kein Ausfluß affectirter Gemüthszerrissenheit, noch verliert sie sich in Abgründen, wo nur Schlangen und Molche hausen, oder zerbröckelt sich in dem witzigen und spitzigen Wesen der heutigen romantischen Schule. Sie prahlt auch weder mit Deutschthümelei, noch buhlt sie um die Gunst ihrer glücklichen Nachbarn aus dem Süden. Auch schwebt ihr Werth nicht blos auf italienischen Lippen, und verführt das leicht getäuschte Ohr auf Kosten des Verstandes und zieht den Zuhörer mit Sirenen-Gesang in ein frühes Wassergrab hinab. Sie ist aber auch nicht vollendet in genialer Erfindung oder Gründlichkeit der Schule, oder zeichnete sich durch einen besondern dramatischen Schwung aus, oder eine höhere Charakteristik. Neeb's Musik hält die Mitte zwischen alle dem. Sie ist von schwülstigem Pathos, von Zopfgelehrsamkeit, wie von frivoler Tändelei gleich entfernt, ist feurig, melodios, mehr wie hundert andere Tonwerke, die sich einfacher Weisen schämen, malt mit kräftigen Zügen natürliche Leidenschaften ohne Hokuspokus, und bekundet im Ganzen das Vorwärtsstreben eines talentvollen Jüngers, welcher, Erfahrungen benutzend, ein tüchtiger Meister werden kann. Freilich hat sie auch ihre speciellen Mängel. Dazu gehören manche Perioden-Längen, wenn es auf ein Weiterschreiten der Handlung ankömmt; Monotonie mancher Zwischenspiele; zuweilen unpraktische Behandlung der Instrumente, und hie und da unbequeme Lage der Singstimmen. Diese Schatten verdunkeln aber die guten Eigenschaften der Composition nicht, deren hervorragendste die Selbstständigkeit eines Reminiscenzen freien Styls ist. Wir bekommen freilich nichts von Beethoven zu hören, auch nichts von Meyerbeer, weder etwas von Signor Donizetti, noch von dem Ritter Spontini. Wir haben es hier lediglich mit Heinrich Neeb zu thun, dem eben für die seltene Tugend, nicht anders scheinen zu wollen, als er ist, Achtung gebührt. Alles zusammengezogen, so hat die Musik einen Anstrich von Popularität, denn das beweist der allgemeine und unforcirte Beifall bei der zweiten Vorstellung, Sonntag den 29. Januar, und das bis zum Schlusse steigende Interesse der Zuhörer aller Plätze. Mit einem Wort, die Musik hat, trotz dem pränumeranden Verdammungsurtheil vieler, das Geheimniß der Theaterproben entweihenden Terroristen, das Publikum für sich, und das ist am Ende immer das schlagendste Zeichen, daß sie dramatisch ist, so gelehrt man auch über die Stammbedeutung dieses Wortes disputiren mag. — Die Darstellung wurde durch die sichtbare Theilnahme aller Sänger sehr gehoben, und Herr Kapellmeister Guhr ließ es sich angelegen seyn, das Emporkommen eines im Vaterlande gewöhnlich isolirt stehenden deutschen Componisten, wenn er nicht von Gott und der Welt, oder seinem eigenen Namen protegirt wird, zu fördern. Wurde auch für die Ausstattung wenig gethan, so theilte doch eine verständige Regie mit dem Personal diesen löblichen Eifer.

(Schluß folgt.)

Räthselscherz.

Kennt Ihr den viel erprobten, welterfahr'nen Meister,
  Dem nie noch an die Seite sich gestellt ein gleicher?
Was Rechenkünstlern unbegreiflich ist, beweis't er:
  Er macht auch ohne Börsenspiel Euch plötzlich reicher!
Den Proletariern gold'ne Berge stets verheißt er,
  Er ebenet die Bahn dem flücht'gen Landdurchstreicher.
Er ist dem Bankrotteur ein stiller Hülfeleister
  Und blinder Vorurtheile Bergeübersteiger.
Verleg'ne Waaren, Lappereien leicht verschleißt er.
  Ist aller Conjuncturen künstlicher Verzweiger,
Gleichsam als ob mit ihm im Bunde höh're Geister.
  Macht auch die Tagespolizei ihn immer feiger,
So wird er unbewacht oft nur noch um so dreister
  Und brüstet sich sogar als Wechselcourserzeuger.
Auch Theorieen und Systeme manchmal preis't er
  Als Calculator und als Differenzen-Aicher.
Er ist der Ränkemacher ältester und neu'ster,
  Und nie erschöpfet sich sein Schatz und Vorrathsspeicher. —
Nun sagt, nachdem Ihr sorglich ihn geprüft: wie heißt er,
  Der Seltene? Doch etwa nicht ein Erbschaftsschleicher?

Auflösung des Logogryphs in Nro. 39.

Semele: Seele

Frankfurt.

Freitag, den 10. Februar, findet im Holländischen Hof eine musikalische Abendunterhaltung vom Großmann'schen Vocal- und Instrumental-Verein statt.

Programm.

1) Jubiläums-Cantate von Mozart.
2) Die sieben Schläfer, Oratorium in 3 Abtheilungen von Professor L. Giesebrecht; componirt von Dr. Löwe.

In den Zwischenabtheilungen:

1) Variationen für Clarinett von Sprenkelt.
2) Großes Conzert für zwei Pianoforte, von Kalkbrenner.
3) Hexameron; Variationen von Liszt, Thalberg, Pixis, Herz, Czerni und Chopin.

Billets sind in den Musikalienhandlungen und im Holländischen Hof zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 8. Februar. (Auf vieles Verlangen) Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Sechste Gastrolle) Romeo: Fräul. Sabine Heinefetter.

Donnerstag, den 9. Februar. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abtheilungen, nach dem Englischen von Kettel. Hierauf: Zwei lebende Bilder.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 41. 10. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Kleines Abenteuer eines großen Künstlers.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Bis gegen 6 Uhr des Morgens herrschte in der elenden Baracke die tiefste Stille und nichts störte Bertini's Ruhe.

Um diese Zeit wurde der Schlaf des Reisenden unruhig; er befand sich in jenem Zustande, den man weder schlafend noch wachend nennen kann, in welchem man Alles zu hören glaubt, mit Bestimmtheit aber keinen Eindruck empfindet. In diesem Halbschlafe kam es ihm plötzlich vor, als ob er Tritte vernehme, die eiligst sich nach der Hütte leiteten, und in der That, er vernahm das Geräusch eines Fußgängers immer näher und deutlicher, bis er zuletzt die Worte von Außen hereinrufen hörte: „Alerta, alerta!"

Was soll das bedeuten? dachte Bertini, indem er sich bestrebte, seiner Sinne Meister zu werden.

„Auf, auf, Kameraden!" fuhr dieselbe spanische Stimme fort; „wir sind verrathen! Auf und fort, so schnell als möglich!"

Jetzt entstand eine große Verwirrung unter den Bewohnern des andern Zimmers. Mit Flüchen und Verwünschungen aller Art wurde diese unwillkommene Nachricht entgegengenommen.

— „Verflucht sey dieser verdammte Juan," rief ein brummender Baß, „der uns hetzen läßt wie einen jungen Trupp Berghirsche! Wenn ich ihn vor den Lauf meines Karabiners kriege, dann sey ihm die heilige Jungfrau del Pilar gnädig!"

— „„Nicht ein Augenblick ist zu verlieren, die Hunde sind auf der Fährte!"" drängte der neuangekommene Discant. „„Unsre Bündel sind in Sicherheit, laßt uns jetzt unsre eigne Haut retten!""

— „Schon recht," entgegnete der Brummbaß; „ehe wir aber gehen, will ich unsrem Gast da drinnen ein Andenken zurück lassen."

— „„Welchem Gast?"" fragte der Spanier.

— „Ein Schlingel, der heute Nacht hier schlief, der nichts anderes als ein Spion ist."

— „„Ein Spion!"" riefen alle rachedurstig.

— „„Nieder! nieder mit dem Schurken!""

— „Halt!" rief jener Mann, welchem Bertini sein Lager verdankte. „Der Mann ist das nicht, wofür Ihr ihn haltet! Begehet kein Unrecht an ihm."

— „„Er ist ein Spion!"" riefen Alle wüthend; „„er muß sterben!""

Bei diesen Worten entblößten sie ihre Dolche und stürzten auf die Thüre los.

— „Keiner von Euch," — schrie der Soldat, — „Keiner wage es, diese Schwelle zu übertreten!"

— „„Einer gegen uns Alle! Du wagst es, einen Spion zu vertheidigen?""

— „Mit meinem Leben!"

— „„Das wollen wir sehen!""

Jetzt entspann sich ein heftiges Handgemenge. Bertini's Vertheidiger hatte mit dem Rücken an der Kammerthüre Posto gefaßt und bildete ein lebendiges Bollwerk gegen die Anstürmenden.

Bertini's Lage war schrecklich. Jeden Augenblick mußte er den Einsturz der dünnen Bretterwand befürchten, schon krachten die morschen Diele und bogen sich, zum Bersten bereit, in runder Wölbung. Der Heldenmuth des braven Mannes, der für Bertini kämpfte, drohte demselben selbst verderblich zu werden; schon ließen seine Kräfte nach und der bebende Componist war ohne Rettung verloren, wenn nicht einer der Kämpfenden plötzlich gerufen hätte:

„Rette sich, wer kann, in einer Minute ist's zu spät!"

Das trieb die Streitenden auseinander. Im Nu war es stille in der Hütte. Bertini befühlte ringsum seine Gliedmaßen, ob er nicht Schaden genommen, ob er noch ganz sey. Der ganze Auftritt kam ihm vor, wie ein schwerer Traum, er rieb sich die Augen; — da ward die Thüre aufgestoßen, und eine Laterne erhellte den Raum seines Aufenthaltes.

Der Laternenträger schrie: „Ah — ich habe Einen, wenigstens Einen! Hierher, meine Freunde — noch ist nicht Alles verloren! der soll uns für die Andern haften und büßen! Allons!" wandte er sich zu Bertini, „schnell Dich auf die Füße gemacht und uns gefolgt!"

Bertini, ganz erstaunt, sich auf diese Weise becomplimentirt zu sehen, war auf eine herzhafte Vertheidigung gefaßt; als er aber beim Schein der Laterne das gelbe Lederwerk der Eindringenden bemerkte, und in ihnen die geschworenen Feinde der Verbrecher, die gedungenen Beschützer der Unschuld erkannte, da legte sich seine Vertheidigungslust und seine Ruhe kehrte wieder.

— „Mein braver Brigadier," sagte er, „ich weiß nicht, für wen Sie mich halten; auf jeden Fall aber wird Ihnen dieser Paß die nöthige Auskunft geben."

— „„Ein Paß?"" antwortete der Gensd'arme fragend und ungläubig. „„Das kennt man schon, her damit.""

Er nahm den Paß und fing an, das Signalement zu lesen:

Haare, dünn,
Stirne, hoch,
Nase, lang,
rc. rc. rc.

„Schon genug. Und Ihr nennt Euch?"

— „„Heinrich Bertini.""

— „Euer Geschäft?"

— „„Ich bin Compositeur.""

— „Compositeur! Was ist das? — Aha, Faktor einer Buchdruckerei. Ihr seyd vielleicht einer der in Toulouse entwischten Republikaner! Ein vortrefflicher Fang!"

— „„Sie irren sich, mein Bester; ich bin nichts weniger als ein Republikaner; ich bin Tonsetzer, Componist — — mein Gott — ein Musikant, wenn Sie wollen."" —

— „Ein Musikant? — Wo habt Ihr denn Eure Orgel, oder Eure Guitarre?"

— „„Ich — —""

— „Stille, stille! Musikanten, das ist mir das wahre Gesindel! Säufer, Schlemmer, Landstreicher! Macht nur keine Umstände und folgt gutwillig, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Gewalt brauchen soll. In Prats-de-Mollo soll Euch der Lieutenant verhören. Es wird sich zeigen, wer Ihr seyd."

— „„Wie?"" fragte Bertini mit Laune; „„Sie wollen mir zumuthen, eine Reise von sechs tödtlichen Stunden zu machen, während ich in einer halben Stunde am Ziele meines Ausflugs, zu Figueras seyn kann? — Nein — so grausam seyd Ihr nicht!""

— „Nach Figueras? Ich verstehe; dort trefft Ihr Eure Mitschuldigen."

— „„Meine Mitschuldigen?""

— „Ich rathe Euch zum letzten Male, Euch nicht zu widersetzen; Ihr geht mit uns dahin, wohin wir Euch führen!"

Was wollte der arme Bertini machen? Er mußte sich geduldig in sein Schicksal fügen und die unfreiwillige Reise nach Prats-de-Mollo mit obligater Gensd'armerie-Begleitung antreten.

Unter Seufzen, Flüchen und vergeblichen Versuchen, auf dem langen Spaziergang neue Ideen zu erhaschen, kam der unglückliche Tondichter endlich, und zwar ziemlich ermüdet, am Orte der executiven Bestimmung an. Aber — wie groß war sein Erstaunen, als er vor der Thüre des Lieutenants den Ton eines Claviers vernahm, worauf in der Stube gespielt wurde! Und wie — hörte er recht! die Piece — ja, ja, er irrte nicht, es war eine seiner Etudes, und gut, vorzüglich executirt.

„Hier soll ich verhört werden?" fragte er den Brigadier mit vor Freude klopfendem Herzen.

„„Das Lachen wird Euch vergehen,"" antwortete dieser. „„Der Lieutenant weiß mit Gaunern Eures Gelichters umzuspringen.""

Die Thüre that sich auf, und an einem prächtigen Flügel saß ein wunderschönes Frauenbild. Beim Geräusch der Eintretenden erhob sich das Mädchen und wollte sich entfernen, der Lieutenant aber, welcher am Fenster stand und über die Unterbrechung unwillig zu seyn schien, winkte ihr zu bleiben.

Der Brigadier stellte den vermeintlich guten Fang vor, und überreichte dem mürrischen Lieutenant den Reisepaß des Gefangenen.

„Heinrich Bertini?" fragte der Lieutenant nach einer kleinen Pause.

„Bertini!" lispelte die Liebliche am Clavier, und wendete so neugierig als überrascht das Lockenköpfchen halb um nach dem fremden Manne.

„Seyd Ihr verwandt mit dem Compositeur Bertini?" fragte der Lieutenant weiter.

„„Ich bin es selbst;"" sagte Bertini mit freudiger Stimme.

„Wie — kennt Ihr — kennen Sie diese Etudes?" Der Lieutenant führte den Aufgegriffenen an den Flügel, und die schöne Clavierspielerin schlug ein Paar himmelblaue Augen auf, daß der Componist beinahe geantwortet hatte: „ich kenne nichts als diese Augen!"

Er besann sich jedoch noch zur rechten Zeit eines Besseren, und versicherte, daß er sie schon, von so meisterhaften Händen ausgeführt, vor der Thüre erkannt habe, die Etude nämlich, und zwar als seine eigne Composition.

Dem Lieutenant schmeichelte dies Geständniß, denn die niedliche Claviervirtuosin war seine Tochter.

„Sollten Sie dennoch an der Identität meiner Person zweifeln," sagte der Componist, „so erlauben Sie gütigst, daß ich Sie durch die Executirung meiner Composition selbst überzeuge. Er nahm Platz an dem Flügel, den ihm die Schöne willig einräumte, und schon nach den ersten Takten, die der Maëstro mit kunstgewandten Händen anschlug, schwand jeder Zweifel an der Wahrheit seiner Aussage.

Das Abenteuer endete besser, als vorauszusehen war. Der erstaunte Brigadier stand da und wußte vor Verwunderung nicht zu Worten zu kommen. Eine solche Fertigkeit auf dem Clavier hatte er noch nie gehört. Der Lieutenant lud den Künstler zu Tische, konnte jedoch nicht unterlassen, ihm seine Unvorsichtigkeit zu verweisen, mit welcher er, bis spät in die Nacht hinein, in unwegsamen Wildnissen umherirrte. Jene Leute, die ihn aufgenommen hatten, waren nichts anders, als Schleichhändler, die hier an der Grenze ihr Unwesen trieben und Bertini durfte froh seyn, so leichten Kaufes davon zu kommen.

„Sehen Sie," sagte Bertini während dem Essen, „wie gut es ist, wenn man Musik versteht! Wäre Ihre liebenswürdige Tochter nicht so gut musikalisch, Sie hätten dann meine Unschuld nicht so schnell und ohne Mühe erkannt, ja — sich vielleicht viel Unrecht meinetwegen zu Schulden haben kommen lassen. Namentlich aber dürfte das Studium der Musik für das königliche Gensd'armeriecorps gewiß nicht ohne großen Vortheil seyn." — H — g.

Erinnerungen aus dem Haag.

3. Kunst und Wissenschaft.

(Schluß.)

Die gelehrte Tages-Literatur des In- und Auslandes bietet im Haag das Lese-Museum für einen jährlichen Beitrag von zwanzig Gulden. Der Neueintretende, dessen Aufnahme durch Abstimmen der zeitigen Mitglieder bedingt wird, zahlt zehn Gulden Eintrittsgeld. Fremde können durch Mitglieder auf 14 Tage eingeführt werden. Bei der absoluten Unmöglichkeit, an einem anderen öffentlichen Orte ein gelehrtes Journal zu finden (die inländischen liegen jedoch täglich auf der Bibliothek aus), ist das Institut sehr dankenswerth. Nur fehlen leider einige der bedeutendsten deutschen Journale. Die inländische gelehrte Tages-Literatur ist von geringer Bedeutung. Von Kritik ist kaum die Rede, weil die Schriftsteller einander so nahe wohnen und fast alle unter einander in persönlicher Berührung stehen. — Die politische Tages-Literatur ist besser bestellt. Die Hauptblätter sind das Journal de la Haye, welches im Haag in französischer Sprache erscheint. Der Redacteur wird gerühmt als ein Mann von bedeutendem Talent, doch fällt man über seinen Charakter ein minder günstiges Urtheil. Das Amsterdamer Handelsblatt hält ungefähr die Mittelstraße, ohne sich in seinen Ansichten von igend einer Seite her beschränken zu lassen. Die Opposition ist vertreten durch die Arnhemsche Courant, welche mit Geist und Geschick redigirt wird, auch zuweilen für deutsche Verhältnisse eine Spalte erübrigt. Natürlich herrscht unbeschränkte Preßfreiheit. Aber dennoch habe ich während meines ganzen Aufenthaltes, selbst

in einer Zeit der Aufregung, welche ich den ruhigen Holländern kaum zugemuthet hätte, niemals, weder unanständige noch unwürdige Artikel in den Zeitungen gefunden. Von Preßfrechheit kenne ich nur ein Beispiel. Es erscheint nämlich im Haag, in einem ganz obskuren Laden, auf musterhaft schlechtem Papiere, als Wochenschrift das sogenannte Blaauw-boekje, eine chronique scandaleuse der Residenz, welches die betreffenden Namen, wenn sie doppelsinnig sind, mit großen Buchstaben ausschreibt, z. B. „Gestern erzählte man von einem VISCHER“ u. s. w., oder, im anderen Falle, die Vokale durch Ziffern andeutet, z. B. P32T2RSZ4N. Der Fremde findet natürlich kein Bedürfniß, diese halb verhüllten Geschichtchen zu enträthseln oder die Wahrheit der erzählten Thatsachen zu untersuchen.

Die königliche Bibliothek, an der schönsten Straße der Voorhout, gelegen, umfaßt in einem stattlichen Gebäude über 150,000 Bände, unter denen namentlich werthvolle ältere Werke. Doch ist der gegenwärtige Etat derselben so unglaublich niedrig, daß sie in der Vermehrung ihrer Schätze nothwendig weit hinter der Zeit zurückbleiben muß. Der Handschriften-Vorrath ist nicht sehr bedeutend; klassische sind gar nicht vorhanden, dagegen werthvolle Holländische, auch einige beachtenswerthe Französische und Deutsche. Ueber den beträchtlichen Schatz von Incunabeln ist ganz neuerdings ein sorgfältiger Katalog angelegt worden. Den Mangel eines vollständigen Verzeichnisses der übrigen Bücher suchen die Herren Bibliothekare Holtrop und Noordzink durch die humanste Sorgfalt zu ersetzen, mit welcher sie jedem Wunsche entgegenkommen. Ueberhaupt kann ich nur höchst rühmend der ungemeinen Freundlichkeit gedenken, mit welcher mir von den Holländischen Bibliotheken sowohl neuere Werke als Incunabeln und Handschriften zur ungehinderten Benutzung, auch außerhalb des Lokals der Bibliotheken, erlaubt wurden.

Von unschätzbarem Werthe für die Wissenschaft und, wie es scheint, von Deutschland aus noch sehr wenig benutzt, ist das Reichs-Archiv im Binnenhofe. Seit den frühesten Zeiten bis zum Aufhören der Statthalterschaft ist ein staunenswerther Reichthum an Documenten in der musterhaftesten Ordnung gesammelt. Jeder Brief, welcher an die General-Staaten einging, ist vorhanden und außerdem noch in einem Register vorzugsweise verzeichnet. Die Urkunden und Sendschreiben zeigen die Schriftzüge Cromwell's, Elisabeth's, Peter's von Rußland, Philipp's von Spanien und unzähliger Anderer. Mehr als zwanzig Folianten enthalten den Nachlaß Jan de Wit's, meist in eigenhändigen Briefen bestehend. Und nichts ist geheim, Alles zur Benutzung erlaubt. Herr Archivar de Jonge berücksichtigt alle billige Wünsche, und Herr Custos de Zwaan ist ein Mann von so gemüthlicher, anspruchsloser Dienstfertigkeit, wie ich nie ein Gleiches gesehen habe. Im verflossenen Jahre kam ein Herr aus New-York, um Nachsuchungen anzustellen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Die Ausbeute betrug über 3000 Folioseiten und eine Karte aus den ersten Jahren der Kolonie. — Als einer Merkwürdigkeit anderer Art gedenke ich noch einer reichen, mit dem Jahre 1346 beginnenden Sammlung von Wassermarken, welche Herr de Zwaan aus leeren Blättern datirter Urkunden angelegt hat.

Das Theater befindet sich in kläglichem Zustande. Die königliche Bühne im Haag ist getheilt zwischen eine französische und eine holländische Truppe. Die holländische Truppe benutzt ihre freien Tage zu Darstellungen in Leyden und in Rotterdam, welche beide einer stehenden Bühne entbehren. Der einzige bedeutende dramatische Dichter ist Vondel (geb. zu Köln 17. Nov. 1587), welcher bereits 1679 starb. Die Leistungen der neueren Zeit scheinen sich wenigstens nicht auf der Bühne gehalten zu haben. Sie lebt gegenwärtig fast nur von Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen. Doch habe ich Schiller oder gar Goethe auf dem Zettel nie gesehen, Iffland und besonders Kotzebue desto häufiger. Von Shakespeare hat man versuchsweise einige Stücke übersetzt, zur Aufführung ist aber meines Wissens keines gelangt. Die Oper ist Französisch. Deutsche Opern übersteigen die Kräfte des Personals. Einmal wurde der Freischütz, abenteuerlich zugestutzt, unter dem Titel Robin des Bois gegeben. Fidelio versuchte man mehrere Monate lang vergeblich einzustudiren. Die holländische Häuslichkeit und die vielen geschlossenen Gesellschaften hindern den häufigen Besuch des Theaters. Auch ist der feinere Kunstsinn überhaupt nicht so lebendig und ausgebildet als in Deutschland. Ferner ist der Stand des Schauspielers verachtet und rekrutirt sich deßhalb aus ungebildeten Leuten. Unter so ungünstigen Verhältnissen muß die Kunst natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben, und es kann das abenteuerliche Pathos nicht auffallen, mit welchem man Vondel's Alexandriner in einem halb singenden Tone, begleitet von herkulischer Gesticulation, vortragen hört. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Tabletten.

*** Dr. Wiest scheint mit seinen humoristisch-musikalischen Soiréen viel Glück zu machen. Nachdem er vor vierzehn Tagen im Wiesbadner Hoftheater eine derartige Soirée veranstaltete und die freundlichste Anerkennung seines anmuthigen Talentes als Vorleser im humoristischen Genre davontrug, lesen wir schon wieder von einer humoristisch-musikalischen Soirée Wiest's, die am Freitag, den 10. Februar, im großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt stattfindet. Dr. Wiest wird auch hier von den ausgezeichneten Kunsttalenten — Sabine Heinefetter, Pirscher, Louise Weiß und dem trefflichen Tenoristen Härtinger unterstützt, der jetzt für die Münchner Hofoper mit lebenslänglichem Kontrakte gewonnen ist. August Schnetzler, der talentvolle Lyriker, hat einen Prolog zu dieser glänzenden Soirée geschrieben, in welcher sich der Ernst und die Würde der Kunst so sinnig mit den heitern Spielen des frischen Humors einen soll. Dem Vernehmen nach, beabsichtigt Dr. Wiest, mit seinen humoristischen Vorträgen auch in Mannheim, Karlsruhe und Stuttgart zu debutiren. Jedenfalls wird das Neue und Originelle dieser humoristischen Soiréen ein großes Publikum finden.

*** (Die Dampfmaschinen vor dreihundert Jahren.) Wir lesen in der „Revue des Auslandes“, Januar-Heft 1843, die folgende interessante Notiz und bedauern dabei nur, daß ihr jene Beigaben fehlen, welche den historischen Glauben erwecken und befestigen. Es heißt also: „Vor Kurzem sind in den königl. Archiven zu Salamanca authentische Beweise aufgefunden worden, daß am 17. Juni 1540 auf der Rhede von Barcelona ein Versuch gemacht wurde, ein Schiff von 200 Tonnen Gehalt mittelst einer Maschine, die vom Dampf des siedenden Wassers bewegt wurde, in Bewegung zu setzen, so daß man auf ruhigem Meere auch ohne Segel und Ruder schiffen könne. Kaiser Carl, der Kronprinz Philipp und eine Menge Granden des Reiches sahen mit Erstaunen, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit das Fahrzeug sich bewegte; der Großschatzmeister aber widerrieth die Einführung dieser Erfindung bei der Marine wegen ihrer Kostspieligkeit und Gefährlichkeit. Dem Erfinder Don Blasco de Garay wurden 200,000 Maravedi als kaiserliche Belohnung zugestellt.“ (Wiener Zeitschrift.)

*** (Ursache des Abgangs des Herrn Döring von Dresden.) Dresden, am 17. Januar. Man ist auf den Ausgang der Klage gespannt, welche Döring gegen die

Intendanz unseres Hoftheaters angestellt, da diese, nachdem sie ihn engagirt hatte, einwarf, er sey von Stuttgart nicht ehrenvoll entlassen worden. Dieser Einwurf war die Ursache, daß Döring das Engagement in Hannover annahm. (Wien. Th.Z.)

*** In Spanien ist jetzt ein Blatt entstanden, das den Titel führt: „Die Kröte und der Affe; ein anstößiges und anwiderndes Blatt, herausgegeben von einer brutalen Gesellschaft für brutale Leser.“

*** (Die englischen Schriftstellerinnen.) Mrs. Elwood hat kürzlich der Damenwelt mit dem folgenden Buche ein erfreuliches Geschenk gemacht: „The Literary Ladies of England; from the commencement of the last century to the present time.“ An der Spitze von 29 hierin befindlichen Damenbiographien steht die berühmte Lady Montague. Die Verfasserin soll aus guten Quellen geschöpft, und das Werk durch viele literarische Anekdoten zu einer eben so interessanten als angenehmen Lectüre gestaltet haben.

Frankfurt.

Theater. „Der Cid“, große heroische Oper in drei Akten von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Neeb.

(Schluß.)

Herr Chrudimsky, der den Helden der Oper, den Cid gab, wußte die lyrischen Momente von den heroischen wohl zu unterscheiden, und sang mit ungeschwächter Kraft bis zur letzten Note, was viel sagen will, da diese Tenorparthie vielleicht die stärkste ist, die existirt. Da sie aber für dieses Sängers Mittel und Persönlichkeit geschrieben, und derselbe sie mit Vorliebe zu singen scheint, so ist es kein Wunder, wenn sie den Glanzpunkt aller seiner Leistungen bildet. Die hervorragendsten Stellen sind unstreitig: wo er, im ersten Final, durch die Nachricht von seines Vaters Entehrung, wie zernichtet da steht, und durch den Namen Gormaz plötzlich aufschreckt, und zum neuen Leben erwacht; wo er den Todfeind darauf zur Rede stellt mit den Worten: „Wußtest Du, daß, weil ich lebe ꝛc.“ Ferner seine große Arie im zweiten Akt: „Mir folgte nach jenem Schreckenstage“, die er im Vollgefühl seiner organischen Kraft vorträgt. Minder gelungen scheint uns die darauf folgende Scene am Sarkophag Diego's, wobei er zu leidend und im Genitiv stehend erscheint. Das Bewußtseyn, seine Ehre gerettet zu haben, sollte ihn auch hier über seine Liebe erheben, denn Ritterehre war die Seele unseres Helden, wie jenes Zeitalters. Die Scene bei der Erscheinung im Kerker, deren betäubenden Einfluß auf seine Sinne, sein Dahinsinken und wachendes Träumen, unter den Worten: „Welch ein Gesicht — wo bin ich — wie wohl ist mir“ zeichnete er mit großer Wahrheit. Die Stelle im Duett mit Ximene, die ihm ihre Liebe gesteht: „Wo bist du Sterblicher, den jetzt ich nicht bezwänge?“ war des Beifallsturmes würdig, den er empfing; eben so sein Trinklied: „Ich lieb' es, wenn die Schwerdter blinken“, welches bei der zweiten Darstellung wiederholt werden mußte. Auch die schön componirte Scene der Waffenweihe giebt Chrudimsky brav. Und so wurde für ihn fast jede Nummer zum Signal neuen Applauses. Daß er beim ersten Auftreten die Laute so hält, als ob er sie zu schlagen scheint, und in der Kerkerscene gepanzert ist — ein Plätzchen für den gezückten Dolch zu suchen, müßte, wenn kein Deus ex machina nicht glücklicherweise erschiene, ans Lächerliche streifen — wurde für unpassend gefunden. — Ximene ist zwar keine Parthie, die den ganzen Abend auf den Beinen ist, aber doch mächtig ins Ganze eingreifend, und da sie hoch liegt, und leidenschaftlich zu singen hat, auch angreifend. In Fräulein Capitain fand sie eine tüchtige Repräsentantin. Nun sollte die Zeichnung fertig seyn, denn tüchtig ist der Vollbegriff des Gelungenen, und in der That giebt diese junge Sängerin nichts, was nicht tüchtig, d. h. was nicht in Harmonie mit einer richtigen Auffassung und einer gebildeten Technik wäre. Schön weiß sie Leidenschaften zu mäßigen, damit sie nicht grell, und eine sanfte Lyrik zu beleben, damit sie nicht matt werde; und sogar verbessert sie den Dichter, wenn er vergißt, was er dem moralischen Gefühl des Publikums schuldig ist. Wir erinnern nur an ihre zarte Leistung als Favorite, um dieses Lob zu rechtfertigen. Und wie durch jede ihrer Darstellungen eine poetische Ader fließt, auch wenn sie aus ihrem eigentlichen Genre, einer doch leidenschaftlichen Lyrik, tritt, so wußte sie auch in der Parthie der Ximene die zwei hervorstechenden Elemente, der Liebe und Rache, in ein abgerundetes Ganze zu verschmelzen. Namentlich war die Scene am Sarge des gemordeten Vaters von erschütternder Wirkung. Wie sie sich erhebt, die Bühne durchschreitet mit hoch erhobenen Armen, gleich einer Heroin des Alterthums, wie sie sich zwischen den Richter und ihren Geliebten stellt, und „Rache fordre ich vom Himmel“ ausruft, war ein Bild, das von entschiedenem Talent zur Tragödie zeugt; ein Bild, in welchem man freilich die Regiments-Tochter nicht ahnen kann, die sie wieder mit so viel drolligem Humor auszuschmücken weiß. Eine Erinnerung aber, deren wir uns nicht enthalten können, ist, daß sie bei ihrem Erscheinen in den Steppen zu wenig von der geistigen und physischen Entkräftung verräth, die sie wenige Minuten später dem Tode nahe bringt. — Die Infantin Urala, das böse Princip der Handlung, wurde von Fräulein Rudersdorff in edlem Style aufgefaßt, und kräftig durchgeführt. Diese Parthie hat nur einige Scenen, schlingt aber den Knoten der Intrigue, und ist daher von Wichtigkeit. Wenn auch ein solcher Charakter der sanften Gesichtsbildung unserer jugendlichen Darstellerin Zwang auflegt, so war der Kontrast um so wirksamer. Ihre erste Arie, voll wechselnder Empfindung und Leidenschaft, ist einer der effektvollsten Punkte der Oper, und wird, wie hier, im Gefühl gekränkter Liebe und auflodernden Hasses, vorgetragen, ihre Wirkung nie verfehlen. Auch ihr Terzett mit den Mauren-Fürsten, im dritten Akt, gehört zu den besten Nummern, und konnte durch solche Besetzung nur gewinnen. Cadenzirungen aber, die nicht im Style der Composition lagen, hätten wir gerne vereinfacht gehört. So weit die Hauptpersonen der Oper. — Es würde zu weit führen, die kleineren Parthieen des Königs, Gormaz, Alvar, Bellido, des Ali-Maimon und Miramamolin zergliedern zu wollen. Daß sie durch die Herren Conradi, Wiegand, Pischek, Nork, Beer und Jahns besetzt waren, mag als Beweis gelten, wie sehr man es sich angelegen seyn ließ, das Werk würdig vorzuführen, und diese Besetzungen nebst dem energischen und sichern Eingreifen der Chöre trugen deßhalb wesentlich zu der brillanten Aufnahme desselben bei. — Im Ganzen wäre hie und da deutlichere Pronunciation zu wünschen gewesen. Von dem sich gehen lassen in diesem Felde sind leider die meisten deutschen Sänger nicht befreit. Der Gesang, oft geräuschvolle Instrumente, dann die durch die Natur der Sache bedingte zwangvolle Einrichtung einer Opern-Scenerie, sind Dinge, die an und für sich schon das leichte Verstehen einer Handlung erschweren. Wenn nun auch noch ein zweifelhaftes Deutsch dazu kommt (und es gehört doch deutliche Aussprache zu der ersten Tugend der Gesangsbildung), wie soll da ein Interesse an der Handlung festgehalten werden, welches ja stets günstig auf die Musik zurückwirkt. Dieser Tadel trifft leider Sieben Achtel unserer deutschen Sänger und Sängerinnen. Zu den wenigen Ausnahmen gehört Pischek, dessen Wort die Bedeutung der Composition belebt und erhebt. Weniger dankbar kann der Sänger nicht gegen die heilige Tonkunst seyn, die ja auch dem Worte eine höhere Bedeutung verleiht; und nur in solcher Wechselwirkung können Dichtung und Musik die schöne Bestimmung: Veredlung der menschlichen Seele, erfüllen. Schließlich machen wir manchen deutschen Componisten, und unter diesen auch den des Cid, aufmerksam, nicht durch zu hohe Stimmlage diesen freien Wortausdruck noch mehr zu erschweren. An Theatern, wo hohe Orchesterstimmung den Sänger tyrannisirt, wird dieser Uebelstand noch empfindlicher. — Trotz den Bemühungen einer anmaßenden Coterie, dem Werke schon in der Wiege sein Grab zu bereiten, sahen wir es dennoch siegreich hervortreten, und das unbefangene Urtheil stellt demselben nun auch im Auslande ein günstiges Prognostikon. Mochte bei der ersten Vorstellung auch freundliche Theilnahme zum Succes beigetragen haben, so war es bei der zweiten sichtbar die Achtung für das Verdienst, welche abermals die Sänger und den Componisten hervorrief.

* * *

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 9. Februar. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abtheilungen, nach dem Englischen von Kettel. Hierauf: Zwei lebende Bilder.

Samstag, den 11. Februar. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von L. Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 42. 11. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Richelieu und der Bildhauer.

Oestreich hatte Genua erobert. Die Republik wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Diese Gelegenheit bot sich, doch mußten die Genueser, zu schwach, um sich mit dem Kaiserstaate im Kampfe zu messen, die Hülfe Frankreich's in Anspruch nehmen.

Den Herzog von Boufflers, welcher zuerst der Republik zu Hülfe gesandt wurde, raffte der Tod mitten unter seinen Eroberungen dahin.

Man wählte nun an seiner Stelle jenen ewigen Schrecken aller Liebhaber und Ehemänner, der in der Liebe wie im Kampfe fast immer den Sieg davontrug und selten langen Widerstand vergönnte.

Richelieu, so hieß jener Schreckensmann, entreißt sich in aller Eile den Armen seiner Maitressen; denn darin muß man ihm Recht widerfahren lassen, daß er stets bereit war, seinen Vergnügungen zu entsagen, um dahin zu eilen, wohin ihn Gefahr und Ehre riefen.

In der Begleitung der Herren von Agenois, von Crussol und Chauvelin, schiffte er sich nach Monaco ein, ohne auf sein Gefolge zu warten und fuhr unerschrocken mitten durch die feindliche Flotte, der Kanonaden der englischen Fregatte nicht achtend.

Bald nimmt ihn der Palast Doria in seine Mauern auf. Der Doge und der Senat kamen dem neuen General begrüßend entgegen, und dieser rechtfertigte auch bald die gute Meinung, welche man von seiner Tapferkeit gefaßt. Die Oestreicher, genöthigt, dem Ungestüm der Franzosen zu weichen, räumten nach jeder Niederlage einen Theil des eroberten Landes. Das Castell von Campofreddo, in welches sie sich verschanzt hatten, wurde von Richelieu angegriffen, der es im Sturme nahm, und endlich die Genueser von der östreichischen Herrschaft befreite.

Doch wich der Feind darum nicht von den Grenzen; die Waffen Frankreich's mußten ihn noch im Schach halten und einen neuen Einfall verhüten. Richelieu schlug sein Winterquartier zu Genua auf, und gab dadurch das Signal zur Lust und zu Festfreuden aller Art.

Der Degen des Eroberers ruhte; ein geschickter Kammerdiener bemühte sich, den Soldaten in einen Adonis umzuschaffen, jedenfalls ein schwieriges Geschäft, da der Herzog schon die Fünfzig passirt hatte; wohlriechende Essenzen gaben seinem von dem Pulverdampfe gebräunten Teint eine künstliche Frische, und bald schwebt der Liebling Ludwig's XV., in seinem schimmernden Hofstaate, vor den Augen der braunen Italienerinnen leicht dahin und steht, ein neuer Sultan, im Begriff, das Schnupftuch auszuwerfen.

In Italien war es unter den Frauen dieser Zeit Sitte, sich einen Cicisbeo zu erwählen, eine Art von Beschützer, der ihnen überall hinfolgte, auf den Ball, in das Theater, zur Kirche, und der am Ende nicht selten noch einen süßern Titel erhielt, ohne daß die Männer das Recht gehabt hätten, ihm seine Ansprüche streitig zu machen, wenn nicht etwa durch einen geheimnißvollen Dolch, welcher sie von dem seltsamen Hüter der Tugend ihrer Gattinnen befreite.

Das geübte Auge Richelieu's fand bald unter den Damen, die er zu seinen Festen geladen, diejenige heraus, welche seinen Huldigungen am würdigsten schien.

Er wurde der Cicisbeo der Pelinetta Brignolet, die der Doge an einen seiner Brüder verheirathet hatte, an ein altes, gichtisches Mitglied des Senates. Der Herzog bewunderte die schwarzen Augen, die Fülle der zarten, seidenen Locken, und den zierlichen Wuchs der Italienerin, ohne unzähliger anderer Reize zu gedenken, welche das verrätherische Korsett ahnen ließ, oder die üppigen Bewegungen des Tanzes zeigten. Der französische Lovelace indessen, welchen die Fröhlichkeit Pelinetta's, ihre muthwillige Laune und ihr Geschmack für Vergnügungen und Festlichkeiten hoffen ließen, daß die Eroberung ihres Herzens ihm leicht fallen würde, um so mehr, als die Schwägerin des Dogen in ihren siebenzigjährigen Gatten eben nicht schwärmerisch verliebt seyn konnte, — Richelieu erkannte es nur zu bald, daß er sich in seinen Hoffnungen getäuscht habe.

Umsonst standen seine prächtigen Equipagen, welche auf zwanzig Feluken *) über das Meer transportirt wurden, jeden Morgen der Italienerin zur Verfügung; sein Kammerdiener überbrachte umsonst zärtliche Billete, in einem zierlichen Blumenstrauße versteckt, oder in den Schleifen der Bänder, die aus den französischen Magazinen kamen ... Die Bänder, die Beredtsamkeit, die Blumen des Herzogs verfehlten sämmtlich ihre Wirkung. Richelieu, der bisher von allen Schönen verwöhnt worden, wurde eifersüchtig, und konnte sich den schlechten Erfolg seiner zärtlichen Bewerbungen nicht anders erklären, als durch den Vorzug, welchen Pelinetta ohne Zweifel einem glücklichern Nebenbuhler gönne.

Tag und Nacht mußten von ihm bezahlte Spionen in den Umgebungen des Palais seiner Dame auf der Lauer stehen, und alsdann ihm Bericht erstatten von allen Schritten und Bewegungen der Schwägerin des Dogen.

Richelieu selbst, der ein Freund von romantischen Abenteuern war, verkleidete sich als Bürger, und verließ so in einer dunkeln Nacht den Palast, um sich zu überzeugen, ob die Leute, welche er bezahlte, ihren Auftrag gewissenhaft erfüllten.

---

*) Kleine Fahrzeuge.

Die Straßen waren öde, und die Nachbarschaft der Senatorwohnung noch einsamer, als der übrige Theil der Stadt. Ohne Zweifel fanden es die Spione angenehmer, sich auf Kosten Richelieu's in irgend einer Schenke zu berauschen, als in der Nachtluft einen Katharr zu holen.

Der wüthende Herzog schwur, daß er die Schurken sämmtlich mit Stockprügeln tödten lassen wolle.

Da er aber seinerseits auch bald fühlte, daß es kein besonderes Vergnügen sey, in einer kalten und regnerischen Nacht das Pflaster zu treten, schickte er sich schon an, in den Palast Doria zurückzukehren, als er einen Mann gewahrte, der an die Brustwehr des Hauses angelehnt stand, welches er bewachen ließ. Trotz der Dunkelheit sah er, daß dieser Mann keiner der von ihm besoldeten Spione war. Die Eifersucht ließ ihn bald einen Nebenbuhler in ihm erkennen und seine Wuth kannte keine Gränzen, als er, näher tretend, sich überzeugte, daß der Unbekannte die Blicke auf eines der Fenster Pelinetta's geheftet hatte. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Haag.

4. Volksgesang. — Volksfeste.

Der Volksgesang existirt zwar noch, ist aber seit zwei Jahrhunderten bereits verkümmert durch den verderblichen Einfluß der Kunstpoesie. Die ganze Mythologie erscheint darin, und Jupije (Jupiter) und Venus und Cupidootje sind so geläufig wie Thyrsis, Klymene und Phyllis. Eine sorgfältige und reichliche Auswahl des Besseren hat Hoffmann im zweiten Bande der **Horae Belgicae** gegeben. Seinem Verzeichniß von Liederheften kann ich aus meinem Besitz nachtragen: **Het springende Haasje; het vrolijk Katootje; de Amsterdamsche Kermisvreugd** und **de jonge Pelikaan**, (sämmtlich **B. Koene. Amst.**). Die von ihm gerügte Unsittlichkeit und Obscönität der Volkslieder ist vollkommen begründet. In ähnlich befremdender Weise findet man in den öffentlichen Auctionen Bücher verwandten Inhalts, wie Voltaire, Aretin u. A., mit erläuternden Kupfern. Ueberhaupt liegt, wie mir scheint, in dem Charakter des Volkes etwas, nicht gerade von Lascivität, aber doch von einer gewissen derben Sinnlichkeit.

Neben dem allgemeinen Volksgesange besteht noch eine eigenthümliche Bänkelsängerei. Auf einer großen, bemalten Leinwand wird der Vorwurf des Liedes zur Schau gestellt und in Prosa explicirt; darauf folgt, begleitet von Drehorgel und Geige, im Duett oder Terzett die poetisch-musikalische Ausführung. Auch einzeln wandernde Männer singen, ohne weiteren Apparat, ihre Balladen mit kreischender Stimme ab und bieten sie auf fliegenden Blättern zum Kauf. Doch sind es stets nur versifizirte Mordgeschichten u. dgl. aus den Zeitungen.

Eine kleine leinene Bude beherbergt das wandernde Volks-Theater, Jan Klaas genannt. Hinter einer ungefähr vier Fuß breiten und anderthalb Fuß hohen Oeffnung, spielen fußhohe Puppen, regiert von dem im Innern verborgenen Eigenthümer, welcher zugleich den gesammten Dialog allein besorgt.

Das Volksleben selbst bewegt sich sehr ruhig. Statt Gesanges, hört man freilich nur Geschrei, aber Tumult und Thätlichkeiten sind selten, auch öffentliche Vergnügungsörter sind nicht häufig und minder besucht als überall in Deutschland. Nur einmal im Jahre bricht der allgemeine Jubel durch, für alle Stände im buntesten Gemisch. Der Jahrmarkt nämlich (Kermis), welcher im Haag in den Mai fällt und 14 Tage dauert, lös't alle Bande und erlaubt Jedem, ungenirt auf seine Weise froh zu seyn. Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter, Riesen und Zwerge fehlen natürlich nicht. Daneben aber laden zahlreiche Waffelbuden zum Besuch und andere, vor denen Poffertchos, ein eigenthümliches, sehr fettes Gebäck, auf offener Straße bereitet werden. In einer langen Reihe sind an einem anderen Orte runde, auf drei Beinen ruhende Klötze aufgepflanzt, den Hackklötzen unserer Fleischer zu vergleichen. In jedem Klotze befindet sich eine Rinne, über welche ein dicker Pfefferkuchen gelegt wird. Die Spielenden versuchen nun mit einem derben, in die Rinne passenden Prügel den Pfefferkuchen in zwei Theile zu hauen und dadurch zu erwerben, was natürlich erst gelingt, wenn derselbe mindestens ein Dutzendmal auf die Erde gefallen ist. Das Treiben in den verschiedenen Schaubuden geht oft stark ins Zotenhafte, namentlich in den theatralischen Darstellungen, welche, wegen der vorherrschenden Volksausdrücke und lokalen Anspielungen nur dem Inländer verständlich sind. Eine Nacht steht von alten Zeiten her dem dienenden Personal zu. Dann werden die Buden gegen 10 oder 11 Uhr geschlossen und um Mitternacht wieder eröffnet. Gegen drei Uhr aber ziehen darauf zahlreiche Schaaren nach dem Bosch, einem parkähnlichen Gehölz nahe bei der Stadt, von deren dortigem Treiben Augenzeugen Wunderdinge erzählen. Doch geht Alles ohne Störung der öffentlichen Ruhe ab. Ueberhaupt habe ich die Polizei niemals thätig gesehen. Gendarmen giebt es gar nicht. Militair-Patrouillen vertreten ihre Stelle und schlendern in beneidenswerther Behaglichkeit durch die Straßen.

Ein anderes Volksfest war der ebenfalls in den Sommer fallende Geburtstag des vorigen Königs. Erst am Abend begann die Volkslust. Die Hauptgänge des Bosches und die schönsten Wasserpartieen waren illumirt. Durch das bunte Menschengewimmel drängten sich Gruppen von Dienstmädchen. Einander bei den Händen fassend, umtanzten sie mit schreiendem Gesange einzelne Männer, welche ihnen begegneten, und setzten dann in gleich lärmender Weise ihren Weg fort, ohne irgend eine andere Absicht, als sich recht auszutoben. Noch beim Anbruche des nächsten Morgens hörte man die verhallenden Jubelrufe der letzten Heimkehrenden.

J. Z. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Tabletten

*** (Der eigensinnige Schäfer.) Zwei Stunden von Lüttich wohnte ein alter Schäfer, der unverheirathet und ein Stück von einem Philosophen ist. Kürzlich wurde demselben durch Vermittlung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilt, daß zu Dork in Siebenbürgen eine reiche Erbschaft seiner warte. Des Schäfers Bruder nämlich, ein Genie, ging, nachdem er seinen Eltern durch arge Streiche das Leben verkürzt hatte, in die weite Welt, ohne daß er den Seinigen im Heimathdorfe ein Lebenszeichen von sich gab. Da es ihm aber weder an Kenntnissen, noch Talenten fehlte, so kam er durch einen Glücksfall als Commis in ein bedeutendes Handelshaus, wo er sich 20 Jahre lang so tüchtig erwies, daß er zuletzt Associé wurde und durch glückliche Speculationen ein Vermögen von 1,500,000 Frcs. erwarb. Der Kaufmann ist todt und hat seinen Bruder Schäfer zum Universalerben seiner Hinterlassenschaft eingesetzt. Aber, o Wunder! der philosophische Schäfer will von dem Gelde nichts wissen und erklärt, es könne bleiben, wo es sey. Somit würde die Erbschaft den Armen von Dork zufallen. Als Grund seiner Weigerung führt er an: 1) Er wolle kein Geld von einem Bruder, der durch tolle Streiche der Eltern Leben verkürzt habe; 2) er sey 67 Jahre alt und könne sich eines solchen Glückswechsels doch nicht mehr erfreuen, und 3) er habe auch durchaus nicht Lust, sich in sei-

nen alten Tagen noch mit der Hebung und Verwaltung des Geldes Mühen und Sorgen zu machen. Des Schäfers Vettern und Basen von väterlicher und mütterlicher Seite wollen diese Gründe aber nicht gelten lassen; sie haben Alles aufgeboten, den Philosophen in seinem Entschlusse wankend zu machen, und da er erklärt, daß er in der Erbschaftsangelegenheit nicht nur nichts thun, sondern von derselben gar nichts mehr hören wolle, so haben die erblustigen Anverwandten den Philosophen verklagt. Das Tribunal zu Lüttich soll in dieser wunderlichen Angelegenheit entscheiden.

*** (*Wie die That, so der Lohn.*) Ein Rentier in der Rue des Moineaux zu Paris wurde neulich auf eine nie erhörte Weise für sein Benehmen gegen ein Mädchen bestraft, das er verführt hatte. Die Unglückliche kam spät Abends zu ihm und flehte um ein Asyl bei ihrer Niederkunft. Der Verführer warf sie auf die Straße und schloß die Thür hinter ihr zu. Hier traf sie einen Fremden, der sie weinen sah, sich nach dem Vorgefallenen erkundigte und die Hülflose zu einer Hebamme führte, wo er ihr Aufnahme verschaffte und Alles im Voraus bezahlte. Am verwichenen Sonntage kam Herr N**, Morgens 6 Uhr, vom Balle nach Hause und fand die Thüre seines Zimmers offen. Die Pendule war verschwunden, Tische und Schränke waren erbrochen und Silberzeug, wie ein Theil der Banknoten in seinem Schreibtische verschwunden. Am Spiegel steckte ein großes Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand:

*Rechnung für Herrn N**, Rentier, von Jobineau, Dieb.*

„Entbindung eines Mädchens und sonstige unumgängliche Auslagen	150	Francs.
„Wickelzeug u. s. w. für das Kind . . .	60	„
„Sechs Monate für die Amme im Voraus bezahlt	120	„
„Unkosten für Hebung des Geldes, für falsche Schlüssel u. s. w.	100	„
Summa . .	430	Francs.

„Obige Summe theils in Sachen, theils in baarem Gelde richtig erhalten. *Jobineau, Dieb.*“ (Mainz. Unt.-Bl.)

*** Das *Wiener allgemeine polytechnische Journal* enthält folgende Mittheilungen: „Schon seit längerer Zeit lesen wir in verschiedenen Blättern von den *farbigen Daguerreotypen* Isenring's in München. Nicht als Resultate eines chemischen Prozesses waren diese Bilder angekündigt worden, „es sey ihm gelungen, die Daguerreotype mit Farben zu schmücken,“ waren die Worte des Erfinders, woraus wohl nur auf eine künstliche, manuelle Operation geschlossen werden konnte. Bei der großen Zartheit des Daguerreotyps im Allgemeinen war es wohl zu entschuldigen, wenn eben kein günstiges Vorurtheil für diese farbigen Bilder entstand. War es doch kaum denkbar, ein Daguerreotyp mit Farben auf mechanischem Wege zu versehen, ohne die so unendlich zarten Uebergänge des Lichtes in demselben, wenigstens zum Theile, zuzudecken, wodurch gerade seine Schönheit verloren gehen mußte. Jetzt, von der Möglichkeit durch Autopsie überzeugt, erlauben wir uns, unsern verehrten Lesern etwas Näheres über diesen Gegenstand mitzutheilen. — An einem der letzteren Donnerstägigen Besprechungsabende des niederösterreichischen Gewerbsvereines legte Herr Carl Schuh, welcher im Besitze des Isenring'schen Geheimnisses ist, ein Bild mit Farben den Anwesenden vor. Ein solches Bild hat einen ganz eigenthümlichen Reiz, es überrascht durch seine Neuheit und Schönheit. Ein zarter Farbenduft ist gleichsam über das Ganze ausgegossen; kein Detail des Daguerreotyps verloren gegangen. Die Farben sind nicht intensiv, aber doch deutlich erkennbar und es scheint diese bloße Andeutung der verschiedenen Farbentöne günstiger für das Ganze, als das Gegentheil; denn bei der Eigenthümlichkeit des Bildes dürfte eine intensivere Färbung das Auge leicht beleidigen, die Farbe läßt die einzelnen Theile des Bildes plastischer hervortreten und trägt unbestreitbar zur größeren Wahrheit desselben bei. Nach der Versicherung des Vorzeigers besteht der Prozeß, den Bildern Farbe zu geben, in einer eigenthümlichen Art zu malen; sinnreiche Apparate machen diese Malerei, die nur bei der Daguerreotypie ihre Anwendung findet, überhaupt möglich, und es sey mit Gewißheit anzunehmen, daß auch dieser Zweig der Daguerreotypie einer bedeutenden Vervollkommnung entgegengehen werde.“

*** (*Frauen sind schützende Engel.*) Das ist nicht bloß eine schöne Redensart, sondern, wie man sogleich lesen wird, eine vollkommene Wahrheit. Ein deutscher Kaufmann, Weber mit Namen, der in Dalmatien &c. Handel trieb, nahm sich vor Kurzem vor, selbst nach Bulgarien zu reisen, um dort Seide und andere Artikel einzukaufen. Diese Reise unternahm er mit seinen drei Söhnen und sechs Matrosen von seinem kleinen Schiffe zu Pferde und er glaubte, mit dieser Begleitung stark genug zu seyn, um etwanige räuberische Anfälle zurückschlagen zu können. Weber kannte die Sitten und Gebräuche, namentlich den Aberglauben der Völkerschaften, die er besuchen wollte, genau und wußte unter anderm auch, daß die Gebirgsbewohner in jenen Gegenden sehr gern und häufig den Reisenden Hinterhalte legen und dieselben anfallen, um sie auszuplündern. Nur wenn unter den Reisenden sich ein junges Mädchen befindet, sind sie sicher, denn die Gebirgsbewohner, und wären sie zehnmal stärker als die Reisenden, lassen diese in einem solchen Falle unbelästigt ziehen, in so hoher Achtung steht bei ihnen die Jungfräulichkeit. Wehe Dem, welcher im Beiseyn eines Arnauten ein Mädchen beleidigen wollte! Bei allen Gräueln, welche die Arnauten sich haben im Kriege zu Schulden kommen lassen, kennt man doch kein einziges Beispiel, daß sie jemals einem Mädchen etwas zu Leide gethan hätten. Gegen die verheiratheten Frauen verfahren sie freilich anders; „sie hat ihren Mann, sagen sie, der sie schützen oder rächen kann; die Jungfrau aber hat keinen Schutz, als ihre Unschuld, keinen Rächer, als Gott.“ Der deutsche Kaufmann wußte dies und begab sich zuerst in ein Dorf Grilla zu dem Geistlichen, dem er für die Kirche ein kleines Geschenk gab und den er sodann aufforderte, ihm ein junges Mädchen als Führerin und Dollmetscherin mitzugeben. Die schöne Anguelia wurde dazu auserlesen. Sie willigte ein und schritt zu Fuße vor der kleinen Caravane her. Sie trug ein blaues, unten mit rothen Streifen und runden glänzenden Kupferstücken besetztes Kleid, das etwas über die Knie reichte; ihr weißer wollener Mantel flatterte im Wind, während die Kapuze ihr schwarzes Haar zur Hälfte verhüllte. Umgehangen hatte sie einen kurzen Carabiner und im Gürtel blitzte der Griff eines Dolches. Ein arnautischer Räuber, Banko, kannte die Reise des Deutschen und wußte, daß derselbe eine bedeutende Geldsumme bei sich hatte. Er lauerte ihm deshalb in einem gefährlichen Engpasse, der Teufelsschlucht, mit den Seinigen auf, aber sobald er erkannte, daß ein junges Mädchen den Reisenden begleite, gab er seinen räuberischen Plan auf. So kam Weber noch mehrmals vor bewaffneten Arnauten vorüber, und keiner wagte ihn anzutasten. Er hatte fast das Ziel seiner Reise erreicht, als an einem Morgen der jüngste Sohn Weber's zu Anguelia trat und mit bewegter Stimme zu ihr sagte: „Anguelia, Du bist schön und ich liebe Dich wie die heilige Jungfrau.“ Das Mädchen antwortete nicht, wendete aber ihre feurigen schönen Augen auf den schmachtenden Jüngling, der, durch diesen Blick ermuthigt, den Arm um das Mädchen schlang und ihr einen Kuß rauben wollte. In demselben Augenblicke fiel ein

Schuß, der Jüngling stürzte tödtlich getroffen nieder, eine Schaar von Gebirgsbewohnern brach hervor und überfiel die Reisenden, die bald überwältiget und geknebelt waren. Dann trat Banko, denn er war es, zu Weber und sagte: „Ich folgte Dir wie Dein böser Geist. Der Engel der Jungfräulichkeit schützte Dich; aber Einer der Deinigen hat Die angetastet, welche Deine Beschützerin war. Er hat dafür den Tod empfangen, und jetzt kommt die Reihe an Euch.“ Weber mit seinen beiden Söhnen wurde hierauf ermordet, die sechs dalmatischen Matrosen dagegen erhielten einige Peitschenhiebe und sodann ihre Freiheit. Anguelia wurde durch den Räuber sicher in ihre Heimath und zu den Ihrigen zurückgebracht. (Leipz. Allg. Modenztg.)

*** (Händel-Schütz.) Diese einst so gefeierte Künstlerin lebt jetzt seit Jahren in Köslin in dem Kreise ihrer Familie (Professor Bensemann, Lehrer an dem dortigen Gymnasium ist ihr Schwiegersohn) ihren reichen Erinnerungen und dem Wohlthun. Hoch betagt, sie ist jetzt den Siebenzig nahe, hat sie sich einen schönen Wirkungskreis erwählt: den der Milde und des Erbarmens. Sie ist rastlos und unermüdet, wo es gilt, Unglück und Elend zu lindern; daher könnte man glauben und hoffen, der Abend ihres Lebens würde völlig ungetrübt bleiben; aber es gibt Menschen, die selbst im sichern Hafen nicht vor dem Sturm des Lebens geschützt sind, so erging es auch dieser armen Frau. Sie war, um die Wintermonate bei einer ihrer ehemaligen Schülerinnen zu verleben, nach Rummelsburg gereist. Ein Gutsherr wollte auf seiner Besitzung ein Hünengrab öffnen lassen. Der Familie, in deren Kreise sich Händel-Schütz befand, war es bekannt, wie sehr sich dieselbe für die Alterthumskunde jener Zeit interessirt; deshalb wurde ein Ausflug zu dem Hünengrabe beschlossen, um bei dessen Eröffnung zugegen zu seyn. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall die Eröffnung des Urgrabes unterblieb; indessen kehrte die Gesellschaft heiter und vergnügt zurück, denn Händel-Schütz versteht in ihrem Alter noch die schwere Kunst, jeden Mißmuth aus ihrem Kreise zu verbannen. Bei einem kleinen Gütchen, Hohenwalde, hält der Kutscher an, um die Pferde zu füttern. Sorglos entfernt er sich von dem Wagen, ohne die Pferde abzusträngen; diese, durch irgend ein Geräusch erschreckt, gehen plötzlich durch, der Wagen stürzt, die Frauen in demselben werden fortgeschleift, bis glücklicherweise der Spannagel sich löst, und die scheuen Rosse mit dem Vorderwagen allein davon eilen. Niemand von der Gesellschaft hatte den Wagen verlassen, somit waren Alle auch von der Gefahr bedroht gewesen; aber Niemand war gefährlich verletzt worden, außer der armen Händel-Schütz. Sie lag ohnmächtig im Graben; der Eigenthümer von Mittelwalde, Major v. Massow, übte mildes Gastrecht. Die unglückliche Frau wurde in sein Haus gebracht, und schleunig ein Arzt (Dr. Iseke aus Rummelsburg) herbeigeholt. Da ergab sich denn die Trauerkunde, daß der armen Frau, außer bedeutenden Kontusionen, noch eine Rippe gebrochen war. Durch die Sorgfalt des geschickten Arztes, durch die menschenfreundliche Pflege der Eigenthümer von Mittelwalde und ihrer Schülerin Eugenie Zernin, ist sie der Lebensgefahr bereits entrissen und gewinnt ihren frohen Muth und ihre Heiterkeit schon wieder. Wie räthselhaft waltet aber das Geschick des Menschen! Fr. Professor Händel-Schütz ist die treueste, unermüdlichste Krankenpflegerin, und nun muß sie jenes Wohlthun, das sie so oft gespendet, selbst empfangen. (Preuß. Volksfr.)

*** (Unglückliche Wette.) Ein Jüngling, Namens Alexander Dury, 23 Jahre alt und aus der Gemeinde Deubly bei Epernay, ging unlängst mit seinen Jugendfreunden die Wette ein, daß er einen Fisch, eine Perchette von 7 Centimetres Länge und 2 Breite, verschlingen wolle, ohne sie mit den Zähnen zu kauen. Die tolle Bravour hatte einen tragischen Ausgang; der Fisch gelangte vielleicht wegen des angestrengten Lufteinziehens anstatt in den Speisegang in die Luftröhre, und blieb hier stecken. Man berief wohl sogleich einen geschickten Arzt, Dr. Remy, doch konnte er keine Hülfe mehr leisten, der arme Jüngling mußte ersticken. (Wien. Z.)

Aus Mailand.

(2. Februar.)

Das fast einen ganzen Monat andauernde schöne Wetter lockt Alles ins Freie und erhöht die Lust des diesjährigen Carnevals. Das Theater ist immer stark besucht. Am letzten Sonntag sah ich die Frezzolini in der Lucrezia Borgia und die Cerrito in dem Ballet: Ginella. Erstere hat in der Gesangskunst bedeutende Fortschritte gemacht; man bemerkt nicht mehr das übermäßige, gefühlswidrige Forciren der Stimme, sondern ein schulgerechtes, herzwohlthuendes An- und Abschwellen des Tones, so wie viel Geschmack in ihrem Recitativ und in der Ausführung der Cadenzen. Die Cerrito, obgleich sehr corpulent, tanzt noch immer mit einer ihr eigenthümlichen Grazie; indeß hätte sie doch bald Fiasco gemacht, indem sie in dem genannten Ballet gleich nach der Taglioni tanzte, die hier wahrhaft vergöttert wird; doch die Schönheit der Cerrito besänftigte noch zeitig genug die aufgeregten Gemüther. Der Enthusiasmus für die Taglioni geht hier so weit, daß die Herren im Parterre während ihres Tanzes die Hüte abnehmen; bei dem Tanze der Cerrito hingegen bleibt Alles mit bedecktem Haupte. An den Straßenecken sieht man sogar Zettel mit folgender Bemerkung: „Die Cerrito ist ein Schmetterling, sie fliegt und hüpft, tanzt aber nicht; — die Taglioni ist eine Kaiserin, welche tanzt.“ — Clara Novello macht in Rom ein in der Geschichte der Kunst nie gehörtes Furore. Man schreibt, daß sie an dem Abende, als sie zum letzten Male sang, 14 Mal herausgerufen und mit 40 Fackeln, so wie von einer unübersehbaren Zahl Kunstanbeter nach Hause begleitet wurde. Auch hier tobten die Verehrer so stark, daß sie sich auf dem Balkon zeigen mußte, um den Enthusiasmus der Menge zu beschwichtigen. Auf der Bühne flogen ihr beim Abschiede Kränze, Armbänder und Ringe zu, und die Römerinnen überschütteten sie, in Ermangelung eines Andern, mit ihren schön gestickten Taschentüchern, so daß Clara Novello einen Laden von Taschentüchern einrichten könnte. Von Rom geht sie nach Genua, wo man sie mit Ungeduld erwartet, um sie von Neuem zu krönen. Dann geht sie nach London, wo sie für die Saison engagirt ist, mit neun tausend Franken monatlichen Gehaltes. — Am Sonntag Morgen war die Hitze so drückend, daß man beim Oeffnen der Fenster fast vor den Sonnenstrahlen zurücktreten mußte, und so hält die Witterung noch immer an. Mit jedem Tage wird es heißer, kein Wölkchen trübt das herrliche Blau. Des Abends ist beständig Wetterleuchten und jeden Morgen scheint die Sonne herrlicher. Die Mailänder wissen sich nicht zu erinnern, je im Januar solche Tage gehabt zu haben, wie man sie nur im Juni zu sehen gewohnt ist. Diese Veränderung ist um so auffallender, da das Wetter am Sonnabend zwar schön aber bitter kalt war. Der Corso wimmelt gegenwärtig von Wagen und Menschen; die Bastionen sind alle grün und man fühlt sich heiter gestimmt bei diesem bunten und lustigen Treiben. —

Physikalischer Verein.

Samstag, den 11. Februar: Ueber die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Licht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. Februar. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von L. Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 43. 12. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Richelieu und der Bildhauer.

(Fortsetzung.)

„Alle Teufel!" fuhr Richelieu mit einer wutherstickten Stimme auf: „Sie werden sich mit mir schlagen! Achtung!" Und hiermit zog der Herzog ohne weitere Umstände seinen Degen.

Bei diesem stürmischen Empfang machte der Unbekannte eine Seitenbewegung, hüllte sich in seinen Mantel und maß den, welcher ihn herausforderte, stolz vom Kopfe bis zu den Füßen, sprechend:

— „Kömmst Du, mich zu berauben, so mußt Du gehen, wie Du gekommen; meine letzte Pistole gab ich zweien Menschen, deren Gegenwart mich hier genirte ... Glaub' es mir, Freund, und versuch' Dein Glück anderswo."

— „Unverschämter!" schrie der Herzog.

— „Bei unserer Frau von Loretto!" entgegnete der Andere: „wer in aller Welt bist Du, daß Du so groß thust?"

— „Ein Mann, der die Kühnheit eines Faquins zu strafen wissen wird .... Ich wiederhole es noch einmal: Achtung!"

— „Es ist mir nur leid, Monseigneur, daß ich keine andern Waffen bei mir habe, als dieses Instrument," sagte der Fremde, sich bückend, um eine wider ein Fenster angelehnte Mandoline aufzuheben; ohne diesen leidigen Umstand, wäre ich entzückt, meine Klinge mit der eines edlen Herzogs zu messen .... doch bleibt die Sache darum nur verschoben, nicht aufgehoben, Herr von Richelieu!"

Als der Herzog seinen Namen nennen hörte, ward er einen Augenblick verlegen.

In seiner eifersüchtigen Extase hatte er nicht bemerkt, daß sich durch das Fenster, unter welchem er seinen Nebenbuhler, in Betrachtung verloren, fand, ein zweifelhaftes Licht stahl, welches indessen genügte, um den vornehmen Herrn in den Kleidern des Bürgers zu erkennen. Richelieu, welcher nun auch einen flüchtigen Blick auf den Fremden warf, der mit solcher Kühnheit zu ihm gesprochen, fühlte nun Reue wegen der heftigen Ausdrücke, welche ihm der Zorn entlockt hatte, denn er steckte seinen Degen wieder in die Scheide und sprach mit dem Ausdrucke edlen Wohlwollens:

— „Reichen Sie mir Ihre Hand, junger Mann!... wir können uns mit einander auf eine andere Art verständigen, als mit den Waffen in der Hand ... Wie kam es, daß Sie mich unter dieser Verkleidung erkannten?"

Richelieu hielt inne, überrascht, zu sehen, daß der Fremde gegen seine edle Zuvorkommenheit unempfindlich blieb.

Dieser wollte in der That die Hand, die ihm der Herzog reichte, nicht ergreifen. Sein Antlitz hatte einen beleidigenden Ausdruck des Spottes und seine Stimme zitterte vor Wuth, als er nach einem Augenblicke des Schweigens erwiederte:

— „Sie gehen darauf aus, mein Herr Herzog, eine Dame zu verführen, welche ich liebe! Sie werden gewiß den Sieg über mich davontragen; denn seit den zwei Jahren, daß ich diese Liebe empfinde, gestanden meine Blicke allein Pelinetten, wie sehr ich sie anbetete. Sie kennt nicht einmal den Namen des armen Künstlers, der, in der Menge verloren, sie mit Entzücken betrachtet ... Sie ahnete nie, daß ein Mensch, unter der Colonade ihres Palastes mit zerrissenem Herzen auf Erhörung harret und sein Elend verwünscht, wenn er sieht, wie sie, reich mit Edelsteinen und Blumen geschmückt, sich in der rauschenden Lust der Feste verliert, und die leeren Schmeicheleien der goldenen Zierpuppen geduldig anhört."

— „Sie vergessen sich, mein Herr!"

— „Die Schmeicheleien jener Herren, die nichts darin haben," fuhr der Künstler fort, indem er die Hand auf's Herz legte. „Sie fragten mich, wie ich Sie erkannt habe, Herr von Richelieu! Als ein Schüler Lesueur's arbeitete ich unter den Augen dieses großen Meisters, dessen Meißel Versailles und Saint Germain mehr als ein Kunstwerk verdanken. Oft traf ich Sie in den Gärten von Marly, unter den verschlungenen Alleen der königlichen Parks, wo es Ihre Lust war, Herzoginnen zu verführen, was Sie jedoch keineswegs abhielt, die Straßen in Ihrer gegenwärtigen Verkleidung zu durchstreichen, um Bürgerinnen ins Garn zu locken..."

— „Genug davon, mein Lieber!" unterbrach der Herzog, die Achseln zuckend: „es ist kaum in Europa ein Kind von sieben Jahren, welches nicht eben so von meinen Abenteuern wüßte, wie Sie. Uebrigens sind Zeit und Ort sehr schlecht gewählt, um unsere Unterhaltung fortzusetzen. — Wenn Sie mich in meine Wohnung begleiten wollen, so können wir uns da ungestört über unsere Angelegenheit besprechen."

Der Italiener folgte dem Herzog, der nicht säumte, ihn in den prachtvollen Palast zu führen, welchen der Doge, im Namen der Republik, dem französischen General zur Wohnung angewiesen hatte.

II.

Der Herzog schellte seinen Leuten, ließ sich seine Nacht-Toilette anlegen und setzte sich im Schlafrocke, in einiger Entfernung von seinem Rivalen, nieder, welcher mitleidig lächelte, als er den Besieger Oestreich's mit der größten Wichtigkeit seine Toilette auf's Pünktlichste behandeln sah.

Richelieu sah auf den Künstler mit jenem Ausdrucke nichtssagender Ironie, die den Menschen eigen ist, welche unverdientes Glück haben.

Er hatte einen jungen Mann vor sich, der ungefähr drei-

ßig Jahre alt war, dessen ernster Anzug, aller der nichtigen Zierathen, mit welchen die Mode damals die Kleidung der Höflinge überlud, entbehrend, die edle, männliche Gestalt des Mannes nur noch mehr hervorhob. Sein Antlitz hatte die blasse Färbung der Südländer. Die Regelmäßigkeit seiner Züge und seine edle Haltung entgingen Richelieu's prüfendem Blicke keineswegs, über dessen Gesicht ein leiser Zug des Unwillens fuhr, als er bei sich erwog, daß es Pelinetten nur schmeicheln könne, einen so vollkommenen Cavalier zum Anbeter zu haben.

— „Herr von Richelieu," sagte der Künstler, „ich muß Ihnen nur meinen Namen sagen, da Sie mir die Ehre erzeigten, mich in Ihre Gemächer zuzulassen: ich heiße Andreas Sbrigelli."

— „Und wir lieben Beide dieselbe reizende Dame, mein Freund!"

— „Sagen Sie vielmehr, Monseigneur, daß Sie nur eine flüchtige Neigung für sie haben. Sollte Pelinetta Sie erhören, so wird sie keinen andern Lohn ihrer Liebe finden, als die Ehre, auch auf die Liste Ihrer zahlreichen Opfer gesetzt zu werden .... eine Ehre, deren Werth Sie selbst schätzen mögen."

— „Denken Sie, mein Herr, daß sie es sich zu größerer Ehre rechnen werde, Ihr Flehen zu erhören."

— „Ich glaube, daß eine Frau sich viel weniger heruntersetzt, wenn sie eine wahre Liebe erwiedert, als wenn sie sich einem Verführer in die Arme wirft, der ihr nichts zurückläßt, als Reue und die Schmach betrogen worden zu seyn."

— „Ihre Bemerkungen sind beißend, und Ihr Raisonnement etwas keck," entgegnete der Herzog, welcher sich nicht enthalten konnte, die kühne Sprache seines Rivals zu bewundern. „Doch wie meinen Sie, daß ich mich in dieser kritischen Lage benehmen müsse?"

— „Brauche ich dies dem Herzog von Richelieu erst anzuzeigen, der mich vor wenigen Augenblicken herausforderte."

— „Also duelliren?... Reiflich erwogen wäre dies sowohl für Sie, wie für mich ein sehr unpassendes Mittel zur Ausgleichung: besonders für Sie, der Sie viel besser den Pinsel, als den Degen zu führen wissen; für mich insofern, als meine Sendung nicht erfüllt ist .... Sie wissen, mein Herr, daß die Rettung Genua's die Hülfe meines Armes noch erfordert; fällt Ihnen nicht eine andere Art der Vermittelung zwischen uns ein, als ein Kampf auf Leben und Tod? Für's Erste würde ich verzweifeln, wenn Sie in dem Kampfe blieben."

Sbrigelli stand auf, überzeugt, daß der Herzog seiner spotte. Er heftete funkelnde Blicke auf ihn; sein blasses Gesicht überzog Purpurgluth und die Flamme der Entrüstung schlug durch die Wangen des Italieners.

— „Mich tödten wäre indessen der kürzeste Weg für Sie, Monseigneur, um zu Ihrem Ziele zu gelangen! Wenn Sie darauf bestehen, die, welche ich liebe, zu verführen, so werde ich früher oder später die Satisfaction haben, welche Sie mir jetzt versagen. Sie werden mich unaufhörlich auf Ihrer Spur finden, jeden Ihrer Schritte bewachend und mein Schwert würde, selbst auf die Gefahr, daß die Republik von Genua von Neuem unter das östreichische Joch gebeugt würde, doch den Weg zu Ihrem Herzen finden und Pelinetta von der Schmach erretten, zum Zeitvertreib Ihrer müßigen Stunden zu dienen."

— „So würden Sie mich wohl meuchelmorden?" fragte der Herzog mit der größten Kaltblütigkeit."

— „Ja, das würde ich, Monseigneur!"

— „Alle Teufel!"

— „Und ich sage es Ihnen ungescheut, daß es feig von Ihnen ist, einen Zweikampf mit mir abzulehnen!"

— „Junger Mann, wagen Sie es nicht, mich auf's Aeußerste zu treiben: Sie waren noch nicht geboren, als ich schon meine Sporen verdient hatte." (Fortsetzung folgt.)

Aufopferung eines Hindu.

(Aus den Mittheilungen eines englischen Offiziers.)

Ich hatte mich mit mehreren Offizieren nach Behrampur begeben, um einer Jagd mit gezähmten Leoparden beizuwohnen. Die furchtbare Meute lief frei umher, war aber so gut gezähmt, daß sie neben ihrem Wächter schliefen, und ihn gleich Hunden bewachten. Die Jagd war eine der aufregendsten, welche ich je mitgemacht; ich fühlte mich aber nachher so zerschlagen, daß ich mich in Calcutta alsbald zu Bette legte. Ein Brief aus Behrampur von einem meiner Freunde, der mir anzeigte, daß ich von einem meiner Bedienten stark bestohlen worden sey, nöthigte mich indeß, der Ruhe zu entsagen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Ich hatte 116 engl. Meilen zurückzulegen und hätte zu Wasser 7 Tage gebraucht, wählte also die zweite Reisegelegenheit, mich in der Sänfte tragen zu lassen, wo ich den Weg in 28 Stunden zurücklegen konnte. Wer nicht in Indien gelebt hat, kann die Raschheit dieser Reiseart nicht begreifen. Acht Träger lösen sich von 12 zu 12 Meilen ab, zwei tragen abwechselnd, die andern laufen nebenher, und führen Nachts Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Diese Reisemethode hat ihr Angenehmes, aber auch ihre Leiden, denn bei Tage wird man gebraten, bei Nacht läuft man Gefahr, von den Tigern zerrissen zu werden.

Nach meiner Ankunft ließ ich sogleich den Weisen des Orts rufen. Diese Leute, halb Priester, halb Zauberer, sagen die Zukunft voraus, finden die verlorenen Gegenstände wieder und entdecken die Diebe. Ich kannte ihr Verfahren, und so kindisch es ist, so zeigte es sich doch wieder wirksam. Meine Diener wurden im Kreise aufgestellt, der Zauberer murmelte einige Worte über eine Platte mit rohem Reis, gab dann jedem eine Handvoll und erklärte, Wischnu werde nicht verfehlen den Schuldigen zu treffen, wenn er versuche, den Reis zu kauen. Als die Reihe an einen kam, dem ich viel Vertrauen bezeigt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichts sich krümmten, als hätte er den Starrkrampf; der Zauberer ließ ihn den Reis ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel mir der Schuldige zu Füßen und gestand nicht bloß den letzten, sondern auch frühere Diebstähle, wofür einige Unschuldige gebüßt hatten. Ein solcher Mißbrauch des Vertrauens empörte mich, da aber der Mensch schon lange in meinen Diensten gewesen war, begnügte ich mich, ihn wegzuschicken.

Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und saß eben beim Whistspiel, als man mir ankündigte, daß mein Sedanträger, derselbe, der mich durch einen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich ging hinaus, und erfuhr hier, ein Freund zu Murschedabad, welches 10 (engl.) Meilen entfernt liegt, hätte mich bloß mündlich durch einen Boten entbieten lassen, ich möchte ihn doch unverzüglich besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reis'te ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sey, und kehrte alsbald wieder um, in der Absicht, meinen Sedanträger für seine Lüge tüchtig zu bestrafen. Ich pochte meine Diener wach, fragte nach dem Schuldigen, aber keiner wollte etwas von ihm wissen, und das Suchen war vergeblich. Verdrießlich darüber, die Strafe auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, begab ich mich nach meinem Schlafcabinet, fand aber hier mehrere Commoden umgeworfen, und ein Blick überzeugte

mich, daß meine Garderobe ausgeplündert sey. Noch immer wollte ich nicht glauben, daß mein Sedanträger, derselbe der mir vor Kurzem noch einen Beweis seiner Treue gegeben hatte, mich bestohlen haben könnte, aber sein Turban, welchen ich auf dem Boden liegend fand, zerstörte allen Zweifel, und über diese Entdeckung in der That mehr bekümmert als erzürnt, schickte ich meine Bedienten weg und ging in mein Schlafzimmer. Ich trete vors Bett, ziehe die Vorhänge auseinander, da liegt vor mir mein anderes Ich, den Kopf in mein Foulardtuch eingebunden. Ganz verblüfft trete ich mit dem Lichte näher — es ist mein Sedanträger; ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort; ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, dieser ist kalt und ich sehe, daß ich eine Leiche vor mir habe. Als ich die Decke zurückschlug, fand ich einen Dolch bis ans Heft in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und ein Kidmetgar überreicht mir ein Blättchen, worauf der Unglückliche einige Zeilen in Hindustani mit der Nadel geritzt hatte, wie es die Hindus oft thun. Ich ließ meinen Munschi (Dolmetscher) rufen, und dieser las mit lauter Stimme: „der Mensch, dessen Diebstahl du entdeckt hast, wollte dich ermorden. Seine Maßregeln waren so gut genommen, daß du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren; verzeihe mir, Herr, die Lüge, durch welche ich dich entfernte. Ich habe deinen Platz eingenommen und bin glücklich, für dich sterben zu können." Der Schuldige hatte die Flucht genommen, fest überzeugt, er habe mich ermordet. Meine sämmtlichen Diener bezeugten nicht das geringste Erstaunen, als ob die Aufopferung meines Sedanträgers die natürlichste Sache von der Welt wäre. (Ausland.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Dieser Tage hielt Herr Dr. Schwarzschild seine zwölfte, leider die letzte seiner diesjährigen Vorlesungen. Mit wahrhafter Freude hat ein Jeder der zahlreichen Zuhörer die zugleich unterhaltenden und lehrreichen Vorträge besucht. Jedesmal kehrte man befriedigt zurück, nein, noch mehr, eines Jeden Erwartungen waren weit übertroffen durch die anmuthige Haltung der Vorträge, welche doch über ein Thema sprachen, bei dem man sich nicht so fortdauernde Unterhaltung versprochen hatte. Statt einer Strafpredigt über begangene Diätfehler oder einer Ermahnung, diese zu vermeiden, fanden wir hier Vorlesungen, denen wir gerne die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkten und deren Reiz noch dadurch erhöhet ward, daß der Redner zuweilen manche humoristische Phrase einzuschieben wußte, wodurch der ganze Vortrag ein heiteres Ansehen gewann. Wir wünschen Herrn Dr. Schwarzschild Glück, solche angenehme und erfreuliche Erinnerungen zurückgelassen zu haben und hoffen, gewiß in Uebereinstimmung mit allen Denen, die seine Vorlesungen besuchten, daß uns derselbe nächsten Winter wieder mit seinen gediegenen Vorträgen erfreuen möge. H.

*** Kein Name wird wohl besser bezahlt, als der „Jean Maria Farina", und die Associés keines andern kaufmännischen Geschäfts leben so weit von einander entfernt, als gerade die der Eau de Cologne-Fabrikanten. Fast alle die in Köln wohnenden circa 50 Fabrikanten sind gar nicht auf diesen gleichsam berühmt gewordenen Namen getauft, sondern haben ihn von ihren ganz unbekannten Compagnons, die theils in Mailand, Neapel und selbst in den kleinsten Dörfern Italien's wohnen, käuflich übernommen. In der Regel giebt der Compagnon nur den Namen zum Geschäfte her und bekommt dann, je nachdem die Farinas selten oder weniger selten sind, ein bis fünf Tausend Francs ein für allemal; zuweilen müssen aber von einem bestimmten Gewinne noch Procente gegeben werden. Das Alter der alleräaltesten Eau de Cologne-Fabrikanten (und das sind sie in Köln alle) richtet sich keineswegs nach dem Bestehen der Fabriken, sondern nach den bekannten oder unbekannten Ahnen der die Namen hergebenden Compagnons. Klappern gehört zum Handwerk! (Magdeb. Ztg.)

*** (Indischer Mythos.) Auf den malayschen Inseln sowohl als auch auf den Philippinen erweisen die Ureinwohner gewissen Gattungen schönbefiederter Vögel eine göttliche Verehrung. So hält man auf der Insel Borneo eine bunte Taubenart (Gallis) für Propheten des „großen Geistes" und wer solch einen Vogel schießt, verletzt oder beschimpft — er mag ein Weißer oder Farbiger seyn — der wird den beleidigten Göttern geopfert. — Auf den Philippinen trifft man (wie uns ein spanisches Blatt als Neuigkeit berichtet) eine schneeweiße Taube, welche an der Brust einen hochrothen Fleck hat. Man nennt sie deßhalb Paloma de la pugnalada, d. i. Holztaube mit dem Dolchstich, und es lebt von ihr folgender zarter Mythos in dem Munde der Eingebornen, denen sie als rührendes Vorbild der zärtlichsten Elternliebe gilt: Für die erste Brutzeit (sagen sie) baute sich ein Palomapaar sein Nest in einem Reisfelde, um für sich und die Jungen die erforderliche Nahrung nach und rings um sich zu haben. Kaum hatten sie aber ihre Eier ausgebrütet, so kroch eine häßliche Dajum Palay herbei, die eben so giftig und auch eben so gefürchtet ist, als in Amerika die Klapperschlange, und bot den erschreckten Eltern einen ungleichen Kampf an um die Beute. Die wehrlosen Vögel zogen den Kürzern, der räuberische Wurm eroberte das Nest und verschlang die Brut. Den Eltern blutete bei diesem Anblick das Herz durch das Gefieder — daher jenes rothe Mahl — aber die Götter zeigten ihnen einen Strauch, auf dem sie künftig nisten sollen, da würden sie sicher seyn, denn jene Schlange könne die Ausdünstung dieses Baumes nicht vertragen, und halte sich stets davon entfernt. (Wien. Zeitsch.)

*** (Die Wettrennen in der Bretagne.) Ein Deutscher, der im Verlaufe des vorigen Jahres die Bretagne 2c. bereist hatte, weiß von den Pferden dieser Provinz wenig Löbliches zu sagen, und wenn sie auch eben keine schlechten Saumthiere und Zugpferde seyn mögen, so sind sie doch nichts weniger als gute Renner. Indeß halten die Bewohner dieser Landschaft ungemein viel auf ihre theils hageren und elenden, theils schwerfälligen und marklosen Klepper, und zeigen gegen dieselben eine Anhänglichkeit und Liebe, wie der Araber aus besseren Gründen zu seinen edlen Pferden. Wenn die Bretons was immer für ein Fest feiern, eine Hochzeit, Kindstaufe, ein Leichenbegängniß 2c., so erscheinen sie dabei zu Pferde, und den Schluß- und Glanzpunkt dieser Festlichkeit bildet fast immer ein Wettrennen, das seinen Ursprung im grauesten Alterthume haben soll. Die gewöhnlichsten Preise hiebei sind eine Kuh, eine Ziege, ein Hammel, ein bebänderter Hut u. s. w., und das siegreiche Pferd erhält einen Kopfschmuck von Lorbeern. Der Sattel solch eines Renners ist nichts als ein mit Stroh gefüllter Sack, sein Zügel ein elender Riemen oder Strick. Man reitet auch oft ohne Sattel. Die Reiter oder Jockeys sind Bursche von 12 bis 15 Jahren in schlechte Linnenkleider gehüllt und mit Gerte und einem Sporn bewaffnet. Die Rennbahn wird kurz vor dem Auslaufen durch Stimmenmehrheit bestimmt, wobei man wenig darauf achtet, ob der Weg durch Sümpfe und Bäche oder über Berge und Klippen führt. — Hiebei gedenken wir noch des St. Eloitages, der dem Schutzheiligen der Hufschmiede geweiht ist, denn an diesem Normatage führt man aus weiter

Entfernung alle Pferde herbei und versammelt sie neben einer ihm geweihten Capelle bei einem Brunnen, dem man besondere Wunderkräfte zuschreibt. Hier tränkt man nemlich die Pferde, träufelt ihnen noch überdieß etwas von dieser Flüssigkeit in die Ohren, und führt sie mit dem Glauben nach Hause, daß ihnen dieses ganze Jahr keine Krankheit zustoßen, oder sonst ein Unglück begegnen werde. (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Louis Philipp.) General Caß, Gesandter der Vereinigten Staaten am Hofe der Tuilerien, giebt folgendes Urtheil in seinem in Amerika erschienenen Werke: „Ungeachtet seines hohen Alters ist Louis Philipp noch vollkommen rüstig und stark an Leib und Seele. Seine Constitution (d. h. seine Körper-Constitution) ist kräftig. Er ist groß gebaut und beleibt, aber alle seine Bewegungen sind leicht, selbst elegant. Sein Kopf und sein ausdrucksvolles Gesicht verrathen unverkennbar große, geistige Kraft und Intelligenz. Der König gehört zu der kleinen Zahl jener außergewöhnlichen Menschen, denen man nicht auf der Straße, nicht mitten in der größten Menschenmasse begegnen kann, ohne sich nach ihnen umzusehen, um sie noch einmal zu betrachten und unwillkürlich zu fragen: „Wer war das?" Deshalb haben auch alle Portraits von Louis Philipp, selbst die schlechtesten (wie die von Friedrich dem Großen und Napoleon), stets unverkennbare Aehnlichkeit. Der König schreibt und spricht Englisch wie der beste Engländer, und man versichert, daß ihm keine lebende Sprache fremd sey. Seine Unterhaltung ist geistreich, lebendig und reich an Beobachtungen, voller Scharfsinn, Takt und Humanität. In der Bewunderung der Tugenden, die sein Privatleben zieren, ist alle Welt einig. Seine rastlose Arbeit als erster Diener des Staats und seine Gewissenhaftigkeit darin ist ebenfalls musterhaft, wenn auch nicht in ihrer Richtung."

⁂ (Italienische Bücheranzeige.) Macratni gesund schaftöriese nack Chiha nest Nachrichter uber Chiha &c., so kündigt eine italienische Zeitung das bekannte Werk an: Macartney, Gesandtschaftsreise nach China, nebst Nachrichten über China &c.

⁂ (Narrhalla.) In Mainz (bei J. Wirth) erscheint auch diesmal — im dritten Jahrgange — die Carnevals-Zeitung: „Narrhalla", redigirt von Ludwig Kalisch, zu Spaß und Ernst. Daß es nicht bloß auf jenen abgesehen, sagt schon der „Prolog", dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Auf bepuderte Perücken
Schleudre, kecker Spott, die Bolzen,
Laß, o Witz, die Blitze zücken
In das Herz der Titelstolzen.
Lasset die Raketen prasseln
In den Dunstkreis dumpfen Schwindels,
Laßt die schlanken Pfeile rasseln
Um die Köpfe des Gesindels!
Kein Pardon den Achselzuckern,
Den lichtscheuenden Kameelen,
Kein Pardon den süßen Muckern,
Kein Pardon den Mammonseelen!"

Freuen kann es uns, zu bemerken, daß auch die Mainzer Censur Spaß versteht, ihm keinen zu finstern Strich durch die Rechnung macht, und ist der „Narrhalla" Idee nicht immer hoch, ihr Gedanke selten tief, das Raisonnement zuweilen lang und der Witz manchmal breit, läßt sich doch nicht leugnen, daß sich daneben noch ein reichlich Maaß des Treffenden und Guten findet. (Gesellschafter.)

⁂ (Räthselfrage.) Was ist nach dem deutschen Wortausdrucke: Ein Vergnügling auf dem Tiefknüppel? — Antwort: Ein Dilettant auf dem Fagot.

Die Wahnsinnige.

Wohin, so geschürzt, schwarzlockiges Kind?
So hastig in dunkelnde Ferne?
Kein Dach in der Rund', es sauset der Wind,
Bald blinken am Himmel die Sterne.

„Ich fliehe den Abend — er macht mir so bang! —
Und suche den dämmernden Morgen,
Dem endlich erblühet, was lieget so lang
Im blutigen Felde geborgen.

Walpurgis, da grünet und blühet die Saat —
Mein Körnchen liegt modernd darunter! —
Versprochen bei Christus der Beichtiger hat:
Einst grünet und blüht es mit dr'unter.

In Freuden soll erndten, was Thränen gesät —
So geh' nur und sieh' nach den Garben!
Und binde sie schön mit dem Band, das hier weht! —
Verweint ist's! Verwischt sind die Farben! —

Von Abend her — horch! über wogendes Meer,
Wie Stimmen in Windeswehen!
Sag', ist das der jubelnden Schnitter Heer?
Der blutigen Saat Auferstehen?

Verworren Getös! über Gräber es saus't,
Verhöhnend die schweigende Klage;
Und d'rinnen, da rassel't's, es krampft sich die Faust!
Die Todten — sie ringen zu Tage!

Und knirschen die Zähne, und murmeln im Grab:
„Wozu sie gestorben denn wären? —"
Und wiederum sinken sie friedlich hinab:
„Doch besser, gestorben in Ehren." —

Gute Nacht nun! du kräftiges Saamenkorn,
Und laß mir die Braut nicht auch darben!
Dem sehnenden Herzen ein blutiger Dorn,
Den Pächtern die üppigen Garben.

Gute Nacht nun! Ich grabe mein Korn wieder aus,
Mit blutigen Nägeln und Thränen.
Ihr Pächter! Treulose! die Todten heraus!
Bezahlt uns dies Hoffen und Sehnen!" —

Sie wankte mit fliegenden Locken hinaus,
Und winkte von Gräbern herunter,
In blutiger Hand einen Dornenstraus,
Die Sonne ging glühend d'ran unter.

Karl Sondershausen.

Auflösung des Räthselscherzs in Nro. 40.

Traum.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. Februar. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von L. Angely.

Sonntag, den 12. Februar. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 44. 13. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Richelieu und der Bildhauer.

(Fortsetzung.)

— „Nun," fuhr der Künstler mit erhöhetem Eifer fort: „Sie verweigern den Kampf, weil Sie mich für einen Ihrer unwürdigen Gegner halten? So wissen Sie denn, erlauchter Herr, daß die schönen Künste, denen ich mein Leben geweiht habe, auch einen Anspruch auf Ruhm geben; die Geschichte führt auf ihrer Gedächtnißtafel ihre Werke neben den Thaten der Helden auf .... zudem bin ich ein Nobile der Stadt Genua."

— „Der Herzog von Richelieu pflegt nicht, sich in solche Discussionen einzulassen."

— „Recht so; spotten Sie nur meiner, erlauchter Herr ... Ich möchte Ihnen jedoch im Vorbeigehen rathen, sich vor meiner Rache zu hüten. Pelinetta wird, das schwöre ich Ihnen — nimmer die Ihrige, so lange ich lebe, Ihre Bemühungen zu vereiteln. Bilden Sie sich etwa ein, daß ich es ruhig ansehen könnte, wie die Göttin meiner Träume einem Andern in die Arme gelockt wird? Sie könnten mich mit gleichem Rechte der Feigheit zeihen, wenn ich nicht den vorgezogenen Liebhaber die Zerstörung meiner Hoffnungen schwer entgelten ließe ... Nun überlegen Sie, ob ich sie Ihnen abtreten kann, und ob es für Sie gerathen ist, meine Drohungen zu verachten."

— „Ich bin gewohnt, jeder Drohung zu spotten!" entgegnete der Herzog lächelnd. „Entsagen Sie daher, ich bitte Sie darum — Ihrem Einschüchterungssystem ... ich schlage mich unter keiner Bedingung mit Ihnen, ich werde fortfahren, die Schwägerin des Dogen mit meinen Galanterien zu verfolgen, und wenn Sie sich ferner weigern, mir die Hand zu reichen, nachdem Sie gehört, was ich Ihnen jetzt zu sagen gedenke, so lass' ich Sie ins Tollhaus sperren."

Diese, in einem spottenden Tone gesprochenen Worte, überzeugten Sbrigelli vollends, daß er der Gegenstand einer Mystification sey.

Mit Blitzesschnelle ergriff er einen in der Nähe hängenden Degen.

Der Herzog indessen, welcher den seinigen klug unter dem Gewande verborgen gehalten, blieb festen Fußes stehen und schleuderte mit einem Schlage die Waffe seines Gegners bis an das andere Ende des Zimmers.

— „Es fehlt Ihnen nur an Kraft, junger Mann! Setzen Sie sich, mich zu vernehmen."

Sbrigelli sank auf einen Sessel und glaubte im Ernste, er wäre nahe daran, verrückt zu werden.

— „Ich schlage Ihnen eine andere Art des Zweikampfes vor," fuhr Richelieu fort; „wir lieben Beide dieselbe Dame, so mag denn Jeder von uns sich bemühen, ihr zu gefallen und ihre Gunst zu erwerben. Der, welcher dieselbe zuerst erhält, ist nur gehalten, den Beweis davon seinem Gegner zu liefern, welcher dann die Parthie für immer verloren halten muß. Attaquire Jeder den Gegenstand seiner Wünsche von der Seite, welche ihm die günstigste scheint; die Streitkräfte seyen auf beiden Seiten gleich! Zu diesem Zwecke biete ich Ihnen meine Börse an und gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß ich Sie zu allen Gesellschaften laden werde, in welchen sich unsere Dame befindet ... Nun, bin ich nicht ein großmüthiger Nebenbuhler?"

— „Monseigneur," sagte Sbrigelli, dessen Stimme vor Hoffnung und Furcht bebte: „Sie konnten bereits so viel erkennen, daß meine Liebe zu Pelinetta ernsthafter Art ist. Es wäre etwas Gehässiges, wenn Sie nur ein leichtfertiges Spiel mit mir trieben."

— „Was für ein Mensch Sie sind!" rief Richelieu, durch das Mißtrauen, welches der Künstler gegen ihn geäußert, verletzt. „Ich fordere Sie auf, mit mir auf einen Kampfplatz zu treten, welcher Ihnen alle nur erwünschten Vortheile bietet. Alle Teufel, mein Herr, ich zähle bereits Fünfzig, und Sie haben erst die Dreißig passirt. Sie tragen nicht wie ich, Blatternarben auf dem Gesicht, Ihre Haare sind schwarz, und die meinigen sind grau!... Noch mehr: Sie werden aus meiner Chatoulle drei tausend Livres monatlich beziehen, zur Anschaffung einer reichen Toilette, und wenn Sie sonst noch etwas zu Erreichung eines günstigen Erfolges für nöthig erachten ... etwa ein kostbares Geschenk, welches Sie Ihrer Dame zu überschicken wünschen ... so soll es meine Angelegenheit seyn, dafür zu sorgen! Es wäre allerdings von meiner Seite großmüthiger, der Eroberung ganz zu entsagen und Ihnen freies Feld zu lassen ... doch, bei Gott, das vermag ich nicht! Wie sollte ich mich bei dem schönen Geschlechte so in Mißkredit setzen. Ich stelle Ihnen, mein Herr, noch immerhin sehr vortheilhafte Bedingungen. Sind Sie mit denselben zufrieden?"

Der Vorschlag schien Sbrigelli so originell, daß er seines Zornes nicht achtete und sich nicht enthalten konnte zu lächeln, indem er die Hand, welche Richelieu ihm bot, mit einer offenen, ungezwungenen Herzlichkeit drückte.

Er erinnerte sich zudem der Drohung des Einsperrens, welche gegen ihn ausgesprochen worden, und er schmeichelte sich, als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen, der beginnen sollte.

— „Ich nehme den Kampf an," entgegnete Sbrigelli.

— „Corbleu!" rief der Herzog mit der ausgelassenen Fröhlichkeit eines jungen Mannes, „wir wollen doch sehen, ob Ihre sentimentalen Schliche den Sieg davon tragen werden über die geregelten Angriffe eines Roué's der Regentschaft!

So viel bleibt jedenfalls ausgemacht, daß Jeder von uns seinen eigenen Operationsplan verfolgen, und daß es ihm freistehen wird, Kriegslisten zu gebrauchen, um seinen Nebenbuhler zu überwinden .... Also ans Werk, mein Herr! Da sind drei Rollen Geld; morgen Abend gebe ich eine große Gesellschaft, und meine Salons werden Ihnen offen stehen. Doch Apropos, noch etwas ... sollte es der Fall seyn, daß mich meine Pflicht als General abberiefe, so träte natürlich Waffenstillstand ein, und Sie würden mich auf meinen Streifzügen begleiten ... sonst hätten Sie ja zu leichtes Spiel. Es muß Jedem sein Recht werden!"

Nachdem alle Punkte des seltsamen Vertrags bestimmt und angenommen waren, trennten sich die beiden Nebenbuhler.

III.

Am Abend des folgenden Tages strahlte der Palast Doria in hellem Lichtglanze. Nahe an der Thüre des ersten Saales stehend, sah Sbrigelli die edlen Genueserinnen an sich vorbeiwandeln und zitterte, als er die nicht erscheinen sah, deren Lust er jetzt theilen sollte; er, der arme Bildhauer, dessen kühnste Träume sich bisher nicht einmal zu der Hoffnung eines solchen Glückes erheben konnten. Die großmüthige Laune Richelieu's versetzte ihn nun mit einem Male in diese unbekannte Welt, deren berauschende Lust er so oft verwünscht, in die Welt der Blumen und Wohlgerüche, unter welchen Pelinetta seit ihrer Jugend lebte. Wie oft hatte er nicht seinem Geschicke geflucht, wenn er die reizende Italienerin gleich einem flüchtigen Meteore in diese glänzende, goldschimmernde Atmosphäre hineinschweben sah! Und nun sollte er ganz in der Nähe der Geliebten leben, sollte dieselbe Luft athmen und sie in dem vollen Glanze ihrer Schönheit erblicken. Ach, wird sie wohl den schüchternen Künstler erkennen, der es nie gewagt, ihr seine Liebe zu erklären?

Sbrigelli hatte, sich auf alle Fälle vorsehend, ein kleines, unscheinbares Billet mitgebracht, das er zwischen seine Finger gleiten ließ, als Pelinetta, von dem Dogen angeführt in den Saal eintrat.

Die junge Frau konnte sich einer Regung des Staunens nicht enthalten, als sie den erblickte, welchem sie bisher überall begegnet und dessen stumme Neigung ihr keineswegs entgangen war. Leicht wie ein Reh, mit feuerrothen Wangen, suchte sie sich schnell in dem Gedränge zu verlieren, um so den leidenschaftlichen, glühenden Blicken zu entgehen, mit welchen sie Sbrigelli verfolgte. Der glückliche Künstler bemerkte die Verlegenheit seiner Dame. Ein günstiger Erfolg macht kühn. Er wagte Pelinetta zu bitten, ihn zu ihrem Cavalier anzunehmen.

Die Dame hatte kaum seine Bitte erhört, als Richelieu noch zu rechter Zeit kam, um Zeuge dieses ersten Sieges zu seyn: er konnte nun dieselbe Gunst nur aus zweiter Hand erhalten.

— „Glück zu!" sagte er leise zu seinem Rivale: „Sie greifen dreist in meine Rechte als Cicisbeo ein!"

— „Monseigneur, unsere Uebereinkunft verbietet mir dies nicht."

— „So tanzen Sie, Glücklicher!... Doch ich erkläre Ihnen noch einmal, Sie lassen sich in einen verzweifelten Kampf mit mir ein."

Sbrigelli verlor sich mit seiner Tänzerin in dem rauschenden Gewühle der Gäste und der schimmernden Gewänder. Sein Herz schlug heftig, als er fühlte, wie der balsamische Hauch ihres Mundes ihm belebend über Stirn und Wangen wehte.

Da durch die heftige Erschütterung des Tanzes ein herrliches Bouquet von Camelias sich etwas von dem Gürtel der jungen Frau löste, so ließ Sbrigelli mit einer raschen Bewegung sein Billet mitten in die Blumen gleiten: ein zweiter Triumph, dessen sich Richelieu nicht versah, als er einige Minuten darauf die rosigen Wangen Pelinetta's mit dem sanften Farbenschmelze des Bouquets verglich.

Der freudetrunkene Künstler sah nun ohne Eifersucht den Herzog auch mit der Angebeteten tanzen, verlor sie jedoch nicht aus den Augen, als wolle er sich überzeugen, daß das, was ihm kurz zuvor widerfahren, kein Traum sey.

(Schluß folgt.)

Wohin Diese und Jene gehören.

Ein Faschingsschwank von Franz Gräffer.

Die Armen nach Geldern.
Die Hungrigen nach Island.
Die sehr Hungerigen nach Friesland.
Die Aussätzigen nach Finnland.
Die Kranken nach Heilbronn.
Die Patienten nach Curland.
Die anstößigen Schriftsteller oder Buchhändler nach Bucharest.
Die Perückenmacher nach Haarburg.
Die Raufbolde nach Tetschen.
Die Dürftigen nach Brod.
Die Creditlosen nach Siebenbürgen.
Die Ruheliebenden nach Friedau.
Die Friseurs nach Tours.
Die Spazierenden nach Ganges.
Die Traurigen nach Klagenfurt.
Die schwatzhaften Brünetten nach Braunschweig.
Die Weinenden nach Zähringen.
Die Stolzen nach Grenoble.
Die Auswanderer nach Neusiedel.
Die Israeliten nach Jütland oder nach Judenburg.
Die Rechtsstudirenden nach Jura.
Die Eyerhändler nach Hennegau.
Die Frommen nach Fünfkirchen.
Die sehr Frommen nach Neunkirchen.
Die Eheleute nach Belle-Alliance.
Die Spießbürger nach Halberstadt.
Die Jäger nach Hetzendorf.
Die Böcke nach Geislingen.
Die Kahlköpfigen nach Glatz oder Kahlenberg.
Die Kammermädchen nach Zofingen.
Die jungen Leute nach Dünkelsbühl.
Die Greißler nach Käßmark.
Die Wagner nach Arad.
Die pauvren Engländer nach Guinea.
Die Mönche nach Kuttenberg.
Die Befragten nach Sagan.
Die Einsamen nach Oedenburg.
Die Wurstmacher nach Darmstadt.
Die Aufschneider nach Mähren.
Die Ehrlosen nach Schandau.
Die Ungeschickten nach Batsch.
Die Schwachköpfigen nach Holland.
Die Plauderhaften nach Schwaz.
Die Barbiere nach Bartfeld.
Die Lotteriespieler nach Satz.
Die Kußsüchtigen nach Dortmund.
Die Unflätigen nach Schweinfurt.
Die Unpoetischen nach Illyrien.
Die Versifere nach Knittelfeld.
Die Prozessirenden nach Dortrecht.
Die Kletterer nach Hohenlinden.
Die Schlosser nach Eisenstadt.
Die Weiberfreunde nach Magdeburg.
Die Strebenden nach Erlangen.
Die Verliebten nach Küßnacht.
Die Egoisten nach Meiningen.
Die Furchtsamen nach Memmingen.
Die Briefträger nach Oporto.
Die Recensenten nach Rügen.
Die Dichter nach Rheims.
Die Schlafsüchtigen nach Heidelberg.
Die Jungfrauen nach Virginien.
Die Kinder nach Papa.
Die Redseligen nach Schwetzingen.
Die Geisteskranken nach Irland.
Die Grauhaarigen nach Montblanc.
Die Lumpensammler nach Fetz.
Die Milchweiber nach Melk.
Die Kaltblütigen nach Eisleben.
Die Wurstfreunde nach Salamis.
Die Unreinlichen nach Lausitz.
Die Schlaffen nach Laxenburg.
Die Hölzernen nach Ofen.
Die Neugierigen nach Leutschau.
Die Harthörigen nach Orenburg.
Die Dummen nach Orford.
Die Aushecker solcher Sächelchen nach Lappland.

(Wiener Zeitschrift.)

Tabletten.

*** Wenn ein Chinese einen Freund besuchen will, so nimmt er eine carmoisinrothe Karte, und schreibt entweder auf der unteren Hälfte: „Euer Freund Cheung Kingshan verneigt sein Haupt zum Gruße,“ oder auch auf der oberen Hälfte, zur Rechten, bloß seinen Namen, der auch nur gestempelt zu seyn braucht. Dann legt er seine Kleider an, und setzt sich in seine Portechaise oder auf sein Pferd, oder geht auch zu Fuß, um seinen Besuch abzulegen. Wenn er sich einen Diener hält, so geht dieser ihm vorauf, pocht an, und ruft dabei mit lauter Stimme: „Herr Cheung Kingshan ist da, um einen Besuch zu machen,“ und gibt dessen Karte ab. Der Diener dessen, dem der Besuch gilt, überbringt die Karte seinem Herrn, der, wenn er den Besuch nicht annehmen will, zu ihm sagt: „verhindere des Herren Annäherung.“ Sofort geht derselbe nun zu der Portechaise des Fremden, gibt die Karte, indem er ein Knie beugt, zurück, und wiederholt die Worte, die sein Herr ihm gesagt hat, wonach der Besucher seinen Rückweg antritt. Wenn der Herr vom Hause aber zu seinem Diener sagt: „nöthige ihn herein“, so läßt dieser sofort die Mittelthür öffnen. Dann erscheint der Herr des Hauses, verneigt sich vor dem Besuchenden, und bittet ihn, näher zu treten. Hierauf gehen der Wirth und dessen Gast zur Halle hinein, und setzen sich. Der Letztere sagt etwa zu Ersterem: „wir haben uns lange nicht gesehn, und ich bin gekommen, mein Herr, um Ihnen meinen Respect zu bezeugen.“ Der Wirth erwiedert: „ich verdiene die Ehre nicht, die Sie mir zu erweisen sich bemüht haben. Sie sind doch wohl?“ — „Ganz wohl,“ entgegnet der Gast. Währenddem sind die Diener herbeigekommen, um erst Betel und Thee, und dann Pfeife und Taback zu präsentiren. Hiernach wird die Conversation, etwa wie folgt, fortgesetzt: „ich bitte, daß Sie Ihrer Frau Mutter meinen Namen sagen und meine Complimente, meine besten Wünsche vermelden wollen.“ — „„Ich danke; Sie sind sehr gütig, aber Sie erweisen meiner Mutter zu viel Aufmerksamkeit.““ — „Ist Ihre Frau Mutter wohlauf?“ — „„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Erkundigung: sie ist jüngst sehr unwohl gewesen.““ — „Nun, bei Leuten von vorgerückten Jahren fällt das wohl vor; wie alt ist denn Ihre Frau Mutter?“ — „„Sie zählt 71 Jahre.““ — „Die Alten pflegten zu sagen, daß nur wenig Menschen drei Stiege und noch zehn Jahre voll machten, und so glaube ich, daß Ihre Frau Mutter eine sehr gute Constitution hat.“ — „„Ja, das hat sie, ich danke Ihnen.““ — „Wie viel Söhne sind Ihnen zu Theil geworden?“ — „„Ach, darin bin ich ein unglücklicher Mann: ich habe nur einen armen Knaben.““ Nun wird der „arme Knabe“ herbeigerufen und eine gleich wichtige Unterhaltung, wie vorher, fortgesetzt, wonach der Besucher sich unter denselben Förmlichkeiten entfernt, mit welchen er gekommen ist.

*** Der reiche Engländer Tudor hat am 20. Januar in Paris einen großen, mit vielem Spektakel angekündigten Ball gegeben. Dieser Bal monstre, von dem schon vierzehn Tage vorher gesprochen wurde, zeichnete sich durch manche neuen, eben nicht glücklichen Ideen aus. So z. B. hatte Herr Tudor auf die Einladungskarten die Namensliste aller auf den Ball eingeladenen Personen drucken lassen, und zwar die Damen rechts, die Herren links. Diese Compagnieliste, in der ganzen Stadt zirkulirend, gab vielen Anstoß und es fehlte nicht an witzigen Ein- und Ausfällen. Herr Tudor ertrug Alles mit ächt englischem Phlegma, seine Genugthuung sollte in dem glänzenden Erfolge seines Balles bestehen, der die andern Bälle, von Rothschild, Hope, Schickler u. s. w. bei Weitem überstrahlen sollte. Pechpfannen vor, Tausende von Wachslichtern in dem Hôtel waren angezündet, die zahlreiche Dienerschaft in großer Livrée, ein Blumenmeer war verschwenderisch über die Treppen und Zimmer ausgegossen, die Buffets strotzten von allen erdenklichen Leckerbissen; — aber wer schildert die Verzweiflung des Hern Tudor, als es halb zwölf Uhr wurde, ohne daß noch einer der bedeutenden Namen des Faubourg St. Germain erschienen war? Selbst die petite noblesse fehlte. Der unglückliche Ballgeber begriff die Ursache dieses allgemeinen Ausbleibens nicht; da nahte sich ihm Jemand und sagte: „Herr Tudor, der französische Adel ehrt das Andenken eines erlauchten Unglücks, und (es schlug gerade zwölf Uhr) eben jetzt beginnt der einundzwanzigste Januar! (Todestag Ludwig's XVI.) Erst jetzt sah Herr Tudor seinen Fehler ein; der Ball blieb leer; um jedoch das Gleichgewicht herzustellen, machte das kleine Häuflein der Anwesenden die Buffets und Kredenztische auch leer, und ging dann. — Herr Tudor soll geschworen haben, ehe er künftig wieder einen Ball gibt, immer erst die ganze Geschichte Frankreich's chronologisch durchzustudiren (Nürnb. Corresp.)

*** (Der steirische Tanz.) J. G. Kohl bemerkt in seinen „Reisen in den österreichischen Staaten“: „Ich muß sagen, daß ich schon mehrere Volkstänze gesehen habe, die mir wohl gefielen, z. B. den Husarentanz der Ungarn, die kräftige Masurka der Polen, die poetische Kosakka der Russen, den originellen Djoko der Walachen rc. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier, den (leider!) nichtssagenden Walzer der Deutschen, so wie die stürmischen Galoppaden der Franzosen gesehen, aber ich muß gestehen, daß, was Anmuth, Anstand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steirischen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des Tiroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländlers, doch ist er noch anmuthiger als jener und mannigfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, seyn müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süßen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet und die beweis't, wie die Steirer den Tanz nicht als eine bloße Motion der Füße, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der Glieder aufgefaßt haben. Ich finde allerdings auch viele der anderen genannten Nationaltänze sehr schön, wenn sie schön getanzt werden. Allein der spanische Fandango wird leicht üppig, der ungarische Nationaltanz klirrt so viel mit den Sporen, der polnische artet leicht zu Wildheit aus, und der russische ist mit vielen bizarren, mehr komischen als schönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermischt. Allein zu welcher Ausartung der steirische geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr scheint es mir, daß er so weit von dem Ueppigen, Wollüstigen, Wilden und Bizarren entfernt ist, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich gestehe, ich bin auf der einen Seite stolz darauf, daß es ein deutscher Stamm ist, der diesen Ausdruck des Schönen erfand — begreife aber zugleich auf der anderen Seite auch gar nicht, daß nicht alle anderen deutschen Bruderstämme diesen Steierischen erlernen und sich anzueignen suchen.“

*** Csaplovics erzählt in seiner Parallele „Ungarn und England“ folgenden Fall: Ein englischer Advocat kam zum Testamentschreiben etwas zu spät, weil der Testator indessen starb. Das war jenem sehr gleichgültig. Er steckte dem Todten eine lebendige Fliege in den Mund, setzte sich nieder und schrieb ganz phlegmatisch das Testament, worin er sich selbst zum Universalerben einsetzte und auch die Umstehenden mit einigen Legaten bedachte. Als das Testament bald darauf angefochten wurde, schwor er sammt den Legataren mit

gutem Gewissen: Der Testator habe wirklich noch ein Leben in sich gehabt. Er meinte die lebendige Fliege und das Testament wurde bestätigt.

*** (Wie Luther einer Gemeinde einen Schulmeister schickt.) Unser ehrwürdiger Reformator wurde einmal von einer Gemeinde ersucht, ihr für weniges Geld einen trefflichen Schulmeister zu schicken. Luther nahm eine Scheere, schnitt einen papiernen Schulmeister aus und übersandte solchen der Gemeinde zum beliebigen Gebrauch. Nun gibt es aber itzt noch nach v. Türk 20,754 Lehrerstellen in Preußen, die ihren Mann nicht nähren. (Berl. Nachr.)

*** (Bischof Eylert's Ansicht vom Duell.) Als jüngst das Opfer eines Duells in Erlangen begraben wurde, eiferte der Prediger, welcher der Ceremonie beiwohnte, gewaltig am Grabe des Gebliebenen. Ihm stimmten in der Sache vielleicht Manche bei, aber Eylert bemerkt in seinem trefflichen Werke über Friedrich Wilhelm III. sehr wahr: „Selbst Duelle, in sich durchaus verwerflich, haben doch das Gute, daß sie dem Zusammenleben eine gewisse Haltung und Aufmerksamkeit, Vorsicht und Zartheit geben; wollte man den ritterlichen Degen abschaffen, so würden bald an dessen Stelle die niederträchtigen Knuppel treten, und von hundert Duellen hat kaum Eines nachtheilige Folgen.——

*** In Darmstadt soll das Drama „Cola Rienzi", von Otto Müller, über welches bereits von verschiedenen Seiten sich günstig ausgesprochen wurde, ausgeschrieben worden und seine Aufführung nahe seyn. Sowohl Hr. Becker, als Hr. Pirscher und Fräulein Steck dürften in den drei Hauptrollen dieses Dramas würdige und angemessene Aufgaben zu lösen finden.

*** (Unseliges Lachen.) Vor einiger Zeit kam ein Friseur, welcher graue Haare zu Perrücken suchte, in das Armenhaus zu St. Bartholomäus zu Prag, und fragte unter Anderm auch eine über hundert Jahre alte, sehr lustige Pfründlerin, ob sie ihm einen Theil ihrer Haare gegen Bezahlung überlassen wollte. Lachend erwiederte sie, wie viel er dafür zu geben gesonnen sey? — „Dreißig Kreuzer" — war die Antwort. — „„Nun gut,"" — sagte die Alte, — „„schneiden Sie ab, so viel Sie wollen — ich kann mir dafür einen Caffee kochen; — aber Eins beding' ich noch, daß Sie mich nach dem Haarschneiden, recht schön frisiren."" Der Friseur versprach es; und nachdem er der Alten die Haare geschnitten, machte er ihr mit dem Brenneisen die schönsten Locken. Hierauf stellte sie sich vor den Spiegel und lachte herzlich über diese Metamorphose. Aber die lustige Sache nahm einen traurigen Ausgang. Denn die gute Alte konnte aus dem Lachen nicht herauskommen, was sie so aufregte, das sie mitten im Lachen plötzlich der Schlag traf. — (Ost und West.)

*** Englische Blätter enthalten interessante Details über einen Selbstmord sonderbarer Art: Eine junge Frau, Namens Emma Nauger, 21 Jahre alt und des ehelichen Lebens müde, war mit einem Räuber von Profession durchgegangen. In den letzten Tagen nun wurde dieser wegen eines bedeutenden Leinwanddiebstahls verhaftet. Die Unglückliche, von ihrer verbrecherischen Leidenschaft verblendet, beschwor Himmel und Erde, um die Freilassung ihres Geliebten zu erhalten. Sie opferte Alles, was sie besaß, Möbel, Geld, Geschmeide, und als der Advokat, welchen sie reichlich belohnte, um die Vertheidigung des Elenden zu übernehmen, den sie anbetete, ihr die Mittheilung machte, daß der Delinquent wahrscheinlich frei würde, so rief sie entzückt: „O, wenn es Ihnen gelingt, seine Lossprechung zu erwirken, so werde ich Ihnen die Füße küssen." Als sie aber bald darauf von ihm benachrichtigt wurde, daß die gerichtliche Untersuchung den Delinquenten mit den schwersten Vergehungen belaste und daß die Sache einen ernsthaften Charakter anzunehmen drohe, so gerieth sie in die äußerste Verzweiflung. „Er ist verloren! Ich werde ihn nicht mehr wiedersehen!" In der Wohnung eines ihrer Freunde angelangt, nahm sie ein Gift, das sie sich in einer Apotheke zu verschaffen wußte, und verschmähte alsdann jede Hülfe, indem sie erklärte, daß sie des Lebens müde sey. Zwei Minuten, nachdem sie ins Spital gebracht worden, verschied sie in den Zuckungen eines schmerzhaften Todeskampfes. A.

*** (Eine physikalische Bemerkung.) Unser Leben ist ein langsamer (oft auch ein ziemlich schneller) Verbrennungsprozeß, sagt ein Physiker, unser Körper ist also in gewisser Hinsicht ein Ofen, in dem und aus dem unsere Lebenskraft mittelst der Wärme allmälig verdampft. Die Stelle des Holzes vertreten hier nicht bloß Speise und Trank, sondern auch der Sauerstoff, der zum Leben eine conditio sine qua non ist. Nach zuverlässigen Versuchen, heißt es ferner, werden der Luft von einem erwachsenen Manne während eines Jahres ungefähr 800 Pf. Sauerstoff entzogen. Sie werden durch Lunge und Haut aufgenommen, bleiben aber nicht in dem Körper, sondern verbinden sich mit gewissen Bestandtheilen des Thierkörpers, welche Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten, zu Kohlensäure und Wasserdampf, welche wieder durch Lunge und Haut entweichen. 27 Loth Kohlenstoff bedürfen 74 Loth Sauerstoff, um sich in Kohlensäure verwandeln zu können, welche dann durch Lunge und Haut aus dem Körper entweicht. Zwei Pfund glimmender Kohlen können die Luft eines geschlossenen mittelgroßen Zimmers vollkommen tödtlich machen, ja, der pure Kohlenstoff ist als das verderblichste Gift in der ganzen Natur zu betrachten. (Wiener Zeitschrift.)

Charade.

Vom ersten Paar ist wenig nur zu sagen,
Es hat verbunden erst den wahren Sinn. —
Doch himmelwärts will dich das Zweite tragen,
Ein nie gelöster Zauber ruht darin;
Du fühlst das Herz voll heißer Sehnsucht schlagen,
Im süßen Schmerz dein ganzes Wesen glüh'n, —
Doch wehe dir und wehe deinem Hoffen,
Bist du allein von seinem Strahl getroffen.

Nur wenn des Ganzen höchste Erdenwonne
Mit unaussprechlich seligem Gefühl
Ein Eden zeigt im vollen Strahl der Sonne,
Dann glaubt man sich an aller Wünsche Ziel.
O unvergeß'ne Zeit, in der das Ganze
Uns einst geschmückt mit ihrem reichsten Kranze.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 12. Februar. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 45. 14. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Katharina die Heldenmüthige.

Historische Ballade von H. Ch. Pfitz.

Katharina von Schwarzburg, die fürstliche Frau,
Lobpreise, mein feierndes Lied!
Katharina von Schwarzburg, die tapfer und schlau
Ihr Volk in Gefahren berieth.
Es drangen der Spanier Horden
Mit Sengen und Brennen und Morden
Bis an ihr beglücktes Gebiet.

Gen Rudolstadt stürmt der verheerende Zug,
Bezeichnet mit Flammen und Blut.
Doch ob auch in Jammer das Herz ihr schlug,
Nichts beugte der Heldin den Muth.
„Der Kaiser hat Schutz mir versprochen!
„Und Kaiserwort würde gebrochen? —
„Deß' kenn' ich den Kaiser zu gut!"

Da sprengt ein Kurier in das Burgthor ein
Von Alba, dem Tiger, gesandt.
Frau Gräfin, so höhnt er, ihr werdet verzeihn,
Der Herzog beglückt euer Land,
Und lädt sich, daß besser er raste,
Bei euch auf dem Schlosse zu Gaste,
Drum seyd ihm in Hulden an Hand.

Sag' deinem Gebieter, er sey uns genehm,
Versetzt Katharina gefaßt.
Er nehme fürlieb und mach' sich's bequem!
Wir gönnen dem Sieger die Rast.
Nur halt' er uns sonder Gefährde
Den Schutz, den der Kaiser gewährte,
Und leicht're dem Volke die Last.

Und alsbald zog wie ein Wetter der Nacht
Der finstere Würger heran.
Nach Standesgebühr in fürstlicher Pracht
Auf Rudolstadt ward er empfahn.
Schon sitzen im goldenen Saale
Die Gäste beim festlichen Mahle,
Da meldet ein Bote sich an.

„Frau Gräfin, dort unten wird übel gehaus't,
„Des Kaisers Befehl wird verlacht.
„Der Spanier plündert mit stürmender Faust,
„Als wäre das Land in der Acht.
„Und schafft ihr nicht Hülfe zur Stunde,
„So haben's die wüthigen Hunde
„Im Kurzen zur Wüste gemacht."

Beim Himmel, ich helfe! die Thore gesperrt!
Gebeut sie den Dienern zumal,
Die Waffen zur Hand! Mit gezogenem Schwert
Besetzet die Thüren zum Saal!
Da haltet im Stillen euch fertig
Und unseres Winkes gewärtig!
Man thut, was die Herrin befahl.

Noch sitzen die Gäste beim frohen Gelag'
Und preisen den köstlichen Wein.
Da tritt, wie ein Cherub am jüngsten Tag,
Zornglühend die Heldin herein.
„Vom Kaiser ist Schutz uns geworden!
„Und ihr laßt rauben und morden?
„So darf es, so soll es nicht seyn!"

„Drum gebet sofort, ist unser Begehr,
„Urkundlich mit eigener Hand
„Geschärften Befehl, daß das plündernde Heer
„Rückliefere, was es entwandt,
„Und ferneren Greuls sich enthalte,
„Mit Menschlichkeit schalte und walte
„Und schone das wehrlose Land."

Frau Gräfin, ihr kennet nicht Kriegesgebrauch,
Hohnlächelt der kalte Barbar.
Es will der Soldat nach der Feldschlacht auch
Lohn haben für Todesgefahr.
Vergönnt ihm die flüchtige Beute!
Wir ziehen von dannen noch heute
Und krümmen euch fürder kein Haar.

„Mit nichten, Herr Herzog! mit nichten! ihr bleibt!
„Als Kerker umschließt euch mein Haus!
„Und wenn ihr die Sache zum Aeußersten treibt,
„Kommt Keiner lebendig hinaus!
„Wir lassen von räub'rischen Rotten
„Des Kaisers Befehl nicht verspotten,
„Es werde, was wolle daraus!"

Ein Wink — und es treten, das Schwert in der Hand,
Trabanten und Ritter heran,
Und rotten sich rings um des Tisches Rand
Und machen zu Alba sich Bahn.
Da knirscht der gefangene Eber,
Und stumm, wie die Ruhe der Gräber,
Starrt Alles betroffen sich an.

Und bleich, wie ein Steinbild, Tod im Blick,
Im Herzen ohnmächtige Wuth,
Verflucht er im Stillen sein böses Geschick
Und heuchelt gelassenen Muth.
Doch heimlich aus seinem Geleite
Fürst Braunschweig zieht er zur Seite:
„Sprecht, fordert man wirklich mein Blut?"

Mein Feldherr, flüstert der Fürst ihm, traun!
Ihr dürft euch des Schlimmsten versehn!
Hochherzig und kühn sind Deutschland's Frau'n,
Für Recht und Ehre zu stehn.
Nicht straflos dürft ihr sie höhnen!
Drum, wollt ihr die Gräfin versöhnen,
Laßt stracks das Verlangte geschehn!

Da endlich schrieb den geforderten Brief
Stillschweigend der finstre Tyrann,
Und schnell durch die plündernde Heerschaar lief
Die Kunde von Mann zu Mann.
Die Räuber erstatten die Beute,
Und ringsum jubelt vor Freude
Wer schnödem Verderben entrann.

Deß' beut Katharina den Feldherrn Dank
Und fordert ihr fürstliches Wort,
Daß nimmer sie rächten verwegenen Schwank
An ihr und dem Lande hinfort.
Das Wort wird lachend gegeben,
Doch lassen die Herren sie leben
Und scheiden in Frieden vom Ort.

Und hoch und höher im deutschen Land
Erscholl der Gefeierten Preis,
Die Heldenmüthige ward sie genannt
Und strahlt in der Heldinnen Kreis.
Jahrhunderte kamen und schwanden,
Ruhmwürdige Fürsten erstanden,
Noch keiner entrang ihr den Preis.

Richelieu und der Bildhauer.

(Schluß.)

Sbrigelli wurde dieser stillen Betrachtung entrissen, als er eine halb-männliche Stimme den Namen Richelieu hinter ihm aussprechen hörte.

Er erkannte in der Sprechenden die Frau eines Nobile, zu dessen Tische er manchmal geladen worden in Berücksichtigung seiner Talente. Wie alle bejahrte Damen fand Frau von Balgo ihr einziges Vergnügen daran, alle diejenigen, welche die Woge des Tanzes ihr unter die Augen gebracht hatte, durch die scharfe Hechel ihrer Kritik zu ziehen. Auch der französische General mußte die Schärfe derselben erfahren. Als sie die Artigkeit Richelieu's gegen die Schwägerin des Dogen bemerkte, rief sie:

— „Da sehet einmal diesen „Demoiseau" von fünfzig Jahren, welcher an der Seite des „Wunders von Genua" schwärmt, gleich einem Schmetterlinge! Bei Gott, es müßte ein ergötzlicher Anblick seyn, eine Perrücke auf einer Rose prangen zu sehen!"

— „Zum Teufel! Kriegslist ist ja erlaubt!" sagte der Bildhauer bei sich, einem tollen Gedanken, der ihm durch den Sinn fuhr, entsprechend.

— „Sie sind es, Andreas!" sagte die alte Frau erstaunt. „Kennen Sie denn Herrn von Richelieu, daß er Sie zu seinen Festen ladet?"

— „Ich stehe mit ihm auf dem vertrautesten Fuße, Madame."

— „Und Sie können es so ruhig mit ansehen, daß er Ihnen Pelinetta raubt? Wenn ich Ihr Schweigen, als Sie das letzte Mal bei uns speis'ten, richtig gedeutet, so ist die junge Dame der Gegenstand Ihrer stillen Verehrung, Andreas!"

— „Gewiß! Doch wie sollte ich gegen Herrn von Richelieu in die Schranken treten?"

— „In der That," erwiederte die satyrische Genueserin, „in den Runzeln dieses Mannes scheint ein unüberwindlicher Talisman versteckt, der ihm alle Herzen gewinnt!"

— „Der Zauber seines Geistes läßt seiner Runzeln vergessen!" entgegnete der Künstler traurig. Und jene Glorie des Ruhms, die sein Haupt umstrahlt, rechnen Sie dieselbe etwa für nichts? O, Madame, wenn Sie sich dazu verstünden, mir zu Hülfe zu kommen .... Es läge in Ihrer Gewalt, die Verführung Pelinetta's zu verhindern."

— „Sprechen Sie ... Handelt es sich etwa darum, dem Herrn von Richelieu einen Streich zu spielen?"

— „Getroffen!"

— „Dann können Sie auf mich zählen!" rief die alte Genueserin.

Der Bildhauer erzählte sein nächtliches Zusammentreffen mit dem französischen General, die seltsame Uebereinkunft, die sie mit einander geschlossen; endlich machte er mit leiser Stimme der Frau von Balgo einen Vorschlag, welchen sie mit unermeßlichem Gelächter aufnahm.

— „Frisch ans Werk!" sprach sie, indem sie ihrer Fröhlichkeit freien Lauf ließ: „Ich stehe in einem Alter, wo die größten Tollheiten eine Frau nicht mehr compromittiren ... Sie sind doch jedenfalls zugegen, Sbrigelli?"

— „Ich habe das Recht, ein unsichtbarer Zuschauer zu seyn. Sobald Sie in Gefahr schweben, so werde ich bereit seyn, Sie zu vertheidigen."

Sbrigelli beeilte sich, Frau von Balgo zu verlassen, damit sein Nebenbuhler keinen Argwohn schöpfen möge.

Gegen das Ende des Balls nahm Richelieu den Künstler bei Seite und sprach zu ihm in dem Tone komischen Bedauerns:

„Auf Ehre, mein Theurer, Sie sind kein fürchterlicher Gegner. Nachdem Sie mir den ersten Contretanz weggeschnappt, so lassen Sie, sich mit einem so geringen Vortheile begnügend, mir alsdann freies Feld und ruhen auf Ihren Lorbeern! Also nur von Neuem ans Werk, der Sieg würde mir sonst zu leicht! Der Platz steht schon auf dem Punkte zu kapituliren, doch will ich von Ihrer Unerfahrenheit keinen Vortheil ziehen ... Morgen nehm' ich Sie mit an Bord, um Ihnen zu zeigen, wie man einen Angriffsplan entwirft. Es ist mir in den Sinn gekommen, dem König von Sardinien einen Streich zu spielen, um ihm das Alliiren mit den Oestreichern zu verleiden. D'Agenois wird die Stadt Savonna von der Gebirgsseite angreifen, während ich sie von der Meeresseite belagere ... Nach unsrer Rückkehr werden Sie gewiß besser verstehen, einen geschickten Angriff zu wagen."

Sbrigelli warf seine Augen auf Pelinetta, da er sah, daß das Bouquet noch in dem Gürtel der reizenden Italienerin stack, erwiederte er dem Herzog:

— „Triumphiren Sie nicht zu früh, Monseigneur!"

— „Verblendeter!" entgegnete Richelieu: „Sie werden noch schach und matt werden!"

IV.

Zwei Tage nach diesem Balle, welchen die beiden Nebenbuhler voll froher Hoffnungen verließen, kehrte Richelieu, der

sich, dem beschwornen Vertrage gemäß, von dem Bildhauer auf dem gegen Savonna unternommenen Zuge hatte begleiten lassen, nach Genua zurück, unter dem rauschenden Jubel und Vivatrufen der Menge. Er hatte zwar die Stadt nicht nehmen können, indem ein Sturm seinen Plan vereitelte, doch hatte er die feindlichen Vorposten aufgehoben und eine große Zahl Gefangener nebst Munition und Geschütz als Beute zurückgebracht.

Er feierte einen glänzenden Triumph. Die Damen Genua's ließen von den Balkonen Blumenkränze auf ihn niederregnen und sein Lob tönte von allen Zungen.

— „Bei meiner Ehre!“ sprach der Herzog, als er die Schwelle des Palastes betrat, „es fehlte jetzt zu meinem vollkommenen Triumphe nichts, als ein Rendezvous mit Pelinetta! Was meinen Sie, Sbrigelli? Ich würde dann an einem Tage zwei Triumphe feiern.“

— „Erlauchter Herr, es ist Ihnen viel leichter, den Feind zu schlagen, als über die Seelenstärke einer tugendhaften Frau zu siegen.“

— „Er läßt sich nicht irre machen!“ sprach Richelieu bei sich, und fuhr dann fort: „So sehen Sie denn den Inhalt dieses Schreibens, welches ein Bote Pelinetta's mir so eben mitten in dem Gedränge überreichte:

„Heute, um Mitternacht, mein Herzog!... Wie könnte „ein armes Weib Ihnen jetzt noch widerstehen, da Alles „zu Ihren Füßen liegt? Ich werde diese Nacht in Ihren „Palast kommen ... Ich erbitte mir Stille und Dunkelheit, „als eine Gnade. Eine meiner Zofen wird mich bis an „die Geheimpforte des Palastes begleiten.“

— „Haben Sie nun noch einen Zweifel, mein Herr?“

— „Wer steht Ihnen dafür, daß dieser Brief, ohne Unterschrift, von Pelinetta kömmt?“ sagte der Bildhauer, indem er eine verlegene Stellung annahm.

— „Zum Teufel! Von wem sollte er denn kommen?“ rief Richelieu. „Sie sind doch ein unverbesserlicher Mensch!“

— „Ich bedarf anderer Beweise, Monseigneur ...“

— „Sie sollen Sie erhalten, ja Sie sollen es, auf Ehre! ... Wohlan, mein Lieber, machen Sie kein so erbärmliches Gesicht. Zudem war das Weib einer Liebe, wie die Ihrige, nicht einmal würdig. Sie sehen, wie leicht es mir geworden ist, ihre Gunst zu erhalten ... Es thut mir sehr leid, Sie so niedergeschlagen zu sehen. O, die Weiber, die Weiber! Wie leicht lassen sie sich ins Netz locken?.... Sie müssen meinen Sieg übrigens auch auf Rechnung meines Gestirns setzen ... O der verwünschten Konstellation!“

Diese astrologische Sottise Richelieu's hätte fast den ganzen Erfolg der List Sbrigelli's vereitelt: zum Glück gelang es ihm seine Lachlust zu beherrschen, und er verharrte in seiner besorgten, ängstlichen Stellung.

Der Herzog erlaubte ihm, sich zur Zeit des Rendezvous, in einem Cabinet versteckt zu halten, welches an das stieß, wohin er die geheimnißvolle Schöne führen wollte, und als der Künstler bemerkte, daß es ihm, da die Dame Dunkelheit und Stille anspreche, doch sehr schwer fallen werde, sie zu erkennen, so sagte Richelieu:

— „Pah! Glauben Sie, daß ich wohl auf eine solche Caprice Rücksicht nehmen werde? Ich werde dafür sorgen, daß ein unbescheidener Kammerdiener uns Lichter bringt, sobald die Dame eingetreten. Das Cabinet hat Glaswände: die Beweise meines Siegs können also Ihren Blicken nicht entgehen!“

Der Bildhauer nickte mit dem Kopf zum Zeichen seines Beifalls.

Als die Uhr des Salons ihre zwei goldenen Zeiger auf der Zahl der verhängnißvollen zwölften Stunde vereinigt, begab er sich nach dem Cabinet mit der Niedergeschlagenheit eines Verurtheilten, der zum Richtplatze geführt wird. Richelieu löschte inzwischen die Lichter aus, stieg eine Geheimtreppe hinab, dann kehrte er, einige Minuten darauf, zurück, mitten in der Finsterniß eine stumme Dame führend, deren Hand in der seinigen zitterte.

Fast in demselben Augenblicke kamen die Lichter.

Ach! sie kamen, um eine süße Täuschung zu zerstören!“

Richelieu, der galante Richelieu, befand sich nicht zu den Füßen Pelinetta's, sondern zu denen der Frau von Valgo. Diese wurde durch die Unhöflichkeit ihres Anbeters nicht im Mindesten verletzt, als sie denselben zurückbeben sah vor dem Anblick der verjährten Reize, welchen er so eben seine Huldigung darzubringen im Begriffe gewesen.

— „Herr von Richelieu,“ sagte sie zu ihm mit einem boshaften Lächeln, „ich rechne auf Ihre Discretion .... Mein Gatte ist achtzig Jahre alt, doch ist er trotz dem noch sehr eifersüchtig.“

— „Schach und matt, Monseigneur!“ rief Sbrigelli, welcher so eben die Thüre des Cabinets geöffnet hatte. „Ihre Beweise sind nichtig: hier sind die meinigen!“

Zu gleicher Zeit überreichte er dem Herzog ein wohlriechendes Billet, welches dieser überflog, indem er die größte Ueberraschung zeigte.

„Ich liebe Sie und stelle dies Geständniß unter den Schutz Ihrer Ehre; Sie werden meine Rechte als Gattin respektiren, wie ich es selbst thue. Andreas, ich werde stets Ihre Beschützerin, Ihre Freundin seyn... Der Himmel wird es mir vielleicht einst vergönnen, daß uns innigere Bande vereinigen; bewahren Sie mir Ihr Herz, wie ich Ihnen das Meinige bewahre! Pelinetta.“

— „Der Doge und der Senat von Genua!“ sagte ein Diener, indem er ganz verstört in den Salon stürzte.

Richelieu verlor fast den Kopf. Der Bildhauer beeilte sich, Frau von Valgo auf einer Geheimtreppe wegzuführen.

Der Doge trat in seiner Staatskleidung ein, begleitet von allen Senatoren.

— „Es ist nie zu spät, eine gute Nachricht zu bringen!“ sagte er zu Richelieu.... Sie sind zum Marschall von Frankreich ernannt! Als der Senat diese Nachricht vernommen, beschloß er, einen Theil der Nacht dazu zu verwenden, um ein Dekret abzufassen, welches Sie unter den Adel Genua's aufnimmt, Sie und alle Ihre Nachkommen. Ihr Name wird in das goldene Buch der Republik eingetragen werden und man wird Ihnen eine Statue in dem großen Saale des Palastes errichten. Andreas Sbrigelli, von unserer Schwägerin empfohlen, ward erwählt, um Ihr Bild in Marmor darzustellen.... er ist der Schüler eines großen Meisters. Wir wollen, Herr Herzog, daß ganz Europa erfahre, wie groß unsere Dankbarkeit gewesen und welche Bewunderung wir Ihrer Tapferkeit zollten.“

— „Das Alles ist ganz gut,“ sagte Richelieu, als der Doge und Senat sich entfernt hatten, „doch ich bin darum nicht minder geschlagen!“

— „Trösten Sie sich, Monseigneur,“ sagte der Künstler, „man kann nicht jeden Wunsch befriedigt sehen und ich werde mich, bei Verfertigung Ihres Standbildes bemühen, die seltsame Figur zu vergessen, welche Sie vor wenigen Minuten zu den Füßen der Frau von Valgo spielten. A.

Tabletten.

⁂ Man liest in einem Blatte aus Gebweiler: „In einem Orte unsers Arrondissements begab sich ohnlängst folgender ergötzliche Fall. Ein ziemlich gutgekleideter Mensch, dessen Aussehen sehr zu seinen Gunsten zeugte, trat in eine

Auberge und verlangte etwas zu essen. In Erwartung, bis man ihm etwas vorsetze, seinen Appetit zu befriedigen, nimmt er Platz und restaurirt sich einstweilen mit einem halben Litre Wein, das man ihm mit der größten Artigkeit gebracht. Nach Verlauf einiger Minuten sieht er sein Couvert ankommen, bald gefolgt von einem der schmackhaftesten Gerichte in Begleitung eines andern Litres Wein. In dem Augenblicke, als unser Gast mit Hochgenuß die Lücken und Leeren, welche der Hunger und Durst in seinem Abdomen erzeugt hatten, ausfüllte, kamen zwei Gendarmen, deren spähender Blick verrieth, daß sie nicht in gleicher Absicht kamen, als der Obige. Sie fragten den Gastwirth, ob er den Tag über nicht etwa einem Fremden zu trinken oder gar zu essen gegeben, der dann so unartig gewesen und sich davon gemacht, ohne die Zeche zu bezahlen. „O," entgegnete der Letztere, „ich wollte es keinem rathen, mir so mitzuspielen und ich ließe ihn keinesfalls aus meinen Klauen, ohne ihn nach Gebühr zu rupfen. Nehmen Sie, meine Herren, nur gefälligst Platz und setzen Sie mir den Gegenstand Ihres Besuchs etwas genauer auseinander, Sie werden mir zugleich die Ehre erzeigen, mit mir ein halbes Litre zu leeren, das meine Frau uns besorgen kann. Während die Gendarmen dem Wirth für seine Artigkeit danken und, ihm demungeachtet den Zweck ihres Besuches wiederholend, bereits im Begriff waren, sich zu entfernen, war die Wirthin aus dem Keller zurückgekommen; sie sah auf den ersten Blick, daß einer fehlte. Es war dies in der That kein Anderer, als unser genannter Gast, welcher, nachdem er sich zur Genüge restaurirt hatte, die Unterhaltung, die er für seine Situation nicht sehr günstig fand, benutzend, es für gerathen hielt, sich aus dem Staube zu machen. Es wäre vergeblich, die allgemeine Bestürzung zu malen, welche dieses Verschwinden zur Folge haben mußte. Der Wirth konnte nun den Herren Gendarmen die nöthige Auskunft geben und ihnen melden, daß in der That ein solcher Vogel, wie sie ihn vermutheten, ihm so eben entschlüpft sey, mit wohlgefülltem Bauche, ohne ihm weder Geld noch Federn zu hinterlassen. A.

*** (Der Kaiser und der Intendant.) Die Anekdote, welche wir unsern Lesern in Folgendem mittheilen, verdanken wir dem Herrn Herzog von Abrantes, dem sie sein Vater erzählte. Vor der Abreise zu einem der ersten italienischen Feldzüge kaufte Napoleon für den Bedarf seines Heeres 10,000 Ochsen, welche er einem Intendanten anvertraute, mit dem ausdrücklichen Befehle, sie bis zu seiner Rückkehr zu füttern. Napoleon reis'te darauf ab. Als der Intendant vor den 10,000 Ochsen stand, stellte er bei sich folgende Betrachtung an: „Der Teufelskerl will Italien erobern; doch nimmt man Italien nicht, wie man etwa ein Glas Wasser hinunterschluckt und es wird zur Ausführung eines solchen Planes wenigstens eben so viel Zeit erfordert, als ein Kalb braucht, um ein Ochs zu werden." Das Resultat dieser Betrachtung, welche ganz angemessen gewesen wäre, wenn die italienische Armee einen Menschen, gleich dem Intendanten, zum Anführer gehabt hätte, war, daß der Genannte seine 10,000 Ochsen zum Verkauf auf den Markt schickte und statt ihrer 10,000 Kälber kaufte, die er, ich weiß nicht wo, unterbrachte; der Ueberschuß floß in seine Tasche und es beschwichtigte sich der kluge Spekulant mit den Worten: „Alle Teufel! Italien nimmt man nicht wie ein Glas Wasser." Doch zeigt sich stets das Sprichwort von der Rechnung ohne Wirth als wahr und besonders dann, wenn ein Napoleon der Wirth ist. Der Letztere hatte fast in derselben Zeit, als man ein Glas Wasser trinkt, Italien verschluckt, den General Melas dazu und Gott weiß was noch. Er kehrte zurück und verlangte seine Ochsen; da half kein Zaudern. Der Intendant, unverschämt wie alle seine Collegen, produzirt sich mit seinen 10,000 Kälbern vor dem General, sprechend: „Da sind sie!" — „Parbleu!" entgegnete Napoleon, „Du bist ein unverschämter Schurke! Ich hörte wohl, daß aus Kälbern Ochsen würden; doch ist es heute das erstemal, daß ich vernehme, wie aus Ochsen Kälber geworden. Sie verdienen gehängt zu werden, mein Herr Intendant: es soll Ihnen nach Verdienst geschehen!" Der Intendant ließ sich das nicht zweimal sagen und setzt sich in den Eilwagen, denn Napoleon verstand keinen Spaß. Im Jahre 1815 blieb der Kaiser bei einer Heerschau vor einem Menschen in Uniform stehen und sprach: „Alle Wetter! Was thun Sie noch hier? Hab' ich Sie nicht, vor zehn Jahren, in Italien hängen lassen?" — „Sire", antwortete der ehemalige Intendant: „Sie sind hier durchaus im Irrthum und ich bin Ihr ergebenster Diener." — „Und zugleich der Unverschämteste!" sagte der Kaiser sich zum Nächststehenden wendend. A.

*** (Aus Hamburg.) Es lebt sich nicht allein theuer in der guten Hansa, auch der Tod — von dem man doch sonst behauptet, er sey gratis — ist gewaltig theuer. Anständig leben kostet viel, aber mit Anstand sterben kostet noch mehr. In den jüngsten Tagen ereignete sich ein Fall, der, durch die wöchentlichen Nachrichten zur öffentlichen Kunde gebracht, Hoffnung gewährt, daß es sich in Zukunft etwas minder theuer wird sterben lassen. Es wurde nemlich eine Leiche zur Erde bestattet, deren Erben keine Freunde der „ludi novendiales" waren, welche von dem oft erwähnten Corps der reitenden Diener als ein Privilegium gewöhnlich in Anspruch genommen werden; der Erbe weigerte sich, eine Rechnung der Leichenträger zu bezahlen, auf welcher ein Posten von 50 Mark allein für Wein und Konfekt zum Frühstück figurirte; er meinte, das sey jedenfalls ein gefährlicher Posten, und könne unmöglich richtig seyn, denn die ehrbaren Leichenträger möchten nach solch lucullischem Frühstück große Mühe haben, ihren eigenen Leichnam anständig aufrecht zu halten, geschweige denn mit Anstand einen Todten zu tragen. Die Sache kam vor competente Richter, die Trabanten des Senats, diese Satelliten und Speculatores der Republik, wollten sich ihres vermeintlichen Rechtes nicht begeben, mußten sich aber mit dem höchst nüchternen Bescheid begnügen, daß allerdings von Wein und Konfekt nichts geschrieben stände, wohl aber von einer Tonne Bier. Das ist nun eine arge Schlappe für die Herren in spanischem Mantel und gepuderten Perücken, denn künftig wird man billiger sterben wollen und es können, während man leider nicht wohlfeiler leben kann. (Nürnb. Corr.)

*** (Paris.) Meyerbeer hat vor seiner Abreise noch verschiedene einzelne Gesangs-Compositionen geschrieben, unter denen besonders ein „Trappisten-Lied" in den hiesigen Blättern mit Auszeichnung genannt wird und in den musikalischen Salons in kurzer Zeit sehr beliebt geworden ist. Dies Tonstück wurde neulich auch in einem Conzert in Laval vorgetragen, und da in diesem Orte sich ein Trappistenkloster befindet, so wünschte der Vorsteher desselben, das Lied zu hören. Er ließ den Sänger Tagliafico zu sich rufen und ersuchte ihn, die Mönche des Klosters durch den Vortrag der Meyerbeerschen Composition zu erbauen, die auf diese geistliche Versammlung einen ergreifenden Eindruck machte.

(Frankfurter Stadttheater.) Dienstag, den 14. Februar. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.

Mittwoch, den 15. Februar. (Zum Vortheil der Fräulein Sabine Heinefetter) Fidelio, große Oper in 2 Abth. Musik von Beethoven. Fidelio: Fräulein Sabine Heinefetter. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 46. 15. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die goldenen Leuchter.

Ballade von H. Ch. Pfitz.

Im Klosterhof zu Reichenthal
Gieng's hoch her und in Freuden.
Da saß der Abt bei'm Ehrenmahl
Mit seinen Ordensleuten.
Der Ritter Greif von Rauenstein
Aus Thüringen sprach bei ihm ein.
Dem wird beim Saft der Reben
Das Gastgelag gegeben.

Da sah man, die Gottseligkeit
Sey nütz zu allen Dingen.
Ein Reichthum machte da sich breit,
Wie Fürsten kaum erschwingen.
Vor allem funkelten im Saal
Sechs goldne Leuchter an der Zahl,
Verziert mit Aetzgebilden
Und feinen Wappenschilden.

So recht, Herr Abt! der Ritter spricht,
Den feisten Herrn zu necken,
Ihr lasset euer Kirchenlicht
Nicht unterm Scheffel stecken!
Von goldnen Leuchtern wirft's den Schein
Auf Fisch und Wildpret, Meth und Wein,
Daß eure guten Werke
Allmänniglich man merke.

Ei freilich, schmunzelte der Abt,
Solch Kleinod soll man preisen!
Ihr guten Herrn vom Stegreif habt
So was nicht aufzuweisen.
Bei euch steckt man den Kieferspan
Auf rost'gem Eisenleuchter an.
Auf eurem Eulenneste
Hält Schmalhans magre Feste.

Dem stolzen Ritter schwoll der Kamm,
Der Zorn thät ihn beschleichen.
Er murmelt: daß dich Gott verdamm',
Du Prahlhans sonder Gleichen!
Was gilt die Wette? fährt er auf,
Werthvoll're Leuchter stehn zu Hauf
Daheim auf meinen Zimmern,
Als hier im Saale flimmern!

Die möcht' ich sehen, ha! ha! ha!
Hohnlacht der eitle Prahler.
Doch zahlt ihr, find' ich keinen da,
Mir hundert Löwenthaler? —
„Nur hundert Thaler? Topp, es sey!
„Kommt nur mit eurer Klerisey,
„Das Sümmchen abzuholen!
„Und hiermit Gott befohlen!“

Der Ritter spricht's und reitet stracks
Ganz wohlgemuth nach Hause.
Ha, denkt er, solch ein Klosterdachs
Geht nicht aus seiner Klause.
Der wagt sich nicht nach Rauenstein
So tief in's Waldgebirg hinein,
Mein Goldgeräth zu schauen,
Drauf kann ich sicher bauen.

Vergessen hat er schier den Schwank,
Vergessen schier die Wette;
Da schreibt (der Henker hab's ihm Dank!)
Der Abt par Estafette:
Wir Blasius von Ronceval,
Gefürster Abt zu Reichenthal,
Wir lassen Gruß und Frieden
Dem Ritter Greif entbieten.

Und sintemal und alldieweil
Wir die bewußten Sachen
Mit deiner Herrlichkeit in Eil'
Gedenken abzumachen:
Als wollen Wir Burg Rauenstein
Mit Uns'rer Gegenwart erfreu'n,
So dir's genehm, und laden
Uns auf die Osterfladen.

Das fährt als wie ein Donnerschlag
Dem Ritter durch die Glieder.
Er schreitet hastig im Gemach
Ganz rathlos auf und nieder.
Der Teufel, hub er an zu schrei'n,
Laß' mit dem Pfaffenvolk sich ein!
Vermaledeite Wette!
Wenn ich das Geld nur hätte!

Klaus Hanselmann, sein Hofnarr, hört
Den wüthenden Spektakel.
„Was ist's, das eure Ruhe stört?
„Was spukt im Tabernakel?“

Ach Hanselmann! ach Hanselmann!
Gieb guten Rath! Was fang' ich an?
Der Pfaff schickt mir den Zettel.
Da lies einmal den Bettel! —

„So! — es kommt Ehren Blasius,
„Sein Sümmchen einzustreichen? —
„Mit leerem Sack und viel Verdruß
„Soll er von dannen schleichen.
„Er hat die Leuchter, wir das Licht.
„Herr Ritter, fasset Zuversicht!
„Ihr sollt, laßt mich nur machen,
„In euer Fäustchen lachen."

„Ihr reitet ihm gen Reichenthal
„Ein gut Stück Wegs entgegen,
„Inzwischen sprech' ich hier im Saal
„Ein'n kräft'gen Zaubersegen.
„Zwölf goldne Leuchter, groß und schwer,
„Wie sie kein Abt hat, hex' ich her.
„Die sollen heim ihm leuchten,
„Wie klug er sich mag deuchten!"

Gesagt, gethan! der Ritter trabt,
Zwar noch in Furcht und Bangen,
Mit Komitat den stolzen Abt
Nach Würden zu empfangen.
Er führt ihn in die Burg hinein,
Da leuchtet düstrer Fackelschein
Vom Saal her durch die Hallen,
Und Rauchgewölke wallen.

Und ringsher um die Tafel stand
Ein Dutzend Kohlenbrenner,
Den Kienspan in der nerv'gen Hand,
Baumstarke Thüringer Männer.
Und Klaus, der Narr tritt vor und spricht:
Gelt! solche Leuchter habt ihr nicht,
Wie hier im Saale prangen!
Herr Abt, gebt euch gefangen!

Denn Erstens sind die Bursche da
Massiv und ganz gediegen,
Und müssen bei Sankt Christoph! ja
An zwanzig Centner wiegen.
Zum Zweiten wäget ihr im Kauf
Mit euerm Gold nicht Einen auf.
Drum will ich euch zum Dritten
Um hundert Thaler bitten.

Da wiehert ohne Maas und Ziel
Ein allgemeines Lachen.
Das Pfäfflein selbst zum bösen Spiel
Muß gute Miene machen.
Klaus Narr streicht seine Thaler ein,
Sein Aerger wird ersäuft in Wein,
Erstickt mit Osterfladen
Und Thüringer Wildpretsbraten.

Die Spitzen des Teufels.

Eine holländische Sage.

I.

Es muß dem Fremden, welcher Harlem besucht, höchlich auffallen, daß er außerhalb mancher Häuser kleine Rahmen aufgehängt sieht, in denen Spitzen in zierlichen Würfeln vertheilt sind. Von Neugierde getrieben, wird er nach dem Grunde dieses seltsamen Gebrauches fragen. Wie sehr er aber auch die Einwohner mit Fragen bestürme, wie begierig er sey, Alles zu erfahren, mag er sich an zwanzig verschiedene Personen wenden, so wird er doch stets nur die lakonische, gleichlautende Antwort erhalten:

„Das sind die Spitzen des Teufels!"

Die Spitzen des Teufels! Fürchterlich! In welcher Beziehung mögen wohl die zierlichen Genterspitzen, die prächtigen Spitzen von Mecheln und die reichen englischen zu seiner höllischen Majestät stehen? Sollte Harlem in das Heidenland versetzt seyn? Sind die Spitzen etwa ein Opfer, das man Beelzebub darbringt? Und dürfte man demnach annehmen, daß Satanas, trotz aller Ueberlieferungen, welche ihn stets mit Hörnern und Krallen erscheinen lassen, im Gegentheil Manchetten und Jabot trage, wie ein eleganter Marquis des Oeil-de-Boeuf?

— „Es sind die Spitzen des Teufels!"

So viel scheint mir ausgemacht, daß diese Phrase irgend eine Mystification enthalte, wenn sie nicht gar eine der abenteuerlichen Geschichten birgt, an welchen Hoffmann einen so reichen Schatz gesammelt in den Hütten der gläubigen Landleute unseres Vaterlandes.

Der Leser mag selbst urtheilen, nachdem er die Erzählung vernommen, welche wir mit gläubiger Aufmerksamkeit zu Harlem angehört, die wir treu und gewissenhaft zu Papier gebracht und eben so hier unsern Lesern überliefern.

II.

„Sie kennen gewiß, wenigstens dem Rufe nach, den gelehrten Laurentius Castero *), den einzigen und wahren Erfinder der Buchdruckerkunst?" fragte uns unser Erzähler mit der ernsthaftesten Miene.

So seltsam uns auch die Meinung des Holländers vorkam, welcher die Erfindung der Buchdruckerkunst seinem Landsmanne zuschrieb, so hüteten wir uns doch sehr, ihm hierin zu widersprechen. Wir nickten beifällig mit dem Kopfe.

— „Nun also," fuhr unser Erzähler fort, „Castero verband mit seinen tiefen Kenntnissen, seiner ungeheuern Gelehrsamkeit eine außerordentliche Virtuosität auf der Violine; er entlockte seinem Instrumente Töne, die so wohlklingend und harmonisch waren, als kämen sie von Engelsharfen. Es gab nur einen Menschen zu Harlem, ja in ganz Holland, welcher sich nicht vor dem Uebergewichte seines Talentes beugte; nur dieser Einzige wagte es noch, den Bogen zu führen, nachdem Castero sich einmal hatte hören lassen. Dieser einzige Tollkühne war kein Anderer, als Friedrich Katwyngen, der Sohn eines reichen Bierbrauers aus der Stadt, welchem seine Bewunderer den Beinamen des „batavischen Orpheus" gaben.

Ließen die Lorbeern des Miltiades Alexandern nicht schlafen, beunruhigten die Großthaten des Königs von Macedonien Cäsar, so hinderte ebenso der Ruhm des Friederich Katwyngen den gelehrten Castero an ruhigem Schlafe.

Wie! Ein Gelehrter, ein Philosoph, wie Laurentius, begnügt sich nicht mit dem glänzenden Rufe, welchen er sich durch seine ernsten Arbeiten erworben hat? Wie? ein Mann, welcher in der Kenntniß der Manuscripte und in den Alten bewandert ist, geizt nach einem nichtigen Ruhme, betrachtet mit neidischen Blicken den Nebenbuhler, welcher mehr als er den Beifall der entzückten Menge verdient?

Ach, du mein Gott, ja, so war es leider. Saget mir, wo

*) Lorenz Koster, dessen Statue man auf dem Platze vor der Kirche zu Harlem sieht, ist, den holländischen Geschichtschreibern zufolge, der Erfinder der Typographie.

ist der Mensch, der seinen Ansprüchen ein Ziel zu setzen vermöchte? Wo ist derjenige, welchem nicht das Lob, das seinem Nachbar gespendet wird, eine Schmälerung seines eigenen Verdienstes scheint? Sollen wir indessen die Wahrheit ganz sagen, so müssen wir noch hinzufügen, daß diese Empfindung gehässiger Eifersucht beide Musiker gleich stark beherrschte. Wenn Castero keinen Meister anerkannte, so wurde Friedrich schon bei dem bloßen Gedanken entrüstet, daß ein Mensch es wage, sich ihm an die Seite zu stellen, und er benutzte jede Gelegenheit, ihn sein Uebergewicht fühlen zu lassen. So waren also Lorenz und der Sohn des Bierbrauers erklärte Feinde, und das Volk von Harlem theilte sich in zwei Parteien, deren jede von dem Violinbogen ihres Meisters begeistert war.

Eines Morgens nun verbreitete sich die Nachricht, daß der „Stathouder" an dem Tage durch Harlem kommen würde. Der Bürgermeister, welcher den hohen Beamten mit besonderer Feierlichkeit empfangen wollte, ließ den beiden Virtuosen sagen, sie sollten sich bereit halten, vor dem hohen Gaste zu spielen. Hier bot sich nun die willkommene, längst erwünschte Gelegenheit, den Streit zu entscheiden und ein für allemal zu bestimmen, wem der Preis in der Kunst des Violinspieles gebühre. Friedrich erhielt die Vergünstigung, sich zuerst hören lassen zu dürfen. Dies war schon eine Art Sieg, den er über Laurentius davontrug. Der Stathouder aber und sein Gefolge nahten auf der Straße von Amsterdam; sie traten endlich in die Stadt und blieben unter einem in der Eile aufgeführten Triumphbogen stehen. Nachdem der Bürgermeister seine gewöhnliche Begrüßungsrede gesprochen, öffneten sich die Reihen auf beiden Seiten. Friedrich tritt vor und naht sich dem Statthalter der Niederlande. Der Künstler weiß, daß der „Stathouder" ein einsichtsvoller Beurtheiler ist: dies verleiht ihm Muth und Zuversicht. Er begann also ohne Säumen. Im Anfang gelang ihm auch Alles nach Wunsch; seinem Instrumente entfloß ein Strom bezaubernder Melodien; Friedrich scheint in jeder Fingerspitze eine Seele zu haben, und der erste Beamte der Republik gab durch seine Miene die Zufriedenheit zu erkennen, welche ihm das Spiel Friedrich's einflößte. Der vollkommene Sieg kann dem Künstler nicht fehlen. Noch einige Takte und ein Allegretto, welches er eigens für diesen Fall componirt hatte, wird, indem es Castero zur Verzweiflung bringt, für immer die Meisterschaft Friedrich's über seinen Rival sichern. Doch, o Jammer! In dem Augenblicke, da seine Töne den „Stathouder" in das höchste Entzücken versetzen, in eine Art trunkener Wonne, springt eine Saite der Violine, und so wird die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Ein wohlgefälliges Lächeln gleitet über Laurentius Lippen. Friedrich sah dieses Lächeln, und das Feuer seines Muthes wird von Neuem angefacht. Schon hat er eine neue Saite aufgezogen. Der Künstler beginnt nun muthig sein Allegretto; doch springt von dem heftigen Drucke seiner Finger auch die neue Saite. Sollte ein Zauber über das Instrument gekommen seyn? Friedrich wurde leichenblaß; die hellen Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, er verlor gänzlich die Fassung.

Sein Allegretto indessen muß er spielen: hat er doch in einem Momente hoher Begeisterung seine ganze Seele in dasselbe ergossen. Sollte ihm also nicht das Glück werden, sein Werk vor dem „Stathouder" aufzuführen? Durch eine wohlwollende Geberde des Statthalters ermuthigt, wagt er einen dritten Versuch.

Ach! auch dieser Versuch mißglückt! Die Saite ist noch zu sehr gespannt und springt schon beim fünften Takt. Beschämt und gedemüthigt, gibt es Friedrich nun für immer auf, sein Allegretto zu spielen; er zieht sich langsam zurück und Castero tritt an seine Stelle. In der Menge verloren, weinte der unglückliche Künstler Thränen der Wuth, als der ausgelassenste Beifallssturm, zu dem der Stathouder das Zeichen gegeben, ihm den Sieg verkündigte, welchen Laurentius davon getragen. So ist er also überwunden! besiegt, ohne gekämpft zu haben! O Jammer!

Seine Freunde versuchen vergeblich, ihn zu trösten; sie versprechen ihm die glänzendste Genugthuung. Friedrich glaubt sich entehrt; er eilt nach Hause auf sein Zimmer; er schließt die Thüre doppelt hinter sich und will Niemand vor sich lassen. Doch ist die Demüthigung des Künstlers noch nicht vollständig; er hat den Kelch noch nicht bis auf die Hefe geleert. Bald durchdrangen zahlreiche Stimmen die dicken Mauern der Brauerei, bis in das Asyl des Ueberwundenen. Diese Stimmen sind Friedrich bekannt; es sind die der Partei, welche in Castero ihren Chef erkennt. Ein Triumphmarsch, von zwanzig sonoren Instrumenten ausgeführt, zur Verherrlichung seines Rivals, verwirrte Friedrich's Kopf vollends. Seine Violine liegt vor ihm auf dem Tische, die Violine, welche ihn so arg getäuscht hat; erbos't, außer sich vor Wuth, ergreift er sein Instrument, hält es einen Augenblick über das Kamin und zerschlägt es, endlich von Wuth übermannt, an einer Ecke desselben in tausend Stücke.

Das ist der Sünde Fluch, daß sie die Mutter wird von vielen Andern, sagt der Dichter.

„Blut erzeugt Blut, Ruinen Ruinen, Trümmer Trümmer," bemerkt Machiavel. Es ist eine traurige Eigenheit unserer Natur, daß wir, einmal vom rechten Wege abgeirrt, den Lauf unserer Verirrungen nicht mehr aufhalten können, sondern selbst durch den Anblick dessen, was uns zur Besinnung hätte bringen sollen, zum beschämenden Gefühle unserer Schuld, nur noch mehr angetrieben werden, die Reihe unserer Verirrungen fortzusetzen und das Maß der Schande voll zu machen. Dieser Eigenthümlichkeit entsprechend, stürzte Friedrich nach jenem Akte vandalischer Rohheit, gleich einem Rasenden aus der Brauerei. Der Anblick seines zertrümmerten Instruments hatte ihm vollends den Kopf verrückt; das Leben war ihm verhaßt geworden; er schlug den Weg nach dem Harlemer See ein, fest entschlossen, in dessen tiefem Bette eine Zuflucht vor der öffentlichen Schande zu suchen.

Der Beklagenswerthe! (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Darmstadt.) Die am 10. Februar im großherzogl. Hoftheater stattgehabte, von Dr. Wiest arrangirte **humoristisch-musikalische Soirée** ist recht glänzend ausgefallen. Die Höchsten Herrschaften beehrten sie mit Ihrer Gegenwart und ein sehr zahlreiches Publikum füllte das große Haus. Alle Mitwirkenden wetteiferten nach Kräften, den Abend zu verschönern. Fräulein **Sabine Heinefetter** bewies, daß sie noch immer die große Sängerin ist, deren Ruf überall anerkannt wurde. Namentlich sprach das von ihr meisterhaft und mit unaussprechlichem Ausdruck und Gefühl vorgetragene herrliche Lied: Schubert's „Wanderer" außerordentlich an. Sie mußte es unter dem stürmischsten Beifalle wiederholen. Ebenso zeigte sich die so kräftige und dabei so hohe, metallreiche und schmelzende Stimme unserer **Pischer** nie schöner als in der mit dem tiefsten Gefühle vorgetragenen Arie: „Gnade, Gnade". Sie erhielt gleichfalls den lebhaftesten Beifall. Der kräftige, reine Tenor des Hrn. **Klein** vom Pesther Theater, welcher statt des erkrankten Hrn. Härtinger — dessen Abwesenheit allgemein bedauert wurde — auftrat, fand gleichfalls die verdiente Anerkennung. Mit Vergnügen vernehmen die Kunstfreunde, daß Fräulein Heinefet-

ter und Hr. Klein hier Gastrollen geben werden. — Fräulein Weiß entzückte wie immer durch die Grazie, Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen. Ihre Lithuana wurde da capo gerufen. — Dr. Wiest, der seine humoristischen Vorlesungen mit Leben und Ausdruck hielt, empfing im Laufe und am Schlusse derselben mehrmals rauschenden Beifall und laute Anerkennung des schönen Abends, den er den Kunstfreunden bereitet. (Gr. Hess. Z.)

⁂ (Der Engländer im Eilwagen.) Die Anekdoten von reisenden Engländern sind bereits zahllos, aber sie mehren sich noch fortwährend, denn die Insulaner sind in Seltsamkeiten unerschöpflich. Vor einiger Zeit reisete ein noch junger, aber ernster Mann im Eilwagen von Frankfurt nach Stuttgart. Ihm gegenüber saß ein Engländer mit seiner Frau, der, sobald es dunkel wurde, mit der größten Ruhe ein Feuerzeug in die Hand nahm, Feuer anmachte und ein Licht anzündete. — „Herr," sagte der deutsche Reisegefährte des Engländers, „Sie werden ein Unglück anrichten, den Wagen in Brand stecken!" „Oh no!" antwortete der Engländer, indem er sich in seine Ecke legte, aber das brennende Wachslicht in der Hand behielt. Die Engländerin schlief bereits, oder stellte sich, als schlafe sie; ihr Herr Gemahl schloß ebenfalls bald die Augen, und an seinem ziemlich lauten Athmen, war zu erkennen, daß er schlafe. Die brennende Kerze dagegen ließ er nicht los; die Finger hielten dieselbe instinktmäßig fest. Der Deutsche machte still das Fenster auf und durch die eindringende Luft erlosch das Licht. Gleich darauf erwachte der Engländer, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sein Feuerzeug zur Hand zu nehmen, Feuer anzumachen und seine Kerze wieder anzuzünden. — „Können Sie nicht ohne Nachtlicht schlafen?" fragte der Deutsche. — „Oh no!" entgegnete der Engländer, der sich wieder in die Wagenecke legte und sehr bald von Neuem eingeschlafen war. Nach wenigen Minuten blies der deutsche Reisende das Licht aus. Der Engländer erwachte von Neuem und griff nach dem Feuerzeuge, zum Glück war man aber eben an einer Station angekommen und der Conducteur erschien am Wagenschlage. Hier entstand eine Discussion über die eigenmächtige Beleuchtung des Postwagens; der Conducteur gab dem Engländer Unrecht und verbot ihm, wieder Licht anzuzünden. Da erklärte derselbe, er würde lieber den Wagen verlassen, als diesem Verbote gehorchen. Und wirklich, er ließ sein Gepäck abpacken und nahm den Arm seiner Frau. — „Sie werden hier in dem Städtchen ein schlechtes Nachtquartier finden," sagte man ihm; „nehmen Sie lieber ihren Platz wieder ein und entsagen Sie Ihrem Lichte" — „Oh no!" antwortete der Engländer seinem Reisegefährten, indem er sich von dem Wagen entfernte: „Sie mit meiner Lady nicht im Finstern seyn dürfen." (Leipz. Allgem. Modenz.)

⁂ (Zur Warnung.) Hr. C..., Dreher und Knopffabrikant in Paris hat auf der Straße „de la Trinité" ein kleines Magazin, welches zu einer Niederlage seiner Fabrikate dient und worin zwei Ladenmädchen (dames de comptoir) beschäftigt sind, deren eine 18, die andre 16 Jahre alt ist. Herr C... kam bisher jeden Tag, um sich über den Absatz Rechenschaft geben zu lassen und den Erlös in das Buch einzutragen; er verließ das Magazin nicht eher, als bis der Laden fest verschlossen war, ja er steckte aus Vorsicht sogar den Schlüssel zu sich. Die zwei jungen Mädchen schliefen in einem Zimmer, das nach hinten ging und blieben so jedesmal eingesperrt bis zum nächsten Morgen. Am letzten Samstag des vergangenen Monats nun wuschen sie mehrere Stücke ihrer Toilette, die sie am folgenden Sonntag anziehen wollten. Als ihr Prinzipal fort war, machten sie Feuer in einer Kohlenpfanne und bügelten diejenigen Stücke, welche trocken geworden; die andern breiteten sie auf Seile, die sie um den Ofen gespannt hatten, in den sie eine Quantität Erdkohlen legten; sie begaben sich alsdann zu Bette, mit dem Vorhaben, am andern Morgen frühe aufzustehen, um ihre Arbeit zu beenden. Bald wurden sie von einem Leiden überfallen, das all ihre Glieder lähmte und von Stunde zu Stunde zunahm. Die Jüngste konnte indessen noch aus dem Bette steigen und um Hülfe rufen; doch wurde ihr Ruf draußen nicht gehört. Die Aelteste aber, welche furchtbare Kopfschmerzen hatte, konnte sich nicht mehr rühren. „Ich sterbe!" sagte sie mit kaum hörbarer Stimme. Ihre Leidensgefährtin, die ihr nicht zu helfen vermochte, wälzte sich auf dem Boden, indem sie sich vergeblich bemühte, ihre Stimme vernehmbar zu machen. Nach mehreren Stunden des furchtbarsten Todeskampfes brach endlich der Tag an und Herr C... kam, um den Laden aufzuschließen. Er fand die unglücklichen jungen Mädchen bewegungslos ausgestreckt, die eine im Bette und die andere auf dem Boden; diese gab von Zeit zu Zeit ein dumpfes Wimmern von sich. Der Fabrikant ließ schnell einen Arzt rufen, damit er die Jüngste wieder zu sich bringe. Die Aelteste athmete zwar noch, doch war ihr Zustand bei weitem bedenklicher, und es schien zweifelhaft, ob man sie retten könne. Es gelang auch der eifrigsten Bemühung des Arztes nicht ihre Lähmung zu heben und sie starb nach wenigen Augenblicken. Das andere junge Mädchen wurde ins Hospital gebracht; sein Zustand ist sehr gefährlich und flößt lebhafte Besorgnisse ein. Ihr Kopf und ihr übriger Körper sind mit Kontusionen bedeckt, die sie erhielt, indem sie sich an die Möbel stieß oder auf dem Boden wälzte, während des langen Kampfes, in welchem sie mit dem Tode rang. A.

⁂ (Preßfreiheit.) Lord Molesworth, der am Hofe zu Kopenhagen englischer Gesandter war, ließ gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts ein schätzbares Werk über Dänemark drucken. Er äußerte sich darin unter Anderm über das willkürliche Verfahren der dänischen Regierung mit der Freimüthigkeit eines Engländers. Der damals regierende König von Dänemark fand sich durch einige Bemerkungen des Verfassers beleidigt und befahl seinem Gesandten, beim König Wilhelm III. darüber Beschwerde zu führen. „Was soll ich thun?" sagte Wilhelm. — „Sire," antwortete der dänische Gesandte, „wenn Sie beim Könige, meinem Herrn, über eine ähnliche Beleidigung sich beschwerten, so würde er Ihnen den Kopf des Schriftstellers überschicken." — „Das will und kann ich nicht thun," versetzte der König: „wenn Sie es aber verlangen, so soll der Verfasser das, was Sie mir so eben sagten, in der zweiten Ausgabe seines Werkes noch mit aufnehmen." — (Preuß. Volksfr.)

Auflösung der Charade in Nro. 44.

Gegenliebe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 14. Februar. Don Juan, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Mittwoch, den 15. Februar. (Zum Vortheil der Fräulein Sabine Heinefetter) Fidelio, große Oper in 2 Abth. Musik von Beethoven. Fidelio: Fräulein Sabine Heinefetter. (Mit aufgehobenem Abonnement.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 47. 16. Februar 1843.

Die Spitzen des Teufels.

(Fortsetzung.)

III.

Nachdem Friedrich eine Viertelstunde durch das Feld geirrt, gelangte er endlich an den Rand des Sees, stets verfolgt von den Accorden jenes Triumphmarsches. Die sanfte Abendluft, der kühle Wind, welcher vom See herwehte, die unbestimmten, süßen Harmonien, welche sich, vor dem Schlummer der Natur, wie eine Dankhymne zum Schöpfer erheben: nichts vermochte den Schmerz des Künstlers zu besänftigen. Dieser hatte ihm sogar das Bewußtseyn der strafwürdigen Handlung geraubt, die er zu begehen im Begriffe stand. Er schließt seine Augen, er will sich schon in die Fluth stürzen, als mit einem Male sich eine mächtige Hand auf seine Schulter lehnt. Friedrich wendet sich rasch um; er sieht vor sich einen Mann von hohem Wuchse, der trotz der milden Temperatur in einen weiten Mantel gehüllt ist, welcher von der ganzen Gestalt nichts sehen läßt, als das Gesicht. Die Züge des Fremden haben einen strengen, fast abstoßenden Ausdruck; seine Augen, von dichten Brauen beschattet, schießen unheimliche Blicke. Friedrich, welcher furchtlos dem Tode entgegen gegangen, erbleichte und schauerte vor Angst heftig zusammen. Er wollte fliehen, doch hielt eine übermenschliche Macht seine Füße an den Boden gefesselt. Der Anblick des Unbekannten hatte ihn wie bezaubert.

— „Unsinniger!“ schrie der Verhüllte mit einer Stimme wie aus dem Abgrunde. „Unsinniger, der Du nicht vermagst, einer Anwandlung des Unmuths und falscher Scham zu widerstehen!“

— „Laß mich!“ rief Friedrich: „Ich bin entehrt, mit Schmach bedeckt: für mich ist kein Heil als im Tod!“

— „Der Triumph Castero's, den dieser noch dazu nur einem glücklichen Zufalle verdankt, hat also Dir ganz die Besinnung geraubt, da Du Dich fürchtest, zum zweiten Male mit Deinem Gegner in die Schranken zu treten!“ rief der Fremde mit einer widerlichen, kreischenden Stimme.

— „Für mich ist Alles verloren!“ entgegnete Friedrich. „Hören Sie nicht diese Töne?“ fuhr er fort, indem er mit seiner Hand nach der Stadt deutete. „Bei diesem bittern Spotte müßte auch dem Kühnsten der Muth sinken ... Vae Victis! Castero triumphirt, mein Loos ist geworfen!“

— „Es sind Dir noch nicht alle Folgen des Sieges bekannt, welcher Dein Rival davon getragen. Noch lebt eine Jungfrau, die Deine Gattin werden sollte, die Du innig liebst, und die Deine Liebe erwiedert.“

— „Maïna!“ rief Friedrich, welchem diese Worte die Besinnung wiedergaben.

— „Ja, Maïna, die Tochter des Herrn Van de Pyl, des Bürgermeisters von Harlem. Nun also! Castero hat sich, durch den errungenen Sieg ermuthigt, zu Herrn Van de Pyl begeben, und es gewagt, um die Hand der jungen Maïna anzuhalten, welche Du liebst.“

— „Was sagst Du?“

— „Der Bürgermeister hat, wie Du weißt, nie eine sehr große Neigung für Dich gehabt; als er sich dazu verstand, Dich zu seinem Eidam zu erwählen, bestimmten ihn das rührende Flehen Maïna's, ihre beredten Thränen, nicht ein Vorzug, welchen er Dir nie in seinem Herzen über die Anbeter seiner Tochter eingeräumt hat. Nun haben die Talente Castero's den Bürgermeister schon lange Zeit zu dessen Gunsten gestimmt. Der, dieser Tage von Deinem Nebenbuhler errungene, Sieg hat ihm aber Van de Pyl's ganze Liebe erworben.“

— „So hat er ihm also schon sein Jawort gegeben?“ fragte Friedrich mit erstickter Stimme.

— „Morgen wird er sich für Einen von Euch Beiden entscheiden. Du bist gänzlich unbekannt mit dem, was im Werke ist und entsagst feig Deinem Glücke in dem Augenblicke, da Dein sehnlichster Wunsch gekrönt werden soll. So vernimm: der „Stathouder“, welcher sich nicht länger zu Harlem verweilen wollte, hat, der unterthänigsten Einladung des Bürgermeisters entsprechend, sich entschlossen, die Stadt erst morgen Nachmittag zu verlassen. Er sprach zugleich den Wunsch aus, vor seiner Abreise noch einmal die zwei ausgezeichneten Künstler zu hören, welche sein Ohr so sehr entzückt hatten. Der gnädige Schutz des Statthalters der Niederlande ist dem unter den beiden Rivalen verheißen, welcher als Sieger aus diesem zweiten Wettkampfe hervorgeht. Nun ließ der Statthalter aber Deinem Talente volle Gerechtigkeit widerfahren; er hat die künstlerische Vollendung Deiner Natur, den Reichthum Deiner Mittel erkannt, und der unvorhergesehene Zufall, der Dich nöthigte, die Ausführung des Allegro's zu unterbrechen, auf welches Du am meisten zähltest, that der vortheilhaften Meinung, die er von Dir gefaßt, nicht den mindesten Eintrag. Begreifst Du jetzt? Maïna wird die Gattin des Günstlings des „Stathouders“, und Du entsagst freiwillig Deiner Verlobten, indem Du es verschmähst, Dich mit Castero noch einmal zu messen!

Diese Offenbarung lockte Thränen in die Augen Friedrich's. Der Künstler hatte in seiner Verzweiflung ganz des jungen Mädchens vergessen, dessen Herz sich nach der Verbindung mit ihm innig sehnte. Einzig beschäftigt mit dem Gedanken an seine Niederlage, an die Schande, welche seiner wartete, hatte er sich gar nicht mehr erinnert, daß, außer seiner Kunst, noch ein holdes Geschöpf lebe, an welchem seine Seele leidenschaftlich hing.

Die keusche Jungfrau von Harlem nahm vielleicht nur die zweite Stelle in dem Herzen Friedrich's ein; doch hätte dieser darum nicht weniger sein Leben bereitwillig für sie hingegeben. Und nun muß er erfahren, daß man ihm ihre Hand streitig machen will ... Und dies wagte Castero ... Castero, sein gefürchteter Rival! Die Tochter des Bürgermeisters wird der gewisse Lohn des Siegers seyn!

Friedrich's Muth erwacht von Neuem, die Hoffnung entzückt ihn durch ihre reizenden Bilder; er fühlt sich seiner Ueberlegenheit von Neuem bewußt ... Doch seine Violine! ... Sie, durch welche er allein den Sieg erringen kann ... Ist sie nicht in tausend Stücke zerschlagen?

Der Unbekannte errieth, was eben in der Seele Friedrich's vorging. Ein teuflisches Lächeln fuhr über seine Lippen. Er näherte sich dem Künstler, dessen Gesicht die lebhafteste innere Bewegung zeigte.

— „Maina wird die Gattin des Günstlings des „Stathouders" werden; und Castero des Letzteren Gunst ohne Zweifel erringen, wenn Du ihm nicht den Sieg streitig machst!" raunte der Verhüllte Friedrich in die Ohren.

— „Ach, ich erliege unter meinem Geschicke. Bin ich nicht ohne Waffen?" erwiederte Friedrich mit gebrochener Stimme.

— „Ist der Ruhm Deinem Herzen theuer?" begann der Fremde wieder.

— „Theurer, als das Leben, theurer als die Liebe, theurer als ...."

— „Ende!"

— „Theurer als das Heil meiner Seele!" rief Friedrich in seiner Betäubung.

Ein krampfhaftes Zittern erfaßte den Fremden, als er diese Worte vernahm.

— „Der Ruhm! die Leidenschaft erhabener Seelen, bevorzugter Naturen, höherer Organisationen!" rief er, indem er auf den Künstler seinen funkelnden Blick heftete. „Kehre nach Hause zurück, Du wirst dort Deine Violine finden!" fügte er mit gellender Stimme bei.

— „Meine Violine!" wiederholte Friedrich.

— „Deine Violine, deren Trümmer den Fußboden bedeckten, als Du von Hause weggingst."

— „Doch, wer bist Du, welcher errieth, was in meinem Innern vorging? Du, dessen Anblick mich vor Angst erstarren macht, der mir ein Wunder verspricht, das Gott allein wirken kann?"

— „Wer ich bin? Dein Gebieter!" murmelte der Mann im Mantel mit einem seltsamen, unheimlichen Ausdrucke. „Rufe Dir die Worte ins Gedächtniß zurück, welche Du so eben gesprochen: „der Ruhm ist Dir theurer, als die Liebe; theurer als das Leben, theurer, als Dein ewiges Heil." Dies genügt mir; wir werden einig werden. Nun fahre wohl! Dein theures Instrument ist noch unverletzt und ganz, ja noch wohlklingender als je. Du findest es auf dem Tische in Deinem Zimmer. Castero, Dein Rival, wird gedemüthigt aus dieser zweiten Prüfung hervorgehen und Maina die Deinige werden, denn Du bist nun unter dem Schutze eines Wesens, das mächtiger ist, als der Stathouder. Fahre wohl! Wir sehen uns wieder!"

Indem der Fremde die letzten Worte sprach, schritt er nach dem See zu. Alsbald rauschte die Fluth auf in schauderhaften Wirbeln, ihre Wogen theilten sich mit furchtbarem Getöse und ließen in eine bodenlose Tiefe blicken; zu gleicher Zeit rollte der Donner in den Lüften, über den Mond zog schwarzes Gewölk, durch das flammende Blitze zuckten; der Sohn des Bierbrauers, von starkem Schwefeldunste betäubt, sank bewußtlos zu Boden. (Fortsetzung folgt.)

Die Siebenzehn.

I. Die Hochzeit.

Es war im Jahre der Gnade 1649, um die Zeit der großen Messe von Saint-Germain, als sich in der Straße Tournell zu Paris ein neugieriger Haufe Volkes nach einem alterthümlichen Hause drängte und begierig nach der Ursache des festlichen Aussehens dieser Wohnung fragte.

Die Bauart des Hauses deutete auf frühere Jahrhunderte; die gewölbten Fensterbögen waren zierlich mit Blumengewinden behangen und die steinerne Gallerie, welche über der ersten Etage den Zutritt von innen durch eine Mittelthüre gewährte, strotzte von Blumenvasen und Töpfen aller Art. Die kleinen Thürmchen, welche sich leicht und im Geschmacke jener Zeit auf beiden Seiten des Spitzgibels, mit hundertfältigen Schnörkeln und in Stein gehauenen Zierrathen, in die heitre Luft erhoben, erschienen wie durch eine Zauberhand mit Kränzen und farbigen Fähnlein decorirt. Alles zeugte von einer ungewöhnlichen Festlichkeit, die um so mehr die Neugierde der Nachbarschaft erregte, als man Jahre lang die tiefste Stille und die ödeste Alltäglichkeit um und in diesem Hause gewohnt war.

Zwei oder höchstens drei Mal das ganze Jahr hindurch sah man sich die Pforten dieses Gebäudes öffnen, um den schwerfälligen Wagen eines grau gewordenen, überzähligen Cölibateurs einzulassen, oder um den Bewohner desselben, den alten Präsidenten Mauduit von Chompré, der seine Wohnung äußerst selten zu verlassen pflegte, aufzunehmen.

Heute jedoch standen die Thore weit offen und Diener und Mägde liefen geschäftig aus und ein. Pakete, Kisten und Schachteln, augenscheinlich mit kostbaren, werthvollen Dingen angefüllt, wurden beständig und in Masse hineingetragen.

Plötzlich flog die Nachricht von Mund zu Mund und drang geflügelt von Ohr zu Ohr: „der alte Präsident, der dreiundachtzigjährige Mann, heirathet die junge schöne Dame Blanka von Castelly!"

Die Anzahl der müßigen Pflastertreter, an dem Hause des Präsidenten versammelt, war groß; allein, wäre sie noch einmal so groß gewesen, kein Mensch von Allen würde diese Neuigkeit für baare Münze genommen, Niemand würde sie geglaubt haben. Der ungläubige Thomas sagte nur, ich glaube nicht eher, bis ich sehe; hier aber schienen sich lauter Schüler von ihm eingefunden zu haben, die sogar noch weiter gingen als ihr Meister, denn sie sagten: selbst wenn wir sehen, glauben wir nicht.

Indessen hatte die Sache ihre Richtigkeit. Der Präsident Mauduit von Chompré heirathete die schöne, kaum achtzehn Jahre alte Blanka von Castelly.

Der Baron von Castelly, ein armer Edelmann aus der Provinz, war vor ungefähr sieben Jahren mit seinem, damals eilfjährigen Töchterchen nach Paris gekommen, um einen Prozeß in Person zu betreiben, von dessen Ausgang die ganze Zukunft seines Lebens und das Glück seines einzigen Kindes abhing. Er machte in dieser Angelegenheit dem Präsidenten von Chompré seine Aufwartung und fand an ihm, zu seiner großen Freude, einen eifrigen Vertheidiger seiner Rechte. Es konnte dem Präsidenten nicht schwer werden, von der traurigen Lage des Barons Ueberzeugung zu gewinnen, daher verschaffte er ihm eine kleine Stelle bei Hofe und erbot sich, die niedliche Blanka zu sich zu nehmen und Vaterstelle an ihr zu vertreten.

Der Präsident besaß enorme Reichthümer; aber nichts in der Welt konnte ihn jemals bewegen zu heirathen. Er fürchtete die Unannehmlichkeiten der Ehe, vor Allem aber die Kinder, dies zehrende Kapital, das viel verschlingt und wenig

einträgt. Chomprò blieb ledig und ward ein alter Hagestolz. Bei dem Anblick Blanka's jedoch schien ihn oft Reue über die begangene Sünde an dem Gesetze des ehelichen Glückes, zu beschleichen. Wie lange, sagte er im Geheim zu sich selbst, wie lange könntest du Vater von guten Kindern seyn, die dir mit thränenden, liebevollen Augen das Kissen zurecht rückten, wenn sich dein Haupt zum Sterben neigte; die dir die alten schwachen Augen sanft schlössen, und die eine süße Stütze wären beim traurigen Gang zur ewigen Ruhestätte! Ach, ich werde allein sterben; mein Herz bricht, ohne eine Brust zu rühren; mein letzter Odemzug verweht, ohne daß ihn mir ein liebendes Wesen von den Lippen küßt; mein Auge erlischt, ohne daß der Blick eines theuren Kindes darum feucht wird; Fremde werden mich zur Grube tragen und lachende Erben sich in mein Vermögen theilen!

Solche Aeußerungen des alten Mannes hatte auch Blanka schon vernommen und, obschon sie nur noch ein Kind war, so wußte sie doch den Greisen mit einer ihr eigenen Liebenswürdigkeit zu trösten und aufzuheitern, so daß er anfing neu aufzuleben, daß er noch einmal jung zu werden begann.

Blanka nahm zu an Geist, Bildung und Schönheit des Körpers. Der Prozeß ihres Vaters war durch die Unermüdlichkeit des Präsidenten gewonnen, und derselbe in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen. Der Baron wollte nun seine Tochter, die sich indessen zur schönsten Blüthe entfaltet hatte, wieder zu sich nehmen, allein Chomprò konnte sich von dem herrlichen Mädchen nicht trennen. Er liebte in ihr seine Tochter, sein eigenes Kind. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Nächsten Montag, den 20. Februar, wird zum Vortheil des Herrn Ferdinand Chrudimsky die neu einstudirte Oper: „Aschenbrödel", von Nicolo Isouard aufgeführt werden. Die liebliche Oper, die zum Bedauern der Musikfreunde schon so lange nicht auf unserer Bühne erschienen ist, wird durch die treffliche Besetzung der Parthien einen neuen Reiz gewähren, und es ist um so mehr zu erwarten, daß sich die Darstellung des zahlreichsten Besuches zu erfreuen haben wird, da sie zum Vortheile eines Sängers stattfindet, der durch Talent, Fleiß und Streben die Gunst des Publikums sich in hohem Grade erworben hat.

*** (Paris.) Ein junger elegant frisirter Herr, dessen schlanke Figur in einem weiten Paletot schwankte, erschien dieser Tage vor den Schranken des Polizeigerichts, mit einer Klage gegen einen dicken Herrn, welcher sich mit der größten Kaltblütigkeit auf die Bank der Angeklagten setzte, indem er ruhig eine Prise Taback schnupfte. Der junge Herr im Paletot erklärt, daß er Cäsar heiße, dem Beruf eines Friseursgehülfen vorstehe und hundert Francs Schadenersatz verlange, wegen eines Zahnes, den ihm Herr Ventoureur, seine Gegenparthie, ausgeschlagen. — Ventoureur: „Sie lassen also nicht ab von Ihrer Verfolgung, junger Mann." — Cäsar: „Ja, ich habe einen Zahn auf Sie, wegen des Zahns, den Sie mir ausgeschlagen!" — Ventoureur: „Ich glaubte Sie aber bereits durch meine Entschuldigungen entwaffnet zu haben; es war nur ein Versehen, wie ich Ihnen schon sagte, mein Herr. Der Faustschlag, welchen ich Ihnen versetzte, war nur das Resultat eines Quidproquo's, das ich beklage und das meine Frau mit mir beklagt." — Cäsar: „Ich verlange meinen Zahn oder 100 Francs." — Ventoureur: „Die Herren da mögen urtheilen. Meine Herren," fuhr der Angeklagte fort, indem er sich an die Richter wandte, „vernehmen Sie den ganzen Hergang." Eines Abends verlasse ich das Bureau, auf welchem ich täglich beschäftigt bin und wandle ruhig meiner Wohnung zu, in der Hoffnung, meine Frau, wie gewöhnlich, zu Hause zu finden. Ich fand sie nicht zu Hause, meine Herren . . . Dieß schien mir verdächtig, meine Herren, und stößte mir die lebhaftesten Besorgnisse ein . . . Ich war außer mir vor Ungeduld und Eifersucht: ich schlich mich auf den Gang, um zu lauschen, wenn meine Frau zurückkehre. Nach Verlauf einer Viertelstunde höre ich die Stimme und den Tritt meiner Frau unten an der Stiege. — „Bon soir!" sprach sie zu Einem . . . Ich werde Sie wieder sehen . . . . Cäsar gefällt mir, er ist sehr artig, er hat schöne Augen, einen schönen Schnurrbart: wir werden uns verständigen! . . . Küssen Sie ihn statt meiner." Diese Worte ließen mir keinen Zweifel mehr über mein Mißgeschick: ich verfügte mich indessen wieder auf's Zimmer und ließ nichts merken. Meine Frau trat ein und sagte mir, daß sie bei ihrer Tante gewesen... Sie log offenbar, doch immer stellte ich mich, als wenn ich nichts merkte. Am andern Morgen verfolgte ich die Spur aller Cäsar's, welche in dem Stadtviertel wohnten; man bezeichnete mir den Gehülfen eines Haarkünstlers . . . ich begab mich sogleich in das Atelier seines Prinzipals und ließ mir die Haare schneiden, um den Bezeichneten in genaueren Augenschein zu nehmen; ich hatte mich nicht getäuscht: er hatte schöne Augen, einen schönen Schnurrbart, dies war mir genug. Nachdem meine Haare geschnitten, zahlte ich und bat den Herrn Cäsar, ein wenig mit mir hinauszugehen. Als ich ihn vor der Thüre allein hatte, versetzte ich ihm einen derben Faustschlag, wodurch er einen Schneidezahn einbüßte; ich verfügte mich alsdann wieder nach Hause und ließ noch nichts vor meiner Frau merken. Wie mußte ich mich aber überrascht fühlen, als am andern Morgen mir meine Frau zum Namenstage einen kleinen Pudelhund Namens Cäsar schenkte; er hatte die obenerwähnten schönen Augen und den Schnurrbart; ihn hatte meine Frau an jenem Abend gemeint. Doch brachte Herr Cäsar eine Klage gegen mich vor: so kam ich vor diese Schranken, meine Herren." Das Tribunal verurtheilt Herrn Ventoureur zu 25 Francs Strafe und 30 Francs Schadenersatz. A.

*** Ein junger Mensch von Amiens kam unlängst aus einem Hause, in welchem er den Abend zugebracht hatte; er ging dem Boulevard entlang, seiner Wohnung zu, als er plötzlich von einem Gewitter überfallen wurde; er machte seinen Regenschirm auf, ein Blitzstrahl fuhr herab und seit dem Augenblick konnte man kein Wort mehr aus ihm bringen, denn er hatte völlig den Verstand verloren. Er kam ganz verstört nach Hause und man nahm nur daraus ab, daß ihn der Blitz getroffen, weil sein Regenschirm, den er noch in der Hand hielt, von allen Metallen, die sich daran befanden, entblößt war; übrigens hatte der unglückliche Mensch nicht die geringste Verletzung erlitten. Die einzigen Worte, die er seitdem vorbringt, sind: „Donner, Blitz, Donnerschlag, mein Hund!" A.

*** Man schreibt aus Roanne im Journal de Saint-Etienne: Zwei Eigenthümer in der Nähe unserer Stadt bemerkten auf einem Spaziergang längs den Ufern der Loire etwas Schwarzes, das ihnen vorkam, wie ein langes Brett, welches auf dem Wasser schwamm; als sie sich aber dem Rande des Flusses näherten, sahen sie, daß das Ding auf den Wogen hin- und herhüpfte und sie erkannten bald, daß das, was sie zuerst für ein langes Stück Holz gehalten, ein schöner und großer Fisch war. Ein Kahn befand sich in der Nähe; unsere beiden Spaziergänger fuhren mit der Hülfe zweier Schiffleute in dem schwachen Fahrzeuge auf das Thier zu, das abwechselnd über dem Wasser sichtbar wurde und darunter verschwand. Sie erreichten es und waren so glücklich, den Fisch zu fangen. Es war ein ungeheurer Hecht von einer

Länge von 1 Metre 60 Centimetres, dem Ansehen nach stark und dick, doch durch eine große Wunde am Bauche geschwächt, welche er durch einen Schuß erhalten zu haben schien. Der Fisch wurde lebendig auf das Ufer und dann von zwei Schiffleuten in die nahe Wohnung eines der Spaziergänger gebracht. Es war ein wahrer Triumphzug, denn Jeder, welcher dem Hecht unterwegs begegnete, gerieth außer sich vor Erstaunen bei dem Anblicke des Fischungeheuers aus dem süßen Wasser der Loire. Ein gelehrter Ichtyologist (Fischkenner) aus Roanne behauptete, daß ein so ungewöhnlich dicker Hecht nur ein Meerschweinchen (!) seyn könne, das sich auf seiner großen Tour in die Gewässer der Loire verirrt habe. Doch die Köchin, welche die Sache besser verstand, ließ den Gelehrten über die Vortheile einer Aufbewahrung der Naturseltenheit in dem naturhistorischen Museum zu Roanne disputiren und sott in aller Ruhe den herrlichen Hecht blau, welcher dem Gaumen der zahlreichen Gäste, die zu dessen Verspeisung geladen waren, einen köstlichen Genuß gewährte. A.

⁂ In New-Bedford (in den vereinigten Staaten) hat am Weihnachtstage ein wahrhaft patriarchalisches Mahl Statt gefunden. Ein Greis hatte 11 Mitglieder seiner Familie um sich versammelt, welche mit ihm zusammen 919 Jahre zählten, so daß auf jede Person 76 Jahre 7 Monate kamen. (N. C.)

⁂ (Frankfurt.) Ein Matador im Gebiete der Instrumentalmusik, der berühmte Flötenvirtuose Briccialdi aus Rom, ist hier eingetroffen und beabsichtiget, ein Conzert zu veranstalten.

Aus Hamburg.

(8. Februar.)

Das Schicksal ist wenigstens ein eben so guter Tragödiendichter als Shakespeare, und bringt, wie dieser, in dem grauenvollsten Trauerspiel mitunter auch eine komische Scene an. In den Schreckenstagen des allgemeinen Brandes, wo der bedrängte Senat ununterbrochen Sitzung hielt, erbat sich ein Muselmann Audienz und offerirte, gegen sofortige Zahlung von 50,000 Mark innerhalb 5 Stunden der ganzen Feuersbrunst ein Ende zu machen, bloß mittels eines Zettels, der, mit geheimnißvollen Charakteren beschrieben, in die Flammen geworfen werde. Abgewiesen, soll er später sein Anerbieten erneuert, aber auch seine Forderung, wie die Cumanische Sibylle, um das Doppelte gesteigert haben. Woher er gekommen, wohin er gegangen, Allah mag es wissen! — Nicht zu verwechseln mit dieser mysteriösen Erscheinung ist ein gewisser Johann Dietrich, kein Türke, Tatar, Ungar oder polnischer Jude, wozu die Fama ihn vielzüngig macht, sondern aus Gratz in Oesterreich gebürtig. Dieser rühmt sich, eine chemische Mischung erfunden zu haben, die, in Wasser aufgelöst, den Flammen ungleich schneller Einhalt thue, als gewöhnliches Wasser. Wirklich wurden vor einigen Wochen, um die Wirksamkeit des Arkanums zu erproben, zwei auf freiem Felde dazu erbaute, mit leicht entzündlichen Stoffen gefüllte Hütten in Gegenwart einer Senats-Commission in Brand gesetzt. Zwei Spritzen operirten auf gewöhnliche Weise gegen das eine Feuer, das andere war dem Fremdling zur Bekämpfung angewiesen, der dann auch, nur mit einer Gießkanne bewaffnet, bereits vollständig seine Aufgabe gelöst hatte, als gegenüber noch immer die helle Flamme allen Anstrengungen spottete. Durch wiederholte Versuche soll das überraschende Resultat gewonnen seyn, daß die Beimischung jenes Pulvers dem Wasser eine sieben Mal größere Löschkraft ertheile. Die Furcht, daß bei Anwendung dieses unbekannten, vielleicht ätzenden Mittels die Spritzenschläuche verschleimen und überhaupt leiden möchten, so wie daß der jedesmalige Gebrauch mit zu viel Zeitverlust und Kostenaufwand verbunden sey, scheint sich nach Allem, was wir darüber hören, in Nichts aufzulösen. Das Präparat soll sich nicht nur leicht im Wasser zersetzen, sondern auch, mit demselben vermischt, nicht einmal die Zunge angreifen, und das Pfund davon wird, wie der Besitzer behauptet, nur auf 15 Kreuzer zu stehen kommen. Was den Punkt der Verschleimung betrifft, so müßte sich dieser doch, sollte man denken, durch sorgfältige Reinigung der Schläuche, unmittelbar nach jeder Feuersbrunst, leicht vorbeugen lassen. Auf jeden Fall ist eine Sache von so allgemeinem Interesse der obrigkeitlichen Beachtung werth. Dietrich will seine Erfindung für 10,000 fl. mittheilen und hat zum allerwenigsten das Verdienst, daß wirksame und bis jetzt nicht gebräuchliche Löschingredienzien auch zur Kenntniß des Nichtchemikers gelangen. So erinnert ein Artikel in den Hamburger Nachrichten vom 6. Februar 1843, der sich auf einen früheren im Altenaer Merkur vom 7. Mai 1842 bezieht, daß Pottasche, zu 40—60 Pfund in 1 Orhoft Wasser aufgelöst, eine drei bis fünf Mal größere Wirksamkeit, als ordinäres Wasser, offenbare und daß die so bereitete Lauge im Winter nicht gefriere und im Sommer nicht in Fäulniß übergehe.

Fragen und Antworten,

veranlaßt durch die neuesten Angriffe auf Freiligrath. *)

Was ist das für ein Bellen
Und Klaffen dort am Rhein?
Es klingelt wie von Schellen
Bei einem Faschingsreih'n.
Sind's Ritter, die in Reinheit
Zum Kampf für Freiheit zieh'n? —
Mich dünkt, daß der Gemeinheit
Sie ihren Arm gelieh'n.

Was hat Er denn begangen,
Den sie so hart bedroh'n? —
Ist's Schande, zu empfangen
Aus Königshand — Pension?
Hat er sich denn verwandelt,
Seitdem er sie empfing?
Die Freiheit wohl verhandelt,
Für dreißig Silberling?

Er hat gewagt, zu schweigen,
Bei jenem Schwindelflug,
Nicht mit geras't im Reigen,
Im Abenteurer-Zug.
Er hat gewagt, zu sprechen,
Da rückwärts ging der Zug,
Achtlos, daß Wespen stechen, —
Und traun, das war nicht klug.

Das Volk hat seine Götzen;
Wer sie zu lästern wagt,
Nach ewigen Gesetzen,
Wird er verfolgt, verklagt.
Und käm' die Freiheit selber
Und spräche: „Geht mit mir!"
Sie fielen — gold'ne Kälber
Umtanzend — ab von ihr.

L.

*) Eingesandt.

Berichtigung.

In Nro. 45 des Konversationsblattes, dritte Columne, zweite Spalte, Zeile 25, lese man statt: „Rechte" — Pflichten.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 48. 17. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

Sieben Jahre waren, seit der Ankunft des Barons und seiner Tochter in Paris, verflossen und Blanka war eine blendende Schönheit geworden. Die Gesellschaften, in denen sie zuweilen erschien, deren aber nur sehr wenige waren, erschöpften sich in Lobederhebungen über die junge Präsidentin, wie man sie scherzweise nannte. Blanka schien nichts weniger als ungehalten über diesen Titel, im Gegentheile, er schien ihr zu schmeicheln; wie sie denn überhaupt im Punkte der Eitelkeit Keiner ihres Geschlechtes etwas nachgab.

Und wirklich glaubte Chompré, für die herzliche, liebevolle Sorge, welche Blanka ihm seit dieser langen Zeit unaufhörlich an den Tag gelegt hatte, sie auf keine Weise besser belohnen zu können, als wenn er ihr, nebst seinem Vermögen, auch seinen Namen hinterließe. Er fühlte wohl, daß, troß der sorgfältigsten Pflege Blanka's, sein letztes Stündlein im Anzuge sey und säumte daher keinen Augenblick, das Werk der Dankbarkeit zu vollbringen und sich mit Blanka nach allen Anordnungen des Staates und der Kirche trauen zu lassen.

Wer aber beschreibt die Freude des jungen, lebenslustigen Mädchens? Sie sollte reich werden und einen Titel haben! Zwei Dinge, die das einzige Axiom aller Sterblichen ausmachen, sollte sie auf einmal, auf so leichte Weise, erhalten. Sie war überschwenglich in ihrer Freude, sie überhäufte den alten Mann mit Liebkosungen und wünschte ihm noch eine lange Reihe von Jahren. Ob es ihr mit diesem Wunsche auch recht Ernst war, ist deßhalb nicht gut zu entscheiden, weil Alles, was sie sagte, im Uebermuth der Freude geschah.

Endlich war die heißersehnte Stunde gekommen, in welcher die Trauung vor sich gehen sollte.

Eine massive Portechaise stand auf der Hausflur, in welche ein großes, in Flanell, Filz und Wollentücher gehülltes Paket mühsam geschoben und sodann von den Trägern aus dem Thore gebracht wurde. Die Volksmenge drängte sich der Sänfte nach, welche vor der Kirche l'Auxerrois von Saint-Germain Halt machte.

Eine Menge von Carrossen hatte sich auf dem weiten Platze versammelt. Die Diener nahmen die Last aus der Sänfte und setzten dieselbe auf einen großen Sesselstuhl vor dem Hauptaltare nieder, woselbst sie unbeweglich verharrte.

Plötzlich erdröhnten die gewichtigen Hellebarden der Schweizer auf den Steinplatten und einige Diener näherten sich dem Fauteuil und entfernten einige Flanellstücke, die das Paket verhüllten. Da sah man nach und nach einen kleinen Kopf erscheinen, einen Todtenkopf, schrecklich anzuschauen, denn nicht eine Spur von Leben war in dem abgemagerten, eingeschrumpften Gesichtchen zu finden; die kleinen Augen waren halb geschlossen, das schwache Haupt zitterte wie Espenlaub im Winde.

Jetzt richteten die Anwesenden ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand. Im Gefolge einer großen Anzahl von schön geschmückten Damen erschien die Braut, eine zweite Juno an Schönheit und Würde. Anstand und Grazie waren in Blanka bis zur Vollkommenheit vereinigt. Trotzdem, daß sie nicht sehr groß war, markirte sich in Gang und Bewegung ein Adel, der nicht sowohl das Resultat der Erziehung als das Geschenk der Natur ist. Die langen, schwarzen Haarlocken fielen, wie Seide glänzend, in wogenden Ringeln bis auf die Schultern herab und erhöheten die blendende Weiße der zarten Haut; ihr großes schwarzes Auge, durch die langen flaumenartigen Wimpern gemildert, strahlte mit einem Ausdruck von Kraft und jugendlichem Feuer, Frühlingsmuth in jede Seele und der niedliche, feingeschnittene Mund ließ beim Lächeln, mit welchem sie grüßte, eine doppelte Perlenschnur von Zähnen erblicken, die im Thaue der ewigen Reinheit gewaschen schienen. Eine bescheidene Kühnheit, ein edler Stolz, fern von aller Koketterie und eine Fülle von Jugendkraft und Selbstvertrauen, alle diese Eigenschaften bildeten den seltsamsten Contrast zwischen ihr und dem Bräutigam, der, wie irgend ein tropisches Gewächs, durch den Hauch einer unheimischen Zone berührt, zu verdorren drohte und das vollkommenste Bild von Schwäche und Hinfälligkeit repräsentirte.

Die heilige Handlung ward vollzogen und Blanka in alle Rechte einer Frau von Chompré eingesetzt.

Den Greisen hatten seine Vorahnungen nicht betrogen. Das morsche Haus vermochte nicht länger zusammenzuhalten. Eine allgemeine Entkräftung öffnete ihm die Thore der Zukunft, und der Engel des Todes schloß sie hinter ihm zu. Wenige Tage nach der Hochzeit entschlief der Präsident sanft und friedlich in den Armen seiner anmuthigen, jungen Gattin.

Dieser Sterbefall, so natürlich als vorausgesehen, gab der Neuvermählten Anlaß zu einem luxuriösen Aufwand, durch welchen sie, Eroberungen zu machen, nicht verfehlen konnte. Sie wußte wohl, die schlaue Blanka, daß die allgemeine Neugierde zu erregen und die Aufmerksamkeit der schönen Welt auf sich zu lenken, das sicherste Mittel sey, sich in einen geheimnißvollen Nimbus einzuhüllen. Darum ließ sie ihre Equipagen schwarz drapiren, ihren Dienern schwarze Livrée anfertigen und erschien an öffentlichen Orten nicht anders, als mit einem Trauergefolge. So errang die Präsidentin im Stillen ihre Siege; denn diese hehre Uniform der Dienerschaft, diese schwarzen Carrossen ohne allen Glanz und Schimmer, diese prächtigen, schwarzbehangenen Pferde — und in-

mitten all dieser Trauer das junge schöne Weib, so sanft, so fromm, so ergeben in ihrem Geschick — das Alles konnte natürlich seine Wirkung nicht verfehlen: man folgte ihr von ferne, man dachte den Tag über an sie und träumte die Nacht hindurch von der schönen Präsidentin.

Als die junge Frau, nach Verlauf eines Jahres, die Trauer ablegte, sah sie sich von einem Haufen Verehrer umschwärmt. Keiner Dame bei Hofe wurde gehuldigt wie ihr, sie war die Königin des Tages. Nur Einer blieb ungerührt bei den Reizen der Präsidentin, nur Einer schien die Gefeierte nicht zu beobachten.

Und gerade dieser Eine war es, für den sich Blanka interessirte; gerade für diesen Einen nährte sie eine heiße Flamme in ihrer Brust und seine Gleichgültigkeit machte sie höchst unglücklich. Sie ließ alle Minen springen, den geliebten Mann in ihr Netz zu ziehen und Rostain von Marcillac, der Gegenstand ihrer geheimsten Wünsche, hätte blind seyn müssen, wenn er die Aufmerksamkeit nicht beobachtet hätte, welche ihm die Dame vor allen Andern schenkte.

Schon seit einigen Tagen mußte er die Spöttereien der Siebenzehn ertragen, die ihn nicht wenig mit seiner ewigen Liebe zur Herzogin von P... aufzogen, die nun schon über ein halbes Jahr dauerte. Um nun seine Ehre in den Augen seiner Freunde auf eine glänzende Weise zu retten und wiederherzustellen, entschloß er sich endlich, die schöne Frau von Chompré seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

Blanka merkte wohl die Umwandlung Marcillac's; so stolz und hochmüthig er vordem war, so galant, so herablassend, so bemüht um ihre Gunst war er jetzt. Wäre ihm die Präsidentin nicht auf halbem Wege entgegen gekommen, hätte sie ihm den Sieg nicht allzuleicht gemacht, hätte sie nicht selbst alle Hindernisse, die in solchen Fällen andre kluge Weiber mit Fleiß vor dem Zugange ihrer Gunst aufhäufen, hinweggeräumt, so wäre unstreitig ein festeres Fundament in dem Herzen Marcillac's gelegt worden, auf dem sich seine Gefühle sodann auf haltbarere Weise erhoben hätten. Die Unerfahrenheit Blanka's ließ sie hier einen großen Fehler begehen, den sie einst schwer bereuen sollte.

Der Graf Rostain von Marcillac war einer derjenigen Charaktere, wie man sie heut zu Tage häufig findet; er war gut, edel und großmüthig, allein alle diese Eigenschaften wurden verdunkelt durch seinen leichten Sinn, durch seine Flatterhaftigkeit. Wenn er allein bei Blanka war, so vergaß er Alles, er hatte nur Sinn für sie und keines seiner Abenteuer beunruhigte sein Gemüth. Er überredete sich selbst, daß er die Präsidentin liebe und daß diese Liebe unerläßlich sey, um sein Glück zu vollenden. „Du bist es, reizende Blanka," sagte er wohl hundert Mal zu ihr, „Du bist es, theures Wesen, in dem alle meine sonnigen Träume einer schönen Zukunft zusammenfließen und ihren Vereinigungspunkt haben. Ich liebe Dich mit allem Feuer, mit allen Kräften meiner Seele."

Allein das waren Alles nur Worte. Sobald er ferne von seiner Angebeteten war, sobald er im Kreise der Siebenzehn erschien, so hatte er Alles vergessen und nichts beschäftigte ihn, als neue Eroberungsplane, neue Siege. (Forts. folgt.)

Die Spitzen des Teufels.

(Fortsetzung.)

IV.

Als Friedrich wieder zu sich kam, saß er auf seinem Zimmer, in demselben mit Utrechter Sammet überzogenen Sessel, den er zwei Stunden zuvor mit seinen Thränen benetzt hatte. Vor ihm auf dem Tische lag noch die Violine, die seine krampfhaft geballte Faust an der Ecke des Kamins zerschellt hatte.

Beim Anblicke des Gegenstandes seiner zärtlichsten Neigung, stürzte der Rival Castero's von dem frohen Gefühle, das ihn ergriff, überwältigt, nach dem Tische, indem er einen Freudenschrei ausstieß. Er ergreift das Instrument, er verschlingt es mit den Augen; er untersucht es mit der lebhaftesten Neugierde; er betrachtet und dreht es nach allen Seiten. Das theure Instrument ist in der That unversehrt; es zeigt keine Spur mehr von der ungerechten Wuth des Künstlers. Keine Spalten, keine Risse, keine andere Oeffnungen, als die beiden S, welche dem Ton einen doppelten Durchgang eröffnen. Ist er aber nicht vielleicht das Opfer eines schändlichen Betrugs? einer geschickten Unterschiebung? Ja, dies ist wohl sein Instrument, dem Aeußern nach; es zeigt ganz den kunstvollen Bau, den es vordem hatte, seine schönen und richtigen Verhältnisse, seinen zierlich ausgeschweiften Hals .... Ist es aber deßungeachtet seine Violine? Täuschen ihn nicht vielleicht seine Augen? Der Künstler, dessen Herz heftig schlägt, ergreift das Instrument und lehnt es wider sein Kinn. Seine zitternde Hand ergreift den Bogen; doch zaudert Friedrich noch immer. Kalter Schweiß bedeckt sein Gesicht; er vermag sich kaum aufrecht zu erhalten. Schreckliche Prüfung! furchtbare Ungewißheit. Doch er muß seine Zweifel endlich lösen. Kanwyngen wendet den Kopf bei Seite und läßt plötzlich den Bogen auf die Saiten fallen. O der Wonne! Friedrich hat den melodischen Klang seines Instrumentes erkannt, dessen zarte, sanfte, mächtig ergreifende Sprache; sie ist es, ja, sie ist's wahrhaftig!

„Das Wunder ist vollbracht,
Die Todte ist erwacht,
Die Seele nicht entfloh'n!

Der Künstler drückt freudetrunken die Theure, Hochverehrte an sein Herz; er bedeckt sie in seinem Wahnsinn mit leidenschaftlichen Küssen; er verschwendet an sie die zärtlichsten Namen, die süßesten Worte. Diese Violine ersetzt ihm den Bruder, ersetzt ihm den Freund: sie ist ihm Alles zugleich, ja noch mehr! sie ist ihm eine Trösterin im Unglück; sie ist die Vertraute der ehrgeizigen Plane, welche die Seele ihres Besitzers erfüllen; sie ist die verständige Dolmetscherin der glühenden Begeisterung, der himmlischen Gefühle, welche sein Inneres bewegen. Er fand sie wieder, nachdem er sie für immer verloren geglaubt. Jetzt ist die Zukunft wieder sein. Es erwacht in dem Künstler von Neuem der lebendige Glaube, der feurige Muth, das edle Vertrauen, die eben so viele sichere Unterpfänder des Sieges sind. Castero wird seinen flüchtigen Triumph theuer büßen müssen.

Als die Heftigkeit des ersten Entzückens sich ein wenig gelegt hatte, vermochte Friedrich erst über die Ursachen nachzudenken, welche seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben hatten. Es kam ihm jetzt die Niederlage, die er erlitten, wieder ins Gedächtniß, so wie die undankbare, brutale Art, mit welcher er die Dienste der Vertrauten seiner Gefühle belohnt hatte; dann sein Versuch zum Selbstmord, das Zusammentreffen mit dem Unbekannten und dessen seltsames Verschwinden in dem Abgrunde des Sees.

Waren aber alle diese Ereignisse mit Ausnahme des Einen, welches er nicht in Zweifel ziehen konnte, wirklich geschehen? Der Künstler kann es kaum glauben. War er nicht vielmehr das Spiel eines betrügerischen Traumes? Seine Violine ... er hält sie ja in den Händen; er hat sie also auch nicht zertrümmert! Als er von Hause fortging, war seine Verzweiflung nicht heftig genug, um ihn zur Ausführung des Ent-

schlusses zu treiben, seinem Leben ein Ende zu machen; auch war wohl seine ausschweifende Einbildungskraft allein der Grund jener Unterhaltung mit dem geheimnißvollen Unbekannten.

— „Ja, so ist es!“ rief er endlich, glücklich eine vernünftige Lösung der räthselhaften Vorgänge gefunden zu haben; er sprach, mit großen Schritten durch's Zimmer gehend: „Ich habe einen furchtbaren Traum gehabt; ich habe mit offenen Augen geschlafen: das ist Alles.“

Zwei bescheidene Schläge an die Thüre machten ihn erbeben, doch war der Eintretende weiter Niemand, als ein Knabe aus der Brauerei, welcher ihm einen Brief von dem Bürgermeister brachte.

— „Yoran, hast Du mich vor ungefähr zwei Stunden ausgehen sehen?“ fragte Friedrich.

— „Nein, Mynheer!“ erwiederte der Diener.

— „Du hast mich also auch nicht heimkommen sehen?“

— „Nein!“

— „Es ist gut!“ sagte Friedrich, mit einem Zeichen Yoran verabschiedend.

— „Nun ist es mir ganz klar, daß Alles nur ein Traum war!“ fuhr er, mit sich selbst sprechend, fort.

Er öffnete hierauf das Sendschreiben Van de Pyl's und durchflog es neugierig. Der erste Magistrat von Harlem benachrichtigte Friedrich Katwyngen, daß er ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe, und daß er ihn bei sich erwarte. Der Künstler drückte zum letztenmale die Lippen auf sein Instrument; er preßte noch einmal die treue Violine an sein Herz, und legte sie alsdann mit unendlicher Sorgfalt in den dicht ausgefütterten und schön überzogenen Kasten.

Als Friedrich den Deckel sich sanft über dem harmonischen Instrumente schließen sah, folgte er der Einladung des Bürgermeisters. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Gizeh, am Fuße der Cheops-Pyramide, 2. Jan.) Professor Lepsius schreibt in der Preuß. Staatszeitung: „Der ägyptische Winter ist nicht immer so frühlingsartig, wie Sie ihn sich denken mögen. Wir stehen immer mit der ersten Tageshelle auf und gehen mit Sonnenaufgang nach dem Kaffee an die Arbeit. Um diese Zeit haben wir schon bis zu 5 Grad Wärme herab gehabt, so daß die Zeichner ihre Finger noch nicht gebrauchen konnten. Die Winterzeit begann hier mit einer Scene, an die ich mein Lebenlang denken werde. Ich war nach den Ausgrabungen ausgeritten und schickte einen Diener nach den Zelten, um sie gut zu verwahren, weil ich eine große schwarze Wolke heranziehen sah. Allein schon nach wenigen Augenblicken brach ein Sturm mit Hagelwetter über uns herein, ein Orkan, wie ich niemals einen in Europa erlebt. Der Tag verwandelte sich zu Nacht. Unsere Zelte, die sogleich zusammengeworfen waren, liegen auf der halben Höhe in einer Thalschlucht, nach welcher die Höhe der größten und der zweiten Pyramide abfällt. Von da herab sah ich nun plötzlich einen reißenden Bergstrom auf unsere schon halb zerstörten und in den Sand gestampften Lagerstätten herabstürzen. Der Strom wühlte sich zuerst nach dem großen Zelte zu; ein anderer bedrohte das meinige, ohne es jedoch ganz zu erreichen. Aber Alles, was von dem Platzregen selbst aus unseren Zelten weggeschwemmt wurde, ward von beiden Strömen, die sich unter den Zelten vereinigten, fortgerissen und an hundert Schritte weit in einen Kessel hinter dem großen Sphinx entführt, wo sich im Augenblicke ein großer See bildete, der glücklicherweise keinen Abfluß hatte. Nun denken Sie sich lebhaft diese Scene im Sturme und Schloßenwetter: unsere Zelte niedergeschmettert zwischen reißenden Bergströmen, die sich sogleich an mehreren Stellen bis an 6 Fuß tief in den Sandboden einwühlten, und unsere Bücher, Zeichnungen, Skizzenbücher, Wäsche, Instrumente aller Art, sogar unsere hölzernen Hebebäume und eisernen Brechstangen, kurz alles, was sie erfaßten, in den trüben, schaumbedeckten Schlammsee hinabrissen, und wir Alle, triefend und baarhaupt, unsere schwereren Sachen befestigend, den leichteren nachjagend, im Strome und See bis an den Leib hineinwatend, um herauszufischen, was der Sand noch nicht verschlungen hatte, und alles dies das Werk einer Viertelstunde, nach welcher sogleich wieder die Sonne schien und durch einen prächtigen, glänzenden Regenbogen das Ende dieser Fluthscene verkündigte. Es ging aber, Gott sey Dank, Alles glücklich vorüber und schadete Niemand; doch fischten und gruben wir noch am vierten Tage nach der Scene Sachen aus dem Flußbette und aus dem See, der allmälig wieder austrocknete, aus; Manches blieb verloren, Vieles war unbrauchbar geworden; das Meiste von dem, was nicht in Kisten und Koffer verschlossen war, trug wenigstens mehr oder weniger Spuren dieser Fluth davon; im Ganzen war aber doch nichts Wesentliches zu Grunde gegangen. Die großen Zeichenmappen und meine Skripturen und Bücher hatte ich zuerst in Sicherheit bringen lassen, kurz, nach mehreren Tagen zog sich mir das Ganze, ohne unangenehmere Folgen zurückzulassen, nur zu einem merkwürdigen Bilde zusammen, das ich in meiner Erinnerung nie vermissen möchte.“

*** (Paris.) In der Chronique scandaleuse macht die vorgebliche Bekehrung der Dlle. Rachel großes Aufsehen; sie selbst ist sehr erbittert über diese „absurde Lüge“ wie sie sagt. Man erzählt sich bei dieser Gelegenheit Folgendes: Ein reicher jüdischer Baron warf ihr das Lächerliche und Unzeitige eines solchen Schrittes vor und meinte, dieser werde vollends allen Werth verlieren, da das Publikum ihm andere Motive, als eine innere Ueberzeugung, unterschiebe. „So sagt man,“ fuhr er fort, „daß Mme. Recamier, die Sie zu diesem Religionswechsel überredet habe, Ihre Pathin seyn und Sie zur Erbin einsetzen werde.“ „Herr Baron! entgegnete Rachel, ich brauche Ihnen nur ein Wort zu sagen, um das ganze Gebäude dieser Lüge mit einem Male über den Haufen zu werfen. Ich meinen Glauben abschwören, um Mme. Recamier zu beerben; — das ist schändlich, — das ist eine Verläumdung, — das ist scandalös.“ Aber erklären Sie sich doch!“ rief der erschrockene Baron. „Ich abschwören, um Mme. Recamier zu beerben, rief Mlle Rachel wieder in Thränen, — und Mme. Recamier hat selbst nichts!“ — Es ist wahr, mein Kind, rief der Baron aus, sie hat nichts! das Ganze ist eine Lüge; Sie gehören zu uns und werden bei uns bleiben. (Berl. Nachr.)

*** In London ist ein neues Mustergefängniß angelegt worden, dessen innere Einrichtung wie folgt beschrieben wird. Es enthält 520 Zellen, jede mit einem kleinen Tisch, einem dreibeinigten Stuhl, einer Hängematte und zwei oder drei Börtern, um etwas darauf zu legen, ausgestattet. Jede Zelle hat eine massive eichene Thür, mit einer kleinen Oeffnung darin, durch welche der Gefangenwärter, ohne selbst gesehen zu werden, immer wahrnehmen kann, was darin vorgeht. Die Speisen der Gefangenen werden durch eine Maschine zu den verschiedenen Stockwerken hinaufgehoben, wo sie mit kleinen Wagen von Zelle zu Zelle befördert und vertheilt werden. In diesem Gefängnisse ist das Isolirungs- und Schweigsamkeitssystem eingeführt; inzwischen befindet sich in jeder Zelle ein Glockenzug, durch welchen der Gefangene einen der Wärter herbeirufen kann. Alle müssen täglich in einer Kapelle, die so eingerichtet ist, daß keiner den andern sehen kann, dem Gottesdienste beiwohnen. Auf hundert Gefangene

wird ein Lehrer gehalten, um sie in verschiedenen Gewerken zu unterrichten. Der Bau und die Einrichtung dieses neuen Gefängnisses hat 85,000 Livres gekostet. (Hamb. lit. u. kr. Bl.)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

1. Einleitende Worte.

Die Schmarotzerpflanze „Correspondenz" ist wohl nirgends in so üppigen Samen geschossen, als in unserer guten Haupt- und Residenz-Stadt Wien. Ich glaube, in den weiten deutschen Gauen ist kein einziges Winkelblättchen oder Wochenschriftchen aufzutreiben, das nicht alljährlich ein Samenkörnlein mit der Etikette: aus Wien, in seinen mütterlichen Schooß aufnimmt, hegt und pflegt, und das Jahr hindurch zur breitblättrigen und reichvoltigen Pflanze aufschießen läßt. Warum die „Correspondenzia journalistica" gerade in unserer lieben Vaterstadt so gut gedeiht, und zahlreich sich vermehrt, ist leicht erklärlich. — Wir sind hier in der Besprechung der socialen und literarischen Zustände, der artistischen und theatralischen Interessen an gewisse Grenzen gebunden, die außerordentlich eng gezogen sind. Daran ist nicht sowohl die Censur Schuld — Gott bewahre — als vielmehr gewisse zarte (!) Verhältnisse und Associations-Maximen unserer Journale selbst, und ihrer Redacteure unter einander, so eine Art von journalistischen Fourrierismus, vermöge welchem sie gegen Jeden aus ihrer Phalanx keine fremde Stimme aufkommen lassen. Diejenigen unserer Wiener Redacteure, die sich rühmen können, daß bei ihnen „das Handwerk einen goldenen Boden hat", sind gar nicht bärbeißig auf einander, wie das sonst bisweilen zu gehen pflegt sondern sie gedenken des weisen Sprüchleins: Eintracht macht stark, und leben äußerst friedlich und zahm mit einander. Ist das nicht sehr edel, und nachahmungswerth?! — In gewissen Zeitintervallen, z. B. vor Ablauf der Pränumerationsfristen, oder wenn Windstille im öffentlichen Leben eintritt, führen sie auch wohl kleine Journalkämpfe auf, um dem Publikum die Rücksichtslosigkeit und Unabhängigkeit ihrer Meinungen „schwarz auf weiß" zu beweisen; aber das ist natürlich bloße Spiegelfechterei, wobei sich Niemand weh thut; und auch dabei drücken sie sich stets freundschaftlich die Hände, und rufen: Wir bleiben die Alten. — Wird bisweilen ein Ausspruch oder ein Urtheil zu Markte gebracht, hochtrabend und kategorisch, gegen welches ein ehrlicher Mensch, der für die Sache allein, ohne alle Nebenrücksichten sich interessirt, nicht bloß Etwas, sondern Alles einzuwenden hat, und findet man sich bemüßigt: dem innern Drange zu folgen, und eine „Kritik über Kritik" zu schreiben, die nicht in vagen Allgemeinheiten und nebelhaften Deuteleien herumtappt, sondern mit Energie und Selbstvertrauen auftritt, mit Strenge rügt, scharf entscheidet, gleißnerische Masken herunterreißt, und jede Sache ungenirt beim wahren Namen nennt, — so kann man hundert gegen eins wetten, daß man kein Blatt finden wird, das sich mit der Aufnahme der Replik befaßte, bloß — um den werthen Mitbruder nicht zu verletzen, und coram populo zu prostituiren. Zum Teufel mit dem Kastengeiste! — Will man seine unbefangene Meinung ohne Rückhalt äußern, der Wahrheit die Ehre geben, seinem vollen Herzen Luft machen, und reden wie man denkt, frei und natürlich, so ist man gezwungen, hinaus zu pilgern in ein fremdes Blatt, und sich dort anzusiedeln. Dann wird Zeter-Mordio geschrien über den Heimaths-Verächter, und geeifert gegen den Buschklepper, der aus der Ferne seine spitzen Pfeile sendet. Wer hat das verschuldet, ihr Herren! Nur ihr mit euerer Taktlosigkeit, mit eurem Kastengeiste! — Freilich ist nicht zu läugnen, daß durch diese Nothwendigkeit: sich in fremden Journalen auszusprechen, manche extravagante Meinung das Licht der Welt erblickt, für die es besser gewesen wäre, schon im Keim erstickt zu werden, oder innerhalb der vier Wände, wo sie entsprungen, in friedlicher Ruhe zu bleiben, — daß bisweilen Animositäten und Persönlichkeiten vorfallen, die, weil sie der Sache fremd bleiben, eben nicht leicht zu entschuldigen sind, — allein, das sind nur unausbleibliche und unvermeidliche Folgen unserer Verhältnisse. Wir haben keine politische Diskussionen; das ist der Schlüssel zu all' den Rösselsprüngen in auswärtigen Blättern. Wohin aber sollen sich unsere Exaltados und Moderados, die Einen mit ihren aufflammenden Leidenschaften, die Andern mit ihren sanften Zuflüsterungen wenden, wenn sie sich an dem öffentlichen Leben nicht austoben können und dürfen. Natürlich, an das zunächst Liegende, an die Gesellschaft, an die Bühne und Literatur. Allein da tritt der Kastengeist der Journale, das Sperrsystem der Redacteure entgegen; was bleibt nun übrig, als — auswandern, versteht sich mit den Ideen nur. Wenn nun so ein Ultra sich in einem norddeutschen Blatte jacobinisch ausläßt, während ein Ueber-Gemäßigter in süddeutschen Organen zahm und leise flüstert, so gibt das zusammen freilich keine Harmonie, sondern bisweilen ohrzerreißende Dissonanzen. Ob diese Extremen nicht zu vermitteln wären? Es lohnt sich wohl der Mühe, den Versuch zu machen. — „Die Wahrheit liegt in der Mitte, und ist nothwendig die Mitte." Ob der Satz wirklich probat und stichhaltig ist, soll ein streng-logischer Wissenschaftsmann beweisen; ich halte mich ans Leben, und da wird wohl manche Ausnahme zu finden seyn. Doch will ich die „rechte Mitte" als mein Princip freudig vertreten, wenn sie auch nur zur Wahrheit führt, und so gelte das Juste-milieu als der Ausgangspunkt in meinen folgenden Skizzen, wobei mir schon der Gedanke Vergnügen macht, durch meine Stimme in einem mitteldeutschen Blatte die extremen Meinungen von Nord und Süd über die Zustände meiner Heimath zu vermitteln. — Um nicht in den gewöhnlichen Correspondenten-Schlendrian zu verfallen, werde ich in meinen Berichten nicht Theater, Concerte, Literarisches, Tagsneuigkeiten u. s. w. pêle-mêle besprechen, sondern jede einzelne Branche abgesondert, und übersichtlich in ihren hervorragendsten Momenten, während eines längeren Zeitraumes zu schildern, und in abgeschlossenen Tabletten ein getreues Bild von dem Leben und Treiben meiner Vaterstadt, natürlich nicht ohne kritische Anmerkungen, zu geben versuchen. — Und so, die Wahrheit als mein leuchtendes Panier voran — los gegen die Finsterlinge und Duckmäuser! —

(Fortsetzung folgt.)

Programm des Museums.

Freitag, den 17. Februar.

Große Symphonie von Haydn.

Göthe und seine Zeit; literaturgeschichtliche Vorträge von Herrn Dr. Th. Creizenach. (Neunter Vortrag.)

Der Trompeter, Lied von W. Speyer; gesungen von Herrn Pischeck.

Gedicht von Holtey, vorgetragen in einer Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten, und Verehrern Mozart's in Wien; gesprochen von Herrn C. Schneider.

Clavierconcert (G minor) von Mendelssohn-Bartholdy, gespielt von Herrn Rosenhain.

Der Tod (Ferdinand's VII.); Gedicht von Gustav Pfitzer, gesprochen von Herrn C. Schneider.

Der gute Kamerad, Lied von Kreutzer; gesungen von Herrn Pischeck.

Symphonie von Mozart (C dur mit der Schlußfuge).

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; Niemand wird ohne Eintrittskarte zugelassen; Kindern kann der Zutritt nicht gestattet werden; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Februar. Humoristische Studien, Lustspiel in 2 Aufzügen von Lebrun. Hierauf folgt: Hampelmann im Eilwagen, Lokalposse in 5 Bildern und 1 Akt.

Montag, den 20. Februar. Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky (neu einstudirt): Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 49. 18. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

II. Die Entführung.

An einem schönen Frühlingsabende des Jahres 1650, gingen zwei Männer, in lange Mäntel eingehüllt, den Kopf mit großen Filzhüten bedeckt und tiefes Schweigen beobachtend, auf dem Quai der Ferrailleurs, nahe beim Gerichtshofe des Châtelet, spazieren. Unaufhörlich blickten ihre Augen nach den Fensterläden eines kleinen Hauses, durch deren Ritzen sie einige Lichtstrahlen bemerkten.

So eben schlug die Uhr auf dem hellen Silberglöcklein des Louvre die achte Stunde, und gleich darauf antworteten die Schlagwerke auf dem Justizpalast und vom Gerichtshofe des Châtelet.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des kleinen Hauses und Meister Dumoulin, der Alteisenhändler, erschien auf der Schwelle.

— „Laß uns gehen,“ sagte einer der beiden Vermummten mit Ungeduld.

— „Stille doch!“ lispelte der Andere.

Und Beide entfernten sich mit leisen Schritten, um sich hinter dem Schutthaufen eines niedergerissenen Hauses zu verbergen.

— „Adieu, mein Kind,“ sagte Meister Dumoulin. „Verschließe die Thüre gut und öffne sie Niemand, hörst Du! Es gibt jetzt viele Diebe, man kann nicht vorsichtig genug seyn.“

— „Wohl, wohl, lieb Väterchen!“ antwortete ein süßes, melodisches Stimmchen.

— „Schiebe die Riegel von innen vor!“

— „Verdammter Schwätzer!“ grollten die beiden Männer im Hinterhalt.

— „Gute Nacht, mein liebes Kind. Gott beschütze Dich!“

— „Gute Nacht, lieber Vater!“

Und Meister Dumoulin entfernte sich brummend, einen derben Fluch gegen den Sergeanten der Wache auf der Zunge, der ihm zumuthete, für die Sicherheit seiner Mitbürger die ganze Nacht hindurch in den Straßen und Schlupfwinkeln der Stadt zu promeniren.

Kaum hatte sich der achtbare Kaufmann entfernt, kaum verhallte der Schall seiner Fußtritte auf dem Pflaster in dem Gemurmel der Seine-Flut, so verließen die beiden Langmäntel ihren Schlupfwinkel.

— „Kommt sie jetzt?“ fragte Einer.

— „Bei Gott, Marcillac,“ sagte der Andere; „man würde nicht wenig lachen im Louvre, wenn man uns zu dieser Stunde, in dieser Kleidung an diesem Orte wüßte. Wir sehen wahrhaftig ein Paar Galgenstricken nicht unähnlich, vor denen die Wache selbst Respekt haben müßte!“

— „Ich habe doch so dringend geschrieben!“

— „Diese niedlichen Bürgerstöchterchen sind unausstehlich! Rede mir Einer von den Hofdamen — oh — diese sind weit ärger! Aber, Marcillac, was wird die Präsidentin denken?“

— „Die denkt nicht.“

— „Wenn sie uns auf der Messe von Saint-Germain begegnete?“

— „Chateaugay, mein Freund, willst Du mich böse machen?“

— „Es könnte doch — —“

— „Wie kannst Du glauben, daß ich nicht alle Vorsichtsmaßregeln genommen habe?“

— „Ich glaube Dir aufs Wort.“

— „Also! — Aber, mein Bester, die Präsidentin erwartet mich so eben. Um acht Uhr habe ich ihr ein Rendezvous versprochen.“

— „Vorzüglich! Und während dessen stehst Du Schildwache unter dem Fenster einer kleinen Bürgerdirne, in die Du vernarrt bist.“

— „Es ist auf Ehre wahr, ich liebe sie.“

— „Im Ernste?“

— „Ich glaube wahrhaftig.“

— „Es wäre entsetzlich! — Doch Freund, sage mir nur, was hat es eigentlich für Bewandtniß mit diesem Abenteuer? Noch weiß ich ja kein Sterbenswörtchen von der ganzen Geschichte. Kaum von Blois zurückgekehrt, wo ich pflichtschuldigst der Königin Mutter und dem Herzoge von Epernon den Hof machte, begegne ich Dir im Louvre. — Diesen Abend, sieben Uhr — beim Gerichtshof des Châtelet; einen Mantel — einen breiten Filz — ich rechne auf Dich. — Das ist Alles, was Du mir gesagt hast und ich bin gekommen. Wer ist nun eigentlich die Grausame?“

— „Ein junges Mädchen, verführerisch reizend, göttlich, himmlisch — kurz, sie ist ein Engel!“

— „Geradenweges vom Himmel herab in den Laden eines Alteisenkrämers gefallen.“

— „Das eben ist's vielleicht, was sie in meinen Augen so liebenswürdig macht. Eines Tages, als ich aus der Straße Tournelles komme, gehe ich über diesen Quai und bemerke das Mädchen am Fenster. Ich war überrascht, ich konnte mich nicht losreißen von dieser herrlichen Erscheinung; ich sah sie erröthen, ich sah ihr Auge seelenvoller glänzen, und als ich sie grüßte und mich langsam entfernte, bemerkte ich wohl, daß sie mir nachsah, so lange sie konnte. Seit diesem Tage denke ich an sie, so lange ich wache, und träume von ihr, so lang ich schlafe. Sie beschäftigt allein meinen Geist und füllt mein

ganzes Herz. Wenn ich sie nur einen Augenblick sehen kann, bin ich glücklich."

— „Eine bedenkliche Liebe!"

— „Ich wollte sie sprechen, aber dieser Dumoulin ist der Teufel selbst. Alle Minen mußte ich springen lassen, um meine Absicht zu erreichen."

— „Ist es möglich! Du blamirst Dich, Freund! Ein Bürgermädchen und ein Alteisenhändler!"

— „Er liebt seine Tochter mit wahrhaft väterlicher Wuth. Er bewacht sie wie ein Argus."

— „Du hast sie also noch nicht gesprochen?"

— „Doch. Als ich sie vor einigen Tagen in die Kirche zu Saint-Germain gehen sah, folgte ich ihr auf dem Fuße nach. Das Gedränge in der Kirche war groß, ich eröffnete ihr eine Bahn mitten durch die Betenden, bis in die Nähe des Hochaltars. Nach der Messe mußte sie warten, bis sich die Kirche beinahe entleert hatte; ich nahte mich ihr bescheiden und gestand ihr meine Liebe, sprach von meinen Hoffnungen und von den goldnen Träumen meines Glückes. O, wenn Du Mariens süße Stimme gehört, wenn Du das schelmische Lächeln ihrer Lippen gesehen hättest!"

— „Ja, ja, ich kenne das: man schlägt die Augen nieder, man zittert, man erröthet, man verstummt, dann kommen einige Stammelwörter — es ist immer dasselbe. Und Du läßt Dir durch solche Faren den Kopf verdrehen? Du, Einer der Siebenzehn?"

— „Unvorsichtiger, nenne das Wort nicht! Wenn Marie wüßte, daß ich zu den Siebenzehn gehöre, sie wäre auf immer für mich verloren. Gestern hatte ich Gelegenheit sie zu sehen und ihr ein Briefchen zuzustecken, in welchem ich sie bat, auf die Messe zu Saint-Germain zu kommen. Der Sergeant der Wache ist gewonnen, er wird den Alten die ganze Nacht hindurch auf den Beinen erhalten."

— „Nicht übel, in der That! Allein, welche Rolle hast Du mir bei dieser Comödie zugedacht?"

— „Höre."

Nun sprachen die beiden Freunde so leise mit einander, daß man ihre Worte nicht mehr verstehen konnte.

Bald nachher sah man das Licht, welches durch die schlecht zusammengefügten Bretter der Fensterläden schimmerte, erlöschen; die Thüre ward von innen aufgeriegelt, und das junge Mädchen trat zitternd heraus. Ein großer brauner Mantel hüllte die ganze Gestalt ein und ließ nichts sehen, als die kleinen weißen Händchen. Eine andere Frau begleitete sie.

— „Sie ist nicht allein!" sagte Chateaugay."

— „Verwünscht!" erwiederte Marcillac, und Beide folgten den Tritten der Frauen. (Fortsetzung folgt.)

Die Spitzen des Teufels.

(Fortsetzung.)

Herr Van de Pyl lag behaglich in einem großen Sessel aus ungarischem Leder. Seine beiden Arme, deren jeder auf einer Lehne des Sessels ruhte, stützten gefällig den dicksten, röthesten, blühendsten Kopf, welcher je auf dem Halse einer holländischen Magistratsperson gesessen. Herr Van de Pyl zeigte in diesem Augenblicke in seinem ganzen Wesen, in seinem strahlenden Antlitze, in seinem triumphirenden Blicke, selbst in dem Ausdrucke seines Schweigens, jene stolze Freude, die jeder öffentliche Beamte fühlt, der sich des hohen Wohlwollens seines Souveräns versichert hält. Alles, bis auf das Trommeln seiner Füße auf den alten Feuerböcken, bis auf die Evolutionen seiner Finger, welche den Takt auf einem kahlen, aber schimmernd weißen Schädel schlugen, verrieth das innige Behagen, in welches die Seele des Bürgermeisters versunken war. Zu seiner Rechten saß auf einem, mit erhabener Arbeit verzierten, Schemel ein reizendes Geschöpf, das mit Recht für die Schönste der Jungfrauen Harlem's gehalten wurde. Es lag etwas Mildes, Sanftes, Harmonisches in dem Ausdruck ihrer Züge, etwas Schwärmerisches in den Umrissen ihres Gesichtes, das an die Jungfrauen Ossian's erinnerte. Gleiche Poesie lag in ihrer hingegossenen Haltung, in der Wimper, die ihr blaues Auge beschattete, sowohl in ihrem sanft gebogenen Halse, als in dem zarten Glanze ihrer blonden Haare. Ach, es lag leider auch eine Poesie in dem Kontraste, welchen die Schwermuth des jungen Mädchens zu der ausnehmenden Heiterkeit bildete, die auf dem Antlitze des Bürgermeisters strahlte. Während die ehrgeizigen Gedanken des Herrn Van de Pyl in die Regionen schweiften, in denen der „Stathouder" wohnte, waren die der schönen Holländerin traurig und in sich gekehrt. Ihre Augen waren vom Weinen geröthet: man sah, daß sie häufige Thränen vergossen hatte, man erkannte, daß ein geheimer Kummer an der Seele der Jungfrau nagte.

Es war die Jungfrau: Maïna, die Verlobte Friedrich's.

Zur Linken des Bürgermeisters stand, nachlässig an die Rückseite des Sessels gelehnt, ein noch junger Mann, wenn gleich frühe Runzeln seine kühne Stirn durchfurchten. Die Miene des Genannten war rauh und streng; sein Blick stolz und gebieterisch, seine Rede heftig und ungestüm. Wenn man die Linien, welche sich in seinem Gesichte kreuzten, aufmerksam betrachtete, so erlangte man die Gewißheit, daß er eine große Willensstärke besaß, einen gebieterischen, eifersüchtigen Charakter, wie zugleich einen unbändigen Stolz, der ihn seinen Feinden, wenn er deren hatte, höchst gefährlich machte.

Uns ist dieser junge Mann bekannt: es ist Laurentius Castero.

Als Friedrich Katwyngen in den Salon des Bürgermeisters trat, befiel ihn ein unwillkürliches Beben. Sein Auge begegnete dem Castero's und es gaben beide Rivalen sich durch den Blick, den sie mit einander wechselten, den Haß, die Eifersucht kund, welche in ihrem Innern tobten.

Von Laurentius wandten sich die Augen Friedrich's auf Maïna. Der schmerzliche Ausdruck des jungen Mädchens würde ihm hinreichenden Aufschluß über das gegeben haben, was bei dem Bürgermeister vorgegangen, wenn ihm die triumphirende Miene seines Rivals hierüber noch den geringsten Zweifel gelassen hätte. Der Sieger trotzte seinem Besiegten kühn ins Angesicht.

— „Mein Herr Katwyngen," sagte der Bürgermeister, indem er jedes der Worte, die von seinen Lippen fielen, bedächtig wog; „es ist Ihnen ohne Zweifel die hohe Gunst bekannt, welche der „Stathouder" unserer Stadt bewilligt?"

— „Mein Traum verwirklicht sich!" dachte der batavische Orpheus und verbeugte sich, zum Zeichen der Bejahung.

— „Es wird Ihnen eben so wenig," fuhr Herr Van de Pyl, in demselben wichtigen, feierlichen Tone fort, „der Wunsch unbekannt seyn, welchen unser erhabener Gast hinsichtlich Ihrer ausgesprochen?"

Friedrich machte abermals eine bejahende Verbeugung.

— „Dank unserer unterthänigsten Bitte," nahm der Bürgermeister wieder das Wort, indem er stolz sein Haupt erhob und mit einer volltönendern, mächtigen Stimme sprach, „geruhen unser erhabener Herr huldvollst, seine gute und getreue Stadt Harlem noch auf vierundzwanzig Stunden mit seiner Gegenwart zu beehren; was aber Ihnen zum ewigen Ruhme gereichen muß, ist, daß er Sie noch einmal zu hören wünscht, wenn er von Besichtigung der Arbeiten zurückkommt, welche man jetzt, auf seinen Befehl, auf der Straße von Seravena-

gue ausführt. Ich hoffe, daß Sie Ihre Anstrengung verdoppeln, und daß Sie Alles aufbieten werden, um Ihren erhabenen Zuhörer zu befriedigen. Bedürfte Ihr Eifer noch der Belebung, müßte das Feuer Ihres Genies noch entflammt werden, so würde ich hinzufügen: die Hand Maïna's ist dem bestimmt, welcher als Sieger aus diesem künstlerischen Wettkampfe hervorgeht."

— „Aber, Vater ...." wagte das junge Mädchen zu sagen.

— „Es ist fest bei mir beschlossen;" fuhr der Bürgermeister fort, indem er Maïna barsch unterbrach und ihr einen drohenden Blick zuwarf; „Du bist der Preis, welchen ich dem Günstling des „Stathouders" bestimme! Haben Sie es gehört?" fuhr er fort, sich an die beiden Virtuosen wendend.

— „Ich werde mich pünktlich auf dem Kampfplatze einfinden," entgegnete Castero, indem er seinen Kopf stolz zurückwarf; „wenn der morgende Tag nicht eben so glorreich für mich ist, als der heutige, so schwöre ich, meine Violine zu zerbrechen, und nie mehr in meinem Leben einen Bogen zu berühren!" fügte er mit lauter Stimme hinzu.

— „Was mich betrifft," rief Friedrich, „wenn ich nicht auf eine glänzende Art die Niederlage, die ich diesen Morgen erlitten, wieder gut mache, so schwöre ich, dem ehrenvollen Titel, welchen mir meine Freunde gegeben, zu entsagen, und meine Schande in fremden Ländern zu verbergen."

— „Morgen also!" begann der Bürgermeister wieder.

— „Morgen!" wiederholten die beiden Künstler, indem sie sich einen kühn herausfordernden Blick zuwarfen.

— „Morgen!" flüsterte Maïna, ihren Kopf zwischen beiden Händen bergend. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Catharina Cornaro von Lachner.) Ein Wiener Correspondent des „Morgenblattes" berichtet: „Catharina Cornaro, zweimal unter persönlicher Direktion des Komponisten aufgeführt, erlitt eine schmähliche Niederlage und verschwand nach ein paar mühseligen Reprisen spurlos von den Brettern. Die Musiker vom Fach vertheidigten den ernsten, edlen, gediegenen Charakter, den ästhetischen Werth der Oper, und wollten uns ad oculos, vielmehr ad auriculos demonstriren, die Hauptschönheiten lägen da, wo wir gähnten und fröstelten. Beiläufig gesagt, diese Herren sind immer bereit, denjenigen unter sich anzuerkennen, den das Publikum nicht aufnimmt, wogegen, als natürliche Folge, jeder herabgesetzt und bekrittelt wird, der das Unglück hat, zu gefallen, Meyerbeer so gut wie Auber, Donizetti so arg wie Rossini. Es hat sich an den Komponisten die Wahl eines gänzlich unnationalen Stoffes gerächt, — unnational, nicht weil er von einem Franzosen stammt, und auch nicht, weil er in Venedig spielt, sondern weil Gift und Dolch, Larve und Carbonarimantel niemals in der deutschen Kunst und vor einem deutschen Publikum heimisch werden können, trotz Abällino, trotz dem „Congreß von Verona." Deßwegen, nur deßwegen verarge ich's Herrn Lachner, daß er ein solches Libretto behandeln mochte. Seine Hinwendung an einen französischen Dichter, so hart sie von den wehmüthig und sehnsüchtig nach den entgangenen paar tausend Francs schielenden deutschen Textfabrikanten und Theaterreferenten ist getadelt worden, kann an und für sich weder ein Irrthum noch ein Unrecht heißen; es bleibt nur zu wahr, daß Scribe im kleinen Finger mehr Talent besitzt zu solchem Geschäfte, als alle deutschen Operndichter zusammengenommen. Herr von St. George lieferte auch, wie ich mich selbst hier überzeugt habe, an Halevy einen andern Text als an Lachner; jener, im Verein mit Leon Pillet, dem Direktor der großen Oper, und mit den vielen diesem Institut zu Gebot stehenden Kräften und Mitteln stellte, wenn nicht ein tadelloses, werthvolles Kunstwerk her, doch ein dramatisch wirksames, durch prächtige Ausstattung und Ausführung getragenes Bühnen- und Repertoire-Zugstück; dieser, Lachner, als deutscher Komponist gewissenhaft und ängstlich am Text sich haltend, preisgegeben der weisen Sparsamkeit deutscher Intendanzen und der faulen Unwissenheit deutscher Regieen, fiel mit aller Gelehrsamkeit und aller im Schweiße seines Angesichts treu vollbrachten Arbeit entschieden durch, nicht bloß in Wien, sondern in allen deutschen Theatern, wo man sein Werk zur Aufführung brachte. Es laufen darin in der That eine solche Menge schreiender Inconvenienzen und gähnender Langweiligkeiten umher, daß ein anderes Resultat kaum möglich ist. Nur eins hervorzuheben, so macht der Komponist aus einem Mordanschlag, der rasch, geheim, tückisch, dunkel vorübergaukeln muß, ein langes Bravour- und Effektterzett. Eine seiner Hauptfiguren stirbt einen ganzen Akt hindurch, das Gift im Leibe lange hin- und herschleppend, wie die Ratte im Faust. Von Stetigkeit und Fortschritt, von Farbe und Gliederung in der Handlung keine Spur. Werfen Sie nun um eine so lockere, lose, leichte Seele die ärmliche Hülle einer deutschen Theatererscheinung, und Sie werden es natürlich finden, daß ein solches Bühnengespenst nach zwei, drei Abenden einer mühseligen, schleppenden, verzweiflungsvollen Umwanderung, sich selbst und allem Publikum zur wahren Erlösung, in den Garderobe- und Manuscriptenschränken auf ewig zur Ruhe gebt."

*** (Flittart, 10. Februar.) Gestern ereignete sich hier ein auffallendes Beispiel, wie sehr der Glauben zur Heilung körperlicher Gebrechen beitragen kann. Ein Geometer der Nachbarschaft, welcher des schlimmen Wetters halber in einem Gasthause der Düsseldorfer Heerstraße einkehrte und dort seines langen Bartes halber Aufsehen erregte, wurde von einigen Kindern für den Schäfer von Niederempt gehalten. Die Nachricht wurde bald im Dorfe verbreitet, jener Wundermann sey in der Nähe, so daß Jung und Alt nach dem Gasthause rannte, daß Alles, was unpäßlich und krank war, dort eintraf und geheilt seyn wollte. Der Geometer, welcher von der Enttäuschung der Menge eben keine Freundlichkeit erwartete, sah sich bewogen, die Rolle durchzuspielen, wobei der Wirth ihn nach Kräften unterstützte, so daß er mit seinen Aussprüchen allen Gegenwärtigen genügte und drei Kranke, nach ihrer eigenen Erklärung, geheilt entließ. Um nicht noch mehr in Anspruch genommen und so endlich entdeckt zu werden, mußte der Mann die Dunkelheit benutzen, um dem Schwarme seiner Bewunderer zu entkommen, und mit seinem Winkelmesser auf heimlichen Wegen nach Hause ziehen. (Rh. u. Moselz.)

*** Im Bezirke Sargans in St. Gallen ist eine Rebe, welche an Kanaan erinnert. In der sonnigen und fruchtbaren Halde, angrenzend an den Nidberg, wo unstreitig der beste Wein im Kanton St. Gallen wächst, besitzt Hr. Altgemeinderath Balthasar Wachter in Mels eine einzelne Rebe, welche letztes Jahr 1666 Trauben getragen, aus welcher 3 Eimer Wein gekeltert wurden; freilich waren diese Trauben nicht so groß, wie eine einzelne solche von Herrn Major Oberli in Mels, welche $3^1/_2$ Pfd. wog. Obige Rebe steht in einem Dickicht verschiedener Gesträuche und windet sich frei durch dieselben hinauf, sie wird weder geschnitten noch geheftet, auch wird nichts daran gearbeitet, einzig im Herbst wird die reiche Ernte von ihr abgelesen. Anno 1835 war der Ertrag dieser Rebe noch um zwei Drittheile größer, als dieß Jahr, indem circa 5 Eimer von ihr gewonnen wurden.

*** (Eine entsetzliche Durchschnittsrechnung.) Zu Hull in England fand kürzlich eine Zusammenkunft von Schiffsrhedern Statt, um über eine vom Capitän Fitzroy

ins Unterhaus gebrachte Bill zu berathschlagen. Dieser für die Kauffahrteyschifffahrt wichtigen Bill zufolge, soll hinfüro Niemand, der nicht ein Competenzzeugniß von Seiten einer nautischen Prüfungscommission beibringt, die Stelle eines Oberschiffers oder Steuermannes in der englischen Kauffahrteymarine bekleiden dürfen. In gedachter Versammlung wurden unter andern folgende merkwürdige Angaben zur Sprache gebracht: Dermalen sey in der britischen Kauffahrteymarine ein stärkerer Begehr nach Ober- und Unterschiffern als je, und innerhalb der letzten Jahre wären mehr Schiffe zu Grunde gegangen als früher. Von 1805 bis 1815, habe mit Einschluß des See- und Wetterrisicos, der durchschnittliche Verlust an Handelsschiffen binnen Jahresfrist, Ein Fahrzeug täglich betragen; von 1815 bis 1825 habe sich dieser Durchschnittsverlust auf vierthalb Schiffe täglich gestellt, und sey von 1826 bis 1832 wieder auf zwei Kauffahrer täglich herabgegangen. Die Mehrzahl dieser Zehntausende von Schiffsuntergängen müßte der mangelhaften Kenntniß und Erfahrung der Ober- und Unterschiffer beigemessen werden! (Wiener Zeitschrift.)

*** (Berlin.) Die Haude und Spenersche Zeitung vom 14. Februar enthält einen längeren Bericht über die Zunahme von Diebereien, der mit folgenden merkwürdigen Worten anfängt: „Wir — oder richtiger gesagt unsere Diebe und Spitzbuben machen in neuester Zeit so reißende Fortschritte u. s. w.“

*** In Paris wird jetzt mit einem ungeheuren Pomp Schiller's „Jungfrau von Orleans“, in einer Uebersetzung von Desnojette, einstudirt. Die Rachel spielt die Jungfrau. Der Krönungszug soll auf 50,000 Fr. zu stehen kommen.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

II. Dingelstedt und die Wiener Journalistik.

„Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens.“ Wollte Gott, diese Worte unsers seligen Börne hätten dieselbe prophetische Kraft, wie so viele seiner lebenskräftigen und geistdurchdrungenen Epigramme, die uns geweihte Orakelsprüche geworden sind für Gegenwart und Zukunft. Wenn das frei herausgesprochene Wort nicht verhallt, sondern Anklang finden muß, früher oder später, so wird das W. W., das Dingelstedt in der Allgem. Zeitung über unsere Journalistik gerufen, keine Stimme in der Wüste seyn, die ungehört verklingt, sondern ein mächtig mahnender Aufruf, dem in der Seele jedes aufrichtig Denkenden ein siebenfaches Echo antwortet. Dingelstedt's W. W. ist ein hartes, aber — wahres Wort. Ja, wir kleben noch immer am alten Sauerteige, wir verdumpfen in unsern verrosteten Systemen, und verknöchern in althergebrachten Formen, wir werden siech bei unsern Stabilitäts-Normen, während sich draußen Alles frei, frisch und fröhlich regt und tummelt, und trotz dem Parteigewirre eine erhebende Perspective sich öffnet in eine schöne und lichtvolle Zukunft. Warum ist es nicht auch so bei uns? Das W. W. gibt euch Antwort. Wir wußten zwar selbst schon lange recht gut, woran es fehlt; aber einerseits hielt falsche Scham uns ab, ein aufrichtiges Confiteor zu beten, und andererseits wollte Keiner das Kreuz auf sich nehmen, und das Wort aussprechen, das in allen Seelen bebte, auf allen Lippen zitterte, um dafür als Dank ein: Kreuziget ihn, hinzunehmen. So warteten wir von Stund' zu Stund und harrten und hofften auf einen glücklichen Zufall für das Werk der Erlösung. Da kam Dingelstedt und wurde unser Messias. Er schrieb sein W. W. vom 8. Januar, das ich mit Wahrheit, Wirklichkeit interpretire. — Es war die höchste Zeit; es that Noth, sehr Noth; denn unsere Journalistik liegt so im Argen, daß man Jeremiaden darüber anstimmen könnte. — Politische Raisonnements suchen wir in ausländischen Blättern, die unsere Zustände besprechen, erläutern, und zwar gewiß besser, als es unsere Organe thun würden, wenn man ihnen einmal den humoristischen Streich spielte, das Feld der politischen Discussionen frei zu geben. Welcher Unsinn würde da zu Markte gebracht! Welche himmelschreiende Divergenz von Meinungen und Ansichten über die heiligsten Dinge und gewichtigsten Fragen, wenn man sich nicht einmal über eine arme Schauspielerin eine unbefangene Meinung herausbilden kann. Besser, daß es so ist; wie es ist. Das Politische bleibe uns ein ewiges pium desiderium, eine Tantalusfrucht, eine terra incognita. — Nun sollte man doch denken, da uns die Haupt- und Staats-Actionen nicht in Anspruch nehmen, so hätten wir um so mehr Muße, uns in den schönen Wissenschaften zu vervollkommnen, und darin Werthvolles zu produciren. Da will ich nicht läugnen, daß unsere besseren Journale hierin manches Gute leisten. So bringen Bäuerle's Theaterzeitung und Witthauer's Zeitschrift manche hübsch und interessant geschriebene Novelle; letztere auch gewählte, und manchmal herrliche Gedichte von den besten Kräften. Frankl's Sonntagsblätter leisten, so jung sie sind, Anerkennungswerthes, und haben, was sehr lobenswürdig, der bildenden Kunst und ihren Interessen ein Asyl geöffnet. — Eine Branche der Literatur aber, — und ich meine, sie ist keine unwichtige — wird von allen unsern Blättern insgesammt vernachlässigt: Kritik und Literar-Historie. Wir haben kein einziges Blatt, — „ich spreche ein großes Wort gelassen aus“ — das hierin auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen könnte. Wir haben, um mit Einem Worte Alles zu sagen — gar keine Kritik! Und doch ist diese negative Seite der Literatur unentbehrlich, soll sie nicht schief und einseitig werden. Ohne Kritik kann jede einfältige Hypothese festen Fuß fassen; kann jede alberne Floskel, die wohltönend und klingelnd auftritt, den einfachen, gedankenreichen Satz verdrängen; erst die Kritik lehrt uns den geistigen Reichthum kennen, den wir besitzen, prüft und scheidet im Läuterungsprozesse das Gold der wahren und mannhaften Gesinnung von Similor der aufgeblasenen und dünkelhaften Wortmacherei. — Haben wir eine solche Kritik? Wir haben keine. Wir haben Referate über neue Komödien, wir haben Recensionen über die Vorstadtpossen, Didaskalien über Pantomimen, Concertberichte, Ballanzeigen und Wirthshauskritiken, — die Literatur aber wird als Stiefkind behandelt. Man gönnt ihr kaum in der letzten Spalte einen kleinen Raum unter der allgemeinen Ueberschrift: Literarisches, und da nur, wenn die Tagsnotizzen nicht zureichen, die leere Seite auszufüllen; sonst, wenn der Novitätenbecher überfließt, wird ihrer mit keiner Sylbe gedacht. So steht es mit der literarischen Kritik. — Könnte man die Bühne füglich ignoriren, und forderte nicht die Gewohnheit des Publikums, die immer als Hauptrichtschnur für alle journalistischen Bestrebungen angesehen wird, daß man nach je 48 Stunden eine Recension über jedes neue Stück abliefere, wäre ferner nicht bisweilen ein klingendes Interesse mit im Spiele, so blieben auch die Theater-Referenten auf der faulen Haut liegen, und kümmerten sich nicht, ob das deutsche Drama in den letzten Zügen liegt oder reconvalescirt. Die Redacteurs aber würden sich damit begnügen, ihr sogenanntes Feuilleton ganz besonders heraus zu putzen, d. h. aus den Zeitschriften aller Weltgegenden die ganz kleinen Notizchen, deren Autorrecht man nicht anfechten kann, weil es nicht der Mühe werth ist, die wenigstens 30 Mal schon nachgedruckt, und daher Gemeingut geworden sind, nochmals nachzudrucken, oder in der Kunstsprache ausgedrückt, noch weiter zu verbreiten. (Schluß folgt.)

Physikalischer Verein.

Samstag, den 18. Februar: Ueber die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Licht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Februar. Humoristische Studien, Lustspiel in 2 Aufzügen von Lebrun. Hierauf folgt: Hampelmann im Eilwagen, Lokalposse in 5 Bildern und 1 Akt.

Montag, den 20. Februar. Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky (neu einstudirt): Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 50. 19. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Tag hindurch sah man die Messe von Saint-Germain von einer ungeheuern Menschenmenge wimmeln. Alt und jung, reich und arm, niedrig und hoch, ganz Paris nach allen seinen Nuancen sah man hier versammelt. Am Abende jedoch trat die eigentliche Glanzperiode ein; nach acht Uhr verschwanden die Kappen und wollenen Gewänder, um den gestickten Mänteln der Herren vom Hofe und den prächtig garnirten Roben der schönen Damen Platz zu machen. Der König selbst verschmähte nicht, manchesmal die Messe zu besuchen.

An diesem Abende besonders war die Messe herrlich. Die höchste Noblesse hatte sich eingefunden: die Herzogin von Luynes mit ihrem Gemahl; die Damen von Nesle, von Maulevrier, von Séringny und hundert Andere, welche von den Herren von Grammont, Nocé, Puymaurin, Chatillon, d'Escars umschwärmt waren, nahmen die Mitte des reichen Marktes ein, wo sich die Läden der Goldarbeiter, Maler, Porzellainverkäufer, Bandkrämer und Leinwandkaufleute befanden. Es war ein buntes Gemenge von brillanten Gewändern. Keiner von den Siebenzehn fehlte.

Die Siebenzehn waren eine Gesellschaft von jungen stattlichen Herren, stolz und edel wie der König selber; Schwärmer, Spieler, Abenteurer; verschmitzt wie der heilige Georg, herrlich und reich wie Crösus, prahlerisch wie Alcibiades, weder Gott noch Teufel fürchtend, vergeudeten sie ihr Leben im Hirschpark und ihr Geld beim Pharo. Der Schnitt eines Wamses, die Farbe eines Mantels, die Zeichnung einer Stickerei waren für sie Dinge von der größten Wichtigkeit, und ganz allein im Stande, ihren Geist in Anspruch zu nehmen.

Uebrigens gaben sie den Ton an, sogar bei Hofe huldigte man den Gesetzen der Siebenzehn im Fache der Mode. Die Frauen waren vernarrt in sie, die Ehemänner fürchteten, andre junge Gecken beneideten sie. Sie bildeten eine förmliche Innung, einen Freundschaftsverein und Einer leistete dem Andern Hülfe, oder Alle standen für Einen und umgekehrt, sobald sich eine Gelegenheit dabot.

Indessen erschienen die beiden Frauen vom Quai der Ferrailleurs auf der Messe. Marie, furchtsam und erschrocken bei dem großen, glänzenden Volksgedränge, drückte sich fester an ihre Begleiterin.

Als sie die Stände der Goldarbeiter erreicht hatten, konnte die Kleine nicht umhin, unwillkürlich einen Schrei des Erstaunens auszustoßen. Auf allen Seiten schimmerten und brannten, im magischen Glanze kristallener Lampen, Edelsteine und reiche Stoffe mit Perlenstickerei von Gold- und Silberperlen, die weit her von Indien gebracht worden; Juwelen, Uhren Ketten und Schmuck aller Art. Jeder Laden war mit großen eingerahmten Spiegeln behangen, auf die mannigfaltigste Weise verziert, vergoldet und ausgeschmückt. Marie war ganz Auge, sie sah nichts als all diese tausend Herrlichkeiten; ein fantastischer Traum schien sie zu umfangen.

Diesen Augenblick benützend, trennte sich der Graf von Marcillac von dem Marquis von Chateaugay und auf ein Zeichen von diesem versammelten sich die Siebenzehn auf einem Haufen. Ein wirrer Zank begann und die Volksmenge drängte hin und her; ohne daß sie es nur bemerken konnte, fand sich Marie von ihrer Begleiterin getrennt. Das arme Kind irrte erschrocken mitten im Haufen umher; da trat Marcillac bescheiden zu ihr hin.

— „Fürchten Sie nichts, mein schönes Kind," sagte er ehrfurchtsvoll. „Nehmen Sie meinen Arm und im Augenblicke sind Sie aus dem Gewühle."

Als Marie den Grafen sah, konnte sie ihre Freude nicht verbergen und nahm vergnügt den dargebotenen Arm.

— „O, ich bin gerettet, ich bin sicher," sagte das Mädchen, „wenn Sie bei mir sind." Ihre Hand erwiederte leise den Druck jener des galanten Ritters, der sie weit ab von dem Gedränge führte. „Wohin wollen Sie mich führen?" frug sie ängstlich, als sie bemerkte, daß Marcillac mit ihr quer über den Quai der Goldarbeiter ging. „Ich muß über die Brücke, meinen Vater aufzusuchen, da ich meine Begleiterin verloren habe."

— „Der Weg ist noch weit, Maria; die Straßen sind in dieser Zeit nicht sicher. Steige in diesen Wagen."

— „Nein, nein — ich bitte um Alles — haben Sie Mitleid!"

Allein die Worte des Mädchens verhallten in der Luft. Marcillac hob sie schwebend in den Wagen, der nahe am Ufer des Flusses stand.

Marie stieß einen lauten Schrei aus, und in dem Augenblicke, in welchem Marcillac den Schlag der Chaise verschloß, erschien die Bürgerwache auf dem Platze; sie hatte den Hülferuf eines Weibes vernommen, und die braven Bürger der guten Stadt Paris beeilten sich, ihr Hülfe angedeihen zu lassen.

Marcillac drängte den Kutscher, zu fahren; schon war die Carosse von Wache umringt, da ertönte plötzlich von einer andern Seite das Geschrei: „Diebe, Diebe!" Und wirklich sah man einige Individuen so schnell als möglich die Flucht ergreifen.

Dieser Umstand rettete den Grafen; die Wache wandte sich nach jener Seite.

— „Galopp! Galopp!“ schrie Marcillac, und die Pferde flogen wie im Sturme mit dem glücklichen Räuber und seiner schönen Beute dahin. (Fortsetzung folgt.)

Spiel der Liebe und des Zufalls.

Ein junger Irländer, Namens Patrick O'Flaherty, dessen ganzer Reichthum in dem ansprechenden, gutmüthigen Aussehen bestand, welches man nicht selten bei seinen Landsleuten trifft, hatte zu Dublin eine reizende Irländerin geheirathet, die, wie er, mehr von der Natur, als von dem Glücke begünstigt war. Da Beide sich aus Neigung mit einander verbunden, so lebten sie wohl Anfangs sehr glücklich; kaum aber war die Seeligkeit der Flitterwochen vorüber, so stellte sich der Mangel bei dem jungen Paare ein, und ließ dasselbe all' seine Bitterkeit und Herbe fühlen. Madame O'Flaherty hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Putze, der wohl bei bejahrteren Personen lächerlich erscheint, einer jungen, reizenden Frau aber leicht zu verzeihen ist. Der Verdienst ihres Mannes, der weiter nichts als Commis bei einem reichen Leinwandhändler zu Dublin war, reichte nicht hin, ihren kostspieligen Hang zu befriedigen und bald störten häufige Zwistigkeiten den ehelichen Frieden. Patrick, der diesen Zustand nicht mehr ertragen konnte, ließ seine Frau im Stich und begab sich nach Manchester, wo er bald Beschäftigung fand. Nachdem er dort mehrere Jahre gearbeitet, gelangte er in den Besitz eines kleinen Vermögens, mit welchem zugleich sein Ehrgeiz erwachte. Da er sowohl seinen Namen, als Aufenthalt verändert hatte, so hielt er sich auch jeder Verpflichtung gegen seine Frau überhoben und gewöhnte sich allmählig an den Gedanken, daß er ohne Umstände wieder zu einer zweiten Ehe schreiten könne. So warf er sein Auge auf die einzige Tochter eines reichen Banquiers von Manchester, Miß Elisa Bradshaw, eine junge, liebenswürdige Schöne von siebzehn Jahren, den Abgott ihrer Eltern. Es gelang dem Irländer, in der Familie seiner Erwählten Eintritt zu erhalten und er suchte nun die Liebe der reizenden Miß zu gewinnen. Dies fiel ihm leicht, indem das Herz der Miß sehr empfänglich war. Da nicht vorauszusehen, daß die Eltern in die Verbindung willigen würden, und außerdem O'Flaherty seine guten Gründe hatte, die vor Abschluß eines ehelichen Bündnisses üblichen Formen zu umgehen, so überredete er die junge Schöne, die noch der Zauber der ersten Liebe gefangen hielt, mit ihm heimlich nach Schottland zu fliehen, wo der Schmied von Greina-Green sich beeilen würde, sie durch ein unauflösliches Band zu vereinigen. Der in solchen Fällen nöthige Wagen stand bereit und bald (es war im Dezember vorigen Jahres) befand sich unser flüchtiges Paar unterwegs auf der Straße nach Greina-Green an den Grenzen Schottland's. Ihre Reise wurde durch keinen Unfall gestört und sie gelangten ohne irgend ein Hinderniß an die Thüre des Schmieds. Da derselbe gerade nicht zu Hause, so führte man das junge Mädchen in das Vorzimmer und O'Flaherty, welcher vor Ungeduld brannte, die Trauung mit seiner Geliebten vollzogen zu sehen, machte sich gleich auf, um den Meister der Eheschmiede zu suchen, dessen Ausflüge sich auf den Besuch der Schenke „zum Panther“ beschränkten, welche in dieser Gegend wegen der Güte ihres Bieres und ihrer sonstigen Getränke berühmt war.

Während der Zeit, da O'Flaherty seine ganze Beredtsamkeit aufbot, den Schmied von Greina-Green zu bewegen, sich von seiner Flasche und der Unterhaltung mit Mistreß Snap, der Wirthin „zum Panther“, zu trennen, kam pfeilschnell eine andere Postchaise vor dem allgemeinen Kopulationsbureau in Greina-Green angefahren. Ein Gentleman von nobler Haltung und eine Dame, deren Gesicht unter einem schwarzen Spitzenschleier verborgen war, stiegen aus dem Wagen und wurden höflichst empfangen; man führte sie in dieselbe Stube, wo bereits das reizende Mädchen von Manchester wartete.

Der Schmied der Ehefesseln hatte sich indessen, wenn gleich mit großer Ueberwindung, dem Zauber seiner Flasche wie der Unterhaltung der Frau Snap entrissen; er folgte endlich O'Flaherty und sprach, indem er dessen Ungeduld zu mäßigen suchte, zu demselben: „Ich sehe wohl an Ihrem Ungestüm, daß Sie aus Irland sind, aus jenem Lande, welches ich verehre; die Irländer sind meine besten Kunden; sie finden sich dutzendweis bei mir ein. So wie es mir Vergnügen macht, sie bei mir zu sehen, so freut es sie, von mir so schnell befördert zu werden und wir sind Beide vollkommen zufrieden mit einander. Seyen Sie daher ohne Sorgen. Sie werden getraut seyn, ehe Sie sich dessen versehen!“

O'Flaherty verging fast vor Ungeduld, während er dieses Geschwätz anhören mußte und dem Schmied folgte, der so langsam wie eine Schnecke ging. Der arme Glücksritter ahnete nicht im Entferntesten die Katastrophe, von welcher er bedroht war. Die schöne Dame, die er in der letzten Postchaise so rasch hatte vorbeifahren sehen, war seine eigene Frau, Mistreß O'Flaherty selbst, von einem englischen Offizier begleitet. Die Erkennungsscene war äußerst rührend. „Er ist's!“ — „Sie ist's! — „Es ist mein Mann!“ — „Es ist meine Frau!“ — Mistreß O'Flaherty wurde ohnmächtig, wie nicht anders zu erwarten stand. Nachdem sie wieder zum Bewußtseyn gekommen, konnte sie sich einer Erklärung von ihrer Seite nicht entziehen.

Schon waren fast drei Jahre seit der Flucht ihres Gatten verflossen, als Mistreß O'Flaherty, welche noch in jugendlicher Frische und Schönheit blühte, von einer alten Tante nach London gerufen ward, der Wittwe und einzigen Erbin eines reichen Kaufmanns der City. Da seitdem Mistreß O'Flaherty nichts mehr von ihrem Manne hörte, so hielt sie ihn für todt und entschloß sich endlich, den zärtlichen Betheuerungen eines jungen Offiziers der reitenden Garde Gehör zu schenken, dessen kriegerische Haltung und interessantes Aussehen sie bezauberten. Die alte Tante war eine strenge Methodistin, die einen unüberwindlichen Abscheu vor den Soldaten hegte, welche sie für Freigeister ansah, denen die Freuden dieses Lebens mehr am Herzen lägen, als ihre ewige Seligkeit. Da unsere beiden Liebenden die Hoffnung aufgeben mußten, je die Einwilligung der Tante zu erhalten, so schlugen sie den Weg nach der Schmiede von Greina-Green ein, wo sie sich jetzt befanden.

O'Flaherty hatte sich selbst so viele Vorwürfe zu machen, daß er mit der Erklärung seiner Frau zufrieden seyn mußte. Auch ermangelte diese nicht, hinzuzufügen, daß im Verlaufe der Zeit ihre Ehre nicht die mindeste Verletzung erlitten und daß sie nicht ein Haarbreit von dem Pfade der Tugend gewichen sey. O'Flaherty schenkte der Versicherung seiner Frau frommen Glauben oder stellte sich wenigstens, als wenn er glaube, was hier im Grunde auf Eins hinausläuft. Die Männer können in kritischen Fällen nichts Besseres thun, als glauben.

Während dieses Hin- und Herredens gerieth aber die junge Schöne von Manchester in die äußerste Wuth. Sie überhäufte ihren Reisegefährten mit bitteren Vorwürfen: „O der Schändlichkeit! Mich so zu hintergehen!“ rief sie. „Was soll ich anfangen? Wie kann ich es wagen, meiner Familie wieder unter die Augen zu treten? Ich bin ohne Rettung verloren; allein, fern von meinem Vaterlande“, fuhr sie unter einem Strome von Thränen fort, „wer wird mich beschützen?“

„Ich werde es!“ rief Herr Barton, der Gardeoffizier,

dessen wir bereits erwähnt haben und welcher nicht ohne Rührung und Staunen den Schmerz und die Schönheit des jungen Mädchens anzusehen vermochte. „Ich biete Ihnen Herz und Hand! Nehmen Sie sie furchtlos hin, als das Geschenk eines ritterlichen Mannes: die Uniform, die ich trage, bürgt Ihnen für mein Wort."

Auch Elisa hatte ihrerseits mitten unter Thränen mit der angenehmsten Ueberraschung die elegante Tournüre und das vortheilhafte Aeußere des englischen Offiziers bemerkt und fühlte sich bald zu seinen Gunsten gestimmt. Ihre Lage war übrigens sehr bedenklich; die Zeit verstrich; manche erfahrene Dame hätte unter gleichen Umständen eben so gehandelt, wie das junge Mädchen, das nach einigem Zaudern den Schutz des Herrn Barton erröthend annahm.

Der Schmied, welcher sich auf zwei Trauungen Hoffnung gemacht hatte und nun befürchtete, nicht einmal eine vornehmen zu können, ging schnell an's Werk und vermählte die beiden Liebenden in aller kanonischen Form.

Die beiden Paare, mit ihrer neuen Lage vollkommen zufrieden, verfügten sich in das Wirthshaus „zum Panther", wo sie sehr freundlich von Miß Snap aufgenommen wurden, die schon Alles wußte, was in der Schmiede vorgegangen und daher von Zeit zu Zeit Augen und Hände staunend gen Himmel erhob. Ein herrliches Abendessen und gute Betten standen bereit; denn Mistreß Snap war eine besorgte Wirthin und hielt auf Ordnung in ihrem Geschäfte. Alle waren sehr vergnügt und man bemerkte am andern Morgen in den Augen der Madame Barton keine Spur mehr von Thränen, die sie geweint.

Hier schließt das Journal aus Wales, der „Oakhampton's Herald", dem wir die Erzählung entnommen. Die abentheuerliche Geschichte könnte, je nachdem man sie von dieser oder jener Seite auffaßte, den Stoff zu einem ernsten Drama oder einem heitern Vaudeville liefern. Mögen die, welche sich zu dramatischen Dichtungen berufen fühlen, dem Schmied von Greina-Green nachahmen und das Eisen schmieden, da es noch heiß ist.

Der passendste Titel des Melodrama's oder des Vaudeville's würde wohl seyn: „Das Spiel der Liebe und des Zufalls." A.

Tabletten.

*** (Ein Brief des Kaisers von China an Victoria, die Königin von England.) Der chinesische Kaiser hat, nachdem er mit England Frieden geschlossen und mehrere Mill. Thlr. Kriegsentschädigung bezahlt hat, von der Universität Oxford honoris causa den Doctortitel erhalten. Se. himmlische Majestät hat nun, um sich zu revanchiren, ein höchst artiges Brieflein auf Seide geschrieben, durch den Gesandten Fi-so-fu nach London an Victoria geschickt, welches also lautet: „Ich selbst, Alleinherrscher des himmlischen Reiches, Kaiser aller Chinesen auf dieser Erde, Schatten Gottes ꝛc., habe mit einem gnädigen Auge auf das von deinen Schreibern mir geschickte Eselsfell herniedergeblickt und daraus ersehen, daß du mit deinen röthlich haarigen Kindern zur geziemenden Ehrfurcht und dem Versprechen der Besserung zurückgekehrt bist. Damit der Erdkreis sich überzeuge, daß ich voll Erbarmen bin, habe ich Frieden gemacht; ihr könnt ruhig fortleben auf der Nebelinsel und sollt nicht mehr ausgerottet werden, wofern deine Ausgelassenheit gegen mich für immer ein Ende nimmt. Ich werde mein Wort gewiß halten. Ich habe befohlen, deine Kinder nicht mehr rothborstige Barbaren zu nennen und ihnen keinen Schrecken einzujagen; sie sollen kommen und Handel treiben, damit sie Thee trinken und ihr unglückliches Daseyn fristen. Wenn sie ferner nicht mehr freveln und meine Städte durch ihre verbrecherische Unklugheit mit großen Kugeln zerstören, so soll ihnen gestattet seyn, unter guter Bewachung in die Mitte des Reiches einen Blick zu thun und von Weitem den Schatten meiner Weisheit zu bewundern. Es ist noch nicht zu spät, und wenn sie ernstlich bereuen, so können sie nützliche Lehren bekommen und Kenntnisse sammeln. Ich habe Fi-so-fu befohlen, dich zum Geschwisterkind des großen Bären und zur Schwester des Saturn zu ernennen; gleichfalls den Knopf der Auszeichnung mit der Schleife, einen Kamm der Ehre und einen Tabacksbeutel zur Aufmunterung zu überreichen. Möge es dir nie an Thee fehlen und deine Füße immer kleiner werden. Meine Gnade ist sehr groß! Ein höchst eigenhändiges und großmüthiges Schreiben! Beachte das!" (Agram. Z.)

*** (Köln, 15. Februar.) Das gestern begangene Erinnerungsfest zur Feier der ersten Wahlversammlung des Dombauvereines hat bei allen Anwesenden den erfreulichsten und erhebendsten Eindruck hervorgebracht. Der große Saal im neuen Kuhberge, der, auf das geschmackvollste decorirt, einen wirklich prächtigen Anblick darbot, war überfüllt. Advocat-Anwalt Blömer hielt eine Rede, welche auf die Bedeutung des Tages aufmerksam machte und in allen Anwesenden den Entschluß befestigte, in dem frommen Eifer, mit dem sie bisher das große Werk des Dombaues nach Kräften gefördert, nicht nachzulassen, bis das erhabenste Denkmal deutscher Baukunst zur Ehre Gottes in seiner vollen Herrlichkeit vollendet dastehe. Dem Geist der Rede entsprach das schöne Lied, welches Dr. Pfarrius zu der Feier gedichtet hatte und das zum Schlusse der ersten Abtheilung des Festes von allen Anwesenden mit gesungen wurde. Wir können es uns nicht versagen, die folgenden beiden Strophen mitzutheilen, die für den frommen Sinn des Ganzen bezeichnend sind:

Herrscher, der du thronest über Zeit und Raum,
Dir ein Haus zu bauen, ist's nicht Kindestraum?
Schlößen seine Bogen Pol und Pol auch ein,
Wär' für deine Größe doch der Bau zu klein.

Doch du missest anders, was ein frommer Muth,
Ein getreuer Eifer, dich zu ehren, thut;
Löschest deines Kleides sengend Feuer aus,
Steigst zu uns hernieder in das kleine Haus.

Der zweite Theil des Festes wurde ganz durch Instrumental-Musik und Gesang ausgefüllt. (Köln. Z.)

*** (Der Jesuit.) Ohnlängst fand der Pfarrer von Raimbeaucourt, als er Abends nach Hause kam, zu seinem höchsten Erstaunen vor seinem Kaminfeuer ein Individuum sitzend, das sich mit der größten Behaglichkeit wärmte, indem es seine Füße von oben bis unten rieb und dazu ein Art Lied trillerte; es that so ungenirt, als wenn es an seinem eigenen Heerde säße. „Ich bin im Begriff, in den Jesuitenorden zu treten," sagte der Fremde, „und habe ein Gelübde gethan, auf der Reise, welche ich nach dem Orte meiner Bestimmung mache, nie in Wirthshäusern zu logiren; ich übernachte nur bei Geistlichen." — „Bei mir werden Sie indessen nicht logiren!" entgegnete der Pfarrer. — „Und warum, geliebter Mitbruder?" — „Weil ich Nachts nur Leute bei mir aufnehme, welche ich kenne, und Sie sind mir gänzlich unbekannt." — Der entschiedene Ton, in welchem der Pfarrer diese Worte sprach, wie der scharfe, durchdringende Blick, von welchem sie begleitet waren, imponirten dem Vagabunden so, daß er schon im Begriff war, sich zu entfernen. „Sollte ich mich indessen irren," fuhr der gute Pfarrer fort, „und sind Sie wirklich unglücklich und ohne Aufenthalt, so erbiete ich mich, Sie in ein Gasthaus zu führen und

dort Ihr Schlafgeld und Ihre Zeche zu bezahlen." Der Fremde nahm den Vorschlag an und als der Pfarrer, einige Stunden später, sich nach seinem Gaste erkundigen wollte, sah er den angeblichen Jesuiten vor einer derben Portion Schweinebraten sitzen, welche er mit großem Appetite verspeißte, obgleich es Freitag war. Des andern Tages in aller Frühe war unser After-Jesuit, welcher ohne Zweifel irgend ein peinliches Zusammentreffen mit den Gendarmen oder den Feldschützen befürchtete, zu Raimbeaucourt unsichtbar geworden. (Patriote de Saône-et-Loire.)

⁂ (Zürich.) Die fruchtbare Bühnen-Dichterin Charlotte Birch-Pfeiffer (die demnächst wieder ein Schauspiel von Stapel lassen wird, dessen Held ein — Zwerg ist) wird nach Niederlegung der hiesigen Theater-Direktion die Schweiz verlassen und in Deutschland ganz ihrer dramatischen Muse leben.

⁂ Auf dem letzten Maskenball im k. Hoftheater zu München wollte ein Herr einer anwesenden weiblichen Maske Gefrornes kaufen. „A Sie", sagte die Maske, geebens ma den Zwölfer, is ma lieba, als was Gfrorns." (Nur nobel!)

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

II. Dingelstedt und die Wiener Journalistik.

(Schluß.)

So verhält es sich mit unsern einheimischen Journalen; die leidige Notizelei hat sich unserer sämmtlichen Blätter so ausschließlich bemächtigt, daß sie vor lauter Geschichten, Tagebegebenheiten, Anekdoten, Bonmots und dergleichen Zeitvertreibungskram gar nie zu Athem kommen, um ein wenig seitwärts schauen zu können, und das trostlos brach liegende Feld der Literatur und Kritik nur nothdurftig zu cultiviren. Journale, die an der Stirne den Titel: Originalblätter für Literatur und Kunst führen, geben Bücheranzeigen als Kritik, die kaum besser sind als die Buchhändler-Annoncen in den Intelligenzblättern. Eine gründliche, vorurtheilsfreie und würdige Kritik gehört bis jetzt noch immer in die Legion der frommen Wünsche, und aufrichtig gestanden, wir könnten in dieser Hinsicht, ohne unserm Patriotismus im Geringsten etwas zu vergeben, noch Mancherlei vom Auslande lernen. Eine ausgezeichnete Ausnahme machen freilich unsere trefflichen „Jahrbücher für Literatur", allein das Voluminöse und Seltene ihres Erscheinens hemmt die lebhaftere Wechselwirkung auf das Publikum, das täglich angeregt werden will; noch mehr aber der ernst-wissenschaftliche Ton, und die streng-gelehrte Richtung, die ihnen zur Basis dienen, und sie daher für den Literaten vom Fach wohl äußerst schätzbar machen, weniger nützlich und zweckmäßig aber für den Laien. In den übrigen literarischen Organen werden kaum Werke inländischer Autoren angezeigt und besprochen; gegen außerösterreichische aber ist eine hermetische Grenzsperre eingeführt, und es ist kein Wunder, wenn das Ausland, d. h. das übrige Deutschland, mit schelen Augen auf uns sieht, und unsere Unmündigkeit bei den literarischen Spruchgerichten beanstandet. — Das sind die klaffenden Wunden unserer Journalistik; und weil Dingelstedt mit klarem Auge, mit durchdringendem Blicke diese Schäden erkannte, mit offenen und wahren Worten sie zur Sprache brachte, weil er das Salomonische Siegel, das auf unsere Lippen gelegt war, brach, die Gedanken, die alpschwer unsere Brust drückten, loslöste und sie in beflügelten Worten hinaussandte in alle Welt — macht man ihm Indiscretion und Gott weiß! was noch zum Vorwurf. Gegen kleine Plänkeleien in Correspondenzen, und leicht hingeworfene Pikanterien auswärtiger Blätter war man längst gleichgültig geworden; dergleichen Nadelstiche ritzten kaum mehr die dicke Haut der Wiener Redacteure, und afficirten ihre starken Nerven nicht im Geringsten. Aber daß ein Weltblatt, wie die Allgem. Zeitung, in freier Rede und mit klaren, offnen, ernsten Worten diese Angelegenheit bespricht, daß sie den Verfall nicht der Censur, die immer das Bad ausgießen soll, sondern denen Herren Journalisten direkt zur Last rechnet, das brachte sie ein wenig in den Harnisch. Ja dieses W. W. schlug wie ein Blitz aus heitern Himmel in die sorglos vergnügliche und friedlich schlummernde Welt der Redacteure und Mitarbeiter. Es war ein feuriger Funke, geworfen in losen Zunder; eine Brandfackel, geschleudert auf Strohdächer — sie zündeten im Nu, flammten auf, und verzehrten sich im Glüh'n. — Wir erlebten sogar eine Revolution en miniature in der Papierwelt. Die conservativen Köpfe unserer Journalisten, die sich in ihren Gewohnheitsrechten und ihrer Gemüthsruhe verletzt fühlten, ihr Monopol, das Publikum zu beschäftigen, angegriffen fanden, und für ihre materiellen Interessen fürchteten, wackelten bedeutend. Alsogleich conspirirte die Sumpf-Parthei gegen den Berg. — Als sie endlich gar lasen, wie der Schreiber des W. W. einen Plan in petto hätte, mit welchem er ein Journal in loco für den gebildeten Mittelschlag unsers Publikums mit Erfolg zu gründen wüßte, da sahen sie in ihm außer dem Ruhestörer auch noch den Rivalen, sie fürchteten neue Concurrenz, in einer schwachen Stunde kam der Brodneid über sie, sie sahen schon im Geiste, wie er ihnen ein Dutzend Abonnenten nach dem Andern vor der Nase wegschnappte, sie kamen in gelinde Wuth, blaßer Schrecken und eine kleine Verzweiflung bemächtigten sich ihrer, sie setzten sich hin, deklamirten: Nun recke sich jede Feder empor zu Grimm und Verderben, — und beschlossen, den W. W.-Mann geistig todt, mausetodt zu schlagen! — Zwei versuchten es allsogleich; aber sie hatten Malheur, und schlechten Erfolg. Der Eine hielt einen kleinen Sermon, mit bedeutender Moral versetzt, im schönsten Predigtstyle; trat mit gesenktem Kopfe und scheinheilig verdrehten Augen vor das Publikum hin, und sprach, wie der Pharisäer im Evangelio: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Dingelstedt; der Andere aber wurde grob, persönlich und ließ „polemische Raketen" steigen, die aber nicht hoch gingen, und gleich verpufften. Der Erstere ist Hr. Ebersberg, Redacteur des Wiener Zuschauers, eines Journals für literarische Wickelkinder, das Räthsel und arithmetische Aufgaben zum Lösen bringt, sich außerordentlich viel auf seinen „sittlichen" Gehalt zu gut thut, und jedes Quartal anzeigt, daß es bereits wieder einen „besonnenen Fortschritt" gemacht habe, z. B. der österreichische Zuschauer heißt von nun an: Wiener Zuschauer, oder die Titel der Aufsätze werden jetzt mit schiefen Lettern gedruckt, die Notizen mit größerer Schrift, besseres Papier u. s. w. — Als pädagogischer Schriftsteller hat Hr. Ebersberg Verdienste, das kann man nicht läugnen, das war sein ursprüngliches Fach, und dabei sollte er bleiben; aber als Journalist und insbesondere als Dichter gehört er zu den „Schrecklichsten der Schrecken"; und solch' ein Individuum, dessen Produkte kaum die Druckerschwärze werth sind, spricht von den „zweideutigen Talentspuren" eines Dingelstedt. — Der Andere, Hr. A. Neustadt, Redacteur der Pannonia, eines Winkelblattes, das in Preßburg erscheint, ist ein witzelnder Journalist gewöhnlichen Schlages, ohne Grund und Tiefe. — Das sind die zwei ehrenwerthen, biederben und wackern Kämpen, die bisher in die Turnei-Schranken herzhaft einritten, Visir hinaufschlugen, eine Lanze gegen den schwarzen Ritter mit der W. W. Devise einlegten, wüthend anrannten, und — in den Koth fielen. Es läßt sich aus dieser kleinen Skizze, die ich von den beiden tapfern Recken gegeben, die den Handschuh für die verlassene und beleidigte Dame Journalistik gegen Dingelstedt aufhoben, hinlänglich abnehmen, von welchem Gewicht ihre Entgegnungen waren. Man kann sagen, die Sache war abgethan, bevor sie noch zur Sprache gekommen war. — Die Andern wagten bloß beiläufige Bemerkungen und verblümte Anspielungen; und die eigentlichen Vertreter unserer Literatur, die paar ehrenhaften Männer, die das Nothwendige einer Reform in tiefster Seele fühlen, und ein Umwenden dieser verkehrten Richtung von Herzen wünschen, aber vereinzelt gegen den langen Troß der Uebrigen nicht ankämpfen können, — schwiegen, lasen den Dingelstedt'schen Aufsatz nochmals, legten die Hand auf die Brust, und sprachen leise: La verité, toute la verité, rien que la verité!

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. Februar. Humoristische Studien, Lustspiel in 2 Aufzügen von Lebrun. Hierauf folgt: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Sonntag, den 19. Februar. Die Kreuzfahrer, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Kotzebue.

Montag, den 20. Februar. Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky (neu einstudirt): Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 51. 20. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

III. Der Lehrling.

Kaum graute der Morgen, als Meister Dumoulin ermüdet und schläfrig nach Hause kam. Sein erster Gedanke war seine Tochter. Er nahete sich vorsichtig der Thüre ihres kleinen Zimmers, und legte sein Ohr an das Schlüsselloch.

— „Schläft sie wohl noch?“ fragte er sich leise, als er eine Zeitlang gehorcht und keinen Athemzug gehört hatte. „Marie! Marie!“

— „Väterchen!“ antwortete das Mädchen mit sanfter Stimme.

— „Gott sey Dank!“ murmelte der Kaufmann. „Ich weiß nicht, welche dumme Idee mir durch den Kopf fuhr.“

Marie öffnete die Thüre und der Vater ging hinein.

— „Gott, wie seyd Ihr ermüdet! Legt Euch schlafen, Vater.“

— „Gleich, mein Kind, gleich; erst laß mich Dich umarmen. Es ist wahr,“ fuhr er fort, nachdem er sie an sein Herz gedrückt hatte, „wir hatten diese Nacht hindurch teufelmäßig viel zu thun! Aber ... wie Du blaß bist und angegriffen, mein Kind!...“

— „Nicht wahr? ... Ich habe schlecht geschlafen. Aber ich bitte Euch, erzählt mir Euer Abenteuer von heute Nacht.“

— „Hm! Man hat uns zum Besten gehabt. Laß gut seyn!“

— „Nicht möglich!“ sagte die Kleine mit einem schlauen Lächeln.

— „Wahrhaftig! Denke Dir nur; gestern Abend vernehmen wir ein Geschrei, eine weibliche Stimme ... es war ein Auflauf ... wir eilen, das Mädchen oder die Frau, die nach Hülfe schrie, aus den Händen des Räubers zu befreien, als in demselben Augenblick, ganz in unsrer Nähe, auf einer andern Seite der Ruf ertönt: Diebe! Diebe! Meuchelmörder! Natürlich verließen wir den Wagen, worin sich die Dame befand und liefen den Dieben nach.“

— „Nun?!“

— „Es waren die Siebenzehn, die sich aus Zeitvertreib einen Spaß auf unsre Rechnung machten.“

— „Habt Ihr sie arretirt?“

— „Ja wohl ... das heißt, wir wollten sie arretiren, aber sie zogen von Leder und wir mußten machen, daß wir mit heiler Haut davon kamen.“

— „Legt Euch schlafen, lieber Vater; während der Zeit gehe ich in die Messe.“

Der Alte ging und Marie machte sich bereit zum Ausgehen. Eben als Marie aus dem Laden ihres Vaters hinaus treten wollte, vernahm sie einen schweren Seufzer, und als sie sich auf der Schwelle umdrehte, gewahrte sie einen jungen Menschen von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, der in einem Winkel mit dem Abwägen alter Eisenwaaren beschäftigt war.

Es war der Lehrbursche ihres Vaters und Marie konnte, bei seinem Anblick, eine heftige Gemüthsbewegung nicht unterdrücken. Ihre Wangen übergossen sich mit brennender Röthe, sie blieb unsicher stehen und wußte nicht, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollte.

Der junge Mensch schien indessen ganz in seine Arbeit vertieft; sein Gesicht, das er zur Erde neigte, von welcher er die Eisenstücke aufhob und in die Waagschale legte, war mit einer düstern Traurigkeit übergossen, die einen tiefen Seelenschmerz verrieth. Als er sich erhob, begegnete er den Augen des jungen Mädchens; er zitterte und legte schnell die Hand aufs Herz, als ob er die Gefühle in demselben unterdrücken wollte.

— „Guten Morgen, Rôné,“ grüßte Marie mit leiser, klangloser Stimme, und reichte ihm die kleine weiße Hand.

Der Lehrling führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

— „Guten Morgen, Marie,“ sagte er in kläglichem Tone, „Ihr geht heute früh aus.“

— „Ja wohl,“ antwortete das Mädchen, indem sie sich bestrebte, ihre Verlegenheit zu verbergen; „ich will meine Morgenandacht halten in der Kirche zu Saint-Germain.“

— „Ihr geht in die Kirche? ... O, dann betet auch für mich, Marie, denn ich bin sehr unglücklich!“

— „Adieu, Rôné; ich höre die Messe, Adieu!“

Marie ging; es war völlig Tag geworden und die Morgennebel hatten sich zerstreut. Der Gang des jungen Mädchens war so leicht und flüchtig, daß man hätte glauben sollen, sie schwebe über das Pflaster. Niemals war sie schöner, reizender und liebenswürdiger als an diesem Morgen.

Kaum verweilte sie einige Augenblicke in der Kirche, so brach sie auf und bestieg eine schmucklose Chaise, die vor dem Thore der Kirche wartete.

* * *

Die Präsidentin von Chompré saß, in sich selbst versunken, beinahe schlafend, in einem großen Armsessel, dessen kolossale, schön gearbeitete Rückenlehne sich weit über ihr Haupt erhob und eine Kelchschaale von Ebenholz bildete, aus welcher von beiden Seiten zwei große vergoldete Vögel zu trinken schienen. Schon drang der Tag durch die dichten seidenen Vorhänge herein und die Kerzen waren gänzlich abgebrannt. Todtenblässe überzog Blanka's Gesicht, und die dunklen Ränder, die ihre Augen umgaben, zeugten von innerem Leiden. Ein nervöses Zittern bewegte beständig die zarte Oberfläche ihrer Haut und einzelne Thränen entfielen dem trüben Augenpaar

und fanden den Weg auf den unruhigen Busen. Ein schönes schwarzes Windspiel lag zu ihren Füßen und schien, sie aufmerksam beobachtend, ihren Schmerz zu theilen. Als das klägliche Schluchzen der schönen Frau immer lauter wurde, erhob sich Lancelot auf seine hohen Füße und leckte die Hände der Gebieterin.

Frau von Chompré erhob sich langsam, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle sie unangenehme Gedanken herunterstreichen, und warf dann, wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, ihre Blicke voll Erstaunen um sich. Als sie den Hund bemerkte, gerieth sie in Eifer und Zorn.

— „Was soll das Thier noch hier!“ rief sie aufgebracht; „muß immer noch Etwas da seyn, das mir sein Angedenken zurückruft? Mein Gott ... habe ich denn mit meinen eigenen Gedanken nicht genug?“

Sie rief ihre Leute und gab Befehl, den Hund aus dem Hotel zu jagen.

Das arme Thier entfernte sich traurig und verließ winselnd das Zimmer der Präsidentin.

— „Ja,“ sagte Blanka zu sich selbst, als sie wieder allein war, „ich will sein Andenken vertilgen, ich will nichts, gar nichts mehr von ihm sehen! O, könnte ich ihn aus meinem Herzen reißen und zernichten, wie ich den Ring zernichten kann, den er mir einst gab!“

Sie riß den Ring von ihrem Finger, warf ihn auf die Erde und zertrat ihn mit den schönen Füßen.

Plötzlich entstand ein Wortwechsel im Vorzimmer, Blanka öffnete die Thüre und bemerkte ihren Milchbruder, dem der wachestehende Schweizer den Eingang verweigerte. Sie gab Befehl, ihn einzulassen.

Réné, der Lehrling des Meisters Dumoulin, trat zu ihr herein.

— „Guter Réné,“ sagte Blanka mit einem Seufzer, „bist Du endlich da, mein Bruder?“

— „Ja, meine Schwester, ich komme — —“

— „Aber, mein Gott, was hast Du denn?... Warum bist Du so blaß, so abgezehrt? Du bist krank. Hat Dich Meister Dumoulin schlecht behandelt?“

— „Nein, liebe Schwester — aber ...“

— „Nun?“

— „Er hat eine Tochter ...“

— „Ist es das, was Dich unglücklich macht?“

— „Ja, denn ich liebe sie — o ich liebe sie, daß ich närrisch werden könnte!“

— „Gut, ich werde Dich beschenken, und Du heirathest sie.“

— „Das ist unmöglich!“

— „Warum?“

— „Weil ... weil ... allein — wozu soll ich Euch das erzählen, Frau Präsidentin, ich komme ja eigentlich um Lebewohl zu sagen.“

— „Lebewohl? Und wo willst Du hin?“

— „Ich will mich in die Seine stürzen;“ antwortete Réné weinend.

— „Pfui, pfui, mein Bruder; komm', beruhige Dich! bin ich nicht noch immer Dein kleines Blankchen, Dein liebes Schwesterchen?... Komm', erzähle mir Deinen Kummer, vielleicht finden wir Mittel, ihm abzuhelfen.“

— „Es ist jetzt bereits ein Jahr, daß Ihr mich zu Meister Dumoulin in die Lehre gegeben; ich war zufrieden, ich war glücklich; doch auf ein Mal ward ich verstimmt und traurig, ohne daß ich wußte warum. Es quälte mich Etwas, und oft vergoß ich heiße Thränen. Ich forschte nach, was mir fehlen könnte, und bemerkte bald, daß ich traurig wurde, wenn Marie nicht da war, daß ich weinen mußte, wenn ihr Vater mit ihr zankte, und noch mehr, wenn sie den Tag hindurch nicht mit mir gesprochen hatte; kurz ich liebte das Mädchen. Als ich es nicht mehr aushalten konnte, faßte ich mir ein Herz, und warum sollte ich nicht — sie ist gut und fromm — ich gestand ihr Alles, was ich für sie empfand. Sie erröthete, ward verlegen, zitterte und ging, nachdem sie mir aufmerksam zugehört hatte, ohne mir eine Antwort zu geben, in ihre Kammer, woselbst sie bis an den Abend verweilte. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; der Gedanke, sie beleidigt zu haben, machte mich unglücklicher noch als ich schon war. Als es Nacht geworden war, ging ich, anstatt mich niederzulegen, auf dem Quai spazieren, in der Hoffnung, den Schattenriß ihres schönen Gesichtchens auf den Vorhängen zu erblicken. Indem ich so die Fenster mit meinen Augen bewachte, selbst dann noch, als die Läden schon geschlossen waren, sah ich sie auf einmal heimlich aus dem Hause schleichen, mit einer andern Frau. Sie schlugen ihren Weg nach der Messe von Saint-Germain ein und zwei Männer, in lange Mäntel gehüllt, die ich bisher nicht beobachtet hatte, da sie aus einem Winkel kamen, folgten ihnen mit eiligen Schritten. Auf der Messe war ein Streit entstanden und ich sah, wie Marie, als sie sich allein in dem Menschenknäul befand, den Arm eines jener Herren, die ihr gefolgt waren, ergriff, und trotz meinen Bemühungen, sie zu verfolgen, war sie plötzlich vor meinen Augen verschwunden, als wenn sie in die Erde gesunken wäre. Vergebens waren alle meine Anstrengungen; ich hörte nur die Worte einiger jungen Herren, die neben mir standen:

— „Wieder eine neue Eroberung! — Er ist glücklich, dieser Marcillac.“

— „Sie lachten, die Herren, und riefen jubelnd, indem sie sich zerstreuten: Es leben die Siebenzehn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spitzen des Teufels.

(Fortsetzung.)

VI.

Wir wollen es nicht versuchen, die seltsamen Gefühle zu beschreiben, von welchen Friedrich bewegt war, als er aus dem Hause des Bürgermeisters ging. Eben so wenig wollen wir der ehrgeizigen Plane, mit welchen er sich die ganze Nacht beschäftigte, erwähnen, noch seiner Siegeshoffnungen und der ungemessenen Freude, die er fühlte, bei dem Gedanken, daß Castero in Kurzem gezwungen seyn würde, das Uebergewicht seines Nebenbuhlers anzuerkennen. Unsere genaue Schilderung des Charakters Friedrich's, seiner äußersten Verzweiflung, welche ihn dahin gebracht, daß er seine Niederlage das herrliche Instrument entgelten ließ, welches doch unschuldig daran war, die Erwähnung seines Versuchs zum Selbstmorde, alles dies gab wohl einen genügenden Begriff von der eifersüchtigen, leidenschaftlichen Organisation Friedrich's.

Die Leser werden leicht errathen, was jetzt in der Seele Friedrich's vorging. Wir wollen hier nur so viel bemerken, daß die Erinnerung an die Unterhaltung mit dem geheimnißvollen Unbekannten an dem Ufer des Sees, sich völlig aus dem Gedächtnisse Friedrich's verloren hatte. Er war vollkommen mit sich im Reinen. Das Vorhandenseyn seines Instrumentes, dessen vollkommene Erhaltung ließen ihm nicht den geringsten Zweifel über die Irrfahrten seiner schwärmerischen Einbildungskraft. Der See, das Zerschlagen der Violine, der Unbekannte — Alles schien ihm nur im Traum vorgekommen; doch so viel bleibt gewiß, daß der Künstler, falls ihm Satanas in Person erschienen wäre, und ihm für seine Seele einen sichern Triumph versprochen hätte, er keinen Augen-

blick gezaubert haben würde: — so mächtig ist sein Haß gegen Castero, einen so großen Zauber übt der Ruhm auf seine Seele!

Der folgende Tag brach heiter an. Zu der von Herrn Van de Pyl bezeichneten Stunde, ergriff Friedrich seine Violine und war schon im Begriffe fortzugehen. Da trat ihm im Augenblick, als er die Thüre seines Zimmers öffnete, der Mann im Mantel, welchen er den Tag zuvor gesehen, in den Weg.

— „Du hast mich sicher nicht erwartet!" sagte der Unbekannte, indem er Friedrich immer näher rückte, der sich allmählig bis an das entgegengesetzte Ende des Zimmers zurückzog. „Ich erklärte Dir übrigens, daß wir uns bald wiedersehen würden," fuhr der Zudringliche fort, indem er sich dicht vor den Bierbrauerssohn hinstellte.

— „So war es also kein Traum!" murmelte der Künstler, der seine ganze Zuversicht verloren hatte.

— „Nein, gewiß nicht!" entgegnete der Verhüllte, indem er seinen Mantel etwas lüftete und Friedrich einen höhnischen Blick zuwarf ...

— „Ich habe Dir wohl gestern an dem Ufer des Sees versprochen, Dich Deine Violine unversehrt zu Hause wiederfinden zu lassen, und Dich dadurch in den Stand zu setzen, Deinen Nebenbuhler zu besiegen; doch habe ich, so viel mir bekannt, mich nicht verpflichtet, dieses unentgeltlich zu thun: weit gefehlt! Großmuth ist meine schwache Seite nicht; ich leiste nur eigennützige Dienste!"

— „Wer bist Du? Was forderst Du von mir?" fragte der batavische Orpheus mit erstickter Stimme.

— „Wer ich bin?" erwiederte der Mann im Mantel, dessen Muskeln sich auf eine erschreckliche Art verzerrten. „Wer ich bin? Hab' ich es Dir nicht gestern gesagt, als Du mich darum fragtest. Ich bin Dein Gebieter! Was ich will?" fuhr er fort, „das sollst Du hören. Doch, was zitterst Du so? In der vergangenen Nacht warst Du gefaßt und muthig. Satanas," sagtest Du, „könnte mir erscheinen und als Preis des Sieges meine Seele verlangen, ich würde keinen Augenblick zaudern."

— „Satanas! Du bist Satanas!" murmelte Friedrich, indem er sich die Augen bedeckte.

— „Du hattest es also noch nicht errathen, als Du mir am Ufer des Sees betheuertest, daß Du Dein ewiges Heil gegen eine schöne Zahl ruhmvoller Jahre vertauschen würdest? Ja, ich bin der Geist der Finsterniß, Dein Herr und der Herr der meisten Menschen. Die Stunde naht. Der Stathouder und der Bürgermeister sind beisammen. Gehst Du den Handel ein, den ich Dir anbiete?"

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung, während dessen jeder Zug Friedrich's die furchtbare Verwirrung seiner Ideen ausdrückte, hatte der Künstler seinen Entschluß gefaßt. Die Stimme erstarb ihm auf den Lippen, doch machte er eine Bewegung mit der Hand nach seiner Stirne, um das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen, welches den Versucher verscheuchen sollte: Satanas ahnete sein Vorhaben; er fiel ihm in den Arm.

— „Ueberlege noch einmal, ehe Du mich entfernst!" sprach er, indem er zugleich in der Seele des Künstlers alle Dünste der Eitelkeit, der Ruhmsucht, alle Verführungen der Eigenliebe, alle Bitterkeit des Hasses und der Eifersucht heraufbeschwor. „Siehe erst in den Kasten, der Dein Instrument enthält und dann magst Du Deine letzte Entscheidung geben."

Der triumphirenden Stimme des Verführers Gehör gebend, öffnete Friedrich den Kasten seiner Violine; doch stieß er einen durchdringenden Schrei aus, als er sie in demselben Zustande der Verstümmelung fand, in welchen sie seine Hand am vorigen Abend versetzte.

Der Hals war von dem sonoren Körper getrennt, das Vorder- und Hinterblatt in tausend Stücke zerbrochen; die Griffe von Ebenholz, die mit Perlmutter ausgelegten Wirbel, bis auf den Steg, bis auf das Griff- und Zugbret — Alles war in unzählige Stücke zersplittert.

— „Friedrich! Friedrich!" rief eine Stimme, die aus der Brauerei kam.

Es war die Stimme des Herrn Katwyngen.

— „Friedrich! Friedrich!" riefen hundert Stimmen unter den Fenstern des Künstlers. „So komm' doch! der Stathouder wird ungeduldig; Castero erklärt, daß Du Dich fürchtest mit ihm in die Schranken zu treten."

Es waren dies die Stimmen seiner Freunde.

— „Nun?" fragte Satanas.

— „Ich gehe den Handel ein: meine Seele gehört Dir!" entgegnete der Künstler.

— „Deine Seele?" wiederholte der Versucher mit verächtlicher Geberde. „Hätte es mich nach dieser gelüstet, so würde ich Dich nicht verhindert haben, Dich in den Harlemer See zu stürzen. Sind nicht diejenigen, welche sich tödten, schon im Voraus unwiderruflich verdammt? Deine Seele!" wiederholte von Neuem der Geist der Finsterniß; „nach dieser gelüstet es mich, heute wenigstens, nicht im Mindesten, denn sie wird mir anheimfallen, in dem Augenblicke, da Du aufhörst zu leben."

— „Meine Seele wäre Dir unbedingt verfallen! Ich gehörte schon im Voraus Dir?" fragte Friedrich.

— „Du bist ein Künstler," entgegnete Satan lachend, „also eitel, hoffärtig, eifersüchtig, voll von Galle und Haß. Die Künstler tragen meist in sich den Keim aller Todsünden, und wie Dir bekannt seyn wird, genügt eine schon zur ewigen Verdammniß. Du wirst also begreifen, daß ich nichts verliere, wenn ich warte. Nein, nicht D e i n e Seele ist's, sondern die Seele Deines ältesten Sohnes, welche Du mir durch einen höllischen Pakt verkaufen sollst."

— „Was verlangst Du von mir!"

— „Da ist das Dokument!" fuhr Satanas fort, indem er unter seinem Mantel ein Papier hervorzog, das mit symbolischen Zeichen und seltsamen Charakteren bedeckt war; „indem Du es unterzeichnest, verpflichtest Du Dich, mich, sobald Maina einen Sohn geboren hat, davon in Kenntniß zu setzen, und bevor das Taufwasser über den Kopf des Neugebornen geflossen, wirst Du, im Augenblicke der Entbindung, an die Thüre Deiner Wohnung die Spitzen hängen, welche Maina auf dem Balle am Tage Eurer Hochzeit getragen; einer meiner Geister wird auf der Lauer stehen; er wird mir sogleich verkünden, wenn Du das verabredete Zeichen gegeben hast ... Für das Uebrige laß mich sorgen. Den Vertrag wirst Du in Deinem Violinkasten finden."

— „Friedrich! Friedrich! komm' eilig herunter!" ertönte wieder die Stimme des Herrn Katwyngen.

— „Friedrich! Friedrich! Castero triumphirt über Deine Abwesenheit!" begannen wieder die Freunde des jungen Mannes.

— „Ich unterzeichne!" rief der Künstler; während er seinen Namen unter den Vertrag setzte, welchen ihm Satanas vorlegte, sprach Letzterer einige Worte höllischen Zaubers. Auf diese furchtbaren Formeln fügten sich die getrennten Theile des Instruments, wie die Gebeine, welche der Prophet in seiner wunderbaren Vision erblickte, allmählig wieder zusammen. Der Rumpf fügte sich an den Hals, der sich alsdann innig mit dem untern Theile der Violine verband.

— „Und nun fliehe hin, wo der Lorbeer des Ruhmes Deiner harrt!" rief Satanas mit triumphirender Stimme, indem er unter den Fußboden, der sich mit einem Male öffnete, versank. (Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ (Seltsame Versteckwinkel eines Geizhalses.) In England, worin vielleicht die allerbizarrsten Filze in der Welt vorkommen, und dessen neueste Romanenliteratur (Ainsworth Inglis u. A.), dieselben öfter zum Hauptvorwurf wählt, ist kürzlich wieder ein seltsamer Kauz dieser Art mit Tode abgegangen. Es war ein hochbejahrter Mann, welcher in einem Dorfe unweit der bekannten Fabrikstadt Nottingham hauste, und von dessen Geiz in der ganzen Umgegend die wunderlichsten Geschichtchen umgingen. Um die Steinkohlen, deren er bedurfte, in einem mehrere Meilen weit entfernten Orte um einen halben Penny wohlfeiler zu bekommen, begab er sich unlängst bei einem entsetzlichen Wetter mit einem Schubkarren dahin, und gab auf der Zurückkunft vor Erschöpfung den Geist auf. Kaum war die Kunde davon in seinem Dorfe ruchbar geworden, als Alt und Jung in seine grausenhaft schmutzige Wohnung drang, um allda nach den verborgenen Schätzen des Geizhalses zu spähen, aber unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Mittlerweile waren die nächsten Erben herbeigeeilt, und machten sich nun ihrerseits in Begleitung eines Gerichtsbeamten an die Prätiosensuche. Diese fiel glücklicher aus, als diejenige der unerfahrnen Dörfler. Bald waren aus allen Ecken und Enden an 1300 Pfund Sterling Werth in Banknoten, Staatspapieren, Silbergeschirr und andern Prätiosen zusammengelesen; doch dieß ist nicht der rechte Ausdruck, sondern „ausgeheckt." Denn eine umständliche Schilderung aller der närrischen und abenteuerlichen Flecke und Verstecke, worin die Sachen verborgen lagen, würde übertrieben erscheinen. Eine uraltväterliche silberne Uhr wurde in der Mündung einer Malzmühle gefunden; eine prächtige silberne Deckelkanne in der Höhlung eines Balkens; Edelgestein, Schmuck, Goldstücke in allerhand Löchern und Dielenspalten, die man nur Ratten und Mäusen zugänglich hätte meinen sollen. Zu guter Letzt kamen aus alten Pelzstiefeln und halbzerrissenen Fußteppichen vergilbte Urkunden zum Vorschein, welche Sätze auf Grundstücke, Häuser und dergl., im Betrage von mehr als 2000 Pf. Sterling bescheinigten. (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Ein seltener Fund.) Die Mönche der reichen Abteien der alten Provinz Hainaut (Hennegau) in Frankreich galten dafür, wohlgefüllte Keller zu haben: sie standen auch vielleicht nicht umsonst in diesem Rufe, der durch eine jüngst gemachte Entdeckung noch mehr begründet wurde. Die Ruinen der alten Abtei von Saint-Ghislain, die vor 50 Jahren zerstört ward, gehören einer alten Dame aus Mons, welche dieselben nicht veräußern will. Der Zufall oder vielmehr der starke Regen und Ueberschwemmungen ließen daselbst vor einiger Zeit einen unbekannten Keller entdecken, der bisher mit Erde und Schutt bedeckt gewesen; man war erstaunt, in demselben 12,000 Flaschen Weins zu finden, die regelmäßig aufeinander lagen und deren Inhalt in diesem alten Gewölbe gereift war. Der Wein hatte einen köstlichen Geschmack. Es wurden schon mancherlei Konjekturen über das Alter des Nektars gemacht. War er in diesem alten Keller gereift zur Zeit der Schlacht von Fontenoy im Jahre 1745, als die Franzosen in Hainaut einzogen und daselbst die Alliirten besiegten? Der Wein wäre in dem Falle 100 Jahre alt. Kam er dahin in Folge der von den Mönchen von Saint-Ghislain zur Zeit der französischen Invasion in Belgien unter Dumouriez ergriffenen Vorsichtsmaßregeln? Der Wein wäre dann erst 50 Jahre vergraben, die Jahre seines frühern Lagers nicht mitgerechnet. Dem sey übrigens, wie ihm wolle, der Wein ist ein herrlicher Fund, welcher allen belgischen Trinkbrüdern den Mund wässern macht und schon unzählige oenophylische Untersuchungen veranlaßte. A.

⁂ (Wunderbare Rettung.) Man schreibt aus Albi, 21. Januar: Donnerstag Abend hörte man gegen 6 Uhr den Ruf: „Zu Hülfe! Leitern!" welcher auf ein Geräusch folgte, das dem eines einstürzenden Hauses glich, und allgemeine Bestürzung in der Stadthausstraße verbreitete. Der Boden des Oelmagazins, in dem Erdgeschoß des Stadthauses, war eingebrochen und hatte in dem Keller den Entrepreneur nebst zwei Weibern, welche bei ihm arbeiteten, unter einer großen Tonne Oel und verschiedenen Geräthen, die zur Erleuchtung der Stadt dienten, begraben. Als die auf den Hülferuf herbeigeeilten Leute schnell in den Keller hinabgestiegen, waren sie nicht wenig überrascht, zu erfahren, daß die zwei Arbeiterinnen sich durch die Luken des Kellers gerettet hatten. Was den Entrepreneur betrifft, so schwamm derselbe im Oele, ein Lämpchen in der Hand haltend. A.

⁂ Die Bäckermägde von Paris stehen in dem Rufe, wenn auch nicht die Kunden, doch wenigstens ihre Herren zu bestehlen. Eine derselben trug jüngst das Ihrige zur Begründung dieses ehrenvollen Rufes bei. Sie war mit einem wohlgefüllten Korbe ausgegangen und man konnte nicht leicht vermuthen, daß sie etwas Anderes trüge, als die ihr zugemessene Last; aber siehe da, als sie über den Place de Victoires ging, fällt eine Unzahl Wecke unter ihrem Rocke hervor. Die Magd, durch die Last, welche sie trug, verhindert, bemühte sich vergeblich, ihren Schatz zu bergen. Die Vorübergehenden sammeln sich neugierig und lachen von Herzen über die Seltsamkeit dieses Falles. Doch waren unter den Versammelten auch Polizeidiener, welche die Sache durchaus nicht lächerlich fanden und die Bäckermagd zu dem Commissair führten, wo es sich bald zeigte, daß die, ihr unglücklicher Weise entfallenen Wecke, entwendet worden waren. In Folge dieser Erklärung wurde die Magd dem Gerichte übergeben. A.

Anagramm.

Fröhlich herrschte ich einst, ein mächtiger König der Vorzeit,
Wissenschaften und Kunst schmückten mein blühendes Reich.
Und wo ein ernstes Gericht, gehalten von furchtbaren Richtern,
Bebende Sünder ereilt, spreche ich Urtheil und Recht.

Aber zur heitern Gestalt, wenn zürnend auch, und sich ereifernd,
Wandelt auf lustiger Bühn' schnell sich das finstere Wort.

Ziehst du die Bibel zu Rath, so wirst du mich wieder erblicken;
Selbst in der heiligen Zwölf suchst du vergebens mich nicht.

Diesem ein Zeichen noch gieb, so bin ich ein trauriges Beispiel,
Weil ich als Opfer dereinst trüglicher Weiberlist fiel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 19. Februar. Die Kreuzfahrer, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Kotzebue.

Montag, den 20. Februar. Zum Vortheil des Herrn Chrudimsky (neu einstudirt): Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 52. 21. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Spitzen des Teufels.

(Schluß.)

VII.

Alles gelang Friedrich nach Wunsch. Der Triumph des Künstlers war vollständig, die Niederlage Castero's gleichfalls. Von dem himmlischen Tönen, welche der junge Katwyngen seinem Instrumente entlockte, überwältigt, entzückt, empfing ihn der Stathouder auf das Schmeichelhafteste. Er fesselte ihn an seine Person, sicherte ihm eine Pension von 15,000 Gulden und überhäufte ihn mit allen möglichen Ehren und Zeichen seiner Dankbarkeit. Er that noch mehr: er schenkte ihm seine Freundschaft.

Herr Van de Pyl, der sich glücklich schätzte, einen Menschen in seine Familie einzuführen, welchen der Statthalter der Niederlande mit seinem besonderen Wohlwollen beehrte, suchte die Verbindung Maïna's mit Friedrich zu beschleunigen. An dem Tage, da Friedrich die Geliebte seiner Jugend zum Altare führte, schallte im Augenblicke, als der Zug über den Marktplatz ging, eine wohlbekannte Stimme in die Ohren des Künstlers.

— „Eine der Spitzen, welche Deine Frau diesen Abend auf dem Ball tragen wird!“ tönte diese Stimme.

Der Bräutigam wandte sich um, konnte aber Niemand entdecken.

Nach dem Trauungsacte überreichte der Bürgermeister seinem Eidam den von dem „Stathouder“ unterzeichneten Contract. Eine Schenkung von Hunderttausend Gulden, welche der Statthalter der Niederlande Friedrich machte, bewies diesem, daß die Gunst, deren er am Hofe genoß, noch immer im Steigen sey. Dies machte zugleich des Bürgermeisters Ehrgeiz rege, und er vermachte in einem Artikel desselben Vertrags seinem Eidam, im Falle des Ablebens Maïna's, sein ganzes Vermögen.

So ward nun dem Künstler von all seinen Mitbürgern gehuldigt und Weihrauch gestreut; er sah sich auf dem Gipfel seines Glückes, im Besitze einer reizenden Frau und der Freundschaft des Stathouders.

Laurentius Castero hielt seinen Schwur. Die Violine, die seine Hoffnung täuschte, wurde von seiner eigenen Hand der Vernichtung geweiht; er entsagte jedem ferneren Anspruch auf künstlerische Meisterschaft und widmete sich nun ausschließlich ernsten Studien, welche ihn später zu einem herrlichen Resultate führen sollten, zu der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Der „batavische Orpheus“ ward jetzt nicht mehr belästigt von den Anmaßungen eines hochmüthigen Nebenbuhlers. Er herrschte, durch die Macht seines kunstvollen Spiels, allein über die Herzen seiner betriebsamen Mitbürger, sein Name ward mit Ehrfurcht von der entzückten Menge genannt, er berauschte sich ganz in den Freuden des Ruhmes, dem er Alles zum Opfer gebracht! Der Zauberglanz seiner Stellung ließ ihn ganz vergessen, daß ihn ein gottloser Vertrag an Belzebub fesselte. Maïna erinnerte ihn daran, als sie ihm verkündigte, daß er bald Vater werden würde.

Vater! Dieses Wort, das junge Eheleute sonst in unbeschreibliches Entzücken versetzt; dieses Wort, welches so viele süße Freuden in sich schließt, so viel strahlende Hoffnungen, so viel herrliche Aussichten für die Zukunft: dieses Wort macht das Herz des Künstlers vor Angst erstarren und hemmt das Blut in seinen Adern.

In demselben Augenblicke, wo das Innere Maïna's von hoher Freude erbebte, fühlte Friedrich die ganze Größe seiner Schuld.

Er soll jetzt Vater werden, er, welcher schon vor der Geburt feig und herzlos die Seele seines Sohnes verkauft hat, die Seele, welche sich nicht reinigen sollte von den Flecken der Erbsünde. Schmach, ewige Schmach über den Ehrgeizigen, welcher der Stimme des Versuchers Gehör gegeben, und wegen eines vergänglichen Ruhms seinem eigenen Blut die Pforten des Himmelreichs verschlossen hat. Wehe ihm! Wehe! —

Wenn Satan aber sich zu einem Tausche verstünde? Wenn ... doch nein, das ist nicht möglich; der gefallene Engel hat sich zu bestimmt erklärt: sein Sohn ist verdammt, verdammt auf ewig.

Seit diesem Tage fand der Günstling des „Stathouders“ keinen Frieden mehr, keine glückliche Stunde. Der Schlaf floh seine Augenlieder; jenen Verbrechern gleich, welche unaufhörlich von Gewissensbissen verfolgt werden, stahl sich Friedrich, unter dem Deckmantel der Nacht, von der Seite seiner Gattin; während goldene Träume mit ihren Zauberschwingen um die jugendliche Stirn Maïna's flatterten, irrte er um Kanäle, durch Felder, überallhin, wo er Linderung seines Kummers zu finden hoffte; doch trieb die Einsamkeit den Stachel des Schmerzes, der ihn verwundete, nur noch tiefer in sein Herz. Wie oft führte ihn nicht Verzweiflung nach dem Ufer jenes Sees, wo er zum ersten Male dem treulosen Verführer begegnet! Wie oft wollte er nicht das Vorhaben ausführen, welches er am Abend von Castero's Triumphe gefaßt! Doch Satan hatte ihm ja gesagt: „Der Mensch, welcher sich selbst den Tod gibt, ist verdammt! unwiderruflich verdammt!“ und Friedrich konnte durch die ewige Verwerfung, welcher er anheimfallen würde, seinen Erstgebornen doch nicht retten.

Es naht indessen die verhängnißvolle Stunde; noch einige Augenblicke und Maïna ist Mutter! Friedrich wählte, von einer unsichtbaren Hand getrieben, unter den Spitzen seiner

jungen Frau eine reiche Maline (Spitze von Mecheln), die sie auf dem Hochzeitsballe getragen; er hält diese Spitze, zur Höllenfahne bestimmt, krampfhaft in seinen Händen, indem er schweigend und gedankenvoll, nach der Thüre seiner Wohnung schreitet. An der Schwelle bleibt er stehen; er erhebt seine Augen zum Himmel und seine Lippen murmeln Gebete, die er leider seit langer Zeit nicht mehr gesprochen hatte. Ein Lichtstrahl von Oben fällt in seine Seele. Friedrich stößt einen lauten Freudenschrei aus; er stürzt in die nahe Kirche, taucht die verhängnißvolle Spitze in den Weihwasserkessel und eilt alsdann schnell zurück, um dieselbe an die Thüre seines Hauses zu hängen.

In demselben Augenblicke brachte Maïna ihren Erstgebornen zur Welt und Satanas eilte hastig herbei, um sich seiner Beute zu bemächtigen, nach welcher ihn so sehr gelüstete. Doch der Versucher ahnte nicht die Schlinge, welche ihm gelegt war. Als er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte, fühlte er sich von einer ihm überlegenen Macht zurückgestoßen. Die in Weihwasser getauchte Spitze wirkte kräftig. Eine Beschützerin des Hauses verwehrte sie dem gefallenen Engel den Eingang. Satanas erneuert seinen Versuch, doch erschöpfte er sich in vergeblichen Anstrengungen. Von nun an besteht eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und dem unschuldigen Geschöpfe, das er zu seinem Opfer erkoren hatte. Durch die fromme List Friedrich's genötbigt, sein Vorhaben aufzugeben, spürte er die ganze Nacht um die Wohnung des Neugebornen herum, wie ein hungriger Löwe, schreckliches Gebrüll ausstoßend.

Als man am andern Tage den Sohn Maïna's, welcher zum Taufstein getragen werden sollte, in die kostbaren Spitzen einwickelte, bemerkte man, daß sie an mehreren Stellen zerrissen waren. Diese Risse offenbarten die Wuth, mit welcher der Satan den Eingang zu erzwingen suchte. Der Feind des menschlichen Geschlechtes hatte sich nicht entfernt, ohne zuvor die Spuren seiner Krallen auf der Spitze zurückzulassen.

Als Friedrich aus der Kirche kam, eilte er zu seiner Violine; er fand in einer Ecke des Kastens den höllischen Pakt, den er unterzeichnet hatte. Wie groß war sein Entzücken, als er das Papier von den Flammen verzehrt sah.

Nun war er gerettet! Satanas war gänzlich besiegt. Durch das Aufgeben seiner Ansprüche hatte er anerkannt, daß er jedes Recht auf die Seele des Neugebornen verloren. Der Vater hatte seinen Sohn erlöst, den der Künstler dem Verderben preisgegeben.

Wenn seit jener Zeit eine junge Frau zu Harlem der Entbindung nahe ist, so ermangelt ihr Gatte niemals, an die Thüre seines Hauses die reichsten Spitzen zu befestigen, welche sich im Hochzeitsstaate seiner Frau befinden. Sie erinnern die Vorübergehenden an den glänzenden Sieg, den Friedrich über den Geist der Finsterniß errungen. Und darum sieht der Fremde, welcher durch Harlem kömmt, nicht selten außerhalb mancher Häuser kleine Rahmen aufgehängt, mit Spitzen von Gent, Mecheln oder aus England garnirt; auf die Frage nach dem Grunde des seltsamen Gebrauches, wird ihm jedesmal dieselbe lakonische Antwort:

„Das sind die Spitzen des Teufels!" A.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

Als Blanka den Namen Marcillac gehört hatte, gab sie auf die Reden des Erzählers nicht mehr Acht. Sie zitterte bemerkbar.

— „Wie?" sagte sie bebend, „welchen Namen hast Du von jenen Herren aussprechen hören?"

— „Den Namen Marcillac!"

— „Bist Du Deiner Sache gewiß?"

— „Wohl . . . diesen Augenblick vergesse ich in meinem Leben nicht."

Also, dachte Blanka, in demselben Augenblick, in dem er mich besuchen wollte, zu derselben Zeit, in welcher ich ihn umsonst erwartete, hat er mich betrogen! Er opfert mich einem Mädchen, ohne Stand, ohne Namen! Sein Nebenbuhler der Lehrling eines Alteisenhändlers! . . . O, dieser Nichtswürdige! . . .

— „Ihr seht wohl, meine Schwester, daß mir nichts zu thun übrig bleibt, als mich zu ertränken!"

— „Aber, was hat er denn mit dem jungen Mädchen gemacht?"

— „Weiß ich's? . . . Meister Dumoulin, zu sehr beschäftigt durch seinen Handel, hat keine Zeit, das Mädchen gehörig zu überwachen. Sie geht jeden Morgen sehr früh aus, um in der Kirche zu Saint-Germain ihr Morgengebet zu verrichten; statt dessen aber besteigt sie eine Chaise, die bei der Kirche hält und kehrt erst gegen Mittag wieder zurück in die Wohnung ihres Vaters."

— „Jeden Morgen? . . . Sage mir, Bruder, ist Marie schön?"

— „Schön, wie das Bild der heiligen Jungfrau zu Saint-Germain."

— „Ist sie groß?"

— „Nein, meine Schwester; sie ist so in Eurer Größe!"

— „Und die Chaise?"

— „Ist ganz einfach, ohne alle Verzierung."

— „Gut, gut; komme morgen früh zu mir, aber bei Zeit, hörst Du? Halt . . . beinahe hätte ich Etwas vergessen. Trägt Marie nicht einen Mantel oder hat sie sonst eine Auszeichnung in ihrer Kleidung?"

— „Sie trägt einen großen braunen Mantel mit einer Kapuze, die sie über den Kopf schlägt."

— „Es ist gut. Adieu, Bruder. Morgen."

Den andern Morgen, früh um sieben Uhr, ward Réné in das Hotel der Frau Mauduit von Chompré eingeführt. Er wartete einige Augenblicke in einem kleinen Vorzimmer, dann sah er eine reizende Dame auf sich zukommen. Sie war in einen großen braunen Mantel eingehüllt, die Kapuze über den Kopf geschlagen, so daß der größte Theil ihrer Figur unter dieser Kleidung verborgen war.

— „Marie!" schrie Réné, indem er ihr einen Schritt entgegen ging.

— „Nein . . . Réné, ich bin Blanka, Deine Schwester."

— „Ihr . . . die Frau Präsidentin? Ist es möglich! Ich traue meinen Augen nicht!"

— „Du findest also, daß ich Deiner Marie ähnlich sehe?"

— „Ich glaubte sie vor mir zu sehen!"

— „Um welche Zeit geht sie aus?"

— „Gegen acht Uhr."

— „Gut, laß uns gehen. Begleite mich, Bruder."

— „Wohin?"

— „In die Kirche von Saint-Germain."

Eine Karosse erwartete die Präsidentin. Sie stieg ein mit Réné. Am Louvre wurde angehalten; Blanka stieg aus und legte den Weg nach Saint-Germain zu Fuß zurück. Réné folgte ihr.

Als sie in das Gotteshaus trat, bemerkte sie einen einfachen Wagen, der nahe bei der Kirche in einem menschenleeren Seitengäßchen hielt. Nachdem sie ein kurzes Gebet verrichtet hatte, stieg die Präsidentin in die Chaise und der Kutscher fuhr, ohne ein Wort zu reden, davon.

Kaum hatte sich der erste Wagen entfernt, als ein zweiter erschien und an demselben Platze Posto faßte. Réné sprach lange mit dem Kutscher und versteckte sich sodann hinter das Gerüste eines im Bau begriffenen Hauses und harrete mit Herzklopfen. Bald nachher erschien Marie, ging in die Kirche, betete einige Augenblicke, sodann kam sie heraus und stieg in den Wagen der Präsidentin, welcher den Weg nach der Straße Tournelles einschlug.

Réné begab sich ebenfalls in das Hotel seiner Milchschwester, der Frau Präsidentin von Chompré. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des Freimaurerordens.*)

Bei den Völkern des Alterthums war es ein allgemeiner Brauch, die Wissenschaften, Künste und Gewerbe geheim zu lehren. So waren z. B. die Priester der Aegypter in mehrere Classen abgetheilt, die in den besonderen Zweigen der menschlichen Kenntnisse unterwiesen. Jede Classe ließ ihre Schüler eine bestimmte Folge von Studien durchmachen, die der Wissenschaft oder Kunst, in welcher sie Unterricht ertheilte, angemessen war, und unterwarf sie außerdem für jeden Grad des Noviziats noch Prüfungen, die den Zweck hatten, sich von ihrem Beruf zu überzeugen, und wodurch das Geheimniß, welches den Unterricht vor dem Publikum verbarg, noch gesteigert wurde.

Die Perser, die Chaldäer, die Syrier, die Griechen, die Römer, die Gallier eigneten sich diese Methode, von welcher sich auch bei den neueren Nationen bis Ende des 17. Jahrhunderts Spuren vorfinden, ebenfalls an. Die Engländer gebrauchen noch heutigen Tages den Ausdruck Mystery (Geheimniß) zur Bezeichnung eines Handwerks.

Gleich allen andern Wissenschaften wurde bei den Aegyptern auch die Baukunst geheim gelehrt. Außer der bürgerlichen Baukunst gab es aber auch noch eine heilige, die ihre emblematischen Typen aus dem Schauspiel hernahm, das die Natur unsern Augen darbietet. Die jungen Leute, die in dieser unterwiesen wurden, wurden zugleich in den Mysterien der Religion eingeweiht, und bildeten außerhalb des Priesterthums eine Caste oder Verbrüderung, die nach Angabe der Priester die Tempel und andere den Göttern geweihte Monumente aufführte.

Die Agypter brachten ihre Mysterien und die davon abhängigen Institutionen mit nach Griechenland herüber. Bei den Griechen nahm, wie Plutarch berichtet, Osiris den Namen Bacchus, Isis den von Ceres an, und aus der ägyptischen Pamelia wurde die griechische Dyonisia. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die Organisirung der heiligen Architecten sich in beiden Ländern ähnlich war.

Die Priester des Dyonisius oder Bacchus sind die ersten gewesen, welche Theater errichtet und dramatische Vorstellungen eingeführt haben, die Anfangs einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes bildeten. Die mit dem Bau dieser Gebäude beauftragten Architecten, die in Folge ihrer Einweihung zum Priesterthum gehörten, wurden dionysische Arbeiter oder auch Dionysiasten genannt.

Ungefähr tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung wurden die Mysterien des Bacchus durch eine Colonie von Griechen in Kleinasien eingeführt. Dort hatten die dionysischen Arbeiter das ausschließliche Vorrecht, Tempel, Theater und andere öffentliche Gebäude im ganzen Lande aufzuführen. Sie wurden zuletzt sehr zahlreich, und man findet sie noch jetzt unter derselben Benennung in Syrien, Persien und Indien vor.

*) Aus: L'Histoire pittoresque de la Franc-Maçonnerie et des sociétés secrètes anciennes et modernes. Par M. Clavel.

Ihre Organisation zu Teos, das ihnen ungefähr 300 Jahre vor Christum von den Königen von Pergamo zum Aufenthalt angewiesen worden war, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der der Freimaurer am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts. Sie hatten ihre besondere Einweihung, Erkennungsworte und Erkennungszeichen. Sie waren in mehrere Classen, gleich Logen, geschieden, die man Collegien, Synoden, Gesellschaften nannte, und die ihre besonderen Titel hatten, als: Gemeinde des Attalus, Gemeinde der Gehülfen des Eschinus. Eine jede dieser Abtheilung stand unter einem Meister, und unter Präsidenten oder Aufseher, die jährlich gewählt wurden. Bei ihren geheimen Ceremonien bedienten sich die Brüder symbolisch der Werkzeuge ihrer Profession. Sie gaben zu gewissen Zeiten auch Bankette, und hielten allgemeine Versammlungen, in welchen unter den tüchtigsten Genossen Preise vertheilt wurden. Die Begüterteren unter ihnen waren zur Hülfe und zum Beistande der Dürftigen und der Kranken verpflichtet. Denjenigen, die sich um die Brüderschaft verdient gemacht hatten, wurden Denkmale errichtet, von welchen man noch jetzt auf den Todtenackern zu Siverhissar und Erali die Spuren sieht. Leute, die der Baukunst nicht kundig waren, wurden dennoch häufig als Patrone oder Ehrenmitglieder aufgenommen. Nach einer von Chandler angeführten Grabschrift, ist es sehr wahrscheinlich, daß Attalus, der König von Pergamo, in dieser Weise der Gesellschaft angehörte.

In dem Mutterlande waren die Dionysiasten in derselben Weise organisirt; Solon's Gesetzgebung hatte ihnen einige besondere Vorrechte eingeräumt.

Möglich, daß die Dionysiasten auch zu dem Verein der jüdischen Maurer gehörten, die den Tempel zu Jerusalem gebaut haben. Sicherlich sind sie mit einer Organisation verbunden gewesen, die sich über Judäa hinaus erstreckte. Man ersieht aus der Bibel, daß die Israeliten, trotz ihres Widerwillens gegen alle Fremden, doch mit den tyrischen Maurern zusammen gearbeitet haben; auch heißt es in der nicht zu verwerfenden maurischen Tradition, daß sie sich unter einander durch ähnliche Zeichen und Worte, wie die, deren sich die Maurer in andern Ländern bedienten, erkannten. Ueberdem herrschte zwischen den Juden und den Tyriern eine Gleichförmigkeit im Allegorischen, namentlich in Dingen, welche die heilige Baukunst betrafen. Nach Joseph ist der Tempel zu Jerusalem nach demselben Plan, in demselben Geiste, und durch denselben Baumeister gebaut worden, der die Tempel des Hercules und Astarte's zur Tyrus aufgeführt hat.

Uebrigens hat es schon vor sehr alten Zeiten in Judäa einen religiösen Verein gegeben, dessen Ursprung man bis zum Bau des Tempels Salomon's zurückdatirte und dessen Mitglieder Hhadsidäer oder Kasidäer genannt wurden. „Scaliger", so sagt Basnage, „macht aus den Kasidäern eine fromme Brüderschaft oder vielmehr einen Ritterorden des Tempels von Jerusalem, weil ihre Verbindung hauptsächlich die Unterhaltung dieses Gebäudes und die Verzierung seiner Portale zum Zweck hatte." Darin stimmt jeder überein, daß aus dieser Gesellschaft die berühmte Secte der Essenier hervorgegangen ist, deren die Juden und die christlichen Kirchenväter mit gleicher Ehrfurcht gedenken und in deren Mysterien nach der Behauptung des Eusebius auch Christus eingeweiht gewesen ist.

Die Essenier bildeten Gemeinden für sich, die durch die Bande der Brüderschaft unter einander verbunden waren. Sie trieben mechanische Handwerke und bauten sich ihre Häuser selber. Muthmaßlich waren ihre architectonischen Kenntnisse aber nicht bloß auf die Anwendung von solchen Privatleistungen beschränkt. Sie hatten ihre Mysterien, ihre Ein-

weihung; ihre Aspiranten waren einer dreijährigen Prüfung unterworfen, und erhielten nach ihrer Aufnahme eine weiße Schürze zum Abzeichen. Philo von Alexandrien, der über die ägyptischen Essenier oder Therapeuten Nachweisung gibt, bemerkt namentlich, daß sie in den Versammlungen, wo sie von ihren Oberhäuptern unterwiesen wurden, die rechte Hand auf der Brust, nahe unter dem Kinn, ruhen ließen, die linke aber niedriger, längs der Seite. Es ist dieß ein Zeichen, das von Freimaurern leicht erkannt werden wird. . . .

Wie man auch über die Identität der jüdischen Maurer und der Dionysiasten denken mag, so ist es als erwiesen anzunehmen, daß die Letzteren das Pfropfreis der römischen architectonischen Vereine gewesen sind. Es war um das Jahr 714 vor unsrer Zeitrechnung, als Numa zu Rom die Handwerkscollegien (collegia artificum), 130 an der Zahl, einsetzte, an deren Spitze die Architectencollegien (collegia fabrorum) standen. Diese Vereine wurden auch Gesellschaften, Brüderschaften (Sodalitates fraternitates) genannt. Ihre ersten Mitglieder waren Griechen, die Numa, um sie zu organisiren, ausdrücklich aus Attica hatte kommen lassen. Aus dieser Zeit schreibt sich auch die Feier der Bachusfeste zu Rom her.

Die achte der unter den bekannten der Solon'schen Gesetzgebung entlehnten zwölf Tafeln enthält allgemeine Verfügungen für die römischen Collegien. Diese Vereine durften sich besondere Statuten machen, und Verträge abschließen, wenn die einen oder die anderen nur nicht mit den Gesetzen des Staates in Conflict kamen. Sie hatten ihre besondere Gerichtsbarkeit, ihre besonderen Richter. Die architectonischen Collegien gehörten zu den wenigen, die der Steuerfreiheit genossen, und aus diesem Vorrechte, welches den Innungen des Bauwesens auch noch im Mittelalter verblieben ist, schreibt sich die Benennung befreite Maurer oder Freimaurer her.

Die römischen Collegien existirten zugleich als bürgerliche und als religiöse Institutionen, und ihre Stellung zum Staate und zum Priesterthum war genau durch Gesetze vorgeschrieben. Sie hielten ihre Zusammenkünfte bei verschlossenen Thüren und ließen keine Profane dabei zu. Die Maceriae oder Logen, in welchen sie sich versammelten, lagen in der Regel unfern der Tempel von Gottheiten, die sie am meisten verehrten, und deren Priester sich ihrer als Bauherrn oder als Lieferanten heiliger Utensilien bedienten. In diesen Zusammenkünften, wo nach Stimmenmehrheit Beschlüsse gefaßt wurden, verabredeten die Brüder sich über die Vertheilung und die Ausführung der Arbeiten, und weiheten auch neue Mitglieder in die Geheimnisse ihrer Kunst und in ihre besonderen Mysterien ein, zu deren charakteristischen Zügen auch der gehörte, daß das Handwerkszeug ihrer Gewerke zu symbolischen Zeichen gewählt wurde. Die Brüder waren in drei Classen abgetheilt: in Lehrlinge, Gesellen und Meister; sie machten sich eidlich verbindlich, sich gegenseitig hülfreich beizustehn; sie erkannten sich an gewissen geheimen Zeichen, und hatten überdem auch noch Diplome, durch die sie sich legitimiren konnten. Ihre Vorsitzer, die auf fünf Jahre gewählt wurden, nannten sich Magistri, Meister. Sie hatten Aelteste, Seniores, Intendanten, Censoren und Schatzmeister, welche die monatlichen Beiträge erhoben, die ein jeder zahlen mußte; ferner Siegelbewahrer, Archivarien, eigene Aerzte und dienende Brüder. Es stand ihnen auch frei, Leute, die nicht zu ihrem Gewerke gehörten, als Ehrenmitglieder und Ehrenbeamte aufzunehmen, worunter selbst Damen, Matrones, waren; da diese Freiheit aber oft zu verbotenen religiösen oder politischen Verbindungen benutzt wurde, so hoben die Kaiser sie zuweilen auf und setzten, mindestens für einige Collegien, gesetzlich die Zahl der Mitglieder fest, aus welchen sie bestehen durften. (Schluß folgt.)

Tabletten.

⁂ (Verlagsbericht der Buchhandlung Apollonius Musinsky in Fez.) „Memoiren einer Weimarschen Waschfrau; nebst einem Anhange, enthaltend ein Dutzend Goethe'scher und Schiller'scher Waschzettel." — „Wundersame Geschichtchen eines Kindleins männlichen Geschlechts, so gleich nach seiner Geburt an ein Klavier gesprungen und auf demselben unterschiedliche Variationen über die Melodie: „Freut euch des Lebens" phantasirt hat und was später aus selbigem Kindlein geworden. — Ein wieder aufgefundenes Manuscript aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts." — „Die schwarze Suppe, eine akademische Gelegenheitsschrift; nebst einem Excurs über mehrere, die Kochkunst betreffende Stellen beim Herodot." — „Die Krankheiten des Pegasus, ein thierarzneilicher Versuch." — „Die Kunst, warmes Eis zu bereiten. Vom Freiherrn Pilz von Pilzendorf, Ober-Kammerherrn bei seiner Majestät des Königs von Utopien." — „Keine Kopfschmerzen mehr! Oder: Im Grabe ist Ruh'! Aus dem Nachlaß des Dr. Eisenbart." — „Die Vielschreiberei heilbar! Eine gekrönte Preisschrift." — „Ob Orpheus Tenor oder Baß gesungen? Ein ästhetischer Versuch mit mehreren musikalischen Beilagen, unter Anderm die Arie enthaltend, durch welche Orpheus sein Winterholz herbeitanzen ließ." — „Der allezeit fertige Deutsch-Franzos, oder Anleitung, ohne Kenntniß der französischen und deutschen Grammatik aus der einen in die andere dieser Sprachen zu übersetzen." — „Die Kunst, mit Worten nichts zu sagen. Ein unentbehrliches Supplement zur neuesten Auflage des Alberti'schen Complimentirbuchs." — „Maecenas redivivus, das ist der wieder auflebende Mäcen, oder erste Anfangsgründe der Protegir-Kunst. Mit einem Anhange: „Ueber die Kunst, einen Theetisch zu serviren" — „Der Mantel der christlichen Liebe, ein Fastnachtsspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Nachspiel: Mundus vult decipi ergo decipiatur", oder: „Auf der Welt ist Alles Schein!" — „Galgen und Rad. Erzählungen zur Beförderung der Häuslichkeit und des Familienglücks. Zum Besten eines Fonds für verarmte tugendhafte Familien." — „Zahme Lieder eines Hungrigen, mit dem Motto: „Bis dat, qui cito dat." — Seine Majestät, der Beherrscher aller Menschen, der Magen, hat die Dedication dieser Lieder huldreichst anzunehmen geruht." — „Das Ganze der Buchmacherkunst, worin gezeigt wird, wie man ohne die geringsten Vorkenntnisse in einer gegebenen Zeit über jede Wissenschaft ein Buch schreiben kann. Vom Verfasser des „Essig-Fabrikanten". — NB. Wird nur in versiegelten Exemplaren abgelassen. L. Wolke. (Gesellschafter.)

⁂ In D. zeigt ein Arzt in der Zeitung an, daß er täglich den Armen ordinire, mit Ausnahme der Wochentage, da sey er zu sehr beschäftigt, und mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, da speise er nicht zu Hause.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. Februar. Die gefährliche Tante, Lustspiel in 4 Abth. von Albini. In den Zwischenakten und zum Schluß: Production der spanischen Tänzer des königl. Theaters in Madrid, Fräulein Mannella und Herrn Camprubi.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 53. 22. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Siebenzehn.

(Fortsetzung.)

IV. Die Ueberraschung.

Die Straße Beautreillis, in welcher gewöhnlich die größte Ruhe herrschte, war heute der Schauplatz eines seltenen Lärmens. Pferde, Carossen und Wagen aller Art standen ohne Ordnung vor dem Hauptthore eines der schönsten Gasthöfen dieses Quartiers; Knechte und bebordete Livréen liefen aus und ein, fluchten, schimpften und machten ein großes Aufsehen.

Das Innere des Hotels selbst verrieth auf den ersten Blick etwas Fremdartiges; obschon es neun Uhr des Morgens war, so blieben doch die breiten Fensterläden fest verschlossen, und die dichten seidenen Vorhänge verhinderten vollends alles Eindringen des Tages in diese Zimmer.

Eine große Tafel, mit köstlichen Speisen besetzt, dehnte sich durch eine lange Gallerie aus, die durch Myriaden von Wachskerzchen erleuchtet war, und der helle Glanz, den diese Lichter verbreiteten, brach sich tausendfältig in den großen, herrlichen Spiegeln mit vergoldeten, prächtigen Rahmen. Der duftende Inhalt vieler Blumenkörbchen, die in geregelter Entfernung auseinander auf der Tafel standen, hauchte einen äußerst angenehmen Geruch aus und eine süße Harmonie, ein immerwährendes Concert, welches aus der Tiefe des Saales kam, glich dem leisen Säuseln des warmen Abendwindes. Das Ganze hatte etwas Feenhaftes, etwas Neues, etwas Eigenthümliches.

Nachdem die Diener Alles zu dem Feste vorbereitet hatten, öffnete sich die Thüre, die den Tiefgrund der Gallerie verschloß und der Graf Rostain von Marcillac, gefolgt von den Siebenzehn, trat herein.

Wer aber vermog die prachtvollen, eleganten Costume dieser Herren zu beschreiben? Ein unglaublicher Reichthum entfaltete sich hier; die Sammt-, Gold- und Seidenstoffe konnten nicht reicher und feiner gewählt werden, und die Blonden, Diamanten und andre kostbare Steine wetteiferten im Glanze mit den brennenden Lichtern des Saales.

— „Zu Tische, meine Herren!“ sagte Marcillac, nachdem der erste Eindruck des Staunens und Verwunderns vorüber war.

— „Zu Tische!“ riefen die Siebenzehn.

Die jungen Herren setzten sich, wie es eben der Zufall wollte, und bald waren alle Sitze besetzt, bis auf einen Einzigen, zwischen Marcillac und Chateaugay.

— „Wer hat Eure Einladung verschmäht?“ fragte Herr von Puylaurens.

— „Ich habe den Herren eine Ueberraschung aufgespart,“ sagte Rostain antwortend, „und ich hoffe, sie werden mit mir zufrieden seyn.“

— „Eine neue Eroberung?“

— „Die Herzogin von P...“

— „Die Präsidentin?“

— „Die Marquise von Paravey?“

— „Nein, meine Herren, nein — Sie sind alle Meilen weit von der Wahrheit entfernt.“

„Gib uns den Schlüssel zu dem Geheimniß,“ drängte der Graf von Escars, indem er den Flügel eines Kapauns hinunter würgte und beinahe nicht reden konnte. „Wenn mir erst der Verstand im Kreise läuft,“ fuhr er käuend fort, „so bin ich ein erbärmlicher Gesellschafter, darum rücke gleich heraus.“

— „Wohlan, Rostain,“ nahm Chateaugay das Wort; „habe Mitleid mit dem armen Escars; Du siehst, daß er diesen leeren Platz mit den Augen verschlingt, und diese Kost taugt für seinen ausgehungerten Magen eben nicht viel.“

— „Was“ — fragte Jener — „Du glaubst, er verschlinge mit den Augen? Auf diese Weise löst er doppelt seine Aufgabe, der Mund thut auch seine Schuldigkeit.“

— „Glaubst Du, Marquis,“ schrie Escars beinahe erstickt, „glaubst Du, ich wolle auch so hohlwangig und spindeldünne einher schleichen, wie Du, wie ein Mensch, der so eben aus der Bastille kommt? Pardieu! Ich will Lust und Freude, aber kein Mitleid erregen.

— „Lachen erregst Du, Freund, wo Du Dich zeigst; ich mache eine Wette, Du kannst nicht ernsthaft seyn, so nicht, daß man nicht lachen müßte, wenn man Dich ansieht.“

— „Ich gehe die Wette ein;“ schrie Escars.

— „Zehntausend Francs!“ sagte Chateaugay.

— „Angenommen!“

— „Wohlan, meine Herren, entscheiden Sie die Wette.“

Escars legte sein rundes, fleischiges Gesicht in ernste Falten und erhob sich, aber ach, ein schallendes Gelächter umtönte ihn von allen Seiten. Sein Bauch war so dick, daß ihn die Beine, als ein zu schwaches Untergestell, kaum im Stande waren zu tragen. Seine Figur, breit und viereckig, nahm Raum für drei Plätze hinweg und sein Gesicht glich vollkommen an Farbe einem gesottenen Krebs.

Die Siebenzehn umgaben noch immer unter heftigem Lachen die lebendige Garküche, als sich der Portier langsam erhob und eine Frau verstohlen und unbemerkt herein schlich, und den leeren Stuhl an Rostain's Seite einnahm.

Nun wurde Escars auf einen großen Sessel gesetzt und von den Siebenzehn auf eine Art Erhöhung gestellt, um die feierliche Probe mit ihm zu beginnen; nur Chateaugay, welcher den neuen Gast gewahrte, der jetzt ganz allein an der Tafel saß, sagte kein Wort und nahm Platz neben der

jungen Frau. Ein großer brauner Mantel mit einer Kapuze, verhüllte sie von Kopf bis zu Fuß und ließ nichts sehen, als ein Paar glänzende Augen, die etwas Furchtbares hatten. Der Marquis beobachtete sie lange stillschweigend, in seiner Erinnerung eine Dame suchend, die zu dieser Größe und diesen Kleidern passen konnte.

Alle waren nun, Einer nach dem Andern, der Reihe nach vor Escars getreten, aber Keiner war im Stande, sich des Lachens zu enthalten, als er die famose Figur ansichtig wurde, und gerade der Ernst, den er sich zu geben suchte, machte ihn noch mehr zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters.

— „Halt" — rief Marcillac, „es fehlt noch Jemand, es sind nur sechzehn — aha, Chateaugay — der Einzige, der eigentlich ein wahres Interesse bei dieser Probe hat. Ha — Chateaugay!"

Chateaugay benutzte seine Zeit besser, er suchte noch eine andere Wette zu gewinnen. (Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung des Freimaurerordens.

(Schluß.)

Die Handwerkercollegien, insbesondre diejenigen, deren Metiers sich auf die religiöse, die bürgerliche, die nautische und die hydraulische Architectur bezogen, verbreiteten sich von Rom aus über die Municipalstädte und die Provinzen. Wenn eine Stadt gebaut, ein Tempel, eine Kirche, ein Pallast aufgeführt werden sollte, so ließ der Kaiser diese Innungen aus den entferntesten Gegenden herbeirufen, um sich über das Unternehmen gemeinschaftlich zu berathen. Außer den festen architectonischen Collegien in den Städten gab es aber auch im Gefolge der Legionen kleine architectonische Innungen, welchen es oblag, die Pläne zu allen Militairanlagen, Trophäen ꝛc. zu entwerfen und die Soldaten bei deren materiellen Ausführung zu leiten. Alle diese bürgerlichen und militärischen Innungen, die größerentheils aus tüchtigen Künstlern und Gelehrten bestanden, trugen dazu bei, überall, wohin die Römer ihre siegreichen Waffen trugen, deren Sitten, Literatur und Künste zu verbreiten.

Die Collegien erhielten sich bis zum Sturz des Reiches in ihrer vollen Kraft; aber der Einbruch der Barbaren brachte sie auf eine kleine Zahl herunter, ein Verhältniß, das fortbestand, so lange diese unwissenden und rohen Menschen den Cultus ihrer Götter beibehielten. Als sie aber zum Christenthum übertraten, da kamen die Innungen aufs Neue in Flor. Die Priester, die sich als Ehrenmitglieder oder als Patrone darin aufnehmen ließen, gaben ihnen einen nützlichen Impuls und verwendeten sie zum Bau von Kirchen und Klöstern. Zur Zeit der lombardischen Herrschaft strahlten sie in großem Glanze in Italien. Sie führten damals die Benennung freie Innungen und Brüderschaften. Die berühmtesten unter ihnen waren die von Como, welche, wie man es aus Muratori sieht, eine solche Superiorität gewonnen hatten, daß die Benennung Magistri comacini, Meister aus Coma, für alle Mitglieder der architectonischen Innungen generisch geworden war. Ihre ursprüngliche Organisation hatte sich bis dahin erhalten. Sie hatten fortwährend ihre geheime Unterweisung und ihre Mysterien, die sie Cabala nannten; auch hatten sie ihre besonderen Gerichtsbarkeiten und Richter, ihre Immunitäten und Freiheiten.

Bald hatte sich ihre Anzahl bis in's Unendliche vermehrt, und die Lombardei, die durch sie mit religiösen Gebäuden übersäet worden war, reichte nicht mehr hin, sie alle zu beschäftigen. Da traten einige von ihnen zusammen, und constituirten sich zu einem einzigen großen Verein oder Brüderschaft, in der Absicht, ihre Industrie jenseits der Alpen, in all den Ländern auszuüben, wo es dem unlängst eingeführten Christenthum noch an Kirchen und Klöstern gebrach. Die Päpste waren ihnen darin förderlich, denn ihnen konnte es nur conveniren, wenn der majestätische Anblick der hehren Basiliken und vor allem der Zauber der Künste, mit welchem sie den Cultus umgaben, zur Ausbreitung des Glaubens beitrug. So verliehen sie denn der neuen Corporation und allen denen, die sich künftig zu gleichem Zwecke bilden würden, ein Monopol, daß die gesammte Christenheit umfaßte und dem sie alle die Gewähr und alle die Unverbrüchlichkeit gaben, die sie ihm vermöge ihrer geistigen Suprematie geben konnten. In den dieserhalb ausgestellten Diplomen wurde den Corporationen das ausschließliche Vorrecht, alle religiösen Gebäude aufzuführen, zugesichert und ihnen dabei jeder Schutz verheißen.

Anfangs lediglich aus Italienern bestehend, nahmen die maurischen Vereine nächstdem auch Künstler all der Länder in ihren Reihen auf, wo sie Bauten auszuführen hatten. So traten successive Griechen, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Belgier, Engländer, Deutsche in dieselben ein. Auch Priester und Mitglieder von geistlichen und militärischen Orden ließen sich in Menge darin aufnehmen und nahmen als Architecten, ja selbst als bloße Arbeiter an ihren Werken Theil. Einige der Letzteren traten späterhin wieder aus und bildeten separate Gesellschaften, zu dem besonderen Zweck, Brücken und Landstraßen anzulegen und die Reisenden gegen alle Wegelagerer, gleichviel ob adelige oder andre, in Schutz zu nehmen.

Zu ihnen gehörten die Brückenbrüder, die sich vorzugsweise mit alle dem befaßten, was zum Brückenbau gehörte. Es etablirten sich deren zu Avignon im Jahr 1178. Sie sind es gewesen, welche die Brücke jener Stadt und fast alle Brücken in der Provence, im Auvergnat, in Lothringen, im Lyonesischen ꝛc. angelegt haben. Sie bildeten eine religiöse Brüderschaft, ließen aber auch Laien zu, wie sich dies aus einem Documente vom Jahr 1469 erweiset, in welchem Leute, die zu ihnen gehörten, als Kaufleute qualificirt werden. Auch zu Lucca, in Italien, war dieser Orden etablirt und existirte dort noch im Jahr 1590. Im Jahr 1562 war Johann von Medicis das Oberhaupt dieses Ordens, das den Titel Magister oder Meister führte.

Auch die Templer befaßten sich um dieselbe Zeit mit der Anlage und der Unterhaltung von Landstraßen und mit dem Bau von Brücken und Hospitälern. Eine der spanischen Landstraßen, die von den Pyrenäen ab über Ronceval geht und im unteren Navarra endigt, führt noch jetzt den Namen „Templerstraße." Sie rührt von jenen Rittern her, die außerdem die Reisenden, die sie zogen, von einem Ende bis zum andern in Schutz nahmen. Die Templer hatten sich auch die Verpflichtung auferlegt, die drei römischen Straßen zu unterhalten, die es jenseits der Pyrenäen gab. Ihnen wird ferner der Bau der meisten Brücken, Hospizen und Hospitäler von Roussillon ab bis nach St. Jacob von Compostella in den Provinzen von Catalonien, Arragonien, Navarra, Burgos, Valencia, Leon, Astorgo und Gallicien zugeschrieben.

Dem Anschein nach haben Leute, die als Ehrenmitglieder und Patrone in den maurerischen Brüderschaften aufgenommen waren, schon gegen Ende des XV. Jahrhunderts außerhalb dieser Corporationen besondere Gesellschaften gebildet, die den materiellen Gegenstand der Corporation fallen ließen, und sich nur mit deren mystischem Zweck beschäftigten. Man sieht in der That, daß es im Jahr 1512 zu Florenz eine Gesellschaft der Kelle gegeben hat, welche die Maurerkelle, den Hammer und das Winkelmaaß zum Symbol und den Schutzpatron der schottischen Maurer, den heiligen Andreas, zum Patron hatten. In derselben Stadt hatte sich im Jahr 1480 auch eine andre Gesellschaft gebildet, die sich die platoni-

sche Academie nannte. Der Saal, in welchem dieselbe ihre Sitzungen gehalten, ist noch jetzt vorhanden, und die Sculpturen, mit welchen er ausgeschmückt ist, zeigen maurerische Attribute und Embleme.

Wie dem auch seyn mag, finden wir die Innungen von Bau-Arbeitern in ganz Europa vor. Im 13. und 14. Jahrhundert führten sie die Kathedralen zu Cöln und Meißen, um das Jahr 1440 die von Valenciennes auf. Sie waren es, die nach dem Jahr 1385 das berühmte Kloster Batalha in Portugal und das Kloster vom Berge Cassino in Italien baueten. Die großartigsten Monumente Frankreich's, England's und Schottland's waren ihr Werk. Allen ihren Bauten haben sie ihr symbolisches Zeichen aufgedrückt. So sieht man in dem Dom zu Würzburg, vor der Thür der Todtenkammer, an der einen Seite, auf dem Capital einer Säule, die mysteriöse Inschrift Jachin, und auf der andern Seite, auf einem Säulenschaft, das Wort Booz; das Christusbild oben auf dem Portal an der rechten Seite der St. Denis-Kirche hält auch die eine Hand in einer Stellung, die den jetzigen Freimaurern wohl bekannt ist. (Hamb. lit. u. krit. Bl.)

Frankfurt.

Göthestatue.

Wie wir in den hiesigen öffentlichen Blättern lesen, haben neuerdings Berathungen stattgefunden über die Stelle, wo die Göthestatue hinkommen soll. Der löbliche Kunstverein hat sich durch Stimmenmehrheit für die Mitte des Komödienplatzes entschieden. Wohl hat dieser Platz Manches für sich, und jedenfalls ist er ein passenderer Theil der Stadt, als der früher projectirte unter den krummen und schiefen Bäumchen der Allee.

Indessen sey es erlaubt, auch unsere Ansicht darüber auszusprechen, nicht aus Lust zum Widerspruche, der hier, einer achtungswerthen Kunstgenossenschaft gegenüber, sehr indiscret seyn würde, sondern der Wichtigkeit der Sache wegen, die es wohl verdient, daß man auch öffentlich sie bespreche und die Gegengründe anhöre, bevor man zu einem Bau schreitet, den man vielleicht später bereuen möchte.

Göthe's Statue in die Promenaden um die Stadt zu setzen, ist unseres Wissens niemals ernstlich beantragt worden, da auch nicht der kleinste gültige Grund dafür sprechen würde. Ein Anderes war es mit der ursprünglichen Idee für die Maininsel, die vor einiger Zeit ein Aufsatz in diesen Blättern wieder aufzufrischen suchte. Manche Kunstfreunde waren dafür, und wenn nunmehr auch allerlei Rücksichten und Ansichten sich dagegen stemmen, so bleibt der Gedanke, wie er schon bei Lebzeiten Göthe's ausgesprochen wurde, immer ein großartiger und der Vaterstadt des Dichters durchaus würdiger.

Der Komödienplatz ist zwar der einzige regelmäßige in Frankfurt, allein seine Begränzung ist nicht von allen Seiten schön zu nennen, ja fast nur der schmacklose und etwas seitwärts stehende Theaterbau allein imponirt einigermaßen und kann der Statue als Folie dienen. Auf die Möglichkeit, daß das Schauspielhaus dereinst verlegt werden könne, wollen wir kein Gewicht legen, obgleich das Bedürfniß jenes zu vergrößern und vielleicht auf einen geräumigeren Platz zu bauen, immer fühlbarer wird; um so gewichtiger aber bleibt es, daß kleine Privathäuser mit Ueberhängen nie und nirgends eine würdige Umgebung für ein Kunstwerk seyn können. Schon jetzt ist dieser Platz Abends für die Equipagen nicht allzugroß; wie dann erst, wenn die Mitte verbaut wird, und die Wagenlenker ihren Unmuth an dem unter ihnen hervorragenden Standbild des Lieblings der Kamönen loslassen werden? — Wir hoffen, daß schon in dieser Beziehung die Umsicht der betreffenden Behörden die Verbauung dieses Platzes nicht gestatten werde. Unglücksfälle durch das Fuhrwerk würden hier in Zukunft weniger zu vermeiden seyn, als seither, und der unschuldige Gegenstand, der dies veranlaßt, statt Freude nur Mißvergnügen erwecken.

Warum aber will man die so ganz dazu geeignete Stelle an der östlichen Seite des Paradeplatzes, da wo der Springbrunnen steht, nicht wählen! hier münden mehrere Hauptstraßen aus, und die breite muntere Zeil läßt an diesem Ende einen bedeutenden Raum frei. Auch hier stehen nicht überall schöne Häuser, doch treten sie mehr zurück und aus dem störenden Allzunahe. Nach mehreren Richtungen weithin würde man die Statue erblicken, und da hier so recht der Mittelpunkt der Stadt und zugleich ihre schönste Straße ist, auch der Hauptstraßenzug durch die Stadt hier vorüberzieht, und es den ganzen Tag an Lebhaftigkeit nicht fehlt, so würde dadurch einer der Hauptzwecke — das Bildwerk sehen zu lassen — auf das vollständigste erreicht werden. Hier dient das Monument diesem großen geräumigen Theil der Stadt wahrhaft zur Zierde. Freilich müßte Einiges verändert werden, aber man denke sich den Brunnen verlegt auf die Mitte des Paradeplatzes oder gegen den Pariserhof hin, und nun an die Stelle des Brunnens die Statue, von einem Halbkreis kräftiger Lindenbäume umgeben und rechts und links zwei Gaslichtkandelaber, so müßte dies einen harmonischen Anblick gewähren, der auch die strengsten Kunstrichter befriedigen würde.

Der Einwurf, den der Münchner Künstler selbst gemacht haben soll, daß der nahe Kirchthurm für das Denkmal störend sey, ist als die, wir möchten sagen, barokke Idee eines genialen Mannes, nicht von Belang. Blicken wir nach Italien, dem Lande der Künste und des großartigen Baugeschmacks, so werden wir unser Urtheil fast überall gerechtfertigt finden. Nicht die vielen Heiligenbilder erwähnen wir, die ohnehin in die Nähe der Kirche gehören, aber nach Rom wollen wir verweisen, wo Marc Aurel auf dem capitolinischen Hügel im Schatten des Glockenthurms vom Senatorenpalast steht. Auch der Sabinerraub des Johann von Bologna und der Perseus des Benvenuto Cellini zu Florenz verlieren nichts an Effekt und Schönheit, daß sie ganz in der Nähe des sonderbar gestalteten hohen Thurmes am alten Palast der Medizeer stehen. In Piacenza sind die Statuen der beiden Farnese Alessandro und Ranuzio gerade vor die Domkirche gestellt, wie in Venedig die des Generals Bartolomeo Colleoni vor St. Johann und Paul u. s. w. Doch nirgends erblickt man darin eine Beeinträchtigung der Kunstwerke.

Freilich wirken im Süden so manche Umstände günstig auf ein öffentliches Kunstgebild: größere Reinheit des Styls in den Bauten, eine weiche, warme Atmosphäre und ein tiefblauer Himmel; aber um so mehr müssen wir darauf bedacht seyn, unseren Denkmalen eine möglichst würdige Umgebung zu verschaffen, was freilich weder geschmacklose kleine Privathäuser, noch ein kümmerlicher Baumwuchs ersetzen können.

Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die Götheangelegenheit mit mehr Oeffentlichkeit betrieben würde, damit das dabei interessirte größere Publikum nicht vermüßigt wäre, sich allzu passiv zu verhalten. Gewiß nimmt die Mehrzahl der Bewohner den lebhaftesten Antheil an dieser ihren großen Landsmann betreffenden Sache, und wenn gleich derselbe auch nicht als Angehöriger des Frankfurter Stadtverbands vom Schauplatz abgetreten, dennoch suchen wir in seinem Namen und in seinem Ruhm unsere höchste Zierde, gleich jenen Bürgern am Mincio im Schwan von Mantua: Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.

Tabletten.

*** (Mein Herz, ich will dich fragen.) Eine französische Dame hat dieses viel componirte und viel gesungene Lied der Parthenia in Halm's „Sohn der Wildniß" (unstreitig das poetischste Bruchstück des ganzen Drama's) folgendermaßen in ihre Muttersprache übertragen:

Mon coeur, l'amour, je prie,
Veuillez me le définir!
„Deux âmes et une vie,
Deux coeurs et un soupir."

Dis-moi: l'amour d'où vient-il?
„Il vient et il est là!"
Et dis: comment s'éteint-il?
„Lui, il ne s'éteint pas."

Quand est-il pur comme l'onde?
„Dans son abnégation:"
Quand d'une nature profonde?
„En calmant sa passion."

Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah, c'est en donnant même!"
Par quels mots sa tendresse?
„Il ne parle pas — il aime."

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** Ein Schreiben aus Hamburg berichtet die auffallende Thatsache, daß das Schauspiel „Nacht und Morgen" daselbst in zwölf Tagen sechsmal gegeben worden ist. Das Orchester war bei jeder Vorstellung für Zuschauer ausgeräumt, und wer nicht abonnirt, mußte drei Tage vorher Plätze bestellen. Auch wird bei stets vollem Hause Halm's „Sohn der Wildniß" und Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" gegeben. Das heißt Theaterliebhaberei! Auf solche Weise wird die Hamburger Direction prosperiren, wenn auch die Oper den rechten Zug nicht hat und die Milanollo's fehlen.

*** (Leipzig.) Im letzten Gewandhausconzerte führte uns Mendelssohn zum ersten Male seine neueste Composition „die erste Walpurgisnacht", eine Ballade von Göthe, vor. Das Musikstück füllt einen ganzen Theil des Conzerts und wird durch eine Ouverture eingeleitet, an welche sich abwechselnd Chöre und Soli reihen. Wenn sich der Componist in diesem Musikstücke auch hier und da in seiner Eigenthümlichkeit wieder erkennen läßt, so ist das Ganze im Charakter doch wesentlich von seinen andern Werken verschieden und er hat offenbar einen Schritt näher zur dramatischen Composition gethan. Die Walpurgisnacht findet ihre Bestimmung recht eigentlich im Conzerte und sie war deßhalb auch vom entschiedensten Erfolge. Man erkennt die Hand des Meisters, aus welcher das treffliche Werk zur schönsten Formvollendung hervorgegangen ist. Der Grundcharakter ist ein elegischer, er wird aber zu ganz dramatischen Momenten, namentlich in einem der Chöre gesteigert, und der Schlußchor, der zu dem Wirksamsten und Bedeutendsten gehört, was Mendelsohn geschaffen hat, krönte das Ganze. (Leipz. allgem. Modenztg.)

*** (Poesie und Stiefelwichse.) In England verdienen die Stiefelwichser der Poesie oder die Dichter der Stiefelwichse mehr als bei uns die beliebtesten Bühnendichter. In London ist ein Stiefelwichs-Fabrikant so reich geworden, daß er jetzt von seinem Kapitale jährlich über 120,000 Thaler Zinsen hat, weil er seine Stiefelwichse mit — Poesie vermischte. Das ging nemlich so zu: Er stellte in seiner Fabrik einen talentvollen Dichter an, der für ein Honorar, welches, wie gesagt, das beste Honorar für die besten deutschen Bühnenstücke übertraf, Novellen, Gedichte und Anekdoten schuf, in denen stets die Stiefelwichse seines Herrn eine glänzende Rolle spielte. Diese Poesien wurden im Interesse des Master Warren (so heißt der Fabrikant) und seiner Stiefelwichse in den gelesensten Blättern verbreitet, wodurch der Genannte ein Rentier wurde mit mehr als 120,000 Thaler jährlicher Einkünfte. Da sieht man, wie mächtig noch die Poesie ist, wenn sie es nicht verschmäht, sich bei der allmächtigen Industrie „für Alles" zu vermiethen. (Gesellschafter.)

*** In Cork starb kürzlich ein junges Mädchen von 19 Jahren ganz plötzlich. Die Aerzte fanden, daß eine Ader gesprungen sey, weil sie sich zu fest geschnürt habe, um eine schlanke Taille zu erhalten. Hilft Alles nichts, lieber todt, nur dünn. (Dorfzeitung.)

Aus Gotha.

(18. Februar.)

Der gestrige Tag hat uns einen wahren Kunstgenuß bereitet. An diesem Tage trat der Schauspieler Baison vom Nationaltheater zu Frankfurt a. M., als Gast zum ersten Male vor dem hiesigen Publikum auf. Der ausgezeichnete Ruf, den er sich schnell erworben, hatte uns zu hohen Erwartungen berechtigt. Auch hat er diese schon in seiner ersten Darstellung vollkommen befriedigt, ja noch übertroffen. Er hatte zu derselben die Rolle des Vicomte von Bolingbrocke in Scribe's Intriguenstück: „Das Glas Wasser" gewählt. Dieses geistreiche, aber auch flüchtig hingeworfene Stück hier zu beurtheilen, liegt außer unserem Plane. Auch ist dasselbe bereits so vielfach besprochen worden, daß wir es für überflüßig halten, selbst noch Etwas darüber zu sagen. Wir behalten hier zunächst im Auge, wie Herr Baison die Rolle des Bolingbrocke spielte. Schon sein Aeußeres ist sehr anziehend, sein Organ ist klangvoll und biegsam. Auch erkannten wir alsbald in ihm den Schauspieler von gediegener Bildung. Er hatte den Geist seiner Rolle klar und wahr erfaßt, er war völlig von ihm durchdrungen, das zeigte er in jedem Worte, jeder Bewegung, jeder Miene. Die höchste Kunst war in ihm ganz zur Natur aufgegangen. Er blieb fern von dem Fehler, in welchen wir selbst mehrere berühmte Schauspieler bei Darstellung dieser Rolle haben verfallen sehen. Sie brachten nämlich nur den Intriguanten, nicht den Staatsmann zur Anschauung. Herrn Baison aber fehlte bei aller Feinheit und Schlauheit des öfters selbst getäuschten und sich täuschenden Intriganten doch niemals die Würde und Haltung des Staatsmanns. So stand er als ein vollendeter Bolingbrocke unter den übrigen Acteurs und Actricen da, die ebenfalls allen Ansprüchen genügten, die wir an sie zu richten berechtigt sind. Fräulein Mügge erwarb sich als Königin Anna, Madame Puray als Herzogin von Marlborough vielen Beifall. Fräulein Westphal stellte die Abigail, Herr Rösler den Fähndrich Masham und Herr Rudolph den Marquis von Torcy dar. Das Zusammenspiel Aller befriedigte vollkommen und machte diese Vorstellung zu einer der gelungensten, die wir im Verlaufe des jetzigen Winters gesehen haben. Noch höheren Genuß wird uns der nächste Montag bringen. An ihm wird Herr Baison als Hamlet auftreten. Auch über diese Darstellung des trefflichen Mimen werde ich Ihnen so schnell als möglich berichten, da ich wohl annehmen darf, daß es für die Bewohner Frankfurt's von Interesse ist, zu hören, wie Herr Baison auch auswärts als einer der besten Schauspieler der Gegenwart anerkannt wird.

Adolf Bube.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. Februar. Die gefährliche Tante, Lustspiel in 4 Abth. von Albini. In den Zwischenakten und zum Schluß: Production der spanischen Tänzer des königl. Theaters in Madrid, Fräulein Mannella und Herrn Camprubi.

Donnerstag, den 23. Februar. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 54. 23. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

Fast alle Samstage brachte ich den Abend in dem Hotel des Fürsten von Montfort zu, dem einzigen ächt-französischen Hotel, das sich zu Florenz befindet, und dessen Salon auch vielleicht der Einzige in ganz Italien ist, welcher den Pariser Salons an die Seite gestellt werden kann.

Eines Abends, als wir viel über das Privatleben des Kaisers gesprochen hatten, über seine Gewohnheiten, seine Eigenthümlichkeiten, seinen Aberglauben, fragte ich den Fürsten, was es mit dem kleinen rothen Männchen für eine Bewandtniß habe.

— Ich habe oft, entgegnete mir der Fürst, in dem Hause meines Bruders von dieser seltsamen Erscheinung sprechen hören; doch bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß ich niemals das seltsame Wesen selbst zu Gesicht bekommen, von welchem man behauptet, daß es sich dreimal mit dem Kaiser in geistigen Verkehr gesetzt: das erste Mal zu Damanhur in Aegypten, das zweite Mal in den Tuilerien, in dem Augenblicke, wo der unglückliche Feldzug nach Rußland beschlossen ward, und das dritte Mal in der Nacht, welche der Schlacht von Waterloo verherging. Doch ist hier statt meiner, fügte der Fürst lachend hinzu, die Fürstin Galitzin, welche im Besitze interessanter Mittheilungen über das rothe Männchen ist, die sie von ihrem alten Freunde Zajonczek empfing.

Aller Blicke wandten sich auf die Fürstin.

Ich muß hier für diejenigen, welche nicht die Ehre haben, die Letztere näher zu kennen, die Bemerkung vorausschicken, daß dieselbe Polin von Geburt und also Landsmännin des berühmten Generals, dessen der Fürst so eben Erwähnung gethan, eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen ist, welche ich kenne. Jeden Abend, den ich bei ihr und ihrem Sohne, dem Prinzen Wladimir, zubrachte, nahm die Unterhaltung immer die originellste Wendung, und oft schlug es schon drei oder vier Uhr des Morgens, und wir wähnten, es wäre erst Mitternacht. Die Fürstin Galitzin, welche zugleich eine sehr gute Erzählerin war, wurde also aufgefordert, doch unverweilt mitzutheilen, was sie von dem rothen Männchen und ihrem Landsmanne Zajonczek wisse.

Ich wünschte den originellen Charakter wiedergeben zu können, den die Fürstin ihrer Erzählung zu verleihen wußte, deren ganzer Werth vielleicht nur in eben dieser originellen Darstellung der Erzählerin liegt; doch bin ich einer solchen durchaus nicht gewachsen und muß die Leser bitten, sich für jetzt mit meiner schlichten Weise zu begnügen.

Bonaparte hatte in einer der ersten Morgenstunden des 2. Juni 1798 den Boden Aegypten's betreten, nachdem er Malta im Fluge genommen und wie durch ein Wunder ungefährdet mitten durch die englische Flotte gesegelt war. Den andern Tag eroberte der neue Cäsar Alexandria und nahm sein Frühstück am Fuße der Pompejussäule ein.

Der General-en-Chef war durch eine enge Straße in die Stadt gekommen, nur von einigen seiner Leute und von fünf bis sechs Führern begleitet. Zwei Personen vermochten kaum in dem engen Gäßchen neben einander zu gehen. Bourienne ging dicht an seiner Seite, als plötzlich ein Flintenschuß ertönte und der Führer, welcher vor Bonaparte herging, getroffen zu Boden sank.

Dieser Flintenschuß kam von einem Weibe. Man sieht, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Bonaparte, wie Cyrus umgekommen.

Bonaparte blieb sechs Tage zu Alexandrien; diese sechs Tage genügten ihm, Stadt und Provinz zu organisiren; am siebenten marschirte er nach Kairo, auf welchem Marsche ihm Dejaix schon vorangeeilt, und er ließ den verwundeten Kleber zum Commando der eroberten Stadt zurück.

Am achten Tage kam Bonaparte nach Damanhur und schlug sein Hauptquartier bei dem Scheik auf. Kaum hatte er das große, einsam liegende Haus des Letzteren bezogen, vor dessen Thüre sich ein dichtbelaubter Feigenbaum erhob, so befahl Bonaparte Zajonczek, der unter meinem Vater eine Cavalleriebrigade befehligte, hundert Chasseurs zu nehmen, und mit denselben die Straße von Rhamanieh zu recognosciren.

Obgleich Zajonczek ziemlich bekannt ist, so will ich doch im Vorbeigehen einige Worte über diesen General sagen, welcher eine der glänzendsten Carrieren in jener Epoche machte.

Zajonczek war am 1. November 1752 geboren, also zu der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, das heißt im Jahre IV. der französischen Republik, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Die ersten Jahre seines Lebens nahm er ruhmvollen Antheil an den polnischen Freiheitskämpfen, in welchen er unter dem Commando Kosciusko's und dicht an dessen Seite kämpfte; nach der Conföderation von Targowitza, welche zu unterzeichnen der König Stanislaus August schwach genug war, verabschiedete sich Zajonczek von der polnischen Armee und wanderte mit Kosciusko und Joseph Poniatowski aus; als aber im Anfange des Jahres 1794 eine Insurrektion in Polen ausgebrochen war, kehrten die Proscribirten wieder dahin zurück, welche nun in noch größerer Glorie erschienen. Nun begann jener neue Kampf um Polen's Freiheit, eben so glorwürdig, eben so blutig und so unheilbringend für die polnische Nationalität, wie es der Kampf von 1791 gewesen und wie es der von 1830 werden sollte. Den 4. November wurde Warschau von Suwarow eingenommen; die Generale Jasinski, Korsack, Paul Grabowski und Basnewki befanden

sich unter den Todten, und Zajonczek, der, dem Tode nahe, vom Schlachtfelde getragen wurde, mußte seinen Antheil an dem Befreiungskampfe mit zweijähriger Haft in der Festung Josephstadt büßen, woraus er erst beim Tode der Kaiserin Katharina entlassen wurde. (Fortsetzung folgt.)

Die Siebenzehn.

(Schluß.)

Die Siebenzehn nahmen ihre Plätze wieder ein und hörten den Marquis mehrere Fragen an die geheimnißvolle Dame richten, welche diese mit ausdrucksvollen Pantomimen beantwortete.

— Das ist Marcillac's Ueberraschung.

Bald wurden von allen Seiten her Fragen an die Dame im braunen Mantel gerichtet.

— „Warum diesen Eigensinn, Marie?“ fragte sie Marcillac leise; „warum verbirgst Du uns Dein schönes Gesicht?“

— „Ich wag' es nicht, mich sehen zu lassen.“

— „Sey doch nicht albern, liebes Kind; weißt Du nicht, wie sehr ich Dich liebe und kannst Du glauben, daß ich Dir die geringste Verlegenheit bereiten wollte? Diese jungen Leute sind meine Freunde, und Du darfst ihnen die Freude machen und Dich sehen lassen.“

— „Aber ... wenn man mich häßlich fände...“

— „Die Herren sind nicht blind, mein Kind.“

— „Nein, nein ... ich wage es nimmermehr! Sie sind alle so schön, so herrlich geputzt, meine Kleider würden einen seltsamen Contrast zu den ihrigen bilden“

— „Ist es nur das?... Wohlan, komme mit mir, und sogleich sollst Du schöner und reicher geputzt als Alle hier wieder zurückkehren.“

— „Verrätherei!“ schrien die Siebenzehn, als sie sahen, daß sich Beide erhoben.

— „Nein, meine Herren,“ beruhigte Marcillac, das ist es nicht. Ich gebe mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich sie in einigen Augenblicken wieder zurückbringe.“

Sie entfernten sich Beide und die Schmauserei in der Gallerie ging ununterbrochen ihren Gang fort.

Nachdem sie durch einige Zimmer gegangen waren, führte der Graf Marcillac die Dame in ein herrliches Boudoir, dessen Wände mit Seidenteppichen behangen waren.

Er öffnete einen Schrank und ein glänzender, die Augen blendender Schmuck ward sichtbar.

— „So, Marie,“ sagte er, indem er inbrünstig ihre Hand drückte; „wähle Dir unter allen diesen Reichthümern, was Dir gefällt; nimm ... verlangt Dein Herz noch mehr von mir?“

Die geheimnißvolle Dame schwieg.

— „Nein,“ sagte sie endlich, „ich will nichts von Euch, am wenigsten das,“ fügte sie in schneidendem Tone bei, „was Ihr Marien, dem Kinde des Alteisenhändlers, anbietet; denn das könnt Ihr der Frau Präsidentin Mauduit von Chompré doch wohl nicht geben!“

Bei diesen Worten schlug Blanka die Kapuze zurück, und gab sich zu erkennen.

— „Blanka!“ rief Marcillac, vor Schrecken bleich.

— „Ja, Blanka ... nicht Marie ... die reiche, edle Frau ist's, nicht das Mädchen aus der Hefe des Volks. Ja, Blanka ist's, die Du erniedrigt, beschimpft, betrogen, deren Herz Du gebrochen hast und die, bevor sie die Welt auf immer verläßt, noch einmal zu Dir kommt, um Dir die Beweise ihres Abscheues, ihrer Verachtung, ihres glühenden Hasses zu geben!“

— „Blanka, habe Mitleid!“

— „Mitleid?... Und hattest Du auch Mitleid für mich?... Ich war jung und schön, und ich habe Dir meine Jugend, meine Schönheit geopfert! Nie habe ich einen Andern geliebt, als Dich, ich habe Dir mein Herz gegeben, Du hast es grausam zerrissen. Rache, Rache will ich haben; die Liebe zur Rache ist jetzt in meiner Brust eine glühendere Leidenschaft geworden, als es einst die Liebe zu Dir war... Glaube nicht, daß ich Dir das Leben rauben will, nein, Du sollst leben, um zu leiden ... Du sollst leben, um Dein Verbrechen der Welt zur Schau zu schleppen, Du sollst leben, um mich zu hassen, wie ich Dich hasse, um mir zu fluchen, wie ich Dir fluche!“

Das wüthende Weib griff an den Busen und zog eine Phiole hervor, die einen gelben Saft enthielt, den sie mit Verwünschungen über das Gesicht des flehend vor ihr knienden Grafen ausgoß.

Marcillac stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und wollte sich auf Blanka stürzen, allein er sank, von furchtbaren Schmerzen gequält, in seine Kniee zusammen.

Der Schrei, den der Graf ausgestoßen hatte, wurde im ganzen Hotel vernommen; die Diener liefen in die Gallerie, um die Ursache desselben zu erfahren.

Die Orgie hatte indessen ihren Culminationspunkt erreicht; die Siebenzehn, sämmtlich vom Wein erhitzt, machten einen höllischen Lärmen.

Die Diener gingen bescheiden wieder zurück, weil sie sich betrogen zu haben glaubten.

Einige Zeit nachher schrie Chateaugay mit mächtiger Stimme, als ihm das geheimnißvolle Frauenzimmer plötzlich einfiel: „Wo ist Marcillac? ... Er scheint eine lange Unterredung mit seiner Ueberraschung zu haben!“

— „Wir wollen ihn überraschen!“ schrie Einer.

— „Bravo!“ heulte die ganze Gesellschaft.

Die Siebenzehn erhoben sich, so gut es ging, indem sie öfters wieder zurück auf ihre Stühle taumelten, nahmen Kerzen in die Hände und begaben sich nach den innern Gemächern.

Escars, der wenig getrunken und nur wie ein Währwolf gegessen hatte, war noch allein bei Vernunft geblieben. Er ging voraus in Marcillac's Zimmer.

Der Graf lag ausgestreckt auf der Erde; seine Gestalt war unkenntlich; große schwarze Flecken bedeckten Stirne, Wangen und Nase; der Mund, schrecklich verzerrt, gab ihm ein scheußliches Aussehen.

— „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie Escars, indem er sich bemühte, Marcillac zu erwecken.

Die Diener liefen zusammen, es war ein allgemeiner Aufruhr.

Ein schrecklicher Anblick! Alles gerieth in Verwirrung; die jungen Leute im Festgewande, die Gesichter, welche noch vor einigen Augenblicken in Freude strahlten, der Glanz der silbernen Candelaber, Alles das kontrastirte auf eine grausame Weise mit dem schrecklich entstellten Angesicht des Grafen.

Die Gesellschaft schlich sich leise zurück in die Gallerie und entfernte sich ohne Geräusch. Nur Chateaugay und Escars blieben bei Marcillac.

Der Graf kehrte zwar, Dank der Hilfe seiner Freunde, ins Leben zurück; aber von dem Gesicht mit den edlen Zügen, von Jugend und Gesundheit strotzend, blieb nichts übrig. Die ätzende Flüssigkeit war in eines seiner Augen eingedrungen und hatte es gänzlich verbrannt und das andere wurde nur mit Mühe erhalten, um ihm den Rest seines Lebenspfades spärlich zu erhellen. Schreckliche Narben entstellten sein Angesicht.

Marcillac hütete sich sorgfältig, Diejenige zu nennen, welche ihn auf so schreckliche Weise entstellt hatte. Erst auf dem

Sterbebett vertraute er es seinem Freunde Chateaugay. Er starb, noch jung, aber lebenssatt; der Tod war sein einziger Wunsch.

Blanka zog sich in ein Kloster zurück und gab ihr ganzes Vermögen den Armen, mit Ausnahme einer Summe von zwanzig tausend Francs, die sie ihrem Milchbruder Réné vermachte.

Réné heirathete Marie, die Tochter des Alteisenhändlers.

Tabletten.

⁎ (Frankfurt.) Der „Pilot" enthält eine Mittheilung: „Von München bis Cöln. (Reisebemerkungen eines englischen Touristen)", dem wir folgende Stelle über Frankfurt entnehmen: „Ich war auf der Mainbrücke gewesen, hatte in der Morgenfrühe den Hauptthurm bestiegen, um die Stadt von oben, von der Seite zu betrachten. Ich hatte mich ganz in der schönen Dichterwiege heimisch gefunden, als ich durch das Gedränge in den engen Straßen und Plätzen, durch die Tausende von Krambuden wieder unsanft geweckt wurde. Von drei Buden sind wenigstens zwei dem deutschen Tabaksrausche geweiht. Entweder Tabaksrohre, Tabak selber, oder Schachteln und Beutel für das übelriechende Heu ausbietend. Riecht man diese Buden, so kann man kaum begreifen, weshalb nicht ganz Deutschland in ewige Dunstwolken eingehüllt ist, und zwar viel dichter als unser nebliges London? Ich sah den Römer und dorten die neugeschenkten Bilder deutscher Kaiser. Viele schöne, viele mittelmäßige Gemälde. Man sagte mir, Kaulbach, aus München, habe seinen Kaiser wegen leichtfertiger Arbeit wieder zurück gesandt bekommen. Jene Bilder, die ich von Rethel sah, rührten mich am meisten. Sie haben am meisten die Eigenschaft des Portraits, und sehen aus wie vom lebendigen Leben genommen. Ueber der Reihe höchst ansprechender Bilder vergißt man den Saal zu betrachten, welcher der Malerei nicht sehr günstig ist, kein Wunder der Baukunst vorstellt, doch immer geräumig genug ist, und der alte wahre Kaisersaal bleibt. Dem Saale gegenüber liegen die Perlen der Frankfurter Gebäude: das sogenannte Steinhaus, eine wohlerhaltene Wohnung im sächsischen Style, und die in den letzten Blüthentagen der gothischen Zeit erbaute Nikolaikirche, so frei als eigenthümlich gefügt, ein Viereck bildend, an dessen Ecken vier zierliche Thürme aufragen. Die Stadt will das schöne Gebäude zum Gottesdienste wiederherstellen, das sicherlich mehr Kunstwerth besitzt (!) als der große Dom, oder die winkliche Leonhardskirche, obgleich beide wieder schöne Einzeltheile haben, während die neue protestantische Kirche selbst deren entbehrt. In der Städelschen Gallerie schaute ich viel, recht viel Schönes und altes Neues, da ich hier zuerst mit den Meistern der Düsseldorfer Schule bekannt wurde. Rethel prangt hier mit seinem Daniel in der Löwenhöhle, Achenbach mit einem herrlichen Seesturme, Lessing mit einem geschichtlichen Bilde: Ezzelin, im Kerker den priesterlichen Trost zurückweisend. Drei Figuren weiset das Bild auf: den ungebeugten Helden, einen jungen Mönch, der noch einen Versuch zur Bekehrung machen möchte und einen alten, welcher diesen erzürnt von der Bühne zieht. Ein Meisterstück in seinen Gegensätzen, ein Meisterstück in seiner Ruhe, ein Meisterstück in der Schönheit, welche über das ganze Bild verbreitet ist. So entzückt ich in München war neben alter wälscher Kunst einen neuen Stamm in der deutschen zu erblicken, eine neue Reihe glänzender Aufschwünge zu betrachten, so erfreut war ich hier, neben diesen noch eine Richtung zu finden, die ich, wenn auch nicht großartiger, doch wohl lieblicher nennen kann. Ich habe durch diese drei Standartbilder eine eigene Sehnsucht nach Düsseldorf bekommen, in welcher Stadt ich meine letzte Ruhe am Rheine zu feiern gedenke. Das Städelsche Museum ist ein Denkmal, welches ein kunstliebender Bürger sich gesetzt hatte; sein Landsmann Senkenberg stiftete eine Sammlung von Naturobjekten, in welcher ich viel Neues fand. Die Bücherei ist ebenfalls eines der schönen Stadtgebäude in seinem griechischen Geschmacke gefügt, am Strande, mit einer Aussicht auf die ganze Länge der Stadt, auf die schöne Mainbrücke, und die gegenüberliegende Vorstadt Sachsenhausen. — In meinem Gasthofe machte ich zufällig die Bekanntschaft des Tonkünstlers Speier, welcher mich in das Schauspielhaus begleitete, in dem ich bemerkte, daß die Deutschen, obwohl kälteren Blutes als die Ueberälpler, dennoch über Musik die höhere Kunst der Mimen vernachlässigen. Das Trauerspiel und Lustspiel war mittelmäßig (?!), im letzteren alles auf einige Spaßmacher beschränkt (?!); die Oper dafür vortrefflich, obschon vortrefflich in anderm Sinne, als ich sie vor kurzem in Italien gehört hatte. Statt einzelne vorzügliche Sänger zu gewinnen, scheint es in Deutschland Zweck zu seyn, nur gute Sänger zu haben, und so greift alles mit außerordentlicher Genauigkeit in einander und entwickelt in den Chören solche Gewalt der Kunst, wie ich noch nirgends von den Bühnen solche gehört habe. Mehr Genuß noch, als in der Oper, sollte mir in der Liedertafel (?) werden, in welche Speier mich einführte und in der er einer der Leitenden ist. Diese Gesellschaft, welche im Namen an die Tafelrunde erinnert, scheint wirklich britischen Ursprunges zu seyn, und aus unsern Glees hervorgegangen. Ihr Sitzungsort ist am Main in reizender Gartenumgebung in einem Saale, dessen sich König Artus und seine Tafelrunde nicht zu schämen hätte. Jeder Sänger, der zu der Gesellschaft gehörte, jeder Gast, der zugelassen war, setzte sich bequem hin zu einer Flasche Wein und speiste sein Abendbrod, bis der Meister vom Stuhle oben mit seiner Stimmgabel pochte, und darauf ein bestimmtes Lied aus der Sammlung angegeben und gesungen wurde. Alle Worte fehlen mir, diese Kraft, diese Milde, diese Begeisterung des Gesanges von mehr als hundert Männerstimmen zu schildern. Kein Land hat Aehnliches aufzuweisen wie Deutschland. Bald trugen auserwählte Einzelstimmen, in einander verschmelzend, kurze Sätze vor, in welche dann wieder der volle Chor zu Zeiten wie ein bewegtes Meer einfiel. Wie ich früher vermuthet, fand ich es sich bestätigen: die Runde sang einige altenglische Glees, auf denen sie wahrscheinlich fortgebaut hatte, so schön, wie sie in England nicht gesungen werden mögen. Die Gesellschaft würdiget übrigens nicht jedes Musikstück der Aufführung. Erscheint irgend Neues, wird es sorgfältig von einem Ausschuß des Ganzen eingeübt und bei einer Sitzung dem Verein vorgetragen. Gefällt es nicht, bleibt es seitab liegen, hat es aber den allgemeinen Beifall, so wird es in das Buch der Gesellschaft eingetragen und sofort eingeübt. Die ersten deutschen Komponisten haben es nicht verschmäht für den Tafelgesang ihr Bestes zu thun. Mein Führer, Speier, war keiner der Schlechtesten unter denselben. — Mit dem herzlichsten Danke verließ ich die Liedertafel, und bedauerte meine Landsleute, welche den Jodlern an den Schweizerseen lauschen, und wähnen hier das Beste des deutschen Gesanges zu ergattern, die in jedem Handwerksgesellen, wenn er aus Deutschland kommt, einen Genossen Händel's entdecken wollen. Die berühmte Ariadne von Dannecker ziert ein Gartenhaus nahe der Stadt, der Familie Bethmann zugehörig und bleibt eines der schönsten Werke neuester Bildhauerei. Auf selben Spazierwege sah ich ein Denkmal der hier im Kampfe gegen Frankreich gefallenen Hessen, den städtischen Kirchhof, einen bezaubernden Park, in welchem mehrere meiner Landsleute schlafen, so wie auch die Gärten, welche wie ein Gürtel um die Stadt liegen und manche

schöne Stelle einhägen. Mehrmal ging ich noch ins Städel'sche Museum und gewahrte einen Schatz, den ich früher nicht gesehen hatte, die Wandgemälde von Veit, die Einführung des Christenthums in den deutschen Wald vorstellend, ein Werk, welches das Großartige der Münchener Schule mit der Milde der Düsseldorfer paart, das äußerst sinnreich aufgefaßt, ohne das Kalte und Abstoßende gewöhnlicher Allegorien ersonnen und ausgeführt worden."

*** (Bonn, 18. Februar.) Gestern Abends fand die fünfte wissenschaftliche Vorlesung im Saale der Lese- und Erholungs-Gesellschaft Statt, den unsere lernbegierige gebildete Welt erfüllte. Hr. Professor Argelander sprach über den Mond. Der Redner schilderte zunächst gedrängt die Gesetze der Bewegung des Trabanten bei unserer jährlichen Reise um die Sonne, gab Zahlen an über seine Entfernungen von der Erde, seinen Durchmesser, Inhalt und sein Gewicht, Alles in Vergleichung mit unserm Planeten. Dann schilderte er die Bilder des Monds, wie sie unter den verschiedenen Beleuchtungszuständen, durch das Fernrohr unserm Auge näher gerückt, erscheinen; zeigte die Art und Weise, wie wir aus diesen verschieden erleuchteten Bildern die wahre Oberflächengestalt des Mondes mit Sicherheit erschließen, die Höhen seiner Berge messen, diese daher in ihren wahren Gestaltungen bestimmen können. Die Geschichte unserer Kenntniß des Mondes wurde rasch unter Bezeichnung der verdienstlichsten Forscher dem Gedächtniß vorgeführt, und durch Charten und Abbildungen, welche vorgezeigt wurden, brachte Hr. A. diese successiv erweiterte Kenntniß zur lebendigsten Anschauung. Hierauf folgte eine getreue Schilderung der Mondoberfläche, so wie wir sie jetzt kennen, der gegen die Bergketten auf der Erde abweichenden Formen seiner Höhenzüge und der vorwaltenden Kratergestalten, nach ihren verschiedenen Dimensionen und Form-Modificationen, Ringgebirge, Krater und Gruben genannt; der Rillen und der noch nicht ausreichend erklärten von sieben größern Ringgebirgen sich strahlenartig ausbreitenden Lichterscheinungen. Der Mond zeige nicht jene sanfte Abdachungen der Erhöhungen, welche auf der Erde die vom Meere zurückgelassenen Formationen charakterisire; neptunische Bildungen fehlten ihm. Dagegen offenbare sich die überwiegende vulcanische Bildung in den merkwürdigen und riesenhaften Krater-Formationen. Endlich wurde der Beweis geführt, daß der Mond keine Atmosphäre habe, folglich auch kein Wasser auf seiner Oberfläche. Feuer ohne Luft, wenigstens ohne Sauerstoff, sei aber nicht denkbar; es sei aber möglich, daß der Mond den Sauerstoff zur Unterhaltung des Feuers aus andern Körpern, als der Atmosphäre, zöge. Da bei der Abwesenheit des Wassers kein organisches Leben, wie wir es auf der Erde kennen, bestehen könne, so läge auch darin der Beweis, daß der Mond nicht von Menschen oder menschenähnlichen Geschöpfen bewohnt sey. Ob es aber der göttlichen Weisheit gefallen habe, ihn durch anders organisirte, vielleicht bei einem feinern Körper in freier geistiger Thätigkeit sich bewegende Geschöpfe zu beleben, sey eine Frage, deren Lösung auf Erden wohl nie glücken würde. — Wissenschaftliche Treue, plastische Darstellung und auch Humor lagen im Charakter des leichtbewegten Vortags. (K. Z.)

*** (Hopfenhandel.) Von einer Stadt in Böhmen, wo bekanntlich trefflicher Hopfen gebaut wird, ist eine Aufforderung in öffentlichen Blättern ausgegangen, die den Käufern unverweilt Beruhigung hinsichtlich der Aechtheit des Hopfens auf vorgängige Mittheilung der Zeichennummer und des Gewichts zusichert. Ein solches Verfahren ist ehrenwerth, redlich, und durch eigenes Handelsinteresse geboten. Diese Aufforderung ist unterzeichnet: „Vereinigter Bürger- und Hopfenausschuß." Diese Unterzeichnung ist jedenfalls originell, weil entweder Bürger und Hopfen zu einem Ausschuße vereinigt sind, oder weil es sich lediglich um Bürgerhopfen, oder etwa gar um eine besondere Klasse von Hopfenbürgern, oder um einen lobenswerthen Verein von Bürgern gegen Ausschußhopfen handelt. Die Zusammenstellung des Lebenden mit dem Leblosen zu einem Verein gibt den Bürgern jedenfalls ein Uebergewicht über den Hopfen, bis der Hopfen im Verein mit der Gerste ein Uebergewicht über den Bürger erhält; jedenfalls wird die Bitterkeit des Hopfens durch die Freundlichkeit der Bürger in entsprechender Weise gemildert werden, so daß sich der Hopfenausschuß ganz zurückziehen kann und ein Bürgerausschuß-Verein zum Verständnisse der Sache genügen wird. Wir leben in der Zeit der Vereine, in der Zeit des Vertrauens auf zusammenwirkende Kräfte. Der eigenen Kraft wird wenig mehr vertraut, es geht alles ins Große, Kolossale. Individuen gehen unter, Massen erheben sich. Es gibt Vereine der wunderlichsten Art. In einer der ersten Städte Bayern's besteht sogar ein Leichen-Unterstützungs-Verein, also ein Verein, durch welchen Leichen unterstützt werden. Schwierige Aufgabe.

*** (Die Tänzerin in dem Anzuge einer Begrabenen.) Noch vor nicht langer Zeit war es in Mexico Sitte, die Todten in den kostbarsten Anzügen zur Erde zu bestatten. Als die Gräfin von ** starb, schmückte man sie ebenfalls sehr; ihr Anzug bestand nur aus Spitzen, von denen die Elle funfzig Dollars gekostet hatte, und die reich mit Gold gestickt waren. So lag sie in dem Sarge, so wurde sie in dem Familienbegräbnisse beigesetzt. Von dem Grabe zu dem Theater ist zwar ein arger Sprung, er muß hier aber gethan werden. Um jene Zeit befand sich in Mexico eine Gesellschaft französischer Tänzer, und unter ihnen ein Mädchen, die erste Tänzerin, die sich durch ihre staunenswerthen Pirouetten, durch ihre Koketterie und die Kürze ihrer Röcke auszeichnete. Als sie einst auftrat, entstand in der Versammlung ein allgemeines unwilliges Gemurmel, denn die Tänzerin erschien in dem Anzuge, in welchem die junge Gräfin in den Sarg gelegt worden war. Kaum war der Vorhang gefallen, als die Tänzerinn von Dienern der Polizei umringt und gefragt wurde, woher sie ihren Anzug habe. Sie antwortete, sie habe denselben bei einer französischen Modehändlerin in der Stadt gekauft und theuer bezahlt. Die Diener der Gerechtigkeit begaben sich sogleich zu der Modehändlerin, die ebenfalls ihre Unschuld betheuerte und versicherte, den Anzug von einem Manne gekauft zu haben, der ihr denselben angeboten habe. Nach vielen Nachforschungen wurde dieser Mann ermittelt, der kein anderer als der Sacristan der Kirche war, in welcher die Gräfin beerdigt worden. Er wurde verhaftet und in das Gefängniß gebracht und die nächste Folge war, daß man jetzt in Mexico die Leichen in kostbarer Kleidung nur ausstellt, dagegen in ganz einfacher begräbt. (Leipz. allgem. Modenztg.)

*** (Zeitungs-Anzeige.) In einer Wiener Zeitung fanden wir folgende Anzeige: „Ein besonders schöner Original-Schweizer-Stier ist billig zu verkaufen." — Original-Rindvieh gibt es also wenigstens in einer Zeit, wo über den Mangel des Originellen geklagt wird. (Pr. Volksf)

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. Februar. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 55. 24. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

An Georg Herwegh.

(Eingesandt.)

Du hast's gewagt! *) — Wohlan, es ist mißlungen.
Fort Huttens Rittermantel, den du stahlst!
Mit Donnerwort hast du uns angesungen;
Wo ist der Blitz, mit dem so frech du prahlst?
„Der Freiheit eine Gasse!" rufst du, Knabe;
Kennst du solch Heldenwortes Vollgewicht?
Wohl köstlich ist der Jugend Sangesgabe,
Doch nur wenn Wahrheit sie zum Herzen spricht.

Auch unsre Jugend flammte glutdurchdrungen.
Auch unsre Herzen schlugen frei und groß,
Als damals: „Schwert von Männerfaust geschwungen,"
Max Schenkendorff uns sang als Kampfgenoß;
Sein Schwertlied Körner brav mit Blut besiegelt,
Zum Sangeston sich einte Waffenklang,
Die deutsche Faust der Freiheit Thor entriegelt:
Da ward er Wahrheit, unser Schlachtgesang!

Dein Lied ist Lüge. Wo sind Deutschlands Gegner?
„Die Feinde" — singst du — „kommen mit dem Wind."
Ja mit dem Wind, den du erregst, Verwegner,
Und nicht vom „Czaren", nicht vom „Frankenkind."
Wir folgten dem Panier der Treu und Ehre,
Dem Vaterland floß unsers Blutes Strom.
Dein Banner ist der Haß, dein Feind Chimäre,
Und Zügellosigkeit ist dein Phantom.

Jung-Deutschland, meinst du, jauchze deiner Tugend,
Wie du ihn nennst, den eklen Zwietrachtsdrang.
Wie schlecht verstehst du Vaterlandes Jugend,
Du lockst sie nicht mit frevelndem Gesang.
Mag auch ein Schweif von tugendlosen Thoren
Dir nach auf deinen Irrsalswegen ziehn.
Das sind nur, die — dem Vaterland verloren —
Vom Vaterhaus, vom Vaterherzen fliehn.

Dein sind sie nimmer, unsre braven Söhne,
Auf die mit Stolz das Vaterauge schaut.
Es hallen deines Sturmgeläutes Töne
Umsonst, — ihr Herz ist fest auf Treu gebaut.
Wohl ahnen sie, daß Kämpfe ihrer warten,
Daß Geistesschlacht sich naht in Süd und Nord;
Drum baun sie frisch der Kunst, des Wissens Garten,
Vertraun der Wahrheit und der Liebe Wort.

Ein König nimmt dich auf mit seiner Milde,
Ein König, den zu lehren du gewagt,
Den du in zügellosem Liedes Bilde
Der Trägheit und der Thorheit angeklagt;
Zu Kampf und Schlacht prophetisch ihn gefodert,
Dich und die Deinen als sein Heer genannt:
O Thor! In solchem Königsherzen lodert
Wohl andre Glut als deines Hasses Brand!

Er nimmt dich auf. — Wie hast du ihm vergolten?
Mensch ohne Herz, und Deutscher ohne Treu!
Den du geschmäht — er hat dich nicht gescholten;
War dir sein freundlich Wort so fremd, so neu?
Stand er vor dir, ein Zerrbild des Despoten,
Wie du es wähnst auf jedem deutschen Thron?
Hat Er dir nicht die Königshand geboten,
Als Dichter, und als Jüngling — Deutschlands Sohn?

Und du! — O Schmach, wenn es nicht Wahnsinn wäre,
Nicht Narrheit, die zur Frevelthat dich trieb,
Die nicht des Königs — nein die eigne Ehre,
Dein eignes Lied verhöhnt; — und wem zu Lieb?
Wähnst du, dein Wagen sey ein Thun des Freien,
Des deutschen Mannes festgemuthet Wort? —
Der König kann dem Thoren gern verzeihen;
Doch du — du selbst warfst deinen Lorbeer fort!

Das Alter höhnst du. — Weh dir, wenn du altest
In deinem Ringen nach dem Tempelbrand;
Dein Gaukelspiel von Freiheit fort entfaltest,
Die Zwietrachtfackel wirfst ins Vaterland!

---

*) Jacta est alea, Ritter Ulrich Hutten's Stichwort, von Herwegh als Titel eines Gedichts mißbraucht.

Weh dir! — Was Jugendübermuth gesündigt,
Das kommt zur Rechenschaft im Greisenhaar.
Und wie als Warnung heute sichs verkündigt,
So stellt es einst als Nemesis sich dar.

Du lachst des Alten. Zürnest wohl dem Mahner,
Der hier zu dir mit Zorneoklängen spricht.
Kennst du die Republik, Republikaner?
Sie ist ein Wahn, ein Traum — wie dein Gedicht.
Der Freie wird in ihr zum Knecht der Knechte,
Die Leidenschaft, die Willkür ist Tyrann.
Der kühnste Frevler gibt Gesetz und Rechte,
Und Ehr' und Tugend treffen Acht und Bann.

Wir sahn die Republik mit Knabenaugen,
In Dithyramben jauchzten wir, wie du.
Als Jünglinge erkannten wir ihr Taugen,
Als Männer schlossen wir den Abgrund zu.
Sieh, Wahnsinnsdichter, das ist unser Leben.
Doch sprengt dein Sang aufs Neu' den Höllenschlund,
Willst du das Banner deutscher Zwietracht heben:
Heran! — Dir trotzt ein deutscher Männerbund!

Fr. W. Benicken.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Zajonczek ging als geächteter Pole nach Frankreich, diesem allgemeinen Asyle Proscribirter, welches abwechselnd Könige und Völker aufgenommen hat, und er suchte Dienste in den republikanischen Armeen. Nach Italien, mit dem Grade eines Brigadegenerals geschickt, machte er daselbst im Jahre 1797 mit Joubert und meinem Vater den Feldzug von Tyrol mit.

Als der Feldzug nach Aegypten beschlossen war und mein Vater zum Obergeneral der Cavallerie ernannt worden, so erwählte er Zajonczek zu einem seiner Brigadegenerale.

So war das Leben des polnischen Patrioten bisher ruhmvoll, aber unter stetem Wechsel und Verfolgungen verflossen. Außerdem konnte sich Zajonczek, gleich andern Generalen, deren Mißgeschick zum Sprüchwort geworden, nicht dem Feuer aussetzen, ohne verwundet zu werden; er konnte nach der Zahl seiner Narben die Schlachten zählen, in welchen er mitgefochten.

Zajonczek stellte sich also an die Spitze seiner hundert Jäger und rückte auf der Straße von Rhamanieh vor. Kaum war er eine Meile marschirt, als er einen Haufen von ungefähr fünfhundert Mameluchen bemerkte. Zajonczek griff sie an; die Mameluchen zerstreuten sich alsbald.

Zajonczek verfolgte sie zwar einen Augenblick, doch hätte er eben so leicht eine Wolke in ihrem Fluge ereilt, als die Araber; sie verschwanden in der Wüste, ihrem ewigen, treuen Bundesgenossen.

Zajonczek rückte ihnen noch auf eine Meile nach; doch erspähte er auch nicht einen Reiter mehr. Er kehrte also nach Damanhur zurück.

Als er vor dem Hause des Scheik angelangt, wo der Obergeneral wohnte, wollte er eintreten, doch verhinderten ihn der Generaladjutant Croisier und der General Desair daran. Bonaparte hatte eine geheime Unterredung mit dem rothen Männchen.

Zajonczek fragte, wer das rothe Männchen wäre; doch wußten dies Croisier und Desair so wenig, als er; Bonaparte hatte nur gesagt:

— Ich erwarte den kleinen rothen Mann; Ihr laßt ihn ein! —

Eine halbe Stunde darauf war ein kaum fünf Fuß großer Türke, mit rothem Barte und Augenbrauen von gleicher Farbe, in einem blutrothen Gewande, an der Thüre erschienen: er war sogleich nach dem von Bonaparte gegebenen Befehle, zu demselben gelassen worden, wo er sich eben noch befand.

Einige Generaloffiziere gesellten sich zu der Gruppe, welche Croisier, Desair und Zajonczek bildeten; denn die seltsame Erscheinung des unbekannten und abenteuerlichen Wesens nahm die Neugierde Aller in Anspruch.

In dem Augenblicke kam Bourienne heraus; man bestürmte ihn als den damaligen Geheimsekretär Bonaparte's mit Fragen über den kleinen rothen Mann, doch begnügte sich Bourienne, welcher den Auftrag hatte, einen Courier an Kleber abzufertigen, mit der Antwort:

— Er scheint ein türkischer Zauberer zu seyn, welcher dem Obergenerale wahrsagt.

Und Bourienne ging weiter.

Man begreift leicht, daß eine solche Antwort nicht geeignet war, die Neugierde der Frager zu befriedigen; der fatalistische Glaube Bonaparte's war ihnen bekannt; sie fingen nun an, sich die Prophezeiungen zu erzählen, welche ihm in seiner Kindheit gemacht worden, und für die Zukunft ein hohes Glück versprachen; er hatte selbst schon zwei oder drei Mal mit seinen Vertrautesten von seinem Stern gesprochen. Nur er sah diesen Stern, doch fingen Alle bereits an, daran zu glauben.

Auch hatten die jungen Offiziere, deren einige in einem Alter von zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren schon zum Hauptmannsgrade oder zu Brigade- und Divisionsgeneralen unter dem Commando eines Obergenerals von achtundzwanzig Jahren avancirt waren und sich daher natürlich auch mit Träumen eines hohen Glückes, das ihnen noch bevorstünde, trugen, — sich entschlossen, den kleinen rothen Mann nicht ungefragt gehen zu lassen, um zu erfahren, ob sie das hohe Gestirn, dessen Trabanten sie bisher gewesen, auch ferner auf seiner glänzenden Laufbahn begleiten würden.

Da sie nun von Bourienne erfahren, daß der kleine rothe Mann ein Zauberer sey, so bildeten sie einen großen Kreis um die Thüre, damit ihnen das rothe Männchen nicht entschlüpfe, was, nach den von den geschicktesten Strategen jener Zeit ergriffenen Vorsichtsmaßregeln, nur in dem Fall geschehen konnte, wenn er etwa gegen den Himmel flöge oder in die Erde hinabführe.

Der kleine rothe Mann kam heraus. Er war ganz so, wie er beschrieben worden, und sein Bart und Anzug rechtfertigten vollkommen den Namen, welchen er führte. Er schien durchaus nicht erstaunt über die Maßregeln, welche man ergriffen, ihn aufzuhalten, und er machte gar keine Miene, denen, welche ihn mit scharfem Auge bewachten, zu entschlüpfen; er redete sie vielmehr, auf der Schwelle des Hauses stehen bleibend, in der noch um jene Zeit üblichen Weise, an:

— Bürger, Ihr erwartet von mir, daß ich Euch die Zukunft Frankreich's und die Eurige enthülle. Was die Zukunft Frankreich's betrifft, so habe ich sie so eben dem Obergeneral offenbart; was die Eurige betrifft, so mögen drei unter Euch vortreten, und ich will ihnen ihre Zukunft weissagen.

Croisier, Desair und Zajonczek sprangen vor. Die übrigen Offiziere blieben an ihrem Platze.

— Nach einer Lehre Eurer Religion, sagte der kleine rothe Mann, werden die Ersten die Letzten seyn; erlaubt mir, daß ich diesen Satz umkehre und sage, daß die Letzten die Ersten seyn werden.

Und er ging auf Croisier zu, der erst Generaladjutant war.

Croisier reichte ihm seine Hand hin.

Der kleine rothe Mann untersuchte die Linien derselben und schüttelte den Kopf.

— Man nennt Dich den Tapfern unter den Tapfern! sagte er, und das mit Recht. Doch wird ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick kommen, wo Dich Dein Muth verläßt, und diesen Augenblick wirst Du mit Deinem Leben büßen!

Croisier zog sich zurück, spöttisches Lächeln auf den Lippen.

Der kleine rothe Mann ging nun auf Desair zu; der junge General wartete nicht auf seine Aufforderung und reichte ihm von selbst die Hand hin.

— Sey mir gegrüßt! sprach der Zauberer zu ihm, Sieger von Kehl, der in vierzehn Tagen seinen Namen durch einen neuen Sieg verherrlicht haben wird: Drei Tage werden Dich unsterblich machen; aber mißtraue dem Monate Juni und fürchte den Pfarrer von Marengo.

— Eure Rede ist sehr dunkel, Herr Zauberer! sagte Desair lachend; wie viel Zeit glaubt Ihr wohl, müsse verfließen, bis Eure Prophezeiung in Erfüllung geht?

— Zwei Jahre! erwiederte der Prophet.

— Herrlich! sagte Desair, die Frist ist nicht zu lang und läßt sich abwarten! (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Helene Prestel in Paris.) Man lies't in der „Monde Musical" vom 19. Januar: „Wir haben seit neuerer Zeit öfters das Vergnügen gehabt, in mehreren Salons, eine junge talentvolle Sängerin, Helene Prestel, zu hören, welche vor Kurzem aus Italien (?) hier angekommen ist; ihre Stimme sowohl, wie auch ihre Methode ist ganz vortrefflich (nous ont paru délicieuses), und wir hoffen, dieselbe noch öfters im Laufe dieses Winters hören zu können." Helene Prestel trat zuerst in dem Concert Saint-Denis, als Schülerin des Mr. Marié, Mitglied der Académie royal de Musique, auf, in welchem sie ein Duett mit ihrem Lehrer Marié, aus Belisar, und eine Arie aus Lucia von Donizetti, vor einem zahlreichen Auditorium vortrug, und vielen Beifall erndtete. Helene Prestel scheint demnach in Paris mehr Glück zu machen, als es in ihrer Vaterstadt Frankfurt der Fall war. (Eingesandt)

*** In Mexico ist man sehr gleichgültig gegen Mordthaten; die neueste Schrift über jenes schöne Land, „Life in Mexico", von der Mad. C. B. (Calderon de la Barca), erzählt mehrere Beispiele davon. „Einige Herren", schreibt die Dame, „hatten bei uns gegessen und tranken auf dem Balcon des Hauses Kaffee. Eine Zeitlang beobachteten sie eine Gruppe von Personen auf der Straße, Männer und Frauen aus der niedrigsten Classe, die mit einander schwatzten und lachten, bisweilen aber auch in Streit mit einander geriethen und Schläge austheilten. Mit einemmale sprang einer der Männer aus der Gruppe heraus und suchte zu entkommen, indem er an der niedrigen Mauer hinaufkletterte, welche die Bogen der Wasserleitung trägt. Augenblicklich und ganz kaltblütig folgte ihm ein anderer, der sein Messer zog und dasselbe dem Fliehenden in den Rücken stieß. Der Mann fiel ächzend zurück, worauf eine Frau, wahrscheinlich die des Mörders, ebenfalls ihren Dolch zog und dem Sterbenden noch mehrere Stiche in das Herz gab. Die Andern standen ganz ruhig dabei, schritten durchaus nicht ein, sondern sahen mit gleichgültigem Lächeln und ineinandergeschlagenen Armen zu. In demselben Augenblicke erschienen in einiger Entfernung mehrere Soldaten, welche die Straße herabritten. Der Mann und die Frau, welche den Mord begangen hatten, suchten nun in unserem Hause Schutz, dessen Thüre der Hausmann aber zum Glück verriegelt hatte, so daß die Soldaten den Mörder festnehmen konnten. Man sah den Vorfall für etwas Allgewöhnliches an. — Gestern sah ich einen Todten an der Börse liegen und Niemand achtete darauf. — „Sie haben eine unangenehme Beschäftigung gehabt," sagte ich zu dem Oberst, der uns in großer Uniform einen Besuch machte, weil er eben von der Erschießung eines seiner eigenen Soldaten zurückkam, welcher seinen Kameraden erstochen hatte. „Ja", antwortete er, „wir haben eben einen kleinen Tambour erschossen." — Eine andere Unannehmlichkeit in Mexico sind die vielen Bettler. „Während ich schreibe, sieht ein häßlicher Aussätziger durch das Fenster herein und hält mir die beiden Hände vor, denen mehrere Finger fehlen, welche er aber wahrscheinlich nur eingebunden hat. „Sennorita! Um der Liebe zu der allerheiligsten Jungfrau willen! Um des reinsten Blutes Christi willen! Bei der wunderbaren Empfängniß!" rief er unaufhörlich. Ich wagte nicht aufzublicken, ob ich gleich wußte, daß die Augen des Elenden auf mich gerichtet waren. Er blieb nicht lange allein! Ein gelähmtes Weib auf dem Rücken eines Mannes mit langem Barte erschien; ein rüstiger junger Mann hielt einen verunstalteten Fuß empor. Welches Jammern! Welche Lumpen! Ich zog mich endlich mit abgewendetem Gesichte zurück und der Hausmann trieb die Zudringlichen mit Gewalt von der Thüre fort." (Bl. aus der Gegenw.)

*** Einer der letzten Maskenbälle in Paris ist einem Manne sehr theuer zu stehen gekommen. Der Mann ist sehr reich, lebte aber gern eingezogen, während seine Frau Aufwand zu machen wünschte und so war ihre Ehe eine unglückliche, zumal die Frau stets eigensinnig auf ihren Wünschen bestand. Es kam endlich zum Scheidungsprozesse; der Mann bot seiner Frau eine jährliche Rente von 1000 Thlrn., sie aber verlangte 5000. Das Gericht hatte in erster Instanz gegen sie und zu Gunsten des Mannes entschieden. Da kam er auf den unglücklichen Einfall, um sich zu zerstreuen, einen Maskenball in der großen Oper zu besuchen. Hier hing sich bald eine hübsche niedliche Maske an seinen Arm, der unglückliche Ehemann unterhielt sich ganz vortrefflich lange Zeit mit ihr und sie kamen endlich überein, mit einander zu soupiren. Sie begaben sich in ein Zimmer und speiseten; die Dame aber war nicht zu bewegen, die Maske abzulegen. Endlich wurde heftig an die Thüre geklopft und der Mann sah sich genöthigt, zu öffnen. Es waren Freunde von ihm und als er sich umdrehete, sah er, daß seine Nachbarin die Maske abgenommen und — seine Frau war, die sogleich den Eintretenden mit den Worten entgegen kam, sie sähen, daß sie sich wieder versöhnt hätten und alle Gerüchte, die man ausgestreut hätte, Verläumdungen gewesen wären. Der Mann war so verblüfft, daß er nichts zu sagen wußte und mit seiner Frau nach Hause fuhr. Er war in eine Schlinge gegangen, welche die Frau ihm auf Anrathen ihres Advokaten gelegt hatte. Die Aussöhnung war erfolgt, dies konnten Zeugen bestätigen und das Gericht durfte also die Scheidung nicht aussprechen. „Von nun an," sagte sie zu dem Armen, „werde ich vorsichtig alles vermeiden, was einen Grund zur Scheidung abgeben könnte. Wenn ich nicht 5000 Thaler Rente erhalte, bleibe ich Deine Frau." (Bl. a. d. G.)

*** (Aus Limoges, 12. Februar.) Im Laufe vergangener Woche wühlte eine Heerde Schweine aus dem vor Kurzem erst geschleiften Bauplatze eines alten Gebäudes ein Felleisen unter einem halb verfaulten Balken hervor. Zwei Hir-

ten, welche gegenwärtig waren, bemächtigten sich des zwar beschädigten, aber ziemlich schweren Fundes und trugen den Ledersack nach Hause, um dessen Inhalt zu erforschen. Es fanden sich darin nicht weniger als 12,000 Francs in Gold- und Silbermünzen. Man hat verschiedene Vermuthungen darüber, wie dieser Schatz hierher gekommen. Man glaubt, daß ein Dieb, welcher vor ungefähr vierzig Jahren vom Tribunale verurtheilt und im Gefängnisse gestorben ist, das Geld vor seiner Festnahme hier versteckt habe. Die Stelle ist mitten in einer einsamen Heide; zur Zeit, als ein Bruch von Kieselerde, der sich hier in der Nähe von Saint-Eloi befand, zu Porzellain ausgebeutet wurde, stand ein kleines Häuschen daselbst, welches schon seit langer Zeit verlassen war. H.

⁂ In französischen Blättern lies't man: In der Gemeinde Willereau, Departement du Nord, ist nahe bei der Kirche ein kleines Wirthshaus, dessen Eigenthümer zu gleicher Zeit Taback und Spezereien führt. Der Hausvater geht seinen Geschäften auf einem nahen Meierhofe nach, und ist gewöhnlich selten zu Hause, während seine Frau, eine sehr schöne Person, die Wirthschaft besorgt, den kleinen Haushalt versieht, und der Erziehung ihrer kleinen Kinder obliegt. Vor einigen Tagen hörte die Frau, welche sich in andern Umständen befindet und schon halb entkleidet war, um sich zu Bette zu begeben, gegen acht Uhr des Abends an der Thüre pochen. Sie fragt, was man verlange? „Taback", erhält sie zur Antwort, und öffnet ohne Argwohn die Thüre. Sie eilte in ihr Schlafzimmer, um das Licht zu holen, welches sie vor dem Bette gelassen hatte. Während sie hinein ging, vernahm sie im Hausgang ein Geräusch, und als sie mit dem Licht in der Hand im Laden erschien, sah sie einen Menschen vor sich mit geschwärztem Gesichte; zu gleicher Zeit bemerkte sie, daß man den Keller, der mit einer Fallthüre versehen war, geöffnet hatte. Sie wollte schreien — in demselben Augenblicke aber wurde ihr das Licht entrissen, und sie rücklings in den tiefen Keller hinabgestürzt. Die Thüre wurde alsobald zugeworfen. Halb zerschlagen hatte die arme Frau doch noch so viel Kraft, sich aufzuraffen und um Hülfe zu rufen. Leider aber hörte Niemand ihr Angstgeschrei! Sie stieg die Stufen herauf und fand, daß die Kellerthüre von oben zugehalten wurde. Sie vernahm das Geschrei ihrer Kinder und die Idee, daß man sie morden würde und ihr dasselbe Loos bestimmt habe, gaben der verzweifelten Mutter übernatürliche Stärke; es gelang ihr, nach furchtbarer Anstrengung, die Thüre zu öffnen und durch eine hintere Hausthüre das Freie zu gewinnen. Auf ihren Hülferuf kamen die Bösewichter, zerrten sie in das Haus, warfen sie nieder und Einer versetzte ihr einen Tritt auf den Magen, jedenfalls um ihr den Rest zu geben, daß die Spuren der Sohlennägel die Eindrücke in dem Fleisch zurückließen. Unterdessen kamen auf den Lärm einige Nachbarsleute herbei und fanden die Frau, in ihrem Blute schwimmend, ohnmächtig auf der Erde liegen. Man brachte sie zu Bette; die Missethäter waren verschwunden. In dem, durch das ganze Haus frischgestreuten Sande, bemerkte man die Spuren neu mit Nägeln beschlagener Sohlen, und man verfolgte diese Spur bis in die Nähe eines verdächtigen Hauses. Man hofft allgemein, diese Spuren werden auf die Entdeckung der Verbrecher führen. H.

⁂ (Paris, 14. Februar.) Seit einigen Tagen wird in dem Quartier des Palais-Royal der Diebstahl auf eine Weise getrieben, die allgemeines Staunen erregt. Die Gauner stellen sich vor den Ausstellkasten irgend eines Ladens und suchen sich die Gegenstände aus, die ihnen besonders gefallen. Mit Hülfe eines Diamanten schneiden sie geräuschlos eine Oeffnung in das Glas und wissen sodann, indem sie die Zeit abwarten, wenn recht viele Wagen vorüberfahren, vermittelst kleiner Zangen, die sie durch die eingeschnittene Ritze prakticiren, mit einer außerordentlichen Fertigkeit die Waaren zu entführen. Die Sache geht so geräuschlos vor sich, daß sie selbst in Gegenwart mehrerer Personen, die sich in den Boutiquen befanden, ohne daß diese das Geringste beobachtet hätten, ausgeführt wurde. Am letzten Samstag begünstigte die schlechte Witterung das Geschäft dieser Industriellen, und es fanden auf diese Weise zwei bedeutende Diebstähle, der eine in der Straße Neuve-des-Petits-Champs, der andere in der Straße Richelieu statt. H.

⁂ (Paris, 10. Februar) Hr. N., ein alter Geschäftsmäkler, der sich in Ruhestand begeben, ging am verflossenen Montag mit einem schönen Neufundländer Hund, den er aufgezogen hat, spazieren. Bei seiner Zurückkunft findet Hr. N., der allein wohnt, die Thüre seiner Wohnung gewaltsam erbrochen. Der Dieb hatte sich indessen begnügt, nur den Speiseschrank zu plündern und nebst allen vorhandenen Eßwaaren nichts als einige unbedeutende Kleidungsstücke von wenig Werth, zu entführen. — Eine schlechte Mütze, allem Anscheine nach, dem Diebe angehörend, war zurückgeblieben. Hr. N. rief seinen Hund, ließ ihn den corpus delicti beriechen und sagte: „such', Sari, such' — du mußt ihn finden. Der Hund lief auf die Straße, drehte sich einigemale um sich selbst herum und schlug dann seinen Weg nach der Straße Hôtel-de-Ville ein. Vor einem übelaussehenden Hause machte er Halt und lief einen dunklen, schmalen Gang hindurch, der ihn und seinen Herrn, welcher ihm folgte, über mehrere Treppen vor die schlechtverwahrte Thüre eines Speichers führte. Hier hörte Hr. N. im Innern die Stimme eines Mannes: „Esset, Kinder, esset Euch satt, denn Morgen habe ich nichts und werde auch den Muth nicht mehr besitzen zu stehlen!" — Darauf wurde es einen Augenblick stille, bis ein entsetzlicher Lärm entstand. Die Kinder schrieen und weinten, Meubles wurden zerschlagen. — Hr. N. öffnete rasch die Mansarde und sah drei kleine Kinder, die sich vor der Wuth ihres Vaters zu schützen suchten, der mit wildem, zerstörtem Blick die armen Kleinen, von denen das Aelteste kaum 10 Jahre zählte, zu tödten drohte. Hr. N. entwaffnete den Vater und suchte ihn zu beruhigen, allein seine Bemühungen waren umsonst, der Arme hatte, durch das Geschrei der hungernden Kinder zum Diebstahl getrieben, den Verstand verloren. — Der unglückliche Vater wurde nach Charenton gebracht und der verwais'ten Kinder nahm sich eine religiöse Gesellschaft an. — H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. Februar. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Freitag, den 24. Februar. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft, unter der Direction des Herrn Constant: *L'Omelette fantastique*, vaudeville en un acte par Havier et Lauzanne. Hierauf folgt: *La Fiole de Cagliostro*, vaudeville en un acte par Duvert. Zum Schluß: *Le Commis et la Grisette*, vaudeville par Paul de Kock. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 25. Februar. (Zum Erstenmale) Das Portrait der Geliebten, Original-Lustspiel in 3 Abth. von L. Feldmann. Hierauf folgt: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abth., nach einer Idee des Calderon bearbeitet von A. Cosmar.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 56. 25. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Der kleine rothe Mann ging auf Zajonczek zu, welcher ihm nun auch seine Hand hinreichte.

— Endlich! sagte der Zauberer, das ist eine der Hände, wie ich sie gern sehe, eins der Horoscope, wie ich es gern stelle; eine glorreiche Zukunft, welche ich mit Vergnügen einer glorreichen Vergangenheit anknüpfe!

— Alle Teufel! sagte Zajonczek, der Eingang ist viel versprechend!

— Und wird seiner Verheißung treu bleiben, entgegnete der kleine rothe Mann.

— Ja, wenn nicht etwa eine Flinten- oder Kanonenkugel die Erfüllung vereitelt!

— In der That, sprach der Prophet, Du hast Unglück im Feuer des Geschützes, und wenn ich nicht irre, hast Du bereits schon sieben Wunden erhalten.

— Getroffen! fügte Zajonczek hinzu.

— Ja, Deine Befürchtung war nicht eitel ... und doch wäre es schade; noch dreißig Lebensjahre, zwanzig Schlachten, die Würde eines Vicekönigs: das Alles kann Dir entgehen durch eine Kanonenkugel, die von ihrer Bahn weicht, durch eine Flintenkugel, die ihr eigentliches Ziel verfehlt. Ja, Du hast Recht; ich sehe schon im Geiste die Gefahr, sie naht sich drohend; doch ... vernimm: Dein Geschick ist eins derjenigen, welche nicht nur mit dem einer Familie, sondern mit dem eines ganzen Volkes verknüpft sind. Hast Du Vertrauen, Zajonczek?

— Worauf? fragte der General.

— Auf das, was ich Dir jetzt sagen werde.

Der Pole lachte und fuhr fort:

— Was die Vergangenheit betrifft, so hast Du ganz wahr gesprochen; doch gehört meine Vergangenheit zur Geschichte Europa's, und ist nicht schwer zu errathen; muß ich indessen Dir hinsichtlich meiner Zukunft Glauben schenken, nun wohlan! Ich glaube.

— Glaube, Zajonczek! Der dort glaubt! sagte der Prophet, indem er die Hand nach der Wohnung Bonaparte's ausstreckte.

— Nun aber: was muß ich glauben?

— Meinen Worten mußt Du glauben. Es kömmt, wie ich Dir bereits gesagt habe, einst ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick, welcher Dein ruhmvolles Leben bedroht; ist dieser Augenblick glücklich vorüber, so hast Du nichts mehr zu fürchten; doch kann ich Dir nicht sagen, wann dieser Augenblick kommen wird.

— Dann kann mir, sagte Zajonczek, Deine Nachricht nicht viel nützen, wie Du selbst leicht einsiehst.

— Doch, denn ich vermag Dich vor der Gefahr zu bewahren.

— Wie so?

— Das sollst Du sehen.

Der kleine rothe Mann gab einem Tambour ein Zeichen, seine Trommel herbeizubringen und sie auf den Boden zu stellen, dann kniete er vor dem klangvollen Instrumente nieder und zog aus seinem Gürtel ein Dintenfaß, eine Feder und ein Stück Pergament, auf welches er, in einer unbekannten Sprache, einige Worte mit rother Dinte schrieb.

— Da nimm! sagte alsdann der Prophet, indem er sich erhob und Zajonczek das kostbare Pergament überreichte: Das ist der Talisman, welchen ich Dir versprochen habe; trage ihn immer bei Dir, entäußere Dich desselben unter keinen Umständen, dann hast Du nichts zu fürchten, weder Flinten- noch Kanonenkugeln!

Alle Anwesenden lachten und Zajonczek gleich den Andern.

— Willst Du es nicht? fragte der kleine rothe Mann, indem er die Stirn runzelte.

— Doch, doch! rief Zajonczek; alle Teufel, wie reizbar Du bist! Und Du sagst also, mein prophetischer Freund, daß ich mich von dem Stück Pergament nicht trennen darf?

— Nicht eine Minute!

— Weder bei Tag, noch bei Nacht?

— Weder bei Tag, noch bei Nacht!

— Und wenn ich es zufällig einmal nicht bei mir trüge?

— So würde es die schützende Kraft verlieren, welche es Dir gegen die Gefahr bieten soll.

— Danke schön! sagte Zajonczek, indem er den Talisman nach allen Seiten hinwendete und drehte. Und was muß ich Dir dafür geben?

— Glaube! sagte der kleine rothe Mann, und ich werde mich für hinreichend belohnt halten.

Nun machte der Prophet ein Zeichen mit der Hand, daß man den Kreis, der ihn umschloß, öffnen sollte; die Umstehenden thaten es mit einem Gefühle abergläubischer Furcht, über die sie nicht Meister werden konnten, und verfolgten den rothen Mann mit den Blicken, bis er um die Ecke eines Hauses bog und verschwand.

Von all' denen, welche ihn heute gesehen hatten, sah ihn Keiner wieder, außer Bonaparte.

Doch man höre, was sich ferner begab.

Am folgenden Tage, während Bonaparte seinem Sekretär Bourienne einige Befehle diktirte, die Croisier an ihre Adresse zu befördern bereit stand, bemerkte der Obergeneral durch die offenen Fenster einen kleinen Haufen Araber, welcher in der Absicht gekommen war, das Hauptquartier keck zu umspähen.

Es war dies das zweitemal, daß sich die Mamelucken so kühnen Scherz erlaubten; darum gerieth der Obergeneral in die äußerste Wuth.

— Croisier, sagte er, fortwährend seinem Sekretär diktirend, nimm einige Mannschaft und jag' dieses Gesindel zum Teufel!

Auf der Stelle entfernte sich Croisier, nahm fünfzehn Soldaten und setzte den Arabern nach. (Fortsetzung folgt.)

Eine polnische Wolfsjagd. *)

Nach dem Frieden von Tilsit (so ist Herrn H. R. Addison die folgende Beschreibung einer eigenthümlichen Jagdart von einem französischen Officier mitgetheilt worden) kam das Armeecorps des Marschalls Davoust in Polen zu stehen. Mein Regiment wurde bei Blone, unfern Warschau, einquartirt, und ich für meine Person erhielt mein Logis bei dem Grafen Lasseur, in dem kleinen Dorfe Cozerki. Ich ging dann, wie immer, wenn meine Pflichten mir dazu die Muße ließen, dem Waidmannsvergnügen nach. Auf einem meiner Streifzüge kam mir auch ein Wolf in den Schuß, den ich erlegte. Nicht wenig stolz auf diese That, ließ ich denselben durch den Bauer, der ihn mir nach Haus brachte, zu meinem Wirthe tragen, um damit zu prahlen.

„Ist das die ganze Frucht Ihrer heutigen Jagd?“ fragte der Graf mich fast spöttisch; „wenn Sie daran Gefallen finden, so kann Ihnen gedient werden. Ich will Sie mit einem Verfahren bekannt machen, vermittelst dessen Sie den ersten besten Morgen, der Ihnen convenirt, zehn oder ein Dutzend Wölfe, größer als der da, schießen können, wenn Sie es der Mühe werth halten.

— Der Mühe werth halten? Ei, hundert Meilen weit reise ich um eine solche Jagd.

„Nun denn, paßt es Ihnen morgen?

— Ei freilich! erwiederte ich, und begab mich in mein Zimmer, um mich für die Partie des anderen Tages einzurichten. Die Erde war hoch mit Schnee bedeckt, und es herrschte eine strenge Kälte. Mit Tagesanbruch wurde ich geweckt, und eingeladen, in einem mit vier Pferden bespannten Schlitten Platz zu nehmen, in welchem der Graf, warm in Pelzwerk eingehüllt, sich schon eingenistelt hatte. Als wir abfuhren, warf der Diener unter unsern Füßen noch ein Ferkel in den Schlitten, das so gellend quikte, daß ich es kaum ertragen konnte.

— Aber ums Himmels Willen! rief ich aus; was thun wir mit diesem schreienden Thiere?

„Das sollen Sie schon erfahren, „antwortete der Graf; „verhalten Sie sich nur ruhig, und ich werde mein Versprechen erfüllen.

— Aha! ich weiß schon; es wird ein Frühstück für uns seyn sollen; aber da wäre es doch eben so gut gewesen, es vorher zu schlachten, sagte ich.

„Auch ohne dies Ferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen,“ entgegnete mein Freund, und dampfte aus seinem großen Meerschaumkopfe ruhig fort.

Als wir ungefähr drei Meilen weit gefahren waren, jagten wir in vollem Galopp in einen Wald hinein. Das Schweinchen war endlich des Schreiens müde, und verhielt sich ganz ruhig. „Kneipen Sie ihm ins Ohr,“ sagte der Graf nun zu mir. — Wen? fragte ich.

„Nun, dem Ferkel!

Ich that es, und das arme Vieh schrie so erbärmlich, daß es durch den ganzen Wald ertönte. Da kamen in weniger als fünf Minuten drei große Wölfe zum Vorschein, und rannten unserm Schlitten nach. Nun wurde es mir klar, daß unser kleiner Sänger der Lockvogel für die hungrigen Bestien seyn sollte. Obwohl diese noch zu weit entfernt waren, um sie mit einiger Sicherheit aufs Korn nehmen zu können, wollte ich doch schon zum Schuß anschlagen, als der Jäger des Grafen eine mit Stroh ausgestopfte Schweinsfigur, die an einem Stricke von zwanzig bis dreißig Ellen befestigt war, aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, als die gefräßigen Unthiere, in der Meinung, daß unser kleiner Schreihals herausgefallen sey, so wild herbeistürmten, daß sie sich beinahe einander über den Haufen rannten.

In einem Nu feuerten der Graf und ich mit einer Präcision, daß zwei der Wölfe stürzten.

— Welch köstliche Jagd! rief ich entzückt aus.

„Nur noch ein wenig Geduld; das ist erst der Anfang vom Ende! wir kehren nicht eher heim, als bis ich mein Versprechen erfüllt und wir mindestens das Dutzend voll gemacht haben“

Der Schlitten glitt rasch vorwärts. Nach etwa einer Viertelstunde machten wir wieder von unserer tönenden Lockpfeife Gebrauch, und brachten, dasselbe Manöver mit dem ausgestopften Schweinchen wiederholend, die hungrigen Waldbewohner aufs Neue in den Bereich unserer Büchsen. Durch dies Experiment, das wir auf einer Fahrt von etwa fünf Meilen mindestens ein Dutzend Mal wiederholten, hatten wir nicht weniger als vierzehn Wölfe erlegt, und traten dann, langsamer als wir gekommen waren, den Rückweg an. Wir fanden von ihnen noch eilf vor, und diesen zog der Jäger das Fell ab, eine Operation, die er jedesmal in drei Minuten zu Stande brachte. Die fehlenden drei Wölfe waren von ihren hungrigen Kameraden gefressen worden.

*) Aus dem New Sporting Magazine, nach den Hamb. lit. u. krit. Bl.

Frankfurt.

Göthe's Denkmal.

(Eingesandt.)

Wir finden in Nro. 53 des Konversationsblattes einen Aufsatz mit der etwas seltsam klingenden Ueberschrift: „Göthe-Statue“, worin der Platz besprochen wird, welcher für das, diesem gefeierten Dichter zu errichtende, **Denkmal** am geeignetsten seyn dürfte. Wir halten eine Entgegnung desselben dem Interesse der Sache für angemessen, da er den Standpunkt zu verrücken strebt, welcher in der letzten Sitzung des größeren Comité's als der richtige erkannt und dessen Festhaltung daselbst vorläufig beschlossen wurde.

Es wird in dem Eingang obigen Aufsatzes gesagt, wie es wohl schwerlich ernstlich gemeint gewesen sey, das Denkmal für Göthe hinaus in die Promenade, in der Nähe der Eisenbahn, zu errichten. — Es war aber damit allerdings ernstlich gemeint, denn nicht allein, daß das engere Comité desfalls einen förmlichen Antrag stellte, wurde derselbe auch noch durch einen eigens dazu ausgearbeiteten Grundriß unterstützt, der uns durch den Augenschein überzeugen sollte, wie schön sich Göthe's Denkmal im Grünen ausnehmen würde. — Die kräftige und treffende Einrede eines hochverehrten Mitgliedes des größeren Comité's gab der Sache indessen eine andere und zwar die rechte Wendung, indem dadurch die Vorfrage festgestellt wurde, daß Göthe's Denkmal unter allen Umständen **nicht vor**, sondern **in die Stadt** gehöre, und zugleich damit noch besonders auf den Comödienplatz, als die vor allen dazu passende Stelle, hingewiesen wurde.

Der Verf. des obigen Aufsatzes sucht nun dieser Ansicht eine andere unterzuschieben, indem er einentheils auf die Maininsel, anderntheils auf den Platz des Brunnens an der Haupt-

wache hinweis't. — Beide wären freilich immer noch geeigneter, wie ein Platz vor der Stadt; indessen will uns die Maininsel eben so wenig einleuchten, da erstlich eine ganze Umgestaltung derselben vorgenommen werden müßte, was mit vielen Umständlichkeiten und nicht minder großen Kosten verbunden seyn würde, dann aber stände am Ende Göthe auf der Maininsel doch noch nicht an der rechten Stelle, und wir können uns nicht überzeugen, daß das Denkmal in der Umgebung der überwinternden Schiffe, oder der Badeschiffe und Badelustigen im Sommer, so ganz isolirt stehend und in alle vier Winde schauend, einen günstigen Effekt machen sollte. Spötter könnten sagen, man habe unseren großen Landsmann auf eine Insel verwiesen.

Die Stelle des Brunnens an der Hauptwache wäre schon geeigneter und jedenfalls am ersten zu beachten, wenn keine geeignetere da wäre. Noch besser wäre es, wenn die Hauptwache gar nicht da wäre und das Monument mitten auf dem Paradeplatz stehen könnte. — Ob die Hauptwache ewig dastehen bleiben wird, ist auch noch eine zu considerirende Frage, da schon längst die Rede davon gewesen ist, den Platz zu etwas Schönerem zu benutzen. Käme es nun einmal dazu, so stände Göthe an der Stelle des Brunnens vielleicht sehr am unrechten Ort, und man dürfte es sehr bereuen, ihn dahin gestellt zu haben. Kommt es aber nicht dazu, so bleiben jedenfalls die Hauptwache auf der einen und der Katharinenthurm auf der anderen Seite, Beide eine dem Denkmal sehr ungünstige Nachbarschaft, was der Münchner Künstler, nicht, wie jenseits sehr naiv bemerkt wird, „in der barocken Idee eines genialen Mannes", sondern als ein Mann vom Fach eingesehen und richtig beurtheilt hat, indem er sich entschieden gegen diesen Platz aussprach, so lange ein besserer zu bekommen möglich sey. — Die bei dieser Gelegenheit von dem Verf. jenseitigen Aufsatzes angeführten Beispiele aus Italien, wo ähnliche Monumente in der Nähe massenhafter Gebäude ständen, kommen hier nicht in Betracht, da schwerlich der absonderliche architektonische Styl unserer Hauptwache und des Katharinenthurmes mit jenem italienischen auf eine Linie zu stellen seyn dürfte.

Der Platz, den Schwanthaler auf das Bestimmteste als den besten erklärte, und zu dem er dem Comité aufs neue herzlich gratulirte, als er hörte, daß er endlich beantragt worden sey, ist der Comödienplatz; — hier allein steht das Denkmal auf seiner rechten Stelle, im rechten Verhältniß zur Größe, von keinen zu schweren Massen gedrückt, in einer analogen Nachbarschaft des Theaters, und während der Tageszeit der ungestörten Beschauung hingegeben. — Nur allein während der halben Stunde am Abend, beim Schlusse des Schauspiels, könnten die ab- und zufahrenden Wagen bei den Scrupulösen einige Bedenklichkeiten erregen, die indessen durchaus aller Begründung entbehren. — Das Denkmal, welches, wohlverstanden, nicht ganz in die Mitte des Platzes, sondern mehr nach der Allee zu gestellt werden soll, bedarf 30 Quadratschuhe Raum, also ungefähr so viel, als 4 bis 6 dort haltende Equipagen einnehmen würden; — denkt man sich nun das Monument mit einem Eisengitter umgeben und an Winterabenden mit 4 Gaslaternen an den Ecken erleuchtet, so sehen wir nicht ein, welche Inconvenienz der Passage daraus entstehen könnte, da 4 oder 6 an derselben Stelle haltende Wagen ja noch ein weit größeres Hinderniß seyn müßten, indem dieselben weder eine bestimmte Direktion angeben, noch sonst dieselbe erhellen würden. — Denken wir uns, daß künftig dort so viel Wägen mehr halten, wie bisher, so müßten dieselben denn doch auch Platz finden, ohne den anderen ein Aergerniß zu seyn, sie würden dann eben still halten und alle andern Wagen um sich herumfahren lassen, und so wird es unser Denkmal auch machen: es wird ruhig dastehen, den Platz um sich erleuchten und die Kutscher werden ganz gemächlich rechts und links vorbeifahren. — Das ist die ganze Geschichte, die nicht der Mühe lohnt, nur irgend eine weitere Betrachtung und Untersuchung darüber anzustellen. — Man lasse sich also nicht irre machen, lasse die Maininsel den Badenden und den Schiffern, — den Brunnen so lange den Wasser holenden Mägden, Fiakern und Postillonen, bis der Paradeplatz einmal einer schöneren Bestimmung entgegengeht, und stelle Göthe's Denkmal auf den Comödienplatz, wohin es gehört und wohin es der geniale Münchner Künstler vorzugsweise zu haben wünscht.

Tabletten.

*** (Musikalische Nachbarschaften.) Wer kennt nicht das traurige Schicksal, Nachbar irgend eines Musikers oder Sängers zu seyn und, ohne etwas dagegen thun zu können, den ganzen Tag durch Musik und Gesang gepeinigt zu werden! Ich kannte einen armen Teufel, der einst in dem Hause des Herrn L., des Bassisten bei dem Theater der Stadt, wohnte. „Ach Freund!" rief er mir nach wenigen Tagen entgegen, „der Mann bringt mich um, vernichtet mich körperlich und geistig. Denke Dir, er hat die Gewohnheit, Abends zu singen Und wie? Sein ganzes Repertoire wird durchgenommen. Ich erkundigte mich bei seinen Leuten über diese Seltsamkeit und hörte, ein italienischer Arzt habe ihm diese Uebung empfohlen, weil die Stimmorgane bei körperlicher Ruhe am dehnbarsten wären. So singt er denn, im Bett liegend, Kopf und Rücken durch drei Kissen gestützt, Arien von Mozart und Rossini. Ich meines Theils kann nur in der Nacht arbeiten, und werde durch den Gesang zur Verzweiflung getrieben." — Ein junger reicher Fremder war in Paris angekommen und hörte nach einigen Tagen neben seinem Zimmer singen; es war eine liebliche, melodische, herrliche Frauenstimme. Gewiß wohnt hier eine große Sängerin in Incognito, dachte der junge Mann, ob ich wohl ihre Bekanntschaft machen könnte? — In diesem Augenblicke ließ sich eine andere, eine tiefe Baßstimme hören. „Hm!" dachte der Fremde, „das stört; die Sängerin ist in den Händen eines Gemahls; — ich werde sie aber doch sehen." Er stellte sich auf die Lauer, um zu beobachten, ob Jemand und wer von seinen Nachbarn fortgehe. Gegen neun Uhr früh sah er einen schönen jungen Mann mit schwarzem Backenbart fortgehen. „Die Sängerin muß also allein seyn!" dachte der Fremde; „hinein zu ihr, daß ich sie wenigstens sehe." Er trat in das Zimmer hinein, sah aber keine Dame, nicht einmal eine Spur von einer solchen, nichts, was die Anwesenheit einer Dame verräth. Er wunderte sich sehr, denn er wußte nicht, daß sein Nachbar eine zu allen Kunststücken geeignete Stimme besitzt und deßhalb auch in Italien einmal in Frauenkleidern eine wichtige Sopranpartie in Abwesenheit der Primadonna unter allgemeinem Beifall gesungen hat, mit einem Worte, daß sein Nachbar — Tamburini war. — Als Rossini in Paris seine Oper „Graf Ory" componirte, hatte er einen Nachbar, der den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht hindurch das Pianoforte auf eine grausenerregende Weise bearbeitete. Als es Rossini nicht länger aushalten konnte, begab er sich zu dem Nachbar, den er nicht kannte, und fragte ihn, ob er ihm das Zimmer ablassen wollte, das sich in der sechsten Etage befand und ganz klein war. „Ich gebe Ihnen 200 Francs und lasse Ihnen acht Tage Zeit zum Ausziehen unter der Bedingung, daß Sie in dieser Frist Ihr Piano nicht anrühren." Der Nachbar, ein Student und armer Teufel, nahm jubelnd die Bedingung an, und Rossini war über den Han-

bel ebenfalls höchst erfreut. Drei Tage herrschte die angenehmste Ruhe, am vierten aber arbeitete der Student wieder entsetzlich auf dem Instrumente. Rossini eilte sogleich zu ihm hinauf und erinnerte ihn an sein Versprechen. „Sie ist wiedergekommen! Sie ist wiedergekommen!“ rief der junge Mann aus. „Nehmen Sie Ihre 200 Frcs. zurück, ich ziehe nicht aus, „denn es wohnet mir gegenüber eine schöne Nachbarin,“ und sobald ich spiele, erscheint sie am Fenster.“ Rossini sah ein, daß hier nichts zu thun sey; um aber einigermaßen seine Musikleiden zu lindern, ließ er dem Studenten durch einen seiner berühmten Freunde unentgeltlich Unterricht ertheilen, damit der verliebte junge Mann wenigstens nicht mehr falsch spiele. (Leipz. allgem. Modenztg.)

*** (Eine Bekehrung.) Die äußerste Strenge, mit welcher die Rabbinen zu Algier auf die Erfüllung der kleinlichsten Vorschriften ihres Gesetzes dringen, bewog kürzlich einen ihrer Glaubensgenossen zu einer Bekehrung ab irato. Derselbe hatte sich nämlich bei einem französischen Metzger Fleisch gekauft, den Vorschriften des mosaischen Gesetzes zuwider, welches von dem Fleische jener Thiere zu essen verbietet, die nicht von einem durch die Priester autorisirten und unter gewissen Ceremonien geweihten Schlächter getödtet sind. Der Rabbine, als er von der gesetzwidrigen Handlung des Juden hörte, strafte denselben auf das Härteste. Dieser aber fühlte sich nach ausgestandener Strafe nicht mehr geneigt, einem Gesetze anzuhängen, welches so kleinliche, lästige Vorschriften mache und trat alsbald zur katholischen Religion über. A.

*** Ein Beispiel von englischer Preßfreiheit! — In einem irländischen Provinzialblatte findet sich folgende Ankündigung: „Eine Liste von Personen, die für die Belohnung der Ermordung des James Scully Beiträge unterzeichnet haben, findet sich in unserer heutigen Nummer.“

Aus Gotha.

(21. Februar.)

Wie ich schon in meinem Berichte vom 18. d. M. angedeutet habe, so wurde den 20. d. M. Hamlet von Shakspeare in der Uebersetzung von Wilhelm von Schlegel auf der hiesigen Bühne dargestellt. Ich habe dieses Trauerspiel öfters aufführen sehen und bin dabei jederzeit in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß es ewig jung bleiben wird. Es wird allen Menschen stets ein Spiegel seyn, da in allen ein Stück vom Hamlet lebt. Indessen ist dieser im Verlaufe der Zeiten auf der deutschen Bühne ein wahres Chamäleon geworden, und noch hat man darüber sich nicht vereinigen können, wie Shakspeare selbst sich ihn gedacht habe. Noch wird er uns auf die verschiedenste Weise vorgeführt; denn jeder Schauspieler nimmt von ihm gewöhnlich nur Das an, was er gerade für sich und seine Ansicht brauchbar findet. Dieser gibt ihn als einen in Melancholie Klagenden, Jener als einen edlen Leidenden, dieser stellt ihn als einen Helden mit ungeheurer Thatkraft, jener als einen kalten philosophischen Denker dar, und ein fünfter zeigt ihn nur von der ironischen Seite, um dem Publikum etwas Piquantes zu bieten. Eigenthümlich und unserer Ansicht nach vollkommen richtig, hat ihn Herr Baison aufgefaßt, wie seine hiesige Darstellung jenes dramatischen oder vielmehr epischen Helden uns deutlich zur Anschauung brachte. Herr Baison geht davon aus, daß Hamlet ein sanguinisch-phlegmatischer Charakter ist. Die Grundzüge eines solchen sind Reizbarkeit, Schwäche, Wankelsinn, augenblicklicher, aber bald sich verlierender Muth zur That und Neigung zu düsterer Reflexion. Das Wesen Hamlet's ist Herrn Baison, wie Göthe in wenigen Worten erschöpfend sagt, das ewig schöne und wahre eines Jünglings, zum Throne berufen, der aber vorher noch eine große That vollbringen soll, welcher er nicht gewachsen ist. Aus dieser Schwäche entspringt ihm Hamlet's grübelnde Unthätigkeit, seine düstere, reflectirende Stimmung, wie solche sich unter andern in dem großen Prologe: „Seyn oder nicht Seyn“ kund gibt. Diese reflectirende Stimmung aber ist es eben, was an dem Stücke den Deutschen besonders anspricht, und Herr Baison weiß sie in allen ihren Nuancen auf meisterhafte Weise anschaulich zu machen. Dabei lös't er ungezwungen die schwierige Aufgabe, im tiefsten Schmerze plötzlich eine gewisse Kindlichkeit, eine Naivetät anklingen zu lassen, die dadurch bedingt wird, daß Shakspeare seinen Hamlet mehr wohl, als irgend einen anderen seiner tragischen Charaktere mit Humor ausgestattet hat, um ihn einigermaßen vor seinen Leiden, vor gänzlicher Erschlaffung zu schützen. Ferner erscheint Herr Baison nicht, wie so viele Schauspieler, mit herabhängendem Strumpfe und wirft sich nicht zu Opheliens Füßen, um seinen Wahnsinn zu charakterisiren. Er hat dabei im Auge, daß Shakspeare seinen Hamlet zur Erde habe sitzen lassen, um die spitzen equivoquen Reden des Stücks mehr zu motiviren, und daß diese Reden das damalige englische Frauenpublikum, welches ganz maskirt im Theater erschienen sey, geliebt habe, daß wir aber sie vermeiden und somit auch jene Motivirung unterlassen müßten. Herr Baison zeigt auch hierin, wie tief er über seine Rolle nachgedacht hat. Ueberhaupt ist er uns als ein Schauspieler erschienen, der die Natur und den Menschen auf das Gründlichste studirt hat, und dadurch bereits zu einem hohen seltenen Ziele seiner Kunst gelangt ist, zu einem noch höheren Standpunkte aber um so schneller sich emporschwingen wird, je rastloser er in herzinniger Bescheidenheit aufwärts strebt. Wer hier in persönliche Beziehung zu ihm gekommen ist, hat sich von ihm innig angezogen gefühlt und seinen künstlerischen Leistungen ist allgemeiner rauschender Beifall zu Theil geworden. Als Hamlet wurde ihm in allen Akten applaudirt, und am Schluße des Stückes wurde er von dem äußerst zahlreich versammelten Publikum gerufen. Uebrigens war das Stück ganz praktisch besetzt: Herr Rudolph — König Claudius, Herr Hinz — Polonius, Herr Creutzer — Horatio, Herr Rösler — Laertes, Herr Weiß jun. — Rosenkranz, Herr Rochow — Güldenstern, Herr Haas — Osrik, Herr Herrmann — Marcellus, Herr Hartmann I. — Bernardo, Herr Schütz — Francisco, Herr Kawaczinski — der Geist, Madame Huray — die Königin Gertrude, Dem. Mügge — die Ophelia, Herr Jllner — der König im Schauspiele, Madame Franz — die Königin im Schauspiele, und Herr Gerl — der Schauspieler. Fräulein Mügge spielte ihre Rolle vortrefflich. Namentlich haben wir die Wahnsinnsscenen dieser Rolle noch niemals so wahr und ergreifend darstellen sehen. Nicht minder lobenswerth gab Herr Hinz den Polonius und auch Herr Rudolph, Madame Huray und Herr Kawaczinski verdienen noch besonders erwähnt zu werden. Die große Aufgabe ward befriedigend gelös't, der Eindruck war ein entschieden günstiger und wird lange in uns fortwirken.

Adolph Bube.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 25. Februar. Ueber die Zerstörung und Hervorrufung des Moschusgeruches. — Ueber die Darstellung eines farblosen Phosphors.

Berichtigung.

Im gestrigen Konversationsblatt ist in dem Gedicht an Georg Herwegh, Stanze 6, Vers 1 zu lesen: „Ein König nimmt dich auf mit seltner Milde“.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 24. Februar. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft, unter der Direction des Herrn Constant: *L'Omelette fantastique*, vaudeville en un acte par Havier et Lauzanne. Hierauf folgt: *La Fiole de Cagliostro*, vaudeville en un acte par Duvert. Zum Schluß: *Le Commis et la Griselle*, vaudeville par Paul de Kock. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 25. Februar. (Zum Erstenmale) Das Portrait der Geliebten, Original-Lustspiel in 3 Abth. von L. Feldmann. Hierauf: Hampelmann im Eilwagen, Lokalskizze in 1 Akt.

Montag, den 27. Februar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 57. 26. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Als Bonaparte den Hufschlag der Pferde vernahm, unterbrach er sich einen Augenblick und sagte, indem er zum Fenster trat, zu Bourienne:

— Sehen Sie nur, wie sich die Teufelskerle, die Mamelucken wehren, von welchen die englischen Journale versichern, daß sie die ersten Reiter in der Welt wären; es sind ihrer fünfzig und mein tapferer Croisier wird sie ohne Zweifel mit seinen fünfzehn Leuten in die Flucht schlagen. Und er rief, als könnte Croisier ihn hören: Nur zu, Croisier, vorwärts, immer vorwärts!

Der junge Generaladjutant rückte in der That an der Spitze seiner fünfzehn Krieger voran; war es aber Unbekanntschaft mit der arabischen Taktik, oder schüchterte die überlegene Zahl der Gegner die kleine Schaar ein, genug: Croisier und seine Leute griffen nicht mit dem nöthigen Ungestüm an, was jedoch nicht verhinderte, daß die Araber sich zurückzogen. Da Croisier ohne Zweifel befürchtete, daß ihn der Feind in irgend ein Versteck locken wolle, so blieb er, statt denselben als Sieger zu verfolgen, an der Stelle, von der er ihn so eben verjagt hatte. Dieses Zögern gab den Mamelucken wieder neuen Muth, die nun einen ungestümen Angriff wagten, und die Schaar Croisier's zum Weichen brachten.

Bonaparte wurde leichenblaß und biß sich in die dünnen, sich entfärbenden Lippen. Er fuhr unwillkürlich mit der Hand ans Schwert, und als wenn sein Generaladjutant ihn hätte hören können, rief er mit dumpfer Stimme:

— So rücke doch voran! Greife keck an! was zum Henker machst Du?

Und er schlug in fürchterlichem Zorne das Fenster zu.

Einen Augenblick später trat Croisier ein; er kam, um Bonaparte, der jetzt allein war, zu melden, daß die Araber verschwunden wären.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als man Napoleon in die heftigsten Vorwürfe gegen Croisier ausbrechen hörte. Niemand erfuhr, was zwischen Beiden vorgegangen; doch so viel ist bekannt, daß der junge Mann mit Thränen in den Augen herauskam, indem er sagte:

— Schon gut! Er zweifelt an meinem Muth: ich werde zu sterben wissen!

Während zehn Monaten that Croisier zu Chebreisse, unter den Pyramiden, zu Jaffa, Alles, um den Tod des Helden sterben zu können. Doch mochte sich der junge Mann auch noch so verwegen und tollkühn der Gefahr aussetzen, die Gefahr schien vor ihm zu fliehen; mochte er noch so eifrig den Tod suchen, er fand ihn nicht!

Endlich kam man vor Saint-Jean-d'Acre; es wurden drei Stürme gewagt; bei jedem derselben hatte sich Croisier, welchem dem Obergeneral in die Laufgräben folgte, gleich dem gemeinsten Soldaten, nicht im Mindesten geschont; doch hätte man fast glauben mögen, daß er kugelfest gewesen sey; je kühner der junge Mann dem Feuer des Geschützes trotzte, um so weniger gefährlich schien es ihm zu seyn.

Jedesmal machte ihm Bonaparte Vorwürfe über seine Verwegenheit und drohte, ihn nach Frankreich zurückzuschicken.

Endlich nahte der Sturm vom 10. Mai. Um fünf Uhr des Morgens begab sich der Obergeneral in die Laufgräben; Croisier folgte ihm dahin

Der Sturm mußte entscheidend seyn: entweder sollte noch den Abend die Stadt genommen oder am andern Tage die Belagerung aufgehoben werden. Croisier blieb nur noch diese Gelegenheit, den Tod zu finden, er war entschlossen, sie nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Er stieg also, ohne daß irgend eine Nothwendigkeit da gewesen wäre, auf eine Batterie, wo er sich kühn dem Feuer des feindlichen Geschützes bloßstellte.

Bald wurde er die Zielscheibe aller Schüsse; er stand kaum in einer Schußweite von vierundzwanzig Schritten von der Mauer.

Bonaparte sah dies. Seit jenem verhängnißvollen Tage, wo er sich von seinem Zorne hatte hinreißen lassen, hatte er wohl erkannt, daß der junge Mann, durch das Mißtrauen seines Chefs in tiefster Seele verwundet, nichts mehr suche, als den Tod. Die Verzweiflung des Tapfern hatte Bonaparte mehr als einmal tief und schmerzlich bewegt, und er gab sich oft Mühe, seinen Adjutanten durch schmeichelhaftes Lob die Worte des Tadels vergessen zu lassen, welche ihm der Zorn entlockte. Doch erwiederte Croisier jedesmal nur mit einem bittern Lächeln, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Bonaparte, welcher einige noch nicht vollendete Arbeiten prüfte, wandte sich um und gewahrte Croisier auf der Batterie stehend.

— Croisier, redete er ihn heftig an, was haben Sie dort zu schaffen? Steigen Sie herunter, Croisier; ich befehle es! Dort ist Ihre Stelle nicht!

Und als er sah, daß der hartnäckige junge Mensch trotz dieser Aufforderung nicht vom Platze wich, ging er auf ihn zu, um ihn zum Gehorsam zu zwingen. Im Augenblicke aber, als er den Arm nach Croisier ausstreckte, wankte der junge Krieger und fiel rückwärts mit dem Ausruf: Endlich!

Man hob ihn auf; es war ihm das eine Bein zerschmettert worden.

— So wird es also noch länger dauern, als ich gehofft!

sprach Croisier, als man ihn ins Lager zurücktrug. Bonaparte schickte ihm seinen eignen Wundarzt. Dieser hielt eine Amputation nicht für nöthig, und man hatte Hoffnung, dem jungen Manne nicht nur das Leben, sondern auch das Bein retten zu können.

Als man die Belagerung aufhob, gab Bonaparte den gemessensten Befehl, daß man alle mögliche Sorgfalt auf den Verwundeten verwende. Man legte ihn auf eine Tragbahre und sechzehn Männer trugen ihn abwechselnd.

Croisier starb deßohngeachtet zwischen Gazah und el Arych an dem Starrkrampfe.

So hatte sich also die erste Prophezeiung des kleinen rothen Mannes als wahr erwiesen. (Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Herzog.

I. Der Catechismus des Negers.

Im Jahre 1785 war die Kolonie Ginesterre*) auf San Domingo eine der schönsten Pflanzungen in der neuen Welt. So oft der Eigenthümer derselben von seinen Feldern zurückkehrte, konnte er nicht umhin, auf einem nahen Hügel, der eine weite Aussicht beherrschte, sein Pferd anzuhalten und in stolzer Zufriedenheit einen vergnügten Blick auf die reichen Domainen zu werfen. Auf beiden Seiten des Wohnhauses, umschattet von dem undurchdringlichen, mauerähnlichen Blätterwerk des Cocus, erhoben sich in parallelnen Gassen die Hütten der Negersclaven, umgeben von dem üppigsten Anbau. Weite Flächen mit Zuckerrohr, Cocus, Kaffee und türkischem Waizen bepflanzt, dehnten sich nach allen Seiten aus, und hundert Vögel, mit buntem goldenen Gefieder, ergötzten sich, ab und zu fliegend, im sonnigen Strahle des reinen Himmels. Nach der linken Seite hin begrenzte die cultivirten Striche ein kleines Gehölz, welches am Fuße des Gebirges endete und rechts gähnte die dürre Savanne, bespült von den Fluten des Oceans. Eine lange Allee von Benzoebäumen führte zu dem einstöckigen Wohnhause des Pflanzers.

Sonst war Ginesterre der Sammelplatz aller Plantagenbesitzer von nah und ferne; denn der Marquis von Rambert kannte kein größeres Vergnügen, als die, nicht mit Unrecht so berühmte, creolische Gastfreundschaft auszuüben, und noch waren die luxuriösen Bälle, die prachtvollen Festgelage und die großen Jagdpartien, die er veranstaltete, in gutem und frischen Angedenken. Ein schmerzhafter Verlust hatte ihn indessen bewogen, sich ganz von der Welt zurück zu ziehen. Seine junge, schöne Gemahlin wurde, nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt hatte, von einem Siechthum befallen, an dem die Mittel aller Wissenschaften, aller Erfahrungen scheiterten. In der Hoffnung, daß sie durch Luftveränderung genesen würde, begleitete er die Kranke nach Frankreich und mußte — leider — ohne sie wieder zurückkehren. Die Arme war das Opfer ihrer Krankheit geworden. Die Schwester des Marquis, Madame von Rollier nahm sich des mutterlosen Kindes an und erzog dasselbe bis zu dem Alter von sechzehn Jahren. Obschon nun der Vater seine Tochter zu sich hatte kommen lassen, so änderte dies doch im Wesentlichen, an der bisherigen Lebensweise des Marquis nicht das Geringste. Die einzigen Besuche erhielt Fräulein Rosa von Rambert, seit einem ganzen Jahre, so lange sie unter dem väterlichen Dache lebte, von einigen Verwandten aus der Stadt. Ein junger Advokat, Eugen Raymond, ließ sich wohl öfters auf der Pflanzung sehen.

*) Von Genet, Geniste; Pfriemenkraut.

An einem schönen Sommerabende fand sich die kleine Familie im Saale des Wohnhauses versammelt. Dieser war ganz mit jener edlen Einfachheit der Kolonisten meublirt. Binsenmatten, in welche die Hand irgend eines schwarzen Künstlers, allerlei farbige Blumen, Gezweige und bizarre Vögel geflochten, bildeten die Tapisserien; ein Klavier, zwei große Armsessel und mehrere Stühle von Bambus, ein großer und zwei kleinere Tische nebst dem Porträt der Frau von Rambert in ovaler, goldener Rahme, machten den ganzen Reichthum der Einrichtung aus.

Rosa saß vor dem Klavier und ließ leise die zarten Finger über die elfenbeinernen Tasten gleiten. Es schien, als ob sie sich fürchte, durch lauteres Spiel den Vater zu stören, der tief in eine Lectüre versunken war. Die Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die Fenster, deren seidene Vorhänge hinaufgezogen waren, hereindrangen, streuten ihren letzten blendenden Goldschimmer auf die blonden Seitenlocken des jungen Mädchens, die blauen Augen und der blasse Teint verriethen die Creolin und verliehen dem regelmäßigen, ausdrucksvollen Gesichte eine unbeschreibliche Schönheit, einen unwiderstehlichen Reiz.

Eugen Raymond, der junge Advokat, schien den gegenwärtigen Seelenzustand des Mädchens zu theilen; wenigstens verriethen das die verstohlenen, ängstlichen Blicke, die der junge Mann zuweilen auf Rosa warf, und das sichtbare Bemühen, sich aus einem Gedankenmeere, in das er versenkt war, aufzuringen.

Eugen mochte ein Mann seyn von fünfundzwanzig Jahren. Seine edle, regelmäßige Gestalt erzeugte Interesse für ihn und der freie, offene Blick, die erhabene Stirne und vor Allem ein gutmüthiger Zug, um den schwellenden Mund, flößten zugleich Zutrauen und Achtung ein. Allein dem Menschenkenner entging ein allgemeiner melancholischer Anflug, der sich über das ganze schöngeformte Gesicht verbreitete und den Hauptcharakter desselben bestimmte, nicht. Irgend ein Kummer schien seine Seele zu bedrücken und sich in dem Spiegel der Empfindungen, dem Auge, zu verrathen.

Während der Marquis in einer halbzerrissenen Brochüre las und öfters laut seinen Unwillen zu erkennen gab, bewegte der Lieblingssklave einen großen Fächer von den Blättern des Latanenbaumes über dem Haupte des Meisters hin und her, ein Dienst, um den ihn viele seiner schwarzen Brüder beneideten, die im glühenden Sonnenbrande die harte Frohnarbeit des Tages verrichten mußten. Tamariz hatte dieses Amt seinem Muthe, seiner Entschlossenheit zu verdanken.

Als nämlich bei einem Aufstande der Neger, was damals nicht zu den Seltenheiten gehörte, und den Haß und die Verachtung der Schwarzen gegen die weißen Herren bekundete, Feuer bei Abwesenheit des Marquis in dessen Wohnung geworfen wurde, war Rosa, mitten in der Nacht durch das Mordjo der Rebellen aus dem Schlafe aufgeschreckt, nahe daran zu ersticken, wenn sie Tamariz nicht zur guten Stunde gerettet hätte. Auf seiner ungewöhnlich breiten Stirne sah man noch die Narbe von der Wunde, welche er empfangen hatte, als er die theure Last aus den Flammen trug.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Oper: „Aschenbrödel", von Isouard; Museum.

Isouard's Oper, worin uns eine wahrhaft poetische Frühlingsluft anweht, wurde am 20. Februar auf der Frankfurter Bühne zum Benefiz unsres braven Tenoristen Chrudimsky,

nach langem Zwischenraume, mit großem Beifall und bei gedrängt vollem Hause gegeben. Man sieht daraus, daß es nicht immer Novitäten sind, die ein Publikum anziehen, denn das Gute bleibt stets neu. Da der Name Isouard nur selten auf deutschen Comödienzetteln steht, so dürfte ein historischer Rückblick manchem Leser willkommen seyn. Der junge Nicolo, geboren zu Malta 1777, wurde von seinen Eltern zum Seedienst, dann zum Handel bestimmt, aber durch des Jünglings unbesiegbare Liebe zur Musik beiden Bestimmungen wieder entzogen. Guglielmi, der Sieger über Paesiello in Neapel, war sein Lehrer in der dramatischen Composition. Solche Schule, eine glühende Begeisterung überwachend, mußte ihn bald zum Liebling der Italiener machen. Erst als sein Name, Nicolo de Malte, berühmt war, nahm er in Frankreich wieder den seines stolzen Vaters Isouard an. *) In Paris selbst lebte er einige Zeit als Privatsecretair des Generals Vaubois, immer aber Monsigny und Gretry seine Vorbilder, im Auge haltend. Unter einer Menge Opern sind Joconde, les deux Avares, Michel Angelo und Cendrillon auf deutsche Bühnen übergegangen. Letztere wurde im Jahr 1810 über hundert Mal hintereinander in Paris mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus aufgenommen. Diese Oper und Joconde brachten Isouard auf seinen Antheil 160,000 Francs ein. Aladin oder die Wunderlampe hinterließ er unvollendet. Sein Tod erfolgte am 23. März 1818. Das herrliche Buch der Cendrillon, von dem dramatischen Dichter Etienne, mochte aus folgender Sage des Alterthums entstanden seyn. Ein Aar raubte der schönen Rhodope im Bade einen Schuh, trug ihn durch die Luft davon, und ließ denselben vor den Füßen des ägyptischen Königs Psammitichus niederfallen. Der Fürst, von der Zierlichkeit des Schuhes bezaubert, ließ die Eigenthümerin aufsuchen, und theilte mit ihr Krone und Reich. Auch besitzen wir ein Lustspiel von Platen „der gläserne Pantoffel" (Erlangen 1825) über dieselbe Materie. — Es giebt wenig Opern, bei denen das poetische und musikalische Element so innig verschmolzen wäre. Das Unschuldige und Rührende dieses mährchenhaften Stoffes, wird durch eine Composition noch gehoben, welche, durch blühende Einbildungskraft erzeugt, leicht und lieblich dahin fließt, und eine interessante Vermengung des italienischen und französischen Geschmacks aus der goldnen Periode eines Cimarosa und Gretry verräth. — Herr Chrudimsky gab den Prinzen, von seiner stattlichen Persönlichkeit unterstützt mit Anstand, und bewegte sich auch im Dialog auffallend freier. So verfolgen wir mit Vergnügen ein unverkennbares Weiterstreben dieses Sängers, welches bei der heutigen Gelegenheit von dem versammelten Publikum durch Empfang und Hervorrufen einstimmig anerkannt wurde. Was Herr Chrudimsky als Sänger, namentlich in leidenschaftlichen Accenten, leistet, ist bekannt. In Parthieen, wo die zarte Cantilene, namentlich in den Uebergängen vom eingestrichenen c—g, a alles Forciren der Stimme verbietet, und sich in hinreißender Sänger-Anmuth registerfrei bewegen soll, bedarf Herr Chrudimsky noch des Studiums. — Fräulein Capitain (Cendrillon) gab uns das Kind der Unschuld und des Traums, wie es Nicolo's Musik charakterisirt, die gemißhandelte Waise, die, zur Fürstin erhoben, wie Alidor sagt, „ihr Herz nicht verleugnet." Zur Seele dringend war der ganze musikalische Vortrag; hervorzuheben ist die Stelle, wo ihr die Rose einen „Reichthum der Ideen" gewährt, und sie sich über sich selbst zu erheben scheint. Auch Fräulein Capitain wurde gerufen. — Das eitle Schwesternpaar, Clorinde und Thisbe, wurde durch die Damen Rudersdorff und von Keßlern-Münch treffend, nur hin und wieder etwas outrirt, dargestellt. Der Ton, womit der Landadel gegen die Sitte der vornehmen Welt verstößt, und dadurch oft ans Lächerliche streift, wurde namentlich von Fräulein Rudersdorff gut getroffen. In der Wettstreitscene vor dem Thron sang sie eine italienische Arie von Beriot mit Ausdauer und großem Beifall. Herr Nork (Dandini) hatte eine Aufgabe zu lösen, wobei ihm die Erinnerung an den in dieser Parthie unvergeßlichen Leißring entgegen stand, und wenn er seinen Vorgänger auch nicht aus dem Felde schlug, so wurden seine eigenthümlichen Verdienste nichtsdestoweniger wohlwollend aufgenommen. Mit sicherm Takt überwand Herr Nork die Klippe der Uebertreibung, an der wir hier schon renommirte Gäste scheitern sahen. Diese Rolle ist an und für sich auf die Spitze gestellt. Deshalb hat der Darsteller zu bedenken, daß ein Stallmeister in Diensten eines liebenswürdigen Prinzen kein zu auffallender Geck oder gar ein Bajazzo seyn darf. Im Galla-Costume als König nur konnte der Darsteller seine eigne Persönlichkeit nicht ganz verleugnen, weshalb er ein wenig aus der Rolle fiel. Auch hier hätten wir gerne den Blanc-bec hervorschillern sehen, was dem Darsteller mit etwas mehr Gewalt über seine Züge gewiß gelungen wäre. — Hr. Hassel (Montefiascone) gab ein treues Bild hochmüthiger Unwissenheit und hungrigen Ahnenstolzes, kurz, eines gespreizten Don Ranudo, auf italienischen Boden verpflanzt. Hassel ist in vielen Rollen unnachahmlich, so auch in dieser. Herr Wiegand hat in der kleinen Rolle des Alidor die Stimmen des Beifalls geweckt, was ehrenwerth, und daher auch der Rede werth ist. Dieses beliebten Sängers Organ besitzt noch immer das volle Metall, das ihn von jeher auszeichnete. Nicht vergessen dürfen wir die Erscheinung des kleinen Pagen, Marie Bartelmann, die in der That in einen Feentempel paßte. Man hofft auf eine baldige Wiederholung dieser klassischen Oper. — Die beiden Museen vom 3. und 17. Februar gaben uns an großen Instrumentalsätzen die zweite, meisterhaft gearbeitete, Symphonie Schnyder's von Wartensee, mit dem schönen Schlußsatz: Erinnerung an Haydn; Carl Maria von Weber's „Aufforderung zum Tanz" — ursprünglich für Piano geschrieben, und von Berlioz sehr willkührlich instrumentirt; ferner Haydn's Sinfonia militare, und Mozart's C dur Symphonie mit der Fuge, welche in jeder Beziehung die Königin aller Symphonien genannt zu werden verdient. — Vielleicht ist hier am rechten Orte zu bemerken, daß Mozart an dreißig Symphonien schrieb, wovon das thematische Verzeichniß seiner Originalhandschriften, das der verstorbene Hofrath André in Offenbach gesammelt, die bündigsten Belege giebt. — Claviervorträge gaben die Herren Lutz und Rosenhain, zwei junge Pianisten, denen es nicht blos um Unterrichtgeben, sondern auch um Vorwärtsschreiten in der Kunst zu thun ist. Zwei Dinge, schwer mit einander zu verbinden, aber doch, wie die That zeigt, zu erfüllen, sobald das Erstere die Begeisterung für das Schöne noch nicht untergraben hat. Herr Lutz spielte das zweite Concert von Mendelssohn, Herr Rosenhain das aus G minor von demselben Meister, und Beide waren ihrer Aufgabe gewachsen. Fräulein Sabine Heinefetter sang Donizetti und Schubert, und bewies, daß die italienische Schule, zu der sie fast ausschließlich übergetreten, ihr das Gefühl und den Vortrag für den ungeschminkten deutschen Gesang noch nicht verdarb. Das Organ dieser Sängerin scheint unverwüstlich. Es ist noch in seiner vollsten Kraft und Thätigkeit, und ist auch die Höhe nicht mehr dieselbe wie früher, so steht die Kunst doch dafür im Zenith. Hr. Pischeck sang unter Anderm auch Kreutzer's „der gute Kamerad", ein durch seine Einfachheit anziehendes und von aller Prätention entferntes Lied. Pischeck begleitete das Lied selbst, und bewegte bis zu Thränen. — Eine interessante Erscheinung war der berühmte Flötenspieler Herr Briccialdi aus Rom, und eine um so

*) Dieser war Kämmerer des Großmeisters von Malta.

überraschendere, da er nicht auf dem Programm stand, und erst durch Herrn Kapellmeister Guhr angekündigt wurde. Herr Briccialdi gehört unstreitig zu den ersten Flötisten, denn nicht allein Ton, Geschmack und eine ungeheuere Fertigkeit, sondern auch die interessante Instrumentirung seiner Composition machen ihn des Rufes werth, den er, trotz seiner Jugend, bereits besitzt. Sein Spiel wurde durch allgemeinen Beifall belohnt. ***

Tabletten.

*** (Das Ferkelchen in der Wiege.) In einem kleinen Städtchen der Vogesen schlachtete kürzlich Jemand zwey Ferkel in seinem eigenen Hause, gab aber zur Ersparung der Octroisteuer nur Eines an. Einige von seinen gutherzigen Nachbarn denuncirten den Unterschleif, worauf der Vorstand der Octroibehörde, ein äußerst strenger Mann, eine Haussuchung bei dem Inculpaten anordnete. Dieser bekam aber bei Zeiten Wind davon, und traf seine Maßregeln darnach. Eines von den geschlachteten Ferkeln legte er in eine Kinderwiege, bedeckte dasselbe aufs Säuberlichste mit Laken u. dgl, setzte sich hierauf zur Seite und erwartete in dieser kindsfraulichen Positur ruhig die strenge Visite. Als er dieselbe herankommen hörte, begann er die Wiege sanft zu schaukeln und Eyapopaya ganz gemüthlich dazu zu singen. Den ihm aufgemutzten Unterschleif wies er aufs unbefangenste von sich, und ersuchte die Commission, welche aus dem Vorstand selber und seinem Schreiber bestand, das ganze Haus zu durchstöbern. Als Zimmer und Hausflur durchsucht waren, begehrte die Commission, daß er sie ins Dachgeschoß begleiten solle. „Ach, Herr ***", entgegnete der Verschlagene, „bitte nur, ohne mich sich hinauf zu bemühen, der arme Knirps da, welcher wahrscheinlich den Scharlach bekommen wird, würde unbändig schreien, wenn er mittlerweile erwachte." — „O, wenn das Sie abhält," versetzte der Gestrenge, „so kann indessen mein Schreiber das Kind wiegen, denn Sie müssen durchaus mit hinauf." Mit schwerem Herzen, doch leichter Miene bat der zärtliche Vater den Schreiber, ja keinen Augenblick lang mit dem Wiegen inne zu halten. „Die Meinige", sagte er unter andern zu ihm, „ist auf einer Kaffeevisite, und der da grunzt wie ein kleines Teufelchen, wenn er vor der Zeit erwacht." Als sie aus der Bodenkammer wieder herunter kamen, verrichtete die gute Seele von Gerichtsschreiber ganz gelassen und emsiglich das Kindsfraugeschäft, und äußerte beim Fortgehen dem ihm aus einem ganz andern Grunde dankbaren Vater seine Freude darüber, daß der Kleine so ruhig fortgeschlafen habe. Im Namen des Kleinen, welcher die Ehre gehabt von ihm gewiegt zu werden, erhielt er am folgenden Tage ein saftiges Bratenstück desselben. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Anecdote.) Als Dr. Gall's Schädellehre in Paris zur Tagesordnung gehörte, erzählte ein Blatt Folgendes: „Das Merkwürdigste bleibt immer Gall's Besuch im Irrenhause. Einer der Narren führte ihn herum, und sprach fortwährend sehr verständig. Gall befühlte ihm daher den Kopf, und sagte: Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn: wie kamen Sie in's Tollhaus, da Sie weder das Organ der Narrheit haben, noch irgend eine närrische Handlung thun oder aberwitziges Zeug sprechen?" „Das will ich glauben," versetzte der Narr — „daß Sie an dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können; Sie müssen aber wissen, es ist nicht meiner, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich in der Revolution guillotiairt worden war." (Fr. Merk.)

*** (Ein Tabakschnupfer-Volk.) Ein englischer Kapitain Harris, der in Ostindien diente, dort aber erkrankte, nahm auf ein Jahr Urlaub, und benutzte diesen, um eine kolossale Jagdpartie zu unternehmen, nämlich fast ganz Afrika zu durchziehen, um Elephanten, Löwen, Gazellen 2c. zu schießen. Dieser merkwürdige Jagdfreund traf auf seinen abentheuerlichen Wanderungen auch ein Negervolk, die Matabilis, welche sich außer anderen Seltsamkeiten auch dadurch auszeichnen, daß sie fast sämmtlich leidenschaftlich Tabak schnupfen; aber wie? Auf eine höchst originelle Weise. Erstens führen sie keine Dosen, sondern tragen einen kleinen Beutel mit Tabak, als Zierde — im Ohrläppchen. Wollen sie eine Prise nehmen — meist, wenn es möglich zu machen ist, schnupft eine ganze Gesellschaft auf einmal, — so schütten sie eine ziemliche Menge Tabak in die hohle Hand, und ziehen denselben mit einer gewaltigen Anstrengung auf einmal in die Nase ein. Die Schnupfgesellschaft sitzt dabei unter einem Baume oder Busche, und zwar in der andächtigsten Sammlung, und gibt sich dem unbegreiflichen Schnupf- und Nießgenusse völlig hin. Der Genuß gilt für um so größer, je mehr Thränen der Schnupfer vergießen muß. Der höchste Grad von Unhöflichkeit in diesem Lande besteht darin, eine solche Schnupfgesellschaft in ihrem Genusse zu stören. (Aachn. Ztg.)

*** Dr. Härtinger, der schon eine Zeit lang als Arzt practicirte, jetzt einer der vorzüglichsten Tenoristen, ließ sich vom Februar 1843 an für München engagiren; nun giebt ihm aber der reiche Banquier S. in Mannheim seine Tochter zur Frau, mit der Bedingniß, ein lebenslängliches Engagement in Mannheim anzunehmen. Härtinger thut es und zahlt der Münchener Intendanz 4000 Gulden Reuegeld. (Freib. Z.)

*** Wagner's neue Oper: „Der fliegende Holländer" soll in Dresden mit begeistertem Beifall aufgenommen worden seyn — erzählen die Journale. Die Dresdener selbst und alle die, welche diese Oper sahen, wissen nichts davon. Wagner ist rasch eine Berühmtheit geworden, nicht durch seine Musik, die Niemand versteht, die ohne Melodie und Harmonie ist, sondern lediglich nur durch die Lobhudeleien einiger weitverbreiteter Journale. Die Journale haben ihm die Stelle als Capellmeister verschafft. Die Musiker von Fach meinen: Wagner hat viel studirt und gelernt, ist aber nichts weniger als ein Genie. Mit seinen Opern wird es gehen, wie mit den Dramen des jungen Deutschlands — man hört sie ein, auch zwei Mal, dann sind sie auf immer vergessen. (Unser Planet.)

Physikalischer Verein.

Dienstag, den 28. Februar, ist keine Vorlesung.

Der Vorstand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. Februar. (Zum Erstenmale) Das Portrait der Geliebten, Original-Lustspiel in 3 Abth. von L. Feldmann. Hierauf: Die Landpartie nach Königstein, Lokal-Skizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Sonntag, den 26. Februar. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard.

Montag, den 27. Februar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 58. 27. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Wir werden nun sehen, wie es Desair erging. Nachdem derselbe im Angesichte der Pyramiden Wunder der Tapferkeit gethan, nachdem er von den Arabern den Beinamen: der „gerechte Sultan" erhalten, verließ er Aegypten und ging wieder nach Europa, wohin ihm Bonaparte bereits vorausgeeilt war.

Dieser erstieg nach und nach die ihm prophezeite hohe Stufe der Ehre und des Glückes: er hatte den Sieg des 18. Brümaire errungen; er war erster Konsul; schon träumte er von der Kaiserwürde.

Eine große Schlacht konnte sie ihm geben; Bonaparte hatte bei sich entschieden, daß diese zweite pharsalische Schlacht in den Ebenen von Marengo stattfinden solle.

Desair traf zu Serivia mit dem ersten Konsul zusammen. Bonaparte hatte ihn mit offenen Armen aufgenommen und ihm eine Division anvertraut, womit er nach San-Giuliano marschiren sollte.

Am 14. Juni, um 5 Uhr Morgens, erweckte der Donner des östreichischen Geschützes Bonaparte und rief ihn auf das Schlachtfeld von Marengo, welches er in einem Tage verlieren und wieder gewinnen sollte.

Jeder mit der Geschichte jener Zeit Vertraute, kennt den Gang dieser denkwürdigen Schlacht, die um drei Uhr Nachmittags verloren, und um fünf Uhr wieder gewonnen wurde.

Seit vier Uhr war die französische Armee im Rückzuge begriffen; sie wich zwar Schritt für Schritt, doch sie wich.

Niemand wußte, worauf Bonaparte noch hoffte; doch erkannte Jeder, der ihn von Zeit zu Zeit sich wieder nach San-Giuliano hinwenden sah, daß er von dort her etwas erwarte.

Plötzlich kam mit verhängtem Zügel ein Adjutant gesprengt und verkündete, daß sich auf der Höhe von San-Giuliano eine Division zeige.

Bonaparte athmete wieder auf: es nahte die Division Desair und mit ihr der Sieg.

Nun zog der Obergeneral den Säbel aus der Scheide, welchen er den ganzen Tag noch nicht gezogen, denselben Säbel, den er nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge seinem Bruder Jerome gab, um ihn darüber zu trösten, daß er ihn nicht mit sich in den Feldzug genommen. Darauf streckte er gebietend den Arm aus, und ließ das Commandowort „Halt!" ertönen.

Dieser so lang erwartete Ruf wirkte elektrisch, jede weitere Bewegung hemmend.

In demselben Augenblicke sprengte Desair mit verhängtem Zügel heran, seiner Division voraus eilend; Bonaparte zeigte ihm das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld, die ganze Armee im Rückzug, und ungefähr drei Toisen weiter, die Konsulargarde, welche, dem gegebenen Befehle gehorchend, gleich einer Mauer von Granit unbeweglich stand.

— Nun, hub Bonaparte an, was hältst Du von der Schlacht?

— Ich halte sie für verloren, sagte Desair, indem er nach seiner Uhr sah; doch ist es erst drei Uhr und wir haben noch Zeit, eine andere zu gewinnen.

— Der Meinung bin ich auch! entgegnete Bonaparte.

Darauf sprengte er die Fronte des Heeres entlang, und rief unter dem Sausen der Kanonen, die um ihn und sein Roß nieder regneten:

— Kameraden! der Augenblick ist gekommen, wieder vorwärts zu marschiren! Vorwärts also Kameraden! Erinnert Euch, daß es meine Gewohnheit ist, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!

Nun erhob sich der Ruf: Es lebe Bonaparte! Es lebe der erste Konsul! von allen Seiten, und verlor sich erst unter dem Geräusch der Trommeln, welche zum Angriff schlugen.

Desair entfernte sich und sagte Bonaparten Lebewohl!

— Warum dies: Lebewohl! fragte der erste Konsul.

— Weil seit den zwei Jahren, daß ich in Aegypten gewesen, entgegnete Desair, wehmüthig lächelnd, die Kugeln der europäischen Kanonen und Flinten mich nicht mehr kennen.

Dies sagte Desair ganz laut, dann flüsterte er leise, die Worte des rothen Männchens wiederholend:

— Fürchte Dich vor dem Monat Juni und mißtraue dem Pfarrer von Marengo!

Die Befehle Bonaparte's wurden aber eben so schnell vollführt, als er sie gab. Mit einer raschen Bewegung hatte das französische Heer sich zum Angriff gewendet; das Gewehrfeuer prasselte, die Kanonen donnerten, eine von Marmont aufgepflanzte Batterie demaskirt sich und speit Feuer; Kellermann sprengt an der Spitze seiner 3000 Cuirassiere dem Feinde entgegen, und läßt den Boden unter dem eisernen Tritt seiner Pferde erzittern; Desair, dessen kriegerische Begeisterung sich noch steigert im Getöse und Pulverdampf der Schlacht, setzt über Gräben, über Hecken und gelangt so endlich auf eine kleine Anhöhe; daselbst wendet er sich rückwärts, um zu sehen, ob seine Division ihm folge.

In diesem Augenblick fuhr ein Flintenschuß von dem Saume eines Waldes und Desair sank, ins Herz getroffen, lautlos zu Boden.

Dies geschah am 14. Juni und die Sage erzählt fortwährend, daß der unglückliche Schuß von der Hand des Pfarrers von Marengo gekommen sey.

So hatte sich auch die zweite Prophezeiung des rothen Männchens erfüllt.

Hören wir jetzt, wie es Jasonczek erging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Herzog.

(Fortsetzung.)

Tamariz gehörte unter die Race der Kaffern. Sein Körperbau, von anstrengender Arbeit noch mehr gekräftiget, trug ganz das Gepräge der starken, knochigten Wilden. Die breiten großen Nasenlöcher und die aufgeworfenen Lippen verriethen den störrischen Muth, die trotzige Kraft des Negers und sein grelles weißes Augenpaar, mit Blutgeäder unterlaufen, hätte den Ausdruck der Grausamkeit gehabt, wenn dieser nicht durch eine gewisse Melancholie, die größte Seltenheit bei einem solchen Menschen, wäre gemildert worden. Dieser Blick, der sich vor keinem Menschen zur Erde gesenkt hätte, nahm einen eigenthümlichen Schmelz in Gegenwart der jungen Herrin an, und wenn diese den Sclaven ansah, um ihm Befehle zu ertheilen, so goß sich eine demüthige Ehrfurcht über das ganze Wesen des Negers und es schien, als ob seine Lippen von Zärtlichkeit überfließen möchten. In diesem Augenblicke konnte man wahrnehmen, welchen Zauber das junge Mädchen auf den Schwarzen ausübte. Rosa sang mit halbgeöffnetem Munde und geschlossenen Augen, nicht mit voller Stimme, sondern in weichen, lispelnden Tönen eine Ariette und Tamariz stand, in tiefem Entzücken verloren, dem melodischen Gelispel zu lauschen. Plötzlich, als er eine heiße Thräne über seine dunkle Wange rollen fühlte, schrak er empor und hob den Fächer auf, der ihm, ohne daß er es wußte, entfallen war. Mit jener Hast und Ungeduld, die uns überwältigt, wenn wir aus einem schönen Traum erwacht sind, setzte er sein monotones Geschäft wieder fort und warf nur wehmüthige, verstohlene Blicke auf die liebliche Sängerin.

Die rauhe Stimme des Marquis wurde laut. „Die Unglücklichen!“ rief er, indem er das Heft zerriß, in welchem er bisher gelesen hatte; „so weit haben sie's gebracht! Den Sclaven Gleichheit predigen, heißt ihnen die Peitsche geben!... und das nennen sie Menschenliebe! Geduld, ihr Herren Philantropen, ihr gebt euch die Mühe das creolische Patois zu erlernen, um den Catechismus des Negers verfassen zu können, ihr sollt eure Zeit nicht umsonst vergeudet, eure Studien nicht vergebens gemacht haben, ihr sollt in mir einen wackern Mitarbeiter finden! O, ich bin auch ein Menschenfreund ... Man sagt, eure Bekehrte hätten eiserne Köpfe — ich besitze ein herrliches Mittel sie zu erweichen, ich habe eine vortreffliche Weise, ihnen eure Lehren einzubläuen! Tamariz, rufe mir den Hauptmann.“

Tamariz entfernte sich und der Marquis ging mit großen Schritten im Gemach auf und nieder, indem er sich zornig die Hände rieb.

Eugen Raymond stand bewegungslos; er schien von Allem dem, was um ihn her vorging, nichts wahrzunehmen und einem düstern Traumbilde nachzuhängen, das seine Züge verfinsterte und den innern Zustand seiner Seele mehr verrieth, als ihm vielleicht lieb war. Rosa bemerkte wohl die träumerische Geistesabwesenheit des jungen Mannes, aber ihre Ursache war ihm ein Räthsel. Gerne hätte sie seinen Schmerz mit ihm getheilt, gerne ihm Trost gespendet, wenn ihr das Geheimniß des Freundes nicht verborgen gewesen wäre. Sie sang eine Romanze, in welcher ein Liebender in Verzweiflung die Größe seiner Leidenschaft schildert, vielleicht, dachte sie, berühren diese Töne, diese Worte verwandte Gefühle in seinem Innern und verwandte Saiten tönen wieder. Eugen hörte die Arie nicht, er hörte nichts, als die süße, entzückende Stimme der Sängerin und gerade diese weiche Stimme war es, die seine Leiden vermehrte.

Die Ankunft des Hauptmanns machte dem Gesang ein Ende. Mit tiefer Verbeugung begrüßte er die Anwesenden und war seiner Aufträge gewärtig.

„Peter,“ sagte Herr von Rambert, „wie heißt der Sclave, bei welchem Du diese Brochüre gefunden hast?

„Hannibal, Herr;“ antwortete der Hauptmann. Der Marquis hob einige Fetzen der zerrissenen Lectüre von der Erde auf und zählte sorgfältig die Zeilen des ersten Paragraphes.

„Zwölf,“ rief er, „ganz recht, ich habe mich nicht geirrt, meine Rechnung ist richtig. Ich befehle Dir, Herr Hauptmann Peter, morgen dem Philosophen Hannibal zwölf Stück scharf gesalzene Peitschenhiebe aufzählen zu lassen, während welcher Execution ihm ein anderer Sclave mit lauter Stimme die Antwort auf die erste Frage des Negerkatechismus: „welches sind die Rechte des Negers?“ vorlesen soll. Hörst Du? Wähle Dir aber einen guten Vorleser, der mit Ausdruck lies't, damit alle die Andern Lust nach Flugschriften bekommen, die ihnen ihre Freunde, die Philantropen, noch zuzuschicken gedenken; ich werde mir es sodann zur Pflicht machen, dem hartgelehrigen Sclavenvolke die heilsamen Lehren der Menschenfreunde auf meine Art einzuverleiben. Peter, Du kannst jetzt gehen.“

Der Hauptmann verneigte sich bis auf die Erde und gelobte, die Befehle des Herrn aufs pünktlichste vollziehen zu lassen.

Dieser Machtspruch wird hinreichend seyn, von den Ansichten und dem Charakter des Marquis einen Begriff zu geben. Von Jugend auf gewöhnt, in dem Sclaven nichts anderes als ein Mittelding zwischen Mensch und Thier zu erblicken und sie auf despotische Weise zu behandeln, konnte er in die äußerste Wuth gerathen, wenn er nur von einer Gleichstellung der Sclaven mit den Weißen sprechen hörte, allein diese Idee spukte damals mächtig in den Köpfen der Schwarzen. Allenthalben hörte man in den elenden Hütten der Neger die Worte: Befreiung, Freiheit und Gleichheit — Rache! flüstern. Wenn andere Colonisten in der Einführung menschenfreundlicherer Behandlung gegen die Sclaven das einzige Mittel sahen, den Geist der Empörung niederzuhalten, so bezeigte sich der Marquis von Rambert als einer der hartnäckigsten Eiferer gegen dieses Prinzip. Die Peitsche und die härteste Arbeit waren seine besten Rezepte für die Sclaven. Rosa durfte es nicht wagen, für die Unglücklichen zu bitten, denn die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß dies den Zorn ihres Vaters nur noch mehr reize und die Strafe der Armen vermehre. Rosa nahm sich vor, dem armen Hannibal im Geheim Gutes zu thun.

Die schöne Creolin fühlte sich oft recht unglücklich. Zu dem Alter herangereift, in welchem das Herz voll Empfindungen, voller Gefühle ist, hatte sie keinen Menschen, dem sie sich mittheilen, dem sie die inneren Regungen ihres Gemüthes anvertrauen konnte. Frühzeitig der Mutter beraubt, entbehrte sie nun auch noch ihre Tante Rolier und die Freundin ihres Herzens, Estelle von Terrage, die mit ihr erzogen wurde. Sie hatte all ihre Liebe, all ihre Anhänglichkeit in Frankreich gelassen. Sie wuchs und blühete wie die einsame Blume des Feldes, deren Düfte nur der Wind genießt. Ihre einzige Freude, ihre liebste Unterhaltung fand sie darin, das zahlreiche Unglück, welches sie umgab, so viel als in ihren Kräften stand, zu mildern. Wohlthun tröstete sie in ihrer Einsamkeit; denn die Blumen, die Vögel, die tropischen Insekten und all die hundert Wunder, die ihre Neugierde in der ersten Zeit ihres

Aufenthaltes auf San Domingo so sehr erregt hatten, fingen nachgerade an, sie zu langweilen. Ihr Vater durfte von den Werken ihrer Menschenliebe nichts erfahren, und wenn er seine Tochter zuweilen bei Ausübung derselben antraf, wenn er sie zu kranken, schwachen Sclavinnen schleichen sah, so hatte sie sich auf rauhe Verweise gefaßt zu machen, denn er sah für ein Unrecht an, was Rosa Pflicht schien. So oft Eugen Raymond auf die Pflanzung kam, mußte er mit dem Herrn von Rambert einige Parthien Schach spielen; heute jedoch versagte sich der Marquis dies Vergnügen, denn die Gährung, welche unter den Negern herrschte, machte ihn unruhig und er beschloß, einen Gang durch die Gassen der Casen zu machen, um sich selbst zu überzeugen, ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen sey."

Er verließ das Zimmer und untersuchte die Negerhütten.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ (Comödiante und Tragödiante.) Die Alles forcirende Gewalt, die nichts von Resignation wissen will und mag und kann, auf der einen Seite, und die ruhigste Ergebung, die sanfteste Gelassenheit, und doch dabei selbstständig und energisch auf der andern Seite, hat sich im grellsten Kontraste vielleicht nie interessanter, pikanter, kürzer und schneidender berührt und dann abgestoßen, als in der merkwürdigen, historisch richtigen, aber wenig bekannt gewordenen Scene zwischen dem Kaiser Napoleon Bonaparte und dem Papste Pius VII. Bei dessen Anwesenheit zu Paris 1804 zur Kaiserkrönung lag dem Kaiser Alles daran, den heiligen Vater für sich und seine Zwecke zu gewinnen, und er ließ kein Mittel der Güte, und keins der in Aussicht gestellten Strenge und Gewalt unversucht, um den festen, ruhig in sich abgeschlossenen Kirchenfürsten fügsam und nachgiebig zu machen. Mit dem, was Napoleon eigentlich wollte und bezweckte, rückte er endlich nach vielen ambirenden Umwegen gerade heraus, als er den zu einer geheimen Konferenz eingeladenen Pabst in seinem Audienz-Zimmer erwartete. Der Kaiser (so hat nachher sein, im angrenzenden Alkoven sich befindlicher, doch unbemerkter Kammerdiener als naher Augen- und Ohrenzeuge erzählt) ging unruhig auf und ab, voll von dem, was er in sich trug und ausführen wollte, stoßend, stechend und bohrend, wie er im Zustande der Aufregung zu thun pflegte, mit einem eisernen Instrumente in Tische und Stühle. Endlich, nach manchem vergeblichen Aussehen, trat der ehrwürdige heilige Vater ernst, ruhig und feierlich herein, und ehrerbietig bot ihm der Kaiser einen prachtvollen Sessel, den er, wie ihm gebührend, einnahm. In vertraulicher, einschmeichelnder, süßer Rede trug jetzt der eben zum Kaiser gekrönte und gesalbte mächtige Mann dem heiligen Vater seine Wünsche vor, bittend, rathend, den Sitz von Rom nach Paris zu verlegen, wo er dann in einem der kaiserlichen Schlösser seinen heiligen Stuhl errichten möchte. Mit ihm gemeinschaftlich wolle er dann von der Weltstadt Paris aus die heilige, allgemeine, apostolische römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises regieren, seine Einkünfte verdoppeln, eine päpstliche, glänzende Leibwache ihm geben, und alle Herrschaft, Macht und Herrlichkeit mit ihm als confrater theilen. — Der Papst Pius VII. hörte diese schwunghafte Rede mit allen ihren Verheißungen ruhig an und antwortete am Schlusse derselben nur mit dem einzigen lakonischen, wiederholten Worte „Comödiante"! „Was"! rief, jähzornig aufspringend, der Kaiser wüthend aus: „Ich ein Comödiant! Pfaffe, nun ist es aus mit uns." Heftig und schnaubend auf- und abgehend, ergriff er ein auf dem Tische stehendes Kunstwerk in Mosaik, die Peters-Kirche in Rom vorstellend, und vor den ruhig sitzen gebliebenen Papst hintretend, warf er es in Stücke zur Erde mit den donnernden Worten: „Siehest du, so werde ich nun dich, deinen Stuhl, deine Kirche und dein Reich zerschmettern; der Tag des Zorns (dies irae) ist über dich ausgebrochen." — Und der heilige Vater sprach in derselben feierlichen Haltung, klar und fest, wie das Erstemal, nun abermals nur das eine Wort: „Tragödiante"! und verließ dann ruhig das Zimmer.

⁂ Ein zwölfjähriger Knabe, Namens Peter Priggins, erschien ohnlängst in dem Polizeibureau von Liverpool, unter der Anklage, am Abend des vorigen Tages einem ehrbaren Bürger der genannten Stadt seinen Geldbeutel entwendet zu haben. Die Polizeidiener hatten ihn in dem Augenblicke ergriffen, da er die Hand in die Tasche gesteckt, in welcher sich der gestohlene Beutel befand. Er gestand sein Vergehen und der Richter war schon im Begriffe, ihn zu einigen Monaten Gefängniß zu verurtheilen, als sein Vater, der bei dem Verhöre zugegen war, vor die Schranken des Tribunals trat und feierlich gegen das Urtheil protestirte. Der Vater: „Verehrter Herr, ich halte es für meine Pflicht, mich hiermit entschieden gegen die Gesetzmäßigkeit des Urtheils, wie der ganzen Verhandlung auszusprechen." — Herr Rushton: „Und warum dies?" — Der Vater: Weil mein Sohn am Sonntage von den Polizeidienern arretirt wurde und es durch das Gesetz Jedermann ausdrücklich verboten ist, irgend ein Geschäft zu treiben an dem geheiligten Tage des Herrn! Die Polizeidiener handelten also gesetzwidrig, indem sie meinen Sohn arretirten. Sie allein verdienen, bestraft zu werden." Durch diese in feierlichem Tone gegebene Erklärung wurde Herr Rushton nicht wenig in Verlegenheit gesetzt und wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte. Anfangs schien er zu überlegen und mit sich im Zweifel zu seyn; alsdann erklärte er, daß ihm die Gründe, welche der Vater des Delinquenten vorgebracht, sehr triftig schienen, und daß ein Magistrat vor Allem den Gesetzen gehorchen müsse. Da er es jedoch durchaus nicht über sich bringen konnte, einem Dieb, der auf frischer That ertappt worden, die Freiheit zu schenken, so stellte er dem Angeklagten folgende Fragen: „Was treibst Du für ein Geschäft?" — „Mein Geschäft ist das eines Spitzbuben!" erwiederte der Angeklagte mit stolzer, höhnischer Geberde. — „Nun denn," fuhr der würdige Richter fort, so verurtheile ich Dich zu fünf Schilling Geldbuße, weil Du den Bestimmungen der Parlamentsacte in Betreff des Sonntags zuwider gehandelt und Dir erlaubt hast, an dem Tage des Herrn Deinem gewöhnlichen Berufe nachzugehen!" — „So haben also," bemerkte zum Schlusse das englische Journal, dem wir diesen Bericht entnommen, „einerseits die Polizeidiener nicht das Recht, Diebe und Mörder am Sonntage zu arretiren und andrerseits wird das Stehlen als ein gesetzmäßiges Gewerbe anerkannt, da eine Parlamentsacte verbietet, dasselbe von Samstag Abends bis Montag Morgens zu treiben." A.

⁂ In der Nähe des kaiserlichen Palastes in China stirbt Niemand. Es besteht nämlich ein Befehl, daß jeder, der eine Meile im Umkreise der Gebäude des Beherrschers des himmlischen Reiches sich krank oder nur unwohl befinden sollte, auf der Stelle weggeschafft werden müsse. Stirbt einer am Schlagfluß, so wird seinen Angehörigen das ganze Vermögen confiscirt, das macht die Gegend ziemlich menschenleer. Nie erfährt der Herrscher von einem Todtenfalle, und er selbst glaubt, er lebe ewig. (Fränk. M.)

⁂ (Danzig, 15. Februar.) In Notzendorf, im Marienburger Kreise, wollte der Pflüger G. Molas am 7. Januar bei einem Gelage durch Kunststücke unterhalten, da er angeb-

lich früher mit Marionettenspielern umhergezogen war. Unter Anderm wollte er auch zeigen, daß er sich aufhängen könne, ohne daß es ihm Schaden bringe, und forderte deshalb zwei Knechte auf, ihn mit einem Stricke zu würgen und diesen nicht eher loszulassen, als bis er es sagen würde. Nachdem dieselben einige Zeit vergeblich auf das Zeichen gewartet hatten und von selbst losließen, fiel Molas todt zur Erde, und alle auf der Stelle angewandte Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Die Sache wird von den Behörden untersucht werden. (Berl. N.)

*** Durch seine Unkunde in der Landessprache gerieth in einer holländischen Stadt ein Spanier in Verlegenheit. Was sind die Holländer doch für ein dummes Volk, rief er aus, schon fünfundzwanzig Jahre lebe ich hier, und sie verstehen mich noch nicht! (Köln. Z.)

*** Beim Sperl saß zu Tische ein Provincialist. Eine Wienerin fragte ihn: „Warum werden Hasen und Hirsche, und keine Hunde und Pferde gegessen?“ — „Werd ich Ihnen das erklären, Mamsell. Warum wascht man sich zuweilen die Hände und niemals die Füße?“ (Köln. Z.)

*** In der kleinen Stadt Newbury in England hat vor Kurzem eine tragische Scene die in Menge versammelten Zuschauer im dortigen Schauspielhause in Schrecken versetzt. Mistreß Hall, eine Schauspielerin, schon einige Zeit von Eifersucht gegen ihren Mann, den Musikdirektor, geplagt, versetzte demselben mit einem breiten Messer, welches sie von einem Metzger entlehnt hatte, einen tödtlichen Stich und zwar im Zwischenakte, in demselben Augenblick, als der Direktor seinem Orchester das Zeichen zum Anfange gab.

Aus Karlsruhe.

(Ende Februar.)

Die Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Marie von Baden mit Lord Douglas in Mannheim haben auch unsere höchste Gesellschaft sehr in Anspruch genommen. Am 21. Februar hat sich der Hof sammt Cortege zum Vermählungsfeste nach Mannheim begeben, wo sich auch im Glanze dieser festlichen Vorgänge der größte Theil unsers Adels zeigen wird. Man spricht hier sehr viel in den Salons, wie an öffentlichen Gesellschaftsplätzen, von der Liebenswürdigkeit und Anmuth der hohen Verlobten, von dem Prachtaufwande des zur Schau ausgestellten Trousseau, von der echt-englischen Großmuth des Chefs der Familie Douglas, die ihren Stammbaum bis zu jenem ritterlichen Douglas, dem romantischen „schwarzen Prinzen“, hinaufrankt. So viel ist gewiß, daß Mannheim's Bevölkerung Alles aufgeboten hat, das edle Paar durch festliche Arrangements nach Kräften zu ehren. Vor einigen Tagen veranstaltete die Harmoniegesellschaft einen glänzenden Festball zu Ehren der hohen Verlobten; auch die Bühne wird eine Festvorstellung arrangiren, Rossini's Wilhelm Tell, in welcher Haitzinger von Karlsruhe als Arnold gastiren soll. — Auch in Karlsruhe drängen sich die gesellschaftlichen Feste in den Adels- wie Bürgerkreisen. Die Carnevalslust war nie lauter als in diesem Jahre, und ganz Karlsruhe wirbelt in dem Taranteltrasen der Maskenbälle herum. Die einträchtlichen Maskenbälle stehen auch in dieser Saison wieder oben an, obwohl bei dem letztstattgehabten Maskenballe der „Eintracht“ — in aller Eintracht mehrere Zur-Thür-hinaus-Beförderungen der unfreiwilligsten Art stattgefunden haben. Auch hat die Kölner und Mainzer Narrheit ihren Samen bis hierher verbreitet, und nun wird sich auch fortan das stille, bedächtige Karlsruhe dem carnevalistischen Treiben der übrigen Rheinstädte anschließen. Gut wäre es, wenn die Pritsche des Hanswursten den alten Sauerteig unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse recht kräftig durcheinander rühren wollte. Leider ist der Karlsruher Carnevalverein für diese Saison noch auf die Bierhaus-Lokalitäten beschränkt gewesen und hat sein officielles Organ in einem Beiblättchen „der Narrenspiegel“ finden müssen, das wirklich mit keinem grano salis geleitet erscheint Einige derbe Lokalspäße abgerechnet, hat sich in diesem „Narrenspiegel“ wenig jocose Eigenthümlichkeit und origineller Witz gezeigt. — Daß die Conzertgeber und Arrangeurs musikalischer Soiréen im carnevalistischen Karlsruhe wenig klingende Anerkennung finden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Briccialdi, der ausgezeichnete Flötist, hat hier kaum die Luft zum Blasen auf seinem herrlichen Instrumente erschwingen können. Nicht viel besser erging es dem technisch-gewandten, aber in der Vortragsweise zu larmoyanten Violinspieler Bazzini, der sich nur unter der Aegide der Empfehlungsbriefe ein kleines Auditorium erzwingen konnte. Jetzt sind auch die Schwestern Milanollo eingetroffen, die „Unvermeidlichen“ in der rheinischen Musikwelt, und werden wahrscheinlich unsern Geldbörsen die letzten Batzen abzapfen. — Am 20. Februar veranstaltete Dr. Wieſt aus Wien im hiesigen Hoftheater eine humoristisch-musikalische Soirée. Das Auditorium war durch die lebensfrische Humoristik des Vorlesers im hohen Grade geistig angeregt. Wie ich vernehme, wird Dr. Wieſt auch in Freiburg eine derartige Soirée veranstalten. Dort wird er in der akademischen Jugend viele Stützpunkte für sein schönes Talent finden. — In unserm Theater haben sich jetzt die Abonnement suspendu's sehr gehäuft und in etwas die Lust der Theaterfreunde erschlafft. Die Haitzinger gab Scribe's „Glas Wasser“ zum ersten Male als Benefiz-Piece. „Schon das Glas Wasser auf der Karlsruher Hofbühne?“ wird Deutschland ausrufen, und doch sind wir hier selber über die Raschheit, mit welcher diese uralte Novität in die Scene ging, frappirt. Auch Meyerbeer's „Hugenotten“ werden hier schon vorbereitet und dürften im kommenden Jahre zur Aufführung kommen. — Die Haitzinger (Herzogin), Dessoir (Bolingbroke) und Demoiselle Neumann (Königin), deren schönes Talent zur Meisterschaft heranreift, haben in der Aufführung des „Glas Wasser“ einen wahren Triumph des feinen, geistreichen, künstlerisch durchgebildeten Spiels gefeiert. — Einen großartigen Eindruck hat die meisterhafte Aufführung der Halevy'schen „Jüdin“ in unserm Opernpublikum hervorgebracht, die binnen vier Wochen drei Mal bei stets gedrängt vollem Hause zur Darstellung kam. Haitzinger's Eleazar ist wirklich eine in jeder Beziehung vollendete Schöpfung der dramatischen Gesangskunst zu nennen, so wie auch die Jüdin der Madame Fischer-Schwarzböck durch treffliche geistige Auffassung und die Pracht des wundervollen Stimmmittels excellirt. Diese, Haitzinger, der ewig junge, und die Fischer-Schwarzböck, die echt deutsche Sängerin, voll reinen tiefen Gefühls, sind überhaupt die Zierden und Stützen unsrer Oper, welchen sich in neuerer Zeit noch Oberhofer, ein kunstgebildeter, mit klangvoller Stimme reichbegabter Bariton-Sänger, würdig anreiht. Auch Demoiselle Zerr, unsere jugendliche Sängerin, ist im florirten Gesange ein beachtenswerthes Talent, nur hat sie in letzterer Zeit mit zu häufigen Indispositionen zu kämpfen. Ueberhaupt hat die Oper wie das Schauspiel einzelne sehr schöne Kräfte aufzuweisen, doch sind sie zersplittert und stehen isolirt da! Die geistige Richtung zum Ensemble-Wirken, zur Kunsteinheit, die doch nur durch eine künstlerisch-gebildete Regieführung erzielt werden kann, fehlt. — In literarischer Beziehung kann ich nur wenig Neues und Erhebliches melden. Deutsche Volks- und Familienbücher tauchen hier auf, die aber weder im Volke noch in den Familien Anklang finden und nur deßwegen geschrieben zu seyn scheinen, um die langen Winterabende noch länger zu machen. — Auffenberg's Werke erscheinen demnächst in einer Gesammtausgabe. Wir freuen uns dessen, da in Auffenberg's dramatischen Produktionen eine kräftigere Phantasie und kühnerer poetischer Aufschwung waltet, als in den forcirten Bühnenproduktionen so mancher unsrer jungen Dramatiker, die ihr Eintagsfliegen-Leben nur durch das Geschrei der Clique fristen.

O—g.

Auflösung des Anagramms in Nummer 51.

Minos, Osmin, Simon, Simson.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. Februar. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard.

Montag, den 27. Februar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 59. 28. Februar 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Zajonczek war in Aegypten zurückgeblieben; er erfuhr den Tod Croisier's vor Saint-Jean-d'Acre und den Desair's zu Marengo; die buchstäbliche Erfüllung dessen, was der türkische Zauberer vorhergesagt. Zajonczek, ohne Jemand etwas davon merken zu lassen, begann den hohen Werth und die Bedeutung seines Talismans zu würdigen, und zwar in dem Grade, daß er an jeder Seite des Pergaments ein schwarzes Band aufnähen ließ und von dem Tage an, da er den Tod Desair's erfuhr, den Talisman nicht mehr von seinem Halse ließ.

Nach der mit England für die Räumung Aegypten's unterzeichneten Kapitulation, welcher sich Zajonczek, als der Dritte, widersetzte, kehrte der polnische Patriot nach Frankreich zurück.

Im Jahre 1805 befehligte er eine Division auf dem Schlachtfelde von Boulogne, dann bei der deutschen Armee; als endlich im Jahre 1806 die Polen von Neuem die so oft getäuschte Hoffnung faßten, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, eilten sie von allen Theilen der Erde, wohin sie sich in den letzten Jahren zerstreut hatten, herbei. Der Vertrag von Tilsit vereinigte einige Trümmer des alten Polens, aus welchen man das Herzogthum Warschau bildete. Zajonczek bekam nun auch seinen Antheil an den kaiserlichen Schenkungen, und es wurde ihm eine Domaine in dem Palatinat von Kalisz angewiesen.

Doch war dieses noch nicht das hohe Glück, das ihm durch die ägyptischen Prophezeiungen verheißen war; Napoleon hatte für Zajonczek weiter nichts gethan, als was er für hundert Andere gethan, und eine Domaine war noch kein Vicekönigthum.

Zajonczek hatte sich indessen von 1798 bis 1811 eines solchen Glückes zu erfreuen, daß der in frühern Zeiten erkorene Günstling der Kartätschen, welcher sich nicht dem Feuer der Schlacht aussetzen konnte, ohne verwundet zu werden, seit dreizehn Jahren nicht die unbedeutendste Schramme erhalten hatte.

Man kann sich denken, daß Zajonczek das größte Vertrauen auf seinen Talisman setzte, und ihn nicht mehr von sich ließ.

Der Krieg gegen Rußland war erklärt; man bildete drei polnische Divisionen, die erste unter den Befehlen Poniatowski's, die zweite unter den Befehlen Zajonczek's, die dritte endlich unter den Befehlen Dombrowski's.

Zajonczek wohnte den Schlachten von Witepsk, Smolensk, und an der Moskwa bei; überall begleitete ihn dasselbe Glück; Flintenkugeln durchlöcherten seine Uniform, Kartätschen sausten ihm um die Ohren, Kanonenkugeln wühlten den Boden unter den Tritten seiner Pferde auf; Zajonczek schien unverwundbar.

Hierauf kam der unselige Rückzug. Zajonczek nahm an allen Phasen desselben Theil. Wohl ist nicht zu läugnen, daß seine Soldaten, mehr als die Unsrigen an jenen russischen Winter gewöhnt, auch besser Kälte, Hunger und Blöße ertragen konnten.

Zajonczek gab, trotz seiner sechzig Jahre — denn der Mann von Damanhur war mitten unter den großen Ereignissen, welche seither stattgefunden, ein Greis geworden — das Beispiel seltener Stärke, Aufopferung und hohen Muthes, und passirte nach einander Viasma, Smolensk, Orcha, indem er dem Hunger, der Kälte, den Kartätschen und Kanonenkugeln Kutusow's, und den Lanzen der Soldaten Platow's trotzte; ohne, wie es schien, durch jene furchtbare Entblößung Schaden zu leiden, welche die Armee dezimirte, ohne auch nur eine Schramme zu erhalten, langte er am Abend des 25. Novembers zu den Ufern der Beresina.

Da bemächtigten sich seine Soldaten, deren, trotz der Furchtbarkeit dieses Rückzugs, Zajonczek noch eine ansehnliche Zahl hatte — eines Hauses in dem Dorfe Studzianka. Zajonczek, welcher länger als drei Wochen in seinen Mantel gehüllt auf dem Schnee geschlafen, konnte endlich einmal auf einem Strohlager und unter Dach übernachten.

Es war eine gefahrvolle Nacht; der Feind hatte sein Lager auf dem jenseitigen Ufer; eine ganze feindliche Division, von General Tchaplitz befehligt, stand daselbst, um den Franzosen den Uebergang zu verwehren. So war es fast eine Unmöglichkeit, hinüber zukommen; doch war seit dem Anfang dieses unseligen Feldzuges so viel Unmögliches geschehen, daß man auch jetzt auf ein Wunder rechnete.

Um vier Uhr war der General Eblé mit seinen Pontonniers angekommen. Ein Vorrath an Eisengeräth, welchen Eblé in einem Fourgon mitbrachte, war das letzte Rettungsmittel der Armee; es mußte eine Brücke über das schlammige Bett der Beresina geschlagen werden, deren Furthen durch das Anschwellen des Wassers unsichtbar geworden, und welche ungeheure Eisschollen mit sich führte.

Von dem Gelingen des Baues einer Brücke über den Fluß hing es allein ab, ob der Kaiser wieder in sein Reich zurückkehren und der Rest der Armee Frankreich erreichen sollte. Eine Kanonenkugel konnte diese Brücke zerstören und alsdann war Alles verloren.

Es waren auf den entgegengesetzten Anhöhen dreißig Stücke schweren Geschützes aufgepflanzt. Eblé und seine Pontonniers stiegen in den Fluß; das Wasser ging ihnen bis an den Hals. Sie arbeiteten beim Scheine des feindlichen Feuers und nur

etwa einen Flintenschuß von den russischen Vorposten entfernt. Jeder Hammerschlag mußte im Hauptquartier des Generals Tschaplitz gehört werden.

Um Mitternacht ließ Murat Zajonczek wecken. Der König von Neapel und der polnische General sprachen zehn Minuten mit einander; alsdann sprengte Murat wieder eilig von dannen.

Napoleon erwartete den Tag in einem der Häuser, welche längs dem Ufer des Flusses lagen; er wollte sich diese Nacht nicht zur Ruhe begeben. Murat begab sich zu ihm und fand ihn stehend.

— Sire, wandte er sich an ihn, Ew. Majestät haben ohne Zweifel die Stellung des Feindes genau geprüft?

— Allerdings! entgegnete der Kaiser.

— Sie werden demnach auch eingesehen haben, daß ein Uebergang unter dem Feuer einer Division, die zweimal stärker ist, als die unsre, unmöglich ist.

— Beinahe.

— Und wozu sind Ew. Majestät entschlossen?

— Den Fluß zu passiren.

— Dann werden wir alle bis auf den letzten Mann umkommen.

— Das ist wahrscheinlich; doch haben wir nicht die Wahl des Weges.

— Für eine Armee wohl nicht — doch für fünfhundert Mann.

— Was willst Du sagen?

— Daß ich mich mit Zajonczek über unsre Lage besprochen.

— Nun, was sagte der?

— Zajonczek verbürgt sich für die Rettung Ew. Majestät, wenn Sie sich seinen treuen Polen anvertrauen wollen. Diese kennen eine gangbare Furth und Wege, die selbst den Russen unbekannt sind; in fünf Tagen werden sie mit Ihnen zu Wilna seyn.

— Und die Armee?

— Die wird umkommen, aber Sie, Sire, werden gerettet werden.

— Das ist eine Flucht und kein Rückzug, Murat. Ich werde bei der Armee bleiben, welche bei mir geblieben ist; unser Loos soll gemeinschaftlich seyn. Ich werde mit ihr umkommen oder sie wird mit mir gerettet werden. Ich verzeihe Dir Deinen Vorschlag, Murat; das ist Alles, was ich thun kann. Und der Kaiser wandte seinem Schwager den Rücken.

Murat näherte sich ihm, um einen letzten Versuch zu machen.

— Ich habe mich ausgesprochen! entgegnete Napoleon sich umwendend, und mit dem ihm eigenen Tone, welcher jede Entgegnung zurückwies.

Murat entfernte sich. Doch vergaß er Zajonczek zu sagen, daß Napoleon den Vorschlag, welchen er ihm gemacht, nicht angenommen.

Zajonczek wachte bis drei Uhr des Morgens; als er aber sah, daß auch jetzt noch keine Nachricht aus dem Hauptquartier kam, legte er sich wieder auf sein Strohlager nieder und schlief ein.

Bei Tagesanbruch weckte ihn ein Adjutant, der hastig in sein Zimmer trat. Zajonczek fuhr überrascht auf, in dem Wahne, als würde er vom Feinde angegriffen und er fuhr, nach seiner Gewohnheit, mit der Hand an den Hals, um sich zu versichern, ob sein Talisman daran hinge. Es hatte sich während der Nacht eine der Schnüre, woran er befestigt war, losgerissen.

Zajonczek rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, die Schnur wieder fest zu machen. Während dieses Geschäfts theilte ihm der Adjutant die Ursache seines unvermutheten Eintritts mit: Der Feind war gänzlich auf dem Rückzuge begriffen.

(Schluß folgt.)

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Herzog.

(Fortsetzung.)

Tamariz legte seinen Fächer bei Seite und, statt hinaus zu gehen zu seinen Cameraden, die jubelnd um Hannibal herumtanzten, der, noch unbekannt mit seinem morgigen Schicksal, unter einem Cocusbaum saß und mit lauter Stimme zu dem Tanze sang, statt sich mit den Fröhlichen zu erfreuen, schlich er sich in den Winkel unter einem Fenster und hockte regungslos auf der Erde nieder, den Kopf auf die Kniee gestützt und diese mit den Armen umklammernd, gegen die Brust gezogen. Diese Art Niederzuhocken gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Kafferstämme. Nur dann und wann hob er den gekraus'ten Kopf rasch in die Höhe, fuhr mit den grellen Augen im Saale umher und senkte sie dann traurig nieder, in seine vorige Stellung verfallend.

Rosa hatte sich wieder ans Clavier gesetzt und versuchte zu spielen und zu singen, allein sie fühlte, daß ihre Stimme zitterte. Noch brannte kein Licht im Zimmer und eine süße Dämmerung herrschte in dem stillen Raum. Eugen schwieg noch immer. Rosa trat an ein Fenster, die Luft war ruhig, eine heilige Stille lag auf der Flur und die Schatten der Nacht stiegen langsam und majestätisch hernieder; sogar der Seewind schwieg und nur das Gesumme einiger Nachtvögel und das Rieseln des Wassers aus der Gießkanne eines Sclaven, der sein Endchen Garten begoß, unterbrach die allgemeine Ruhe des schönen Sommerabends. Der Tanz der Neger hatte ebenfalls geendet.

„Wie Alles so ruhig und hehr ist, diesen Abend;" sagte sie mit schwacher, bewegter Stimme, und Eugen erwachte durch diese Worte aus seinen Träumen.

„Sehen Sie nicht lieber einige Wolken am Firmament und hörten sie nicht gerne den Gesang eines Hirten in der Ferne, wie zu Hause in unserer Bretagne?" fragte Eugen in weichem Tone.

Rosa ward ergriffen durch diese Erinnerung.

„Warum immer noch das bedauern," erwiederte sie, „was man auf immer verloren hat?"

„Das sage ich mir oft auch," bemerkte Eugen. „Glücklich sind Diejenigen, denen die Verheißungen der Zukunft erlauben, die Vergangenheit zu vergessen! Ihnen wird das ein Leichtes seyn; für Ihr Glück auf dieser Insel ist gesorgt. Bald wird ein liebender Gemahl und liebe Kinder das Andenken an Ihr zweites Vaterland aus Ihrem Gedächtnisse verwischen."

„Niemals wenigstens werde ich die vergessen, die ich dort lieb gewann," unterbrach sie mit Lebhaftigkeit.

„Sie glauben also, daß es eine Anhänglichkeit gibt, die nie erkaltet?"

„Das glaube ich;" antwortete Rosa, nicht ohne zu erröthen.

„Dann muß ich den beklagen," fuhr Eugen fort, indem seine Stimme immer bewegter wurde," den ein unabänderliches Geschick aus der Nähe derjenigen treibt, die er liebt und der scheiden muß von ihr, ohne daß sie sich geliebt weiß."

Eugen schwieg und schien eine Antwort zu erwarten. Ob in seiner Aeußerung eine Anspielung versteckt war — Rosa suchte es zu ignoriren, allein sie konnte sich eine geheime Ahnung nicht verbergen. Die Bewegung ihres Herzens schlecht unterdrückend, sagte sie: „Ohne Zweifel muß der, von welchem Sie reden, viel leiden. Allein warum bemüht er sich nicht zu erfahren, ob er geliebt ist?"

Rosa war schön in diesem Augenblick; die Neugierde und

die Schaam, der Kampf zwischen Hoffnung und Furcht, welcher in ihrem Herzen entstanden war, verlieh ihrer Physiognomie einen himmlischen Reiz, der sich als reiner Wiederstrahl der Seele ankündigte. Eugen hätte ihr vielleicht in diesem Augenblicke ein Geständniß gemacht, Eugen hätte vielleicht sein Herz ausgeschüttet, wenn ihn nicht plötzlich das Knallen einer Peitsche und das Wiehern der Pferde vor dem Fenster, im Strome seiner Gefühle unterbrochen hätten; er beschränkte sich auf die Antwort: „Weil es ihm die Pflicht verbeut!“ und die Unterhaltung hatte ein Ende, denn Tamariz zeigte sich vor dem Fenster.

„Herr!“ rief der Sclave, „die Pferde sind gesattelt und der Mond ist aufgegangen.“

Indessen war Herr von Rambert wieder zurückgekommen. Er schien mit dem Resultate seiner Untersuchung zufrieden zu seyn. Eugen mußte sein Pferd in der Stadt zurücklassen und deßhalb ließ ihm der Marquis das Seinige satteln. Tamariz sollte Herrn Raymond begleiten.

„Diese Herren,“ sagte der Marquis, von seinen Sclaven redend, „diese Herren scheinen das Recht zu schlafen unter ihre wichtigsten Ansprüche zu zählen und es hat den Anschein, für heute Nacht machen sie auf anderweitige Gerechtsame weiter keine Reclamationen. Tamariz, führe die Pferde bis an das Ende der Allee, dort warte auf uns. Wenn Du an Deine Tante und Freundin schreiben willst,“ wandte er sich zu seiner Tochter, „so besorge die Briefe und Herr Raymond wird so gefällig seyn, sie in einigen Tagen abzuholen und seinen Freunden Lebewohl sagen. — Ist der Saint-Waast angekommen?“

„Seit gestern liegt er auf der Rhede;“ antwortete Eugen.

„Sollte man“ fuhr der Marquis fort, „nach der Traurigkeit Ihres Wesens zu urtheilen, junger Mann, sollte man nicht glauben, Sie gingen in die Verbannung? Sie gehen nach Frankreich, in die Heimath und ich wünschte nichts, als diese Reise mitmachen zu können. Lassen Sie uns gehen, es ist Zeit. Du, mein Kind, bleibst hier, denn die Abendluft ist für Deine zarten Nerven nicht gesund.“

Rosa gehorchte schweigend. Sie begab sich auf ihr Zimmer und, den Kopf voller Gedanken, die noch um ein Bedeutendes durch die unvermuthete Nachricht von Eugen's baldiger Abreise, vermehrt wurden, öffnete sie das Fenster und blickte auf zu dem besternten Himmel. Eine Nachtigall, in einem blühenden Rosenstrauch unter dem Fenster verborgen, sang ihre schmelzenden Melodien — Rosa hörte sie nicht; in ihrem Herzen war eine Stimme erwacht, die sie zwar schon öfters vernommen hatte, aber niemals so laut als heute. Diese Stimme übertönte Alles und ihr allein lieh sie ihre ganze Aufmerksamkeit.

Inzwischen gingen der Herr von Rambert und Eugen durch die lange Allee. Der Marquis hatte sich in den Arm des jungen Mannes eingehängt und dieser ahnete wohl, daß es nicht bloße Höflichkeitsbezeugung wäre, die ihm diese Ehre verschaffte. Als sie allein waren, nahm der Marquis das Wort.

„Staunen Sie nicht, mein junger Freund, über das, was ich Ihnen anzuvertrauen gedenke. Ich fange an alt zu werden... unterbrechen Sie mich nicht... ich weiß, was Sie mir sagen können. Es ist wahr, ich habe noch immer ein rüstiges Aussehen und viele junge Leute dürften sich wohl nicht mit mir messen, denn ich befürchte weder Ermüdung, noch scheue ich eine Arbeit; indessen, ich habe bald die Sechzig auf dem Rücken und es ist Zeit, daß ich an die Zukunft meiner Tochter denke...“

Eugen verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Sie kennen zu gut die Institute der Kolonien und wissen es selbst, wie schwer es ist, ihnen mit Nachdruck und gutem Erfolge vorzustehen, namentlich aber zu einer Zeit, wie die jetzige; dreihundert Neger, die jeden Augenblick im Begriffe sind, sich zu empören, die nur den günstigen Zeitpunkt abzuwarten scheinen, um loszubrechen, eine solche gefährliche Schaar in der Zucht zu halten, übersteigt die Kräfte eines schwachen Weibes. Eine vieljährige, traurige Erfahrung hat mich's gelehrt: wir glauben, die Herren der Sclaven zu seyn, während eigentlich sie uns beherrschen. Keinen Augenblick sind wir sicher vor Feuer und Gift. Wenn ich nun vielleicht plötzlich und unvermuthet stürbe, wie würde sich Rosa in den Gefahren aufrecht erhalten können, die sie von allen Seiten umgeben?“

Eugen senkte die Blicke zur Erde, ohne zu antworten.

„Deßhalb habe ich Vorsichtsmaßregeln genommen. Den größten Theil meines Vermögens habe ich in Frankreich in Sicherheit gebracht. Wenn ich einen Käufer für meine Kolonie fände, ich würde keinen Augenblick säumen, die Reise noch einmal zu unternehmen, die ich schon unter schwierigeren Umständen gemacht habe. In Frankreich würde ich für meine Tochter einen Mann finden, würdig ihrer Reichthümer und ihrer Geburt; denn in diesem Punkte habe ich Ansichten, oder Vorurtheile, wenn Sie lieber wollen, die mir mit der größten Beredtsamkeit keiner unserer Neuerer umstoßen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Bonn, 23. Februar.) Der Herr Geheime Regierungsrath und Professor Goldfuß hat vor ein paar Tagen eine naturhistorische Zusendung für die Universitäts-Sammlung im Auftrage Sr. königl. Hoheit des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha von London erhalten. Jene Zusendung ist an sich besonders interessant, um so erfreulicher aber noch, da sie zugleich von freundlichen Erinnerungen des Prinzen an seinen früheren hiesigen Aufenthalt begleitet ist. In dem Begleitungsbriefe heißt es unter Anderm: „Der Prinz wünscht hierdurch Ihnen einen kleinen Beweis zu geben, daß er sich Ihrer und der Universität Bonn noch immer mit dem größten und freundlichsten Antheil erinnert.“ Die Sendung bestand in einem wohl erhaltenen Exemplar von Hepialus virescens, einer merkwürdigen Raupe von der Größe der deutschen Ligusterraupe, aus welcher sich am hintern Theile ein pflanzenartiger Zweig von 6 bis 7 Zoll Länge entwickelt hat. Sie ist von dem Capitain Siardet kürzlich aus Neu-Seeland mitgebracht worden. Sie wird noch einer nähern Untersuchung unterworfen werden. Eine Notiz darüber, welche die Zusendung begleitete, enthält beiläufig Folgendes. Die Raupe ist die Larve einer Species von Hepialus (H. virescens in Dr. Dieffenbach's Reise nach Neuseeland genannt), welche häufig von einer parasitischen Sphaeria befallen wird. Die Pflanze entwickelt sich im Thiere bei lebendigem Leibe und wenn dasselbe zur Verpuppung in die Erde geht, steht sie in der Fructification. Während der Schuß sich aus der Raupe entwickelt, verwandelt sich auch das lebende Thier nach und nach im Innern ganz in eine fungusartige Substanz, welche die Gestalt der Raupe beibehält. Eine andere Art von Sphaeria ergreift die Larve einer Motte in China; sie wird gesammelt und als Arznei verkauft (vergl. das Werk von Dr. Halde, Vol. III. p. 490). Noch eine andere Art ist aus Süd-Australien herübergebracht worden, bei welcher aus einem Individuum des Thieres mehrere Schüsse sich entwickeln, so daß sie einen Bündel bilden. Eine vierte Art kennt man aus Westindien, welche Edwards schon vor mehreren Jahren beschrieben hat: sie wächst immer auf der Larve einer Cingale. Der Seidenwurm hat bekanntlich auch eine Krankheit, welche das Innere seines Körpers fungusar-

tig verändert. Der Sendung waren ferner sehr interessante Correspondenzen über merkwürdige Riesen-Vögel, wovon man ganz neuerlich die Knochen in Neu-Seeland entdeckt hatte, beigefügt. (K. Z.)

*** (Paris, 11. Februar.) Man schreibt aus dem Departement Saône und Loire: Am verwichenen Samstag waren mehr als hundert Menschen Zeugen einer sonderbaren Jagd, auf der Wiese von St. Laurent. Ein furchtbares Wildschwein, verfolgt von drei großen Hunden, war umringt von einer Menge Menschen, mit Stöcken und Flinten bewaffnet. Der Kampf war furchtbar. Die blutbesudelten Hunde setzten ihrem Feinde aufs Schrecklichste zu und die Bache warf sich einige Male in den Sumpf, den der Austritt der Loire auf der Wiese zurück ließ; aber auch hier wurde der ungleiche Kampf fortgesetzt, und schon konnte das Wildschwein beinahe nicht mehr widerstehen, als plötzlich inmitten der Kämpfenden ein Jäger erschien, der keine andre Waffe, als einen Stock in der Hand hatte. Das gehetzte Wild stürzte sich auf den Ankommenden, ein Schrei des Schreckens wird in den Reihen der Zuschauer laut — aber, wer schildert deren Verwunderung, als sie auf einmal sehen, daß Jäger und Schwein gemeinschaftliche Sache machen und die Hunde verjagen! Das Räthsel löste sich indessen bald, das Wildschwein war das Eigenthum des Jägers, welches er seit acht Monaten erzog. Dieses hatte seinen Herrn alsbald erkannt und nahm seinen Schutz noch zur rechten Zeit in Anspruch. H.

*** (Paris.) Der Kampf des Directors des Gymnase, Poirson, gegen die Verbindung der dramatischen Schriftsteller dauert fort; um die Lacher auf seiner Seite zu haben, hat Poirson nun Jules Janin engagirt und gibt ihm jährlich 3000 Francs, damit dieser im Feuilleton des J. des Débats seine Parthei gegen die Alliirten nimmt. Jules Janin kann hierbei nur gewinnen, nie verlieren — Eine der hübschesten Schauspielerinnen von Paris ist Dlle. Noogaret vom Gymnase; als Jemand neulich ihren schönen Fuß, ihre schöne Hand, ihre Taille u. s. w. lobte und einen förmlichen Katalog ihrer Liebenswürdigkeiten aufnahm, fiel ihm J. Janin ins Wort und sagte: Sie haben recht, Dlle. Noogaret ist sehr hübsch; — sie erinnert mich an unsere glänzenden Hôtel garnies, wo Jedermann einkehrt, wo aber das oberste Stockwerk immer am schlechtesten möblirt ist. (Berl N.)

*** In Paris gibt jetzt ein Taschenspieler und Escamoteur, Namens Philipp, folgendes Hauptkunststück zum Besten, welches dort als rein unbegreiflich gewaltiges Aufsehen macht. Er steigt nämlich auf einen Tisch, unter welchem man durchsehen kann, und hinter welchem bloß ein Fußschemel zum Hinauftreten steht. Auf dem Tische liegt ein Teppich. Er nimmt diesen Teppich, dreht sich mit demselben herum, hüllt sich darein, wie in einen Weiberrock, und ist das geschehen, so zieht er aus demselben zwei große Glasgefäße voll Wasser mit Goldfischen hervor.

Frankfurt.

Göthe's Denkmal.

(Eingesandt.)

Einsender dieses hat vor sechs Jahren zu einem Göthe-Monument einen seinen Verhältnissen entsprechenden Beitrag gegeben und schon hierdurch das Recht erworben, in dieser Sache eine Meinung zu äußern. Als nach Verlauf mehrerer Jahre, wo die Vollendung des Werks von Jedem erwartet werden durfte, von dem Kunstverein bekannt gemacht wurde, daß Thorwaldsen sich noch nicht bestimmt erklärt hätte, ob er das Modell liefern wolle, wurde der anfängliche Eifer der Subscribenten etwas abgekühlt und die Theilnahme dem Göthe-Monument eben so sehr entzogen, wie dem Gutenberg-Denkmal zugewendet. So geschah es denn, daß durch das rasche Handeln Derer, die sich für die Erbauung dieses Monuments interessirten, der Roßmarkt demselben zugesichert wurde, und Göthe nun nehmen muß, was übrig bleibt. In Frankfurt fällt der Mangel an Monumenten nur deshalb nicht auf, weil man keine freien Plätze gewahrt, wo sie schicklicher Weise aufgerichtet seyn könnten. Wenn nun dennoch die Liebhaberei an solchen Kunstwerken auch hier rege geworden ist, so war es doch wohl die erste Aufgabe, ehe man die Ausführung eines Monuments beschloß, einen Platz aufzusuchen, und wenn man keinen solchen finden konnte, so hätte man lieber den Plan aufgeben sollen, als ein großes Kapital zu verausgaben, ohne Freude oder Dank zu erzielen. Namentlich hätte man im vorliegenden Fall so verfahren sollen, da es so leicht ist, sich zu überzeugen, daß, mit Ausnahme des Roßmarkts, kein geeigneter Platz in Frankfurt für ein größeres Monument vorhanden ist, d. h. auf keinen Platz wird man sich ein Monument wünschen, wohl aber, wenn ein solches errichtet würde, den rechten Platz vermissen. Für das Göthe-Monument bleiben jetzt noch folgende Plätze: der der Gallengasse gegenüber liegende Raum an der neuen Mainzerstraße, die Stadtallee, der Comödien- und Paradeplatz. Der zuerst bezeichnete kann nicht weiter in Betracht kommen, da über kurz oder lang ein neues Thor dort errichtet werden muß. Was die Stadtallee betrifft, so ist diese zu schmal und lang um dem Monument eine passende Richtung geben und es gut betrachten zu können. Wollte man auch das nördliche Ende wählen, so bliebe doch der Mißstand, daß dieser Punkt nicht mit der Mitte des Comödienplatzes, sondern beinahe mit der Reitbahnstraße, correspondirt, außerdem aber die umliegenden Häuser von der ordinärsten Architektur sind. Die Gründe, welche gegen den Comödienplatz sprechen, sind im Wesentlichen in Nro. 53 des Konversationsblattes ausgeführt, und erlaubt sich daher Einsender, der übrigens nicht der Verfasser jenes Aufsatzes ist, hierauf zu verweisen, um so mehr, als durch den Artikel in Nro. 56 des Konversationsblattes, der zwar in etwas hochfahrendem, zurechtweisenden Ton abgefaßt, nichts widerlegt worden ist. Was zu Gunsten des Comödienplatzes angeführt wird, ist seine Regelmäßigkeit, allein selbst diese wird zu einem Grund gegen diesen Platz. Je regelmäßiger ein Platz construirt ist, desto mehr ist man veranlaßt, Vergleichungen zu ziehen und wo das Auge keine vollkommene Symmetrie erblickt, glaubt man einen Fehler zu entdecken. So z. B. wird es sehr stören, wenn man sich vor das Monument stellt, und dieses auf die äußerste linke Seite des Theaters hinvisirt. Stellt man sich aber auf die Mitte des Platzes, mit dem Rücken gegen das Theater gekehrt, so sieht man nicht etwa auf die Mitte der Allee, sondern fast wieder die abscheulichen Häuser, welche die eine Seite der Töpfergasse bilden. Hiernach hätte also Göthe, da er mehr nach der Allee, d. h. der vorüberführenden Straße näher gerückt werden soll, links neben sich ein Wirthshaus, links vor sich ein Wirthshaus, rechts neben sich ein Bierhaus, rechts vor sich ein Weinhaus, vor sich Austern und Lapperdan, und hinter sich das Theater! Sollte man nicht glauben, Göthe sey der erste Zechbruder gewesen, weil man ihn den Genüssen des Gaumens so nahe bringt, und wer wird bei solcher Stellung eine „analoge Nachbarschaft des Theaters" erkennen? Indessen ist die Wahl des Platzes eine Geschmacksache, und der Geschmack oft ganz wunderlich. Zum Glück hat auch die Polizei noch ein Wort dabei und die wird sich wahrlich diesen Platz nicht verbauen lassen. Nach allem dem bleibt nur noch der Paradeplatz, der auch seine Mängel haben mag, aber von allen ungeeigneten Plätzen, doch wohl der am wenigsten ungeeignete ist. Die Stelle hinter dem Brunnen, so zwar, daß der seitherige Fußweg bliebe, möchte sich bei passender Herstellung der Umgebung am besten eignen. Auf diesem Platz fände sich auch der erforderliche Raum, um die Einfassung, in schöner Entfernung vom Monument, anzubringen. Die Hauptwache bildet nur einen vorübergehenden Mißstand, der früh oder spät wegfallen muß, und der im Vergleich mit der Dauer des Monuments gar nicht berücksichtigt zu werden verdient. Ein weiterer Vortheil wäre, daß fortan die scandalösen Meßbuden nicht mehr geduldet werden könnten, so wie überhaupt jeder Plan zur Erbauung des Paradeplatzes aufgegeben würde. **

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. Februar. Zum Vortheil für Madame Auguste Frühauf (zum Erstenmale): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 28. Februar. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №. 60. 1. März 1843.

Das rothe Männchen.

Nach Alexander Dumas.

(Schluß.)

Tschaplitz war durch eine verstellte Bewegung getäuscht worden, die der Kaiser gegen Dukaholda machen ließ. Tschaplitz entfernte sich, als wollte er den Franzosen Platz machen.

Das Ganze war fast unglaublich: auch stürzte Zajonczek, ohne weiter an seinen Talisman zu denken, aus seiner Wohnung, und verlangte sein Pferd, um das Ufer des Flusses zu recognosciren. Man führte ihm das Pferd vor, er schwang sich darauf und sprengte nach dem Orte, wo sich der Kaiser befand.

Nach Verlauf von zehn Minuten traf er den Kaiser. Was der Adjutant gesagt, war richtig. Die feindlichen Bivouaks waren verlassen; die Feuer verlöscht. Man sah das Ende einer langen Colonne, welche sich gegen Borizof hin ausdehnte. Ein einziges Infanterieregiment war mit zwölf Stücken Geschütz zurückgeblieben; doch verließen auch diese nach einander ihre Stellung und schlossen sich der allgemeinen Retirade an. Aber im Rückzuge gab die letzte Kanone noch einmal Feuer, als der Feind die Gruppe Franzosen ansichtig ward. Die Kugel fuhr mitten unter Letztere, und Zajonczek und sein Pferd stürzten vor dem Kaiser nieder. Man sprang auf sie zu: das Pferd war getödtet, Zajonczek das Knie zerschmettert.

Dies war das erste Mal seit vierzehn Jahren, daß er eine Wunde erhalten.

Der Kaiser ließ Larrey rufen, da er das Leben des alten Waffengefährten nur der geübten Hand seines ausgezeichneten Wundarztes anvertrauen wollte.

Larrey leistete hier, wie zu Rivoly, unter den Pyramiden, zu Marengo, zu Austerlitz und Friedland, augenblicklich hülfreiche Hand. Zajonczek und er waren zudem alte Freunde.

Larrey untersuchte die Wunde und hielt die Amputation für unumgänglich nothwendig.

Larrey war nicht der Mann gelehrter Präparationen; er ging gerade aufs Ziel los; auf dem Schlachtfelde hat der Chirurg keine Zeit zu Phrasen und Umschweifen; Sterbende erwarten ihn, um nicht zu sterben.

Larrey reichte Zajonczek die Hand.

— Muth gefaßt, mein alter Kamerad! sprach er zu ihm, wir werden Dich von diesem Beine befreien, das sich sonst leicht von Dir befreien könnte.

— So ist also keine Möglichkeit, mir das Bein zu erhalten? fragte der Verwundete.

— Sieh' selbst und urtheile!

— Das Bein ist übel zugerichtet.

— Wir werden als Freunde die Sache kurz abmachen. Für Jedermann wird die Operation drei Minuten dauern, für Dich nur zwei!

Und Larrey fing an, die Uniform des Blessirten aufzuknöpfen.

— Einen Augenblick, nur einen Augenblick! sagte Zajonczek, als er seinen Kammerdiener herbeieilen sah.

— O, mein Herr, mein armer Herr! rief der Diener weinend.

— Meinen Talisman! befahl Zajonczek.

— O, warum haben Sie ihn abgelegt!

— Das beklag' ich auch ... ich that sehr unrecht .... bring' ihn mir wieder!

— Wohlan, General, sind Sie bereit? frug Larrey.

— Warten Sie nur noch einige Minuten, mein Freund!

Und Zajonczek hing den Talisman wieder um den Hals, und ließ ihn sich vom Kammerdiener festbinden.

— Jetzt, sagte Zajonczek, stehe ich zu Diensten: zugeschnitten.

Man breitete ein Tuch über den Verwundeten aus, denn es fiel ein kalter, beißender Schnee auf Zajonczek's Haut.

Larrey hielt Wort: trotz der Kälte, trotz der Schwierigkeit der Lage dauerte die Operation kaum zwei Minuten. Napoleon wollte, daß Zajonczek auf einem der ersten Flöße, welche über den Fluß gingen, transportirt würde. So kam der Blessirte ohne Unfall über den Fluß.

Polen trugen ihn abwechselnd auf einer Bahre. Die Operation ging so wunderbar von statten, daß der Verwundete allen Unfällen entging, welche in einer so kritischen Lage kaum zu vermeiden sind. Während dreizehn Tagen, wo so viele Unglückliche sich selbst aufgaben, trotzten die Soldaten lieber dem Hunger, der Kälte, den Kartätschen, als daß sie ihren General verlassen hätten.

Am dreizehnten Tage endlich zogen sie mit ihm in Wilna ein. Von da an wurde die Verwirrung und Desorganisation der Armee so allgemein, daß es nicht mehr möglich war, ihr zu folgen. Der Verwundete befahl daher selbst seinen treuen Gefährten, ihn zu verlassen; sie setzten ihn in einem Hause ab, wo er von den Russen bei deren Ankunft gefunden wurde.

Kaum erfuhr Alexander, wie angesehen und bedeutend der Gefangene sey, dessen man sich bemächtigt, so befahl er, daß man ihn mit aller möglichen Rücksicht behandeln solle. Zajonczek blieb bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung zu Wilna.

Der Vertrag von Paris wurde unterzeichnet: Alexander gab alsbald Befehl, die polnische Armee wieder zu organisiren, über welche er den Oberbefehl dem Großfürsten Constantin anvertraute. Zajonczek wurde zum Infanteriegeneral ernannt.

Ein Jahr später wurde der Rußland zugefallene Theil Polen's in ein Königreich umgewandelt. Alexander wollte Polen eine Constitution geben; er ernannte, um seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen, Zajonczek zu seinem Generallieutenant.

Eilf Jahre später, am 28. Juli 1826, starb Zajonczek als Vicekönig, Constantin, der Bruder des Kaisers, war erst General-en-Chef der Armee.

Der berühmte Greis hatte, mitten unter Ehren und Würden, ein Alter von vierundsiebenzig Jahren erreicht.

So war auch die letzte Prophezeiung des rothen Männchens erfüllt.

Der schützende Talisman, welchen Zajonczek seiner Tochter vermachte, wird sorgfältig in der Familie aufbewahrt.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Herzog.

(Fortsetzung.)

Es wurde dem armen Eugen wieder leichter ums Herz, als er hörte, daß der Marquis seinen zukünftigen Eidam noch nicht bestimmt hatte, daß es noch ungewiß war, wem dieses unendliche Glück zu Theil werden sollte.

„Ich sehe, daß Sie mir beistimmen," redete Rambert weiter, „obschon ich mein Geld gut untergebracht zu haben glaube, so kann ich mir doch nicht verbergen, daß mir oft Besorgnisse aufsteigen, denn es ist immer fremden Händen anvertraut; so lange ich nicht einen zuverlässigen, soliden Mann gefunden habe, der mir mein Vermögen mit Gewissenhaftigkeit überwacht, so lange wird sich meine Unruhe nicht legen. Sie gehen nach Frankreich, Herr Raymond, wollen Sie dieser Mann, oder vielmehr dieser Freund seyn? — Antworten Sie offen, wie ich offen Sie frage; es ist kein Kaufmann, es ist ein Vater, der mit Ihnen spricht."

Eugen fand seiner Ehre ungemein geschmeichelt durch ein solches Zutrauen, das der Marquis in ihn setzte. Er drückte seinen innigsten Dank, im freudigsten Gefühle seines Selbstwerthes, aus und versprach, Alles für das Interesse des Marquis und seiner Familie aufs Beste zu besorgen.

„Gut," endete Rosa's Vater; „bei Ihrem nächsten Besuche auf Ginesterre empfangen Sie die nöthigen Instructionen. Kommen Sie so bald als möglich. Den letzten Tag, den Sie auf San Domingo zubringen, müssen Sie uns schenken, Sie sind ihn uns schuldig."

Sie waren am Ende der Allee angekommen und der Marquis trennte sich hier von dem jungen Manne, nachdem sie sich herzlich die Hände geschüttelt hatten, und kehrte zurück in seine Wohnung.

Auf der Höhe des Hügels von Genêt angekommen, blieb Eugen einen Augenblick stehen, um noch einen Blick auf das stille Pflanzerhaus zu werfen, das er — ach! bald vielleicht auf immer, verlassen sollte. Die Strahlen des Mondes beleuchteten das flache Dach des niedrigen Baues; in Rosa's Zimmer brannte Licht. Eugen's Auge verweilte einen Augenblick auf dem matten Glanze desselben, bis er sich endlich, einen tiefen Seufzer unterdrückend, losriß. Tamariz hielt hier mit den Pferden, Eugen stieg auf und in wenig Minuten waren Beide in dem tiefen Hohlwege verschwunden, der nach der Stadt führte.

Eugen Raymond war ein Kind der Liebe und der Name, den er führte, keineswegs sein rechter. Bis zu seinem zehnten Jahre wurde er von einem alten Geistlichen in der Bretagne erzogen, sodann besuchte er ein wissenschaftliches Collegium zu Paris. Ein Anwalt des Châtelet bezahlte seine Pension. Schon mit zwanzig Jahren wurde er Advokat und arbeitete auf der Gerichtsstube mit Aussichten, wie sie sich nicht leicht einem Andern öffnen. Alte Praktiker, deren College er wurde, behandelten ihn mit ausgezeichneter Achtung und wahrer Freundschaft, nur hörte Beides auf, wenn er Auskunft von ihnen über seine Aeltern oder Verwandte verlangte.

Das machte den jungen Mann unglücklich. Alle, die er um sich erblickte, hielt er für glückliche Wesen, denn sie wußten, wem sie angehörten; er nur war verlassen, er nur stand allein auf der Welt. Dies Bewußtseyn machte ihm zuletzt auch sein Vaterland überdrüssig und er faßte den Entschluß, auszuwandern. So kam er nach San Domingo. Die Kolonisten nahmen ihn Anfangs mißtrauisch auf, nach und nach aber wurde er der Freund und Vertraute der vornehmsten Pflanzer, namentlich erwarb er sich die Achtung des Marquis von Rambert in hohem Grade, für den er einen bedeutenden Proceß gewonnen hatte.

Raymond war bereits zwei Jahre auf der Insel ansäßig, als Rosa, die Tochter des Marquis, nach San Domingo kam. Ihr Vater empfing sie in der Stadt, und nahm bei seinem Advokaten mit der liebenswürdigen Rosa, Nachtquartier. In dieser bescheidenen Wohnung brachte das junge Mädchen, nach den ausgestandenen Beschwerlichkeiten einer langen, mit Gefahren verknüpften Ueberfahrt, die erste Nacht auf dem Festlande zu, und das Bett, worin sie geschlafen, die Möbel, welche sie benützt, der Stuhl, über welchem ihre Kleider ausgebreitet lagen, Alles das wurden für den jungen Advokaten Dinge der Verehrung, denn er liebte Fräulein von Rambert von dem ersten Augenblicke an, in welchem er sie gesehen hatte.

Der Marquis hätte sich nicht im Traume einfallen lassen, daß ein Bürgerlicher es wagen würde, die Augen zu seiner Tochter zu erheben, und deßhalb nahm er auch keinen Anstand, Eugen öfters, wenn er nach Ginesterre kam, mit Rosa allein zu lassen.

Indessen waren Beide in einem Lande erzogen, Beide waren jung und voller Hoffnungen für die Zukunft, und wenn Eugen heute Abend im Tiefinnersten der holden Jungfrau hätte lesen können, so wären gewiß alle Rücksichten, die ihm seine Armuth und das Geheimniß seiner Geburt auferlegten, geschwunden. So aber hatte er diesen Augenblick freiwillig unbenützt vorüber gehen lassen, und nun verzichtete er für sein ganzes Leben darauf, sich der Angebeteten zu entdecken.

In vierzehn Tagen sollte er die Insel verlassen. Der Anwalt des Châtelet verlangte seine Zurückkunft so schnell als möglich, wenn er über Verhältnisse, die seine Geburt beträfen, Aufklärung erhalten wollte, von denen die Zukunft und das Glück seines ganzen Lebens abhingen. Ein Jahr früher wäre er mit Freuden abgereis't, aber jetzt empfand er, daß er alle Hoffnung für ein künftiges Glück auf San Domingo zurück lasse.

Unter dem Nachdenken über das traurige Bewußtseyn, einen großen Sieg über sich selbst errungen zu haben, war er unvermerkt vor seiner Wohnung angelangt.

Eugen war zu sehr aufgeregt, um sich zur Ruhe begeben zu können. Anstatt sich in sein Schlafgemach zu verfügen, öffnete er eine kleine Thüre und trat in ein niedliches Gemach, in welchem er sich oft Stunden lang einzuschließen pflegte. Es war Rosa's Zimmer. Nichts war seit ihrer Abreise in diesem stillen Heiligthume von seiner Stelle gerückt worden, Alles stand und lag noch an demselben Fleck, wie es die Holde verlassen hatte. Eugen senkte das Haupt in die Kissen des Bettes, auf welchen einst ihr niedliches Köpfchen geruht hatte.

II. Das blaue Tuch.

Schon begann der Tag zu grauen, als Tamariz zum zweiten Male auf dem Hügel von Genêt, und zwar auf dem Heimwege, ankam. Da bemerkte er plötzlich unter dem Gezweige eines Cocusbaumes eine unbewegliche Gestalt, die einen langen Schatten auf die Straße warf. Die Pferde bliesen die Nüstern auf, wieherten und fingen an zu zittern. Abergläubig wie die Neger Alle, glaubte Tamariz nicht anders, als die Seele eines verstorbenen Sclaven zu sehen, die hier an diesem Ort umginge und Verwünschungen auf die Pflanzer ausstoße. Das Gespenst schien sich ihm zu nähern; der Schwarze machte das Zeichen des Kreuzes. In demselben Augenblicke fuhr eine schwarze dürre Knochenfaust in die Zügel des Pferdes, welches Tamariz ritt und eine heisere Stimme fragte in krächzendem Tone:

„Seit wann erkennt der Sohn seine Mutter nicht mehr?"

Es war eine alte gebückte Negerin, welche so fragte. Ihre grauen Haare flogen verwildert in langen Streifen um ein zerrissenes Halstuch und fielen herab bis auf die nackten Schultern; ein langer rother Rock von grobem Zeuge hing bis auf die Füße herunter, die von Blut troffen und einen mühsamen Pfad durch die Dorngestrüppe des Holzes verriethen. In der Hand trug sie ein langes Bambusrohr; Elend und Mühseligkeit waren mit leserlicher Schrift in die abgemagerten Züge des Gesichtes gegraben, und die ganze Kraft des siechen Körpers schien in die Augen geflüchtet zu seyn, die in hellem Glanze leuchteten. Sie war bekannt auf der Insel unter dem Namen: die alte Louise. Bei ihren Landsleuten stand sie in hohem Ansehen; die Weißen ließen sich oft empfangene Wunden von ihr heilen, und namentlich wußte sie gut gegen den Biß der Schlangen zu brauchen.

Tamariz stieg ab, als er die alte Frau erkannte.

„Warum," fragte er, „kommt meine Mutter nicht bei Tage und sucht ihren Sohn in seiner Hütte auf, statt in dunkler Nacht ihm auf öffentlicher Straße, wie ein Gespenst, entgegen zu treten?"

„Der Weg vom großen Berg nach Ginesterre ist lang und Louise hat nicht mehr so viel Kraft, die Gluthitze der Sonne zu ertragen," krächzte die Alte.

Tamariz hieß das Negerweib, die er Mutter nannte, auf das ledige Pferd steigen und in weniger als einer halben Stunde hatte er mit ihr die Pflanzung erreicht.

Seit drei Monaten war dies das erste Mal, daß sich die alte Louise auf Ginesterre sehen ließ, wohin sie sonst jede Woche wenigstens ein Mal kam. Fräulein von Rambert, welche die Erzählungen der alten Negerin liebte, hatte Tamariz mehrere Male um die Ursache ihres langen Ausbleibens gefragt, allein er konnte ihr keine Auskunft geben. Ihm selbst war die lange Abwesenheit der armen Frau sehr peinlich, denn er liebte sie aufrichtig. Oft hatte sie ihm erzählt, daß seine arme Mutter an Bord des Schiffes, welches sie aus ihrer Heimath entführt hätte, vor unsäglichen Schmerzen gestorben und er, wie eine unreife Frucht von einem todten Baume, von ihrer Brust gefallen wäre. „In diesem Jammer," sagte sie, „erbarmte ich mich Deiner, denn Niemand anders hätte es gethan, und tränkte Dich mit der Milch, die ich für meine Tochter aufgespart hatte und die die schönste Sclavin auf Ginisterre geworden ist. Ach, am Hochzeitstage des Marquis von Rambert hat man mein schönes, mein liebes Kind aus den Fluthen eines Baches gezogen und die alte Louise hatte keine Tochter mehr!" Dieser schreckliche Verlust, den die alte Frau erlitten hatte, vermehrte die Anhänglichkeit ihres Adoptivsohnes an sie. Die Alte aber verharrte einige Jahre lang in trübem, brütenden Wahnsinn und der Marquis erlaubte ihr, indem er sie frei gab, eine Gnade, die alle Welt in Erstaunen setzte, ihren Wohnort aufzuschlagen, wo immer es ihr beliebte. Louise wählte ein unstätes Leben, indem sie von einer Pflanzung auf die andre ging und beständig ihre Tochter beweinte. Tamariz konnte ihr den Verlust nicht ersetzen, obschon Jeder, der ihn gesehen hätte, mit welcher Aufmerksamkeit er das Blut von den Füßen der Alten wusch und mit welcher Sorgfalt er das Lager von trockenen Blättern für sie bereitete, gesagt haben würde, nur der eigene Sohn könne so liebevoll für seine Mutter sorgen. Mitten in dieser Beschäftigung bemerkte Tamariz nicht, daß ihm ein blaues Tuch, das er sorgfältig auf der Brust verborgen hielt, entfiel. Ein Strahl von schadenfroher, grausamer Freude blitzte in dem Auge Louisens auf, als sie diesen Fund gewahrte. Sie raffte das Tuch zusammen und sah Tamariz mit triumphirender Miene an. Dieser stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, als er das Tuch in den Händen des Weibes erblickte, die es wie eine Trophäe empor hielt. Er wollte es ihr entreißen, sie aber wieß ihn mit einer Art mütterlicher Autorität zurück. Die Finger des Negers zogen sich krampfhaft zusammen, allein er bewältigte seinen Zorn, um zu hören, was die Alte sagen würde.

„Soll ich Nerinen dieses Tuch bringen und das Ihrige dagegen verlangen? — fragte sie endlich in süßlichem Tone, durch welchen der tiefste Spott bemerkbar war.

„Ja," sagte Tamariz stammelnd, „ich habe es für sie gekauft."

„Wo hat denn mein Sohn das Lügen gelernt, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen habe? Die Kaufleute, welche auf den Pflanzungen verkaufen, wissen wohl, daß die Neger zu arm sind, solche kostbare Tücher zu kaufen, darum bringen sie keine mit. Nehme Dich wohl in Acht! Wird Nerina einen Schmuck annehmen, den eine Andere getragen?"

Tamariz betrachtete das Tuch, ohne zu antworten.

„Fürchtet mein Sohn die Peitsche nicht," fuhr die Alte fort, „wenn man dieses Tuch in seinen Händen findet?"

Die Adern des Negers schwollen an, sein Arm erhob sich convulsivisch, seine Stirne furchte sich, Stolz und Verachtung blitzte aus seinen Augen.

„Was soll dieses Tuch?" fragte das Negerweib auf's Neue, mit Zufriedenheit die Wirkung beobachtend, die ihre Worte bei Tamariz hervorbrachten. „Nerina spottet Deiner, wie alle Andere. Wenn sich nicht ein gewisses Feuer für ihn entzündet, sagt sie, so geht er nicht hinein. Er zieht ein Instrument von Elfenbein dem hölzernen vor; er sieht lieber die Weiße als die Schwarze."

Die Alte hielt inne, um wahrzunehmen, ob der Pfeil getroffen habe. Ein flüchtiges, schmerzhaftes Zittern fuhr durch den ganzen Körper des Gefolterten.

„Was kümmert's Euren Sohn," sagte er endlich, „ob Nerina seine Geschenke ausschlägt oder nicht! Tamariz will allein leben; er ist wie der Baum, unter welchem weder Gras noch Blume aufkommen kann."

„Mein Sohn sagt die Wahrheit nicht!" schrie die Negerin, „ich kenne eine weiße Blume, die möchte er wohl blühen sehen im Schatten seiner Arme!"

Das Herz des Negers klopfte laut.

„Die Blume, von welcher die Mutter spricht, würde in meinem Schatten verwelken," antwortete er traurig. „Tamariz liebt Niemand, er ist Sclave und hat nur eine Pflicht: zu gehorchen."

„Oft," erwiederte die Greisin, „oft habe ich im kühlen Schatten des Haines weiße Hände in schwarzen Haaren wühlen und sie entwirren sehen; warum sollen nicht auch schwarze Finger in blonden Geflechten spielen? Die Zeit ist nicht mehr fern," fuhr sie fort, indem sie sich erhob wie eine Prophetin, „in welcher die Frauen und die Töchter der Weißen sich win-

den werden vor den Füßen derjenigen, die sie jetzt noch verachten, in welcher sie sich glücklich schätzen würden, von einem Sclaven geliebt zu werden, damit sie dem Tode entgingen. Die Starken sind klug und warten nicht, bis dieser Tag erscheint, sie sind glücklich vor der Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Zum Karneval.) Der Wiener „Humorist" theilt folgenden Rathgeber auf dem Maskenball mit: „1. Ennuyirt Dich eine Maske, dann schleppe Dich nicht aus dem lächerlichen Grund mit ihr herum, damit Du von Deinen Bekannten ja nicht „unokkupirt," „maskenlos" gefunden werdest, was manchem Gecken für die höchste Schmach gilt! 2. Interessirt Dich eine Maske, dann bleibe bei ihr, kömmt Dir aber eine zweite, interessantere unter, dann mache Dich nur auf anständige Weise aus dem Staube und geselle Dich zu der Interessanteren, denn sey versichert, sie thue in ähnlichem Falle dasselbe! 3. Hinter einem Maskengespanne, wovon jede einzelne anders gekleidet, steckt in sehr seltenen Fällen etwas Exquisites, Rares, Elegantes — wonach Du Dich in Deiner Konversation zu richten hast! — 4 Macht eine Maske auch nur die leiseste Anspielung auf das Demaskiren-Wollen, dann ergreife um des Himmels und der Erde Willen nur bei Zeiten die Flucht! 5. Hinter einer Maske, die Dich einen „Schlimmen" schilt, steckt gewöhnlich eine „Lose!" 6. Willst Du Dich blamiren, so spreche nie eine Maske an, denn sey versichert, hat sie etwas mit Dir zu sprechen, so wartet sie nicht, bis Du — sie ansprichst. 7. Sagt eine Maske im noch so zärtlichen Tone zu Dir: „Sehe ich Dich noch später?" so sey versichert, daß das auf gut Deutsch heißt: „Jetzt hätt' ich genug an Ihnen!" was Du Dir besonders ad notam zu nehmen hast. 8. Gehst Du mit einer Maske, die wiederholt stehen bleibt und Etwas sucht, dann lasse sie nur gleich laufen, denn sey versichert, sie läßt Dich stehen, sobald sie nur gefunden, was sie sucht! 9. Willst Du einer Maske der Bildung auf den Strauch schlagen, dann spreche nicht Französisch, oder sonst eine fremde Sprache mit ihr, sondern ein gutes, reines Deutsch! 10. Spricht eine Maske stets in der Nähe der Kredenz von ihrem „Durst," von den „Gluten, die sie abkühlen möchte," dann thue, bist Du ein Schmutzian, nichts dergleichen, spricht sie aber in der Nähe der Traiteurie stets von ihrem „Hunger," dann wünsche ich Dir — „einen guten Appetit zu solch einer Maske." 11. Lasse Dich mit einem sogenannten „Masken-Stummerl" nie in ein tiefes Gespräch ein! 12. Das beste Mittel, eine Maske, die Einen sehr interessirt und intriguirt, zu erkennen, ist Folgendes: Gehe eine Weile unbemerkt hinter ihr her, und rufe sie dann plötzlich beim Namen. Dreht sie sich um, dann ist sie es bestimmt!"

*** Am 24. Febr. wurde im großherzogl. Hoftheater zu Darmstadt Halm's „Sohn der Wildniß" zum zweitenmale gegeben. Hr. Baison, vom Frankfurter Theater, als „Ingomar", zeigte den denkenden Schauspieler, dessen weiteren Gastrollen man mit gespannten Erwartungen entgegensieht. Man hofft ihn in den Rollen des „Hamlet" und „Macbeth" zu sehen, welche zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Künstlers gehören sollen. Hr. Baison, im Laufe der Vorstellung öfters durch lauten Beifall anerkannt, wurde nach dem Schlusse gerufen, mit Fräulein Steck, welche auch heute, wie bei der ersten Darstellung, die Rolle der „Parthenia" mit viel Beifall gab. (Gr. Heff. Z.)

*** (Frankfurt.) Die wegen Unpäßlichkeiten unserer Sänger verschobene neue Oper: „Thomas Riquiqui" — frei nach dem Französischen von Gollmick, Musik von Heinrich Esser, — wird nun wohl gewiß Montag, den 6. März, hier gegeben. Wir haben bereits gesagt, daß sich die allgemeine Stimme für das Werk ausspricht, und selbst unsere musikalischen Grämlinge ihm als ein gut gearbeitetes und dabei höchst melodiöses Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Aufführung geschieht zum Besten unserer verdienten Sängerin, Fräulein Kratky, und darf unter solchen Verhältnissen freundliche Theilnahme erwarten. — Das bei der Oper beschäftigte Personal ist folgendes: Amalia, Gräfin von Montfort: Fräulein Capitain; Jacqueline: Fräulein Kratky; Chevalier von Beauval: Herr Conradi; Riquiqui (Schuster): Herr Nork; Barnabò, sein Gesell: Herr Hassel; Remy (Schloßverwalter): Herr Beer; und ein Volksrepräsentant: Herr C. Schneider. — Das Scenische der Handlung soll sehr interessant, und sorgfältig arrangirt seyn.

Aus Mailand.

(17. Februar.)

Der junge Componist Verdi, dessen Oper „Nabucadonosor" im letzten Jahre hier mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, hat eine neue Oper: „Die Lombardei in den Kreuzzügen" betitelt, geschrieben. In den letztverflossenen Tagen wurde sie hier gegeben und hat, wie die erste, Furore gemacht; der Componist wurde fünfmal gerufen. Es ist viel Frische in den Werken dieses jungen Künstlers, und man freut sich, daß endlich ein Anderer, als Donizetti, Aufsehen erregt; man ist des Letztern, des sich ewig wiederholenden Tondichters, müde. Verdi wird ihn wohl bald verdrängen. — Eine tragische Geschichte ereignete sich hier in der letzten Woche. Eine Trauung sollte im Dom stattfinden, die Kirche war gedrängt voll von Neugierigen, die Ringe waren gewechselt und der Segen ausgesprochen, als athemlos eine junge Frau durch die weiten Hallen stürzte und zu den Stufen des Altars mit dem Ausruf: „Haltet ein, haltet ein, er ist nicht mehr frei, mein ist er!" — niedersank. Der Priester bedeutete ihr, daß es zu spät sey, daß die Ringe schon gewechselt wären; da sprang sie auf, fiel aber gleich wieder mit einem herzzerreißenden Schrei zu den Füßen des Neuvermählten nieder. Dieser, todtenblaß, entfernte sich rasch mit seiner bestürzten Gattin, gefolgt von seiner Umgebung. Die Unglückliche trug man in die Sacristei, wo man einen Dolch und einen Brief bei ihr fand. Letzterer wurde sogleich dem Cardinal überbracht, der befahl, daß für die Arme Sorge getragen würde, aber über den Brief ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Der Bräutigam ist von hohem Range, und so glaubt man, daß, seiner Familie wegen, man die Geschichte in Vergessenheit zu bringen sucht. Ein Geheimniß ist es, das jetzt ganz Mailand beschäftigt. — Der herrliche Sonnenschein, der im Januar eintrat, hatte sich in Regenwetter geändert, doch auch dieses hat sich seit einigen Tagen wieder in trocknes Wetter verwandelt und der Sirocco weht heftig; so dürfen wir hoffen, daß, diesen Anzeichen nach, nunmehr die milde Witterung Stand halten wird.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 28. Februar. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Mittwoch, den 1. März. Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft: *La meunière de Marly*, vaudeville en un acte par Melesville. Suivi de: *Le fin mot*, ou: *Les deux Cousines*, comédie en un acte par Duvert et Lauzanne. Suivi de: *Un Monsieur et une Dame*, ou: *Une Aventure d'auberge*, vaudeville en un acte par Scribe et Duvert. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

☞ Zur Nachricht! Von Mittwoch den 1. März an nehmen die Theater-Vorstellungen wieder um halb sieben Uhr ihren Anfang.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 61. 2. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Tamariz wollte reden, denn seine Neugierde war erwacht, allein die Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Weiß mein Sohn nicht, daß er auf der Kuppe des Berges einen Zufluchtsort hat, ein sicheres Asyl, bis wohin ihn Niemand verfolgen kann? Der Adler ist glücklich in seinen Wolken, wenn er sein Weibchen bei sich hat."

Schon glaubte Louise gesiegt zu haben, als sie die Glut bemerkte, welche aus den Augen des Negers glänzte; seine Lippen bebten und schwammen in einem süßen Lächeln. Ein furchtbarer Kampf schien in der Seele des Schwarzen vorzugehen.

„Fragt der Geyer lange, ob er die Taube in seine Krallen nehmen darf?" schrie das Weib, und ihre falben Augen brannten im Schatten, wie die einer Tiegerin.

„Will mein Sohn, daß ich ihm in sicherem Aufenthalte die schöne Weiße in die Arme lege?"

Die Brust des Negers hob sich mächtig; ein heißer Schweiß lief von seiner Stirne, seine Glieder zitterten. Plötzlich schlug er beide Hände vor das Angesicht und stürzte zur Hütte hinaus, mit dem Ausrufe: „Niemals! Nie!"

„Memme!" knirschte Louise; „so kann ich auf Niemand rechnen, als auf mich selbst."

Auf einer kleinen benachbarten Anhöhe hatte der Marquis von Rambert, schon bei Lebzeiten seiner Gemahlin, einen Pavillon erbauen lassen, den das tausendfältige Geäste der verschiedenartigsten Schlingpflanzen umrankte, deren Blumen und Blätter, den angenehmsten Schatten gewährend, auf's Lieblichste dufteten. Von hier aus sah man den weiten Ocean, und Rosa kam oft in diesen kühlen Aufenthalt, um, nach creolischer Sitte, in einer Hängematte ausgedehnt, die zarten Glieder zu baden in dem erfrischenden Meereshauch.

Dem heitern Abend, der deßohngeachtet dem Fräulein von Rambert so Unangenehmes verkündete, folgte ein schöner, freundlicher Morgen, und Rosa begab sich in den Pavillon, um ungestört ihren Träumereien nachhängen zu können.

Gedankenschwer starrten ihre Augen in den grauen Ocean, der in weiter Ferne mit den Wolken des Firmamentes zusammenfloß, als sie auf ein Mal ein monotones Gemurmel von der entgegengesetzten Blättermauer her, zu vernehmen glaubte. Die Stimme schien ihr nicht unbekannt, sie blickte nach der Gegend hin, von wannen der Ton kam, und Freude überstrahlte ihr Angesicht. Vergnügt und freundlich ging sie der Gestalt entgegen, die sie gewahrte, es war die alte Louise, die, auf dem Strunke eines Ahornbaumes sitzend, ein Lied summte, und mit ihrem Stock den Takt dazu schlug.

„Meine junge Gebieterin ist hier!" schnarrte die Negerin, große Ueberraschung fingirend. „Gesegnet sey die Stunde, in welcher ich sie erblickte!"

Fräulein Rambert warf einen mitleidigen Blick auf die abgerissenen Kleider der Alten.

„Warum habt Ihr Euch so lange nicht auf der Pflanzung sehen lassen?" fragte sie. „Ihr hattet mir doch versprochen, Euch an mich zu wenden, wenn Euch etwas abginge."

„O, die Weißen sind gut! sie geben der alten Negerin freiwillig und gerne einen abgetragenen Rock und ein Paar Schuhe. Die arme Närrin hatte es vergessen!"

In diesen Worten lag ein geheimer Spott, den Rosa nicht verstand.

„Eine Närrin," erwiederte Rosa, „das seyd Ihr für mich niemals gewesen. Ihr habt viel gelitten, seitdem Ihr Euer Kind verloren habt."

Ein finsterer, drohender Blick flammte in den Augen der Negerin auf bei diesen Worten.

„Verzeiht mir, daß ich Euern Schmerz auf's Neue geweckt habe," sprach Rosa. „Kommt mit mir in den Pavillon und erzählt mir die Geschichte, die Ihr mir schon so lange versprochen habt."

„Später, später, meine junge Herrin; jetzt ist's noch zu frühe. Aber — habt Ihr mir nichts anzuvertrauen?"

„Was denn?" fragte Rosa erstaunt.

Die Alte näherte sich dem Mädchen und legte ihre kalte Hand auf dessen Herz.

„Wie es klopft!" grinzte sie. „Man sollte glauben, den schnellen Flügelschlag einer Taube zu vernehmen! Ich weiß wohl, in welches Nestchen es gerne fliegen möchte!"

Diese Anspielung jagte dem Mädchen Schamröthe auf die blassen Wangen, und ihr Herz schlug noch viel heftiger. Die Sonne verbarg sich hinter Wolken, eine dicke, schwere Luft erfüllte die Atmosphäre. Große, schwere Regentropfen fielen mit Geräusch auf die Blätter der Bäume. Rosa und Louise flohen eiligst in den Pavillon.

Nun war die Sonne gänzlich verschwunden, und rauschender Regen stürzte aus dem zerrissenen Gewölke. Seevögel flogen, ängstlich schreiend, dem Lande zu. Die Wipfel der Bäume bebten. Die Hitze war erstickend. Ohne auf die Gemüthsbewegung des jungen Mädchens Rücksicht zu nehmen, hatte sich die Negerin Rosa's Hand bemächtiget und betrachtete aufmerksam, auf die Erde niedergekauert, die sich durchkreuzenden Linien der feinen zarten Haut. Die Linien, welche die Länge des Lebens andeuten, zeigten kein bestimmtes Ziel. Die Alte lächelte bei dieser Bemerkung. Erschlafft durch das Herannahen des Gewitters, wie alle nervöse

Organisationen, drohte Rosa niederzusinken. Ein heller Blitzstrahl zuckte an ihren Augen vorüber, ein fernes, finsteres Donnerrollen folgte ihm. Ein eiskalter Schauer durchlief die Glieder der Geängsteten, und gleich darauf ergoß sich ein glühendes Feuermeer durch ihre Adern. In dem Augenblicke, als sie einige Schritte nach der Schwelle gehen wollte, um frische Luft zu schöpfen, schlug der Blitz, im Gefolge eines entsetzlichen Donnerschlages in den Ahornstrunk, auf welchem die Alte einige Minuten vorher noch gesessen hatte.

„Wasser, Wasser!" schrie Rosa, und fiel ohnmächtig zur Erde nieder. (Fortsetzung folgt.)

Farganascia.

I.

Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte zu Florenz ein Lustigmacher Namens Farganascia, der sich durch seine witzigen Einfälle einen Namen beim Volk gemacht hatte. Sein Erscheinen auf dem Volksplatz wurde jedes Mal von dem frohen Zuruf einer zahlreichen Zuhörerschaft begrüßt. Alle Bügerklassen hatten ihre Vertreter in dem großen Kreis, der ihn umgab. Da seine Satire weder Rang noch Vermögen schonte, so eilten Proletarier, Bürger und große Herren in bunter Mischung herbei, in der stets erfüllten Hoffnung sich wechselseitig einer auf Kosten des andern zu belustigen. An Stoff fehlte es für Farganascia nicht; sein beißender Spott fand ein weites Feld in einer Republik von Kaufherren, welche mit dem Hochmuth des Rangs und dem Stolz auf Namen alle schmutzigen Leidenschaften, alle Chicanen des Handelsgeistes verbanden.

Eines Tages geschah es, daß die Florentiner vergebens ihren Witzbold erwarteten. Farganascia war nirgends zu sehen. War er krank? Man fragte bei seinem Hauswirth nach, und dieser erklärte, er habe ihn seit dem vorigen Tag nicht gesehen. Man erinnerte sich, daß er in seinen letzten Anspielungen die Familie Pitti dem Gelächter seiner Zuhörer preisgegeben hatte. Sollten die Pitti ihn haben aufheben lassen? Sollte Florenz in Folge niedriger Rachsucht sich für immer seines bevorrechteten Narren beraubt sehen? Dieser Argwohn wurzelte sich in den Gemüthern so fest, daß eine dumpfe Gährung sich durch alle Quartiere der Stadt verbreitete. Um den Sturm zu beschwören, sahen die Pitti sich genöthiget, auf Edelmannswort zu betheuern, daß sie an dem Verbrechen, dessen man sie zieh, unschuldig seyen.

Aufmerksamere Beobachter hätten bemerken können, daß bei seinem letzen Vortrag Farganascia eine ungewöhnliche Zerstreutheit bewiesen hatte. Mehr als ein Mal war in einem unvollendeten Satz der satir sche Hieb auf halbem Weg geblieben, wie ein mattabgeschossener Pfeil, der weit vor dem Ziel in die Erde fährt. Ein einziger Punkt des Kreises, dessen Mittelpunkt er selber war, hatte seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, und um seine Geistesabwesenheit zu begreifen, hätte man nur der Richtung seiner Augen zu folgen brauchen. Man hätte dann eine liebliche Mädchengestalt mit schwarzen Augen und seidenen Wimpern bemerkt, und man würde sich leicht das Zusammentreffen des Weggangs der schönen Zuhörerin mit dem plötzlichen Schluß des Vortrags erklären können, den Farganascia sonst gewohnlich bis spät am Abend verlängerte.

Während acht Tagen war zu Florenz von nichts anderem die Rede, als von dem unbegreiflichen Verschwinden des Lustigmachers. Allmählig sprach man weniger davon und endlich gar nicht mehr.

Zwei Monate waren verflossen seitdem Farganascia dem Schicksal aller Volksgötzen verfallen war, als eines Morgens, etwa eine Meile von der Stadt, ein Mensch wie toll durch das Feld nach dem Arno lief und sich in den Fluß stürzte. In demselben Augenblick kam eine von vielen Dienern begleitete Sänfte des Weges daher. Der Reisende in derselben öffnete den Schlag, gab seinen Leuten ein Zeichen, anzuhalten, und gebot ihnen, dem Unglücklichen, der sich zu ertränken im Begriff stand, zu Hülfe zu eilen. Dieser Befehl wurde augenblicklich befolgt.

Der Mann in der Sänfte schien fünfzig Jahre alt zu seyn. An der Eleganz seiner Equipage, an der Pracht seiner Livree war er leicht als einer der reichen Florentiner zu erkennen, welche, zugleich Fabrikanten und große Herren, ihre Zeit zwischen den Vergnügungen auf ihren Zaubervillen und den Sorgen ihrer Contore theilten. Indessen bewies sein Benehmen in diesem Augenblick, daß er keine ausgetrocknete Speculantenseele war. Er glaubte nicht, genug gethan zu haben, daß er einen Menschen verhinderte, sich zu ertränken. Er wollte sich überzeugen, ob es nicht in seiner Macht stehe, die Wiederkehr eines ähnlichen Ausbruchs der Verzweiflung zu verhindern. Er stieg aus und ging nach dem Ort hin, wo seine Diener den Geretteten wieder zur Besinnung zu bringen suchten.

„Richtig!" sagte er nach einigen Augenblicken prüfender Betrachtung; „es ist der Lustigmacher, dessen Abwesenheit Florenz eine Woche lang in Trauer versetzt hat. Es ist Farganascia."

Dieser Name schien einen entsetzlichen Eindruck auf den Geretteten zu machen. Zuckend fuhr er empor, warf auf den Reisenden einen wirren Blick und rief:

„Wer nennt mich noch Farganascia? Farganascia ist nur ein elender Possenreißer! Ich bin nicht Farganascia! Ich will nicht Farganascia seyn!" Er sank auf den Stein zurück, auf den man ihn gesetzt hatte, und begann zu schluchzen.

„O Gott!" fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort; „wozu eine Lüge, die kein Mensch glaubt! Alle Welt hat mich gesehen; alle Welt erkennt mich wieder. Und dann — was liegt jetzt daran? Teresa! o Teresa! Du bist darum nicht weniger für mich verloren!"

Diese für die Zuhörer unverständlichen Worte wurden mit dem Ton eines so heftigen Schmerzes ausgesprochen, daß der Reisende sich tief ergriffen fühlte.

„Komm, Farganascia," sprach er gütig; „ermanne Dich. Dein Zustand flößt mir den Wunsch ein, Dir nützlich zu seyn. Aber Du mußt Dich so weit sammeln, daß Du mir die Ursache Deines Unglücks sagen und mir den Weg zeigen kannst, wie ich Dir dienen mag."

„Mir dienen? o, das ist unmöglich!"

„Das ist ein Wort, Farganascia, welches ich nicht kenne. Einmal bin ich geneigt, Dir zu dienen, und obendrein reizest Du mein Ehrgefühl. Laß sehen, um was es sich handelt? Um eine Liebschaft, wenn ich einem Ausdruck Glauben schenken darf, der Dir so eben entschlüpft ist."

„Ja wohl, um einen Liebeshandel handelt es sich," antwortete der Spaßmacher mit Bitterkeit. „Ihr Handelsleute seht überall Handel."

„Meinetwegen!" sprach der Reisende lächelnd. „Der Geist Deines Handwerks stellt sich wieder ein; alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Also verliebt bist Du, armer Faganascia? und Deine Seufzer haben den Widerstand einer hartherzigen Schönen nicht zu überwinden vermocht?"

„Wenn die Liebe eines Engels hinreichte, um zu beglücken, so gäbe es auf der Welt keinen Glücklicheren als mich."

„Ich verstehe. Dein Engel hat eine Familie…"

„Einen Vater!" unterbrach Farganascia; „und welch einen Vater? Einen elenden Kneipwirth, den der Ruf seiner Ma-

nicaretti *) aus Florenz vertrieben, und der sich an der Landstraße angesiedelt hat, um an den Reisenden Rache zu nehmen für die Gerechtigkeit seiner Mitbürger. Ein Lump, dessen Haben seinem Soll nicht gleichkommt, und der den großen Herrn spielen will, als wär' er ein Medici!"

„Also er hat Dich zurückgewiesen, und Du meinst, aus Hochmuth?" (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Darmstadt, im Februar.) In vierzehn Tagen wird das neue Drama A. Rodnagel's „Rodenstein", von Herrn Becker zum Benefiz gewählt, über unsere Bühne gehen. Wir hegen von dem Talente des Dichters, wie von dem ästhetischen Geschmack des Benefizianten eine gleich vortheilhafte Meinung, und dürfen uns darum einen genußreichen Abend versprechen. Ebenso soll noch in diesem Winter das neue Drama von Julius Mosen „Herzog Bernhard der Große" zur Aufführung kommen. Aus bester Quelle können wir die Versicherung geben, daß der Aufführung des „Cola Rienzi" von Otto Müller, eines jungen Darmstädter Dichters, Hindernisse in den Weg getreten sind, die auch nur entfernt anzudeuten nicht in unserer Intention liegt **).

*** (Paris.) Bei Jules Janin herrscht ein orientalischer oder richtiger ein regentschaftlicher Luxus; da dufteten die seltensten Blumen, da funkeln die reichsten Meubles, da glänzen in buntem Gemisch die wunderlichsten Kunstsachen, und inmitten dieser Herrlichkeiten ruht der Recensent auf der Causeuse, gibt den Autoren, Künstlern und Buchhändlern Audienz und antwortet den Supplicanten, die einen Artikel für ihr Werk oder Bild von ihm haben wollen: „C'est trois cents francs, au juste." Directoren von Revuen umlagern ihn; jedem wirft er ein Blatt hin, jedes nach dem Geschmack der Leser des Journals, wofür es geschrieben. Wollt Ihr Wein, Janin schenkt Wein; ist der Rum beliebt, Janin gibt Euch Rum; seid Ihr zur Wasserkur verdammt, Janin servirt Euch Wasser und das kalt oder warm, nach Belieben und Bedürfniß, zu festen, aber hohen Preisen, streng nach der Taxe und dem Preisverzeichniß; ein Prospectus ist am theuersten. Ich tadle Janin um so weniger, da er sich auf diese Weise ein jährliches Einkommen von 40,000 Francs erschreibt. Seinen Ruhm fördert er dadurch freilich nicht; aber was liegt daran, ob die Seifenblase ein bischen länger oder ein bischen kürzer schimmert? Sie zerplatzt am Ende doch, und wenn man es beim Lichte betrachtet, so hat Janin doch kein anderes Talent, als seinem Publikum ein wenig Rossini'sche Musik aufzuspielen. (Bl. f. lit. Unter.)

*** (Literarische Anzeige.) Auch in die schlesische Festung Neisse ist der Ruhm des „Thomas Thyrnau" gedrungen. Ein Leihbibliothekar der Festung machte neulich in dem „Neisse'schen Erzähler" folgende Anzeige: „In meiner Leihbibliothek sind die neuesten Romane aufgenommen, unter Anderm das Werk des Thomas Thyrnau von dem berühmten Schriftsteller Gottwie Köstlich, welches zur gütigen Beachtung empfohlen wird." Die Einwohner sammt Garnison sollen gewaltigen Respekt haben vor diesem berühmten Gottwie Köstlich! (Gesellschafter.)

*** (Musik.) Von den mancherlei Compositionen, welche Halm's berühmt gewordenes Gedicht: „Mein Herz, ich will dich fragen" in seinem Sohn der Wildniß herausgefordert hat, ist unstreitig A. Methfessel's eine der interessantesten, denn sie zeichnet sich durch eine ungemeine Zartheit aus, und schmiegt sich genau an die subtile Dichtung. Auch kann sie von einer Tenor- oder Sopran-Stimme mit gleichem Erfolg gesungen werden, und hat, außer dem innigen Vortrag, keine technische Schwierigkeiten. Wir empfehlen dieses überaus gelungene Lied den Freunden einer lyrischen Poesie. Es ist in der deutschen Sänger-Halle in Braunschweig bei J. P. Spehr erschienen.

Aus Frankreich.

Vor dem Assisenhof von Puy-de-Dome (Riom) wurde am 18. Februar folgender Prozeß verhandelt:

Catharina Roche, die in ihrer Jugend eine mehr als nachlässige Erziehung erhielt, heirathete Peter Raynaud, einen Mann von zweideutigem Rufe, der schon vor dieser Heirath wegen Diebstahl verurtheilt war. Jean Roche, Bruder der Catharina, ein schwacher Mensch mit beschränkten Geistesgaben, lebte bei seiner Mutter Anna Romanson zu Tallande. Die Eheleute Raynaud suchten ihn zu überreden, bei ihnen zu wohnen, um sein Vermögen zu erhalten. Jean Roche weigerte sich. Bei einer solchen Gelegenheit sagte seine Schwester: „Man sagt, er wolle über sein Vermögen verfügen; wenn er das thut, so geht's ihm schlecht, mein Mann bringt ihn um's Leben." Ein ander Mal sagte sie: „Wenn Jean sein Vermögen jemand Anderem als mir vermacht, und wenn ich auch erst 25 Jahre alt wäre und nur ein einziges Kind hätte, so sollte es ihm schlecht bekommen!" Anna Romanson, die Mutter, kannte die üblen Umstände der Familie Raynaud und sagte deßhalb: „Meine Tochter ist ein liederliches Weib; ich will nicht haben, daß mein Sohn bei ihr wohne, weil sie ihn ermorden oder vergiften würde." Sie bot Alles auf, ihren Sohn von der Gesellschaft Raynaud's abzuhalten, allein sie war krank und Jean ließ sich manches Mal überreden, seinen Schwager zu besuchen.

Den 4. September 1842 überredeten die Eheleute Raynaud den Geistesschwachen, sie nach Clermont zu begleiten, wohin sie, wie sie vorgaben, ein schönes Mädchen bestellt hätten, mit welchem sie Jean Roche verheirathen wollten. Sie begaben sich in ein Wirthshaus, tranken viel und ließen den Bruder in trunkenem Zustande daselbst zurück, indeß sie mit einem andern Individuum auf die Schreibstube des Notars Imbert gingen. Hier gab sich Raynaud für Jean Roche, der Unbekannte für Peter Raynaud aus und es wurden unter ihnen die Bedingungen einer Schenkung besprochen und sodann, um das Gesetz zu umgehen, eine Kaufakte abgeschlossen. Durch diese Akte überläßt Jean Roche an die Eheleute Raynaud alle seine Güter, sowohl aus der Verlassenschaft seines Vaters, als auch die noch zu hoffenden aus dem Nachlaß der Mutter, auf lange Jahre. Raynaud verpflichtet sich dafür, seinen Schwager zu ernähren und ihm Wohnung zu geben. Als die Akte unterzeichnet war, sagte Peter Raynaud, hier Jean Roche vorstellend, der einen sehr schlechten Hut hatte: „Na — nun ist Alles im Reinen, aber ich hoffe doch daß Ihr mir einen neuen Hut kaufen werdet?" Catharina Roche machte Schwierigkeiten, allein

---

*) Ragouts.

**) Ich möchte die Nachricht in Betreff des „Rienzi" für ungegründet halten; unmöglich kann ich glauben, daß man einem Talente nicht allen möglichen Vorschub leisten sollte, das, wird es nur gebührend aufgemuntert und unterstützt, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtiget und von dem wir die köstlichsten Früchte für unsre dramatische Literatur erwarten dürfen. Die herrliche Dichtung des mir nah befreundeten Otto Müller's ist mir wohl bekannt, und ich begreife nicht, wie man in Darmstadt Anstand nehmen könnte, ein Stück auf das Repertoire zu bringen, das unter den neuern dramatischen Erscheinungen auf der Darmstädter Bühne gewiß nicht den letzten Platz einnehmen würde. Ist es zwar ausgemacht, daß nicht Jeder, der im Vaterlande nichts gilt, ein Prophet ist, so ist es doch gewiß eine germanische Wahrheit, daß selten der Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt. Ich wünschte diese Erfahrung einem jungen Dichter nicht, dessen Verhältnisse auch schon anderweitig gedrückt und freudelos genug sind, um nicht all seinen fröhlichen Muth und die ihm innewohnende Energie und Ausdauer in Anspruch zu nehmen, einem Leben die Stirne zu bieten, worin so fabelhaft selten ein wahres Talent gedeiht. In dem von A. Schnetzler mit Gewandtheit und Geschick redigirten „Gutenberg" lesen wir Proben aus einem neuen Drama Otto Müller's: „Wilhelm Katt", die uns neuerdings in hohem Grade berechtigen, an seine Mission als Dichter zu glauben. Möge Otto Müller nicht irre an seinem schönen Berufe werden, dem man wohl — ich hoff' es zuversichtlich — nicht lange mehr die gebührende Anerkennung versagen wird. Schuster.

die dritte Person, welche Peter Raynaud vorstellte, sagte: „Ah, bah, das ist eine Sache von 3 Francs, das ruinirt mich nicht.“

Hierauf kehrten sie zurück in die Schenke, in welcher sie den Jean Roche gelassen hatten, zeigten demselben ein Papier vor und sagten: „Hier ist Dein Heiraths-Kontrakt.“ Von da gingen sie in eine andere Kneipe, in welcher wieder tüchtig getrunken wurde und zwar in Gesellschaft mit andern Personen, die hier anwesend waren. „Heute feiern wir Deine Hochzeit,“ sagten die Eheleute zu Jean, der so betrunken war, daß er im Hinausgehen über die Treppen fiel. Raynaud sagte zu einem Gast, Michel Michy: „Mein Schwager hat mir heute eine kleine Schenkung gemacht.“ und zu Jean: „Reut es Dich, daß Du mir Dein Vermögen vermacht hast?“ Dieser antwortete mit nein, es reue ihn nicht, und Franz Bason, ebenfalls ein Gast, sagte zu Raynaud: „Du hast heute einen bessern Tag als ich.“

Am Abende kehrten sie nach Chanonat, dem Wohnorte Raynaud's, zurück. Roche, der zu viel getrunken hatte, konnte nicht gehen und Raynaud ließ ihn, nachdem er ihn mißhandelt hatte, auf der Straße liegen, woselbst er die ganze Nacht hindurch verweilte.

Inzwischen ward die Sache bekannt und Jedermann staunte darüber, daß Jean Roche sein Vermögen cedirt habe. Dieser protestirte jedoch dagegen und sagte, daß er weder einen Notar gesehen, noch seine Güter an seinen Schwager abgetreten habe. Er drohte, ihn und seine Schwester auf die Galeere bringen zu lassen.

Den 15. September kam Jean Roche zu Herrn Chaudezon, Adjunkt der Gemeinde und klagte demselben, daß sein Schwager, die Krankheit seiner Mutter nützend, das ganze Haus ausplündere und schon eine große Menge Mobiliargegenstände fortgeschleppt habe. Um weiteren Beraubungen vorzubeugen, habe er die noch übrigen Sachen und Kleidungsstücke in einem Gewölbe verschlossen und ersuche den Herrn Adjunkten, den Schlüssel in Verwahrung zu nehmen. Herr Chaudezon wollte den Schlüssel nicht annehmen und rieth Jean Roche, bei seiner sterbenden Mutter zu bleiben. Dieser jedoch erklärte, er wolle sich mit seinem Schwager nicht in einem Hause befinden, weil er befürchten müßte, daß er ihn tödten würde. Chaudezon nahm hierauf den Schlüssel in Verwahrung.

Am 16. September starb Anna Romanson und den 17. erschien Raynaud vor dem Adjunkte und verlangte die Herausgabe des Schlüssels. Als ihm diese verweigert und angedeutet wurde, daß Jean Roche dieselbigen Ansprüche auf die Verlassenschaft der Mutter habe, wie er selbst, zog derselbe die bekannte Akte aus der Tasche und zeigte sie vor. Jean Roche, durch Chaudezon vorgerufen, protestirte zwar gegen die Aechtheit der Urkunde, ließ sich jedoch überreden und folgte seinem Schwager in dessen Wohnung, um bei ihm zu leben. Am 23. verließ er jedoch das Haus wieder, weil er es bei den Leuten nicht hätte aushalten können.

Den 25. September war ein Festtag in Chanonat und Jean Roche sagte zu Michel-Ravét, der ihm begegnete, daß er nun Erkundigung über die falsche Schenkungsakte eingezogen habe und fest entschlossen sey, seinen Schwager und die Schwester auf die Galeere zu bringen. Dies war sein Todesurtheil, das er sich selbst gesprochen, denn die Eheleute Raynaud faßten von diesem Augenblick an einen finstren Entschluß.

Gegen drei Uhr des Nachmittags hörten die Nachbarn ein Gezänke zwischen Roche und den Raynaud's. Roche sagte: Du darfst mich nicht ums Leben bringen — Du darfst mich nicht erdrosseln!... Gegen 6 Uhr hörte man ihn wieder, diesesmal mit seiner Schwester zankend, zu welcher er sagte: „Ich will nicht bei Dir seyn, Du bist eine reißende Wölfin... Du bist so schlecht wie Dein Mann... Du und er, ihr Beide tödtet mich, wenn ich bei Euch bleibe!... Gebt mir meine Sachen, daß ich gehen kann...“ „Mach' doch nicht, daß die Leute zusammen laufen,“ sagte seine Schwester. „Komm' doch her zu mir!“ Roche hörte aber nicht auf zu schreien und zu fluchen, bis ihn endlich Anna Tixier aufforderte, mit ihr zum Tanze zu gehen. Roche lachte und sagte zu seinem Schwager: „Ich habe Herrn Chandezon gesehen, ich weiß wohl, was er mir gesagt hat; Du kommst auf die Galeere und morgen wird die Theilung vorgenommen.“ Raynaud murmelte leise: „Es ist nur Gottes Glück, daß mir die Geduld nicht reißt.“

Raynaud und ein anderer Mann führten Jean Roche in die Schenke und kurz darauf hörte man ihn, von seinem Schwager fortgezogen, schreien: „Ich geh' nicht in Dein Haus, ich geh' nicht hinein!“ Als ihn Raynaud aber nahe genug bei seiner Wohnung hatte, brauchte er Gewalt, stieß ihn heftig auf die Brust und schob ihn, trotz allem Widerstande, in seine Behausung. Die Frau des Raynaud war ebenfalls gegenwärtig. Roche schrie in Einem fort, und sein Schwager warf ihn auf ein Bett. Hier entstand ein hartnäckiger Kampf und alsbald erlosch das Licht. Man vernahm die halberstickten Worte: „Ach, ach — arme Mutter! Arme Tante!“ Raynaud sagte zu seiner Frau: „Oeffne doch die Thüre, denn sonst möchten die Leute glauben, es brenne bei uns, so schreit das Unthier.“ Catharine Roche setzte sich auf die Thürschwelle. Das Gewinsel ihres Bruders wurde immer schwächer, bis es zuletzt ganz verstummte; es war 9 Uhr Abends.

Später zündete die Frau Raynaud das Licht wieder an und leuchtete ihrem Mann, welcher den Körper ihres Bruders in eine Scheune trug, die an das Haus grenzte. Die ganze Woche hindurch blieb die Scheune sorgfältig verschlossen. Von diesem Augenblick an ward Jean Roche nicht mehr gesehen.

Den andern Tag lief Catharina aus dem Haus und schrie: „O, mein Gott! O, mein Gott!“ Als man sie nach der Ursache ihres Jammers fragte, sagte sie, von ihrem Bruder sprechend: „Der Unflat hat die Kolik, ich glaube, daß er bald krepiren wird.“ Den 26. sagte sie, als man sie um das Befinden ihres Bruders fragte: „Der wird nicht mehr viel machen; er schläft in einem fort, er ist ganz starr.“ Den 28. gab sie vor, Jean Roche sey mit zwei Bettlern vor zwei Tagen fort gegangen. „Ich fürchte,“ sagte sie, „daß sie ihn umbringen; ihr werdet sehen, sie schlagen ihn todt! Auf jeden Fall hab' ich mich sicher gestellt; ist er todt, desto schlimmer für ihn, er ist ein Unflat.“ Denselben Tag sagte sie zu einer andern Freundin: „O, der kommt nicht wieder, sie haben ihn kalt gemacht!“

Den 1. Oktober wurde in der Gemarkung Romagnat der Leichnam eines Menschen durch einen Schäfer aufgefunden. Er lag zwischen Steingerölle, mit Baumgeäste zugedeckt. Das Gesicht war der Erde zugewendet und so schwarz, als wenn es mit Pulver verbrannt wäre. Die Füße waren nackt, trugen jedoch nicht die geringste Spur von Schmutz, obschon es seit einigen Tagen regnete. Die Lippen waren aufgeschwollen, der Mund halb geöffnet und die Nase platt gedrückt. Man erkannte den Cadaver für die Leiche des Jean Roche.

Die Untersuchung des Arztes ergab das Resultat, daß der Tod durch die Verstopfung der Blutgefäße nach dem Kopf und den Lungen zu, woven jedoch die Ursache nicht angegeben werden könne, herbeigeführt worden sey.

Die Eheleute Raynaud, auf welche der Verdacht der Ermordung des Aufgefundenen fiel, wurden festgenommen, leugneten jedoch hartnäckig jede Theilnahme an dieser Schuld.

Einige Tage vor der Auffindung der Leiche, hatte Maria Raynaud, Tochter der Angeklagten, ein Kind von siebenthalb Jahren, zu der Nachbarsfrau Paradis gesagt: „Die bösen Leute sagen, mein Vater habe den Onkel umgebracht, das ist aber nicht wahr. Er hatte am Sonntag Abend zu viel getrunken, der Vater legte ihn aufs Bett und wollte ihn ausziehen, das wollte aber der Onkel nicht, er stieß den Vater zurück, der ihm sagte: Gib Acht, daß du nicht fällst, wenn du fällst, so thust du dir weh. Mein Onkel fiel und blieb auf der Erde liegen, bis ihn der Vater in die Scheune trug; dort übergab er sich und starb. Da seht Ihr ja wohl, daß ihn mein Vater nicht umgebracht hat.“

In Folge dieser belastenden Umstände sind die Eheleute Raynaud angeklagt: 1. die Urheber einer falschen Urkunde zu seyn, und 2. mit Vorsätzlichkeit ihren Bruder und Schwager ermordet zu haben. Es wurden 43 Zeugen verhört und das Schuldig, jedoch unter mildernden Umständen, ausgesprochen. Das Urtheil lautet auf lebenslängliche Zwangsarbeit und Ausstellung am Pranger.

Nach Anhörung des Urtheils schienen die Schuldigen höchlich erstaunt, und die Frau bat, indem sie sich an ihren Vertheidiger wandte, man möge ihren Kindern die Fußdecke, die schlechten Kleidungsstücke und die mit Blut bedeckte Wäsche, welche als Beweisstücke hergebracht worden, wieder zurück geben.

H—g.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1. März. Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft: *La meunière de Marly*, vaudeville en un acte par Melesville. Suivi de: *Le fin mot*, ou: *Les deux Cousines*, comédie en un acte par Duvert et Lauzanne. Suivi de: *Un Monsieur et une Dame*, ou: *Une Aventure d'auberge*, vaudeville en un acte par Scribe et Duvert. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 2. März. Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth. von Lotz. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Das Portrait der Geliebten, Lustspiel in 3 Abth. von Feldmann. In den Zwischenakten wird Herr Briccialdi nachbenannte Piecen für die Flöte, von ihm componirt, vorzutragen die Ehre haben: 1) Labandono. 2) Fantasia brillante über ein Motiv Bellini's.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 62. 3. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Die Negerin stieß einen furchtbaren Schrei aus und sprang, wie ein Pantherthier, aus dem Pavillon der Quelle zu, die einige Schritte davon sprudelte. Das Geräusch des Unwetters verschlang die Reden ihres Mundes, aber ihr Auge triumphirte. Sie zog ein geheimnißvolles Säckchen aus ihrem Busen und leerte dessen Inhalt in die Vase aus, mit welcher sie Wasser schöpfte, und murmelte einige unverständliche Worte darüber. Sodann kniete sie vor dem Mädchen nieder und reichte ihr das Gefäß. Nachdem Rosa an verschiedenen Stellen genippt hatte, leerte sie plötzlich die ganze Schaale auf einen Zug.

Entsetzlich war die Physiognomie der Alten in diesem Augenblick. Ihre Augen standen weit offen und drangen wie Dolche auf das blasse Mädchen, dem sie mit vor Sorgfalt zitternder Hand, daß ja kein Tropfen verloren gehe, den Kelch vorhielt. Ihre Lippen bebten in unnatürlicher Freude und hoch auf hüpfte die dürre Knochenbrust.

Rosa schlug die Augen auf und sah der Schrecklichen in's Angesicht. Furchtbare Angst überfiel sie; „wo bin ich? zu Hilfe!" schrie das bange Mädchen.

Tamariz lief herbei. Schnell hob er die Niedergesunkene auf und trug sie in die Hängematte, einen prüfenden Blick in die Runde werfend, was wohl seiner Gebieterin diesen Hilferuf entlockt habe. Seine drohenden Mienen trafen die alte Negerin, die indessen ganz ruhig am Boden kauerte und nicht den geringsten Antheil an der Ursache irgend einer Scene gehabt zu haben schien. Harmlos näherte sie sich der Hängematte und sagte:

„Fürchtet Euch nicht, Mam'zell Rosa, das Gewitter ist vorüber: Hört Ihr die Vögel wieder singen?"

Die Sonne stieg hinter schwarzen Wolken siegreich hervor, der Regen hatte geendet und eine erquickende Luft wehte vom Meere her. Der belebende Hauch stärkte die Sinne der Ohnmächtigen, sie erholte sich langsam. Als ihr Auge auf die Gestalt der alten Negerin fiel, wandte sie schaudernd den Kopf ab. Tamariz sah diese Bewegung, aber ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, sagte das Weib:

„Mam'zel Rosa fürchtete sich vor dem Donner, sie ist eingeschlafen und hat einen Traum gehabt. Will sie uns nicht sagen, was ihr geträumt hat?"

„Es war nur ein Traum! lispelte Rosa.

Ein leichter Seufzer entstieg ihrer Brust. Alles Ungemach war mit dem Gewitter verschwunden. Sie schickte sich an, nach Ginesterre zurückzukehren. Die Felder grünten freundlicher nach dem Regen und tausend Perlen standen glänzend auf den Blättern der Benzoebäume; aber ach, der Bach war angewachsen von der Regenfluth und hatte die Brücke, aus Bambus, mit sich fortgerissen. Tamariz hob das zagende Mädchen auf seine kräftigen Arme und trug sie, wie ein Kind, mit leichter Mühe über das Wasser. Ein convulsivisches Feuer zuckte durch die Adern des Negers und sein Kopf begann zu schwindeln, als er die süße Last auf seinen Armen wiegte und an seine tobende Brust preßte. Der verachtende Blick, den ihm seine Mutter zuwarf, die vor ihm auf das jenseitige Ufer gelangt war, entging ihm gänzlich, ihn beschäftigte nichts, als sein augenblickliches Glück.

Die Arme übereinander gekreuzt, stand der Marquis vor der Thüre seiner Wohnung und hatte dieser Scene aus der Ferne zugesehen. Seine Stirne lag in grausen Falten.

„Welche Sorgen verursachst Du mir, Mädchen!" sagte er in einem ziemlich rauhen Tone. „Ich habe nach allen Richtungen hin ausgeschickt, Dich suchen zu lassen. Wie magst Du auf so unbesonnene Weise allein in den Feldern umher irren? Gilt die Unruhe, die Besorgniß Deines Vaters nichts? Wenn Du das von Deiner Tante erlernt hast, so finde ich mich ihr eben nicht sehr verpflichtet."

Sie waren in den Saal gegangen.

„Verzeihung, lieber Vater," sagte Rosa furchtsam, nachdem der erste Unwille des Marquis verraucht war. „Es ist mir leid, daß ich Ihre Vorwürfe verdiene. Ich glaubte Ihnen keinen Verdruß zu machen, wenn ich eine Stunde lang in den Pavillon ginge, in dem ich sonst nicht allein war..."

„Da haben wirs!" erwiederte Rambert, „Immer dieser Pavillon, in welchem ich Dich erst neulich über einen Brief Deiner Freundin Estelle weinend antraf. Hast Du hier sonst keine Menschen zu lieben?"

Rosa's Augen füllten sich mit Thränen und der Marquis sah wohl ein, daß er zu weit gegangen war.

„Wer war denn bei Dir," fragte er mit einlenkender Stimme, „während des Gewitters, indeß ich zitterte für Dich?"

Rosa deutete auf die alte Louise, die sich hinter dem Marquis befand und bisher von ihm nicht beobachtet wurde. Das Weib hatte sich auf eine Matte niedergehockt und betrachtete aufmerksam das Portrait der Frau von Rambert.

„Diese da?" rief der Marquis zornig. „Was hast Du hier zu schaffen? Fort mit Dir in den Hundestall, alte Närrin!" Er wollte sie beim Arm ergreifen und hinausführen.

— „Sie gleicht sich sehr gut, nicht wahr Meister?" sagte die Alte, ohne Rücksicht auf die heftige Gemüthsbewegung des Gefragten zu nehmen. „Das sind ihre Augen, das ist ihr Mund — o, der schöne Mund und die Frische der Haut! Sie nannte sich Rosa und war so schön wie Eure Tochter. Nicht, Meister?"

„Wirst Du schweigen!“ befahl Rambert.

„Wen, Meister, wen liebt Ihr mehr? Sie oder Eure Tochter?“

Der Marquis glühte vor Zorn. Er eilte auf sie zu, Rosa hielt ihn zurück. „Beim Andenken meiner Mutter,“ flehte das Mädchen, „verschonen Sie sie!“

Herr von Rambert ließ sich in einen Sessel fallen und beobachtete ein langes Stillschweigen. Dies beängstigte Rosa, denn sie fürchtete sich vor dem Ausbruche seines Zornes und gab der Negerin verständliche Zeichen, sich zu entfernen. Diese aber, wieder in den Anblick des Gemäldes vertieft, verstand sie nicht, oder wollte sie nicht verstehen.

„Rosa,“ sagte der Vater endlich mit weicher, bittender Stimme, „führe das Weib hinweg, bei ihrem Anblick wird mir unwohl. Führe sie hinaus, ich möchte vergessen, daß sie eine Närrin ist.“

Diese unerwartete Umänderung im Gemüthe des Marquis, setzte seine Tochter in Erstaunen. Diese Milde war sie an ihm gar nicht gewohnt. Sie näherte sich dem Vater und bot ihm die Stirne dar zum Kusse; er hielt sein Kind lange und fest in den Armen und in seinen Augen perlten Thränen.

Die Alte hatte indeß ihren Wanderstab ergriffen und Rosa drängte sie zum Gehen. Um dies sicher zu erzwecken, beschloß sie, die Negerin bis an das nahe Gehölz zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

F a r g a n a s c i a.

(Fortsetzung.)

„Urtheilt selber. Der Anblick Teresa's hatte mich im tiefsten Herzen berührt. Ich folgte dem Mädchen und wollte mich unter meinem wahren Namen Rinaldo als Reisender bei ihrem Vater Matteo einwohnen. Ich liebte mit zu viel Gluth und Hingebung, um nicht wenigstens einen Blick des Mitleids erwarten zu dürfen. Ich war noch glücklicher, ein zärtliches Geständniß offenbarte mir, daß meine Liebe erwiedert ward. Teresa erlaubte mir, bei ihrem Vater, um ihre Hand anzuhalten. Freudetrunken und zuversichtlich trat ich also diesen Morgen vor Matteo, welcher bis dahin nicht zu wissen geschienen hatte, was ich vordem gewesen. Kaum hatte ich ihm den Zweck meines Besuchs erklärt, so warf er sich in die Brust, maß mich mit einem verachtungsvollen Blick und rief: Meister Farganascia, dieser Spaß ist zu stark! Ihr müßt den Verstand verloren haben, um zu glauben, daß meine Tochter je das Weib eines elenden Possenreißers werden könnte!“

„Und darauf wolltest Du Dich in den Arno stürzen, um ihm zu beweisen, daß Du nicht den Verstand verloren habest? Oft habe ich auf dem Volksplatz Deinen gesunden Verstand bewundert; allein ich fürchte, mit Abwerfung der Maske der Narrheit, bist Du ein wirklicher Narr geworden.“

Farganascia fühlte sich durch diese Bemerkung verletzt. Er warf auf den Reisenden einen Seitenblick und sagte: „Wer seyd Ihr denn, der Ihr, nachdem Ihr mich dem als eine Wohlthat von mir gesuchten Tod entrissen habt, das Recht zu haben glaubt, mich zu höhnen?“

„Ich bin einer Deiner Freunde, das will ich Dir bald beweisen. Antworte mir auf eine Frage. Daß Du dem Mädchen Dein Herz angetragen hast, und daß sie es zufrieden gewesen, das ist ganz in der Ordnung. Die Jugend ist genügsam. Ein Vater ist schwerer zu befriedigen. Hast Du dem Matteo mehr angeboten, als Dein Herz?“

„Zwanzig Goldgulden, mein ganzes Vermögen.“

„Nun denn, Farganascia, glaube meiner Erfahrung, was Dir die Verachtung Matteo's zugezogen hat, ist nicht Dein Titel Lustigmacher; es sind die zwanzig Gulden.“

„Möglich.“

„Du zweifelst auch noch? Was ist aus Deinem Scharfblick geworden? Komm; ich habe seiner Zeit meinen Theil von Deinen Stachelreden davon getragen, so daß ich das Recht besitze, Dir heute meinerseits eine Lektion zu geben.“

So sprechend, nahm der Reisende einen jungen Menschen aus seinem Gefolge bei Seite und sagte: „Lorenzo, Du reitest nach Florenz, holst meine Briefe und bringst sie in die Herberge von Matteo, wo ich wenigstens zwei Tage zu bleiben gedenke.“

„Zwei Tage, gnädiger Herr? während Eure Anwesenheit in der Stadt so nöthig ist — um eines solchen Burschen willen?...“

„Still, Lorenzo. Meine erste Pflicht ist, Gutes zu thun, wo ich Gelegenheit finde. Laß diese verachtungsvolle Miene. Kein Mensch ist so klein, der nicht eines Tags ein Schutzengel für den werden könnte, welcher ihm einen Dienst erzeigt hat.“

Der junge Mensch saß auf und trabte fort in der Richtung nach Florenz. Der Reisende stieg wieder in seine Sänfte und sprach zu Farganascia: „Nun führe uns zum Gasthalter Matteo.“

Farganascia folgte freudig dieser Aufforderung, wie ein in einen Abgrund Stürzender krampfhaft einen Strohhalm faßt.

Kaum vernahm Matteo das Pferdegetrappel, so stellte er sich auf die Schwelle seiner Hausthüre, geschmückt mit der weißen Schürze, das Messer im Gürtel und lächelnden Antlitzes, wie ein Mann, der sein Geschäft versteht. Als er vor sich eine Equipage halten sah, wie er sie in seinem Leben noch nicht beherbergt, schwoll sein Wirthsherz vor Freude und Stolz. Seine weittönende Stimme drang bis unter das Dach, um unter verschiedenen Namen den Eifer eines Knechts anzuregen, der allein den Dienst des ganzen Hauses versah. Dann sprach er in sehr lebhaftem Tone zu seiner Teresa, welche ganz in das Glück, ihren Geliebten wiederzusehen, versenkt, nicht mit der gebührenden Zuvorkommenheit dem Hauptgast entgegen gekommen zu seyn schien. Dieser achtete wenig auf die Sprünge Matteo's und trat, gestützt auf Farganascia in die Wirthsstube. „Also, Meister Matteo,“ sprach er, sich in einem Sorgenstuhl dehnend, welchen der Wirth nach Aufschüttelung der Kissen ans Fenster gerückt hatte, „schafft frische Vorräthe und überlaßt meinem Koch die Zubereitung. Meine Absicht ist, mit meinem Gefolge hier zwei Tage zuzubringen, dafür könnt Ihr Euch bei Farganascia bedanken.“

Sich bei einem Menschen zu bedanken, den er einige Stunden vorher etwas kurz behandelt hatte, war eine Aufforderung, die den Meister Matteo in einige Verlegenheit setzte. Er that, als habe er sie überhört und lief mit der Miene eines Vielbeschäftigten aus dem Zimmer in die Küche, aus der Küche in den Stall. Nach einer Stunde erschien er wieder und führte Lorenzo bei dem Gaste ein. Dieser gebot sofort seinem Geheimschreiber, die Briefe zu öffnen und ihm kurz den Inhalt mitzutheilen. Neugierig, wie ein Wirth, benutzte Matteo den Umstand, daß man vergessen hatte, ihn zu entlassen, um seine großen Ohren zu spitzen, während der Reisende dem Lustigmacher einen Wink des Einverständnisses gab.

Der Segretaro las: „Der Baumeister, den Ihr nach Jerusalem geschickt habt, meldet die Einweihung des Hospitals, welches Ihr in dieser Stadt für arme Christen gestiftet.“

„Ich warte schon lange auf diese Kunde, die mich mit Freuden erfüllt,“ unterbrach der Reisende; und zum Lustigmacher gewandt, fuhr er fort: „Bete zu Gott, Farganascia, daß alle meine Briefe diesem gleichen mögen. Denn hier

mein Casirer Girolamo wird Dir so viel Mal fünfzig Goldgulden auszahlen, als ich angenehme Briefe unter denen finden werde, die man mir vorlesen soll. — Lies weiter, Lorenzo."

„Euer Agent zu Konstantinopel hat mit den Palärlogen einen Handel abgeschlossen, welcher Euch zu geringem Preis die Juwelen und Geräthe verschafft, die ihnen von den Justinianen und Porphyrogeneten vermacht waren."

„Girolamo! Fünfzig Goldgulden für Farganascia."

„Der Emir von Babylon billigt Euren Plan, die Seide und die kostbarsten Waaren des Moguls auszuführen, und macht sich verbindlich, Euch mit seiner ganzen Macht zu unterstützen."

„Girolamo! fünfzig Goldgulden für Farganascia."

„Der Großwesir der hohen Pforte überschickt Euch den Ferman, welcher Eure Factoren anstatt der von Genua und Venedig in den Handelsstädten von Rumili und Anatoli bestellt."

„Nun, das ist eine Botschaft, welche alle andern aufwiegt!" rief der Reisende mit freudestrahlendem Gesichte. „Girolamo! Hundert und fünfzig Goldgulden für diese letzte Meldung."

Der Segretaro hatte seine Brieftasche erschöpft. Girolamo zahlte dem Lustigmacher dreihundert Goldgulden aus, und der Reisende ließ sein Frühstück auftragen.

Eine Viertelstunde nach diesem Auftritte, dessen Sinn und Zweck Niemand verstanden, saß Farganascia auf einer Bank an der Thüre der Herberge, und rieb sich die Augen, um sich zu vergewissern, ob er auch wache. Matteo ging unter verschiedenen Vorwänden mehrmals an ihm vorüber, kam jedesmal der Bank näher, setzte sich endlich darauf und begann mit der huldreichsten Miene, die ihm zu Gebote stand: „Lieber Farganascia, ich lege alle falsche Scham bei Seite. Ich bin Euch verbunden, und es wäre eine Schande, wenn ich Euch den Dank dafür schuldig bleiben sollte. Ihr habt mir da einen Gast gebracht, der meinem Haus für eine lange Reihe von Jahren Zuspruch sichert."

„Den Dank schuldet Ihr allein dem Zufall, Meister Matteo."

„Ich verstehe. Ihr habt Euch auf eine edle Weise für einen kleinen Ausbruch von Heftigkeit rächen wollen, den ich mir seit diesem Morgen schon vielfach zum Vorwurf gemacht habe."

„Was? Ihr habt ihn Euch zum Vorwurf gemacht?" fragte Farganascia, den Gasthalter betroffen anblickend.

„Gesteht auch Eurerseits, lieber Farganascia, daß Ihr ein wenig gefehlt habt. Ich wußte vor tausend Widerwärtigkeiten nicht, wo mir der Kopf stand, und gerade da mußtet Ihr kommen, um mir von wichtigen Angelegenheiten zu reden."

„Mich däucht, ich konnte nicht voraussehen ..."

„Ja, ja, so etwas sieht man voraus, so etwas erräth man. Ich habe Euch wohl gar unangenehme Dinge gesagt, lieber Farganascia?"

„Ihr habt mir rund heraus gesagt, Eure Tochter würde nie ein elender Possenreißer bekommen."

„Ein Possenreißer! Sollte ich mich so weit vergessen haben, mich dieses beleidigenden Ausdruckes zu bedienen? Wenn es der Fall ist, dann bitte ich tausendmal um Verzeihung. Weit entfernt, Euren Stand zu verachten, fühle ich für denselben die aufrichtigste Hochachtung. Die ehrenwerthesten Geschäfte sind meines Erachtens diejenigen, bei welchen man dem Lande Dienste leistet, und Niemand kann in Abrede stellen, daß Ihr in dem Eurigen, dem Lande große Dienste geleistet habt."

„Doch nicht so große, daß Ihr mich der Hand Teresa's würdig achtetet."

„Scherz bei Seite. Soll ich in Euren Worten eine Wiederholung Eures Begehrens von heute Morgen finden?"

„Gesetzt, Ihr könntet es, was würdet Ihr entgegnen?"

„Hm! theurer Farganascia! Nach reiflicher Ueberlegung würde ich Euch die Hand reichen und sprechen: Schlagt ein; meine Tochter ist Euer."

„Hm!" dachte der Lustigmacher, „mein Wohlthäter hatte Recht."

Tags darauf ward die Hochzeit mit Pomp gefeiert. Der Reisende trug die Kosten. Er war es, der Teresen zum Altar führte, der den obersten Platz beim Hochzeitschmaus einnahm, und der den Tanz mit der Neuvermählten eröffnete.

Als die Lustbarkeiten im besten Gang waren, erschien ein Esento an der Spitze einiger Söldner, schritt auf den Reisenden zu, berührte ihn mit seinem Stab von Ebenholz und sprach: „Im Namen der Republik Florenz verhafte ich Euch, Herr Cosimo de' Medici." (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Literarisches.) Gotha's Erinnerungen an die denkwürdigen Junitage des Jahres 1842 von Adolf Bube. Mit drei lithographischen Darstellungen. Gotha, Gläser'sche Buchhandlung. — Diese Zeilen haben nur zum Zwecke, obiges Büchlein auch dem größern Publikum bekannt zu machen. Es enthält die Beschreibung des festlichen Empfanges, welcher dem Erbprinzen Ernst mit seiner jungen Gemahlin Alexandrine, gebornen großherzoglichen Prinzessin von Baden, in seinen Staaten zu Theil wurde. Hat nun gleich eine solche Schilderung zunächst nur für die Unterthanen der Gefeierten einen Werth, zumal für die, welche den Feierlichkeiten beiwohnten und die in einer gewandten Darstellung derselben eine angenehme Erinnerung finden: so gibt es doch gewiß auch Manche, zumal unter Baden's Bewohnern, die obiges Büchlein gerne zur Hand nehmen und als ein freundliches Andenken aufbewahren werden. Die Festlichkeiten führt uns der als Dichter rühmlich bekannte Verfasser in einer frischen und lebendigen Darstellung vor die Augen; er unterläßt nichts, uns ein getreues Bild von dem Erlebten zu entwerfen. Zur angenehmen Abwechslung ist eine nicht geringe Zahl von Gedichten eingestreut, welche den Gefeierten überreicht wurden, und die auch wenigstens zum Theil nicht ohne Werth sind. Zu den vorzüglichern möchten wohl die von Ludwig Storch, Gymnasiallehrer Welcker, Archidiakonus Hey und die von dem Herausgeber gehören. — Die Ausstattung des Büchleins selbst macht der Verlagshandlung alle Ehre, auch gereichen ihm die beigegebenen lithographischen Darstellungen zur freundlichen Zierde. . .

*** (Paris, 22. Februar.) Vor dem Zuchtpolizeigericht erscheint Herr Sonette, um Klage gegen Herrn Harnard zu erheben. „Ich lustwandle ganz ruhig auf den Boulevards extérieurs," sagt Herr Sonette, „als ich mich auf einmal in die Wade gekniffen fühle. O, o! sagt' ich, der Krampf! Aber der Krampf wurde immer stärker, immer heftiger. Ei, ei, sagt' ich, welch ein häßlicher Krampf! Als es mir endlich zu stark kam, dreht' ich mich um ... ach! ... da hatten wir's; der Krampf war nichts Anderes, als der Hund dieses Herrn hier, welcher sich ein Vergnügen daraus machte, mein theures Ich zu zerfleischen, indem er am Fundamente anfing." — Angeklagter: Ganz Recht, gerade das ist's, was mich von jeder Strafe befreit; mein Hund sah Ihr Bein für einen Knochen an. — Präsident: Da ist Nichts zu scherzen. Sie haben großes Unrecht, einen so gefährlichen Hund ohne Maulkorb mit zu nehmen. — Angeklagter: Mein Hund ist nicht gefährlich, er ist fromm wie eine junge Taube. —

Präsident: Sie sagten zum Kläger, nachdem derselbe gebissen war: daran sind Sie selbst Schuld, mein Hund beißt nur Kinder. — Angeklagter: Das konnt' ich wohl nicht sagen. Die Sache verhält sich anders. In den ersten Monaten, als ich den Hund bekam, und derselbe noch jung war, neckten und plagten ihn beständig einige Kinder aus der Nachbarschaft, die Blousen an hatten Seit dieser Zeit hat es das Thier nun auf die Blousen gepackt Dieser Herr hier trug eine Blouse und ich sagte darum zu ihm: warum haben Sie aber auch eine Blouse an! — Kläger: Der Hund hat aber nicht meine Blouse, er hat mein Bein zerbissen. — Angeklagter: Natürlich, weil sie zu kurz war und er dieselbe nicht erreichen konnte. Ich gebe Ihnen mein Wort, er hatte es auf Ihre Blouse abgesehen. — Das Tribunal verurtheilte den Besitzer des bissigen Mopses zu 30 Francs Geldstrafe und in die Kosten. H.

*** (Anekdoten und Züge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm III.) Es ist schwerlich ein Fürst zu nennen, der, in bester Bedeutung des Wortes, freigebiger als Friedrich Wilhelm III. war. Bereitwilligst wurden die bedeutendsten Summen hergegeben, wo es einen edlen Zweck galt, wo das Unglück Beistand foderte. Dagegen war der König, wie mehrere seiner Ahnherren, in kleinen Dingen überaus genau. War ein Meubel so zerbrechlich, ein Kleidungsstück so abgetragen geworden, daß es nothwendig ersetzt werden mußte, so konnte dies oft nur auf weitläufigen Umwegen bewirkt werden. Bestand das neue Meubel gar aus Mahagony, so fehlte gewiß nicht die unwillige Aeußerung: „Dummes Zeug! Birkenholz thut dieselben Dienste.“ Der König ließ sich neue Aermel in alte Röcke setzen, seine Stiefel wurden mehrfach geflickt, und gewiß ist kein Monarch schlechter chaussirt gewesen als Friedrich Wilhelm III. Als ihm gegen Ende der zwanziger Jahre der Schneider Wille in Potsdam, der Grenadier in der Leibkompagnie gewesen war, zu einer Uniform Maaß nahm, sagte der König: „Kennen Sie die Unterjacke noch? Haben Sie mir 1809 in Königsberg gemacht.“ Der König, der zu einem Manöver fuhr, befahl seinen Hut in den Wagen zu legen. Beim Einsteigen sieht er diesen nicht, und der Laquai erklärt, ihn in den Sitzkasten gethan zu haben. „Dummheiten! guten Hut ruiniren!“ — „Ihre Majestät, es ist ja der alte mit dem großen Loch.“ — „Nu, das geht Ihn wohl was an, ob ein Loch in meinem Hut ist.“ — Ein anderes Mal wurde aber bei einer großen Parade der neue Hut total naß. So wie er in das Schloß von Charlottenburg trat, war sein erstes Wort: „Infames Wetter! neuer Hut und Federbusch, Alles ruinirt.“ — Der Kastellan erlaubte sich die Bemerkung, das man den Busch waschen könne. „Weiß wohl, kostet aber wenigstens einen Thaler.“ — Andererseits lag auch dieser Sparsamkeit zum Grunde, daß er sich, wie ein Jeder, von einem alten, aber recht bequemen und dadurch liebgewonnenen Kleidungsstücke schwer trennte. Als eines Tages der König im Königstädter Theater war, wurde ihm sein uralter, hellgrauer und ganz dünner Mantel aus dem vor dem Schauspielhause haltenden Wagen gestohlen. Die Polizei ermittelte bald den Diebstahl, der König sprach aber seine große Verwunderung aus, daß der Dieb, der den Mantel versetzt hatte, für dieses werthvolle Stück so wenig erhalten habe. Die Kaiserin von Rußland verehrte ihrem Vater einen neuen Mantel. (Aus einer ungedruckten Sammlung; der Königsberger Allg. Ztg. eingesandt aus Ostpreußen.)

*** (Solothurn.) Jüngst an einem Sonntage gaben einige „vaterländisch gesinnte“ Jünglinge von Subingen bei der Papiermühle in Kriegstetten auf offener Bühne die Vorstellung von „Wilhelm Tell“ nach Schiller. Zwei Feldmusiken füllten die Zwischenakte aus. Dieses Schauspiel hatte bei günstiger Witterung eine ausserordentliche Volksmenge aus den umliegenden Dörfern, der Stadt und dem nahen Bernergebiet herbeigezogen; man gibt die Anzahl der Anwesenden auf mehr als 2000 an. Wenn auch diese Vorstellung in Bezug auf Vortrag und Kostüm viel zu wünschen übrig ließ, so waren doch die Rollen sehr gut auswendig gelernt, was bei ähnlichen Schauspielen selten stattfindet. — Letzten Donnerstag, Morgens um 10 Uhr, soll diese Aufführung wiederholt worden seyn. (Neue Zürcher Zeitung.)

*** Der Besitzer des neuen Theaters in Stockholm hat kürzlich unentgeldlich eine Vorstellung für Kinder gegeben, wozu er die Waisenkinder, die des Taubstummen-Instituts und von noch zwei anderen Stiftungen eingeladen; es wurden Rochus Pumpernickel und die Kindersymphonie von Haydn aufgeführt.

Programm des Museums.

Freitag, den 3. März.

Große Symphonie von Haydn (Es dur).
Göthe und seine Zeit; literaturgeschichtliche Vorträge von Herrn Dr. Th. Creizenach. (Zehnter Vortrag.)
Ballade von Kilzer, Musik von Gollmick, gesungen von Fräulein Capitain.
Melodie aus Lucia, für das Violoncello übertragen von Balla, gespielt von Herrn Bockmühl.
Das Lied vom Frauenherzen, Gedicht von Saphir; gesprochen von Madame J. Hoffmann.
Variationen über ein Schweizerlied, für Violine und Violoncello, gespielt von den Herren Bockmühl und Posch.
Des Sängers Fluch, Ballade von Uhland, Musik von Esser, gesungen von Herrn Pischeck.
Große Symphonie von Mozart.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; Niemand wird ohne Eintrittskarte zugelassen; Kindern kann der Zutritt nicht gestattet werden; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Mit dem Museum vom 3. März ist das Semester 1842/43 geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 2. März. Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth. von Lotz. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Das Portrait der Geliebten, Lustspiel in 3 Abth. von Feldmann. In den Zwischenakten wird Herr Briccialdi nachbenannte Piecen für die Flöte, von ihm componirt, vorzutragen die Ehre haben: 1) Labandono. 2) Fantasia brillante über ein Motiv Bellini's.

Samstag, den 4. März. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 63. 4. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Wenn gleich der Tochter des Marquis der größte Theil des Erlebnisses im Pavillon wie ein Traum erschien, so stand doch die Erinnerung an einige Worte der Alten so lebhaft vor ihrem Geiste, daß sie dieselben noch zu hören glaubte. Namentlich war es der Ausdruck: „Man sollte glauben, den schnellen Flügelschlag einer Taube zu vernehmen!“ der sie beunruhigte. Was wollte das Negerweib damit sagen? Hatten diese Worte eine eigene Bedeutung? — Sie mußte das Nähere erfahren.

„Erinnert sich Louise noch der Worte,“ fragte sie, „die sie im Pavillon zu mir sprach?“

Die Frage schien die Alte zu befremden. „Louise hatte den Kopf verloren,“ antwortete sie, „als sie ihre Herrin leiden sah. Louise hat Alles vergessen.“

„Hat sie nicht,“ fuhr Rosa fort, „lange gesprochen, indem sie die Hand auf mein Herz legte?“

Diese Frage genügte, um Louise völlig zu beruhigen. Sie setzt keinen Argwohn in mich, dachte sie.

„Du liebst ihn!“ schrie sie mit einer furchtbaren Stimme, als ob die Nähe des Waldes ihr die angeborne Wildheit wiedergäbe. „Ich zweifelte noch, obschon ich oft sein Auge das Deinige suchen sah. Willst Du, daß ich für ihn bei Deinem Vater um Deine Hand anhalten soll? Er darf sich eilen, glücklich zu seyn, ehe der Tod uns überrascht. Hast Du schon manchesmal an den Tod gedacht, junges Mädchen?“

Es war nicht mehr die altersschwache, unterwürfige Negerin, welche sprach, es war die Zauberin aus dem Pavillon. Rosa schauderte innerlich zusammen, wie die Taube den Raubvogel ängstlich flieht, so floh das zitternde Mädchen aus der Nähe der Schrecklichen. Alles rings umher war still. Die Neger hatten die Felder verlassen, um ihre zweistündige Mittagsruhe zu halten. Rosa eilte mit geflügelten Schritten der Wohnung zu. Da sprang ihr ein Hund liebkosend entgegen, das einzige lebendige Wesen, welches sie in ihrer Nähe erblickte. Wo ist dein Herr? fragte sie, wo ist Tamariz? — Am Saum des Waldes stand das Negerweib und rief der Davoneilenden nach. „Wir sehen uns wieder, bald!“ Louise verschwand im Dickicht der Baumgruppen und aus der Benzoe-Allee trat Tamariz seiner jungen Gebieterin entgegen.

Rosa schützte Müdigkeit vor und warf sich auf ihr Lager; sie suchte den Schlaf und konnte ihn nicht finden. Sobald sie die Augen schloß, stand die fürchterliche Negerin vor ihr und rief: „Hast du schon manchesmal an den Tod gedacht, junges Mädchen?“

Und von dem Augenblick an hatte sie keine Ruhe mehr. Die Nächte verbrachte Rosa schlaflos, die Tage schwanden ihr freudenlos. Immer stand vor ihrer Seele das Bild der Alten und die nahe Abreise Eugen's vollendete den Jammer ihres inneren Wesens. Vergebens suchte sie Zerstreuung auf Spaziergängen; sie beneidete den Geringsten der Sclaven ihres Vaters: nach vollbrachter Arbeit senkte der Schlaf neue Kraft auf seinen ermüdeten Körper, sie fand keinen Trost, die ganze lange Nacht hindurch. Ihre Wangen wurden blaß und blässer. Rosa war sehr unglücklich.

Dem armen Eugen ging es nicht besser. Beständig schwebte das Bild des geliebten Mädchens in den Träumen seiner Phantasie; aber er war ein Mann und wollte männlich handeln.

Er hatte sich entschlossen, abzureisen, ohne Rosa vorher noch einmal gesehen zu haben. Er wollte einen Boten an Herrn von Rambert senden, sich, wegen Ueberhäufung von Geschäften, entschuldigen und um die besprochenen Papiere, die er mitnehmen sollte, bitten lassen. Aber er konnte zu keinem Entschluß gelangen, von einem Tage verschob er es auf den Andern.

Und so verging ein Tag nach dem andern und Eugen hatte noch keinen Boten abgefertigt, als er schon die Stunden zählen konnte, die er noch auf der Insel zuzubringen hatte. Auch er suchte im Freien Zerstreuung, öfters schon war er bis in die Nähe von Ginesterre auf seinen Ausflügen gekommen und erwachte dann erst aus seinen Träumerein, wenn ihm bekannte Gegenstände aufstießen, die ihn an die Rückkehr zu mahnen schienen, um seinem Entschlusse nicht untreu zu werden. So kam er eines Tages bis auf den Hügel von Genêt, er sah vor sich die Wohnung des Marquis, die lange Allee, die er so hundertmal in seeligen Empfindungen durchwandert hatte, die Casen der Sclaven — das Fenster Rosa's — alle Bedenklichkeiten schwanden, sein Vorsatz, auf einen Fels gebaut, zerschmolz wie eine Schneeflocke unter der tropischen Sonne, er mußte sie sehen!

Rosa saß in einem Sessel, die Arme schlaff herabhängend, die Wangen mager und blaß, die Augen geschlossen, ein leises Lächeln schwebte um ihren Mund, ein freundliches Traumbild schien sie zu umgaukeln. Hinter ihr stand Tamariz, der ergebene Neger, mit dem Fächer der Herrin süße Kühlung bereitend. Sorgsam ruhte das Auge des Schwarzen auf den leidenden Zügen der holden Jungfrau.

Ein Geräusch ward laut vor der Thüre — Pferdegetrappel. — „Wer kommt?“ fragte Rosa erwachend.

„Es wird der Meister seyn,“ meinte der Neger. „Nein, nein, das ist nicht mein Vater. Tom wiehert nicht, wenn er heim kommt. Hörst Du nicht ein Pferd wiehern? — Das ist...“ sie sprang rasch empor und flog im Nu ans Fenster.

Sie erröthete — sie grüßte — ihr Herz hatte sie nicht betrogen — es war Eugen, es war der geliebte Mann.

Eugen war vom Pferde gesprungen; er warf dem Sclaven die Zügel in die Hand und überreichte dem Mädchen ein duftendes Blumenbouquet. „Ich komme sogleich," sagte er, „zuvor muß ich sehen, daß meinem Pferde nichts abgeht."

Eugen folgte Tamariz in den Stall.

Rosa heftete ihre Augen auf das Bouquet, sie drückte die Blumen an ihr Herz — plötzlich überlief eine Feuerröthe das blaße Angesicht — ein Brieschen, mit Bleistift geschrieben, fiel aus dem Bouquet; sie öffnete — sie las — sie bebte — —

Kaum hatte Rosa zu Ende gelesen, so erschien der junge Mann. Schüchtern, mit glühendem Angesicht, blieb er an der Thüre stehen. Rosa sank in den Sessel zurück, das Papier hielt sie zerknittert in der einen Hand, mit der andern drückte sie den Blumenstrauß an's Herz.

„Sie lieben mich!" rief Eugen und warf sich zu ihren Füßen. „Rosa, kommen Sie zu sich, ich habe viel, sehr viel mit Ihnen zu reden!" Er bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Rosa hörte, Rosa sah ihn, aber sie war nicht im Stande zu antworten, und als sie sich sammelte, als sie den Ungestümen zurück drängen wollte, da erschien Tamariz.

„Der Herr Marquis!" sagte der Neger mit lauter Stimme, indem er seinen Fächer nahm und sich an seinen gewöhnlichen Posten, hinter den Sessel des Marquis, begab.

Der leidende Zustand seiner Tochter bekümmerte den Herrn von Rambert mehr, als er es scheinen wollte. So rauh er sonst schien, er hatte ein weiches Herz und liebte zärtlich sein Kind. Er umarmte sie mit heiterer Miene und bot dem jungen Advokaten die Hand.

„Ich habe gehofft, Sie hier zu finden," sagte er zu ihm; „Sie haben Zeit, mein lieber Raymond, denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß der St. Waast in zwei Tagen die Anker lichtet. Meine Briefe sind in Bereitschaft. O, daß ich, wie Sie, dieß verdammte Negervolk verlassen könnte!"

Rosa seufzte tief auf bei diesen Worten und ein verstohlener Blick auf Eugen bezeugte ihr, daß ihr Schmerz mitempfunden werde.

„Ich mache eine Wette," sagte der Marquis, gut gelaunt, „daß Ihnen Rosa ein größeres Paquet Briefe mitzugeben hat, als das meinige."

Rosa hatte weder an's Schreiben, noch an ihre Tante, noch an Estella gedacht. Obschon sie sich von dieser Vergessenheit im Augenblick keine Rechenschaft ablegen konnte, antwortete sie ihrem Vater:

„Haben Sie mir nicht gesagt, so lange Briefe veranlaßten zu dem Glauben, ich hätte hier Niemanden, den ich liebte?"

„Und Du hast diesen Vorwurf nicht verdienen wollen; ganz recht; tröste Dich, ich bin jetzt nicht mehr eifersüchtig. Ei — fuhr er fort, als er das Bouquet erblickte — von wem hast Du diese schönen Blumen?"

„Herr Raymond hat sie mir gebracht;" antwortete das Mädchen erröthend.

„Sie träumen sich wohl schon in Paris," wandte sich der Marquis zu Raymond, „ich hätte Sie für so galant nicht gehalten!"

Der Marquis entfernte sich, um seine um diese Zeit gewöhnliche Runde zu machen. Die beiden Liebenden verließen den Saal. Die Sclaven hatten Feierabend und erlustigten sich vor ihren Zelten; die alten Weiber saßen im Kreise und rauchten gravitätisch ihre Pfeifen, während die Jüngern halb nackt in tollen Sprüngen herumhüpften, nach dem Takte einer Trommel, die mit der flachen Hand geschlagen wurde. Nichts gleicht dem tollen Tanze dieser Sclaven und nichts der Wuth, mit welcher sie sich diesem mühevollen Vergnügen hingeben. Um die harte Arbeit des Tages zu vergessen, verrichten sie am Abende eine noch schwerere. Ein Einziger unter ihnen zog heute Abend die Ruhe vor. Unter einem Baume kauernd, markirte er mit der Bewegung des Kopfes den Takt der Tanztrommel. Dieser Neger war Niemand anderes, als der unglückliche Hannibal, welcher, noch krank in Folge seiner erhaltenen Strafe, die ihm der Neger-Catechismus zugezogen hatte, zu Hause bleiben mußte. Um sich zu entschädigen, summte er ein Liedchen, das Rosa so gerne hörte und dessen Refrain so lautete:

> „Glänzend zieht der Mond vorüber,
> O, wie süß ist seine Ruh!
> Aber du — du bist mir lieber,
> Denn viel schöner noch bist du!"

Nachdem Eugen und Rosa dem Gesange eine Weile zugehört hatten, nahm sie das Dunkel der Kocus-Bäume auf. Hier ergossen sich gegenseitig die überfüllten Herzen. Vergangenheit und Zukunft waren vergessen und blieben unberührt, nur die Gegenwart, nur das Glück des Augenblickes beschäftigte die Liebenden. Ach, sie hatten sich so viel zu erzählen, und dennoch bedurfte es so wenig der Worte. Der Roman eines ganzen Jahres erschöpfte eine einzige Minute.

Sie gingen Arm in Arm, und plötzlich fiel die Erinnerung zentnerschwer auf Rosa's Herz. „Warum," fragte sie mit zitternder Stimme, „warum wollen Sie jetzt reisen?"

„Um Sie zu erlangen, theure Rosa," antwortete Eugen; „wenn ich bleibe, so verliere ich Sie. Aber vor meiner Abreise habe ich eine Bitte an Sie."

„O, reden, reden Sie!"

„Fragen Sie mich nicht, was meine Reise unumgänglich nöthig macht, aber schwören Sie mir, vor einem Jahre keinem Andern anzugehören, selbst wenn es Ihr Herr Vater befehlen sollte!"

Rosa erhob das klare Auge gen Himmel, als ob sie ihn zum Zeugen ihres Gelöbnisses aufrufen wollte; „das schwöre ich!" sagte sie mit fester Stimme und reichte dem Jüngling die Hand.

„Danke, danke!" rief Eugen, außer sich vor Wonne, indem er das Mädchen an seine Brust drückte. „Ich reise ruhig — ich reise glücklich!" (Fortsetzung folgt.)

F a r g a n a s c i a.

(Fortsetzung.)

II.

Seitdem Florenz mit Zustimmung des Königs Rudolph sich eine Verfassung gegeben, war in dieser blühenden Stadt keine Familie zu solchem Glanz emporgestiegen, wie die der Medici. Nachdem Johann von Medici als Großhändler seinem Haus eine feste Grundlage verschafft, sah er sich durch die Stimme seiner Mitbürger zur höchsten Würde des Gemeinwesens erhoben. Als Gonfalonier bewies er, daß sein umfassender Geist den Geschäften des Staats eben so sehr gewachsen war, wie denen des Handels. Sein Muth und sein Geschick bewährten sich herrlich im Kampf wider die Herzoge von Mailand. Als er starb, beweinten ihn die Florentiner, als den Vertheidiger ihrer Rechte, und als den Befestiger ihrer Freiheit.

Johann's Sohn, Cosimo, erhob zu noch größerem Glanz einen Namen, den bloß zu behaupten für jeden andern schwer gewesen wäre. Eine Pracht entwickelnd, trotz den reichsten Fürsten, schmückte er Florenz mit Denkmälern und herrlichen Palästen, gründete Kirchen und Klöster, entwickelte gegen Künstler und Gelehrte eine königliche Freigebigkeit und schoß dem gemeinen Wesen große Summen vor, deren Rückzahlung

er nie begehrte. Nichts mangelte zu seinem Ruhme, selbst nicht die Verfolgungen des Hasses und Neides.

Man maß ihm das Vorhaben bei, seine Vaterstadt zu knechten, und die oberste Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Solche Einflüsterungen konnten auf unruhige, eifersüchtige und wandelbare Gemüther ihre Einwirkung nicht verfehlen. Während Cosimo's Abwesenheit versammelte sich die Bürgerschaft außerordentlicher Weise und erließ einen Haftbefehl gegen ihn. Dieser Befehl wurde in der Herberge Matteo's vollzogen. Man warf ihn in ein finsteres Gefängniß und gab ihm zum Kerkermeister einen gewissen Malavetta, ein Geschöpf von Rudolph Perrucci, dem grimmigsten seiner Gegner.

Dieser unerwartete Schlag erfüllte das Herz Cosimo's mit Unwillen und Bitterkeit. Wäre die Rede davon gewesen, ihn sofort dem Volke vorzuführen, so würde sein Gewissen ihm in dieser Unannehmlichkeit den Weg zu einem neuen Triumph gezeigt haben. Aber die, so seinen Tod geschworen, waren zu unredlich, um diesen Weg einzuschlagen, und er kannte sie zu gut, um so etwas von ihnen zu hoffen. In der Ueberzeugung, daß man seinen Proceß in die Länge ziehen und sich seiner durch Gift zu entledigen suchen würde, beschloß er, keine der Speisen anzurühren, die man ihm vorsetzen würde.

Nach viertägigem Fasten verspürte Cosimo eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte und seines Muthes. Malavetta erschien wie gewöhnlich in Begleitung eines Dieners, der das Frühstück auftrug; aber gegen seine Gewohnheit nahm er einen Stuhl und setzte sich Cosimo gegenüber. „Was wollt Ihr?" fragte der Gefangene. „Hat Florenz in seiner Dankbarkeit beschlossen, mich nicht einmal mit dem Anblick meiner Henker in meinem Todeskampf zu verschonen?"

„Herr," versetzte Malavetta, „ich weiß nicht, was Florenz beschließen wird. Aber, das weiß ich, Ihr habt Freunde, die Euren Tod nicht wollen, und wenn Ihr genau zusehet, könnt Ihr sie unter denen finden, die Ihre Eure Henker nennt."

„Meint Ihr damit etwa Euch, den alle Welt als ein Werkzeug der Perrucci kennt?"

„Man kann sich täuschen, selbst wenn man die Ansichten von aller Welt zu Rathe zieht. Um vorgefaßte Meinungen, wie die Eurigen, zu beseitigen, bedarf es Thaten, nicht Worte."

So sprechend, nahm und aß Malavetta von einem jeden der vorgesetzten Gerichte, und nachdem er dies Geschäft vollendet, bemerkte er: „Bei jeder Eurer Mahlzeiten werde ich ein Gleiches thun."

Daß nach seiner Entfernung der freudig überraschte Cosimo nicht säumte, einer Enthaltsamkeit zu entsagen, deren Wirkungen seine kräftige Natur nicht länger hätte widerstehen können, läßt sich leicht ermessen. Kaum hatte er seine Mahlzeit geendigt, so öffnete sich die Gefängnißthüre von Neuem, und der Eintretende war wieder ein durch seine Beziehungen zu den Perrucci bekannter Mann, Bernhard Guadagno, dem jene Familie das Amt eines Gonfalonier in die Hände gespielt hatte, um ihren Feind desto sicherer zu verderben. Sein, dem gewöhnlichen Verfahren gegen Staatsgefangene keineswegs entsprechendes Erscheinen, versetzte Cosimo in Erstaunen. Mit einem unruhigen Blick auf Guadagno sagte er: „Gern möchte ich das Erscheinen des ersten Würdenträgers der Republik als eine Gunst betrachten; allein ich fürchte, es soll mich im Gegentheil nur auf neue Härte vorbereiten."

„Eure Furcht ist ungegründet," versetzte ruhig Guadagno. „Ich bin gekommen, um mich mit Euch über die Mittel zu Eurer Rettung zu verständigen."

„Zu meiner Rettung? Man rettet einen Schuldigen; der Schuldlose begehrt Rechtfertigung."

„Vor eingenommenen Richtern ist diese unmöglich."

„Man lasse mich zum Volke reden."

„Die Einflüsterungen Eurer Feinde haben es aufgebracht. Es würde Euch nicht anhören."

„Ihr verleumdet das Volk, Guadagno."

„Ehe Ihr zwei Worte vorgebracht hättet, würden Eure Feinde Euch ermorden lassen."

„Ihr habt Recht. Wenn der Verleumder sich mit Entlarvung bedroht sieht, greift er zum Dolch."

„Dies Gefängniß, Cosimo," fuhr der Gonfalonier fort, „ist der einzige Ort, wo Ihr jetzt in Sicherheit seyd. Es ist noch nicht an der Zeit, Euch heraus zu lassen."

„Aber habt Ihr nicht gesagt, Ihr seyd gekommen, mich zu retten?"

„Allerdings: Vernehmt den Plan. Euer Proceß wird alle Instanzen durchmachen. Er wird durch die Unterrichter, die Euch alle Feind sind, eingeleitet. Ich lasse ihn dann vor die Signoria bringen. Die Stimmung dieser habe ich bereits erforscht. Die Mehrheit ist meinen Ansichten günstig."

„Also wird sie mich freisprechen?"

„Sie wird Euch verurtheilen."

„Was soll das heißen?"

„Eine Verurtheilung wird den wider Euch erregten Haß befriedigen. Durch meine, durch unserer Freunde Bemühungen wird sie keine schlimmen Folgen haben."

„Was? ich sollte mir einen unverdienten Spruch gefallen lassen? Recht will ich."

„Und wenn Ihr Euer Recht erlangt hättet, wenn Ihr triumphirend aus dem Gefängniß hervorginget, würden Eure Feinde sagen, Ihr hättet die Richter erkauft. Sie würden über Verrath schreien, sie würden das Gesindel, welches sich stets in Augenblicken der Unruhe zeigt, gegen Euch aufregen, und am nächsten Tag würde Euer Tod, das Werk gedungener Meuchler, auf allen Plätzen als eine Handlung der Volksjustiz verkündet werden."

„Gewiß! die Perrucci, die Strozzi werden das thun. Ihr kennt sie. Aber was soll ich thun?"

„Euch verurtheilen lassen."

„Dieser Hohn ist grausam, Guadagno; er ziemt schlecht Eurer Würde." (Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

⁂ (Juwelenraub.) Der Goldarbeiter und Bijoutier Herr **Dumoulin** zu Paris, Straße du Temple, 42, wurde Anfangs dieses Monats um einen Werth von 4000 Francs bestohlen. Das plötzliche Verschwinden eines Gehülfen, dessen Verschwendungssucht und ausschweifende Lebensweise schon früher bei Herrn **Dumoulin** Besorgniße erregt hatten, ließ über die Person des Diebes fast keinen Zweifel übrig. Es wurde sofort eine Anzeige bei dem Polizei-Amte gemacht, mit genauer Bezeichnung aller entwendeten Gegenstände und bald ergaben die Erkundigungen, welche man einzog, die Gewißheit, daß sich der Urheber dieses bedeutenden Diebstahls über die Grenze begeben und seine Zuflucht in der Hauptstadt Belgien's gesucht habe. Indessen fuhr die Polizei mit ihren Nachforschungen fort, und ließ den jungen untreuen Menschen, trotz der beträchtlichen Entfernung, auf das Sorgfältigste überwachen. Nach einigen Tagen, als er vermuthlich die Edelsteine nicht zu den gewünschten Preisen in Brüssel unterbringen konnte, entschloß er sich, wieder nach Paris zurück zu gehen, um dort bessere Verkäufe zu machen. Man wußte, daß er einen Platz in der Diligence genommen und sich unter dem falschen Namen **Thénard** hatte einschreiben

lassen. Die Gendarmerie wurde hievon sogleich in Kenntniß gesetzt, und als gestern in der Frühe, den 22. Februar, der Eilwagen von Brüssel ankam, untersuchte die Brigade des Louvres alle Reisende genau, machte jedoch keine günstige Entdeckung. Ein junger Mensch war vor der Ankunft am Louvre ausgestiegen und ging ganz ruhig, da er kein Gepäcke bei sich führte, die Straße entlang. Man hielt ihn zwar an, allein seine Papiere waren in Ordnung und Nichts verrieth an ihm einen verdächtigen Menschen. Einer der Gendarmen jedoch, der ihn etwas genau in die Augen gefaßt hatte, bemerkte, daß der Reisende eine ungewöhnlich dicke Cravatte trug; er fragte ihn bescheiden, ob er so unglücklich sey, einen Kropf zu haben? Auf die verneinende Antwort ersuchte er ihn höflichst, die Cravatte auszuziehen, und es zeigte sich alsbald, daß die Binde doppelt war und eine beträchtliche Anzahl von Juwelen enthielt, wie sie zu dem Verzeichnisse des Herrn Dumoulin paßten. — Der junge Mensch, Namens Jean Baptist H...., wurde sofort, des Diebstahls der Juwelen dringend verdächtig und des Gebrauches eines falschen Reisepasses überwiesen, von der Gendarmerie festgenommen. H.

⁂ (Ein Charakterzug aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.) Es war in Berlin zum Erstenmale die Posse: „Das Fest der Handwerker," gegeben, welche vorzüglich die Berliner amüsirte, weil sie höchst komisch in dem eigenthümlichen plattdeutschen Berliner Volksdialekt gehalten ist. In derselben ist die Scene vorzüglich belustigend, in welcher ein sonst tüchtiger Geselle, doch gewöhnlich, wenn die Arbeit der andern Handwerker bereits begonnen, zu spät kommt. Den darüber unzufriedenen Meister sucht er aber immer damit wieder zufrieden zu stellen, daß er unter Darreichung der Hand treuherzig zu ihm spricht: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" und der Meister gemüthlich antwortet: „Det weeßt du wol besser; ick bin immer derjenigte — welcher." — Einige Tage nachher, als die Posse gegeben war, und viel darüber gesprochen und gelacht wurde, kam der König mit seinen Kindern nach Potsdam. Als man zur Mittagstafel gehen wollte, die jedesmal pünktlich um 2 Uhr begann, fragte, da diese Zeit bereits vorüber war, der König, ein Mann nach der Uhr, „Noch nicht angerichtet?" Der Hofmarschall von Maltzahn antwortete: „Ja; aber Seine Königliche Hoheit der Kronprinz sind noch nicht da!" worauf der König, die Uhr in der Hand haltend, sagte: „Noch 5 Minuten warten!" Als nun auch diese abgelaufen waren, setzte man sich zu Tische und die Suppe wurde herumgegeben. In diesem Augenblick trat der Kronprinz in den Speisesaal, und Seine Haltung und Bewegung drückte naiv das Gefühl eines leichten Schreckens aus. Mit der ihm eigenthümlichen Geistesgegenwart und angenehmen Heiterkeit ging er unbefangen zu dem für ihn offen gehaltenen Stuhle neben dem Könige und reichte in ehrerbietiger Stellung, doch mit dem glücklichsten Humor, Seinem Königlichen Vater treuherzig die Hand mit den Worten: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" und der König drückte die Hand des hohen geliebten Sohnes, erwiedernd: „Det weeßt du wol besser, Fritz; ick bin immer derjenigte — welcher!" Ein frohes Lachen tönte durch den Speisesaal; aber bald trat in jedes Herz eine stille dankbare Freude, segnend das selige Einverständniß und glückliche Verhältniß eines solchen Sohnes zu solchem Vater. In Berlin und Potsdam wurde es, wenn vom Könige die Rede war, seit der Zeit zur stehenden Redensart: „Unser alter Herr und Meester ist und bleibt immer derjenigte — welcher." (Gutenberg.)

Moderne politische Poeten.

Wahrlich, allerliebste Jungen!
Immer rüstig nur gesungen
Und das Zungenschwert geschwungen,
Von der Freiheit Gluth durchdrungen.

Machen zwar als Schicksalsdichter
Dräuend grimmige Gesichter;
Doch, seyd milde, Splitterrichter!
Sind's denn wirklich Bösewichter?

Gönnt man ja den Vögeln allen,
Ob es Krähen, Nachtigallen,
Ihrer Stimme lautes Schallen
In der Schöpfung weiten Hallen.

Laßt sie doch die Lust genießen,
Gleich als ob sie Zauberriesen
Und geübt im Blutvergießen,
Die Tyrannen aufzuspießen.

Laßt sie, ruhig, ohne Schaudern,
Von der bessern Zukunft plaudern,
Und Mephisto's lahmes Zaudern
Rastlos durch Europa baudern.

Laßt sie dichten, laßt sie schreiben,
Mit der Freiheit sich beweiben;
Mag der Veitstanz sie auch treiben,
Alles wird im Gleise bleiben.

Wollen uns auf Rosen betten,
Lösend uns'rer Knechtschaft Ketten,
Und doch kann man kecklich wetten,
Daß sie keine Maus erretten.

Wer so kühn im leeren Prahlen
Und im Worteprunkes Dahlen,
Um die Männerkraft zu malen,
Wird durch Thaten nimmer strahlen.

Mit der Freiheit Klang zu spielen,
Ist ein unverfänglich Zielen,
Da Bastillen nie zerfielen
Durch den Stoß von Gänsekielen.

Lohnt's der Mühe, diese Braven
Irgend wie nur zu bestrafen,
Die in Bedlam's sicherm Hafen
Schnöder Volksgunst niedre Sclaven?

Niemand soll sich Mühe geben,
Je zu hemmen solches Streben!
Vor Gefahren kann man beben,
Aber nie vor — Spinneweben.

...p..

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. März. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. aus dem Französischen. Musik von Nicolo Isouard.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 64. 5. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Dichterleben.

Das Kind.

Sanft ruht das Kind, vom grünen Flor umwoben,
Im Weidenkörbchen schaukelnd eingewiegt;
Und über ihm mit zarten Schwingen fliegt
Der Engel Schaar, von Himmelsluft gehoben.

Und Wunderblüthen, frisch gepflückt von oben,
An deren Saum sich noch der Sylphe schmiegt,
Streut sie dem Freund, der ruhig lächelnd liegt,
Im süßen Traum zum Engel selbst erhoben.

Und wie die Träume bunt vorüberziehn,
Wie sich ihr Bild stets wechselnd neu gestaltet,
Den Blumen gleich, die um die Wiege blühn,

Siehst du den Mund des kleinen Schläfers glühn
Vom Feuer, das im jungen Herzen waltet:
Es sind die Geister, die sich regen kühn.

Der Knabe.

Wie jetzt der Knabe munter scherzt und spielt,
So stürzt in's Thal die laute Felsenquelle
Und eilt und treibt mit immer reger Welle
Und weiß es nicht, was ihre Eil' erzielt.

Den Glücklichen, der reiches Leben fühlt,
O frag' ihn nicht: warum so wild, so schnelle?
Schau's selbst in seines Auges Silberhelle,
Fühl's in dem Hauch, der seine Lippen kühlt:

Das ganze Seyn, es ist ein endlos Streben,
Das Streben selbst umfaßt sein ganzes Glück.
Und um ihn auch ist Alles Lust und Leben,

Dem Todten selbst darf er den Zauber geben:
Es lebt, wie er, vor seinem Lebensblick;
Mag's hinter ihm in's Reich der Schatten schweben.

Der Jüngling.

Du stiller Mond, von Wolken trüb umhüllt,
Kennst du das Gold mit seinem blaßen Schein,
Das dir entströmt? kennst du den Eichenhain,
Den geisterhaft dies bleiche Gold erfüllt?

Du kennst ihn wohl. Er ist des Jünglings Bild,
Der, dir vertraut, in stiller Nacht allein
Oft sinnend ruht' auf grünem Hügelrain,
Und dem du sanft den tiefen Schmerz gestillt.

Du heilend' Licht, was ist der Seele Leid?
Warum verwelkt sie in der Jugend Kraft,
Daß sie kein Lenz, kein Sonnenstrahl erfreut?

Ein Ideal, das nicht dies Leben beut,
Das nur der Traum, nur der Gedanken schafft,
Hat sie geliebt — es blieb ihr ewig weit.

Der Mann.

Das Leben ist ein bunt verwirrter Traum,
Ein Nah'n, ein Flieh'n der wechselnden Gestalten,
Ihr flüchtig Bild strebst du umsonst zu halten,
Es kommt, es geht wie leichter Meeresschaum.

So sah'st du jetzt den bleichen Jüngling kaum
Mit trübem Blick, die junge Stirn voll Falten,
Sah'st über ihm den Geist der Schwermuth walten,
Nur für den Gram in seinem Herzen Raum.

Sieh' nun den Mann, sieh' seinen heit'ren Frieden,
Sein stilles Glück, sieh' die Zufriedenheit:
Er ist derselbe — aber wie verschieden! —

Er kennt es nun, das schöne Ziel hienieden,
Die eitlen Träume deckt Vergessenheit,
Und froh genießt er, was die Götter bieten.

Der Greis.

Der Abend kommt, die Sonne sinkt hernieder,
Ein glühend Roth malt fern der Hügel Rand,
In leichtem Schleier birgt sich rings das Land,
Und leis' verhallt der munt're Chor der Lieder.

So senkt der Ruhe schattiges Gefieder
Sich auf den Greis, und eines Engels Hand
Löst ungesehn, ihm dieses Lebens Band
Und schließt ihm sanft die müden Augenlieder.

Das Dichterherz, von aller Noth befreit,
Schwingt sich empor in unbekannte Ferne
Zum Leben dort in hoher Seligkeit.

Verschwunden ist des bangen Sehnens Streit,
Der irre Wechsel in dem Glanz der Sterne,
Und Alles ist ihm Licht und Einigkeit.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Herzog.

(Fortsetzung.)

III. Der schwarze Berg.

Nach Eugen's Abreise suchte Rosa die Einsamkeit, um ungestört ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Jede Nacht sah man, bis der Morgen graute, das Licht durch die Sommerläden von Bambus aus ihrem Zimmer schimmern. Sie weinte nicht allein auf der Pflanzung. Wenn Jemand das schwerfällige Dach von der Hütte des Tamariz hätte heben können, so würde er den Neger wachend und auf ein blaues Tuch Thränen vergießend, gefunden haben.

Am Morgen nach Raymond's Abreise stellten sich bei Fräulein von Rambert alle jene Leiden, denen sie bisher ausgesetzt war, noch nachdrücklicher ein als früher. Auf die Erschlaffung war eine innere Gluth erfolgt, die ihre Brust zu verzehren drohte. Eines Abends ging der Marquis mit seiner Tochter, begleitet von Tamariz, nach dem Pavillon. Schwach und schwankend, stützte Rosa sich auf den Arm des Vaters. Sie setzten sich auf eine Rasenbank und der erste Gegenstand, den sie wahrnahmen, war ein großes Schiff, das die Segel blähte und auf der Flut schaukelte. Das ist der Saint-Waast, dachte Rosa, dort ist er an Bord. Und eine brennende Röthe bedeckte ihr Gesicht.

„Es ist nur ein Anfall von Schwäche," sagte der Marquis, als er seine Tochter wanken sah. „Wir müssen einen Arzt zu Rathe ziehen, vor der Hand aber kann die alte Louise helfen."

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so stand die lange Gestalt der Negerin vor ihnen. Langsam, ohne ein Wort zu reden, näherte sie sich dem Mädchen, strich ihr die Haare aus den Augen, die der Wind über ihre Stirne gejagt hatte und ergriff ihre Hand, um den Puls zu beobachten.

Rosa bebte und eine unerklärliche Furcht beschlich sie beim Anblicke der Negerin. Sie suchte die Hand aus der des alten Weibes zu befreien, diese aber zählte ruhig die Pulsschläge und ließ dann mit einem trockenen, grellen Lachen den Arm der Kranken fahren.

Rosa erinnerte sich, diesen Ton öfters schon gehört zu haben. Die Scene aus dem Pavillon beim Gewitter stieg wieder lebhaft vor ihrer Seele auf. Sie schmiegte sich an die Seite ihres Vaters. Tamariz verlor die Alte nicht aus den Augen.

„Was hat sie denn zu lachen, die alte Närrin!" grollte der Marquis, der jedesmal in Zorn gerieth, wenn er die Negerin sah.

„Der Meister irrt sich," erwiederte diese, „wenn er glaubt, Louise sey eine Närrin. Ich habe Mam'zel Rosa gesagt, wir sehen uns wieder — und nun bin ich gekommen, um ihr die Geschichte zu erzählen, um die sie mich schon so lange gebeten hat. Ihr werdet weinen, Mam'zell Rosa, wenn Ihr die Geschichte hört, denn Ihr seyd gut und brav, so gut, daß alle Sclaven, wenn sie Euch Sonntags aus der Messe kommen sehen, das Zeichen des Kreuzes machen und Gebete zum Himmel schicken, daß er die schöne Weiße von Ginesterre recht lange erhalten möge. Hi, hi, hi!!"

„Spare Deine Albernheiten auf für Deine blödsinnigen Landsleute!" sagte der Marquis unruhig.

„Der Meister wird hören, daß meine Albernheiten nicht allein für Blödsinnige, sondern auch für Kluge taugen," sagte die Alte und begann folgende Erzählung, die sie mit hohler Stimme vortrug und öfters durch Weinen unterbrach, wobei sie die bizarrsten Bewegungen machte.

„Seht Ihr das junge Mädchen dort, wie es sich hinter die Kassiabäume versteckt, um ungestört weinen zu können? Sie glaubt sich allein, aber die Mutter beobachtet sie und fragt: was hast Du, mein liebes Kind? Bist du krank, wie ich es in deinem Alter war? Sage mir mein Kind, wer hat dir das Halsband von Korallen verehrt, wer hat dir den Madrasschleier der Braut gegeben? — Das junge Mädchen antwortet nicht, das Kind weint."

„Die Mutter fragt den Priester und fragt den Arzt, was fehlt meinem Kinde? — Sie wissen es nicht. Da geht die Mutter in den Wald bei nächtlicher Weile und sucht Kräuter auf, die gegen Zauber wirken; aber die Schmerzen der Tochter werden größer. Sie fragt sie wieder: mein gutes Kind, was fehlt dir? sie bedeckt ihre Wangen mit Küssen, aber das Mädchen antwortet nicht, das Kind weint."

„Der Herr der Pflanzung heirathet. Ertönt, ihr blumengeschmückte Trommeln! Erlustigt euch, ihr Sclaven und laßt den Zuckerbranntwein kreisen! Seht wie schön die Negerin ist, die sich inmitten der Tanzenden dreht! Wie sie sich wellenförmig bewegt, wie leicht sie gleitet um ihren Tänzer! Wie sie den weißen Gazeflor bewegt in der Luft; bald macht sie einen Gürtel, bald eine fliegende Fahne d'raus. Das ist meine Tochter; ich werde mit ihr zum Feste gehen, das der Meister gibt, wenn er heirathet und Alle werden sagen, daß meine Tochter die Schönste sey! Suche dein Kind, arme Mutter, halt' ein im rauschenden Tanz und laß schweigen die Trommel, fasse die von Rum und Lärm trunkenen Tänzer beim Arm, laß dich mit Füßen treten in der wüthenden Runde, was nützt es dich, Aermste! Deine Tochter ist nicht beim Feste. Aber suche im Flußbett, dort liegt sie schlafend unter den Fluten, auf dem harten Bett von Kies!"

Der Marquis, welcher schon einige Male seine Ungeduld an den Tag gelegt hatte, wurde plötzlich sehr aufmerksam. Seiner Tochter entging diese Veränderung nicht und Tamariz mit glotzenden Augen und offenem Munde schien ganz Ohr. Die Negerin fuhr mit keuchender Stimme fort:

„Tragt die Leiche in die Hütte, damit die Mutter den Leib der Tochter wasche und bereite ihren letzten Schmuck! Behalte dein Halsband, mein Kind, und nimm es mit in's Grab, denn wenn es deine Mutter aufbewahrt, so stirbt sie vor Schmerz bei seinem Anblick. Deine langen Haare wick'le ich in das Tuch, das ich dir zum Feste gekauft hatte. Erst wirft sich die Mutter über die Leiche ihres Kindes, um sie zu küssen und dann bereitet sie den Schmuck. Nimm dein Schulterkleid mit in's Grab, mein kleiner Engel, damit dich die Würmer verschonen. Aber was glänzt noch hier auf deinem Herzen? Ein Medaillon?... Die Mutter erkennt es — es war das Portrait des Herrn!"

Herr von Rambert zitterte sichtbar bei dieser Erinnerung; er machte eine Bewegung, die Negerin zu unterbrechen, diese aber fuhr kreischend fort:

„Die Mutter weint auf dem Grabe ihrer Tochter; sie rauft sich die Haare aus und windet sich auf der Erde — da sagt der Meister zum Hauptmann: „Halte diese Frau nicht mehr zur Arbeit an, laß sie gehen, wohin sie will, das Weib ist toll! Und die Mutter verläßt die verfluchte Pflanzung, die ihr den Tod ausgesäet hat; sie lebt mit den entlaufenen Negern in den Höhlen des Berges und als diese sehen ihren Schmerz, geben sie ihr die Mittel, sich zu rächen."

Sie schwieg einen Augenblick. Ihre Augen funkelten in dunkler Racheglut.

„Und die Närrin kam zurück auf die Pflanzung. Man taufte dem Meister ein Töchterlein. Wie glücklich und stolz die Mutter ist, wie ihre Augen funkeln! Guter Gott, und wie selig ist der Meister! Drei Tage nach der Taufe erkrankt seine Frau; ihre Hand brannte, wie die Eure, Mam'zell Rose; ihre Wangen wurden hohl und sie wußte nicht, woher ihr die Krankheit kam, wie Ihr, Mam'zell Rose. Und der Meister

geht mit seiner Frau und seinem Kinde nach Frankreich, damit sie die Gesundheit wiederfinde — aber er kommt zurück ohne seine Frau. Die Neger allein verstehen die Kraft des Giftes zu berechnen, und bestimmen ihm den Tag, wann es tödten soll. Meister — Eure Frau ist gestorben — warum habt Ihr auch das Mädchen vergessen, dem Ihr Liebe vorloget, und das sich aus Gram ins Wasser stürzte — warum habt Ihr sie vergessen, da Ihr wußtet, daß ihre Mutter noch lebte?"

„Abscheuliche!" schrie der Marquis von Verzweiflung gefoltert. „Meine Rache wird Dich treffen!"

„Noch bin ich nicht zu Ende" — schrie die Alte mit drohender Gebehrde. „Meine Tochter war sechszehn Jahre alt, als sie starb, Meister, Eure Tochter hat dasselbe Alter erreicht, sie ist jung, sie ist schön, sie liebt, wie meine Tochter — Meister, bringt Euer Kind nach Frankreich!"

„Hab' ich keine Waffen!" tobte der Marquis und sprang empor.

Die Negerin setzte seiner Wuth jenes grinzende Lachen entgegen, das man an ihr gewohnt war, und sprang mit einer jugendlichen Leichtigkeit über den Hohlweg, der sie vom Walde trennte. Herr von Rambert wollte ihr nacheilen, aber Tamariz hielt ihn zurück.

„Sie holen sie nicht ein," sagte der Neger, „sie ist bekannt im Gehölze und die Nacht bricht herein."

„Ich muß sie haben — folge mir!" rief der Marquis. Er hatte seine Tochter, er hatte Alles vergessen.

Rosa warf sich in seine Arme. „Vater, lieber Vater!" flehte sie, „laß uns diesen Ort fliehen, denn hier ward ich vergiftet!" (Fortsetzung folgt.)

F a r g a n a s c i a.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Hört mich kaltblütig an," erwiederte der Gonfalonier, „und Ihr werdet meine Worte besser würdigen. Man gibt Euch mehrere Verbrechen Schuld. Eins derselben zöge die Todesstrafe nach sich; dies beseitigen wir. Auf den andern steht Verbannung. Ihr werdet aus dem Gebiet der Republik verbannt, und da mir es zukommt, den Spruch ergehen und vollziehen zu lassen, so werde ich es zu machen wissen, daß Ihr in dem Augenblick der Kundmachung bereits über der Grenze seyd. — Einen Theil meines Geschäfts habe ich hiermit erledigt," fügte der Gonfalonier hinzu, indem er aufstand; „ich habe diejenige Besorgniß zerstreut, welche die quälendste für Euch seyn mußte. Mit dem Tode hättet Ihr nur die Schmach gehabt und keine Zukunft, welche sie tilgt. Es bleibt mir nun noch übrig, das Gelingen des Planes sicher zu stellen, den ich Euch vorgelegt habe. Das Gelingen ist außer Zweifel, wenn Ihr beim Erscheinen vor der Signoria Klugheit und Mäßigung beweisen wollt. Nach den gegebenen Erläuterungen glaube ich in dieser Beziehung außer Sorgen seyn zu dürfen."

Der Gonfalonier entfernte sich. Cosimo sann nach. Die sonderbare Zusammenkunft schien ihm unerklärlich. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Sollte das nicht eine mir gelegte Schlinge seyn? Sie wollen mich verlocken, meine Vertheidigung matt zu führen, um so eine Verurtheilung zu erlangen, die ihnen sonst unsicher wäre."

In diese Gedanken versenkt, erhielt Cosimo einen dritten Besuch, weniger überraschend als die beiden vorhergehenden, immerhin jedoch sehr unerwartet.

„Wie kommst Du hierher, Farganascia? Du hast mich also nicht vergessen?"

„Nur die Großen," erwiederte der Spaßmacher, „nehmen sich das Vorrecht heraus, aus dem Undank eine Tugend zu machen. Bei einem gemeinen Menschen wäre er ein Laster, und ich bin ein gemeiner Mensch."

„Immer bissig."

„Und warum nicht? Das ist ein Labsal, dessen man bedarf, wenn man die Welt zu sehr in der Nähe sieht."

„Schon lange machst Du Dir ein Geschäft daraus, die Welt von ihrer schlechten Seite anzusehen?"

„Noch nie habe ich sie so schlecht gesehen, wie heutzutage."

„Du hast Dich also sehr über sie zu beschweren."

„Meinethalben nicht, aber Eurethalben. Schon sehen sie Euch im Geiste todt, aber diese Freude soll ihnen nicht werden. Der Tag Eurer Rache ist nicht fern. Die Mittel dazu werden Euch in der Verbannung nicht fehlen."

„In der Verbannung? Wie kommt es, daß auch Du mir von Verbannung sprichst? Farganascia, seit diesem Morgen sind mir räthselhafte Dinge vorgekommen, denen Du nicht fremd zu seyn scheinst. Ich verlange, daß Du mir erklärst ...."

„Was ich gemacht habe? das ist bald gesagt. Da ich bei Euern Freunden Nichts ausrichten konnte, wandte ich mich an Eure Feinde."

„Also Malavetta ...."

„Zu ihm bin ich gegangen. Es war Zeit. Die Perruci hatten ihm hundert Goldgulden dafür angeboten, daß er Euch keine andere Nahrung reichte, als die sie Euch bringen ließen. Glücklicher Weise habt Ihr mich in den Stand gesetzt, sie zu überbieten. Zweihundert Gulden für jetzt, Hoffnungen für die Zukunft, — mehr bedurfte es nicht, um Malavetta zu erkaufen."

„Aber der Gonfalonier?"

„Nicht schwieriger, nur etwas theurer."

„Wie? Du hast gewagt?..."

„Von einer Lehre Gebrauch zu machen, die Ihr mir seiner Zeit gegeben. Gastwirth, Kerkermeister, Gonfalonier — einer ist wie der andere. Es sind Puppen, die man mit Silberdrähten in Bewegung setzt. Der einzige Unterschied ist, je größer die Puppe, desto stärker muß der Drath seyn."

„So! Und wie theuer hat sich der ehrliche Bernardo Guadagno verkauft?"

„Um tausend Goldgulden, so ich ihm in Eurem Namen versprochen. Aber seyd versichert, daß er Nichts thun wird, bevor er besagte tausend Gulden in seinem Kasten klingen hört. Ein guter Kaufmann gibt keine Quittung gegen ein Versprechen."

„Also hängt die Rettung meines Lebens von meinem Willen ab. Aber meine Ehre, Farganascia?"

„Eure Ehre! Seyd einige Monate von Florenz entfernt. Versetzt nach Venedig oder Genua die weitläufigen Werkstätten, welche den Reichthum und den Stolz unsers Gemeinwesens ausmachen. Laßt Eure Hand auf einen andern Boden die Gaben fallen, welche hier das Elend in Wohlstand verwandeln. Alsdann werden dieselben Menschen, welche ihr Ohr so leichthin der Verleumdung geöffnet haben, die ersten seyn, an den Verleumdern Rache zu nehmen. Sie werden Euch mit Ungeduld zurückrufen, und Ihr werdet zurückkehren, beliebter, größer, geachteter, als Ihr je gewesen seyd."

„Gut! ich folge Dir, Farganascia. Ich genehmige, was Du für mich gethan; ich benutze die Käuflichkeit meiner Richter. Florenz bedarf einer Lehre; ich will sie ihm geben. Hier, nimm diesen Ring und weise ihn dem Prior der Carmeliter. Er wird dagegen so viel Gold, als Du irgend nöthig erachtest, zu Deiner Verfügung stellen."

„Farganascia ergriff Cosimo's Hand und neigte sich, sie zu küssen. Cosimo zog ihn an seine Brust und sprach: „Hier ist

Dein Platz. Du bist mein einziger wahrer Freund. Dies ist vielleicht das letzte Mal, daß wir uns sehen."

„Das letzte Mal?" wiederholte Farganascia, Thränen der Rührung zerdrückend. „Ich will, daß Ihr vor Ablauf eines Jahres in Florenz zurück seyd, und in der schönen Lorenzokirche, die Ihr gebaut habt, bei meinem ersten Kind zu Gevatter steht."

Die Vorhersagung des Lustigmachers traf ein. Kaum hatte der verbannte Cosimo seine Comptoire und seine Gewerke nach Venedig verlegt, als die Florentiner die Größe ihres Verlustes ermaßen. Farganascia versäumte keine Gelegenheit, ihnen denselben zu Gemüth zu führen. Beklagten sich die Kaufleute über Stockung des Handels, so sagte er: „In Venedig gehen die Geschäfte vortrefflich." Zürnten die Handwerker, daß sie keine Arbeit fanden, so bemerkte er: „In Venedig fehlt es an Händen." Ging ein Hülfloser an ihm vorüber, so ließ er die Worte hören: „In Venedig kennt man weder Hunger noch Lumpen mehr." Diese täglich wiederholten Worte bildeten, nachgesprochen, bald den einmüthigen und gebieterischen Ruf des Florentiner Volks nach Cosimo de' Medici. Seine Feinde wurden verbannt, er selber kehrte unter dem Zujauchzen der Menge zurück, gerade zu rechter Zeit, um in der Kirche zu San Lorenzo das erste Kind von Farganascia aus der Taufe zu heben.

Tabletten.

*** (Pariser Gerichtsscene.) Vor dem Zuchtpolizeigerichte erscheinen die Eheleute Chéronot. Frau Chéronot, häßlich und einen Kopf größer als ihr Mann, geht fest und sicher vor ihm her. Der Kläger ist Herr Choquard, ein kleines Männchen, das man für den Zwillingsbruder Chéronot's halten könnte. — Präsident: Was haben Sie für ein Geschäft? — Kläger: Ich bin Chéronot's Freund, der hier gegenwärtig ist. — Präsident: Der Freund eines Andern seyn, ist kein Geschäft. — Kläger: Ich bin öffentlicher Schreiber, wie mein Freund auch. — Präsident: Wie — es ist Ihr Freund — und Sie fordern ihn vor das Tribunal? — Kläger: Er hat mir nichts gethan, dieser würdige Freund; aber, man hat mir gesagt, wenn man die Frau vor Gericht belange, so müsse man den Mann obendrein laden lassen. — Präsident: Bringen Sie Ihre Klage vor. — Kläger: Vergangenen Monat — ich kann mich des Tages nicht mehr erinnern, gehe ich durch die Straße Montorgueil. Ich begegne Herrn und Frau Chéronot und sage guten Abend zu meinem Freunde, als mich plötzlich Madame mit den Worten zur Rede stellt: „Alter Spion, wenn Du noch einmal kommst und meinen Mann zum Trinken verleitest, so werde ich Dich züchtigen!" Ich gab ihr keine Antwort, ich weiß, daß man den Damen Achtung schuldig ist, namentlich der Frau Gevatterin .... ich sagte daher nur zu meinem Freunde: „es ist nicht schön von Dir, daß Du Deinen Freund beleidigen läßt." Hierauf ergreift mich Madame Chéronot, hebt mich auf wie eine Feder, wirft mich unter ihren linken Arm und straft mich mit der rechten Hand auf eine sehr demüthigende Weise. Aber — wenn es das allein wäre, so wollte ich noch nicht einmal etwas sagen — sie hat mir jedoch alle meine Kleider zerrissen, und deßhalb trage ich auf einen Schadenersatz von 100 Frcs. an. — Präsident: Frau Chéronot — was haben Sie darauf zu erwiedern? — Frau Chéronot: Das sollen Sie sogleich hören!... Ich könnte mir einen Advokaten annehmen ... Gott sey Dank, man hat Geld, um die Schwarzröcke bezahlen zu können (sie klingelt mit Fünffrankenstücke in der Tasche), aber Gott hat mir eine Zunge zum Reden gegeben — und ich bediene mich ihrer .... Chéronot, mit einem tiefen Seufzer: O — das weiß Gott!... — Frau Chéronot, indem sie sich nach ihrem Manne umdreht: „Wirst Du schweigen!"... Die Sache verhält sich so: Dieser alte Gauner ist ein Trunkenbold, der meinen Mann verführt ... es ist wahr, ich habe ihm Vorwürfe gemacht, darauf sagte er, mein Mann sey ein .... ich mag das Wort gar nicht aussprechen, ich bin eine anständige Frau wie Jedermann weiß — kurz, mein Mann sagte: „wie — Du läßt Deinen Mann beschimpfen?" Diesen Vorwurf konnt' ich nicht ertragen: ich faßte den alten Wechselbalg beim Schopf und züchtigte ihn; ja — ja. — Was die zerrissenen Kleider betrifft, daran ist er selber Schuld, warum hat er sich gewehrt! Präsident: Das ist nicht die richtige Angabe der Thatsachen, der Kläger hat das Wort gegen Ihren Mann nicht ausgesprochen, dessen Sie ihn beschuldigen. — Chéronot: So gewiß nicht — als ... — Frau Chéronot: Wenn Du ein Wort weiter sprichst!... Ein Mensch wie dieser, der seine Frau, statt ihr Vertheidiger zu seyn, um Schutz anruft — muß schweigen!... Ich schwöre Ihnen, daß Chéronot gesagt hat: „Du läßt Deinen Mann beschimpfen?!..." Ich erinnerte mich, daß mir meine Mutter oftmals sagte, „die Frau ist dem Manne Gehorsam schuldig," und ich war gehorsam ... — Chéronot: Aber, ich habe ja gar nicht gesagt... — Frau Chéronot: Stille sag' ich! — Chéronot zieht den Kopf zwischen die Schultern, wie eine Schildkröte und verhält sich ruhig. — Frau Chéronot: Ich hoffe, Herr Präsident, daß Sie eine schwache Frau unterstützen werden, die ganz ohne Hülfe ist. Wenn Sie strafen wollen, so bestrafen Sie lieber meinen Mann. — Chéronot erhebt den Kopf, aber ein einziger Blick seiner Frau reicht hin, ihn zum Schweigen zu bringen. — Frau Chéronot: Das wäre auch ganz Recht, denn seinetwegen bin ich da ... und dann — ich bin Geflügelhändlerin und kann meine Freiheit nicht entbehren, weil ich Geld verdienen muß. Mein Mann ist ein Schreiber, der kann im Gefängniß so gut schreiben, als außerhalb ... Weiter habe ich nichts zu sagen; ich bitte um Ihren Beistand und ein gerechtes Urtheil. Das Tribunal verurtheilte das böse Weib zu zehn Tagen Arrest und 40 Frcs. Schadenersatz an den Kläger. H.

*** (Wäre viel Besonnenheit!) Der Schauspieler Odry in Paris wurde eines Abends bei der Bibliothek, Straße Richelieu, plötzlich von einem handfesten Kerl angefallen mit dem Ruf: „Die Börse oder das Leben!" Ohne außer Fassung zu gerathen, antwortet Odry: „Die Börse ist in der dritten Querstraße rechts, und das Leben betreffend, so rath' ich Euch, das Eurige zu ändern!" (Gesellschafter.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. März. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Sonntag, den 5. März. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) William Gawtry: Herr Conrad Degen, vom Stadttheater zu Bremen.

Montag, den 6. März. Zum Vortheil der Fräulein Kratky (zum Erstenmale): Thomas Riquiqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in 3 Abth.; frei nach dem Französischen des St. Georges und Leuven von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Esser. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 65. 6. März 1843.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Rosa befand sich in einem Zustande gänzlicher Erschlaffung. Sie lag zu Bette und schien von dem, was um sie her vorging, nicht das Geringste zu bemerken; Dumpfsinn hielt ihren Geist umfangen. Der Marquis verließ ihr Lager nicht. Die ganze Nacht hindurch lag sie in heftiger Fiebergluth, und der arme Vater fragte sich oft selbst, ob alles das, was er erlebte wahr, ob das sterbende Mädchen vor ihm, seine Tochter sey.

Noch immer hoffte er, wenn das Delirium vorüber sey, werde sie wieder zu sich kommen, und Gott würde nicht zugeben wollen, daß der Unschuldige die Strafe mit dem Schuldigen theile. Diese schmerzhafte Idee führte ihm die alte Negerin vor seinen Geist, und seine Wuth steigerte sich fast bis zum Wahnsinne.

Gegen Morgen erwachte Rosa; sie war sehr ruhig, aber sie weinte bitterlich.

„Wie ist Dir, mein Kind?“ fragte der unglückliche Vater.

„Vater,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „warum quälen Sie sich so? — ich bin gefaßt.“

Tamariz war nicht mit dem Marquis und seiner Tochter auf die Pflanzung zurückgekommen. Er hatte einen andern Weg eingeschlagen.

Zwei Meilen von Ginesterre, umgeben von wildem Gehölze, erhebt sich der schwarze Berg, eine rauhe hohe Felskuppe, auf allen Seiten von den herabstürzenden Quellen zerrissen, die die Flüsse der Insel bilden. Das Geräusch des Wassers und das Geheul der Winde, ist der einzige Lärm, der in dieser Einöde laut wird. Niemand wagt sich an diesen unheimlichen Ort, nur die flüchtigen Neger verbergen sich den Tag über in den Felsenrissen. Indessen konnte man einen Schwarzen bei Tagesanbruch sich mühsam einen Pfad durch das Gestrüppe bahnen und über Felsen klettern sehen, der den Eingang einer finstern Höhle zu erreichen strebte, aus welcher eine dünne Rauchsäule aufstieg. Es war eine Grotte, die gleichsam den Vorhof einer der tiefsten Abgründe des Berges bildete. Angekommen auf dem obersten Kranze, bückte sich der Neger, um in das Innere der Höhle einzudringen. Einige große Töpfe, ein Stein vom Feuer geschwärzt, und ein Lager von trockenen Blättern, bildete alles Geräthe der traurigen Wohnung. Im Hintergrunde der Grotte, auf dem Blätterbett, lag eine Negerin ausgestreckt. Ihre Augen leuchteten in der Finsterniß, wie die einer Katze; sie murmelte abgebrochene Worte vor sich hin. Die Gegenwart des Fremden schien sie nicht wahrzunehmen, und man hätte glauben sollen, sie unterhalte sich mit irgend einem unsichtbaren Wesen.

„Ich begegnete diese Nacht,“ sagte sie, „einem jungen Weißen, der von mir den Weg nach Ginesterre wissen wollte. O, ich erkannte ihn wohl und sprach: „Eilt Euch, eilt Euch, wenn Ihr die schöne Rosa noch einmal sehen wollt — sie wird bald sterben — ich selbst habe sie vergiftet! — Die Kugel seiner Flinte erreichte mich; aber meine Zunge hat ihm eine tiefere Wunde geschlagen!“

Die Alte suchte sich aufrecht zu setzen; ein Blutstrom drang aus ihrer Brust.

„Ich leide große Schmerzen,“ fuhr sie fort, nachdem sie einen kläglichen Schrei ausgestoßen hatte; „aber Du leidest doch länger, Meister — sie wird einen langen Todeskampf haben, Deine Tochter! Weinet nicht, flüchtige Neger, wenn Ihr beim Anzünden des geheimnißvollen Feuers meinen Leichnam findet; Louise stirbt gerne — Louise stirbt gerächt!“

Der Neger kniete vor der Sterbenden und sagte mit bittender Stimme:

„Erkenne Deinen Sohn, Mutter; er muß mit Dir reden!“

Beim Klang dieser Stimme fuhr die Alte mit der Hand über die Augen und besann sich eine Weile. „Tamariz!“ sagte sie endlich.

„Ich bin's!“ sagte Jener freudig. „Ich bin Euer Sohn!“

„Was suchst Du hier?“ fragte die Alte.

„Der Neger ist der Schatten der jungen Weißen, wenn sie stirbt, so muß er mit vergehen. Tamariz kommt, um Dich um das Kraut zu bitten, das sie retten kann.“

„Du willst, daß sie für einen Andern lebe, — daß sie lebe für den, der mich getödtet hat?“

„Die Mutter wird die Nacht von einem Felsen gefallen seyn und sich verwundet haben. Der, von dem sie spricht, ist abgereis't; er konnte nicht zurückkommen.“

Die Alte lachte spöttisch. Bei einer Bewegung, die sie machte, stürzte ein frischer Blutquell aus ihrer Brust. Sie sank erschöpft auf ihr Lager.

„Das Gegengift!“ schrie Tamariz, „das Gegengift! Nur Du kannst es geben!“

Die Negerin versuchte noch einmal sich aufzurichten, aber alle ihre Anstrengungen waren vergebens. Sie drehte den Kopf nach der Seite, auf welcher Tamariz kniete, und warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Niemals!“ keuchte sie, „niemals!“

Tamariz faßte sie beim Arm, und indem er die Zähne knirschend zusammenschlug, schrie er: „Ich lasse Deine Seele nicht ziehen, Ungeheuer, bevor Du mir das Gegengift gegeben!“

„Du drohest Deiner Mutter,“ erwiederte die Alte mit letzter Anstrengung. „Ich fürchte Dich nicht — ich — sterbe!“

Ein dumpfes Röcheln hob die Brust der Sterbenden noch einige Male, die Augen schlossen sich allmählig, ihre Hände ballten sich und bewegten sich nach der Brust — sie war nicht mehr.

Der Neger floh aus der Grotte, ohne einen Blick hinter sich zu werfen; Verzweiflung peitschte ihn, wie ein Wahnsinniger kletterte er den Berg hinunter, lief durch den Wald wie ein gehetztes Wild, bis er, von der Höhe eines Felsen herab, den Ocean sah. In der Ferne lag ein Schiff vor Anker, ein matter Lichtschein und ein weißer Nebelrauch stiegen auf von seinem Bord. Das Echo lies das dumpfe Rollen eines Kanonenschusses vernehmen. Tamariz änderte seinen Lauf und wandte seine Schritte nach dem Ufer des Meeres.

Kaum war er dort angelangt, so sah er einen Menschen auf der Erde liegen. Eine Flinte lag ihm zur Seite im Sand. An den Kleidern konnte Tamariz den Mann nicht erkennen, bloß der Hut von Wachstuch, der in einiger Entfernung von ihm lag, ließ vermuthen, daß der Unbekannte zu der Schiffsmannschaft gehörte. Der Kanonenschuß, welcher noch dumpf widerhallte, war ohne Zweifel das Zeichen zur Abfahrt. In dieser Vermuthung nahm der Neger die Flinte des Fremden, band sein Sacktuch an die Mündung des Laufes, und schwang diese improvisirte Fahne über seinem Haupte, um die Schiffswache aufmerksam zu machen. Der Versuch glückte; es ward alsobald ein Boot ins Meer gesetzt, und vier kräftige Ruderer eilten dem Winkenden entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Rhl.

I. Allgemeine Notizen.

Die reizenden Ufer des Lahnthales haben noch wenige Schilderer gefunden, aber gewiß unverdient; die vielen historischen Denkwürdigkeiten, Sagen und Mährchen, welche die Gauen auch dieses deutschen Flusses beleben und schmücken, sind noch wenig erzählt worden, aber wiederum unverdient. Der Heuschreckenzug der reisenden Engländer hat in seinem verheerenden Fluge diese stillen Thäler bis jetzt noch ziemlich verschont, aber es wäre ein großes Wunder, wenn nicht über kurz oder lang auch hier der poetische Boden bis zur trockensten Prosa platt getreten würde von jenen rastlos umher irrenden Reisemaschienen.

Die Ufer der Lahn sind aber bei weitem nicht so interesselos, wie wohl Mancher glauben dürfte. Hohe Naturschönheiten, ein seltener Productenreichthum, eine Masse historischer Denkwürdigkeiten, und ganz besonders eine Reihe höchst eigenthümlicher Kunstdenkmale des Mittelalters, die in kunstgeschichtlicher Hinsicht noch lange nicht genug gewürdigt sind, zeichnen den Lahngau in mehr als einer Hinsicht aus.

Eine überaus originelle, großartige Blüthe der *byzantinischen Baukunst* hat sich hier entfaltet, bedeutsam um so mehr, da sie uns nicht blos in vereinzelten Resten erhalten ist, sondern vielmehr durch eine ununterbrochene Kette in genetischer Entwicklung in einander greifender Werke eine ganze kunstgeschichtliche Bildungsepoche, die in Einem Boden wurzelt, uns versinnlicht; und dieß dürften wir wohl an wenig andern Orten treffen. Es ist so viel wir wissen, noch nie auf diesen merkwürdigen Punkt aufmerksam gemacht worden; wir versuchen es daher, den kurzen Abriß einer *kunsthistorischen Stammtafel* dieser Denkmäler zu geben.

In der uralten Stiftskirche zu Dietkirchen, mehr noch in den Trümmern der alten kleinen Basilika, welche jetzt von den Thürmen des größeren (gothischen) Domes in Wetzlar umschlossen ist, zeigt sich *die erste Vorstufe der Entfaltung byzantinischer Kunst*, noch mit Anklängen des verschwindenden Heidenthums vermischt. — Dann folgt der Limburger Dom: *die Byzantinik in der ganzen Fülle ihrer Kraft*, doch noch ein Weniges mit dem Beigeschmack des Drückenden, Starren, Massigen behaftet, aber in höchst genialer Ausführung: vielleicht das originellste, reinste byzantinische Baudenkmal in ganz Deutschland. — Hieraus entwickelt sich *ein freierer Styl* in der Abtei Arnstein, doch nur als Uebergang. Schade, daß hier der Fortschritt nicht ganz rein und ungetrübt zu verfolgen ist; denn wenn schon dieses Gebäude das Gepräge seiner Zeit nicht verläugnen kann, so rührt es doch allem Anscheine nach von einem untergeordneteren Meister her, der da und dort in die alte Plumpheit wieder zurückfällt. — *Die äußerste Spitze der Entwickelung zum Zierlichen* repräsentirt sich in den anmuthigen Formen der Johanniskirche bei Niederlahnstein. Leider droht dieses sehr bedeutsame Kunstwerk in Kurzem ganz und gar in Trümmer zu sinken.

Alle diese Baudenkmale stehen an der unteren Lahn, allein genau hier sich anschließend treten nun die *gothischen Kirchen* des Oberlahngau's auf.

Zuerst die Elisabethenkirche in Marburg, den *Uebergang vermittelnd*, großartig und gewaltig in den Umrissen und der Idee, aber in der Ausführung des Einzelnen noch nicht zu der reichen Entfaltung des späteren gothischen Styles durchgebildet. — Die Klosterkirche zu Altenberg. Hier ist auf's allerschärfste und detaillirteste nachweisbar, wie man das Muster der Elisabethenkirche vor Augen, unmittelbar nach ihr sich *weiterbildete*, wie man die einzelnen Mängel derselben mit seltenem Glücke besserte, das Unharmonische zur Harmonie umschmolz. Doch gilt dieß nur von der Ausführung: der Plan, die Idee des Ganzen verräth mönchische Befangenheit. *Die höhere Einheit Beider* bildet der Wetzlarer Dom: kühn in der Anlage des Ganzen, reich in der Ausführung, ein herrliches Denkmal der schönsten Blüthezeit mittelalterlicher Kunst, leider nur halb vollendet.

Die Nachblüthe und den Verfall der gothischen Architektur kennt das Lahnthal nicht: der Flor seiner Städte war dafür zu frühe gesunken.

Nicht minder merkwürdig ist der *Productenreichthum* dieser Gegenden. Schon in alten Zeiten nannte man den mittleren Lahngau, die goldene Grafschaft. Der *Weinbau* war frühe schon an den Lahnbergen heimisch, ja in den alten Zeiten ausgebreiteter als jetzt. Es könnte dieß auffallen, denn in einer Zeit, wo z. B. eine Landgräfin von Hessen (1479) einer nassauischen Gräfin einen Korb voll Birnen als seltenes Geschenk überschickte, war doch unstreitig das Klima viel rauher. Allein wir dürfen auch nicht an unsere veredelten Weine denken. Es mag vielmehr jener Lahnwein ein sehr herbes, saueres Getränk gewesen seyn, dafür zeugt die fast allgemeine Sitte durch starke Gewürze, Honig u. dergl. den Wein erst trinkbar zu machen. Auf ähnliche Weise bereitete man damals in diesen Gegenden *Schlehenwein*, der, wie uns berichtet wird, *ein sehr beliebtes Getränk bei Damen war!* ja, der sogar an der Tafel des hier ansässigen nassauischen Grafen getrunken ward; denn auf einer alten Rechnung des Nassau-Dillenburger Hofes vom Jahre 1466 sind ausdrücklich mehrere Wagen voll Schlehen angeführt, welche man für den Bedarf der gräflichen Hofkellerei angekauft hatte. Ein gleichzeitiger Chronist bemerkt über diesen Wein: „*Es war ein sehr süßes Getränke!*“ Dieß gibt uns einen aufklärenden Wink, wie wir die Weinbereitung jener Zeit überhaupt zu denken haben. — Trotz der geringen Qualität ward aber

dennoch der Rebensaft in ganz anderer Quantität getrunken, wie heutzutage. So erzählen uns alte Urkunden, daß der nassauische Graf Johann V., als er sich 1456 mit wenigen Begleitern sechs Wochen lang auf seinem Schlosse Dillenburg aufhielt, mit dieser kleinen Gesellschaft zusammen an fünf und fünfzig Ohm *) Wein getrunken! Ja, als im Jahre 1446 eine nassauische Gräfin Maria in Begleitung ihres Schwagers, des Grafen Engelbert, eines Grafen von Waldeck und eines Herrn von Westerburg nach Hadamar kam, sollen diese Vier (nach einer Bemerkung des damaligen Hadamarischen Rentmeisters) innerhalb drei Tagen fünf Ohm Wein aufgetrunken haben. Ohne Zweifel hatten sie aber wohl einige Gäste dazu. — Durstige Kehlen scheinen überhaupt damals allgemein gewesen zu seyn. Man kann dieß für die Lahngegenden sehr leicht berechnen, weil in jenen Zeiten aller Weinzapf in den Wirthshäusern landesherrliches Monopol war **), und die Abrechnungen darüber noch vorhanden sind. Hieraus ergibt sich in der That im Vergleich mit der Gegenwart ein erstaunliches Resultat. Selbst wenn man die gestiegene Zahl der Bevölkerung nicht mit in Anschlag bringt, müssen doch die jetzigen Nassauer gleich alten Siechenweibern trinken im Vergleich mit ihren mannhaften Vorfahren. Dieß hat aber für unsre Gegend zumeist seinen Grund wohl darin, daß sich der Weinbau an der Lahn überhaupt jetzt ganz anders gestaltet hat. Die Oberlahn hat jetzt fast keinen Weinberg mehr, früher hingegen waren ihre Ufer von Marburg an abwärts ganz mit solchen bedeckt, und besonders Löhnberg bei Weilburg seines trefflichen Weinwachses wegen berühmt. Gegenwärtig beginnt der Weinbau erst bei Runkel. Es wird hier in guten Jahrgängen ein ausgezeichneter, schwerer, feuriger, etwas herber rother Wein erzielt, der zwar auch in den Handel kommt, doch meistens unter falschem Namen und häufig als Asmannshäuser figurirt; dagegen bei nur mittelmäßigem Herbst bringt die etwas zu rauhe Gegend ein kaum genießbares Getränk hervor. Dieß ist überhaupt bei allen Lahnweinen der Fall und wohl der Grund, weßhalb man fast alle Weinberge an der Oberlahn ausgerottet hat. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten

*** Frankfurt. (Theater.) Am 27. Februar wurde zum Vortheile der Mad. Frühauf zum Erstenmale aufgeführt: Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Auch dieses Stück beurkundet wieder in einem hohen Grade das unbestreitbare Talent der französischen Bühnendichter, durch drastische Effekte auf das Publikum zu wirken. Die strenge Kritik wird diesem Schauspiele zum Vorwurfe machen, daß darin die Tugend die Feuerprobe der Sinnlichkeit auf eine Weise zu bestehen hat, welche die Grundsätze der Moral nicht billigen können; eben so wenig wird sie sich mit der Aufeinanderhäufung von Zufällen und Unwahrscheinlichkeiten einverstanden erklären, womit es jene überrheinischen Dichter bekanntlich nicht so genau nehmen. Der Beifall, den unser Publikum dem neuen Stücke zollte, war so außerordentlich und ungewöhnlich, daß man in der That Anstand nehmen möchte, ihm den Genuß durch eine kritische Analyse verkümmern zu wollen. Der sichtbare Fleiß, womit das Stück einstudirt und in Scene gesetzt worden, mag nicht wenig zu dem glänzenden Resultate beigetragen haben, das ihm zu Theil wurde. Mad. Frühauf gab die äußerst schwierige Rolle der Chonchon, deren Darstellung den feinsten, sichersten Takt erfordert, mit dem ihr eigenthümlichen künstlerischen Auffassungstalente, indem sie jede allzugrelle Färbung milderte und die Klippen geschickt zu umschiffen wußte, woran die Darstellerin dieser Rolle so leicht scheitern kann. Der Gesang der Mad. Frühauf befriedigte über alle Erwartung. Demoiselle Herrmann (Fanchon) entsprach allen Anforderungen ihrer Aufgabe, und in manchen Momenten ihres Spiels überraschte sie das Publikum durch Innigkeit und Wahrheit des Ausdrucks. Dem Vernehmen nach verläßt Dem. Herrmann unsere Bühne. Die Direktion hat ihr den Kontrakt gekündigt: Wird jene einen genügenden Ersatz bieten können? — Ergötzlich war Herr Meck als Commandeur. Diese Rolle hat etwas Widriges; um so größer war das Verdienst des Darstellers, der es durch seinen Humor in den Hintergrund zu drängen wußte. Herr Nork stellte den gutmüthigen Pierrot mit Lebendigkeit und recht ansprechender Natürlichkeit dar. Der alte Savoyarde ward von Herrn Weidner auf eine Weise gegeben, die, besonders in einzelnen Scenen, an die Blüthenzeit seines Künstlerlebens erinnert. Eine ganz vortreffliche Leistung war die der Dem. Hoffmann, als Fanchon's Mutter. Der herzergreifende Ausdruck, womit sie diese Rolle spielte, gewann ihr den einstimmigsten Beispiel des Publikums, der sich gleich nach dem ersten Akte durch ehrenvolles Hervorrufen kund gab. Dem. Hoffmann ist unstreitig eines der brauchbarsten Mitglieder unserer Bühne. Im Schauspiel, in der Oper, im Lustspiel und in der Posse, überall ist sie zu Hause, überall wirkt sie mit gleichem Erfolge. Unermüdlicher Fleiß, bescheidene Ansprüche, fast ununterbrochene Beschäftigung, eine unverwüstliche physische Organisation — was kann eine Direktion mehr verlangen! Der Krankenliste unseres Theaterzettels ist ihr Name fremd. Das Chorpersonal, welches die schönen Chöre gut ausführte, verdient lobende Anerkennung. Die Musik zu dem Drama von Schäfer (früher Tenorist in Hamburg) ist sehr gefällig, melodiös, und der Handlung glücklich angepaßt. Die Wiederholungen dieses Stückes werden der Theaterkasse sehr ersprießlich seyn; leider aber vernehmen wir, daß Mad. Frühauf neuerdings wieder unwohl ist. Eine Theaterdirektion ist wahrlich beklagenswerth, welche sich in ihren Bestrebungen, den Wünschen des Publikums zu entsprechen, durch die so selten möglich werdende Verwendung zweier ihrer talentvollsten Mitglieder (Mad. Frühauf und Dem. Rudersdorf) deren physische Kraft nicht mit ihrem schweren Berufe im Einklange steht, fortwährend gehemmt sieht. Die Direktion soll übrigens zur bevorstehenden Messe solche Dispositionen getroffen haben, daß unsere Oper weder eine Prima Donna, noch unser Schauspiel eine Prima Amorosa vermissen wird. —

*** (Aus Frankreich.) Der Monat Januar war leider reich an großen Unglücksfällen, welche die entfesselten Elemente verursachten. Die Journale scheinen sich nunmehr, Gott sey Dank, in Berichten über Ueberschwemmungen, Wolkenbrüche, Schneelavinen und Meeresstürme erschöpft zu haben. Von allen Küsten des Ozeans und des mittelländischen Meeres her, verlautete täglich neue Kunde von Tod und Verderben. Unter allen traurigen Ereignissen, welche der furchtbare Sturm hervorrief, der in der ganzen Meerenge zwischen Frankreich und England wüthete, war wohl keines schrecklicher, als der

---

*) Für dieses an's Unglaubliche gränzende Faktum muß ich wohl meinen Gewährsmann anführen. Es steht in Arnoldi's Geschichte der nassau-oranischen Lande. 3. Bd., 2. Abth. A. schöpfte unmittelbar aus dem Dillenburger Archive.

**) Er ward durch öffentlich besoldete Schenken verwaltet. Von dieser ganzen Einrichtung schreibt sich höchst wahrscheinlich unsre heutige Accise her. — Etwas Aehnliches findet sich noch jetzt in Bezug auf's Bierbrauen in Hohenzollern-Hechingen; das Brauen nämlich ist ausschließlich landesherrliches Monopol, und jeder Wirth verpflichtet, seinen Bedarf an Bier aus den fürstlichen Brauereien zu beziehen.

Untergang jenes prächtigen englischen Dreimasters, der, nach sechsmonatlicher Fahrt, mit reichen Schätzen aus Indien beladen, zurückkam, und nicht mehr weiter als einige Meilen hatte, um in die Themse einzulaufen! Aber das Meer war unerbittlich, der schöne Segler ging rettungslos verloren. Kaum gelang es einigen Menschen, die, wie durch ein Wunder erhalten wurden, dem furchtbaren Orkane zu entkommen, um Nachricht über diese Schreckenskatastrophe ertheilen zu können. Die folgenden Tage fand man an der Küste, von den Wellen herbeigespült, Schiffstrümmer, Leichname und einzelne Bruchstücke der kostbarsten, reichen Ladung, deren Betrag wenigstens auf einige Millionen geschätzt wird. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Reste der verschiedenen Reichthümer, welche die Alles verschlingenden Wasser verächtlich an das Ufer schleuderten, so verdorben waren, daß sie wenig oder gar keinen Werth mehr hatten. Indessen wurde bald ein Gerücht ruchtbar, das in bewunderungswürdiger Schnelle sich verbreitete und die Neugierde und Aufmerksamkeit der benachbarten, küstenbewohnenden schönen Welt in Anspruch nahm. Man sagte sich's freilich nur ganz leise in's Ohr, denn die Sache laut werden zu lassen, hätte man nie gewagt, indem dadurch eine unerhörte, nie wiederkehrende, in ihrer Art einzige Gelegenheit, sich zu bereichern, entgangen wäre. Das gescheiterte Schiff, erzählte man sich, hatte außer andern kostbaren Waaren, auch eine große Quantität ächt indischer Shawls an Bord. Es waren die herrlichsten Tücher, wie man sie niemals in Europa gesehen hatte und kamen direkt aus Calcutta und Bombay; sie waren für die ersten und reichsten Häuser London's, für Holmes und le Bâtard bestimmt! Eines der brillantesten Handelshäuser in Paris, Brousse, hatte ebenfalls die Versicherung, einen Theil von dieser Waare zu erhalten. Nur Brousse, Holmes und Bâtard allein waren im Stande, solche herrliche, feine Cachimirs zu erstehen. — Ein armer Bauer von der Küste hatte das Glück, diesen Schatz zu finden; er trug ihn in seine Hütte, und da er den enormen Werth dieser Gewebe nicht kannte, so verkaufte er sie um spottwohlfeile Preise. Man kann sich denken, wie geschwind diese Neuigkeit circulirte, und wie man sie mit Eifer aufnahm. Um eine Bagatelle einen indischen Shawl erhalten zu können, wie sie Holmes und Bâtard in London erwarteten, um ihren Häusern neuen Glanz zu verleihen, war gewiß ganz unerhört, und von zwanzig Meilen aus der Umgebung sah der arme Landmann die Käufer herbeiströmen, die sich begierig um die Shawls zankten. Natürlich fehlte es auch an Spekulanten nicht, die sich mit der größten Vorsicht bei der Sache benahmen und sich ungeheuern Gewinn versprachen; denn was sie hier bei dem unwissenden Bauer mit einigen hundert Francs bezahlten, dafür hofften sie Tausende von Guineen zu erhalten. Auf einmal jedoch war der Bauer verschwunden und die Entwicklung des seltsamen Schauspiels, in welchem die indischen Shawls eine so große Rolle spielten, und schon das Glück genossen, sich auf erlauchte und noch höhere Schultern geschwungen zu haben, nahete sich auf die unerwartetste Weise ihrem Ende. Die Shawls waren, mit so vieler Wahrscheinlichkeit sie auch für indische verkauft wurden, nichts anders, als ächt französische, die niemals die halbe Welt umsegelt, noch von dem Sturm ans Ufer geworfen worden. Ihre Geschichte war bei Weitem nicht so kläglich. — Einen Industriellen ließ der arge Wind vermuthlich nicht schlafen und er hatte, in Folge dieser Schlaflosigkeit, eine glückliche Idee; denn als er des Morgens von einem gestrandeten Schiff hörte, das aus Indien kam, so eilte er alsbald mit der Diligence mit einem ansehnlichen Ballen Cachemirs an die Küste, verständigte sich mit jenem Bauer und lachte sich heimlich in die Faust. Die Welt will ja betrogen seyn! H.

*** (Die giftigen Thiere der Tierra Caliente in Mexico.) Das geistvoll geschriebene Buch der Mdme. Calderon de la Barca, „Life in Mexico“, enthält über die giftigen Thiere der heißen Region folgendes: „Es gibt noch (außer Klapperschlangen u. s. w.) andere giftige Reptilien, gegen deren Biß kein Mittel hilft, und Nachstehendes ist eine auf bester Autorität beruhende Liste nach den einheimischen Namen. Es gibt eine Chicaclina, eine gestreifte Viper von schönen Farben, die Coralillo oder korallenfarbige Viper mit schwarzem Kopf, und den Vinagrillo, ein Thier wie eine große Grille; wenn dieser ins Zimmer kommt, so erkennt man ihn an einem starken Essiggeruch. Er ist orangefarb, und macht, wenn er einem über die Haut hinwegläuft, keine Schmerzen, läßt aber einen langen Streif von tödtlichem Gift zurück. Der Biß der eidechsenartigen Salamanquesa ist tödtlich; der Escaloncillo stirbt vor Wuth, wenn er sich auf Jemand wirft und am Beißen verhindert wird; der Cencoatl hat fünf Füße und leuchtet im Dunkeln, so daß man glücklicherweise vor der Nähe dieser Thiere auf mannichfache Weise gewarnt wird. Ferner findet sich eine schöne, schwarze und rothe Spinne, Chinclaquili genannt, deren Stich durch alle Knochen Schmerzen macht; das einzige Mittel dagegen ist, sich mehrere Tage in einem mit Rauch gefüllten Zimmer aufzuhalten. Endlich gibt es Taranteln und Cacampulgaspinnen. Die erste ist ein abscheulich aussehendes, weiches, fettes, mit dunkeln Haaren bedecktes Thier, und man sagt, das Pferd, das auf ein solches trete, verliere augenblicklich den Huf; doch dieß bedarf der Bestätigung.“ (Ausland.)

Zweisylbige Charade.

Mein Erstes wird gefunden
Auf Erden überall,
Nur such' es nicht in Gräbern
Und nicht im Wasserschwall.
Mein Zweites ist das Schrecken
Für den gefangnen Mann,
Und ist der Großen Freude,
Und ist der Diebe Bann.
Auch tragen es die Damen,
Am Ridikül herum.
Das Ganze hebet Thoren
Bis in's Elysium.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. März. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) William Gawetry: Herr Conrad Degen, vom Stadttheater zu Bremen.

Montag, den 6. März. Zum Vortheil der Fräulein Kratky (zum Erstenmale): Thomas Riquiqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in 3 Abth.; frei nach dem Französischen des St. Georges und Leuven von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Esser. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur. Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 66. 7. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Noch hatte der Unbekannte kein Lebenszeichen von sich gegeben. Tamariz legte die Hand an dessen Brust und fühlte das Herz schlagen. Er lief nach einer Quelle, die nicht weit davon aus einem Felsen sprang. Als er zurückkam, drehte er den Kopf des Ohnmächtigen um, der mit dem Gesichte im Sand lag — aber kaum hatte er diese Züge erkannt, so ließ er das Haupt fahren, und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer, als ob er auf eine Schlange getreten hätte. Ein mächtiger Haß, ein ihm sonst fremder Neid bemeisterte sich seines ganzen Wesens; er trug ein Messer an seiner Seite — unwillkürlich fuhr die Hand darnach — schon hob er den Arm, um den tödtlichen Streich zu führen, doch plötzlich warf er die Waffe weit weg, indem er ausrief:

„Nein! — sie würde zu viel leiden!“ —

Sodann goß er einige Tropfen Wasser auf das blasse Angesicht. Diese Erfrischung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Augen des Leidenden öffneten sich, seine Lippen bewegten sich, und in abgebrochenen Sätzen stammelte er .... Rosa .... Ginesterre .... Louise .... verloren .... ich reise nicht .... Er verlor aufs Neue das Bewußtseyn, ohne den Neger bemerkt zu haben.

Die Schaluppe landete, und zwei Matrosen stiegen aus und gingen zu Tamariz.

„Ist er todt?“ fragte Einer der Seeleute, als er den Körper auf der Erde ausgestreckt liegen sah.

„Fast sollte man's glauben,“ sagte der Andere, „weil er die Kanonenschüsse nicht gehört hat, die man schon seit einer Stunde abfeuert.“

„Schon während acht Tagen, seitdem uns der Wind an diese Stelle bannt, verläßt er jeden Abend das Schiff, und der Teufel weiß, wo er herumgeht. Wir müssen ihn jedesmal wieder herbei schaffen, und der Kapitän sagt kein Wort zu diesem Unfug!“

„Es ist einmal unser Dienst,“ sagte der Andere, „und dies wird hoffentlich das Letztemal seyn, daß wir ihn versehen. He da, Schwarzbrauner,“ wandte er sich zu Tamariz, „hilf uns den Klotz in die Schaluppe schleppen, geschwind, der Wind bläßt in die Segel. Ohne diesen verdammten Passagier hätten wir heute schon gut zehn Meilen zurückgelegt. Wenn er krank ist, so kann ihn der Schiffschirurg kuriren, und ist er todt, so mag ihn der Pfaff wie einen Christen ins Wasser versenken.“

„Er ist nur ohnmächtig, Cameraden,“ sagte Tamariz.

„Cameraden! — Ich glaube der Schwarze hat Lust sich zu emancipiren! Wenn wir Zeit zu verlieren hätten, so wollte ich Dich lehren, wie man mit seinen Vorgesetzten spricht.“

Der alte Matrose zeigte seinen Dolch, und würde vielleicht seiner Drohung Nachdruck gegeben haben, wenn ihn die entschlossene Miene des Negers nicht stutzig gemacht hätte. Indessen wurde der Ohnmächtige eingeschifft und Tamariz verweilte am Ufer, bis er das Schiff am Horizont verschwinden sah. Sodann ging er nach Ginesterre, und brachte dem Marquis die Nachricht von dem Tode der alten Louise. Alles andere verschwieg er sorgfältig.

Auf Ginesterre schien alles Glück auf einmal verschwunden zu seyn. Auf den Ausbruch der Verzweiflung war eine trübe Erstarrung gefolgt. Rosa lebte wie in einem fortdauernden Traume; sie war überzeugt von dem Tode, den sie im Busen trug, und dennoch konnte sie sich des Glaubens nicht erwehren, es müsse ein Augenblick kommen, der sie von ihren Leiden befreite. Außer Tamariz war ihr trauriges Loos Niemanden bekannt, und die Klugheit, welche den Marquis schon einmal gehindert hatte, gegen Louise hart zu verfahren, erheischte es, das traurige Geheimniß zu bewahren, so viel als möglich. Das Gift ist die Waffe, zu welcher der Sclave seine Zuflucht nimmt, wenn er sich rächen will.

Dieser Zwang und die ewige Sorge, in welcher der Marquis lebte, erregte lebhaft das Verlangen in ihm, San Domingo zu verlassen. Er verfügte sich deßhalb öfters in die Stadt, um seine Geschäfte zu ordnen und seine Domainen andern Händern zu übergeben. Wenn er zurückkam, suchte er in den Zügen seiner armen Tochter die Fortschritte der schleichenden Krankheit zu lesen, und leider fand er immer mehr — wie alle Aerzte, die aufzubringen waren, ebenfalls versicherten — daß wohl keine Rettung für sein armes Kind möglich wäre! Dennoch hatte er Hoffnung, da er die Ursache der Krankheit kannte, in Paris einen Arzt zu finden, der seiner Tochter die Genesung wiedergeben könnte.

Tamariz theilte seinen Schmerz zwischen Rosa und seinem Herrn. Den Tag über war er ruhig, aber die Nacht hindurch, wenn ihn seine Hütte einschloß, unterdrückte er die Ausbrüche seiner Qual, indem er ein blaues Tuch an sein Herz preßte.

Der Tag der Abreise war gekommen. Der Marquis, Rosa und Tamariz, der sich schlechterdings nicht abhalten ließ, seine Herrschaft zu begleiten, schifften sich ein und das Fahrzeug ging mit gutem Winde unter Segel.

Nach einer beschwerlichen Ueberfahrt langten sie in Paris an. Madame Rollier hatte Alles zum Empfange bestens in Bereitschaft gesetzt. Das Erste war, die berühmtesten Aerzte in Berathung zu ziehen. Der Eine schlug eine Reise in die Schweiz vor, der Andere rieth Zerstreuung, die Klügsten schwiegen ganz. Rosa griff nach dem Mittel der Zerstreuung —

aber nicht sowohl, um ihre Gesundheit zu erlangen — als vielmehr ihn wieder zu finden. Auf allen Bällen, bei allen Soireen — in jedem Concerte zeigte sie sich, doch leider, Eugen war nirgends zugegen. Nach Verlauf einer geraumen Zeit gab Rosa alle Hoffnung auf, sie war gefaßt zu sterben, ohne den Geliebten wieder gesehen zu haben.

Der Gesundheitszustand des Marquis erregte indessen große Bedenklichkeiten. Die schnelle Umwandlung des Klimas wirkte nachtheilig auf seinen Organismus ein. Die Kräfte verließen ihn, sein Rücken krümmte sich und die Augen schauten trübe aus ihren tiefen Höhlen. Die Vorboten des Todes waren gekommen, er fühlte es wohl und theilte dies seiner Schwester und seiner Tochter mit. Eines Abends, als Beide sich in seinem Zimmer befanden, saß der Marquis vor einem Tisch, mit Papieren bedeckt. Er schien leidender als je. Seine Hände waren kalt und er mußte von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirne wischen, der eiskalt aus den Poren drang.

„Herr Eugen Raymond ist ein Freund, auf den man sich verlassen kann," sagte der Marquis.

Rosa erröthete.

„Er hat meine Anordnungen treu und redlich ausgeführt. Warum kann ich ihm nicht danken? Mein Geschäftsführer hat ihn ein einziges Mal gesehen und kein Mensch kann mir Auskunft über seinen Aufenthalt geben."

„Kein Mensch!" sagte Rosa traurig.

„Er ist ohne Zweifel nach der Colonie zurückgekehrt. Ich bedaure das sehr, denn er würde mir hülfreich gewesen seyn, Deine Zukunft zu sichern."

Rosa warf einen schmerzhaften Blick auf ihren Vater, als hätte sie sagen wollen: Du weißt wohl, daß ich keine Zukunft habe! — (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Rhl.

(Fortsetzung.)

Im Mittelalter, namentlich im 13. und 14. Jahrhunderte, blühte ein nicht unbedeutender Handel in diesen Gegenden. Limburg war der Hauptmarkt für den Unterlahngau, Wetzlar und Herborn — durch seine Wollmanufacturen und seinen Verkehr mit Köln bedeutend — für die Oberlahn. Im Jahr 1366 konnte noch Heinrich von Nassau, genannt Schneidleder (etwa so viel wie „Haudegen"), ein Kölner Domherr, den mit seines Vaters Geleit zur Frankfurter Messe ziehenden Limburger Tuchwebern, die er beim Kloster Thron überfiel, dreihundert Stücke Tuch abnehmen. Allein diese gute Zeit dauerte nicht lange, der Wohlstand an der Lahn begann bald zu sinken, und der dreißigjährige Krieg vollendete den Ruin des Ganzen, er verbreitete das tiefste, schrecklichste Elend über diesen Landstrich. Die meisten Städte waren niedergebrannt, ganze Dörfer ausgestorben, pestartige Seuchen wütheten ringsum. In einem Dorfe nahe bei der Stadt Nassau an der Lahn war zuletzt nur noch die Kuhhirtin übrig geblieben. Sie konnte keine Nahrung mehr für sich auftreiben; denn nur noch verwilderte, wüthende Hunde, die sich von den vielen unbegrabenen Leichen nährten, bewohnten die Gegend. Da öffnete sie ihrem vor wenig Tagen verstorbenen Vater den Kopf, nahm das Gehirn heraus und bäckt sich dasselbe. „Als man sie nachher gefragt, wie es geschmeckt," fügt der alte Berichterstatter ganz trocken hinzu, „sagte sie, es habe gut geschmeckt."

Auch die beiden Universitäten des Oberlahngaues, Marburg und Herborn, welche vorher so kräftig aufgeblüht waren, wurden durch diesen verheerenden Krieg dem Untergang nahe gebracht. Als nun vollends kurze Zeit nachher die Marburger Fakultäten sich trennten und dadurch eine neue Hochschule, Gießen, entstand, war eigentlich allen dreien der Todesstoß gegeben. Als ein charakteristisches Zeichen der Barbarei und des Vandalismus der damaligen Zeit, möge hierbei folgender Zug Erwähnung finden. Bei eben jener Trennung ward alles mobile Eigenthum der Marburger Universität zu gleicher Hälfte abgetheilt, um so die neue Hochschule zu dotiren. Als man jedoch an die Bibliothek kam, fand sich's, daß gerade die Codices und seltneren Werke nur Einmal vorhanden waren. Man schnitt daher ohne alle Umstände diese kostbaren Bücher in der Mitte durch, so daß sich jetzt noch die Eine Hälfte in Marburg, die Andere in Gießen befindet.

Gegenwärtig strebt man die verschwundene Blüthe der Städte wieder zurückzuführen, dem gesunkenen Handel und Verkehr neuen Aufschwung zu geben, durch die projectirte völlige Schiffbarmachung des Flusses. Dieß mag allerdings zur Erreichung mancher erwünschten Zwecke führen, zumal da durch den immer ergiebigeren Betrieb des Bergbaues und die täglich zunehmenden Kohlenbrennereien an der obern Lahn das Bedürfniß eines solchen Verbindungsweges mit den bedeutenden Hüttenwerken des untern Flußgebiets immer dringender wird: allein ob man je zum vollen Resultat gelangen werde, dürften folgende Gründe ziemlich unwahrscheinlich machen.

Die Lahn ist nur bei hoher Fluth schiffbar, d. h. im Frühjahr und im Herbst; im Sommer ist ihr Bett ungemein seicht. Mit jedem Decennium aber nimmt der Wassermangel und die Versandung des Flusses mit Riesenschritten zu: dieß rührt wohl größtentheils daher, daß ihre Hauptquellen, wie die ihrer meisten Zuflüsse auf den Absenkungen des Westerwaldes liegen, eines flachen Waldgebirges, welches durch die steigende Lichtung der Wälder immer wasserärmer wird. In alten Zeiten war es ganz anders. Die großen Sandsteinquadern z. B., aus welchen der Wetzlarer Dom erbaut ist, wurden zu Schiffe von Marburg herab geholt: dieß wäre jetzt völlig unmöglich. Ferner: Im 15. Jahrhunderte war nicht nur, was für höheren Wasserstand zeugt, bedeutende Salmfischerei in der Lahn, selbst die Dill (ein kleines Nebenflüßchen) führte Salmen, ja auch hier waren sie so häufig, daß man ein Gesetz über den Salmenfang in der Dill zu erlassen nöthig fand, welches uns noch aufbewahrt ist. Allein wie dieß allmählich abnahm, läßt sich daraus ersehen, daß die Gemäldesammlung des Weilburger Schlosses die Abbildung eines Salms enthält mit der Unterschrift: Dieser seltene Fisch sey im Januar 1659 in der Lahn bei Weilburg gefangen worden. Damals also waren die Lahnsalmen schon so selten geworden, daß man diesen als Merkwürdigkeit abbildete; jetzt sind sie gänzlich verschwunden.

Ein zweites großes Hinderniß aller Schiffbarmachung der Lahn bilden die vielen Mühlenwehre. Nicht genug, daß sie den Kostenbetrag durch Anlegung von Schleußen um Hunderttausende steigern, sie sind auch zum großen Theile Schuld an der zunehmenden Versandung des Flusses: dieses immerwährende Ableiten des Wassers in Mühlgräben, diese stete Sperrung des Stroms, diese unverhältnißmäßige Erweiterung des Bettes, muß allmählich seichteren Wasserstand herbeiführen. Von jeher sind daher diese privilegirten Wehre in mehr als Einer Hinsicht das Verderben des Flusses gewesen. Das wußte Balduin von Trier wohl, als er oberhalb Arnstein das erste Lahnwehr anlegte; denn er that es nur, den zunehmenden Lahnhandel, der ihm ein Dorn im Auge war, zu unterdrücken. — Ein weiteres Hemmniß sind die unwegsamen Ufer und die schlechten Leinpfade. Es ist kaum glaublich,

in welchem erbärmlichen Zustande die letzteren gegenwärtig noch an dem schiffbaren Theile der Oberlahn sich befinden; man kommt freilich hinauf, aber nur mit unbeladenen Schiffen zum großen Nachtheile des Zugviehes und mit bedeutendem Zeitverlust. Allein ob man ohne einen ungeheuern, schwerlich sich rentirenden, Kostenaufwand diesem Uebelstande abhelfen könne, wäre sehr in Frage zu stellen. Durch die vielen vorspringenden, fast senkrecht aus dem Strome heraussteigenden Felsenmassen müßte der Pfad gesprengt werden, und hierbei denke man nun, um nur eine kurze Strecke zu bezeichnen, an die Felsen unterhalb Kirschhofen, bei Grävenect, den Traisfurter Höfen, Falkenbach, Arfurt, Vilmar! Jetzt behilft man sich hier auf eine traurige Weise. Die Pferde, welche das Schiff zu Berg ziehen, müssen im Wasser gehen. Sie haben also nicht nur mit der Fluth, mit der Last des Schiffes, mit dem steinigen, unwegsamen Boden des Strombettes zu kämpfen, sondern auch ihre eigenen Führer obendrein zu tragen, denn diese können natürlich nicht auf den theilweis gefährlichen Pfaden über die Felsen klettern und ihre Thiere allein im Wasser lassen.

Dieß sind einige Hauptgründe, welche dawider sprechen, daß, wenigstens für die nächste Zukunft die Lahnschiffahrt zu einiger Bedeutung sich erheben werde. Man hat dieß auch schon vor langen Zeiten eingesehen. Zum Schlusse dieser allgemeinen Notizen wollen wir daher die originelle, drollige Idee eines Autors vom Anfange des 18. Jahrhunderts über Verbesserung der Lahnschiffahrt mitheilen. Der anonyme Verfasser des „Antiquarius des Lahnstroms," den wir noch öfter seiner burlesken, sein Zeitalter charakterisirenden Ideen wegen anführen werden, macht mit ganz ernsthaftem Gesichte folgenden Vorschlag: „Man solle," meint er, „nur kurz weg den Fluß, unterhalb Gießen abdämmen, von da durch einen Kanal seinen Lauf in die Wetterau lenken bis zu dem Bette, ich weiß nicht mehr welches, Baches, der bei Frankfurt in den Main fällt. Die Vortheile, fährt er fort, springen in die Augen. Die Lahn fließt dann durch ein reicheres Land, über Wassermangel wird sie sich nicht mehr zu beschweren haben: die vielen wetterauischen Bäche und Flüßchen werden sie reichlich versorgen; Leinpfade sind auch leicht anzubringen, denn der Boden ist dort fast ganz eben. Außerdem aber wird sich der Frankfurter Handel bedeutend heben, nicht minder die Mainschiffahrt zwischen Frankfurt und Mainz; denn auch dem untern Main wird es alsdann nie mehr an Wasser fehlen." (Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Göthe's Denkmal.

In der letzten Zeit ist die Erbauung eines Monumentes für Göthe mehrmals öffentlich besprochen und dabei vorzugsweise über den Platz, wo dasselbe errichtet werden soll, gehandelt worden, denn über die Art der Ausführung scheint vom betreffenden Comité bereits alles beschlossen und angeordnet zu seyn. Allein die Wahl des Platzes, wenngleich auch schon bestimmt, unterliegt glücklicher Weise noch der Ratification der Behörden und des Publikums, denn nicht dem Comité, sondern der Stadt ist dieses Monument zugedacht. — Die Einwendungen und Ausstellungen, welche in Nro. 53 und 59 des Konversationsblattes gegen den Comödienplatz vorgebracht werden, sind so gegründet, daß die Idee, hier das Monument zu errichten, wohl als aufgegeben angesehen werden darf, und zwar um so mehr, als nicht zu erwarten steht, daß die Obrigkeit diesen Plan genehmigen wolle. — Schwanthaler's Ansicht hat offenbar bei der Beschlußnahme des Comité's einen zu überwiegenden Einfluß geübt, und man darf annehmen, daß, hätte Schwanthaler einem anderen Platz den Vorzug gegeben, das Comité ebenfalls seiner Meinung beigetreten wäre. Eine solche Unterordnung des eignen Urtheils ist in vorliegender Sache aber durchaus nicht gerechtfertigt. Denn, wenn auch zum Auffassen und Entwurf eines Denkmals Genie, zur Ausführung Kunst erfordert werden mag, so braucht man doch weder Genie noch Künstler, noch weniger ein Schwanthaler, d. h. beides zugleich, zu seyn, um einen gewissen Takt und Geschmack zu besitzen. Ein mehreres aber gehört nicht dazu, um zu beurtheilen, ob dieser oder jener Platz sich zur Errichtung des fraglichen Denkmals besser eignet. Dem ruhigen Beschauer wird es nicht schwer fallen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß, wie auch in Nro. 59 des Konversationsblattes angedeutet ist, keiner der möglichen Plätze vollkommen angemessen befunden werden kann, d. h., wo auch das Monument errichtet werden mag, wird es entweder im Weg stehen, oder eine störende Umgebung seinem Eindruck schaden, so daß man sich wirklich fast in noch üblerer Lage befindet, als vor zwanzig Jahren, wo der Eifer für unsern großen Landsmann vergeblich angefacht wurde, um Mittel für ein ihm zugedachtes Monument herbeizuschaffen, und daher der ganze Plan aufgegeben werden mußte, während jetzt das Geld nicht nur vorhanden und seit vier Jahren einkassirt, sondern sogar das Monument selbst gleichsam fertig ist; aber kein Raum existirt, um es zu errichten. Fürwahr, das ist ein ganz fataler Umstand! Man ist schon zu weit vorangeschritten, um wieder umzukehren oder einzuhalten. Göthe von Bronze ist vor den Thoren, seine Vaterstadt muß ihn Ehren halber aufnehmen, und so gut wie's gehen mag, unterbringen. Nur weil dies eine Nothwendigkeit geworden, darf man sich getrauen, irgend einen der wenigen freien Plätze zu empfehlen — denn keiner ist empfehlenswerth. — Nimmt man nur auf das Monument Rücksicht, so möchte der vorgeschlagene Platz hinter dem Brunnen am Paradeplatz unbedingt den Vorzug verdienen, wobei sich jedoch von selbst versteht, daß der Brunnen sammt vier bis sechs Bäumen entfernt werden müßte. Da indessen vielfach geäußert worden, daß den Meßsehensunwürdigkeiten doch auch ein Raum, und der Paradeplatz für irgend ein unbekanntes zukünftiges Projekt reservirt bleiben müsse, (wiewohl nur die Börse werth gewesen wäre, dahin gebaut zu werden, und vor der Ausführung großartiger Gebäude in Frankfurt es einem immer ein wenig unbehaglich zu Muthe wird) und da man aus solchen Rücksichten vielleicht jenen Vorschlag nicht annehmen möchte, so wäre noch ein Raum übrig, der, obwohl er auf den ersten Blick nicht passend erscheinen könnte, nach genauer Prüfung sich sehr empfehlen dürfte. Die Zeil theilt sich nämlich an ihrem westlichen Ende in zwei Wege, wovon der eine nach dem Roßmarkt, der andere nach der Biebergasse führt, und bildet dadurch, wenn man sich die Eschenheimerstraße bis zur Katharinenpforte verlängert denkt, ein ganz regelmäßiges geräumiges Dreieck, was fast nie zur Passage benutzt, jedenfalls aber immer entbehrt werden und frei bleiben kann. Dies zeigt sich recht deutlich im Winter, wo auf diesem Platz der Schnee oft lange noch unbetreten liegt, während ringsum alles niedergefahren und weggeführt ist. — Erwägt man nun, daß die Zeil in dieser Gegend eine platzähnliche Breite hat, und daselbst wirklich ein freier Platz besteht, der nicht zum Verkehr gebraucht wird, ihm demnach ohne irgend einen Nachtheil entzogen werden kann, daß also hierdurch der Einwand, als störe das Monument, wenn es auf der bezeichneten Stelle errichtet würde, die Communication, im voraus widerlegt ist, ferner, daß die Umgebung, auch wenn an und für sich nicht schön, doch zu ferne steht, um bei der Beschauung nur im geringsten nachtheilig einzuwir-

ken, endlich aber, daß kein andrer Punkt in Frankfurt zu finden seyn möchte, der eine eben so freie und weite Ansicht gewährt — ein besonders zu berücksichtigender Umstand — so wird gegen die Wahl dieses Platzes kaum ein gegründeter Einwand gemacht werden können. P.

Tabletten.

*** Das Mannheimer Journal bringt eine biographische Notiz über Teresa Milanollo und bemerkt am Schlusse derselben: „NB. Blätter, welche diesen Artikel benutzen, ersuchen wir, auch die Quelle anzugeben." — Diese biographische Notiz ist indessen nur ein Auszug aus einer ausführlicheren Mittheilung des Konversationsblattes. Wir können bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Konversationsblatt von einer Menge anderer Blätter auf eine Weise ausgebeutet wird, die uns recht viel Vergnügen machen würde, wenn die Redaktionen derselben so billig wären, auch die Quelle anzugeben; da werden ganze Novellen nachgedruckt, ohne daß weder der Verfasser, noch das Konversationsblatt, woraus sie geschöpft sind, eine Erwähnung finden. Nächstens mehr über diesen Gegenstand.

*** Am 19. Februar wurde zu Pézenas, ungefähr 40 Kilometres von Montpellier, der Raubmörder Jean Pomarède, der nicht weniger als neun und fünfzig Verbrechen begangen hatte, worunter 35 Straßenräubereien mit bewaffneter Hand, eine Brandstiftung, zwei Mordversuche und drei vorsätzliche Mordthaten, vom Leben zum Tode gebracht. Dieses gefährliche Individuum setzte sechs Jahre lang das ganze Departement de l'Hérault in Angst und Schrecken, ohne daß man es selbst in Verdacht gebracht hätte. Seine letzte Frevelthat, ein Mord, überlieferte ihn den Händen der Gerechtigkeit und gab den Schlüssel zu seinem ruchlosen Lebenswandel.

*** (Der chinesische Zopf.) Zopf und Chinese sind schon längst zwei Begriffe geworden, die einander gegenseitig wecken. Kein Chinese wird ohne Zopf gedacht, und wenn auch mancher Zopf ohne einen Chinesen dazu, so steht Letzterer doch selten weit im Hintergrunde. Es dürfte daher manche unserer Leser überraschen, wenn wir ihnen die Versicherung geben, daß die sogenannten chinesischen Zöpfe (versteht sich, an Männer-Köpfen) durchaus keine Erfindung angebeteter Vorfahren, sondern ausländischen Ursprungs sind; ja, man hat die Sitte des Zopftragens im Reiche der Mitte nicht, wie wir etwa unsere Moden, aus freien Stücken adoptirt, sondern sie ist den Chinesen durch ihre heutigen mandschuischen Beherrscher aufgedrungen worden. Zwar geschah dies bereits vor ungefähr zwei Jahrhunderten, daher unsere Urgroßväter schon bezopfte Chinesen sehen konnten; allein in China, dessen historisches Daseyn seit mehr als drei Jahrtausenden datirt, wollen ein paar winzige Säkula wenig bedeuten, daher die Sitte dort immer noch ziemlich modern heißen kann. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** (Jean Paul in Nord-Amerika.) In Boston ist ein „Leben Jean Paul's" nebst Uebersetzung seiner Selbstbiographie erschienen. Spazier's Mittheilungen über Jean Paul, dessen Briefwechsel mit seinen Freunden ꝛc. sind dabei vollständig benutzt. Gerade in Nord-Amerika hätten wir am wenigsten eine Vorliebe für diesen sinnigen, aber dem sogenannten gesunden Menschenverstand nicht immer ganz zusagenden Dichter erwartet. Man wird sich jedoch erinnern, daß der beliebte nordamerikanische Dichter Longfellow vorlängst schon in seinem Roman „Hyperion", in ähnlicher Weise wie Carlyle in England, eine Nachahmung Jean Paul'scher Darstellungsweise versuchte. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Aus Mannheim.

(4. März.)

Unser Schauspiel-Repertoire, seit längerer Zeit an Lücken und Mängeln laborirend und fast in lethargischen Schlummer versunken, scheint endlich durch das gestern begonnene Gastspiel des Herrn Baison, vom Frankfurter Stadttheater, ein regeres Leben erhalten zu wollen. Der treffliche Darsteller, der bereits vor mehreren Jahren hier schon mit lebhaftem Beifalle gastirte, bewährte im vollsten Maße seinen seit jener Zeit erworbenen Ruf und Namen als Künstler ersten Ranges. Sein Stephan Foster im Töpfer'schen Charaktergemälde „Gebrüder Foster", war ein in allen Theilen gleich gelungenes, mit eben so viel Umsicht als Meisterschaft angelegtes und ausgeführtes Kunstgebilde, das, obwohl zu den besten Rollen unseres beliebten Braunhofer, der leider noch immer, durch Krankheit gebeugt, darnieder liegt, gehörend, von dem Publikum mit steigendem Interesse verfolgt und mit rauschendem Beifall nach allen Scenen und Hervorruf am Schlusse aufgenommen wurde. Wie wir hören, werden die nächsten Rollen des Herrn Baison, Robert in den „Memoiren des Teufels", Ingomar im „Sohn der Wildniß" und Molière im gleichnamigen Stücke seyn, welche beide letztern Piecen hier zugleich als Novitäten in Scene gehen werden, und um so mehr die Erwartung der Schauspielfreunde rege machen, als Herr Baison in den genannten Parthien wahrhaft excelliren soll. — Von den in „Gebrüder Foster" Mitwirkenden verdienen nur die Herren Hausmann und Ritter, die, als Klingsporn und Lamm, ein paar köstliche Chargen lieferten, und Mad. Hausmann, als Agnese Wellstedt, rühmlicher Erwähnung; doch wäre in der Darstellung der Letztern noch eine markirtere und lebhaftere Hervorhebung des Charakters dieser etwas wunderlichen Dame zu wünschen gewesen. — Härtinger hat uns nun leider verlassen, um sein glänzendes Engagement in München anzutreten. Sein letztes Auftreten als Masaniello (zum Besten des Chorpersonals) fand bei überfülltem Hause Statt, das den Scheidenden mit Zeichen der Liebe und Theilnahme überhäufte und ihn mit ehrenvollen Auszeichnungen aller Art überschüttete. — Herr Stritt, vom Wiesbadner Theater, der als Alamir ein Gastspiel auf Engagement, um Herrn Härtinger zu remplaciren, am 26. Februar begonnen, vermochte nicht, trotz seiner schönen Naturmittel, denen leider die höhere künstlerische Ausbildung ermangelt, sich allgemeinen Beifall zu erringen, und um so weniger, als Härtinger in dieser Rolle hier Furore machte. — Bei dieser Gelegenheit darf indeß nicht unerwähnt bleiben, daß unser Tenorist Kreuzer, der, durch das in letzterer Zeit bis zum Fanatismus gesteigerte Hervorheben des Herrn Härtinger von Seiten des Publikums etwas in Schatten gestellt war, den Raoul in Meyerbeer's „Hugenotten", die Forceparthie des Herrn Härtinger, so gelungen auszuführen wußte, daß er nicht nur seine Gegner verstummen machte, sondern mit den rauschendsten Acclamationen aufgenommen wurde, welche indeß Mad. Lehmann (Valentine) und Herr Leser (Marcell), wie schon früher, auf gerechte Weise theilten. Die ganze Darstellung dieser Riesenoper bildet auf unserer Bühne ein gerundetes und gelungenes Ganzes, das bei jeder Wiederholung die Kasse füllt und einen überaus trefflichen Eindruck macht. — Zugleich mögen diese Zeilen als eine Berichtigung der von der „Freiburger Zeitung" mitgetheilten Nachricht, Herrn Härtinger, dessen bevorstehende Vermählung, Rücktritt aus dem Münchner Engagement u. s. w. betreffend, dienen, die ein Spaßvogel jenem Blatte wahrscheinlich als Persiflage aufgeheftet hat; mindestens enthält jene Notiz mehr Unwahrheiten als Zeilen.

***

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 6. März. Zum Vortheil der Fräulein Krally (zum Erstenmale): Thomas Riquiqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in 3 Abth.; frei nach dem Französischen des St. Georges und Leuven von Carl Gollmick. Musik von Heinrich Esser. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 7. März. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, nach Shakespeare von Schiller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 67. 8. März 1843.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

„Nimm diese Papiere, mein Kind; sie enthalten Dein väterliches Vermögen. Deine Tante wird hinfort die Stelle einer Mutter an Dir vertreten, sie wird Dich schützen und bewahren vor Unglück, und Dein häßliches Uebel wird, wenn Gott will, vorüber gehen. Laß mir diesen Trost, er ist mir nöthig zu meinem Hinübergang."

Rosa dachte nie daran, obschon sie den Gang der Krankheit beobachtet hatte, die ihren Vater sichtlich dem Grabe näher brachte, daß er wirklich schon sterben könne.

„Vater!" rief sie weinend, „Sie irren sich; Sie werden noch nicht sterben. Die Tante muß den Arzt rufen lassen."

Madame Nollier läutete.

„Was fehlt Ihnen, mein Vater, reden Sie — im Namen des Allbarmherzigen!"

„Es fehlt mir nichts," sagte der Marquis mit schwacher Stimme. Komm an mein Herz, meine Tochter, das ich Dich noch einmal umarme!"

Rosa warf sich in die Arme ihres Vaters. In demselben Augenblicke überfiel den Marquis eine große Schwäche. Er sank in eine Art Ohnmacht. Glücklicherweise war der Arzt gekommen.

„Sie werden ihn retten!" sagte Rosa, als sie ihn erblickte.

Der Doctor näherte sich dem Kranken, dessen Bewußtseyn nach und nach wiederkehrte. „Rosa" — rief der Marquis leise.

„Hier bin ich, lieber Vater! Sie sind gerettet!"

„Rosa" — lispelte der Sterbende so leise, daß es seine Schwester, die doch ganz nahe bei ihm stand, und um ihn beschäftigt war, beinahe nicht hören konnte, „ich bin die Ursache Deines Unglücks — verzeihst Du Deinem sterbenden Vater?"

Das Mädchen weinte bitterlich und warf sich zu den Füßen des Vaters.

„Danke, danke, mein gutes Kind!" Schwester, ich empfehle sie Dir noch einmal!..." Er schwieg.

Der Arzt, welcher sich entfernt hatte, um die letzten Augenblicke des Sterbenden der Familie nicht zu entziehen, ging jetzt zu dem Sessel, in welchem der Marquis saß und zu ruhen schien. Rosa lag noch zu seinen Füßen. Kaum hatte er einen Blick auf den Schlafenden gerichtet, so sagte er zu Madame Nollier, auf Rosa deutend: „Führen Sie sie hinweg, es ist Alles aus."

Einige Tage vor diesem traurigen Ereigniß hatte Estella von Terrage aus der Bretagne an ihre Freundin geschrieben. Der Brief enthielt unter Anderm folgende Stelle: . . .

. . . .

. . . Ja, meine theure Freundin, ich werde heirathen. Der Graf von Breuil ist der liebenswürdigste Mann, der mir je begegnete. Ich machte seine Bekanntschaft auf dem Ball. Er unterhielt sich den ganzen Abend bloß mit mir, und tanzte mit keiner andern Dame. Einige Tage später traf ich ihn in einer Gesellschaft, zu welcher wir eingeladen waren, und er bat mich, ihn meiner Mutter vorzustellen. Auf diese Weise ward er unser täglicher Gast und ganz unvermerkt umschlangen uns die zärtlichsten Bande. Ich bin glücklich, überglücklich — nur Du, theure Freundin, fehlst mir! — Der Graf ist auf seine Güter gereis't, um nöthige Befehle zu ertheilen und Anordnungen zu treffen; wenn er zurückkommt, unterzeichnen wir den Ehevertrag, dann erwarte ich Dich, Du mußt bei unsrer Hochzeit seyn; denn ohne Dich ist mein Glück nicht vollständig . . . .

. . . .

IV. Der letzte Kuß.

Madame Nollier besaß in der Umgebung von Rennes ein prächtiges Landgut, wohin sie sich bei anbrechendem Frühling mit Rosa begab, die sich nun in der Nähe ihrer Freundin Estella befand.

An einem schönen Maitage sah man nach Tisch, unter der doppelten Weidenallee, die sich am Ufer des Flusses hinzog, zwei junge Mädchen spazieren gehen. Die Eine, in Trauer gekleidet, ging langsam und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um mit tiefsinnigem Ernste dem Laufe des Wassers nachzusehen. Die Zweite, munter und lebhaft, mit schwarzem, geistreichem Auge, hüpfte ihr in fröhlichem Muthwillen zur Seite. Man hätte glauben sollen, die blasse, schwarzgekleidete Dame sey um ein Bedeutendes älter als ihre Begleiterin, indessen waren sie Beide in einem und demselben Jahre geboren.

„Ich mache Dir Langeweile, meine gute Estella, verzeihe mir!" sagte die Eine.

„Es quält Dich ein geheimer Kummer, Rosa," antwortete die Muntere, zutraulich den Arm der Freundin ergreifend. „Man sieht Dir's an, Du hast ein Geheimniß, aber kein Mensch weiß, was Dir fehlt."

Rosa schwieg.

„Vertraue mir Deine Sorge, Liebe; sieh', ich bin ja kein Kind mehr, morgen soll ich heirathen," sie erröthete gar verschämt, die schöne Schwäzerin bei dieser Erinnerung.

„Ich kann nicht," sagte Rosa; „dringe nicht weiter in mich;

Du kannst mir nicht helfen, liebes Mädchen, ich bin krank." — Eugen stand in diesem Augenblicke lebhaft vor ihrer Seele. Ach, seufzte sie im Innern, jetzt durchkreuzt er vielleicht den Ocean und sucht mich vergebens!

„Immer finster," sagte Estella mit Humor; „Du mußt heiter seyn, zumal heute, wo der Ehekontrakt unterzeichnet wird. Der Graf von Breuil ist gestern angekommen mit einem seiner Freunde. In vierzehn Tagen ist unsre Hochzeit.

Man hörte Tritte in der Allee.

„Meine Mutter sucht mich"; rief Estella. Aber statt dem ehrwürdigen gepuderten Kopf der Gouvernante, ward das schwarze Gesicht und der krause Kopf des Negers sichtbar.

Tamariz verbeugte sich mit der größten Ehrfurcht vor seiner Gebieterin und sagte:

„Es erhebt sich ein kühler Wind von der Seite des Wassers her, der das Fieber zur Folge hat: Madame Rollier bittet Fräulein, zurückzukehren."

Rosa nahm Estellens Arm und Beide gingen nach dem Schlosse zu. Tamariz folgte ehrerbietig in der Ferne. „Immer dies Gesicht in Deiner Nähe!" sagte Estella leise. „Das ist ja ein wahrer Familienteufel!"

„Er ist gut," sagte Rosa.

Als Estella zufällig sich umdrehte und die glänzenden Augen des Schwarzen unter der Baumgruppe hervorleuchten sah, sagte sie, „ich glaube wahrhaftig, er belauscht uns!"

„Was fällt Dir ein!" erwiederte Rosa.

Die Gouvernante der Fräulein von Terrage begegnete ihnen und die beiden Mädchen trennten sich. Madame Rollier und Rosa begaben sich am Abende zu der Marquise von Terrage. Als sie in den Saal traten, fanden sie schon alle Gäste und Zeugen versammelt. Der Notar im langen schwarzen Costume saß vor einem Tisch, auf dem die Wachskerzen brannten und ihren Schein auf das Gesicht des Greises warfen, der auf der andern Seite Platz genommen hatte und nach altem Herkommen den Vater des Grafen von Breuil vorstellte, der vor Kurzem verstorben war. Die Verwandten und alle andern Personen beobachteten ein ehrerbietiges Schweigen und bewunderten die Schönheit der Braut. Nichts unterbrach die tiefe Stille, als hin und wieder das trockene Hüsteln eines Alten. Plötzlich öffnete sich die Thüre und der Diener meldete mit lauter Stimme: „Herr Graf von Breuil!"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Nöl.

II. Marburg.

1. Die Elisabethenkirche. Dieses erhabene Baudenkmal gehört zu den wenigen, welche aus der Uebergangsperiode des byzantinischen Styles in den gothischen noch rein erhalten sind. Zwar hier ist schon alles gothisch, kein Rundbogen, keine breite Wandmasse, kein Säulenkapital erinnert mehr an die Eigenthümlichkeiten jenes Styles, aber zugleich sehen wir, daß so eben erst die letzte Schale der vorgenannten künstlerischen Entwicklungsstufe abgestreift, daß so eben erst das neue gothische Leben aus der großartig massenhaften Starrheit der Byzantinik erstanden ist. Die Strebepfeiler der beiden imposanten Thürme sind noch ungebührlich massiv, überkräftig, die Pyramiden derselben bieten noch glatte, eintönige Wandflächen, nicht durchbrochen von jener reichen Skulptur wie an dem Freiburger Münster, auf dem Plane des Kölner Domes; sie wachsen noch unmittelbar aus dem viereckigen Unterbau heraus, nicht vermittelt durch den octogonischen Aufsatz, wie ihn die gothische Baukunst in ihrer reinen Vollendung besitzt, aber ein die Basis der Pyramiden abtheilender Stab, zeigt, daß man bereits das Bedürfniß einer solchen Vermittlung gefühlt hat. Die Seitenwände des Schiffes sind von zwei übereinander laufenden Fensterreihen durchbrochen: das streitet offenbar mit dem ganzen Geiste gothischer Kunst, allein wir finden uns hier noch im ersten Entwicklungsstadium derselben. Man hatte so eben erst die starre, tragende Wandmasse aufgegeben, die Strebepfeiler adoptirt. Man hatte daher noch nicht die Kühnheit, die Füllung zwischen denselben wegzulassen, die Wand trägt noch; sie selbst sind daher allzuschmächtig neben den colossalen Pfeilern der Thürme. Auch die scheinbare Abtheilung in zwei Stockwerke bringt einen höchst fatalen Eindruck hervor; denn die Kirche bekommt dadurch die unangenehme Beimischung von dem Charakter eines Wohnhauses. Anders an der Außenseite des Chors. Die octogonische Gestalt läßt hier den erwähnten unangenehmen Eindruck nicht aufkommen, und wenn eine Fensterreihe imposanter gewesen wäre, so bringt hier die doppelte Reihe die Wirkung des Freundlichen und zugleich der reichen Mannichfaltigkeit hervor. — Im Innern stoßen wir auf ähnliche Unregelmäßigkeiten. Das Chor steht nicht in dem richtigen Verhältnisse zu dem Niveau des Bodens im Schiffe. Die Pfeiler und Gewölbgurten verrathen gleicherweise eine frühe, unvollkommene Kunststufe; nicht minder die beiden Seitenschiffe in ihren Verhältnissen zum Mittelschiff. Allein trotz aller dieser Mängel, welche durch die frühe Erbauungszeit der Kirche (1236 — 1284) als nothwendig motivirt werden, glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir sie den herrlichsten und erhabensten deutschen Domen an die Seite setzen. Es ist dieß nicht blos unser subjectives Urtheil, es ist das allgemeine der berufensten Kunstkenner und Kunstrichter. — In der beinahe übergroßen Einfachheit des Ganzen waltet der Geist des erhabenen Ernstes, der Strenge, einer gewissen vernichtenden Hoheit. Wenn man ein Werk aus den Zeiten der höchsten Entfaltung gothischer Baukunst anschaut, so fühlt man sich zuerst unendlich klein, dann aber auch unendlich groß: — anch' io son pittore! Hier fühlt man sich blos unendlich klein. Das Herbe, Starre, Symbolische, was überhaupt aller religiösen Kunst eigen ist, drückt hier ganz besonders nieder. Man sieht, der Glaubenseifer allein hat diese Kirche gebaut, der Bürgerstolz, der Nationalstolz hat keinen Theil daran, wie bei unseren späteren gothischen Domen. Diese sind freundlich, nicht schauerlich, wie man gewöhnlich faselt. In ihren Blumengewinden und phantastischen Zierrathen, (wachsen doch bedeutungsvoll die Thurmspitzen auf dem Plane des Kölner Doms zwar in ein Kreuz aus, aber das Kreuz hat die Gestalt einer Blume) in ihrer durchbrochenen Arbeit, die allenthalben den hellen blauen Himmel und das Tageslicht durchschimmern läßt, ja in die Scheiben der Fenster selbst, die von der heiteren Farbenpracht der Glasmalerei erglühen, wollte das Mittelalter die ganze lichte Seite seiner Romantik niederlegen, nicht gespenstiges Grausen und erdrückende Erhabenheit. Wir sehen dieß alles hinein, wenn wir in die verfallenden Hallen, in den Schmutz, den Modergeruch unserer alten gothischen Kirchen treten, wenn wir die zerbrochenen Fenster betrachten, durch die der Wind pfeift und das Moos, welches über den gemeißelten Gestalten der Heiligen gewachsen ist. — Schon Tieck hat auf das verkehrte dieser Ansicht aufmerksam gemacht.

Unter den Kunstwerken im Innern der Kirche sind außer dem vielbeschriebenen Sarge der h. Elisabeth und mehreren andern trefflich gearbeiteten Grabmonumenten, zwei Gemälde von A. Dürer zu nennen. Doch lasse man sich nicht durch den Namen des großen Meisters zu allzu gespannter Erwartung verleiten. Die Barbarei des 19. Jahrhunderts hat diese Bilder fast alles Kunstwerthes beraubt, indem man

sie auf eine unverantwortliche Weise hat übermalen lassen. Nur hier und da blickt noch der Pinsel des ehrwürdigen alten Meisters zürnend zwischen den neuen, dickaufgetragenen Farben durch, um uns eine Ahnung von der ursprünglichen Schönheit der Gemälde zu geben und den Schmerz und die Entrüstung über das Verlorne zu verdoppeln. Es ist dieß in der That eine künstlerische Todsünde, für die man keine Vergebung und Versöhnung kennen sollte. Wenn Jemand auf eigene Faust Mittelmäßiges producirt, so wird es der Billige ihm verzeihen und selbst in der Mittelmäßigkeit noch das Bessere anerkennen; denn die Welt wäre doch wahrlich zum Tod schießen langweilig, wenn sie aus lauter Vollkommenen und Heiligen bestände. Aber wer auch das vorhandene Treffliche zur Mittelmäßigkeit herabzieht, für den ist in der That keine künstlerische Höllenstrafe schwer genug.

Für diejenigen unter meinen Lesern, welche sich für dergleichen Dinge interessiren, will ich zum Schluß noch bemerken, daß die beiden Thürme der Kirche 303 Werkschuhe hoch sind, daß der Knopf auf jedem derselben 30 Eimer Wasser hält und 206 Pfund wiegt, und daß das Gewitter im Jahr 1615 einen davon herunterschlug, welchen der Gießener Steindeckermeister Michael Kolzhausen für 250 spanische Thaler wieder aufsetzte. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Das Ende der Welt. — Aus Washington in den Vereinigten Staaten.) Die Prophezeiung Miller's und seiner Anhänger, welche den Anfang des Weltunterganges auf den Monat Mai 1843 festgesetzt haben, gab einem jungen Astronomen vom Observatorium zu Philadelphia Gelegenheit zu einem muthwilligen Scherze. Er machte nämlich in einem Journale bekannt, daß bald eine bedeutende Veränderung im Sonnensysteme bemerkbar werden würde und daß durch das plötzliche Sinken der Ecliptik in schräger Richtung, der Erde ein immerwährender Frühling, jedoch ohne Erndte und Herbst bevorstünde. Dieser Artikel wurde in Europa für Ernst aufgenommen und ging in die ersten Journale von Paris und London über. Der Astronom ist derselbe, welcher im Jahre 1836 dem berühmten Herschell das Riesen-Telescop construiren half, mit dessen Hülfe er Menschen und Thiere von bizarrstem Körperbaue im Monde beobachtet haben will. Indessen setzte die mit so großer Gewißheit bestimmte Zeit des Ereignisses und die irrige Auslegung verschiedener Stellen jenes Aufsatzes nach unhaltbaren Sätzen des St. Mathias, unsere Stadt in große Unruhe: als eines Tages öffentliche Zettel, die an allen Straßenecken angeheftet waren, verkündigten, der ehrsame William Miller würde präcis 3 Uhr des Nachmittags, von den Stufen des Patent-Office (Büreau der Erfindungspatente) herab, eine Rede in Bezug auf seine Prophezeiung halten. Mehr bedurfte es nicht, um das Volk in Masse herbei zu locken Zwar staunte die Menge nicht wenig, als sie die bezeichneten St[illegible]fen von Polizei-Agenten behauptet sah, die keinen Menschen aus noch ein ließen, der kein Geschäft auf dem Büreau hatte. Allein der Platz war bald mit mehr als sechs tausend Menschen angefüllt, unter denen sich über tausend Neger befanden. An allen Fenstern sah man geputzte Damen und ernstehrwürdige Mitglieder vom Kongreß. Schon war die auf den Affichen festgesetzte Stunde abgelaufen und noch immer erschien der Prediger mit seinen Acolyten nicht. Dem allgemeinen Gemurmel des Unwillens der Menge, folgte bald ein lautes Geschrei. Die Neger waren am wüthendsten: „Nieder mit Miller! Nieder mit dem falschen Propheten!" schrien sie. „Wenn er nur käme," riefen Andere, „wir wollten ihm Ehrfurcht für das Publikum einflößen!" Ein großer Mann bestieg endlich, mit Erlaubniß des Polizei-Inspectors, die höchste Stufe der Treppe, und rief mit einer Stentorstimme: „Meine Herren und Damen! ich habe große Ursache zu glauben, daß wir Alle angeführt sind!" Chor der Neger: Ja, ja, es ist schrecklich, es ist abscheulich! Redner: Es ist nicht wahrscheinlich, daß uns der ehrenfeste Herr Miller heute noch mit seiner Gegenwart beehrt; darum wollen wir uns auf den Monat Mai freuen, während welchem wir das Schauspiel vom Untergange der Welt genießen werden. (Großes Gelächter.) Viele Stimmen: Aber das hindert Miller nicht, zu erscheinen! Wir wollen Miller! Wo ist Miller?! Redner: An Miller's Statt weilt der ehrwürdige Herr Briggs, Mitglied des Kongresses, in unserer Nähe. Er kann uns eine Rede über die Mäßigkeit halten, deren eifrigster Apostel er ist. Das Volk: Bravo! Hören wir Herrn Briggs! Wo ist Herr Briggs? — Herr Briggs befand sich wirklich auf dem Balkon des Gebäudes; da er aber wenig Lust verspürte ein solches Auditorium mit einer Rede zu unterhalten, so entfernte er sich klüglich durch eine Hinterthüre. Der Volkshaufe wollte sich lange nicht zerstreuen; er verlangte eine Rede, und da Herr Briggs auch nicht zu finden war, so wollte man mit Güte oder Gewalt den Propheten Miller herbeigeschafft wissen. Den andern Morgen ward die Ursache des ganzen Lärmens bekannt. Es war nämlich ein Reisender, Namens Miller, im Hotel de Gradby abgestiegen und hatte seinen Namen in das Fremdenbuch notirt. Sogleich gab dies Ereigniß einigen Speculanten Veranlassung, die lügenhaften Affichen drucken zu lassen, um die Wirthshäuser und andere öffentliche, in der Nachbarschaft des Patent-Office sich befindlichen Etablissements mit Gästen und Kunden zu füllen. H.

*** In einem Werke, welches so eben über das Innere der Galeeren erschien, lies't man folgendes Nähere über einen berüchtigten Collet, neben welchem Scaramouche und Scapin nur Anfänger sind: „Anthelm Collet begann seine Laufbahn in einem Kloster der Lombardei. Als Bruder Einsammler entfloh er mit 3000 Fr. und zog sich zu dem Kardinal Fesch zurück, der ihn wohlwollend aufnahm. Collet entwendet ihm eine bischöfliche Bulle und erscheint mit dem Titel und der Tracht eines Vorstehers der Kirche in Saspelle, wo die ganze Geistlichkeit ihm huldigt; er wohnt der Ordination von 60 Seminaristen bei, denen er seinen Segen ertheilt; sodann hält er ihnen über den Orden eine Predigt von Bourdaloue. Genöthigt, den geistlichen Würden zu entsagen, begibt sich Collet nach Paris, läßt sich dem Kriegsminister vorstellen und erhält eine Ernennung als Lieutenant in einem Linienregiment, in Garnison in Brest. Mit dieser Stelle wenig zufrieden, indem sie seinem Ehrgeiz nicht entspricht, verschafft er sich eine Ernennung als Generalinspector, überträgt sich die Vollmacht, die Armee von Katalonien zu organisiren; als geschickter Verfälscher fabricirt er sich die Erlaubniß, nach Willkür aus den Staatskassen zu schöpfen, bildet sich einen Etatmajor, hält Musterungen, theilt Ehrenkreuze aus, wie er einst den Segen gab. Alle diese Prellereien führen endlich Collet auf die Galeere von Brest, wo er neunzehn Jahre in einem Wohlstande verlebt, wovon bis jetzt noch Niemand die unreine Quelle entdecken konnte. Es ist eines der Geheimnisse von Brest. (Karlsr. Ztg.)

*** (Noch eine Anekdote von Friedrich dem Großen.) Der Engländer T. Cambell hat ein Werk in vier Bänden über „Friedrich den Großen, dessen Hof und Zeit" herausgegeben. Darin fand ich unter einer Menge der bekanntesten Anekdoten auch die nachstehende, die mir wenigstens neu war: Als die Schwester des Königs, die Herzogin von Braunschweig, in Berlin war, schenkte Friedrich der

Große eines Tages dem Grafen Schwerin eine Schnupftabaksdose, auf welcher ein Esel gemalt war. Der Graf hatte den König kaum verlassen, als er seinen Diener mit der Dose zu einem Künstler schickte und denselben ersuchen ließ, den Esel zu entfernen und dafür auf die Dose das Portrait des Königs zu malen. Nach einigen Tagen ließ der Graf seine Dose absichtlich, wie aus Versehen, auf der Tafel stehen und der König, der die Herzogin veranlassen wollte, auf Kosten des Grafen zu lachen, erzählte, daß er demselben eine Dose geschenkt habe. Die Herzogin wünschte dieselbe zu sehen. Man übergab sie ihr und sobald sie einen Blick darauf geworfen hatte, wendete sie sich an den König mit den Worten: „Welche Aehnlichkeit! Wahrhaftig, Herr Bruder, es ist das eines der besten Portraits von Dir, das ich bis jetzt gesehen habe.“ Der König gerieth natürlich in Verlegenheit und meinte, man treibe den Scherz gar zu weit. Die Herzogin gab die Dose ihrem Nachbar, sie wanderte auf diese Weise an der Tafel rund herum, und alle Anwesenden stimmten in der Behauptung überein, daß sie nie ein ähnlicheres Bild ihres Königs gesehen hätten. Dieser wußte nicht, was er denken sollte, bis die Dose endlich auch an ihn gelangte und er sah, welchen Streich ihm Schwerin gespielt hatte. Er lachte nun von Herzen selbst mit. (Leipz. Allg. Modenztg.)

*** Neulich gab man auf der Leipziger Bühne „Czaar und Zimmermann“ mit einem Peter, der andere Peter hatte nämlich während des zweiten Aktes Nasenbluten: das genirte aber nicht, es wurde einpetrig weiter gespielt, ohne daß man es vorher angezeigt hatte. (Rh. u. Mos. Ztg.)

*** (Nothwendigkeit der Real- und Gewerbschulen.) Was kämpft ihr alten Helden des Homer und Cicero gegen unsere Real- und Gewerbschulen? Sie sind eine dringende Nothwendigkeit für unsere Zeit. Hört! Neulich suchte ein Friseur im Berliner Intelligenzblatte einen jungen Menschen als Lehrling, der Kenntnisse in der Mathematik besäße. Nun? — was sagt Ihr dazu! (Gesellsch.)

*** (Passende Grabschrift.) Als jüngst ein im Baue begriffenes Haus einstürzte und den gerade anwesenden Baumeister unter seinen Trümmern begrub, setzte man dem Letzteren die Inschrift aufs Grab: „Selig sind, die im Herrn sterben, denn ihrer ist das Himmelreich und ihre Werke folgen ihnen nach.“ (Gesellsch.)

*** (Fataler Schreibfehler.) Ein Rentmeister schrieb am Ende seiner Rechnung zur Hauptsumme: „Summe des Gesammtbetruges“ anstatt „Betrages.“ (Gutenberg.)

Eine literarische Gaunerei.

Bereits im Sommer des Jahres 1839 erfuhr ich zu Frankfurt a. M. aus dem Munde eines glaubwürdigen Düsseldorfers (des Hrn. v. C.): in Düsseldorf halte sich ein Mensch auf, welcher, vorgebend, er sey der Verfasser der unter dem angenommenen Namen Dräxler-Manfred erscheinenden literarischen Producte, und dann unter Einsendung dieser an vermögende und kunstgewogene Personen und Beifügung von Borg- und Bettelbriefen, sich Darlehn, Geschenke, Almosen und erpreßte Gelder zu verschaffen wisse. Diesfällige briefliche Erkundigungen gaben mir bald die volle Gewißheit über diesen meinen betrügerischen Doppelgänger, dessen Treiben ich durch meine bald darauf erfolgte Uebersiedelung nach Köln am besten zu vernichten hoffte. — Dieses Individuum, welches sich zugleich erlaubt, einen Doctortitel zu usurpiren, hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich vorerst versteckt zu halten und sich dann aus dem Staube zu machen, nachdem der gute Mann sich noch durch Schwindeleien aller Art, die in Düsseldorf wie in Köln in guter Erinnerung stehen dürften, mit den nöthigen Existenz- und Reisemitteln versehen hatte. Bald darauf begann er seine literarische Industrie am Oberrhein, verfuhr auf gleiche Art in Mannheim — welches er seiner Ränke wegen schleunigst zu verlassen gezwungen war — und in Karlsruhe, aus welchen beiden Städten mir Documente darüber vorliegen.

Ich hatte inzwischen meinen Wohnort von Köln nach Wiesbaden verlegt, die Luft am Niederrhein war dadurch für die Speculationen jenes Menschen wieder rein geworden, und alsbald kam er in Köln zum Vorschein, wo er in kurzer Frist bei der hintergangenen Redaction der „Kölnischen Zeitung“ (und gewiß noch bei manchen Andern!) das Andenken seiner schamlosen Operationen hinterließ, und u. a., weil er Jude, sogar die Convertirungslust als Hülfsmittel seiner lucrativen Plane benutzte.

Derlei Subjecte müssen jedoch darauf bedacht seyn, das Terrain schnell zu wechseln, und so verfügte sich denn der mehrfach Bezeichnete nach Bonn, wo mir der Umfang seiner Betriebsamkeit unbekannt war. Ich weiß jetzt nur, daß derselbe wieder meinen Namen zu seinen Manövres mißbrauchte und daß er — sollte man es wohl für möglich halten! — sogar einen Mann, auf dem die Pietät und Verehrung von ganz Deutschland weilt, daß er Dahlmann zum Ziele derselben auserkoren hat. Als mich ein Freund auf diese neue empörende Gaunerei aufmerksam machte, schrieb ich sofort an den Herrn Hofrath Professor Dahlmann, und die hier folgende Antwort des hochverehrten Mannes (für die ich Ihm öffentlich meinen wärmsten Dank abstatte) möge den Thatbestand darlegen.

„Bonn, 21. Februar 1843.

„Ew. Wohlgeboren sage ich meinen Dank für Ihre Mittheilung vom 16. d. M. Sie reißen mich dadurch aus einem Irrthume, der Ihrem guten Namen nachtheilig zu werden drohte. Ein Fremder, der sich Doctor Moritz Brühl nannte, führte sich am 8. v. M. dadurch bei mir ein, daß er sagte, er schriftstellere unter dem mir gewiß bekannten Namen Dräxler-Manfred. Er bezeichnete mir namentlich einen, ich weiß nicht mehr welchen, Artikel in der „Kölner Zeitung“, als von ihm abgefaßt. Ihr Brief überzeugt mich, daß er mich damit getäuscht hat. Ob er sich erinnern wird, 15 Thaler von mir als Anleihe in vorgeblich dringender Geldverlegenheit erhalten und sich dabei als D. Moritz Brühl unterzeichnet zu haben, lasse ich dahin stehen. Gerichtlich mag ich seinem Gedächtnisse nicht zu Hülfe kommen. — Da die Sache ein ernsthaftes Interesse für Sie hat, so stelle ich Ihnen den Gebrauch anheim, den Sie von dieser Mittheilung machen wollen.

„Ergebenst F. C. Dahlmann.

„Herrn D. Dräxler-Manfred, Wohlgeb. in Wiesbaden.“

Obwohl es nun nichtsweniger als erfreulich ist, im Angesichte des großen Publikums die schmutzige und schamlose Handlungsweise solcher feinwollender Literaten aufzudecken, so darf man doch mir diesen, jetzt unausweichlichen Schritt nicht übel nehmen: da ich und mein Name von jenem Menschen zur Einleitung und zum Deckmantel jener Gattung von Beutelschneidereien mißbraucht sind, die von literarisch Infamen heutzutage vielfältig prakticirt werden, und die meinem Ehrgefühl und meiner Ansicht von der Stellung eines Schriftstellers jederzeit als das verachtungswürdigste Gewerbe erschienen

Indem ich unter Einem bei der Heimathsbehörde des betreffenden Individuums die nöthigen gerichtlichen Schritte einleite, bitte ich geneigte Redactionen um weitere Verbreitung dieser Anzeige durch ihre Blätter: nicht sowohl aus wohlwollender Gesinnung für mich, als vielmehr aus ehrenhafter Vorsorge für diejenigen ihrer Leser, die an Kunst und Literatur freundlichen Antheil nehmen, und darum nicht der Gefahr ausgesetzt seyn sollen, von einem literarischen Wegelagerer heut oder morgen ausgebeutet zu werden.

Wiesbaden, 24. Februar 1843. D. Dräxler-Manfred.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. März. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, nach Shakespeare von Schiller.

Mittwoch, den 8. März. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft: *Monsieur Jovial*, ou: *L'Huissier chansonnier*, comédie-vaudeville en deux actes par Théaulon et Choquart. Hierauf folgt: *La Demoiselle à marier*, ou: *Le choix d'une femme*, vaudeville en un acte par Scribe. Herr Bernard Léon, erster Komiker des Theaters Gymnase in Paris, wird in beiden Stücken auftreten. In Mr. Jovial giebt Herr Bernard den Jovial, in la Demoiselle à marier den Ducoudray. Beide Rollen sind von Herrn Bernard in Paris mit großem Beifalle gegeben worden. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 68. 9. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft erhob sich und der Graf grüßte mit gebührender Ehrfurcht. Nachdem er Madame Terrage und seiner holden Braut ehrerbietig die Hände geküßt hatte, verharrte er bescheiden, bis die Reihe zum Unterzeichnen an ihn kommen würde. Der Notar reichte ihm die Feder, und er trat an den Tisch, um dem Akte durch seinen Namenszug Kraft zu geben. Als er sich zum Schreiben bückte, fiel der helle Glanz der Wachskerzen auf sein Gesicht, und in dem Augenblick, in welchem er schreiben wollte, drang ein Ausruf des Schreckens aus dem Hintergrunde des Saales in die Ohren der überraschten Versammlung.

Fräulein von Rambert lag ohnmächtig in den Armen ihrer Tante.

„Sie hier!“ schrie der Graf.

„Er hat mich betrogen!“ lispelte Rosa sich erhebend. „O, wie glücklich bin ich, daß ich bald sterbe!“

Der Graf wollte ihre Hand fassen; Rosa zog sie zurück; ohne noch weiter ein Wort zu sagen, verließ sie mit Madame Nollier eiligst den Saal. Wie eine Wahnsinnige stürzte sie aus dem Schloß, und würde über die Treppen hinunter gefallen seyn, wenn nicht, wie durch ein Wunder, Tamariz in der Nähe gewesen wäre, und sie unterstützt hätte.

Der Graf verweigerte übrigens den Contrakt zu unterzeichnen. Estella überfiel eine Ohnmacht. Allgemein war das Staunen der Anwesenden. Jeder erwartete eine Aufklärung; allein der Graf äußerte, nur vor Madame Terrage und ihrer Tochter reden zu wollen.

Indessen war Rosa mit der Tante in ihrer Wohnung angekommen, und die Unglückliche erzählte ihrer mütterlichen Freundin Alles, was zwischen ihr und Eugen auf San Domingo vorgegangen war. Der Augenblick eignete sich nicht dazu, um zu erforschen, wie sich der junge Advokat plötzlich in einen Grafen verwandelt habe; Madame Nollier begnügte sich, mit ihrer Nichte zu weinen. „Armes Kind,“ sagte sie, „nicht genug, daß Du mit körperlichen Schmerzen heimgesucht bist, Gott legt Dir auch noch die schwersten, die Leiden der Seele auf!“

Ein herrlicher Morgen folgte diesem schrecklichen Abend. Rosa befand sich, wider Erwarten, sehr ruhig, und nichts in ihrem Aeußern verrieth das Andenken an das traurige Erlebniß von Gestern. Eben schlug sie ein Gebetbuch auf, da hörte sie Geräusch in ihrem Gemach. Als sie sich umwandte, stand Estella vor ihr.

Estella fiel der Freundin weinend in die Arme; diese konnte sich einer gewissen Unbehaglichkeit in ihrer Nähe nicht erwehren.

„Warum stößt Du mich zurück?! sagte das Mädchen. „Er liebt Dich!“ — Ein Thränenstrom quoll aus ihren Augen.

„Ich wollte nicht säumen, Dir diese gute Nachricht zu bringen. Gestern hat er uns das Geheimniß seines Lebens anvertraut. Er hatte derjenigen, die er liebte, keinen Namen, kein Vermögen zu bieten; sein Vater hatte ihn verlassen — der Sterbende erst verlieh' ihm Namen und Reichthum und Eugen Raymond war nun Graf von Breuil.

„Und darum hat er mich vergessen!“ seufzte Rosa traurig.

„Er hat Dich nicht vergessen, er glaubte Dich todt;“ fuhr Estella fort. Acht Tage lang mußte sein Schiff in der Nähe der Insel vor Anker liegen und günstigen Wind abwarten. Eines Abends fuhr er ans Land, um Dich noch einmal zu sehen. Als er durch das Gehölz ging, begegnete ihm eine alte Negerin, von welcher er den Weg nach Ginesterre erfragen wollte. Diese sagte ihm, daß Du vergiftet seyst, daß Du in kurzer Zeit sterben würdest, daß sie selbst Dir das Gift gegeben habe. Er verfolgte das Weib, und glaubte schon ihre Spur verloren zu haben, als er plötzlich ein höhnisches Gelächter vernahm, und seinen Namen mit Spott und Verachtung aussprechen hörte. Beim Scheine des Mondes sah er einen Schatten, welcher vor ihm herlief; und nun,“ erzählte er, „ergriff ich mein Gewehr und zielte auf die flüchtige Gestalt. Ein schrecklicher Schrei war die Antwort auf meinen Schuß, und bald vernahm ich weiter nichts, als das Geräusch des Meeres. Ich sah die Leuchtfackel brennen auf meinem Schiffe und entschloß mich, Ginesterre auf jeden Fall zu erreichen. So irrte ich lange umher, bis die Kräfte mich verließen und ich, völlig erschöpft durch körperliche, noch mehr aber durch geistige Anstrengung, bewußtlos niedersank. Als ich erwachte, befand ich mich auf offener See. Man erzählte mir, daß ich einem Neger meine Rettung und Wiedereinschiffung zu verdanken hätte, der mich ohnmächtig im Sande gefunden. Ich erinnerte mich an nichts mehr, als an die Worte der alten Negerin, und glaubte mich auf immer von derjenigen geschieden, die ich liebte.“

Rosa's Herz bebte in sichtlicher Freude bei dieser Erzählung.

Estella fuhr fort: „Da sie aber lebt, da ich sie wieder gefunden habe, wandte er sich an mich, so ersuche ich Sie, mein Fräulein, mich eines Versprechens zu entbinden, das mir zu erfüllen, unter andern Umständen, die glücklichste Pflicht meines Lebens gewesen wäre. — Du kannst Dir denken, welche Antwort ich ihm gab. Ich entsagte ihm und komme selbst, Dir, theure Freundin, alles Glück in seinen Armen zu wünschen, das Du so sehr verdienst.“

„Ich danke Dir, theure Estella!“ rief Rosa mit klopfender Brust, indem sie sich dem Mädchen um den Hals warf; „ich werde — — doch plötzlich, wie von einer schmerzlichen Erinnerung ergriffen, hielt sie mitten in ihrer Freude inne und sagte mit schwachem, aber entschlossenem Tone:

„Ich kann Dein Opfer nicht annehmen! Die Negerin hat wahr gesprochen; ich bin vergiftet.“

„Heiliger Himmel!“ rief Fräulein von Terrage; „das also Dein Geheimniß, welches Du mir verschwiegen?“

„Habe ich nicht Recht, liebe Estella? Jeden Augenblick kann der Tod mich überraschen.“

„Und willst Du ihn nicht wiedersehen?“

„Diese Nacht,“ antwortete Rosa, „habe ich Gott ein Gelübde gethan, die letzten Tage, die mir auf dieser Erde zu leben noch vergönnt sind, ihm allein zu weihen. Wenn er mich jemals geliebt hat, so soll er mich nie wieder zu sehen trachten. — Dann habe ich noch eine Bitte an Dich, meine Freundin. Versprich mir, sie treulich zu erfüllen.“

„Ich schwöre es!“

„Sage ihm, daß die sterbende Rosa ihn bitten läßt, Dich glücklich zu machen.“

„Meine Schwester!“ stammelte Estella, und beide Mädchen umarmten sich. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Rhl.

II. Marburg.

2. **Die heilige Elisabeth von Marburg.** Bis zum Jahre 1227 war Marburg nur ein kleines offenes Dorf; es hatte nicht einmal eine Kirche. Da sollte die stille Frömmigkeit, die demüthige Mystik eines zarten jungen Weibes und der finstre, unersättliche Ketzerhaß eines Mönchs dem Orte so hohe Bedeutung geben, daß wenige Jahre nachher selbst ein mächtiger deutscher Kaiser, der sich eben erst durch einen Kreuzzug mit der Glorie eines Streiters der Kirche geschmückt hatte, in Begleitung von Hunderttausenden nach dem Grabe jenes Weibes wallte, um ihrem Leichnam wenigstens ein Zeichen seiner Huldigung zu bringen; — daß schon wenige Jahre nachher vier Kommenden des kräftig erblühenden Deutsch-Ritterordens hier ihren Sitz aufschlugen und sich rühmen konnten, Marburg sey der erste Ort, der ihnen nach Außen feste Existenz verliehen.

Im Jahre 1227 nämlich zog Elisabeth, die zwanzigjährige Wittwe Landgraf Hermann's von Thüringen im groben wollenen Büßergewande zu Fuß gen Marburg, um ihr glänzendes Hoflager, die Wartburg mit dem stilleren, beschaulicheren Orte zu vertauschen. Ihr Beichtvater, der finstre Mönch Conrad begleitete sie, und eine kleine ärmliche Hütte nahm die frommen Wandrer in Marburg auf. — Elisabeth, eine Tochter des Königs Andreas von Ungarn hatte im Jahre 1207 zu Preßburg das Licht der Welt erblickt. Schon im 4. Lebensjahre war sie von ihrem Vater an Herrmann, den jungen Landgrafen von Thüringen verlobt worden und unter der Obhut Varila's, ihres Erziehers, brachte sie die Jugendjahre in Deutschland am Hofe jener Fürsten zu. Die zarte Innigkeit des heranwachsenden Mädchens, aus welcher sich nach und nach das hochpoetische Ideal eines fast nur in dem phantastischen Gebiete des Gemüths und der Empfindung lebenden Weibes herausbilden sollte, ließ sie schon frühe in warmer Zuneigung zu ihrem Verlobten erglühen, und die Geschichte hat uns einzelne sehr anmuthige Züge ihrer frühen Liebe aufbewahrt. Als sie ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, ward sie mit Hermann vermählt. Ihre Ehe war von kurzer Dauer, aber es war eine glückliche. Hier schon zeigt sich uns der dem Weltlichen abgewandte Sinn Elisabeth's. Als sie zum drittenmale schwanger war, gelobte sie mit ihrem Gatten, falls sie ein Mädchen gebäre, dasselbe dem Dienste des Herrn zu weihen in dem neugestifteten Prämonstratenser-Nonnenkloster Altenberg bei Wetzlar. Es geschah also. Als daher das Kind anderthalb Jahre alt war, begab sich die fromme Fürstentochter barfuß auf den weiten beschwerlichen Weg und brachte das Mädchen in's Kloster. — Allein noch ehe sie dieß Gelübde so pünktlich erfüllt, war ihre Ehe schon durch den Tod des Gatten gelös't. Herrmann, im Begriff einen Kreuzzug mitzumachen, starb 1227 zu Brindisi in Italien. Nun ward der Wittwe das lebensfrohe Treiben auf der Wartburg verhaßt und unerträglich, zumal da die mystische Beschauung, und die praktische Frömmigkeit, welche sie übte, bei ihren weltlich gesinnten Verwandten keinen Anklang, vielmehr Spott und Verachtung fand. So war sie denn wider den Willen derselben nach Marburg gezogen, um ganz dem nachleben zu können, wozu sie sich berufen hielt. Vorerst suchte sie daher jede Erinnerung an den Glanz und die Hoheit, welche sie früher umgeben hatten, zu verscheuchen. Sie entließ die wenigen Diener, die ihr gefolgt waren, und statt ihrer gesellte ihr Conrad einen Mönch bei zur Verrichtung der niederen Geschäfte, eine Nonne zur Stärkung in der Demuth und eine alte adliche Wittwe, die taub und sehr unverträglich war, zur Uebung in der Geduld. Ihre Stunden vertheilte sie nun zwischen harten Bußübungen, innerer Beschauung und Krankenpflege. Auf das letztere zumal richtete sie ihr Hauptaugenmerk, indem sie sich's zum besondern Geschäft machte, gerade die eckelhaftesten, ansteckendsten Kranken zu besuchen und zu pflegen, so daß selbst ihr rigoristischer Beichtvater Conrad sie manchmal davon zurückzuhalten suchte. Einer solchen Lebensweise konnte ihr schwacher Körper auf die Dauer wohl nicht gewachsen seyn; sie starb schon am 19 November 1231; erst 24 Jahre alt, aber bereits im Geruche der Heiligkeit

In einer kleinen Kapelle, welche durch die Pietät der alten Zeit geschont sich noch jetzt — freilich aller Symmetrie zum Trotz — an den nördlichen Chor der Stiftskirche anlehnt, ward ihr Leichnam beigesetzt. Allein hatte sie in ihrem Leben schon viele Wunder gewirkt, zumal durch unerhörte Heilungen, so geschah jetzt noch so viel mehr, und die Zahl der Wallfahrer ward so groß, daß Pabst Gregor IX. am Pfingstfeste 1235 in Perugia, umgeben von seinen Cardinälen, den Patriarchen von Antiochien und Konstantinopel und vielen andern weltlichen und geistlichen Würdeträgern Elisabeth von Hessen heilig sprach. Doch glaubt man, Landgraf Conrad, der sich damals mit einer Schaar deutscher Ritter im Kirchenstaate befand, habe durch seine enorme Freigebigkeit die Kanonisirung hauptsächlich zu Stande gebracht. Dem sey wie ihm wolle, der Ruf der neuen Heiligen wuchs zusehends so sehr, daß Kaiser Friedrich II. nach beendigtem Kreuzzug sich selbst nach Marburg begab und in Gegenwart Heinrich Raspe's, des Landgrafen, der Landgräfin Sophie und vieler Erzbischöfe und Bischöfe den Sarg der Heiligen öffnete, um ihr Haupt mit einer goldenen Krone zu schmücken, deren Werth man nach damaliger Münze auf 4500 Goldgulden schätzte.

Nun begann man den imposanten Münster über dem Grabe Elisabeth's zu erbauen und an ihn reihete sich die immer wachsende Stadt, welche nun erst Bedeutsamkeit erhalten hatte. Am 14. August. 1236 ward der Grundstein gelegt und schon nach 48 Jahren stand der ganze Bau vollendet da, wie er noch jetzt dem Auge des Beschauers sich darstellt. Kein Riß, kein zerbröckelter Stein, keine Mooshülle zeugt, daß bereits 6 Jahrhunderte über die alten Mauern hingezogen sind, nicht einmal ein Flickwerk vom verderbten Geschmack späterer Jahrhunderte angekleckst verunziert ihre edle Einfalt. Das Ge-

bäude hat sich so frisch und neu aus dem fernen Mittelalter zu uns herüber gerettet, daß man wähnen könnte, gestern erst sey die letzte Quader in die Thurmspitzen gefügt worden zur Vollendung des Werkes.

Nicht so erging es mit den Gebeinen der Heiligen, über denen sich die Kirche wölbt. In ihrem kostbaren vergoldeten Sarge, der reich mit Edelsteinen verziert ist und mit Hautreliefs in getriebener Arbeit, sollten sie anfangs zwar ruhig modern von den Schaaren der Pilger täglich besucht, aber als Philipp der Großmüthige dem Augsburger Glaubensbekenntnisse, beitrat, glaubte er die Verehrung der immer noch wunderthätigen Gebeine, welche sich bis zur Abgötterei gesteigert hatte, durch einen Gewaltschritt unterdrücken zu müssen. Zugleich war es ihm auch von Wichtigkeit, den katholischen Gottesdienst in der Elisabethenkirche zu zerstören. Er begab sich daher am 18. Mai 1539, begleitet vom Herzoge Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, zwei Grafen von Isenburg, einem Theile seines Adels, den Vorstehern der neugegründeten Universität und vielen Marburger Bürgern in die Kirche. Ein evangelischer Bischof, Adam Krafft von Fulda, predigte, die Gemeinde sang deutsche Psalmen, und das Abendmahl ward unter beiderlei Gestalten ausgetheilt. Hierauf zog der ganze Schwarm mit dem Landgrafen an der Spitze in die Küsterei. Allein der „Opfermann" (Küster) weigerte sich, die ihm vertrauten Schlüssel zur Grabkapelle herauszugeben. Das mächtige Haupt des Schmalkaldener Bundes, der größte deutsche Staatsmann seiner Zeit, vermochte nichts gegen die unerschütterliche Amtstreue des Küsters weder durch Drohung, noch Ueberredung. Endlich wurden Schlosser geholt und durch sie die Thüre und der Sarg geöffnet. Bisher hatte man geglaubt, der letztere sey gediegenes Gold, allein nun fand es sich, daß er nur aus stark vergoldetem Kupfer bestand. Als man ihn aufhob, fand Philipp einen Würfel dahinter. „Da seht ihr's," sprach er zu dem Deutschordens-Komthur, der zitternd über die Gewaltthat neben ihm stand, „was das fromme Volk vorn geopfert, das haben die tückischen Pfaffen hinten wieder verspielt." Der Sarg ward geöffnet. Philipp nahm die goldene Krone heraus, welche Kaiser Friedrich seiner Ahnfrau auf's Haupt gesetzt hatte. „Das walt Gott," sprach er, da er in den Sarg blickte, „Das ist Sankt Elisabethen Heiligthumb; ihre Knochen sind mein Gebeins; das ist mein Aeltermutter. Komm' heraus, Muhme Els!" Die Kleinodien tastete er zwar nicht an, die Gebeine aber nahm er heraus und übergab sie seinem Stadthalter, Georg von Kollmatsch, mit dem Befehle, dieselben auf's Beinhaus der St. Michaelskapelle zu tragen und dort zu zerstreuen. Allein als nachher auf eine darobgeführte Klage des Papstes und des Deutschmeisters Karl V. den Leichnam unter scharfen Drohungen zurückverlangte, zeigte sich's, daß der Statthalter den Willen des Landgrafen nicht vollzogen hatte und die Reliquien kamen wieder an ihren alten Ort. Gegenwärtig jedoch befinden sie sich nicht mehr in dem Sarge; man sagt, der Landgraf habe sie später wieder hinweg nehmen lassen, weil die abergläubige Verehrung sich auf's neue einstellte, und in ein rothes Tuch gehüllt an einen Ort in der Kirche, der nur ihm und zwei Vertrauten bekannt war, heimlich begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Ein von Orleans datirtes Schreiben vom 26. Febr. berichtet: Vor einigen Tagen jagten drei Schützen von Pusy in den Waldungen, welche das dortige Schloß umgeben, und waren bald so glücklich, eine Hirschkuh aufzuscheuchen. Einer der Schützen gewahrte sie in einer Entfernung von zwanzig Metres, in einem Tannengebüsche versteckt. Er drückte den Hahn ab und stürzte alsdann, voll Freude auf seine Beute, die er tödtlich getroffen glaubt. Wie groß war aber nicht seine Verzweiflung, als er, in dem Gebüsche angekommen, erkannte, daß er einen seiner Kameraden getödtet. Auf das Jammergeschrei, welches er ausstieß, eilten seine übrigen Jagdgenossen, welche ihn gefährlich verwundet glaubten, bestürzt herbei. Nach dem traurigen Schauspiel, das sich nun ihren Blicken bot, wissen sie nicht, wen sie mehr beklagen sollen, den trostlosen Mörder (einen Familienvater von dem achtbarsten Charakter) oder das unglückliche Opfer, welches entseelt zu dessen Füßen lag, von zwei Kugeln in den Hals getroffen, welche augenblicklichen Tod zur Folge gehabt. Der Unglückliche, zu Dry wohnhaft und gleichfalls Familienvater, war gerade damit beschäftigt gewesen, Heidekraut auszureißen, als ihn die Kugeln des Schützen trafen. A.

*** (Chinesische Weltkunde.) Es existirt eine chinesische Landkarte, die keinen sehr hohen Begriff von den geographischen Kenntnissen der Mandarinen gibt. Sie ist einen Metre lang und 67 Centimetres breit, und China nimmt allein sieben Achttheile dieses Raumes ein. Ganz im Winkel befindet sich ein kleines Meer und in demselben vier Inseln von sehr geringem Umfange: es stellen dieselben Frankreich, England, Portugal und Afrika vor; in einiger Entfernung erblickt man Holland, das allein größer ist, als die vier genannten Länder zusammen genommen. A.

*** Es ist der Karlsruher Zeitung, als Gegenstück zu der jüngsthin mitgetheilten französischen Uebersetzung von Halm's bekannten schönen Zeilen aus dem „Sohn der Wildniß", die nachstehende Bearbeitung von einem Engländer zugekommen.

Tell me, my heart, O answer,
What is the thing call'd love?
„Two souls and but one feeling,
Two hearts and but one move!"

And tell me, whence love cometh?
„It cometh all unbid!"
And answer, how love flee'th?
„T'was not, where'er it did!"

And when is love the purest?
„When love itself denies!"
And when is love the deepest?
„When love the stillest lies!"

And when is love the richest?
„In giving all it's got!"
And tell me, how love speaketh?
„It loves — but speaketh not!"

T.

Aus London.

(29. Februar.)

I.

Vorerinnerung. Gegenwärtiger Zustand England's. — Der Hof. Häusliches Glück der Königin. Prinz Albert. — Allgemeine Bemerkungen über die Londoner Theater. Novitäten der Theater Drurylane, Adelphi und Coventgarden. Tumult, als der Herausgeber des Satirist in der Rolle Hamlet's auftritt. Beurtheilung dieses Vorfalls. — Neu erschienene Schriften über China. Winke für den direkten deutschen Handel mit China. Warnung vor verfälschtem Londoner Thee.

Die neuere Entwickelung der gesellschaftlichen, literarischen und commerciellen Verfassung Deutschland's macht eine nähere Darstellung des Zustandes England's nothwendig, welche auf einer Bekanntschaft

mit den Eigenthümlichkeiten beider Länder gegründet seyn muß. Insbesondere verdient London die allgemeinste Aufmerksamkeit und eine fortgesetzte Beobachtung: es ist das Herz der Bewegungen der ganzen civilisirten Welt. Sein Handel, sein geselliges Leben, sein Theater; die Fortschritte seiner Literatur und Kunst, charakteristische Vorfälle und Ereignisse, werden daher den nicht uninteressanten Stoff dieser Berichte bilden. — In dem Augenblick, da ich diese Mittheilungen anfange, erscheint das britische Reich kränkelnd, der Wohlstand London's geschwächt, und Keiner unserer Staatsmänner hat noch vermocht, den zunehmenden Bedrängnissen abzuhelfen. Freilich haben wir Leute, welche mit ihrem Gelde nicht zu bleiben wissen, Kapitalisten, welche täglich 1000 Pfd. St. verzehren können; allein die Circulation des Geldes stockt, es hat sich in den Händen der Aristokratie angehäuft und findet keine Gelegenheit, mit Vortheil verwendet zu werden, daher die vom Verdienst lebenden Klassen in große Verlegenheit, in Dürftigkeit und Noth gerathen. Anfangs klagten nur die Seidenweber, dann fehlte es auch den Setzern in Druckereien an Beschäftigung, und bald wurde die Arbeitslosigkeit allgemein. In großer Anzahl gehen Leute, die in bessern Zeiten hinlänglichen Erwerb in den großen Manufakturdistrikten und Handelsstädten fanden, in ihr Kirchspiel zurück, dort beim Ackerbau Beschäftigung zu suchen; aber die Grundherren sind selbst genöthigt, sich einzuschränken und setzen den ohnehin kärglichen Lohn ihrer Arbeiter herunter. Die Schiffbauer, Schiffvermiether und Seeleute klagen über schlechte Zeiten; die Auflage auf die Ausfuhr von Kohlen hat eine Verminderung des Absatzes derselben zur Folge gehabt; Krämern und Ladenhaltern fehlt es an Kunden und die Handarbeiter füllen die Armenhäuser in solcher Anzahl, daß die bedeutenden, zu ihrem Unterhalt aufzubringenden Beiträge nur mit Mühe erhoben werden können. Die Familien fast aller Stände schränken sich daher ein, welches wieder einen Ausfall in der Accise verursachte, indem 1842, gegen andere Jahre gerechnet, 1,157,300 Pf. St. weniger eingenommen wurde. Zu Paisley, durch seine Shawlfabriken bekannt, waren am 14. Februar 4654 Personen, welche auf der Armenliste standen und täglich eine Portion Suppe erhielten, 1½ Penny an Werth; über tausend Andere befanden sich in großer Dürftigkeit. In Newcastle ist die Noth so groß, daß 5120 aus der Armenkasse unterhalten werden, und 480 im Armenhause sind. In Leeds waren vor drei Jahren 3481 Arme, jetzt dagegen sind 14,839. Ein Maschinenaufseher in Bolton war 1100 Meilen im britischen Reiche gereiset, um Arbeit zu finden, und hatte in den neun Monaten, welche er dazu gebraucht, solche Noth gelitten, daß er zuweilen nahe daran war, zu verhungern. Zwölf Gewerke in Bolton zahlen jetzt 3700 Pf. St. weniger Lohn die Woche, als sonst, welches 185,000 Pf. St. im Jahr beträgt. In Greenock ziehen die Bettler in ganzen Schaaren umher, und in London stehen sie auf allen Kreuzwegen und in allen Hauptstraßen. Die Ursache dieser Lage der Dinge sind vielfach. Zuerst ist die bedeutende Nationalschuld von 800,000,000 Pf. St. ein Hemmschuh, welcher jeden Plan zur Verbesserung des Wohlstandes des Landes sehr erschweren muß. Jene Summe ist leicht hingeschrieben und ausgesprochen, allein man versinnliche sich ihre Bedeutung. Seit Erschaffung der Welt sollen 6000 Jahre verflossen seyn. Wenn man nun den großen Thaler zu 5 Schill. rechnet, so kommt auf jede Minute jenes Zeitraums ein Thaler! Der Hang zu Spekulationen veranlaßte Viele, ihr Geld ohne Sicherheit zu wagen; sie liehen besonders an nordamerikanische Staaten bedeutende Summen und diese bezahlten nachmals nicht. Die Einführung von Maschinen führte zur Anlage von ungeheuren Vorräthen von Waaren, die man hernach nicht abzusetzen wußte und oft unter dem Werth verkaufen mußte. Die Erlaubniß, Vereinsbanken (Joint stock banks) zu errichten, wurde stark benutzt: sie gaben ihr eigenes Papiergeld aus, man konnte bei ihnen Anleihen machen, und sie begünstigten die Spekulationswuth, aber viele von ihnen wurden bankerott und nicht minder die von ihnen hervorgerufenen Spekulanten. Heirathsgesetze giebt es hier nicht; jedem ist es gestattet zu heirathen, ohne Nachweis, daß er eine Familie ernähren kann; so mehrt sich die Zahl der Armen mit jedem Jahre. Es werden im Durchschnitt jährlich im britischen Reiche 220,000 Menschen mehr geboren als sterben, und dieser Zuwachs wird noch weiter vermehrt durch die erlaubte Einwanderung aus andern Ländern. Hier braucht Niemand bei seiner Ankunft einen Paß, daher jedes Jahr eine Menge Unbemittelter einwandert. Seit der Beendigung der Kriege gegen Napoleon entwickelten die Kontinentalstaaten ihre inneren Kräfte, legten Manufakturen an und suchten ihre aufblühenden Anstalten durch Tarifs zu schützen, welches das Gebiet der Beschäftigung in England beschränkte. Besonders verlor es an Deutschland einen guten Kunden, und wird bald in ihm einen glücklichen Nebenbuhler auf auswärtigen Märkten erhalten. Den Einfluß deutscher Schriftsteller auf die Entwickelung der Industrie in ihrem Vaterlande hat man hier wohl bemerkt, und daher in öffentlichen Blättern vorgeschlagen, durch diplomatische Unterhandlungen eine Beschränkung der Preßfreiheit einzuleiten und der Verbreitung liberaler Ideen in Deutschland entgegen zu wirken. Als ein ferneres Mittel zur Auflösung des Zollvereins schlug ein diplomatischer, englischer Korrespondent der **Times** vor, die gegenseitige Eifersucht der einzelnen Länder Deutschland's aufzuregen. Aber dieses wird unter der Leitung erleuchteter Regierungen sich weiter entwickeln und sich ganz von England unabhängig machen. Wesentliche Vortheile von Großbritanien kann Deutschland nicht haben, da **jetzt die Einrichtung getroffen ist, daß jenes von Canada aus mit Korn vollkommen versorgt werden kann**: die englischen Kolonisten in Canada dürfen ihr Korn und das, was sie den Amerikanern ablaufen, gegen einen bloß nominellen Eingangszoll in Großbritanien einführen, wodurch das deutsche Korn so gut wie ausgeschlossen ist. Die Erlaubniß der Einführung von lebendem Vieh kann wenig benutzt werden, da dieses bei seiner Ankunft abgemagert ist, daher erst wieder gemästet werden muß, und die Seereise wird ihm oft tödtlich oder veranlaßt doch Krankheiten. Diese Erlaubniß und die Ermäßigung der Abgabe von eingeführtem Korn waren temporäre Mittel, einen günstigern Tarif von Deutschland zu erhalten, werden aber in Zukunft dort keine weitere Berücksichtigung finden. Nachtheiliger als der deutsche Tarif waren den Engländern der portugiesische, spanische, französische, russische und besonders der amerikanische. Schlechte Erndten hatten mehrere Grundbesitzer in Schulden gebracht und veranlaßt, daß viel baares Geld zum Ankauf von Korn aus dem Lande ging. Doch würde Alles dieses weniger nachtheilig wirken und es ließe sich erwarten, daß Großbritanien seine vorige Blüthe wieder gewinnen dürfte, wenn nicht in den Grundgesetzen mehrere Mängel wären, welche die Vertheilung des Reichthums hindern. Es besteht aus einer Menge Herzogthümer, Grafschaften, Marquisate und Baronien, deren Besitzer das Land theils zu Lustparks und Wildforsten verwenden, theils es verpachten. Die Pächter (farmers) können nach Gefallen wieder entlassen werden, und dies geschieht auch nicht selten, z. B. wenn sie bei Parlamentswahlen nicht für den stimmen wollen, welchen der Grundherr vorschlägt. Ein solcher kräftiger, unabhängiger Bauernstand, wie in Deutschland, giebt es hier nicht; es sind Fälle vorgekommen, daß ein Grundherr, besonders in Irland, seine Pächter bedeuten ließ, sich binnen vierzehn Tagen zu entfernen, zur Vertreibung der Säumigen polizeiliche Hülfe anwandte, und Befehl gab, die Häuser seiner Pächter abzubrechen, weil er seinen Park erweitern wollte. Der Grund und Boden ganzer Städte gehört einzelnen reichen Privatpersonen; was auf diesem Boden erbaut wird, die Vortheile von verbesserter Einrichtung schon stehender Gebäude, kommen nach Ablauf der Vermiethung des Platzes ihnen zu Gute, fallen ihnen ohne Vergütung anheim. Man hat nun mehrere Vorschläge gemacht, um den gegenwärtigen Bedrängnissen abzuhelfen, besonders durch Emigration und Anlegung neuer Kolonien. Dies würde freilich neue Ausgaben veranlassen, und es könnten auf diese Art doch jährlich wohl nicht mehr Hülfsbedürftige fortgeschafft werden, als die Zahl des Zuwachses der Population beträgt. Etwas wäre damit allerdings gewonnen, allein offenbar müßten noch mehrere Mittel nach Beschaffenheit der gedachten Ursachen der Bedrängnisse angewandt werden. Ein neues Primogeniturgesetz dürfte vielen Widerspruch finden und scheint doch, in der jetzigen Lage Großbritaniens, besonders nothwendig, um dem übermäßigen Anhäufen des Vermögens entgegen zu wirken und eine bessere Vertheilung desselben zu veranlassen. Allein kein Minister wird es vorschlagen, weil er wohl sieht, daß er es nicht durchsetzen kann. J. von Horn. (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 8. März. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft: *Monsieur Jovial*, ou: *L'Huissier chansonnier*, comédie-vaudeville en deux actes par Théaulon et Choquart. Hierauf folgt: *La Demoiselle à marier*, ou: *Le choix d'une femme*, vaudeville en un acte par Scribe. Herr **Bernard Léon**, erster Komiker des Theaters Gymnase in Paris, wird in beiden Stücken auftreten. In: Mr Jovial giebt Herr **Bernard** den **Jovial**, in: la Demoiselle à marier den **Ducoudray**. Beide Rollen sind von Herrn **Bernard** in Paris mit großem Beifalle gegeben worden. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 9. März. **Der Barbier von Sevilla**, komische Oper in 2 Abth. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 69. 10. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Ahl.

II. Marburg.

3. Konrad von Marburg. Konrad von Marburg, dessen wir bereits als des Beichtvaters der h. Elisabeth schon flüchtig erwähnten, war ein Meister in der Gottesgelahrtheit und wirkte für die Befestigung des päpstlichen Stuhles in Hessen und Thüringen so eifrig, daß er selbst sein Ansehen dem eines Dominicus und Franziscus gleichstellen konnte. Er mußte seine Predigten auf offenem Felde halten, weil kein geschloßener Raum groß genug war, die Schaaren der Andächtigen zu fassen, und der Papst (Innocenz III.) fand solchen Gefallen an demselben, daß er jedem andächtigen Zuhörer einen Ablaß von zwanzig Tagen verhieß. Doch bald sollte sich dem Mönche ein neuer Wirkungskreis eröffnen, durch den er sich einen Namen in der Weltgeschichte gesichert hat.

Damals hatte sich nämlich die alte dualistische Lehre des Mannes, mit den Dogmen des Arius zu einem Ganzen verschmolzen, von Alby aus über das südliche Frankreich und die Schweiz verbreitet. Dominicus, der Vater der Inquisition vergoß Ströme von Blut, die neue Ketzerei auszurotten. Allein kaum glaubte er der Hydra das Haupt abgehauen zu haben, so wuchs ihr auch schon wieder ein neues hervor, indem Peter Waldo, ein reicher Kaufmann aus Lyon, gleich Luthern durch den plötzlichen Tod eines Freundes geistlich gesinnt, in äußerer Einfalt die Apostel nachahmend, gegen den päpstlichen Stuhl zu eifern begann und so eine neue Irrlehre begründete. Großen Beifall fanden beide Secten in Deutschland, zumal am Rhein und an der Lahn. Doch die Kirche wußte die schuldlosen Andersdenkenden zu verleumden, man schob ihnen schändliche Verbrechen unter, und das Latranconcil (1179) erklärte, in solchen Fällen sey die Todesstrafe ein sicheres Mittel zur Rettung der Seele. Der Erzbischof Dietrich von Trier empfahl nicht lange nachher als ganz besonders zweckdienlich die Wirksamkeit des Scheiterhaufens. Sein Zeitgenosse Konrad von Marburg zog daher aus, mit Vollmachten des Papstes versehen, die Ketzer zu vertilgen. Konrad ist nicht nach der Litanei jener fratzenhaften Asketen und qualificirten Großinquisitoren zu denken, wie sie häufig in unsrer modernen Romanliteratur spuken. Sein Charakter war von Haus aus edlerer Natur. Er war von hohen, auf nichts Irdisches gerichtetem Sinne, er verachtete den Reichthum, der den damaligen Klerus so verhaßt machte und handelte stets mit einem gleichmäßig unerschütterlichen Muthe, aber ohne Ahnung von den Fortschritten des Menschengeschlechtes, ohne Furcht vor der Gewalt einer aufgeklärten öffentlichen Meinung. Dem Sturz der Kirche vermeinte er durch Ausrottung ihrer Feinde zu begegnen.

War einer als Ketzer angeklagt, so mußte er durch die Feuerprobe seine Unschuld erhärten und, zeugte diese gegen ihn — unüberwie en sterben. Erkannte er sich jedoch vorher selbst für schuldig und ließ sich zum Zeichen des Rücktrittes scheeren, so hatte er sein Leben gerettet, nicht aber sein Gewissen; denn nicht eher ließ man ihn frei, bis er Mitschuldige angegeben. Viele stürzten so ganz Unschuldige aus Todesfurcht, oder Rachsucht in's Verderben, ja manche sollen sich sogar freiwillig als Ketzer bekannt haben, um sich scheeren zu lassen und dann — durch Angebung — ihren Feinden den Tod zu bereiten. Alle Stände verfolgte Conrad auf diese Art und suchte die ganze Gegend weit und breit auf's schrecklichste heim, sein Hauptrichtplatz war aber an der Ketzerbach in Marburg, und ein Zeitgenosse berichtet von ihm, die Zahl derer, die durch ihn den Scheiterhaufen bestiegen, sey nicht zu zählen. 1233 zerstörte er sogar ganze Dörfer im Siegenischen, blos weil die Ketzer Schulen in denselben angelegt hatten, und er nicht abwägen zu können glaubte, in wie weit der Saame der Irrlehre unter den Einzelnen schon Wurzel gefaßt. Allein als er zuletzt seine Geißel auch über Fürsten erhob, sollte er sich selbst ein tragisches Ende bereiten.

Er hatte die Grafen von Solms und von Sayn vor sein Gericht fordern lassen. Der von Solms bekannte sich schuldig, um sein Leben zu retten. Heinrich von Sayn aber, genannt der Große, ein unerschrockener fester Mann, beschloß, um den Preis seines Lebens ein Größeres zu wagen. Ein Kreuzzug zeugte für seine Rechtgläubigkeit, aber Konrad ließ sich hierdurch nicht blenden, er beharrte auf seiner Anklage. Auf einem Reichstage zu Mainz stellte daher der Graf furchtlos sich ihm gegenüber. Im Bewußtsein der Unschuld sprach er selbst für seine Sache in Gegenwart des deutschen Königs Heinrich's und vieler versammelten Fürsten. Als er sich auf's feierlichste für einen rechtgläubigen Christen erklärte, sein ganzes Leben den Versammelten vorlegte, seine fromme Pilgerfahrt anführte, war seine Beredtsamkeit so groß, daß Ankläger und Zeugen zurücktraten und gestanden, sie seyen durch List oder Furcht verführt worden. Konrad aber verblieb nichts destoweniger mit eiserner Beharrlichkeit bei seiner vorgefaßten Meinung und bat um Aufschub. Vergebens protestirte der Graf dagegen; man willfahrte dem Mönch. Nun sah Heinrich, daß Alles verloren sey, daß er ein Aeußerstes wagen müsse.

Konrad zog zurück gen Marburg nur von einem Mönch begleitet. Schon hatten sie beinahe die Stadt erreicht, als sie bei dem kaum eine halbe Stunde lahnabwärts gelegenen Dorfe Kappel plötzlich von zwei Rittern (von Dernbach und Herborn) und von sechs andern handfesten Männern, die Konrad als Ketzer angeklagt, überfallen wurden. Als Konrad ihre Absicht

erkannte, verließ ihn seine Festigkeit und er bat weinend um sein Leben. Die Angreifenden wurden bewegt, aber Mitleid schien ihnen hier Verrath (wahrscheinlich hatte Heinrich und Sayn sie gedungen.) Sie sprachen sich daher gegenseitig Muth ein, als Einer von ihnen laut rief: Tödtet ihn, der selbst keines Menschenlebens geschont hat — und durchbohrt von vielen Stichen fiel Konrad mit seinem Begleiter (20 Juli 1233.) Sein Leichnam ward neben dem Sarge seines Beichtkindes der h. Elisabeth beigesetzt, und sein Andenken hat sich bis heute in Marburg erhalten. Die Ketzerbach, an deren Ufer er seine Opfer verbrannte, um die Asche in's Wasser zu streuen, führt noch immer diesen Namen und außerdem ein Brunnen in der Nähe derselben den des Mönchsbrunnens. Seit alten Zeiten stand auf seiner Spitze die Statue Conrad's mit der Geißel in der Hand, allein die Studenten warfen sie herunter und wiederholten dieß so oft man sie auf's neue wieder aufzustellen versuchte, so daß das Standbild nun schon lange gänzlich verschwunden ist. (Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

Einer französischen Novelle nacherzählt von Carl Hertzog.

(Schluß.)

Von diesem Tage an schwanden Rosa's Kräfte immer mehr. Bald konnte sie das Zimmer nicht mehr verlassen, und brachte den ganzen Tag in dem Sessel ihres Vaters zu; ihre einzige Unterhaltung war die Bibel, woraus ihr die Tante oder Tamariz vorlas. Die Marquise von Terrage fand für gut, die Bretagne mit ihrer Tochter auf einige Zeit zu verlassen, und Eugen fügte sich dem Willen der armen Rosa. Er besuchte sie niemals, obschon er ihr seine Gegenwart auf vielfältige Weise bemerkbar machte. Einmal fand sie auf ihrem Tische ein Aquarell-Gemälde, die Ansicht von Ginesterre, mit der langen Benzoe-Allee, dem Pavillon und der ganzen Gegend darstellend; dann erblickte sie, als sie eines Morgens erwachte, neben dem Porträt ihrer Mutter, das Bild ihres Vaters, im Costume eines Pflanzers. Diese Zeichen der Liebe und Aufmerksamkeit thaten ihrem Herzen wohl, aber niemals sprach sie mehr den Namen Eugen aus.

Eines Abends saß sie wie gewöhnlich in ihrem Sessel, den Kopf auf ein weißes Kissen gelehnt, die Arme gerade herabhängend, die Augen halb geschlossen. Leise Seufzer hoben hin und wieder ihre Brust. Ohne daß ein Geräusch sie störte, schrack sie manchmal plötzlich auf.

Madame Nollier gab Tamariz ein Zeichen, das Fenster zu öffnen. Rosa war ganz ruhig geworden, und die Bläße ihres Gesichtes wetteiferte mit der Weiße des Kissens, auf welchem ihr Haupt ruhete. Ein warmer Wind bewegte die Vorhänge von Mousselin und spielte in den Locken der Kranken.

„Das ist eine Nacht auf San Domingo," lispelte sie leise. „Heute Abend bin ich sehr glücklich!"

Sie schien aufmerksam zu lauschen und verweilte lange Zeit fast athemlos, als wenn sie geheimnißvolle Melodien vernähme. Man hörte nicht das geringste Geräusch auf dem Felde. Nur das in wunderbarem Glanze leuchtende Auge verrieth, daß sie noch lebte.

Plötzlich vernahm man eine klangvolle, wenngleich zitternde Stimme vor dem Fenster, welche die Worte sang:

„Glänzend zieht der Mond vorüber,
O, wie süß ist seine Ruh'!
Aber Du — Du bist mir lieber,
Denn viel schöner noch bist Du!"

Es war Eugen's Stimme.

„Er ist es," lispelte Rosa ganz leise; „er ruft mir — ich komme."

Die Stimme wiederholte die creolische Melodie viel schmelzender und leiser als das erste Mal.

„Da bin ich," seufzte Rosa kaum hörbar.

Noch einmal flackerte ein helles Licht in ihren Augen auf, sie legte die Hand auf die Brust, der Kopf sank zurück, ohne daß sie ihn halten konnte, ein schwacher Seufzer bewegte die blassen Lippen, wie vom Winde leicht bewegte Rosenblätter. Madame Nollier hatte das Zimmer einen Augenblick verlassen. Der Neger näherte sich der Sterbenden, er wollte hören, ob sie noch athme — Rosa war gestorben.

Trocken und unbeweglich ruhten die Augen des Sclaven auf der Hingeschiedenen, aber die Adern auf seiner breiten Stirne drohten zu zerspringen. Plötzlich bückte er sich nieder auf das blasse Gesicht der Todten, und gleichsam, als ob alle Kraft der Entschlossenheit zum letzten Male in sein Herz einkehrte, drückte er einen langen Kuß auf die Lippen der Entschlafenen; dann sank er, wie vom Blitz erschlagen, todt zur Erde nieder.

Der Schatten war seinem Körper gefolgt.

Kampf zwischen einem Bullenbeißer und einem Affen.

Vorigen Mittwochen, so erzählt das Journal de Saint-Etienne, zog ein Bärentreiber mit seinen zwei Reisegefährten, einem Bären und einem Affen, ruhig seines Weges auf der Straße von Montbrison nach Villefranche. Auf der Höhe von Ville-Genève traf er mit einem Schlachter zusammen, der, in Begleitung seines treuen Achates, eines großen Bullenbeißers, nach Tarare ging. Nun ist es ganz natürlich, daß sich zwischen einem Schlachter und einem Bärenführer bald ein Gespräch über Thierkämpfe entspann, und der Schlachter die Heldenthaten seines Hundes, der Bärenführer die seines Bären herausstrich. Der Schlachter machte endlich dem Bärenführer den Vorschlag, einmal den Bären und seinen Hund einen Gang mit einander machen zu lassen, wozu dieser auch sogleich willig war. Die armen Thiere lagen sich bald in den Haaren und zerzauseten sich aufs Beste zur Ehre ihrer Herren. Der Hund zeigte in diesem Kampfe großen Muth und eine wüthende Energie. Als der Affe, der gleich einem Kampfrichter auf der Schulter des Bärenführers thronte, sah, daß sich der Kampf in die Länge zog und sein Kamerad, der Bär, einen harten Stand hatte, da sprang er diesem muthig auf den Rücken, um ihm wider seinen Gegner zu Hülfe zu kommen; sein Herr rief ihn aber zurück, und die beiden Kämpfer wurden getrennt.

„Schade!" rief der Schlachter da mit einem derben Fluche aus, „schade! daß Ihr Euren Affen zurück gerufen habt; das wäre noch ein Extrabissen für meinen Hund gewesen!

Darüber gereizt, daß so geringschätzig von seinem Affen gesprochen wurde, sagte der Bärenführer nun:

— Wir gehen ja nach Tarare, wenn Ihr wollt, können wir sie dort mit einander kämpfen lassen.

„Mein Hund mit Eurem Affen!" rief der Schlachter aus. „Nun, da wette ich 20 Franken gegen 20 Sous, daß Euer Jacques Bonhomme eine Leiche ist, ehe zehn Minuten verstrichen sind."

Die Wette wurde angenommen, unter der Bedingung, daß der Affe einen Stock von einem Fuß Länge führen dürfte.

Zu Tarare angekommen, machten die beiden Parenten Halt vor einem Wirthshause, und es hatte sich dort bald ein dichter Kreis von Dilettanten um sie gebildet; denn im Punkt der Thierkämpfe sind die Tararer wahre Römer.

Der Bullenbeißer und sein Herr traten zuerst in die Arena; dann näherte sich auch der Bärenführer gravitätisch mit seinem Affen, den er sich von der Schulter nahm und ihn auf eine Bank, mitten unter den in stummer Erwartung stehenden Zuschauern, setzte. Denn man muß wissen, daß der Affe nur der kleineren Gattung seines Geschlechts angehörte, und der Bullenbeißer sechsmal größer war, was die Neugier der Männer, und die ängstliche Besorgniß der Frauen, die laut über die Grausamkeit eines solchen Schauspiels eiferten, während sie sich zu den vordersten Plätzen drängten, nur um so mehr steigerte.

„Ihr müßt aber," sagte der Schlachter zu dem Bärenführer, „hier vor der Gesellschaft laut erklären, daß ich Euch Euren Affen nicht zu bezahlen brauche, wenn mein Hund ihn in kleine Stücke zerrissen hat."

— Denkt, bei St. Rochus, vielmehr an Euren Hund! was mich betrifft, so spreche ich Euch willig von aller Verpflichtung frei, und Jacques Bonhomme, mein Affe, der gar nicht bange ist, auch, entgegnete der Bärenführer, indem er einen kurzen aber knotigen Stock aus der Tasche zog, und ihn seinem Affen mit folgender kurzen Anrede, die eines Spartaners würdig gewesen wäre, in die Pfote gab: „Siehe da, Bonhomme, den großen Hund dort mußt Du besiegen, und Dich nicht tödten lassen!"

Der Schlachter, der in seinem Lakonismus nicht weniger beredt war, ließ nun seinen Hund mit dem Zurufe: „schlucke den da über!" auf den Affen los.

Ein Tiger kann nicht wilder auf seine Beute losstürzen, als der Bullenbeißer auf den Affen einsprang. Der arme Jacques Bonhomme wälzte sich, im ersten Anlauf um und umgerannt, im Staube, und der Bullenbeißer wollte ihn eben packen, um ihn zu zermalmen, als er in demselben Augenblicke, wo man glaubte, daß er schon verschlungen sey, einen Seitensprung machte, und mit einem zweiten Sprunge seinem Gegner, der ihm nun mit seinen Zähnen nicht beikommen konnte, auf dem Nacken saß. Hier biß er sich fest, packte mit der linken Pfote das eine Ohr des Hundes, was diesem eine ihn sehr demüthigende Haltung gab, und drosch mit seinem kurzen Stocke in der rechten Pfote so herzhaft auf seine Schnauze los, daß er ganz erbärmlich an zu heulen fing. Jacques Bonhomme hätte dem Bullenbeißer sicher den Garaus gemacht, wenn nicht der Schlachter für ihn um Gnade gebeten und eiligst seine Wette verloren gegeben hätte. (Hamb. l. u. k. Bl.)

Tabletten.

⁂ (Darmstadt, 6. März.) Gestern ging A. Rodnagel's vaterländisches Schauspiel: „Ritter Rodenstein, der wilde Jäger", von Herrn Regisseur Becker zum Benefiz gewählt, zum Erstenmal über unsere Bühne. Der Zudrang des hiesigen und auswärtigen Publikums war außerordentlich groß; durch alle Thore wanderten schaulustige Landleute dem Theater zu, den wilden Jäger in Figura zu sehen, von dessen schauerlichen Sagen und Spukgeschichten noch immer der Odenwald voll ist. — Was nun die Dichtung selbst anbelangt, so sind wir der Ansicht, daß dieselbe auch ohne den äußeren Apparat, als da waren: Turnierzüge, Fackeltanz, und der Odenwälder Bauerntanz, eine bedeutende drastische Wirkung für sich hat. Die Handlung ist von vorn herein spannend, die Intrigue geschickt und mit viel dramatischem Geiste angelegt, die Charakterzeichnung scharf und eigenthümlich, das locale Colorit weder überladen, noch allzu schwach aufgetragen; kurz, die ganze Produktion zeigt nicht allein von Talent, sondern auch von Kenntniß der Bühne und Studium ihrer Effekte und Bedürfnisse. Hier und da, besonders im ersten Akt, dürfte sich allerdings der Dialog etwas rascher und schlagender entwickeln; so wie uns auch die Scene in der Höhle der Hexe von Reichelsheim, nicht gehörig in ihren Folgen motivirt war; denn man weiß ja, oder ahnt wenigstens aus dem Stücke selbst mit ziemlicher Gewißheit, daß Rodenstein erst mit dem Tode der Hölle verfallen ist; wozu also diese gräulichen Dämonen der Finsterniß schon zu einer Zeit heraufbeschwören, wo sie noch keine Macht über ihr Opfer haben. Doch sicher nicht etwa bloß darum, um ein übelangebrachtes Ballet zu tanzen? — das heißt dem tragischen Moment vorgreifen — ohne seine Bedeutsamkeit zu steigern. Uebrigens sind diese Anstände zu unbedeutend im Vergleich zu dem Lobens- und Anerkennungswerthen, woran dieses Stück so reich ist. Besonders verdienen die Scenen in dem Schlosse des Grafen von Katzenellenbogen und die späteren zwischen Rodenstein und seiner Gattin Agnes wahrhaft gelungen und poetisch genannt zu werden. Nächst dem Helden des Stückes ist es die liebliche Erscheinung der Agnes von Lindenfels, welche das Talent des Dichters für dramatische Charakterzeichnung bekundet. Herr Becker spielte den Rodenstein mit vieler Treue und historischer Wahrheit, ganz das Bild jenes wilden ungezügelten Ritters der Vorzeit, den ein so furchtbares Verhängniß ereilt hat. Fräulein Steck gab die Agnes von Lindenfels, und zeigte sich auch dießmal ihrer keineswegs leichten Rolle würdig und gewachsen. Ueberhaupt gehört Fräulein Marie Steck ohnstreitig mit zu den besten Kräften unsrer Bühne, und wird bei fortdauerndem Fleiß einst noch Ungewöhnliches leisten. Herr Steck (Schnellert) und Herr Zahrt (Graf Katzenellenbogen) spielten befriedigend. Ebenso Herr Fischer und Herr Kronfeld (der Knappe Rodenstein's). Wir wünschen dem begabten Dichter, wie dem mit rauschendem Applaus am Schlusse des Stückes gerufenen Herrn Becker Glück zu diesem in jeder Hinsicht günstigen Erfolge des Rodenstein, und sagen schließlich Herrn Regisseur Becker unseren Dank dafür, daß er durch die Wahl dieses Stückes zu seinem Benefiz uns Gelegenheit gab, einen vaterländischen Dichter auf der Bühne zu begrüßen und sein Talent anzuerkennen. ⁂

⁂ (Eine Mutter.) In der komischen Oper zu Paris bemerkt man bei jeder Vorstellung von „Zampa" eine ältliche, aber noch rüstige Frau. Bei den schönsten Passagen lächelt sie wehmüthig freudig und die hellen Thränen kommen ihr in die Augen, — der armen Frau, die vor Freude aufjauchzen und vor Schmerz weinen möchte. Und wenn das Publikum von dem trefflichen Tonwerke zum Beifall hingerissen, durch lautes Bravorufen und Händeklatschen die Manen des Componisten ehrt, wenn auf allen Gesichtern ein stiller Dank für die herrliche Schöpfung des Meisters ruht, da verklären sich mehr und mehr die Züge jener Frau und die hellen Thränen rieseln ihr über die Wangen, die einst ihr Liebling mit treuer Zärtlichkeit klopfte und küßte. Die arme Frau in der komischen Oper zu Paris ist die Mutter Herold's, des Componisten der Oper „Zampa", der im 31. Jahre seines ruhmvollen Lebens starb. (Unser Planet.)

⁂ Der alte Butenop ist in Wien gestorben, in den Armen seiner liebenswürdigen Emilie und ihres Mannes Anschütz. Der Veteran wurde am 21. October 1752 zu Hamburg geboren, erreichte also das seltene Alter von über 90 Jahren, und war der älteste aller lebenden deutschen Schauspieler und noch ein Schüler des berühmten Eckhof.

⁂ (Verwechselung.) Am 27. Februar plaidirte vor dem Assisenhofe zu Paris ein Herr Th.., als Anwalt eines schwer Inkulpirten. Als der Chef der Geschwornen aufgefordert wurde, dem Gerichtshofe von der Entscheidung der Jury Bericht zu erstatten, that er es in der üblichen Form

und mit den Worten: „Auf Ehre und Gewissen, vor Gott und allen Menschen, erkläre ich: Ja der Advokat ist schuldig.“ Die seltsame Verwechselung erzeugte eine anhaltende Heiterkeit unter allen Zuhörern und nur nach vielen Ermahnungen vermochte der Präsident das Urtheil des Angeklagten bei der dem Gesetze schuldigen Stille und Aufmerksamkeit zu verlesen. A.

Aus London.

(29. Februar.)

(Fortsetzung.)

Die Aufmerksamkeit des Kontinents ist sehr allgemein auf unsere junge Königin und deren Gemahl gerichtet, darum diese Mittheilungen sie nicht übergeben können. Der Prinz Albert ist unablässig in seiner Aufmerksamkeit auf die Wünsche und das Wohlbefinden der Königin; diese widmet ihm dafür die herzlichste Anhänglichkeit, und so fließt ihr Leben ruhig und glücklich dahin. Sie sind seit ihrer Verheiratung noch keinen ganzen Tag getrennt gewesen; Geschäfte riefen den Prinzen ein Paar Mal von Windsor nach London, allein er war zum Mittagsessen immer wieder zurück. Täglich melden die in den Londoner Blättern erscheinenden Hofcirculare, daß der Prinz mit der Königin im Park spazieren gegangen oder gefahren sey. Der Jahrestag der Heirath der Königin wurde in Windsor durch eine kleine Festlichkeit gefeiert, allein sonst hat sie dort sehr zurückgezogen gelebt, so daß man sieht, sie fühlt sich glücklich als Gattin und Mutter. Mit Windsor durch eine Straße verbunden ist Eton, durch seine Hochschule berühmt, auf welcher mehrere der angesehensten Staatsmänner ihre erste Bildung erhielten. Prinz Albert, welcher einer Prüfung der jetzigen Zöglinge derselben beiwohnte, stiftete einen jährlichen Preis von 50 Pf. St. zur Aufmunterung Derjenigen, welche sich durch Kenntnisse in neuern Sprachen, namentlich der deutschen und italienischen, auszeichneten. Seitdem wird die deutsche Sprache mehr in Eton studirt; für jene Summe läßt der Vorsteher der Anstalt Bücher kaufen, welche an die Fleißigsten vertheilt werden. Wegen der Eröffnung des Parlaments ist die Königin in voriger Woche nach London gekommen und hat hier das neue Palais (Buckingham palace) bezogen, wo sie auch ihre im April bevorstehende Entbindung erwarten wird. Die Civilliste einer britischen Fürstin ist sehr bedeutend. Es gehören dahin:

1. Chatullengelder	60,000	Pf. St.
2. Gehalte der bei ihrem Hofe angestellten Personen	131,260	„ „
3. Ausgaben der Hofhaltung	172 500	„ „
4. Zu Geschenken und milden Gaben	23,200	„ „
5. Pensionen	75,000	„ „
6. Zu beliebiger Verfügung	8,040	„ „
Summa	470,000	Pf. St.

Werden von den Ministern Anträge zu weitern Bewilligungen gemacht, so schlägt das Parlament diese nie ab. Die neuen Pferdeställe und die Reitbahn in Windsor, welche während Lord Melburne's Ministerium auf öffentliche Kosten erbaut wurden, kosteten 70,000 Pf. St.; die schöne Jacht zum Gebrauch der Königin bei Ausfahrten zur See, wurde unter Peel's Ministerium gebaut und kostet dem Staate 100,000 Pf. St.; die Einrichtung der Kinderstuben 1300 Pf. St. u. s. w. Auch hat die Königin die Revenuen des Herzogthums Cornwallis (bis zur Majorennität des Prinzen von Wales) und der Pfalzgrafschaft Lancaster, welche zusammen etwa 70,000 Pf. St. betragen. Der Prinz Albert aber hat eine besondere, vom Parlament ihm bewilligte Einnahme von jährlich 30,000 Pf. St., und außerdem bedeutende Gehalte als Feldmarschall, Inhaber eines Regiments rc. — Der Theater giebt es hier in London gegenwärtig eine große Menge, und wie jetzt fast jede Straße ihren Arzt hat, dürfte es auch mit den Bühnen bald dahin kommen. Die Haupttheater sind indessen die beiden sogenannten Nationaltheater von Durylane und Coventgarden, welche auch vorzugsweise Patented theatres heißen, weil sie die ersten waren, welche nach der Restauration Karl's II. eine königliche Erlaubniß zu spielen erhielten. In dem Patent oder Gnadenbriefe des Durylane Theaters werden die Schauspieler desselben „His Majesty's servants“, königliche Diener, genannt, und zehn von ihnen, welche „gentlemen of the great chamber“ oder Hauptschauspieler heißen, sollten jährlich 10 Ellen Scharlachtuch und Tressen von dem König erhalten. Das Patent für Coventgarden Theater wurde auf Verwendung des Herzogs von York (nachher Jacob II.) bewilligt, und ihm zu Ehren heißen die Schauspieler desselben „Diener des Herzogs von York“. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurden auch italienische Opern gegeben und, ohnerachtet Addison sich nachdrücklich widersetzte, bald so beliebt, daß man ein besonderes Gebäude für sie erbaute, wozu 30 Personen von hohem Rang jeder 100 Pf. St beitrug. Dieses wurde 1705 eröffnet, und im Jahr 1720 brachte man zur Förderung des Unternehmens weitere 50,000 Pf St zusammen. Nun fanden sich auch französische Schauspieler ein, welche seit dem 29. December 1720 in dem eben vollendeten Haymarket Theater französische dramatische Vorstellungen gaben und dies unter dem Schutz hoher Gönner lange fortsetzten. Dann kam aber dies Theater in den Besitz des beliebten komischen Schauspielers Foote, welcher im Jahr 1766 ein Patent erhielt, hier englische dramatische Vorstellungen zu geben, hierauf das bisherige, unbequem eingerichtete Gebäude abbrechen und ein neues erbauen ließ, welches 1767 eröffnet wurde. Eine beschränkte Erlaubniß zu Bühnendarstellungen erhielt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts auch das kleine, hübsche Adelphi Theater in der Strand-Straße. Mit diesen fünf Theatern sollte sich nun eine so große Stadt wie London behelfen, und da sie nicht hinreichten, entstanden Winkeltheater, auf denen man ohne Erlaubniß spielte. Die unter Georg II. und Georg III. erlassenen Parlamentsverordnungen sind gegen diese sehr streng: jeder Direktor eines Winkeltheaters hat, wenn gegen ihn bei Gericht Anzeige gemacht und er überführt wird, für jede Vorstellung 50 Pf. St. Strafe zu erlegen, und eben so viel jeder Schauspieler. Erlaubniß zu Bühnendarstellungen ertheilt in Großbritanien nicht die Polizei oder der Magistrat, sondern bloß der Oberstkammerherr; und da Herr Hoskins von diesem keine Concession hatte, auf dem Amphitheater zu Liverpool Vorstellungen zu geben, so machten die Eigenthümer des königlichen Theaters daselbst Anzeige gegen ihn und alle Glieder seiner Gesellschaft. Das Gericht entschied, den bestehenden Gesetzen gemäß, und da dies den Direktor und alle Schauspieler an den Bettelstab gebracht haben würde, so legten sie Appellation dagegen ein, wiewohl ohne alle Aussicht auf Erfolg. Bloß die bisher aufgelaufenen Prozeßkosten betragen über 300 Pf. St Eine Concession ertheilt der Oberstkammerherr, wenn das Gesuch des Unternehmers mit genügenden Zeugnissen seines moralischen Betragens unterstützt ist. Bis unter der Regierung des vorigen Königs Wilhelm IV. war es schwer, eine Concession zu erhalten, selbst wenn die Zeugnisse noch so vortheilhaft waren, und es schien lange, daß man in London nicht mehr als die fünf oben genannten Theater haben wolle. Allein im Jahre 1832 drückte sich die öffentliche Meinung so allgemein und laut für eine Vermehrung der Theater aus, daß es jetzt nicht schwer ist, eine Concession zu erhalten, besonders wenn die Unternehmer Zeugnisse von hochgestellten Personen, Parlamentsgliedern u. s. w. beibringen. Der Staat unterstützt übrigens kein einziges Theater; es könnte dies nur durch eine Parlamentsbewilligung geschehen, wozu aber noch nie ein Antrag gemacht worden ist. Da nun ausgezeichnete Schauspieler, welche beim Publikum beliebt sind und Zuschauer anziehen, enorme Gagen verlangen, und auf Costumes, Decorationen und Scenerie sehr bedeutende Summen verwandt werden müssen, um dem Geschmack eines mehr schaulustigen als kunstsinnigen Publikums zu genügen, so ist in London eine beständige Veränderung der Theaterunternehmer und einer wird nach dem Andern bankerott. Es ist der Madame Vestris und ihrem Gemahl, Herrn Matthews, bei der Direktion vom Coventgarden Theater im vorigen Jahre nicht besser ergangen. Am glücklichsten ist die italienische Oper: weil diese nur von den reichsten Personen und dem Adel besucht wird, so können die Eintrittspreise hoch seyn. Die Königin bezahlt jährlich 1000 Pf. St. für ihre Loge in der italienischen Oper, und sie abonnirt übrigens auch noch für zwei andere Logen in den beiden gedachten Nationaltheatern. J. v. Horn. (Forts. folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 9. März. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth. Musik von Rossini.

Freitag, den 10. März. Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion des Herrn Constant. (Zweite Gastdarstellung des Herrn Bernard Léon.) *Le Coëffeur et le Perruquier*, vaudeville en un acte par Scribe. Monsieur *Bernard Léon* remplira le rôle de *Poudret*, rôle joué à Paris. Suivi de: *Trop heureuse*, ou: *Une jeune menage*, vaudeville en un acte par J. Arago. Suivi de: *La Meunière de Marly*, vaudeville en un acte.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 70. 11. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Ryl.

II. Marburg.

4. Das Marburger Schloß. Der spitzulaufende Bergkegel, dessen Mitte die Stadt Marburg gleich einem Gürtel umzieht, wird auf seiner höchsten Spitze durch das Schloß gekrönt. Ehedem war es zugleich eine ziemlich starke Feste, wie die Spuren der geschleiften Außenwerke noch bezeugen. Allein für unsre Zeit bot es weder Reize genug, um als Schloß wieder in Stand gesetzt zu werden, noch war seine Lage so günstig, daß man es zur Festung hätte brauchen können: man hat es daher in ein Zuchthaus für minder grobe Verbrecher umgewandelt.

Ich muß gestehen, diese Gefängnisse für Diebe und ähnliches Gesindel machen immer einen höchst fatalen Eindruck auf mich, und die blassen Gesichter hinter den Gittern mit den tief aufgeprägten Zügen der Gemeinheit, haben mir stets den Genuß der herrlichen Landschaft verdorben, die Einen hier von allen Seiten anlächelt. Man fühlt so recht die ganze Jämmerlichkeit, die volle Misère des Alltaglebens, wenn man diese Gaunergesichter und Tagdiebsphysiognomien erblickt, es wird Einem just zu Muthe wie bei manchen Kotzebue'schen Rührstücken, wo der tragische Knoten dadurch geschürzt wird, daß der Held einen silbernen Löffel einsteckt u. dergl. Wären es noch schwere Verbrecher, die dort oben hinter den Eisenstäben hervorschauen, da könnte man wohl zu poetischer Stimmung kommen, um die reiche Pracht, welche die Natur zu unsern Füßen ausbreitet, zu genießen. Ein Mörder erweckt in uns einen Schauer, keinen Ekel, ja, ist er es anders nicht aus ganz gemeinen Motiven geworden, eine gewisse Bewunderung. Wir finden ein Größe an ihm, die uns imponirt, — die Größe der sittlichen Verruchtheit. Das wußten die alten Griechen wohl, da sie ihre Tragödien dichteten, das wußte auch Shakespeare: da kommen keine Löffeldiebstähle vor, kein Kassenreceß. Lieber mit den Mördern geköpft, als Wolle spinnen mit den Dieben. Man hätte doch wenigstens ein tragisches Ende, aber wegen eines gestohlenen Löffels in's Armesünderloch gesteckt zu werden, und zuletzt wohl gar mit der Ferse eines alten Strumpfs an einem Faden von oben herab auf die Straße nach Almosen zu angeln, das ist in der That jammervoll. Doch fort mit diesen Zuchthausreflectionen! Hat die Gegenwart hier nichts Erfreuliches uns zu bieten, so findet sich's vielleicht in den Tagen der Vergangenheit.

In den Mauern des Marburger Schlosses ward Philipp der Großmüthige geboren. Schon in der Geburtsstunde dieses welthistorisch gewordenen Mannes ereigneten sich seltsame Zeichen, die seine künftige Größe und Bedeutsamkeit zu verkündigen schienen. Die Constellation der Planeten war unter andern so merkwürdig, daß man einen Sterndeuter herbeirief. Dieser prophezeite dem jungen Fürsten „außer viel anderen großen und herrlichen Dingen, hohen unbeugsamen Sinn bei kecken kriegerischen Thaten, viel Mäßigung im Sieg, Sicherheit und Heimlichkeit in seinen Maßregeln, Weisheit und hohe Vernunft in Gesetz und Urtheil, zum wenigsten zwei Weiber, dazu auch viel Glück außer der Ehe." — Die Prophezeiung muß von einem Meister in seiner Kunst hergerührt haben; denn sie ging buchstäblich in Erfüllung, auf die unerwarteste Weise wohl der Satz von den zwei Weibern; denn Philipp hatte bekanntlich zwei rechtmäßige Ehefrauen zu gleicher Zeit.*) Der weitere Lebenslauf dieses merkwürdigen Fürsten kann uns hier nicht kümmern, wohl aber jenes berühmte Colloquium, welches durch sein Veranstalten auf dem Marburger Schlosse zu Stande kam. Der Saal, wo die beiden Häupter der Reformation, Luther und Zwingli einander gegenüber standen, ist in seinem alterthümlichen Zustande noch immer ein Gegenstand der Neugierde der Fremden und selbst in seinen Ruinen noch herrlich. Jenes Religionsgespräch führte bekanntlich nicht zu dem Resultate, welches man bezweckt, — der Vereinigung der Lutherischen und Reformirten. Alle Vermittlungsversuche scheiterten an Luther's unbeugsamem Starrsinn. Schon vor dem Beginn der Verhandlungen hatte er mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben: Hoc est corpus meum (das ist mein Leib.) Diese Fassung der Worte war es aber gerade, wozu man seine Nachgiebigkeit zur Vermittlung in Anspruch nahm: der unerschütterliche Mann jedoch blickte vor sich auf seinen Satz und wich um keinen Zoll breit. Vergebens beschwor ihn Zwingli mit Thränen in den Augen, und der Landgraf vereinigte seine Bitten mit ihm. Luther beharrte bei seiner Meinung. Zwar reichten beide sich die Hände, als sie Philipp zuletzt nebst den andern Geistlichen und hohen Herren zu einem Mahle geladen hatte, und zogen einander segnend von dannen, aber der Zweck des Gesprächs war vereitelt. Zu spät bereute Luther seinen damaligen Starrsinn kurz vor seinem Ende und gestand seinem Freunde Melanchthon, er sey in Marburg zu weit gegangen.

Dieses Religionsgespräch hat dem Marburger Schlosse für die ältere Zeit historische Bedeutung gegeben, allein auch in der jüngsten Vergangenheit sollten die alten Mauern noch ein-

---

*) Als Gründe, weßhalb ihm seine erste Frau (eine geborene sächsische Prinzessin, von der er sich jedoch nicht scheiden lassen wollte) täglich unausstehlicher werde, führt P. in einem Briefe an Luther an: „sie röche entsetzlich übel aus dem Halse und sey fast jeden Tag betrunken."

mal die Aufmerksamkeit vieler auf sich ziehen. An der Ostseite der mittleren Facade ist ein kleines Erkerthürmchen. Das kleine Thürmchen hat vor wenig Jahren eine traurige Berühmtheit erlangt, — es war das Gefängniß Sylvester Jordan's. Seltsame Ironie des Schicksals! Als vor dreihundert Jahren der Geistesfreiheit ein neues Morgenroth anbrach, versammelten sich hier die großen Kämpen derselben zur Förderung ihres großen Werks — und nach dreihundert Jahren an derselben Stelle ein Gefängniß — und das Gefängniß Sylvester Jordan's! (Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Jügel's Universal-Magazin. — Oper: Thomas Riquiqui.

Indem wir den Lesern des Konversationsblatts Bericht geben sollen von der eben erschienenen ersten Nummer des ohnlängst angekündigten Sammelwerks, das als „Jugel's Universal-Magazine and Monthly Miscellany" ins Leben tritt, finden wir uns versucht, das Wort Göthe's in Anwendung zu bringen: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Von den Freunden der englischen Literatur, für welche das neue Erzeugniß des Frankfurter Unternehmungsgeistes bestimmt ist, machen sich gewiß die wenigsten eine Idee von der Schwierigkeit und dem Kostenaufwand, welche in den zwei Decennien von 1793 bis 1813 und zumeist während der Continentalsperre mit der Anschaffung englischer Bücher und Journale verknüpft waren. Was in jener bewegten Zeit nicht gerade in die Politik einschlug und auf dem Zeitungswege (wenn auch vielfach entstellt, entkräftet, unter den Händen untüchtiger Uebersetzer um den Bodengeschmack verkürzt!) der Wißbegierde zugeführt wurde, das blieb, und wenn es auch zu London und in den drei Königreichen, in Ostindien und in Amerika, Belehrung oder Unterhaltung bot, von Genie oder Talent zeugte, für die gebildete Lesewelt in Deutschland eine terra incognita, und die Wenigen, welche kein Opfer scheuten, um sich englische Bücher zu verschaffen, (wir gehörten unter die kleine Zahl, denn das Verlangen war zu stark und verschmähte jede Berechnung der Mittel!) mußten ihre Geduld auf harte Proben stellen — denn oft gingen viele Monate hin, ehe eine Bestellung effectuirt werden konnte — und ihrer Casse die empfindlichsten Anmuthungen machen. Das Alles hat sich nun zum Bessern geändert. Doch noch immer, und obschon jetzt nichts mehr im Wege steht, zu den reichen Schätzen des meerumgürteten Albion's zu gelangen, auch die Verleger an der Themse ihre wilden (manchem Strebenden unerschwingliche) Preise in etwas ermäßigt haben, dabei noch der literarische Markt mit Pariser Reimpressionen massenweis überführt wird, fehlt es an dem rechten Bindungsmittel zwischen den englischen Producenten und den Consumenten auf dem Continent. Es ist nemlich wohl zu bedenken, daß in England, wie überall, die geistige Production gar sehr gemischt und die Prima-Sorte in allen Fächern rar ist. Der Hauptabsatz — wobei das Mittelgut doch immer seine Liebhaber findet — muß darum bei den Landsleuten der Erzeuger gesucht werden, während die Fremde mit Recht wählerisch ist und die Spreu von der Frucht zu scheiden bemüht bleibt. Dabei ist nun nichts wünschenswerther, als ein kritischer Vermittler, der als tüchtiger Wardein Schrot und Korn der literarischen Münze prüft und nur unverfälschte in den Verkehr zuläßt. Einen solchen glaubt Herr Carl Jügel in dem Herausgeber des Universal-Magazins, Herrn F. A. Catty, Esq., gefunden zu haben. Nach dem Inhalt des vor uns liegenden ersten Hefts hat er sich auch nicht geirrt. Der Zweck des beifallswerthen und gewiß allseitiger Beförderung nicht entbehrenden Unternehmens ist: das Gediegene, nach Form und Inhalt, was die periodische Literatur in den drei vereinten Königreichen bietet, wie nicht weniger die seit einiger Zeit in monatlichen Lieferungen erscheinenden Romane (Novels) der beliebtesten Autoren des Tages, den zahlreichen über ganz Deutschland verbreiteten Freunden englischer Literatur, wie nicht weniger den auf dem Continent weilenden brittischen Familien, in sorgsamster Auswahl und zu auffallend billigem Preis in die Hände zu liefern. Wird der verständig angelegte Plan beharrlich verfolgt; versiegen die Quellen nicht, woraus geschöpft werden muß — was kaum zu besorgen steht, da die periodische Literatur in England noch im Steigen ist und sich ihr Alles zudrängt, was auf wirksame Verbreitung Anspruch macht oder dazu Berechtigung zu haben glaubt; — und zeigen sich die Geschicke günstig — man weiß ja: habent sua fata libelli! — so ist dem Universal-Magazin eine weite Bahn und den Leselustigen ein Garten voll Frucht- und Blumenstücken geöffnet. Gleich die erste Nummer bringt fünf Roman-Anfänge aus so beliebten als fruchtbaren Federn, (worunter das Neuste von Dickens, Mistreß Trollope, und Harrison Ainsworth) drei vortreffliche kritische Arbeiten aus dem Edinburgh- und Quarterly-Review (die Abhandlung über Tagebuch und Briefe der Madame d'Arblay, die bekannter ist als Miß Burney, verdient ausgezeichnet zu werden;) und eine Masse Originalartikel in Versen und Prosa aus den frischesten Periodicals. Was bei einer solchen Anthologie im weitesten Sinn die Hauptsache ist — kritischer Takt und festgehaltene Rücksicht auf den Kreis von Lesern und Leserinnen, bei dem die Sammlung sich einbürgern soll, so daß jedes Monatsheft mit Spannung erwartet und mit Befriedigung durchgegangen wird, — das glauben wir — immer nach dem Debut der ersten Nummer und mit der Aussicht auf zunehmende Gewandtheit, wie sie aus praktischer Einsicht in das Bedürfniß des Publikums erwächst — dem Herrn Catty zutrauen zu dürfen. Und so mögen denn diese Worte der Begrüßung einem erfreulichen, zeitgemäßen, und gewiß Vielen erwünschten Unternehmen den nicht immer ebnen Pfad ins Publikum, so weit es von uns abhängt, öffnen oder doch bequemer machen. —y.

Thomas Riquiqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in drei Akten, frei nach dem Französischen von Carl Gollmick, Musik von Heinrich Esser, wurde vergangenen Montag, den 6. März, bei gedrängt vollem Hause, zum ersten Mal und zum Benefiz der Sängerin Fräulein Kratky auf unserer Bühne gegeben. Da aber die Aufführung unter einem entschiedenen Unstern stattfand, denn die ersten Darsteller dieser Oper waren so total heiser, daß sie so wohl Vertrauen als Contenance verloren, welches natürlich auf alle Elemente des Werks störend rückwirken mußte, so enthalten wir uns für dieses Mal jeder Kritik über die Darstellung. In der Geschichte unserer Oper ist es vielleicht das erste Mal, daß die erste Sängerin keinen Ton herausbringen konnte, was gleich von vorn herein der Musik ihren hervorstechendsten Reiz raubte. Am besten hätte die Vorstellung eines Werks unterbleiben müssen, dessen Ehre und Ruf von seinem ersten Erscheinen abhing; allein auf der andern Seite wollte man die so weit gediehenen Vorbereitungen bei der Menge von anwesenden Fremden nicht hemmen, oder man täuschte sich mit Hoffnungen, die nachher über die Kräfte gingen. Jedenfalls war es ein peinlicher Zustand für alle

Interessenten, daß noch eine halbe Stunde vor der Oper, deren Darstellung zweifelhaft war, und die Adjutanten der Theateradministration angstvoll hin und herliefen. Nur das bereits angefüllte Haus konnte folglich das Aufrollen des Vorhanges einigermaßen entschuldigen. So kam es, daß Fräulein Capitain, stets gewohnt mit Ueberzeugung und Sicherheit aufzutreten, heute als Prima Donna nur zu figuriren vermochte, und man sah es ihr an, wie viel Kampf es ihr kostete, eine Parthie (die Gräfin von Montfort) gänzlich fallen lassen zu müssen, die ihrem Gesang- und Darstellungstalent so schöne Momente darbot. Herr Nork, durch frühere Anstrengungen aufs äußerste angegriffen, effectuirte deßhalb in der Rolle des Riquiqui, eine durch die beständige Abwechselung von Spiel und Gesang sehr schwierige Tenor-Parthie, gar wenig, und kaum vermochte es Hassel (Barnabé) durch das Aufgebot seiner ganzen komischen Ader — denn auch er stand im Conflict mit seiner Kehle — dem herrschenden Schicksale des Abends entgegen zu treten. Die Parthien der Jacqueline, des Chevalier von Beauval und des Schloßverwalters Remy (Fräulein Kratky, Herr Conradi und Herr Beer) sind nicht von solcher Bedeutung, um für dieses Schicksal zu entschädigen, obgleich die erstere durch schnell besonnenes Eingreifen im Gesange manche Lücke ausfüllte, und dadurch ihre musikalische Bildung in ein achtungswerthes Licht stellte. Unter solchen Umständen hätte die Oper bei einer minder vortrefflichen Musik Fiasko machen müssen, aber wir haben bei dieser merkwürdigen Vorstellung einen neuen Beweis, daß gute Elemente nicht umzubringen sind; und in der That ist die Composition von so überwiegender Schönheit, daß sie von einem taktvollen Publikum als eine selbstständige und in sich abgeschlossene Erscheinung empfunden und gewürdigt wurde. Die Vorzüge der Musik sind Gesundheit und Frische der Gedanken, ein im edlern französischen Geschmack dahingegossener Melodienfluß von einer deutschen und pikanten Instrumentirung unterstützt, und verständige und solide Formen. Daß die Composition auf das Höchste interessirt hat, bewies, daß trotz dem heute herrschenden Dämon ihr die Achtung wurde, die man für das Reelle unter allen Umständen hat, daß nebst dem Applause der meisten Nummern ein Wechselgesang sogar da Capo verlangt, und schon am Schlusse des zweiten Akts der Componist gerufen wurde, in welchen Ruf hauptsächlich die Künstler und das nicht leicht animirte Orchester mit einstimmten. Die Oper hielt also eine scharfe Feuerprobe aus, und es steht zu erwarten, daß auch die nächste Darstellung eine geläuterte sey.

***

Tabletten.

*** (Der Somnauthtempel in Indien.) Als im Anfange des eilften Jahrhunderts der Sultan Mahmud, mit dem Beinamen der Ghaznevide, die Hindus besiegt und die Besatzung von Somnauth verjagt hatte, zog er in Begleitung seiner Söhne und ersten Offiziere nach dem Tempel von Somnauth, einem prächtigen Gebäude aus Quadersteinen und von 56 Säulen getragen, die kunstvoll behauen und mit kostbaren Steinen geschmückt waren. Das Götzenbild Somnauth stand in der Mitte des Tempels; es war 10 Metres hoch, und stand halb unter, halb über der Erde. Mahmud schlug zuerst mit seiner Keule dem Götzen die Nase ab und befahl alsdann, daß man zwei Stücke von dem Kolosse abbrechen solle, um eins vor den Eingang seiner Moschee zu Ghazné, das andere vor die Thore seines eignen Palastes zu stellen. Von zwei andern Bruchstücken wurde das eine nach Mekka, das andere nach Medina gesandt. In dem Augenblicke, als die Soldaten die Befehle des Sultans ausführten, stürzte eine Unzahl Braminen zu seinen Füßen, indem sie ihn anflehte, des Gottes zu schonen und ihm Gold in Menge bot um ihn dadurch zur Milde zu bewegen. Sogar die Hauptleute Mahmud's stellten ihm vor, daß er durch Vertheilung dieses Goldes unter die wahren Gläubigen dem Propheten ein höchst angenehmes Geschenk machen würde. Mahmud entgegnete ihnen, daß er sich bei der Nachwelt nicht den Ruhm eines Kaufmanns, sondern eines Zerstörers von Götzenbildern erwerben wolle und er gebot, daß seine Befehle auf der Stelle ausgeführt würden. Ein Keulenschlag spaltete den Bauch des Götzen; dieser war inwendig hohl, und enthielt einen unermeßlichen Schatz an Diamanten, Rubinen und kostbaren Steinen aller Art. Die Schätze, welche Mahmud außerdem erbeutete, waren unermeßlich, da der genannte Tempel besonders an kostbaren Steinen reich war, wie kein anderer indischer Tempel. Mehr als 300,000 Hindus besuchten einst den Tempel von Somnauth; die Einkünfte von 2000 Ortschaften wurden zum Unterhalte der Priester, deren Zahl sich über 2000 belief, dann der 500 Tänzerinnen, der 300 Musiker und 300 Barbiere verwendet, welche die Gläubigen jedesmal rasiren mußten, bevor dieselben den Tempel betraten. Die indischen Fürsten opferten ihre Töchter dem Dienste des furchtbaren Götzen, der zweimal des Tages in frischem Wasser des Ganges gewaschen wurde, der über 800 Kilometres von Somnauth entfernt ist. Eine Kette aus reinem Golde, 2000 Kilogramm schwer, hielt die Glocke, welche die Gläubigen zum Gebete rief; mehrere Tausend kleiner Götter aus Gold oder Silber, von allen Formen und Größen, umgaben das Götzenbild, dessen ruchloser Dienst sich bis auf wenige Spuren verloren hat. A.

*** (Schauspielertalent.) — In Franken und Hessen trieb noch vor Kurzem ein gewisser Schauspieldirector Mooch in kleinen Städten und Marktflecken sein Wesen. Höchst unterhaltend ist es, die Art und Weise kennen zu lernen, wie er, mit allen Sorgen und Mühen einer solchen Direction beladen, häufig Doppelmonologe hielt, ja halten zu müssen glaubte, um sein Interesse zu wahren. So eines Tages, als Schiller's „Räuber" in einer Scheune gegeben wurden, und Madame Mooch an der Casse saß. Der Herr Director, welcher den „Karl Moor" verarbeitete, stürzte nach Heldenspieler und Coulissenreißer Art in der siebenten Scene herein und sprach wie folgt: (laut) „O Menschen! — Menschen! — Falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! (bei Seite) Meine Frau, die Canaille, sitzt an der Casse und unterhält sich mit dem malitiösen Lieutenant! (laut) Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! (bei Seite) Und da läßt sie die Gassenjungen umsonst h'rein. (laut) Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen! (bei Seite) Hoffmann, Hoffmann (Name des Schauspielers, welcher zugleich den Theatermeister und Lampenputzer machte), da hinten geht eine Lampe aus. (laut) Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben tischen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, o—h (hier ballte er eine Faust nach dem Publikum zu und sprach bei Seite) Warte, verfluchter Junge, ich will Dir lehren vom dritten auf'n zweiten Platz herüberzusteigen. (laut) Oh, o—h, Er — Bosheit habe ich zu dulden gelernt, ich kann dazu lachen, ha, ha, ha, wenn mir mein boshaftiger Feind mein eigenes Herzblut zutrinkt, aber wenn Vaterliebe zur Megäre wird, (bei Seite) jetzt ist der Bengel auf 'm ersten Platz, (laut) o, so fange Feuer, männliche Gelassenheit, (zum Souffleur) soufflíren Se nich so laut, (laut) verwildere zum Tiger, sanftmüthiges Lamm, und jede Faser recke

sich auf zum Gift und Verderben (bei Seite) Herr Jeses, Hoffmann, da wackelt eine Couliffe." — So sprach Mooch oft ganze Stücke durch. (Unser Planet.)

Aus London.

(29. Februar.)

(Fortsetzung.)

Ihre Namen erhalten die Londoner Theater nach den Distrikten oder den Straßen, in denen sie sich befinden, so Drury lane Theater nach der kleinen Straße (lane) Drury, in der es jetzt freilich nur mit der Rückseite stehet, von welcher aus aber früher der Eingang war. Das jetzige, 1811 nach einem Plan des Architekten Wyatt aufgeführte, Gebäude hat die Fronte nach der Bridges-Straße, und sein Balkon ruht auf sechs Pfeilern dorischer Ordnung. Der gegenwärtige neue Direktor desselben, Herr Macready, giebt sich alle Mühe, die Wünsche des Publikums zu befriedigen, ist selbst in Shakespeare'schen Dramen mit entschiedenem Beifall aufgetreten, und hat auch mehrere neue Stücke zur Vorstellung gebracht. Aber das in voriger Woche gegebene neue Trauerspiel in drei Akten: „Der Flecken im Wappenschilde, a blot in the escutcheon", wird sich nicht lange auf der Bühne behaupten. Es hat freilich nur drei Akte, allein auch diese sind zu viel, denn das Ganze ist uninteressant und anstößig. Lord Tresham hat eben für seine Schwester Mildred einen Freier gefunden, als er entdeckt, daß sie jede Nacht bei sich einen Liebhaber empfängt. Er macht ihr Vorwürfe, und als sie ihre Schuld nicht leugnet, versammelt er alle seine Verwandte, welche in die Gefallene dringen, ihren Verführer zu nennen, was sie aber verweigert. Lord Tresham, stolz auf die Reinheit seines alten Stammbaums, lauert nun dem unwillkommenen Liebhaber auf, trifft ihn, und unerachtet er in ihm den jungen Grafen Merton erkennt, dem er seine Schwester zugesagt hatte, fordert er ihn zum Zweikampf heraus und durchbohrt ihn. Dies bricht dem schuldigen Mädchen das Herz, sie stirbt und ihr Bruder vergiftet sich, von seinem Gewissen mit Vorwürfen bedrängt. Man sieht, daß der dargestellten Ereignisse wenige sind, und ihr Charakter ist empörend. Die Heldin des Stücks erregt keine Theilnahme, da sie ihr unglückliches Schicksal durch eigene Fehler veranlaßt hat, deren sie geständig ist und für welche keine Entschuldigung angeführt werden. Ein Wort von ihr vor ihren Verwandten ausgesprochen, würde, wie sie leicht sehen konnte, dem Ganzen eine bessere Wendung gegeben haben, man begreift nicht, warum sie sich nicht erklärt. So wird ihr Liebhaber, den sie hätte retten können, ohne Noth aufgeopfert. Ihr Bruder tödtet in wilder Wuth Denjenigen, welcher bereit ist, durch die Ehe seinen Fehler wieder gut zu machen, und zerstört so vorsätzlich das einzige Mittel, „den Flecken aus dem Wappenschilde" wieder wegzuschaffen. Der Gegenstand selbst eignete sich nicht zu einem Trauerspiel, und das Bemühen des Herrn Browning, das Gefühl dadurch zu erregen, daß er einen an sich unwillkommenen Stoff fürchterlich ausmalte, glückte nicht; das bei den Zuschauern vorherrschende Gefühl war Abscheu, doch konnten sie sich nicht enthalten, die Katastrophe zu belächeln. Man begriff weder die Beweggründe, noch den Zweck, noch die Verhältnisse der handelnden Personen; Dialog und Einzelgespräche warfen wenig Licht darauf. Die Ideen und die Sprache des Verf. sind gesucht, und nur mit Mühe begriff man den Sinn der Redenden. Die Schauspieler thaten übrigens bei der Aufführung ihr Bestes. Herr Phelps stellte mit Nachdruck und Kraft den Unwillen, die Wuth eines stolzen Edelmannes dar, und mäßigte seine Leidenschaft durch Beimischung zarteren Gefühls in den Scenen mit seiner Schwester; nur einige Male ward er zu laut und tobend. Miß Faucit stellte die Beschämung eines verirrten Mädchens mit einer Wahrheit dar, die Bedauern hätte erregen müssen, wenn das Stück überhaupt hätte Theilnahme finden konnen. Herr Anderson war ein stattlicher Liebhaber, nur zuweilen zu monoton, und seine sterbenden Seufzer zu abgemessen. Herr Hudson und Mistreß Sterling stellten ein Paar flinker Liebender dar, deren Witzeleien und Späße freilich überall unpassend waren. Beide, so wie der von Herrn Bennett gegebene alte Diener, welcher die Verirrungen seiner jungen Lady erzählt, hätten fehlen können. Beim Schluß des Stücks wurde der Verf. wie gewöhnlich hervorgerufen; allein er zeigte einen richtigen Takt, indem er nicht erschien. — Das nur kleine, aber elegant dekorirte, und zweckmäßig eingerichtete Adelphi Theater ist nur für den Winter concessionirt, um leichte Dramen, Farcen und Pantomimen zu geben. Es wurde 1806 unter dem Namen Sans-Pareil eröffnet, nahm aber hernach seinen jetzigen Namen von den bekannten Gebäuden an, in welchen Garrick gewohnt hatte. Es steht nämlich in der Mitte der Strand-Straße, einer der größten und belebtesten in London, gegenüber der schönen Reihe von Gebäuden, welche von den vier Brüdern (griechisch: adelphi) Adams, zum Andenken an ihren verstorbenen Vater und in Gemäßheit seines letzten Willens, aufgeführt wurden. In Nr. 5 dieser Häuser wohnte Garrick und starb 1822 seine Wittwe. Unter der Direktion des im vorigen Jahre verstorbenen Yates wurde es sehr beliebt, und es ist auch diesen Winter immer gedrängt voll. Gestern gab man hier eine neue, sehr unterhaltende Posse, unter dem Titel: Binks the bagman, welches man dem Sinne nach am besten durch „Binks, der Reisecommis" übersetzen kann. Nämlich die reisenden Handlungsdiener in England haben gewöhnlich einen großen, grünen, inwendig gefütterten Beutel (bag) oder Sack bei sich, in denen sie bald Waarenproben, bald Reisebedürfnisse mit sich führen. Solche Beutel werden hier von Handlungen, die mit Reisebedürfnissen versehen sind, verkauft, und auch Schneider ɿc. bedienen sich in London ihrer, um anständiger und bequemer Sachen fortzutragen. Der hier vorgestellte Binks, mit seinem grünen Beutel, war ein Handlungsdiener, welcher in allen Gasthöfen, in denen er einkehrte, den Wirthinnen die Cour zu machen pflegte, und darüber zuweilen in spaßhafte Verlegenheiten geräth. Der Gastwirth Crimmins möchte nun gern wissen, wie seine Frau sich gegen Binks benehmen würde, und versteckt sich daher, als dieser ankommt, unter dem Tisch in der Gaststube, über welchem ein langes Tuch herabhängt. Binks versäumt keine Zeit und will, eben in das Gastzimmer getreten, der Frau Crimmins einen Kuß geben, als ihr Mann aus dem Versteck hervorkommt und den Spaß verdirbt. Sie geht weg, und ihren Mann wirft Binks fluchend und tobend aus dem Zimmer. Das Gasthaus hatte früher dem Herrn Robinson gehört, daher dessen Frau, auf einer Reise begriffen, jetzt hier einkehrt; sie verlangt ein Zimmer und wird dahin geführt. Dann trifft aber auch Herr Robinson selbst ein, von dem ein Gerücht in Umlauf gewesen war, daß er ertrunken sey auf seiner Seereise. Auf ihn scheint das Signalement eines Deportirten zu passen, welcher sich in dieser Gegend umhertreibt, nachdem er aus der Strafkolonie entwichen; es ist im Gastzimmer angeschlagen und Binks glaubt, daß Robinson der Entwichene sey, auf dessen Auslieferung ein Preis gesetzt ist. Dies bringt Crimmins auf die Idee, daß Robinson der frühere Mann seiner Frau, der jetzigen Madame Crimmins, seyn möge; dieser war nämlich zur Deportation verurtheilt und das Gerücht hatte von ihm gesagt, er sey in der Strafkolonie gestorben. Alles wohl überlegt, denkt der Reisecommis, es sey am besten, sich davon zu machen, und er will in der Nacht fortgehen, als Robinson in sein Schlafzimmer tritt, um seinen Bären aufzusuchen. Er hatte diesen auf seinen Reisen eingefangen, gezähmt und abgerichtet; bei seiner Ankunft im Gasthofe hatte er ihn bei sich gehabt, jetzt aber vermißte er ihn und er sucht ihn daher im ganzen Hause auf. Dies veranlaßt eine sehr spaßhafte Scene. Das ganze Personale des Stücks kommt in Folge des Lärmens über den Bären zusammen, und Robinson erscheint in der Verkleidung als Matrose, die er gewählt hat, um zu sehen, wie seine Frau und seine Freunde ihn aufnehmen würden, wenn sie finden, daß er noch lebt. Man urtheilt über ihn verschieden und Crimmins bleibt dabei, er sey der frühere Mann der Madame Crimmins, hofft daher bald von dieser befreit zu werden. Aber die Mißverständnisse und irrigen Ansichten klären sich auf und Madame Robinson erkennt ihren Mann wieder, in dessen offene Arme sie sich wirft. Herr und Madame Crimmins fahren aber fort, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, und der Reisecommis Binks macht sich auf den Weg. Das Stück wurde sehr gut gespielt und das Publikum applaudirte wiederholt. Der Verfasser ist Herr Sterling Coyne, welcher sich schon durch frühere kleine Dramen und Possen ausgezeichnet hat.

J. von Horn (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 10. März. Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion des Herrn Constant (Zweite Gastdarstellung des Herrn Bernard Léon.) *Le Coiffeur et le Perruquier*, vaudeville en un acte par Scribe. Monsieur *Bernard Léon* remplira le rôle de *Poudret*, rôle joué à Paris. Suivi de: *La Meunière de Marly*, vaudeville en un acte. Suivi de: *Monsieur Jovial*, ou: *L'Huissier chansonnier*, comédie-vaudeville en deux actes par Théaulon et Choquart. Monsieur Jovial: Mr *Bernard Léon*.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 71. 12. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Donna Carmelina.

Don Pablo Tejade trieb das Geschäft eines Rentners, wohnte zu Cordova in der Stierstraße, war achtundfünfzig Jahr alt, von Gestalt klein, von Gesicht sehr häßlich. So sein physischer Theil. Sein moralischer bestand in folgendem: Heftigkeit, große Eifersucht, Argwohn, Schweigsamkeit, großer Reichthum. Hatte Don Pablo Grund, eifersüchtig zu seyn? das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß er seit sechsundzwanzig Monaten Donna Carmelina Arrizaya geheirathet hatte, und daß Carmelina noch nicht fünfzehn Jahre alt war, als sie sich dazu verstand, ihr Geschick an das eines Mannes zu knüpfen, der, streng genommen, ihr Großvater hätte seyn können. Ein Paar große feurige Augen, ein Gesicht von blendender Schönheit und Frische, ein Wuchs zum Malen, ein Gang, an welchem man die Bedeutung des unübersetzbaren Wortes meneo studiren konnte — all dies zusammen macht erklärlich, daß, wenn die Gemahlin von Herrn Paul sich in der Alameda (Promenade) sehen ließ, Schwärme zierlicher junger Herren in ihrer Nähe herum gaukelten und sich bemerklich zu machen suchten, — daß, wenn sie in den Dom zur Messe ging, in der Nähe der Seitenkapelle, wo sie auf einer Matte kniete, einige junge Andächtige sich sehen ließen, deren Frömmigkeit von sehr neuem Datum, deren Anzug sehr gewählt war, und unter denen sich recht hübsche Jungen befanden.

Außer seinem Weibe und seinem Vermögen hatte Don Pablo einen verwaiseten Neffen. Dieser Neffe (er hieß Don Manuel Velarde) hatte weiter keine Fehler, als daß er ein Tagdieb, lüderlich und ein Spieler war. Sein väterliches Vermögen hatte er in aller Geschwindigkeit durchgebracht, so daß ihm Nichts mehr blieb, und von diesem Nichts lebte er aufs Beste nach dem englischen Systeme: Mache viel Schulden und du hast viel Credit. Unglücklicher Weise hatte Don Manuel die Ziffer seiner Schulden nicht so hoch treiben können, wie er wünschte, und dies war es ohne Zweifel, was bewirkte, daß ihm kein Credit mehr blieb. All seine Hoffnung beruhte auf der Erbschaft seines Oheims. Man kann sich denken, daß die Heirath von Onkel Paul schlechterdings seinen Beifall nicht hatte; allein er wurde dabei nicht zu Rathe gezogen. Zwei Jahre waren verflossen und Pablo war noch kinderlos. Allein er konnte immer noch Vater werden, er konnte über sein Vermögen zu Gunsten seiner Frau verfügen. Es war höchst wahrscheinlich, daß er seinem schlechten Individuum von Neffen nicht einen Heller hinterlassen würde. Don Manuel hatte die schreckliche Aussicht, daß er für seinen Lebensunterhalt auf seine Arbeit und seine Tugenden angewiesen seyn würde.

Eine dritte unserm alten Pablo nahe stehende Person war ein gewisser Antonio Robleda, sein vertrauter Diener. Dieser theilte mit dem Neffen oder vielmehr mit einem großen Theil seiner Landsleute die cavaliermäßige Neigung zum Spiel. Im Uebrigen war er gewandt, listig, nichts weniger als fahrlässig und in Pablo's Augen ein wahrer Argus, der ihm seinen Schatz treulich hütete. Die obenerwähnten Huldigungen, welche Cordova's elegante Männerwelt den Reizen Carmelina's darbrachte, wurden von dem treuen Antonio dem eifersüchtigen Pablo treulich hinterbracht, und überdem noch manche andere Beobachtungen, welche blöderen Augen unbetheiligter Personen entgingen. Er machte seinem Herrn bemerklich, daß der Telesforo Gusman, der jüngste, der wohlgestaltetste und unternehmendste aller Lieutenants im (damals zu Cordova liegenden) Dragonerregiment Leon, zwanzig Mal des Tags vor seinem Haus vorbeiritt, daß sein Pferd in der Nähe dieses Hauses ganz von selbst seinen Schritt mäßigte, und daß ganz zufälliger Weise Donna Carmelina sich immer am Fenster befand, wenn der Lieutenant so langsam vorbeiritt. Sechs Nächte hintereinander schlich ein unkenntlicher Herr unter den Fenstern Pablo's herum und sang mit Geschmack und Gefühl Verse voller Leidenschaft, die er mit dem Spiel der Guitarre begleitete. Antonio weckte den eifersüchtigen Alten und machte ihn auf die unheilverkündenden Klänge aufmerksam. Pablo hinter seinen Vorhängen verborgen, schoß Feuerblicke auf den Sänger. Dieser warf Küsse nach Carmelina's Fenster hinauf und entfloh.

Don Pablo, der sich nun mit eignen Augen von der Gefährlichkeit seiner Lage überzeugt hatte, ließ alle Fenster seines Hauses mit starken Eisenstäben vergittern, mehrere Dachlucken vermauern und den Zugang zu seiner Treppe mit zwei Thüren versperren, jede mit dreifachem Schloß. Er schaffte zwei ungeheure Hunde an und ließ sie jeden Abend in seinem Garten los. Er verabschiedete alle Kammerjungfern Carmelina's, säuberte so das Haus, und behielt nur seinen treuen Antonio und Papita, ein vierzehnjähriges, höchst einfältiges Mädchen von Sevilla. „Nur den Einfältigen darf man trauen," bemerkte Antonio. „Ich möchte eben so gern vier Unterlieutenants und drei Marineaspiranten herbergen, wie eine durchtriebene Kammerkatze."

„Du hast Recht," erwiederte Pablo. „Eine Kammerjungfer wäre im Stande, Geld zurückzuweisen, um mich desto sicherer zu täuschen."

Donna Carmelina war tugendhaft; dafür möchte ich meinen Kopf zum Pfand setzen. Allein die Langeweile war ihre unzertrennliche Begleiterin geworden. Als sie sich wie eine Staatsgefangene behandelt sah, als sie stets dem stechenden Blick Pablo's, dem finsteren Blick Antonio's begegnete, als ihr Gemahl ihr erklärte, sie würde in Zukunft nicht mehr im

Rom die Messe hören, sondern in einer eigends hergerichteten Hauskapelle, in welcher der vierundachtzigjährige Pater Provincial der Kapuziner das Amt zu halten sich bemühen würde: da ward es dem jungen Weibe unheimlich zu Muth. Erst senkte sie das Köpfchen und fing an zu weinen. Dann erhob sie, als ächte Andaluserin, das Haupt, zeigte ihre fleckenlose weiße Stirn, schüttelte ihre reichen schwarzen Locken, stampfte mit ihren Füßchen auf den Boden und zeigte sich überhaupt höchst ungehalten. Pablo gerieth in Zorn; sie gerieth in Wuth. Sie sagte ihm die unverbindlichsten Dinge; er antwortete mit den bittersten Vorwürfen. Der Streit wurde so hitzig, daß Don Pablo am Ende sich vergaß und Donna Carmelina schlug. Carmelina fiel in Ohnmacht — nicht augenblicklich, sondern nachdem sie eine Stunde lang furchtbares Geschrei ausgestoßen, welches in der ganzen Nachbarschaft deutlich gehört wurde. Pepita hatte die größte Mühe von der Welt, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Pablo schloß sich in sein Zimmer ein und überließ sich tiefsinnigen Betrachtungen über die fünfzehn Freuden des Ehestands.

Am folgenden Tag war Carmelina verschwunden. Vergebens suchte man sie im ganzen Hause. Pablo war sehr unruhig und stellte Nachforschungen an, die ihn auf die Spur von gar Nichts führten. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Ayl.

III. Züge zur Charakteristik des hessischen Volkes an der oberen Lahn.

Die Oberhessen haben von Alters her in dem Rufe eines starken, kräftigen, kriegerischen Volksschlages gestanden, allein jetzt sind sie förmlich verkümmert und ausgeartet. Zwar der oberhessische Bauer bietet immer noch das äußere eines großen, stattlichen Körperbaues, allein es ist mehr plumpe Grobknochigkeit als Muskelkraft und Stärke, und ich möchte keineswegs im vollen Sinne des Wortes den ganzen Menschenschlag einen kräftigen und gesunden nennen. Die vielen Mühseligkeiten, der schlechte Erfolg, der leidige Branntwein und das mannichfache Mißbehagen, wozu das Volk hier wenigstens Ursache zu haben glaubt, haben von den stattlichen schönen Leuten, von welchen unsre Väter und Großväter noch zu erzählen wußten, fast nichts als Knochen und Knorpel übrig gelassen. Finsteres Mißbehagen und Mißtrauen herrscht allenthalben und geht höchstens (freilich nur allzuoft) in die traurige Lust eines Branntweinrausches über.

Der hessische Bauer ist noch immer jeder Einwirkung des Fortschrittes verschlossen, wo nicht ganz unzugänglich, und hierher schreibt sich zumeist der schlechte Erfolg seiner Arbeit; denn er hat keineswegs mit einer feindseligen Natur, einem unfruchtbaren Boden zu kämpfen. Er haßt jede Neuerung und verflucht sie über alle Maßen — man kann sich kaum denken, welche Indignation die projectirte Frankfurt-Casseler Eisenbahn unter dem Landvolke hervorrief — aber man soll deßwegen nur nicht glauben, daß er mit dem Bestehenden zufrieden wäre. Im Gegentheil. Wenn er das Neue verflucht, so schimpft er doch auch zugleich über das alte Vorhandene. Mit den glänzendsten Zügen hört man ihn z. B. jetzt oft den Zustand des Landes ausmalen, da es noch unter Jérôme zum Königreiche Westphalen gehörte, ja viele wünschen diese Zeiten zurück. Allein man kann versichert seyn, daß, wenn morgen das Königreich Westphalen sammt seinem Jérôme wiederkäme, die Oberhessen übermorgen wieder nach ihrem Kurfürsten seufzen würden, blos weil ihnen das Bestehende niemals recht ist, weil sie immer murren und knurren müssen.

Die alten Volkstrachten haben sich hier noch erhalten, zugleich aber auch die allgemeine typische Gesichtsbildung. Das erstere hat seine guten Seiten, das letztere ist in der That höchst traurig: Ein Gesicht sieht genau dem andern ähnlich, der Typus der Nationalität hat sich noch nicht in Persönlichkeiten individualisirt. Aehnlich mag es vor fünf, sechshundert Jahren in Deutschland überhaupt gewesen seyn, dafür zeugen die Denkmale gothischer Plastik aus jener Zeit. Hier ist noch kein wesentliches Unterscheiden der Person in den Gesichtszügen, Alle sind gleich: bei Allen dieselbe gerade, lange Nase, dasselbe starre gezogene Gesicht, derselbe kleine Mund, dieselben kleinen Augen mit unangenehmen großen Augendeckeln, dieselbe unmäßig hohe Stirne. Wer die Basreliefs über dem Portal der Elisabethenkirche aufmerksam betrachtet, der wird das Urbild der heutigen oberhessischen Bauern und Bäuerinnen noch jetzt genau darin finden. Diese Unterscheidungslosigkeit zeigt aber, daß ein Volk noch auf eine traurige Weise höherer Gesittung entfremdet ist. Die freie Persönlichkeit, der höchste Vorzug des Menschen, wo nicht der Einzige, der Quell aller übrigen, manifestirt sich in der individuellen Ausprägung der Gesichtszüge: Pferdeköpfe, Hundeköpfe, Affenköpfe u. s. f. sehen sich alle ähnlich, wie ein Ei dem Andern.

Für das Zurückgehen der Oberhessen zum Alten, wann und wo sich nur die geringste Gelegenheit darbietet, wollen wir noch einen halb spaßhaften Beleg aus ziemlich früher Zeit hier aufführen. Kurz nach der Reformation, nachdem fast der ganze Landstrich um Marburg herum bereits zur neuen Lehre übergetreten war, begab sich's, daß auch das Dorf Schröck (eine Stunde von Marburg im Ohmthale gelegen) das Augsburgische Bekenntniß annahm. Der Sonntag war erschienen, an welchem die Gemeinde zum erstenmale das Abendmahl unter beiden Gestalten feiern wollte. — Der Pfarrer, welcher den hiezu erforderlichen Wein am Tage vorher aus Marburg bezogen, hatte zugleich für seinen Hausbedarf mehrere Flaschen Essig mitbringen lassen. Das Unglück wollte, daß er beides verwechselte und statt des Weines den Essig in die Kelche goß. Alle Bauern geriethen darüber in Aufruhr. „Wie? schrieen sie erzürnt,“ Essig sollen wir trinken? Nein, lieber wollen wir wiederum gar nichts trinken, wie bisher und beim Alten bleiben!“ Sie kehrten in der That wieder zur katholischen Form des Sakramentes unter einer Gestalt zurück, und das Dorf ist katholisch geblieben bis auf den heutigen Tag.

(Wird nächstens fortgesetzt.)

Tabletten.

*** (Stuttgart, 3. März.) Der „Beobachter“ bemerkt über Herrn Laßberger, der heute zum erstenmale als Nathan der Weise auf hiesiger Bühne erschien: „Dem Gast ging der Ruf eines verständigen Künstlers voraus, und als solcher hat er sich auch heute, so viel sich nach einer Rolle beurtheilen läßt, bewährt. Seine Leistung war von dem Verstande beherrscht, aber zu wenig von dem Gefühl belebt, und der Charakter erschien in nicht genügend festen Umrissen gezeichnet; größere Ruhe würde der Würde des Aeußeren sich auch vortheilhafter angepaßt haben. Die herrliche Erzählung von den drei Ringen sprach Herr Laßberger sehr brav, mit verdientem Beifall. Nachdem Eßlair, Seidelmann, Döring, die hellsten Sterne deutscher Schauspielkunst, Herrn Laßberger auf dieser Bahn hier vorgeglänzt, so darf derselbe mit seiner Aufnahme als Nathan schon zufrieden seyn.“

** (Peking.) Alle chinesischen Städte sind einander ziemlich ähnlich. Die Beschreibung von Peking kann daher eine Vorstellung von den übrigen geben. Diese Hauptstadt hat einen Umfang von drei deutschen Meilen, nicht inbegriffen die dreizehn Vorstädte. Fünf und zwanzig Fuß hohe Wälle, flankirt von kleinen viereckigen Thürmen, umgeben sie. Das Hauptthor in der Seite einer halbkreisförmigen Bastion führt zunächst auf einen geräumigen Platz, umgeben von Casernen und von Magazinen für Kriegsvorräthe. Von da führt ein zweites Thor in die eigentliche Stadt. Eine schnurgrade Straße, fast eine deutsche Meile lang und 120 Fuß breit, öffnet sich vor dem Eintretenden. Sie ist mit niedrigen Häusern eingefaßt, die auf der Vorderseite keine andre Oeffnung haben, als den Laden, meist mit Terrassen geschmückt oder mit Balconen, auf deren Geländern Blumentöpfe, Sträucher und Zwergbäume stehen. Parallel mit dieser Straße und von gleicher Breite lauft eine andere Straße, welche in die Kaiserstadt führt, d. h. in die weitläufige Hofburg des Kaisers mit den Regierungsgebäuden. Die anderen Straßen, mit Ausnahme von zweien, sind sehr eng und durchschneiden die zwei Hauptstraßen. Die Bauart ist überall gleich. Schornsteine bemerkt man nicht. Fast alle Häuser sind angemalt und gefirnißt, einige roth. andre himmelblau, die meisten grün mit Gold. In den Hauptstraßen, wo fast lauter Kaufleute wohnen, sieht man vor jedem Hans einen Pfahl mit bunten Bändern and mit Fähnchen, auf denen mit goldnen Buchstaben das Geschäft und die Redlichkeit und der gute Ruf des Kaufmanns angekündigt sind. Das sieht aus wie ein Seehafen an einem Festtag, wenn die Schiffe flaggen. Was die Aufmerksamkeit am meisten fesselt, sind vier Ehrenbogen an den Punkten, wo die vier großen Straßen sich durchkreuzen. Jedes dieser Denkmäler besteht aus einem Hauptbogen und zwei kleinern Seitenbogen. Sie sind in lebhaften Farben und Gold gemalt und gefirnißt, wie die Häuser. Zum Theil sind sie dem Andenken von Männern gewidmet, die sich ums Vaterland verdient gemacht haben, zum Theil aber auch Leuten, deren Ruhm lediglich in ihrer langen Lebensdauer besteht. Um sie herum ist eine große Masse von Ständen und Zelten, in denen Thee, Obst und gekochter Reis verkauft wird. Ferner stehen hier Stoß- und Schubkarren mit Gemüsen, zwischen denen sich die Käufer durchdrängen, und hin und wieder Bühnen, auf denen Wahrsager, Gaukler und Possenreißer ihre Künste zum Besten geben. Es ist also hier vereinigt, was bei uns als Jahrmarkt und als Wochenmarkt getrennt ist. Zur Vermehrung der Mannigfaltigkeit dieses Schauspiels erscheinen zuweilen lange Reihen von Kameelen, die mit Kohlen aus der Tatarei kommen und sich von fern durch ihr Schellengeläute ankündigen, ferner Züge von Menschen, welche unter Jammergeschrei Särge begleiten, und wiederum andere Schaaren, welche unter den Klängen einer rauschenden Musik eine Braut ihrem Bräutigam zuführen. Das merkwürdigste Gebäude dieser Riesenstadt ist die kaiserliche Hofburg, deren Herrlichkeit nicht sowohl in ihrer edlen und schmuckvollen Bauart, als in der Menge ihrer Häuser, Höfe und Gärten besteht. Sie bildet ein Parallelogramm von etwa 25 Minuten Länge von Süden nach Norden, und von einer starken Viertelstunde in die Breite von Osten nach Westen. Sie umfaßt, wie bemerkt, außer den Wohnungen des Kaisers und seines Hofhaltes zugleich die der Minister und die Sitze der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Diese Stadt in der Stadt ist mit einem breiten Graben umgeben, über den eine wunderliche Brücke führt in Gestalt eines Drachen. Die Füße des Drachen bilden die Pfeiler, der Leib den mittleren Kopf und Schweif, die beiden andern Bogen. Diese Brücke ist von schwarzem Gagat gebaut und die einzelnen Steine sind so fein zusammengefügt, daß das Ganze aus einem Stück zu seyn scheint. Zum kaiserlichen Hofhalt gehören die zahlreichen Handwerker, welche für den kaiserlichen Hof arbeiten. Ueber ihren bescheidenen Wohnungen ragt die Kaiserwohnung hervor, auswendig bedeckt mit Malereien und Vergoldungen, inwendig geschmückt mit dem Ausgesuchtesten, was China, Indien und Europa an Luxuswaaren bietet. Die Gärten bei dem Palast bedecken eine weite Bodenfläche und enthalten künstliche Hügel von 20 bis 60 Fuß Höhe, mit duftenden Bäumen besetzt und Kiosken gekrönt. Zwischen ihnen fließen Gewässer, die bald plätschernde Fälle, bald endlose Krümmungen, bald kleine Seen bilden. Auf diesen Teichen liegen zierliche Junken mit bunten Wimpeln. Keinem gemeinen Chinesen ist der Zutritt in dies Paradies verstattet, es sey denn, daß ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers ihn berufe. Außerhalb der Hofburg stehen Tag und Nacht mit Peitschen bewaffnete Soldaten Schildwache und bläuen unbarmherzig diejenigen durch, welche es wagen, durch Lärm, die Ruhe Sr. himmlischen Majestät zu stören.

F.

** (Enttäuschung.) Im verwichenen Januar stieg ein Handlungsreisender in einem Landstädtchen in der Nähe von Troyes ab. Nach dem Abendessen ließ er sich ein Schlafzimmer anweisen. An der Thür desselben fiel ihm ein, noch etwas zu bestellen, und während die Magd mit dem Licht auf sein Gehriß hinabging, versuchte er es, sich ohne Licht zurecht zu finden. Nach einigem Umhertappen kam er vor ein Bett und es dünkte ihm, als wäre dasselbe schon belegt. Unser Reisender fand den Irrthum, der hier obwalten müsse, sehr pikant. Flugs war er ausgezogen und ganz behutsam legte er sich in das breite Bett. Hocherfreut über den festen Schlaf seines Kameraden, tastete er unter der Decke seitwärts, um jenen zu dessen großer Ueberraschung zu wecken. Allein statt einer warmen, weichen Hand fühlte er eine eiskalte. Entsetzt sprang er auf und rannte mit einem lauten Schrei zur offenen Thür hinaus; die Magd, welche eben zurückkam, ergriff beim Anblick des Quasi-Nachtwandlers die Flucht und schrie: „Der Todte! der Todte!“ Der Reisende stimmte in diesen Ruf ein, und folgte ihr. Nachdem das ganze Haus in Allarm gesetzt war, klärte es sich auf, daß der Reisende in ein unrechtes Zimmer gerathen war, in welchem ein Todter lag. Er wurde in eine andere Stube, fern von dem Todten gebettet, und ist seitdem von der Lust, sich im Dunkeln zurechtzufinden und sich in unrechte Betten zu legen, radical geheilt. F.

** (Wien, 28. Februar.) Die Wiener Briefe von Dingelstedt in der Allg. Ztg. haben hier trotz ihres rücksichtsvollen Tones Sensation gemacht und dem Verfasser Verdrießlichkeiten zugezogen. Daß ihm auch noch obendrein in auswärtigen Blättern dafür eine Verdächtigung wird, ist stark. Dingelstedt's Hierseyn wird nicht mehr von langer Dauer seyn. Er wird Anfangs April Wien verlassen und sich wahrscheinlich Norddeutschland zuwenden, wenn bis dahin eine heftige Augenkrankheit, woran er seit sechs Wochen leidet, durch die Kunst unsers berühmten Augenarztes Dr. Jäger vollkommen gehoben ist. Das Gerücht, daß sich Dingelstedt mit Jenny Lutzer vermählen werde, widerlegt sich durch seine beabsichtigte Abreise von selbst. — Graf Auersperg (Anastasius Grün) verweilte in der letztern Zeit einige Tage hier. Er ist fortdauernd literarisch thätig. (Magd. Ztg.)

** „Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeiten,“ exklamirte der Pädagog. „Worin mag wohl der Vortheil dieses Wechsels bestehen? Warum freut sich z. B. dein Vater auf den Frühling?“ — „Weil wir dann keine Schuhe mehr brauchen,“ antwortete der Kleine.

Aus London.

(28. Februar.)

(Fortsetzung.)

Das Covent-garden Theater hat seinen Namen von dem Platz, in dessen Nähe es steht, und welcher beinahe drei Morgen Land umfaßt. Vor der Reformation befand sich hier das St. Peters-Kloster (Convent) mit einem Garten; jetzt dient der mittlere Raum des Platzes zum Obst- und Gemüse-Markt, und die Seiten sind mit meistens sehr ansehnlichen Gebäuden verschiedener Art umgeben. Die Nordseite hat eine hübsche Colonnade, welche sich vor den dort befindlichen Hotels und Waarenhäusern hinzieht; die Südseite bilden Privathäuser; die Westseite ist mit der St. Paulskirche geziert, und die Ostseite mit Restaurationen. Das Covent-garden Theater gehört mehreren Actionairs, welche, da es mit der Direktion des Herrn Kemble nicht glückte, Herrn Bunn zu seinem Nachfolger wählten. Dieser besitzt aber nicht sehr den Beifall und das Zutrauen des hiesigen Publikums, wurde daher bei seiner frühern Unternehmung der englischen Oper bankerott, und dürfte kaum das Covent-garden Theater sehr heben. Zu Anfang dieses Jahres machte er auf den Theaterzetteln Hoffnung, daß sein Personale durch Fanny Elsler aus Berlin und Herrn Staudigl aus Wien verstärkt werden würde. Allein Fanny Elsler hat sich bei der hiesigen italienischen Oper engagirt, deren Saison ehestens anfangen wird, und daß Herr Staudigl die Einladung angenommen hätte, wird von Wien aus nicht gemeldet. Er ist schon zwei Mal hier gewesen und kennt daher das hiesige Terrain. Es sollte kein Schauspieler eine solche Einladung annehmen, ohne sich Sicherheit wegen der Bezahlung geben zu lassen. Die hiesigen Theaterunternehmer, wie Herr Bunn, Macready, Matthews, haben selbst kein Vermögen, sie sollten also wegen richtiger Erfüllung des Kontrakts einen Bürgen stellen. Gewöhnlich fordern ohnehin deutsche Schauspieler zu wenig. Fanny Elsler soll sich auf zwei Monate zu 2000 Pf. St. engagirt haben, da man ihr das Doppelte gegeben haben würde, wenn sie es verlangt hätte, und der Operndirektor, Herr Lumley, weiß wohl, daß er es geben kann, und daß sie es verdient. Fanny Elsler war schon früher hier und ist seitdem in werthem Andenken geblieben. Besonders bewunderte man sie in dem Ballet La tarentule, wozu Herr Scribe eigens für sie den Text schrieb; mit diesem wird sie auch jetzt die Saison der italienischen Oper eröffnen. — In den hiesigen Theatern geht es nie so ruhig zu, wie in Deutschland, man erlaubt sich zuweilen laute Bemerkungen über Schauspieler, zischt, knurrt, trommelt ɪc. Wenn es nicht zu schlimm wird, darf sich die Polizei nicht einmischen Aber ein solcher Aufruhr, wie hier stattfand, als Herr Bernhard Gregory in der Rolle Hamlet's auftreten wollte, ist doch sehr selten, in diesem Jahrhundert in London überall noch nicht vorgekommen. Die damit verbundenen Umstände veranlassen mich zu einer nähern Darstellung des Vorfalls. Herr Gregory ist der Eigenthümer und Herausgeber des wöchentlich erscheinenden Blattes the Satirist, welches auch im Auslande nicht unbekannt ist und hier viel gelesen wird. Es enthält in jeder Nummer einen politischen Hauptartikel (leading article) nach Whig Grundsätzen, wie denn hier ohne Beimischung von Politik kein Unterhaltungsblatt Eingang findet; hauptsächlich giebt es aber launige und witzige Bemerkungen über Familienneuigkeiten, Stadtnachrichten, interessante Vorgänge der Zeit, über Mißbräuche aller Art, über Unordnungen im Privat- und öffentlichen Leben; zugleich deckt es schonungslos die Geheimnisse der hiesigen Hazardspielhäuser auf, deren es eine große Menge giebt, obgleich sie gesetzlich verboten sind, und jeder, der dabei betroffen wird, Gefahr läuft, arretirt zu werden. Ehe Herr Gregory dieses Blatt vor 10 Jahren stiftete, hatte er, wahrscheinlich sich dem Publikum bekannt zu machen und zu empfehlen, eine kurze Zeit auf dem Haymarket Theater gespielt, und später errichtete er eine Gesellschaft von Dilettanten, the Shakespearians, welche von Zeit zu Zeit Shakespeare's Dramen auf dem St. James Theater gaben, wurde indessen auf den Schauspielzetteln nicht als Herausgeber des Satirist genannt. Nun dachte Herr Bunn, Direktor des Covent-garden Theaters, es möchte diesem vortheilhaft seyn und eine bedeutende Versammlung veranlassen, wenn auf dem Theaterzettel ausdrücklich gemeldet würde, Herr Gregory, der Herausgeber des Satirist, werde auftreten, und schlug daher diesem ein Engagement zur Darstellung Shakespeare'scher Dramen vor, welches dieser, in der Meinung, es werde zur weitern Verbreitung des Satirist dienen, annahm. Demnach wurde das Publikum benachrichtigt, Herr Gregory, der Herausgeber des Satirist, werde als Hamlet ehestens auftreten. Alsobald sah man an den Straßenecken in London gewaltige Anschläge mit fingerlangen Buchstaben, an die „gentlemen in London" gerichtet, um diese zu veranlassen, sich bei der Vorstellung einzufinden. Die Gegner des Herrn Gregory wollten diese Gelegenheit benutzen, sich wegen Angriffe auf sie in dem Satirist zu rächen, und Herr Gregory ersuchte daher seine Freunde, sich zu seiner Vertheidigung zahlreich einzufinden. Beide Parteien fanden sich am bestimmten Tage im Theater von Covent-garden ein, auf einen hartnäckigen Kampf vorbereitet. Das Parterre und die Gallerie waren schon vor sieben Uhr völlig besetzt, bald füllten sich auch die Logen, doch war es ziemlich leer in den Ranglogen (dress circles), und die Zahl der anwesenden Damen nur gering. Ruhig hörte man die Ouverture an und in der ersten Scene war keine Unterbrechung; als dann aber Hamlet auftrat, fing der Lärm an; die eine Partei zischte, trommelte, heulte, ächzte und knurrte, die andere klatschte Beifall und jauchzte. Es ist unmöglich, den nun entstandenen Tumult und die allgemeine Verwirrung zu beschreiben. Die Zuschauer im Parterre standen auf, stellten sich in der Hitze des Kampfes auf ihre Sitze, und riefen: „no Satirist — no wholesale libeller — off, off — turn him out — manager — Bunn, nichts vom Satirist — kein gemeiner Verläumder — fort, fort mit ihm — schmeißt ihn hinaus — wo ist der Theaterdirektor — Herr Bunn!" Alles dies rührte indessen Herrn Gregory nicht, er kam nicht aus der Fassung, und man spielte weiter, obgleich Niemand ein Wort verstehen konnte. So ging es fort bis zu Ende des ersten Aktes, wo der Regisseur, Herr Bartley, vortrat und, nach langen vergeblichen Versuchen, sich endlich Gehör verschaffte. Er erklärte, daß Herr Bunn nicht anwesend sey, da Unpäßlichkeit ihn abhalte; er wolle indessen die Verantwortlichkeit auf sich nehmen und das angefangene Stück einstellen, da die Mehrheit der Versammlung Herrn Gregory nicht dulden wolle, und es nicht die Absicht der Direktion seyn könne, dem Publikum einen Mann aufzudringen, der ihm zuwider sey." Diese Anzeige war den Freunden des Herrn Gregory sehr unwillkommen, die Gegenpartei aber war damit zufrieden, und erhob ein Freudengeschrei. Vergebens trat Herr Gregory hervor, das Publikum anzureden; man konnte kein Wort von dem, was er sagte, verstehen, und er sah sich genöthigt, wieder abzutreten, ohne daß er sich hätte Gehör verschaffen, sich wegen der gegen seine Zeitschrift vorgebrachten Beschuldigungen rechtfertigen können. Einige riefen ihm zu „apology, bitten Sie erst um Verzeihung!" Andere schrien „mad dog, toller Hund, scamp, Schuft" u. dgl. m. Unter diesen Umständen stellte Herr Gregory dem Regisseur Bartley vor, wenn man nur fortspiele, werde sich am Ende der Lärm legen; man werde des Tobens überdrüßig werden und seine Partei werde seine Gegner überwältigen. Diesem Wunsche gemäß ließ der Regisseur den zweiten Akt anfangen, als aber der Tumult, statt sich zu legen, immer heftiger wurde, man selbst Herrn Gregory mit Kupfergelde warf und aller Anschein da war, daß man im Begriff stehe, die Bühne zu stürmen, trat Herr Bartley wieder vor und erklärte, er habe zwar, da Herr Gregory bei der Sache interessirt sey, seinem Wunsche, fortzuspielen, nachgegeben, es sey aber offenbar der Majorität der Anwesenden mißfällig und ihren Wünschen zu entsprechen, sey seine Pflicht. Zugleich gab er dem Theaterdiener einen Wink, den Vorhang fallen zu lassen. Damit war der Vorstellung des Hamlet ein Ende gemacht: die siegende Partei jauchzte laut auf und rief dem Satirist ein dreimaliges Pereat (three groans for the Satirist). Statt des Weggelassenen gab man die Posse „Cousin Lambkin, Vetter Schäfchen", man konnte aber nichts verstehen, weil nun die Minorität lärmte und tobte, um ihr Mißfallen über das Abbrechen der Vorstellung Hamlet's auszudrücken. Indessen wurde es zuletzt, als man das Opernballet „the maid of Cashemere, das Mädchen aus Kaschmir" gab, ruhig. J. v. Horn. (Forts. folgt.)

Berichtigung.

In dem Konversationsblatte vom 10. März, Nr. 69, erste Spalte, Zeile 15 ist zu lesen: „Manes" statt „Mannes" und Zeile 28: „Lateranconcil" statt „Latranconcil".

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. März. Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion des Herrn Constant: *Trop heureuse*, vaudeville en un acte par Arago. Suivi de: *Le Coëffeur et le Perruquier*, vaudeville en un acte par Scribe. *Poudret* (rôle joué à Paris): Mr *Bernard Léon*. Suivi de: *L'Omelette fantastique*, vaudeville en un acte par Xavier et Lauzanne.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt) Lorbeerbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters, Schauspiel in 3 Abtheilungen, nebst einem Nachspiel in 1 Akt, von C. Holtei. (Gastrolle) Heinrich: Herr Degen, vom Stadttheater zu Bremen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 72. 13. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Lablache's schönster Tag.

Ein junges Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren saß vor dem einzigen Fenster eines Mansardzimmers, dessen ärmliches, nacktes Aussehen von der äußersten Armuth seiner Bewohner zeugte. Das Mädchen war ein reizendes Geschöpf mit dunkeln Locken, großen schwarzen Augen und braunem Teint; ihre sanfte und melancholische Physiognomie flößte Theilnahme und Mitleiden ein. Es war empfindlich kalt; dicker Schnee bedeckte ganz Mailand; das junge Mädchen wandte seine traurigen Blicke bald auf das breite Leichentuch, welches vor ihr über die Stadt und die umgebenden Gefilde ausgebreitet lag, bald auf ihre Mutter, die an ihrer Seite sitzend, in einem Gebetbuche den Trost der Religion suchte, bald auf ihren alten Vater, welcher auf einem Tabouret sitzend, den Arm auf einen ärmlichen Tisch gestützt, und die Blicke starr auf die ihm gegenüberstehende Wand heftete, ohne, wie es schien, zu bemerken, daß reichliche Thränen von seinen schneeweißen Wimpern perlten, und über seine hohlen, eingefallenen Wangen herabflossen. So oft sich die Augen des jungen Mädchens auf das ehrwürdige Haupt ihres Vaters hefteten, schauderte sie, wie im Fieberfrost, zusammen, sie wandte dann schnell ihren Kopf hinweg und barg ihn zwischen den Händen, um ihr heftiges Schluchzen zu ersticken.

So verfloß eine halbe Stunde. Endlich stand sie auf, stürzte ihrem Vater um den Hals und sprach mit zitternder Stimme:

„O laß mich in einen Dienst gehen, lieber Vater! Es sind nun schon bereits zwei Monate, daß ich ohne Arbeit bin; schon zwei Monate lang verkaufen wir unsere Möbel und Kleider und sind jetzt ohne alle Mittel, uns ferner zu erhalten. Die Nacht bricht herein, Hunger und Frost quälen uns, und wenn Du meine Bitte nicht gewährst, so werden wir alle drei umkommen und dann des Selbstmordes schuldig seyn.“

„Nein, mein Kind, nein,“ entgegnete der Greis mit fast ersterbender Stimme, „wir werden nicht vor Hunger umkommen und Du das traurige Loos der Dienstbarkeit nicht zu erwählen brauchen. Es bleibt uns noch ein anderes Rettungsmittel.“

Und er nahm seine alte Violine von der Wand, indem er sprach:

„Mit dieser habe ich über vierzig Jahre mein Brod verdient, und hoffe mir es nach fünfjähriger Unterbrechung von Neuem zu verdienen. Noch heute Abend werde ich Euch welches bringen!“

„Was willst Du beginnen?“ rief seine Tochter angstvoll, während seine Frau auf ihn zustürzte und sich ihm zu Füßen warf.

„Was ich beginnen werde? Ich werde Violine spielen, wie ich es vierzig Jahre lang gethan!“

„Während der vierzig Jahre aber hattest Du, Luigi, ein Orchester zu dirigiren, während der vierzig Jahre gab Deine Stimme Befehle ... und nun ...“

„Nun,“ entgegnete der Greis mit einer peinlichen Fassung, „da ich keine Noten mehr lesen kann, werde ich aus dem Kopfe spielen.“

„Wo aber, um des Himmels Willen?“ fragte seine Frau.

„Muth gefaßt, Franceska, Muth! Ich beschwöre Dich, stehe auf und bring' mich nicht um den Rest von Besinnung, der mir noch blieb. Oder ziehst Du es vor, daß sich unser Kind der Brutalität derer aussetze, welche um den Preis von dreißig bis vierzig Livres monatlich eine Sklavin zu erstehen glauben?“

Die arme Frau war nicht im Stande, darauf etwas zu erwiedern.

„Die Gallerie der Cristoforis wurde vor Kurzem eröffnet. Ein glänzendes Kaffeehaus wird daselbst für einige Zeit der Sammelplatz der gebildeten Welt seyn.“

„Und Du willst dort ...?“ fragte das junge Mädchen mit matter Stimme, unter einem Strome von Thränen.

„Brod für Euch verdienen, die Ihr so gut ein Recht habt, zu leben, wie jene Herren, die in einer Stunde so viel verschwenden, als uns zu monatlichem Auskommen genügen würde.“

„Das sollst Du nicht, Luigi!“ rief seine Frau bestürzt.

„Nein, mein guter Vater, nein!“

„So wollt Ihr also, daß ich Euer Mörder werde oder der meinige? Wenn der Hunger in den Eingeweiden eines Menschen wühlt, ist er dann nicht feig und strafbar, wenn er nicht alle Mittel ergreift, die in seiner Gewalt stehen, um ein Daseyn zu fristen, für welches er Gott Rechenschaft schuldig ist? Bringt einen armen Greis nicht zur Verzweiflung: setzt Gott nicht auf die Probe! Umarmt mich noch einmal, und laßt mich dann fort an meine Arbeit.“

Die Frauen gehorchten unter einem Strome von Thränen und Luigi stieg langsam die Treppe hinab.

Es war Nacht; ein eiskalter Wind wehte, die Straßen waren schlüpfrig und öde.

Als der Greis sich im Freien befand, ließ er seinem Schmerze, welchen er bis jetzt unterdrückt, freien Lauf. Er ging mit langsamen Schritten der Corsia dei Servi zu, sah sich aber bald genöthigt, seine Schritte zu beschleunigen, denn er fühlte, wie seine Glieder vor Frost zu erstarren und der Lauf seines Blutes zu stocken anfing. Doch lieh ihm das Gefühl der heiligen Pflicht, die er jetzt zu erfüllen im Begriff stand, neue Kräfte, und er gelangte in wenigen Augenblicken vor dem Bazar an, wo er sich erst durch eine ungeheure

Menschenmasse durcharbeiten mußte, um zu dem Eingang des Kaffeesaales zu gelangen.

Da blieb er einige Augenblicke stehen und wandte sich, ehe er die Thüre öffnete, in einem brünstigen Gebete zu Gott; denn er fühlte, wie ihn sein Muth wieder verließ und sich ihm alles Blut nach dem Kopfe drängte. Dann erinnerte er sich noch einmal lebhaft seiner Frau und Tochter, die in Gefahr schwebten, vor Hunger und Frost umzukommen, und so trat er endlich, von Neuem ermuthigt, in den Saal.

Er legte seinen Hut auf einen mit Sammt überzogenen Sessel und fing an, sein Instrument zu stimmen.

Ein Aufwärter, der an ihm vorüberkam, betrachtete abwechselnd den greisen Musiker und dessen Hut, und sprach:

„He, Freund! Glaubt Ihr wohl, daß hier ein Sammtsessel stehe, um den Hüten der Vagabunden zur Niederlage zu dienen?"

Luigi nahm die Beleidigung stillschweigend hin, legte seinen Hut auf den Boden und fuhr fort, seine Violine zu stimmen, trotz dem krampfhaften Zittern, welches ihn erfaßt hatte.

Endlich setzte er den Bogen auf die Saiten der Violine; sein Herz schlug vor Freude und der Zauber seines Spiels ließ ihn bald sowohl den Ort vergessen, wo er sich befand, wie die Absicht, in welcher er hierher gekommen war. Seit fünf Jahren hatte er sein Instrument nicht in den Händen gehabt, da die Töne, die er demselben entlockte, nur traurige Erinnerungen in ihm hätten erwecken können. Nun aber hörte er wieder mit Freude auf die Stimme der alten Freundin, die seinem Herzen so theuer war, und schuf sich eine eigene Welt, mitten unter dem Treiben und Lärm der genußsüchtigen Menge. Kaum hatte er einige Takte aus dem Schwur des „Wilhelm Tell" mit einer Präcision und einem Ausdrucke gespielt, die bewundernswürdig zu nennen, so stieß ein großer, dicker Mann, mit offenem, freundlichen Gesichte, mit dem Fuße den kleinen Tisch von sich, der vor ihm stand, und stürzte leidenschaftlich auf den Greis zu.

Dieser Mann war Lablache, der in Luigi den alten Kapellmeister erkannt hatte.

„Luigi!" rief er außer sich.

„Herr Lablache!" sagte der Musiker höchst betroffen, indem eine flüchtige Röthe seine Wangen malte.

„Wie, Freund? So weit ist es mit Ihnen gekommen?"

„Ich sehe nicht mehr recht und das Elend ..."

„Genug, genug!" unterbrach der Künstler; „armer Luigi! spiele mir mein Rondeau aus der „Semiramis!"

Der Greis gehorchte.

Nach der Introduction ließ sich eine herrliche, volltönende, gewaltige Stimme vernehmen und brachte unter den Versammelten eine zauberische Wirkung hervor. Es verbreitete sich mit einem Male die feierlichste Stille im ganzen Saale. Die am Billardtische standen, hörten auf zu spielen; die, welche auf dem Bazar auf und abgingen, blieben vor der Thüre des Divans wie bezaubert stehen. Als die Arie zu Ende war, nahm Lablache seinen Hut und machte mit demselben bei allen Gästen in der Gallerie und dem Kaffeesaale die Runde; da er denselben bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt sah, kehrte er zu Luigi zurück und gab ihm den Hut mit den Worten:

„Da nimm, Freund! Ein andersmal theilen wir unseren Gewinn."

Und hiermit stahl er sich schnell durch die Menge, um sich dem Danke des Greises zu entziehen.

Von dem Augenblicke an änderte sich die Lage Luigi's gänzlich. Er konnte seine Tochter nun an einen ausgezeichneten Musiker verheirathen, und starb nach einiger Zeit mit dem süßen Troste, die Existenz seines Kindes gesichert und seiner Frau so viel hinterlassen zu haben, daß sie keinen Mangel mehr zu fürchten brauchte. A.

Donna Carmelina.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zu Cordova hat man nicht viel zu thun. Das Leben verrinnt dort tropfenweise, und eine einigermaßen ungewöhnliche Begebenheit ist das größte Glück von der Welt. Die ganze Stadt sprach von dem Schicksal Carmelina's. „Gewiß," sagten Einige „hat sie Zuflucht gesucht bei einem der schmucken Herren, welche den Lebenspfad Pablo's mit Bitterkeit besäet haben." — „Nein," sagten Andere, „sie wird nach Sevilla oder Madrid entflohen seyn." Ohne Erfolg wurde nach ihr in den Sprachzimmern aller Nonnenklöster geforscht. Eine christliche Seele warf den Gedanken hin, daß Don Pablo wohl seine Frau ermordet haben könnte. Der Gedanke machte Glück. „Er muß sie umgebracht haben," erwiederten die Pflastertreter. „Er hat sie sicher umgebracht," entgegneten die Schwätzer. Bald liefen die genausten Einzelheiten über den Mord von Mund zu Mund.

Hatte man nicht Donna Carmelina durchdringendes Klaggeschrei ausstoßen hören? Dies war eine unumstößliche Thatsache. Die Justiz mußte sich endlich darein legen. Eines Montags am frühen Morgen erschien an Pablo's Thür der Corregidor und hinter ihm vier Alguazils, zwei Aerzte, zwölf Soldaten und etliche tausend Neugierige. Er begehrte im Namen des Königs Einlaß, theilte dem Hausherrn die bedenklichen Gerüchte mit, die in seinem Betreff im Umlauf seyen, und gab Befehl, im ganzen Haus nachzusuchen, ob sich keine Spur des Verbrechens fände.

Das Haus ward vom Dach bis zum Keller auf's sorgfältigste durchforscht, ohne daß sich die entfernteste Anzeige vorfand. Der Corregidor war ein wenig verblüfft. Die Masse vor dem Hause wuchs an und zeigte lebhafte Unruhe. Da kam ein Alguazil aus dem Garten herbeigeeilt und meldete, er habe in einer Ecke des Gartens deutliche Spuren von frisch umgegrabener Erde gesehen. Die Diener der Gerechtigkeit eilten an den bezeichneten Ort und begannen emsig zu graben. Bald verbreitete sich ein entsetzlicher Geruch und verdoppelte ihren Eifer. Noch einige Spatenstiche, und man entdeckte die gänzlich in Fäulniß übergegangene Leiche einer ohne Sarg begrabenen Frau. Die Leiche hatte keinen Kopf.

Entsetzen verbreitete sich unter den Umstehenden. Pablo fiel auf die Knie und betheuerte seine Unschuld. Unter dem Wuthgeschrei der Menge ward er in's Gefängniß abgeführt. Die Soldaten hatten Mühe, ihn den Händen der Wüthenden zu entziehen, welche ernstlich davon redeten, ihn in den Guadalquivir zu werfen. Die Untersuchung ward sofort eingeleitet.

Vor Gericht erklärte Pepita, daß sie nach dem lebhaften Auftritt zwischen den beiden Ehegatten nichts Bemerkenswerthes gesehen noch gehört habe. Die folgende Nacht habe sie ruhig geschlafen; beim Aufstehen habe sie die Thür ihrer Kammer von außen verschlossen gefunden. Antonio sagte aus, nach dem Streit sey er am entgegengesetzten Ende der Stadt gewesen, um einen Auftrag auszurichten. Bei seiner Zurückkunft habe er schlechterdings nichts Ungewöhnliches bemerkt. Um zehn Uhr habe er sich schlafen gelegt.

Don Pablo gestand, daß er sich zu einer kaum entschuldbaren Lebhaftigkeit habe fortreißen lassen. Er gab an, nachher habe er sich in sein Zimmer verfügt, sey darin mehrere Stunden lang auf und abgegangen, habe Abends spät einige Speise zu sich genommen, sey darauf eingeschlafen und erst spät am andern Morgen wieder erwacht. Das Vorhandenseyn der Leiche in dem Garten wußte er nicht zu erklären.

Die ausgegrabene Unglückliche hatte am Finger einen Ring, den Carmelina zu tragen pflegte: ihr blutiges Hemd war augenscheinlich von Carmelina. Die ganze Gestalt der Leiche,

so weit sie sich noch erkennen ließ, deutete ebenfalls auf die Gattin Pablo's. Zur Herstellung der Identität fehlte fast nichts, — blos der Kopf. Diesen Kopf suchte man allerwärts. Man hoffte ihn in den Gewässern des Flusses zu entdecken, man grub an verdächtigen Orten nach. Es war kein Mensch in Cordova, der nicht als freiwilliger Gehülfe der Gerechtigkeit nach diesem Kopf gespürt hätte.

Antonio und Pepita, anfangs als der Mitschuld verdächtig eingezogen, wurden bald auf freien Fuß gesetzt. Es lag nicht die geringste Anzeige wider sie vor, und Pablo versicherte auf's bestimmteste ihre Unschuld.

Seitdem sein Oheim im Gefängniß war, besuchte ihn Manuel und suchte ihn zu trösten. Die kindliche Theilnahme, welche er zeigte, rührte den unglücklichen Pablo aufs tiefste; er schenkte ihm seine Zuneigung wieder.

Endlich erschien Don Pablo vor seinen Richtern auf dem Armesünder-Stühlchen. Der Gobernador, als Vorsitzer, nahm ein langes, in's Kleinste gehendes Verhör mit ihm vor. Fünf Alcaden in schwarzen Gewändern hörten als Beisitzer zu. Der Relator (Berichterstatter) stellte die Thatsache des Mordes als vollkommen erwiesen dar und beantragte die Todesstrafe. Der Anwalt des Angeklagten erwiederte in einem einfachen, angemessenen Vortrag: Die Wahrscheinlichkeit ist für Pablo's Schuld, und in Wahrheit ist er unschuldig. Der Relator beharrte auf seinem Antrag. Der Angeklagte ward abgeführt; die Richter fällten ihren Spruch. Er lautete auf Tod.

Einer der Alcaden, begleitet von sechs Alguazils, drei Kerkerknechte und dem Hausvogt, alle in schwarzen Gewändern, erschien in Pablo's Kerker, um ihm feierlich das Todesurtheil vorzulesen, welches auf Erdrosselung lautete. Der Unglückliche rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an. Der Alcade, an solche Betheuerungen gewöhnt, achtete nicht darauf.

Das Mitleid, welches Pablo bei dem Richter vergebens suchte, fand er in reicher Masse bei seinem Neffen. Manuel ließ sich mit ihm einschließen, richtete ihn einigermaßen wieder auf und flößte ihm die Kraft ein, sich in sein Schicksal zu ergeben. Pablo wurde zu Thränen gerührt. In der Ueberzeugung, daß das Herz Manuel's sich in einer Weise offenbare, welche seine Jugendverirrungen in Vergessenheit bringen müßte, setzte er seinen Neffen zum Universalerben ein.

In Spanien wird jeder zum Tod Verurtheilte für die zwei letzten Tage seines Lebens in die Gefängnißkapelle gebracht, um von sechs Brüdern der Congregation des Friedens und der christlichen Liebe zum Tode vorbereitet zu werden. So auch Pablo. Er beichtete dem früher erwähnten Kapuzinerprovincial. Sodann erhielt er die Wegzehrung der Kapelle, d. h. statt der letzten Oelung, welche den zum Tod Verurtheilten verweigert wird, ein Vaterunser und ein Ave über jeden Theil des Körpers, welcher mit dem heiligen Oel bestrichen werden sollte.

Am dritten Tag nach Fällung des Spruchs über Don Pablo Tejada drängte sich eine schaulustige Menge um das auf dem Dominicusplätzchen zu Cordova errichtete Schaffot. Mit dem Glockenschlag zwölf öffnete sich das Gefängnißthor, und ein Murmeln befriedigter Erwartung verbreitete sich durch die Menge. Aus dem Thore trat der Henker heraus, an der Halfter einen Esel führend. Auf diesem Esel saß Pablo, die Beine unter dem Bauch des Thieres festgebunden, damit er nicht herabfiele. Neben dem Thor war die Brüderschaft des Friedens und der christlichen Liebe aufgestellt. Sie marschirte aus der Flanke auf und eröffnete den Zug in einer doppelten Reihe, theils die Stäbe der Brüderschaft, theils grüne Kerzen tragend. Die zwei Brüder, welche an der Spitze jeder Reihe gingen, waren in übermäßig große, auf dem Boden schleifende schwarze Mäntel gehüllt, und ließen unter ihrem Gewand eine Schelle ertönen. Zwischen ihnen trug ein anderer Bruder ein großes Crucifix. Pablo, blaß wie der Tod, sank bei jedem Schritt seines Thieres zusammen. Ein Mönch zu seiner Rechten stützte ihn und sprach ihm Trost zu. Zu seiner Linken schwankte Manuel einher, aufgelöst in Schmerz, die tiefste Verzweiflung in den Mienen. Er wollte bis zum Tod bei seinem Oheim ausharren. Unmittelbar hinter dem unglücklichen Pablo ritten vier Alguazils. Eine Compagnie Soldaten schloß den Zug.

Am Schaffot angekommen, ward Pablo von seinem Esel losgebunden, und der Henker stieg hinauf und untersuchte mit der Behendigkeit eines geübten Mannes das garote. Während er die Schrauben spielen ließ, kniete Pablo, dem Geheiß des Mönchs zufolge, auf der Treppe nieder und legte die Schlußbeichte ab, welche nur einige Augenblicke dauert. Dann wurde das Crucifix der Bruderschaft mit einem großen schwarzen Flor verhüllt. Der Henker und einer seiner Knechte stiegen herab und faßten Don Pablo unter den Armen. Er konnte nicht mehr stehen; seine Züge waren furchtbar entstellt; seine während der Untersuchung ergrauten Haare standen zu Berg. Oben angelangt, ward er auf einen Stuhl gesetzt und auf demselben an einen sechs Fuß hohen Pfahl getragen. Hier wurde ihm behutsam das eiserne Halsband umgelegt.

Der Beichtvater trat zu ihm heran, um ihm das Glaubensbekenntniß vorzusprechen: Credo in unum Deum, patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae.... et in unum Dominum Jesum Christum, filium Dei unigenitum .... Das Wort unigenitum ist für den Henker das Zeichen, den Drehstock in Bewegung zu setzen, der mit einem Ruck das Halseisen zusammenpreßt und in einem Augenblick den Verurtheilten erdrosselt. Das tiefste Schweigen herrschte auf dem Platz, alle Augen waren auf den Unglückspfosten geheftet. Das Credo begann.

Noch wenige Sylben und Don Pablo Tejada hatte geendet. Da sprengte ein Reiter in die dichtgedrängte Menge, ein Papier emporhaltend und durch einen auf dem Schaffot unverständlichen Ruf die ängstliche Stille unterbrechend. Der Beichtvater hielt in der Mitte des Wortes terrae inne, und alle Zuschauer wandten sich um nach der Seite, von welcher der Ruf herkam. Der Henker ließ den Drehstock los. Was der Reiter brachte, war ein Befehl des Gobernador, die Hinrichtung auszusetzen. Pablo wurde ins Gefängniß zurückgebracht.

Der Anlaß zu diesem Befehl war ein dem Gobernador zugekommener Brief ohne Unterschrift, des Inhalts, daß Donna Carmelina sich lebendig im Hause von Juan Mesonedo, im Dorfe Alzorabida, befinde. So wie der Gobernador seinen Nichtvollstreckungsbefehl abgefertigt hatte, ließ er einen Alcade aufsitzen, und mit fünfzehn Dragonern nach Alzorabida eilen. Dies Dörfchen, in einer Schlucht der Sierra Morena gelegen, steht in einem übeln Ruf, und es lebt in demselben keine Familie, die nicht etliche ihrer Mitglieder auf den Galeeren zählte. Don Juan Mesonedo hatte selber sechs Jahre im Seearsenal Sr. katholischen Majestät gedient, auf das Vorgeben hin, daß er einst in einer Nacht einen Reisenden höflich gefragt habe, wie viel Uhr es sey, und als ihm der Reisende seine werthvolle Uhr gereicht, vergessen habe, sie demselben wieder zuzustellen. Als der Alcade bei Alzorabida anlangte, war es zwei Uhr Nachmittags, wo alle Welt in Andalusien der Ruhe pflegt. Der Richter benutzte den günstigen Augenblick zu einem Ueberfall. Mesonedo's verschlossene Thür wurde eingeschlagen, das ganze Haus durchsucht, und in einer Bodenkammer fand sich Carmelina bleich und abgemagert, aber doch noch lebend. Der Alcade brachte sie nach Cordova zurück; Freund Juan mußte mit gebundenen Händen und Füßen mitreisen.

Beim ersten Verhör versprach er, Alles zu gestehen, wenn man ihn losgebe. Seine Mittheilungen veranlaßten den Gobernador zur sofortigen Verhaftung Manuel's und Antonio's. Bei der Untersuchung stellte sich Folgendes heraus. Antonio hatte sowohl dem Don Pablo als der Donna Carmelina einen Schlaftrunk eingegeben. Juan Mejonedo und drei seiner Spießgesellen, von Antonio eingelassen, hatten die bewußtlose Carmelina auf ein Maulthier geladen und nach Alzorabida gebracht. Zugleich hatten Antonio und Manuel die Leiche einer Frau von dem Wuchs Carmelina's ausgegraben, ihr den Kopf abgeschnitten, den Ring Carmelina's an den Finger gesteckt, ihr eines ihrer Hemden angelegt und sie in dem Garten verscharrt. Die Schurkerei hatte einen vollständigen Erfolg, bis Manuel die Unvorsichtigkeit beging, einem der drei Banditen etliche Piaster zu verweigern. Erbos't, machte dieser die schriftliche Anzeige, welche gerade noch zu rechter Zeit kam, um Pablo vom Tod durch Henkershand zu retten. Die Lebenskraft des Unglücklichen war indeß gebrochen; er starb zwei Monate nach dem Tag, wo er auf dem Schaffot gesessen, versöhnt mit seiner Gattin, welche er zur Universalerbin einsetzte.

Manuel und Antonio wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Sie sitzen im Bagno zu Carthagena. Donna Carmelina aber hat dreizehn Monate nach dem Tod ihres aufrichtig betrauerten Pablo einem wackeren jungen Mann die Hand gereicht. Ihre Wohnung zu Cordova ist der Sitz des häuslichen Glücks. Gefallsucht ist der nunmehr achtundzwanzigjährigen Frau gänzlich fremd, und eben so Eifersucht ihrem jetzigen Gatten. Als ich sie kürzlich sah, hatte sie das achte Kind entwöhnt. F.

Aus London.

(28. Februar.)

(Fortsetzung.)

Unter den Zuschauern befanden sich unstreitig mehrere sehr achtbare Leute, allein die meisten waren Aventuriers, Hazardspieler, Wucherer und Inhaber unsittlicher Häuser, welche im Satirist scharf mitgenommen waren; die Gallerie war voll von Leuten, die auf ein gegebenes Zeichen pfiffen, zischten und trommelten, daher gedungen zu seyn schienen. Manche haben es tadeln wollen, daß der Eigenthümer und Herausgeber eines nicht unbedeutenden Blattes zugleich Schauspieler seyn wollte, und allerdings sind beide Beschäftigungen zu wenig verwandt, als daß sie schicklich verbunden werden konnten. Andern, besonders den mit Londoner Blättern verbundenen Personen, war es mißfällig, daß Herr Gregory theatralische Vorstellungen zur Förderung des Absatzes seines Blattes anwenden wollte, und von ihnen mögen sich verschiedene unter den Lärmenden befunden haben. Aber hauptsächlich bestand die Partei, welche Herrn Gregory von der Bühne trieb, aus solchen, die durch Angriffe im Satirist gereizt waren. Herr Gregory behauptet, der hier wohnende Herzog von B.......... und Lord W. Paget hätten an der Spitze derselben gestanden; der Letztere befand sich in einer vordern Loge, machte sich durch sein heftiges Gesticuliren sehr bemerklich und Herr Gregory zeigte mit Fingern auf ihn. Beide waren allerdings in mehreren Nummern des Satirist vom vorigen Jahre heftig angegriffen, und der Herzog von B.......... hat daher auch bereits einen Injurienprozeß gegen den Herausgeber desselben anhängig gemacht. Aus dem Umstande, daß keine Polizei da war, auch keine geholt wurde, scheint zu erhellen, daß sehr einflußreiche Personen im Spiel waren. Der Ruf police wurde gehört, allein es zeigte sich kein Polizeidiener. Verdrießlich muß die Sache dem Herrn Gregory gewesen seyn, aber auf die öffentliche Meinung über ihn kann sie keinen Einfluß haben und seinem guten Namen kann sie keinen Eintrag thun, denn es war nicht ein unparteiisches Publikum, welches sich gegen ihn erklärte, sondern eine erbitterte Faktion, welche sich wegen angeblicher Kränkungen rächen wollte. Der Abonnenten auf seinen Satirist sind weit mehrere, als die Zahl der gegen ihn im Theater versammelten Faktion beträgt, und jene müssen wohl mit seiner Zeitschrift zufrieden seyn, sonst würden sie ihr Geld für sie nicht ausgeben. Wie es in Deutschland eine Brunnenfreiheit giebt, so hier eine Theaterfreiheit, welche freilich sehr weit geht. In der Regel schreitet die Polizei nur auf den Ruf police! ein, welcher nicht leicht sonst gehört wird, als wenn ein Taschendieb erwischt ist, welchen man in Arrest bringen will. Vor zehn Jahren ging Herr Charles Kemble mit einer Hetzpritsche in das Covent-garden Theater, ließ einen Herrn aus seiner Loge rufen, und züchtigte ihn auf dem Gange vor den Logen, weil er die damalige Miß Fanny Kemble, seine Tochter und eine beliebte Schauspielerin, in einem, von öffentlichen Blättern gegebenen, Gedicht eine wench genannt hatte. Dies ist ein zweideutiges Wort und bedeutet ein junges, aber auch ein öffentliches Mädchen, etwa wie Dirne, und Mensch als Masc. und Neutrum. Die Intention des Gedichtes leitete auf die letztere Bedeutung, allein die Sache war zweifelhaft. Die Polizei mischte sich nicht ein, weil sie nicht aufgefordert wurde. Hernach stellte der Beleidigte einen Injurienprozeß gegen Herrn Kemble an, welcher sich aber in die Länge zog, so daß der Letztere mit seiner Tochter nach Amerika reisete, wo sie Vorstellungen gab und sich verheirathete. Er selbst ist seitdem zurückgekehrt und war im vorigen Jahre Direktor des Covent-garden Theaters. Von dem vor seiner Reise nach Amerika angefangenen Prozeß ist nicht weiter die Rede. Der Fall des Herrn Gregory ist mit dem zu vergleichen, wenn Jemand von einem Haufen toller und betrunkener Menschen angefallen wird, die ihm entkommen, und die er nicht vor Gericht bringen kann. Er will indessen eine gerichtliche Klage gegen die Rädelsführer des Skandals anstellen, und da kann er vielleicht durch den Ausspruch der Jury eine ansehnliche Summe Geldes erhalten, indem Ehrenkränkungen hier taxirt werden, und der Beleidigte das Recht hat, auf Schadenersatz anzutragen. Sein Sachwalter würde sich dann vielleicht auf einen Fall berufen, welcher im vorigen Jahrhunderte zu Gunsten eines Schauspielers entschieden wurde, da in englischen Gerichten Präcedentive (frühere, gerichtliche Urtheile) zur Richtschnur bei der Entscheidung neuer Fälle dienen und die Gesetze ergänzen. Nämlich im Jahre 1771 wurde der Schauspieler Macklin wegen unvorsätzlicher Tödtung (manslaugter) in eine Kriminaluntersuchung gezogen. Auf eine solche Anklage kann, nach Beschaffenheit der Umstände, Deportation erkannt werden, aber auch eine mäßige Gefängnißstrafe, und in manchen Fällen, wenn der Angeklagte sich selbst gegen den Vorwurf der Fahrläßigkeit rechtfertigen kann, wird er ganz frei gesprochen. Macklin wurde zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt, nach deren Ablauf er wieder spielte: das Publikum war der Meinung, daß es sich um das Privatleben eines Schauspielers nicht zu bekümmern habe. Allein im Jahre 1773 brachten Einige, mit denen er sich entzweit hatte, einen Haufen zusammen, welche ihn im Theater auszischten und auspfiffen, zugleich erklärten, sie wollten das ganze Haus in Trümmer verwandeln, wenn nicht Macklin sogleich entlassen würde. Unter diesen Umständen gab der Direktor des Theaters nach, und ließ den Vorhang fallen. Macklin erschien nicht weiter, stellte aber eine Klage gegen seine Verfolger an, und Lord Mansfield, ein Richter von großem Ansehen, erkannte ihm 600 Pf. St. Schadenersatz zu nebst den Prozeßkosten. Die Gegner des Herrn Gregory würden als Beklagte freilich anführen, daß die Theaterzettel bei der Bemerkung seines Auftretens als Hamlet zugleich angeführt hätten, er sey der Herausgeber des Satirist, und daß ihnen dadurch die Erlaubniß gegeben worden, ihre Meinung auszudrücken sowohl über sein Spiel, als über seine Zeitschrift. Am Ende wird es darauf hinaus kommen, ob die gegebene Erlaubniß nicht gemißbraucht worden, welches unstreitig ist, wiewohl sie zur Ermäßigung der Entschädigungssumme dienen kann. J. von Horn (Forts. folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt) Lorbeerbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters, Schauspiel in 3 Abtheilungen, nebst einem Nachspiel in 1 Akt, von C. Holtei. (Gastrolle) Heinrich: Herr Degen, vom Stadttheater zu Bremen.

Montag, den 13. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing.

Mittwoch, den 15. März. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt (zum Erstenmale wiederholt): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 73. 14. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Mütter und Töchter.

Ein Lustspiel von Robert Bell.

Dies Stück wurde am 23. Januar d. J. zum ersten Mal im Coventgarden-Theater zu London aufgeführt und mit stürmischem Beifall aufgenommen. Im Gegensatz gegen die faden Modestücke fand in dieser Comödie das Publikum kräftige, wohlgezielte Satyre, herrliche Effekte und eine geistreiche Anlage. Der Mirror theilt folgenden Auszug mit, den wir der Mühe werth halten, zu übersetzen. Die Hauptpersonen in der folgenden Scene sind: Mabel Trevor — die Heldin des Stücks, eine mit Härte behandelte Gesellschafterin von Lady Manifold, — geliebt von Sandford, der, abhängig von seinem Oheim, von diesem vor einer Heirath aus Liebe gewarnt ist.

Dritter Aufzug. Zweiter Auftritt.

(Zimmer in Lady Manifold's Haus. Im Hintergrund ein Fenster, welches sich in ein Cabinet öffnet. In dem Cabinet sitzt Emilie, an dem Fenster steht (ihre Mutter) Lady Manifold.)

Lady Manifold. Ich sage Dir, Kind, das verstehst Du nicht. Die Aufmerksamkeit Sr. Herrlichkeit für Mabel war ganz auffallend. Du weißt, Kind, ich könnte die Fortsetzung eines solchen Scandals in meinem Hause nicht dulden.

Emilie. Wahrhaftig, ich kümmere mich nicht um die Aufmerksamkeit, die er ihr erweis't.

Lady Manifold (näher tretend). O, über Deine Einfalt! Es ist Deine Sache nicht, Dich um irgend etwas, was Se. Herrlichkeit thut, nicht zu kümmern. Kind, was will aus Dir werden, wenn Du verheirathet bist, und nicht weißt, wann Du Dich zu bekümmern hast und wann nicht!

Emilie. Ich denke, ich werd' es lernen, wie Sie es gelernt haben.

Lady Manifold. Je früher Du anfängst, desto besser. Ich sage Dir, Se. Herrlichkeit war auffallend in Ihrer Aufmerksamkeit für Mabel.

Emilie. Und ich sage Ihnen, daß ich mich nicht darum kümmere, ob er es war oder nicht.

Lady Manifold. Ich aber sage, Du sollst Dich darum kümmern.

Emilie. Ich aber sage, ich kann mich nicht darum kümmern. Ich bemühe mich nach Kräften, aber ich kann nicht.

Lady Manifold (bei Seite). Sie hat keinen Gedanken von Eifersucht. Ich will einen andern Versuch machen. (Zu Emilien.) Emilie, Kind, sieh' mich an und lege das dumme Buch bei Seite. Du lie't jetzt nicht, verstehst Du? Emilie, ich will Mabel fortschicken.

Emilie. Meinetwegen, wenn Sie wollen. Aber ich sehe nicht ab, wozu.

Lady Manifold. Es wird dadurch dem Lord Merlin die Gelegenheit entzogen, sie zu sehen.

Emilie. Ich denke, Mama, es wird ihm Gelegenheit geben, sie zu sehen.

Lady Manifold. Wie so, meine Unschuld?

Emilie. Wenn er sie sehen will, kann er ihr folgen, wohin sie geht, und Sie können es ihm nicht wehren. Behalten Sie aber das Mädchen im Hause, so kann er sie nicht sehen, ohne Ihre Erlaubniß.

Lady Manifold. Sehr wahr. Ich will ihr verbieten, ihn zu sehen.

Emilie. Ich, Mama, würde es nicht thun.

Lady Manifold. Warum nicht, liebes Kind?

Emilie. Die Folge würde seyn, daß sie zu viel an ihn dächte. Wenn mir Jemand sagte, ich sollte den Hauptmann — — — irgend Jemand nicht sehen, so wäre ich unglücklich, bis ich ihn sähe.

Lady Manifold (für sich). Welche Mischung von Scharfsinn und Arglosigkeit! (Zu Emilien.) Ja, Kind, ich folge Dir (klingelt); ich will ihr nur sagen — (Ein Diener) — sage Miß Trevor, sie möchte hierher kommen — (Diener geht ab.) — Ich will ihr nur sagen, sie soll sich nicht allzu bemerkbar machen, wenn wir Gesellschaft haben.

Mabel.

Mabel Trevor. Sie wünschten mich zu sprechen, gnädige Frau.

Lady Manifold. Ja, ich wünschte Ihnen ein paar Worte über Ihr Benehmen unter fremden Leuten zu sagen.

Mabel. Gnädige Frau!

Lady Manifold. Sie wissen, Mabel, als ich Sie ins Haus nahm — ich möchte Sie nicht verletzen, und Sie müssen Ihren Stolz nicht Ihrem eignen Besten in den Weg setzen. Sie kennen die Stellung, welche Ihnen hier zugedacht war.

Mabel. Allerdings, gnädige Frau. Sie hatten die Güte, zu sagen, daß Sie, meine Familie kennend, keine Dienste einer Magd von mir begehren würden.

Lady Manifold. Hab' ich es gethan?

Mabel. Nein, gnädige Frau, es sind mir keine solche Dienste auferlegt worden.

Lady Manifold. Aber, meinen Sie, man hat Sie wie eine Magd behandelt.

Mabel. Ich habe mich nicht beschwert, gnädige Frau.

Lady Manifold. Meine Absicht ist nicht, mich in eine Erörterung mit Ihnen einzulassen. Der Zweck, weßhalb ich Sie habe kommen lassen, ist einfach, Sie zu erinnern, daß ich erwarte, Sie werden, wenn ich in diesem Haus Gesell-

schaft habe, Ihre Stellung nicht vergessen. Vergangenen Abend haben Sie so viel mit Lord Merlin — (Emilie gibt ihr einen Wink) — und andern Herren geplaudert und gelacht, daß man hätte meinen sollen, Sie wären meine Tochter, Schwester oder Base, und nicht eine untergeordnete Person.

Mabel. Ich habe gelacht und geplaudert? O, gnädige Frau, hier muß ein sonderbares Mißverständniß obwalten. Ich bitte um Verzeihung — ich bin eine untergeordnete Person — ich werde es vielleicht nicht immer seyn.

Lady Manifold. Sie sind zu stolz, Mabel. Ihre Ansprüche gehen über Ihre Stellung hinaus. Aus Ihrem Gesicht spricht sich eine solche Reihe von Beschwerden aus, daß ein Fremder meinen möchte, Sie würden mit der rohsten Grausamkeit behandelt.

Mabel. Nein, gnädige Frau, mit der raffinirtesten.

Lady Manifold. Sparen Sie Ihre spitzen Antworten für Leute, die unter Ihnen stehen, Miß Trevor! Ich muß Sie bitten, sich nicht wieder zu vergessen, so lange Sie in meinem Hause sind.

Mabel. Gnädige Frau, ich bemühe mich, Ihrem Willen gemäß zu handeln. Allein Sie erdrücken mich mit dem Gewicht Ihrer Protection. Was ich thue, ist nicht recht, und der Abstand zwischen uns — er hat etwas Eisiges.

Lady Manifold. Abstand! Erwarten Sie etwa auf gleiche Linie gestellt zu werden mit Miß Manifold, die mit so viel Kosten und Sorgfalt erzogen ist? — Abstand! — Lassen Sie mich nicht ferner solche Bemerkungen hören.

Mabel. Ich schweige, gnädige Frau.

Lady Manifold. Ich wünschte, Sie lernten in Gesellschaft schweigen. [Was soll Lord Merlin von der Anständigkeit in meinem Haus denken nach den Vorfällen des vergangenen Abends? Was soll ich denken, die ich so scharf auf das Benehmen junger Leute sehe?

Mabel. Lord Merlin? Anständigkeit? Vorfälle des vergangenen Abends? Hochgeborne Frau! Sie sind durch die Allen gemeinsame Gerechtigkeit verbunden, die Verleumdung zu erklären, welche Sie nach mir schleudern. Wäre ich auch geringer, als ich bin, Sie dürften, Sie sollten meinen Ruf nicht wegzischeln.

Lady Manifold. Ruf! Wer hat an Ihren Ruf gedacht? Ich ließ mir nicht träumen, daß Sie sich so etwas in den Kopf setzten. Gott steh uns bei! Die Dinge nehmen eine sonderbare Wendung, wenn sogar Leute, die unser Brod essen, uns mit ihrem Ruf drohen. *)]

Ein Diener.

Diener. Gnädige Frau! Sir Gregor Plump und Hauptmann Montague sind in der Bibliothek und lassen durch mich melden, daß sie eben von Lord Merlin kommen.

Lady Manifold. Wir werden augenblicklich bei ihnen seyn. (Diener ab.) Komm Kind. Seine Herrlichkeit wird gewiß kommen, Dein Pferd in Augenschein zu nehmen. Miß Trevor, wir wollen Sie diesen Abend nicht ins Gesellschaftszimmer bemühen. Komm, Herzchen. Welch eine liebliche Farbe Du hast, Kind. (Klopft ihr auf die Wangen. Ab mit Emilien.)

Mabel. Die Insolenz der Gewalt! der Mißbrauch von Rang und Vermögen! Ich würde darunter erliegen, oder sterben im Kampf, mich davon zu befreien, wäre nicht das neue Leben und die neue Lust zum Leben, die ich in mir spüre. Welch eine Veränderung haben wenige Stunden in meinem Schicksal hervorgebracht! Ich bin nicht länger trostlos, verzweiflungsvoll hinausblickend in eine lebende Welt, in der nichts für mich lebt. Ich stehe, Gott sey Dank! nicht mehr allein. Robert — ich liebe selbst den Widerhall dieses Namens. Er — er wird mich beschützen. Ich bin stark in seiner Stärke — in seiner reinen, hohen und veredelnden Liebe. Er wird mich beschützen. (Sandford, eilig, mit verstörter Miene.) — Ach! wie froh bin ich, Sie zu sehen.

Sandford. Theure Mabel!

Mabel. Ich dachte an Sie in diesem Augenblick.

Sandford. Wirklich? — Und ich — Mabel — ich dachte an Sie.

Mabel. Sind Sie unwohl?

Sandford. Unwohl? Nein.

Mabel. Sie sind sehr blaß.

Sandford. Das sagt auch mein Oheim — Es ist nichts. Vergangene Nacht konnt' ich nicht schlafen! — Aber Mabel, Ihre Hand zittert. Ist etwas vorgefallen?

Mabel. O! ich sollte es Ihnen vielleicht nicht sagen.

Sandford. Ich muß es wissen. Heimlichkeiten zwischen uns, Mabel, sind bedenklich.

Mabel. Es soll keine stattfinden. Lady Manifold hat mich so eben daran erinnert, daß ich von ihrer Gnade abhänge. Sie hat hingedeutet auf mein Lachen und Plaudern vergangenen Abend — es scheint, ich war sehr heiter. Sie können es verantworten, wenn es so ist.

Sandford. Wirklich?

Mabel. Wirklich! — Es verletzte mich, des Leichtsinns angeklagt zu werden. Das ist das Ganze. Dann aber fiel mir ein, daß ich nicht länger schutzlos bin, und ich dachte — wie stolz Sie für mich in die Schranken treten würden, und — (sie bemerkt, daß er sich von ihr abgewandt hat und läßt die Stimme sinken.) Sie sind unwohl?

Sandford (schaudernd). Nein — auf Ehre nicht.

Mabel. Auf Ehre! — Was ist das? — Sagen Sie mir — ich habe ein Recht, zu erfahren — ein Recht, zu — Recht! Mein Herz erstirbt über dem Wort — daß ich nöthig habe, es zu gebrauchen!

Sandford. Kommen Sie, kommen Sie, Mabel. Sie sind aufgeregt. Vielleicht haben Sie die gnädige Frau mißverstanden.

Mabel. Ist's möglich? Sie, die Sie vergangenen Abend so empört über ihre Grausamkeit waren, über die so lange ohne Murren von mir ertragene Grausamkeit, Sie sagen mir jetzt, wo sie Hohn auf Unterdrückung häuft, daß ich sie mißverstanden habe?

Sandford. Mabel, ums Himmels willen, sein Sie ruhig.

Mabel. Ruhig! Ich bin — ich bin — ich bin starr.

Sandford. Was ist das? Was hab' ich gesagt? Unglückseliger Sandford!

Mabel. Ja, unglückselig, wenn Sie bereuen, was Sie gethan haben.

Sandford. Bereuen? — Nein! Ich liebe Sie mit Leib und Seele.

Mabel. Es ist nicht wahr. Wenn Sie mich liebten und hörten, daß mir Unrecht widerfahren ist, daß nur ein Hauch, ein leiser Hauch von Verläumdung auf mich gefallen sey, würden Sie mit einem verzehrenden Blick erwiedert haben! Sie lieben mich nicht.

Sandford. O, Mabel! wenn Sie die Qualen kennten, die ich leide — erinnern Sie sich Ihrer eignen Worte — der von Ihnen geschilderten Umstände.

Mabel. Ich sehe jetzt klar. Der Tag der Wahrheit bricht über mich herein.

Sandford. Zu welchem schrecklichen Ende soll das führen.

Mabel. Sie haben nachträglich überlegt. — Was zaudern Sie? Frisch heraus! Ich bin wieder schutzlos.

Sandford. Nein — nein — ich will Sie schützen.

*) Die eingeklammerten Worte sind, laut einer Anmerkung des Mirror, bei der Darstellung auf der Bühne weggefallen. Ist das nicht merkwürdig? Anm. der Red.

Warum sollten Gesetze der Convenienz unserer Liebe im Weg stehen?

Mabel. Verweigern meine Sinne ihren Dienst? Wiederholen Sie.

Sandford. Mabel, hören Sie mich an! Gleich Ihnen bin ich abhängig. Ich habe kein eignes Vermögen. All meine Hoffnungen beruhen auf meinem Oheim. Mit einem Worte könnt' er mich verstoßen.

Mabel. Sie müssen Ihren Oheim nicht verletzen —

Sandford. Ich wage es nicht. Er war gütig gegen mich, als ich keinen andern Freund auf der Welt hatte. Aber er hat andere Begriffe von Heirath, von hohen Connexionen — Vermögen — das ist der Jammer! Könnten wir unsere Zuneigung vor ihm verbergen, so möchten wir wohl glücklich seyn. —

Mabel. Verbergen? — Es hat ein Ende für immer. — Was haben wir zu verbergen?

Sandford. Sprechen Sie nicht so. Ich werde nie heirathen. Damit wird er sich zufrieden geben — ich bin überzeugt, er wird es. Ich will mein Leben Ihnen weihen, Mabel. (Stürzt herbei, ihre Hand zu fassen.)

Mabel. Rühren Sie mich nicht an. Meine Hand bebt vor Ihnen zurück, wie meine Seele. Hätten Sie den Reichthum von ganz England und seine höchsten Titel, und schütteten sie vor meinen Füßen aus, ich würde dieselben verachten, wie ich Sie verachte. O, wie bin ich getäuscht worden! Es ist vorbei. Ich setzte Ihnen meine Lage auseinander, ich warnte Sie vor der Ungleichheit unserer Verhältnisse — Sie überwältigten meine schwache Vernunft — rangen mir das Geheimniß meines weiblichen Herzens ab. Sie haben dies Herz gebrochen, ein Herz, das Sie liebte und Ihnen vertraute. Ich kann die Bitterkeit dieser Prüfung nicht verhehlen. Doch selbst in diesem Augenblick tödtlichen Schmerzes empört sich dies gebrochene Herz in seiner tiefen Reinheit wider Sie. Fort! Wir sehen uns nimmer wieder. (Ab.)

Sandford. Ich Schurke! ich Schurke! Wo soll ich meine Schande verbergen! (stürzt fort.)

F.

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Bereits vor mehreren Jahren wurden alle Pflanzen-Liebhaber durch eine von dem berühmten belgischen Handelsgärtner Alexander Verschaffelt introducirte Camellia Priestley's Queen Victoria in Allarm gesetzt. Bekanntlich hat die weiland holländische sprichwörtlich gewordene Tulpenwuth noch bis auf den heutigen Tag in dem benachbarten Belgien ihre Reminiscenz in der unbegrenzten Liebhaberei für einen edleren Pflanzen-Genre gefunden, und der Enthusiasmus, mit welchem man dort schon vor mehreren Jahren Alexander Verschaffelt's Novität aufnahm, gereicht den in der Pflanzen-Cultur so weit vorgeschrittenen Belgiern zur größten Ehre. Die Camellia kam natürlich auch nach Deutschland, und hier konnte die niedrige Krämerei verschiedener Gärtner nicht umhin, den Werth der Pflanze zu bekritteln, und deren Originalität zu verdächtigen. Verschaffelt, entrüstet über ein so muthwilliges Zerstörenwollen seines wohlbegründeten Rufes, sandte daher vor einigen Tagen zwei blühende Exemplare der Camellia Queen Victoria an Herrn F. Grüneberg Sohn dahier, die den hohen Werth dieser Hybride keinen Augenblick mehr bezweifeln lassen. Sie blüht, wie es der Cultivateur früher schon angegeben, in einem dunkeln Roth, mit fast regelmäßigen weißen Streifen, und zeichnet sich durch einen herrlichen Blüthenbau aus, der bei stärkeren Pflanzen noch Vollkommneres erwarten läßt. Verschaffelt hatte die Mutterpflanze der Queen Victoria seiner Zeit um einen enormen Preis in England erstanden, und mit Recht gebührt ihm die Anerkennung, derjenige gewesen zu seyn, der sie dem allgemeinen Handel einverleibt hat.

*** (Lebensrettung des Dichters de la Motte Fouqué.) In der Schlacht bei Groß-Görschen attakirte das jetzige 6. Cuirassier-Regiment, genannt Kaiser von Rußland, ein feindliches Quarrée. Das Pferd des damaligen Lieutenants Baron von Fouqué erhielt einige Bajonetstiche: dadurch wild gemacht, warf es seinen Reiter im feindlichen Quarrée ab; der Stiefsohn desselben, der damalige Oberjäger, jetzige Geheimer Staatsminister von Rochow, bemerkte dies und forderte die Oberjäger Hertel und Braumann auf, mit ihm einen Versuch zur Befreiung seines Vaters zu wagen. Alle drei reichten sich die Hände, drangen vor, hieben sich glücklich in die Feinde hinein, und die ebengenannten Oberjäger nahmen den Baron, jeder ihn bei einem Arm fassend, aus dem Quarrée mit heraus. Kurz zuvor hatte sich das Regiment zurückgezogen. Etwa auf Pistolen-Schußweite vom Quarrée entfernt, wurde das Pferd des Braumann scheu, und er mußte den Baron loslassen. In diesem gefahrvollen Augenblicke sprang der Hertel vom Pferde, und setzte den Baron darauf, welcher, in der Richtung des Regiments, mitten unter einem Kugelregen davon ritt. Hertel selbst fing einen in der Brust verwundeten, auf dem Schlachtfelde, ohne Reiter umherlaufenden Kosaken-Schimmel auf. Die Wunde desselben war so groß, daß, um das Bluten derselben zu stillen, er ein Taschentuch hineinsteckte. Er kam aber von dem Detaschement, das zu genanntem Regimente gehörte, ab, und bei dem nach der Schlacht angetretenen Rückzuge traf er erst mit dem Baron in Dresden wieder zusammen, wo nicht nur das Pferd des Hertel's sehr mitgenommen, sondern auch sein ganzes Gepäck verloren gegangen war. Nach beendetem Kriege, bei dem Einzuge in Berlin, stellte der Baron den Hertel seiner Gemalin als seinen Lebensretter vor, und die hohe Dame dankte ihm aufs verbindlichste. Er selbst widmete sich wieder der Landwirthschaft mit großem Eifer und Fleiße, hatte mit vielen Widerwärtigkeiten und Unglück zu kämpfen, und als sich zufällig seine Verhältnisse freundlicher gestalten wollten, da starb er, ohne die Beschwerde des Alters kennen gelernt zu haben, im kräftigen Mannesalter. Ihm ist der Nachruhm geworden, daß er ein wahrer Biedermann war, und ungeachtet seiner Unglücksfälle hatte er sich den wohlverdienten Ruf eines vorzüglichen Landwirthes erworben. Er lebte gänzlich zurückgezogen seinen Geschäften. Seine Gebeine ruhen auf dem Kirchhofe des Dorfes Phöben an der Havel, zwischen Potsdam und Brandenburg. Seine einzige hinterlassene Tochter ist bei ihrer Tante (der Frau Majorin v. Götz) in Berlin. Braumann war nach dem Kriege Offizier im schon genannten Regimente, soll aber auch später wieder der Landwirthschaft sich gewidmet haben. Wahrscheinlich leben noch Viele, die diesen Vorfall kennen, unter diesen steht obenan der Commandant von Berlin, zur Kriegszeit Führer der Freiwilligen des genannten Regiments. (Berl. N.)

*** (Gleiches mit Gleichem.) Ein Pariser Wechselagent, gelangweilt von dem ehelichen Glücke, verliebte sich in eine Schauspielerin und schrieb ihr folgenden Brief: „Madame! Ich bin entzückt von Ihnen, und wenn Sie auf meine Gefühle eingehen wollen, so bin ich in der Lage, Ihnen das Leben mit Blumen und ächten Shawls zu schmücken. Ein Wort von Dir, reizendes Wesen, und ich eile zu Deinen Füßen, meine Schwüre, meine Flammen und meine Wechsel auf Sicht niederzulegen. Im Punkte der Liebe mäkle ich nicht, wenden Sie das Blatt und Sie werden den Beweis davon finden. Wann kann ich Dich unter vier Augen sehen?

Louis." Die Actrice, eine Ausnahme von der Regel, d. h. ihrem Manne treu, theilte diesen Brief allsogleich ihrem Gatten mit, welcher sofort an die Frau des Herrn Agenten wörtlich denselben Brief schrieb und die beiden Wechsel auf 1000 Franken anschloß. Diese Dame, wüthend über die ihr widerfahrene Beleidigung, forderte ihren Louis auf, sie zu rächen; allein er, die Lection wohl erkennend, begnügte sich damit, dem Gatten jener Schauspielerin, welchen er im Theater traf, bloß ins Ohr zu flüstern: „Sie sind ein Dummkopf!" — „Und Sie ein Nichtswürdiger!" entgegnete Jener. Zu einem Duelle ist es nicht gekommen. (Wiener Zeitsch.)

Aus London.

(28. Februar.)

(Fortsetzung.)

Der glücklich beendigte Krieg mit China hat bereits die Erscheinung mehrerer neuen Schriften über dieses interessante Land veranlaßt, welche in Deutschland bekannt zu werden verdienen, daher ich sie übersichtlich zusammenstelle. Die bedeutendsten unter ihnen sind natürlich diejenigen, deren Verfasser in China waren. 1. Doings in China, (wie man in China lebt,) by Alex. Murrey, verlegt von R. Bentley in der Neuen Burlingtonstraße. Der Verf. ist Lieutenant bei dem 18. irländischen Regiment und wohnte dem Feldzug gegen China bei von der Wiederreinahme der Insel Chusan im Jahr 1841 bis zum Frieden von Nanking im Jahr 1842. Einiges kommt allerdings vor über das Leben und die Sitten der Chinesen, in der Hauptsache enthält das Werk aber eine populäre Beschreibung der militärischen Operation, welcher der Verf. beiwohnte, und man sieht daraus, wie ein englischer Militär in China lebt. 2. The last year in China, (das vorige Jahr in China,) by a field officer actively employed in that country, verlegt von Longman u. Comp. in der Paternosterstraße der Altstadt. Der Verf. wohnte auch dem Feldzug in China bis zum Frieden von Nanking bei, welchen er hier in Briefen an seine Freunde beschreibt. Mitunter kommen Nachrichten vor über die Kultur und Sitten der Chinesen, und den Schluß machen politische Bemerkungen über das bisherige Verfahren England's gegen China nebst Rathschlägen für die Zukunft 3. China illustrated, (China in Bildern,) from drawings by Thomas Allom, Esq., with text by the Rev. G. N. Wright, M. A., verlegt von Fischer und Sohn, Nro. 38 der Newgatestraße in der Altstadt. Es erscheint in monatlichen Heften, jedes enthaltend 4 feine Stahlstiche, nach Gemälden und Zeichnungen des geschätzten Künstlers Allom, und acht Seiten Text, welcher theils historisch, theils beschreibend ist. Die Stahlstiche geben Ansichten der Städte, Paläste, Tempel, religiösen Ceremonien, gerichtlichen Verhandlungen, Strafen, Kleidung, Junken, Belustigungen und Spiele der Chinesen. 4. China opened, (das neu eröffnete China oder Beschreibung dieses Landes,) by the Rev. Charles Gutzlaff, verlegt von Smith Elder u. Comp. Nro. 65 der Straße Cornhill in der Altstadt. Der Verf. dieses Werkes ist ein Geistlicher der englischen Kirche, welcher dem Feldzuge als Dolmetscher beiwohnte. Es besteht aus zwei Bänden in Octav, welche sich über den Handel, die Literatur, Künste, Kultur, Gebräuche, Religion und Geschichte der Chinesen verbreiten, und wohl die zuverläßigsten, vollständigsten Nachrichten enthalten, welche wir über China besitzen. Es wird hier jetzt mit weitern Ausführungen des Verfassers in das Deutsche übersetzt. 5. Ten thousand things, relating to China and the Chinese, (Zehn Tausend Sachen, betreffend China und die Chinesen,) by William Langdon, Esq. Diesen lockenden Titel führt ein raisonnirender Katalog des hiesigen chinesischen Museums, welches in einem großen Saal eines Gebäudes am Hydepark aufgestellt ist. Der Saal ist 225 Fuß lang und enthält eine Menge sehr interessanter Sachen zur Erläuterung des chinesischen Lebens und der Scenerie dieses Landes, unter andern 50 Figuren in Lebensgröße, vorstellend den Kaiser und die Kaiserin von China, Mandarine, Generäle, Priester ꝛc. Der gedachte Katalog enthält bei Nennung der einzelnen Gegenstände, der Waffen, musikalischen Instrumente, Fabriken u. s. w., erläuternde Bemerkungen, die doch meistens nur aus den englischen Werken von Davis, Kidd u. a. zusammen getragen sind. Er wird bloß von dem Besitzer des Museums, hübsch eingebunden in grüner Seide mit vergoldetem Schnitt, verkauft, und ist ohne die chinesischen Sammlungen auch nicht gut zu gebrauchen. 6. The history of China, pictorial and descriptive, from the earliest period to the present time, (die Geschichte China's mit Abbildungen, von den frühesten Zeiten bis jetzt,) by Miss Corner. Es erscheint in Heften, jedes mit erläuternden Holzschnitten und lithographirten Bildern. Die Verfasserin war nie in China und ihr Werk ist bloß Compilation, aber lies't sich ganz gut. Dasselbe gilt von der Popular history of British China, India etc., by W. C. Taylor, C. L. D., (i. e. legum Doctor.) verlegt bei J. Madden u. C. in Nr. 8 der Leadenhall Straße. Man findet hier nur das Wichtigste aus der chinesischen Geschichte, welches nach guten Hülfsmitteln populär dargestellt ist. — Hoffentlich wird auch Deutschland bald an den Vortheilen Theil nehmen, welche der Handel mit China darbietet, daher nachfolgende Notizen, welche ich in Unterhaltungen mit wohl unterrichteten Engländern sammelte, willkommen seyn dürften. (Schluß folgt.)

Charade.

Ich saß einmal im bunten Kreis
Geputzter Herrn und Damen,
Die sämmtlich auf des Wirths Geheiß
Zu einem Feste kamen.
Es sollte die Genossenschaft
Beim frohen Mahl und Rebensaft
Das Ganze celebriren.

Da ging der Becher weidlich um
Voll Rheinwein und Burgunder.
Mir war wie in Elysium,
Manch Gläschen schlich hinunter.
Und endlich nahm ich gluthentbrannt
Den vollen Humpen in die Hand
Und donnerte das Erste.

Und kaum noch war das Wort heraus,
Da scholl's in allen Ecken.
Es war ein fürchterlicher Braus,
Die Todten aufzuschrecken.
Wir brachen auf, doch an der Thür
Bat unser Wirth: Sie bleiben hier!
Sie haben ja das Zweite!

Das Zweite? spricht ein schwarzer Mann
Mit stattlicher Perrücke,
Nein, leider bricht das Dritte an!
Geschwind noch ein paar Schlücke!
Der wackre Geber lebe hoch,
Und soll nach fünfzig Jahren noch
Das Ganze fröhlich feiern!

H. Ch. Pfitz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 13. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing.

Dienstag, den 14. März. Letzte Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion des Herrn Constant: *Le fin mot*, comédie en un acte par P. Dandré. Hierauf folgt: *Simon Terre-neuve*, vaudeville en un acte par Duvert. (Simon: Mr *Bernard Léon.*) Zum Schluß: *Vatel*, ou: *Le petit fils d'un grand homme*, vaudeville en un acte par Duvert. (Vatel: Mr *Bernard Léon.*)

Mittwoch, den 15. März. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt (zum Erstenmale wiederholt): Mutterfegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 74. 15. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Kindesliebe.

Nach einer wirklichen Begebenheit, von H. Ch. Pfitz.

Nun gnad' uns Gott! das letzte Brod,
Ihr Kinder, ist verzehrt.
O bitt're Noth! o bitt're Noth!
Wo find' ich, was euch nährt? —
Ihr Kinder, folgt der Mutter schön!
Ich wand're nach der hohen Rhön,
Will's Gott, in wenig Tagen
Euch Speise zuzutragen,
Die uns der Herr bescheert.

„Ach Vater, geht doch nicht allein!
„Es weht der Wind so kalt,
„Tief liegt der Schnee in Flur und Hain,
„Und ihr seyd schwach und alt!
„Ach Vater, Vater, nehmt mich mit!
„Ich will euch bahnen Tritt und Schritt,
„Ich will vor rauhen Stürmen,
„So gut ich kann euch schirmen
„Und vor des Frost's Gewalt."

Maria, nein, es kann nicht seyn!
Du bist erst fünfzehn Jahr.
Wie wolltest du, mein Töchterlein,
Mich schützen vor Gefahr?
Du selber, Kind, (dem Vater glaub'!)
Du selber wärst des Todes Raub.
Bleib du daheim in Frieden.
Der Herr wird mich behüten
Durch seiner Engel Schaar.

„Und ging' ich in den bittern Tod,
„Ich lass' euch nicht allein!
„Ich selbst vielleicht in Fahr und Noth
„Könnt' euer Engel seyn." —
Da kann der Greis nicht widersteh'n;
Er läßt das Mägdlein mit sich geh'n,
Befiehlt des Himmels Gnade
Zum schauervollen Pfade
Sich und sein Töchterlein.

Sie wandern fort in Sturm und Graus
Zum Hochgebirg hinan.
Die fromme Tochter geht voraus
Und bricht dem Vater Bahn.
Sie wandern fort im tiefen Schnee,
Mit mattem Fuß, im Herzen Weh',
Umstarrt von Duft und Eise,
Und ach! das Ziel der Reise
Rückt immer nicht heran.

Die letzte Kraft dem Greis entschwand,
Er schleppt sich kaum noch fort.
Die Tochter faßt ihn bei der Hand;
Sie bringt ihn nicht vom Ort.
Verdunkelt ist sein Augenlicht. —
„Ach Vater, Vater, sterbt nur nicht!"
Er faltet fromm die Hände:
Kind, mit mir geht's zu Ende!
Das war sein letztes Wort.

Er sinkt erschlafft aus ihrem Arm
Auf den erstarrten Grund.
Daß Gott erbarm'! daß Gott erbarm'!
Wehklagt des Kindes Mund.
Sie ruft nach Hülfe rings umher.
Ach alles öd' und menschenleer!
Ihr Ruf verhallt im Wetter,
Und nirgends thut ein Retter,
Dem armen Kind sich kund.

Doch Kindesliebe lehrt sie thun,
Was Kindespflicht gebeut.
Sanft soll der gute Vater ruh'n
Nach bitterm Todesleid.
Sie windet um sein theures Haupt
Das Halstuch, deß' sie sich beraubt,
Sie breitet Wams und Mieder,
Um die erstarrten Glieder,
Deckt ihn mit ihrem Kleid.

Und fast gewandlos sinkt sie hin
Und preßt ihn an ihr Herz,
Umfängt und wärmt und küsset ihn,
Und weint in Sehnsuchtsschmerz:
Ach Vater, Vater, nehmt mich mit!
Da naht der Tod mit leisem Tritt
Und lindem Kuß der Armen,
Und führet voll Erbarmen
Den Engel himmelwärts. —

So findet man am dritten Tag
Den Vater und das Kind.
Vereint in schönem Tode lag
Das Paar, so treugesinnt.

Die Thränen, die das Kind geweint,
Man sieht zu Perlen sie versteint'.
So kostbar edlen Seelen
Sind keine Kronjuwelen,
Als diese Perlen sind.

Das Bergmännchen oder der kleine Christian.

Wahrheit und Dichtung.

Es war vor ungefähr dreizehn Jahren, des Nachmittags, an einem der ersten Tage im Januar.

Mein Vater hatte den Bergleuten zweier gewerbschaftlichen Gruben, worüber derselbe, — betheiligtes Mitglied, — als Schachtmeister gestellt war, ihre vierwöchentliche Löhnung ausgezahlt und somit die Jahresrechnung abgeschlossen.

Obschon die Bergknappen, bey ihrem nicht sehr hohen Verdienste, an gewöhnlichen Lohntagen sich mit einigen Flaschen Bier begnügen, so ist es doch ein altes Herkommen bei ihnen, beim Empfange der letzten Löhnung des Jahres, ein kleines Gelage zu halten, und sich bei einem guten Abendessen und einigen Flaschen Wein gütlich zu thun; —gleichsam eine Entschädigung für die Mühen und Beschwerden des vergangenen Jahres. So war es auch diesmal. Bald klingelten hell die Gläser, laut ertönte dazu der fröhliche Knappen-Trinkspruch: Glück auf! und ich glaube, daß an vielen, mit den köstlichsten Speisen und herrlichsten Weinen besetzten Tafeln nicht ein solcher Frohsinn herrscht, wie er hier bei den munteren Söhnen der Bergtiefen, die nur in den höchsten Sommer- und an Sonn- und Festtagen, den Strahl des Tages erblicken, sich äußerte. Neben frohen Knappenliedern wurden abwechselnd, bald ernste Gespräche über die Gefahren und Mühseligkeiten, denen der Bergmann unterworfen ist, geführt; bald floß ein freudiges Lob ihres Standes über die Lippen der von dem Weine geschwätzig gemachten Arbeitsleute.

Der Steiger, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, aber noch rüstig und stark, wie ein Jüngling von achtzehn, dessen Haupt- und Barthaar, durch die größere Länge der Zeit, mehr wie das seiner jüngeren Kameraden, von den Bestandtheilen der Eisenerze eine röthliche, unverwischbare Farbe angenommen hatte, erzählte dazwischen mancherlei schnurrige Geschichtchen, denen alle Anwesenden mit großer Aufmerksamkeit horchten. In früherer Zeit hatte er in guten Verhältnissen gelebt, war aber ohne seine Schuld zurückgekommen und hatte sich genöthigt gesehen, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, im Innern der Erde zu suchen, was er auf der Oberfläche nicht finden konnte.

Er hatte manches gelesen, war überhaupt mit einem natürlichen Mutterwitz begabt, und wußte seine Erzählungen in ein so gefälliges Gewand zu kleiden, daß auch mein Vater ihm gerne zuhörte.

Ich, ein Knabe damals von zwölf Jahren, hatte den Mann, welcher so oft meiner jugendlichen Neugierde Befriedigung verschaffte, liebgewonnen. Jeder weiß, welchen eigenthümlichen Reiz in diesem Alter solche Erzählungen ausüben, — und rückte mir heute, sobald er begann, einen Stuhl dicht neben den seinigen, damit mir ja keines seiner Worte verloren gehe.

Am liebsten brachte er grausige Gespenstermährchen, schauerliche Sagen von alten, verfallenen Bergwerken, deren reiche Schätze ein schwarzer Hund bewache und mehr dergleichen vor, worauf er denn auch diesen Abend bald einlenkte.

Schon Manches hatte er aufgetischt und man wollte eben zum Aufbruche sich anschicken, als einer der jüngsten Knappen ihn anredete:

„Aber, lieber Steiger, Ihr habt ja noch gar nichts von dem Bergmännchen und dem kleinen Christian hören lassen, und seyd immer, wenn ich durch meine Kameraden erinnert, Euch zur Mittheilung dieser Begebenheit aufforderte, meinen Bitten ausgewichen. Doch habt Ihr mir neulich versprochen, bei irgend einer passenden Gelegenheit, und diese ist jetzt gekommen, meine Wünsche zu erfüllen. Es ist noch nicht so tief in der Nacht, wie es da draußen dunkel ist, und zudem mache ich mich verbindlich, wenn Ihr Eurem Versprechen nachkommt, Euch hernach bis zu Eurem Orte zu begleiten."

Alle stimmten dem Sprecher bei und bestürmten den Steiger mit den dringendsten Bitten, der denn auch, durch eine solche Aufforderung sich geschmeichelt fühlend, seinen Platz wieder einnahm und wie folgt begann:

„Ihr habt doch alle den alten Obersteiger Wenzel — Gott habe ihn selig — gekannt, wie er in den letzten Jahren seines Lebens, sich mühsam am Stocke, dessen Krücke oben ein eiserner Hammer — das Zeichen unseres Gewerbes — bildete, auf der Halde der Wilhelmszeche, die Arbeiter beaufsichtigend, herum trug, und sein krummgeheiltes Bein nachschleppte, das ihm eine Felsenwand zerschlagen hatte.

Wir haben damals zwei Tage und zwei Nächte, fast ohne Speise und Trank gearbeitet, bis wir ihn von dem Schutte, unter welchem er lebendig begraben lag, befreit hatten. Von ihm habe ich die Geschichte, dem sie, als er im ersten Jahre Knappe war, sein Steiger Gerhard, unter dem sich die Begebenheit zugetragen, eines Abends, nach beendigter Tagesschicht, auf dem Heimwege von der Grube Gotthard folgendermaßen mitgetheilt hat:

„Ihr wisset," fügte der Steiger erklärend hinzu, „wo das Bergwerk gelegen war, oben auf dem Roland, bei S. Die mächtigen Bingen *) zeugen noch von den ungeheuren Arbeiten, die daselbst ausgeführt worden sind. Hunderte von Stahlsteinhaufen standen am Schlusse jeden Quartals auf der oberen Schachthalde und eine große Menge Bleierze auf der Stollenhalde tief unten im Grunde, aus dem in der Herbstzeit, wenn der Regen den Mühlbach anschwellte, der schwarze Rauch der Silberschmelze in die trüben Lüfte stieg."

Als Beide oben auf der Höhe angelangt waren, sprach der alte Gerhard:

„Siehst Du, Wenzel, da drüben den Rundkopf mit seinen großen Aufwürfen? In meiner Jugend war er ein bedeutenderes Werk, wie unser Gotthard, und seine Halten haben weit größere Erzlasten auf ihrem Rücken getragen."

Des Morgens, einige Minuten vor der sechsten Stunde, nahte von allen Seiten des Berges, aus den umliegenden Dörfchen, der munteren Knappen eine große Zahl.

„Ich wurde beim Ableben des alten Weber der Steiger. Ja, Wenzel, da war's ein anderes Leben, wie hier. Fünfzig Mann arbeiteten unter meiner Leitung und Aufsicht; die einen in dem tiefen Schachte, mit seinen unzähligen Versuchsstollen, die anderen an den gewonnenen Erzen, von Kies und Wacke sie zu scheiden, noch andere an der Wäsche **), und wieder andere waren beschäftigt, das hellfunkelnde Gestein auf regelmäßige Haufen zu setzen, das, wenn die Sonne ihren Strahl darauf warf, fast für gediegenes Gold und Silber hätte gehalten werden können."

„Wer hätte es damals geglaubt, wenn man die hellen Hammerschläge und munteren Gesänge der Knappen hörte, daß es nach kurzer Zeit so todt dort werden — wer, daß nach vierzig Jahren Dorn-, Brombeer- und niederes Haselgestrüppe

---

*) Von den Vorfahren, oder — bergmännisch zu reden — von den Alten gemachte Aufwürfe.

**) Eine Vorrichtung, wo durch's Wasser die Erze von den Erdtheilen gereinigt werden.

auf den sorgfältig geebneten Halden sich anpflanzen würde! Mit einem Male war alle Herrlichkeit dahin; das bedeutendste Erzlager hob sich aus, die Pumpen konnten die starken Bergwasser *) nicht mehr zwingen, mit mehreren Versuchsstellen schlugen wir in den Alten **), und einen Grundstollen ***) unten in der Waschwiese anzulegen, der allein die erforderliche Teufe †) gebracht hätte, — der einzige Weg, das Bergwerk ferner in Betrieb zu erhalten, — war bei der Unsicherheit noch vorhandener Güter für den Bergherrn zu riskant, weßhalb er beschloß, das Werk, wo es gehen konnte, noch auszubeuten, und es einem Anderen zu überlassen, dort sein Glück zu versuchen.

Noch jetzt schneidet es mir jedesmal in die Seele, wenn ich des Abends hier von der Höhe sehe, wie das damals so berühmte Bergwerk in Verfall gerathen ist.

Manche Begebenheit von da ist mir noch in frischem Andenken, und eine wird sich nie aus meinem Gedächtnisse verwischen, so lange ich lebe. „Es ist eine schauerliche Geschichte, Wenzel, die mir noch nie über die Lippen gekommen ist; doch Dir, — ich kenne Dich als einen verschwiegenen Mann, — Dir will ich sie erzählen; gib mir die Hand darauf, daß sie bei meinen Lebzeiten Niemand von Dir erfährt."

So und nun höre mich: (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Darmstadt.) Herr Baison trat neuerdings als Stephan Foster in den „Gebrüder Foster" auf. Auch an diesem Abend bewährte er den genialen Künstler, der nicht nur einem an und für sich höchst gedehnten Schauspiel durch lange fünf Akte hindurch die Theilnahme und Spannung des Publikums zu erhalten, sondern auch seiner eigenen, nur in dürftigen Conturen gezeichneten Rolle eine so echt dramatische Bedeutsamkeit zu geben weiß, daß dem Dichter wenig noch als das Nachsehen übrig bleibt. Baison's Stephan Foster gehört zu jenen Rollen, bei denen man deutlich fühlt, daß sie so noch nicht gespielt worden sind. Und doch glaubt man ihre Wahrheit mit Händen greifen zu können, so lebendig tritt Einem ihr Bild vor die Seele, so wenig Mühe kostet es, sich in diesen Charakter und seine Situationen zu versetzen. Das ist dann aber auch freilich Eins von den vielen stabilen Vorrechten des Genies, daß es da, wo Andre mit plumpen Händen im Dunkeln nach der Wahrheit herumtappen, leicht und gefällig in die Atlasweste greift, den Chapeau zurecht legt und — „den Nagel auf den Kopf trifft!" — Baison wurde mit lebhaftem Beifall belohnt, und wir sehen nun mit großer Erwartung seinem Hamlet entgegen, den er in vierzehn Tagen auf die hiesige Bühne bringen wird. ***

*** Man lies't in der Danziger Zeitung: „Danzig, 6. März. Die Redaction dieses Blattes verdankt einer geneigten Mittheilung folgenden interessanten Bericht eines Bewohners von Hela über die am dortigen Meeresstrande stattgehabenden Versuche englischer Taucher zur Herausschaffung versunkenen Kobalt-Erzes: „Hela, 4. März. Sie werden wohl von dem hier gestrandeten englischen Schiffe gehört haben und von der Herausschaffung des in dem Wrack versunkenen Erzes, wovon das Pfund 4 Rthlr. kosten soll, in jedem Fasse sich aber 5 Ctr. befinden. Drei Taucher sind dazu aus England hergeschickt worden. Dieselben bedienen sich eines wasserdichten Anzuges, der von den Fußsohlen bis an den Hals aus einem Stücke besteht. Ueber die Hände ziehen sie zuerst eine Blase und dann große lederne Handschuhe, welche an den Arm so befestigt werden, daß kein Wasser eindringen kann, über die Füße lederne Strümpfe und dann Gummischuhe mit dicken Bleisohlen; auf den Kopf endlich kommt ein lederner Helm, vorn mit gläsernen Augen, die mit einem Eisendrathgitter geschützt sind. An den Helm wird, um ihn besser auf den Schultern festzuhalten, ein 50 Pfund schweres Stück Blei vorn auf der Brust, und ein gleiches Gewicht, hinten auf dem Rücken herabhängend, angebunden. In diesen Helm wird dann, vermittelst einer langen Gummi-Röhre, aus einer Luftpumpe dem Taucher frische Luft zugepumpt, und so steigt er auf einer Leiter in den Meeresgrund hinab. Vor etwa drei Wochen wurde der erste Versuch gemacht. Zwei große Böte ruderten nach der Stelle hin, wo das Erz lag, und legten sich einige Fuß weit von einander vor Anker. In dem einen Bote befand sich die Luftpumpe, die zum Drehen derselben nöthige Mannschaft und die Taucher. In dem andern saßen mehrere von unseren Leuten mit Tauen und Hacken, um die Fässer herauszuziehen. Ich selbst hatte mich mit meiner Frau auch auf einem kleinem Bötchen eingeschifft, diese mir ganz neue Sache mit anzusehen. Als ich indeß bei den Böten anlangte, war der eine Taucher schon im Wasser und nichts weiter von ihm zu sehen, als der Schlauch, der ihn mit der Luftpumpe in Verbindung setzte. Der zweite Taucher half dieselbe drehen, der dritte hielt eine Leine in Händen, durch welche er mit seinem Compagnon unten in freundschaftlichem Rapport stand, ihn fragte, ob er sich wohl befinde? — sehr wohl! — ob er etwas sehen könne und gefunden habe? — nein! — ob er eine Schaufel haben wolle, den Sand abzuschaufeln? — ja! — Sie wurde ihm herabgelassen, auch wurde von oben her mit einer langen Stange, an deren unterem Ende sich ein eiserner Spieß befand, der Sand aufgelockert und mit einem viereckig durchlöcherten, gleichfalls an einer langen Stange befindlichen Brett der lose Sand aufgehoben und bei Seite geworfen. Aber obwohl er zu verstehen gab, daß wahrscheinlich ein Faß an dieser Stelle läge, wollte es doch trotz aller Anstrengungen sich nicht aus dem Sande herausarbeiten lassen. — Nachdem er wohl an drittehalb Stunden unter dem Wasser gearbeitet haben mochte, forderte er Branntwein; derselbe wurde in die Luftpumpe eingegossen, und bekam er so auch nichts in den Mund, so bekam er doch etwas davon zu riechen, was ihm eine kleine Herzensstärkung seyn konnte; auch war Eau de Cologne bei der Hand, um ihn nöthigenfalls mittelst der Luftpumpe zu erfrischen, was aber nicht für nöthig gehalten wurde. — Als wir eine Weile zugesehen, steigt plötzlich statt eines Fasses ein unförmlicher Kopf aus dem Wasser und bald darauf ein Rumpf, es war der Taucher selbst, so weit hatte er sich durch einen Schwung an der Leine in die Höhe geschnellt; nun aber kostete es Mühe, ihn ins Boot hinein und die Füße aus dem Wasser heraus zu bekommen. Auch war die See etwas unruhig; die Böte schaukelten hin und her und es sah aus, als wollten sie zusammenschlagen und den Mann in der Mitte, der sich mit den Händen an dem einen Boot festhielt, erdrücken. Wieder mußte ihm die Leiter hingehalten werden, und erst als er mit den Füßen dieselbe erfaßt, gelang es ihm darauf, ganz aus dem Wasser heraus ins Boot zu steigen. Jetzt wurde ihm sogleich der Helm vom Kopfe genommen; ein menschliches Angesicht kam zum Vorschein; doch war der Mann ziemlich angegriffen, triefte von Schweiß und bedurfte einiger Zeit, ehe er Athem genug zum Reden gewann. Ungünstige Witterung hinderte einige Zeit lang weitere Versuche, zu denen

---

*) Die Wasser, bergmännisch statt das Wasser.

**) In den Alten schlagen: Auf einen von den Alten ausgebeuteten Schacht oder Stollen treffen. In manchen Gegenden ist dieser Ausdruck übertragen und man sagt von Jemand, dessen Plane mißglückt sind: „er ist in den Alten geschlagen."

***) Ein Stollen, der die größte Teufe bringt.

†) Die Senkrechte, resp. Entfernung, von jedem beliebigen Punkte auf der Erdoberfläche, zur Stollensohle.

man sich unterdeß aus Danzig mit zweckmäßigen Werkzeugen versehen hatte. Am Donnerstag gelang es endlich, 5 Fässer, und am Sonntage wiederum so viel herauszuschaffen."

*** (Hamburg, 8. März.) Madame Birch-Pfeiffer erhielt von unserer Theaterdirection als Tantième der zehnten Vorstellung ihres Dramas „Nacht und Morgen" auf unserm Stadttheater 20 Louisd'or und 75 Mark, gewiß eine sehr schöne Summe. (Mannh. Journal.)

*** (Lorgnettes-Clementine.) Unter diesem Namen gelten die modernsten Operngucker in Paris, welche von der königlichen Akademie der Wissenschaften geprüft, und als vortrefflich in optischer Hinsicht erkannt worden sind. Mit diesem wesentlichen Vorzuge verbinden sie auch eine äußerst elegante Form, und wer sich gegenwärtig in Paris zur „fashion" rechnet, ist in und außer dem Schauspielhause mit diesem modernsten Augenmeubel versehen und eingerichtet. (Wiener Zeitsch.)

Aus London.

(28. Februar.)

(Schluß.)

Die Chinesen sind, mit Ausnahme der Bewohner Japan's, das kultivirteste Volk in Asien; sehr ruhig, den Frieden liebend, vorsichtig. und durchaus praktisch gesinnt, ließen sie sich bisher in ihrem Verkehr mit Europäern bloß durch Erfahrung leiten. In frühern Zeiten war der Handel zwischen beiden Nationen frei, wurde in allen Häfen und an der ganzen Küste China's von den Europäern betrieben, und diesen war es unverwehrt, im Innern des Landes umherzureisen. Allein die vielen Kriege der Europäer unter sich, besonders der Engländer in Ostindien, machten die chinesische Regierung für die Ruhe ihres eigenen Gebietes besorgt, und sie suchte dieses durch Beschränkung des Verkehrs mit Ausländern gegen Eroberungssucht, Intriguen und Sittenverderbniß zu schützen. Das Betragen der Europäer selbst, namentlich der Engländer, welche allein von Europäern mit den Chinesen verkehrten, veranlaßte, daß die Regierung der Letztern aus Furcht vor Unruhen im Lande und Uebervortheilung der Unterthanen, den Handel der Ausländer nach China möglichst beschränkte. Eigentlich war gar kein Handel mit China, nur mit einer seiner dreizehn Provinzen, mit Canton; dessen Hafen allein war ihnen offen und die meisten dort eingeführten Waaren blieben auch in Canton. Doch ist dies weder der größeste noch der reichste Theil eines Landes, welches über dreihundert Millionen Einwohner hat und an Ausdehnung ganz Europa übertrifft. Einer der Zwecke der Mission des Lord Amherst war, die Erlaubniß zu erhalten, noch nach einem zweiten Hafen handeln zu dürfen; allein die Chinesen speiseten ihn mit Komplimenten ab und seine ganze Botschaft verunglückte. Jetzt aber sind durch den Frieden mit Nanking fünf Häfen für den fremden Handel gewonnen, an welchem alle Europäer Theil nehmen dürfen. Eine weitere, bedeutende Erleichterung wird dieser noch durch die Abschaffung der chinesischen „Hong Kaufleute" erhalten. Nämlich, das Mißtrauen der chinesischen Regierung gegen Europäer veranlaßte, daß dreizehn Kaufleute in Canton bestimmt wurden, welche die Agenten derselben waren, und für das gute Betragen der nach China Handelnden einstehen mußten, daher sie gemeiniglich „Bürgschafts-Kaufleute" hießen. Mit ihnen schlossen dann die europäischen Kaufleute Kontrakte ab auf so gute Bedingungen, als zu erhalten waren, und von ihnen mußten alle Haupterzeugnisse China's, namentlich Thee, gekauft werden. Ihre Preise waren immer höher als der Marktpreis, aber selbst die englisch-ostindische Kompagnie mußte ihren Handel durch ihre Agentur betreiben. In größerm Ansehen als die Europäer standen bisher die Nordamerikaner bei den Chinesen und sie hatten einen viel freiern und ausgedehnteren Handel mit ihnen. Hiebei half ihnen ihr Konsul in Canton wenig; er hat von seiner Regierung keinen Gehalt und bei der chinesischen keinen Einfluß. Ihr Supercargo ist oft ein junger Commis eines Handelshauses in Neu-York, Baltimore oder Boston, oft ein eben nicht tief gelehrter Schiffs-Capitain, gleichwohl leiten sie den Umtausch ihrer Waaren mit Erfolg, indem sie die „Hong Kaufleute" vermeiden und sich auf den offenen Markt begeben mit ihrem Pelzwerk, Häuten, Manufakturwaaren und reinem, ungemünzten Silber. Was sie dafür zu erhalten wünschen, ist ihnen erlaubt, selbst zu untersuchen, und das ganze Verfahren ist so einfach und gerade, daß kein Betrug und Uebervortheilung stattfinden kann. Noch vor vierzig Jahren hatten die Amerikaner keinen Handel mit China, aber jetzt ist dabei eine beträchtliche Anzahl Schiffe zum Betrag von 20 000 Tonnengehalt beschäftigt. Die letzten officiellen Dokumente, welche über den chinesischen Handel dem Kongreß zu Washington im Februar 1833 vorgelegt wurden, geben den Betrag des im Jahr 1832 eingeführten Thee's auf 9,906,606 Pfund an. Der Handel Amerika's mit China beträgt jetzt zwei Drittel des englischen und muß, da dies außer allem Verhältniß zu seiner Bevölkerung ist, dem englischen Absatz chinesischer Erzeugnisse sehr geschadet haben. Sonst verhält sich der auswärtige Handel Großbritanien's zu dem von Nordamerika wie 4 zu 1, allein der chinesische bildet eine Ausnahme. Den Vortheil eines freien Handels mit den Chinesen sieht man am besten aus den Preisen des Thees. Die Amerikaner haben bei ihm einen Vortheil von 25 pCt., und bei einigen Sorten von schwarzem Thee selbst 70 pCt., abgesehen von den Zollabgaben. Diese betragen in England 96 bis 100 pCt. nach der Qualität, während man in Amerika nicht über einen Viertel Thaler für das Pfund zu bezahlen hat. So kann der Ladenkrämer in Amerika ein Pfund Bohea Thee, welcher in England 6 Sh. kostet, zu 1½ Sh. geben. Eben der hohe Preis des Thees in England führte zur Fabrikation eines verfälschten, welche jetzt in London, Hull, Manchester und Liverpool sehr stark betrieben wird und sehr gewinnreich ist, da jeder, auch der ärmste Engländer, täglich wenigstens einmal Thee trinkt. Er besteht meistens aus Schlehblättern, welche so gut grün und schwarz präparirt sind, daß er ganz das Ansehen des echten Thees hat. Um ihm auch den Geruch desselben zu geben, wird er mit einem Aufguß davon besprengt, und die dazu benutzten echten Theeblätter trocknet man wieder und mischt sie verfälschtem Thee bei. Im vorigen Jahre nahm das Accise-Amt große Quantitäten dieses schlechten Thees weg, weil keine Abgabe davon bezahlt war. Jetzt hat man aber den Namen geändert; vor drei Jahren nahm ein hiesiger Kapitalist ein Patent aus, welches ihn berechtigt, „the British prepared leaf", britische präparirte Blätter, zu verkaufen. Unter dieser Benennung fabricirt er nun Thee, und andere Fabriken arbeiten entweder für ihn, oder bezahlen ihm für die Erlaubniß, dasselbe Geschäft treiben zu dürfen. Sie brauchen von dieser Waare keine Abgabe zu geben, weil ein Patent zur Fabrikation derselben berechtigt und weil sie nicht Thee heißt; das Accise-Amt kann sie also in den Fabriken nicht mit Beschlag belegen. Man nimmt sie weg, bloß wenn man sie in den Buden der Ladenhalter findet und diese sie als wohlfeilen echten Thee verkaufen. Das meiste davon geht aber nach dem Kontinent, und es ist kein Zweifel, daß man schon oft in Deutschland betrogen seyn wird. Unter diesen Umständen ist es höchst wünschenswerth, daß dieses sich bald einen echten, guten und wohlfeilen Thee durch direkten Handel mit China verschaffe. Die beste Anleitung hiezu konnten die Amerikaner geben nach dem was oben ausgeführt ist und ein deutsches Haus, welches einen direkten Theehandel unternähme, dabei einen Commis aus Neuyork, Baltimore oder Boston, welcher schon in China gewesen, die Leitung des Einkaufs übertrüge, müßte damit sehr bedeutende Summen gewinnen, zumal da man als gewiß annehmen darf, daß das Trinken des Thees, dessen heilsame Eigenschaften anerkannt sind, sich immer weiter in Deutschland verbreiten wird.

Dr. Joh. v. Horn.

Auflösung der Charade in Nro. 65.

Luftschloß.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 14. März. Letzte Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft, unter der Direktion des Herrn Constant: *Un Monsieur et une Dame*, vaudeville en un acte par Scribe et Duvert. Hierauf folgt: *Simon Terre-neuve*, vaudeville en un acte par Duvert. (Simon: Mr *Bernard Léon*.) Zum Schluß: *Vatel*, ou: *Le petit fils d'un grand homme*, vaudeville en un acte par Duvert. (Vatel: Mr *Bernard Léon*.)

Mittwoch, den 15. März. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt (zum Erstenmale wiederholt): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 75. 16. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das Bergmännchen oder der kleine Christian.

Wahrheit und Dichtung.

(Fortsetzung.)

„Es ist Dir doch schon manches zu Ohren gekommen von dem kleinen Christian, der auf der anderen Seite des Rundkopfes das Bergwerk Friedrichshalde, jetzt die Spukhöhle genannt, besaß.“

Zwischen den beiden hohen Felsen im Mollgrunde kann man noch den Eingang sehen. Bedeutende Schätze hat es ihm und seinen Nachkommen geliefert, und der ganze Reichthum der noch jetzt existirenden B—schen Familie ist aus seinen Tiefen geflossen.

Viele Gespräche von dem ersten Besitzer Christian gehen noch in dem Munde der Leute. Einige sagen, er habe einen Bund mit dem Teufel gehabt, — andere, die wohlthätige Bergfee habe ihn mit Glücksgütern überschüttet, und ihn später zur Strafe, weil er sich ihr undankbar gezeigt habe, in ihre Bergwohnung als Gefangener gesetzt, daß er ihr diene.

Das Alles jedoch ist bloße Vermuthung, und Niemand, der hier in der Gegend lebt, hat über die Sache völlige Gewißheit als ich. Mit rechten Dingen ist es nicht zugegangen.

Es war in der Mitte des Sommers an einem Montage; meine ich doch, es sey heute erst geschehen.

Während der Morgenschicht hatte ich den Schacht mit den meisten Nebengängen befahren, die Arbeiten der einzelnen Bergleute nachgesehen, und für die Woche jedem seine fernere Arbeit angewiesen. Hierüber war es Mittag geworden und wir fuhren zusammen aus, in der geräumigen, bequem eingerichteten Berghütte unser einfaches Mittagsmahl einzunehmen.

Den Nachmittag wollte ich auf der Halde, beim Aufhäufen der Erze zubringen und erwählte mir als Helfer dabei, den Knappen Christian, von seinen Kameraden, wegen seiner Gestalt, der kleine Christian genannt.

Christian war ein fleißiger Arbeiter, und von allen anderen hatte ich ihn am liebsten in meiner Nähe. Da er mit mir in einem Orte wohnte, war er des Morgens und Abends mein gewöhnlicher Begleiter.

Er zählte damals achtundzwanzig Jahre und hatte vor nicht langer Zeit sich ein Weib genommen, fleißig, häuslich und sparsam, wie er es selbst war. Beide lebten in sehr glücklicher Ehe, und brachten sich nicht allein recht ordentlich durch, sondern legten auch für die Zeit der Noth einen Sparpfennig zurück. Sie hatten nur eine Tochter.

Schon durch seine Kleidung, welche äußerst sauber und rein war, zeichnete sich Christian vor seinen Kameraden aus, und die Messingplatten an seinem Schurzfell, so wie sein Grubenlicht, waren jeden Morgen so blank geputzt, daß man sich darin besehen konnte.

Wir mochten ungefähr zwei Stunden unter heiteren Gesprächen gearbeitet haben, als ich bemerkte, daß ich bis Abend allein fertig werden könne, daher ich Christian auftrug, die noch übrige Zeit in dem Schachte zu verwenden. Wie gewöhnlich, war er gleich bereit, nahm sein Grubenlicht, trällerte das bekannte Liedchen:

„Gold und Gestein in finstern Schlünden
Zu graben ist des Knappen Loos.“

und schickte sich zur Einfahrt an.

Er konnte kaum beim Schachte angekommen seyn, als ich ihn das vorerwähnte Liedchen pfeifen hörte.

„Christian,“ rief ich ihm zu, „weißt Du nicht, daß der Bergmann beim Einfahren nicht pfeifen darf?“

Aber es schien mir, er mochte es nicht hören wollen, denn er war ein Feind von solchen abergläubischen Vorurtheilen, wie er sie nannte; kurz, er stieg pfeifend in die Tiefe.

„Als Bergmann brauch' ich Dir nicht erst zu sagen, daß wir das Pfeifen als ein Verbot betrachten; denn es soll der Geist des Berges Gewalt über den Knappen haben, der sich pfeifend in sein Revier begibt und ihn entweder mit dem Leben strafen, oder ihm sonst irgend ein Leid zufügen.“

Ob ich nun auch diesem übertragenen Gerede keinen Glauben schenkte, so konnte ich mich doch den ganzen Nachmittag einer gewissen ängstlichen Unruhe nicht erwehren, und erwartete mit Ungeduld die sechste Stunde, in der die Knappen ihre Schicht endigen.

Alle erschienen einige Minuten nach dem Ablauf derselben, nur Christian fehlte. Eine namenlose Angst befiel mich, und ich machte mir Vorwürfe, ihm nicht augenblicklich bei der Einfahrt nachgeeilt zu seyn. Schnell nahm ich einige der beherztesten Bergleute und stieg in den Schacht, zu sehen, was aus Christian geworden sey. Eben wollten wir in den Nebenstollen einlenken, als er uns, das Licht in der Hand, entgegenkam. Er sah bleich und verstört aus, und ich bemerkte, wie er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte.

„Um Gotteswillen, was ist Dir begegnet?“ fragte ich ihn.

„Nichts, lieber Steiger,“ antwortete er mir.

Obschon ich seiner Aussage nicht glauben konnte, schwieg ich, und ließ ihn vor mir die Fahrt heraufsteigen.

In banger Erwartung standen die Bergleute an dem Eingang und begrüßten uns, als sie unsrer ansichtig wurden mit einem freudigen Glück auf!

Christian gab an, daß er noch einen Schuß, welcher angelegt gewesen sey, habe losfeuern wollen, wodurch er sich ein wenig verspätet.

Nachdem wir noch eine kleine Weile geplaudert, schlug

Jeder seinen Weg nach Hause ein. Christian und ich gingen, wie immer zusammen.

„Aber nun sage mir denn doch, Christian, was Dir eigentlich diesen Nachmittag begegnet ist? denn daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet, habe ich Dir auf den ersten Blick angesehen, als wir uns im Schachte trafen," sprach ich zu ihm.

„Ist Dir," fuhr ich halb im Scherze, halb im Ernste fort, „vielleicht das Bergmännchen erschienen, weil Du pfeifend eingefahren bist?"

„Ja, das ist es!" antwortete Christian in ganz eigenem, festem Tone, und verharrte dann wieder in seinem früheren Stillschweigen.

Obgleich ich sehr neugierig und gespannt war, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, weiter zu fragen; wir schritten also eine Zeitlang schweigend nebeneinander fort.

Endlich blieb er plötzlich stehen und sagte: „Gerhard! Ihr seyd ein Mann, der mein völliges Vertrauen besitzt, und daß Ihr es besitzet, will ich Euch zeigen. Alles, was ich von dem heutigen Vorfall erzählen darf, sollt Ihr wissen; aber ich fordere das Versprechen von Euch, Niemanden, weder Eurem Weibe noch Euren nächsten Angehörigen etwas davon zu offenbaren; es sey denn, daß ich es Euch erlaubte."

Ich versprach es ihm, worauf er also begann:

(Schluß folgt.)

Die Patriciertochter.

(Englisches Theater.)

Ein unter diesem Titel von Westland Marston verfaßtes fünfaktiges Trauerspiel hat gegen Ende vorigen Jahres in London Furore gemacht und hatte im December bereits die vierte Auflage erlebt. Es ist der Mühe werth, diese Erscheinung zu besprechen, als einen Maßstab des in London herrschenden Geschmacks und als Zeichen der Zeit neben den Chartistinnenversammlungen.

Die Heldin des Stücks ist die Tochter eines Earl (Grafen), der beiläufig einem mediatisirten Reichsfürsten von Gewicht gleichkommen möchte. Dieser Graf von Lynterne ist ein Minister, dem die Opposition viel zu schaffen macht, namentlich ein gewisser Mordaunt, in dessen kühnen Planen der Minister theils Unstichhaltigkeit, theils Vermessenheit findet, dessen großartige Strebungen er jedoch anerkennt. Mordaunt ist nicht nur ein großer Redner, über dessen Phrasen das Publikum sich unterhält, sondern zugleich ein Buchmacher, dessen Namen auf dem Titelblatt die Vorübergehenden an den Schaufenstern seines Verlegers festhält. Alles dies erfahren wir (A. 1, Sc. 2) durch einen Politicus Hartwell, der, als der Bejahrtere, seinen Freund Mordaunt warnt, beim Besuch auf Schloß Lynterne, wohin der Graf ihn einladt, auf seiner Hut zu seyn, theils gegen ministerielle Verführung, theils gegen einen etwaigen Versuch, ihn bei der stolzen Grafentochter zum Gespött zu machen, hauptsächlich aber gegen das Gelüste, die Hand dieser Stolzen zu erlangen. Mordaunt nimmt diese Warnung höchlich übel. Der Aeltere, meint er, sey nicht gerade der Weisere; ein Mann, wie er, dürfe wohl auf die Tochter des Größten unter den Großen Anspruch machen; Mabel Lynterne sey ein herrliches Geschöpf. — Diese Mabel (unsere Heldin) hat laut Sc. 1 eine nicht minder günstige Meinung von Mordaunt. Papa kündigt ihr den nahen Besuch des Menschen an, der die Gemeinen so sehr aufgeregt hat. Sie erwiedert: Mein Mordaunt ist ein Poet; — und Papa erfährt, daß der Aufreger an dem Fehler laborirt, zugleich Dichter zu seyn. Mabel ereifert sich: Poesie sey Frische des Herzens. Papa läßt das gelten, empfiehlt, den Fremden artig zu empfangen, und bittet die Tante Lydia zur Ablegung ihres Ahnenstolzes auf einige Tage zu bewegen. Der Gast sey zwar von geringer Herkunft, jedoch kein gewöhnlicher Mensch; er könne dem Minister große Dienste leisten. Besorgnisse über die Gefährlichkeit der Nähe des Redners, Dichters und Schriftstellers sind schon vorher beseitigt. Mabel hat eine von Papa vorgeschlagene Partie von der Hand gewiesen. Papa hat sie gewarnt, vor rohen plebeischen Lümmeln auf der Hut zu seyn, und Mabel hat erklärt, daß sie zwar bei Vergebung ihrer Hand ihrem Köpfchen folgen, jedoch bei etwaniger Verheirathung auf hohe Abkunft und edlen Sinn sehen würde.

Gleich im 2. Akt finden wir den Demagogen zu Lynterne verliebt. Er wünscht sich eine hohe Abkunft, tadelt dann diesen Wunsch als eine Impietät gegen seinen Vater, der ein Ehrenmann gewesen. Mabel findet, daß er ein bezaubernder Erzähler ist; nur wundert sie sich, wie er Politik und Poesie zugleich treiben kann. Er offenbart, daß die wahre Politik sich zur Poesie, wie die Praxis zur Theorie verhält. Hierin findet Mabel ihre eigne Ansicht wieder. Sie versichert, daß sie von seiner Erzählung der Schicksale eines Mädchens zu Thränen gerührt worden. Mordaunt bittet sie um Verzeihung, daß er, ein Politicus, sich durch diese ihre Versicherung zu Thränen rühren lasse. Mabel bittet ihrerseits um Verzeihung, daß sie ihn so gerührt habe. Weiter offenbart sie den Wunsch, in einer romantischen Zeit zu leben und als Heldin von ihrem Troubadour unter vielen Fährlichkeiten entführt zu werden. Mordaunt belehrt sie, daß nicht die Fährlichkeiten die Heldin machen; das treue Ausharren bis zur Entführung sey der wahre Haken. Uebrigens sey eine Hausfrau, welche ihren treulosen Mann treu liebe, eine größere Heldin, als eine solche romantische Person, und eine besonders große Heldin sey die, welche die Feindschaft hochmüthiger Verwandten und selbst Armuth nicht achte, um mit einem armen Teufel von hohen Qualitäten durchzugehen. Einst habe er einen solchen Liebhaber gekannt, der habe aber nicht das Herz gehabt, seine Liebe zu gestehen. Mabel meint, er habe Unrecht gehabt, und fragt nach dem Datum der Geschichte. Mordaunt versichert, er habe es vergessen; die Geschichte aber sey wahr.

Scene 2. Der Minister und Tante Lydia treten auf. Mabel will, daß die Drei mit ihr ausreiten. Der Graf bittet um Entschuldigung. Mabel hofft wenigstens auf die Gesellschaft von Mordaunt. Der Graf nimmt diese für sich in Anspruch. Mabel verliert die Lust, auszureiten. Lydia, allein mit ihr, äußert: Du bist in den Plebejer verliebt, willst Du es leugnen? Diese Frage pikirt das eigensinnige Köpfchen. Die Tante lenkt ein: „Ich habe nur gescherzt; er besitzt nichts, was Deine Hochachtung, geschweige Deine Liebe erwerben könnte. Seiner Geburt nach sollte er Bedienter seyn, durch aufregende Reden hat er sich auf dem Markt der Politik zu einem hohen Preis hinaufgetrieben, um sich an den Meistbietenden zu verkaufen. Bei öffentlichen Fragen ist er stets Deines Vaters Gegner gewesen." Mabel, von Neuem gereizt, widerlegt die Tante Punkt für Punkt. „Mordaunt's Herz ist der Tugend Sitz. Er gehört nicht zu Denen, welche allmählig zur Würde geführt, noch zu Denen, welche zur Würde geboren werden, sondern zu Denen, die aus der Würde geboren sind, bei Denen der Adel persönlich ist." — Mit dieser sublimen Distinction wäre denn Mabel in Stand gesetzt, das ihrem Vater gegebene Versprechen in Betreff hoher Abkunft, als unerläßlicher Qualität ihres Zukünftigen, zu umgehen, ohne dabei so witzig zu seyn wie Sixtus V., welcher sagte: Ich bin aus einem durchlauchtigen Haus, denn meines Vaters Haus war so baufällig, daß überall die Sonne

durchleuchtete. — Die Tante droht mit dem Papa. Dies reizt das eigensinnige Köpfchen noch mehr. „Für Euch ist der Stand das Höchste, weil Ihr nichts weiter habt. Ihr wickelt Euch darein, wie in einen Mantel, um Eure geistige Blöße zu verdecken. Edle Seelen tragen diesen Mantel nur à la Apollon." Lydia erkennt sich als geschlagen und bittet um Nachsicht. Mabel erbittet desgleichen, weil sie zu stark getrumpft. Lydia kehrt zum Angriff zurück, macht die Nichte aufmerksam, daß der Gast über Gebühr lang im Hause weilt, der Nichte wie ihr Schatten folgt, und daß Mabel diese Anhänglichkeit mit mehr als jungfräulichen Blicken belohnt. Mabel versichert: „Ich bin bloß in Mordaunt's Gedanken verliebt. Ich will nicht den beleidigenden Verdacht hegen, daß er auf mehr als Achtung Anspruch macht; er kennt meinen Rang!" Lydia läßt sie gehen, überzeugt, daß diese letztere Aeußerung sich mit der neuen Doctrin vom persönlichen Adel nicht reimt, daß diese Doctrin und die Liebe bei der Nichte Wahrheit, die bloße Hochachtung und das Festhalten am Stand Lüge sind. Sie beschließt, das Verhältniß umzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Verfassungszustand Japan's.) Der Mikado, welcher in Mijako residirt oder vielmehr eingesperrt ist, gilt noch immer für den Abkömmling und Stellvertreter der höchsten Gottheit. Demgemäß hat er jeden Tag eine bestimmte Anzahl Stunden unbeweglich auf einem hohen Throne zu sitzen und starr vor sich in die Luft zu schauen, denn „wenn er den Kopf auf die eine oder andere Seite neigte, so würde dies dem Theile des Landes, von dem er sich abwendete, unfehlbar Unglück bringen; nur durch vollständige Unbeweglichkeit kann er die Ruhe und Sicherheit des Reiches erhalten. Wenn er seine angewiesene Zeit ausgesessen hat, tritt er seine Stelle seiner Krone ab, welche alsdann als sein Stellvertreter während des Restes des Tages und der Nacht daselbst liegen bleibt." Während eines ganzen Monats in jedem Jahre suchen ihn sämmtliche Heilige des japanischen Kalenders, die Kami, heim und verweilen bei ihm, weswegen während dieses Zeitpunktes auch alle Tempel verschlossen bleiben, die Götter bringen ihre Vacanz beim Mikado zu. Es versteht sich von selbst, daß alle weltlichen Geschäfte unter der Würde eines so erhabenen Wesens sind, und nur an sie zu denken würde seine göttliche Natur verunreinigen. Als seine religiösen Geschäfte werden angegeben: Vergöttern und Canonisiren verdienter Männer nach ihrem Tode, die Ertheilung der Würden seines Hofes, welcher eine geistliche Hierarchie bildet, und die Bestimmung der Tage, an welchen die beweglichen Feste gefeiert werden sollen. Indessen auch dies ist nur Formalität, da der Kaiser die Personen vorschlägt, welche der Mikado heilig zu sprechen hat, sowie auch Diejenigen, welchen geistliche Hofwürden ertheilt werden sollen. Zu den besonderen Ehrenbezeigungen des Mikado gehört, daß er kein Kleid zwei Mal anziehen darf, und daß ebenso Küchengeräthe und Tafelgeschirr nach einmaligem Gebrauche jedesmal sorgsam zerstört werden. Hierin liegt aber nur eine andere seiner Abhängigkeiten; er hat sein bestimmtes Jahrgeld, welches er nicht überschreiten darf und vom Kaiser erhält; und die Folge des Aufwandes ist nur, daß der Mikado wohlfeiler und schlechter gekeidet ist und speist als irgend ein anderer seiner Unterthanen. Sogar das Gehen ist ihm untersagt und nur auf den Schultern eigens hierzu geweihter Personen kann er sich von einem Orte zum andern bewegen; nur darf diese Bewegung in keinem Falle den Umkreis seines Palastes überschreiten, welchen er unter keiner Bedingung verlassen darf. Darüber hat der kaiserliche Großrichter zu wachen, welcher gegenüber dem einzigen Thore des Palastes wohnt und alle Bewegungen des Mikado zu beobachten und dem Kaiser zu berichten verpflichtet ist. In früherer Zeit war der Kaiser gehalten, von Zeit zu Zeit dem Mikado seine persönliche Aufwartung zu machen, und eine derartige öffentliche Procession, woran auch der Mikado mit seinem Hofstaate Theil nahm, beschreibt noch Thomas Cramer (1626) Gesandter der holländisch-ostindischen Compagnie; seine absolute Gefangenschaft muß folglich von kurz darauf datirt werden. Der Herr des Mikado, der Ziogun oder Kaiser, bewohnt zu Jeddo einen viel größeren Palast als der Mikado, dessen Umfang, mit Park ꝛc., Thunberg auf 15 Meilen angibt; ein förmliches rus in urbe, welches mit einem Graben umgeben und verwahrt ist. Innerhalb dieses Bezirks darf sich der Kaiser frei bewegen, aber ihn überschreiten kann er nur höchst selten und bei bestimmten Anläßen. Seine Bewegungsfreiheit wird auch noch durch seine Berufsgeschäfte beschränkt, welche außer der Sanction der Beschlüsse des Staatsraths in Ceremonien bestehen, die so zahlreich sind, „daß sie drei Individuen vollständig beschäftigen könnten." Eine der bekanntesten dieser Ceremonien ist die Huldigung, welche der Opperhoofd der auf der künstlichen Insel Dezima, vor Nangasaki, eingeschlossenen holländischen Factorei von vier Jahren zu vier Jahren in Jeddo persönlich darbringen muß. Die graphische Beschreibung des wackern deutschen Arztes Kämpfer, wiewohl die ältere, verdient als die unparteiischere, da die holländischen Schriftsteller aus leicht begreiflichen Gründen das Ding bemänteln, so gut es geht, den Vorzug, und die nöthigen Berichtigungen habe ich mir überdies erlaubt aus den neuern Werken von Doeff und Fischer einzuschalten. „Sobald der Opperhoofd in den Audienzsaal kam, kroch er auf Händen und Füßen zu dem ihm angewiesenen Flecke, welcher sich zwischen dem Orte befand, wo der Kaiser saß, und den auf der andern Seite aufgestellten Geschenken der holländischen Factorei; daselbst angekommen, schlug er seine Stirn an den Fußboden und verweilte in dieser Stellung, bis eins der Mitglieder des anwesenden Staatsraths die Worte „Capitan Oranda" (holländischer Capitain) ausgerufen hatte; worauf der Gouverneur von Nangasaki den Opperhoofd beim Mantel zupfte, zum Zeichen, daß die Audienz vorüber wäre, und der Opperhoofd auf die nämliche Weise rückwärts kroch, wie ein Krebs, ohne ein Wort verlauten zu lassen oder um sich zu schauen, was der Hofetikette zuwiderläuft; so daß er höchstens die Menge der Anwesenden, aber nicht ihre Gesichter bemerken kann. Die ganze Ceremonie dauert nicht viel über eine Minute." Aber die Vorbereitungen und Nachbesuche füllen so viele Stunden und sind so anstrengend, daß „seit dem Jahr 1826 die Regierung aus Mitleid mit der holländischen Deputation einen zweiten Tag zugelegt hat, um die Besucharbeit zu vollziehen, welche früher auf Einen Tag beschränkt war." Ebenso, da bei der Audienz Hof- und Staatsrath gegenwärtig sind, muß man annehmen, daß auch der Kaiser viele Vor- und Nachceremonien zu verrichten hat, und überdies sind die Audienzen, welche er den Reichsfürsten, dem Staatsrath ꝛc. zu geben hat, sehr häufig. Mit derartigen Ceremonien, welche von einem zahlreichen Hofstaate geregelt werden, wird die officielle Zeit des Kaisers ausgefüllt; er ist eine bloße Puppe wie der Mikado. Alle eigentlichen Regierungsgeschäfte, Gesetzgebung ꝛc. sind Sache des Staatsraths, welcher zu allen Staatsämtern ernennt, auch alle Todesurtel, welche von einem kaiserlichen Statthalter (dies gilt nämlich nicht von den Reichsfürsten) gefällt werden, zu bestätigen oder zu verwerfen hat, mit allen Localbehörden correspondirt, und wenn in irgend einem Theile des Landes sich irgend ein Vorkommniß, was es auch sey,

ereignet, worüber die bestehenden Gesetze und Gewohnheiten keine Bestimmung enthalten, so muß beim Staatsrath angefragt werden, was zu thun ist, und ehe seine Entscheidung eingelaufen, kann auch der höchste Staatsbeamte keinen Schritt wagen. Der Staatsrath besteht aus 13 lebenslänglichen Räthen, wovon fünf ersten Ranges den Reichsfürsten, und acht zweiten Ranges dem Adel entnommen werden, und wird geleitet von einem Präsidenten, dessen Würde man erblich nennen kann, da er immer aus einem besondern Geschlechte (des Jaokamon-no-kami) gewählt wird. Sein Titel ist „Reichsgouverneur" und „seine Würde, wenn der eines europäischen Premierministers oder orientalischen Veziers einigermaßen entsprechend, übersteigt doch beide an Einfluß und Macht. Alle andern Räthe sind ihm untergeordnet, nichts kann ohne sein Mitwirken unternommen werden; und nach der Angabe der Japanesen hat er selbst die Gewalt, den Kaiser abzusetzen." Wir haben bereits gesehen, daß der Mikado gänzlich vom Kaiser abhängt, welcher überall die Initiative hat; die laufenden Regierungsgeschäfte besorgt der Staatsrath in höchster Instanz; einzelne seiner Beschlüsse jedoch erfordern die Sanction des Kaisers. Will er diese wider Erwarten verweigern, so wird der Fall drei Prinzen aus dem kaiserlichen Haus, unter welchen der Erbprinz, wenn er volljährig ist, sich in der Regel befindet, zur Entscheidung vorgelegt; fällt diese für den Antrag des Staatsraths aus, so ist der Kaiser eo ipso abgesetzt, und wenn gegen ihn, so trifft den Präsidenten die bekannte japanische Strafe des Bauchaufschlitzens, oder auch den ganzen Staatsrath. Es ist dies, wie die Verantwortlichkeit der Minister in Europa, eine gesetzliche Drohung, welche wohl nie zur Anwendung kommt; überdies, welches Interesse könnte eine ganze Corporation verführen, dem Kaiser einen Antrag zu stellen, welcher einen solchen Widerstand verlangte, wobei er jedenfalls seine Krone aufs Spiel setzt? Nach oben ist also die Gewalt des Staatsraths vollständig; er beherrscht den Kaiser und durch diesen den Mikado. Nach unten, wie sich von selbst versteht, ist seine Gewalt, wo möglich noch größer. (L. A. Z.)

*** (Ein Zeitungsartikel Friedrich des Großen.) Rödenbeck bringt in dem „Tagebuche aus Friedrich's des Großen Regentenleben" folgenden von dem Könige selbst verfaßten Zeitungs-Artikel, womit er einen ihm und dem Publikum unangenehmen Balletmeister bei dessen Abschied „auf die beste Art von der Welt heimleuchtete." Dieser Artikel steht in der „Rüdigerschen Zeitung" No. 102 (1743) und lautet so: „Berlin vom 24 August. Dieser Tage sind der Hr. Graf v. Gotter und der Hr. Baron v. Schwerz, Directores der Opera, genöthigt worden, den Balletmeister Msr. Potier, welcher sich eine recht übermäßige Botmäßigkeit über die Tänzer anmaßte und dessen Hochmuth sich so weit verging, daß er gegen besagte Directores tausend Insolenzien verübte, fortzujagen. Man will hier keine umständliche Nachricht von allen Arten seiner übeln Aufführung mittheilen, indem deren Erzählung bloß dazu dienen würde, bei dem Publicum Verdruß und Ekel zu erwecken. Indeß bedauert man nichts mehr, als die Dem. Roland, eine sehr geschickte Tänzerin, welche durch ihren stillen und angenehmen Charakter das unbescheidene Betragen ihres Compagnons einigermaßen wieder gut machte. Ohne hier genau zu untersuchen, in was für Verbindung die Dem. Roland mit dem Hrn. Potier sich etwa befinden möchte, so ist man doch bisher nicht im Stande gewesen, sie von einander zu trennen, und man kann den Besitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müsse sich denn zu gleicher Zeit mit dem allergröbsten Thoren und dem allergröbsten Gesellen, den Terpsichore jemals in ihrer Rolle gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne Zusatz und keine Rose ohne Dornen."

*** (Gotha, 11. März.) Oeffentliche Blätter haben kürzlich gemeldet, daß Se. königl. Hoheit der Prinz Albert von Sachsen-Koburg-Gotha dem Universitätsmuseum zu Bonn ein wohlerhaltenes Exemplar der Raupe des Hepialus virescens, dessen Dr. Diefenbach in dem Anhange zu seiner Reise nach Neu-Seeland erwähnt, verehrt habe. Auch das herzogl. Museum zu Gotha hat Sr. königl. Hoheit ein unversehrtes Exemplar dieser Raupe zu verdanken. Dieselbe wurde von dem königl. britanischen Marinecapitain Liardet aus Neu-Seeland mitgebracht und J. Maj. der Königin Victoria vorgelegt. Sie hat die Größe einer deutschen Ligusterraupe und gräbt sich in den Boden, um sich zu verpuppen. Dort wird sie von einer Sphäriaspecies gleichsam angegriffen, so, daß aus dem Hinterkopfe des Thieres Spitzen, sechs bis sieben Zoll lang, hervorsprießen. Dabei verwandelt sich das Thier unter Beibehaltung der Raupengestalt in eine schwammartige Masse. Von Goldfuß in Bonn dürfen wir wohl eine ausführliche Schilderung dieser merwürdigen Raupe erwarten.

*** Es hat sich in Bordeaux, am Abend des Fasching-Dienstags, ein höchst trauriges Beispiel zugetragen, das den Frauen, welche sich übermäßig zu schnüren gewohnt sind, um ihren schlanken Wuchs hervorzuheben, als Warnung dienen muß. Ein junges Mädchen aus dieser Stadt verließ, nachdem es mit einigen ihrer Bekannten zu Nacht gespeis't, eiligst die Gesellschaft, um sich nach Hause zu begeben, und sich für einen Ball umzukleiden. Da sie nach anderthalbstündigem Warten nicht zurückkehrte, so schickte man nach ihr, um sie zu holen, und da sie keine Antwort gab, und man doch bei ihr Licht bemerkte, was vermuthen ließ, daß sie nicht ausgegangen war, erbrach man die Thüre ihres Zimmers. Man fand das arme Mädchen halb angekleidet und mit furchtbar zusammengezogener Schnürbrust neben dem Bett ausgestreckt; sie gab kein Lebenszeichen mehr. Da die Verdauung nicht von statten gehen konnte, war die Unglückliche erstickt, da sie sich über die Maßen geschnürt hatte. (Hilft Alles nichts; lieber todt, nur dünn!)

*** Es sind jetzt in Deutschland einundzwanzig Eisenbahnen theils ganz fertig, theils begonnen, nämlich die Bahnen: Linz-Budweis, Linz-Gmunden, Wien-Olmütz, Wien-Stockerau, Wien-Gloggnitz, München-Augsburg, Nürnberg-Fürth, Mainz-Frankfurt, Mannheim-Heidelberg, Berlin-Anhalt, Berlin-Frankfurt, Berlin-Potsdam, Berlin-Stettin, Breslau-Oppeln, Hamburg-Bergedorf, Leipzig-Altenburg; Leipzig-Dresden, Leipzig-Magdeburg, Braunschweig-Harzburg, Düsseldorf-Elberfeld, Köln-Aachen. Auf diesen 21 Bahnen wurden im Jahre 1842 befördert 6,867,994 Reisende, und die Einnahmen der Bahnen zusammengenommen betrugen die Summe von 8,001,355 Gulden 35½ Kr. Die höchste Einnahme hatten die Wien-Olmützer Bahn: 1,106,174 Gulden, und die Leipzig-Dresdener: 559,722 Rthlr. (Bl. a. d. Gegenw.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15. März. Zum Vortheil der Pensions-Anstalt (zum Erstenmale wiederholt): Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von P. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 16. März. Norma, große Oper in 2 Abth. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 76. 17. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das Bergmännchen oder der kleine Christian.

Wahrheit und Dichtung.

(Schluß.)

Bei meiner Einfahrt vernahm ich deutlich Euern Ruf; aber um das alberne Mährchen, — wofür ich es hielt, — von dem Bergmännchen zu widerlegen, that ich, als ob ich nichts gehört hätte und fuhr fort zu pfeifen, bis ich vor Ort *) kam. Ich hatte das Licht an die Wand gehängt, nahm Hammer und Bohr zur Hand, setzte letzteres an und that einen starken Schlag. In demselben Augenblicke geschah ein solcher Knall, daß ich glaubte, die Erde müsse bis in ihre innersten Tiefen spalten, und unter fortwährendem Getöse und Gekrache, ähnlich dem Rollen des Donners, wenn derselbe von Berg zu Berge wiederhallt, öffnete sich vor mir die Felsenwand, aus der durch eine, von allerlei buntem Gestein funkelnde Pforte ein Männchen auf mich zuschritt.

Der jähe Schreck nahm mir gänzlich die Besinnung, und erst als ich mich ein wenig erholt, hatte ich den Muth, den Kleinen näher zu betrachten.

Er war nicht höher als zwei Fuß und seine Figur bis auf den Kopf, welcher eine ungewöhnliche Größe hatte, nach dem schönsten Ebenmaße gebildet. Auf dem erdfahlen, etwas ältlichen Gesichte, lag ein gewisses, geisterhaftes Wesen verbreitet; — die Stirne war mittelmäßig hoch, mit einigen leichten Furchen durchzogen, — unter den dunkelgrauen Brauen blitzten ein Paar schwarze Augen, aus denen bei jedem Blicke sich ein heller Lichtstrahl ergoß. Die spitze vorn gebogene Nase ließ nur einen kleinen Raum, bis zu dem Munde mit den bleichen Lippen. Um das etwas vorragende Kinn zog sich bis zu den Ohren ein starker dunkelgrauer Bart; auch das Haupthaar war von dieser Farbe.

Seine Kleidung bestand aus einem, eine Hand breit über das Knie herabfallenden Rocke, von Farbe wie Silber, das nach langem Liegen dunkel angelaufen ist. Denselben schloß oberhalb der Hüften ein Gürtel, reich besetzt mit Edelsteinen, auf dem sich vorn eine kleine schwarze Platte mit zwei goldenen Berghämmern befand. Die Stiefel, bis zur halben Wade reichend, hatten eine bläuliche Stahlfarbe; ebenso sein rundes Hütchen, auf dem zwei goldene Hämmer funkelten. In der rechten Hand, deren Finger mit vielen blitzenden Ringen geziert waren, trug er einen goldenen Stab, oben mit einem Hammer versehen.

„Weißt Du auch," hob er an, nachdem er mich einige Zeit regungslos betrachtet hatte, „weißt Du auch Sohn der Oberwelt, der es gewagt störend in mein Revier zu dringen, und meine Schätze mir zu entreißen, daß Du Dich jetzt unerrettbar in meiner Gewalt befindest?"

„Siehe, ich könnte zu den Felsen hier sagen: fallet nieder, und sie würden Dich lebendig begraben, oder ich könnte Dich mit eisernen Fesseln an diese festen Pfeiler schmieden lassen, daß Du ewig mein Gefangener bliebest, oder Dich stürzen in die glühende Tiefe weit unten, wo meine Knechte Gold und Silber schmelzen und schmieden!" „Ja Menschenkind, diese Macht habe ich!"

Ein kalter Schauer überlief mich während er sprach, und ich war mehr todt als lebendig.

„Doch nein!" fuhr er besänftigender fort, „nein! ich will großmüthig an Dir handeln, ich will es berücksichtigen, daß Du Dein Leben jeden Tag aufs Spiel setzest, um es zu fristen; nicht um Schätze für Dich zu gewinnen und aufzuhäufen, sondern um Deinem treuen Weibe und Deiner kleinen Tochter Brod zu verschaffen."

„So aber, wie Du gekommen bist, frei Dich wieder ausgehen zu lassen, stehet nicht in meiner Macht; denn Du bist eigentlich dem Tode verfallen, und ihm kann ich Dich nicht entreißen. Aber noch zurücksetzen kann ich Deine Stunde und Dir Freiheit geben, bis dahin. Dann aber werde ich Dich fordern und Dich finden, wo Du auch seyest; denn durch dieses Zeichen, — und er drückte mir ein Siegel mit zwei Hämmern auf den Arm, — bist Du an mich gebunden, und kannst mir nicht entfliehen!"

„Nun Du aber mein bist, und mir gehörest, werde ich auch, so lange Du noch auf Erden wandelst, für Dich sorgen, daß Du reichlich zu leben hast, und bei Deinem Tode, dessen Zeit von mir bestimmt ist, Deiner Familie große Reichthümer hinterlässest. Gehe auf die entgegengesetzte Seite des Berges; dort zwischen den zwei hohen Felsen im Mollgrunde, deren Fuß der reißende Gießbach bespült, lege einen Stollen an; die Güter aber, die Du ausgräbst, lasse auf die andere Seite des Baches bringen und dort aufhäufen. Befolge dieses — und bei Deinem Leben rathe ich Dir, nie mehr diesen Stollen und dieses Bergwerk zu betreten!"

Hierauf schlug das Männchen mit seinem Stabe an den Felsen und verschwand.

Ich fühlte mich so angegriffen, daß ich mich auf einen Stein niedersetzen mußte, wo ich alsbald einschlief. Beim Erwachen hätte ich das Ganze für einen Traum gehalten, wenn nicht das Siegel auf dem Arme mich eines Anderen belehrt hätte.

Da es nach meiner Uhr schon über die Stunde der Ausfahrt war, nahm ich mein Grubenlicht, welches noch hell brannte, und machte mich unverzüglich auf den Weg.

---

*) Die gerade vorliegende, gleichsam fortzutreibende Wand, in dem Stollen, in dem Schachte, die Sohle. Im Allgemeinen versteht der Bergmann unter „Ort", die beim Brechen vor ihm liegende Wand.

An dem Schachte begegnetet Ihr mir. Das Uebrige ist Euch bekannt. Also sprach Christian.

Wir waren unterdessen am Dörfchen angekommen; er reichte mir die Hand und sagte mir: Glück auf. Es war die letzte Rückreise vom Rundkopf, die wir zusammen machten, denn schon des anderen Tages kam Christian um seine Entlassung ein, der auch nichts im Wege stand.

Wie der Geist ihm gesagt, an dem bezeichneten Orte, fing Christian an zu graben, und schon nach einigen Wochen traf er auf ein bedeutendes Erzlager. Er nahm sich mehrere Bergleute aus unserem Dörfchen, die er besoldete und frisch gingen die Arbeiten von Statten, welchen reichliche Schätze lohnten, die nach dem Gebote des Männchens auf die andere Seite des Baches gefördert wurden.

Im Verlauf einiger Jahre war Christian ein reicher Mann geworden. Längst schon arbeitete er selbst nicht mehr in der Grube, sondern beaufsichtigte blos die Bergleute und sonstigen Handwerker, welche unter seiner Leitung einen Schmelzofen und mehrere andere Werke anlegten.

Seine Wohnung ließ er neu und geschmackvoll aufbauen und Alles so einrichten, daß man hätte glauben sollen, es bliebe ihm nichts mehr zu wünschen übrig.

Christian war bei seinem Reichthum wie früher thätig und sparsam, freundlich und leutselig, und die Armen unseres Ortes verehrten ihn als ihren Wohlthäter. Seine Ehe wurde durch nichts getrübt, und seine Tochter blühte heran, wie eine Rose.

Häufig besuchte ich ihn, und wir sprachen stundenlang zusammen; sorglich aber lenkte er jedesmal das Gespräch von dem Ereignisse auf dem Rundkopf ab. Nur ein einziges Mal weiß ich, daß er die Rede selbst darauf brachte; damals erlaubte er mir auch, nach seinem Ableben, sein wunderbares Zusammentreffen mit dem Bergmännchen erzählen zu dürfen.

Es mochten ungefähr sechs Jahre nach jenem Ereignisse auf dem Rundkopf seyn, als Christian eines Mittags, zur Zeit, wo die Bergleute ihre Mahlzeit hielten, nach seiner Grube Friedrichshalde wanderte, sich von einem der Knappen in der Hütte ein Licht geben ließ und in den Stollen schritt. Seine Leute, welche ihn bei der Einfahrt nicht mehr fanden, glaubten, er sey unbemerkt zurückgekehrt; aber auch des Abends, als sie nach Hause kamen, war Christian noch nicht da. Augenblicklich wurde nachgesucht, — in dem Stollen, — in der ganzen Umgegend, aber vergebens. Nie hat sich eine Spur wieder von Christian entdeckt und, wo er hingekommen, weiß kein Mensch zu sagen.

Gattin und Tochter überlebten ihn nicht lange. Von den Verwandten, zweien Brüdern B., wurde das Bergwerk ferner betrieben; eines Morgens jedoch, als man Tags vorher die gewonnenen Erze auf der Seite des Baches, wo der Stollen lag, aufgehäuft hatte, fand man es bis auf den Eingang zusammengestürzt, und seitdem hat es Niemand mehr gewagt, dort Güter zu suchen; denn es sollen dieselben, wie die Sage in der Gegend geht, von einem schwarzen Hunde, welcher des Nachts dem Wanderer, der sich verspätet hat, die glühenden Zähne weiset, bewacht werden.

So weit erzählte der alte Gerhard, — „und auch ich" — endigte der Steiger, „weiß nichts mehr beizufügen."

Noch einigemal wurden die Gläser geleert, aber die Fröhlichkeit der vorhin so munteren Zecher war verschwunden.

„Aufbruch!" rief der Steiger; „es naht die zwölfte Stunde und einige müssen an der Spukhöhle vorbei!"

Die Patriciertochter.

(Englisches Theater.)

(Fortsetzung.)

Akt 3. Während der Politiker in Schäferträumen schwelgt, kommt Lydia und erklärt sans façon (sintemal Offenheit die beste Höflichkeit sey) sein längeres Weilen für unangenehm, denn er sey ein einnehmender junger Mann. **Mordaunt:** Eben darum, glaube ich, wäre mein längeres Weilen angenehm. **Lydia:** Nicht für einen Vater. **Mordaut:** Ist's möglich, daß ich Mabeln nicht gleichgültig wäre? **Lydia:** Hier hab' ich Schwarz auf Weiß das Geständniß. (Zeigt und zerreißt einen Brief.) Mordaunt will zum Fräulein, ein Gegengeständniß zu machen. Lydia bemerkt, dies hieße die Rechnung ohne den Wirth machen; der Wirth sey der Graf von Lynterne, abstammend von einem der Ersten unter den normannischen Eroberern. Der poetische Politicus wirft sich in die Brust: „Jene untergehende Sonne hat die Geschlechter Eurer Ahnen nacheinander in die Gruft steigen sehen; meine Seele wird fort strahlen, wenn jene Sonne Asche geworden ist, wie Eure Ahnen! Die Seele ist gleich einem Brillant, der Rang gleich der Fassung. Rang verhält sich zur Seele, wie Silber zum Diamant." **Lydia:** Ihr seyd ein Feind des Standesunterschieds. **Mordaunt:** Keineswegs. Ich finde diesen Unterschied fürtrefflich. Die höheren Stände sind für die niederen ein Ideal, das sie zu verehren und anzustreben haben, — ausgenommen für diejenigen Einzelen, welche diesen Unterschied geschaffen, oder welche mit den Schöpfern in geistiger Verwandtschaft stehen. — Lydia findet diese Bescheidenheit bewunderungswürdig. Unsere politische Capacität meint, die Bescheidenheit bestehe nicht darin, die gottgegebene Größe zu verleugnen. Er will zu Mabeln fliegen, folgt aber der Aufforderung der Tante, sich erst an den Grafen zu wenden, weil ein anderes Verfahren hieße, die Tochter hinter dem Rücken des Vaters verlocken. (Laut dem zerrissenen Brief wäre sie bereits verlockt gewesen.) Im Abgehn läßt er sich durch Lydia's Empfehlung eines demüthigen Auftretens zum ganzen Hochgefühl seiner Capacität aufstacheln. In diesem Hochgefühl fragte er (Sc. 2) den Grafen: „Ist Liebe ein Verbrechen? kann man sie schaffen oder vernichten?" **Graf:** Man kann die Erklärung derselben zurückhalten, wenn solche zu Schimpf führen würde. **Mordaunt:** Eure Tochter zu nehmen, wäre kein Schimpf für mich. **Graf:** Ihr werdet unverschämt.

Mabel hatte (Sc. 1) nachgerade gefunden, daß Stand und Rang für ein verliebtes Mädchenherz gar unbequem seyen. Freilich läge ein eigner Kitzel in dem Gedanken, von Leuten abzustammen, die vermöge ihrer Stellung den guten Geschmack, Anmuth, ein freies Benehmen an Höfen, eine süße, leise Cadence der Stimme und selbst eine feinere Gesichtsbildung ererbt hätten. Allein es gebe Ausnahmen von der Regel, z. B. eine Capacität, um deren Freundschaft selbst Minister buhlten. Freilich gehe dies Buhlen ein Mädchen nichts an; ein Mädchen müsse steif auf Rang halten. Aber die Capacität könne ja geadelt werden, vorerst zum Ritter geschlagen, und zu einem Ritter könne eine Grafentochter schon etliche Stufen hinabsteigen. Der einzige Haken ist nur, daß bis zur Standeserhöhung Jahre verfließen können und das ist sehr langweilig für ein Dämchen, welches von Entführung abseiten ihres Troubadours geträumt. — Lydia hat ihre melancholische Nichte behorcht, überrascht sie mit der Offenbarung, daß der Politicus oben um ihre Hand wirbt, und fragt die Ueberraschte, ob er ihr Jawort habe? **Mabel:** Nein. **Lydia:** Vor einer Viertelstunde hat er mich versichert, der Graf müßte Ja sagen. **Mabel:** Vermessenheit! **Lydia:**

Du erinnerst Dich, daß Dein Vater uns ganz besondere Aufmerksamkeit gegen diesen Menschen empfohlen hat. Er will die Gunst dieses Menschen mit Deiner Hand erkaufen.

Mabel eilt enragirt in die Bibliothek und tritt ein, nachdem ihr Vater den Gast unverschämt genannt. Von Mordaunt wird sie mit der Frage empfangen: Habt Ihr mir nicht Beweise einer Gunst gegeben, welche meine Werbung rechtfertigen? Sprecht Mabel! Mabel: Mabel! ich heiße Lady Mabel. Ich leugne Eure Behauptung. Mordaunt: Aber der Brief? Lydia: Ist zerrissen. Mordaunt: Aber die Blicke, das Lächeln, womit Ihr Stunden lang mir zuhörtet? Mabel: Ich vermuthete die vermessene Deutung, die Ihr meiner Herablassung gäbet, aber da ich nichts Besseres zu thun hatte, ließ ich sie zum Zeitvertreib passiren. Lydia: Das dürft Ihr Euch als eine Ehre anrechnen. Mordaunt: Ich! den die Geringen anbeten, und dem die Stolzen den Hof machen? Ihr verachtet mich wegen meiner Abkunft? Ich berufe mich auf das himmlische Patent, welches mich als den älteren Sohn des Himmels bezeichnet, als den, welcher im Gang der Zeit den Vortritt vor Euch hat. Lydia: Ihr mögt Fürst verschiedener Sterne seyn. Mordaunt: Euer Benehmen ist sündlich. Ihr raubt mir den Glauben an die Menschheit. Ich appellire an Gott. Graf: Unsere Besprechung ist zu Ende. Mordaunt: Die Folgen werden sich zeigen. (Ab. Mabel fällt in Ohnmacht.)

(Schluß folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Zürich.) Letzten Montag wurde in Stäfa von einer bedeutenden, aus Jungfrauen, Männern und Jünglingen bestehenden Anzahl seiner Bewohner der Kampf Nidwaldens (im Freien) dargestellt. Dieses Volksschauspiel verdient im vollem Maße die Anerkennung, welche von der überaus großen Masse von Zuschauern ihm allgemein zu Theil geworden. Die Komposition, ihrer innern und thatsächlichen Bestandtheile nach, aus Zschokke und Tobler geschöpft, darf, abgesehen von ein Paar untergeordneten Fehlern gegen die Gesetze des Ebenmaßes, als eine sehr gelungene bezeichnet werden. Die einzelnen Hauptmomente des Ereignisses wechselten ziemlich schnell, angenehm kontrastirend und wieder enge verbunden durch die einstimmend verschiedene Lage der einzelnen, trefflich gewählten Schauplätze. Rüstung und Kleidung der Mannschaft war sehr angemessen, allerliebst die der nidwaldischen Scharfschützen, Bauern und Weiber. Nicht weniger befriedigend ließ die Ausführung. Alles ging in guter Ordnung, sicher und ziemlich schnell. Die 30 Mädchen lös'ten wacker ihre Aufgabe. Keine Störung, kein Unfall trübte das mitunter verwirrende Spiel, das den ganzen Tag über dauerte. Einzelnes war wirklich meisterhaft; so der Auftritt des Abgeordneten Schauenburg's mit seinem Generalstabe auf der Landesgemeinde, und vor allem seine mündliche Eröffnung an diese. Der Abgeordnete überraschte wirklich durch die treffliche Auffassung und konsequente Durchführung seiner Rolle. Ebenso verdient der Landkampf der Auszeichnung. Der Schlußredner gab dem Feste die Würze, denn er schien allen aus dem Herzen zu sprechen. Schön bezeichnete er die wahre Bedeutung solcher Feste. Sie sollten verdrängen die alten rohen Fastnachtspiele, sollten auch in den mittlern und untern Klassen der Gesellschaft den Sinn für edlere, gesittete Freuden wecken in der Beschäftigung mit der Geschichte des Vaterlandes, stärken den vaterländischen Sinn, und aus dem Spiegelbilde der Vergangenheit könnte Mancher reiche Lehren für die Gegenwart und Zukunft ziehen. Viele aber aus den vornehmen Bewohnern Stäfa's, welche aus Furcht, sich zu kompromittiren, insgesammt keinen Antheil am Feste genommen, dürften für die Zukunft anders gestimmt seyn, um so mehr, als gerade die Vergleichung dieses Festes mit andern ähnlichen zeigt: daß der erfreuliche oder auch unerfreuliche Erfolg wesentlich davon abhängt, ob selbstbewußte edle Kräfte sich der Leitung bemächtigen oder nicht. — Auch auf dem linken Seeufer war ein ähnliches Schauspiel aufgeführt worden. (N. Z. Z.)

*** (Chinesische Jongleurs.) In einem neueren englischen Bericht über China heißt es: „Die Leistungen dieser in China äußerst populairen Menschenklasse gränzen an das Fabelhafte. Man weiß nicht, ob man ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit, oder die fast erschreckliche Verwegenheit, welche zu manchen ihrer Kunststücke gehört, mehr anstaunen soll. Der chinesische Jongleur ergreift z. B. eine dem Dreizack Neptun's nicht unähnliche eiserne Waffe, die an einem langen Stiel aus hartem Holz steckt, und schleudert sie mit Riesenkraft bis zu einer bedeutenden Höhe senkrecht in die Lüfte. Sobald das Instrument den höchsten Punkt erreicht hat, berechnet er im Nu und mit wunderbarster Genauigkeit die Stelle, an welcher es niederfallen wird, schreitet mit gemessenen Schritten auf diese Stelle los und kommt ihr so nahe, daß die fürchterlich schnell niederfallende Waffe die Ränder irgend eines vorragenden Theils seiner Kleidung streift und etwas abscheuert! Irrte er sich nur um einen halben Zoll, so würde es höchst wahrscheinlich um sein Leben gethan seyn." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** Welche unbedeutende Ursachen bisweilen hinreichen, einen Mann in die Arme einer andern Partei zu führen, zeigt sich auch an dem Beispiele des berühmten Chemikers Thenard, den ein Wort zur Opposition führte. Ludwig XVIII war auf den Einfall gekommen, sich einigen Unterricht in der Chemie geben zu lassen; Thenard wurde also gerufen und gebeten, ihm das Experiment zu zeigen, wie er durch Sauer- und Wasserstoffgas Wasser mache. Der Baron Thenard brachte die beiden Gase in Verbindung, wendete sich sodann ehrfurchtsvoll an den König und sagte: „Sire, die beiden Gase werden nun die Ehre haben, sich vor Ihren Augen zu verbinden." Leider gelang das Experiment nicht, die beiden Gase verflogen, ohne Wasser erzeugt zu haben. „Ihren Gasen," bemerkte deshalb der König, „scheint nicht viel an der Ehre gelegen zu seyn, die Sie ihnen erzeigen wollten." Der Baron Thenard wurde durch die Bemerkung verlegen gemacht, entschuldigte das Mißlingen des Versuchs und kehrte bebend in sein Laboratorium zurück, wo er seinen Zorn an einigen unglücklichen Geschirren ausließ. Von dieser Zeit an war Thenard der unversöhnliche Feind Ludwig's XVIII. und trat zu der Opposition über. (Bl. a. d. Gegenw.)

*** (Neue Gasbeleuchtung.) Einem Handelsberichte aus Gent zu Folge hat ein belgischer Chemiker, dessen Name nicht genannt wird, eine neue Methode der Gaserzeugung erfunden, wofür er, als für eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit, ein Privilegium erhielt. In diesem Schreiben heißt es: „Der ganze Apparat besteht in einem sehr schönen, zu dem Zwecke besonders eingerichteten Stubenofen, dessen Anschaffung mit allem Zubehör nur auf 800 Franken zu stehen kommt. Diese Oefen können zu gleicher Zeit zwei Zimmer heizen, und mit 25 bis 30 Pfund Steinkohlen 16 große Gasflammen täglich 8 bis 10 Stunden speisen. Dieses Gas steht keinem andern Steinkohlengas an Güte nach, und kommt mindestens 50 Procent billiger zu stehen, als das, was die Genter Gesellschaft seither lieferte, wo die große Flamme 13 Franken kostet." (Wiener Zeitschrift.)

Literarisches.

Kirchner's Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern. (Frankfurt; Hermannsche Buchhandlung; 1843.)

In dem weiten Lustgehege der deutschen Poesie ist ein abgeschlossener Raum, vielbesucht von ernsten Denkern, frommen Duldern, andachtvollen Wanderern, grübelnden Zweiflern. In diesem klangvollen Raume, eingefriedigt mit Dornhecken, aus deren dichtem Gestrüppe Saronsrosen knospen, beschattet von Ulmen und Cypressen, ertönt, seit Luther die Weise angestimmt hat, der kirchlichen Hymnen und Gesänge herz- und gemütherhebender Laut. Und so wie das Bedürfniß, sich aufzurichten unter dem Druck der Lebensfügungen, die auch dem Glücklichsten nicht alle trüben Stunden erlassen, und das im Weltgewühl stumpf gewordene Auge wieder zu schärfen und zu klären im Hinblick auf den Urgeist, der dem sterblichen Erdensohn einen Abglanz seines Wesens verliehen hat, das allgemeinste ist, so mußte auch wohl die Zahl der Dichter, die sich berufen glaubten, religiöser Empfindung Worte zu leihen, oder dem eignen Drang folgten, ihre Gefühle melodisch auszuhauchen, die größeste werden. Wirklich hat sich die Gattung der geistlichen Lieder so ausgedehnt in Fruchtbarkeit, daß Hardenberg's Verzeichniß nicht weniger als 60,000 Anfangsverse enthalten konnte. Gervinus hat dem Kirchenlied und der geistlichen Dichtung in dem viel umfassenden Rahmen seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen eine bedeutende Stelle gegeben und den Gegenstand mit scharfsinnigen Betrachtungen ausgestattet. So meint er, fehlen werde, wer eine Wiedergeburt des Kirchenlieds (eine Rückkehr zu dem innigen Gefühl und der reinen Treuherzigkeit der protestantischen Sänger aus Luther's Schule) seit Gellert suchen wolle. Lavater und Novalis mögen in gläubiger und frommer Begeisterung korrektere Lieder gemacht haben, als jene Alten, aber die laue Aufnahme, welche ihre Ergüsse im Volke fanden konnte zum Beweis dienen, daß der geistliche Gesang in dieser Form seinen Boden verloren habe. Weiche Seelen und gläubige Gemüther wird es immer geben; an einzelnen Erzeugnissen frommer Stimmung dürfte es wohl nie mangeln; daß aber darin heute und zu künftiger Zeit die feste, noch durch keine Zweifel und Scrupel angetastete Ueberzeugung, von welcher die älteren Kirchenlieder durchdrungen sind, fort und fort belebend wirken werde, läßt sich kaum erwarten, denn nur die „gläubige Atmosphäre" im Volk half dazu, der kirchlichen Poesie ihren eigenthümlichsten Reiz und Werth zu geben. Doch sind ja auch unter der großen Schaar von Liederdichtern, die auf empfängliche Hörer zählen durften, die wirklich gemüthvollen Sänger selten, die, ergriffen von dem Feuer einer heiligen Begeisterung, in edel-einfacher, von Schwulst und Gemeinheit gleich entfernter Sprache reden, wie es religiöse Würde erheischt, und noch seltner die geistvollen, die mit ächt poetischem Schwung und genialer Kraft fromme Gefühle ausströmen. — Es wird aber, wer dem innern Drang folgt und das tief Empfundene sich selbst und andern zur Freude festhält in Worten, wie sie der Genius eingibt, unbekümmert bleiben um das Schwierige des Unternehmens, in einer Dichtgattung, die nach ihrer vollen Bedeutung fast zu den untergegangenen und verschollenen gehört, Ansprechendes und Dauerndes zu leisten; ja es wird ihm nicht einmal das „in magnis voluisse sat" vorschweben müssen, wenn er sich anschickt, Gleichfühlenden die Schätze seines Innern aufzuthun. Solche Gesinnung darf unterstellt werden bei dem Verfasser der „Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern", die wir mit voller Ueberzeugung unsern Lesern anrühmen, als eine reiche und reine Gabe, die nicht selten an Novalis erinnert, womit wir das Höchste aussprechen, was zu ihrer Würdigung gesagt werden mag. Gerne wollten wir unser Urtheil durch einige Mittheilungen belegen, aber die Wahl ist bei so vielem Trefflichen nicht leicht, und der Raum, der uns hier gegönnt ist, allzu beschränkt. Wir geben darum nur aus den Immortellen (der letzten der sechs Abtheilungen, in welche die „Stimmen des Lebens" zerfallen;) ein kurzes Gedicht, das mit fast epigrammatischer Schärfe an eine traurige Wahrheit erinnert.

Der Welt Lohn.

Ein frommer und getreuer Knecht
Hat er gekämpft für Gottes Recht.

Das treue Herz, die starke Hand
War stets der Menschheit zugewandt.

Für sie gab er die beste Kraft
Der brav errung'nen Meisterschaft.

Für sie trug er das schwerste Joch,
Und trug es edel freudig noch.

Für sie schwang er die kräft'ge Wehr,
Und wirkte viel und litt noch mehr.

Für sie erfocht er manchen Sieg
Was war sein Dank? Man nahm und schwieg.

Ein Fehler nur, der klebt' ihm an:
Den hat er jetzo abgethan.

Sein Name glänzt wie Morgenroth,
Laut schallt sein Ruhm, denn er ist todt! —

Fragt etwa Jemand, welche confessionelle Richtungen sich in den „Stimmen des Lebens" kund gebe, ob eine rationalistische oder eine ascetisch-pietistische (um die Worte des Tages zu brauchen, die unter gleicher Präge so ganz verschiedenen Zahlwerth haben!), so hat der Verfasser selbst die beste Antwort gegeben in den Strophen, die überschrieben sind: „Keines von Beiden." Ihr Inhalt ist: Wer, von Eitelkeit beherrscht, mit verknechtetem Gemüth des Lebens edle Geistesblüthe der Welt und ihrem Wesen hingibt, und zu solchem Dienst sich weiht, dem geht der Himmel bald verloren; aber auch wer von Frömmlergluth verzehrt, die Welt von sich stößt und ihr Thun (als Pessimist oder Fanatiker) verdammt, wie wenn es dem Geiste des Bösen entsprieße, — auch er, der die Erde schmäht sammt ihren Freuden, rückt darum dem Himmel nicht näher. — —y.

Auflösung der Charade in Nro. 73.

Hochzeittag.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. März. Das bemoos'te Haupt, oder: Der lange Israel, Lustspiel in 4 Abth. von R. Benedix.

Freitag, den 17. März. Concert des Herrn Emil Steinkübler, in welchem von seiner Composition eine große Symphonie aufgeführt wird. Vorher geht: Das Portrait der Geliebten, Lustspiel in 3 Abth. von Feldmann. (Mit aufgehobenem Abonnement)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 77. 18. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

Herr und Madame Aytoun waren kaum zwei Jahr verheirathet; sie bewohnten in London eines jener kleinen Häuser in der Strand-Straße, die nur für eine Familie eingerichtet sind. Sie machten zwar keinen großen Aufwand, lebten aber sehr anständig; ihre ganze Dienerschaft bestand aus einer Köchin und einer Kammerfrau. Letztere hieß Susanna und besaß mit vollem Rechte das Vertrauen ihrer Herrschaft.

Herr Henry Aytoun war Agent eines bedeutenden Londoner Handlungshauses; er unternahm große Reisen für dasselbe und war oft mehrere Monate lang abwesend. Seine Einkünfte gestatteten den jungen Leuten einen ruhigen, heiteren Lebensgenuß. Sie schienen für einander geschaffen zu seyn, fühlten sich glücklich und hatten wirklich keine Ursache, ihr Loos zu beklagen. Alice war ein und zwanzig Jahre alt; sie war schön; ihre Unerfahrenheit, ihr Mangel an Weltkenntniß gaben ihrem Wesen eine naive Anmuth, die ungemein für sie einnahm. Muthwillig und leichten Sinnes, liebte sie den Putz; sie ging gern spazieren, ins Schauspiel oder besuchte auch einige Nachbarinnen, um mit ihnen über hundert verschiedene Dinge zu schwatzen. Ueber alles liebte sie aber ihren Mann. In seiner Gesellschaft vergaß sie alle Zerstreuungen und wenn sie sich auch manchmal ihrer Neigung zur Toilette allzu sehr hingab, so entsprang dies hauptsächlich aus dem Wunsche, ihm zu gefallen. Ein Wort des Lobes aus dem Munde Henry's war ihrem Herzen angenehmer, als die Bewunderung der Menge. Henry Aytoun verdiente aber auch die, alle andere Gefühle überwiegende, Liebe seiner Gattin. Er war ungefähr dreißig Jahre alt, von gefälligem Aeußeren; er benahm und bewegte sich mit einer natürlichen Anmuth und Leichtigkeit; diese Eigenschaften erhoben ihn über den bescheidenen Wirkungskreis, worin er lebte. Sein Charakter würde mit diesen äußeren Vorzügen in vollkommenem Einklang gewesen seyn, wäre ihm nicht eine, alles von der schlimmsten Seite anschauende Empfindlichkeit eigen gewesen, die ein Nichts aufzuregen im Stande war, und die sich besonders nach allen Gegenständen hinneigte, welche sein Hauswesen oder seine Familie betrafen. Schon der Gedanke, der boshaften Klatschsucht und dem Gespötte der Leute zur Zielscheibe zu dienen, war ihm unerträglich; es gab für ihn kein größeres Unglück. — Ja, es ist eine Schwachheit, sagte er eines Abends zu seiner Frau. Ich habe Unrecht, ich gesteh' es ... Man kann den Leuten das Reden nicht verbieten; ihren Verläumdungen ausweichen wollen oder sich dieselben allzu sehr zu Herzen nehmen, wäre Thorheit ... Aber ich kann's nicht über mich gewinnen; mein Stolz empört sich und alle Vernunftgründe helfen zu nichts.

— Was würdest Du aber sagen, erwiederte Alice, wenn Du, wie der arme Herr Morland, eine Frau hättest, die ihr Gesinde schlägt?

— Was ich sagen würde? rief Henry mit einem komischen Pathos ... Gott im Himmel! frage mich nicht Alice; ich glaube, ich würde ans Ende der Welt fliehen. — Oder eine Frau, fuhr Alice fort, die, wie Mistreß Parson, so gern lästert, Jedermann in üble Nachrede bringen möchte, die gern trinkt und ihre Wohnung in Brand steckt?

— Ich würde mich umbringen, Alice, ganz gewiß, ich würde mich umbringen.

— Oder eine Frau, wie Mistreß Bloxham, die sich nicht schämt, die Ziffern auf der Bäckerrechnung zu ändern, um wöchentlich ein Paar Pfund Brod zu sparen. Der Bäcker hat es selbst erzählt.

— Pfui! Alice — schweig! — hör' mich, liebes Weib: ich bin fest überzeugt, daß Du mir nie ein solches Leid zufügen wirst, daß ich Deinetwegen nie zu erröthen brauche ... es wäre mein Tod — ich kann Dir aber doch nicht genug anempfehlen, vorsichtig zu seyn; unser Wohl erheischt es.

— Mein Gott, Henry! welch ein feierlicher Ton!

— Ich habe Grund dazu — Deine Lage erfordert Behutsamkeit, größere als die meisten andern Frauen zu beobachten nöthig haben. Du bist jung, schön — — mich dünkt, Jedermann müßte dasselbe Wohlgefallen bei Deinem Anblicke haben, wie ich es empfinde. —

— Ei, wie galant Du bist — und Du weißt, Henry, welch Vergnügen mir ein Compliment aus Deinem Munde gewährt!

— Du weißt, liebe Alice, daß mein Beruf mich zu öfteren Reisen nöthiget; wie ungern trenn' ich mich von Dir, und doch mußt' ich Monate lang von Dir entfernt seyn und Dich in London allein zurücklassen. — Siehst Du, deshalb ist Dir große Behutsamkeit anzurathen, denn Du bist übler Nachrede mehr als irgend Jemand ausgesetzt.

— Du sprichst also im Ernste so mit mir Henry? Nun, so hör' auch mich an, sprach Alice mit zitternder Stimme und thränenfeuchten Augen, welche die Aufrichtigkeit ihrer Worte kund gaben. Ich verschweige Dir, was ich von einer Frau halte, die, indem sie ihre Ehre verletzt, auch die Ehre ihres Mannes vernichtet .... Von mir, mein Henry, befürchtest Du nichts der Art, ich hoff' es, ich bin davon überzeugt!... Ich gesteh' Dir aber, daß die Frau, die sich durch Leichtsinn und Unbedachtsamkeit dem böswilligen Gerede der Leute preisgibt, ja, nicht auf's ängstlichste bemüht ist, den Schein zu wahren, in meinen Augen keine Entschuldigung verdient. Wir dürfen unsern guten Namen nicht auf's Spiel setzen; er gehört uns

nicht an; wir müssen dem Manne Rechenschaft davon geben, dessen Namen wir tragen. Die Welt nimmt sich nicht die Mühe, die Wahrheit von dem Irrthum zu unterscheiden. Die Frau, die sich dem Verdachte aussetzt, verdient, daß man sie für schuldig hält.... Nein, nein, mein Henry, Du besitzest Deinen Stolz, ich besitze den meinigen; wärest Du auch weniger reizbar, als Du bist, wär' ich auch weniger zurückhaltend aus Furcht Dich unglücklich zu machen, so würde das Gefühl meiner eignen Würde mich vor jeder Handlung, die mich compromittiren könnte, schützen; sey unbesorgt, mein Freund, man wird nicht auf Alice Aytoun mit dem Finger zeigen, wie auf so manche Frauen, die ich kenne.

— Schön! recht schön, liebe Alice! Ach, wenn ich Dich veranlaßt habe, mir Dein eheliches Glaubensbekenntniß abzulegen, so geschah es deswegen, weil Du bald Gelegenheit haben wirst, Deine Grundsätze in Anwendung zu bringen.

— Wie meinst Du das, Henry?

— In einigen Tagen muß ich Dich verlassen .... eine Reise nach dem Continente ....

Bei dieser unerwarteten Nachricht erbleichte die junge Frau.

— Eine Reise nach dem Continent! wiederholte sie mit wehmüthiger Stimme; ist's möglich! noch nicht drei Monate sind seit Deiner Rückkehr aus Irland vorüber und schon wieder eine neue Reise! Mein Gott, wie sehr bekümmern mich diese immer wiederkehrenden Trennungen!

— Auch mir, Alice, thun sie in der Seele weh; kannst Du anders glauben?.... Aber die Nothwendigkeit .... die Interessen des Handlungshauses, dem ich meine Dienste gewidmet ....

— Eine Reise nach dem Continent! erwiederte Alice .... Deine letzte dauerte vier Monate; mich däucht, Du seyest vier Jahre lang entfernt gewesen .... Diese Reise nun gar ....

— Wird noch länger dauern.

— Noch länger! rief Alice mit Thränen in den Augen.

— Ich befürcht' es .... wir werden vielleicht ein Jahr lang getrennt bleiben müssen.

— O Gott! was soll aus mir werden?... ein Jahr, ohne Dich zu sehen!... Henry, Henry, wie kannst Du mir dies Herzeleid anthun?

— Muth! meine gute Alice!... ich muß alle meine Kraft zusammennehmen, um den Gedanken, Dich verlassen zu müssen, ertragen zu können .... wenn ich bedenke, daß Du hier allein bleibst, ohne Familie, ohne Beistand, so fühl' ich mich im höchsten Grade unglücklich. Schon dacht' ich daran, Dich mit mir zu nehmen.

— Nun?... frug Alice ihn ängstlich anschauend.

— Es ist unmöglich! ich muß fast alle Handelsplätze Europa's besuchen: nirgends kann ich verweilen .... Sey getrost, liebe Alice: die Zeit wird vorübergehen, und die Freude des Wiedersehens wird uns für die lange Trennung entschädigen. Zerstreue Dich, besuche die Morland's zuweilen ....

— Nein, nein! unterbrach ihn Alice, heftiger weinend, ich werde Niemanden besuchen und keinen Besuch annehmen. Ich werde ganz zurückgezogen leben. Wenn Du daran denken wirst, daß ich in Einsamkeit schmachte, so wirst Du auch Deine Rückkehr beschleunigen.

— Sey vernünftig, Alice, es würde mich gewiß betrüben, wenn ich erfahren müßte, daß meine Abwesenheit Dir so wenig am Herzen liege, daß Du sie nur als eine erwünschte Gelegenheit benutzest, um Dich den Vergnügungen und Zerstreuungen um so ungebundener hinzugeben; ich wünsche aber eben so wenig, daß sie Dich veranlasse, allen Umgang mit der Welt aufzugeben. Du liebst den Putz: so befriedige denn diese Neigung! Du wirst dies gewiß auf eine so vernünftige Weise thun, daß Du zu keinen boshaften Bemerkungen unserer Bekannten Anlaß gibst. Schmücke Dich, meine Alice. Das Vergnügen, Dich zu bewundern, wird mir versagt seyn, aber ....

— Und für wen soll ich mich schmücken? rief Alice, die Arme um den Hals ihres Mannes schlingend: Du wirst ja nicht bei mir seyn! (Fortsetzung folgt.)

Die Patriciertochter.

(Englisches Theater.)

(Schluß.)

Zwischen dem 3. und 4. Akt verfließen fünf Jahre. In dieser Zwischenzeit war der vom Himmel patentirte Politicus erst weidlich, ob des erhaltenen Korbs, ausgelacht worden, hatte aber dem Hohn mit eiserner Stirne getrotzt, hatte seine Seele ganz dem öffentlichen Dienst gewidmet, hatte immer mehr Freunde gewonnen und war endlich so stark geworden, daß der Graf, Concessionen dem Kampf vorziehend, alle Begehren der Opposition bewilligt und das Haupt derselben, Mordaunt, nicht nur zum Baronet, sondern auch zum Schwiegersohn in spe erhoben hat. Worin die Forderungen der Opposition bestanden, ersehen wir nicht. Die Hauptsache ist das Ergebniß, daß aus dem Mister Mordaunt ein Sir Edgar Mordaunt geworden und daß Lady Mabel durch ihre Heirath nicht zur Missis Mordaunt wird, sondern Lady Mabel bleibt. Diese Misère ist denn freilich etwas arg. Um sie zu mildern, bemerkt der Politicus Hartwell, Mordaunt habe den Hohn in Folge des Korbs gleichmüthig ertragen, nur ein Mal habe er bitter geäußert: für seine Person mache er sich aus dem Schimpf nichts, aber (auf sein Herz deutend) hier fühle er es, daß alle, die gleich ihm durch ihre Tugenden emporstiegen, wegen ihrer Abkunft verachtet seyn sollten.

Nachdem Hartwell und Lister, die Souschefs der Opposition, dies einander uns zu Gehör erzählt, sehen wir die Hochzeitsgäste erscheinen: Hauptmann Pierpoint, des Grafen Neffen, einen Herrn von Habenichts, der seinen Kummer über die Mesalliance seiner Base in den Busen der Tante Lydia ausschüttet, — ferner einen Lord und einen Ritter nebst Gemahlinnen, welche Pröbchen von small talk zum Besten geben. Ihnen lügt Lydia vor, daß Mordaunt einem verarmten edlen Hause angehört. Für Mabel, welche einige Beklemmung ob der Kälte ihres Bräutigams empfindet, hat sie den Rath in Bereitschaft, alle Anspielungen auf die Vergangenheit zu vermeiden. Endlich erscheint Mordaunt solus, wirft einen Blick auf die abgehende Mabel, findet sie, trotz ihrem früheren Hochmuth, bezaubernd, wie eine Delila, ermannt sich aber wie ein ungeschorner Simson und ruft: Kein Privatinteresse! Wahrheit! Recht! —

In der 2. Scene finden wir den mit dem himmlischen und mit dem irdischen Patent Versehenen in der Bibliothek in Gesellschaft der Braut, des Grafen, der Tante, der Gäste und eines Notars. Die Verlesung des Heirathsvertrags soll stattfinden. Mordaunt ergreift das Wort und erklärt, daß er der Sohn eines gemeinen Arbeitsmannes sey. Lydia findet diesen Umstand unerheblich. Der Souschef Lister begreift die Rede seines Chefs nicht, Hartwell wittert einen tiefen Sinn dahinter. Mordaunt fährt unbarmherzig fort, sein Thema zu variiren. Die hochgebornen Gäste, gleich Sansculotten sich über alle Standesvorurtheile hinwegsetzend, machen Chorus zum Preis des niedriggebornen Bräutigams, als welcher allen Respect verdiene. Mit dieser Anerkennung bewaffnet, wirft Mordaunt die Frage auf: Was verdient, wer einen solchen Mann mit dem Schein trügerischer Liebe verhöhnt hat? Lady Chatterly antwortet: „Verlassung.“ Dem Grafen geht die Geduld aus; er fragt: „Gedenkt Ihr, meine

Tochter zu heirathen?" Mordaunt: „Nein!" — Der Neffe Pierpoint droht. Mordaunt bittet um Gehör und erzählt salbungsvoll, daß vor fünf Jahren Lydia ihn der Liebe Mabel's versichert und nachher es geleugnet. Statt aber des entscheidenden Umstandes mit dem Brief zu erwähnen, ergießt er sich in Klagen über die aus dieser Täuschung erwachsene Schmach. Der Graf weis't ihm die Thür mit dem Bemerken, daß nun wohl seine Rache gesättigt sey. Mordaunt versichert, er habe hier einen Kampf um hohe Principien gekämpft, für die Menschenrechte gegen die Convenienz. Pierpoint greift nach dem Degen; auf Mabel's Gebot läßt er ihn stecken.

Im 5. Akt finden wir unsere Heldin Mabel todtkrank. Rührende Scene zwischen Vater und Tochter. Der Graf offenbart dem Arzt, daß Lydia, auf Reisen, ebenfalls krank und in wunderbarer Sympathie demselben Wechsel von Besserung und Verschlimmerung ihres Zustandes unterworfen ist, wie Mabel. Der Arzt bemerkt, das Gemüth sey der Feind, den er zu bekämpfen habe; die einzige Rettung liege in Wiederanknüpfung des Verhältnisses mit Mordaunt. Lydia kommt unverhofft zurück, gesteht ihre Kniffe und legt zur Bestätigung den zerrissenen Brief vor. Sie erhält Verzeihung. Der Graf nimmt den Brief und eilt fort zu Mordaunt. Mabel's Stolz empört sich über diesen Schritt; sie läßt anspannen und eilt dem Papa nach. In der 2. Scene erscheint der Patentmann in einer katzenjämmerlichen Stimmung. Es beschleicht ihn der Gedanke, daß Mabel ihn doch geliebt haben könnte. Dieser Gedanke wird durch den herbeieilenden Grafen, welcher einen demüthigenden Sermon anhört, mittelst Aufweisung des zerrissenen Briefs zur Gewißheit. Jetzt ist die Reihe an Mordaunt, um gut Wetter zu bitten. Mabel erscheint; Mordaunt fleht um Vergebung; die Herzen vereinigen sich; der Graf schließt beide in seine Arme.

So weit wäre das Ganze eine Comödie. Mabel erklärt: „Ich bin glücklich," und — stirbt. So wird die Comödie zur Tragödie.

Betrachten wir die einzelnen Personen, so finden wir in Mabel ein verzogenes anspruchvolles Mädchen voll Eigensinn und Gereiztheit, die nur durch ein Uebermaß von Prätension von ihren aristokratischen Gesinnungen abirrt. Ein bloß hochgeborner Gemahl ist ihr nicht gut genug; sie verlangt einen König im Reich der Geister Sie spricht wie eine Nätherin, die durch Romanlesen übergeschnappt und mit der fixen Idee behaftet ist, sie sey eine Grafentochter. Aus purer Gereiztheit wird sie am Schluß des dritten Aktes zur Lügnerin. She bridles, she bears her head in such a rein — eine wahre Pferdeseele. Was Mordaunt als Oppositionsmann ist, welche Sache er eigentlich verficht sehen wir nirgends; wir erfahren nur, daß die Leute ihn für eine wichtige Person halten, und aus seinen eignen Worten entnehmen wir, daß er selbst sein größter Lobredner ist. Als Politiker sollte er einigen Scharfblick und Thatkraft besitzen. Aber er ist weder im Stande, die plumpe Intrigue der Tante Lydia zu durchschauen, noch die Fäden derselben zu zerreißen. Als Dichter sollte er so viel Geschmack haben, um die alberne Grafentochter unausstehlich zu finden. Er findet sie bezaubernd, und ihr Zauber liegt in ihrem Rang. Sein Pochen auf ein vergebliches Himmelspatent ist ein bloßes Ueberbieten der ihm entgegen gehaltenen irdischen Patente. Er erkennt die Nützlichkeit des Standesunterschiedes ausdrücklich an; nur für seine werthe Person und für seines Gleichen begehrt er eine Ausnahme von dem Joch dieses Unterschieds. Er ist nicht der stolze Demokrat, der Stand und Herkommen ignorirt, der den Aristokraten weder sucht, noch ihm aus dem Weg geht, sondern das Mitglied einer insolenten Clique, die sich als Inhaberin aller Vorzüge geltend machen und unter den Leuten von Rang und Stand einen Platz ertrotzen will. Er ist der Repräsentant des schlauen Egoismus, der sich mit schönen Floskeln aufputzt. Sein angeblicher Kampf für Grundsätze und Menschenrechte wider Convenienz ist entweder eine jämmerliche Selbsttäuschung oder eine Lüge. Ein wahrer Sieg, der angeblich von ihm verfochtenen Grundsätze wäre gewesen, wenn er den Grafen dahin gebracht hätte, ihm, dem Ungeadelten, seine Tochter zu geben. Sein angeblicher Sieg besteht in einer niedrigen Rache an einem armseligen Mädchen. Eine edle Rache wäre gewesen, die angebotene Hand der Grafentochter sofort auszuschlagen. Allein das hätte kein Skandal in der fashionablen Welt gegeben, entsprechend dem Skandal in Folge des erhaltenen Korbs. Um dies Skandal eclatant zu machen, mußte der Himmelspatentmann (der mit seiner Clique unter andern Vorzügen auch alle Tugenden besitzt und vermuthlich dem gemeinen Volk gefälligst alle Lasten überläßt), dem Grafen unter vier Augen vorlügen, er begehre seine Tochter, und dann vor Zeugen sein Wort zurücknehmen. Lydia hat ihn ganz richtig durchschaut und bezeichnet. Ueberhaupt ist Lydia der einzige erträgliche Charakter im ganzen Stück. Sie ist eine vollkommene Aristokratin, dabei klug, hinterlistig, biegsam, zuletzt ein Weib mit menschlichem Gefühl. Die übrigen Personen sind wahre Strohpuppen. Der Minister würde besser in einen Gewürzladen als in ein Cabinet passen, sein martialer Neffe macht eine Faust im Sack, die beiden Unterpolitiker sprechen wie Nachtwächter, die vornehmen Hochzeitsgäste wie Krähwinkler.

Ein solches Lustspiel zum Gähnen, ein solches Trauerspiel zum Lachen, ein so gründlich unmoralisches Stück würde in der kleinsten deutschen Landstadt ausgepfiffen werden.

Der Dichter Marston hat seiner Tragicomödie einen Prolog vorgesetzt, um die Wahl seines Sujets aus der unmittelbaren Gegenwart zu rechtfertigen. Er stützt sich auf den Satz: Nicht bloß die Vergangenheit ist poetisch; keine Zeit ist an sich poetisch; jede ist es nur, wenn betrachtet durch das Medium des Ideals. Wir stimmen in diesen Satz vollkommen ein, behaupten aber, daß Mr. Marston die Gegenwart nicht durch das Medium des Ideals, sondern durch einen ganz gewöhnlichen Pariser Operngucker betrachtet. F.

Tabletten.

*** (Merkwürdiges Anlehen.) In Burgund auf der Straße von Lyon nach Paris liegen auf einem steilen Felsen die Trümmer des Schlosses Roche-Pot und am Fuß desselben einige Bauernhäuschen. Im Jahr 1828 befanden sich jene Trümmer im Besitz eines der Eigenthümer dieser Häuschen. Zu diesem Bauer kam ein Mann und fragte ihn, ob und wie theuer er ihm das Schloß verkaufen wolle. Der Bauer bewies, daß er keinen übermäßigen Werth auf Alterthümer legte, denn nach kurzem Handeln schlug er die ehemalige Wohnung großer Herren um tausend Franken los. Der Käufer nahm ihn mit zu einem Notar, zahlte ihm die tausend Franken aus, bestand aber, als auf einer für ihn persönlich wünschenswerthen Sache, darauf, daß in der Verkaufsurkunde 50,000 Francs statt 1000 geschrieben würden. Der Bauer ließ sich das gefallen, und steckte seine tausend Francs ein für eine Besitzung, die ihm bisher jährlich höchstens einige Dutzend Rabeneier eingebracht hatte. Der Käufer ließ sich eine beglaubigte Abschrift von der Urkunde geben, verfügte sich nach Lyon zu einem Notar und drückte diesem den Wunsch aus, auf sein Schloß La Roche als ersten Insatz 25,000 Francs aufzunehmen. Der Lyoner Notar schrieb an

das Inscriptionsbureau die Anfrage, ob Schloß La Roche-Pot mit keiner Schuld oder sonstigen Last beschwert sey. Die Antwort lautete: „An dem Schloß ist kein Stein, auf welchem ein Heller Zins haftete.“ An demselben Tag, wo die Antwort eintraf, schaffte der Lyoner Notar 25,000 Francs, und übergab sie dem Eigenthümer von Roche-Pot gegen Verpfändung dieses Schlosses. Der Eigenthümer entfernte sich. Der zur Rückzahlung bestimmte Tag erschien, ohne daß der Burgherr etwas von sich hören ließ. Der Darleiher traf sofort Anstalt, um von Gerichts wegen in Besitz seines Pfandes gesetzt zu werden, was ihm mit tausend Thalern Kosten sehr bald gelang. Sodann nahm er Extrapost, um sein Schloß zu besehen. Wer malt sein Entsetzen, als er ein Gemäuer fand, welches höchstens für einen Liebhaber fünfzig Thaler werth ist! F.

*** (Nützliche Commode.) Ein gewisser Ludford war seit sechs Wochen im Gefängniß der Queensbench zu London eingesperrt. In der Haft beschäftigte er sich als Dilettant mit Schreinerei und verwandelte unter andern eine Commode in eine Art von eleganten Haferkasten. Am 20. Februar ließ er den Auslaufer des Hauses kommen, beauftragte ihn, einen Schiebkärcher zu bestellen und durch diesen die Commode zu seinem Freund N. im Westend bringen zu lassen. „Es wäre möglich,“ fügte er hinzu, „daß ich drüben auf der Seite im Gefängniß wäre, wenn Sie mit dem Schiebkärcher kommen. Packen Sie dann nur ohne weiteres die Commode auf, sorgen aber, daß sie behutsam getragen und dann festgebunden wird, denn es sind zerbrechliche Sachen darin.“ Diese Weisung wurde befolgt. Beim Heraustragen der Commode hatte zwar der Hausvogt Lust, die Schubladen zu öffnen, um zu sehen, was Schweres darin läge, allein da sie verschlossen waren, stand er von seinem Begehren ab und half selber das Möbel aufladen. Am Abend war Mr. Ludford im ganzen Haus nicht zu finden. Man schickte zu dem Empfänger der Commode, und fand den Dilettanten dort nicht. Zum Unglück für ihn aber traf der nachforschende Gefangenwärter einen Bekannten, welcher ihm sagte, daß ein aus dem Hause des Commodenempfängers kommender Mann Tags zuvor mit ihm gefahren und in einem Dorf in Leicestershire abgestiegen sey. Der Gefangenwärter überzeugte sich binnen wenigen Stunden, mit eignen Augen, daß der Reisegefährte seines Bekannten Niemand anders als Ludford war, und brachte ihn in die Queensbench zurück, wo dann dafür gesorgt wurde, daß er nicht ferner Commoden in Haferkasten verwandeln und sich als zerbrechliche Waare transportiren lassen kann. F.

*** (Der Richter als Advokat.) In Glasgow wurde vor einiger Zeit ein gewisser Maidment, 24 Jahr alt, des Diebstahls von 89 Pfund Talg angeklagt, welche das Eigenthum eines Lichtgießers waren. Der Beklagte hatte keinen Rechtsbeistand, und der Richter selbst wurde sein Advokat. Er sprach im Namen des Beklagten: „Wie wißt Ihr, Kläger, daß Ihr gerade 89 Pf. Talg eingebüßt?“ — Das weiß ich gewiß, mein Herr? — „Ich bin davon nicht überzeugt. Habt Ihr einen Bericht von Einnahme und Ausgabe?“ — Nein, mein Herr! — „Was? kein Buch, worin Ihr Eure Besitzthümer aufschreibt!“ — Ja, ich führe ein Tagebuch! — „Gut, das ist, was ich wollte! Und bezeichnet Ihr in dem Buche den empfangenen Talg, und das, was Ihr davon zu Lichtern nehmt?“ — Nein, denn es war nicht, um Lichter damit zu gießen. — „Nein, und nicht um Lichter zu gießen?“ — Nein, denn es war nicht zu Talg geronnen. — „Nicht zu Talg geronnen?“ — Nein, mein Herr! — „Ei, da mußt' es Fett seyn und nicht Talg?“ — Ja, mein Herr! — „Ach, das ist vortrefflich! — Gentlemen der Jury (wandte sich der gelehrte Richter zu den Geschwornen), Sie sehen nach Klägers eigener Aussage, daß Beklagter frei gesprochen werden muß. Dieser Mann klagt, daß ihm Talg gestohlen, der Kläger ist ein Talglichtgießer, und Ihr Gentlemen hört aus des Lichtgießers eignem Munde, daß er den Unterschied zwischen Talg und Fett nicht kennt.“ Die Klage wurde abgewiesen. (Pr. Volksfreund.)

*** (Mädchen und Uhren.) Junge Mädchen gleichen alten Uhren, sie gehen immer vor — Eitle Mädchen gleichen Taschenuhren, die lassen sich leicht aufziehen — Gescheidte Mädchen gleichen Schlaguhren, die schlagen, wenn man sie aufzieht — Putzsüchtige Mädchen gleichen Thurmuhren, man sieht wohl nach ihnen, wer möchte sie aber in's Haus nehmen? — Schöne Mädchen ohne Verstand gleichen Spieluhren, die wird man bald überdrüssig — Vorlaute Mädchen gleichen Weckuhren, man hört wohl auf sie, aber nicht gern — Verwöhnte Mädchen gleichen Sonnenuhren, unter der Haube taugen sie nichts — Bescheidene Mädchen gleichen Repetiruhren, sie lassen sich nur hören, wenn man sie auffordert — Anmaßende Mädchen gleichen versetzten Uhren, man läßt sie stehen — Moderne Mädchen gleichen Cylinderuhren, sie sind sehr flach — Reiche Mädchen gleichen goldenen Uhren, da frägt man vor Allem nach dem Goldwerth — Häusliche Mädchen gleichen Pendeluhren, die gehen am Sichersten — Gelehrte Mädchen gleichen Wanduhren, die sind fast nicht zu tragen. (Unser Planet.)

*** (Augsburg.*) Die Vermuthung, daß Herr von Cotta sein großartiges literarisches Etablissement von Augsburg verlegen werde, scheint sich leider zu bestätigen; noch soll aber darüber, wo sich derselbe in Zukunft niederlassen wird, nichts entschieden seyn. Man spricht unter andern von Gotha und glaubt, daß sich Herr von Cotta für letztern Ort bestimmen lassen dürfte. In der That möchte sich auch zu einem Unternehmen, wie das der Redaction der Allg. Ztg. ist, keine Stadt mehr eignen, als Gotha. So wie die vielen sich daselbst durchkreuzenden Haupt-Commerzial-Straßen und der regelmäßige Postdienst die Verbindungen nach allen Seiten hin erleichtern, eben so befördern die dasigen Banken den Geldverkehr auf eine Weise, wie es kaum irgend wo anders der Fall ist. Gotha liegt gleichsam in der Mitte von Deutschland und bietet durch seine mannichfachen Anstalten und Einrichtungen ganz besondere Vorzüge. Dahin gehört namentlich der Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern, die Benützung der öffentlichen Bibliotheken und der Kunstsammlungen, hauptsächlich aber die schonende und rücksichtsvolle Ausübung der bestehenden Censurvorschriften, so wie die vielfachen Beziehungen des herzoglich Koburg-Gothaischen Hofes zu andern Höfen und die Wohlfeilheit und Annehmlichkeit des Aufenthaltes in Gotha überhaupt.

*) Eingesandt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 17. März. Concert des Herrn Emil Steinkühler, in welchem von seiner Composition eine große Symphonie aufgeführt wird. Vorher geht: Das Portrait der Geliebten, Lustspiel in 3 Abth. von Feldmann. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 18. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 78. 19. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage nach dieser Unterhaltung schiffte sich Henry Aytoun nach dem Continente ein, und Alice blieb allein in London zurück. Obgleich dies seit ihrer Heirath das vierte oder fünfte Mal war, daß sie sich von ihrem Manne getrennt sah, so vermochte sie doch noch nicht, sich in eine solche Prüfung zu fügen. Uebrigens hatte die Abwesenheit Henry Aytoun's nie über vier Monate gedauert und die Aussicht, ein ganzes Jahr hindurch allein zu bleiben, machte der jungen Frau tiefen Kummer und erfüllte sie mit den größten Besorgnissen. Alice ward in einer der nördlichen Grafschaften geboren. Ihr Mann brachte sie, gleich nachdem er sie geheirathet, nach London, wo sie Niemanden kannte, wo sie weder Familie noch Freunde besaß. Auf solche Weise mitten in eine ihr ganz und gar fremde Umgebung gebracht, hatte sie sich nach und nach einigen Nachbarn angeschlossen, ohne deshalb gerade in ein vertrautes Verhältniß mit denselben zu treten. Alice suchte nur selten Zerstreuung in dieser Gesellschaft; meistens blieb sie mit Susanna einsam in ihrem Zimmer.

Wochen, Monate gingen auf solche Weise vorüber. Das eingezogene Leben, welches die junge Frau führte, schützte sie vor den Gefahren, denen sie durch ihre Lage ausgesetzt war. Alice entging den Verfolgungen der Liebhaber, und den noch gefährlicheren Angriffen der Verleumdung; aber der Langenweile entging sie nicht: sie saß in ihrem Zimmer, den Kopf über ihre Stickerei hingeneigt, und dachte an den abwesenden Gatten; sie berechnete die Zeit seiner Rückkunft und überließ sich Träumereien, welche die bescheidene Susanne nur selten unterbrach; das waren glückliche Augenblicke, wo sie in Geduld ihre Einsamkeit ertrug; es kamen aber auch andere, wo sich die Stunden dehnten, wo Alles sie verstimmte, wo ihr Herz leidmuthig, ihr Auge thränenfeucht ward.

Wäre ihr nur das Glück der Mutterfreuden zu Theil geworden! Für eine junge Frau ist ein Kind die größte, süßeste Lust. Aber der Himmel hatte in den zwei Jahren ihrer Ehe diese nicht gesegnet, und dies war keine der kleinsten Ursachen ihrer Betrübniß. Alice bemühte sich indessen, sich in ihrer Einsamkeit so viel wie möglich zu zerstreuen und Abwechslung in ihre Lebensweise zu bringen. Zuweilen ließ sie sich von ihrer, dabei vor Furcht schauernden, Susanna irgend eine tragische Geschichte oder eine alte Legende erzählen; zuweilen besuchte sie auch ihre Nachbarn, die Morland's, wo sie jene ergötzlichen Anekdoten anzuhören Gelegenheit fand, welche die Privatgeschichte der Familien eines ganzen Londoner Stadtviertels oder einer ganzen Provinzialstadt zu bilden pflegen. Alice war auf dergleichen Klatschgeschichtchen sehr erpicht, und hörte nicht ohne Vergnügen an, was sie, selbst zu erzählen, sich nicht erlaubt haben würde. Manchmal erging sie sich auch in Begleitung Susanna's in den Londoner Parks; aber den Zeitvertreib, der ihrer Neigung am meisten zusagte, gewährte ihr die Toilette. Sie beschäftigte sich gerne mit der Auswahl der Stoffe und der passenden Zusammenstellung ihrer Farben, oder sann darüber nach, wie ein Hut oder Häubchen am geeignetsten mit Bändern und Blumen auszuzieren sey. Die Natur hatte sie mit vielem Geschmacke begabt, und was sie ersann, wußte sie gut auszuführen. Man mußte sie sehen, die junge Frau, wie sie vor dem Spiegel stand und sich mit Susanne ernsthaft über die Vorzüge dieser oder jener neuen Erfindung unterhielt, hundert Veränderungen vornahm, wovon die eine fast eben so geschmackvoll war, wie die andere; wie dann, wenn sie endlich die schönste Weise gefunden und ihrem Spiegelbilde entgegenlächelte, plötzlich ein Gedanke sie ergriff, ihre Stirne sich verdüsterte, ein Ausdruck von Traurigkeit ihr Auge umschleierte und sie, ganz entmuthigt, den Namen ihres Gatten flüsternd, auf einen Sessel niedersiel.

Sechs Monate ungefähr waren seit der Abreise Henry Aytoun's verflossen, als Alice eines Tages in einen Laden trat, um Verschiedenes einzukaufen. Sie war schon zwei oder dreimal dort gewesen, aber man kannte sie noch nicht. Sie frug unter anderm nach Spitzen und Battist. Man zeigte ihr, wie es gewöhnlich geschieht, eine Menge Muster, unter welchen sie nur schwer eine Auswahl zu treffen vermochte; übrigens wußte sie nicht genau, wie viel sie von der Waare, die sie kaufen wollte, brauchte, so daß sie zwei oder drei Stücke bei Seite legte und den Kaufmann ersuchte, ihr dieselben den andern Tag nach Hause zu schicken. Sie nannte ihre Wohnung, erhob sich und war im Begriffe wegzugehen. Als sie aber eilig und zerstreut ihre Börse und ihr Taschentuch, die auf dem Ladentische liegen geblieben waren, ergriff und einstecken wollte, faßte sie der Commis am Arme.

— Verzeihen Sie, Madame, sprach er, Sie haben aus Versehen ein Restchen Spitze mit Ihrem Taschentuche eingesteckt.

Alice sah nach .... wirklich hatte sie, aus Unachtsamkeit, ein Stückchen feinster Spitze, dessen Ende aus ihrer Tasche sah, mit ihrem Tuche weggenommen. Es gibt nichts Unangenehmeres als ein Zufall dieser Art, insbesondere, wenn man nicht hinreichend bekannt ist. Was nur aus bloßer Unbedachtsamkeit geschah, sieht wie vorbedachte Absicht aus, und da hierin schwer zu unterscheiden ist, so sind die Kaufleute mißtrauisch und stets auf ihrer Hut.

Unser Commis aber zeigte sich höflich. So manchen Zweifel er auch hegte, er verrieth ihn durch keine Sylbe, durch

keine verletzende Miene; Alice aber erröthete in der Verwirrung, sie stammelte schnell einige Entschuldigungen, warf das Restchen Spitze auf den Tisch, als ob sie sich die Finger daran verbrannt hätte und entfernte sich hastig, um den neugierigen Blicken der Anwesenden zu entgehen.

— Himmel! wenn Henry bei mir gewesen wäre! sprach sie zu sich selbst, er wäre vor Schaam vergangen. Welche Vorwürfe hätte er mir über meine Unbesonnenheit gemacht!.. Gott gebe, daß er es niemals erfährt.

Unglücklicherweise sollte dieser unbedeutende Vorfall traurigere Folgen für Alice nach sich ziehen, als sie erwartete.

Am nächsten Morgen brachte man der Mistreß Aytoun die verschiedenen Stücke Spitzen, unter welchen die junge Frau wählen sollte. In dem Augenblicke aber, wo sie die Waare empfing, war Alice im Begriff, einen Besuch zu empfangen. Sie ersuchte den Commis, die Spitzen liegen zu lassen und in einiger Zeit wiederzukommen. Nach Verlauf von zwei Stunden kam der Commis zurück; Alice traf ihre Auswahl in seiner Gegenwart. Er maß und schnitt so viele Ellen ab, als sie nöthig hatte, nahm das Geld dafür in Empfang und entfernte sich mit dem Uebrigen.

Eine Stunde war kaum vorüber und Alice betrachtete mit fast kindischem Ergötzen ihren Putzkram, als sie an die Thüre des Hauses mit Ungestüm klopfen hörte und Susanna fast zu gleicher Zeit Herrn Green, als den Eigenthümer des Ladens, anmeldete, in welchem Alice die Spitzen gekauft hatte.

Herr Green war ein stämmiger, untersetzter Mann, mit einem bausbäckigen Kupfergesichte, das seinen Kunden süßlich entgegenlächelte, während er sich gegen Untergebene strenger zeigte, als es die Nothwendigkeit erheischte

— Madame, sprach Herr Green in barschem, unhöflichen Tone, es thut mir leid, wenn ich Sie störe; ich bringe aber hier das Stück Spitze mit, das ich Ihnen geschickt hatte und wovon Sie zwei Ellen zu kaufen beliebten; ich maß es nach, als mein Commis wieder nach Hause kam und fand, daß noch drei Ellen daran fehlten.

— Großer Gott! rief die junge Frau erschrocken aus; wie können Sie so was sagen, mein Herr; Ihr Commis selbst hat die zwei Ellen, die ich gekauft, von dem Stücke abgeschnitten.

— Ja wohl, Madame, erwiederte Herr Green mit ironischer Miene, mein Commis war's .... das Stück, von dem die Rede, kam aber ganz aus meinem Laden; es blieb mehrere Stunden in Ihren Händen, und das zwar auf Ihr ausdrückliches Begehren .... Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Madame, die Sache kömmt mir verdächtig vor: sie muß klar werden.

— Wie, mein Herr, rief Alice mit Unwillen, könnten Sie daraus folgern, daß ich das Stück, das Ihnen fehlt, behalten habe?

— Ich, Madame, ich folgere nichts daraus; ich behaupte nur, daß mir irgend Jemand drei Ellen Spitzen weggenommen hat .... Sind Sie's nicht, so ist's einer Ihrer Dienstboten .... Haben Sie Niemanden in Verdacht?

— Niemand. Ich habe zwei weibliche Dienstboten bei mir: keine von beiden betrat das Zimmer, wo Ihre Waare lag, während der ganzen Zeit, in der sie darin geblieben ist.

— Dann, Madame, nahm Herr Green das Wort, thut es mir sehr leid; da ich aber mein Eigenthum zurück haben muß und es nirgend anders, als in diesem Hause seyn kann, so werden Sie die Güte haben, mir zu gestatten, daß eine genaue Untersuchung bei Ihnen angestellt werde.

Zu gleicher Zeit rief er einen Polizeibeamten herbei, den er mitgebracht und der vor der Thüre gewartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Amschaspands und Darvands.

Von F. Lamennais.

Das Journal des Débats vom 1. März enthält einen Aufsatz über das neueste Werk des Herrn Lamennais. In sofern dieser Schriftsteller an der Spitze der Geistesrichtung steht, welche allen Grundlagen unseres Staats durchaus entgegen ist, kann es von Interesse seyn, diesen Erbfeind unserer Verhältnisse einmal näher zu betrachten.

Wir Deutsche sind, dem Ausland gegenüber, auf unseren Charakter stolz. Dieser Charakter ist Ehrlichkeit und er bildet sich hauptsächlich dadurch, daß wir unser ganzes Leben hindurch unsere Gesinnung frei aussprechen und aussprechen können. Das Leben von 70 Jahren ist eine fortwährende Schule, natürlich wird in den verschiedenen Zeiträumen desselben unsere Gesinnung verschieden seyn, und bei einer gesunden Entwickelung aus vielfältiger Erfahrung sich zuletzt ein Resultat der Gesinnung bilden, welches dauernden Werth hat. Wie in jeder Beziehung, gilt dieß vornehmlich auch in der Politik.

Wenn man diesen Satz als richtig annimmt, so folgt daraus, daß man jede politische Verirrung junger Leute als vorübergehend ansehen muß und nicht hart bestrafen kann, keinesfalls aber den Umstand, daß Jemand in derselben befangen gewesen, als etwas Straffälliges oder Bedenkliches betrachten darf, im Gegentheil wird Der der Zuverlässigste seyn, welcher die ganze Schule durchgemacht. Straffällig und der dauernden Beaufsichtigung nöthig wird erst Der, welcher auch im reiferen Alter, in Folge einer unrichtigen Schule, zu einer Geistesrichtung gelangt ist, die unsern vaterländischen Principien durchaus entgegen steht.

Es gibt Personen, welche ohne diesen Ideengang durchzumachen, auf richtigem Pfade an's Ziel gelangen, es sind wenige Glückliche, die man mit dem Menschen vor dem Sündenfall vergleichen kann. Leider sind aber diese Personen oft absprechend und unbillig bei der Gesinnung Anderer, sie sind es, weil sie keine Erfahrung besitzen. Am mildesten urtheilen Diejenigen, welche diese Erfahrung in vollem Maaße durchgelebt haben, aber nur gegen die Jüngeren, sie vermeiden jedoch für immer Diejenigen, welche sie noch im reiferen Alter in den Verirrungen eines jugendlichen Alters befangen sehen, sie halten sie für unverbesserlich und mögen darin nicht unrecht haben.

Anders als in Deutschland ist es in Frankreich, dort gilt es für ein Verbrechen, wenn Jemand die zuerst bei ihm zum Ausdruck gekommene, oder besser noch, die ihm angeborne oder vor der Geburt vererbte politische Gesinnung wechselt. Ein Franzose, welcher von der Höhe herab, wie von der Hefe heraus, geachtet und respectirt seyn will, muß sich in einer politischen Gesinnung festgerannt haben und ist dazu verdammt, in dieser Meinung zu bleiben bis an sein seliges Ende; wäre er z. B. ein Republikaner, so darf er nicht mit der Entwickelung seines Ideenganges zu einer Repräsentativverfassung gelangen, oder er heißt ein Abtrünniger und wird im Publikum, in Zeitungen und in den Kammern täglich daran erinnert. In Frankreich muß man ein Parteimann seyn.

Diese unsere deutsche Entwickelungsfreiheit wird nicht genug geachtet und unsere jungen Schriftsteller verdammen sie sogar und proklamiren die Parteien des Auslandes, warum? weil sie in ihrem unreifen Entwicklungsgange wirklich und mit Recht Parteimänner sind und diese Parteisucht könnte man ihnen auch gewähren, wenn sie darin nicht laut, hoch- und übermüthig würden, die zur Ruhe gelangten Gemüther schmähten und sich selbst ihre Zukunft verdürben, denn zu vielem andern Hochmuth kommt auch der, daß sie die Stufe ihrer

Geistesentwicklung für die Spitze halten und nicht davon weichen wollen. Hier wird die Strafe nöthig, um den Verirrten mit Gewalt weiter zu treiben und sie sollte aufhören, sobald dieß gelungen ist.

Daß uns solche verirrte jugendliche Parteimänner, uns Deutschen, uns Preußen schädlich werden könnten, wenn sie ihre Parteiwuth nicht bis zum Wahnsinn treiben und wahnsinnige Handlungen begehen, ist kaum zu glauben, aber sie können unangenehm und verdrüßlich werden, es kann nicht unrecht seyn, wenn sie einmal derb zurecht gewiesen werden, doch ohne nachhaltige Strafe, die den künftigen Menschen ruinirt.

In Frankreich darf die Regierung eine solche Gesinnung nicht antasten, ohne ein Verbrechen an der öffentlichen Meinung aller Parteien zu begehen. Die Regierung muß sie ertragen mit allen ihren Unbequemlichkeiten. Dieß ist der eigentliche krankhafte Zustand Frankreich's, dieß ist sein Verderbliches, gegen diese Parteien muß sich das Ausland wehren und wer diese Parteien bei uns geltend machen will, der überträgt die Krankheit auf unser Vaterland, der hemmt die Freiheit unseres Entwicklungsganges.

In Frankreich haben wir also die Parteien legalisirt. Die republikanische Partei so gut wie die andern. Die Spitze, die Blüthe, die Poesie dieser republikanischen Partei ist Lamennais. Seine Schriften müssen natürlich auch der deutschen Jugend, welche noch nicht darüber hinaus ist, ganz besonders zusagen. Es ist möglich, daß sie Manchem schaden könnten, daß sie ihn, besonders mit ihrer Poesie, denn wahre Poesie gefällt immer und in allen Formen, auf einem ungesunden Standpunkt fixirten und deshalb ist es auch nicht gerathen, sie zu dulden.

In einem Lamennais finden wir also die Ideen ausgesprochen, mit der Feder entwickelt und fixirt, welche bei uns dem Einzelnen vorübergehend erscheinen und verschwinden, die er in sich, in stiller bescheidener Einsamkeit verarbeitet, in einem Seelenzustande, für den uns selbst unsere heilige Schrift ein Bild an dem Herrn giebt, der von dem Teufel in die Wüste geführt ward. Die Richtung der Lamennaischen Gesinnung als Ausgangspunkt, als Prinzip, als Norm aufgestellt, wird für uns zum Verbrechen; sie wäre das Verderben unseres Staatslebens, sie ist unser Erbfeind; aber sie ist auch ein Geist der Zerstörung für Frankreich, und dieses weiß auch die französische Regierung.

Interessant ist nun, was die französische Regierung dagegen thut. Alle politische Blätter besprechen das Buch gewissermaßen in der Form einer Bücherkritik, kurz, nennen es geistreich, sagen: es sey das Beste, was Lamennais geschrieben. Das Journal des Débats, das Regierungsblatt, schweigt nicht, sondern es sieht dem Feind dreist in's Gesicht, es giebt einen Artikel, der länger und ausführlicher ist, als alle der übrigen Blätter, eine vollständige Uebersicht des Inhalts, natürlich mit mißbilligendem Urtheil und druckt sogar die stärksten Stellen ab. Das Journal des Débats weiß sehr wohl, daß es die politische Gesinnung, welche Lamennais verficht, nicht vertilgen kann und wird, aber es weiß auch, daß das beste Mittel gegen den Uebermuth derselben die Demonstration ist, daß man keine Furcht vor ihr hege. Das Journal des Débats ist darin nicht frech, sondern nur dreist und besonnen, es erscheint in diesem Aufsatze in der schönsten würdigsten Haltung, die wahrhaft Bewunderung verdient. Diese Einleitung schien mir nöthig, um die Mittheilung einiger Bruchstücke aus Lamennais an dieser Stelle zu rechtfertigen.

Das Buch führt den barbarischen Titel Amschaspands und Darvands. Es sind dieß die Namen, welche in der alten persischen Religion die guten und bösen Geister, die dem guten und bösen Princip, dem Ormuzd und Ahriman dienen, bedeuten. Der Gedanke des Buchs ist, daß in den Gebirgen Bactriens ein Greis mit diesen Geistern in einen mystischen Verkehr getreten ist, sie raunen ihm ihre Lehren ein und er schreibt diese Gedanken auf einzelne Blätter. Lamennais hat die gesammelten Blättchen gefunden und sie aus der heiligen Sprache Zoroasters in das Französische übersetzt; so gibt er sie in dem Buche, als einzelne Bruchstücke, im Prophetenton, mit verschiedenen Ueberschriften: Verwaltung, Gesetz, Regierung, Volk, Repräsentativverfassung, politische Versammlungen &c. Uns am Meisten interessiren können die Sätze Regierung, König und Dynastie und Religion.

Es heißt darin unter Anderm:

Regierung.

— Die Sache geht so lange sie gehen kann, und sehr bequem für Diejenigen, welche sich auf dem Rücken der geduldigen Thiere mit breiten Seiten und robusten Gliedern schaukeln, die man Nationen nennt. Jene sind die Regierung. Jedes Thier hat die seine, und die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß der Gedanke, sich ihrer zu entledigen und sich selbst zu leiten, ihnen nicht in den Sinn kommt. Der Elephant muß mit aller Gewalt einen Kornak haben.

König. Dynastie.

— Was die Kornak's betrifft, so tragen sie fast sämmtlich Sorgfalt dafür, sich einen besonderen Ursprung, meistentheils einen mysteriösen und mystischen, beizulegen. Dieses nützt ihnen viel, und wir helfen ihnen, denn sie sind für uns excelente Instrumente. Die Art übrigens ist verschieden, sie enthält mehrere, ursprünglich verschiedene Typen, die, von welcher Art sie auch anfänglich seyn mögen, und ungeachtet der Kreuzung, sehr schnell ausarten. Der Erste jedes Stammes ist gewöhnlich verschlagen und gewaltsam, wie würde er ohne dieß den Ring in die Nase des Büffels bringen? Die, welche folgen, finden die Operation gemacht und den Büffel gezähmt. Du würdest Dir keine Idee von dieser Sammlung von wilden Naturen, welche man den Völkern als Bild des Ormuzd darreicht, von ihrer Vollendung, ihrer Schönheit, ihrer höchsten Güte, um in ihrer Sprache zu reden, machen können. Es ist zum Todtlachen! Ein Mal, ein einziges Mal, diese unvergleichliche Thorheit zu bewundern, wägt die Reise auf, welche ich gemacht. — Keine Macht, welche nicht zerbricht! Vier Brettchen über eine Grube, das ist der Thron! Setzt doch den Fuß darauf! Es fehlt nichts desto weniger an Leuten, welche es riskiren, aber wenn die Bretter knacken und sie knacken überall, welche komische Grimacen!

Religion.

— Was ist heut zu Tage die Religion? Lüge! Alles lügt: Große und Kleine. Diese Religion, so sehr über die andern erhaben, ist abgenutzt, auch sie ist es in ihrer gegenwärtigen Form. Nichts von dem, was die Zeit erschafft, entgeht den Unbilden der Zeit. Feindin der Bewegung, der Welt, welche zu gebären sucht, welche ehemals das Menschengeschlecht leitete, folgt sie ihm nicht auf dem Wege, wohin sie eine mächtige Hand stößt. — Sitzend auf den Trümmern der Vergangenheit, sammelt sie um sich die einzelnen Ueberbleibsel ihrer alten Größe, die Trümmer ihres Reichthums, das glänzende Schweißtuch, worin, wie es scheint, ihr einziger Gedanke, ihr einziger Wunsch ist, bei dem Nahen des jüngsten Tages eingehüllt und begraben zu werden.

Zuletzt heißt es:

Religion, Gesetze, Sitten, Vernunft, Gewissen, Alles löst sich zugleich auf, sagte Konfiz zu Nesorch, der Geist der Fäulniß zu dem, welcher die Gräber verletzt; und die Körper selbst

ohne Saft, geschwächt, entwürdigt, scheinen täglich mehr Geistern, die aus den Gräbern steigen, zu gleichen. Die Welt, die ganze Welt ist nur noch ein kaltes Grab, welches todte Völker bewohnen. Strecke Dich darüber aus, breite Dein Lager darüber, durchdringe sie mit den aus Dir hauchenden feuchten Dämpfen, erhitze mit Deiner Glut diese faule Asche, nimm diese häßlichen Gerippe in Deine Arme, kose sie, küsse sie mit üppiger Lust und bei dem Anblick seiner auserwählten Creatur, seines Königs der Würmer, wird Ormuzd voll Schrecken und Abscheu schaudern.

Der Verfasser dieses Aufsatzes glaubt nicht, daß die Uebersetzung dieser Stellen, nachdem er sie in ruhiger leidenschaftsloser Betrachtung, gleichsam als Merkwürdigkeiten vorgeführt, den mindesten Schaden bringen könne, sonst hätte er sie nicht mitgetheilt, er will in ihnen zeigen, daß auch wir dem Erbfeind dreist ins Auge schauen können; er bedarf dabei nicht einmal des geistreichen Schlusses des Journal des Débats, welcher an Montesquieu's Satyren vom Jahre 1721, an seine Lettres Persanes erinnert. Damals habe Alles dem Montesquieu die Hände gedrückt und gesagt: Schreiben Sie uns persische Briefe; jetzt aber könne man Lamennais nicht die Hände drücken und sagen: Geben Sie uns einen zweiten Theil Ihrer Amschaspands und Darvands. In der That ist hier auch von mehr als von Satyre die Rede, es handelt sich hier um ein Prinzip, um ein Princip, das wir verurtheilen!

Berlin, am 11. März 1843. Julius Curtius.

Tablette.

*** (Grillparzer.) Der oft lange schweigsame Dichter hat sich neulich mit einem Liede hören lassen, das er überschrieb: „Der Gegenwart" und es an die Jugend richtete, der er Anfangs über Streben und That etwas Erfrischendes sagt, dann jedoch hinzufügt:

„Eines aber weiß sie nicht,
Und wird's, oft getäuscht, verkennen:
Daß, was heut' am laut'sten spricht,
Wofür alle Herzen brennen,
Was in jeder Meinung steht,
Als für ewig eingegraben,
Kaum, daß ein Jahrzehnt vergeht,
Nur ein Spott noch ist der Knaben.
Daß, wie Mode formt das Kleid,
Auch der Geist tauscht seine Trachten,
Und ein Richter nur — die Zeit,
Als ein letzter sey zu achten. —
Darum wirkt mit rascher That,
Uebergebt euch Strom und Lüften,
Doch das Urtheil und den Rath
Laßt den Reifer'n und Geprüften." (Gesellschafter.)

Aus Mannheim.

(14. März.)

Gestern fand auf hiesiger Hofbühne Baison's zweites Auftreten statt, wozu der ausgezeichnete Künstler die Rolle des Robert in dem von B. A. Herrmann nach dem Französischen bearbeiteten Lustspiele: „Die Memoiren des Teufels", gewählt hatte. Die diesmalige Wiederholung des unterhaltenden Stückes war bei uns die dritte; wenn aber das Sprichwort drei der guten Dinge zählt, so verdient die heutige Reprise nicht nur dieses Prädikat, sondern vielmehr die Bezeichnung: höchst vortrefflich. Ganz natürlich, wenn die Rolle des Robert, der rothe Faden des Stücks, einen so meisterlichen Repräsentanten findet, wie dies in Herrn Baison der Fall ist. Sein Vorgänger in dieser Parthie war bei uns Herr Quien; ein in der Bühnenwelt gut renommirter Darsteller, der sogar am Wiener Burg-Theater, wie zuletzt hier, eine sehr ehrenvolle Stellung behauptete; sich indeß jetzt ganz von der Bühne zurückgezogen hat und demnächst hier vermählen wird. Herr Quien gewann den Beifall des Publikums im bedeutenden Maße, da er nicht nur eine große Gewandheit der Rede wie des Spiels entfaltete, sondern in der Maske des Teufels einen Anflug von glücklicher Imitation des Döring'schen „Mephistopheles" einzuweben wußte. Allein seitdem wir Herrn Baison in dieser Parthie gesehen, müssen wir bekennen, daß der Robert des Herrn Quien sich zu dem Baison'schen verhält, wie ein Monats-Röschen zur prangenden Centifolie, wie Ludwigsburger Champagner zum ächten Sillery, wie ein Geßner'sches Schäfergedicht zu den feuersprühenden Liebesgesängen Anakreons. Baison's Robert trug den echt französischen Typus an sich, was die Franzosen mit dem Ausdruck verve bezeichnen. Die ganze Parthie war von einem Leben, einer Frische, einem Feuer, einer Beweglichkeit durchweht; die verschiedenen Situationen des Helden, den einzelnen Personen gegenüber, so glücklich aufgefaßt und benutzt; Vortrag und Spiel von so viel pikanten und drastischen Schattirungen begleitet, daß der Erfolg ein ganz entschiedener war und das Publikum durch von Scene zu Scene sich steigernden Beifall und rauschenden Hervorruf am Ende des zweiten und dritten Aktes dem trefflichen Künstler die wohlverdienteste Anerkennung zollte. Vorzüglich boten die wechselvollen Scenen des zweiten Aktes Herrn Baison vollkommene Gelegenheit, das Brillantfeuer seines reichen Talentes nach allen Richtungen hin erglänzen zu lassen, wozu die interessanteste Persönlichkeit des Darstellers, gehoben durch ein eben so gut gewähltes, als reiches und geschmackvolles Costume, noch das Ihrige beitrug. Auch wußte Herr Baison diesmal die Hindernisse, welche die beispiellos schlechte Akustik unsers Schauspielhauses allen Künstlern — ob Sänger, ob Schauspieler — besonders beim ersten Auftreten entgegenstellt, durch die geeignete Modifikation seines eben so sonoren als biegsamen Organs völlig zu beseitigen. Der geschätzte Gast fand bei den Mitwirkenden die beste Unterstützung und bezeichnen wir hier namentlich Herrn Brandt, der aus der schwierigen Rolle des Maurers Gauthier ein ergreifendes Charaktergemälde schuf und verdienten Beifall erhielt. — Morgen findet die dritte Vorstellung des Herrn Baison als Molière im gleichnamigen Stücke statt, das hier zum ersten Male in Scene geht.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Zweisylbig.)

Nur in der freien, kräftigen Zweiten
Hat meine Erste das wahre Bedeuten.
Wird sie geleitet durch andere Mächte,
Hüte dich wohl, daß man sie dir nicht knechte! —
Erstes und Zweites mußt du entbehren,
Kannst du das Ganze schätzen und ehren.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing.

Sonntag, den 19. März. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer.

Montag, den 20. März. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Ferd. Raimund. Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Valentin: Herr Wallner, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 79. 20. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Einaug.

Oberrheinische Sage, von Frank von Steinach.

Der Einaug sprang, die Faust geballt,
Vom Lager, im Morgennebel;
Warf sich ins Büffelwamms und schnallt'
Sich an den Gurt den Säbel;
Rief aus dem Schlaf den stärksten Knecht:
„Heda, Gesell, mach' Dich zurecht!
Mir träumte: sollen reiten!
Du sollst mich heut' begleiten!“

Und hurtig ging's zu Roß in's Thal
Zum Wasgau, gen Annweiler.
„'S gibt einen Höllenfang, beim Gral!
Du seyst mit mir der Theiler!“
Sie ritten über Stock und Stein
Landaufwärts in den Wald hinein,
Durchschweiften alle Wege,
Die Schluchten und Gehege.

Doch fand zu Raub sich keine Spur,
Wonach die Beiden lechzten;
Grimm angeschoß'ne Hirschlein nur
Im stillen Grund verächzten.
Der Sperber schreit, es klopft der Specht,
Der Raubherr flucht, es murrt der Knecht .. —
So bogen um einen Hügel
Sie mit verhängtem Zügel.

Da, wie den Vorsprung sie erreicht
Im halben Dämmerdunkel,
Die Ritterburg Ramberg sich zeigt,
Und wandelnd Lichtgefunkel.
Ihr Anblick, heisa! war kein Dorn
Dem Einaug. — Hei! stieß er in's Horn,
Daß schmetternd von dem alten
Gestein die Töne prallten.

„Halloh, thut auf! ein Dach gewährt
Zween abwegs irren Recken!
Das Rößlein stutzt, der Nachtwind fährt
Grausig durch Busch und Hecken!“ —
Auf Gastfreundschaft der Ramberg hält;
Die Kette rollt, die Brücke fällt,
Und Schloß und Riegel sprangen,
Die Gäste zu empfangen.

„Beim Sakrament, so hat es Art!“
Der Einaug rief's dem Knechte.
„Das Burgherrlein wohl hat bewahrt
Goldfischlein für die Hechte!“
Sie saßen ab bei Fackelstrahl,
Sie traten in den Rittersaal,
Und ließen sich's gefallen
Bei Wildpret, Fisch und Quallen.

Sie machten sich's bequem fürbaß,
Der Strolch und sein Genosse;
Sie tranken aus dem besten Faß,
Und trieben Scherz und Posse.
Ernst aber furcht' des Ritters Stirn,
Unruhig brannte sein Gehirn,
Als wollt' ein böses Ahnen
Geheimnißvoll ihn mahnen.

Und als genommen war das Mahl,
Bestellt die Schlummerzellen,
Verläßt er alsobald den Saal,
Geh'n schlafen die Gesellen.
Der Schnapphahn doch bei Seite raunt:
„Um Mitternacht sey wohl gelaunt,
Wenn er im Schlaf verloren,
Das Herz ihm zu durchbohren!“

„Herum in Kist' und Truhe dann
Mit scharfer Nase späht,
Indeß ich sammt dem Kastellan
Die Knappen niedermähe!“ —
Und stille ward's im Ritterhaus,
Die Eule nur und Fledermaus
Umschwirrten, wie Gespenster,
Die runden Erkerfenster.

Unruhe hielt den Burgherrn wach;
Dämonische Gewalten
Umgaukelten sein Schlafgemach
In hundert Schreckgestalten.
Es grins't ihn an und winkt und nickt —
Er lauschet ... still ... nur leise pickt
Die Todtenuhr und knistert,
Der Wind verstohlen flistert.

Er sucht den Schlaf ... er nicket ein ...
Ha! schreckt's ihn auf vom Pfühle!
Ihm war, als ob ein Zentnerstein
A f seinem Herzen wühle.

Er späht ... da blutig von der Wand
Starrt ihm entgegen eine Hand, —
Aus seines Schwertes Scheide
Blutfunkelte die Schneide.

Und heißer schlug an ihm empor
Der Ahnung schwarze Welle ...
So durch den schmalen Corridor
Wallt er zur Burgkapelle.
Kniet vor dem Altar gläubig hin,
Betet zum Herrn mit frommem Sinn,
Vor Unheil und Gefahren
Ihn gnädig zu bewahren.

Den Schimmer warf das ew'ge Licht
Auf's hohe Tabernakel,
Daraus die Liebe Gottes spricht
Im Brodwandlungs-Mirakel.
Darüber mit der Dornenkron'
Am Kreuze hing der Gottessohn,
Darunter stand, voll Schmerzen,
Die Mutter, das Schwert im Herzen.

Wie also im Gebet er lag
Mit seinem Gott im Bunde,
Verkündet dumpf der Glockenschlag
Vom Thurm die Geisterstunde,
Jetzt schleicht, in starker Faust den Stahl,
Des Räubers Knecht, wie er befahl,
Hinauf zu Ramberg's Kammer ...
Noch scholl im Erz der Hammer.

Er legt das Ohr an Wand und Schloß ...
Kein Laut ... auf Muskeln, straffen,
Lenkt er den Fuß, zum Todesstoß
Gezückt die Mörderwaffen.
Doch als er fand die Kissen leer,
Drängt's ihn, wie wirr, zur Thüre quer.
Geschnarch', ... ein Schrei ... die Seele
Entfährt des Schläfers Kehle.

Vom Feuerweine noch durchglüht
Entrauscht die Lebensquelle;
Das letzte, leise Röcheln flieht
Aus tiefer Herzenszelle.
Der Eindring schwamm in seinem Blut, —
Da naht der Graf, in Gottes Hut.
Die Fackel in der Linken
Läßt er sein Schwert erblinken.

Und vor den Mörder stumm und bleich
Tritt er mit strengen Mienen.
Dem kam's, als ob aus dunkelm Reich
Der Rachegeist erschienen.
Entsetzen packt den Bösewicht,
Als halte Gott sein Strafgericht
Ueber dem rauchendrothen
Verruchten Blut des Todten.

Zu seinen Füßen stürzt er, fleht
Um Gnade für sein Leben;
Des Räubers Meuchelplan gesteht
Er reuig und mit Beben:
„Erbarmen meiner Seele, Herr!
O laßt im dunkelsten Gesperr
Mich büßen, schlimm berathen,
Für meine Missethaten!“

Du hast vollstreckt nach Gottes Rath
Die Strafe, — sprach der Ritter, —
Vergeben sey dir drum die That,
Fern Burgverließ und Gitter.
Nun aber flieh, elender Gauch,
Verbirg dich in den dicksten Strauch,
Und preis' durch Gottes Gnade
Ew'ger Fürsehung Pfade!

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

II.

Man kann sich den Unwillen Alice's denken, als sie sich solch schmählichem Verdachte bloßgestellt sah und Herr Green die Absicht kund gab, eine Hausuchung bei ihr vornehmen zu lassen. Hastig zog sie eine Schelle an, worauf Susanna sogleich herbeikam.

— Susanna, rief die unglückliche Alice in Thränen zerfließend: dieser Mann beschuldiget mich, ihm die Spitzen, die ihm fehlen, gestohlen zu haben ...

— Gestohlen! wiederholte Susanna mit einem unbeschreiblichen Tone des Erstaunens ... Spitzen gestohlen! Wie? und Sie könnten sich unterfangen, so Etwas von Mistreß zu argwöhnen?

— Ei nun! erwiederte der unerschütterliche Kaufmann; warum auch nicht! Die Unfeinheit schöner Damen, die zu mir kommen, kostet mich jedes Jahr mehr als dreihundert Pfund Sterling! aber ich will diesem Unfuge steuern, ich will ein Exempel statuiren!

— Aber Herr Green! fiel ihm Susanna ins Wort.

— Aber, mein Kind, ich habe das Recht, eine Haussuchung anzustellen und ich werde es geltend machen ... also Herr Flibbert, thun Sie Ihre Pflicht.

Die Haussuchung fand wirklich statt, trotz der Protestationen Susanna's und der Thränen ihrer Herrin. Schränke, Buffets, Kommoden, Alles wurde mit der umständlichsten Sorgfalt durchstöbert und zwar nicht nur in den Zimmern Alice's, sondern auch in den Gemächern ihrer Dienstboten. Sie mußten sich selbst einer Visitation unterwerfen, und die drei Frauen, durch die Drohungen des Kaufmanns und des Polizeibeamten eingeschüchtert, konnten sich dieser Demüthigung nicht entziehen. Alle Nachsuchungen aber blieben ohne Erfolg. Man fand nichts.

Herr Green war aber nicht der Mann, der sich so schnell abschrecken ließ: seine Waare, sagte er, müsse irgendwo in dem Hause versteckt seyn; darauf beharre er steif und fest, und er wolle es vor allen Gerichtshöfen Europa's beschwören; er müsse darauf dringen, daß Mistreß Aytoun ihn zu einem Polizeirichter begleite.

— Sicherlich, fügte der würdige Sohn der City hinzu, werd' ich meine Spitzen nicht wiederfinden. Wie leicht ist es nicht, einen Gegenstand dieser Art zu verbergen! es ist sogar möglich, daß man sie schon aus dem Hause geschafft hat ... Ich bin der vielen Verluste müde und entschlossen, die Sache bis aufs Aeußerste zu treiben ... ja, ja aufs Aeußerste! ich will den schönen Damen schon zeigen daß sie sich nicht Alles gegen einen armen Kaufmann erlauben dürfen!

Während Herr Green auf diese Weise seinem Grolle Luft machte, bemühte sich Alice wieder etwas Geistesgegenwart zu gewinnen und zu überlegen, was ihre Lage erheische.

— Herr Green, sagte sie, indem sie entschlossen ihre beiden

Hände, womit sie sich das Gesicht bedeckt hatte, sinken ließ, ich will Ihnen den Werth der Spitzen, die Sie verloren, ersetzen. ... Gott ist mein Zeuge, fügte sie hinzu, indem sie ihre thränenschweren Augen gen Himmel hob, Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin; aber um der neuen Demüthigung, womit Sie mir drohen, zu entgehen, wollte ich lieber zwanzig Mal mehr bezahlen, als Sie in Anspruch nehmen.

— Das glaub' ich schon, Madame, entgegnete Herr Green mit Kälte, das glaub' ich auch ohne Ihre Versicherung ... Damit komm' ich aber nicht zu meinem Zweck. Ich habe schon Aehnliches erlebt: eine junge Dame stahl mir ein Stückchen Spitze ... wie Sie ...

— Oho! Herr Green, unterbrach ihn Susanna.

— Ich wollte sie gerichtlich belangen lassen: sie weinte, schluchzte, betheuerte, daß sie verloren sey, daß sie vor Kummer und Scham sterben würde ... ich bin gutmüthig, ich ließ mich beschwatzen: ich gestattete ihr, sich zu entfernen; — was geschieht? als sie der Gefahr entgangen war, sagte sie, durch Einschüchterung hätt' ich ihr die Bezahlung von Waaren erpreßt, die sie nie bekommen hätte ... Nein, nein, liebe Mistreß, das Gericht soll zwischen uns beiden entscheiden ... belieben Sie mir zu folgen: ich vermuthe, daß es Ihnen lieber seyn wird, wenn wir hinfahren, statt zu Fuße ... je nun!

Alice antwortete nicht auf diesen Vorschlag; sie war auf einen Stuhl gesunken und weinte bitterlich. Susanna weinte gleich ihrer Gebieterin und das andere Mädchen stimmte wehklagend in gleichem Tone an.

— Ich will einen Fiacker holen, fuhr Herr Green fort, der sich dieser Scene nicht ungern zu entziehen schien; bleiben Sie hier, Herr Flibbert, ich komme gleich wieder.

— Schon gut, Herr Green, erwiederte der Polizeibeamte mit einer Geberde des Einverständnisses: fürchten Sie nichts, ich verstehe mein Handwerk.

— Guter Gott! rief die arme Alice mit dem schmerzlichsten Ausdrucke des gekränkten Ehrgefühles: sah man jemals eine unwürdigere Behandlung! ... Was soll ich thun? zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen!

— Meine gute Mistreß, sagte Susanna, soll ich die Hülfe unsrer Nachbarn in Anspruch nehmen? ... Dieser Herr Green hat wahrhaftig nicht das Recht, eine Frau Ihres Standes auf solche Art zu behandeln.

— Sey ruhig, entgegnete Herr Flibbert, Herr Green kennt das Gesetz; es spricht für ihn, und ich muß sagen, er hat Recht, daß er sich desselben bedient.

— Ich habe große Lust, zu Herrn Morland und Herrn Parsons zu gehen, fuhr Susanna fort, ohne den Polizeibeamten zu beachten; sie werden uns gewiß zu Hülfe eilen und diesem Verfahren Einhalt thun.

— Nein, nein! antwortete Alice, nicht um die Welt möcht' ich zu ihnen meine Zuflucht nehmen, das hieße mein Unglück der Oeffentlichkeit preisgeben. Wie würden Mistreß Morland, Mistreß Parsons und ihre Töchter sich über die Erniedrigung freuen, die mir widerfahren! sie würden sie als Neuigkeit in der ganzen Stadt verbreiten. ... nein! nein! besser, viel besser, wenn sie gar nichts erfahren! ... bleibe bei mir, Susanna, verlaß mich nicht.

In diesem Augenblicke kam Herr Green zurück und sagte, daß der Fiacker vor dem Hause halte. Alice, Susanna und der Kaufmann stiegen in den Wagen; Herr Flibbert dagegen setzte sich, wie im Triumphe, auf den Bock zu dem Kutscher, dem er gebot, sie nach Bow-Street zu fahren.

Mistreß Aytoun setzte zum erstenmale in ihrem Leben den Fuß in ein Polizeibureau und sie wußte durchaus nicht, wie sie sich hier benehmen sollte. Ueberdies hatte sie ganz und gar den Kopf verloren; Susanna fühlte nicht weniger Angst als ihre Gebieterin, und da Niemand zugegen war, um ihnen Beistand zu leisten und zu ihren Gunsten jene kleinen Privilegien in Anspruch zu nehmen, die man Leuten von nicht gemeinem Schlage zu bewilligen pflegt, so sah sich die unglückliche Alice genöthiget, in den Audienzsaal zu treten und sich unter die Menge zu mischen.

Der Gerichtsbeamte vernahm gerade die Aussage eines rothhaarigen Menschen, dessen schmutziger Paletot und übertretene Stiefel weniger als seine Haltung und sein Benehmen, den Helden von der Schenke kund gaben, welcher, vermittelst Geberden und einer Sprache, die mit der ganzen Umgebung im vollkommenen Einklang standen, zwei elende Geschöpfe, deren Aussehen den Stempel der Verworfenheit trug, anklagte, ihm am vorigen Abende, seine Uhr und Börse gestohlen zu haben. Und ein solcher Mensch besaß eine Uhr und eine Börse! — Die übrigen Anwesenden glichen diesem Muster von einem Galgenschwengel: Beutelschneider, Vagabunden, Gassen- und Rauchfangkehrer, Kohlenträger, Boxer, Spitzbuben aller Art, feile Dirnen drängten sich unter einander vor den Schranken des Tribunals. Alle diese Angesichter, worauf Trunksucht ihr Siegel gedrückt, zeigten den Ausdruck der Gemeinheit und moralischen Versunkenheit. Die Angeklagten und Zeugen liehen den Verhandlungen ein aufmerksames Ohr; die von Andern begangenen Verbrechen schienen ihnen durchaus nicht fremd zu seyn: bald erhob sich aus dieser Menge von zerlumpten Gestalten ein sympathetisches Murmeln; bald öffneten sich die welken Lippen in Ausbrüchen plumpen Gelächters. Auch Herr Green fühlte sich von dem Anblick einer solchen Versammlung unangenehm berührt und er konnte nicht umhin, seine Unbehaglichkeit zu erkennen geben.

— Folgen Sie mir, sagte Herr Flibbert zu seinem Gefährten: ich kenne die Localität; dort unten steht eine Bank, wo wir bequem abwarten können, bis die Reihe an uns kömmt; das kann vielleicht noch eine Stunde dauern.

Und der Polizeimann, der sich hier auf seinem Terrain befand, bahnte sich einen Weg durch diese Masse von Laster und Verworfenheit und führte Herrn Green, Alice und Susanne nach dem andern Ende des Saals. Alice und Susanne setzten sich neben einander; erstere verhüllte das Antlitz mit ihrem Schleier und bedeckte die Augen mit ihrem Taschentuche. Herr Green blieb in ihrer Nähe stehen. Der ehrenwerthe Herr Flibbert, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, die dürren Beine der Länge nach ausgestreckt, die Hände über dem Bauch gefaltet, lauschte mit der Theilnahme eines ächten Handlangers der Gerechtigkeit den Verhandlungen, zu welchen der Prozeß zwischen den beiden Dirnen und ihrem Ankläger, dem Herrn mit den rothen Haaren, Anlaß gab. Der Diebstahl fand, der Aussage des Letztern zufolge, in einem Laden statt, worin Austern verkauft wurden. Die beiden Dirnen gestanden, mit dem Kläger hinein gegangen zu seyn, erklärten aber, daß die Uhr und die Börse ihnen angehörten, daß die Anklage falsch sey u. s. w. Hierauf Protestation des Rothhaarigen, contradictorische Zeugenaussagen, Gelächter der Anwesenden und Alles dies begleitet von brutalen Flüchen, dem Jargon der Gauner und unzüchtigen Detaillirungen. Alice befand sich in einem Zustande, als laste ein schwerer Alp auf ihrer Brust. Noch nie in ihrem Leben sah sie, noch nie hörte sie, was sie heute zu sehen und zu hören gezwungen war. Vergebens bemühte sie sich, die Augen wegzuwenden und sich der traurigen Gedanken zu entschlagen, die ein für sie so neuer, jedes gesunde, sittliche Gefühl abschreckender Verkehr in ihr erzeugen mußte. Die Fremdartigkeit dieses Schauspiels beschäftigte ihre Einbildungskraft und erfüllte sie mit Abscheu und Entsetzen. Eine Bewegung im Gerichtssaale entriß sie ihren Träumereien. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Paris, 9. März.) Vorgestern fand im Théâtre français die erste Aufführung von Victor Hugo's „Burggrafen" statt. Außer den Logen ersten Rangs wurde auch nicht ein Billet zum Verkaufe überlassen; die Zettel enthielten die ausdrückliche Bemerkung: „Les bureaux ne seront pas ouverts." Der Dichter hatte sich aus Furcht vor Cabalen alle Plätze vorbehalten; also ein durchweg freundliches und Fraubasen-Publicum. Alle Notabilitäten waren im Theater, man bemerkte Thiers mit seiner Familie, der Dlle. Rachel in ihrer Loge besuchte, wo sie mit dem Grafen Walewski saß, Duchatel, Teste, Emil Girardin, Liadières, Lamartine, Romieu, Montalivet, A. Musset, de Vigny, Ingres, Delacroix, Winterhalter, Pradier, die Fürstinnen von Lieven und Belgioso, den Herzog von Serra-Capriola, Lherminier und Benazet, die Mars und J. Janin, Thalberg und Sivoni, den Grafen Molé und Odilon-Barrot, und allein im Orchester Mauguin in seiner neuen politique d'isolement verharrend, die Gräfin Toreno mit einem Brillantschmuck von dem Werthe einer Million geziert, ihr Exil mit Würde und Geduld ertragend, die Exlänzerin Noblet, jetzt verwittwete Gräfin Claparède — mit einem Worte: das Publikum war interessanter als das Stück. Was soll ich von letzterm sagen? Einige alte Rheinsagen, etwas Barbarossa, etwas Familie Schroffenstein von Kleist, ein wenig Ahnfrau von Grillparzer, wenig Handlung, pomphafte Verse, ächtes Donnerrollgebrülle, sturmprasselnde Alexandriner voll Klang, wie sie nur Victor Hugo zu machen weiß, und französische Schauspieler, die mit den traditionellen vollen Backen und hohlem Munde herauszudeclamiren wissen, übrigens Langeweile. Die Unparteiischen sahen sich lächelnd an; die Freunde klatschten wüthend; aber überall nichts Neues, nichts Großes, nichts Bleibendes! Die vorhergegangenen Reclamationen, Anzeigen, Processe, Scandale erinnerten nur zu sehr an das alte Parturiunt montes! — Die Journalurtheile werden durchaus parteiisch seyn, entweder unbedingt vergöttern oder unbedingt verdammen. Ein Drittes gibt es nicht. Das ist Victor Hugo's Schicksal. (Allg. Ztg.)

*** Das Journal: The friend of China, berichtet, daß der Bau des königlichen Theaters in Hong-Kong sichtlich fortschreite. Die Schauspielerinnen, „deren Schönheit und Talent nur durch ihre fleckenlose Tugend übertroffen werde," seyen schon angelangt. (Hamb. lit. u. kr. Bl.)

Aus Mannheim.

(14. März.)

(Fortsetzung.)

Außer Herrn Baison sahen wir im Laufe dieses Monats noch einen andern Gast im recitirenden Schauspiel, Herrn Wagner, vom königlichen Hoftheater zu München. Derselbe trat bisher als Jakob Wehringer in der „Braut aus der Residenz", William im „Heirathsantrag auf Helgoland", Fürst in „Isidor und Olga" und endlich als Egmont auf. Wenn es nun auch diesem noch jungern Darsteller nicht gelang, das Publikum auf gleiche Weise wie Herr Baison für sich zu gewinnen, so muß man ihm dennoch den Besitz schätzenswerther Eigenschaften, von denen wir ein vollklingendes, modulationsfähiges Organ, eine feurige Empfindung, die Herrn Wagner nur öfters im Spiel, wie in der Rede, zu sehr fortreißt, so daß letztere manchmal polternd und undeutlich wird, hervorheben wollen, wie überhaupt ein offenkundiges Bühnentalent zugestehen, so daß eine Acquisition desselben für unser Institut nicht ungeeignet erscheinen würde. In der Rolle des Egmont traten die Vorzüge des aufstrebenden jungen Mannes und sein Beruf zur Darstellungskunst am unbestreitbarsten hervor und überzeugten uns, daß derselbe, bei fortdauerndem Studium und Eifer, denen die Zeit noch die nöthige künstlerische Ruhe zufügen mag, sich bald den bessern Künstlern anreihen wird. Herr Wagner fand auch im Verlaufe des Egmont verdiente Aufmunterung und wurde am Schlusse gerufen. Sehr zu beklagen war es, daß die Gesammtdarstellung des großartigen Meisterwerks, dieser Zierde deutscher Bühnenschöpfungen, so wenig würdig war. Wir wollen nicht davon reden, daß die Rolle des Klärchen, dieses mit allen Reizen der begeistertsten Fantasie ausgestatteten Prototyps der innigsten, reinsten und aufopferndsten Liebe, ein Seelenbild, das nur wenige, selbst begabte Darstellerinnen vollkommen zu lösen vermögen, wegen Erkrankung der Dlle. Pichler von Dlle. Greenberg d. ä. — deren Individualität sonst jedenfalls geeigneter zu dieser Rolle als die der Dlle. Pichler erscheint, und deßhalb gleich mit derselben hätte betheilt werden sollen — rasch übernommen und, wie es heißt, zum ersten Male repräsentirt werden mußte; eine Aufgabe, die unter solchen Umständen, der größten Künstlerin auch nur theilweise gelungen seyn würde. Aber davon wollen wir reden, daß die Besetzung der meisten übrigen Partheien, selbst bei aller Berücksichtigung vorhandener Lücken im Personal, eine unverzeihlich nachlässige, den Werth der Dichtung mißachtende war. Weßhalb war die eben so wichtige als schwierige Rolle des Brakenburg durch einen Anfänger besetzt, dessen Fähigkeiten überhaupt noch im Niveau der strengsten Mittelmäßigkeit stehen, während Herr Bauer an diesem Abend ganz unbeschäftigt blieb? Warum gab nicht Er oder Herr Gehrig — der übrigens den Oranien mit eben so vieler Wärme, als Würde in Ausdruck und Haltung repräsentirte — jene Parthie?! Weßhalb waren die Rollen des Krämers Soest, des Seifensieders, des Buyk ꝛc. in Händen von Darstellern, die in anderer Eigenschaft zwar ehrenwerth und tüchtig, aber zur Mitwirkung in solchen klassischen Werken, wo jedes Wort, jede Sylbe von hohem Werthe, von so großer Bedeutung ist, bei weitem nicht befähigt genug sind. Weßhald diese Mißstände, während die Herren Becker, Leser u. A., die wir so oft mit Vergnügen im Schauspiel wirksam beschäftigt sahen, müßig gingen?!? — So war es kein Mirakel, daß so viele Schönheiten der Dichtung nicht hervortreten konnten, oder nur wie bleiche Sterne flimmerten, daß das gebildete Publikum sich durchaus nicht zu erwärmen vermochte und der Triumph dieses Abends — in Göthe's Tragödie!!! — unserm mit Recht beliebten Komiker Hausmann, dessen Schreiber Vansen in der That eine klassische, eben so naturgetreue als ergötzliche Genrezeichnung war, zu Theil wurde. Auch die scenische Ausstattung, sonst eine Glanzseite unserer Bühne, ließ viel zu wünschen übrig. Warum diese alten, abgeschabten Saaldekorationen, während das Magazin so viele gelungene Werke unsers Mühldörfer besitzt?! Wir wünschen und hoffen, daß die nächste Vorstellung des „Egmont" die Mängel der heutigen vergessen machen und eben so viel Veranlassung zu gerechtem Lobe, als heute zu gerechtem Tadel geben möge, den wir beim besten Willen nicht zu unterdrücken vermochten. Um so größeres Vergnügen macht es uns, schließlich noch der gelungenen Ausführung der zu dem Göthe'schen Meisterwerke gehörenden, vollkommen ebenbürtigen Tongebilde Beethoven's, Seitens unsers Orchesters, mit der unbedingtesten Auszeichnung gedenken zu können; da dies durch seine Leistung dem großen Tonfürsten ein würdiges Opfer brachte und auf die Anwesenden eine eben so wohlthuende als versöhnende Wirkung ausübte. (Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 78.

Muthwille.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 19. März. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten, nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer.

Montag, den 20. März. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Ferd. Raimund. Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Valentin: Herr Wallner, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 80. 21. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Nonne.

Den Schmuck der goldnen Haare,
O Jungfrau, opferst du;
Der Jugend goldne Jahre,
Dein Glück und deine Ruh'!

Warum hast du geschworen
Den schaudervollen Eid?
Zum Hochzeitbett erkoren
Das Grab, du arme Maid?

Der Thränen scharfe Lauge
Strömt über ihr Gesicht;
Erloschen ist im Auge
Das helle Vergißmeinnicht.

Die Rosen ihrer Wangen
Hat Sehnsucht abgemäht;
Sie hält das Kreuz umfangen
Im traurigen Gebet.

Frank von Steinach.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Nun kommen wir an die Reihe! sagte Herr Flibbert, indem er sich erhob und sich durch das Gedränge arbeitete: Platz! Platz! ... hierher, Herr Green, hierher, Madame ... Herr Green, Ihr Name wird so eben aufgerufen.

Herr Green setzte seine Klage auseinander und führte alle vorhergegangene Thatsachen und Umstände an. Er erklärte, daß die Spitzen und der Battist, bevor er sie nach der Wohnung der Angeklagten gesandt, von ihm selbst und mit der größten Sorgfalt gemessen worden wären, weil ihm die Dame Verdacht eingeflößt hätte.

Bei dieser beschimpfenden Erklärung richtete Alice den Blick auf den Kläger und ihre Augen zeigten den Ausdruck des schmerzlichsten Staunens, der bittersten Kränkung, die sie erleiden mußte; Susanna, die hinter ihrer Herrin stand, würde gewiß durch irgend eine heftige Gegenrede ihren Unwillen zu erkennen gegeben haben, wenn ihr nicht durch die Gegenwart des Richters und den Anblick der zahlreichen Umgebung das Wort im Munde erstorben wäre.

— Ich will nicht behaupten, fuhr Herr Green fort, den Blick, den ihm Alice zugeworfen, erwiedernd, ich will nicht behaupten, daß die junge Dame hier die Absicht gehabt hätte, mich zu bestehlen. Nein! — die Sache kann, aufs strengste genommen, unvorsetzlich geschehen seyn, und der Schein trügt zuweilen; wenn indessen ein Irrthum ihrerseits stattgefunden, so würde dieser Irrthum doch ganz gewaltig einem Vorbedacht gleichen und viele Leute mußten schon eines weit weniger gegründeten Verdachtes wegen vor Gericht erscheinen.

Hierauf erzählte Herr Green, von neuem beginnend, wie, am Tage zuvor, ein Commis Mistreß Aytoun in dem Augenblick ertappte, als sie gerade ein Restchen Spitzen in die Tasche stecken wollte. Dieser Umstand brachte auf den Gerichtsbeamten, der nun den Kopf schüttelte, und auf alle Anwesenden, unter welchen ein dumpfes Murren hörbar ward, einen tiefen Eindruck hervor.

Der Commis, der die Waaren nach Mistreß Aytoun's Wohnung gebracht hatte, ward hierauf vernommen. Herr Green gab diesem jungen Manne, mit welchem er selbst sehr nah verwandt war, das ehrenvollste Zeugniß: er habe ihn stets treu und fleißig befunden und sein Benehmen berechtige auch nicht zu dem leisesten Verdachte gegen ihn.

Herr Flibbert kam nun an die Reihe und berichtete über die Haussuchung bei Mistreß Aytoun. Er hätte nichts gefunden, bemerkte er; allein dies zeuge nicht für die Unschuld der Angeklagten, da sie hinreichende Zeit gehabt hätte, die vermißten Gegenstände an irgend einen sichern Ort zu verbergen, oder dieselben aus ihrer Wohnung zu schaffen.

Der Richter forderte nun, nach den gebräuchlichen Vorfragen, die arme Alice auf, Alles zu sagen, was sie zu ihrer Vertheidigung anzuführen hätte.

Sie erhob den Kopf, schob den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, bei Seite und sprach mit gefalteten Händen:

— Was soll ich sagen? Ich bin unschuldig ... Gott ist mein Zeuge! Den Erklärungen dieser Leute kann ich nichts entgegensetzen. Wenn wirklich ein Stückchen Spitze abhanden gekommen ist, so weiß ich nicht, wo, wann und durch wen der Diebstahl begangen wurde; ich hab' ihn nicht verübt: solcher Handlung bin ich unfähig, meine Dienstboten haben ihn nicht verübt: ich kann für sie bürgen, wie für mich selbst; übrigens weiß ich gewiß, daß sie das Zimmer nicht betreten haben, wohin die Waaren hingelegt wurden.

— Protestationen, äußerte hierauf der Richter, von welcher Seite sie auch kommen mögen, sind nicht zureichend. Ich sehe mich zu der Erklärung genöthiget, daß der Schein gegen Sie spricht ... Sie sagten, Sie seyen verheirathet und Ihr Gatte reise für Rechnung eines Handlungshauses. Wollen Sie mir den Chef dieses Hauses nennen, damit ich ihn gerichtlich vorladen lassen kann?

Alice neigte den Kopf und antwortete nichts. Durfte sie den Namen nennen, sich compromittiren, ihren Mann in den

Augen seines Principals compromittiren? konnte sie sich dazu entschließen? wie tief verletzt würde sich der überdies so empfindliche Henry Aytoun fühlen, und sie fürchtete den Zorn ihres Gatten.

— Sie schweigen! fuhr der Richter fort ... so nennen Sie mir zum wenigsten einige Verwandte, einige Freunde, einige Nachbarn, die Ihre Moralität bezeugen und die Bürgschaft leisten, die das Gesetz in solchem Falle verlangt?

Alice rang die Hände vor Verzweiflung, aber die Besorgniß, dem Gespötte der Morland und Parsons zur Zielscheibe zu dienen, überwog jede andre Rücksicht. Außerdem lebte sie auf keinem so vertrauten Fuße mit ihnen, um einen solchen Dienst von ihrer Gefälligkeit verlangen zu können.

— Meine theure Mistreß, sagte Susanna ganz leise, lassen Sie mich zu Ihren Bekannten eilen ... ich bitte Sie um Gotteswillen! erlauben Sie mir, daß ich sie zu Hülfe rufe.

— Nein, tausendmal nein! erwiederte Alice entschlossen.

— Wohlan, fuhr der Richter fort, in Betracht der wider Sie erhobenen Beschuldigungen und des Verdachtes, den Sie nicht zu beseitigen im Stande sind, bleiben Sie in Verhaft, bis Sie eine Bürgschaft von fünfzig Pfund Sterling gestellt haben werden ... Gerichtsschreiber, rufen Sie eine andre Parthei auf.

— Platz, Platz! rief Herr Flibbert, kommen Sie hierher, Herr Green! nun, Sie werden wohl nichts verlieren, und Sie sehen gewiß ein, daß es immer gut ist, zum Gesetze seine Zuflucht zu nehmen! ... Was Sie betrifft, schöne Frau, so sind Sie meine Gefangene.

Alice war kaum im Stande sich aufrecht zu erhalten; ihre Kräfte verließen sie, eine Todtenblässe überzog ihr Angesicht, und die unglückliche Frau, fast wahnsinnig vor Entsetzen, schloß die Augen, als könne sie dadurch den Schreckbildern entfliehen, von welchen sie sich umringt sah. Susanne jammerte laut. Herr Green selbst befand sich bei seinem Siege in einer seltsamen Verlegenheit.

In diesem Augenblicke näherte sich der Mistreß Aytoun ein Gentleman von ungefähr 36 Jahren, von einfachem, aber elegantem Aeußern und einnehmendem, verbindlichem Wesen.

— Madame, sprach er, sie achtungsvoll grüßend, vergönnen Sie mir die Ehre, Ihnen als Bürge dienen zu dürfen. Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen diesen kleinen Dienst leisten zu können. Obgleich Sie mir unbekannt sind, so können mich doch Ihre Mienen und Ihr Benehmen nicht täuschen, und ich weiß, was sich Personen von Bildung und Erziehung einander schuldig sind ... Herr Strutt, fügte er hinzu, indem er sich vertraulicher Weise zum Richter wandte, mit dem er sehr gut bekannt zu seyn schien, Sie werden wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ich die Bürgschaft für diese junge Dame übernehme?

— Gewiß nicht, erwiederte der Richter, vorausgesetzt, daß sie ihre Einwilligung dazu gibt.

Alice hatte weder die Zeit, noch die nöthige Geistesgegenwart, um einen Entschluß zu fassen; sie wußte nicht, sollte sie die Bürgschaft annehmen oder abweisen; — da gedachte sie der ihr drohenden Gefangenschaft, und mit der Hast eines Menschen, der dem Ertrinken nahe ist, ergriff sie schnell die rettende Hand, welche ihr zur rechten Zeit geboten wurde. Einige Minuten nachher war sie frei. Herr Green und der Polizeibeamte entfernten sich, Ersterer froh, eine unangenehme Pflicht erfüllt zu haben, der Andere ärgerlich, daß seine Beute ihm entging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Audienz.

Eines Morgens, im Jahre 1726, ging in einer der Galerien des Louvre ein Mann auf und ab, dessen Ungeduld sich in lebhaften, nichts weniger als hofmäßigen Bewegungen äußerte. Dabei verrieth der Schall seiner Tritte Schuhsohlen von ungebührlicher Dicke. Vollends das ungepuderte Haar, die Weste ohne Stickerei, der abgetragene Rock, der abgegriffene Hut, die aus der einen Rocktasche naseweis hervorguckende Pfeife und ein rother Gürtel um den Leib machten ihn zu einem wahren Phänomen für eine Gruppe frisirter, gepuderter, parfümirter, mit Goldstickereien bedeckter und auf rothen Absätzen einherschreitender junger Herren. Jedes dieser Herrchen gab eine Bemerkung über ihn zum Besten. „Er sieht aus, wie der ewige Jude: es fehlt ihm blos der Bart," sprach der Eine. „Oder vielmehr wie ein empor gekommener Wasserträger," sagte ein Anderer. „Welch' eine Tracht!" rief ein Dritter. „Ein Schuster macht ihm die Kleider." — „Ein Schneider macht ihm die Schuhe," ergänzte ein Vierter. — „Bei Gott! er hat geflucht. Heilig Donnerwetter, hat er gesagt. Wer hat diesen Strolch ins Schloß geführt." — „Er riecht eine Stunde Wegs weit nach Rauchtabak. Er wird alle Hofdamen in die Flucht treiben. Wo hat der Schweizer seine Nase gehabt, als er diese übelriechende Ladung einpassiren ließ? Ich werde ohnmächtig. Es ist doch gräulich, wenn ein Mensch nach der Pfeife riecht!"

Der zarte Marquis, welcher so seinen Unwillen aussprach, nahm eine Prise, niesete, schüttelte sein Jabot und fing an, von etwas anderem zu reden. „Frau von Bléronville war auf dem letzten Hofball bezaubernd. Das ist gewiß, Corallen stehen den Braunen herrlich." — „Frau von Lussan, war viel bezaubernder," entgegnete ein Baron mit porzellanweißem Gesicht; „ihre Kleider sind am Hals weiter ausgeschnitten. Was meinst Du dazu, Marquis?"

„Ich ziehe die nackte Wahrheit vor," erwiederte der Gefragte. Die Herrchen lachten. In diesem Augenblick trat ein Mann mit den Admiralsabzeichen in die Gallerie, schritt auf den Unbekannten zu und umarmte ihn mit den Worten: „Welch' guter Wind führt Dich hierher?"

„Ein schlechter Wind, Herr Admiral," antwortete das Phänomen. „Tausend Donnerwetter! lieber möchte ich mit einer Schaluppe einen englischen Dreimaster entern, als einen Fuß in das Cabinet eines Ministers setzen. Zwei Stunden warte ich auf die Audienz, um die ich angehalten habe. Ich weiß nicht, schnarcht der Minister oder frühstückt er."

„Immer mißgelaunt, alter Seelöwe," versetzte der Admiral. „Freilich, vor den Feind hast Du nicht antichambriren gelernt."

Ein Thürhüter erschien in der Gallerie und rief mit lauter Stimme: „Herr Cassard!"

„Hier!" antwortete das Phänomen. „Gleich, Schwarzrock! — Herr Admiral, wie muß ich zu dem Minister sagen?"

„Ew. Excellenz oder Ew. Eminenz."

Der Belehrte folgte dem Thürhüter, indem er die letzten Worte des Admirals leise wiederholte.

Der Admiral näherte sich der Gruppe und ward mit tiefen Verbeugungen empfangen. „Herr Duguay-Trouin," fragte der Eine, „wer ist dieser Cassard, dem Ihr die Ehre erwiesen habt, mit ihm zu reden?"

„Herr Marquis," antwortete der Admiral, „dieser Cassard ist gegenwärtig der erste Seemann Frankreich's. Der Hof kennt ihn nicht, aber der Feind kennt ihn. Mit einem Schiff richtet er mehr aus, als ein Anderer mit einem Geschwader."

„Das wäre übermenschlich," bemerkte der Marquis. „Demnach wäre er ein Seegott."

„Das eben nicht," versetzte Duguay. „Aber, Scherz bei Seite, wollt Ihr seine Geschichte hören?"

„Recht gern. Wir haben noch Zeit bis zum Lever Sr. Majestät."

„Als Seemann fasse ich mich kurz. Cassard ist von Nantes. Sein Vater hinterließ ihm keinen Sou. Er ging nach St. Malo, nahm Dienst auf einem Freibeuterschiff und ward binnen wenigen Jahren einer der geschicktesten Seeleute. Er war es, der 1697 die Beschießung von Carthagena leitete. Bei seiner Rückkehr rüsteten ihm die Nanteser ein Schiff aus, um auf die Engländer Jagd zu machen. Fast jeden Tag brachte er Prisen in den Hafen. Ludwig XIV., der die Leute zu würdigen wußte, ließ ihn an den Hof kommen, ernannte ihn zum Fregattenlieutenant und ließ ihm ein Geschenk von 21,000 Pfd. Sterl. auszahlen. Cassard, damals gekleidet wie heute, ging fort ohne Verbeugung und ohne Danksagung, schiffte sich zu Dünkirchen ein und schnappte den Engländern binnen zwei Monaten dreizehn Schiffe weg. Im Hungerjahr 1709 erhielt er den Auftrag, einer Flotte von sechs Schiffen entgegen zu gehen, die aus der Levante Korn nach Marseille brachten. Die Regierung stellte ihm zwei Schiffe, den Eclatant und den Sérieux. Er rüstete sie auf seine Kosten aus und der Handelsstand von Marseille versprach, ihm diese Kosten zu ersetzen. Zugleich übernahm er das Geleit von fünfundzwanzig Handelsschiffen, die von Marseille ausliefen. Ein Theil dieser Schiffe ging unter dem Schutz des Sérieux nach Malta, die andern geleitete Cassard mit dem Eclatant nach Cap Nagro. Die Kornschiffe wollte er auf dem Rückweg treffen. Er traf sie wirklich. Am 29. April ward er auf der Höhe von Biserta eines englischen Geschwaders ansichtig. Zwölf Stunden lang schlug er sich mit seinem einen Schiff gegen fünfzehn. Mittlerweile liefen die Handelsschiffe glücklich in Porto Farina ein. Am Abend folgte er ihnen mit seinem durchlöcherten Schiff. Tags darauf erschien der Sérieux, nahm die Kornschiffe in Empfang und geleitete sie nach Marseille, während Cassard sein Schiff ausbessern und seine Wunden heilen ließ. Einen Monat später erschien Cassard in Marseille und forderte Erstattung seiner Kosten. Die Handelsleute verweigerten sie unter dem Vorwand, daß nicht er mit dem Eclatant, sondern der Sérieux die Kornschiffe zurückgebracht habe. Cassard verlor seinen Proceß vor dem Gericht von Marseille und weiter vor dem Parlament zu Aix. Ergrimmt schwor er, keinen Fuß mehr auf ein Schiff zu setzen, und hielt sein Wort, wie ein Hofmann, der schwört, nicht mehr zu spielen. Im folgenden Jahr erschien er an den Küsten Sicilien's, vor Smyrna, vor Gibraltar und lief mit einer genommenen englischen Fregatte und dergleichen Handelsflotte wieder ein. Der König ernannte ihn zum Fregattencapitain. In dieser Eigenschaft lief er 1712 von Toulon aus, eroberte im Mai die capvert'schen Inseln, brandschatzte Antigua und Montserrat, nahm im October Surinam und lief mit einer Beute von neun Millionen zu Martinique ein. Der Befehlshaber eines aus Frankreich kommenden Geschwaders brachte ihm die Weisung, mit ihm nach Toulon zurückzukehren. Unterwegs traf er auf die Engländer, griff sie an, trotz der verweigerten Erlaubniß des Oberbefehlshabers, und verdiente sich durch die Tapferkeit, mit welcher er sie schlug, Verzeihung seines Ungehorsams, den Grad eines Linienschiffcapitains und das Ludwigskreuz. In Wahrheit verdiente er Admiral zu seyn."

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr die Stunde des Lever und die Herren setzten sich in Bewegung nach den Gemächern des Königs. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** Paris, 15. März. (Salon für 1843.) Die unbegriffenen Genies der Epoche hätten dieses Jahr Unrecht, wollten sie sich über die Strenge der Prüfungsjury beschweren, denn sie hat den Mittelmäßigkeiten großen Raum gelassen unter den 1400 Gemälden, Kupferstichen und Bildwerken, welche seit heute der Anschauung des Publikums offen stehen. Man kann einige neue Werke schon rühmlich bekannter Künstler bewundern, findet aber nur ungemein wenige beachtenswerthe Leistungen von Meistern, die sich erst einen Namen machen wollen. Von Portraits hat sich eine ungemessene Anzahl zur Ausstellung gedrängt; die Jury mußte viele zurückweisen und doch ist unter den zugelassenen noch viel Mittelgut. An Bildern, heiligen Gegenständen gewidmet, ist kein Mangel; in diesem Genre sind Fortschritte zu bemerken. Von historischen Gemälden, Landschaften, Aquarellen, Miniaturen sind recht artige Sachen ausgestellt. An besonders hervorzuhebenden Stücken sind folgende zu nennen: Tintoret bei seiner todten Tochter; von Leon Cogniet; Kaiser Karl V., wie er dem Mahler Titian den entfallnen Pinsel aufhebt; von Fleury Richard; Salomon's Urtheil von Chopin, der Prophet Jeremias von Lehmann, Hiob von Jules Varnier; — die Vertheidigung Malta's, Achille Harlay und der Herzog von Guise, Carl IX. und der Kanzler L'Hospital, Kleber's Leichenbegängniß, der Kampf der Centauren mit dem Lapithen, die Danaiden (von Pejol), die Schlacht bei Corunna (von Bellanger; sehr gelobt;), Nero, das brennende Rom überblickend; die Eroberung von Medeah, für das Museum zu Versailles bestimmt; Tamar und Judas (von Vernet.) Von Sculpturen hört man erwähnen: Eine Frauengestalt, in Marmor ausgeführt von Pradier und eine Statue des Marschalls Brune. Man vermißt im Salon Werke von Ingres, Delacroix, Scheffer, Delaroche, — also grade von den ersten Meistern. — Der Berichterstatter im National beschwert sich bitter, daß man in Deutschland aus allzu starkem Patriotismus keine Notiz nehme von der Kunst in Frankreich. Zu Bonn habe man die Apotheose der Philosophie al Fresko gemalt ohne Descartes und zu München den Parnaß ohne Corneille und Moliere, die doch noch nicht ganz von Schlegel abgesetzt seyen. (Nebenher mag bemerkt werden, daß die Klage Friedrich Schlegel mit seinem Bruder August Wilhelm verwechselt und den Längstverstorbenen verantwortlich macht für die vergebliche literarische Sünde des noch Lebenden.) Zu Düsseldorf ignorire man naiverweise, daß es auch in Frankreich berühmte Baumeister, Maler und Bildhauer gebe, während Frankreich den Deutschen in allen Kunstbeziehungen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Daß die stolze Ueberhebung der deutschen Meister den Schmeichlern der Könige von Preußen und Bayern Schuld gegeben werde, versteht sich im National von selbst.

*** (Zwergengräber.) Einem New-Yorker Blatt zu Folge, hat man unlängst nahe an der Mündung der Horsecreek in den Kaskasiafluß, und zwar in dem Gebiete der Witwe Jenny Levens sehr merkwürdige Gräber aufgefunden, welche man anfangs irrthümlich für Begräbnisse eines ausgestorbenen Zwergenvolkes gehalten hat. In der That sind diese Grabstätten, welche den Särgen ähnlich in Steine gehauen und mit Steinplatten gedeckt sind, höchstens 4 Fuß lang und 1½ Fuß breit, bei genauerer Untersuchung der Knochen aber erwies es sich, daß sie ungefähr dieselben Dimensionen, wie die unserigen, haben, also keinem Pygmäenvölklein angehören konnten. Dem zu Folge läßt sich mit Grund annehmen, daß man die Leichname in zwei Stücke, oder auch in mehrere

Theile zerlegt und in diese kleinen Behältnisse zur ewigen Ruhe bestattet hat. Der ganze Begräbnißplatz, der gegenwärtig sehr viele Schaulustige anzieht, dehnt sich über ein Feld aus, das mehrere hundert Schritte in der Länge und in der Breite hat. Uebrigens glaubt man aus den vorgefundenen Geräthen ꝛc. schließen zu dürfen, daß die Menschen, welche da begraben liegen, keine Verwandtschaft mit den übrigen Indianern Amerika's hatten, und folglich eine eigene Race bildeten. (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Nachahmungswerthe Untersuchungs-Commission.) Im Staate Massachusetts ist eine Umtaufungs-Commission zusammengetreten, um gründlich und grundsätzlich alle zu häufigen und häßlichen Namen in schöne zu verwandeln. Wie nothwendig erscheint eine solche Commission in Deutschland. Es würde einem längst dringend gefühlten Bedürfnisse abgeholfen! Welche Tausende von Schmidt, Müller, Miller, Schulze, Schultze, Schulz, Schultz, Krause, Schneider! Wie unendlich Viele heißen Hase, Hund, Rind, Fuchs u. s. w.! Wäre es nicht christlich, dieses Heer von Thieren unter den Menschen in Menschen zu verwandeln? Ich habe einen Mann gekannt, der beispiellos unglücklich war wegen seines Namens; er schrieb sich „Schweingel," ließ aber zwischen „n" und „g" das „i" seines wirklichen Namens weg, weil das gar nicht zum Aushalten war. Also eine Umtaufungs-Commission! (Gesellschafter.)

⁂ (Aus der Bühnenwelt.) Musikmeister Miller in „Kabale und Liebe" hat zu sagen: Den Gedanken hat mir Gott eingegeben, der Leibschneider lernt die Flöte bei mir, es kann mir beim Herzoge nicht fehlen. Ein Schauspieler, den oftmals das Gedächtniß verließ, versprach sich folgendermaßen: „Den Gedanken hat mir der Leibschneider eingegeben, unser Herrgott lernt die Flöte bei mir, es kann mir zum Herzoge nichts fehlen." (Gutenb.)

Aus Mannheim.

(14. März.)

(Schluß.)

Sabine Heinefetter, die bereits vor Beginn ihres Frankfurter Gastspiels hier in der Rolle der Norma mit großem Succeß aufgetreten war, erschien nach ihrer Rückkehr am 8. März als Romeo, in Bellini's „Montecchi und Capuletti". So sehr wir nun auch durch die gediegene Gesangsmethode, den geläuterten Vortrag, das gluthvolle Spiel und die noch immer einnehmende Erscheinung dieser berühmten Künstlerin erfreut wurden, so müssen wir doch in Wahrheit bekennen, daß sie, trotz aller dieser vielfachen Vorzüge, bei ihrer diesmaligen Darstellung des Romeo, das Publikum weit weniger zu befriedigen vermochte, als dies in der Norma der Fall gewesen war. Die unerbittliche und unbesiegte Feindin alles Großen und Schönen dieser Erde, die Zeit, hat, trotz aller Gegenwehr, auch diese gefeierte Künstlerin mit rauher Hand berührt und ihrer Stimme das Palladium geraubt, welches vorzugsweise Ohr und Herz gewinnen kann; wir meinen den zarten Schmelz, den süßen Reiz der Jugendfrische. Zwar ist das Organ in den tiefen und mittleren Chorden volltönend und kräftig und wird von der Sängerin mit bekannter Geschicklichkeit und Meisterschaft gehandhabt, allein die Höhe, die Höhe!! Hic haeret acqua! Hier müssen häufig — namentlich wo eine Transposition oder Punctation des Partes nicht zuläßig wird — Forcemittel und Krafttouren angewendet werden, die eben so unschön als unangenehm sind und zu häufigem Distoniren Veranlassung geben, wovon wir heute mehrfach unerquickliche Beweise erhielten. Die geschätzte Sängerin wurde indeß nach der ersten Arie, wie am Schlusse gerufen, was wir hier eben so bemerken wollen, als daß der Hervorruf kein allgemeiner war. Wegen Unpäßlichkeit der Mad. Lehmann sang Dlle. Neukäufler diesmal die Rolle der Giulietta, vermochte jedoch, ungeachtet sie im Ganzen Besseres als gewöhnlich, ja in der Scene mit dem Vater, Anerkennungswerthes leistete, um so weniger durchzudringen und ihrem Romeo, vielleicht durch Uebernahme gefährlicher Stellen in den Ensembles, helfend zur Seite zu stehen, als sie nicht etwa wie Dlle. Heinefetter nur momentan, sondern beständig an dem bösen Uebel des Zuhochsingens laborirt; abgesehen davon, daß ihre ganze Singmanier eine völlig ungeregelte ist, und ihr Vortrag an eisiger Kälte, wie ihr Spiel an stereotypen, oft nichtssagenden Bewegungen laborirt. Die beiden hiesigen Blätter, welche sich mit Theaterkritik befassen und sich sehr häufig darin gefallen, einander im Urtheil mehr oder minder zu widersprechen, wovon ergötzliche Proben zu liefern wären, sind indeß bei ihren Referaten über die in Rede stehende Vorstellung völlig Hand in Hand gegangen und haben sich, wie die Mehrzahl des Publikums, entschieden gegen Romeo und seine Geliebte erklärt. Ueberhaupt war die ganze Vorstellung matt und farblos. — Auch der Tenorist, Herr Stritt, der zur zweiten Gastdarstellung am 12. d. M. den Robert im „Robert der Teufel" sang, vermochte nicht einen günstigern Erfolg, als bei seinem ersten Auftreten, für sich hervorzurufen. Das Publikum blieb kalt und theilnahmlos. Es ist wirklich beklagenswerth, daß Herr Stritt nicht mehr Zeit und Mühe auf die Ausbildung seiner herrlichen, ihm von der Natur so freigebig verliehenen Mittel verwendet. Möge er doch bedenken, daß der Edelstein erst durch den Schliff seinen Werth erhält. Ist auch das Mühen groß, wird der Lohn desto schöner und reicher seyn. — Die Sängerin Mad. Schön sang heute die Alice und fand sich, ungeachtet auch ihre Stimme die Jugendblüthe abgestreift hat, recht gut mit der Partbie ab, wozu ihr ihre tüchtige Musik- und Gesangsbildung trefflich zu Statten kamen. Ganz vorzüglich im Vortrag wie im Spiel gehalten, war der Bertram des Herrn Leser, zwar immer eine wackere Leistung dieses Künstlers, aber heute namentlich von bester Wirkung. Ueberhaupt liefert Herr Leser den lebhaftesten Beweis, wie viel Fleiß und Eifer, verbunden mit gründlichem Wissen und gediegener Methode, im Gegensatze zu bloßen, wenn auch noch so prachtvollen Naturgaben, zu wirken vermögen, da es ihm nicht nur gelungen ist, ein etwas sprödes Organ zu überwältigen, sondern auch die besten Erfolge damit zu erzielen. Ehre dem die Ehre gebührt. Den Raimbaut sang, statt des abgegangenen Härtinger, nunmehr Herr Kreuzer. Eine tüchtige, in allen Theilen gelungene Leistung, die mit dem besten Erfolge vom Publikum aufgenommen wurde. Möge dies Herrn Kreuzer zugleich überzeugen, daß, um sich als wackerer Künstler zu manifestiren, es nicht nöthig ist, alle ersten Parthieen zu singen. Diese zweite Partie war die erste, und schon Cäsar sagte: Besser in einem Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite zu seyn. Nicht die Rolle macht den Künstler, wohl aber zeigt sich der wahre Künstler auch im Kleinen groß, und das war heute der Fall. — Von sonstigen erheblichen Neuigkeiten aus unserm Mannheim weiß ich für dießmal nichts zu berichten, da seit dem Ende des Faschings, der hier, im Verhältniß der Kräfte, auf solenne Weise begangen wurde und viel Interesse und Freude erweckte, in unserm socialen Leben ein totaler Stillstand eingetreten ist. Was den Stand der Main-Neckar-Eisenbahnangelegenheit u. dergl. anlangt, so glaube ich den Lesern des Konversationsblattes einen Dienst zu erweisen, wenn ich nichts darüber berichte, da ohnehin schon mehr als zu viel darüber hin und her geschrieben ist und wird, und die Sache am Ende doch geht, wie sie nun einmal gehen soll. So werden sich dann zuletzt alle streitenden Theile, wenn die Bahn einmal fertig ist, ins Unabänderliche fügen, und den bestmöglichsten Vortheil davon zu ziehen suchen. Fiat justitia, pereat mundus.

H.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 20. März. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Ferd. Raimund. Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Valentin: Herr Wallner, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, den 21. März. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth. von Roderich Benedix.

Mittwoch, den 22. März. Zum Vortheil der Fräulein Hermine Rudersdorff (neu einstudirt): Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 81. 22. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Alice's Beschützer verabschiedete sich bei dem Richter und mit der feinsten Höflichkeit bot er der jungen Frau seinen Arm, um sie zu dem Fiaker zu geleiten, welcher sie hergebracht hatte und noch am Thore hielt. Er ließ sie einsteigen, so wie auch Susanna, welche durch die unerwartete Entwicklung auf das Höchste überrascht war; er setzte sich zu ihnen mit der Bemerkung, daß er seinem übernommenen Dienste vollkommen entsprechen wollte. Unterwegs bemühte er sich, die Unruhe und Aufregung Alice's zu beschwichtigen; er erklärte ihr mit wenigen Worten, daß er zur Audienz seines Freundes, des Richters Strutt, gekommen sey, um mit demselben über eine Privatangelegenheit zu reden, daß er bei dieser Gelegenheit die Aussage des Herrn Green vernommen und die Person gesehen, gegen welche der Kaufmann seine Klage gerichtet habe. Dieser Anblick, sagte er, wäre hinreichend gewesen, ihm die genügendste Ueberzeugung zu gewähren und er habe sich schnell entschlossen, in dieser Angelegenheit dem Drange seines Herzens zu folgen. Noch niemals sey ihm der Zufall, der ihn ins Polizeibureau geführt, günstiger gewesen.

Der Wagen hielt vor dem Hause der Mistreß Aytoun; Alice stieg schnell heraus, während ihr Beschützer sie um die Erlaubniß bat, ihr seinen Besuch abstatten und sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Nach einigen Worten des Dankes eilte sie in ihre Wohnung. Arme Alice! sie pries die Vorsehung, die ihr in der Noth zu Hülfe gekommen und ihr durch die großmüthige Vermittelung eines Unbekannten die verlorne Freiheit wieder verschaffte! Sie hoffte, daß dieser so unangenehme Vorfall nicht ruchtbar werden, daß er für Henry Aytoun ein Geheimniß bleiben dürfte, und daß die Morland und Parsons nie etwas davon erfahren würden. Denn, glücklicherweise! und Alice dankte Gott dafür, hatten Mistreß Morland, Mistreß Parsons, ihre Töchter und ihre Dienstboten sie weder das Haus verlassen, noch sie wieder heimkehren sehen. Niemand, meinte sie, wüßte um ihr Geheimniß — ach! und doch wußte noch Jemand darum! —

III.

Die Vorstellung der Gefahr, der man entronnen, ist oft schrecklicher als die Gefahr selbst; dies empfand Mistreß Aytoun in der Einsamkeit ihres Zimmers. Alle ihre, einen Augenblick eingeschlummerten Besorgnisse erwachten wieder. Ihre Freiheit war freilich nicht mehr gefährdet; aber noch drohte ihr ein Criminalprozeß. Der Gedanke, daß Herr Green, der unbeugsame Kaufmann, seine anhängig gemachte Klage verfolgen würde, erfüllte sie mit neuer Angst. Mußte sie dann nicht neuerdings vor Gericht erscheinen, das Zeugniß der Morland und Parsons anrufen und ihre Unschuld beweisen? Aber wie? ... durch welche Mittel? ... Auf eine oder die andere Art würde, meinte sie, Henry Aytoun die Wahrheit in Erfahrung bringen. Je mehr Alice über ihre Lage nachdachte, je mehr beängstigten sie die unbesiegbaren Schwierigkeiten, die ihr von allen Seiten drohten. Selbst jene Bürgschaft, die sie im Uebermaß ihres Schmerzes von einem Unbekannten angenommen hatte, war nur geeignet, ihre Verlegenheit zu erhöhen; was würde Henry dazu sagen, wenn er erfahren sollte, daß seine Frau eine solche Verbindlichkeit übernommen hätte? was würde die Welt dazu sagen? welch ein Stoff zu Auslegungen, Klatschereien, Verläumdungen?

Der Tag ging in Thränen vorüber. Vergebens bemühte sich Susanna, ihre Gebieterin zu trösten und zu ermuthigen. Vergebens verschwendete sie ihre gutgemeinten Rathschläge. Sie saßen einander gegenüber und spannten ihren Geist umsonst auf die Folter, um das Verschwinden der drei Ellen Spitzen, die an dem Stücke fehlten, zu erklären und den Dieb zu entdecken, wenn wirklich ein Diebstahl stattgefunden haben sollte; aber die Mittel, die sie ersannen, waren mangelhaft oder unanwendbar und Susanna selbst konnte nicht umhin, dies einzugestehen.

Die Stille und die Einsamkeit der Nacht brachten dem Gemüth der armen Frau keine Ruhe: im Gegentheile, das Uebermaß der Angst und des Kummers zog ihr ein hitziges Fieber zu. Der Schlaf floh ihre Augen oder, wenn sie einen Augenblick einschlummerte, störten seltsame Träume ihre Ruhe. Die Scenen im Gerichtssaale vergegenwärtigten sich ihrem Geiste: sie sah jene abschreckenden Gesichter wieder, hörte wieder jene unsauberen Reden, welche ihr Zartgefühl so tief verwundeten; der Richter, der Polizeibeamte, der Mann mit den rothen Haaren, die beiden von ihm angeklagten liederlichen Dirnen, Herr Green und sein Commis, endlich der unbekannte Beschützer, der ihr Hülfe brachte, alle diese Gestalten schwebten der jungen Frau im Traume vor, die vor Entsetzen erwachte und sich wie zerschlagen fühlte von all den Leiden und Gemüthsbewegungen. Erst gegen Morgen vergönnte ihr die Erschöpfung ihrer Kräfte einen etwas friedlicheren Schlummer.

Es war fast Mittag, als sie ihr Schlafzimmer verließ. Ihr Angesicht war bleich, ihre Augen waren durch die Schlaflosigkeit angegriffen und entbehrten des Glanzes und ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. War es aber Zufall, war es Koketterie, jene einer jungen Frau natürliche Koketterie, welche sie auch in den betrübendsten Verhältnissen nimmer gänzlich verläßt, Alice trug heute ein Häubchen, das ihr wunderschön stand. Susanna, hocherfreut, ihre Gebieterin so reizend zu

finden, nöthigte sie, sich zum Frühstücke an den Tisch zu setzen; aber Alice hatte sich schon wieder ihrem Nachgrübeln überlassen und blieb der guten Susanna die Antwort schuldig.

Plötzlich ließ Susanna, die durch das Fenster auf die Straße schaute, einen Ausruf der Ueberraschung hören: sie hatte Mistreß Morland und Mistreß Parsons erblickt, die sich dem Hause näherten. Ohne Zweifel beabsichtigten Beide einen Besuch bei Mistreß Aytoun. Diese Nachricht beunruhigte Alice außerordentlich; zuerst gab sie Susanna den Auftrag, den Frauen zu sagen, daß sie nicht zu Hause sey, dann kam ihr ein Gedanke in den Sinn, der diesen Entschluß änderte: die Klugheit gebot, diese Damen schonend zu behandeln, und keinen Argwohn in ihnen zu erwecken. Susanne erhielt sonach den Befehl, Mistreß Morland und ihre unzertrennliche Freundin, Mistreß Parsons, hereinzuführen, sobald sie sich melden würden.

Wer die beiden Frauen wahrgenommen hätte, wie sie Arm in Arm die Straße herabkamen, von Zeit zu Zeit stehen blieben und mit Blicken voll boshafter Freude die Köpfe zusammensteckten, als wollten sie mit leiser Stimme ihre Gedanken über irgend eine Begebenheit austauschen, der hätte wohl errathen, daß es sich hier von irgend einem ganz neuen Scandal handle, von welchem sie sich, voll des hämischsten Triumphes, ihn eher als andere Leute erfahren zu haben, unterhielten. Endlich kamen sie vor dem Hause an, verweilten hier eine Zeitlang, um sich noch ein Paar Worte in die Ohren zu zischeln, setzten sich dann in gehörige Positur und überschritten die Schwelle des Hauses.

Susanne war den Frauen entgegengekommen und antwortete ihnen auf ihre Frage: daß ihre Herrin zu Hause sey und sie hereintreten möchten. Die beiden Frauen konnten nicht umhin, einige Verwunderung darüber zu erkennen zu geben; es war augenscheinlich: sie hatten nicht erwartet, angenommen zu werden. Sie folgten Susanna, welche sie in das Zimmer führte, worin sich Alice befand. (Fortsetzung folgt)

Die Audienz.

(Schluß.)

Gleichzeitig mit dem Anfang der Erzählung des Admirals hatte Cassard in Gefolge des Thürhüters eine Reihe von Antichambren und Wartesälen durchschritten, bis endlich sein Führer eine Thüre öffnete und mit vernehmlicher Stimme ankündigte: „Herr Jakob Cassard!"

„Jakob Cassard, Linienschiffskapitän auf der Flotte des Königs von Frankreich," verbesserte der Seemann, indem er ins Cabinet des Cardinals eintrat.

Der Cardinal Fleury, Minister Ludwig's XV., saß an seinem Schreibtisch und schrieb fort, ohne aufzusehen. Cassard machte einige Schritte, oder vielmehr glitt vorwärts, denn der Fußboden war hier noch glätter, als in der Gallerie. „Verfluchtes Wort!" murmelte er vor sich hin; „eben hat mir's doch der Admiral gesagt. Eure — — Eure — — Ei, was! ein Minister ist ein Mensch, wie ein andrer." So denkend stützte er sich ungenirt auf den Schreibtisch und fragte laut: „Ihr seyd der Minister?"

Der Cardinal sah auf. „Ohne Zweifel, Herr Cassard, der Schiffskapitän, der mich um eine Audienz hat ersuchen lassen."

„Der bin ich."

„Gut. Erklärt Euch; ich höre Euch an."

„Ich komme, das zu fordern, was mir gebührt, und nicht mehr. Ich habe zwei Staatsschiffe auf Rechnung der Marseiller Handelsleute ausgerüstet, die sich weigern, mir die Kosten zu ersetzen. Das ist eine Schändlichkeit, und ich hoffe, Ihr werdet mir Recht verschaffen, sonst schieße ich dem Krämervolk eine Kugel vor den Kopf."

„Ihr macht Eure Sachen sehr kurz ab, Herr Kapitän."

„Ich bin arm und brauche mein Geld. Ich habe drei Schwestern, die Hungers sterben."

„Aber die Sache ist, wenn ich recht berichtet bin, gerichtlich zu Eurem Nachtheil entschieden, und es ist schwer, einen Parlamentsschluß rückgängig zu machen."

„Wie so, wenn das Parlament eine Ungerechtigkeit begangen hat?"

„Herr Cassard, ein Minister hat nicht die Macht, einen Parlamentsschluß zu cassiren. Ich kenne Eure Dienste, wir werden sie berücksichtigen. Ich hoffe, eine Pension wird Euch binnen Kurzem Euren Verlust ersetzen."

„Pension? Ich will keine Pension; ich will mein Geld!"

„Wir werden sehen, wir werden Euer Recht und die Mittel, Euch zu befriedigen, erwägen. Ich verspreche Euch, die Sache dem Ministerrath vorzulegen."

„Ach, Ihr wollt mich mit Euren Versprechungen in Quarantaine legen! Jetzt will ich gar nichts. Ich habe die Tropfen meines Blutes nicht gezählt, als ich sie für mein Land vergoß, und es bedarf eines Ministerrathes zur Bezahlung einiger lumpigen Thaler, die man mir schuldet? Alle Donnerwetter, Ihr seyd nicht besser, als Euer Parlament von Aix. Rothkittel, die nichts thun und sich mästen."

„Herr Kapitän, Ihr vergeßt, vor wem Ihr redet."

„Ich rede vor einem Mann, der nicht will, daß dem sein Recht werde, der es fordert. Ein alter, von Wunden durchlöcherter Seemann soll vor einem Ministertisch zittern?"

„Herr, Ihr beleidigt den Minister."

„Herr, eine meiner Kanonen hat Frankreich besser gedient, als es je Eure Federn und Dintefässer thun werden."

„Ihr vergeßt Euch Eure Unverschämtheit ist grenzenlos. Hinaus! — hinaus! sag' ich."

„Was? ich hinaus? ich, der ich nie einen Fußbreit gewichen bin? ich, der ich nie meine Flagge gestrichen habe? ich soll mich durch einen Lakaien hinauswerfen lassen? — Nein, ich gehe nicht hinaus. Ihr verschafft mir auf der Stelle Recht, oder ich sprenge den Minister und seinen Schreibtisch in die Luft, wie ich mein Schiff in die Luft sprengen würde, wenn es genommen wäre."

Mit diesen Worten warf sich Cassard in einen Lehnstuhl, daß das zierliche Möbel krachte. Der Cardinal klingelte heftig. Vier Thürhüter stürzten herein. „Dieser Mensch ist verrückt!" schrie der Cardinal. „Man führe ihn in die Hausvogtei!"

Die vier Thürsteher warfen sich auf Cassard. Cassard, ohne aufzustehen, warf sie um wie bleierne Soldaten. Der Cardinal rief um Hülfe. Dreißig Soldaten erschienen, bemächtigten sich des Wüthenden und führten ihn ab nach Paris. Ein schriftlicher Befehl des Cardinals verfügte, daß er von da weiter aufs Schloß von Ham als Staatsgefangener abgeführt würde.

Vierzehn Jahre lang sah man täglich zwei Stunden zwei bejahrte Männer, ihre Pfeife schmauchend, sich auf den Wällen des Schlosses von Ham ergehen. Es war Cassard und sein Wächter, letzterer durch einen glücklichen Zufall, ein abgedankter lahmer Matrose Bernard, der früher unter dem Kapitän gedient hatte. Hundertmal erbot sich der gute Bernard, ihm Mittel zur Flucht zu verschaffen, und jedesmal wies Cassard ihn ab mit der Drohung, ihn beim Gouverneur anzuzeigen. Ein irregeleitetes Rechtsgefühl hatte ihn ins Gefängniß gebracht, und hinderte ihn, um Loslassung zu bitten; bessere Gefühle ließen ihn eine Entweichung verschmähen. Gegen eine Flucht ins Ausland empörte sich sein Herz, welches Frankreich angehörte; Verborgenheit in einem Winkel

Frankreich's dünkte ihm unwürdiger, als Gefangenschaft in Ham. Sein einziges Sehnen war Versetzung auf ein Schloß am Meer, wie If oder Mont St. Michel, und diese unbefriedigte Sehnsucht nach dem Meer brach ihm am Ende das Herz, wie einem ächten Alpenbewohner das Heimweh nach seinen Bergen. F.

Tabletten.

*** Ohne Quellenangabe dem Konversationsblatte nachgedruckt, finden wir in der Düsseldorfer Zeitung (vom 18. Jan., Nr. 6, Beil.) die in dreizehn Fortsetzungen gegebene Original-Novelle: „Des Räubers Braut"; im Planet (Nr. 41) eine „Correspondenz aus Mailand", in Dr. M. Runckel's Elberfelder Kreisblatt (Nr. 44): „Lablache's schönster Tag." Wiener und andere Blätter drucken unsre Original-Tabletten mit den Chiffren unsrer Mitarbeiter nach, als wären es die eigenen!! — Es ist uns sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß die Mittheilungen des Konversationsblattes Beifall und die weiteste Verbreitung finden. Sie stehen auch noch fernerhin zu Gebote; nur werden wir uns erlauben, von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der uns ohne Quellenangabe entlehnten Artikel, wie heute, zu veröffentlichen.

*** (Rührender Zug eines Armen.) Im Gasthof „zur Breite" in Ulm saß schon seit einer Reihe Jahren allabendlich ein Mann in mittlerem Lebensalter, dessen lebhafte Erzählungsweise sich immer eines großen Kreises von Zuhörern erfreute. Es war der Herr Sch—r, der sich auf eine kümmerliche Weise durch Verfertigung von Gelegenheitsgedichten, Vorstellungen 2c. ernährte, in der ganzen Stadt aber für einen vielseitig gebildeten Mann galt. Früher hatte er in besseren Verhältnissen gelebt, studirt und sich zu einer Professur vorbereitet, durch eine Verstimmung und eigenthümliche Reizbarkeit war er aber nach und nach in die Situation gekommen, in welcher wir ihn eben kennen gelernt haben. Was den Wirth „zur Breite" veranlaßte, ihm jeden Abend freien Trunk zu geben: ob er ihm Verbindlichkeiten irgend einer Art schuldete, oder ob er es aus Politik that, indem der Bereis'te und Wohlunterrichtete seine Gäste stets angenehm unterhielt, gehört nicht hierher, Thatsache aber ist es, daß Herr Sch—r sich regelmäßig alle Abende bei ihm einfand und für seine mäßige Zeche nie etwas zu bezahlen hatte. Vor einigen Wochen kommt nun bei kaltem, nassen Wetter ein armer Handwerksbursche in die „Breite" und bittet den Wirth dringend, ihm doch einen alten Rock zu schenken, indem die paar Fetzen an seinem Leib ihn nicht länger vor Schnee und Regen zu schützen vermöchten. „Damit kann ich Euch nicht aushelfen, lieber Freund," sagte der schalkhafte Wirth, „da ich mit Kleidern selber eben nur nothdürftig versehen bin, dafür aber will ich Euch den guten Rath geben, dort drüben in das Haus zu gehen und nach Herrn Sch—r zu fragen, das ist ein reicher Geizhals, der Kleider genug hat. Freilich wird er sich damit ausreden wollen, daß er nur einen Rock besitze, das darf Euch aber nicht abhalten, ihm tüchtig auf den Leib zu rücken und an seiner Ambition zu packen. Gebt Acht, Ihr preßt ihm dann einen Rock ab." — Der Wirth hatte mit diesem Einfall aber keine weitere Absicht, als Herrn Sch—r, dessen gutes Herz er kannte, in Verlegenheit zu bringen, da dieser in der That nur einen einzigen Rock besaß. Abends wollte er ihn dann an der Wirthstafel ausfragen und sich mit den Gästen an seiner Verlegenheit weiden. — Die Stunde, wo Herr Sch—r in die „Breite" zu kommen pflegte, war längst verflossen, Herr Sch—r aber noch nicht da; es schlug neun Uhr, Herr Sch—r fehlte immer noch. Schon glaubten die Gäste, Sch—r habe den entdeckten Scherz übelgenommen; da schickte der Wirth einen Kellner zu ihm, mit dem Auftrag, daß er sogleich kommen möge. Der Kellner brachte die Antwort: Herr Sch—r habe erklärt, daß er in Folge einer unerwarteten Arbeit heute Abend auf keinen Fall ausgehen könne. Dem Wirth kam jetzt auf einmal ein Gedanke. „Wie hast Du Herrn Sch—r getroffen?" fragte er den Kellner. „Er saß in Hemdärmeln an dem nur spärlich erwärmten Ofen!" lautete die Antwort. Herr Sch—r hatte wirklich seinen einzigen Rock dem armen Handwerksburschen gegeben! — Noch dürfen wir zur Ehre des wackern Wirthes nicht unerwähnt lassen, daß derselbe Herrn Sch—r einen neuen Rock verehrt hat. 7.

*** (Polizeigerichtsscene.) Am 30. Januar kam Celestin Chatillard von einem im Roche de Cancale zu Bercy eingenommenen Frühstück nach Paris zurück und legte unterwegs eine ungewöhnliche Heiterkeit an den Tag durch Kreuz- und Quersprünge und nicht sehr kunstgerechte Gesänge. An der Austerlitzbrücke traf er eine Abtheilung Sapeur-Pompiers und schloß sich derselben an. Der dort aufgestellte Invalide rief ihn an und erinnerte ihn höflich an Bezahlung des Brückengeldes. Chatillard wandte sich um und fragte: „Haben die da bezahlt?" — „Die brauchen nicht zu bezahlen," antwortete der Invalide; „es sind Pompiers." — „Und ich bin Generalpompier, ich pumpe mehr, als sie alle. Guten Morgen, Alter!" Damit sprang er fort. Der Invalide hinkte ihm nach und schrie. Chatillard schrie noch lauter: „Pompiers herbei!" Die Soldaten machen rechts umkehrt, der Invalide trägt ihnen die Sache vor, und Chatillard fügt hinzu: „Da hört Ihr's, er will einem Pompier den Weg versperren. Was meint Ihr, soll ich ihn ins Wasser werfen?" Die Soldaten beantworteten diese Frage damit, daß sie den angeblichen Generalpompier in die Wachtstube warfen. Dort lärmte er so lange, bis er in den Brummstall versetzt wurde. Im Brummstall lärmte er weiter, schlug alles, was zerbrechlich war, in Stücke und schlief endlich ein. Nachdem er geraume Zeit ausgeschlafen, ward er vor das Polizeigericht geführt unter der Beschuldigung, die Agenten der öffentlichen Gewalt beschimpft und fremdes bewegliches Eigenthum beschädigt zu haben. Präsident: Gesteht Ihr die Euch vorgehaltenen Thatsachen ein? Chatillard: Einerlei. Einen Menschen wegen eines Sou vors Schaffot zu führen, ist sehr kleinlich von der Regierung. Präsident: Es handelt sich nicht um den Sou, den Ihr nicht bezahlt, sondern um den Unfug, den Ihr getrieben habt. Chatillard: Ein Mann, wie ich — — Ich könnte Euch meine Julidecoration zeigen; allein man hat sie mir nicht geben wollen. Das ist wieder eine Niederträchtigkeit der Regierung. Präsident: Gesteht Ihr, die Wache beschimpft und Alles im Gefängniß zerschlagen zu haben. Chatillard: Laßt das. Alles das ist Ausschmückung. Nicht deswegen bin ich vorgeführt, sondern wegen des Brückensou. Präsident: Sagt nur, daß Ihr betrunken wart und nicht mehr wißt, was Ihr gethan habt. Chatillard: Möglich. Die ganze Woche bin ich Typograph, Montags bin ich Saufgraf. Das ist meine Erziehung. — Das Gericht verurtheilt Chatillard zu zehn Tagen Gefängniß und sechzehn Franken Buße. Chatillard: Da haben wir's! Gut! Ich bin nicht mehr Franzose, ich danke ab. F.

*** (Eine seltsame Rache.) Der gelehrte Reisende, Adolph Delessert, welcher uns schätzbare Notizen über Ostindien geliefert hat, sagt in einer Stelle, daß er nirgendwo so viele und so unverschämt listige Affen gefunden habe, als in der Stadt Salem, d. i. nahe bei Madras und in der ganzen Umgebung. Hier grassirt vornehmlich die Art: Cercopithecus Faunus, und weil es nach der Glaubensmei-

nung der Indier ein unerhörtes Verbrechen wäre, ein solches Thier zu tödten, oder auch nur zu verletzen und gewaltsam zu vertreiben, so vermehren sich die Bestien ungemein, und sind den armen Einwohnern eine unglaubliche Plage. Die Hindostaner machen sich aber kein Gewissen daraus, diese unantastbaren Thiere als Mittel und Werkzeuge der Rache zu gebrauchen, die sie an einem verhaßten Nachbar ausüben wollen. Für diesen Fall streuen sie nämlich Getreide und andere Körner auf das Dach desjenigen, dem sie einen empfindlichen Schaden zufügen wollen, und zwar des Nachts, wo dieser ahnungslos in den Armen des Schlafes liegt. Wenn nun am folgenden Morgen die Affen erwachen, und hie und da nach Futter suchen, entdecken sie gar bald die Spur der ausgestreuten Körner, welche sich vielfach in die Ritzen und Spalten des Daches verloren haben. Das hindert aber die vierbeinigen Näscher nicht, ihrer Beute um jeden Preis nachzujagen, daher sie alle Ziegel und Schindeln aufreißen, und oft ein ganzes Dach zerstören, um den gewitterten Fraß zu erlangen. Auf den Marktplätzen, wo sie ungestört herumhüpfen, sind sie die verschmitztesten Diebe und Gauner, und stipitzen mit unglaublicher Gewandtheit, trotz aller Vorsicht, mindestens jedesmal den Zehent der daselbst befindlichen Früchte und Gemüse. Es ist aber bemerkenswerth, daß sie weder die Wohnhäuser noch die Gärten der Europäer behelligen, die sich dort angesiedelt haben, denn sie wissen es genau, daß sie dort mit Flintenschüssen empfangen, und jede Unbill mit Blut oder Leben büßen müßten. (Wiener Zeitsch.)

*** (Musik in englischen Fabriken und Hammerwerken.) Der berühmte, wenn wir nicht irren, aus Oesterreich gebürtigte Musiker Mainzer, der Schöpfer und Urheber der Volksmusik und des Volksgesanges in Frankreich und in England, hat seine unlängst vollendete Umreise in England, Wales, Irland und Schottland in der unter seiner Leitung erscheinenden „Musical Times" beschrieben. Eines der großen Ergebnisse derselben ist die Einführung des Choralgesanges in eine Menge von Manufacturen und Fabriken. So z. B. hat er in einem gewaltigen Eisenhammerwerke in Wales diesen in mehr als einer Beziehung heilsamen vocalmusikalischen Umschwung bewirkt. Auf seine Vorstellungen haben die von der hohen Ersprießlichkeit der Sache durchdrungenen Eigenthümer einen Singlehrer kommen lassen, welcher nach den von ihm und seinen Hauptschülern eingeführten Methode gebildet worden, und Bücher wie Partituren, Alles auf ihre Kosten angeschafft. — Die Lehrstunden werden im Hammerwerk selbst ertheilt, und es ist eine von den Schmieden zu diesem Behufe folgendermaßen hergerichtet worden. Von den Schmelzöfen einerseits sind zu den Arbeitsbänken andererseits Bohlen kreuzweise gelegt, und für den Singlehrer zur Seite des ungeheuern Blasebalgs eine Plattform errichtet worden. Da nun inmitten all ihrer vulkanischen Umgebung und Werkzeuge sitzen 50 bis 60 dieser nervigen Gesellen, um — das Metall ihrer Stimmen zu schmelzen und zu schmieden. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Ein eiserner Pallast für einen Negerkönig.) Zu Liverpool war kürzlich in der Fabrik W. Laycock's, welcher ein neues Princip der Anwendung des Eisens zu architektonischen Zwecken erfunden hat, ein für das Innere von Afrika bestimmter Eisenpallast zu sehen. Derselbe besteht durchwegs aus einzelnen Platten und anderen Stücken, welche nach Belieben auseinander genommen und wieder zusammen gesetzt werden können. Es ist ein mit Ausschluß des Dachgeschosses dreistöckiges Gebäude, dessen erster Stock 7 Fuß, der zweite 10 Fuß und der dritte, worin sich die große Suite von Staatsgemächern befindet, 12 Fuß hoch ist. In diesen wird die ebenholzschwarze Majestät des binnen-afrikanischen Negerkönigs, für welchen dieser eherne Pallast bestimmt ist, ihre Aufwartungen halten. Der große Empfangssaal ist 50 Fuß lang, 30 breit, und durchwegs aufs Prachtvollste verziert. Um der Hitze des tropischen Himmelsstrichs entgegenzuwirken, dessen Einfluß dieser Eisenpallast ausgesetzt seyn wird, hat der Erfinder Vorrichtungen angebracht, welche eine unausgesetzte Luftströmung durch die hohlen Wände, Estriche u. s. f. bewirken. Diese Luftströmung kann nach Belieben geregelt, und bald verstärkt, bald vermindert werden. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Naivetät.) Zu dem Direktor des Pariser Conservatoriums für Gesang sagte neulich ein zum ersten Mal anwesender Schüler: „Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie mich aufgenommen haben; bitte nun aber inständigst, mir eine gute Baßstimme zu verschaffen, denn das ist mein sehnlichster Wunsch!" (Gesellschafter.)

*** (Frankfurt.) Carl Maria von Weber's herrliches Tongebilde, die Oper: „Oberon, König der Elfen" wird heute Mittwoch, den 22. März, zum Vortheile der Fräulein Hermine Rudersdorff aufgeführt. Die Oper ist seit mehreren Jahren nicht auf dem Repertoire erschienen und so zweifeln wir nicht, daß die Wiederaufführung derselben die Theilnahme des Publikums um so mehr in Anspruch nehmen wird, da wir eine in jeder Hinsicht gebildete Sängerin, deren Kunsttalent seit ihrem ersten Erscheinen auf unserer Bühne sich einer stets zunehmenden Anerkennung zu erfreuen hatte, in dem Part der Rezia sehen werden.

Räthsel.

Du suchst mich? — Wohl, du sollst mich finden,
Doch aber mache dich gefaßt,
Nur alle Lichter anzuzünden,
Die du in deinem Geiste hast;
Denn sieh' — ich bin ein flücht'ger Gast.
Erräthst du mich, so zahl' ich dir,
Wenn du mich nicht verloren hast,
Ein hundert Gulden baar dafür.

Berichtigungen.

Im Konversationsblatte Nummer 80 ist zu lesen: 2. Columne, 2. Spalte, Zeile 19 von unten: „vor dem Feind" statt „vor den Feind"; 3. Columne, 2. Spalte, Zeile 39 von unten: „mit den Lapithen" statt „mit dem Lapithen"; 4. Columne, 1. Spalte, Zeile 10 von unten: „aqua" statt „acqua".

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. März. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth. von Roderich Benedix.

Mittwoch, den 22. März. Zum Vortheil der Fräulein Hermine Rudersdorff (neu einstudirt): Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 82. 23. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Meine liebe Mistreß Aytoun, sagte Mistreß Morland, die zuerst näher trat, in schmeichlerischem Tone: wie befinden Sie sich heute Morgen?

— Wie befinden Sie sich heute Morgen, liebe Mistreß Aytoun? wiederholte Mistreß Parsons, ebenfalls näher tretend.

— Wohl! ... recht wohl .. Ich danke Ihnen, antwortete Alice, indem sie sich die Hand drücken ließ.

— Wie? bemerkte Mistreß Morland, Sie haben ja noch gar nicht gefrühstückt.

— Noch nicht gefrühstückt! sagte Mistreß Parsons, und Mittag ist schon vorüber!

— Aber, meine Liebe, Sie verderben sich den Magen! ... Sehen Sie doch einmal, Mistreß Parsons, wie Mistreß Aytoun heute so bleich aussieht.

— Was mich betrifft, bemerkte Mistreß Parsons, so habe ich schon meine zwei Mahlzeiten gehalten, und unter andern einige geröstete ...

— Sie stehen doch gewöhnlich früh auf, unterbrach Mistreß Morland ihre Freundin: man sieht wohl, daß Herr Aytoun abwesend ist.

— Ich habe, nahm Mistreß Parsons wieder das Wort, einige geröstete Brodschnitte, einige Stückchen kalten Roßbeef zu mir genommen, und ...

— Ich befand mich nicht recht wohl, erwiederte die junge Frau, und stand etwas spät auf.

— Ah! bemerkte Mistreß Parsons, Sie sagten ja so eben, daß Sie sich ganz wohl befänden?

— Pfui doch! Mistreß Parsons, sagte Mistreß Morland, das ist ja eine recht malicieuse Bemerkung ... Liebe Mistreß Aytoun, fuhr sie fort, während Alice erröthete: haben Sie schon lange keine Nachrichten von Ihrem Manne?

— Gestern erhielt ich einen Brief von ihm.

— Kömmt er bald zurück?

— Er hat die Zeit seiner Rückkehr noch nicht bestimmt.

Eine Pause von einigen Augenblicken folgte diesem Gespräche, so wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn die Leute von einem Gegenstande sprechen und an einen andern denken. Trotz dem wohlwollenden Lächeln, womit beide Frauen ihr Gesicht verfälschten, verrieth doch ihr ganzes Wesen, daß ihnen ein interessantes Geheimniß im Kopfe steckte, und ihn ganz in Anspruch nahmen. Mistreß Morland, sonst so lebhaft und übersprudelnd in ihrer Sprache, kniff den Mund zusammen und wog jedes Wörtchen ab. Die stets so schläfrige und langweilige Mistreß Parsons dagegen, riß die Augen auf, zeigte eine weit aufgeweckte Miene als gewöhnlich und bewegte sich auf ihrem Stuhle hin und her, als ob sie wie auf Kohlen säße. Was Mistreß Aytoun betraf, so erwartete sie ängstlich das Ende dieser Präliminarien. Sie dachte an die Begebenheiten vom vorigen Tage, und diese Gedanken erhielten sie in großer Spannung. Ihre Blässe, ihre Aufregung, die Anstrengung, womit sie sich zu beherrschen suchte, würden andern als diesen beiden, mit einander so vertrauten, Frauen Mitleid eingeflößt haben.

— Hm! nahm Mistreß Morland nach einem vorläufigen Hüsteln wieder das Wort, das ist ein herrliches Wetter! warum, Mistreß Aytoun, benutzen Sie dasselbe nicht, um ein wenig spazieren zu gehen?

— Ich werde wahrscheinlich gegen Abend ein wenig ausgehen, antwortete Alice.

— Was haben Sie da für ein schönes Kleid, fuhr Mistreß Morland fort, indem sie durch Umschweife ihrem Ziele näher zu kommen suchte.

— Sie haben es ja schon hundertmal gesehen, sagte Alice.

— Nichts trägt sich so schön als Seidenzeug, bemerkte Mistreß Parsons.

— Sie haben recht, erwiederte Mistreß Morland ... Entsinnen Sie sich noch, liebe Mistreß Aytoun, des flohfarbenen Seidenkleids, das ich diesen Winter getragen habe?

— Nein! antwortete die junge Frau.

Dieses Nein! war äußerst unklug. Alice konnte nachdem sie es ausgesprochen, von der aufgebrachten Matrone keine Schonung mehr erwarten. Sich eines flohfarbenen Seidenkleides nicht mehr entsinnen können! ...

— Wie! rief Mistreß Morland, Sie haben das flohfarbene Seidenkleid vergessen, das ich an dem Tage trug, wo wir bei Ihnen zu Mittag speißten, Mistreß Parsons und ich!

— Das Essen war trefflich, bemerkte Mistreß Parsons, mit pathetischem Ausdrucke. Mister Aytoun wartete uns mit einem Weine auf ...!

— Sie, Mistreß Parsons, Sie denken noch daran! fuhr Mistreß Morland fort.

— Ob ich noch daran denke! wie kann man so was vergessen! erwiederte die Dame ... Wie mir däucht, hatten wir beide ein Spitzchen ... Ja, ja, der Scherry, Mistreß Morland, der Scherry! ... und Mister Aytoun tischte einen ganz delicaten auf.

— Nun entsinn' ich mich des Stoffes und der Farbe Ihres Kleides, flüsterte Mistreß Aytoun.

— Endlich! ich konnt' auch gar nicht begreifen ...! Stellen Sie sich vor, Mistreß Parsons, ich ließ das Kleid wenden und meiner Maria einen Spencer daraus machen, der, man sollte darauf schwören, wie neu aussieht: meine Tochter trug ihn am Sonntage in der Kirche, haben Sie's bemerkt?

— Ei gewiß, gewiß! rief Mistreß Parsons mit dem Ausdrucke des Erstaunens und der Verwunderung, welche der wichtige Gegenstand verdiente; Maria's Spencer war das flohfarbene Seidenkleid, das Sie getragen! ... O, ich zweifelte nicht daran.

— Ich kaufte das Zeug bei Herrn Green, fügte Mistreß Morland mit einem Seitenblicke hinzu. Ich kaufe gewöhnlich Alles bei ihm, noch gestern Abend war ich in seinem Laden.

— Und ich diesen Morgen, sagte Mistreß Parsons.

Die beiden Frauen hielten hier neuerdings inne, drückten ihre Lippen auf eine mysteriöse Weise zusammen und versäumten nichts, um ihrer Pause den bedeutsamsten Ausdruck zu verleihen. Der Name des Herrn Green schien nicht bloß zufällig ausgesprochen worden zu seyn: offenbar beabsichtigte man damit, das Vertrauen Alice's zu gewinnen. Es war eine Aufforderung an sie, zu reden, zu erzählen, was ihr begegnet, und die Neugierde der beiden ehrenwerthen Frauen durch die Mittheilung aller Einzelheiten, durch die Schilderung der Angst und Verlegenheit, die Alice ausgestanden, genügend zu befriedigen; aber Mistreß Aytoun schien ihre Absicht nicht zu merken, oder sie nicht auf ihre Kosten amusiren zu wollen. Sie wußte wohl, daß sie von den beiden Damen weder wahrhaftes Mitgefühl, noch Verschwiegenheit, noch Trost und Rath zu erwarten hatte und so beobachtete sie ein kluges Stillschweigen.

Durch diese Taktik aus der Fassung gebracht, versuchte Mistreß Morland einen neuen Angriff.

— Apropos, sagte sie, ich müßte mich sehr getäuscht haben, oder ich sah Sie und Susanna gestern mit Herrn Green vorüberfahren ... wenigstens war es Jemand, der ihm ungemein ähnlich sah.

— Es war Herr Green, antwortete Alice, ihre letzten Kräfte zusammennehmend.

— Ah! ....

— Aber er war's ja nicht, mit dem Sie wieder nach Hause fuhren? frug Mistreß Parsons, nicht im Stande, ihre Ungeduld zu zügeln; hab' ich nicht recht, Mistreß Aytoun? ich stritt darüber mit Mistreß Morland, die mir nicht glauben wollte.

— Herr Green war es nicht, der mit mir nach Hause fuhr, antwortete Alice, während die barmherzigen Freundinnen begierig den Ausdruck ihrer Züge beobachteten.

— Es war ein stattlicher Cavalier, fuhr Mistreß Parsons fort; Mistreß Blorham, der ich ihn zeigte, stimmte mir bei.. So viel ich mich entsinne, sahen wir ihn niemals bei Ihnen, Mistreß Aytoun.

— Niemals ... ich sprach ihn zum ersten Male.

— Ah!

Hierauf fand wieder eine kleine Pause des Gespräches statt. Die beiden Frauen schienen in ihrer Erwartung getäuscht; sie waren mit dem Erfolge ihres Besuches und ihrer Fragen unzufrieden, denn Alice war fest entschlossen, sich ihnen nicht anzuvertrauen Wenn sie, was mir begegnet, erfahren haben, sprach die junge Frau zu sich, so wird mein Vertrauen sie nicht entwaffnen; wissen sie aber nichts Wesentliches, so wär' es unklug, ihnen auf die Spur zu helfen.

Sie wartete daher, aber nicht ohne Ungeduld, daß Mistreß Morland und Mistreß Parsons sich bald wieder entfernen würden; sie hatten bereits gewisse telegraphische Zeichen ausgetauscht. Schon waren sie im Begriffe fortzugehen, um den Erfolg ihres Besuches, ihre Beobachtungen und Bemerkungen zwanzig verschiedenen Freundinnen mitzutheilen, als Susanne, ganz bestürzt, erschien und Herrn Seymour, Alice's unbekannten Beschützer, hereinführte, der um die Ehre bat, Mistreß Aytoun seine Aufwartung machen zu dürfen. Die beiden Frauen fanden sich nunmehr bewogen, ihren Besuch zu verlängern: konnten sie nicht noch etwas Neues in Erfahrung bringen, oder irgend eine interessante Bemerkung machen? —.

Herr Seymour präsentirte sich mit einer Ungezwungenheit des Benehmens und einem so gefälligen Anstande, daß man wohl sah, daß er den Umgang mit der guten Gesellschaft gewohnt war. Er war einige dreißig Jahre alt, hatte eine feine Haltung, ein angenehmes Aeußere und in seinen Zügen sprach sich eine gewisse aristokratische Würde aus, gemildert durch eine liebenswürdige und geistvolle Freundlichkeit.

— Ich hoffe, sagte er, Alice anmuthig grüßend, ich hoffe, daß Mistreß Aytoun entschuldigen wird, wenn ich zur ungelegenen Stunde meinen Besuch abstatte ... Ich konnte nicht umhin ...

Mit einem schnellen Blicke prüfte er hier Mistreß Morland und Mistreß Parsons, grüßte sie ehrerbietig und fuhr in zurückhaltenderem Tone fort:

— Mich zu erkundigen, ob Sie sich wieder etwas erholt haben; wie befinden Sie sich diesen Morgen?

— Ich befinde mich besser, mein Herr, ich danke Ihnen, flüsterte die junge Frau mit erstickter Stimme.

Herrn Seymour's Erscheinen, welches mit dem Besuche der beiden Frauen auf so ungelegene Weise zusammentraf, brachte die Verlegenheit der Mistreß Aytoun auf den höchsten Grad; sie wußte, daß man sie beobachtete, daß jedes ihrer Worte, jeder ihrer Blicke belauert und gedeutet ward. Wäre sie doch, indem sie aufs sorgfältigste über sich selbst wachte, zum wenigsten im Stande, die Muthmaßungen ihrer mitleidigen Nachbarinnen von der rechten Spur abzulenken! Mußte sie aber nicht befürchten, daß dem Munde des Herrn Seymour möglicherweise eine Anspielung auf die ihr gestern widerfahrene Unbill entschlüpfen könnte? Ein einziges, von ihm ausgesprochene, Wort würde ihnen auf die Spur helfen und den Verdacht, den sie gefaßt zu haben schienen, in Gewißheit verwandeln! Sollte er dagegen, ihre Lage erkennend, ein discretes Stillschweigen beobachten, so würde sich zwischen ihr und einem Fremden ein geheimes Einverständniß bilden, das dieser vielleicht mißbrauchen könnte ... Beide Alternativen waren gleich gefährlich.

Der Mann aber, mit dem es Mistreß Aytoun zu thun hatte, besaß einen außerordentlichen Takt, einen durchdringenden Scharfblick und einen feinen Verstand, der insbesondere inmitten der kritischsten Lagen glänzte. So wußte er auch in diesem Augenblick der jungen Frau zu Hülfe zu kommen und, durch die natürlichsten Uebergänge, die Unterhaltung auf das Theater, auf die Londoner Parks, auf die Moden u. s. w., hinzulenken. Er sprach mit dem Anmuthe und dem Geiste eines Mannes von Welt, der die Bewunderung nicht herausfordert, der aber mit dergleichen Gegenständen innig vertraut ist. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton-Umrisse.

Von Dr. F. Wiest.

VI.

*** (Die Milanollo-Tauben.) Ein Enthusiast hat den reizenden Violin-singenden Colibris nach ihrem vierten Concert im Stuttgarter Hoftheater ein Paar weiße Turteltauben mit Blumenkronen geschmückt auf die Bühne flattern lassen. Gewiß eine ganz neue und recht sinnvolle Art der enthusiastischen Kunsthuldigung! Sonette und Kränze den Erscheinungen der Kunstwelt auf die Bretter zu werfen — es ist abgenutzt und gewiß schon hors de saison gekommen, aber Tauben und anderes Geflügel den gastirenden Kunstdamen

zustattern zu lassen, es ist eben so poetisch als praktisch. Man kann sich dann auch noch solch eine Huldigung braten oder mit einer Sauce piquante zubereiten lassen. Diese Mode der Beifallsanerkennung im Theater sollte noch in Deutschland en vogue kommen. Einem gefeierten Tenoristen nach seiner Abschiedsrolle einen bekränzten Schwan, oder einer ruhmgekrönten Primadonna ein halbes Dutzend jugendlicher Capitolretterinnen mit Grünzeug garnirt, auf die Bühne zu spediren, diese Mode würde gewiß mit Enthusiasmus von unseren deutschen Kunstverehrern aufgenommen werden. Den musicirenden Künstlern und Künstlerinnen Italien's, welchen in Deutschland ohnehin die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, könnten diese gewiß dann auch in natura sehr willkommen seyn — auf das Rupfen verstehen sie sich ja ohnehin nur zu gut. Uebrigens haben diese beiden harmlosen Tauben, die unschuldigsten Geschöpfe des gesammten Federviehs, beinahe einen kleinen Federkrieg in Stuttgart hervorgerufen. Eine der Tauben flatterte nicht auf die Bühne, sondern in eine Loge. Am andern Morgen las man im Schwäbischen Merkur eine Reclamation dieser Taube, welche Reclamation mit ziemlich unsanftem Taubenwesen auf die Rückerstattung dieser Huldigungstaube drang. Unterdessen war aber die Taube, das corpus delicti wirklich zurückerstattet worden, und nun trat der Taubenreclamator am folgenden Tage neuerdings im Schwäbischen Merkur mit einer Notiz auf, die wir hier wörtlich wiedergeben: Stuttgart. (Gefundenes.) „Da das bewußte Täubchen der Fräulein Milanollo von derjenigen Person, zu der sich dasselbe geflüchtet hatte, nach der Vorstellung zugestellt wurde, aber ohne Wissen des Einsenders der Aufforderung um Zurückgabe desselben, so wird durch dieses jene Aufforderung zurückgenommen.“ — Was Schiller's Denksäule wohl über diese Tauben-Affaire gedacht haben mag? Ob sich nicht irgend ein dramatisches Genie der Gegenwart dieses schönen Stoffes bemächtigt, und ein Seitenstück zu Marggraff's „Täubchen von Amsterdam“ — das „Milanollo-Täubchen von Stuttgart“ schreibt?

*** (Herr Lußberger vom Frankfurter Nationaltheater) hat als Gast auf der Stuttgarter Hofbühne sehr gefallen. Sein Buchhalter Gebhardt in Schröder's „Porträt der Mutter“, war eine in jeder Beziehung treffliche charakteristische Leistung, eben so fein-künstlerisch in der Anlage, als psychologisch-consequent in der ganzen Durchführung. Dabei vermied Herr Lußberger alle grellen Tinten, an die man hier durch Döring's Pinsel so sehr gewöhnt ist. Demnach wirkte der interessante Gast effektvoll nach Außen, durch die lebensfrische Wahrheit in der geistigen Auffassung des Charakters, durch die scheinbar ungekünstelte Veranschaulichung dieser geschmeidigen, aber tückischen Katzen-Natur. Natürlich, daß auch hier die immer hinkenden Vergleichungen, die Zusammenstellungen Lußberger's mit Döring nicht fehlen. Herr Lußberger steht noch nicht auf der Höhe künstlerischer Durchbildung, doch ist er ein Talent, das bei fortgesetzten fleißigen Studien mit seiner reichen innern Begabung jene Höhe wohl erreichen wird. Dem jungen Künstler sind in Stuttgart sehr günstige Engagementaussichten eröffnet worden. Von einem abgerundeten Zusammenspiele in dieser Aufführung des „Porträts der Mutter“ könnte ich eben nicht sehr viel bemerken. Alles gruppirt sich nur um eine Persönlichkeit, die in geglätteter, aber kalter Abgeschlossenheit isolirt den Mitspielenden gegenüberstand; zudem trieben die Herren Künstler zu auffallende Koketterie mit dem Souffleur. Nur Maurer (Hofrath Wacker) erwärmte mich durch sein seelenvolles, gemüthfrisches, ächt künstlerisches Spiel.

*** (Als zukünftiger Historiograph des Großherzogthums Baden), welche Stelle durch Hofrath Schreiber's Tod vacant geworden, wird Herr Prof. Dr. Weik in Freiburg im Breisgau bezeichnet. Der Genannte hat sich bisher durch mehrere historische Schriften sehr vortheilhaft bemerkbar gemacht. Eben jetzt arbeitet Herr Dr. Weik an einem größeren publicistischen Werke: „Erinnerungen an Duttlinger.“ Herr Prof. Weik liest an der Freiburger Universität über neuere Geschichte.

*** (Nur deutsch! Nur deutsch — und verständlich!) In einem kleinen würtembergischen Städtchen wollte ein Kaufmann altes, zum Theil verdorbenes Porzellan an den Mann bringen. Wie kündigte aber der deutsche Kaufmann den Verkauf des Ausschuß-Porzellans an? Er annoncirte: „Bei mir ist Comité-Porzelaine zu billigen Preisen zu kaufen.“ — Wahrscheinlich ist der Porcelaine-Ausschuß-Mann Comité-Mitglied eines Sprachreinigungs-Vereines in Schwaben!

*** (Ist das Schiller?) Wer Schiller's Standbild in Stuttgart sieht, und den treuen deutschen Sinn für den unsterblichen Sänger deutscher Sinnigkeit und Innigkeit nicht ganz verloren, der muß da tief innerlich betrübt aufseufzen: „Ach, ist denn das unser Schiller?“ Stiert dieser Schiller nicht in das schlechte Stuttgarter Pflaster hinein, als suchte er im Brockhausischen Conversationslexikon den poetischen Artikel „Runkelrübenzuckerfabrikation“? Welche griesgrämigen Züge, als hätte er sechs fromme Conventikel und ein Dutzend der modernen Unsterblichkeit-Dramen im Leibe. Nein! So wird sich kein Deutscher seinen Schiller denken, so nicht, wenn er ihn sich selbst niedergebeugt unter der ganzen Unglückslast des deutschen Schriftstellerthums denken müßte! Grübelt doch dieses Schiller-Standbild in die Erde hinein, als wollte es die deutsche Zollverein-Frage lösen! Denn dieser Blick kann doch kein poetisches Insichversunkenseyn malen, kann doch nicht andeuten, als wollte dieses Auge poetische Goldbarren aus dem Innern der Erde herauf beschwören! Und Schiller hat nie poetische Schätze im Mittelpunkt der Erde und ihres alltäglichen Kreisens gegraben: die Sterne, der Aether, die flüchtigen Wolken, das waren ihm die unerschöpflichen Schachte, das war seinem geistigen, aufwärts strebenden Auge stets ein geöffnetes Peru! Also aufwärts muß Schiller's Standbild blicken, mit unverwandten Zügen zu seiner eigentlichen Heimath! Aber hier steht Schiller so krummgejocht, als hätte er den ganzen moralischen und physischen Katzenjammer Deutschland's im Genicke sitzen! O welche bittere Ironie in diesem Standbilde, als hätte Thorwaldsen sagen wollen: „Seht, ich gebe Euch einen Schiller, wie er eben über die Vervollkommnung eines Dampfkessel-Apparates tiefsinnigen Gedanken nachhängt!“ Mir hat dieses Schiller-Standbild ein ganz ausgezeichnetes Frühstück mit Champagner und Straßburger Pastete verdorben. Das werde ich dem guten Schiller noch lange nachtragen.

*** (Kathinka Evers), die talentbegabte jugendliche Bravoursängerin der Stuttgarter Hofoper, verläßt mit Anfang April ihr Stuttgarter Engagement, um nach Italien zur Ungher-Sabatier zu reisen, die sich für das wahrhaft edle Talent der jungen interessanten Künstlerin schon früher in Wien sehr eifrig verwendet hat. Auch Herr von Kaler ist entschlossen, sein Stuttgarter Engagement aufzugeben. Dann werden wahrscheinlich die großen Räume des Stuttgarter Theaterhauses zu klein seyn, um die kolossale Leerheit in sich zu fassen, die sich mit dem Abgange dieser Lieblinge des Publikums zu den Opernaufführungen einfinden wird. Ein anderes aufkeimendes Gesangstalent, eine Dem. Knoll, Schülerin des ehedem berühmten Tenoristen Jäger, hat Herr Kapellmeister Guhr mit mehrjährigem Kontrakte für Frankfurt engagirt. Wenn die Evers und Herr von Kaler von hier abgehen, hat die Stuttgarter Oper ihre Zierden verloren, die nicht so leicht wieder acquirirt werden könnten.

*** (Dannecker's ehemaliges Wohnhaus in Stuttgart) ist jetzt das vielbesuchte fashionabelste Kaffee- und Bierhaus dieser Stadt, das Café Hermann, dicht am Theater. Das sind die Wandlungen und Umgestaltungen durch die Macht der Zeit! Wo einst das nakte Schöne dominirte, paradirt jezt die wattirte und lackirte Schönheit des Kaffeehaus-Tones. Der keusche Geist der Antike ist durch den nicht so ganz reinen Geist des modernen Biers verdrängt worden, und die heitern Götter Hella's haben den furchtbaren Schnurbärten der jungen Stuttgarter Plaz gemacht. — Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Stuttgart am 18. März.

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Der Violinist Heinrich Wolff, dessen Künstlername in der musikalischen Welt einen guten Klang hat, wird künftigen Freitag, den 24. März, unter der Leitung des Herrn Kapellmeister Guhr und unterstüzt von Herrn Ferdinand Hiller und mehreren Coryphäen der hiesigen Bühne, ein Conzert geben, worauf wir vorläufig aufmerksam machen.

*** (Versteigerung der Hinterlassenschaft des verstorbenen englischen Oberrabiners.) Die kürzlich Statt gefundene Versteigerung der Effecten des verstorbenen Oberrabiners der englischen Israelitenschaft, Rabbi Salomon Herrschell, hatte aus Nah und Fern viele Kauflustige, allesammt mosaischen Glaubens, herbeigelockt. Mehrere Sachen wurden zu enormen Preisen hinaufgetrieben. So ging der mit einer hebräischen Umschrift versehene silberne Lieblingsbecher des Verstorbenen zu 1 Pf. St. für jede Unze Metalles weg. Seine gewichtige goldene Schnupftabakdose im Gewicht von 4 Unzen zu 16½ Pf. Sein einfaches goldmontirtes spanisches Rohr für 7½ Pf. Ein silberner Becher mit dem hineingravirten Porträt des Oberrabiners ¾ Pf. für die Unze. Der Weinkeller, welcher hauptsächlich aus Tokayer und Franzweinen bestand, wurde für einen von den Freiherren von Rothschild erstanden. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Chinesisches Portfolio.) Fanni Elsler hat vom Kaiser von China folgendes Atlasbriefchen erhalten: „Seine Himmlische Majestät an die Barbarin Fanni. Es ist zu meinen hohen Ohren gekommen eine Kunde, daß Du die Barbaren bändigst durch die Gewalt Deiner Füße und daß Du mit großer Weisheit die Beine zu stellen weißt. Ich habe in meiner Gnade befohlen, Dich zu fragen. Wofern es wahr befunden wird, befehle ich, daß Du in mein himmlisches Reich transportirt wirst. Mein Volk ist durch die rothen Barbaren in Traurigkeit gestürzt: ich verordne, daß Du ihm Belehrung gibst. Du sollst ihm zeigen, wie man die Beine exercirt. Die Chinesen sollen auch fortschreiten und sich auf den Kopf stellen, aber wohlmeinend und innerhalb des Gesezzes; dann werden die rothen Barbaren vor Schrecken verschwinden. Mein Wort ist heilig. Ich verspreche Dir einen Knopf der Auszeichnung mit der Schleife für den Hals, zwei Knöpfe für den Bauch, zehn Knöpfe auf beide Füße, und einen ganzen Pfauenwedel auf den Kopf. Vier Mandarinen sollen sich täglich zu Mauleseln verwandeln vor Deinem Wagen, und ein Schriftgelehrter soll täglich aufschreiben, was Du gegessen und getrunken hast. Ich befehle, Deine Beine in Baumwolle einzupacken, und auf der Reise mit Kautschuck zu reiben, damit sie geschmeidiger werden. Tanze sogleich hierher. Ein besonderes Edict! Ich selbst"! (Komet.)

Lebenszweck.

Herrlich ist's ein Werk zu gründen,
Das der Welt gedeih' zum Segen;
Wonnig ist's ein Glück zu finden,
Dem das Herz sich sehnt entgegen.

Doch das Schicksal hält gefangen,
Tausendfach, den edlen Willen;
Tausend Herzen sind vergangen,
Konnten nicht ihr Sehnen stillen.

Laß dich Unmuth nicht beschleichen
Ob des unvollkomm'nen Lebens;
Kannst du auch kein Ziel erreichen,
Lebest du doch nicht vergebens.

Nicht Gelingen, nur das Streben
Ward zum Theile uns beschieden.
Leben ist der Zweck vom Leben!
Suche andern nicht hinieden.

Ob Genießen, ob Entbehren,
Schaffen oder still Entsagen
Mag des Lebens Flamme nähren,
Auf nur soll sie lodernd schlagen.

Daß sie aufwärts von der Erde
Mächtig bin zum Himmel steige,
Eine Feuersäule werde,
Die den rechten Weg dir zeige.

Wohl magst du ein Glück es nennen,
Wenn Du mit der Gluthen Stärke
Die in deiner Seele brennen,
Fördern kannst am guten Werke;

Doch brauchst du dich nicht zu härmen,
Wird dies Glück dir nicht gespendet.
Konnten sie dein Herz erwärmen,
Ist vor Gott dein Werk vollendet.

Amalie v. W.

Auflösung des Räthsels in Nro. 81.

Räthsel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 22. März. Zum Vortheil der Fräulein Hermine Rudersdorff (neu einstudirt): Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 23. März. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von Müller. (Gastrolle) Rappelkopf: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters an der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 83. 24. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

IV.

Mistreß Morland und Mistreß Parsons blieben unterdessen steif und fest auf ihren Stühlen sitzen und horchten mit offenem Munde und glotzenden Augen auf diese, ihnen so neue, Sprache. Die Frauen wollen es in der Regel nicht gestehen; aber das Erscheinen eines wohlgebildeten und geistreichen jungen Mannes in einem Frauenzirkel bleibt nie ohne Wirkung, besonders wenn dieser Mann einer höhern Klasse der Gesellschaft angehört und mit seinen übrigen Eigenschaften die blendende Auszeichnung des Ranges und der Geburt vereint. Seine Gegenwart macht nicht bloß großes Aufsehen, nein, sie erzeugt eine vollständige Revolution. Die am wenigsten anmuthigen Frauen lächeln mit liebenswürdiger Miene, die strengsten werden sanft und gütig, selbst die dümmsten bestreben sich, irgend etwas Scharfsinniges auszudenken; alle wetteifern mit einander im Ausbieten der Reize und des Witzes, alle streben zu gefallen, alle stehen unter dem Einflusse des unter ihnen plötzlich erschienenen glänzenden Gestirns, alle! — mit Ausnahme der wenigen, die bereits ihr Herz verschenkt haben und die sich nur für einen einzigen Mann auf der Welt interessiren ... und selbst diese dürfen auf keine allzu harte Probe gestellt werden!

Man kann sich nun vorstellen, welchen tiefen Eindruck Herr Seymour auf Mistreß Morland und Mistreß Parsons hervorbringen mußte: seine Sprache und sein Benehmen überraschten sie auf das höchste; obgleich ihnen in ihren Verhältnissen der Ton der vornehmen Welt fremd geblieben war, so begriffen sie doch recht gut, daß der Mann, den sie vor Augen hatten, einer höhern Sphäre angehörte. Mit der größten Ehrerbietigkeit folgten sie seinen Worten. Von einer edeln Ambition angespornt, suchte Mistreß Morland durch Minauderien der mannichfaltigsten Art eine vortheilhafte Meinung von ihrer Erziehung einzuflößen. Sie affektirte Wendungen des Kopfes und Lagen des Körpers, die sie zu ihrem Zwecke am geeignetsten hielt; zuweilen wagte sie sogar, mit zuckersüßer Stimme und spitz gezogenem Munde einige sentimentale sorgfältig voraus überdachte Worte auszusprechen. Weit blöder, beobachtete Mistreß Parsons ein bescheidenes Stillschweigen; ihre verstörten Augen rollten im Kopfe herum und im Uebermaß ihrer Befangenheit holte sie aus der Tiefe ihrer Tabacksdose eine Prise nach der andern, die sie aber zu schnupfen vergaß.

Mit einem Worte, die boshafte Neugierde, welche die beiden Frauen zur Verlängerung ihres Besuches bewogen hatte, verwandelte sich nach und nach in Bewunderung und in den Wunsch, Gefallen zu erregen; der mächtige Trieb der Koketterie trug den Sieg davon, und geblendet von dem Zauber, den Herr Seymour über sie ausübte, dachten sie nicht mehr an die schlimmen Absichten, die sie wider Alice im Schilde führten.

Endlich erhoben sie sich, oder Mistreß Morland vielmehr, die gern ihre Kenntniß von den Regeln der Wohlanständigkeit an den Tag legen wollte, stand auf und nahm von der Hausfrau und dem Fremden Abschied. Mistreß Parsons folgte dem Beispiele ihrer Freundin. Beide verließen nach vielen Freundschaftsbetheuerungen das Zimmer. Alice und Herr Seymour befanden sich nun allein gegenüber.

Dank dem klugen Benehmen des Herrn Seymour, Alice hatte wieder etwas Geistesgegenwart und Ruhe gewonnen. Gleich nachdem jener sich allein mit ihr sah, rückte er seinen Stuhl dem ihrigen näher und ergriff ihre Hand, die er an seine Lippen drückte:

— Theure Mistreß Aytoun, sprach er in achtungsvollem und zugleich, wie es nur einem Vertrauten zukömmt, zuversichtlichem Tone: welch ein Glück, daß diese unangenehmen Personen uns verlassen haben, und ...

Er endigte nicht: die Thüre des Zimmers öffnete sich geräuschlos; Mistreß Morland steckte den Kopf herein und bat ihrer Zerstreuung wegen um Entschuldigung. Sie hatte, wie sie sagte, ihre Echarpe vergessen und sey, um sie zu holen, zurückgekommen.

Wer wiederkehrt, wenn er einmal fort gewesen, kommt jederzeit und überall unwillkommen. Deswegen wär' ich der Meinung, man sollte das Wiederkehren ein für allemal verbieten, und es sollte dabei kein Unterschied seyn, ob einer aus der Welt oder bloß aus der Stube gegangen — Keiner dürfte sich unversehens wieder blicken lassen; keine Entschuldigung dürfte dagegen geltend gemacht werden, nicht einmal der Vorwand, einen verborgenen Schatz anzuzeigen, noch der Vorwand, eine vergessene Echarpe abzuholen.

Das unerwartete Wiedererscheinen der Mistreß Morland und die neugierigen Blicke, welche diese Dame in die Stube warf, flößten der Mistreß Aytoun eben so viel Schreck als Widerwillen ein. Herr Seymour dagegen kam dadurch keinesweges aus der Fassung. Er sah im Gegentheile auf den ersten Blick, daß dieser Umstand seinen Absichten günstig war, und daß Mistreß Aytoun um so abhängiger von ihm würde, je kompromittirter sie sich fühlte. Er stand deshalb ruhig von seinem Stuhle auf, nahm die Echarpe von dem Boden, auf den sie gefallen war und überreichte sie der Mistreß Morland; hierauf nahm er seinen Platz wieder ein.

— Verehrteste Mistreß Aytoun, sagte er, indem er seinen Stuhl ihr noch etwas näher rückte, ich war so froh, daß sich

diese Frauen entfernten, aber langweilige Menschen wird man niemals ganz los ... Nun aber werd' ich hoffentlich erfahren, ob Sie sich die gestrigen Unannehmlichkeiten nicht allzu sehr zu Herzen genommen haben.

— Ach, erwiederte Mistreß Aytoun, welcher alle Begebenheiten des Tages die schiefe Stellung, in welche sie gerathen, wohl erkennen ließen; kann man sich etwas Schrecklicheres denken? ... Mußte jemals eine Frau eine solche Erniedrigung erdulden? Großen Dank bin ich Ihnen schuldig, Herr Seymour, daß Sie mein Stillschweigen nicht ungünstig auslegten! Trotz dem Scheine, der gegen mich sprach, mußte ich darauf verzichten, das Zeugniß meiner Freunde und Nachbarn in Anspruch zu nehmen. Würde ich ihnen nicht selbst Anlaß gegeben haben, mich zum Gegenstande ihres Spottes und ihrer grausamen Scherze zu machen? ... und wenn Sie wüßten, wie schmähsüchtig Mistreß Morland und Mistreß Parsons sind! ...

— Ich wollte wetten, unterbrach sie Herr Seymour, das sind die beiden Damen, die uns so eben verließen.

— Sie haben recht ... mich ihnen anvertrauen, auf ihre Verschwiegenheit rechnen: eben so gut hätt' ich alle Bewohner London's zu Vertrauten machen können; mein Mann würde alles erfahren! (Fortsetzung folgt.)

M a r a.

Einige Jahre vor der ersten französischen Revolution kam eine der berühmtesten Sängerinnen jener Zeit nach Nantes: es war dies die berühmte Gertrude Mara, welche sich schon durch bewundernswürdige Virtuosität auf der Violine auszeichnete, ehe sie als eine der ersten Gesangskünstlerinnen Europa's glänzte. Wer weiß? Vielleicht wird dieser doppelte Lorbeer einst auch die Stirne der Teresa Milanollo schmücken; wir erinnern uns wenigstens, von ihr die Aeußerung vernommen zu haben, daß sie in reiferen Jahren es nicht mehr wagen werde, vor dem Publikum mit der Violine aufzutreten. Es scheint uns jedoch außer allem Zweifel, daß Teresa, gleich der Mara, nie das Instrument vergessen werde, dem sie ihre frühzeitigen Triumphe verdankt. Die genannte deutsche Sängerin nämlich, sich der hohen Gunst Friedrich's II. und Paul's I. erfreuend, und der Abgott der englischen Nation, zog, nachdem sie sich ein bedeutendes Vermögen ersungen und eine große Zahl angesehener Männer um ihre Hand warben, allen diesen Bewerbern, aus Vorliebe zu dem Instrumente ihrer Jugend, einen unbedeutenden Geiger vor, welcher roh und dem Trunke ergeben, sie durch seine Mißhandlungen endlich nöthigte, ihm heimlich zu entfliehen. So kam sie nach Nantes und trat dort, unter dem neuen Namen Mara, ihre glänzende Laufbahn an, eine Laufbahn, auf welcher sie so lange mit Ruhm verweilen sollte, da sie erst im Jahre 1833 zu Reval starb, in einem Alter von 84 Jahren.

Während des nur allzu kurzen Aufenthaltes der Mara zu Nantes, vermochte das Theater kaum die Menge zu fassen, welche sich zu jeder ihrer Darstellungen drängte und sich um die vordersten Plätze stritt. Mara ward die Veranlassung mehr als eines Duells, denn in jener Zeit griff man beim mindesten Anlaß sogleich zu dem Degen. Nach einer dieser Vorstellungen, in welcher der Sängerin von allen Seiten Kränze zuflogen, hatte sich diese, noch mit dem vollen Bewußtseyn des Entzückens, das sie in den Zuhörern erweckt, bereits in ihre Loge zurückgezogen, als ihre Mitspielenden ihr zu Ehren ein glänzendes Souper zu geben beschlossen, und mit einander übereinkamen, alle in vollem Kostüme bei demselben zu erscheinen. Da sie aber Mara abholen wollten, hatte sie sich bereits entfernt. Dies verschlug ihnen jedoch wenig, da Mara in dem Gasthofe zum „Rothen Hute" logirte, in welchem sie das Essen bestellten. Die Künstler begaben sich also fröhlichen Muthes dahin, wurden aber äußerst betroffen, als sie auch da die Sängerin nicht fanden ... Schon liefen ärgerliche Gerüchte um: man stellte eine förmliche Untersuchung an, nach welcher man den Schritten der Flüchtigen von dem Theater bis zum Hügel Sankt Nikolaus folgen konnte ... An demselben verlor man ihre Spur gänzlich, und die Truppe hielt nun inne, um zu überlegen, was ferner zu thun sey. In dem Augenblicke gelangte der Gesang einer durchdringenden Stimme zu den Ohren der Schauspieler, welche mit Entzücken dem Vortrage einer religiösen Hymne lauschten, der von Engelslippen zu ertönen schien. — „Das ist Mara's Stimme!" rief Gourville, einer der geistvollsten der Gesellschaft. — „Unmöglich!" entgegnete Maillard, der erste Tenorist des Theaters zu Nantes, oder wie er damals schlechtweg genannt wurde, der erste Sänger! — „Sie ist's, ohne Zweifel!..." — „Aber wo, um des Himmelswillen?..." — „Ich würde sie da oben suchen," fuhr Gourville fort, indem er nach dem Himmel zeigte, „wenn unseres Gleichen so leicht da hinauf käme ... Doch stille!... Unser Ohr muß sich erst zurechtfinden ... Von dort kommen die Töne!..." sagte Gourville endlich, indem er die Hand nach dem Kirchhofe Sanct Nicolas ausstreckte, der auf der andern Seite des Hügels lag.

Sogleich machte sich die Truppe auf den Weg nach der Brücke von „Sauvetout", ging die Straße „de la Boucherie" hinab, erstieg die hundert Stufen, welche zu den sogenannten „Antipoden" führen, dem Gipfel des Felsens „Sanct Nicolas", auf dem sich noch gegenwärtig das Museum befindet; endlich erreichte sie den Kirchhof, am Fuße des Henkerthurms, über den unter dem Volke furchtbare Sagen gehen. Nun schritten alle Künstler, in mehr oder minder ernstem Kostüme, bedächtig vorwärts.

Der Anblick, welcher sich jetzt der Betrachtung bot, war höchst malerisch und fantastisch: eine Schauspielergesellschaft, die ein Grab umstand, vor welchem Mara kniete; während der Todtengräber die Vertiefung, in der erst vor Kurzem ein Leichnam beigesetzt worden, mit Grund ausfüllte.

Mara, bis zur Erde gebückt, von einer Empfindung überwältigt, welche allen unbegreiflich schien, hörte und sah nichts von dem, was um sie vorging: plötzlich stimmte sie, von himmlischer Begeisterung ergriffen, die Hymne „de Profundis" an und sang diese mit einem so rührend frommen Ausdrucke, daß sie dadurch die Gemüther der Zuhörer aufs Tiefste erschütterte. Die lange gehaltenen Töne ihrer Stimme, die mit Entzücken auf dem heiligen Texte verweilten, der feierliche Charakter des Psalms, in welchem sich ihre ganze Seele zu verlieren schien, und der nicht des eitlen Schmuckes und der Koloraturen theatralischen Gesanges bedurfte, um zu rühren, hatten etwas Ideales, Ueberirdisches, Bezauberndes. Die Schauspieler vermochten sich nicht länger zu halten; alle Achtung aus den Augen setzend, welche dem letzten Asyle der Sterblichen gebührt, lassen sie den Kirchhof mit einem Male von dem rauschendsten Beifallssturme ertönen.

Hastig und bestürzt steht Mara vom Boden auf, erkennt ihre Bühnenfreunde, und kann nicht begreifen, wie sie im Augenblicke hier von denen umringt sey, mit welchen sie noch vor Kurzem auf den Brettern gestanden.

Die Nachtluft wehte kalt: es beeilten sich daher die Künstler, das Souper einzunehmen, welches schon lange auf sie wartete, und sie verschoben einstimmig den Aufschluß über das geheimnißvolle Abenteuer bis zum Dessert.

Gourville und Maillard nahmen Mara in die Mitte und geleiteten sie heiter bis zu dem Saale des Festmahls. Dort ließen sie dieselbe, noch ehe sie Zeit gehabt, sich von dem

erschütternden Eindruck der Kirchhofsscene zu erholen, auf dem Ehrenplatze niedersitzen.

Die Bonmots und Witzspiele, welche den dramatischen Künstlern geläufig sind, in deren Kreisen ein „sans-façon" als Norm des geselligen Tons gilt, fingen schon an, in Umlauf zu kommen, und beförderten jene zwanglose, freie Bewegung des Gesprächs, die unsern Assembleen ein Geheimniß ist, da in denselben der Geist sich nur ängstlich bewegen darf, auf Stelzen und in spanische Stiefeln eingeschnürt. Mara ließ sich von der allgemeinen Fröhlichkeit hinreißen und erwiederte in heiterer Laune bald hier Sganarelle, trotzte dort Don Juan, hatte eine treffende Antwort für den ersten Liebhaber in Bereitschaft, und verstand es, die Soubrette mit passender Erwiederung abzufertigen.

Sie überließ sich indessen wieder, als die Unterhaltung auf eine Zeit lang ruhte, ihren vorigen ernsten Betrachtungen und versank in eine stille Wehmuth, welche natürlich von Neuem den Wunsch rege machte nach Aufklärung über die sonderbare Lage der Sängerin auf dem Kirchhofe Sanct Nicolas.

Mara zaudert: kaum läßt man ihr Zeit, ihre Erinnerungen zu sammeln ... „Ein Glas Champagner," rief Gourville, „und das Gedächtniß wird Dir wieder kommen, schöne Gertrud...." „Ja, Champagner!" rief das ganze Sängerchor. „Schenk' ein, schenk' ein, immer zu, dicker Finanzpächter ... Auf die Gesundheit der Mara! ... Auf die Gesundheit der Mara!" — Und dreimal füllten und leerten sie die Gläser auf denselben Ruf.

Der Champagner that seine Wirkung... Mara sprang begeistert auf den Tisch, gleich einer jungen Schauspielerin, die als Page verkleidet ist, und die ganze Versammlung begrüßte sie in dieser malerischen Stellung mit wüthendem Applaus.

„Sehet nur, wie schön sie ist!" rief Gourville, sie mit einer tragischen Geberde seinen Kameraden zeigend. „Sie ist eine Göttin, die vom Himmel kam, um die Sterblichen zu entzücken, wie einst ... Aber Gertrud," fuhr er fort, „nimm' Dich in Acht! Hüte Dich, uns zu täuschen ... dem Publikum ... magst Du ein Mährchen aufbinden ... den auswärtigen Anbetern wohl auch; uns aber bist Du eine getreue, vollständige Erzählung schuldig ... sonst leihen wir Dir kein Gehör! Es befindet sich kein Eindringling unter der Gesellschaft ... Du kannst daher Alles sagen, was Du auf dem Herzen hast."

— „Mein Gott, ich habe keine Geheimnisse für Euch, es müßten denn Theatergeheimnisse seyn ... Stille also ... Um Euch aber schlicht die Wahrheit zu sagen, muß ich wieder eine Sterbliche werden und ich steige hiermit von meinem Piedestal herunter ... Als sich Mara mit Grazie niedergesetzt, fuhr sie fort: „Ihr werdet mich für leichtgläubig halten, für eine Geisterseherin ..."

(Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Die Burggrafen von Victor Hugo.) Das Stück spielt am Rhein, im dreizehnten Jahrhundert, in jener wüsten Zeit, die nach dem geheimnißvollen Verschwinden Kaiser Friedrich's I. auf seinem Kreuzzug folgte. Da waltet das Faustrecht vor, und die Gewaltigen bedrücken die Schwachen. Am Rhein hausen da in ihrem überaus festen Schloß drei Generationen von „Burggrafen"; feudale Ungethüme, Nachfolger der mythischen Riesen und Gewaltigen, eine Art von Wild- und Rheingrafen wie der in Bürger's wildem Jäger, die von ihrem Söller raubsüchtig ins Land hinaus schauen, dessen Bewohner brandschatzen, oder sie frohnen, oder im Burgverließ schmachten lassen. Job, der Nestor dieses furchtbaren Geschlechts, trägt bereits den Schnee von hundert Wintern auf seinem Haupte, das noch dazu mit der Acht des Reiches und dem Kirchenbann belastet ist; er aber, von seinem Sohne Magnus, (ein 75jähriger Sprößling) und seinem Enkel Hatto unterstützt, lacht seiner Feinde und ihrer Macht hinter den unbezwinglichen Mauern seiner Burg. Unter den Gefangenen der Burg ist auch ein Weib, nicht viel jünger als Job, ein geheimnißvolles Wesen, zwischen Zigeunerin und Hexe, etwa nach Walter Scott's Meg Merrilies modellirt, Guanhumara geheißen, welche einen unversöhnlichen Haß gegen den alten Burggrafen nährt und denselben in Folge der Entdeckung zu befriedigen trachtet, daß Hatto's Braut, Regina, in zärtlicher Neigung zu Olbert, einem jungen Edelknecht des Burggrafen entbrannt ist. Regina vergeht in einem geheimen Siechthum, der verzweifelnde Olbert verlangt von Guanhumara Hülfe für das sterbende Mädchen; Guanhumara verspricht sie zu retten durch einen Trank von unfehlbarer Wirkung, wenn Olbert ihr in allen Stücken zu Willen seyn schwört. Albert schwört, Regina genest; der alte Burggraf aber entdeckt das Verständniß Reginens und seines Edelknechts, billigt es, und räth ihnen selbst zur Flucht vor Hatto's Zorn. Guanhumara, um ihre Rache betrogen, hört alles, und benachrichtigt Hatto, der die Liebenden überrascht. Olbert zieht sein Schwert und fordert Hatto zum Zweikampfe; dieser weist den jungen Abenteurer verächtlich zurück; alle Bewohner der Burg kommen herbei und unter diesen auch ein greiser Pilger, der um Zehrung bittend, eingelassen worden war. Empört über Hatto's Hochmuth, verlangt der Pilger selbst ein Schwert und fordert, da Hatto den Edelknecht verschmäht, nun selber den stolzen Junker heraus. Hatto lacht aber auch dieses Gegners, darauf gibt sich der Pilger für den todtgeglaubten Friedrich Barbarossa zu erkennen; alles erkennt den Kaiser an, welcher die pflichtvergessenen Burgherrn, mit Ausnahme von Job, in Fesseln legen und die Gefangenen befreien läßt. Im dritten Akt nun verlangt Guanhumara von Olbert die Erfüllung seines beschworenen Gehorsams; sie verlangt, er solle den alten Burggrafen tödten. Guanhumara war in ihrer Jugend der Gegenstand der Leidenschaft zweier Brüder, davon sie den einen liebte; diesen erstach der andere in eifersüchtiger Wuth und verkaufte Guanhumara als leibeigenes Weib. Dieser Brudermörder ist Job, der Burggraf. Olbert will seinem Eid genügen, und hat schon das tödtliche Eisen gezückt, da hält der Kaiser den Arm des Vatermörders zurück; wir erfahren nicht nur, daß auch Olbert des Burggrafen Sohn ist, sondern daß der Burggraf des Kaisers Bruder (!!) und dieser der vermeintlich ermordete Liebhaber Guanhumara's ist, welche jetzt durch Gift ihrer langen Laufbahn ein Ende macht; worauf das junge Paar üblicher Weise vermählt wird. (Kassel. Z.)

*** (Biermannichfaltigkeit.) Wie unerschöpflich reich der deutsche Erfindungsgeist in Bieren ist, geht aus folgender Liste der berühmtesten unserer vaterländischen hervor, die größtentheils auch noch mit höchst originellen Namen getauft sind; als: Baierisches Bier, dessen prima sorte der Münchener Bock ist; Berliner Josty-Bier und Grünthaler; Unterhöhler Ale; Boitzenburger Biest dem Kerl; Braunschweiger Mumme; Breslauer Schöps; Colberger Black; Cotbusser Krabbel an der Wand; Creuzkloster tibi solis; Delitzscher Kuhschwanz; Dessauer Dambacher; Dresdner Waldschlößchen; Eckvoorder Kakka Bulle; Erfurter Schlenz; Erlanger Felsenkeller! Gardeleger Garley; Goslarer Gose; Guhlrauer Ginseneck; Hallischer und Hannoverscher Breyhahn; Halberstädter Muff; Hammscher Kennt; Helmstädter Klapit; Herfordter Kamna; Kieler Witter; Königsluther Duchstein; Köstritzer Englisch; Kyritzer Mord und Todtschlag; Leipziger Rastrum; Lütschenaer Bairisch; Magdeburger Filz; Niemayer-Mull; Nürnberger Kränchen (ältestes deutsches Weißbier, von Hans

Kräne 1541 erfunden); Osnabrücker Buße; Ratzeburger Rummeldunst; Riddagshäuser Schädde Kappe; Stade'scher Kater; Stettiner Bergemann; Wettiner Keuterling; Wittenberger Kukuk und Burtehuder Waht nit wie? — Welche Nation kann sich mit der deutschen messen in Bier-Variationen? (Gutenberg.)

Der Pariser Salon.

Von J. Duesberg.

Gestern ist der Salon eröffnet worden. Es waren Viertausend Kunstwerke eingegangen, und Zweitausend Vierhundert sind wieder hinausgegangen. Kein Wunder, daß beim Mustern einer solchen Unzahl von Bildern, der Jury die Geduld ausgegangen und daß in dem Gewirre manches Erträgliche mit dem Schlechten fortgejagt worden. Die Künstler und die Künstlerinnen erheben ein Zetergeschrei; die Herren und Damen, die sammt und sonders in den Salon-Carré wollten, verlangen, daß man die Jury aufhänge, weil man sie nicht aufgehängt. Das Talent verflacht sich und dehnt sich aus auf eine beunruhigende Weise; die Masse von achtbaren Kräften schwillt an, daß sie nicht mehr zu übersehen ist: sie stehen da, dicht gedrängt, wie die Halme auf dem Felde; wie die Tausend Bäche des Waldes verschlingen sie einander und verschwinden in der Menge. Alle Reklamationen der Künstler werden Nichts ausrichten. Die Regierung hat ihre liebe Noth mit der Thätigkeit der achtbaren Talente; die Ministerien werden bestürmt von armen Schluckern, die sie nicht beschäftigen können. Finden doch selbst Isabey's Marinen keinen Absatz! Das Schloß von Versailles, dieses moderne Labyrinth, steckt so voll Gemälde, daß man Wochen brauchte, um sie zu beschauen. Nôtre-Dame de Lorette und die Kirche la Madelaine sind bemalt von oben bis unten; in der Pairskammer, im Palais-Bourbon ist kaum ein Winkel, wo noch das winzigste Bildchen anzubringen wäre. Auch verschwinden allmählig die großen historischen Tafeln aus dem Salon; an Meistern fehlt es nicht, aber an Käufern. Die Kunst zieht sich auf die engen Dimensionen des Genre und der Landschaft zurück; in beiden sind die Pariser Virtuosen. Dieses Jahr aber hat ein Ausländer in der Landschaft den Preis. Thuillier, Hostein, Vanderburch haben Prachtstücke geliefert; da ist ein Aufwand von Prospekten, von mühselig kombinirten Effekten, Gegensätzen; dunkler Vordergrund und strahlende Fernsichten, Dörfer, Flüsse, Seen, Gebirge, Hügel und Felsen, sie haben Alles zusammengestellt und aufs Schönste ausgearbeitet und abgeschliffen und beleuchtet. Koek-Koek, so heißt der Mann, dessen Bild weit harmonischer ist als sein Name, hat abermals bewiesen, daß man mit den einfachsten Mitteln das Höchste leistet; er hat sich ein Stück Wald ausgesucht und das so in seiner ganzen Wahrheit hingestellt; Gras und Brunnenkresse und dazwischen einen Bach, trüb, voll Steine, hier und da gelb aufschäumend; die beiden Ufer verlieren sich zwischen niedrigen Gesträuchen und Bäumen, die unabsehbar seinen Lauf andeuten in der Ferne; ein Hirtenmädchen und ein paar Kühe; dann eine prächtige Buche im Vordergrunde; zu beiden Seiten sieht man nicht bloß in den Wald, sondern in ganze Wälder; das Licht, das Grün, der leise Duft, das spielt Alles so weich, so zart ineinander, und bildet eine so zauberische Perspektive, daß ich's nicht auszudrücken vermag. Wäre nur etwas poetisches Gefühl in dem Bilde, so wäre Alles daran zu bewundern. Im Genre steht Robert Fleury wieder oben an; nur hat er sein Sujet nicht gut gewählt: Karl V. hebt den Pinsel auf, den Tizian hat fallen lassen; da ist ein herrliches Colorit, wie es die Venezianer nicht eklatanter haben, und die Umrisse sind scharf und korekt, und verschwimmen nicht zur Formlosigkeit wie bei Delacroix und seiner Schule. Den Tizian könnte man zu roth finden; er hat lange feuerfarbene Beinkleider und einen ungeheuren langen purpurfarbenen Talar an; dazu kommt noch das fuchsrothe Haupt- und Barthaar des Kaisers. Für Robert Fleury ist das Sujet zu eng; seine dramatische Kraft konnte er nicht darin entfalten. Eine allerliebste Scene hat Jacquard geliefert: das Café Procope; Voltaire, Piron, J. J. Rousseau, Marmontel etc. sind zugegen, in der malerischen Tracht jener Zeit. Im Café Procope steht heut zu Tage noch ein Tisch, dem der Namen Table de Voltaire geblieben ist. Ferner haben wir treffliche Genrebilder von Duval-Lecamus, Meissonnier, Gué und Schlesinger bemerkt. Schlesinger's Composition ist allegorisch. Im Livret führt sie den Titel: Si jeunesse savait. Das Bild hat das Verdienst, auf den ersten Blick verstanden zu werden. Die Frauengestalten haben nicht die etwas konventionelle Anmuth der Winterhalterischen, sie sind wahr und lebendig und voll Ausdruck. Von Steuben sind da: „Joseph und die Frau des Potiphar", ferner „Delila und Samson", zwei feine, gar üppige Bildchen, wo der Reiz schöner weiblicher Formen etwas ins Lüsterne spielt. Ary Scheffer hat leider nichts ausgestellt. Von Henry Scheffer ist wieder eine Jungfrau von Orleans da; die vierte oder fünfte, die wir von ihm gesehen. Im Porträtmalen ist er ein großer Meister. Unter seinen Porträts im diesjährigen Salon erwähnen wir das Bild des Herzogs von Orleans; es ist aus der Erinnerung gemalt. Es wird Einem ganz düster ums Herz bei dem Anblick des vollen, frischen Gesichtes, das so plötzlich im Tode verblich. Der Prinz wird auf die Nachwelt in blühender Jugend übergeben, die unvergänglich ist wie der Schmerz um seinen Verlust. Er kommt noch einmal vor, als Generallieutenant zu Pferd, in Lebensgröße; und dann bei der Erstürmung von Medeah. Algerien hat den Schlachtenmalern ganz neue Motive verschafft: eine fremde Vegetation, einen brennend leuchtenden Himmel, und eine neue Art zu fechten; statt der regelmäßigen Bataillone, die wie Quadrate auf einem Schachbrette aufgestellt sind, zersprengte Haufen, die im Sturme des Gefechts in einzelne Gruppen zerstieben und dem Bilde Leben und Bewegung geben. Ein historisches Bild von Bouchot, nach seinem Tode vollendet, stellt Napoleon's Abdankung zu Fontainebleau vor; es ist etwas bei Seite geschoben, vielleicht aus politischen Rücksichten, aber es wird um so eifriger aufgesucht. Der Kopf des Kaisers ist meisterhaft; so bleich, so zürnend in seinem Schmerze und so groß in seinem Falle! Niemand hat den Kaiser so aufgefaßt wie Bouchot; der Geist des Künstlers war dem Genius Napoleon's gewachsen. Beide schwangen sich aus Nichts empor und Beide mußten fort in der Fülle der Kraft. — In dieser flüchtigen Uebersicht haben wir manches Werthvolle übergehen müssen; nennen wir noch „Juda und Thamar" von H. Vernet, das große Gemälde von Papety: „Un rêve de bonheur", das schon früher in der Ecole des Beaux-Arts ausgestellt war und in den Journalen bereits besprochen wurde, so haben wir indeß die Hauptleistungen des diesjährigen Salons angedeutet, die in jeder Hinsicht befriedigend sind, obgleich Ary Scheffer, Decamps, Delacroix, Delaroche, Ingres und andere Matadors ausgeblieben sind.

An ein Vöglein im Frühling.

Vöglein auf dem Blüthenast,
Fürchte, bist ein böser Gast!
Doch so lieblich schaut sich's an,
Daß man dir nicht zürnen kann.

Vöglein nasche immerhin!
Lieblich Bild, ist auch Gewinn.
Wenn im Herbst die Früchte fehlen,
Will ich Frühlingslust erzählen.

Amalie v. W.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste verschlingt,
Die Zweite klingt;
Das Ganze keine Ehre bringt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. März. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Märchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von Müller. (Gastrolle) Rappelkopf: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters an der Josephstadt in Wien.

Freitag, den 24. März. Großes Vocal- und Instrumental-Concert des Herrn Heinrich Wolff. Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in einem Akt von J. Fr. v. Weissenthurn. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 84. 25. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Der Mäusethurm.

Ballade von H. Ch. Pfitz.

Was will das verzweifelte Volk von mir
Mit Wimmern und Händeringen;
Als wähnte das lose Gesindel schier
Durch Thränen mein Herz zu bezwingen.
Es fühle Hatto's gefährlichen Zorn!
Nicht Bettlern hab' ich gehäuft mein Korn.
Nur Gold eröffnet die Kammern,
Nicht ärmliches Winseln und Jammern.

So sprach ein gemästeter Pfaff am Rhein,
Ein geistliches Ungeheuer,
Deß' Tigerseele zu ewiger Pein
Längst zappelt im höllischen Feuer.
Er hatte mit gierig berechnendem Sinn
Das Mark der Gefilde, der Aehren Gewinn
Gesammelt in Böden und Speichern,
Sich wuchernd damit zu bereichern.

Und als ein Wetter vom Himmel kam,
Verheerend mit Hagel und Schloffen,
Und den Söhnen des Landes die Hoffnung benahm,
Zerschmetternd die nährenden Sprossen;
Als drauf des Hungers Schauergestalt
Mit giftigem Zahn in den Wanst sich krallt,
Das leere Gedärm zu zernagen
Mit höllischen Martern und Plagen:

Da that er auf die Speicher voll Frucht,
Ihr wähnet den Armen? — Ha ferne!
Dem Glücklichen, der mit des Goldes Wucht
Sie aufwägt, reicht er sie gerne.
Das Wimmern der Hungrigen rührt ihn nicht.
Kein Thränlein feuchtet sein Angesicht.
Er kann es geruhig betrachten,
Wie Menschen vergehn und verschmachten.

Wohl kamen die Armen zu Hauf, zu Hauf,
Und flehten und rangen die Hände:
Thut eure Behälter den Dürftigen auf!
Macht alle dem Jammer ein Ende!
Hochwürdiger Vater, erbarmt euch der Noth!
Errettet, errettet vom schmählichen Tod!
Mild hat euch der Himmel gesegnet,
Daß mild ihr den Armen begegnet.

Und stündlich wächst die gewaltige Noth
Und stündlich mehrt sich die Menge.
Es rottet das Volk sich, es murret, es droht,
Es stürmet in wildem Gedränge.
Da sinnt der Verruchte auf teuflische List,
Den tobenden Schwarm in der kürzesten Frist
Auf ewig von dannen zu scheuchen.
„Die Todten, die werden ja schweigen!“

Kommt, Kindlein, so spricht er, mich jammert der Noth!
Ich wollt euch nur prüfen im Harren.
Da drüben im Baue da findet ihr Brod,
Da leeret die Speicher und Sparren!
Urplötzlich erhebt sich ein Freudengeschrei.
Es wälzt sich, es drängt sich, es stürzt sich herbei,
Es füllt sich das weite Gemäuer
Der segenbelasteten Scheuer.

„Nun bringet mir Fackeln! Vernichtet die Brut!
„Jetzt hab' ich sie alle zusammen!
„So müsse der Teufel zur ewigen Glut
„Die trotzige Rotte verdammen!
„Umzingelt mit Schergen das brennende Haus!
„Verrammelt die Thore! Laßt Keinen heraus!
„Sie wollten nicht Hungers ersterben,
„Sie mögen im Feuer verderben!“

So poltert der Unhold. Es rührt sich der Troß;
Schon prasseln die mördrischen Flammen,
Sie fressen die Balken, Geschoß für Geschoß,
Krach! stürzen die Giebel zusammen.
Und drinnen Verzweiflung und Heulen und Schrei'n
Und Todtengeröchel und grimmige Pein!
Sie strecken die brandigen Arme
Und wimmern, daß Gott sich erbarme!

Und drüben der Bischof auf hohem Altan,
Von Buhlen und Schranzen umrottet,
Sieht grinzenden Blickes den Jammer mit an
Und schüttelt das Haupt sich und spottet,
Und spricht zu dem Pfaffen, der neben ihm steht:
Ei sieh doch, wie's lustig da drüben ergeht!
Es quiken und pfeifen die Mäuse
Auf seltsam besondere Weise!

Doch plötzlich erwimmelt der goldene Saal
Mit scheußlichen Ratten und Mäusen.
Es wispelt und krabbelt und regt sich zumal
Und schrotet die köstlichen Speisen.

Da fruchtet kein Wehren, da hilft kein Geschrei;
Freßgieriger strömt das Gesindel herbei
Und macht, da die Schüsseln zu Reige,
Sich gar an die geistlichen Bäuche.

Nun flüchtet sich alles in zitternder Hast,
Da keuchen die mastigen Pfaffen
Und eilen, des Bauches behagliche Last
Dem gierigen Schwarm zu entraffen.
Vergebens! sie folgen den Flüchtigen nach,
Sie jagen den Raub von Gemach zu Gemach,
Sie wandeln die Zimmer zur Wüste
Und folgen dem Bischof zur Küste.

Da will er sich retten, da schifft er sich ein,
Da glaubt er sich endlich geborgen.
Wohlträgt den Verbrecher der strömende Rhein,
Die sträubenden Wellen gehorchen.
Er trägt ihn zur Insel durch Wetter und Sturm,
Da fußt auf dem Felsen ein mächtiger Thurm
Mit eisernen Riegeln und Gittern.
„Da mag mich kein Mäuslein erwittern!"

Doch nein! sie erspäh'n, sie ereilen ihn dort.
Und flöß' er an's Ende des Meeres,
Wuthschnaubend verfolgt' ihn an jeglichen Ort
Der Schwarm des gefräßigen Heeres.
Sie theilen die Fluthen, sie klettern hinan,
Zerlöchern die Thore mit spitzigem Zahn,
Und schlüpfen durch Gitter und Scharte
Zur unüberwindlichen Warte.

Sie wittern die Fährte, sie dringen herein,
Er sieht sie mit Grausen erscheinen.
Sie beißen, sie klammern, sie krallen sich ein
Und nagen an seinen Gebeinen.
Sie zerren in Stücke das steinerne Herz.
Da endlich erliegt er dem wüthenden Schmerz;
Da fähret mit grassem Verzweifeln
Die teuflische Seele zu Teufeln.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Ihr Mann, bemerkte Herr Seymour mit einem ausdrucksvollen Blicke, ist vielleicht argwöhnisch, eifersüchtig ... Seine Eifersucht, gestatten Sie mir die Bemerkung, wäre sehr zu entschuldigen. Wer einen kostbaren Schatz besitzt, das begreift sich leicht, hat Furcht, ihn zu verlieren, und an seiner Stelle ...

— Nein, er ist nicht eifersüchtig, fiel ihm Alice ins Wort, aber so stolz, so empfindlich!

Hierauf setzte Mistreß Aytoun, kindisch unbesonnen wie sie war, ihrem aufmerksamen Zuhörer die Gründe umständlich auseinander, die sie verhinderten, sich Aytoun anzuvertrauen und seine Prinzipale in diese Angelegenheit zu verwickeln.

— Aber, mein Gott! fügte die junge Frau mit beklommenem Tone hinzu, wie soll das Alles enden! Werd' ich mich noch einmal genöthiget sehen, im Polizeibureau, mitten unter den niedrigsten Verbrechern, zu erscheinen? Rathen Sie mir, Herr Seymour; sagen Sie mir, was soll ich thun, um den Verfolgungen dieses Herrn Green zu entgehen ...

Herr Seymour rückte der bekümmerten schönen Frau seinen Stuhl noch ein wenig näher, und ergriff ihre Hand, welche sie, in ihrer Trostlosigkeit, ihm nicht zu entziehen suchte.

— Rathen soll ich Ihnen? sagte er mit einem sanften, ausdrucksvollen Tone. Wie gern wollt' ich es; aber wahrlich! die Umstände bieten Schwierigkeiten, deren Beseitigung nicht so leicht ist. Dergleichen Angelegenheiten erfordern die größte Behutsamkeit: je mehr Schritte man deswegen thut, je verwickelter werden, je größeren Skandal erzeugen sie, und gerade, was man geheim halten möchte, wird ruchtbar ... Wenn, unglücklicherweise die Begebenheit durch ein einziges unsrer Journale dem Publikum kund gemacht würde ...

— Gerechter Gott! unterbrach ihn Mistreß Aytoun, welche diese traurige Aussicht mit Entsetzen erfüllte: mein Name ward vielleicht schon in den Berichten über die Verhandlungen des Polizeigerichtes erwähnt!

— Ich darf Ihnen nicht verschweigen, fuhr Herr Seymour fort, daß dies geschehen konnte, ja sicherlich geschehen wäre ... Aber ich dachte daran und traf deshalb die nöthigen Vorkehrungen: noch gestern Abend fuhr ich, einer Einladung zum Diner bei Lord Sainclair entsagend, von einem Bureau zum andern und darf mich nun des Stillschweigens der öffentlichen Blätter versichert halten.

— O wie gütig Sie sind! sagte Alice, von der innigsten Dankbarkeit durchdrungen; wie soll ich Ihnen danken!

— Ich kam noch zu rechter Zeit, fuhr Herr Seymour fort, der nicht geneigt schien, dem der jungen Frau geleisteten Dienst einen geringeren Werth beizulegen; die Herren schnitten bereits ihre Federn, und die ganze Stadt würde diesen Morgen ...

— Mein Gott, mein Gott! was hätte aus mir werden sollen!

— Die Sache ist nun vor der Hand beigelegt ... Wenn wir es nur jetzt dahin bringen können, daß Herr Green von seiner Klage absteht ...

— Ach, er wird darauf beharren. Ich erbot mich, ihm den Werth der ihm fehlenden Gegenstände zu vergüten; er wollte nichts annehmen.

— Den Werth der ihm fehlenden Gegenstände! Ich erlaube mir die Behauptung, daß dies nicht genug war. Man müßte ihm eine Summe Geldes anbieten: vielleicht widersteht er der Versuchung nicht! —

Alice schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Der guten Anstellung ihres Gatten hatte sie es zu verdanken, daß sie bequem und anständig leben konnte; um aber das Stillschweigen eines reichen Kaufmannes zu erkaufen, dazu reichten ihre Mittel nicht aus. Herrn Seymour entging dieß nicht; er ließ sich indessen nichts merken, daß er die Gedanken, die Mistreß Aytoun beschäftigten, errathen hatte.

— Auf alle Fälle werd' ich Herrn Green besuchen, um in Erfahrung zu bringen, was er beabsichtiget ... Ihnen aber, Mistreß Aytoun, möcht' ich rathen, keinen Schritt zu thun, welcher Herrn Green Ihre Unruhe und Besorgnisse kund geben und ihn nur zu größeren Anforderungen veranlassen würde. Darf ich Ihnen einen andern Rath ertheilen, fügte Herr Seymour mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Theilnahme hinzu: so fassen Sie sich und geben Sie nicht alle Hoffnung auf; es fehlt Ihnen weder Schutz noch Hülfe, da der Zufall mir vergönnte, Ihre Vertheidigung zu übernehmen. Zählen Sie auf meinen Eifer, meinen Einfluß und, darf ich das Wort aussprechen, auf meine aufrichtige und innige Zuneigung.

Von nun an fehlte es Herrn Seymour nicht an einem Vorwande, seine Besuche zu wiederholen. Mußte nicht Mistreß Aytoun von Allem in Kenntniß gesetzt werden, was vorging oder in ihrem Interesse geschah? Konnte sie sich der Besuche des einzigen Vertrauten, des einzigen Rathgebers, den sie in London besaß, entschlagen? war sie ihm nicht viele Verbind-

lichkeiten schuldig? durfte sie wegen der Sorge für ihren Ruf die Pflichten der Dankbarkeit verletzen? Ueberdieß war sie jung, unerfahren und sie ahnte nicht die neue Gefahr, welche ihr drohte. (Fortsetzung folgt.)

M a r a.

(Schluß.)

„Der Eingang ist versprechend!“ entgegnete Gourville: „So wird die Erzählung gewiß romantisch ausfallen .... Uebrigens versprachst Du uns Wahrheit.“

„Die sollt Ihr auch vernehmen!“

„Stille also, meine Damen!“ Diese Aufforderung, welche Gourville in dem gellenden Tone eines gerichtlichen Ausrufers an die Damen des Theaters richtete, wurde mit allgemeinem Gelächter aufgenommen; doch stellte die gebieterische Neugierde bald die Ruhe wieder her und Mara begann nun ihre Erzählung, wie folgt:

Nachdem ich mich schnell umgekleidet und meine Wangen kaum von der Schminke befreit, noch glücklich in der Erinnerung an die rauschenden Beifallsbezeugungen, die mir an dem Abend geworden und mich über die gute Einnahme freuend, die ich gemacht, begab ich mich ruhig nach meinem Hotel, in der Begleitung der Madelon, meiner Kammerjungfer, welche mir leuchtend voranging; bei der Umbiegung der Straße Bignon = Lestard gewahr' ich eine arme, alte Frau, die mager, hinfällig und wankenden Schrittes daherging, indem sie klägliche Seufzer ausstieß.

Tief ergriffen, trat ich zu ihr und fragte sie, was ihr fehle ... „Ach, mein Gott, gar nichts, schöne Dame!“ entgegnete sie mir, indem jedes ihrer Worte ein furchtbares Röcheln unterbrach ... „Doch mein Reich ist hier zu Ende ... ich habe meine Rolle gespielt ... (sie sah mich dabei an, als wenn sie in mir die Schauspielerin erkannt) doch es vergeht Alles ... Heute bin ich gerade hundert Jahre alt ... Ich wäre nun lange genug auf der Welt und es ist hohe Zeit, daß ich mich begrabe.“

Bei diesen Worten bebte ich zwei Schritte zurück, mit einem Schrei der Ueberraschung und dem Ausrufe: „Ihr Euch begraben!“ — Doch sie fuhr mit derselben Kaltblütigkeit fort: „Ja, mich begraben, schöne Dame ... Man muß wohl alle Pflichten dieser armseligen Sterblichkeit bis auf die letzte erfüllen.“

Auf meine Frage nach ihrem Namen, erfuhr ich, daß sie La Bonnet heiße. Sie wollte mir nicht sagen, was sie vormals gewesen; in ihren letzten Jahren trieb sie, wie sie versicherte, das bescheidene Handwerk des Korbflechtens ... „Und doch,“ fügte sie hinzu, „habe ich einst die Krone getragen ... (Ihr erachtet leicht, was für eine).“

Vergebens drang ich darauf, daß sie mir ihre Wohnung anzeigte: sie entgegnete mir immer nichts anderes, als daß sie sich einmal begraben müsse...

Wir gingen stets vorwärts, sie bei jedem Schritte wankend, und ich vor Angst an allen Gliedern zitternd ... „Leuchte ihr voran!“ sagte ich zu Madelon, „und laß uns Erbarmen mit ihr haben, und sie nach Hause geleiten!“

„Danke schön, meine liebe Dame!“ entgegnete die Hundertjährige. „Dem Tod braucht Niemand mehr zu leuchten ....“

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Die Alte schien mir durchaus nicht verrückt; dann war ich selbst vollkommen meiner Sinne mächtig. Wie dem auch sey, Madelon stellte sich an die Spitze des Leichenzuges mit ihrer Laterne, welche vor = und rückwärts matte Strahlen warf, denen wir traurig folgten. Die Alte stimmte dazu unterwegs den Psalm „de Profundis“ an.

Wir kamen durch mehrere enge und winkelige Gassen, welche bergauf und bergab führten; wir erstiegen, ich weiß nicht mehr wie viel Stufen; endlich gelangten wir, zu meinem höchsten Erstaunen, ja ich kann wohl sagen, zu meiner größten Bestürzung, einen Felsen erklimmend, an den Euch bekannten Kirchhof ... Die alte Frau setzte sich an den Rand eines offenen Grabes, und schon hatte sie kein menschliches Aussehen mehr; ihre zum Himmel gerichteten Blicke hatten etwas Geisterartiges und es schien, als wenn in diesem Augenblicke ihre Seele aus dem Körper entfloh. Was mich betrifft, so war ich von Angst und Entsetzen wie vernichtet und athmete kaum noch. Mehr todt als lebendig, sank die arme Madelon mit beiden Knien in das feuchte Gras, und wagte nicht mehr, empor zu sehen. Ich ahmte ihr unwillkürlich nach, und die Alte stimmte nun wieder, mit einer schwachen, zitternden, ersterbenden Stimme ihr de Profundis an, welches wir ihr leise nachsangen. Dann verstummte mit einem Male der Gesang, wir vernahmen nur noch das Geräusch der über einen Sarg rollenden Erde ... Mein Entsetzen steigerte sich aufs Höchste, da ich bei einem scheuen Blicke auf die Stelle, an welcher sich die Hundertjährige vorher niedergelassen, Niemand mehr sah, als einen Todtengräber, welcher das Grab ruhig mit Erde füllte, die er mit seinem Spaten aufschaufelte. Nun verwirrten sich meine Ideen; ohne zu wissen, wie und warum, stimmte ich wieder, von einer mir unerklärlichen Begeisterung ergriffen, das de Profundis der Todten an.

„Wie, der Todten?“ riefen alle Gäste.

„Ja, der Todten! Welche Andere hätten mich den Gesang lehren können? Vor der Scene auf dem Kirchhof war mir die herrliche Hymne unbekannt, die mir jetzt schöner erschien, als alle großen Arien unserer neuen Opern. Nie habe ich auf der Bühne ein Gesangstück mit mehr Innigkeit und Begeisterung gesungen; ich gefiel mir in diesen lang gehaltenen, vollen Tönen, in welchen sich meine ganze Seele ausströmte. Es mußte, wie mir es schien, etwas Gutes seyn ...“

„Es war herrlich, entzückend, wunderbar!“ rief Gourville.

„Da kam't Ihr und entrisset mich meiner heiligen Begeisterung: das Uebrige wißt Ihr.“

Aller Blicke richteten sich auf Madelon, welche bei Tische aufwartete und eben einen Satz Teller in ihren Händen trug, die so heftig zitterten, daß man daraus deutlich die Furcht erkennen konnte, von welcher sie noch immer beherrscht ward. Da sie nicht zu sprechen vermochte, so gab sie durch stumme Geberden und Kopfnicken dem Berichte der Mara das Zeugniß der Wahrheit.

„Das ist unglaublich, gar nicht denkbar!“ sagten die Freigeister unter der Truppe.

„Es ist höchst seltsam!“ äußerten sich die Damen mit einem gefühlvollen Zweifel.

„Die Todten sind nicht zu fürchten;“ fuhr Gourville fort: „da ferner eine volle Börse überall Zutritt verschafft, so schlage ich der ehrenwerthen Versammlung vor, mich nach dem Kirchhofe gehen zu lassen, um von dem Todtengräber zu erfahren, ob unsere Freundin nicht etwa das Opfer eines unpassenden Scherzes geworden, oder ob das Ganze nur ein eitles Blendwerk ist.“

„Angenommen! Einstimmig!“

Gourville machte sich auf den Weg: man erwartet ihn, ohne daß einer den andern auch nur leise zu fragen wagt, mit einer Aengstlichkeit, einer Ungeduld, welche das allgemeine Stillschweigen noch peinlicher machte ...

Endlich kehrt er wieder zurück. Er tritt mit feierlichem Ernste in den Saal und bemühte sich, trotz seines großen Schauspielertalents, vergeblich, die heftige Bewegung seines

Innern zu verbergen. Er nahm die Serviette von dem Platze, worauf er saß, und warf sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit und den Worten auf den Tisch:

„Wahrhaftig! das ist eine Scene aus dem „steinernen Gast!“... Der Todtengräber hat mir, beim Heil seiner Seele, geschworen, daß das Grab, welches er so eben mit Erde gefüllt, eine erst jüngst beigesetzte Frau umschlösse ...“ Und er nannte die Frau!... „Sie trug in der That den Namen: La Bonnet, welchen sie selbst unserer Mara angegeben.“

Bis jetzt ist uns noch keine weitere Aufklärung über diese abenteuerliche Anekdote zugekommen. A.

Die Werke des Vicomte de L***.

(Nach dem Entr'Acte.)

Der Vicomte Alfred de L*** ist dreißig Jahre alt und hat ein Einkommen von dreißigtausend Livres Renten. Er führt einen historischen Namen und gilt in den vornehmen Salons für sehr geistreich. Er ist ein Mann von Bedeutung und Literat. Jedermann ist heut' zu Tage Literat.

Alfred cultivirt als Dilettant jene leichte Literatur, die in der eleganten Welt beliebt ist. Er folgt der Mode. Im achtzehnten Jahrhunderte hätte er Madrigale, kleine Episteln und kleine versifizirte Erzählungen in Dorat's Manier gedichtet; zur Zeit der Sue und Balzac schreibt er Romane und Feuilletons-Nachrichten.

Als Literat hat er Gefallen an dem Theater; als vornehmer Herr schwärmt er für die Schauspielerinnen, und unter unsern jungen Actricen, die im Vaudeville spielen und singen, befindet sich immer eine, die er begünstigt.

Der junge Vicomte ist ein wenig flatterhaft. Seine Favorite, die vierte, für die sein Herz schlägt, hat schwarze Haare, einen marmorweißen Hals und sehr kleine Händchen. Wir sind nicht so indiscret, sie anders zu bezeichnen.

Vorige Woche, an einem Abende, wo sie nicht spielte, befand sich die liebliche Schauspielerin in ihrem eleganten Boudoir in Gesellschaft mehrerer ihrer Bühnenfreundinnen. Diese Damen tranken Punsch, als der Vicomte gemeldet ward.

— Wie! rief ihm die Kokette sogleich entgegen, was hab' ich gehört, Vicomte? Sie schreiben einen Roman, und durch mein Journal erfahr' ich die Neuigkeit! Ah, das ist nicht schön! und Sie nennen diesen Roman: Das Mittel zu gefallen!

— Sie bedürfen seiner nicht, Holdselige.

— Schon gut! ich verzeihe Ihnen, aber morgen werden Sie mir ihn schicken; nicht wahr?

— Ich versprech' es Ihnen, antwortete der Vicomte, ich bitte Sie aber vor allem, die Kupferstiche zu betrachten, sie sind wunderschön: sie sind von Tony Johannot.

— Sie sind allzu bescheiden, und ....

— Ich schwöre Ihnen, nein.

Tags darauf erhielt die Schauspielerin in der That den zierlichen Band und begann damit, die Vignetten zu betrachten. O Wunder! bei jedem Kupferstiche fand sie, statt des verwahrenden Seidenpapiers — was? eine Banknote von tausend Francs, und es waren nicht weniger als sechs Kupferstiche in dem Mittel zu gefallen.

Am Abende, im Foyer der Künstler, redet sie der Vicomte an.

— Nun! haben Sie meinen Roman gelesen?

— Herrlich! nie las ich ein anziehenderes Buch — es ist bewunderungswerth!

— Ich bin entzückt, sagte er, daß das Mittel zu gefallen Ihnen gefallen hat ....

— Und, unterbrach sie ihn, wenn Sie wüßten, wie begierig ich auf die Fortsetzung bin!

Der Vicomte lachte, die Schauspielerin gleichfalls. Sie sah wirklich reizend aus in diesem Augenblicke; es war die liebenswürdigste Koketterie.

Am nächsten Morgen empfing sie wirklich ein zweites Exemplar mit eben so vielen Kupferstichen und eben so vielen Banknoten. Nur las die Actrice unter dem Titel des Buches die eigenhändig von dem Vicomte geschriebenen Worte: „Zweiter und letzter Band.“

Als sie ihn zum erstenmale nach dieser Galanterie wiedersah, sagte sie zu ihm:

— Vicomte, ich hielt Sie für den liebenswürdigsten, nun halt' ich Sie für den geistreichsten Mann.

— Sie sind allzu gütig, und wenn ....

— Nur, unterbrach sie ihn, glaub' ich Ihnen nicht. Bei Ihrem Alter und bei Ihrem Geiste kann man sich noch manches Werk von Ihnen versprechen. J. N. Schuster.

Tablette.

*** (Darmstadt.) Donizetti's artige Oper: Marie oder die Regimentstochter, ist dieser Tage hier zur Aufführung gekommen und mit Beifall aufgenommen worden. Besonders erntete Mad. Pirscher reichen Applaus und wurde am Schlusse gerufen. Das Gerücht, daß uns diese gefeierte Sängerin verlassen würde, bedarf noch einer Bestätigung. — Das am gestrigen Abend erschienene Lustspiel: Die Memoiren des Teufels, gehört zu den gelungensten Darstellungen unserer Theatersaison. Hr. Pirscher (Robert), Dem. Steck (Marie), Hr. Steck (Chevalier von Rapinière) und Hr. Fischer (Jean Gauthier) ließen nichts zu wünschen übrig. — Die Nachricht von Seydelmann's Tod erregte hier die tiefste Theilnahme. Der unsterbliche Tragöde war mehrere Jahre Mitglied unseres Theaters und vielen hiesigen Personen, zum Theil aus den höheren Ständen, auf das Innigste befreundet. Schon schmeichelte man sich hier und da mit der frohen Hoffnung, den großen Künstler nach langer Zeit wieder einmal bei uns zu sehen, als die Trauerkunde von seinem Tode diese Erwartung auf das Schmerzlichste vernichtet. Jedenfalls starb in Seydelmann der berühmteste Schauspieler der Gegenwart. ***

Physikalischer Verein.

Samstag, den 25. März: Ueber Fettbildung im Thierkörper, nach Liebig; und über Sauerstoffgasentwickelung bei Infusorien, nach Wöhler und Ehrenberg.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 24. März. Großes Vocal- und Instrumental-Concert des Herrn Heinrich Wolff. Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in einem Akt von J. Fr. v. Weissenthurn. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 25. März. Am Vorabend von Ludwig van Beethoven's Todestag: Prolog, von Wilhelm Wagner, gesprochen von Herrn Grahn. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth. Musik von L. van Beethoven.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 85. 26. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Herr Seymour verstand die Kunst, sich beliebt zu machen; er erheiterte die Einsamkeit der jungen Frau, er belebte ihren Muth, wenn er sie niedergeschlagen sah — aber er wußte ihr auch, durch geschickt angebrachte Bemerkungen, immer wieder neuen Schrecken einzuflößen, welcher ganz geeignet war, die arme Alice, im Bewußtseyn ihrer Hülflosigkeit, um so stärker an den Mann zu fesseln, der ihr als der einzige Retter in der Noth erschien.

Nach und nach wußte Mistreß Aytoun sich dem Umgange ihrer drei Nachbarinnen zu entziehen. Diese, ihrerseits, verschonten sie mit ihren Besuchen. Von Herrn Green hatten sie die ganze Geschichte von dem Restchen Spitzen erfahren und sie wollten sich den kleinen Scandal zu Nutze machen und sich an Alice's Verlegenheiten weiden. Die junge Frau vereitelte durch ihr hartnäckiges Stillschweigen das schöne Projekt. Die drei liebreichen Damen hatten aber deswegen nicht darauf verzichtet, den Gegenstand ihrer Anschläge zu quälen: nein! ihre Bosheit fand bald neuen Stoff. Die zahlreichen Besuche des Herrn Seymour bei Mistreß Aytoun waren ihnen nicht entgangen: Mistreß Morland und Mistreß Parsons standen einen Theil des Tages auf der Lauer, um ihn kommen und fortgehen zu sehen, und, Gott weiß, was für Glossen sie in den Text ihrer Unterhaltung brachten! Mistreß Morland aber hätte besondere Ursache gehabt, sich nachsichtig gegen die Fehler Anderer zu zeigen; — doch sind nicht gerade solche Frauen am strengsten und rigoristischsten? —

Bei aller Unerfahrenheit mußten Alice doch endlich die Augen aufgehen; sie erkannte, daß sie von Herrn Seymour geliebt war! Nicht plötzlich machte sie diese Entdeckung: Herr Seymour selbst hatte mit Feinheit und Geschick sein Benehmen so einzurichten gewußt, daß, als ihr die ganze Wahrheit klar wurde, sie nicht allzusehr davor erschrak. Und wer weiß selbst, ob sie sich nicht im Innersten ihres Herzens dadurch geschmeichelt fühlte? Ach, die Stärke des Weibes: der Stolz, ist auch seine Schwäche!

Wie dem auch sey, Herrn Seymour's Leidenschaft für Alice war aufrichtig, wenn auch nicht redlich und rein. Eine Caprice verwickelte ihn in diese Intrigue, aber diese Caprice ward nach und nach zur ernsten Liebe, die, nach ihrem Ziele strebend, über die Hindernisse zürnt, welche sich ihr entgegenstemmen. Die Gefahr für die junge Frau ward dadurch nur um so größer. Herr Seymour bot alle List und Gewandtheit auf, die ihm durch Erfahrung und Weltkenntniß zu Gebote standen, er ließ kein Mittel unversucht, um durch den Zauber seines Witzes und seiner blendenden Beredsamkeit über Alice's Herz zu siegen. Die Verbindlichkeiten, die ihm Mistreß Aytoun schuldig zu seyn wähnte, sprachen noch kräftiger zu seinen Gunsten. Er bat, er beschwor, er benutzte alle Vortheile, die er über sie hatte. Seinen Verfolgungen preisgegeben, ließ er ihr weder Ruh' noch Rast: sie schien ihm nicht entrinnen zu können.

Glücklicherweise schirmte Alice ein Zauber, mächtiger als alle Verführungskünste, die zu ihrem Verderben ins Werk gesetzt wurden: sie liebte Henry Aytoun und ihre Liebe rettete sie. Als sie die Gefahr wahrnahm, die ihr drohte, als sie nicht den geringsten Zweifel mehr über die auf sie gemachten Anschläge hegen konnte, verlieh ihr ihre Liebe eine Energie, eine Entschlossenheit, deren man sie kaum fähig gehalten haben würde. Sie mußte sich den Verfolgungen des Herrn Seymour entziehen, ihm jede Hoffnung rauben, ihn ohne Aufsehen von sich entfernen ... und Alice entschloß sich dazu, nachdem sie lange darüber mit Susanna zu Rathe gegangen war.

Nach vielem Ueberlegen gewann die Ansicht das Uebergewicht, nach welcher Alice London heimlich verlassen und eine Wohnung in einem der benachbarten Dörfer, zum Beispiel in Hammersmith miethen sollte. Nur Susanna würde sie begleiten und Niemand dürfte ihren neuen Aufenthalt erfahren. So wollte sie, sicher gestellt vor den Verfolgungen des Herrn Seymour, in Verborgenheit und ruhig die Rückkunft Henry Aytoun's abwarten. Noch andere Gründe bewogen sie zu diesem Schritte. Da sie das inquisitorische Spähen der Parsons und Morland scheute, so verschloß sie sich in ihre Wohnung wie in einem Gefängnisse. Sie gönnte sich weder frische Luft noch Bewegung und ihre Gesundheit, durch das erduldete Leid erschüttert, erheischte die reine Luft und die Ruhe des Landlebens. Ueberdies war ihre Anwesenheit in London nicht mehr nöthig, da Herr Green, wie sie von Herrn Seymour erfahren, sich nicht abgeneigt zeigte, einen Vergleich einzugehen. Nachdem daher Susanna mit der möglichsten Heimlichkeit ein Häuschen in Hammersmith gemiethet hatte, verließ Alice eines Morgens in Begleitung der treuen Dienerin ihre Wohnung und ließ nur die mit der Küche beauftragte Magd zurück. Betty, so hieß diese, sollte auf alle an sie gerichteten Fragen, die einfache Antwort ertheilen, daß sich ihre Herrschaft auf das Land begeben, den Ort ihres Aufenthaltes aber nicht genannt habe.

Alice kannte weder die Willenskraft, noch den Charakter des Herrn Seymour, indem sie sich einbildete, daß es hinreichend sey, ihm zu entfliehen, um von ihm vergessen zu werden. Dies war im Gegentheile ein Grund mehr, um mit verdoppeltem Eifer verfolgt zu werden. Hätte sich Mistreß Aytoun ohne Kampf ergeben, so würde ihre Niederlage die Hälfte ihres Werthes eingebüßt haben; aber die junge Frau wider-

stand und entzog sich durch die Flucht dem Manne, der schon nahe daran zu seyn wähnte, über sie zu triumphiren. Von nun an ward der Liebeshandel um so pikanter für Herrn Seymour, da nun auch seine Eitelkeit mit in das Spiel kam. Es verdroß ihn, sich von seinem Ziele wieder entfernter zu sehen. Und dennoch gab es Augenblicke, wo er sich darüber freute; denn verzögerte sich auch sein Sieg, so zweifelte er doch nicht daran, daß er ihm zuletzt gelingen werde, und bis dahin gewährte ihm seine Herzensangelegenheit eine angenehme Beschäftigung und verkürzte ihm die Morgenstunden.

Auf das Umständlichste forschte er zuerst die Magd aus, welche Mistreß Aytoun in London zurückgelassen hatte, um das Haus während ihrer Abwesenheit zu hüten. Er konnte nichts Genaues von ihr erfahren. Er suchte sie durch Geld zu bestechen. Wunderbar! — war es Ehrlichkeit oder Dummheit, sie ließ sich nicht erkaufen. Er erkundigte sich in allen Bureaus der öffentlichen Fuhrwerke, welche in den Umgegenden London's den Dienst versehen — der Erfolg war nicht günstiger. Hatte Alice wirklich die Stadt verlassen, oder hielt sie sich vielmehr irgendwo verborgen? — Das war die Frage, welche sich Herr Seymour stellte, ohne sie lösen zu können. In dieser Verlegenheit beschloß er, ein Billet an Mistreß Aytoun zu schreiben, in welchem er von einer neuen Klage sprach, womit Herr Green drohte, weshalb er sie um eine schnelle Antwort ersuchte. Er händigte dies Billet der Magd ein, und bat sie, es unverzüglich der Mistreß Aytoun zukommen zu lassen, weil es sich um die wichtigste Angelegenheit handelte.

— Wann kann ich die Antwort erhalten? frug er hinterlistigerweise.

— Nun, morgen Abend wohl, antwortete die Einfältige.

— Morgen Abend, sprach Herr Seymour zu sich selbst, indem er sich entfernte; Alice wohnt also in der Nähe London's? Nun handelt es sich darum, ihren Zufluchtsort zu entdecken.

London ist aber von einem Gürtel von Dörfern, Flecken und Städtchen umgeben, die einer Verlängerung der ungeheuren Stadt ähnlich sehen. Vergebens bemühte sich Herr Seymour, die Spur derjenigen aufzufinden, die er suchte; vergebens forschte er in allen Hotels, Miethhäusern und Kaufläden — Alles war umsonst! Bei allem dem waren diese Wanderungen seiner Gesundheit sehr zuträglich. Der Wechsel von Zweifeln, Besorgnissen, Hoffnungen, worin ihm oft der ganze Tag vorüberging, befreite ihn von seinem alten Uebel, der Langweile, und Herr Seymour war nicht sehr ungehalten darüber.

Während dem hatte Alice seinen Brief erhalten und alle Schrecknisse erwachten von neuem in ihrer Brust, als ihn die arme Frau las. Was war zu thun? wozu sollte sie sich entschließen? Ein zweiter, noch dringenderer Brief als der erste, brachte ihre Bestürzung auf den höchsten Grad. Herr Seymour schrieb ihr, daß Herr Green eine neue Klage im Schilde führte und die Sache ehester Tage vor die Behörde gebracht werden würde; es wäre, fügte er hinzu, unumgänglich nothwendig, daß er sie spräche, um sich mit ihr über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Gleichwie an einem Faden, am Fuße der Flüchtigen befestiget, suchte er sie an sich zu ziehen. (Fortsetzung folgt.)

Weltanschauung und Sprache der Chinesen.

Die in China vorherrschende Religion ist der Buddhismus, der außerdem auch über Japan, Cochinchina, Birma, Siam und Ceylon verbreitet ist. Der Gründer dieser Religion soll der Sohn eines Königs zu Benares um das Jahr 600 vor Christi Geburt gewesen seyn, welcher außerdem in zehn andern Zeitaltern Mensch geworden wäre. Die Buddhisten glauben an keinen Schöpfer aus Nichts. Nach ihnen ist die Materie ewig; jedes Wesen hat seine eigenthümliche Entstehung und trägt seine Bestimmung in sich. Die Lage der irdischen Wesen wird nach ihnen bedingt durch verdienstliche und unverdienstliche Handlungen. Erstere führen den Menschen zum Glück und die Welt zum Gedeihen, letztere verderben die Welt und führen sie zur Auflösung. Die Buddhisten nehmen ein höchstes Wesen an, welches sich diesen Rang erworben hat, aber dies Wesen gilt ihnen nicht als Regierer der Welt. Dem gegenwärtigen Weltalter weisen sie fünf Gottheiten an, von denen vier bereits da gewesen sind, und die fünfte, Gandama oder Buddh, der seit 2384 Jahren an ihre Stelle getreten ist, nach weiteren 616 Jahren seine Stelle einem andern Heiligen einräumen wird. Sechshundert Millionen menschliche Seelen sind mit den früheren Göttern heilig geworden. Buddh aber hat nur 24,000 mit sich in den Himmel genommen. Die niedrigste Stufe des Daseyns ist die Unterwelt; über derselben sind Seelen in Thierkörpern. Beide Stufen sind Zustände der Strafe. Höher hinauf ist die Menschenstufe: der Prüfungszustand. Noch weiter hinauf sind Glücks- und Ehrenstufen (entsprechend den neuen Rangklassen der himmlischen Hierarchie des Dionysius Areopagita) bis zu Halbgöttern und Göttern. Zu diesen Stufen erhebt sich der Mensch durch Tugend; im entgegengesetzten Fall sinkt er in die Strafklassen hinab. Ueber der Erde sind sechs Himmel, über diesen zwölf andere, und über den zwölf mittleren vier höchste Himmel. (Auch bei den Hebräern ist Himmel Pluralis.) Unter der Erde ist die Schlangenwelt, tiefer hinab 32 Hauptböllen und 120 leidlichere Höllen. Menschen, welche sich Kenntniß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erwerben, erlangen damit die Kraft, sich unsichtbar zu machen und werden in die Gottheit verschlungen oder aufgesogen. Durch tugendhafte Thaten wird der Mensch unter seinesgleichen groß und gelangt dann in einen der Himmel, wo es sinnliche Genüsse gibt (wie im Paradies Mohammed's). Wer übel thut kommt in eine, seinen Verbrechen angemessene, Hölle. Nach Ablauf eines Kulpu — eines Zeitraums von unberechenbarer Länge — wird die Welt sich auflösen. (Dies erinnert an den Weltbrand des germanischen Nordens.) Für die gemeinen Buddhisten gibt es fünf Gebote: Du sollst nicht tödten (auch kein Thier), nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, dich nicht berauschen. Für die Vornehmeren gibt es außerdem Gebote wider Pracht und Ueppigkeit. Sie beten durchaus nicht einen Schöpfer oder eine Weltseele an, sondern ausgezeichnete Wesen. Die Engländer wollen sogar Anbeter Buonaparte's in China gefunden haben. Der Gottesdienst findet tagtäglich in Tempeln statt. Die Priester dürfen nicht heirathen. Als höchster Priester (gleichsam Papst) gilt den Tataren, d. h. dem herrschenden Stamm in China, der Großlama in Tibet.

Wir betrachten die Chinesen als Barbaren, und sie geben uns diese Höflichkeit in vollem Maß zurück. Tin-ki-schi, einer ihrer Philosophen drückt in folgender Weise seine Freude aus, darüber, daß er ein Sohn des himmlischen Reichs ist:

„Ich preise mich glücklich, daß ich in China geboren bin. Immer denke ich: Was wäre aus mir geworden, wenn ich jenseits des Meeres das Licht der Welt erblickt hätte, in einem abgelegenen Theil der Erde, wo die Kälte den Menschen erstarrt, oder die Hitze ihn sengt! wo die Leute sich mit Baumblättern kleiden, Holz essen, in der Wildniß wohnen, in Erdhöhlen liegen, fremd den bessernden Lehren der alten Könige, unbekannt mit häuslichen Verhältnissen! Obwohl der Geburt nach zum Menschengeschlecht gehörig, wäre ich doch von einem Vieh nicht verschieden gewesen! Wie freue ich mich, daß ich in China geboren bin! Ich habe ein Haus, darin zu wohnen,

habe menschliche Speisen und Getränke und bequemen Hausrath. Ich habe Kleider und Mützen, und zahllose Annehmlichkeiten. Wahrlich, mein ist das höchste Glück!"

Die Sprache der Chinesen hat nach d'Israeli mit keiner andern in der Welt Aehnlichkeit. Sie soll nicht mehr als etwa 330 Wörter enthalten, ist aber nichts weniger als eintönig, denn sie hat vier Accente: den ebnen, den gehobenen, den verringerten und den wiederkehrenden, welche jedes Wort so vervielfältigen, daß dasselbe Schriftzeichen mit verschiedener Betonung oft zehn oder mehr verschiedene Dinge bedeutet. Pater Bourgeris, ein Missionär, versuchte sich nach zehnmonatlichem Aufenthalt zu Peking im Predigen und beschreibt folgendermaßen die Noth, welche er damit hatte: „Diese Sprache gleicht keiner andern. Da ist keine Spur von Declination oder Conjugation, von Genus und Numerus, von Activ und Passiv. Dasselbe Wort ist Substantiv, Adjectiv und Verb, Singularis und Pluralis, Masculinum und Femininum. Der Hörende muß sich das Alles aus dem Zusammenhang herausdenken. Die dreihundert und etliche einsylbigen Wörter, verschieden ausgesprochen, bezeichnen 80,000 verschiedene Begriffe. Die Wortstellung ist unter keine allgemeine Regel zu bringen, so daß der Fremde genöthigt ist, nicht nur jedes Wort, sondern auch jede Redensart besonders zu lernen. Tschu heißt: ein Buch, ein Baum, große Hitze, erzählen, Morgenröthe, gewohnt seyn, Verlust einer Wette u. s. w. Die fünferlei Betonung ist für ein ungeübtes Ohr kaum zu unterscheiden. Die durchaus einsylbigen Wörter fliegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahin und werden durch Abkürzungen so unkenntlich, daß oft von zwei Sylben fast nichts bleibt. Vom gehobnen Ton muß man rasch zum ebnen herabgehen, von einem Zischlaut zu einem Knurrlaut; bald kommt die Stimme aus dem Gaumen, bald aus der Kehle, und stets geht sie durch die Nase. Fünfzig Mal hatte ich meine Predigt meinem Diener vorgetragen, ehe ich sie öffentlich hielt, und troß den so erhaltenen Zurechtweisungen versicherten mich die Chinesen, daß sie kaum drei Zehntel davon verstanden hätten. Zum Glück sind die Chinesen sehr geduldig und erstaunen, wenn es ein unwissender Fremdling so weit bringt, nur zwei Worte ihrer wundervollen Sprache zu lernen. F.

Tabletten.

*** (Paris, 16. März.) Die große Stunde der Oper hat endlich geschlagen; — nach einer Pause von anderthalb Jahren ist wieder ein Mal eine große neue Oper vom Stapel gelaufen; — Halevy's Carl VI. ist gestern den 15. Abends von 7 Uhr bis 1 Uhr Morgens gegeben worden. — Der neuen, schon bei V. Hugo's Burggrafen eingeführten Sitte zufolge, wurde keine Casse eröffnet, sondern die Logen-Billets an die Begünstigten, Parterre, Parquet und obern Ränge an die Claqueurs vertheilt. — Das unparteiische Publikum blieb vor der Thür. — Vergebens bot man zwanzig bis dreißig Francs für einen Sitz, vergebens den Claqueurs für das Abtreten ihrer Plätze eben so viel; — Hr. Auguste, der Chef der Claque, hatte gemessene Befehle, nur seine Habitués, die unter dem Kronleuchter in Schlachten ergrauten Römer mitzunehmen. — Die Ausgeschlossenen wogten in der Vorhalle des Theaters, in der Passage de l'Opéra, auf dem Boulevard des Italiens, auf und ab, um das Resultat zu vernehmen. Große Erwartungen waren erregt; — wie oft war diese Oper nicht schon angekündigt, wie oft nicht wieder verschoben worden? ja gestern noch lagen schon in der Druckerei Zettel mit Wilhelm Tell bereit, um sogleich auf den ersten Wink angeschlagen zu werden. Es unterblieb — die Oper wurde gegeben. — Wollen Sie ein Urtheil über die Oper, so sage ich Ihnen: Carl VI. verhält sich zu der Königin von Cypern, wie diese zur Jüdin, und wie die Jüdin zu Wilhelm Tell; — es ist eine herabsteigende Progression, — ein Vorschritt rückwärts, — ein Schattenbild ohne Leben, — eine Oper ohne Geist. Schon nach dem zweiten Acte war das Urtheil gesprochen; — viele Leute verließen das Theater und schenkten, wie gewöhnlich, ihre Billets den an allen Ausgängen lauernden Marchands des billets. In einem Nu wurden überall Billets: Encore trois actes pour dix francs ausgeboten, allein nach dem dritten Acte steigerte sich die Zahl der disponiblen Billets, während der Preis auf Cent Sous fiel, und da auch jetzt noch keine Käufer anbeißen wollten, so konnte man bald in diesem schnellen Sinken aller Curse, die letzten zwei Acte auf einem Sperrsitze für einen Franc sehen. — Das Publikum war sehr günstig gestimmt; — die Claqueurs der vorwiegende Theil; — als Habaneck den Bogen zum ersten Taktstreiche erhob, herrschte eine lautlose Stille in dem übervollen Theater: — Alles war ganz Ohr, — Alles hörte. Was hat man gehört? — Viel Lärm; — Chöre, Cavatinen, Duetten, Villanellas, Romanzen, Quartetten, Arien, Alles im Ueberflusse; — nichts fehlte, als ein kleines Bischen Melodie, — ach Herr Halévy nur eine Melodie, wenn es Ihnen möglich ist, und sie würde uns so wohl thun, als uns der Lärm weh thut. — Melodie! Melodie! „Ein Königreich für eine Melodie!" Ich hörte keine; — dafür aber sah ich einen wahrhaften Luxus von Helmen, Schwertern, Rüstungen, Bannern, Oriflammen, Pferden, Rittern, Reisigen, Bogenschützen, Kriegern, aller Nationen, ganze Armeen waren da, zahlreich genug, um ein Stück Land zu erobern, aber nicht das Gefallen der Oper. Die Sänger thaten ihr Möglichstes, um diese Hieroglyphen-Partitur dem Publikum verständlich zu machen, vergebens! Das Publikum will Melodie, Harmonie, Musik, — aber keinen gelehrten, oft auch nur bizarr gesuchten Lärm; zudem war selbst die Besetzung verfehlt. Mit kurzen deutschen Worten also: Carl VI. ist durchgefallen, (?) keine prachtvolle Ausstattung, keine Quarantaine-Absperrung des gesunden Publikums, noch die verzweifelten Anstrengungen der Claqueurs und Freunde können ihn nunmehr retten. — Requiescat in pace! (Berl. Nachr.)

*** Arlincourt läßt in seinem neuesten Reisewerke: „der Polarstern" einen Engländer erzählen, wie der in Hannover wohnende Lord Charles *** auf die erste Nachricht von dem Brande von Hamburg Postpferde anspannen ließ, und mit seiner Frau über Hals und Kopf nach Hamburg fuhr, um das Schauspiel zu genießen. Er setzt Lady Mary in einem noch von dem Schauplatz des Brandes entfernten Hotel ab und läuft schnell, um die Kirchthürme von St. Petri und Nicolai einstürzen zu sehen. Mitten in seinem Enthusiasmus trifft ihn der Wasserstrahl einer Feuerspritze und schleudert ihn in einen Canal (Fleet), den die Flammen von Weingeist, Terpentin u. s. w. aus zerstörten Magazinen auf dem Wasser dahin schwimmend bedeckten. Der Unglückliche, eben erst mit einem Sturzbad übergossen, ist auf einmal in einer brennenden Punschbowle und entgeht nur mit genauer Noth, aber mit zahlreichen Brandwunden bedeckt, dem sichern Tode. „Meinen Wagen!" schreit er außer sich seinem Diener entgegen, „ich will fort." „Mylord! der Wagen ist verbrannt!" „Wie, und das Hotel?" „Das Hotel ist abgebrannt!" „Und meine Frau?" „Hat sich in ein anderes Haus geflüchtet." Der Engländer schleppt sich mit seinem Bedienten mühsam hin; Diebe und plündernde Rotten hatten seiner Frau alles geraubt. „Zurück, schreit man ihm entgegen, das Haus wird gleich in die Luft gesprengt werden." „Aber meine Frau!" schreit der Engländer. „Sie hat einen Arm gebrochen, sucht sie!" „Lady Mary! ruft Lord Charles

verzweifelnd, großer Gott! welche Hölle!“ — Es war so; ein stürzender Rauchfang hatte die Lady getroffen. Die beiden Gatten wurden einige Tage darauf verbrannt, verstümmelt, ausgeplündert, halb verrückt nach Hannover zurückgebracht; sie hüten noch das Bett, und man glaubt nicht, daß sie bei dem nächsten Brande wieder eine Lustpartie dahin machen werden.

*** In Preußen wird seit Kurzem von den jungen Leuten das Vater-Unser rückwärts gebetet, erst die fünfte Bitte: vergieb uns unsere Schulden, — dann die vierte: unser täglich Brod gieb uns heute noch. Daß die jungen Juristen nicht angestellt werden sollen, so lange sie Schulden haben, haben wir schon gemeldet. Da blieb den Juristen doch noch übrig, daß sie mit ihren Schulden zur Verwaltung übergingen, nun ist's auch damit aus; nach einer neuen Verordnung soll in der Verwaltung keiner angestellt werden, der Schulden — bekennt. Wenn man's nur mit den Schulden machen könnte, wie der Fuchs mit seinen Flöhen; bekanntlich nimmt er ein Blatt ins Maul, geht rückwärts in das Wasser und läßt zuletzt das Blatt mit allen Flöhen ins Wasser fallen. Dann geht er flohlos und schuldenfrei heraus und wird wirklicher Pupillenrath. (Dorfzeitung.)

*** (Fanny Kemble) ist ein würdiges Mitglied einer Schauspielerfamilie, in welcher sich Verstand, Charakter und guter Ruf vereinigt finden, und welche durch ihre Talente, wie durch ihre Tugenden auf einer ehedem übel berufenen Laufbahn die Achtung der Besten wie der Größten in England erworben hat. Seit mehreren Jahren hat sich Fanny von der Bühne zurückgezogen, zum großen Bedauern des Publikum, welches ihr herrliches Spiel begeisterte. Sie trat vorzugsweise in Stucken von Shakspeare und andern großen Meistern auf. Der Ausdruck von stolzer Verachtung und Ironie, der ihr zu Gebote stand, erinnerte an ihren Vater. Gesundes Urtheil und eine tiefe Beobachtungsgabe, die auf ihrer edlen Stirn sich ankündigen, gaben ihrer Diction jenes weise bemessene Wesen, welches nur dann dem Ausdruck der Leidenschaft Platz machte, wenn es der Wille des Dichters erheischte. Wenn sie in Rollen wie Jane Shore betete, erschien sie wie das leibhafte Ideal einer Priesterin. Seitdem Fanny in Folge einer glänzenden Heirath die Bühne verlassen hat, ist sie keineswegs für das Publikum verloren; im Gegentheil, sie gehört jetzt einem größeren Publikum an. Ihre Feder, eben so geistvoll und fehlerfrei, wie ihr Spiel, hat verschiedene sehr geschätzte Schriften über Amerika erscheinen lassen. F.

*** (Ein seltener Stammbaum.) Die in und außer England öfter angeführte Thatsache, daß sich keineswegs unter der hohen betitelten britischen Aristokratie, sondern unter der höhern Gentry der älteste Grundadel des Reichs befindet hat neulich durch einen äußerst merkwürdigen Umstand eine neue Bestätigung erhalten: „Bei einer Versammlung der Pächterschaft des Baronets Sir E. Blount auf Mawley Hall in Shropshire, stritten mehrere von den anwesenden Pächtern darüber, welche von ihren Familien am längsten im Pachtverbande mit derjenigen des Gutsherrn stehen. Da erhob sich einer von den ersteren, Namens Allen, ein allgemein, auch von seiner Gutsherrschaft geachteter Farmer, und brachte alle übrigen durch die vollkommen beglaubigte Angabe zum Schweigen, daß seine Familie seit beinahe 780 Jahren, theils im Dienstverband, theils im Pachtverhältniß zur Blount-schen Familie stehe. Seine Vorfahren seyen nämlich, wie er jeden Augenblick urkundlich erhärten könne, zur Zeit der Eroberung, mit gedachter gutsherrlicher Familie aus der Normandie herbeigekommen, und von Geschlechtsfolge zu Geschlechtsfolge im gleichen Verbande zur selben geblieben!“ (Wiener Zeitsch.)

Gedanken an den Tod.

Nach Miß Ellen Power, von J. N. Schuster. *)

Wir kennen eine bess're Welt,
Wo Gott regiert allein;
Wohin nicht Sünd' noch Sorge dringt
Und fern bleibt jede Pein.

Von Freunden, die mich hier geliebt,
Werd' ich geliebt dort seyn?
Und gaben sie den Engeln nicht
Die Liebe, die hier mein?

Und komm' zu ihnen ich hinauf
Schau'n kalt sie an mich? — Nein!
Im Himmel ist die Welt des Heils:
Dort muß ja Liebe seyn!

*) THOUGHTS ON DEATH.

We know there is a better world;
Where God alone doth reign:
Where sin and sorrow cannot come
Nor aught to give us pain.

But by the friends who loved us here,
Shall we be loved in heaven?
Or have they to the angels,
The love they bore us, given?

And when I join them upon high,
Will they look cold on me?
Ah! no, for 't is a world of bliss,
There surely love must be.

Auflösung der Charade in Nro. 83.

Maulschelle.

Concert-Anzeige.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, die ergebene Anzeige zu machen, daß er nächsten Dienstag, den 28. März, im Saale des „Weidenbusches“ ein großes Vocal- und Instrumental-Concert zu geben die Ehre haben wird, wobei ihn die vorzüglichsten hiesigen Künstler und Künstlerinnen unterstützen werden. Das Programm wird das Nähere mittheilen. Billets à 1 fl. 21 kr. sind in der Musikalienhandlung des Herrn André auf der Zeil zu erhalten.

J. Rudersdorff, Concertmeister.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. März. Am Vorabend von Ludwig van Beethoven's Todestag: Prolog, von Wilhelm Wagner, gesprochen von Herrn Grahn. Hierauf: Fidelio, große Oper in 2 Abth. Musik von L. van Beethoven.

Sonntag, den 26. März. (Auf vielfältiges Begehren) Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von C. Kreutzer. (Gastrolle) Valentin: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 86. 27. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

V.

Acht Monate waren bereits verflossen, seitdem Henry Aytoun England verlassen hatte. Die Briefe, welche seine Frau aus verschiedenen Städten des Continents von ihm erhielt, gaben ihr keine Hoffnung, daß er vor der Zeit, welche er bei seiner Abreise bestimmt hatte, zurückkehren werde. Nichtsdestoweniger gelang es seiner Thätigkeit, daß er seine Geschäfte, früher als er erwartete, zu Ende brachte. Er beschleunigte die Anstalten zu seiner Heimkehr, und Alice glaubte ihn noch in Hamburg, als er bereits in London ans Land stieg und voll Ungeduld nach seiner Wohnung eilte.

Warum hatte er seiner Frau keine Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft gegeben? ein Ehemann, der acht Monate lang abwesend war, sollte wohl eine solche Vorsicht nie aus den Augen setzen; — doch wie? gibt es eine Unklugheit, die man nicht nöthigenfalls mit den besten Gründen von der Welt rechtfertigt! Erstlich glaubte Henry nicht, daß seine Geschäfte sobald beendiget seyn würden; sodann konnte er eigentlich nie mit Gewißheit die Zeit genau bestimmen, in welcher Alice seiner Ankunft entgegensehen dürfte und da er ihr den Kummer einer getäuschten Hoffnung ersparen wollte, so zog er es vor, Stillschweigen zu beobachten. Endlich beabsichtigte er, ihr eine angenehme Ueberraschung durch sein unerwartetes Erscheinen zu bereiten, während er sich selbst von ihrer freudigen Verwunderung, von den Aeußerungen ihres Entzückens einen beneidenswerthen Genuß versprach.

Henry stieg demnach ans Land, ließ sein Gepäck auf der Douane, miethete ein Cabriolet und fuhr nach seiner Wohnung. Unterweges überließ er sich den süßesten Träumereien. Als der Wagen die Straße erreicht hatte, worin er wohnte, richtete er den Kopf in die Höhe, um so schnell wie möglich seines Hauses und des Fensters ansichtig zu werden, woran Alice gewöhnlich saß. Vielleicht konnte er Alice selbst erblicken! er konnte sie vielleicht über die Straße gehen sehen, wenn sie zufällig von einem Besuche bei ihren Nachbarinnen zurückkam! oder jene geheimnißvolle Ahnung, die in Herzen, welche ganz von dem Gegenstande ihrer Liebe eingenommen sind, zu erwachen pflegt, mußte sie ihm entgegenführen! — — Alice zeigte sich aber nicht — die stürmischsten Gefühle wogten in Henry's Brust. Je näher er seinem Hause kam, je unruhiger ward er — seine Aufregung wurde so heftig, daß er dem Kutscher befahl, langsamer zu fahren ... Plötzlich öffnete sich die Thür, die er mit den Augen verschlang — es erschien Jemand auf der Schwelle — Alice war's nicht! — es war ein noch junger Mann, dessen Haltung und Aussehen den Gentleman verriethen! — Henry sah ihn sich umwenden, einige Worte mit der Magd, die ihm die Hausthüre geöffnet, wechseln und sich entfernen, indem er mit freudestrahlender Miene einen Brief entsiegelte, der ihm wahrscheinlich eingehändigt worden war.

— Wer ist dieser Herr? frug sich Henry, während derselbe an ihm vorüberging: was suchte er in meiner Wohnung! was ist das für ein Brief, den er mit so augenscheinlichem Vergnügen liest?

Einen Augenblick nachher sprang er aus dem Cabriolet, klopfte heftig an die Hausthüre und zeigte sich den verwirrten Blicken der überraschten Magd.

— Sie sind es, Mister Aytoun, stammelte das Mädchen bei seinem Anblicke; wie? Sie sind zurückgekehrt?

— Ja, ich bin es, Betty, ich bin es, antwortete Henry Aytoun hastig, indem er die Treppe hinaufstieg und in das Wohnzimmer trat ...

— Meine Frau — Alice — ist sie zu Hause?

— Mein Gott, Mister Aytoun, sagte die Magd, welche sich von ihrer Bestürzung gar nicht erholen konnte, wir erwarteten Sie nicht so bald zurück. Ich glaube, daß Mistreß ...

— Ich weiß es, ich weiß es — wo ist sie?

— Sie ist nicht in London, Mister Aytoun.

— Nicht in London! wie! was bedeutet das?

— O, sie wohnt nicht weit von der Stadt ... nur in Hammersmith.

— Meine Frau wohnt in Hammersmith? rief Henry Aytoun, dessen Erstaunen immer größer ward.

— Ja, mein Herr, erwiederte Betty; sie miethete dort ein Logis.

— Seit wann? ... weshalb?

— Darüber kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß sie sich ungefähr seit einem Monate nach Hammersmith begeben und Susanna mitgenommen hat; mich ließ sie hier zurück, um das Haus während ihrer Abwesenheit zu bewachen.

Betty hätte wohl noch einige besondere Umstände hinzufügen können, die sie von dem Gesinde der Morland und Parsons in Erfahrung gebracht hatte; aber sie vermied es klüglich davon zu reden, denn sie fühlte wohl, daß es eine kitzelige Sache sey, einem Ehemanne dergleichen Nachrichten zu Ohren zu bringen.

— Das ist doch höchst seltsam! sagte Henry Aytoun halblaut, sie verläßt ihre Wohnung, ohne mir etwas davon zu schreiben! — Betty, fügte er hinzu, es ist schon zu spät, um noch diesen Abend nach Hammersmith zu gehen. Außerdem habe ich auch den Herren Karl von dem Erfolge meiner Reise Bericht zu erstatten, womit ich einen Theil der Nacht zubringen muß. Morgen früh will ich meine Frau aufsuchen. Du brauchst heute nicht auf mich zu warten. Ich will zu

Morland und Parsons gehen: diese werden mir vielleicht mehr als Du zu erzählen wissen — Adieu ... Apropos, wer war denn der Mann, den ich, gerade bei meiner Ankunft, unser Haus verlassen sah?

— Der Mann, den Sie weggehen sahen! erwiederte Betty mit einiger Bedachtsamkeit, denn ungeachtet ihres geringen Verstandes, begriff sie doch, daß sie auf einem schlüpferigen Boden stand — mein Gott! es ist ein Gentleman.

— Das widersprech' ich nicht, aber noch einmal, wer ist es?

— Herr Seymour.

— Seymour! — ich kenne Niemanden dieses Namens — und weshalb kam er?

— Weshalb! — in der That, Herr Aytoun, das würde mir schwer halten, Ihnen zu sagen — ich weiß durchaus nicht —

Und die arme Betty stockte und stotterte, indem sie die Enden ihrer Schürze zusammendrückte und die Augen niederschlug.

— Antworte doch! sprach Aytoun mit zornigem Tone, was wollte dieser Mann? nach wem frug er?

— Er frug nach Niemanden.

— Aber er muß doch irgend etwas gesagt haben. Ich sah doch nicht, daß er sich wie ein Dieb ins Haus geschlichen hat.

— Ein Dieb! er! — Es ist ein ehrenwerther Mann, das schwör' ich Ihnen, ein ehrenwerther, ein ganz ehrenwerther Mann!

— Gott gebe, daß man dasselbe von seinen Absichten sagen kann, dachte Henry, in dessen Brust bange Zweifel sich zu erheben begannen! noch einmal, Betty, sprach er mit lauter Stimme, ich will wissen, was dieser Gentleman, ehrenwerth oder nicht, verlangte?

— Er kam, um nachzufragen, ob kein Brief für ihn da wäre, antwortete Betty, die den Fragen ihres Herrn nicht länger auszuweichen vermochte, und da einer da war, so gab ich ihm denselben, das ist Alles.

— Ja wohl, er las ihn auf der Straße und er schien über den Inhalt höchst erfreut zu seyn. Von wem kam dieser Brief?

— Von Mistreß Aytoun, glaub' ich; ich erhielt ihn heute Morgen unter Couvert; es schien, als habe er ihn erwartet, denn er frug schon gestern danach.

Henry ging in der heftigsten Aufregung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; Betty, an allen Gliedern zitternd, folgte ihm mit den Augen; zwei oder dreimal blieb er stehen, als wäre er im Begriff, neue Fragen an sie zu richten; die Worte erstarben aber auf seinen Lippen. Endlich ergriff er seinen Hut, den er auf den Tisch gelegt hatte, und ging nach der Thüre zu:

— Schon gut, Betty, sagte er, indem er einen gleichgültigen Ton anzunehmen sich bemühte — also kennt Deine Frau diesen Herrn Seymour?

— Gewiß, entgegnete Betty, Mistreß Aytoun kennt ihn recht gut.

— Das glaub' ich, da sie ihm Briefe schreibt — Und kömmt er oft hierher?

— O, sehr oft ... ich wollte sagen, zuweilen — von Zeit zu Zeit.

— Ach, ich sehe wohl, Betty weiß nicht Alles, oder sie sagt nicht Alles, was sie weiß, dachte Henry, als er sich auf der Straße befand — wer wird mir diese Räthsel lösen? — —

— Sind sie endlich wieder hier, Mister Aytoun, rief eine Stimme, an welcher Henry Herrn Morland erkannte. Willkommen! willkommen! Wir sahen Sie aus dem Cabriolet steigen; wir und die Parsons und die Bloxham erwarten Sie in meinem Hause — Kommen Sie herauf mit mir; die Damen brennen vor Begierde, Sie wiederzusehen; Sie werden eine Tasse Thee mit uns trinken.

Und Herr Morland, der vor der Hausthüre stand und auf Henry Aytoun gepaßt hatte, schüttelte dem unglücklichen Reisenden kräftig die Hand und führte ihn in seine Wohnung.

Henry folgte ihm; düstere Ahnungen durchzogen seine Brust, und in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung war es ihm fast lieb, daß er Alice diesen Abend nicht wiedersah.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Jakob Sachs.

„— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."
Schiller.

Jeder, der in diesem Leben seine Pflicht gethan, der den Platz ausgefüllt, den ihm die Vorsehung zum Frommen der Gesammtheit angewiesen, mit Einem Worte, jeder gute Bürger hat, wenn die Stunde geschlagen, die ihn aus dieser Welt abruft, gerechten Anspruch auf die Theilnahme Derer, in deren Kreis er Gutes gewirkt, denen er durch seine geistige oder physische Thätigkeit genützt, oder, was wohl weit höher anzuschlagen, die er durch Lehre oder That, durch Wort oder Beispiel um eine Stufe menschlicher Vollkommenheit weiter gebracht, deren Geist er um eine Wahrheit, deren Herz er um ein edles Gefühl bereichert hat. An seinem Sarge neben den Seinigen stehen alsdann sie, denen er wohlgethan im Leben, ihr Schmerz wetteifert mit dem seiner nahen Angehörigen, und die Thränen trauernder Freunde mischen sich mit denen der tiefbetrübten Blutsverwandten über den gemeinschaftlichen, herben Verlust.

Wenn jedoch der Dahingeschiedene einer jener wenigen Auserkorenen gewesen, die der allgütige Schöpfer reichlich ausgestattet mit Kräften des Geistes und des Herzens, des Wissens und des Charakters, und sie, also ausgerüstet und versehen, herabgesendet auf diese Erde und gesprochen: „Gehet hin und werdet Wohlthäter des Menschengeschlechts!" — wenn es ein solcher Erwählte war, der von der Erde Abschied genommen, dann ist es die Menschheit, die der Verlust betroffen, es ist die gesammte Gesellschaft, welche der Trauerfall angeht, alle Bessern in ihr vereinigen ihre Klagen mit denen der Anverwandten des Verblichenen, sie Alle haben ein heiliges Recht zu ihrem Schmerz, wie sie Alle theilnahmen an dem segensreichen Wirken des Betrauerten, und während das Grab sich aufthut, um den Ankömmling aufzunehmen in das unermeßliche Gebiet des Vergangenen, öffnen sich zugleich die Jahrbücher der Menschengeschichte, um dem Bürger einen Platz einzuräumen in ihrem unvergänglichen Reiche. Das ist die Todtenfeier des verdienten Mannes.

Wenn man von irgend einer menschlichen Thätigkeit sagen kann, daß sie segensreich auf die nachkommenden Geschlechter wirke, so ist es unstreitig die des wackern Schulmannes, der die ersprießliche Saat einsäet in den fruchtbaren Boden jugendlicher Seelen, auf daß sie emporgrüne und gedeihe und reichliche Ernte bringe, wenn den Sämann längst der kalte Staub umschließt. Der Stand der Jugenderzieher ist ohne Zweifel einer der wichtigsten, wo nicht der wichtigste und einflußreichste für Civilisation und Aufklärung, für praktisches Staats- und Volksleben. — — Aber so dachte man nicht zu allen Zeiten; nicht immer wollte man dem Jugendunterricht die Nützlichkeit und hohe Wichtigkeit einräumen, die eine erleuchtetere Zeit — Dank sey es eben der bessern Jugendbildung, deren Früchte wir jetzt genießen! — später ohne Widerspruch anerkannte. Nicht so leicht wurde es einst den

Vätern, die den Boden urbar machten, als uns, den Söhnen, die wir ernten und auf diesem Boden weiter säen. Es gab eine Zeit — und das ist noch nicht so sehr lange her — wo die Vorfahren geharnischt und bewaffnet auf diesem Felde standen, streitend gegen die Gewalt verjährter Vorurtheile, kämpfend gegen die Wuth eines aus seinem alten Versteck aufgejagten Fanatismus, trotzend der verderblichen Macht feindseliger Elemente und mit rastlosen, unermüdeten Händen entwurzeln das wuchernde Unkraut schädlichen Aberglaubens. Was heute als ein Verdienst anerkannt und geehrt ist, das wurde damals als gefährliche Neuerung angefeindet und von den Wüthendsten der Zeloten gar zum Gräuel, zum Verbrechen gestempelt; was jetzt von allen Seiten her Aufmunterung und Theilnahme erhält, das erforderte noch vor weniger als einem halben Jahrhundert zu seinem Aufkommen und Gedeihen die heldenmüthigste Anstrengung und Ausdauer berufsbewußter Männer. So weit haben es Muth, Beharrlichkeit und edles Streben in einem so kurzen Zeitraume gebracht; so haben die wackern Vorfahren den Nachfolgern den Weg gebahnt, daß die finstre Verfolgungssucht sich in begeisterte Liebe, und wuthentbrannte Widersacher sich in treue Anhänger und Beförderer des Guten verwandelten. Dank, tausendfältigen Dank jenen edlen Wohlthätern, Unsterblichkeit jenen muthvollen Streitern für Wahrheit und Humanität!

Einen jener Vorkämpfer für Licht und höhere Religiosität aus jener Periode des Umschwungs und Aufschwungs geleiteten wir vor wenigen Tagen an die Ruhestätte, die seine irdische Hülle aufnahm.

Jakob Sachs, der Veteran des israelitischen Schulwesens in Frankfurt am Main, geboren am 27. Nov. 1769 zu Gutentag in Oberschlesien, war, wie es zur damaligen Zeit mit fast allen israelitischen Knaben von einigen Anlagen zu geschehen pflegte, von seinen Eltern dem Studium der jüdischen Theologie gewidmet worden, zu welchem Zwecke er als Knabe von 13—14 Jahren nach Großglogau kam, um, unter der Aufsicht seines dort wohnenden Großvaters, die sehr zahlreich besucht gewesenen thalmudischen Collegien des damaligen Oberrabbiners dortselbst zu besuchen. Mit den besten Zeugnissen versehen und von Segenswünschen und Hoffnungen seiner Anverwandten begleitet, reis'te er einige Jahre später, zum Behuf seiner weitern Vervollkommnung nach Berlin, dem damaligen Sammelplatze der meisten gelehrten Notabilitäten des Judenthums. Hier wurde er mit jenen hochverdienten Männern der Mendelssohn'schen Schule und deren kräftigen Streben zur Erweckung und Belebung einer höhern Kultur im Judenthum bekannt, und mit einem heiligen Feuer, welches ihn noch im späten Alter für Fortschritt und wahre Religiosität belebte, ergriff der Jüngling die Ideen einer neuentstehenden Zeit, und in ihm reifte der feste Entschluß, diese Ideen, trotz aller Hindernisse, die ihm aus seinen Verhältnissen und aus diesem seinem Vorsatze selbst erwachsen und entgegentreten möchten, nach Kräften weiter zu verbreiten und das, was in seiner Brust begeisternd lebte, in die Herzen einer heranwachsenden Generation und so zu dem großen Tempel der Civilisation seiner Glaubensgenossen einen der unerschütterlichsten Grundsteine zu legen.

Die jugendliche Seele von solchen Vorsätzen erfüllt, kam der junge Mann in Frankfurt am Main an, wo unzählige Schwierigkeiten und Mißverhältnisse seinen Bestrebungen und seinen Hoffnungen entgegenstanden. Da schien kein Boden zu seyn für seine Pflanzen, und nicht jugendlich rasches Anstürmen gegen die damals unübersteiglichen Hindernisse, sondern eine unverdrossene, unverwüstliche, eiserne Beharrlichkeit, wie sie nur sehr Wenigen zu Theil geworden, führte ihn zwar nur langsam, aber sicher an das einmal vorgesteckte Ziel.

Im Jahr 1793 trat Sachs zuerst als Erzieher in das Baruch'sche Haus ein, und ward hier der Jugendlehrer Ludwig Börne's. — Es mag zu einer Zeit, wo der Jude wegen seines Glaubens in der Welt zurückgesetzt und der aufgeklärte Mann wegen seiner Grundsätze auch bei seinen Glaubensgenossen nicht beliebt war, ein erhebendes Gefühl für ihn gewesen seyn, inmitten einer Umgebung, die ihn erst viele Jahre später begreifen lernen sollte, eine kindliche Seele gefunden zu haben, die ihn weit besser verstehen mochte, und in welcher die Gedanken und Gefühle Wurzel faßten und üppig gediehen, die der berufseifrige Lehrer in sie pflanzte. Indem er unter seinen Augen und seiner Leitung einen für Großes und Erhabenes so empfänglichen, hochbegabten Knaben heranwachsen sah, der einst den berühmtesten Männern des deutschen Vaterlandes beigezählt werden sollte, mag er darin Trost gefunden haben für zahllose Widerwärtigkeiten, denen nur das unerschütterliche Bewußtseyn eines höhern Zieles so felsenfest zu widerstehen vermag.

Stets unablässig dahin strebend, einen allgemeinern Wirkungskreis um sich zu schaffen — denn so allein konnte man es nennen — gelang es ihm endlich, die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und 1804 die erste israelitische Schulanstalt in Frankfurt zu errichten. — Man muß den bigotten, allen profanen, d. h. nicht rabbinischen Wissenschaften, abgesagt feindlichen Geist vieler Wortführer des Judenthums in jener Zeit kennen, um sich einen Begriff von der Erbitterung, den Verdächtigungen, Verketzerungen und Umtrieben jeder Art zu machen, deren verhaßtes Ziel nunmehr das neue Institut war, und die Ausdauer zu würdigen, die allein unter solchen Umständen der damals noch fast ungeschwächten Kraft fanatischer Orthodoxie die Stirn bieten, und den Sieg streitig machen konnte. Und unter diesen Verhältnissen gelang es dem unermüdlichen, sein Institut von der unbedeutendsten Stufe aus zu einem Flor emporzubringen, über den der mit den Verhältnissen vertraute Beobachter wahrhaft erstaunen mußte. Unaufhörlich darauf bedacht, sich die thätige Mitwirkung der tüchtigsten Männer, die nur irgend aufzutreiben waren, zu verschaffen, gelang es ihm, verwandte Geister an sich zu ziehen, und mancher in der Folge berühmt gewordene Name tauchte zuerst in der Sachs'schen Schule aus der Menge hervor.*) — Der Erfolg hielt auch endlich mit dieser rühmlichen Thätigkeit gleichen Schritt, und manche Notabilitäten Frankfurt's, die in verschiedenen Fächern mit Auszeichnung genannt werden und als anerkannte Literaten, als vorzügliche Juristen, geschickte Aerzte und ehrenwerthe Kaufleute weit über das Weichbild der Vaterstadt hinaus in hoher Achtung stehen, verdanken ihre Einführung in das Heiligthum des Wissens und der Bildung der angestrengten Thatkraft und muthigen Ausdauer des als ein völlig unbekannter, aller äußern Mittel entblößter Jüngling aus Schlesien eingewanderten, trefflichen Schulmannes, der, fest und unverwandt sein Ziel im Auge haltend und verfolgend, aus den ihm fortwährend bereiteten Kämpfen triumphirend hervorging.

Schon nach zweijährigem Wirken war es unserm Sachs möglich, in seiner Schule den Eltern seiner Zöglinge das, damals in der hiesigen israelitischen Gemeinde noch nie gesehene, interessante und erbauende Schauspiel einer öffentlichen Prüfung zu bieten, bei welcher die Behörden und die angesehensten Männer vom Fache zugegen waren, welche über den, alle Erwartungen weit übertreffenden Erfolg nicht

*) Unter Anderen war auch der geistreiche französische Gelehrte, Gerson-Levy (Redakteur des rühmlichen „Indépendant de la Moselle"), in der Sachs'schen Schule als Lehrer angestellt.

umhin konnten, dem wackern Pädagogen ihre bewundernde Anerkennung auszudrücken. Immer mehr und mehr blühte das Institut empor, und über die im Jahre 1808 vorgenommene Prüfung sprachen sich Männer, wie Kirchner, Grotefend, so wie der von der Behörde mit Besichtigung der Schule beauftragte großherzoglich Frankfurtische Commissions-Aktuar Dr. Wüstefeld, in den lebhaftesten und schmeichelhaftesten Ausdrücken über Lehrer und Schüler aus.

Sachs hatte inzwischen das Frankfurter Bürgerrecht erhalten und sich im Juni 1807 mit einem Mädchen von ausnehmender Bildung verehelicht, welches die Fähigkeit besaß, ihm in seinem pädagogischen Berufe beizustehen, was sie auch, in der nunmehr mit der Sachs'schen Schule verbundenen Mädchenerziehungsanstalt treulich that und bei dem segensreichen Werke ihres Gatten mitwirkte. -- Daß ein Ehepaar, welches der Jugendbildung sein ganzes Daseyn und alle seine Kräfte widmete, der Erziehung seiner eignen Kinder, als einer heiligen Pflicht mit der innigsten Liebe und mit der größten Sorgfalt oblag, ergibt sich wohl von selbst und bedarf hier, wo von einem so eifrigen und seinem Berufe so ergebenen Pädagogen die Rede ist, kaum einer Berührung, da das hohe Verdienst um die Seinigen in dem allgemeinern um alle ihm anvertrauten Zöglinge als ein Theil im Ganzen aufgeht.

Der Umschwung der Ereignisse im Jahr 1815 blieb, wie fast auf alle öffentliche Sachen, auch auf die Sachs'sche Lehranstalt nicht ohne Einfluß. Neuerwachendes und Entstehendes begann das Vorhandene zu verdrängen, und es genügte bekanntlich in vielen Fällen schon der Umstand, daß etwas vor dieser reaktionären Zeit bestand, um ihm jetzt Widersacher jeder Art zu erwerben. Sachs hatte von da an mit Schwierigkeiten zu ringen, deren Herzählung hier nicht am geeigneten Orte erscheint und vielleicht bei einer anderweitigen ausführlichern Behandlung Platz finden dürfte. Die endliche Folge war, daß, als sein Institut, dessen Vortrefflichkeit notorisch und unmöglich in Abrede zu stellen war, auf die Anzahl von hundert Zöglingen beschränkt wurde, Sachs öffentlich die Erklärung gab, er könne sich nicht entschließen, hundert Kinder zu erziehen, wenn ihm die Fähigkeit oder Würdigkeit abgesprochen werde, auch deren mehrere zu unterrichten, und da seine Zöglinge selbst aus der verfügten Beschränkung nothwendig einen ähnlichen Schluß ziehen müßten, so glaube er unter solchen Umständen nicht die erforderliche Achtung von Seiten seiner Schüler erhalten und mit gutem Gewissen und Aussicht auf ersprießlichen Erfolg das Erziehungswerk fernerhin unternehmen zu können. Dieser Erklärung zufolge ließ Sachs am 15. April 1823 seine Schulanstalt eingehen.

Von da an lebte Sachs als Privatmann an der Seite einer zärtlich geliebten Gattin, im Schoße einer glücklichen Familie, hochgeehrt von seinen ehemaligen Zöglingen, mit reger Wärme den Fortschritten der Civilisation und der Literatur sich anschließend und stets mit besonderm, jugendlichem Eifer alle Verbesserungen und Begebnissen auf dem Gebiete der Pädagogik im Auge haltend. Wer ihn so beobachtete, wie er noch als Greis auf's Lebhafteste ergriffen war, so oft auf irgend eine Schulprüfung, auf Anstellung eines tüchtigen Lehrers, auf Errichtung einer neuen Schulanstalt in irgend einer noch so entfernten Stadt die Rede kam, der hätte, nach der gewöhnlichen Begriffsweise, glauben mögen, er habe es hier mit einem praktischen Schulmanne zu thun, der noch keinen Tag außer seinem Berufe gelebt hätte.

Sein selbstständiges Urtheil erhob ihn stets über jedes einseitige Parteitreiben im Schoße des Judenthums, und wenn mancher Befangene es mißfällig aufnahm, Sachs bei einer Gelegenheit dieser, bei einer andern hingegen wieder jener Partei beistimmen zu sehen, so lächelte der Greis mit seiner gewohnten Ruhe über die schiefe Auffassungsart bethörter Menschen und ließ sich nimmermehr auch nur zur Theilnahme an dem unbedeutendsten Schritte hinreißen, wofern dieser nicht seiner eignen ungeblendeten und unabhängigen Ansicht zusagte. Er pflegte bei solchen Veranlassungen zu sagen: „Was kümmert mich diese oder jene Autorität, diese oder jene Partei? Vernunft und Gerechtigkeit kennen keine Partei."

Sachs war stets sehr theilnehmend an fremdem Unglücke und sehr wohlthätig ohne alles Gepränge, hierin lediglich einer edlen Neigung folgend, welche zu befriedigen der reichliche Segen des Himmels ihn in den Stand setzte. Viele Arme haben in ihm eine kräftige Stütze, einen wohlmeinenden Rathgeber und väterlichen Freund verloren. Seine Lieblingsidee bei seinen mildthätigen Spenden war, wo es sich darum handelte, das Lebensglück eines Menschen oder einer Familie für die Zukunft zu gründen oder zu sichern; vorzüglich aber beurkundete sich seine Freigebigkeit, wo es galt, einen talentvollen Jüngling zum tüchtigen Mann auszubilden, einen jungen Gelehrten aufzumuntern oder ein literarisches Werk, von dem er Nutzen für die Wissenschaft oder für's praktische Leben erwartete, zu unterstützen. Ihm blieb in jeder Beziehung der feurige Enthusiasmus der Jugend für Gutes, Wahres und Schönes bis ins Greisenalter, ja, man darf hier sagen, bis zu seiner Todesstunde. Denn in der ganzen Fülle ungeschwächter körperlichen Gesundheit und geistigen Rüstigkeit entriß ihn am 14. März 1843, im 74. Jahre seines irdischen Daseyns, ein plötzlicher, völlig schmerzloser Tod seinen trostlos zurückgebliebenen Angehörigen und zahlreichen, tieftrauernden Freunden, nachdem ihm seine Gattin bereits im Mai 1840 ins bessere Leben vorangegangen war.

Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich bei dieser überraschenden Unglücksbotschaft der ganzen israelitischen Bevölkerung dahier, die dem Todten so sehr Vieles zu danken hat. Der Schmerz einer tiefbetrübten Familie wurde getheilt von Allen, die den Verewigten im Leben gekannt, und gemeinsam flossen ihre Thränen am Sarge des hochverdienten, verehrten Mannes. Seiner Leiche folgten, dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen, viele ausgezeichnete Männer, seine sämmtlichen hier anwesenden Schüler, unter denen unser geistvoller Dr. Heinrich Schwarzschild in der Halle des Friedhofes das Wort ergriff und durch die nachfolgende kurze, aber gehaltvolle Rede einen schmerzlich tiefen Eindruck auf die trauererfüllte Versammlung hervorbrachte. (Schluß folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. März. (Auf vielfältiges Begehren) Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von C. Kreutzer. (Gastrolle) Valentin: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Montag, den 27. März. Das Nachtlager zu Granada, Oper in 2 Abth. Musik von C. Kreutzer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 87. 28. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Da ist er, da ist er! riefen Mistreß Morland, Mistreß Parsons und Mistreß Blorham im Chor; — Sie haben sich doch, lieber Herr Aytoun, fügte Mistreß Morland hinzu, während der Zeit Ihrer Abwesenheit recht wohl befunden? Wir glaubten nicht, Sie sobald wieder bei uns zu sehen — Maria, eine Tasse Thee für Herrn Aytoun — Sie trinken doch eine Tasse Thee mit uns, lieber Herr Aytoun?

— Ich danke recht sehr, Mistreß Morland, antwortete Henry, indem er den freundschaftlichen Händedruck der Männer jener Frauen erwiederte; ich bin jetzt nicht im Stande, etwas zu trinken ... es freut mich recht sehr, Sie hier alle beisammen zu sehen ... man hatte mich des Besuches der russischen Handelsstädte überhoben, weshalb ich zwei oder drei Monate früher zurückkehren konnte ... aber ich fand meine Wohnung leer, Mistreß Morland: Alice befindet sich auf dem Lande, wie man mir sagte?

— Hm! äußerte sich Mistreß Morland, indem sie der Mistreß Parsons, die in kleinen Zügen eine Tasse Thee schlürfte, einen Blick des Einverständnisses zuwarf: hm! ... ja, Herr Aytoun, es scheint, als sey Mistreß Aytoun auf dem Lande ... sie entfernte sich vor ungefähr drei Wochen; nicht wahr, Mistreß Parsons? Sie waren gerade bei mir und sahen aus dem Fenster, als ...

— Das heißt, Mistreß Morland, unterbrach sie Mistreß Parsons, Sie standen am Fenster und riefen mich, um Mistreß Aytoun in den Wagen steigen zu sehen.

— Ja, Mama, fügte Miß Maria hinzu, erst sahen wir Betty und Susanna Reisesäcke und Cartons herunterbringen, dann kam Mistreß Aytoun selbst und da sagten Sie ...

— Schon gut, Maria, fiel ihr Mistreß Morland in die Rede, indem sie die Hand erhob und ihr mit einer Bewegung derselben, Stillschweigen gebot, was liegt daran, was ich dazumal sagte; — gewiß ist es ungefähr drei Wochen her.

— Erlauben Sie, bemerkte Mistreß Blorham, eine große, unfreundliche Frau, von gemeiner Statur und mit übermäßig langen Zähnen; ich entsinne mich, daß uns am Abende jenes Tages Mistreß Morland ein Restchen Spitzen zeigte, das sie den Tag zuvor gekauft hatte.

Bei dem Worte Spitzen überzog eine leichte Röthe das Gesicht der Mistreß Morland.

— Ganz recht, sagte Mistreß Parsons, es war an einem Dienstage, es ist ein Monat her, daß Mistreß Aytoun London verlassen hat.

— Aber aus welchem Grunde verließ sie die Stadt? frug Henry, dessen Ungeduld bei allen diesen Erwägungen immer größer ward: war sie krank?

Die drei Frauen sahen sich einander an und antworteten einstimmig:

— Wir wissen's nicht.

— Was für eine Ursache gab sie aber an, um sich über ihre Abreise zu erklären?

— Ich weiß nicht, was sie dazu bewog, antwortete Mistreß Morland ... Wissen Sie's, Mistreß Parsons?

— Durchaus nicht.

— Sie vielleicht, Mistreß Blorham?

— Ganz und gar nicht.

— Und Sie, meine Herren?

Herr Morland antwortete in seinem und im Namen seines Freundes, daß er nicht die Ehre habe, das Vertrauen der Mistreß Aytoun zu besitzen. Herr Aytoun müsse sich deshalb an die Damen wenden.

— Das will ich, lieber Herr Morland, sagte Henry, der nur mit Mühe an sich halten konnte; Mistreß Morland, hat Ihnen Alice nicht gesagt, wohin sie ging?

— Niemals, antwortete die Dame ... hat sie es Ihnen gesagt, Mistreß Parsons?

— Mein Gott! nein!

— Mir eben so wenig, bemerkte Mistreß Blorham; dieser plötzliche Ausflug nahm uns alle drei höchlich Wunder.

— Ja, ja, Mama, rief Miß Maria aus, und Abends meinten sie ...

— Stille, stille! ... Wenn ich's recht überlege, Herr Aytoun, so kann es mich doch nicht befremden, daß Mistreß Aytoun mir nichts anvertraut hat. Sie vernachlässigte mich ein wenig.

— Mich auch, sagte Mistreß Parsons.

— Mich gleichfalls, stimmte Mistreß Blorham ein.

Während die drei Frauen wie eben so viele Echo's einander antworteten, gab sich Henry den traurigsten Vermuthungen hin. Es mußte sich etwas Außerordentliches zugetragen haben, so viel war gewiß: die Abreise, die Wohnungsveränderung, das boshafte Lächeln der Nachbarinnen Alice's, der seltsame Ton, mit welchem sie von ihrer ehemaligen Freundin sprachen, Alles dies war geeignet, seine Besorgnisse zu vermehren. Henry brannte vor Begierde, mehr zu vernehmen, und dennoch getraute er sich nicht, weiter zu fragen. Er glich einem Menschen, der sich auf wankendem Boden befindet, und der aus Furcht, in den Abgrund zu stürzen, keinen Schritt vorwärts zu thun wagt. Andererseits verbot ihm sein Stolz, seine innere Unruhe zu verrathen, und den Argwohn kund zu geben, der ihn erfüllte. Er zwang sich daher, seine Fassung zu behaupten; aber die Aufregung seines Gemüthes war auf seinem Angesichte zu lesen, und die theilnehmenden Freunde wußten den Ausdruck desselben wohl zu deuten. Sie weide-

ten sich an seiner Verwirrung und seiner Eifersucht. Der Genuß, den sie sich versprachen und dem zu Liebe sie zusammengekommen waren, war vollständig!

— Demnach haben Sie Alice gar nicht besucht? frug der unglückliche Henry, ohne zu wissen, was er sagte und nur deswegen, um etwas zu sagen.

— Nein! antworteten alle drei Frauen.

— Wir konnten nicht, wenn wir auch gewollt hätten, fügte Mistreß Morland hinzu: ihre neue Wohnung war uns unbekannt.

— Betty würde sie Ihnen angegeben haben.

— Sie behauptete, sie nicht genau bestimmen zu können und weigerte sich, mir Aufschluß zu geben.

— Mir ebenfalls! fügten Mistreß Parsons und Mistreß Bloxham einstimmig hinzu.

— Wohlan denn, meine Damen, sagte Henry aufstehend, da er seine Aufregung nicht mehr zu bemeistern im Stande war, erlauben Sie, daß ich nun Abschied nehme; ich wünsche Ihnen guten Abend. Die Herren Karl erwarten mich; ich muß noch diese Nacht mit ihnen sprechen, um morgen frei zu seyn und recht frühzeitig zu meiner Frau nach Hammersmith gehen zu können.

— Hammersmith! rief Mistreß Morland; also dort wohnt sie?

— Ja, sie wählte dort eine Wohnung ihrer Gesundheit wegen.

— Ah, ließen sich die drei Frauen vernehmen, indem sie sich mit spöttischen Blicken einander ansahen.

(Fortsetzung folgt.)

Ippolito und Dianora.

(Nach A. Dumas.)

Zu Florenz, in der Bardistraße, bemerkt der Wanderer an der kleinen Kirche Santa Maria sopr'Arno das Wappenschild der Republik Florenz mit der Unterschrift Fuccio mi fece. Fragt man, wer dieser Fuccio war, so erhält man keine Auskunft, dagegen wird als Gründer der Kirche Ippolito Buondelmonti genannt, und dabei folgende Sage erzählt.

Gegen das Jahr 1225, also zu der Zeit, wo der Haß der Guelfen und Ghibellinen in seiner ganzen Stärke wüthete, waren zu Florenz zwei Familien, die Buondelmonti und die Bardi, bei welchen die Parteileidenschaft in eine tödtliche gegenseitige Feindseligkeit ausgeartet war. Nun geschieht es bekanntlich oft, daß der Abneigung der Väter zum Trotz sich eine geheime Liebe der Kinder bildet. So auch hier. Ippolito de' Buondelmonti und Dianora de Bardi trafen sich eines Morgens in der Taufcapelle San Giovanni. Der Jüngling war der Jungfrau, deren edle Haltung ihn anzog, von der Via Rondinelli an gefolgt, und trat hinter ihr ein, als sie eben den Schleier aufhob, um Weihwasser zu nehmen. Er sah sie, und sie sah ihn. Sie lasen wechselseitig in ihren Augen ihre Gefühle. Nur zwei Worte tauschten sie aus: ihre Namen. Es war am 13 Januar, dem Tag, welchen man in Florenz den Tag der Vergebung nennt.

Von dieser Stund' an, dachte Ippolito an nichts weiter, als die wiederzusehen, welche seine Seele liebte. So oft er ausging, mußte sein Weg ihn unter ihren Fenstern vorüberführen. Wo sie auch hinging, er war immer ebenfalls da, und er ließ es sich nicht verdrießen, Stunden lang zu harren, um sie eine Secunde zu sehen — und Alles das ohne andern Lohn, als einen Wink, einen Blick, höchstens ein Wort. Denn Dianora gehörte zu einer Familie von strengen Sitten und ward sorgsam gehütet.

Eines Tages bemerkte die Amme Dianora's, was zwischen den beiden jungen Leuten vorging. Sie benachrichtigte den alten Bardo, und Dianora erhielt die Weisung, das Haus nicht mehr zu verlassen. Jetzt nach den Hoffnungen und ihren goldnen Träumen kamen die wahren Schmerzen. Ippolito indeß, erfuhr sein Unglück nicht sogleich. Er wähnte eine Zeitlang, eine Unpäßlichkeit oder eine kleine Reise entzöge die Geliebte seinen Blicken. Immer in den Hoffnungen des Wiedersehens sich wiegend, ging er unter ihren Fenstern vorüber, als eines Abends ein Brieschen vor seinen Füßen niederfiel. Hastig nahm er es auf, lief zu einer Lampe hin, welche vor einem Muttergottesbild brannte, und las Folgendes: „Mein Vater weiß, daß wir uns lieben. Er hat mir verboten, Euch zu sehen. Lebt wohl auf ewig."

Ippolito meinte, er müßte sterben. Er eilte zurück zum Palast Bardi und blieb unter den Fenstern Dianora's stehen, bis es tagte, immer in der Hoffnung, daß die Jalousie sich öffnen würde. Die Jalousie blieb geschlossen, und da es hell ward, mußte er trostlos nach Hause zurückkehren.

Fünf oder sechs andere Nächte harrte er in derselben Weise und mit demselben Erfolg. Er ward von Tag zu Tag trübsinniger, antwortete kaum auf die Fragen, die man an ihn richtete, und stieß selbst seine Mutter zurück. Endlich erlagen seine Kräfte unter dieser Qual: er ward krank.

Man rief die besten Aerzte von Florenz herbei, aber keiner wußte die Ursache der Leiden Ippolito's zu ergründen. Auf alle Fragen antwortete er mit Kopfschütteln und einem schwermüthigen Lächeln. So viel sahen die Aerzte, daß er von einem hitzigen Fieber ergriffen war, dem er binnen wenigen Tagen erliegen müßte, wofern es nicht gelänge, den Fortschritten desselben ein Ziel zu setzen.

Ippolito's Mutter wich nicht von seinem Lager. Die Augen auf ihn geheftet, beschwor sie ihn unablässig, zu sagen, was ihm fehle. Ihr weibliches Beobachtungsvermögen sagte ihr, daß hier nicht ein bloßes Körperleiden vorhanden sey, daß demselben vielmehr ein tiefer Seelenschmerz zu Grunde liege. Ippolito schwieg. Aber das Fieber steigerte sich zum Irrsinn, und der Irrsinn redete. Ippolito's Mutter erfuhr, daß ihr Sohn Dianora Bardi liebte.

Verzweifelnd verließ die arme Frau das Bett des Kranken. Sie wußte, daß von Dianora's Vater nichts zu hoffen stand. Die Hartnäckigkeit des Parteihasses kennend, verzichtete sie auch auf den Versuch, sich an ihren Gatten zu wenden. Sie nahm ihre Zuflucht zu einer gemeinschaftlichen Freundin beider Häuser. Diese Freundin, die Gräfin Bardi, die Tante Dianora's, wohnte eine halbe Miglie von Florenz auf der Villa Monticelli. Sie hörte die unglückliche Mutter theilnehmend an, überlegte einen Augenblick und versprach, Ippolito und Dianora sollten sich wiedersehen.

Ippolito's Mutter flog zum Palast Buondelmonti zurück. Ihr Sohn lag mit geschlossenen Augen auf seinem Schmerzenslager. Der Arzt schüttelte den Kopf, wie ein Mann, der keine Hoffnung mehr hat. Als er weggegangen war, beugte sie sich über ihren Sohn, küßte seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und flüsterte: „Ippolito, Du sollst Dianora wiedersehen."

Der Kranke schlug die Augen auf und betrachtete seine Mutter mit dem verstörten Blick eines Verurtheilten, der mit dem Fuß auf der ersten Stufe des Blutgerüstes seine Begnadigung erfährt. „O Mutter! Mutter!" sprach er mit gebrochener Stimme, „bedenkt, was Ihr sagt."

„Ich sage Dir die Wahrheit, mein Kind. Liebst Du nicht Dianoren?"

„Ob ich sie liebe!"

„Du wähnst Dich für immer von ihr getrennt? Und darum willst Du sterben?“

Ippolito schluchzte und drückte matt die Hand seiner Mutter.

„Nein, Du sollst nicht sterben,“ sagte die Mutter. „Du sollst sie wiedersehen, und wenn sie Dich liebt, könnt Ihr noch glücklich werden.“

Ippolito, unvermögend zu antworten, zerfloß in Thränen. Sein Herz, so lange durch den Schmerz gepreßt, schien bei der Berührung mit der Freude zerspringen zu wollen. Endlich sammelte er so viel Kraft, um die Bitte auszudrücken, daß seine Mutter weiter reden möchte. Er ließ sich das Gesagte wiederholen und sog die süßen Worte ein, wie eine welke Blume den Abendthau. Endlich fragte er: „Und wann werd' ich sie wiedersehen?“

„Sobald Du so viel Kraft hast, um bis zur Villa Monticelli zu gehn.“

„O Mutter! augenblicklich,“ erwiederte Ippolito und machte einen Versuch, sich zu erheben. Aber diese Anstrengung war zu stark für ihn; er sank erschöpft zurück. Seine Mutter sank auf die Knie und bat ihn, Geduld zu haben und sich Ruhe zu gönnen.

Tags darauf kam der Arzt wieder mit der Erwartung, den Kranken im Todeskampf zu finden. Er fand ihn fieberfrei. Drei Tage später hatte Ippolito Kraft genug, um auszugehen. (Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Berlin, 21. März.) Heute Vormittag fand das Leichenbegängniß Seidelmann's statt, zu dem sich ein zahlreicher Comitat eingefunden hatte. So war sein früherer Chef, gegenwärtiger Generalintendant der Hofmusik, Graf v. Redern, der jetzige Generalintendant v. Küstner, Meyerbeer, Rauch, Tölken, Johannes Schulze anwesend. Außerdem waren, neben den Schauspielern und Sängern der Hofbühne, mehrere Mitglieder des französischen Theaters und viele Mitglieder der Königsstädter Bühne anwesend. So ging der Leichenzug, in dem wohl 70 Wagen seyn mochten, nach dem neuen katholischen Kirchhofe (Seydelmann war 1795 zu Glatz in Oberschlesien geboren) hinaus. Der jüngste Kaplan an der Kirche empfing den einfach drapirten schwarzen Sarg, auf dem ein frischer Lorbeerkranz und Seidelmann's letzte Rolle, der Iffland'sche Advocat, welchen er am 9. Jan. d. J. gegeben, lagen. Nach dem von dem Chorpersonale der königl. Oper vorgetragenen Choral stimmten die Sänger desselben einen Gesang an. Hierauf folgte die geistliche Einsegnung des gleich anfangs herabgelassenen Sarges und Schiller's Monolog zum Schlusse des vierten Actes von Wilhelm Tell: „Rasch tritt der Tod ꝛc.“ Dann sprach der Kaplan eine Leichenrede, worin er des Verstorbenen nur kurz gedachte, ihn aber dennoch als einen der Berühmtern im „großen deutschen Vaterlande“ bezeichnete. Der Text war aus Paulus: „Es ist Jedem gesetzet einmal zu sterben, und nach dem Tode kommt das Gericht.“ Das letztere wäre, so hieß es unter Anderm, über den Verstorbenen bereits ergangen, weßhalb nur noch ein Gebet für die Seele des Verblichenen übrig bleibe, und dazu foderte er denn auch auf. Mit dem Gesange „Auferstehn“ schloß die Feier. (L. A. Z.)

*** Wie Arlincourt in seinem „Polarstern“ erzählt, ward dem Staatsrath Gretsch von dem Marschall Maison, als dieser Gesandter in Rußland war, folgende Anekdote mitgetheilt: „Ich begleitete den König Karl den X nach Cherbourg; diese Sendung war mir peinlich, um so mehr als mich Karl X immer mit Wohlthaten überhäuft hatte. Aber was wollen Sie, die Zeit, die Umstände, genug, rühren wir das Vergangene nicht auf! Das Schicksal wollte es; was geschehen sollte, ist geschehen. Der König hatte während der Reise von Rambouillet nach Cherbourg lange Unterredungen mit Hrn. Odilon-Barrot. Beide hatten Gelegenheit einander kennen und beurtheilen zu lernen. Eines Tages zog mich der erlauchte Greis in die Fensternische eines Gasthofes, wo wir Halt gemacht hatten, und sagte mir mit ernster und bedeutungsvoller Stimme: „Marschall! dieser Odilon-Barrot ist wirklich ein ausgezeichneter Mann. Ach! wenn ich ihn früher so gekannt hätte! Wie Schade!“ Ich war zu bewegt, um zu antworten; bald darauf kam Odilon-Barrot zu mir und sagte mir leise mit einem schmerzlichen und fast reuevollen Ausdrucke: „Marschall! dieser alte König ist wirklich bewunderungswürdig; welcher Adel der Gesinnung, welche edlen Gefühle, welche Seelengröße! Ach, wenn ich ihn früher so gekannt hätte! Wie Schade!“ Ich konnte mich nicht der Bewegung enthalten, auch ich hatte den edlen Charakter Karl's X schätzen gelernt. Und doch — es war Verhängniß, Mißverständniß, etwas Unerklärliches, in jener Katastrophe. O diese Julius revolution! ich bin jetzt oft versucht auszurufen: „Ach, wenn ich sie früher so gekannt hätte. Wie Schade!“ So weit Maison, dem offenbar der Vicomte soufflirt hat. (A. Z.)

*** (Gemeinnütziger Vorschlag.) Die kleine Scheidemünze von Kupfer ist im Verkehr für Wenigbemittelte von großer Bequemlichkeit, und schützt gegen Verlust der jetzt kaum mehr zu handhabenden (in verschiedenen deutschen Staaten kursirenden) kleinen Silberkreuzer. Da man nun das Gute nicht oft genug in des Volkes Gedächtniß bringen kann, so sollte man diesen Kupfermünzen noch einen größern Werth geben, als es der geringe ihres Gehaltes ist, wenn man zwar auf eine Seite das Landeswappen und die Geltung setzte, auf die Rückseite aber ein salomonisches Sprüchwort, ein frommes Sitten-, Klugheits- oder Wirthschaftsgebot einprägte, dessen Einschärfung, so oft man ein Stück Geld in die Hand bekäme, wohl einen guten Eindruck auf alle Gemüther machen und ihr Betragen leiten könnte. Wir machen folgende Vorschläge dazu: „Rechtschaffenheit ist die beste Klugheit“ — „Bete und arbeite.“ — „Wahr' deines Gewerbs, so wahrt es dich.“ — Ein Pfennig erspart, ist ein Pfennig Gewinn.“ — „Arbeitsamkeit und Sparsamkeit!“ — „Geduld in Trübsal.“ — „Ehre Vater und Mutter.“ — „Zeit ist auch Geld.“ — „Achte nichts geringe.“ — „Halte dich vom Unrecht.“ — „Bedenke das Ende.“ — „Unrecht Gut hilft nicht.“ — „Fleißige Hand, fröhliches Herz.“ u. s. w. (Karlsr. Z.)

*** Frankfurt. (Conzert des Herrn J. Rudersdorff, im Weidenbusch, Dienstag den 28. März.) I. Quintett von Beethoven für zwei Violinen, zwei Violen und Violoncello. Erster und zweiter Satz. II. Arie von Pacini, gesungen von Fräulein Rudersdorff. III. Großes Conzert für die Violine, von R. Kreutzer, Nr. 18, vorgetragen vom Conzertgeber. IV. Canzonetta: Der Hirte, componirt von J. Rudersdorff, gesungen von Herrn Pischek. V. Großes Duett für Pianoforte und Violine aus Wilhelm Tell, von Osborne und de Beriot, vorgetragen von Fräulein Elise Padjera und dem Conzertgeber. VI. Quintett von Beethoven. (S. I.) Dritter und vierter Satz. VII. Englische Ballade: Through the Wood, componirt von Horn, gesungen von Fräulein Rudersdorff. VIII. Große Fantasie für die Violine, über Motive aus Bellini's Norma, componirt und vorgetragen vom Conzertgeber. IX. Duetto Buffo „Senza tanti complimenti“ aus der Oper il Borgomestro, von Donizetti, gesungen von Fräulein Rudersdorff und Herrn Pischek.

Frankfurt.

Jakob Sachs.

(Schluß.)

Herr Dr. Schwarzschild sprach:

„Meine Freunde! Noch nicht viele Monate sind's, daß wir an dieser Trauerstätte versammelt waren, um den frühen Verlust eines jener Männer *) zu beweinen, die der Herr nur selten auf Erden sendet, um Glück und Segen zu verbreiten in den weiten Kreisen ihres Wirkens, um überall reichlichen, wohlthätigen Samen auszustreuen, auf daß er, Wurzel fassend im Schooße der Gegenwart, aufsprosse und blühe und gedeihe, um in der fernsten Zukunft noch herrliche Früchte zu tragen. Ach, in diesem heiligen Momente, da wir aufs Neue versammelt sind, um eine geliebte Hülle der Erde wiederzugeben, um Abschied zu nehmen von einem Manne, dessen innerer und äußerer Beruf auf Erden lange Zeit der war, für die Hoffnung der Gegenwart, für die Jugend zu leben, kann ich mich nicht enthalten, nochmals seiner zu gedenken; und gewiß, der dieser Hülle kaum entfloh'ne Geist wird uns freudiger, wird uns freundlicher umschweben in den Augenblicken, da wir uns des Verklärten erinnern, der ihm vorausgegangen, und den er früher wiederschaut als wir!

„Meine Freunde! Welch' ein hoher, welch' ein heiliger Beruf ist der Beruf des Schulmannes! Und wie ist er, vor allen andern, unseres Dankes, unserer Liebe, unserer Verehrung werth! Aber ach, wie schwer ist dieser Beruf, und wie selten wird ihm der Lohn, der ihm gebührt! Wie wenig pflegen wir, grade in den Jahren, wo wir unbewußt, wo wir fast gedankenlos die Früchte seiner Bestrebungen ernten, die hohe Aufgabe zu erkennen, die ihm gesetzt ist! — — Sonderbares Räthsel! der gröbere Theil des Menschen, die körperliche Hülle, sie erkennt schon frühzeitig, ja, vom ersten Augenblick der Geburt an, die nothwendigen Bedürfnisse zum Fortbestehen Der Säugling weint, wenn er durstet, und ermahnt die Mutter an seine Nahrung. Das heranwachsende Kind fordert mit Ungestüm die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse. Nur jene höheren Bedürfnisse, nur jene geistige Nahrung, die unser Daseyn veredelt; sie muß uns oft mühsam aufgedrängt, sie muß uns oft, gegen unsren Willen, aufgezwungen werden! Schon hierin erkennen Sie die Schwierigkeit, schon hierin eine Schattenseite des eben genannten Berufes! Aber den wahren Schulmann, den ächten Lehrer, der es dem inneren Berufe nach ist, schreckt nichts ab! ihn stacheln Schwierigkeiten und Mühen, seine Beharrlichkeit wächst mit den Hindernissen, und sein höchster Triumph ist, sie besiegt zu haben.

„Wohl ihm und seinem Wirken, wenn ihm nur die eben angedeuteten Hindernisse in den Weg treten! Sie liegen, zum Theil wenigstens, begründet in der menschlichen Natur. Findet doch der sorgsame Gärtner nicht immer einen fruchtbaren Boden! Grade im Urbarmachen desselben liegt sein Beruf, der außerdem ein leichter wäre. Aber andere, schwerer zu beseitigende Hindernisse stemmen sich oft seinem Wirken entgegen, und es bedarf der kräftigsten Ausdauer, des mächtigsten Vertrauens auf seine äussere und innere Kraft, um diese hinwegzuwälzen. Wohl ist ein Stückchen Erde, und sey es noch so unergiebig, durch rastlose Mühe zu bearbeiten; wohl ist den sparsam hervorsprossenden Pflänzchen durch die Kunst nachzuhelfen; aber der hohe Felsen, der ihm das befruchtende Sonnenlicht raubt, der Sturm, der im Nu wieder zerstört, was ununterbrochener Fleiß hervorgelockt, — das sind Hindernisse, die der Mensch nur schwer zu beseitigen vermag, und sey's mit Aufopferung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Das Stückchen Erde, — ihm gleicht das Kind; die jungen Pflänzchen, — es sind die ersten hervorsprossenden Geistesblüthen; der fleißige Gärtner, — es ist der Lehrer; aber der lichtraubende Fels, der zerstörende Sturm, das ist die Zeit mit ihren starren, eingewurzelten Vorurtheilen, das sind die Verfolgungen des Wahns, des Aberglaubens, des Fanatismus! — — Wehe dem Schulmann, der erst solche Schwierigkeiten zu bekämpfen hat! wehe ihm, wenn seinem hohen, heiligen Streben sich Hindernisse der Art in den Weg legen! Ach, wie viele tüchtige Geister, rüstige Kämpfer im strengsten Sinne des Wortes, unterlagen nicht schon in diesem Kampfe! Brauchen wir weit zurückzugehen? — Ist unsere gährende, gewaltsam sich entwickeln wollende Zeit nicht reich genug an traurigen Beispielen? — Viele tüchtige Männer, ich wiederhole es, mußten unterliegen in diesem Kampfe; — und darum, meine Freunde, laßt uns die wenigen Geister hochehren, die kräftig genug waren, zu widerstehen, denen es gelang, jene Felsmassen zu sprengen, jenen Stürmen den Weg zu versperren!

„Und solch' ein kräftiger, solch' ein beharrlicher Geist belebte noch vor wenigen Tagen die Hülle, die wir heute zur Erde bestatten! — —

„Als unscheinbarer Jüngling aus der Ferne kommend, herangewachsen mit den finstersten Wahngebilden der Vergangenheit, durchschaute er dennoch mit klarem Blicke seine Zeit, erkannte er dennoch, was der Gegenwart noth that, und, mühsam und rastlos ankämpfend gegen Finsterniß und Wahn, gelang es ihm, eines der frühesten Asyle zu gründen für die Jugend, für die glückliche Jugend, die nicht ferner zu darben brauchte unter dem Drucke verjährter Vorurtheile.

„Meine Freunde, und insbesondere Ihr Alle, die Ihr gleich mir so glücklich wart, die Früchte Seiner Bestrebungen zu genießen, Ihr Männer, die Ihr, gleich mir, aus finstern Stuben, wo die Finsterniß gelehrt ward, versetzt wurdet in lichtere Räume, wo Euch plötzlich das Licht des Gedankens leuchtete; Ihr Alle erinnert Euch noch heute, obgleich den verschiedensten Berufen hingegeben, obgleich durch die verschiedensten Wirkungskreise auseinandergerissen, dessen, was Er unserer Kindheit war! Ihr gedenkt gewiß noch heute mit Ehrfurcht und Dankbarkeit seines ernsten Wirkens, seiner strengen Rechtlichkeit in der Ausübung seines Berufs, und vor Allem seiner sorgfältigen gewissenhaften Ueberwachung! Ahnten wir wohl damals, als wir, unbewußt und sorglos, (dem Reichen ähnlich, der nie die Noth kannte,) in den Schätzen wühlten, die die trefflichsten, reichbegabtesten Lehrer uns darboten, — ahnten wir damals, so frag' ich Euch, mit welchen Mühen Er zu kämpfen, welche Schwierigkeiten Er zu überwinden, welchen Hindernissen Er entgegen zu arbeiten hatte? — — Beharrlichkeit, Ausdauer, das waren die hervorstehenden Seiten seines Charakters, und, hätte er als Einzelner weiterkämpfen müssen, hätten die gewaltigsten Umwälzungen socialer und politischer Verhältnisse das von ihm fast zuerst gefühlte Bedürfniß nicht auch der Masse mitgetheilt; hätten nicht andere ähnliche Anstalten dasselbe schöne Ziel zu verfolgen begonnen; — wahrlich, meine Freunde, ich darf es kühn behaupten, er hätte rastlos weitergekämpft, er hätte nimmer die Schranken verlassen, er hätte nimmer seinem hohen Berufe entsagt! — — Ja, wer ihn näher kannte, wem er, wie er es manchmal that, sein Innerstes erschloß, der mußte erkennen, daß der innere Beruf stets in ihm fortlebte, obgleich er dem äusseren längst entsagt hatte! — War es ihm doch in den spätesten Jahren noch eine, ihn fast verjüngende Erquickung, seiner pädagogischen Laufbahn zu gedenken! schenkte er doch stets noch gerne seine Aufmerksamkeit den Fortschritten der Zeit, den Verbesserungen des Unterrichts, dem glücklichen Aufschwung der hiesigen Schulanstalten! Ja, er war Schulmann bis zum letzten Augenblicke seines Lebens! —

„Noch vor wenigen Tagen, im Kreise munterer Freunde, unter denen er mit Freude mehrere seiner ehemaligen Schüler sah, gedachte er mit fast jugendlichem Enthusiasmus seiner früheren, mit so glücklichen Erfolgen gekrönten Bestrebungen

„„Wohl lebe ich Gottlob im Wohlstande, sprach er unter Anderm; „„die Tage meines Alters fließen glücklich dahin, im Kreise einer „„glücklichen Familie; aber meine glücklichsten Jahre waren dennoch „„die, wo ich mühsam ankämpfen mußte, wo mein ganzes Ich der „„Jugend angehörte!““ —

„Diese Worte sprach ein Greis, der dem Grabe nahe stand, er sprach sie in den Jahren, wo man prüfend zurückschaut auf die verflossenen Tage, wo alle Selbsttäuschung schwindet und wo man sich Rechenschaft gibt von seinem Wirken! Und diese seine Worte mögen denn auch fortleben in dem Gedächtnisse aller derer, die das Glück hatten, seine Schüler zu seyn. — Ich füge nichts hinzu. — Sie sagen genug! sie sagen mehr als alle Lobsprüche aus dem Munde der Ueberlebenden! Ja, sie verdienen es, den Denkstein zu zieren, der bald die Hülle bedecken wird, die wir der Erde übergeben und von der wir mit dankerfülltem, mit schwerem Herzen Abschied nehmen!“

*) Dr. M. Creizenach.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. März. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abtheilungen aus dem Französischen von Andre. Musik von Gretry.

Dienstag, den 28. März. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Göthe. Musik von Beethoven.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 88. 29. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

Henry hatte genug gesehen, genug gehört. Er eilte schnell von dannen, und, um seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben, ging er zu seinen Prinzipalen, den Herren Karl, angesehenen Kaufleuten der City. Der Bericht, welchen er diesen über das Resultat seiner Geschäftsreise abstattete, nahm einen Theil der Nacht und fast den ganzen Morgen des nächsten Tages in Anspruch. Um eilf Uhr endlich konnte Henry über seine Zeit verfügen, und, etwas ruhiger, eilte er nach Piccadilly, und stieg hier in einen Omnibus, der den Dienst auf dem Wege nach Hammersmith versah.

Den Ellbogen auf einem Schlage des Wagens gestützt und den Kopf hinaushaltend, sah Henry Häuser und Magazine an sich vorüberfliegen. Tausend sich widerstreitende Gedanken durchkreuzten seine Seele: die Freude, Alice nach so langer Abwesenheit wiederzusehen, die traurigen Erinnerungen an den vorigen Tag, schwankender Argwohn und Besorgnisse, die er zu bannen strebte, die er sich zum Verbrechen anrechnete und die ihn dennoch wider seinen Willen bestürmten — alle diese wechselnden Gefühle brachten sein Gemüth in die heftigste Bewegung. Er sehnte sich nach der Lösung seiner Zweifel; er hoffte, daß sie bei dem Anblicke seiner heißgeliebten Gattin wie Traumgebilde zerrinnen würden, und dennoch fühlte er, je mehr die Entfernung schwand, wie seine Beängstigung zunahm; er hätte, wo möglich, den Lauf der Pferde hemmen mögen, die ihn zu Alice brachten.

Der Omnibus erreichte endlich das Thor des Parkes nächst dem Wege nach Kensington. Henry, der sich seiner Gedanken zu entschlagen suchte, bemerkte einen Fiacker, der an dieser Stelle hielt, und dessen Kutscher den Schlag öffnete, als ob er die Personen, die er erwartete, herannahen gesehen. Maschinenmäßig richtete Henry die Blicke hin und er bemerkte in einiger Entfernung einen Herrn, der sich in Begleitung einer Dame, dem Fiacker näherte. Hinter ihnen ging ein Frauenzimmer, dessen Aussehen einer Dienstmagd nicht unähnlich war. Henry Aytoun glaubte in dem Cavalier den Herrn wiederzuerkennen, den er am Abende zuvor mit einem, ihm von Alice geschriebenen Brief in der Hand aus seinem eigenen Hause kommen sah. Alice! jene Dame in der gelben Shawle, sollte es Alice seyn? ein Schleier verhüllte ihr Angesicht; aber diese Gestalt, dieser Schritt — Henry Aytoun erblaßte, indem er ihr mit den Augen folgte; es dünkte ihn, als habe die Magd Aehnlichkeit mit Susanna — doch nein! er täuschte sich! Susanna und Alice hier an diesem Orte, zu dieser Stunde! dieser Fiacker, dies Heimlichthun ... es war unmöglich!

Der Omnibus, seinen Weg fortsetzend, fuhr durch das Thor des Parkes: Henry fühlte sich versucht, auszusteigen, um sich aus seinem Zweifel zu reißen, und zu erfahren, ob jener unbekannte Cavalier mit den beiden Frauen in den Wagen steigen würde; aber er schämte sich dieser ersten Regung, und, sich Zwang anthuend, ließ er sich nach Hammersmith bringen.

VI.

Henry Aytoun kam endlich in Hammersmith an und stieg auf dem Platze Belle-Vue aus dem Wagen: hier wohnte seine Frau. Er fand das Haus, welches Betty ihm angegeben hatte, und bebend, verwirrt und in der heftigsten Gemüthsbewegung klopfte er an die Thüre eines anständig aussehenden Hauses, auf dessen Vorderseite sich eine kleine Parterrewohnung befand. Ein junges Mädchen öffnete ihm; sie antwortete auf Henry's Frage, daß Mistreß Aytoun allerdings hier wohne, aber in diesem Augenblicke abwesend sey ... sie würde indessen bald wieder nach Hause kommen ... sie wäre, so meinte das Mädchen, in die Gartenanlagen von Kensington gegangen. Henry war kaum im Stande, weiter zu fragen; seine Knie zitterten ihm, bei jedem Worte veränderte er die Farbe.

— Ich werde warten, bis sie zurückkömmt, sagte er, ich muß sie sprechen ... Susanna ist wohl zu Hause?

— Nein, mein Herr, antwortete das junge Mädchen; Mistreß Aytoun hat sie mitgenommen; sie sind beide zusammen weggegangen.

Henry erwiederte nichts; man führte ihn in das von seiner Frau bewohnte Zimmer und ließ ihn allein; er warf sich auf einen Stuhl, legte die Hand an die Stirn und rief mit der bittersten Wehmuth:

— Alice! Alice! schwache, unglückliche Alice! acht Monate konnten dich so verändern! ... hast du deine Schwüre vergessen, die zärtlichste Liebe verrathen? ... Gott! Gott! das hab' ich nicht erwartet! ... Nein, nein! fügte er aufstehend hinzu, es ist unmöglich! es wäre entsetzlich! sie liebt mich noch, sie ist mir treu geblieben! ... War sie es auch, die ich im Park gesehen ... und sie war es, mein Herz sagt es mir, sie wird ihr Betragen gewiß auf das genügendste zu rechtfertigen wissen. Ich will sie hören, bevor ich urtheile. Seymour! Seymour! wer ist nur dieser Mann, an den sie schrieb, der gestern Abend aus meinem Hause kam ... und heute Morgen ... o, ich bin in tödtlicher Angst!

Und der unglückliche Henry setzte sich, stand wieder auf, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zählte die Minuten, die Sekunden, und das Gefühl der heftigsten Eifersucht verzehrte ihn.

Nach Verlauf einer halben Stunde stiegen Alice und Susanna aus dem Fiacker, der sie nach Hause gebracht hatte.

— Madame, sagte das junge Mädchen, in Ihrem Zimmer befindet sich ein Gentleman, der auf Sie wartet.

— Ein Gentleman! rief Mistreß Aytoun, ganz erstaunt; wer kann das seyn? Hat er seinen Namen genannt?

— Nein, Madame; es scheint indessen, daß er Sie kennt, und auch Miß Susanna; es ist noch ein junger Mann.

— Gütiger Himmel! sprach Alice, indem sie Susanna ansah, das muß Herr Seymour seyn! er hat gewiß meine Wohnung von dem Kutscher erfahren und ist uns vorangeeilt. Sein Groom hielt ein Pferd für ihn in Bereitschaft.

In großer Unruhe stieg Alice die Treppe hinauf, die in ihr Wohnzimmer führte. Henry erkannte den Ton ihrer Stimme, das Geräusch ihrer Schritte. In jeder andern Gemüthsstimmung würde er ihr mit freudigem Herzen und offenen Armen entgegengestürzt seyn; aber von dem stechendsten Schmerze gefoltert, unfähig sich zu beherrschen und überdies kaum die Kraft besitzend, einen Schritt zu thun, blieb er mitten im Zimmer stehen, bleich, unbeweglich, einem Menschen ähnlich, der dem Herannahen eines Feindes bang und behutsam entgegensieht.

— Wie, Herr Seymour, sagte Mistreß Aytoun, indem sie die Thüre öffnete, Sie haben ... Großer Gott! fügte sie hinzu: Henry!

Der erste Gegenstand, den Herr Aytoun bemerkte, war die gelbe Shawl, die Alice trug.

— Ich bin es, Alice, sprach er mit einem Ausdrucke, worin etwas Kaltes und Gezwungenes lag.

— Du hier! rief die junge Frau, die vor Erstaunen und Bestürzung unter der Thüre stehen blieb.

— Ich selbst! entgegnete Henry ... Du erwartetest mich nicht, wie ich sehe.

Und, ohne daß er es wollte, war sein Blick drohend, und der Ton seiner Stimme bitter und ironisch.

(Fortsetzung folgt.)

Ippolito und Dianora.

(Nach A. Dumas.)

(Fortsetzung.)

Zu derselben Zeit ward in Florenz ein großes Fest auf der Villa Monticelli angekündigt. Alle Bardi waren eingeladen und mit ihnen alle übrigen großen ghibellinischen Häuser, aber kein einziger Guelf und besonders kein Buondelmonte — so hieß es wenigstens. Dianora widerstand lange den Bitten ihrer Tante, denn auch sie war schwach und leidend. Endlich gab sie nach. Aber in dem freudigen Gewühl fand sie sich nur noch unwohler, und traurig fragte sie ihre Tante, warum sie so sehr auf ihrer Anwesenheit bestanden habe.

Die Gräfin gab ihr einen Wink, ihr zu folgen, führte sie in ein Zimmer neben der Kapelle, hieß sie, einen Augenblick warten, und entfernte sich, indem sie die Thüre hinter sich verschloß. Das Zimmer hatte zwei Thüren, die eine führte in ein kleines Nebengemach, die andere in die Kapelle. Dianora vernahm ein leichtes Geräusch und wandte den Kopf nach der Seite hin, woher es kam. Die Thür ging auf und Ippolito trat aus dem Gemach.

Ihr erstes Gefühl war Schrecken. Sie stieß einen Schrei aus und wollte fliehen. Aber Ippolito war so bleich, sah sie mit so flehendem Blick an, daß sie ihm unwillkürlich die Hand reichte.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür der Kapelle und der Kaplan trat ein. Der Zufall führte ihn herbei mit der Absicht, die Schlüssel des Tabernakels aufzuheben. Die jungen Leute sahen in ihm einen Himmelsboten, fielen ihm zu Füßen und baten um seinen Segen.

Der Mann Gottes glaubte einen Wink des Himmels zur Versöhnung der Väter durch die Kinder zu erkennen, als diese ihn baten, sie zusammenzugeben. Er führte sie in die Kapelle und gewährte ihr Gesuch.

Als der Priester sich entfernt hatte, verabredeten die Neuvermählten, daß sie am dritten Tag darnach, bei Einbruch der Nacht, in Gegenwart der Gräfin und der Mutter Ippolito's sich wiedersehen wollten.

Der Palast Bardi stand in einer der abgelegensten Straßen. Die Fenster Dianora's gingen auf diese Straße. Sie sollte eine seidene Schnur herunterlassen, an diese wollte Ippolito eine Strickleiter anknüpfen, Dianora sollte die Strickleiter hinaufziehen und am Fenster befestigen, und so wollte man den Weg herstellen, auf welchem Mann und Frau zusammenkamen.

Der festgesetzte Tag erschien. Früh am Morgen kaufte Ippolito eine Strickleiter und den ganzen Tag betrachtete und küßte er sie. Seine Ungeduld stieg, bis es Abends acht Uhr schlug. Etliche Minuten nach acht, sollte Dianora ihr Fenster öffnen.

Ippolito ging über den Ponte vecchio und betrat die düstere, einsame Bardistraße, in welcher außer ihm kein lebendes Wesen sich bemerklich machte. Er kam unter das Fenster, an welchem Dianora ihn schon lange erwartete. Die Schnur zitterte herab und verrieth die innere Bewegung derjenigen, welche sie hielt. Ippolito knüpfte die Leiter an, Dianora zog sie hinauf und hängte sie ein. Eben wollte Ippolito den Fuß auf die erste Sprosse setzen, als ein Trupp Schaarwächter erschien und ihn anrief.

Der Einsteiger zog den Fuß zurück und floh nach dem Ponte vecchio. Sein Unstern wollte, daß auf dem halben Wege ein andrer Trupp von der Schaarwache ihm entgegenkam. Er wandte sich um und suchte Zuflucht unter einem Bogen der Vorhalle des Palastes Bardi. Allein er ward entdeckt, festgenommen, und vor den Podestà geführt.

Der Podestà fragte ihn, was er zu dieser späten Nachtstunde in der Stadt herumstreiche, und weßhalb er in den Palast Bardi einzusteigen versucht habe. Ippolito antwortete: in jenem Palast befindet sich ein Stück vom wahren Kreuz, welches Karl der Große einem Bardo geschenkt und dessen Kraft den Bardi in mehren Kämpfen die Oberhand über die Buondelmonti verliehen habe. Dieses Paladium habe er sich bemächtigen wollen. Der Podestà machte ihn aufmerksam, daß er sich damit selber eines versuchten Diebstahls anklage. Ippolito erwiederte, er wisse nicht nur dies, sondern auch, daß auf einem nächtlichen Diebstahlversuch der Tod stehe. Der Podestà ließ ihn ins Gefängniß führen.

Ganz Florenz gerieth in Staunen, als sich die Kunde von dem Geständniß Ippolito's verbreitete. Man konnte nicht begreifen, wie ein junger Mann von so anerkannter Redlichkeit sich sollte zu einer entehrenden Handlung haben hinreißen lassen. Allein alle Zweifel mußten verstummen, als Ippolito vor Gericht seine vor dem Podestà gethane Aussage wiederholte. Dem Gesetz gemäß sprachen die Richter die Todesstrafe über ihn aus. Er hörte sein Urtheil gelassen an. Seine einzige Bitte war, daß man die entehrende Strafe des Hängens in Enthauptung verwandeln möge. Diese Bitte ward ihm gewährt.

Der Tag seiner Hinrichtung ward festgesetzt. Spät am Abend zuvor erschien der Gerichtsschreiber im Gefängniß, um ihm diese Bestimmung mitzutheilen. Hinter dem Schreiber bemerkte Ippolito einen großen Mann, dessen Kleidung auf der einen Seite roth war, auf der andern schwarz. Er fragte, was das für ein Mann sey? und erhielt zur Antwort: der

Scharfrichter. Lächelnd nahm er seine goldne Kette vom Hals und gab sie dem Scharfrichter, um ihn zum Voraus dafür zu belohnen, daß sein Schwert ihn vor einem schimpflichen Tod bewahren sollte. Darauf verrichtete er sein Gebet und legte sich schlafen. (Schluß folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Frankfurt.) Das Conzert des Herrn Heinrich Wolff fand Freitag den 24. März im Schauspielhause statt. Der treffliche Violinist spielte ein von ihm effektvoll komponirtes Concertino militare und eine Fantasie von Vieuxtemps mit ausgezeichnetem und hochverdientem Beifall. Die Reinheit und Gleichheit des Tons, die Gediegenheit und Solidität des Vortrags, die Kunstfertigkeit in Ueberwindung großer Schwierigkeiten sind Vorzüge, welche in diesen Blättern schon zum öftern Anerkennung fanden. Mit Vergnügen nahmen wir heute wahr, daß das Spiel des Herrn Wolff, das sich stets durch eine wahrhaft klassische Korrektheit auszeichnete, auch ungemein lieblicher und zum Herzen sprechender geworden ist, als es früher war. Ferdinand Hiller, dessen schöne Ouverture zum Drama „Fernando" das Conzert eröffnete, spielte seine Rêverie für's Piano und Weber's „Aufforderung zum Tanz" meisterhaft und Herr Pischek sang Lieder von Neeb und Speyer mit dem schönen Vortrage und dem überwältigenden Zauber seiner mächtigen Stimme, die ihn längst zum Lieblinge des Publikums machten. Dem Conzerte voran ging die Aufführung des Weissenthurn'schen Lustspieles: „Der Bevollmächtigte", worin Herr Lußberger zum Erstenmale nach seiner Kunstreise nach Stuttgart wieder auftrat und freundliche Begrüßung fand. Dieselbe wohlwollende Aufnahme ward am Samstage der Fräulein Capitain zu Theil, die, nach einem längern Unwohlseyn, als Fidelio erschien und auch im Laufe der Aufführung der herrlichen Beethoven'schen Oper den reichlichen Beifall erhielt, den ihr gefühlvoller Gesang verdiente. — Nächsten Montag, den 3. April, wird Halevy's Oper: **„Die Königin von Cypern"** zum Erstenmale und zum Vortheile des Herrn Pischek aufgeführt werden. Die außerordentlich interessante und effektvolle Handlung der neuen Oper, die brillantesten Musikstücke, welche diese vor allen andern Opern des Tondichters auszeichnen, das Zusammenwirken fast aller unsrer Gesangsnotabilitäten, ein sceniſcher Schmuck, der nichts zu wünschen übrig lassen wird, und endlich Pischek's Uebernahme einer bedeutenden Gesangspartie — sind das nicht Anziehungskräfte, die unsre Theaterfreunde veranlassen werden, sich bei Zeiten ihre Plätze zu sichern, um nicht dem Reiz der ersten Darstellung der neuen Oper entsagen zu müssen und zu dem Triumphe beitragen zu können, den unser herrlicher Gefühlsänger feiern wird? — S.

*** Als die jetzige Kaiserin von Rußland noch Prinzessin von Preußen war, hatte sie eine Schweizerin, Madame Wildermelt, zur Gouvernante. Diese reis'te um eine ihr zugefallene Erbschaft zu erheben in die Schweiz; nach ihrer Zurückkunft zeigt sie ihrer jungen Gebieterin einige Pretiosen, die ihr in der Theilung zugefallen waren. „Das ist ein recht alter Ring, sagt die Prinzessin Charlotte, indem sie einen kleinen gothisch geformten goldnen Ring an den Finger steckt, er hat etwas Besonderes, er sieht aus wie ein alter Talisman." Sie will den Ring zurückgeben, er geht nicht vom Finger. „Ich hätte fast Lust ihn nun zu behalten!" sagte die Prinzessin, und sie behielt ihn. Längere Zeit hernach gelang es der Prinzessin den Ring vom Finger zu nehmen, sie betrachtete ihn genauer, halbverwischte Buchstaben waren in der inneren Rundung gravirt, mit vieler Mühe entziffert sie die Worte: „Kaiserin von Rußland." Abermals verfließen viele Tage; eine Verbindung zwischen ihr und dem Großfürsten Nikolaus wird projectirt. Dieser Bruder des Kaisers Alexander, der damals noch nicht Thronerbe war, macht eine Reise nach Berlin, um die Prinzessin kennen zu lernen, und was bis dahin nur eine Idee war, wird nach ihrem Anblick zum festen Entschluß. Bei Tafel neben ihr sitzend, sprach er von seiner baldigen Abreise. „Und doch stände es nur bei Ihnen, Prinzessin, daß ich hier bliebe," sagte der erlauchte Reisende. „Bei mir? und was muß ich dazu thun?" fragte lächelnd Prinzessin Charlotte. „Meine Huldigung nicht verschmähen!" „Weiter nichts?" „Und mir Muth geben, Ihnen zu gefallen." „Das ist schon schwerer. Der Augenblick ist auch übel gewählt; bei Tische und öffentlich über so etwas zu sprechen ..." „Wir brauchen gar nicht zu sprechen!" „Ah?" „Geben Sie mir nur ein Zeichen, ein Pfand. Diesen kleinen Ring, der mich glücklich machen würde. Wollen Sie mir ihn geben?" „Wie, hier vor aller Welt?" „Niemand wird es bemerken. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brod und lassen Sie dieß dann auf dem Tische, ich werde dann den Talisman unbemerkt nehmen." „Es ist aber auch in der That ein Talisman." „Ich ahnte es." So entstand diese Verbindung, die im Himmel bestimmt worden war, und welche die Inschrift des Ringes prophezeit hatte. Der Großfürst erhielt den Ring, die Ehe ward eine der glücklichsten, und acht Jahre darauf Nikolaus Kaiser von Rußland. Der geheimnißvolle Ring hat den Kaiser nicht mehr verlassen, nur da er zu klein ist, um ihn am Finger zu tragen, trägt er ihn an einer Kette auf der Brust. (Arlincourt's „Polarstern".)

*** (Inneres eines chinesischen Tempels.) Ich bemerkte, erzählt ein Reisender, vornehmlich eine riesenhafte Göttin mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Vom Kunstwerth abgesehen, erinnerte mich diese ausgemeißelte und bemalte Gruppe an die Madonna von San Sisto zu Dresden. Das ganze Gebäude hat das Ansehen einer katholischen Kirche. Die Götter und Göttinnen sind von Kopf bis zu Fuß ciselirt und so mit glänzenden Plättchen bedeckt, daß man sagen möchte, sie sind mit allen Farben des Regenbogens und mit noch vielen andern aufgeputzt. Die besseren Bildsäulen sind bloß stark vergoldet, ich vermuthe, ihr Stoff ist Holz. Einige davon machen den Verfertigern Ehre. Sie scheinen Weise vorzustellen, die im Land verehrt werden, und haben meistens die Stellung von Betenden. Griechische Schönheit ist natürlich an ihnen nicht zu suchen. Unter den Göttern sahen wir zwei sitzende Scheusale, das eine mit einer Leier, das andere mit einem großen Säbel in der Hand. Der Leierspieler ist nichts weniger als ein Apollo; obwohl er lächelt, fühlt man sich doch keineswegs versucht, ihn wieder anzulächeln. Der Säbelträger hat große runde Augen und sah dabei „gar wild und grimmig aus", wie Claudius von Goliath singt. In einem der Vorhöfe fanden wir eine Glocke; zwar nicht so groß wie die Hauptglocken auf unseren Kirchthürmen, aber äußerst kunstreich mit Bildgießerarbeit geziert. — Das Merkwürdigste für uns war eine kleine Versammlung von Theologen, die wir in einer Art Sacristei antrafen. Sie saßen an einem langen Tisch. Der Vorsitzer schlug den Takt auf einer scharlachrothen Erhöhung, die einem Riesenschädel ähnlich sah. Die Uebrigen leierten aus einem gehefteten Buch, mit dem ein Jeder versehen war, einen Gesang zum Einschlafen. Bei unserer Ankunft blickten sie kaum auf, in ihrer Andacht aber ließen sie sich übrigens nicht im Mindesten stören. F.

*** (Unterschriebene Rechnungen präsentire, laß sie aber nicht aus den Augen, bis Du Geld hast.) Der Porcelanhändler Barbier in der Straße der Vorstadt St. Martin zu Paris schickte am 14. März seinen

Auslaufer zu dem Fayencehändler Lemoine mit einer unterschriebenen Rechnung im Betrag von 500 Fr. Lemoine nahm und prüfte die Rechnung und bemerkte endlich: „Ich glaube, da ist ein Irrthum; meine Frau kann das aufklären.“ Mit diesen Worten ging er aus dem Laden. Der Auslaufer wartete. Endlich, nach einer Viertelstunde, kam der Faiencier wieder und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, an seinen Pult. Dem Auslaufer riß der Geduldsfaden. „Herr Lemoine,“ sagte er, „meine Rechnung.“ — „Rechnung? Was meinen Sie damit?“ — „Die unterschriebene Rechnung von Herrn Barbier, im Betrag von 500 Fr., die ich Ihnen so eben überreicht habe.“ — „Lieber Freund,“ erwiederte Lemoine, „ich glaube, Sie sind nicht wohl bei Trost. Ich bin weder Ihrem Herrn noch Ihnen etwas schuldig und ersuche Sie, den Laden etwas eiliger zu verlassen, als Sie ihn betreten haben.“ — Der Auslaufer verstummte, entschloß sich aber kurz und begann dem Faiencier einige argumenta ad hominem mit seinen kräftigen Fäusten zu appliciren. Herr Lemoine schrie um Hülfe, und einige Freunde der Ruhe und Ordnung riefen einen Polizeicommissär herbei. Handgreiflichkeiten und Selbsthülfe erwecken bei der Polizei kein gutes Vorurtheil. Indeß zum Glück für den Auslaufer erkannte der Polizeicommissär in Herrn Lemoine einen alten Bekannten, den er bereits als Gefangenen wegen betrügerischen Bankerotts unter Händen gehabt. Er begann sofort eine Haussuchung, welche auf die Entdeckung der Quittung in der Tiefe eines gewaltigen Buttertopfs führte. Herr Lemoine ist dem Gericht zur Verfügung gestellt. F.

*** (Gaunerei.) Ein gutmüthiges Mädchen ging über die Ramponeaubrücke zu Lille. Als sie ans Ende der Brücke kam, bückte sich ein dort stehender Mensch in Bauerntracht, hob ein Brillenfutteral auf, öffnete es und rief: „Sie ist von Silber! Wer mag sie verloren haben?“ Das Mädchen bemerkte ihm: „Wenn Ihr sie dem Ausrufer bringt, bekommt Ihr gewiß fünf Francs von dem Eigenthümer dafür.“ Der ehrliche Finder kratzte sich hinter den Ohren und äußerte: „Ich kann mich nicht aufhalten, ich muß nach Haus. Wollten Sie mir vielleicht die fünf Francs geben und sich dieselben von dem Eigenthümer ersetzen lassen?“ Die Geschäftige nahm den Bauer mit zum Haus einer Bekannten; lieh sich fünf Francs und gab sie dem Bauer. Dieser entfernte sich mit herzlichem Dank, hat sich aber nicht weiter sehen lassen. Die Fassung der Brille ist von verzinntem Eisen. F.

*** (Daguerreotypen.) Herr Daguerre hat der Akademie der Wissenschaften in Paris angezeigt, daß er ein Verfahren entdeckt habe, wodurch man mittelst eines elektrischen Funkens in einem Augenblicke Daguerreotypen herstellen könne. In einer der letzten Sitzungen der Akademie erklärte Herr Arago, er habe Kenntniß von dieser Entdeckung genommen, und ihre Resultate seyen wahrhaft „unglaublich“. Herr Daguerre beabsichtigt noch einige Verbesserungen in künstlerischer Beziehung, ehe er seine Entdeckung veröffentlichen will. (L. A. Z.)

*** In Tarcien bei Lyon wurde am. 2. d. ein Truthahn vermißt. Nach 30 Tagen fand man ihn in einer Mauerhöhle wieder, und ungeachtet das Thier seit 30 Tagen weder Futter noch Getränk erhalten, war es noch am Leben und lag zusammengekauert, den Kopf unter einen Flügel gesteckt. Es war aber so abgemagert, daß es noch kaum 2 Pfd. wog, während es, als es sich verirrte, mindestens 10 bis 12 Pfd. gewogen haben mußte. (Berl. N.)

*** (Frankfurt.) Die „Europa“ schreibt über die, bei Franckh in Stuttgart erschienenen, Gedichte unseres Landsmannes, Heribert Rau, Folgendes: „Der Verfasser hat sich als Romandichter bereits ein Publikum gewonnen, das ihn auch gern in dieser Form wiederfinden wird. Das hier Gebotene ist sehr mannigfaltig und von verschiedenem Gehalte. Viele der Lieder sind von recht natürlicher Innigkeit beseelt.“ Wie wir vernehmen, steht in den nächsten Tagen ein neuer historischer Roman von demselben zu erwarten.

Lied eines alten Gärtners.

Es ist ein großer bunter Garten,
Viel Gärtner sind bestellt darin,
Doch jeder pflegt sein Feld zu warten
Nach seiner Art nach eig'nem Sinn!

Er liegt dicht an des Herren Wohnung,
Der schau't sich an, die Gärtnerzahl,
Nimmt neue auf, und zur Belohnung
Ruft er die alten in den Saal.

Die schau'n dann mit dem Herren nieder
Wohl auf die vielen Gärtner dort:
Für alte kommen neue wieder,
So geht es alle Tage fort.

Der Eine pflanzt und zieht Gemüse
Auf seinem kleinen Gartenfeld,
Der Andre macht es sich zur Wiese,
Der hat mit Blumen es bestellt.

Noch Einer bau't sich Futterkräuter,
Ein And'rer zieht sich Bäume gar,
Doch gibt's auch viele Bärenhäuter,
— Ihr Gartenstück bleibt, wie es war.

Unkraut und Moos und Disteln decken
Ihr Feld, sie aber ruh'n darin
Ganz unbesorgt und still, und strecken
Die Glieder auf den Boden hin.

Wie's mit der Ernte werden würde,
Macht sie nicht obenein noch bang;
Sie fühlen, 's ist schon eine Bürde,
Sich so zu ruh'n sein Leben lang.

Daß dir, ob noch so alt, zum Saale
Der Herr gerufen, weiß man nicht,
'S war auch davon zu keinem Male
Viel Redens eben und Gerücht.

August Grebe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 28. März. Der Hirsch, Schauspiel in 2 Abtheilungen von Blum. Hierauf folgt: Das Sonett, Lustspiel in 3 Abtheilungen von Raupach.

Mittwoch, den 29. März. Zum Vortheil des Herrn Wallner (neu einstudirt): Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Abtheilungen, frei nach dem Französischen, von Herrmann. (Vierte Gastrolle) Schauspieler Tanne-Windmüller: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 89. 30. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Wie ein Fieberfrost überfiel es Alice bei diesem Empfang. Sie getraute sich nicht, ihrem Manne um den Hals zu fallen, wie sie es sonst gethan; sie stammelte nur ein Paar Begrüßungsworte. Die Erinnerung an Alles, was sich zugetragen, und der Gedanke an die peinliche Lage, worin sie sich befand, legten ihrem Benehmen Zwang an. Die sanfte Heiterkeit ihres Blickes war verschwunden, ihrer Sprache fehlte die zärtliche und vertrauliche Weise, womit sich die aufrichtige Freude und das Gefühl eines ungetrübten Glückes kund zu geben pflegen. So sprachen sie mit einander nicht wie Eheleute, die sich auf das innigste lieben und Monate lang getrennt waren, nein! wie zwei Personen, die auf dem Fuße einer ceremonieusen Höflichkeit mit einander stehen. Beide fühlten tief das Peinliche eines solchen Empfangs; beide gaben sich Mühe, Gewalt über sich zu gewinnen, um die frühere Zutraulichkeit und Herzlichkeit wiederzufinden. Unnütze Mühe! das gezwungene Wesen und die Zurückhaltung, welche beider Benehmen erkennen ließ, hatte eine schlimme Wechselwirkung zur Folge; Henry schrieb seiner unerwarteten Rückkehr die Verlegenheit zu, die Alice kund gab; Alice ihrerseits bildete sich ein, daß ihr Mann bereits von dem Vorfalle in Betreff des Restchens Spitzen unterrichtet sey. Keiner von beiden besaß Muth genug, auf eine Erklärung zu dringen; und doch litt diese Erklärung keinen Aufschub! je länger sie zögerten, je höher stieg die Kälte, die zwischen ihnen herrschte. Kaum sprachen sie mit einander: ihre Blicke meideten sich; sie hatten sich nicht umarmt, ja sie reichten sich nicht einmal die Hand! —

— Du warst ausgegangen! bemerkte Henry, indem er den Kopf wegwandte; darf ich fragen, wo Du warest?

— Ich machte einen Spaziergang in den Park mit Susanna, antwortete Alice.

— So, so! sagte Henry ... Ich glaubte Dich in London anzutreffen; Deine Briefe erwähnten nichts von Deiner Wohnungsänderung

— Meiner Gesundheit wegen zog ich hierher, erwiederte die junge Frau, die bei dem Gedanken an den wirklichen Grund ihrer Flucht nach Hammersmith erröthete. Ich rechnete darauf, bald wieder nach London zurückzukehren und wollte Dich nicht erschrecken.

— Gewiß, es würde mich sehr beängstiget haben, wenn ich gewußt hätte, daß Du Dich unwohl befändest.

— Ich glaubte, Du würdest zum wenigsten noch zwei Monate ausbleiben; Du wolltest nach Petersburg gehen.

— Ich reis'te nicht nach Petersburg.

— Wann kamst Du nach England zurück?

— Gestern Abend.

— Sprachst Du mit einem unsrer Nachbarn?

— Ich sah die Morlands, die Parsons und die Blorham, sie tranken alle den Thee zusammen.

— Ah! ... ich glaube, daß sie sehr aufgebracht gegen mich sind, denn ich hielt es nicht für rathsam, sie mit meiner neuen Wohnung bekannt zu machen

— In der That: sie wunderten sich höchlich darüber ... und ich muß gestehen, mir ging es nicht besser!

— Mein Gott! die Sache ist ganz einfach: die Leute sind geschwätzig, neugierig, klatschsüchtig und über alle Maßen zudringlich ... ich wollte mich nicht ihren lächerlichen Glossen preisgeben und ihren langweiligen Besuchen ausweichen ... that ich Unrecht?

— Hm! ... Du wirst wohl Alles auf's Beste eingerichtet haben.

Die Unterhaltung zog sich auf diese Weise einige Zeit in die Länge, ohne daß Zutrauen und Offenherzigkeit die beiden Herzen wieder vereinigten, die sonst so zärtlich für einander schlugen und sich nun immer mehr entfremdeten. Argwohn, Furcht, beleidigter Stolz erhoben sich, wie Schranken, zwischen beiden. Endlich bemerkte Henry, daß er genöthiget sey, unverzüglich wieder nach London zurückzureisen, indem seine Geschäfte ihn den ganzen Tag über in Anspruch nehmen würden. Alice machte nur einen schwachen Versuch, ihn zurückzuhalten; sie selbst bedurfte der Einsamkeit: sie war kaum im Stande, die Thränen zurückzuhalten, die mit Gewalt aus ihren Augen strömen wollten, noch das Herzeleid zu ertragen, das sie erdulden mußte.

— Wirst Du morgen wiederkommen? frug sie ihren Mann, indem sie ihm das Geleit gab.

— Vielleicht antwortete dieser; indessen kann ich's nicht fest zusagen ... Adieu!

Und er entfernte sich. Alice sah ihm einen Augenblick nach; er aber wandte sich nicht nach ihr um. Die arme junge Frau, von herzzerreißendem Schmerze überwältiget, schloß sich in ihr Zimmer ein und ließ ihren Thränen und ihren Seufzern freien Lauf. Susanna erschöpfte sich, sie zu beruhigen und zu trösten. Alice habe sich, meinte die treue Magd, keinen Vorwurf zu machen. Wenn sie durch eine unglückliche Verwickelung von Umständen sich genöthiget gesehen hätte, vor Gericht zu erscheinen, die Besuche des Herrn Seymour anzunehmen und ihm eine Zusammenkunft im Garten von Kensington zu gestatten, so wäre dies keineswegs ihre Schuld gewesen ... Ach, eine Frau, die nicht mehr geliebt wird, ist niemals ohne Schuld!

Aber herber noch als die Bekümmerniß Alice's war der

finstre Schmerz, dem sich Henry Aytoun preisgegeben sah. Er wollte keinen Platz in einem Omnibus nehmen, um nach London zurückzukehren: Einsamkeit, freie Luft waren ihm Bedürfniß und er entschloß sich demnach, zu Fuße zu gehen. Von Zeit zu Zeit hemmte er die schnellen Schritte: tief aufseufzend blieb er stehen, um Athem zu schöpfen; vor Hast und Aufregung war er dem Ersticken nahe.

So ist es also wahr, sprach er zu sich, acht Monate der Abwesenheit waren hinreichend, um den Frieden meines Hauses zu zerstören, um mein Glück für immer zu untergraben ... und meine Ehre! ... es überlief ihn ein Schauer bei diesem Gedanken. Er klagte sein Geschick, er klagte Alice an, er fluchte dem schändlichen Verführer, der das reinste Herz zum Bösen verlockte. Unglücklicher Henry! selbst im höchsten Grimme verleugnete sich seine Liebe nicht! — — Er wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Dem Aufsehen einer Scheidung widersetzte sich sein Stolz; der Gedanken, sein Unglück der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen, war ihm unerträglich; er war nicht im Stande, dem Gespötte der Welt die Stirne zu bieten. Sollte er aber ferner einer Frau zur Seite leben, die ihn nicht mehr liebte, deren Herz ohne Zweifel einem Andern angehörte, für die er ein Gegenstand des Schreckens, ein lebendiger Vorwurf wäre .... „Nein! nein! tausendmal lieber wollt' ich sterben!“ rief Henry. „Nicht einen Tag länger aber will ich diese Zweifel, diese Qual ertragen. Von den Morlands und Parsons werd' ich die Wahrheit, die ganze entsetzliche Wahrheit erfahren; ich muß wissen, wo ich i h n finden kann, der mir die Liebe meiner Frau gestohlen, und dann, dann ......“ (Fortsetzung folgt.)

Ippolito und Dianora.

(Nach A. Dumas.)

(Schluß.)

Am folgenden Morgen, nachdem er aufgestanden war, rief er den Kerkermeister und ersuchte ihn, den Podestà in seinem Namen, um die Gnade zu bitten, daß er vor dem Haus der Bardi vorübergeführt werden möchte, denn er wünsche, seine letzten Augenblicke dazu zu benutzen, seinen Feinden zu vergeben und ihre Vergebung zu erhalten. Diese Bitte ward ihm gewährt.

Um sieben Uhr Morgens setzte sich der Zug in Bewegung. Alle Straßen, durch welche er zu gehen hatte, waren gedrängt voll von Menschen. Auf dem Platze, wo das Blutgerüst aufgeschlagen war, hatte sich das Volk schon seit dem vorigen Abend versammelt. Die übrigen Stadtviertel von Florenz waren wie verödet. Der Zug ging über den Ponte vecchio und von da in die Bardistraße. Vorauf zogen Bewaffnete, dann kam der Scharfrichter mit dem bloßen Schwert auf der Schulter, hinter diesem ging Ippolito, ganz schwarz gekleidet mit entblößtem Haupt und Hals, weder Schwäche noch Stolz verrathend, festen Schrittes, von Zeit zu Zeit sich umwendend, um mit seinem Beichtvater zu sprechen. Hinter Ippolito kamen die büßenden Brüder mit dem Sarg, in welchen nach der Hinrichtung sein Leichnam gelegt werden sollte.

Alle Mitglieder der Familie Bardi waren vor der Schwelle ihres Palastes vereinigt, um die Vergebung des jungen Buondelmonte zu empfangen und ihm ihrerseits Worte des Friedens zu sagen. Dianora, schwarz gekleidet, wie eine Wittwe, stand zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter. Als der Verurtheilte sich näherte, fielen alle Bardi auf die Knie. Dianora allein blieb stehen, bleich und regungslos wie eine Bildsäule.

Vor dem Hause angelangt, stand Ippolito still und sagte mit sanfter, ruhiger Stimme, das Vaterunser her, bis er an die Worte kam: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Die Bardi erwiederten: „Amen,“ und standen auf. Da trat Dianora vor und kniete neben Ippolito nieder.

„Was ist das, meine Tochter?“ fragten zu gleicher Zeit ihr Vater und ihre Mutter.

„Ich erwarte Eure Vergebung,“ antwortete die Tochter.

„Wie? Was haben wir Dir zu vergeben?“ fragten die Eltern.

„Daß ich einen Gemahl aus dem Haus Eurer Feinde genommen habe. Buondelmonte ist mein Gatte.“

Alle Umstehenden stießen einen Schrei des Erstaunens aus.

„Ja,“ fuhr Dianora fort, die Stimme erhebend; „und auf daß Alle, die hier sind, es wissen, Ippolito hat kein anderes Verbrechen begangen, als das, dessen Mitschuldige ich bin. Als er ergriffen wurde auf dem Versuch, in mein Fenster einzusteigen, hatte er in Uebereinstimmung mit mir gehandelt. Sind wir sonach schuldig, so laßt uns zusammen sterben. Sind wir schuldlos, so vergebt uns beiden.“

Zehntausend Stimmen riefen wie aus einem Munde: Gnade! Der Haufe drängte sich auf das junge Paar zu, zerstreute die Söldner, jagte den Scharfrichter fort, zerbrach den Sarg, hob Ippolito und Dianora empor, und trug sie jauchzend zu dem Podestà. Hier befand sich bereits die Mutter Ippolito's, um seine Begnadigung zu erflehen.

Es versteht sich von selbst, daß der auf das falsche Geständniß Ippolito's gegründete Spruch zurückgenommen wurde. Zugleich versammelte sich die Signoria und drang in die Bardi und in die Buondelmonti, ihrem verderblichen Hader zu entsagen und zum Pfand der Versöhnung die Verbindung der beiden jungen Leute zu gestatten. Den Bitten, welche im Namen der Republik an sie gerichtet wurden, konnten die grollenden Familienhäupter nicht widerstehen. Die Verbindung Ippolito's und Dianora's, welche heimlich und wie im Fluge vollzogen worden war, wurde nunmehr öffentlich durch mehrtägige glänzende Feste gefeiert, und diente wirklich zur Besiegelung des zwischen den beiden feindlichen Häusern geschlossenen Friedens. Es war kein ewiger Friede, aber er dauerte doch wenigstens so lange Ippolito und Dianora lebten. Zum Andenken an die merkwürdige Versöhnung ließ Ippolito de' Buondelmonti das Kirchlein zu S. Marien am Arno bauen. F.

Frankfurt.

Antolka Hiller.

In keinem Zweige der Kunst kann ein Talent so schnell zu dem ihm gebührenden Range gelangen, als in der Musik. Eine einzige hervorragende Leistung ist für die Anerkennung in einem ausgedehnteren Kreise genügend, und dieses schnelle Emporsteigen einer ausübenden Kraft ist eben nur in einer Kunst möglich, in welcher positive Mittel von der mächtigen Gewalt ihres Besitzers durch das unmittelbare Organ gehandhabt und gleich zur Schau gebracht werden. Besonders auffallend ist dies im Gesange, er ist das mächtigste Mittel für ein Gleichstimmen empfänglicher Gemüther; selbst da, wo die wichtigern Geheimnisse der Kunst durch einen Schleier, der wahren Erkenntniß ferngehalten sind, ist er die Allen verständliche Kraft eines bezaubernden Genius. So entschieden war das Erscheinen einer Sängerin, die, durch ihre Stellung zu den höhern Kreisen der Gesellschaft, zuerst in Deutschland die Anerkennung des auserlesensten Publikums gewinnen mußte. Hätten wir auch je an der sympathetischen Gegenwirkung zweifeln sollen, die einen so ästhetischen Geist wie Ferdinand Hiller mit einer ächt musikalischen Natur ver-

rirte, und hat Mad. Antolka Hiller nicht die günstigsten Vorurtheile schon vor ihrem Auftreten für sich gehabt? Aber eben diese hohen Erwartungen, die Jeder mitbrachte, der zuerst dem Hörerkreis der Hillerschen Matinée's angehört, konnten gefährlich selbst für das schönste Talent werden. Und sie würden es sicher geworden seyn, wenn hier nur von einem solchen die Rede wäre, allein da, wo die mächtigen Feuerströme des Gesanges sich über das Gemüth des Hörenden ausbreiten, wird die günstige Meinung Einzelner zur ungetheilten Anerkennung der gebildeten Menge. Die Stimme der Mad. Antolka Hiller umfaßt noch etwas mehr als drei Octaven, und ist, durch den virtuosenhaften Vortrag, bei ihr die edelste und reinste musikalische Sprache. Es ist bei solchen Erscheinungen nicht angewandt, von dem vollkommenen Grade dieses oder jenes Theiles im Mechanismus zu sprechen, wie denn überhaupt die kritische Zersetzung des Schönen, das Schöne selbst nicht selten beeinträchtigt. Die Töne sind meist von der ungewöhnlichsten Fülle und bei Ausdrücken des Leidenschaftlichen, Wilderregten noch wirksamer als im ruhigen, getragenen Gesange. Es scheint, als ob das poetische Feuer der Sängerin weniger ruhiges Ausströmen vermittelnder Gefühle zulasse. Die Töne wollen bei ihr immer eher hervorsprudeln, als sich in langsamer Entwicklung zu ruhigen Effekten zusammenformen. So gelingen ihr denn die bewegtern Tempi am besten, und ihr Vortrag leidenschaftlicher Compositionen verdient mit Recht das Prädikat meisterhaft. Mad. Hiller leistet gleich Vortreffliches im colorirten Gesange, und entwickelt bei wellenförmigen Bewegungen einen Geschmack, der das Ueberladene der italienischen Compositionen oft wohlthuend mildert. Immer aber werden uns die Worte fehlen, den eigenthümlichen Zauber ihres musikalischen Vortrages genau zu bestimmen. Man fühlt sich an etwas Gesundem erlabt, wenn die kräftig schönen, metallreichen Töne zu Herzen dringen, es ist keine Spur von dem oft so peinlichen Gefühle der Beängstigung vorhanden, die uns selbst beim Anhören schöner Stimmen nicht selten überfällt. Immer meint man, es müsse ihr selbst das Schwierigste gelingen, und man findet sich auch nie getäuscht. Um Alles in Allem zu sagen, sie gibt uns wirklichen Gesang, keine Stimme ohne Bildung, kein Singenkönnen ohne Stimme, ihre Mittel sind ihrem Singen, ihr Singen ihrer musikalischen Natur ebenbürtig.

Tabletten.

*** (München.) Der Tenorist Härtinger hat die widersprechenden Gerüchte über sein Eintreffen oder nicht Eintreffen dahier, wie es von ihm nicht anders zu erwarten war, durch die That widerlegt und schon ist er als Marco in Catharina Cornaro, als Cecil Ladlow (Raoul in den Hugenotten), in den Anglikanern und Parisanern, und als Tamino in der Zauberflöte aufgetreten. Welche Sensation Härtinger schon bei seinem Gastspiele im vergangenen Sommer als Marco und Tamino erregt hat, ist damals bereits hinlänglich besprochen worden. Die durch seine ausgezeichneten Leistungen hoch gestellten Erwartungen des Publikums befriedigte Härtinger bei seinem Wiederauftreten in gedachten Partien auf das glänzendste; ein Blumenkranz ward ihm gereicht, stürmischer Applaus und mehrmaliges Hervorrufen bewährten den ungetheilten Beifall. Nur bedauern können wir, daß uns eingetretener Hindernisse wegen, bisher noch nicht der Genuß zu Theil wurde, ihn als Othello zu hören. Ausführlicher bleibt uns über seinen Gesang sowohl, als sein Spiel als Cecil Ladlow, zu berichten, in welcher Darstellung er uns noch neu war. Schwer wird es uns zu entscheiden, ob er als Marco oder als Cecil höher steht, so sehr nahen beide der Vollendung. Kündete er schon in der Introductions-Nummer seinen Eintritt durch eine imponirende Noblesse in Gesang und Bewegung an, so überraschte er durch die Weichheit und zarte Glut, mit welcher er die reizende, übrigens sehr schwer zu behandelnde Romanze vortrug; hier zeigte sich seine technische Gesangsbildung, die Beherrschung seiner Stimme in Brust- und Falsetton und der Uebergang von einer in den andern auf das vollkommenste. Der rauschendste Beifall folgte ihm hier, so wie im Duett mit der Königin und in dem großen Kampfseptett, in welchem er die volle Gewalt seiner umfangreichen klangvollen Stimme geltend zu machen wußte. Dieser letzten Scene hätten wir übrigens mehr Leben und Färbung in der Darstellung gewünscht. Die Krone seiner Leistungen aber war das große Duett mit Valentine im vierten Akt. Da zeigte sich sein voller Beruf zum dramatischen Gesang und Darstellung. Die Stelle: „Du liebst mich?" mit dem darauf folgenden Gesangssatze war mit einer Innigkeit, mit einem Schmelz vorgetragen, die ihre hinreißende Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlen konnten; mit welcher Wahrheit schilderte er die Angst um seine Brüder, die Entschlossenheit sie zu retten, den Kampf zwischen seiner unendlichen Liebe zu Valentinen und seiner Ehre, mit welcher einschmeichelnden Weichheit sprach er die Worte: Komm, laß uns fliehen! Dabei eine Stimme, die in den höchsten Chorden wie in der tiefen Lage gleich kräftig und klangvoll ist und uns zweimal ein hohes B mit einem Mark hören ließ, das unser Ohr auf das Angenehmste berührte. Er wurde nach diesem Akt mit Valentine und am Schlusse mit dieser, Herrn Pellegrini und Dem. Rettig zwei Mal gerufen. Noch bleibt uns zu erwähnen das Allegro im fünften Akt: „Greift zu den Waffen", in welchem er die höchste Begeisterung an den Tag legte, und uns so den Kämpfer für Glaube und Recht treulich vor die Augen führte. Wir dürfen uns zu dieser Acquisition Glück wünschen, da Herr Härtinger mit seinem Talente Fleiß und Bescheidenheit verbindet. — Nicht mit Stillschweigen dürfen wir die ausgezeichneten Leistungen des Herrn Pellegrini als Marcel, der Dem. Hetzenecker als Valentine und der Dem. Rettig als Königin übergehen.

*** (Ausharren auf dem Posten.) Bekannt ist die Geschichte von dem russischen Soldaten, der sich bei der großen Ueberschwemmung mit seinem Schilderhaus wegspülen ließ und unmittelbar vor seinem Untersinken noch vor dem Kaiser präsentirte. Eine ähnliche Kaltblütigkeit bewährte ein anderer, der beim Brand des Winterpalastes in dem nach der Kapelle führenden Gang, Schildwache stand. Als mehre mit den Kirchengefäßen flüchtende Priester an ihm vorbeikamen, hielt er einen derselben an und bat ihn um seinen Segen. Der Priester erwiederte: „Rette Dich." — „Ich bin nicht abgelös't," antwortete der Soldat. Der Priester segnete ihn kurz und gut, eilte hinaus und rief, man möge den Posten im Gang ablösen. In der Verwirrung wurde sein Ruf überhört; der Soldat blieb auf seinem Posten und verbrannte zu Asche.

F.

*** (Auch ein Erklärungsversuch des am Himmel beobachteten Lichtphänomens!) Die Astronomen irren, wenn sie das neulich gesehene Meteor für einen Kometen halten und täuschen sich gewaltig, wenn sie sogar einen Kern oder Kopf dieses vermeintlichen Kometen bemerkt haben wollen. Der rühmlichst bekannte Meteorolog Jacob Immel aus Hadamar im Herzogthum Nassau, sagte bei der Erscheinung des Meteors, als er von Mehreren um das Wesen und die Bedeutung desselben gefragt wurde, es sey nichts weiter, als ein Windschweif, der von der Sonne ausgehe und bis in den Orion reiche, und einen nach ungefähr 8—12 Tagen kommenden starken Wind ankündige. Wahrscheinlich sey es,

daß dieser Wind länger, vielleicht sogar einige Monate dauere. Wir nehmen hierdurch Veranlassung, sämmtliche physikalische und meteorologische Vereine auf diesen Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren alle Naturerscheinungen mit seltener Ausdauer und Schärfe beobachtete, der durch seine richtigen Prognostika seinen Mitbürgern nützte, und der das Wetter nicht nach dem Barometer, sondern den künftigen Stand des Barometers nach ganz eigener Theorie lange voraussagt, aufmerksam zu machen. Hadamar, den 25. März 1843.

Dr. Cuntz.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

III. Karnevalistisches.

Nachdem ich im vorhergehenden Artikel mit der Dame Journalistik einen kleinen Tanz gemacht, obwohl ich mich eines Engagements von ihrer Seite durchaus nicht zu erfreuen hatte, so kann ich jetzt auch mit dem Karneval zu einer Tour antreten, ohne mich durch einen lyrischen Sprung entschuldigen zu müssen. — „Ils sont passés les jours de fêtes!" zu deutsch: der Fasching, oder — nobler ausgedrückt — die Karnevals-Saison ist vorüber. Acht Wochen dauerte die wilde Jagd. Nun ist sie mit ihrem unvermeidlichen Gefolge von wilden Leidenschaften und zahmen Liebschaften, Lanzen- und Börseneffecten an uns vorbei gezogen, und bis sie in ihrem Kreislaufe wieder unsere Breitengrade berührt, hat der Baum der Zeit einen neuen Jahresring angesetzt. Gottlob! unser kranker Gesellschaftskörper ist von den galvanischen Zuckungen, die diese alljährlich eintretende Krisis mit sich bringt, befreit; der wohlthätige Schweiß ist ausgebrochen, die materia peccans aus dem Körper herausgetanzt — nun stellen sich auch schon die Symptome der Reconvalescenz, die Zeichen einer ruhig geregelten Tagesordnung, einer soliden Lebensweise wieder ein, und Vernunft und Anstand, die während der acht närrischen Wochen bisweilen sehr beseitigt, manchmal auch etwas hart mitgenommen wurden, werden nun wieder puritanisch strenge observirt, und mit aller nur möglichen Delicatesse in ihre frühern Ehrenposten eingesetzt. — Es ist wahrhaft ein merkwürdiger Kontrast, der über Ovid's Metamorphosen geht, wenn man die hübschen Wienerinnen, die noch in den letzten Nächten mit blühendrothen Wangen, mit freudestrahlenden Augen, und einer Hingebung, als gelte es die Genüsse eines ganzen Lebens in Einer Nacht durchzukosten, — sich in die Wirbel des Tanzes stürzten, jetzt — am ersten Fastenmorgen, mit bleichen Lippen, gesenkten Augen, bescheidenen Schrittes wandeln sieht durch die Straßen der Stadt, sich hineindrängen in die übervollen Kirchen, um mit gläubigem Herzen und aufmerksamem Ohre anzuhören: Worte der Enthaltsamkeit und der Entbehrung, und an die Brust zu klopfen, wenn die Akkorde der schönsten Elegie: „Laß mich deine Leiden singen" durch die Kirchenhallen zittern. — Uebrigens wurde heuer bei uns nicht so gerast und gewüthet, wie dieß in frühern Jahren der Fall war. Es ist eine Restaurationsperiode in unserm Walzen eingetreten; man ist von dem Extrem eines Kreiswettlaufes abgekommen, und befleißigt sich gegenwärtig eines langsameren Tempos, das die Lungen weniger strapazirt und den Koiffüren der Damen eben so, wie der Moralität zuträglicher scheint. Lanner insbesondere huldigt dieser Tempo-Herabsetzung; während Strauß hartnäckiger ist, und noch immer furioso, con fuoco darauf spielt. — Wem verdanken wir übrigens diese wohlthätige Mäßigung? — Man denke: — den Franzosen, unsern Erbfeinden, die uns den Rhein nicht lassen wollen, den Franzosen, die wir im Becker'schen Rheinlied, seligen Andenkens, mit „gier'gen Raben" vergleichen, während sie doch, wenn man sie nur etwas streichelt, zutraulicher werden als die sanftesten Turteltauben, den Franzosen verdanken wir die Restauration unsers Walzers. Die Sache verhält sich so. — Seit die Modelaune vor ein paar Jahren die Française bei uns eingeführt, seit die Quadrille, die früher nur von dressirten Pferden im Kunstreiter-Circus, oder von undressirten Coryphäen im Ballet executirt wurde, nun in allen öffentlichen und Privat-Cirkeln en vogue ist, seit die Noblesse eines Balles davon abhängt, daß man wenigstens einige Quadrillen mehr als Walzer aufzuweisen hat und man sich im Letztern, um den jähen Uebergang zu vermeiden, so viel möglich ritardando e decrescendo herumdreht, seit der Zeit hat sich das Justemilieu-Tempo der Quadrille dem Walzer gleichsam eingeimpft, und — so haben wir von den praktischen Franzosen wieder gelernt, wie man, ohne seine Lungen zu riskiren, sich im Tanzen eigentlich amüsiren könne. Als man nun zur Erkenntniß kam, wie zweckmäßig und höchst nothwendig es gewesen sey, sowohl für das Vergnügen des Tanzes, als für die maltraitirte Gesundheit, durch den gemäßigten Quadrillenschritt dem ewigen Wettrennen ein Ziel zu setzen, da ärgerte man sich zugleich, den Franzosen wieder etwas verdanken zu müssen. Insbesondere war der point d'honneur unserer Tanzmeister an seiner kitzlichsten Seite berührt worden. Um zu beweisen, daß nicht die Franzosen allein das Monopol besäßen, traten ihrer sechs zusammen und erfanden eine neue Quadrille, die sie in dankbarer Anerkennung ihrer gemeinschaftlichen Kraftanstrengungen Quadrille d'union benamseten. Diese Unions-Quadrille ist aber ein offenbarer Luxus; nichts, als eine verunglückte Tanzmeister-Spekulation. — Ist schon der Gedanke etwas extravagant: in Wien eine Française erfinden zu wollen, so ist die Ausführung hinter dem Gedanken nicht zurückgeblieben. Man wollte natürlich etwas sehr Exquisites zu Stande bringen, und da wurde combinirt und gekünstelt, und so ein Galimathias von Touren zusammengeflickt, die in ihrer ersten Hälfte immer einen so grandiosen Anlauf nehmen, daß die zweite Hälfte mit dem Entwickeln der verwickelten Changements, mit einem immerwährenden Auf- und Ausdrehen kaum zu Stande kommt. Von einem nationellen Charakter ist keine Spur zu finden; das Interesse, das man an der Française dadurch findet, daß man mit einiger Phantasie einen kleinen Roman durchtanzt, geht hier unwiederbringlich verloren, denn das zwecklose Hin- und Hertanzen, Platzwechseln und Rückewenden läßt selbst der produktivsten Einbildungskraft keine poetische Kehrseite übrig. — Uebrigens entsprach diese neu creirte Quadrille nicht einmal ihrer Namensdeutung; denn die sechs Erfinder derselben waren nichts weniger als unirt, sondern sie lehrten ihre Zöglinge, jeder auf seine eigene Faust wieder neue Variationen, und so entstand nach und nach eine kleine Musterkarte von Quadrillen: eine Salon, eine Victoria u. s. w. Kam man nun zufällig auf ein Terrain, wo einer dieser Matadoren das Tanzscepter führte, und war man nicht nach seiner Methode geschult worden, so durfte man in den vordern Reihen der Auserwählten nicht mittanzen, sondern wurde, wie die Böcke von den Schafen abgesondert, und aus der Linie in den Nachtrapp verwiesen. Da sehe man einmal, selbst in den winzigsten Bagatellen zeigt sich das Prärogativ- und Exclusiv-System! — (Fortsetzung folgt.)

Donnerstag den 30. März 1843.

Erste Aufführung des Instrumental-Musik-Vereins 1842—1843.

Erste Abtheilung. 1) Symphonie von Méhul. 2) Lieder von Felix Mendelssohn-Bartholdy. 3) Clavier-Concert aus D moll von W. A. Mozart.

Zweite Abtheilung. 4) Zweite Ouverture aus E dur von Aloys Schmitt-Sohn. 5) Duett für Sopran und Bariton von W. A. Mozart. 6) Clarinette-Solo von Riotte. 7) Romanze für Sopran von Mercadante. 8) Ouverture von J. W. Kalliwoda. Op. 76.

Anfang $6^1/_2$ Uhr im Saale des Weidenbusches. Eingang vom Roßmarkt und der Töpfergasse.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29 März. Zum Vortheil des Herrn Wallner (neu einstudirt): Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Abtheilungen, frei nach dem Französischen, von Herrmann. (Vierte Gastrolle) Schauspieler Tanne-Windmüller: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 30. März. Die wandernden Komodianten, komische Oper in 2 Acth. Musik von Fioravanti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 90. 31. März 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

In diese Gedanken versenkt, war Henry durch das Thor des Parkes gekommen und ging längs dem Wege nach Piccadilly. Als er das äußerste Ende der Allee erreicht hatte und über die Chaussée gehen wollte, war er mit vielen andern Personen zu warten genöthiget, bis die Reiter und Equipagen, die den Weg sperrten, vorüber waren. Es war ungefähr drei Uhr und die Menge der Spaziergänger beträchtlich. Henry blieb in der Nähe einiger jungen Leute stehen, die hier zusammen gekommen waren, um ihre Bemerkungen über Gegenstände der Unterhaltung, die sie in einem fast gleichen Grade interessirten: über Frauen und Pferde, auszutauschen, die sie an sich vorübergehen ließen. Plötzlich hörte er sie beim Anblicke eines neuen Ankömmlings laut aufschreien:

— Aha! da ist er! sagte einer der Fashionables, da ist er, unser Seymour!

Seymour! bei diesem Namen schaute Henry auf — er befand sich nur zwei Schritte von dem Manne entfernt, den er für seinen ärgsten Feind hielt.

— Meine Herren, fuhr derselbe junge Mann fort, während Herr Seymour und seine Freunde sich gegenseitig begrüßten, ich habe die Ehre, Ihnen hier Herrn Seymour seeligen Andenkens vorzustellen.

— Wie, William, sagte dieser, bin ich denn gestorben!

— Nicht so ganz; aber Sie sind bloß noch Ihr eigener Schatten. Denken Sie sich, meine Herren, der König unsrer Salons, der glänzende Cavalier, der es von jeher nur auf die Aristocratie abgesehen hat, zieht jetzt wider die Krämerinnen der City zu Felde; er hat Rendezvous mit ihnen ... Auf Ehre! lachen Sie nur! ich sah ihn diesen Morgen hier in dem Parke ... ein galantes Abenteuer macht ihm zu schaffen ... zum Wahrzeichen trug die Dame eine gelbe Shawl und Ueberschuhe.

— Bravo! vortrefflich! riefen die jungen Thoren.

— Also behaupt' ich, fuhr derselbe Redner fort, daß er sich auf die Seite der Handlungscommis schlägt, und daß wir ein Epitaphium für ihn bestellen müssen.

— Geduld! meine Herren, erwiederte der Angeklagte, ich behaupte, eine schöne Frau ist eine schöne Frau ...

— Eine bewundernswerthe Sentenz, unterbrachen ihn die andern einstimmig.

— Ihr Stand sey, welcher er wolle, fuhr Herr Seymour fort, und ich behaupte weiter, daß sie das Recht hat, eine gelbe Shawl und Ueberschuhe zu tragen!

— Und ihren Eheherrn, was liegt daran was, tragen zu lassen. Einverstanden!

— Ist ein Eheherr mit dabei? frug die muntre Schaar.

— Das ist mein Geheimniß, antwortete Herr Seymour. Ihr seyd, auf Ehre! sehr indiscret und sehr neugierig. Genug, wenn Ihr zu meiner Rechtfertigung erfahret, daß sie reizend, und daß ihre Schönheit zum wenigsten ganz und gar aristokratisch ist.

— Ein Teufelskerl dieser Seymour! schon wieder eine Eroberung!

— O, eine Eroberung! sagte jener der jungen Leute, den sie William nannten, die Promenade war äußerst sentimental ... viel bedeutend vielleicht ... Uneingedenk, daß eine Kammerjungfer, eine Art Duenna dabei war.

— Ah! ah! eine Duenna! sagten die Andern lachend.

— Auch sah ich, fügte der Redner hinzu, daß die junge Dame sich zu Wagen entfernte, und daß unser Freund auf seinem Fuchs allein zurückkehrte. Hatt' ich also nicht recht? Gott hab' ihn selig!

— Was beweis't das Alles? frug Herr Seymour, das Gespötte der Gesellschaft abwehrend.

— Ei! das beweis't, daß der Ehemann noch nicht blos zur Hälfte ... Ehemann ist.

— Nicht doch!... Wohlan! mein lieber William, finden Sie sich morgen zu derselben Stunde und an demselben Orte ein. Ich verpflichte mich, die Dame, von der die Rede, hinkommen zu lassen, und sie zu begleiten, wann sie weggeht... Halt' ich nicht Wort, so mögt Ihr denn nach Belieben, wie Ihr sagtet mein Epitaphium bestellen.

— Pah!... ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde ... Sie müssen doch gestehen, mein Allerliebster, daß die Parthie nicht besonders ergötzlich für mich wäre ... Lassen Sie sich deswegen nicht abhalten ... Meine Herren, Achtung! die junge Gemahlin des Baronnet Sainclair und der Baron Sainclair selbst!

Die Unterhaltung nahm einen andern Gang. Henry, der bisher aufmerksam zugehört hatte, entfernte sich, Scham, Wuth und Verzweiflung im Herzen.

— Morgen! dachte er bei sich. Morgen zur selben Stunde, an demselben Ort ... Ich werde vor ihnen dort seyn!

Den Tag darauf, nach einer Nacht der peinlichsten Schlaflosigkeit, empfing Alice zwei Briefe. Der erste war von ihrem Manne. Er schrieb ihr kurz, daß ihn Berufsgeschäfte in London zurückhielten und er den ganzen Tag nicht zu ihr kommen könnte. Der andere Brief war von Herrn Seymour. Er habe, zeigte er ihr an, seit er Mistreß Aytoun verlassen, eine Zusammenkunft mit Herrn Green gehabt, und von diesem die förmliche und bestimmte Abstehung von seiner Klage erlangt; es wäre unumgänglich nothwendig, daß sie die zwi-

schen ihnen festgesetzten Bedingungen kennen lernte und genehmigte. Er bat sie daher inständigst, sich noch heute an den Ort zu begeben, wo er sie den Tag vorher gesprochen habe. Um sicher zu seyn, daß ihr der Brief zur gehörigen Zeit übergeben werde, trug er ihn selbst zu Betty, und bat diese, ihn unverzüglich an Mistreß Aytoun zu befördern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmuggel unter Buonaparte.

Einer der Punkte, in welchen Buonaparte keinen Spaß verstand, war der Punkt der Zölle. Gegen alles, was Schmuggel hieß, zeigte er eine unbeugsame Strenge. Als der Zolldirektor zu Vercelli einst ein Bällchen Kaschmirshawls, welches von Konstantinopel kommend für die Kaiserin Josephine bestimmt war, angehalten hatte, verfügte Buonaparte, daß die Shawls zum Besten des Staats verkauft würden. Er sagte bei dieser Gelegenheit: „Wie kann ein Herrscher wollen, daß seine Gesetze gehalten werden, wenn er sie nicht selber hält?" Es war indeß nicht sowohl der Eifer für das Gesetz, der ihn hier leitete, sondern die Rücksicht, daß die Absperrung einen wesentlichen Theil des Kriegs bildete, den er mit England führte. Ein Schmuggler war in seinen Augen nicht besser, als ein Ueberläufer.

Der Beamte, welcher den Fang zu Vercelli gemacht hatte, hieß Sopris und war zum Zollinspector wie geboren. Für ihn war eine Beschlagnahme, was für einen Feldherrn ein Sieg ist, und kein Großinquisitor konnte mit größerem Vergnügen ein Autodafé sehen, als Sopris die Verbrennung der Schmuggelwaaren, über die er zu verfügen hatte. Während arme Teufel mit nackten Füßen bei der Verbrennung von Tausenden englischer Strümpfe seufzten: Wie viel besser wäre es, diese Strümpfe uns zu geben! — weidete Sopris sein Auge an der verzehrenden Flamme, wie Nero an dem Brand von Rom. Im Allgemeinen galt bei ihm kein Ansehen der Person. Nur wenn es sich um die Festhaltung von Gegenständen handelte, die für Glieder der kaiserlichen Familie bestimmt waren, fragte er bei der Majestät an. Buonaparte antwortete aber immer: „Keine Ausnahme!" Einmal befand er sich in besonderer Verlegenheit. Des Kaisers Schwester wollte ihren Palast zu Paris neu herrichten lassen, und ihr Gemahl Borghese ließ deßhalb Gemälde von Rafael, Correggio, Albano und andern Meistern aus seiner Gallerie zu Rom kommen. Die Kunstwerke wurden auf dem Zollamt zu Vercelli angemeldet; Sopris, dem es in der Seele wehe that, irgend etwas unverzollt durchzulassen, suchte im Tarif den Artikel Gemälde, fand ihn aber nicht. In seiner Verlegenheit schrieb er nach Paris, und Buonaparte antwortete, er möge selber den Zollsatz dafür bestimmen. Sofort machte Sopris von dieser Ermächtigung Gebrauch und ließ ins Buch eintragen: „Für anderthalb Centner Gemälde von Herren Rafael, Correggio, Albano u. s. w., 22 Francs 50 Centimes.

Buonaparte hätte gar zu gerne gesehen, daß die Damen an seinem Hof französische Kaschmirs trügen; allein in diesem Punkt setzten die Damen von seinem neugeschaffenen Adel in voller Uebereinstimmung mit denen von der alten Noblesse seinem Willen einen festen Widerstand entgegen, und trotzten in den Freitagszirkeln heroisch seinem kaiserlichen Stirnrunzeln. Josephine ward häufig von ihm ausgefragt über den Preis der Stoffe zu ihren großen Wintertoiletten, und sie fügte gewöhnlich ihren Antworten hinzu: „Das ist von Lyon, und das ist aus den Manufacturen von S. Quentin." Der Kaiser rieb sich dann vergnügt die Hände und äußerte: „Da sieht man, wie weit unsere Manufacturen denen der Andern (der Engländer) voraus sind!" — In der That waren die angeblich französischen Stoffe indischen Ursprungs und von den Engländern eingeschwärzt.

Seit dem Fang zu Vercelli war Buonaparte indeß argwöhnisch geworden, und hatte an alle Hauptzollämter erneute strenge Befehle erlassen. In Folge dieser Befehle wurden zu Mons unter andern englischen Waaren herrliche für die Kaiserin bestimmte Percals festgehalten und ohne Gnade dem Feuer überliefert. Buonaparte machte sich das Vergnügen, seine liebe Freundin selber von diesem Fang zu benachrichtigen, hielt ihr dabei einen Sermon über die Unterwürfigkeit, welche sie dem Gesetz schuldig sey, und drohte ihr mit rücksichtsloser Bestrafung der ihr gefälligen Schwärzer. Die Folge war, daß Josephine von nun an größere Vorsicht bei Umgehung des Gesetzes anwandte. — Da die Kaiserin sich solche kleine Sünden erlaubte, versuchten andere hohe Personen desgleichen. Der Marineminister, Herzog von Ducres, schwärzte bei der Rückkehr von einer Reise nach Holland kostbare Spitzen für seine Haushälterin ein. Der Kaiser erfuhr es, machte dem Herzog im Ministerrath bittere Vorwürfe, befahl ihm, die Spitzen zur Confiscation ans Zollamt zu schicken und ließ ihn die gesetzliche Strafe bezahlen.

Nur ein Mal und zwar bei einer auffallenden Gelegenheit ließ Buonaparte eine Verletzung der Zollgesetze ungeahndet hingehen. Als nach dem Frieden zu Tilsit, die Grenadiere der alten Garde nach Frankreich zurückkehrten, wollten die Zollwächter zu Mainz, dem Gesetz gemäß, ihre Packwagen durchsuchen. Auf das deßfallsige Ansinnen des Zolldirectors drohte der General Soulès, die Mauthner in den Rhein werfen zu lassen, und befahl, als der Director nicht abstehen wollte, daß das Regiment die Packwagen in die Mitte nähme und nun dieselben gegen die Mauthner, als wären es Kosacken, ein Viereck bildeten. Gegen solche Anstalten konnte der Director nichts weiter thun, als an den Kaiser berichten. Buonaparte gerieth in heftigen Zorn. Als Soulès in seiner Garnison Courbevoie angelangt war, ließ er ihn sofort zum Lever bestellen, nahm ihn sehr freundlich auf, sprach mit ihm über gewöhnliche Dienstsachen und bemerkte endlich in scherzendem Tone: „Du hast einen hübschen Spaß in Mainz gemacht. Nicht wahr, Du hast meine Zöllner in den Rhein werfen wollen?" — „Ja, Sire," antwortete Soulès; „darauf gebe ich mein Ehrenwort als Gardegeneral. Die Wagen meiner alten Grenadiere durchsuchen zu wollen? das war ein Schimpf." — „Scherz bei Seite," entgegnete der Kaiser; „Du hast geschmuggelt, Du hast Weißzeug in Hannover gekauft, um Dein Haus einzurichten, weil Du dachtest, ich würde Dich zum Senator machen. Du hast richtig gedacht. Laß Dir aber nicht beigehen, den Spaß zu wiederholen, denn alsdann, darauf gebe ich Dir mein Kaiserwort, würd' ich Dich erschießen lassen. Geh' und bestelle Deine Senatorkleidung."

Weniger ernst war das letzte Wort in einer andern Schmuggelangelegenheit. Bei einem Austritt in der Umgegend von Fontainebleau bemerkte Buonaparte in einem Dorf einen aus dem Pfarrhaus kommenden Geruch von gebranntem Kaffe. Er stieg ab und trat ein, um den Uebertreter des Prohibitivgesetzes auf der That zu ertappen. Der Pfarrer ging dem hohen Gast entgegen und grüßte ihn: „Was Teufels, macht Ihr da, Herr Abbé?" fragte der Kaiser lächelnd. „Sire," erwiederte der Geistliche, „ich thue wie Ew. Majestät: die Colonialwaaren müssen bei mir brennen."

F.

Tabletten.

*** (Frankfurt.)

Goldne Leier,
Apollo's und der dunkelgelockten Musen
Gemeinsames Gut!
Selbst den feurigen Blitzstrahl des Zeus löschest du aus! —
Was von den Göttern gehaßt wird,
Erschrickt vor der Musen Gesang und flieht.

Pindar.

Nichts kann mächtiger zur Erheiterung unseres Geistes und Gemüthes wirken, als der Aufenthalt in einem Kreise, in dem eine edle Kunst, mit der geselligen Freude schwesterlich vereint, ihren Thron aufgeschlagen hat. Darum ist die Sitte der hiesigen Gesangvereine recht schön und löblich, daß sie zuweilen sich versammeln, um auch einem weitern Kreise von Verehrern des Schönen die Früchte ihrer Kunst zu frohem Genusse darzubieten und in harmonischer Geselligkeit mit den geladenen Gästen, durch die Anmuth lieblicher Frauen und der Rebe edles Blut empfänglicher gestimmt, sich ganz der Macht der Töne hinzugeben. Solche heitere Stunden gewährte uns die Zusammenkunft des „Frankfurter Orpheus", die am verwichenen Sonnabende in dem freundlichen Saale des Weidenbusches Statt hatte. Wir fühlen uns gedrungen, der stets wachsenden intensiven Kraft dieses Vereins hier rühmend zu gedenken und die höchst befriedigenden Leistungen desselben in allen Arten des Gesangs hervorzuheben; einige sehr schwierige Produktionen fanden den vollsten Beifall der Kenner und wirkten mit magischer Kraft auf alle Hörer. Erfreulich ist das einträchtige Zusammenhalten der Mitglieder des Vereins und deren inniges Einverständniß mit dem Direktor desselben, Herrn Jungmann, welch letzteres nur auf der soliden Grundlage der Anerkennung einer ersprießlichen Wirksamkeit beruhen kann. Diese Eintracht macht stark und darum kann dem Vereine ein glücklicher Fortbestand nicht fehlen. Möge er, wie ein lebensfrischer kräftiger Baum, immer festere Wurzel fassen! —

*** (Hamburg, 25. März.) In unsern Lokalblättern werden die Tagesbegebenheiten oft recht drollig erzählt. Hier ein Pröbchen aus dem „Freischütz": Am Freitag Mittag fiel es einem Ochsen ein, sich im Schlachthause loszureißen und eine Promenade zu machen. Bis zum Walle gelangte er ungestört, denn Alles ging ihm respectvoll aus dem Wege. Auf dem Walle aber stellte sich ihm eine Schildwacht, welche das ungebundene Benehmen des Ochsen verdroß, in den Weg. Der Vierfüßler aber, unbekümmert um die Folgen, behandelte den Posten mit grenzenloser Verachtung. Ohne Notiz von ihm zu nehmen, bog er seitwärts ab, da aber die Schildwacht allen seinen Bewegungen folgend, ihm von allen Seiten den Weg sperrte, warf er sie zu Boden. Eben so ungeschliffen benahm er sich beim Dammthor, wo er den ihn verfolgenden Schlachtergesellen nieder rannte. Nachdem er so seinen Zorn gekühlt, begab er sich nach der Lombardsbrücke, bestieg die Anhöhe und nahm die schöne Umgegend in Augenschein, die ihn so zu fesseln schien, daß er lange Zeit im Anschaun versunken dort verweilte; auch auf das Detentionshaus richtete er seine Blicke und gab durch wiederholtes Brüllen sein Mißfallen über die Existenz dieses Gebäudes zu erkennen. Mittlerweile hatte sich am Fuß der Anhöhe eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, welche das seltene Schauspiel eines die Natur bewundernden Ochsen herbeigezogen. Unter den Versammelten befand sich eine Frau, welche es zum Erstaunen der Umstehenden übernahm, die wilde Bestie einzufangen. Sie ging auf den Ochsen zu und redete ihn ganz freundlich mit den Worten: „Mu, Mu" an; der ungezogene Ochse nahm aber keine Notiz von der Frau und warf selbige in Berücksichtigung, daß sie zum schönen Geschlechte gehört, nur ganz bescheiden mit der Schnauze zur Erde und sprang dann über sie hinweg. Endlich nahte sich ein Mann, der einen andern Ochsen am Tau daher trieb. Man bat um seine Intervention und nach längeren diplomatischen Verhandlungen ward er für die gute Sache gewonnen und ein Operationsplan verabredet. Der Mann führte darauf den diesseitigen Ochsen in die Nähe des wild gewordenen und siehe da, alsbald stieg der Naturfreund herab und gesellte sich zu seinem Collegen in der Ebene, in dem er einen alten Bekannten erkannt hatte. Jetzt aber trat die Nemesis rächend ein. Urplötzlich ward er von dem Schlachtergesellen, den er so schmählich beleidigt, gepackt, zu Boden geworfen, gebunden und trotz seiner Protestation auf einem Wagen zurück nach dem Schlachthause transportirt, wo er, nach Verabreichung eines derben Verweises, wohl den Weg alles Fleisches wird gehen müssen.

*** Dem Parlamente in London ist vor Kurzem ein Bericht vorgelegt worden, der gewiß auch unsere Leserinnen in hohem Grade interessirt; denn er zeigt im grellsten Lichte, wie viele Opfer die Mode erfordert und wie viele blühende Leben zu Grunde gehen müssen, damit die vornehmen Damen immer schnell den Vorschriften der Fashion folgen können. Es giebt in London fünfzehntausend Putzmacherinnen, und der erwähnte Bericht weiset nach, daß sich dieselben in weit schrecklicherer Lage befinden, als die Negersclaven. Während der Saison (d. h. in London vom April bis August) müssen diese Mädchen täglich achtzehn Stunden arbeiten; oftmals befinden sich fünfzig in einem Zimmer. Sie wohnen meist bei ihren Arbeitgebern. In einem Hause mußten fünf in einem Bette schlafen. Ihre Nahrung besteht meist in Thee, Brod und Butter. Nicht selten kommt es vor, daß diese armen Mädchen die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen; eine erzählte, daß sie bei dem Beginn der Landestrauer um Wilhelm IV. von Donnerstag früh bis Sonntag Abend unausgesetzt gearbeitet und nicht geschlafen hätte. Als sie Sonntags endlich zu Bette ging, konnte sie vor großer Aufregung nicht schlafen. Eine andere erzählte, daß sie drei Monate lang täglich zwanzig Stunden gearbeitet habe und gab an, daß, wenn die Königin ein großes Fest gebe, oder bei ähnlichen Gelegenheiten, solche Fälle häufig vorkämen. So erklärt denn auch ein Arzt, daß nirgends Menschen so viel und so angestrengt arbeiten, als Putzmacherinnen und Näherinnen, und er setzt hinzu, kein Thier würde eine solche Anstrengung ertragen. In den Handlungen, welche nur Trauerkleider ꝛc. liefern, kommt überdies sehr häufig Erblindung der Arbeiterinnen vor. Eine dieser Unglücklichen erzählte, sie habe neun Tage und neun Nächte hinter einander, ohne ihren Anzug wechseln zu dürfen, arbeiten müssen und nur gelegentlich zwei Stunden auf einer Matratze ausruhen können. Nach dieser Zeit war sie erblindet. Am gefährlichsten für die Augen ist das Sticken auf Schwarz. Eine Hoftrauer kostet jedes Mal wenigstens dreißig solcher unglücklichen Mädchen die Sehkraft. Die fashionable Welt, fügt ein Arzt hinzu, weiß nicht, wie viele Tausende von Mädchen in jeder Saison dadurch geopfert werden, daß alle Damen schnell den modischen Putz haben wollen. (Leip. Allg. Modenztg.)

*** (Der Graf von Paris.) Der kleine Graf von Paris spielt jetzt täglich einige Stunden des Vormittags im Tuilerienhofe vor dem Pavillon Marsan im Freien. Er ist ganz schwarz gekleidet, die ihn umgebenden Bedienten sind ebenfalls in tiefer Trauer, viele Vorübergehende bleiben stehen und betrachten das frische, muntere Kind, das weder die Schranken der Vergangenheit, noch die trüben Ahnungen der Zukunft zu kennen scheint: „Das ist unser künftiger König!"

sagen Einige. „Er sieht seinem Vater ähnlich!" — Andere. Vor dreißig Jahren spielte in demselben Hofe ein anderes Kind; man hatte ihm einen kleinen Wagen gemacht und mit vier weißen Lämmern bespannt; die Grenadiere der alten Garde grüßten das Kind mit Stolz, Generale und Offiziere bückten sich vor ihm: „Das ist der König von Rom!" sagte man, — „der künftige Kaiser der Franzosen." — Vor vierzehn Jahren spielte wieder ein anderes Kind da, es grüßte oft vom Fenster herab die Schweizergarden und die weiße Fahne mit den Lilien, und die Vorübergehenden sagten: „Das ist das Kind der Vorsehung, der künftige König von Frankreich und Navarra." — Und heutzutage ruht der Eine in der Kapuzinergruft zu Wien, der andere führt ein einsames hoffnungsloses Leben in Görz. (Freischütz.)

⁂ (Frankfurt.) Unser Riefstahl hat auf seiner Reise in Schweden in allen großen Städten dieses Landes gespielt, und überall mit dem größten Glücke. In Stockholm, Gothenburg, Upsala, Norrköping, Carlskrona, Lund u. a. gab er wiederholt Konzerte, und erhielt überall die vollste Anerkennung seines Talentes. Alle schwedischen Blätter sind seines Lobes voll. Die Gothenburger Handelszeitung sagt: „Riefstahl ist unzweifelhaft einer der größten Geiger, die Schweden bis jetzt besucht. Er steht in Nichts Bull, Prüme oder Haumann nach, übertrifft sie aber als Komponist alle drei weit. Seine Konzerte, seine Lieder und Männerchöre beweisen uns das. Wodurch er als Spieler am meisten Aufsehen machte, waren sein Konzert mit der großen Cadenz, seine Lieder ohne Worte für Violine, seine Variationen über Weber's letzten Gedanken und das Konzert à la Paganini von Gahr." Eben so vortheilhaft sprechen die andern Blätter. Riefstahl kehrt über Kopenhagen nach Deutschland zurück.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

III. Karnevalistisches.

(Fortsetzung.)

Noch ein fremder Eindringling machte sich heuer in unsern Tanzsälen breit, eine Art böhmischen Nationaltanzes, Polka genannt. Diese Polka ist nichts anders, als eine neue, aber schwerlich verbesserte Auflage der, aus allen besseren Gesellschaften verbannten Galoppade; ein grazieloses Herumhüpfen, ein forcirtes Hinabhetzen, ein wahrer Holzhackertanz, der auch nur unter den Ladenjünglingen Anhänger fand, und so schnell verschwinden wird, als er sich eingeschmuggelt hat. Will man schon einmal den Tanz zugleich als ein schweißtreibendes Mittel betrachten, so tanze man die herrliche Mazurka, wo man für die echauffirende Abmühung durch sinnige Touren, nationelle Gruppirungen und graziöse Formen entschädigt wird; oder man bleibe bei seinem einheimischen Walzer und versuche, ihn schön zu tanzen, was unter zwanzig Paaren ohnehin kaum eines im Stande ist. — Wäre der Tanz nicht ein Hauptpunkt der Konversation seit undenklichen Zeiten, ich würde schwerlich so viele Worte darüber verlieren; allein dieß vorausgesetzt, will ich den hübschen Leserinnen des Konversationsblattes noch die interessantesten Bälle der Saison namentlich anführen. Zu diesen gehörten unstreitig die, seit Jahren renommirten „Künstler-", „Juristen-", „Blinden- und Armen-Bälle"; die letztern von eigenen Comite's zum Vortheile dieser Institute veranstaltet in den „europaberühmten" Sperlsälen; dann die Dommayerschen „Subscriptionsbälle" in Hitzing, besonders interessant durch den stets „reichen Kranz blühender Mädchen und Frauen", wie sich unsre galanten aber wortarmen Ballreferenten in stereotyper Phrase wenigstens einige 100 Male während des Faschings unveränderlich vernehmen ließen; — endlich der sogenannte „Zauberschleierball", den Herr Pokorny, Direktor des Josephstädter-Theaters, gab, in dankbarer Anerkennung: daß eine mittelmäßige Posse: der Zauberschleier genannt, während eines Jahres über 200 Male mit beinahe immer vollem Hause gegeben wurde, und ihm ein Kapital von 80,000 Gulden eintrug. — Das ist immerhin ein theatralisches Ereigniß, das man celebriren mag, weil es nicht leicht seines Gleichen findet; ein Ereigniß, wobei man nur nicht recht weiß, ob man sich mehr über die duldsame Ausdauer der Schauspieler, über den kindisch verwöhnten, eigentlich geschmacklosen Geschmack des Publikums, oder über den pfiffig praktischen Scharfblick des Herrn von Told wundern soll, der diese schwache Seite trefflich zu benützen verstand, und im Bunde mit Dekorateur und Garderobier aus sentimentalen Phrasen, Kinderballets, Nymphenchören, Rosenmädchenfest und Perspectiv-Bildern vom Rhein und der Donau einen Brei zusammen kochte, der den guten Wienern so vortrefflich mundete, wie nicht bald einer. — Jedenfalls war es von Herrn Pokorny artig und lobenswerth, durch sein Ballarrangement gleichsam eine Dankadresse zu votiren für diesen beispiellosen Erfolg. Freilich hätte diese Einladung, um an ihre wahre Adresse zu gelangen, an das „Zauberschleier-Publikum" gerichtet seyn müssen; allein dieses Fest wäre zu großartig ausgefallen, und so begnügte sich Herr Pokorny, die Redakteure und Recensenten der hiesigen Journale, als die Repräsentanten des Publikums (!), ferner die Notabilitäten der sämmtlichen Theater, die französische Truppe, und dann noch manche geachtete Namen der Literatur und Kunst zu invitiren. Der Ball war glänzend; es wurde, wie bei Redouten, wenig getanzt, denn es gewährte ein weit größeres und pikanteres Vergnügen, zu promeniren und Glossen zu machen über das freundliche Grinsen und die ausnehmend liebenswürdige Höflichkeit, womit sich die Repräsentanten der verschiedenartigsten Interessen, die sich sonst mit scheelen Augen ansahen, gegenseitig bewillkommneten, „sehr erfreut über das gute Ausseh'n" und Komplimente wechselten, über die sie nachträglich bedeutend roth geworden seyn müssen. Es war das vollendetste Konversationsstück, das man nur sehen konnte; eine Harmonie im Mienen- und Geberdenspiel, die ihres Gleichen sucht; die Herren hatten ihre Rollen äußerst fleißig memorirt, um sich kein Dementi zu geben, denn auf den Souffleur konnte man sich nicht verlassen, kurz — ein tadelloses Ensemble, wie es nur das Burgtheater aufzuweisen im Stande ist. Wie trefflich spielte z. B. Herr Carl, Direktor des Theaters an der Wien, der Antagonist Pokorny's, seine Abschiedsscene, als er sich dem Ballgeber empfahl; wie war da Alles so fein berechnet und doch sans gêne gegeben, so natürlich und doch abgemessen, daß man den vollendeten Schauspieler nicht verkennen konnte, der mir hier, aufrichtig gesagt, besser gefiel als auf der Bühne, wo er stets übertreibt. Wie interessant war es, den düstern „Sänger der Albigenser" im Geleite der freiheitbegeisterten „Wiener Poeten" den Saal entlang schreiten zu sehen, wie sie die hübschesten Mädchenköpfe sich gegenseitig signalisirten, und die schwermüthigen Züge des Erstern im traulichen Zwiegespräch sich auflösten in ein heiteres, sonnigwarmes Lächeln. „Maestro Donnizetti" stellte sich dem Orchester gegenüber, und nickte den Takt mit dem Kopfe zu Lanner's sentimentalen Weisen. (Schluß folgt.)

Erklärung.

Unterzeichneter ist dem Publikum die Anzeige schuldig, daß er in Betreff der in der Kölner Zeitung von 5. März gegen ihn erhobene Beschuldigung, die bezwecken soll, seine bürgerliche und literarische Existenz zu vernichten, bereits die nöthigen Schritte bei den Behörden eingeleitet hat und das Resultat seiner Zeit mittheilen wird. Die in Brüssel erscheinenden „Grenzboten" so wie die A. Allg. Zeitung bringen eine ausführliche Beleuchtung dieser Angelegenheit.

Koblenz, den 25. März 1843.

Moriz Brühl.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 30. März. Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Abth. Musik von Fioravanti.

Freitag, den 31. März. Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller. (Fünfte Gastrolle) Weinberl: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 91. 1. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

Als Alice den Brief empfing, war sie froh, einen freien Tag zu haben, und nicht abgehalten zu seyn, nach Kensington zu gehen. Noch einmal wollte sie Herrn Seymour sehen, um endlich, der Besorgnisse enthoben, welche jenes unglückliche Begebniß ihr verursachte, jede Verbindung, jede Correspondenz mit einem Manne abzubrechen, dem sie zwar vieles zu verdanken hatte, der aber für seine Dienste einen Lohn in Anspruch nahm, den sie ihm unmöglich gewähren konnte; je mehr Alice über die Unterredung mit ihrem Manne nachdachte, je größer ward ihre Ueberzeugung, daß er von der Klage, welche Herr Green gegen sie anhängig gemacht hatte, nichts wußte. O, wenn es ihr doch gelingen möchte, daß er nie etwas davon in Erfahrung brächte! Henry hatte sich außerordentlich kalt gegen sie benommen: daran, meinte sie, war wohl nur die unangenehme Ueberraschung schuld, als er sie nicht in ihrer Wohnung zu London angetroffen. Diese, ihm unerklärliche Wohnungsveränderung, ihre Unruhe und Verlegenheit bei seinem unerwarteten Anblick habe ihn, folgerte sie weiter, gegen sie aufgebracht; würde es ihr aber gelingen, Geistesgegenwart, Unbefangenheit und Selbstvertrauen wieder zu erlangen, so könnte es ihr gewiß nicht schwer fallen, Henry's Unwillen zu beschwichtigen! Für den wenig freundlichen Empfang wollte sie ihn dann vollkommen entschädigen, sie wollte alles aufbieten, damit er in ihr seine fröhliche, muthwillige Alice wiederfände, deren Liebe ihn so stolz und glücklich machte! — Herr Seymour sollte von ihr offen und frei die Wahrheit erfahren: er würde alsdann die traurigen Folgen bedenken, welche die Fortsetzung seiner Besuche nach sich ziehen müßten, und, als ächter Gentleman, mehr noch als Mann von Einsicht und Billigkeit, würde er der Liebe einer Frau entsagen, deren Herz einem andern angehörte und die fest entschlossen sey, sich von ihren Pflichten nicht abwendig machen zu lassen.

Die Erwartungen des Herrn Seymour waren ganz verschieden von den Gedanken und Absichten, welche Alice beschäftigten; heute noch wollte er die Früchte seiner Geduld und seiner schlau angelegten Pläne ernten, heute noch wollte er triumphiren und den Sieg über Mistreß Aytoun davontragen! Ja, er hatte es sich zugeschworen; er rühmte sich seines Sieges seinem Freunde William gegenüber: seine Eitelkeit und seine Liebe erheischten, daß die Beute, wonach er schon so lange ausging, ihm endlich in die Hände fiele.

Zur festgesetzten Stunde erschien Mistreß Aytoun in Begleitung Susanna's am Orte des Rendezvous. Herr Seymour erwartete sie.

Unglückliche Alice! nur eine Ursache von der größten Wichtigkeit konnte sie zu diesem wiederholten Schritte bewegen. Sie sah nur allzu wohl voraus, daß Herr Seymour, dessen Sprache immer deutlicher wurde, sie neuerdings mit Bitten und Betheuerungen bestürmen würde, und dieser Gedanke erfüllte sie mit unendlichem Widerwillen. Und überdies eilte sie vielleicht in ihr Verderben, während sie Hülfe und Rettung suchte! Was würde Henry Aytoun sagen, wenn ihn der Zufall herbeiführte und er sie mit einem Fremden allein erblickte? — In tausend Aengsten schlich sich Alice verstohlen durch die Alleen des Parks, indem sie den wenigen Spaziergängern, die sie wahrnahm, auszuweichen suchte und in jedem von ihnen ihren Mann zu erkennen glaubte.

Herr Seymour ging ihr entgegen; er bot Alles auf, sie zu beruhigen: allein sie hörte kaum, was er sagte. Sie ließ den Muth sinken, den sie zu fassen strebte, um den Ort der Zusammenkunft zu erreichen; ihre Kräfte waren erschöpft. Herr Seymour glaubte, sich ihre Verwirrung zu Nutze machen zu müssen.

Er habe ihr, sagte er, gute Nachrichten zu verkünden: der Vermittelung eines ergebenen Freundes müsse er es verdanken, daß sie von nun an jeder Besorgniß, hinsichtlich der Verfolgungen des Herrn Green, überhoben sey: jener Freund aber habe, indem er für sie wirkte, sein eigenes Interesse ganz aus den Augen gelassen. Sie würde vielleicht, wäre die Gefahr nur erst vorüber, seinen feurigen Eifer, seine aufrichtige Neigung, die sich nie verläugnet hätte, vergessen; sie würde sich vielleicht seinem Umgange ganz entziehen und sich durch einige kalte Worte des Dankes aller Verbindlichkeiten gegen ihn vollkommen entlediget halten. Schon habe sie ihre Wohnung verändert, um ihm auszuweichen, ihm, der nicht mehr leben könnte, ohne sie zu sehen.

Die junge Frau, deren Unruhe mit jedem Worte höher stieg, erklärte hierauf dem Herrn Seymour, daß Herr Aytoun zurückgekehrt sey, daß seine Besuche ihm zuverlässig Mißtrauen einflößen würden, und daß Pflicht, Schicklichkeit und der Antrieb ihres eigenen Herzens ihr geböten, ein Verhältniß abzubrechen, das ihrem Gatten nur Bekümmerniß verursachen müßte!

Herr Seymour beklagte sich bitter über diese Erklärung und indem er wieder zu der Waffe seine Zuflucht nahm, deren er sich schon so oft bedient hatte, fügte er hinzu, daß Herr Green nur vermittelst baaren Geldes zum Nachgeben zu bewegen wäre; er verlangte dreihundert Pfund Sterling und er, Herr Seymour, hätte sie ihm zugesagt, ja, sie ihm bereits ausgezahlt. Dieses Opfer hätte er mit Freuden gebracht, er spräche nicht davon, um es geltend zu machen, er würde nie eine Wiederbezahlung in Anspruch nehmen, aber ...

Herr Seymour hielt inne, denn er bemerkte, daß Mistreß Aytoun seinen Reden nur ein halbes Ohr lieh. Er hatte aber gehofft, daß die Erwähnung jener Summe von dreihundert Pfund Sterlingen Alice in neue Angst und Sorge stürzen und ihr Zartgefühl verletzen würde. Als seine Schuldnerin einer so bedeutenden Summe müßte sie troß der Rückkehr ihres Mannes, vor dem sie diesen Umstand wohl geheim halten würde, mehr als je in seine Gewalt gerathen. Und nun hörte sie ihn nicht einmal an! sie würdigte ihn nicht der geringsten Gegenbemerkung! Herr Seymour wußte dieses Stillschweigen nicht zu deuten.

Alice aber, deren Blicke alle Alleen des Parkes durchspähten, hatte einen Mann, in einen Mantel gehüllt, bemerkt, der sich in einiger Entfernung von ihnen erging, so daß er sie nicht aus den Augen verlieren konnte. Dieser Mann schien allen ihren Bewegungen zu folgen: kamen sie ihm näher, so zog er sich ins Gehölz zurück, als wollte er nicht erkannt seyn. Wer war dieser Mann? Obgleich die junge Frau seine Züge nicht zu unterscheiden vermochte, so sagte ihr doch die Ahnung ihres Herzens, daß es Henry war. Eine unwiderstehliche Angst bemächtigte sich ihrer, ein kalter Schweiß feuchtete ihre Stirn; ihre Knie schlotterten, ihre Zähne schlugen zusammen; sie war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, ein dumpfes Summen saus'te in ihren Ohren und sie stützte sich auf den Arm des Herrn Seymour, auf den Arm, den sie zurückweisen wollte und doch nicht zurückweisen konnte.

Herr Seymour hatte nichts bemerkt; nur damit beschäftiget, seine Absichten zu erreichen und die Verstörung, die Alice kund gab, zu seinen Gunsten deutend, verdoppelte er sein Bemühen, durch das flehentlichste Bitten, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern: er sprach mit glühender Beredtsamkeit und Leidenschaftlichkeit. Seine Hand hatte die der jungen Frau ergriffen und er drückte sie mit heißer Zärtlichkeit an seine Lippen . . .

Alice entriß sich seiner Umarmung — da sah sie hinter sich den Mann im Mantel: mit einem Schrei des Schreckens sank sie ohnmächtig zu Boden, indem sie den Namen ihres Gatten stammelte.

Henry, denn er war es, stürzte sich auf Herrn Seymour, und bleich vor Ingrimm, schlug er ihm so heftig in das Gesicht, daß er rücklings niedersank. Zu gleicher Zeit eilte Susanna, die in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten zurückgeblieben war, ihrer Herrin zu Hülfe.

(Fortsetzung folgt.)

Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!

Von M. G. Saphir.

Es gibt keinen Menschen in der Welt, der sich von der Wahrheit des obigen Sprichwortes nicht schon selbst überzeugt hat. „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint,“ das ist eine Wahrheit, die sich in allen Klassen von Menschen täglich und eclatant bewahrheitet.

Solche „Jedermannsfreunde“ gibt es in allen Kreisen, in allen Verhältnissen, in allen Ständen, in allen Künsten und Gewerben; solche „Jedermannsfreunde“ rollen sich in der ganzen Welt umher, alle Leute sagen von ihnen: „Ein guter Kerl!“ Niemand aber achtet sie, Niemand schließt sich innig an sie an, es sind eben „Jedermannsfreunde“ mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemand's Freund mit dem Herzen, Niemand's Freund in der That!

Ein „Jedermannsfreund“ hat stets ein seliges Lächeln für Jedermann im Gesicht, die Hand stets wie einen Nußknacker zum Druck bereit, den Mund stets zu einem Kuß gespitzt, den Rücken stets zu einem Katzenbuckel in Ankauf, und den Hut stets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in seinem Innern ist Leere und Oede; Begeisterung und Enthusiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbstwürde sind fremde, niegesehene Gestalten in seinem Kopf, in seiner Seele; Freundschaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geistes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit; aufopfernde, männliche, auf Thatkraft gestützte Einheit mit den Guten und in dem Guten ist ihm ein Gräuel, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeste Gepräge; er ist eine Spielmarke für die Gesellschaft, er bedeutet bloß einen Menschen, sein Werth ist keiner. Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie eine Serviette für Jedermann, man wischt sich gerne die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft sie fort; er ist wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Diesen, morgen für Jenen, und stets für den, der ihn grade in der Tasche hat!

Begegnet man einem solchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gasse, so reißt er den Hut vor dem Thürsteher eben so tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem eben solchen Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht! Er umarmt alle seine Bekannte mit demselben Patriotismus, und „Lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ sind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde schüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen bösen Verrath, oder einen andern heimtückischen Streich spielen will; denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist bei Allen gut gelitten, er streicht dem Bedienten die Schmeichelbemme eben so dick auf, als der Herrschaft, er sagt dem Botenläufer eben so gut „Bruderherz!“ und macht ihm dieselben Komplimente über seinen Geist, über sein Talent, über seinen Charakter, wie er sie den ersten und distinguirtesten Personen macht; er nennt den Handwerker eben so vielmal einen Gönner der Künste und einen Beschützer der Wissenschaften, wie er dieselben Redensarten an die hochgestelltesten Personen verschwendet; kurz, er hat seine geistige und physische Kratzfüße für jeden Menschen, zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitschaft, und doch traut ihm Niemand, kein Mensch wendet sich, wenn's um eine Sache des Geistes und des Herzens zu thun ist, an ihn, Niemand findet sich weder zu seinem Verstande, noch zu seinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein solcher „Allerweltsfreund“ wird von allen Leuten als eine „gute Haut“ bezeichnet, aber eine solche „gute Haut“ ist gewöhnlich eine falsche Haut; er benützt oft die „Jedermannsfreundschaft,“ um mit heuchlerischer Offenheit und Güte ohrenzublasen, Achsel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Aegide der „guten Haut“ dem Freunde einen heimlichen Stoß zu versetzen, dem Genossen ein Schnippchen zu schlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergesicht zu machen, heuchlerisch an dem Hals vom „Bruderherz!“ Thränen darüber zu vergießen, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!“

So ist es im Leben, so in der Freundschaft, so in der Liebe, so in der Literatur und Kunst! Wer jedem Menschen schmeichelt, jeden Menschen kriecherisch anhaucht, der kann die Menschen nicht lieben! Wer Jedem seine Freundschaft mit Küssen und Händedrücken, und „lieber Bruder“ und „Bruderherz!“ an den Hals hängt, der ist nicht fähig,

das Wort **Freundschaft** zu begreifen; wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe" nicht; wer in der Literatur und Kunst Alles schön findet, Alles über den gleichen Leisten lobhudelt, jede Erscheinung pausbackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meint es weder mit der Kunst, noch mit den Künstlern aufrichtig und gut, denn: „**Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!**"

Ein solcher „**Allerweltsfreund,**" der sich durch alle Wege glatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden seinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man hat ihn überall lieb, allein er wird bloß wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der schmarotzenden Natur überall geduldet, allein **nirgend geachtet, von Niemanden werthgeschätzt!** Man liebt im Leben die **Schmeichelei,** aber nicht den **Schmeichler,** man ergötzt sich an einen ewig krummen Rücken, allein man schätzt **den** gering, der ihn producirt, man benützt **Ohrenbläserei,** aber man verabscheut im Innern den **Ohrenbläser,** man duldet, belächelt, benützt die „**Jedermannsfreunde,**" aber man schätzt sie gering, man verachtet sie, denn Jedermann weiß: „**Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!**" (Humorist.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

II.

Erziehungswesen und Entsittlichung der untern Volksklassen. — Das Zollamt, Untersuchungen gegen mehrere Beamte desselben und wegen Schmuggelei. — Gerichtliche Verhandlung über Mac Naughten; wie es kam, daß er des Meuchelmordes nicht schuldig gefunden wurde. Folgen dieses Urtheils, Verhandlungen darüber im Parlament. — Anfang der Saison der italienischen Oper; Fanny Elsler. Das französische Theater. Die erwartete deutsche Operngesellschaft; Spohr's Einladung nach London. — Die neuen Kunstvereine; ein Rechtsgutachten erklärt sie sämmtlich für gesetzwidrig und unerlaubt.

Während man, seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhundertes, in Deutschland auf die Verbesserung des Unterrichts in allen Ständen bedacht war und die Bildung der untern Volksklassen als eine wichtige Angelegenheit des Staats betrieb, suchte man in England blos die materiellen Kräfte zu entwickeln, welches den schnellsten, baaren Vortheil zu versprechen schien. Dies hat eine merkwürdige Verschiedenheit in dem Zustande beider Länder hervorgebracht. In Deutschland hat die Kultur alle Stände durchdrungen, und Ordnungsliebe, Fleiß, Genügsamkeit, Geschmack sind vorherrschend; in England fehlt es dagegen, bei aller Verfeinerung der äussern Lebensweise der höhern Stände und allem Luxus, an gründlicher wissenschaftlicher, ästhetischer und moralischer Bildung; Unsittlichkeit und Laster nehmen auffallend zu, und die große Zahl der bestraften Verbrecher in den untern Ständen erregt zugleich unsere Verwunderung und unser Bedauern. Die Bevölkerung eines großen Theils der bedeutenden Städte Großbritannien's, so wie des platten Landes, besteht aus rohen Horden, und ein Londoner Kohlenfuhrmann hat seines Gleichen nur in den wilden Stämmen Amerika's. Tausende von Kindern erhalten in England überall keinen Unterricht und der, welcher Andern ertheilt wird, ist zu dürftig und schlecht, als daß er ihre moralischen und geistigen Anlagen entwickeln könnte. Den so Aufgewachsenen fehlt es natürlich an Selbstbeherrschung, und sie sind ein Spiel ihrer Leidenschaften, so wie der Täuschungen arglistiger Verführer. So erklären sich die Zusammenrottungen und Tumulte, welche im vorigen Sommer in den Manufakturdistrikten stattfanden und nur durch Anwendung militärischer Hülfe unterdrückt werden konnten. Nach offiziellen Angaben wurden vom 1. Januar bis Ende Juni 1842 zu Manchester verhaftet 8341 Personen, welches auf das ganze Jahr 16,682 machen würde. Von diesen konnten 3098 männliche, und 1519 weibliche überall nicht lesen und schreiben; 1999 männliche und 863 weibliche Personen konnten nur unvollkommen lesen und schreiben, oder bloß nur lesen. Ueberhaupt bedeutet freilich die Fertigkeit des Lesens und Schreibens noch nicht viel in der Erziehung; wenn indessen ein Kind nicht lesen kann, so ist ihm ein Mittel, sich zu belehren, versagt. Jene Zahl der in Manchester Verhafteten begreift 665 Kinder im Alter von 10 bis 15 Jahren! Um so nachtheiliger wirkte der Mangel an Unterricht, da arme Eltern ihre Kinder ohne Aufsicht sich auf den Straßen umhertreiben ließen, welches sie natürlich an Müßiggang und Unordnungen gewöhnte; zuweilen verirren sich solche Kinder und im Jahr 1836 brachte die Polizei 8500 zu ihren Eltern zurück, im Jahr 1840, nach offiziellen Angaben, 5500. Man rechnet, daß die Klasse gefährlicher Menschen in Manchester jährlich um 1500 vermehrt wird, wozu die vielen Gelegenheiten zu Unordnungen, Verschwendung und Unmäßigkeit allerdings mitwirkten. So giebt es dort 309 Bordelle verschiedenen Ranges, 223 Häuser, wo sich öffentliche Mädchen zu Musik und Tanz einfinden, 163, wo sie von den Hauswirthen unterhalten werden, 498 Bierhäuser und 129 Pfandleiher. Die Zahl der bekannten Diebe in Manchester, welche nichts thun als Stehlen, ist 212; in 63 Häusern werden gestohlene Sachen zum Verkauf angenommen, und 32 andere, gegen welche Klage erhoben war, hat man unterdrückt. Auf ähnliche Weise verhält sich die Sache in London, Birmingham, Leeds etc. In einem Polizeibericht aus Leeds heißt es: „Wir haben viele Knaben und Mädchen unter 15 Jahren, welche vom Stehlen allein leben; 6 Bierhäuser werden ausschließlich von Knaben und jungen Burschen besucht, man trifft dort Kinder nicht größer als der Tisch. Auffallend ist der Geist der Widersetzlichkeit, der Hang zur Ungebundenheit, und die Wildheit der hiesigen Jugend." Bei einer in Yorkshire, Durham, Lancashire, North Staffordshire und Cumberland angestellten Untersuchung des Zustandes der Schulen und der Kenntnisse der Kinder, war das Ergebniß höchst betrübend; z. B. der Knabe James Taylor, 11 Jahre alt, antwortet auf die an ihn gerichtete Frage: „Von Gott habe ich nie etwas gehört, außer daß in den Kohlengruben die Leute sagten: God damn you, Gott verdamme dich." Ein Mädchen von 18 Jahren antwortet auf die ihr vorgelegte Frage: „Ich habe nie von Jesus Christus gehört, ich gehe in keine Kirche, ich weiß nicht, wer unser Herr Gott ist." Jacob Wilson, 12 Jahre alt, befragt, giebt zur Antwort: „Ich weiß nicht was Amerika ist, ich habe nie von Schottland und Irland gehört, ich weiß nichts von Frankreich." Als Jemand einem Einwohner zu Halifax seine Verwunderung über diese Unwissenheit der Kinder zu erkennen gab, antwortete dieser: „Die Kinder der Arbeiter in den Kohlenbergwerken wachsen ohne allen Unterricht auf, und es sind hier wohl nur wenige, welche mehr wüßten als der Knabe Thomas Mitschel, dessen Antwort, er habe von Gott nichts gehört, allerdings auffallend seyn mußte." Ueberhaupt betrug im Jahr 1841 die Zahl der Kinder, welche in England und Wales ohne allen Unterricht aufwuchsen, 1,014,193. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Berlin.) Am 26. März veranstaltete die Privat-Theater-Gesellschaft Thalia eine Gedächtnißfeier zu Ehren Seydelmann's. Das Theater war zu diesem Zweck in einen Trauerhain verwandelt, in dessen Mitte die ganz mit schwarzem Flor überdeckte Statue der Thalia stand. Davor erhob sich, neben einem Cypressenbaum, eine Urne mit Trauerflor und einem Lorbeerkranze auf einem Postamente, zu dessen beiden Seiten die Tragik und Komik im Sinnbilde dargestellt waren. In der Mitte sah man den Geburts- und Todestag des heimgegangenen Künstlers und unten die erlöschende Fackel. Sobald der Vorhang aufgezogen war, sprach der Vorsteher der Gesellschaft, E. Littfas, der auch die Anordnung getroffen hatte, den von C. O. Hoffmann gedichteten „Nachruf an Seydelmann", welcher hinter der Scene durch Trauermusik und entsprechenden Gesang begleitet wurde. Auf diese Feier folgte die Darstellung der „Räuber". (Berl. N.)

*** (Indische Entenjagd.) Ein englischer Offizier in Indien, der seine Reise in eine andere Garnison zu Wasser machte, bemerkte auf dem Fluß eine Schaar hübscher Enten. Während er sie betrachtete, kam ein großer Kürbis herangeschwommen, und in der Nähe des Kürbisses tauchte eine Ente nach der andern unter und kam nicht wieder zum Vorschein. Verwundert fragte der Offizier die Schiffleute, wo wohl die Enten hingerathen seyn möchten. Die Schiffleute erklärten ihm die Sachen folgendermaßen. Der Kürbis birgt den Kopf eines Entenfängers. Dieser schwimmende Jäger läßt sich unter die Enten treiben, welche nichts als einen Kürbis bemerken und sich vor diesem nicht scheuen. Dann ergreift der Schwimmer eine Ente nach der andern bei den Füßen, zieht sie unter das Wasser und befestigt sie an seinem Gürtel. Dies setzt er so lange fort, bis an seinem Gürtel kein Raum mehr ist, oder bis ein Zufall die arglosen Enten scheu macht und zum Aufsteigen veranlaßt. F.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

III. Karnevalistisches.

(Schluß.)

Von unsern „maskirten Redouten" ist nicht viel zu erzählen; sie sind in der Regel spärlich bevölkert. Nur die zwei Letzten erfreuen sich stets einer außerordentlichen Frequenz, weil es zum Bonton gehört, sie zu besuchen. Was „die Maskenfreiheit" anbelangt, so ist der Begriff davon — wie der von Freiheit überhaupt — ein sehr relativer. — Noch eine auffallende Bemerkung macht' ich im heurigen Carneval, die für die ganze künftige, sociale Stellung des weiblichen Geschlechtes zu wichtig erscheint, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Bei vielen sogenannten „geschlossenen Bällen", zu denen man übrigens gegen Erlag des Entréegeldes eben so gut wie zu den öffentlichen berufen ist, wurden in den Tanzbulletins stets eine Quadrille oder ein Walzer mit „Damenwahl" annoncirt. Was also früher nur unter der geheimnißvollen Aegide einer familiären Soirée, unter der schweigsamen Discretion einer Hausunterhaltung gewagt wurde, nämlich, daß sich die Damen höchst eigenhändig ihre Tänzer wählten, das wurde heuer bei den „öffentlich-geschlossenen Bällen" in conspectu populi ins Werk gesetzt. Wenn dieses schwankenlose Uebergreifen in unsere männlichen Rechte nicht alsogleich mit Energie unterdrückt wird, und so vielleicht gar im nächsten Carneval regelmäßig fortgesetzt würde, dergestalt: daß progressive zuerst zwei, dann vier Tänze u. s. f. der „Damenwahl" überantwortet würden, dann ist — Gott sey bei uns! — in einigen Jahren „die Frauen-Emancipation" fertig, und über den ganzen „civilisirten" Erdkreis ausgebreitet! — Das sind ungefähr die prägnantesten Momente, die den Carneval 43 vor seinen übrigen, selig verstorbenen Mitbrüdern etwas unterscheiden mögen. Was ihn aber vor allen Andern auszeichnet, und seine Erinnerung zu den segenvollsten und freudereichsten zählt, das ist die nie erschöpfte Wohlthätigkeit der Wiener, die wie das Oelkrüglein der Wittwe desto reichlicher fließt, je mehr sie in Anspruch genommen wird; der Wohlthätigkeitssinn, der — so sagen unsere Journale — „sich stets im glänzendsten Sinne bewährt." Wie oft wurde die vertrauensvolle Herzensgüte der Wiener schon zu unedlen Zwecken ausgebeutet; Gaben erpreßt, die mit dem Verdienst der Betheilten abgewogen, das Geben wohl verleiten könnten — traurige Erfahrungen, die jeder gute Mensch macht, — und dennoch bleibt keine Thräne in Wien ungetrocknet, kein Schmerz ungeheilt, kein Leiden ungemildert, kein Unglück ungetröstet; ein herrlicher Zug im Charakter meiner Landsleute, der die vollste Hingebung und ungetheilte Anerkennung reichlich verdient. So auch dießmal. Kaum daß die ersten Zeitungsnachrichten von der Epidemie und dem unsäglichen Elend im böhmischen Erzgebirge im Publikum laut wurden, und der bange Ruf um augenblickliche Hülfe hineintönte in die brausende Faschingslust, so war auch alsogleich eine emsige Aufregung, eine unermüdete Geschäftigkeit in allen Kreisen sichtbar, und — „alle Herzen wurden weit." Die reichsten Gaben, die nur wahre Menschenliebe auf den Altar der Wohlthätigkeit legt, flossen in Kürze zusammen, die Tausende des Reichthums mit den paar Kreuzern des Taglöhners; Theater und Bälle reichten ihre Erträgnisse der Humanität, und die öffentlichen Blätter wurden zu Armenbüchsen. In vier kurzen Wochen sammelte der Magistrat von den Innungen 16,000, die Theaterzeitung über 10,000, die Wiener-Zeitung über 26,000 Gulden Conv.-M. Die Verzeichnisse werden noch immer fortgesetzt, und bringen täglich neue Zuflüsse. Vorzüglich verdient die Wiener-Zeitung den wärmsten Dank für ihr segenreiches, stilles und bescheidenes Wirken; sie beweis't auch, wie ein einfaches, tief gefühltes Wort weit mehr wirkt, als ein Lärmschlagen und Zusammentrommeln, das dem wahren Menschenfreunde nur lästig wird, um so mehr, wenn man nachträglich einsieht, wie es so Manchem nicht eigentlich um den edlen Zweck und die leidende Menschheit zu thun ist, sondern nur darum, sein liebes Ich auf den lauten Markt hinaus zu stellen, und dem Publikum stets in Erinnerung zu bringen: „Das hab' ich gethan", „das verdankt mir seinen Ursprung", „dabei muß ich genannt werden" u. s. w. Wenn man so mit seiner Humanität gleichsam brillirt, so hat man seinen Lohn dahin. Worte sind auch wohlfeiler als Gaben; das nehme man sich ad notam, und vergesse nicht des weisen Sprüchleins: daß die eine Hand nie wissen soll, was die andere gibt!

Erklärung.

In Nr. 72 der Didaskalia vom 13. März steht ein Korrespondenzartikel d. d. Wiesbaden, 9. März, unterzeichnet: B. s. P., der den Neubau der hiesigen katholischen Kirche zum Gegenstande hat. Wir wollen die unreine Quelle vorerst nicht näher bezeichnen, aus welcher dieser Artikel, wie auch jene — als „Eingabe der Besonneneren" darin bezeichnete — lügenhafte Subscriptionsliste, die alsbald von der Polizei confiscirt worden, entsprungen ist; erklären aber hiermit den genannten Artikel für ein Gewebe von Lüge und böswilliger Verleumdung.

Wiesbaden, den 19. März 1843.

Der Vorstand der katholischen Kirchengemeinde dahier.

Jost, Pfarrer und Dekan. Ostermann, Hofkammerrath.
Reuscher, Revisionsrath. Ph. Leyendecker, Institutsdirektor.
C. Seibert, Werkmeister. G. Hetzel sen., Kaufmann.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 31. März. Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller. (Fünfte Gastrolle) Weinberl: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 92. 2. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Niederträchtiger! rief Henry Aytoun, während sein Feind, betäubt von dem Sturze und mit blutendem Gesichte, nur mit Mühe aufzustehen im Stande war; Niederträchtiger! schändlicher Verführer! — empfang' einstweilen die erste Züchtigung, die Du verdienst; eine andere steht Dir noch bevor!

Und er faßte Herrn Seymour beim Kragen und war im Begriff, ihn wiederholt zu schlagen.

— Lassen Sie diesen Gentleman los! rief eine Stimme hinter ihm, lassen Sie ihn los, oder ich rufe die Polizei zu Hülfe.

Henry wandte sich um und fand sich einem schmalen, schwächlich aussehenden jungen Manne gegenüber, der nachlässig mit einer Reitgerte spielte, die er in der Hand hielt. Es war William Harley.

— Bei Gott! sagte dieser, das ist seltsam! schlagen sich wie Boxer! — — wahrlich, Seymour, das erwartete ich nicht.

— Entfernen Sie sich, rief Henry Aytoun, mischen Sie sich nicht ungebeten in unsre Händel, oder gewärtigen Sie ...

— Daß Sie von Ihrer Faust Gebrauch machen werden, nicht wahr? erwiederte der Dandy. — Ich bediene mich solcher Waffen nicht; aber nicht weit von hier befindet sich ein Polizeiconstabel, und wenn Sie diesen Genleman nicht loslassen ...

— Stille! William! sagte Seymour, der wieder Herr über sich geworden, die Sache geht mich allein an ... Mein Herr, fügte er hinzu, Sie sind ohne Zweifel Herr Aytoun, was wollen Sie von mir?

— Tödten will ich Dich! Du sollst mir das Leben nehmen oder ich werde Dich ermorden.

— Ein Zweikampf! — ein Zweikampf mit Ihnen!

— Mit mir! ja, mit mir! Ihr Rang oder Ihr Name, wenn Sie darauf pochen, soll Sie meiner Rache nicht entreißen. Sie müssen mir Genugthuung geben. Gott sey mein Zeuge, wenn Sie mir sie verweigern, so zertret' ich Sie wie einen Wurm und überall will ich Ihre niederträchtige Feigheit verkünden.

— Wohlan! ich nehme Ihre Ausforderung an.

— So schlagen wir uns morgen, sagte Henry, indem er von seinem Gegner abließ.

— Morgen — hier ist meine Karte.

— Sind Sie von Sinnen, Seymour? sagte William Harley, wenn der Herr durchaus auf eine Genugthuung besteht, so kann er zu den Gerichten seine Zuflucht nehmen. Mag er klagen; mich dünkt, das Rendezvous, wenn hier eines verabredet, war nicht so ganz und gar sündhafter Natur.

Henry sah dem jungen Manne mit einem so durchbohrenden Blick ins Gesicht, daß dieser verstummte; nachdem man hierauf hinsichtlich des Ortes und der Zeit des Zweikampfes, der den folgenden Tag stattfinden sollte, übereingekommen war, ging Henry schnell von dannen, ohne die unglückliche Alice, welcher Susanna in der Noth mit der treusten Sorgfalt beigesprungen, auch nur eines Blickes zu würdigen.

Als Mistreß Aytoun ihre Besinnung wieder gefunden, brachte Susanna sie mit Hülfe des Herrn Seymour zu dem Fiacker, in dem sie hergekommen war. Hierauf kehrten Seymour und William Harley nach London zurück.

VII.

— Bei Gott! sagte William Harley unterwegs, nachdem sie eine Zeitlang stillschweigend nebeneinander hergegangen waren, das ist eine schöne Geschichte! Da kam ich, um Sie von weitem über Ihr Liebchen triumphiren zu sehen und finde Sie mitten ~~in einem~~ Faustkampfe, in welchem Sie, beiläufig gesagt, eben nicht im Vortheile standen! — Was werden unsre Freunde im Club davon halten? Wahrhaftig, lieber Seymour, Sie haben Unglück; mit Ihrem blau geschlagenen Auge werden Sie in den Salons eine schlechte Figur machen — es ist schlimm, doch ist's einmal so!

— Ich verdiente, was mir widerfahren, antwortete Herr Seymour.

— Pah! weil Sie sich verschossen haben in diese kleine ...! Beim Himmel, wenn einem jede Liebesintrigue solchen Unfällen preisgäbe, so möchte man das Handwerk je eher je lieber aufgeben ... An Ihrer Stelle, Seymour, hätt' ich diesem Grobian von einem Ehemann bedeutet ...

— Sie sind ein Narr, William! unterbrach ihn Herr Seymour, mit düsterer Miene. Ein Prozeß ... Skandal!.. das hieße mein Abenteuer, das seine lächerliche Seite nicht minder wie seine widrige hat, unter die Leute bringen ... Nein, nein, eine Kugel macht weniger Aufsehen und führt schneller zur Entscheidung. Das Duell, worauf Herr Aytoun dringt, ist auch mir recht; er ist der Stärkere ... wir wollen sehen, ob er eben so gewandt ist ... Also Morgen; ich zähle auf Sie, William, Sie werden mein Sekundant seyn; stellen Sie sich zeitig ein.

— Gut, morgen!

Die beiden Freunde trennten sich. Herr Seymour verschloß sich in sein Zimmer; William eilte in den Club, wo er sich angelegen seyn ließ, einigen jungen Leuten unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, alle stattgehabten Ereignisse anzuvertrauen. Noch denselben Abend circulirte diese Begebenheit mit Anmerkungen und Auslegungen der mannichfaltigsten Art in den meisten Salons von London.

Alice war in einem Zustande schrecklicher Erstarrung nach

Hause gekommen; bald darauf überfiel sie ein hitziges Fieber, welches die ganze Nacht hindurch währte. Susanna wich nicht von ihrem Bette; grausenhafte Träume quälten die arme Frau; sie hob die Hände empor, als wollte sie die Wahngebilde eines fieberhaft entzündeten Gehirns zurückdrängen: ihre Lippen bebten und in abgebrochenen Reden und Seufzern flehte sie um Mitleid und Erbarmen. Endlich verschaffte ihr das Uebermaß der Ermüdung einige Stunden der Ruhe und Erholung. Als sie aber wieder aufwachte und sich von Susanna alles erzählen ließ, was sich nach ihrer Ohnmacht ereignete, gerieth sie in schreckliche Verzweiflung. Nun begriff sie erst, wie unklug und unüberlegt sie gehandelt hatte; durch eigne Schuld hatte sie sich ins Verderben gestürzt, ihren Ruf, die Ehre, ja selbst das Leben ihres Gatten aufs Spiel gesetzt ... Wie? sie sollte Schuld an einen Zweikampf seyn, der Henry das Leben kosten könnte! ... Ach! der Gedanke brachte sie dem Wahnsinn nah. Unmöglich vermochte sie lange einem so marternden Bilde in ihrer Seele Raum zu geben und zu Hause zu bleiben, ohne einen Versuch zu wagen, die bevorstehende Katastrophe abzuwenden: sie wollte nach London eilen, ihrem Manne alles entdecken, die Ehre und Gewissenhaftigkeit des Herrn Seymour anrufen, den beiden Gegnern auf allen Schritten und Tritten folgen und, sollt' es ihr das Leben kosten, den Zweikampf verhindern.

Mistreß Aytoun vollführte augenblicklich, was sie beschlossen hatte. Trotz der Erschöpfung ihrer Kräfte, reis'te sie nach London in Begleitung Susanna's, ihrer Freundin und Vertrauten, die, zwar nicht erfahrungsreich, ihrer Herrin schon manchen guten Rath gegeben, auf welchen diese leider nur allzuwenig Gewicht gelegt hatte. In ihrer alten Wohnung hörte sie von Betty, daß Herr Aytoun seit zwei Tagen nicht wieder nach Hause gekommen sey. Am Abende seiner Rückkehr wäre er, als er ins Haus trat, Herrn Seymour begegnet, der einen Brief abholen wollte; Herr Aytoun hätte sie darüber zur Rede gestellt und wäre dem Anscheine nach äußerst ungehalten gewesen; seitdem hätte ihn Betty nicht wiedergesehen. Sie wußte nur, daß ihn die Morlands zu sich eingeladen hätten, und daß er bekümmert und verdrießlich von diesen geschieden sey.

Mit jedem Worte dieser Mittheilung ging Alice ein Licht auf, das sie mit Trauer erfüllte; Henry sah Herrn Seymour, mit einem Briefe in der Hand aus ihrer Wohnung kommen! Nun ward ihr Alles klar; sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Morland, Parsons und Bloxham den keimenden Argwohn ihres Gatten befestiget hätten. Daher also der eisige Empfang, welcher ihr von Seiten Henry's geworden! ... Aber sie beschloß, ihm die ganze Wahrheit zu enthüllen, sollte sie auch sein Zorn zermalmen, sollte sie auch seiner Liebe entsagen müssen ... Arme, unglückliche Alice! wo aber weilte er jetzt? wo sollte sie ihn inmitten der ungeheuern Stadt aufsuchen, wo ihn finden, ehe es zu spät war, um den schrecklichen Zweikampf zu verhindern? ... Alice rang die Hände vor Verzweiflung. Im Paroxismus ihres Schmerzes überwand sie ihren Widerwillen, unterdrückte ihren Groll und ihren Stolz, und eilte, in Thränen zerfließend, von einer zur andern ihrer drei Nachbarinnen.

Die erste war ausgegangen; die andern hörten unter vielen Ausrufungen der Verwunderung an, was Alice ihnen erzählte. Wie! Mistreß Aytoun wußte nicht, wo sie ihren Mann antreffen würde; er wäre weder nach Hammersmith noch nach seinem Hause in der Strandstraße zurückgekehrt; in der That, die Sache, meinten sie, wäre äußerst seltsam! ... Uebrigens wüßten sie selbst nicht, was aus Herrn Aytoun geworden. Sie riethen Alice, sich bei den Herren Karl nach ihrem Manne zu erkundigen.

Alice eilte schnell dahin; hier aber wartete ihrer eine neue Täuschung. Henry hatte seine Prinzipale am Morgen des vorigen Tages verlassen; seit diesem Augenblicke war er nicht wieder dort erschienen.

Mistreß Aytoun wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Das einzige Mittel, das ihr übrig blieb, war, Herrn Seymour aufzusuchen; — sie ergriff es, ohne auf die Schicklichkeit Rücksicht zu nehmen. Die Wohnung des Dandy war ihr nicht unbekannt. Und noch einmal fuhr sie in einem Fiacker durch die Straßen London's und zählte Minuten und Sekunden! Die Bedienten des Herrn Seymour empfingen sie mit einer etwas spöttischen Höflichkeit; auf alle Fragen, welche Alice an dieselben richtete, wußten sie nichts weiter zu antworten, als daß ihr Herr in aller Frühe mit einem seiner Freunde ausgegangen, und daß sie nicht wüßten, wohin er gegangen sey, und wann er zurückkommen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Ein vorherrschender Zug in dem Charakter der Engländer ist Gewinnsucht; jeder speculirt, wie er Geld machen will, weil ohne dieses Niemand achtbar und ehrenhaft (respectable) ist. Auf diese Weise werden in vielen Fabriksörtern die Arbeiter nicht in baarem Gelde bezahlt, sondern, wenigstens zum Theil, durch Tausch, nach dem truck system: die Fabrikherren lassen in verschiedenen Krambuden und Läden Alles verkaufen, was ein Arbeitsmann nöthig hat, Zucker, Thee, Kaffee, Seife, Hemden u. s. w. Statt des Geldes erhält er Bons, welche in den Buden angenommen werden; allein Das, was man ihm dafür gibt, ist immer schlechter und theurer, als bei Krämern, welche gegen baares Geld verkaufen. Dabei wird er auf diese Weise abgehalten, sich ökonomisch einzurichten und zu sparen: die dargebotene Gelegenheit verleidet ihn zu Einkäufen, die er sonst nicht würde gemacht haben; hätte er baares Geld erhalten, so würde er vielleicht einen kleinen Theil seines Lohns wöchentlich in eine Sparbank gelegt haben. So nachtheilig sind die Folgen dieser Art der Bezahlung der Fabrikarbeiter gewesen, daß sie im Parlament zur Sprache gekommen sind, und dieses seine Mißbilligung des Verfahrens der Manufacturbesitzer ausgesprochen hat. Aber verboten ist es bis jetzt nicht. Andere machen einen Schenkwirth zu ihrem Agenten, welcher ihnen jährlich etwas dafür vergütet, daß er ihre Arbeiter annimmt und ihnen am Ende der Woche ihren Lohn ausbezahlt, so viel davon noch, nach Abzug dessen, was sie ihm für Bier und Branntwein schuldig geworden, übrig ist. Ueber dieses Verfahren haben besonders die Londoner Kohlenarbeiter geklagt, welche bei dem Ausladen der Kohlenschiffe und dem Transport der Kohlen in die Umgegend von London, so wie in London selbst gebraucht werden: wenn sie tapfer trinken, behalten sie ihre Arbeit und werden von dem Schenkwirth protegirt, sonst aber entläßt er sie und versucht es mit Andern. So ist das, was am Ende der Woche einem Kohlenarbeiter ausbezahlt wird, zum Unterhalt seiner Familie nicht hinreichend, welche sich oft in größter Noth befindet. Das Parlament hat sich überhaupt gegen die Bezahlung des Lohns in Schenken erklärt, allein es ist noch keine Verordnung erlassen, dies Uebel abzuschaffen, welches offenbar zum unmäßigen Trinken verleitet. Die untern Volksklassen ergeben sich ohnehin leicht dem Laster der Trunkenheit: der Prediger an einem großen Gefangenhause machte dem Lord Ashley die

Bemerkung, daß Dreiviertel der begangenen Verbrechen aus Unmäßigkeit im Trinken entständen, und der Dr. Corcelles, welcher bei dem Irrenhause zu Wakefield angestellt ist, rechnet, daß ein Drittel der Fälle von Wahnsinn in jener Anstalt von Trunksucht herrührten. Man schätzt die Summe, welche in England für hitzige Getränke jährlich ausgegeben wird, auf nicht weniger als 25,000,000 Pfd. St. Bierhäuser und Schenkstuben sieht man in London nicht bloß in allen Straßen, sondern in einer einzigen sind oft drei und vier. Es ist in London gar nichts Seltenes, daß Leute von einem Bierhause in das andere gehen; Geschäfte aller Art, werden bei Ale und Branntwein abgemacht. Kein Wunder, daß der Staat unter diesen Umständen jährlich so bedeutende Ausgaben hat für die Bestrafung von Verbrechen, und den Unterhalt von Verhafteten. Sie betrugen im Jahr 1841 nicht weniger als 604,965 Pfd. St. Darunter waren 137,449 Pfd. St. für Gefängnisse, 129,163 Pfd. St. für Zuchthäuser, zusammen 266,612 Pfd. St. Die Kosten des gerichtlichen Verfahrens gegen Angeklagte betrugen 170,521 Pf. St., des Transports von Deportirten 8,195 Pfd. St., von andern Gefangenen 23,242 Pfd. St., von Vagabunden 7,167 Pfd. St. Nicht in allen Grafschaften England's besteht eine Landpolizei, sie ist nur in einigen, wo sie gewünscht wurde, eingeführt, verursachte aber doch eine Ausgabe von 139,228 Pfd. St.

Zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der untern Volksklassen, hat der Minister Sir James Graham jetzt zwei Gesetzentwürfe bearbeitet, welche den Unterricht der heranwachsenden Jugend bezwecken. Der eine betrifft die Errichtung von Distriktsschulen in Städten, für Kinder armer Eltern, und solcher, die sie freiwillig hinsenden, jede für einen Bezirk, dessen Diameter 15 englische Meilen beträgt; der andere beabsichtigt die Errichtung von Schulen in den Fabrikgrafschaften, und es sollen keine Kinder in den Manufacturanstalten arbeiten, wenn sie nicht auch die Schule ihres Ortes besuchen. Beide Gesetzentwürfe werden ohnstreitig die Genehmigung des Parlaments erhalten, — es ist aber nicht zu erwarten, daß sie viel leisten werden. Bei den Armenschulen ist kein Zwang, Kinder hinzuschicken, und so lange dieser fehlt, werden die meisten Eltern ihre Kinder zu Arbeiten anhalten, damit sie etwas verdienen; ist es auch der Wunsch der Eltern, daß ihre Kinder in die Distriktsschule gehen, so fehlt es doch an einer guten Schulordnung zur Unterstützung und Förderung dieses Wunsches. Der Gesetzentwurf zur Errichtung von Fabrikschulen gestattet Kindern im Alter von 8 — 13 Jahren täglich $6\frac{1}{2}$ Stunden in den Manufacturen zu arbeiten; wenn sie nun so lange gearbeitet, sind sie ermüdet, und es kann nicht viel Lust da seyn, sich in der Schule zu unterrichten. Ueberhaupt aber fehlt es an tüchtigen Volksschullehrern; man hätte mit einem Schullehrerseminarium den Anfang machen sollen. Zur Zeit der Kirchenreformation in England geriethen die meisten Klöster, deren Ländereien, Zehnten ꝛc. in den Besitz einflußreicher Familien, welche Verbindungen hatten, sich ihrer zu bemächtigen. Auf diese Weise gehört ein großer Theil des Grundes und Bodens von London dem Herzog von Bedford, namentlich der ganze Distrikt von Coventgarden. In Deutschland wurden die eingezogenen Klostergüter zur Errichtung von Schulen und Armenanstalten verwandt. So fehlt es nun in England an den Mitteln zur Dotirung von Volksschulen. Die gedachten Gesetzentwürfe verfügen, daß die neuen Armenschulen durch eine Erhöhung der Armensteuer unterhalten werden sollen, die Fabrikschulen aber durch einen wöchentlichen Abzug von dem Verdienst der arbeitenden Kinder. Gegen die letztere Maßregel werden die Eltern Einwendungen machen, und gegen die erstere die Steuerpflichtigen: in einer Zeit, da die Armensteuer ohnehin schon so beträchtlich ist, und der Lohn der Arbeiter in den Fabriken so gering, ist nicht zu erwarten, daß Schulen gedeihen könnten, ohne vom Staat mit Fonds versehen zu seyn. Wird man nun in diesen Schulen nach der Bell- und Lancasterschen Methode unterrichten lassen, welche vor dreißig Jahren so viel Beifall fand und von welcher selbst Niemeyer in seinen Briefen über England sagte, sie leiste viel, Schüler könnten sich unter ihrer Anwendung in kurzer Zeit eine große Masse von Kenntnissen erwerben? Jetzt sind Die, welche damals nach jenem System unterrichtet wurden, erwachsen, und was ist aus ihnen geworden? Sie sind Socialisten und Chartisten; ihre Geisteskräfte wurden nicht geübt, man suchte sie nicht zu verständigen, bedachtsame Menschen zu bilden, und sie begriffen nie ihre Pflichten gegen den Staat und ihre Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft. Der Minister Graham äußerte, bei Einführung der gedachten Gesetzentwürfe im Parlament: „The simultaneous system is the best that has been divised, die Methode, da Alle in der Schule mit Einem Gegenstand beschäftigt werden, ist die vorzüglichste.“ Es wird aber schwer seyn, englische Schüler, welche mehr als auf dem Kontinent gewöhnlich, ohne Zwang seyn wollen, daran zu gewöhnen. Bis jetzt ist in den englischen Schulen, wo oft 20, 30 und mehr beisammen sind, die Einrichtung, daß jeder sich mit dem beschäftigt, was ihm gefällt; der eine rechnet, der andere schreibt, der dritte lernt etwas auswendig, der vierte präparirt sich auf eine Lection im Virgil u. s. w. Jeder sitzt, wo es ihm gefällt, und wechselt seine Stelle nach Belieben. Der Lehrer sitzt hinter einem Pult (desk) und nimmt einen Schüler nach dem Andern vor, sieht nach, was sie geschrieben, gerechnet haben, oder läßt Jemand einen Abschnitt aus dem Cäsar übersetzen u. s. w. Dies heißt in der Kunstsprache „to hear a boy, einen Schüler verhören.“ Während er so mit Einem beschäftigt ist, sind aber die übrigen nicht Alle ruhig, sie treiben Unfug, einer frägt den Andern um etwas, dieser erklärt ihm eine Schwierigkeit, und oft wird der Lärm so stark, daß der Lehrer sein eigenes Wort nicht hören kann, daher er in jeder Lection genöthigt ist, wiederholt sein mahnendes „silence, Ruhe!“ ertönen zu lassen. Auf die Länge würden doch seine Anstrengungen allein nicht hinreichend seyn, die bewegte Menge einigermaßen zu zügeln, daher noch ein Hülfslehrer (tutor, monitor) da ist, welcher, wenn es zu schlimm wird, auch silence! ausruft, sich bald zu diesem, bald zu jenem Schüler setzt, welcher besonders unruhig ist, und Diejenigen in ihren Arbeiten forthilft, welche sich an ihn wenden. Wenn die Schüler bei dieser Art der Schulhaltung noch etwas lernen, so ist es nicht sowohl durch den Unterricht, als durch das Beisammenseyn, indem einer etwas von dem Andern hört oder ihm etwas absieht. Aber geregelte Kenntnisse können auf diese Weise nicht mitgetheilt, an Ordnung können die Schüler bei der Ungebundenheit, die ihnen gestattet ist, nicht gewöhnt werden. Das simultaneous system würde erfordern, daß jeder Schüler sein eigenes Buch hätte, um darin bei dem Uebersetzen eines Schriftstellers nachzulesen, seine eigene Landcharte, um den Vortrag über Geographie zu benutzen. Jetzt ist aber die Einrichtung, daß der Schulhalter die nöthigen Bücher anzuschaffen übernimmt und dafür den Eltern etwas berechnet. Um nun das Schulgeld billig stellen zu können und doch keinen Schaden dabei zu haben, oder um, wenn seine Verbindungen es ihm erlauben, ein hohes Schulgeld zu fordern, desto mehr zu gewinnen, hält er für alle seine Schüler einen einzigen Atlas der Geographie, schafft zwei oder drei Exemplare eines Schriftstellers an, und sein ganzer Vorrath von abgenutzten Büchern besteht oft nur aus 20 oder 30 Bänden! Darunter spielen die englischen Catechismen von Pinnock eine Hauptrolle. Ein Engländer, welcher neuerlich ein Werk über Deutschland, wo er sich einige

Jahre aufgehalten, herausgegeben hat, bedauert es, daß es der deutschen Literatur an der ganzen Klasse von Jugendschriften fehle, welche in England unter dem Namen von Catechismen bekannt ist und welcher die Schriften von Pinnock zum Muster dienten. Sie fehlt nun nicht in der deutschen Literatur; in Leipzig sind eine Menge Catechismen über Geographie, Geschichte, Arithmetik ꝛc. erschienen; sie sind mit mehr Sorgfalt bearbeitet als die englischen, haben aber keinen solchen Eingang gefunden, wie in England, wo die Untüchtigkeit der Lehrer es nothwendig machte, ihnen zu Hülfe zu kommen und die Wissenschaften in Fragen und Antworten zu zerlegen. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Paris, 16. März.) Das Centralconsistorium der Israeliten Frankreich's hat unterm 15. März an Herrn L. H. Loewenstein, Verfasser der Damascia, für Uebersendung des zu diesem Werke erschienenen Anhangs, unter dem Titel: „Stimmen berühmter Christen" ꝛc. (s. darüber Konvers. Bl. Nr. 7 l. J.), die nachfolgende Dank-Adresse erlassen: „Ew. Wohlgeboren! Wir haben, zugleich mit dem Schreiben, womit Sie uns unterm jüngsten 2. Dez. beehrt, eine von Ihnen unter dem Titel: „Stimmen berühmter Christen über den Damaszener Blutprozeß" herausgegebene Schrift erhalten, worin die Erklärungen ausgezeichneter christlicher Gelehrten Deutschland's hinsichtlich der wider unsern religiösen Glauben erhobenen, unvernünftigen Anklage, die Einigen unserer Brüder zu Damaskus das Leben gekostet hat, enthalten sind. Wir danken Ew. Wohlgeboren für die Einsendung dieses Buches, welches die Vervollständigung des ausgezeichneten Werkes bildet, das Sie früher über dieselbe schreckliche Verfolgung veröffentlicht haben. Nachdem Sie es sich zur Aufgabe gemacht, die wahrhaften Grundsätze unserer Religion an's Licht zu setzen und eine gehässige Anklage zurückzuweisen, kam es Ihnen zu, durch das Zeugniß hervorragender Männer eines andern Glaubens, den Beweis zu führen, wie der israelitische Glaube vor Menschenblut Abscheu hat und wie nur der Fanatismus die wieder denselben gerichtete Anschuldigung wieder aufzufrischen vermochte. — Wir haben die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß wir die Niederlegung Ihres Werkes in den Archiven unserer Verwaltung verfügt haben, und bitten Ew. Wohlgeboren, den wiederholten Ausdruck unserer besondern Hochachtung zu genehmigen. Die Mitglieder des Centralconsistoriums: (gezeichnet) Worms de Romilly, Präsident. Ad. Crémieux Vice-Präsident. M. Cerfberr. Anspach. M. Maas. Halphin. Raphaël ainé. M. Polack, Secretair."

*** (Dresden, 26. März.) Leider scheint es nur zu gewiß, daß wir die ausgezeichnete Künstlerin Schröder-Devrient aus ihren hiesigen Verhältnissen scheiden sehen. Gestern gaben ihr die Mitglieder des Hoftheaters in Verbindung mit der musikalischen Capelle ein Abschiedsdiner im Saale des Kaufmanns-Vereins. Die Künstlerin war selbst sehr tief bewegt, und so herrschte Anfangs ein schwermüthiger Ernst, bis der Generaldirektor beider Institute, Geheime Rath von Lüttichau, einen Toast auf Se. Majestät den König und das königliche Haus ausbrachte, welcher die Gemüther erhob und belebte. Daran kettete sich ein schöner vierstimmiger Männergesang, und ihm folgte der Vortrag eines trefflichen Abschiedsgedichts an die Gefeierte, durch den Theaterarzt Dr. Noak, welches ein schallendes Hoch und die Uebergabe eines Lorbeerkranzes an die seiner Würdige begleitete. Nicht minder gelungen war das Gedicht, welches der Hofschauspieler Heine dann mittheilte, und in welchem der Todestag Beethoven's, der auf denselben Tag fiel, Veranlassung gab, der unerreichbaren Darstellerin von dessen Fidelio den verdienten Preis zuzuerkennen. Dem Ausbringen eines dankbaren Hoch an ihren verehrten Chef durch den Veteran Werdy, schloß sich nun wieder der Gesang eines heitern Gedichts nach der Melodie: „Du stolzes England", von Fräulein Wüst vorgetragen, und im Chore mit lautem Jubel gesungen, an, worin scherzhafte Fragen und Antworten gestellt waren, die das Lob der Künstlerin, welcher die Feier galt, in keckem Humor priesen, und ihr Veranlassung gaben, mit wahrer Rührung selbst ihren Dank, wie die Hoffnung, bald diese ihr so theuer gewordenen Umgebungen wieder zu sehen, auszusprechen. Hofrath und Vicedirector Winkler ergriff noch die Gelegenheit, zu den herrlichen Worten Schiller's „der freisten Mutter freie Söhne u. s. w." einen dichterischen Commentar zu sprechen und auf das Gedeihen der hohen, göttergleichen Kunst die lauteste Acclamation zu lenken. Gespräch und Gesänge wechselten dann an der belebten Tafel, bis die spätere Abendstunde die Versammelten trennte. (Leipz. Ztg.)

*** (Auch eine Art von Oeffentlichkeit.) In Gubitz' „Volks-Kalender für 1843" sind die altdeutschen Strafmittel gegen Säufer und Verleumder besprochen und bildlich dargelegt, auch empfohlen. Jetzt hat ein Dorfschulze an der Saale ein ähnliches Mittel gegen Dieberei angewendet. Einen Knecht, den er zum Geständniß brachte, seinem Herrn Stroh gestohlen zu haben, ließ er das wieder herbeigeschaffte Stroh auf einer langen Stange in kleinen Bündeln nach und nach wieder dahin tragen, wohin es gehörte, zum Erstaunen, zur Warnung, aber auch zu großem Jubel der zuschauenden Dorfbewohner, die von allen Seiten und aus der Ferne sogar herzu kamen. Der Schulze meint: er wollte auch einen Versuch auf seine Art mit der gewünschten Oeffentlichkeit machen. (Gesellschafter.)

*** Halm's „Was Liebe sey zu sagen," von einer holländischen Dame in ihre Muttersprache übersetzt:

Myn hart, ik moet U vragen,
Wat is toch liefde? spreek!
„Twee zielen, een behagen,
„Twee kwellen, eene beek."

En spreek: van war komt liefde?
„Zy komt eer men het weet!"
En zeg: hoe vlucht de liefde?
„Zy was geen' die ooit sleet!"

Wanneer is liefde zuiver:
„Als zy zich zelf vergeet."
En wanneer is zy't diepste?
„Als zy zich niets vermeet."

Wanneer ten top van luister?
„Wanneer zy geeft, en vindt."
En zeg hoe spreekt de liefde?
„Zy spreekt niet, zy bemint. (Hamb. Beobachter.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 2. April. (Auf vieles Verlangen) Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Abtheilungen von Herrmann. (Sechste Gastrolle) Tanne-Windmüller: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 93. 3. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

Alice entfernte sich schnell, um der unverschämten Neugierde der Bedienten zu entkommen; sie war ganz bestürzt, ihre letzte Hoffnung war verschwunden. In unbeschreiblicher Herzensangst überließ sie sich fast willenlos der Leitung Susanna's; sie schlugen wieder den Weg nach Hammersmith ein und gingen durch den Garten von Kensington, indem sie die am meisten besuchten Promenaden vermieden. Susanna kannte ihre Gebieterin und sie hielt dafür, daß die freie Luft und Bewegung ihr wohl thun würden.

An der Ecke einer Allee befanden sie sich plötzlich der Mistreß Morland gegenüber. Sie war nicht allein; sie stützte sich auf den Arm eines jungen Mannes, mit dem sie in eine sehr lebhafte Unterredung vertieft zu seyn schien. Als sie Alice und Susanna erblickte, gerieth sie augenscheinlich in Bestürzung; sie hatte indessen Erfahrung genug, um auf den ersten Blick einzusehen, was die Eigenthümlichkeit ihrer Lage erheischte. Sie sagte ihrem Begleiter einige Worte ins Ohr; dieser verschwand sogleich unter den Bäumen, und mit unbefangener Miene redete sie Mistreß Aytoun an. Diese war so ganz in ihren Kummer versunken, daß sie nichts bemerkte. Susanne hatte heller gesehen.

— Ei du mein Gott! rief Mistreß Morland, wer hätte glauben sollen, Sie in dieser Stunde hier zu treffen, Mistreß Alice? ... Ich ging nach Hammersmith, um Sie zu besuchen, und einer meiner Verwandten begleitete mich durch den Garten; ich ließ ihn aber fortgehen und will nun bei Ihnen bleiben. Gerechter Himmel! Mistreß Alice, was ist Ihnen denn zugestoßen? Sie sind ja ganz bleich und niedergeschlagen ... Ja, ich glaube, Sie haben sogar geweint.

Im Ergusse ihres Schmerzes erzählte ihr Alice einen Theil ihrer Leiden und Besorgnisse. Was sie indessen verbergen zu müssen glaubte, das errieth jene. Mit boshafter Freude vernahm sie, was Mistreß Aytoun ihr vertraute: Mittheilungen, um derentwillen sie sich entschlossen hatte, nach Hammersmith zu gehen. Sie wäre zwar nicht so frühzeitig von Hause weggegangen, wenn sie nicht unbezweifelt die Absicht gehabt hätte, eine oder zwei Stunden in den Gärten von Kensington zu verweilen. Zu welchem Zwecke? Das sollte ihr Geheimniß seyn ... man darf glauben, daß es nicht das Geheimniß der Mistreß Morland war.

Wie dem auch sey, sie bestand darauf, Mistreß Aytoun nach Hammersmith zurückzugeleiten. Diese hatte nicht den Muth, dagegen etwas einzuwenden. Mistreß Morland reichte Alice den Arm und beide Frauen wanderten zusammen nach Mistreß Aytoun's Wohnung; hier fanden sie die Parsons und Bloxham, die zum Besuche ihrer vormaligen Nachbarin gekommen waren und, von gleicher Absicht wie Mistreß Morland beseelt, die Rückkunft der jungen Frau erwarteten.

Wie erging es mittlerweile Henry Aytoun? Nach dem Auftritte im Park, wollte er weder nach Hammersmith zurückkehren, noch seine Wohnung in der Strand-Straße betreten. Er hatte ein Zimmer in einem Hôtel gemiethet, das am andern Ende der Stadt, aber nicht weit von dem Orte entfernt lag, welcher zum Kampfsplatz ausersehen worden war. Wie lang ward ihm die Nacht! Er brachte sie zum Theil mit Schreiben zu, und als die Stunde schlug, begab er sich allein nach dem Ort der Zusammenkunft.

Jenes Spiel, wobei sich zwei Menschen, wer sie auch seyn mögen, gegenüberstehen, um auf Leben und Tod mit einander zu kämpfen, ist ein furchtbares Spiel! Der Augenblick, der entscheiden soll, ob man seinen Gegner tödten oder selbst getödtet wird, hat etwas wahrhaft Feierliches; ist dieser Augenblick gekommen, dann kann sich auch das unerschütterlichste Herz einer bangen Regung nicht erwehren. Und dennoch sah Henry dieser schrecklichen Alternative mit wahrer Lust entgegen. Ihm war sie nicht schrecklich. Was kümmerte ihn der Tod? Das Leben war ihm nur noch eine verhaßte Bürde, von welcher er befreit zu seyn wünschte. Doch mochte er nicht sterben, ohne sich gerächt zu sehen.

Er hatte nicht nöthig, lang auf seinen Gegner zu warten. Herr Seymour und William Harley stiegen aus dem Tilbury, der sie hergeführt: mit schnellen Schritten eilten sie ihm entgegen.

— Sie kamen allein? frug William Harley, ernster, als er gewohnt war.

— Allein, antwortete Henry Aytoun.

— Aber, mein Herr, fuhr der junge Mann fort, ich muß Ihnen bemerken, das streitet gegen alle Ordnung; Sie bedürfen durchaus eines Sekundanten.

— Wozu? Sind Sie nicht hier; Sie mögen diesem Herrn wie mir, als Sekundant dienen.

— Ich sage Ihnen noch einmal, mein werther Herr, auf diese Weise können wir nicht zu Werke gehen; ich duld' es nicht. Ihre Unkenntniß der Duellgesetze gibt mir keine vortheilhafte Meinung von Ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen, und wenn Sie fallen ...

— Wenn ich falle, unterbrach ihn Herr Aytoun, so wär' es um so besser!

— Das ist kein Grund.

— Ich sag' Ihnen aber, daß ich mich schlagen will ... und ohne Zeugen schlagen will ... Zeugen! mein Gegner würde wohl fünfzig lieber als einen mitgebracht haben ... ich aber!

— Enden wir diesen Wortwechsel, sagte Herr Seymour, näher tretend; dort seh' ich einen jungen Mann in Matrosenkleidung. Herr Aytoun wird ihn leicht bewegen, Zuschauer unsers Kampfes zu seyn.

Henry und William Harley setzten mit wenigen Worten dem Matrosen, nachdem derselbe näher gekommen war, die Art des Dienstes auseinander, den man von ihm in Anspruch nahm. Einige Schillinge beschwichtigten alle seine Bedenklichkeiten; er verstand sich dazu, die Obliegenheiten eines Sekundanten zu übernehmen.

— Ich will des Teufels seyn, wenn ich mich auf das verstehe, was Sie von mir verlangen, sagte er zu Henry Aytoun! ich sah in meinem Leben nur Kämpfe, wobei man sich mit Fäusten schlägt, zwischen Bibbett und John Pepilow ... Und womit schlagen Sie sich denn, mein Herr?

— Auf Pistolen ... in einer Entfernung von zehn Schritten ... von zwei Pistolen ist eine nur mit einer Kugel geladen; unter beiden wird gewählt.

— Bravo! das heißt ächt seemännisch sprechen ... Potz tausend, wählen Sie mir gut! und wenn alsdann der kleine Herr dort mit dem Schnurbart sich mit einem Matrosen der Brigg **Albion** messen will ... versteht sich mit der Faust!.. denn mit Pistolen ...

Henry gebot ihm Stillschweigen. Die Bedingungen, die er festsetzte, wurden von Herrn Seymour angenommen, und die Zeugen schritten sogleich zu den Vorbereitungen, die bald beendiget waren. Von beiden Waffen, die man auf dem Boden niedergelegt, nahmen Herr Seymour und Henry nach der Reihe jeder eine; hierauf kehrten sie nach der Stelle zurück, welche das Loos ihnen angewiesen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt.

Die Blumenausstellung im Frühjahr 1843.

Sie geht uns wie ein buntgefärbter Traum vorüber, der uns mit den freundlichsten Bildern umschwebt und nach seinem Zerstäuben wieder der nackten Wirklichkeit übergibt. Da war der Donnerstag, Freitag, Samstag und Sonntag, vier illustrirte Tage in dem so oft unfreundlichen Treiben auf dem Felde der Blumistik. Ich kann, um gärtnerisch zu reden, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Blumenausstellungen oft ein passendes Symbol in einem Mistbeet finden. Oben grünt und blüht und lacht alles, aber unten sind die minder sauberen Stoffe, und die liebe Frucht hat viel zu thun, um den bösen Dunstkreis durch ihr Umduften vergessen zu machen.

Die Blumenausstellung ist diesmal schöner, als je, ihre Hauptzierde sind, wie gewöhnlich, die Camellien, deren ungewöhnlich üppiger Blüthenstand für den minder reichhaltigen Rhodoraceen-Flor entschädigt. Wenn man bedenkt, daß sie nur aus einer Section der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste 2c. 2c." hervorgeht, so könnte man schon daraus auf das bedeutungsvolle Wirken des unter Leitung des Präsidenten **Wöhler** stehenden Vereines schließen. Man hatte diesmal besonders das Preisrichteramt aus tüchtigen, praktisch gebildeten Männern zusammengesetzt, und es entschieden über die Ertheilung der Medaillen: die hiesigen Kunst- und Handelsgärtner Herren **Bock**, **Scheuermann** und **Ott**, und außerdem noch Herr Garteninspector **Schnittspahn** und Herr Hofgärtner **Noack** aus Darmstadt.

Die Camellien-Concurrenz, um den ersten Preis, war, obgleich nur von den Herren **Rinz** und **F. Grüneberg**, Sohn, eröffnet, eine der stärksten. Es bewarben sich unter mehr als zwanzig von Herrn **Rinz** zum ersten Male exponirten neuen Camellien, vorzüglich: Varischi, Bellina major, Floys Virginica und alba illustrata, um den ersten Preis. Da für das Erringen des Preises indeß nur zwei Camellien nöthig waren, so concurrirten Varischi und Bellina major ausschließlich. Die Preisbewerbung des Herrn **F. Grüneberg** Sohn, beruhte auf den ebenfalls dahier zum erstenmale blühenden Camellien Climax, Prince Albert und Schachkönigin. Es ist hier am Orte, die Concurrenzpflanzen näher zu beschreiben. Die würdigste Camellia aus der Sammlung des Herrn **Rinz** war Floys Virginica. Den höchsten Anforderungen der Blumistik zwar nicht entsprechend, ist die Pflanze dennoch von dem entschiedensten Charakter. Die Blume ist ungewöhnlich groß, hält ihre starken Petalen frei nach vorne gebogen, und ist tief rosa mit ziegelrothem Anfluge. Varischi ist der bekannten Cruciata ähnlich, und hat, wenn sie ganz aufgegangen, sternförmigen Bau. Bellina major hat ziemlich regelmäßige Füllung, hält ihre Petalen etwas locker zusammen, und macht in der Mitte einen kleinen, mit Staubfäden durchwachsenen Büschel.

Die Hauptblume der Grüneberg'schen Sammlung war Climax, eine Camellia vom ersten Range, weißblühend, mit regelmäßigem Centifolien-Bau und kreisförmig ineinandergedrängten, concav sich präsentirenden Petalen. Auch Prince Albert müssen wir eine Prachtblume nennen, ihre Farbe ist leuchtendes Rosa-Carmin, die bis ins Centrum regelmäßig gebaute Blüthe wird nach innen zu heller, und obgleich die inneren Blumenblätter etwas spitz zulaufen, stehen sie mit den äußeren in vollkommener Harmonie. Zarter noch ist Schachkönigin, eine Camellia von dem reinsten durchsichtigsten Weis, die Pedalen liegen dachziegelförmig, sanft angeschwollen übereinander, und sind bis ins Innerste regelmäßig gewachsen. Auffallend edel ist das Pflanzenblatt, das dem der Camellia Donkelaarii sehr nahe kommt. Die Jury ertheilte den Camellien Climax und Prince Albert aus der Sammlung des Herrn **F. Grüneberg** Sohn, den ersten Preis, eine große goldene Medaille. Eine kleine goldene Medaille, erhielt Herr **Rinz** für sechs der bestcultivirten Camellien und das Accessit zu diesem Preis, Herr Baron von **Rothschild**. Ferner wurde der Kennedia Maryattae, pannosa, Choryzema Dicksonii, Leucopogon verticillatus, Hovea purpurea und Dyllwinia cinerascens, aus der Sammlung des Herrn **Neder**, eine kleine goldene Medaille zuerkannt. Silberne Medaillen erhielten: Clematis bicolor des Herrn **Gogel**, Magnolia striatiflora des Herrn Baron von **Rothschild**, Acacia brevifolia des Herrn **Rinz**, die Rhodoraceen des Herrn Baron von **Pronay**, und als Accessit zu letzterem Preise die Rhododendron des Herrn **F. Grüneberg** Sohn. Außerdem wurden noch gekrönt Rosa bengalica Madame Bréon, und eine Collection Rosen des Herrn **Rinz**, die Ericen des Herrn Baron von **Rothschild** und dessen Cinerarien, und als Accessit zu diesem Preise die aus der Sammlung des Herrn **Süßmayer**. Die Violas des Herrn **Neder**, die Gemüse des Herrn **Keller** und **Lichtweis** erhielten ebenfalls silberne Medaillen; die der unbeschränkten Wahl der Richter überlassenen Preise erhielten die Amaryllis des Herrn **Schulz** in Hanau, die Namenszüge von getrockneten Blumen des Herrn **Süßmayer**, und die Fuchsia, aus der Sammlung des Herrn von **Bethmann**. Bewundernswerth waren die Prachtexemplare der Camellien-Sammlungen der Madame **Belli-Gontard** und des Herrn **J. Stern**.

Ich kann diesen Aufsatz nicht schließen, ohne des vortrefflichen Arrangements des Herrn **Sester** zu erwähnen, das wir diesem eben so tüchtigen, als bescheidenen Manne jedes Jahr verdanken. Es fehlt Herrn **Sester** nie an neuem Aufwande von Geschmack und an der nothwendigen Bereitwilligkeit, Zeit und Mühe auf das Schaffen eines schön contrasti-

renden Hintergrundes zu verwenden. Mögen seine wohlharmonirenden Compositionen ein Sinnbild der Eintracht und des neidlosen Zusammenwirkens jeder vermögenden Kraft in dem geräumigen Garten Florens werden. Sie hat in ihrem Terrain so mütterlich für uns gesorgt, die Wege so breit, der Mittel, ihr zu opfern, so viele geschaffen, daß ein störendes Zusammenprallen der Kräfte nur muthwillig herbeigeführt werden kann. Wer ruhig seine Bahn wandelt, dem streut sie als Beschützerin Blumen in den breiten Weg.

Dr. Felix Bamberg.

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Seit mehreren Monaten bildet der Zustand des hiesigen Zollamtes einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Es war bei der Regierung Anzeige von bedeutenden Zolldefraudationen gemacht, und es wurde daher eine Commission zur Untersuchung der Sache niedergesetzt. Ihr Bericht ist bis jetzt noch nicht erschienen, wird auch vielleicht nie gedruckt werden, weil die allgemeine Bekanntmachung der ausgeübten Betrügereien und der Mittel, welche man dabei anwandte, Manche verleiten möchte, sich in ähnlicher Art zu versuchen, zugleich mehr Vorsicht anzuwenden und die Erfahrungen früherer Schmuggler zu benutzen. Gewiß ist, daß einige sehr bedeutende Handlungshäuser dabei implicirt sind; man bestach bald die Landungsaufseher (landing waiter), bald die Wachschiffer, bald die Beamten im Zollhause, Secretaire, Schreiber, Visitatoren (searchers) ꝛc.; zuweilen ließ man das zu erlegende Zollgeld auf Rechnung setzen, wovon oft die Folge war, daß es ganz verloren ging. Mehrere Zollbeamte sind bereits suspendirt; zwei Landungsaufseher und ein Zollhaus-Agent sind entflohen, und es ist auf ihre Verhaftung in öffentlichen Blättern ein Preis gesetzt. Ein sehr großes Handlungshaus, gegen welches ein gerichtliches Verfahren eingeleitet werden sollte, verstand sich lieber zu einer Strafe von 160,000 Pf. St. Andere Handlungshäuser suchen sich auch durch Erlegung einer Geldstrafe gegen einen Prozeß, mit welchem sie der Anwalt des Zollamtes bedrohet, zu schützen; aber die Seidenhändler sind damit nicht zufrieden und verlangen, daß die Schuldigen genannt und nach den Gesetzen bestraft werden sollen. Sie hielten im vorigen Monat eine Zusammenkunft (meeting), und kamen zu folgendem Beschluß. „Die „Betrügereien der Zollbeamten, zuweilen ihre Unwissenheit, „da sie die verschiedenen Sorten von Seidenzeugen nicht zu „klassificiren verstanden, haben es möglich gemacht, die Abgabe „des gesetzlichen Zolles von dieser Waare zum großen Theil „zu vermeiden. Der brittische Fabricant verliert auf diese „Weise den Schutz, welchen ihm das Parlament zusicherte. „Wir hoffen aber, daß in allen Fällen, in welchen der Staat „betrogen ist, die Regierung sich nicht mit den Schuldigen ver„gleichen und die Sache beilegen wird, indem von einer öffent„lichen gerichtlichen Verfolgung mehr Vortheil für das allge„meine Beste zu erwarten, und von künftigen Versuchen ähn„licher Art abschrecken muß." Seitdem ist nun im Sheriffs-Gericht bereits folgender Fall gegen die Seidenzeughändler Dean und Sedgwick verhandelt, oder vielmehr gegen Dean allein, indem sich Sedgwick kurz vorher von der Firma getrennt hatte. Im Februar 1841 erhielt Herr Dean aus Frankreich zwei Kisten mit Seidenwaaren; sein Agent und der Zollbeamte Herr Berners wurden darüber einig, daß die Kisten 50 Pfund wögen, und die Seidenwaaren 40 Pfund, es wurde also der Zoll nur für 40 Pfund bezahlt. Es ergab sich aber bei näherer Erkundigung, daß für die Fracht von Boulogne 1 Pf. St. und 5 Sh. bezahlt waren, welches für 800 Pfund genug gewesen wäre. Der Seidenfabrikant Wilhelm Beckwith erklärte ferner, er habe, nach Verschiedenheit der Seidenzeuge 420, 560, selbst 770 Pfund in die Kisten packen können, welche dem Gericht vorgezeigt wurden. Nachdem Herr Walford, als Anwalt des Zollhauses, die Sache auseinandergesetzt hatte, wünschte er sie weiter zu erläutern und fing an, Herrn Dean zu befragen. Allein sein Advokat, Herr Chambers, rieth ihm, keine Frage zu beantworten, indem dies vielleicht zur weitern Entdeckung ähnlicher Fälle geführt hätte. Die Vertheidigung des Beklagten bestand darin, daß er die Competenz des Sheriffs Gerichts in diesem Fall zu erkennen bestritt, um so mehr, da ein Urtheil desselben nur auf Muthmaßungen gegründet werden könne. Gleichwohl erkannte das Gericht, er müsse noch 262 Pf. St. bezahlen. Dies war sehr mäßig, und aus Nachsicht hatte ihm die Jury nur 350 Pfund angerechnet. Diesem ersten Fall gerichtlicher Verhandlung von Zolldefraudationen, welche die gedachte Commission in Erfahrung gebracht, werden bald andere, zum Theil bedeutendere, folgen. Die Küstenwache ist sehr stark und eine Menge Wachschiffe kreuzen stets umher, um Schmuggler zu entdecken. Gleichwohl ist die Schmuggelei in den letzten Jahren sehr bedeutend gewesen, und der Staat hat sehr dadurch verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ (Frankfurt.) Der Komiker, Hr. Franz Wallner, vom Josephstädtertheater in Wien, ist bereits fünfmal auf unsrer Bühne (als Valentin im „Verschwender" zwei Mal, Rappelkopf im „Alpenkönig und Menschenfeind", Tanne-Windmüller im „Vater der Debutantin" und Weinberl in: „Einen Jux will er sich machen") erschienen und wußte die Theilnahme des Publikums in immer gesteigertem Grade zu erwecken. Herr Wallner ist in dem Genre der Wiener Komik ausgezeichnet. Er spielt mit Lebendigkeit, Laune und ansprechender Gemüthlichkeit; er sucht nicht durch Outriren Beifall zu erzwingen, und es ist augenscheinlich, daß er mit theatralischer Gewandtheit Charakterbilder zu zeichnen sich bemüht. Ein Vorzug, welchen der Gast vor vielen andern Komikern, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, voraus hat, besteht in den hübschen und drastischen Impromptu's, in den bald gemüthvollen, bald witzigen, oft beißenden, aber meist interessanten Couplets, womit er seine Rollen auszuschmücken weiß, und welche er in äußerst ansprechender Weise vorträgt. Wir behalten uns vor, die Leistungen des Herrn Wallner ausführlicher zu besprechen. S.

⁂ Ein wahrer Fastnachtsstreich hat die Einwohner der Gemeinde von Recourt (Nord) belustigt. Eine Hausfrau, welche, nachdem sie wie gewöhnlich den Teig bereitet und Feuer in den Ofen gemacht hatte, erachtete, daß dieses sehr erhitzende Geschäft ein wenig Ruhe erheische, während welcher sie gar wohl einige Gläser neuen Weins trinken könnte. Um diesen vortrefflichen Gedanken auszuführen, nahm sie die Bouteille zur Hand, trank ein Gläschen, dessen befriedigende Wirkung sie zu einem zweiten bewog... dann zu einem dritten, und so fort, bis zum letzten, dessen Zahl man nicht kennt. Da der gute Wein die Wirkung hat, seine Lieblinge aufzuheitern, so träumte, wie es schien, die Arbeiterin, daß ihr Geschäft zu Ende wäre, und, um von ihren Beschwerden auszuruhen, ging sie taumelnd nach ihrem Bette, unter dessen Decke sie, vor dem Trunk, ihren gährenden Teig gelegt hatte.

Sie streckte sich in ihrer ganzen Länge auf diesen weichen Divan, der sie bald vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, so daß sie die Gestalt einer ungeheuern Pastete hatte, welche, wie eine Orgelpfeife, im Augenblick schnarchte, als man sie in ihrem komischen Zustande entdeckte.

*** (Der Komet und die Sündflut.) Man hat in England herausgebracht, daß die noahische Flut durch einen Kometen und zwar durch den Halley'schen veranlaßt worden ist. Die Berechnung trifft auf ein Haar zu und stellt sich, wie folgt:

Jahre von der Schöpfung bis zur Sündflut . .	1655
„ „ „ Sündflut bis zu Christi Geburt . .	2349
Alter der Erde zur Zeit der Geburt Christi . .	4004
Von Christi Geburt bis heute	1843
	5847
Der Halleysche Komet erschien im Jahr 1680; seine Umlaufzeit wurde auf 575½ Jahr berechnet; er wird also wiederkehren im Jahr 2255½; das macht somit von 1843 an gezählt noch	412½
Alter der Welt, wenn der Komet von 1680 wieder kommt	6259½

Rechnet man nun Sieben Umwälzungen des Kometen von 1680, so zeigt es sich, daß er im Jahr 2349 vor Christi Geburt am Himmel stand und in dieses Jahr fällt die Sündflut. Die Zahlangaben sind:

Von der Sündflut bis zu Christi Geburt . . .	2349
Von der Geburt Christi bis zu dem Jahr, wo der Halleysche Komet zuletzt gesehen wurde	1680
	4029
Sieben Umwälzungen des Kometen zu 575½ Jahren, machen	4028½ Jahre.
Dazu kommt ½ Jahr für die Zeit vom Anfang bis zum Ende der Sündflut	½
	4029 Jahre.

Die Richtigkeit des Calculs zugegeben, entsteht die Frage, wie es doch gekommen, daß der Komet nur bei seiner ersten Erscheinung eine große Flut erzeugt und später sechsmal die Erde ungestört gelassen hat.

*** Das Wiener Hofburgtheater ist seit seinem Entstehen größtentheils unter der Leitung glücklicher Theaterdichter gewesen (in letzter Zeit Schreivogel, Deinhardstein, Holbein.) Der berühmteste unter ihnen war — Kotzebue: er hatte zu seiner Zeit mit nicht geringern Schwierigkeiten zu kämpfen, wie ein heutiger Director. Man erzählt noch jetzt allerlei interessante Züge und Anekdoten von seiner zweijährigen Directionsepoche. Es war schwer, mit ihm zu verkehren, wenn er gleich im Umgange äußerst geschmeidig that und zum Theil auch war. Als Hoftheaterdichter erwarb er sich während der kurzen Zeit von zwei Jahren wesentliche Verdienste um die Hofbühne. Er führte ein reiches Repertoire, lieferte rasch mehrere eigene Stücke (das Schreibpult, Johanna von Montfaucon, die beiden Klingsberg rc.), und bezog nach seinem Abgange eine Pension von 1000 Gulden bis an sein tragisches Ende. Das Portrait bei dem ersten Bande seines Theaters in der Doll'schen Ausgabe ist treu. Man führte es während seiner Intendanz und noch viele Jahre später häufig auf Tabatiören. Seine Eitelkeit herrschte allenthalben vor. So steht auf mehr als einem seiner Autographen: „Meine Adresse ist mein Name, wie einst der berühmte Arzt Boerhave seine Briefe adressiren ließ: „An Boerhave in Europa." (Grenzboten.)

*** Die Soiréen der Rachel sind jetzt diejenigen, welche in Paris einen Hauptgegenstand des Modegespräches bilden. Diese Soiréen finden am Donnerstag einer jeden Woche Statt; Damen werden nicht zugelassen; um elf Uhr wird Thee servirt. Demoiselle Rachel macht in ihrem kleinen, sorgfältig ausgewählten Kreise mit einer liebenswürdigen und echt theatralischen Majestät die Honneurs. Die Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei bis vier alten Diplomaten, einem Duzend begeisterter Kritiker, zwei oder drei unbegriffenen Dichtern, mehreren Banquiers und einigen Verwandten der Schauspielerin, die auf ihre Abendunterhaltungen sehr stolz ist. Wer sie nicht das Wort: „mein Salon" hat aussprechen hören, kennt eine der hervorragendsten Seiten ihres Talents nicht. Denn in ihrem ganzen Repertoire gibt es kein auf Effect berechnetes Wort, das sie besser sagte als dieses. Sie hält auf ihre Rolle als Dame vom Hause mehr, als auf ihre schönsten Theaterrollen und ihre glänzendsten Erfolge, und sie fühlt sich weit mehr erfreut, wenn man ihr sagt, daß sie die Honneurs in ihrem Salon sehr gut zu machen weiß, als wenn man sie mit Lobeserhebungen wegen ihrer Auffassung der Phädra oder Maria Stuart überschüttet. (Grenzboten.)

Gleichniß.

Schau, wie der perlende Quell in das murmelnde Bächlein dort fließet!
Siehst du den murmelnden Bach plätschernd zerrinnen im Fluß'?
Doch nun horch, wie zur Mündung der wachsende Strom sich ergießet;
Zum unabsehbaren Meer' strömet der brausende Guß! —
So wächst lieblich heran das zärtliche Kindlein zum Knaben,
Und zum Jünglinge schwingt fröhlich der Knabe sich auf;
Doch wann die Jahre dem Jüngling' den Stempel des Mannes einst gaben,
Dann zum Greise hinab gehet der schwankende Lauf. —
Gleich dem perlenden Quell' bis zur Mündung am donnernden Strande,
Also durchziehet der Mensch, wachsend und alternd, die Bahn. —
Spielet und tummelt sich fort holdselig am gängelnden Bande,
Springet und fliegt durch die Welt, lächelnd im glücklichen Wahn',
Schreitet dann ernst wohl einher, wankt endlich am leitenden Stabe,
Sehnend sich zitternd und bang, schwach und ermattet nach Ruh'.
Endet der Strom an der Mündung, so schließt sich das Leben am Grabe,
Eilet, wie jener, dem Ziel' höh'rer Vollkommenheit zu,
Bis durch die Mündung des Grabes unsterblich die Seele verschwebet,
Und im Ozeane der Himmlische wallet und lebet.

August Grebe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 2. April. (Auf vieles Verlangen) Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Abtheilungen von Herrmann. (Sechste Gastrolle) Tanne-Windmüller: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Montag, den 3. April. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, den 5. April. Zum Vortheil des Herrn Pischek (zum Erstenmale): Die Königin von Cypern, große Oper in 5 Abtheilungen nach dem Französischen des St. George von J. C. Grünbaum. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 94. 4. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. N. Schuster.

(Fortsetzung.)

— Nimm, William, sagte Herr Seymour, seinem Freunde ein Papier einhändigend, das ist, wenn ich falle, mein letzter Wille.

— Ei, mein Gott! antwortete William, wozu diese trüben Gedanken! das taugt zu nichts. Ihr Gegner führte niemals eine Waffe, und übrigens, glaub' ich, haben Sie gut gewählt!

— Mein Herr, sagte mittlerweile der junge Matrose zu Henry Aytoun, haben Sie keinen Auftrag für mich, wenn Sie fallen sollten, was Gott verhüt'!

— Keinen! antwortete Henry.

William Harley gab das Zeichen; die Schüsse fielen zu gleicher Zeit — Herr Seymour taumelte und stürzte zu Boden.

Er war schwer in der Schulter verwundet und verlor viel Blut. Ein Wundarzt, der sich in der Nähe befand, eilte sogleich herbei, um den Nothverband anzulegen. Henry blieb vor Schrecken wie angebannt auf seinem Platze stehen, und sah mit verstörtem Blick auf dies Schauspiel. Herr Seymour winkte ihm, näher zu treten.

— Ich verdiene meine Strafe, sagte er mit ersterbender Stimme ... Herr Aytoun, Ihre Frau ist unschuldig, Gott ist mein Zeuge ... Fragen Sie Herrn Green, einen Kaufmann der City ... Er wird Ihnen sagen ...

Seine erschöpften Kräfte erlaubten ihm nicht, weiter zu reden; er fiel ohnmächtig in William Harley's Arme.

Henry entließ seinen Zeugen und in unaussprechlicher Unruhe entfernte er sich selbst von dem Schauplatze dieses traurigen Ereignisses.

Wohin ging er? wohin trieb es ihn? ... Der Unglückliche wußt' es selbst nicht. Eine Stunde lang irrte er aufs Gerathewohl in den Umgebungen London's umher. Stets schwebte ihm das Bild des von ihm verwundeten, vielleicht getödteten Menschen vor Augen! O wie gern hätte er sein Leben für das seines Feindes hingegeben! Die erst so heiß ersehnte Rache erfüllte ihn nun mit Entsetzen; zu den Qualen, die ihn vorher marterten, gesellten sich nun noch nagende Gewissensbisse.

Mitten im Gewirre seiner Gedanken traf unaufhörlich der Wiederhall eines Wortes sein Ohr: sie ist unschuldig! Dieses Wort ward in dem hehren Augenblicke ausgesprochen, wo einem die Wahrheit vor allem am Herzen liegt ... Sie ist unschuldig! ... Wie! ... wär' es möglich! ... sollte der Schein so sehr trügen! Doch, nein! Alles spricht, alles zeugt gegen sie ... Das Zeugniß, welches ihr Herr Seymour im Angesichte des Todes gab, war nur der letzte Beweis seiner Neigung. Nein, Henry Aytoun will sich nicht durch eitle Betheuerungen bethören lassen ... er glaubt, was seine Augen sahen ... Und doch! wenn er sich getäuscht, wenn der Schein wirklich gelogen hätte! ... Der Ton, womit Herr Seymour jene Worte sprach, war aufrichtig, unverfälscht ... Um ein entscheidendes Urtheil zu fällen, mußte er nicht zuvor alle Erkundigungen einziehen, alle Beweise sammeln? Gebot dies nicht die Pflicht gegen sich selbst, uneingedenk der Unglücklichen, die verurtheilt ward, ohne gehört worden zu seyn! —

Auf diese Weise ward Henry Aytoun nach vieler Unschlüssigkeit, wie von einer höhern Macht nach dem Hause des Herrn Green getrieben. Er kannte diesen, wie die meisten Kaufleute der City, dem Namen nach. Als er in den Laden trat, nahm er kaum wahr, daß daselbst etwas vorgefallen seyn mußte und daß die Commis verwirrt und unruhig zu seyn schienen. Der junge Mensch, an den sich Henry wandte, um mit seinem Prinzipal zu sprechen, antwortete ihm, daß Herr Green sich in sein Kabinet verschlossen hätte und in dem Augenblick Niemanden sprechen könnte. Henry bestand jedoch so nachdrücklich darauf, daß der Commis sich nicht länger weigerte, Aytoun's Karte dem Kaufmanne einzuhändigen.

Nach Verlauf von einigen Minuten kam er zurück und sagte Herrn Aytoun, daß er eintreten könnte.

VIII.

Herr Green war allein. Er schien indessen Anstalten zum Ausgehen zu treffen. Alle seine Gesichtszüge waren verstört. Unbekümmert um die Unordnung, welche sich in seinem Anzuge offenbarte, ging er Henry Aytoun entgegen, und indem er diesem die Karte zeigte, die er eben erhalten hatte, sagte er mit bewegter Stimme:

— Sie sind Herr Henry Aytoun? Ich weiß, was Sie zu mir führt, und ich war eben Willens, Sie aufzusuchen ... Ihre Gattin ist unschuldig, verehrtester Herr! ... sie ist unschuldig! und ich nehme keinen Anstand, zu bekennen, daß ich Ihnen wie ihr Genugthuung schuldig bin: beruhigen Sie sich ... Sie sollen sie erhalten.

Von diesem Empfange höchlich überrascht, glaubte Henry zu träumen. Der Gedanke, daß hier ein Irrthum obwalten müsse, kam ihm in den Sinn; er glaubte daher, noch ein Mal Namen und Stand nennen zu müssen. Herr Green unterbrach ihn:

— Ich weiß, ich weiß, sagte er, ich wiederhole Ihnen aber, daß ich meinen Irrthum erkannt. Ein unglückseliger Commis ist an Allem schuld. Ihre Frau ist unschuldig: gern bekenn' ich es.

— Unschuldig! stammelte Henry, der sich noch immer nicht der Hoffnung hinzugeben wagte.

— Ganz gewiß, fuhr Herr Green fort, das Vorgefallene thut mir außerordentlich leid; aber, entschuldigen Sie, der Schein ...

— Ach! ja, rief Henry, der Schein ist gegen sie!

— Gewiß ... er war's zum wenigsten; jetzt aber bin ich überzeugt, und ich hege nicht den geringsten Zweifel mehr, daß sie meine Spitzen nicht entwendet hatte.

— Entwendet! Ihre Spitzen! rief Henry, dessen Erstaunen auf den höchsten Grad gestiegen war.

— Ja, meine Spitzen ... diesen Morgen entdeckte ich den Dieb, der mich bestohlen ... Ach! Herr Aytoun, ich bin eher zu beklagen als zu tadeln. Hätt' ich ahnen können, daß mein eigener Neffe ... was hilft's, ich muß mich darein ergeben.

— Was reden Sie da von Spitzen, die Ihnen gestohlen worden sind? frug Henry, der einem Narren gegenüber zu stehen glaubte! wie kömmt meine Frau ...?

— Ich muß Ihre Vorwürfe ertragen: ich hätte ihren Betheuerungen, ihren Thränen Glauben beimessen und sie nicht vor Gericht ziehen sollen.

— Gerechter Gott! Alice vor Gericht!

— Ich hatte Unrecht; ich handelte zu übereilt. Herr Seymour hat mich's wohl fühlen lassen.

— Wie? ... Herr Seymour! sprach Henry, indem er sich bemühte, seine Ungeduld zu zähmen, entschlossen, auf die Lösung eines ihm unerklärbaren Räthsels zu warten.

— Ja, fuhr Herr Green fort, Herr Seymour sah heller als ich in dieser Sache, und er besann sich nicht, Bürgschaft für Ihre Frau zu leisten.

— Herr Seymour leistete Bürgschaft für meine Frau! rief Henry von neuem aus, indem sein Erstaunen immer höher und höher stieg.

— Würd' ich sonst meine Klage zurück genommen haben? ich gab seinen eindringlichen Vorstellungen Gehör, und stellte sie ein. Er überredete mich, unter der Hand Erkundigungen einzuziehen; ich folgte seinem Rath, und alles, was ich in Erfahrung brachte, berechtigt mich zu dem Glauben, daß Ihre Frau ein ehrsames Leben führte und nicht fähig war, mir meine Spitzen entwendet zu haben.

— Wie? Sie hatten sie in Verdacht? ...

— Hören Sie doch, ich hatte Grund ... nichtsdestoweniger wollt' ich mich bei ihr entschuldigen; aber Herr Seymour redete mir dies Vorhaben aus dem Sinne.

— Und aus welchem Grunde that er dies? frug Henry, der einigermaßen einen Theil der Wahrheit zu begreifen anfing.

— Aus einem ganz vernünftigen Grunde. Ihre Frau könnte mich gerichtlich belangen lassen und auf Unkosten- und Schadenersatz Anspruch machen. Das Klügste für mich war, die Sache schlafen zu lassen.

— Und Sie haben seitdem Ihren Dieb entdeckt?

— Heute morgen erst ... mein eigener Neffe, lieber Herr! ... ein junger Mensch, in den ich mein ganzes Vertrauen setzte! ... ein Brief, den er auf seinem Pulte aus Unvorsichtigkeit liegen ließ und worin man ihn zu einem Rendezvous bestellte, führte mich auf die Spur ... der schlechte Mensch hat Maitressen, gegen welche er den Freigebigen auf meine Kosten spielt, und das Schönste, was mein Laden bietet, an sie verschwendet. Denken Sie sich meinen Zorn, als ich hinter seine Schliche kam. Noch weiß er nichts davon, er kömmt erst diesen Abend wieder nach Hause. Nun, ich will ihm einen schönen Empfang bereiten! ... Ja, ja, lieber Herr, bis heute konnt' ich mir einen gewissen Verdacht gegen Ihre Frau nicht ganz aus dem Sinne schlagen; nun aber bin ich außer allem Zweifel. Deshalb stand ich, als Sie kamen, gerade im Begriff, zu ihr hinzugehen, um ihr jede Genugthuung, die in meinen Kräften steht, anzubieten — ich entschloß mich um so mehr dazu, da ich Sie abwesend wußte, und weil ich Herrn Seymour wohl fähig halte, diesen Umstand mißbraucht zu haben.

— Ja, er hat ihn mißbraucht! rief Henry im Ausbruche seines neu erwachenden Schmerzes; ihn schändlich mißbraucht! aber er hat auch dafür die verdiente Züchtigung empfangen, der Niederträchtige! seine Wunde wird hoffentlich tödtlich seyn.

Nun war an Herrn Green die Reihe sich zu verwundern. Henry nahm keinen Anstand, ihm alle seine Bekümmernisse zu vertrauen, und als er ausgeredet hatte, suchte Herr Green seinerseits ihm die Umstände zu erklären, die er sich am wenigsten zu deuten vermochte. Demungeachtet blieb noch eine Menge schwieriger Räthsel für ihn zu lösen übrig. Wie weit ließ sich Alice durch die Arglist und betrüglichen Lockungen Seymour's und durch die Schwäche ihres eignen Herzens hinreißen? Diese Frage verursachte Henry nicht geringe Unruhe. Er dachte wieder an Alice's kalten Empfang und er konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß sie ihn nicht mehr liebte. Herr Green gab sich alle Mühe, ihm Hoffnung und Vertrauen einzuflößen.

— Das wird sich Alles aufklären, sprach er zu ihm, ich bleibe immer dabei stehen: sie ist unschuldig! ... Lassen Sie uns zusammen zu ihr hingehen; ich zweifle keinen Augenblick, daß sie sich vollkommen zu rechtfertigen wissen wird.

— Mir fehlt der Muth, ihr unter die Augen zu treten, erwiederte Henry.

— Pah, verliebte Grillen ... Kommen Sie nur mit; ich will zuerst zu ihr gehen, und wenn ich sie zu Ihrem Empfange vorbereitet haben werde, dann gebe ich Ihnen ein Zeichen.

Henry ließ sich überreden: er gab den dringenden Vorstellungen des Herrn Green nach; dieser, ganz von seiner Idee eingenommen, vergaß fast darüber seine Familienverdrießlichkeiten; er vollendete seinen Anzug; hierauf fuhren sie zusammen nach Hammersmith. Henry erwartete in der Nähe von Alice's Wohnung das verabredete Zeichen und Herr Green trat entschlossen in das Haus, wo ihn Susanna, die sein Anblick in nicht geringe Bestürzung versetzte, empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Ein bedeutendes Interesse erregte die öffentliche Verhandlung (trial) der Anklage Daniel Mac Naughten's im Obercriminalgerichtshof, welche zwei Tage dauerte. Von früh Morgens war am 3. und 4. März der Vorplatz zum Sessionszimmer mit Personen besetzt, welche ängstlich auf den Augenblick der Oeffnung der Thür warteten. Ohne Billet war aber kein Eintritt zu erhalten, und Viele mußten zurückgehen. Unter den Anwesenden bemerkte man Herren und Damen aus den höchsten Ständen, den Grafen von Surrey, Lord A. Lennox, Lord C. Paget, auswärtige Gesandte rc. Auch Prinz Albert wohnte der Verhandlung des ersten Tages bei, und wohl dürfte ihn Manches, was er nicht umhin konnte zu bemerken, befremdet haben. Zuerst die Richter hinter ihrem Pult am Ende des Saales sitzend, gekleidet in eben der Art, wie es vor vielen Jahrhunderten der Fall war, schwarz, mit einem weiten Talar und gepuderten Perrücken, dann Locken an den Seiten und hinten herabfallen. Es waren ihrer hier drei, nämlich Lord Tindal, Mr. Williams und

Mr. Coleridge; neben ihnen saßen in ihrer Amtstracht der Lord Mayor, und die Sheriffs von London, so wie der Stadtsyndicus (recorder). Dann die Advocaten, welche auch in schwarz, mit einem Talar gekleidet sind und Perrücken tragen mit einem Zopf, allein ohne solche herabfließende Locken, wie sie die Richter haben. In wichtigen Fällen werden zwei, drei, selbst vier Advocaten angenommen, von denen einer auf den andern achten muß, um das etwa Uebersehene in einem besondern Vortrag zu ergänzen. Sie theilen sich dann auch sonst in die Arbeiten, der eine hält die Einführungsrede, der andere befrägt die Zeugen, der dritte stellt den gegentheiligen Zeugen Gegenfragen (cross-examination), der vierte übernimmt die Schlußrede. Ohnerachtet der großen Anzahl von Advocaten, die es hier gibt, gelangen doch verhältnißmäßig nur Wenige zum Plädoyiren; man wendet sich, behufs der öffentlichen Verhandlung, nur an Advocaten von Erfahrung, Gewandtheit und bekannter Geistesgegenwart, und diese haben dann von ihrer Praxis eine sehr bedeutende jährliche Einnahme, oft 15,000 Pf. St. Die erste Bearbeitung einer Sache hat immer der Gerichtsprocurator (solicitor); dieser setzt eine Darstellung derselben auf, befrägt die Zeugen über ihre Wissenschaft von dem vorkommenden Fall, und übergibt dann seine Papiere mit einem Handgeld (retainer) dem Advocaten, welcher sie untersucht, zuweilen Weisung gibt sie zu ergänzen, dann sie mit sich in das Gericht nimmt, um darüber zu reden. Die summarische Darstellung eines Falles, welche der Gerichtsprocurator für den Advocaten aufsetzt, heißt a brief, daher a briefless barrister ein solcher Advocat ist, welcher sich ohne Praxis und unbeschäftigt befindet. Würde einem Advocaten nicht so viel von dem Gerichtsprocurator vorgearbeitet, so würde es jenem unmöglich seyn, gleichzeitig so viele verwickelte Sachen zu übernehmen, welche ohne Verzug nach mündlicher Verhandlung sofort entschieden werden. In der Sache Mac Naughten's waren zum Vortrag und zur Entwickelung der Anklage anwesend: der Staatsanwalt, Herr Waddington und Herr Gurney; als seine Defensoren erschienen vier der geschicktesten Advocaten London's, Herr Cockburn, Herr Clarkson, Herr Bodkin und Herr Monteith. Außer ihnen waren aber noch gegen hundert andere Advocaten zugegen, welche den Verhandlungen beiwohnen wollten, obgleich sie nichts dabei zu thun hatten; ihre Kleidung war die beschriebene ihrer Collegen und die fuchsharigen, oder greisen, gepuderten Perrücken, unter denen oft schönes, braunes jugendliches Haar hervorquoll, machten einen sehr komischen Effekt. Während der gerichtlichen Verhandlung sollte wohl billig die größte Ruhe herrschen; man dürfte erwarten, daß die Reden der Advokaten, ihre Befragung der Zeugen, die Aussagen der Letztern, mit der größten Aufmerksamkeit angehört würden. Dies ist aber nicht der Fall; man geht aus und ein, macht seine Bemerkungen über die Verhandlungen, unterhält sich, und oft ist ein solches Gemurmel und Getöse, daß man nichts verstehen kann. In den Rheinprovinzen und in Belgien hatte Prinz Albert gewiß bessere Ordnung bei öffentlichen Verhandlungen der Gerichte gefunden, und die Amtstracht, in welcher dort die Advokaten erscheinen, ist unstreitig der jetzigen Zeit angemessener als die englischer Rechtsgelehrten.

Die Anklage gegen Mac Naughten war, daß er am 20. Januar d. J. in böser Absicht (feloniously) eine Pistole auf Herrn Eduard Drummond abgeschossen und ihn so verwundet habe, daß er hernach gestorben sey, folglich einen vorsätzlichen Mord begangen habe. Mac Naughten ist ein Schottländer, etwa 33 Jahre alt, und der uneheliche Sohn eines Drechslers in Glasgow. Bei diesem war er $4\frac{1}{2}$ Jahr in der Lehre, dann arbeitete er bei ihm als Tagwerker (journeyman) drei Jahre lang; am Ende dieser Zeit aber verlangte er als Theilnehmer (partner) des Geschäfts einzutreten, welches der Vater ihm abschlug, weil dieses nicht bedeutend genug sey. Er zog darauf von ihm weg, und fing ein eigenes Geschäft als Drechsler an. In diesem bewies er sich sehr thätig; theils sein Vater, theils ein bedeutendes Handlungshaus in Glasgow machten bei ihm Bestellungen, und er bekam so viel Arbeit, daß er Wilhelm Carlow als Gehülfen annahm. Dies Geschäft betrieb er $5\frac{1}{2}$ Jahr, und in dieser Zeit suchte er sich auch noch weiter auszubilden; er wurde Mitglied der Mechanics' institution zu Glasgow, eines Clubs, in dem sich junge Handwerker versammeln, theils um Zeitungen und Journale zu lesen, theils um den Vorlesungen, die hier gehalten werden, beizuwohnen. Diese sind wohl nicht immer ihren Fähigkeiten und Vorkenntnissen angemessen, und man sieht nicht, welchen Nutzen Mac Naughten durch die von ihm besuchten Vorlesungen des Dr. Wood über Anatomie und Physiologie, so wie des Herrn Mackey über Physik (natural philosophy) haben konnte. Jener Club hat auch eine Bibliothek, woraus den Mitgliedern Bücher zum Lesen geliehen werden; Mac Naughten benutzte sie fleißig, erhielt nach einander gegen 70 Bände, und las selbst während des Essens. Die Mitglieder dieses Clubs unterhalten überhaupt über Gegenstände der englischen Politik antitorystische Meinungen, und der Zeuge W. Swanston, Curator desselben, deponirte, Mac Naughten habe sich oft „very strongly" ausgedrückt, d. h. im radicalen Sinn. Bei Wahlen in Glasgow gab er daher seine Stimme antitorystischen Candidaten. Nachdem er sich in Glasgow ein hübsches Geld und mancherlei Kenntnisse gesammelt, dachte er, er könne es noch wohl weiter in der Welt bringen, und verkaufte sein Drechslergeschäft im Jahre 1840 an seinen frühern Gehülfen; er erhielt 18 Pf. St., und führte dafür seinen Nachfolger bei seinen Kunden ein, übergab ihm sein Handwerkszeug, und trat ihm seinen Laden ab. Zuerst war sein Plan, Handlungscommis zu werden, aber sein Vater bemerkte ihm, daß hiezu erforderlich sey, daß er Arithmetik verstehe und das Buchhalten. Dann wollte er sich eine Offizierstelle in der englischen Armee kaufen, und hernach war sein Plan, beim Zollamt oder der Accise eine Anstellung zu suchen. Er sah sich in Liverpool, Edinburg und Paisley um, ging dann aber über London nach Boulogne, um zu sehen, was sich in Frankreich machen lasse. Dort verweilte er aber nur drei Monate, dann kam er wieder nach London zurück, und suchte hier eine Anstellung zu erhalten. Mittlerweile hatte sich bei ihm die Idee gebildet, daß man ihn verfolge und nach dem Leben trachte; wer dies aber thue, wußte er nie anzugeben; Namen von Feinden, die ihm nachstellten, wußte er nie anzuführen. Zuerst sollten es katholische Priester und Jesuiten seyn; auf diese Idee scheint er ursprünglich dadurch gekommen zu seyn, daß sein Hauswirth Hughes in Glasgow ihm die Miethe aufkündigte, weil er an den Hausandachten selten Antheil nahm und irreligiöse Bücher las. Zuletzt setzte sich aber bei ihm die Idee fest, daß es die Tories wären, die ihn verfolgten, welches in so fern natürlicher war, weil er ihnen entgegengesetzte politische Meinungen unterhielt, und ihnen entgegen wirkte. Besonders gewann dieser Wahn an Stärke, als er keine solche Anstellung erhalten konnte, wie er sie wünschte. Der Zeuge W. Carlow sagte aus, Mac Naughten habe in einer Unterhaltung mit ihm zu Glasgow gesagt, „there was a party using influence against him and that was the reason he could not get a situation; eine Faction wandte ihren Einfluß gegen ihn an, und daher komme es, daß er keine Stelle erhalten könne." Als er sich bei dem Herrn Alexander Johnston, einem Mitgliede des brittischen Parlaments und Präsidenten des Antikorngesetz-Vereines in Glasgow, über Verfolgungen beklagte, äußerte er: „he was persecuted by a political party, to whom he had given

offence; he was attacked in the newspapers and he considered his life and property in danger; eine politische Partei, welche mit ihm unzufrieden sey, verfolge ihn, man greife ihn in den Zeitungen an und er glaube, sein Leben und sein Vermögen sey nicht sicher." Der gedachte Zeuge W. Swanston führte an, bei einer Gelegenheit habe sich Mac Naughten für eine Ausdehnung des Stimmrechts bei Parlamentswahlen erklärt, wie die Chartisten verlangen, daß jeder Erwachsene eine Stimme haben solle. Der Umgang mit diesen und mit Socialisten mag ihn noch weiter gegen die Tories eingenommen und ihn in dem Wahn befestigt haben, daß sie ihn verfolgten, alle seine Hoffnungen vereitelten. So erklärte sich seine Erbitterung gegen den jetzigen Premierminister Sir Robert Peel, Anführer der Torypartei. Der Zeuge Gordon, welcher ihn in Glasgow genau kannte, kam im November 1842 nach London, und traf ihn hier zufällig; als sie vor Sir Robert Peel's Haus vorbeigingen, zeigte ihm dies Mac Naughten und sagte dabei: „damn him, hol' ihn der Teufel." Diesen näher kennen zu lernen, verschaffte er sich auch eine Eintrittskarte zu den Debatten im Unterhause. Immer darauf bedacht, ein bedeutendes Geschäft zu erhalten, schien ihm eine Anzeige in der Londoner Wochenschrift the Spectator eine gute Gelegenheit dazu darzubieten. In der Nummer vom 16. Juli 1842 machte Herr Mac Guire bekannt, daß Jemand, welcher 1000 Pf. St. besitze, diese vortheilhaft in einem Geschäft anlegen könne, bei dem kein Risico sey; nach einer gewissen Zeit stehe es ihm frei, als Theilnehmer einzutreten, und am Ende könne das Geschäft ihm auch ganz überlassen werden. Mac Naughten wurde hiedurch veranlaßt, an Herrn Mac Guire zu schreiben, und sein Brief war sehr vorsichtig und passend abgefaßt. Er erkundigte sich darin zunächst darnach, was es für ein Geschäft sey, und welche Sicherheit ihm gegeben werden könne, wenn er sein Geld einlege; dann bemerkte er, daß er nicht völlig die verlangte Summe besitze, und hoffe, daß ein Paar hundert Pf. St. keinen Unterschied machen würden; er schloß damit, daß, wenn er bei jenem Geschäft gebraucht werden könne, es an seinem Fleiß nicht fehlen solle; er habe sich sein Kapital in kurzer Zeit durch außerordentliche Anstrengung erworben. Die Unterhandlungen zerschlugen sich indessen, und seit dem Januar d. J. lauerte er bald bei dem Hause Sir Robert Peel's, theils bei den ministeriellen Bureaus auf der andern Seite der Straße. Dem Sergeanten Jones vom zehnten Husarenregiment fiel dies so auf, daß er ihn fragte, was er wolle, worauf er antwortete, „he was waiting for a gentleman, er warte auf einen Herrn." Der Sergeant Beale vom zweiten Dragonerregiment, sah ihn auch bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße Whitehall, und beide fragten ihn, ob er sich vielleicht anwerben lassen wollte, worauf er aber antwortete: „he had something better in view, er habe eine bessere Aussicht." Der Polizeidiener Drake, welcher ihn so oft und so lange auf der äußern Treppe des Bureaus des Geheimenrathes stehen sah, machte ihm die Bemerkung, daß dies aufgefallen sey, die Herrrn im Bureau hätten davon gesprochen, und wollten es nicht gestatten. Er antwortete: „tell them it is a notion I have taken; tell them their property is quite safe; sage ihnen, es sey so meine Grille; sage ihnen, ihr Eigenthum sey nicht in Gefahr." Dies war am 18. Januar, am 19. fand der Polizeidiener ihn dort wieder. Der Constabel Partridge, welcher ihn ebenfalls schon bemerkt und befragt hatte, was er wolle, sah ihn am 10 Uhr Morgens, am 20. Januar über eine Viertelstunde auf der äußern Treppe des Geheimenraths Bureau stehen, und fragte ihn, ob er den Herrn, auf den er am 13. gewartet, noch nicht gesprochen; er antwortete, nein! ging schnell fort, weilte aber fortwährend in dieser Straße, so daß man sieht, er hatte lange über einen Plan gebrütet, welchen er jetzt nicht mehr aufschieben, sondern bei der ersten Gelegenheit ausführen wollte. Nun war einer der expedirenden ministeriellen Sekretäre, Herr Drummond, Bruder des Bankiers; er hatte in seinen Geschäften bald nach Sir Robert Peel's Hause zu gehen, bald nach dem Bureau desselben und Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr des gedachten Tages befand er sich in eben dieser Gegend, als Mac Naughten ihm nachkam und in einer Entfernung von drei Schritt eine Pistole auf ihn abschoß. Er war gefährlich verwundet; zwar gelang es, die Kugel herauszuziehen, allein sie hatte das Zwergfell durchbohrt und er starb am 25. Januar d. J. Mac Naughten hatte noch eine zweite geladene Pistole bei sich, welche er auch auf den schon Verwundeten abschießen wollte, aber ein herbeigeeilter Polizeidiener hielt seinen Arm, so daß der Schuß auf das Straßenpflaster fiel. Auf dem Wege nach dem Arresthause sagte er: „he shall not break my peace of mind any longer, der soll mir keine Unruhe mehr machen," und bei der Untersuchung seiner Kleider fand sich bei ihm ein Depositschein der Bank in Glasgow auf 750 Pfd. St., die er dort stehen hatte, zwei Banknoten von 5 Pf. St., 4 Pf. St. in Gold, 4 halbe Kronen Thaler, 1 Shilling und 8½ Pence. Wie er bei seinem nicht bedeutenden Geschäft als Drechsler, welches er nur wenige Jahr auf eigene Rechnung betrieb, so viel Geld erwerben konnte, ist nicht aufgeklärt; einem Polizeidiener, welcher ihm deswegen befragte, wollte er keine Auskunft darüber geben. Zu einer Zeit hatte er 1000 Pf. St. in der Glasgower Bank; allein die Kosten seiner Reisen und Mangel an Verdienst in den letzten Jahren hatten sein Kapital verringert.

Diese Darstellung enthält eine genauere Auseinandersetzung des hier in Rede stehenden Falles, als englische Blätter sie gegeben. Mac Naughten hatte nach Obigem mehrere Tage überlegt, was er thun wollte, und sich eines prämeditirten Mordes schuldig gemacht, wie Ravaillac, Sand u. a. m. Die Meinung des größern Theils des Publikums war daher, daß die Jury ihn schuldig finden, und daß er hingerichtet werden würde. Als aber der Criminalgerichtssecretair, Herr Clark, die Jury befragte: „what do you say, is the prisoner guilty or not guilty, was meinen Sie, ist der Gefangene schuldig oder nicht schuldig"; antwortete der Wortführer: „we find that he is not guilty, on the ground of insanity, wir finden, daß er nicht schuldig ist, weil er an Wahnsinn leidet." Das Gericht gab den Befehl, daß er in sichern Gewahrsam genommen werde „during her Majesty's pleasure, oder, wie es sonst auch heißt, until her Majesty's pleasure was known respecting him, bis auf weitern Befehl der Königin"; dies ist eine technische Art des Ausdrucks, welche den Sinn hat, daß der Gefangene zeitlebens in einem Irrenhause gefangen gehalten werden soll; seine Freiheit hat er damit verloren, allein sonst wird es ihm an nichts fehlen. (Forts. folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 3. April. **Nacht und Morgen**, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Dienstag, den 4. April. **Die Nachtwandlerin**, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Mittwoch, den 5. April. Zum Vortheil des Herrn Pischek (zum Erstenmale): **Die Königin von Cypern**, große Oper in 5 Abtheilungen nach dem Französischen des St. George von J. C. Grünbaum. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 95. 5. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war Alice in der Gesellschaft der Mistreß Morland, Mistreß Parsons und Mistreß Bloxham den grausamsten Qualen für eine Frau von Ehr- und Zartgefühl preisgegeben. Nicht nur mußte sie die tödtliche Unruhe, die ihr die Abwesenheit ihres Gatten verursachte, ertragen, sie mußte sich auch noch die fast directen Anspielungen, die kaum bemäntelten Sarkasmen ihrer liebenswürdigen Nachbarinnen gefallen lassen. Das war zu viel; sie war auf's Aeußerste getrieben: ihre Kräfte und ihr Muth waren erschöpft. Vom Uebermaße ihres Schmerzes überwältigt, verlor sie alle Fassung; sie ließ ihren Thränen freien Lauf und verrieth vor den drei Damen das Geheimniß ihres Grames. Das war gerade das Schauspiel, weswegen sie gekommen waren, an dessen Anblick sie sich ergötzen wollten! Während ihnen Alice in ihrer Verzweiflung ihre Bekümmernisse anvertraute, feierte Mistreß Morland, die rachsüchtigste der drei, einen boshaften Triumph und weidete sich an der Demüthigung der jungen Frau; Mistreß Bloxham suchte ihrer Haltung den Ausdruck eines geringschätzigen Erbarmens zu verleihen. Was Mistreß Parsons betraf, so stimmte ihr feuerrothes Gesicht wenig mit dem Pathetischen dieser Scene überein. Hatten die reichlichen Morgen-Libationen ihre Lebensgeister aufgeregt oder überkam sie ein unzeitiger Anfall von Fröhlichkeit, genug, sie schnitt gar wunderliche Gesichter und Grimassen. Da aber ihre Thränenfibern ungemein schlaff waren und sie nicht weinen sehen konnte, ohne mitzuweinen, so trocknete sie fortwährend mit ihrer Hand dicke Thränentropfen, die ihr aus den Augen flossen, wodurch der vergnügliche Ausdruck ihrer Züge nur um so burlesker wurde.

Mistreß Morland war fast die einzige von den drei Frauen, welche das Wort führte; sie erschöpfte sich in heuchlerischen Tröstungen, welche die beiden Andern mit schweren Seufzern begleiteten. Sie bestürmte die junge Frau mit Fragen aller Art. Wie, durch welchen Zufall war Herr Seymour ihr zu Hülfe gekommen? Was gab Herrn Aytoun Grund zur Eifersucht? Wo hatte er sie beide zusammen angetroffen? Was sagte er? u. s. w. Und auf jede Antwort, welche Alice erpreßt wurde, erfolgten die Exclamationen der drei Frauen, welchen Mistreß Morland mit sauersüßem Tone ihre Glossen, ihre, mit tadelnden und verletzenden Bemerkungen vermischten, Rathschläge beifügte ...

Plötzlich öffnete Susanna die Thüre des Zimmers.

— Großer Gott! Madame, sagte sie zu Mistreß Aytoun mit verstörter Miene, da ist der Kaufmann aus der City, jener Herr Green ... er will Sie durchaus sprechen.

Und ehe noch Alice in ihrer Bestürzung Zeit hatte, über eine Antwort nachzudenken, trat Herr Green in das Zimmer.

Bei seinem Erscheinen erhoben sich Alice und die drei Frauen, die erste in unbeschreiblicher Geistesverwirrung, die andern neugierig und aufhorchend und in der Erwartung, sich an irgend einem neuen Skandal ergötzen zu können.

Herrn Green's Miene und Haltung waren eben nicht sehr beruhigend. Der diplomatische Auftrag, den er übernommen, stimmte mit seinen täglichen Beschäftigungen allzu wenig überein. Der ehrenwerthe Kaufmann, der überdies fast nur für seinen Auftrag, dessen er sich mit Ehren zu entledigen trachtete, Sinn hatte, zeigte sich befangen, ernst, fast schroff, wie ein Mann, der sich einer, die größte Geistesanstrengung erfordernden Arbeit unterzogen hat.

— Guten Tag! Mistreß Aytoun, sagte er, indem er sich bestrebte, ein freundliches Gesicht zu zeigen ... Ihr Diener, meine Damen ... Mistreß Aytoun ... mein Besuch ...

Alice nahm all ihren Muth zusammen und unterbrach ihn:

— Herr Green, sagte sie, ich vermuthe, daß Sie mich allein zu sprechen wünschen .... Die Gegenwart dieser Damen ....

— Hat nichts zu sagen, im Gegentheil. Mein Besuch braucht Sie gar nicht zu beunruhigen. Ich komme, Ihnen die Hand zur Versöhnung zu bieten; denn ich bin mir großes Unrecht gegen Sie bewußt, ja, ja, sehr großes Unrecht, und ich hoffe ... ich schmeichle mir ...

Herr Green, durch die Verlegenheit, welche seine Gegenwart verursachte, selbst außer Fassung gebracht, stotterte und vermochte nicht auszureden ...

Alice bedeutete ihm durch ein Zeichen, Platz zu nehmen und in ängstlichem Zweifel, was dieser Eingang wohl bedeuten sollte, setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl.

— Guten Tag, Herr Green, sagte Mistreß Morland mit honigsüßem Tone.

— Guten Tag, Herr Green, fuhr Mistreß Bloxham mit kläglicher Stimme fort.

— Guten Tag, Herr Green, wiederholte Mistreß Parsons in vertraulicher Weise.

— In der That, meine Damen, antwortete der Kaufmann, indem er jede von ihnen ceremoniös grüßte ... Doch, was seh' ich, unterbrach er sich, nachdem er die Frauen aufmerksamer betrachtet hatte, da befind' ich mich ja unter lauter Kunden!... Ich bin hocherfreut, Sie hier zu sehen, meine Damen ... Sie mögen Zeugen der Genugthuung seyn, welche ich der Mistreß Aytoun zu geben gesonnen bin; ich habe mich außerdem noch eines andern Geschäfts zu entledigen; doch alles nach der Reihe!

— Eine Genugthuung ... mir! flüsterte Alice; was wollen Sie damit sagen, Herr Green?

— Damit will ich sagen, daß ich den Dieb entdeckt habe, der mir meine Spitzen ... ja, noch manche andre Sachen entwendete ... und daß ich Sie um Verzeihung bitte, wegen des Irrthums, wegen des Unrechts ...

Herr Green vermochte nicht von diesem Gegenstand zu sprechen, ohne von seiner Gemüthsbewegung überwältigt zu werden; er hielt wiederum inne. Alice athmete freier: die drei Frauen horchten mit aufgesperrtem Munde.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton für Interessen der Kunst und Kunstgeschichte.

Von W. Rhl.

I.

Gegenwärtig schreit das ganze Heer berufener und unberufener Kritiker Zeter über die entsetzliche Ueberladung der heutigen Musik, zumal über das forcirte, übertriebene Häufen der Instrumentalmassen, über ein täglich weiter wucherndes Genre der Instrumentation, welches eher für die Mauern Jericho's, als für künstlerisch gebildete Zuhörer berechnet scheine u. s. w. Die Zeiten Mozart's, Gluck's wünscht man sich zurück: da herrschte noch edle Einfalt, spricht man, da konnte Einem nicht jenes possirliche Quiproquo begegnen, wie jenem Zartfühlenden, der in Berlin durch den unbändigen Lärm des Siegesmarsches in Spontini's Olympia aus dem Theater zu flüchten sich genöthigt sah, und gleich darauf auf der Straße den vorüberziehenden preußischen Zapfenstreich für fernes, zartes Harfenspiel hielt, so schrecklich waren seine Gehörnerven afficirt worden. — Die Leute, welche so sprechen, mögen Recht haben. Aber waren die Kritiker jener gepriesenen Zeiten in diesem Punkte etwa zufriedener wie die unsrigen? Sonderbarer Weise — Nein! Vielmehr jedesmal, sobald eine neue Aera der Musik anbrach, stieß man dieselben Klagen aus, die wir so eben der Gegenwart in den Mund legten. Uns entzückt jetzt in Gluck's Opern die einfache Instrumentation, die weise, sparsame Anwendung und Vertheilung der Blasinstrumente, aber noch im Jahre 1810 konnte ein tüchtiger Kritiker folgendermaßen über einen Schüler dieses Meisters sich aussprechen: Lesueur's Musik ist längst gewürdigt, er ist ein verfehlter Nachahmer Gluck's, dessen Manier er zu erreichen glaubt, wenn er recht übertrieben instrumentirt und die Blasinstrumente, besonders die Posaunen recht häufig anbringt! — Mozart's Musik nennen wir gewiß einfach; dennoch wußte man nicht Worte des Staunens und des Tadels genug zu finden, als er seine drei Posaunen in die Zauberflöte brachte, und dem Kaiser Joseph waren zu viele Noten in der Entführung aus dem Serail! — Allein dieß Alles gibt man vielleicht zu, aber vor Mozart, sagt man, war doch unsre Musik höchst einfach. Wir antworten mit einer Stelle aus Voltaire's Candide. Hier spricht sich der Senator Pococurante folgendermaßen aus: *La musique aujourd'hui n'est plus que l'art d'executer de choses difficiles*, et ce qui n'est que difficile ne plait point à la longue. (Die Musik ist heutzutage weiter nichts, als die Kunst, Schwierigkeiten zu überwinden, was aber blos schwierig ist, gefällt nicht auf die Dauer.) Wird nicht Jeder, der diese Worte lies't, ohne den Verfasser zu wissen, der Meinung seyn, ein Recensent von Gestern habe sie in seinem Grimm über unsre Virtuosen und musikalische Tausendkünstler ohne Zahl ausgeschüttet? Allein man wendet vielleicht ein, als Voltaire seinen Candide schrieb (1756) war die Musik, zumal die französische, wirklich etwas schwülstig und überladen. Gut, wir gehen noch einen Schritt weiter zurück: ist Jemand einfach, so ist es doch Händel, nicht in seinen Oratorien, sondern in den Opern, in den älteren zumal. Als er im Jahre 1703 in Italien seine ersten Opern zur Aufführung brachte, und in einer derselben Hörner und Hoboen, zum erstenmale zusammen neben den Streichinstrumenten, in die Partitur setzte, war ein Theil der Hörer von Freude berauscht über diese neue, effectvolle Combination, aber die Krittler fehlten auch nicht, welche bedenklich die Köpfe schüttelten und meinten, „die Hoboen allein, oder die Hörner allein wären auch genug gewesen, der junge Sachse werde aber mit seiner Ueberladung und seinem Gelärme die ganze alte Einfalt der Musik noch zu Grunde richten!“ Also überall dasselbe Lamento! Der Schlüssel aber zu dem Weßhalb? ist leicht zu finden, ebenso die Anwendung auf unsre Zeit —: wir überlassen Beides dem Leser.

Künstlerlist.

Unter der Regierung Ludwig's XIV. hielt sich eine italienische Schauspielertruppe in Paris auf, welche auf Anregung des Cardinals Mazarini nach Frankreich übergesiedelt war, neben ihren italienischen Stücken jedoch zur Abwechselung auch französische zur Aufführung brachte. Hierüber gerieth sie mit dem Théâtre français in einen Proceß; denn dieses behauptete, es komme den Italienern nicht zu, sich auf ihrer Bühne der französischen Sprache zu bedienen. Der Streit erregte solches Aufsehen, daß der König beschloß, ihn selbst zu entscheiden; er ließ die Sprecher der beiden Parteien vor sich kommen. Es war Baron, der große Mime des siebenzehnten Jahrhunderts und Dominico. Zuerst nahm der Schutzredner des französischen Theaters das Wort, und vertheidigte in hinreißender Beredtsamkeit mit vielen triftigen Gründen und rhetorischem Feuer das Recht seiner Gesellschaft. — Er schwieg. Seine Rede hatte sichtlichen Eindruck auf den König gemacht. Auch der Gegner, der Harlekin Dominico, schien betroffen. Voller Verlegenheit und als sey es ihm d'rum zu thun, Zeit zur Fassung zu gewinnen, stellte er, gleichsam vorläufig, ehrerbietig die Frage: „Sire, soll ich französisch oder italienisch sprechen?“

„Sprich, wie Du willst.“

„Mehr bedarf es nicht,“ rief Dominico, plötzlich seine erheuchelte Verlegenheit abwerfend, — „mein Proceß ist gewonnen!“ —

Ludwig staunte, lachte und — stimmte ihm bei. Baron machte zwar Einwendungen gegen diese erschlichene Entscheidung, aber der König weigerte sich, sein gegebenes Wort zurück zu nehmen, und die Italiener fuhren fort, französische Stücke aufzuführen. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Hauptsächlich war es die Geschicklichkeit der Advokaten Mac Naughten's, welche durch eine vorsichtige Leitung der Sache ihr diese Wendung gaben. Der Hauptdefensor Cockburn drang in seiner Rede darauf, daß hauptsächlich das Urtheil der Aerzte über Mac Naughten's Gemüthszustand in dieser Sache

entscheiden müsse, und seine Gehülfen entließen keinen erheblichen Zeugen für die Anklage ohne Gegenbefragung, zeigten sich auf Alles aufmerksam, was ihrem Clienten zum Vortheil gereichen konnte. Als z. B. Herr Waddington, als Advokat für die Anklage, einem Zeugen die Frage vorlegte, zu welcher politischen Partei sich der Gefangene gehalten, wollte Herr Cockburn sie nicht zulassen und stellte die Behauptung auf, nur davon könne die Rede seyn, ob der Angeklagte bei irgend einer Gelegenheit seine Ansichten über Gegenstände der Politik bestimmt dargelegt habe. Die aufgeworfene Frage wäre also ganz beseitigt worden, wenn der Zeuge nichts Specielles anzuführen gewußt, und dabei suchte der Defensor es auf alle Weise wahrscheinlich zu machen, daß der Angeklagte sehr vortheilhaft von Sir Robert Peel gedacht. Der Polizeiinspector Tierney hatte Mac Naughten gefragt, ob er auch wisse, nach wem er geschossen, worauf dieser antwortete: „It is Sir Robert Peel, is it not, es ist Sir Robert Peel, nicht wahr?" Diese Angabe verwarf aber der Defensor durchaus als ganz unglaubwürdig; sie beruhe, meinte er, bloß auf dem Zeugniß eines Polizeidieners (policeman), worüber er kein Wort verlieren wolle. Unterdessen war dies Zeugniß beschworen, und vor dem Polizeigericht bei der Instruktion der Sache in Gegenwart Mac Naughten's wiederholt, ohne daß dieser widersprochen hätte. Als es jetzt bei der öffentlichen Verhandlung vorkam, legte zwar der Defensor Cockburn dem Polizeiinspector Tierney eine Menge Gegenfragen vor, um die Glaubwürdigkeit und den Werth seines Zeugnisses zu schwächen, erreichte aber seine Absicht nicht. Mit vieler Gewandtheit ging er alle die Präcedentien durch, auf welche sich der Staatsanwalt in der Eröffnungsrede berufen, und zeigte bald, daß sie nicht vollständig entwickelt worden, bald, daß sie nichts zur Bestätigung der Anklage enthielten, bald, daß sie einer mehr aufgeklärten und gebildeten Jury nicht zum Muster dienen könnten. So war im Jahr 1812 Bowler in Kriminaluntersuchung gerathen, weil er nach Jemanden geschossen und ihn verwundet habe. Es wurde aber bewiesen, daß epileptische Zufälle den Verstand dieses Mannes zerrüttet hatten, welches Veranlassung gab, daß seine Anverwandten aus Besorgniß, er möge sich das Leben nehmen, ihn eine Zeitlang bewachen ließen. Der Staatsanwalt hatte jetzt in seiner Eröffnungsrede daran erinnert, aber der Defensor Cockburn machte in seiner Vertheidigungsrede die Bemerkung, es sey von diesem Falle schon bei der Verhandlung über Oxford, (welcher bekanntlich nach der Königin Victoria schoß,) die Rede gewesen, und der Oberrichter Alderson habe sich damals sehr stark über den Ausspruch der Jury ausgedrückt, welche Bowler schuldig gefunden; er habe gesagt, „es sey barbarisch, einen Menschen unter Umständen, da er nicht zurechnungsfähig sey, hinrichten zu lassen." Man muß bedauern, setzte der Defensor hinzu, daß eine britische Jury einen solchen Ausspruch gethan und daß ein britischer Richter (Herr Long) ihn gelten ließ; er sey aber der jetzigen Jury eine Warnung und sie werde sich hüten, nach dem Vorbilde desselben ein Urtheil zu fällen, welches sie demnächst, wenn es zu spät sey, widerrufen möchte." Der Staatsanwalt hatte in der Eröffnungsrede, das in England geltende Recht über die Einrede des Wahnsinns in Criminalsachen auseinandergesetzt, besonders nach Lord Hale, welcher in einem berühmten Werke (Pleas of the Crown. Vol 1. pag. 30) sagt: „Es giebt einen gänzlichen und einen partiellen Wahnsinn; der letztere entschuldigt nicht bei Verbrechen, insofern ein genügendes Vermögen der Vernunft (a competent use of reason), wenn gleich kein vollständiges, da gewesen, um den Schuldigen zu leiten. Alles kommt darauf an, ob Ueberlegung und Plan (thought and design) da war, ob Jemand vermocht, die Natur eines Verbrechens zu begreifen, zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden. Nur gänzlicher Mangel an Vernunft, dauernd oder temporär, und in dem Augenblick des Begehens eines Verbrechens, hebt die Zurechnungsfähigkeit auf und entzieht den Schuldigen der Strafe des Gesetzes." Hierauf erwiederte der Defensor in seiner Rede, man habe erst in unsern Zeiten die verschiedenen Arten, Abstufungen und Heilmittel des Wahnsinns einsehen lernen, und er hoffe, die Jury werde sich in ihrer Beurtheilung des jetzigen Falles von dem hellen Licht der Wissenschaft leiten lassen, nicht von einer so alten Autorität, wie die des Lord Hale, und las dann Stellen vor aus den Schriften des Dr. Pritchard in Bristol, so wie des Herrn Ray, Professors der Rechtswissenschaft in Amerika, welcher die Theorie Lord Hale's bestreitet. Das auf gegenwärtigen Fall anwendbare, englische Recht legte er nach Lord Erskine dar, welcher in einer der glänzendsten, je vor Gericht gehaltenen Rede als Defensor Hatfield's auftrat und seine Freisprechung bewirkte. Bekanntlich schoß Hatfield nach Georg III. im Theater, wurde aber für wahnsinnig erklärt und in ein Irrenhaus geschickt, in dem er zu Ende des Jahres 1842 starb. Lord Erskine gründete seine Vertheidigung darauf, daß der Angeklagte gewisse wahnsinnige Vorstellungen unterhalten, und daß das begangene Verbrechen eine Folge derselben gewesen. Dies, sagte Herr Cockburn, ist auf Mac Naughten anwendbar. Er leidet an einer besondern Art von Wahnsinn, glaubt, daß er von einer Partei verfolgt wird, und gerade dies trieb ihn mit unwiderstehlicher Kraft zur Begehung des Verbrechens; er war in diesem Augenblick nicht Herr seiner selbst und wußte nicht, was er that." Die Wahrheit ist, daß der von Lord Erskine, als er Advokat war, aufgestellte Grundsatz in seiner Allgemeinheit von den englischen Gerichten nicht als gültig anerkannt ist, und daß der jetzige Lord Oberrichter der Queens-Bench bei einer Gelegenheit die mancherlei Einschränkungen, die er zulasse, nachwies, wie auch jetzt der Staatsanwalt dies in seiner Rede ausführlich zeigte. Mac Naughten hatte bloß die fixe Idee, daß er von den Tories verfolgt werde, und wenn er gehörige Ueberlegung angewandt, hätte er sich wohl von diesem Irrwahn befreien können. War dieser aber auch zu tief eingewurzelt, um ihn zu entfernen, so wußte er doch recht gut, daß er nicht sein eigener Richter seyn dürfe; denn er hatte sich ja in Glasgow an den dortigen Maire, den Sheriff, die Polizei gewandt, um ihren Schutz gegen seine eingebildeten Verfolger zu erhalten. Und mit welcher Planmäßigkeit, mit welcher Ueberlegung führte er seinen Mordanschlag aus! Seine Hauswirthin Elisabeth Dutton erklärte bei ihrer Vernehmlassung, „sie habe nie Ursache gehabt zu glauben, daß der Gefangene von Verstande sey;" der Zeuge Carl Caldwell, „er habe nichts Befremdendes in seinem Charakter bemerkt;" der Zeuge Jakob Thompson, „er habe ihn 1838 kennen gelernt, und zuletzt am 19. April 1842 gesehen, aber keine Veränderung in seinem Wesen und Ansehen, nichts Besonderes in seinem Benehmen gefunden." Der Zeuge W. Ambrose, Sekretär des Handwerker-Clubs in Glasgow sagte, „ich sah ihn oft, bemerkte aber an ihm nichts, was mich auf den Gedanken geleitet hätte, er sey nicht bei Verstand;" der Zeuge W. Swanston, Curator des gedachten Clubs, „in den Jahren 1839 und 1840 sah ich ihn oft, ohne etwas Befremdendes in seinem Wesen und Betragen zu finden, und im Jahr 1842 fand ich weiter keine Veränderung an ihm, als daß er besser gekleidet war als früher." Um das Gewicht dieser und noch anderer Zeugen zu schwächen, hatte der Defensor mehrere der angesehensten Männer aus Glasgow citiren lassen, welche jetzt aussagten, sie hätten den Angeklagten für wahnsinnig gehalten: Herr A. Johnston, Mitglied des Parlaments, schrieb es ihm in Beantwortung eines Briefes; Herr Hugh Wilson, Polizeirath, sagte es ihm ins Gesicht, und sprach darüber mit seinem Vater, hielt es aber

doch nicht für nöthig, ihn in sichern Gewahrsam nehmen zu lassen; Herr Alex. Turner, Prediger bei Glasgow, ging zu seinem Vater und rieth ihm, seinen Sohn in Aufsicht zu geben. Sie begründeten indessen ihre Meinung von seinem Wahnsinn bloß durch seine Aeußerungen über Verfolgungen, denen er von Seiten der Tories ausgesetzt sey, und sein eigener Vater erklärte in seiner Vernehmlassung: nachdem er sich mit seinem Sohn über dessen Einbildung von Nachstellungen unterhalten und ihm den Ungrund derselben gezeigt, habe er geglaubt, dieser habe sie aufgegeben; über alle sonstige Gegenstände habe derselbe ganz vernünftig gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (London, den 25. März.) Von Manchester berichtet man folgenden romanhaften, aber als wahr verbürgten Fall. Einem im New-Bailey-Gefängniß in Manchester wegen Desertion insitzenden Manne ist, wie sich jüngst herausgestellt hat, ein Vermögen von mehr als 100,000 Pf. St. durch Erbschaft zugefallen. Man hat sich an die oberste Kriegsbehörde in London gewendet, um seine Loslassung aus der Haft zu erlangen, damit er ohne Weiteres in den Genuß der Reichthümer komme, die das Glück so unerwartet ihm zugewendet hat; und wie man so eben erfährt, ist auch vorgestern der Befehl zu seiner Freilassung erfolgt, und solche bereits geschehen. Der Mann heißt John Flitcroft, und noch als sehr junger Mensch ließ er sich in der königlichen reitenden Artillerie anwerben. Er wurde zwar vor langen Jahren von den Soldaten losgekauft, ließ sich aber wieder anwerben, und hatte seine Militärdienstzeit bis auf 21 Tage abgedient, da gerieth er in die Gesellschaft einiger Kameraden, die zu Sheerneß, wo er selbst lag, ihren erhaltenen Abschied vom Militär noch lustig feierten, und blieb, da er sich im Trinken übernommen hatte, aus seinem Standquartier weg, bis er zuletzt im Fahndungsblatt (the Hue and Cry) als Ausreißer ausgeschrieben wurde. Vor den Folgen seiner Unbesonnenheit erschreckend, machte er sich fort nach Manchester, unter dem angenommenen Namen Smith, und war dort sechs Jahre, indem er einen Theil dieser Zeit in der Kaserne als Offiziersbedienter verlebte, ohne daß etwas von seiner Deserteureigenschaft herausgekommen wäre, bis erst etwa vor 3 Wochen, wo er dann festgenommen und in's Gefängniß gesetzt wurde. Das ihm zugefallene Erbe kommt von einem Großvater von ihm her, und erst vor ungefähr einem Jahre ging ein vor dem Kanzleiobergericht darüber obschwebender Prozeß zu seinen Gunsten aus. Ein Vetter machte sich nun auf, ihn aufzusuchen, was nichts Leichtes war; denn er bereis'te fast jeden Theil England's, Schottland's und Irland's umsonst nach ihm. Er fand mehrere Male seine Spur bis Manchester; allein da ging sie ihm immer wieder aus, zweifelsohne wegen der Namensänderung des so mühsam und eifrig Gesuchten. Endlich wurde Letzterer doch durch Anfragen u. s. w. welche in den Manchesterer Blättern eingerückt wurden, aufgefunden. Er ist ein Mann von ganz geringem Wesen und weniger Bildung. Sechzigtausend Pfund von der Erbschaft werden ihm, wie man hört, baar ausbezahlt, das Uebrige aber in Grundeigenthum in der Nähe von Ashton-under-Lyne, zu Staleybridge (in der engl. Grafschaft Lancaster) zugewiesen werden. (Karlsr. Ztg.)

*** Zu Versailles ist ein neuer Saal: Saal der Kreuzzüge, eröffnet worden; eine Art goldenes Buch für den alten Adel Frankreich's. Eine Aufforderung macht hierüber Folgendes bekannt: „Jene Familien, deren Adelsgeschlecht bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückgeht, haben allein das Recht, hier ihre Namen und Stammbäume aufhängen zu lassen." Als Basis wurden zweihundert der glänzendsten, entweder schon ausgestorbenen oder theilweise ralliirten Familien gewählt, und so prangen in diesem Saale bereits die Rohan, Montmorency, La Rochefoucauld, Turenne, Nesles, Chabannes Bonneval, Crequi, Mortemart, Montesquiou, La Tremouille, Brisac, Duras u. s. w. Die Nachricht von diesem wichtigen Ereigniß hat die beiden adeligen Faubourgs in große Aufregung gebracht; Alles will aufgenommen seyn, und Herr Trognon, der Direktor dieser Anstalt wird mit Briefen, Anfragen, Gesuchen u. s. w. bestürmt. Es erfolgen persönliche Konferenzen, Prüfungen der Dokumente und Titel, mit Einem Worte, eine Annäherung, und der gewandte Herr Trognon, nach äußerst klugen Instruktionen handelnd, verfehlt nur selten seinen Zweck. So zählt man in kurzer Zeit schon eine Menge der Dynastie zugewachsener neuer Namen, und nennt unter diesen die Beauffremont, Bryas, Blanc-Mesnil, Briancourt, Guitaut, Comminges u. s. w. Die Heraldik kommt aufs Neue in Schwung, drei bis vier heraldische Bureaux, worunter das genealogisch heraldische von Courtois, sind bereits entstanden und haben überflüssige Beschäftigung, und die Zahl der resignirten Anhänger der ältern Linie wird immer kleiner. (Rhein- u. Mosel-Ztg.)

*** (Glarus.) Leuzinger, Mechaniker in Mollis, Canton Glarus, hat ein Instrument erfunden, welches dazu dient, die Kraft und die Elastizität des Garnes mit mathematischer Genauigkeit zu messen. Der Erfinder nennt es Garnprobe. Das Instrument ist aus Messing und Stahl verfertigt, mag ungefähr drei Pfund wiegen und besteht aus einem beiläufig zwei Dezimeter langen Lineal, auf welchem sich ein Halbkreis senkrecht erhebt, über dessen Mitte ein Röllchen nebst einem ankerförmigen Hebel angebracht, dessen bogenförmige Endung mit einer gedoppelten Skala, hingegen das andere Ende mit einem Anhaltspunkt versehen ist. Wird nun ein Faden, dessen Kraft und Elastizität man untersuchen will, an den Anhaltspunkt des Hebels befestiget, rechts über das Röllchen geführt und so stark angestreckt, bis er zerreißt; so wird ein auf Null gestellter Zeiger der innern Skala die Elastizität oder Verlängerung, hingegen ein die äußere Skala berührender Zeiger die Kraft des Garns anzeigen. (Basler Ztg.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 4. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Mittwoch, den 5. April. Zum Vortheil des Herrn Pischek (zum Erstenmale): Die Königin von Cypern, große Oper in 5 Abtheilungen nach dem Französischen des St. George von J. C. Grünbaum. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 6. April. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von Müller. (Siebente Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 96. 6. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Drei Ellen Spitzen.

Nach einer englischen Novelle, von J. R. Schuster.

(Fortsetzung und Schluß.)

— Wie! Herr Green, frug Mistreß Morland; es gelang Ihnen, Ihren Dieb zu entdecken?

Herr Green sah sie an und, nach Art der Kaufleute, untersuchte er mit einem schnellen Ueberblick die verschiedenen Theile ihrer Toilette.

— Ja, Madame, antwortete er, indem er sie noch genauer betrachtete: ja, ich entdeckte ihn ... ich entdeckte ihn, wiederholte er mit gedehnter Stimme und in seltsamer Zerstreuung.

— Ich wollte wetten, es ist ein Frauenzimmer! sagte Mistreß Parsons; es gibt gar zu viele Frauen, bei welchen die Putzsucht zur wahren Wuth ausgeartet ist! mir ist's unbegreiflich, wie man Geschmack daran finden kann!

— Es ist kein Frauenzimmer, Mistreß Parsons, erwiederte Herr Green, fortwährend zerstreut.

— Wahrhaftig! bemerkte Mistreß Morland, man sollte meinen, es müßte ein Frauenzimmer seyn, denn der Anblick von Spitzen pflegt nur unser Geschlecht in Versuchung zu führen ... Es handelte sich um ein Restchen Spitzen, nicht wahr?

— Um ein Restchen Spitzen, antwortete Herr Green lakonisch.

Während dieser Unterredung, erholte sich Alice von dem heftigen Schrecken, welchen ihr der unerwartete Besuch des Kaufmanns zugezogen.

— Glauben Sie wohl, liebe Mistreß Bloxham, sagte Mistreß Parsons, glauben Sie wohl, daß ich durchaus nicht die Vorliebe der Mistreß Morland für schöne Spitzen theile? die Spitze da, zum Beispiel, welche sie heute trägt, kostete ihr ... wie viel kostete Ihr Spitzenhalstuch, Mistreß Morland?

Mistreß Morland erröthete.

— Einer meiner Verwandten hat mir damit ein Geschenk gemacht, sagte sie.

— Ei, fuhr Mistreß Bloxham fort, haben Sie uns nicht früher erzählt, daß Sie die Spitzen gekauft hätten?

— Das sind sehr schöne Spitzen, bemerkte Herr Green, indem er sich etwas bückte, um sie näher zu betrachten.

— Nun wohl, Mistreß Aytoun, fiel Mistreß Morland ihm voll Ungeduld in die Rede, Herr Green wird Ihnen nach allem dem seine Hochachtung nicht versagen.

— Gewiß! gewiß ... das heißt ... Sie tragen da kostbare Spitzen, Mistreß Morland, sie gleichen aufs genauste meinem Restchen ... wahrhaftig, ich wollte schwören ...

— Mistreß Parsons horchte auf und warf einen seltsamen Blick auf Mistreß Bloxham; Herr Green glich einem Jagdhunde, der eine Spur entdeckt; Mistreß Morland ward immer unruhiger.

— Ich wollte schwören, fuhr der Kaufmann fort, daß sie von demselben Stücke ist ... Sehen Sie doch einmal, Mistreß Aytoun, ist das nicht ganz dieselbe Spitze, die ich Ihnen verkauft habe?

Alice schlug die Augen auf und wollte eben antworten, als Susanna hereintrat und ihrer Herrin meldete, daß Herr Henry Aytoun am Ende der Allee spazieren ginge, und daß sie ihn, trotz der Entfernung, wohl erkannt hätte.

— Henry! rief die arme Alice. Er lebt! er ist hier!

Und sie stürzte aus dem Zimmer, und eilte rasch die Treppe hinab auf die Straße.

— Ja, ja! rief ihr Herr Green nach, ich vergaß, Ihnen zu sagen ... aber von den Spitzen zu reden! ... Sie sagen mir wohl, Mistreß Morland, von wem Sie solche erhalten haben?

— Was liegt Ihnen daran, mein Herr! erwiederte Mistreß Morland; ich finde Ihre Frage etwas impertinent!

Herr Green ließ sich jedoch nicht einschüchtern.

— Erlauben Sie, Madame, mein eigener Neffe war es, der mich bestohlen und zwar zu Gunsten einer Maitresse bestohlen, die ihm Brieschen schreibt, ihm Rendezvous gibt ... diesen Morgen zum Beispiel ...

— Rendezvous! unterbrach ihn Susanna, die im Zimmer geblieben war, um das Gespräch mitanzuhören; nicht wahr, in den Gärten von Kensington?

— Ganz recht, mein Kind ... Woher weißt Du? ...

— Wir begegneten heute Morgen Mistreß Morland, die dort ganz allein mit Ihrem Neffen lustwandelte.

— Welche Unverschämtheit! rief Mistreß Morland aus, während Mistreß Parsons ihre kleinen Augen aufriß und die spitze Nase der Mistreß Bloxham sich zu verlängern schien.

— Er war's aber! erwiederte Susanna mit Dreistigkeit, mag er nun die Spitzen gestohlen haben, oder nicht, er war's!

— Und das hier, ist das Restchen Spitzen, das er mir entwendet hat; ich wollt' es, bei Gott, unter tausend Stückchen wiedererkennen! ... Ei, ei, Mistreß Morland, Sie also verführten meinen Neffen! Sie, eine verheirathete Frau! pfui!

Mistreß Morland wollte protestiren; Herr Green hörte sie gar nicht an und die verhöhnenden Blicke ihrer beiden Freundinnen lehrten sie, daß sie entlarvt war, entlarvt in der Gegenwart der Mistresses Parsons und Bloxham, der Frauen, die sie mit ihrem Uebergewicht zu erdrücken pflegte und welche diese Gelegenheit keineswegs vorübergehen ließen, sich an ihr zu rächen! die Wuth und Bestürzung der Mistreß Morland hatte den höchsten Grad erreicht; um sich aus der Ver-

legenheit zu ziehen, faßte sie einen schnellen Entschluß und fingirte eine Ohnmacht . . . .

Mitlerweile war Alice mit ihrem Manne zusammen gekommen; sie schlugen einen Seitenweg ein, der nach einer nahen Wiese führte; eine lebhafte Erörterung fand zwischen ihnen statt. Als sie nach Hause kamen, wo Herr Green und Susanna sie erwarteten, verkündete der Ausdruck ihrer Augen, aus denen innige Freude und Herzenswonne strahlten, daß der Geist der Eintracht und des Friedens wieder bei dem Ehepaare eingekehrt war. Er wich auch nie mehr von ihnen. Alice zeigte sich minder unvorsichtig und unbesonnen, Henry minder empfindlich und mißtrauisch. Herr Green blieb ihr Freund. Seinem Rathe folgten sie, indem sie ihre Wohnung veränderten. Mistreß Morland war ein Gegenstand der unaufhörlichen Spöttereien von Seiten ihrer Nachbarinnen geworden; diese übernahmen das Strafamt und ließen sie ihr Unrecht grausam büßen.

Herr Seymour überlebte seine Wunde; die Begebenheiten aber, wobei er eine so unglückliche Rolle gespielt, hatten ihm die Lust zur Intrigue auf immer verleidet; er hörte auf, ein Mann nach der Mode zu seyn, und sein Ehrgeiz strebte fortan nur nach dem Rufe und der Wichtigkeit eines Politikers; — dennoch sagte Herr William Harley, jedesmal wenn von seinem Freunde die Rede war: Herr Seymour seligen Andenkens!

Feuilleton für Interessen der Kunst und Kunstgeschichte.

Von W. Kyl.

(Fortsetzung.)

Wie sich die Zeiten ändern.

Giorgio Vasari bezeichnet in seinen Vite de' più eccelenti Pittori, Scultori ed Architecti (1550) die mittelalterliche deutsche Baukunst als ein Compilatorium von Rohheit, Barbarei und Geschmacklosigkeit aller Art und legt ihr zuerst aus Spott und Verachtung, den Namen „gothische Baukunst" bei. —

Im 17. Jahrhundert gingen die Franzosen noch etwas weiter: sie übertrugen das Epitheton Gothique von jenen Baudenkmalen auf alle Künste und Geschmacksachen überhaupt. Zuerst sprüchwörtlich, dann recipirter Sprachgebrauch, bezeichnet es jedwedes Unförmliche, Plumpe, Unkünstlerische. —

Am Ende jenes und zu Anfange des folgenden Säkulums begnügte man sich aber nicht mehr, die mittelalterliche Architectur zu bekritteln und zu verspotten; man legt nun Hand an diese unerträglich barbarischen Monumente selbst. Die Pyramiden werden von den Thürmen abgetragen, statt ihrer prangen die zwiebelförmigen, glockenförmigen, mitunter auch beinahe eiförmigen Aufsätze und Bedachungen auf dem ehrwürdigen alten Unterbau, der drohend und grimmig über den Spuck drunter hervorlugt, wie das Haupt des alten Barbarossa im Kyffhäuser, wenn man ihm etwa eine Schlafmütze über die Ohren zöge. Der alte Hochaltar ist den Leuten zu geradlinig, er wird weggeräumt und durch ein Tabernakel mit gewundenen Säulen ersetzt: die entsprechen bekanntlich dem Gesetze der Schönheitslinie. Die alten Fresken werden übertüncht. Die alten Heiligen werden aus den Nischen geworfen, um pausbäckigen Cherubimsköpfen und dickbauchigen holländischen Engelchen Platz zu machen.

So war's im achtzehnten Jahrhundert, und im Jahre 1773 schrieb ein Göthe noch über seine früheren Kunstanschauungen folgendermaßen: „Unter der Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gegangen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang einstimmte: „ganz von Zierrath erdrückt!" und so graute mir's im Gehen vor'm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers."

Allein Göthe hat sich schnell von dieser Ansicht bekehrt: das künstlerische Deutschland trat in die Fußtapfen des großen Musageten. Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts zwar konnten Leute, wie ein F. v. Ulmenstein über den herrlichen Wetzlarer Dom noch das Urtheil fällen, „es sey ein Gebäude im altgothischen Geschmacke, etwas plump nämlich, aber sehr solid!" allein die Ansicht der meisten und besten Kunstkenner spricht sich für jene Zeit wohl schon in folgenden Worten aus, die Gruber im Jahre 1813 niederschrieb: „Wenn man an Werken der gothischen Baukunst tadelt, daß ihre Gestalten stachlicht und gleichsam zersplittert scheinen, daß sie zu scharfe, eckige Formen darbieten, so kann man doch auch den Einen großen Eindruck von kühn und leicht emporstrebender Höhe nicht leugnen, und fühlt sich im Innersten von dem Riesengeist ergriffen, der darin waltet und an das Unermeßliche des Weltalls erinnert."

Dies bedingte Lob steigerte sich im Munde der Romantiker, es hielt sich im Munde der Hegelianer, die neueste Zeit aber setzte den Trumpf darauf. In Franz Kugler's trefflicher Kunstgeschichte (1841) findet sich z. B. Folgendes: Nachdem der Verfasser höchst geistreich Idee und Form gothischer Kunst entwickelt und ihr unbedingt den Vorrang über die griechische Baukunst eingeräumt hat (Vasari, Bernini, Fontana mit ihrem Heer und das ganze Siècle de Louis Quatorze würde sich im Grabe herumdrehen, wenn diese Kunde zu ihren Ohren käme), nennt er den Kölner Dom „das vollendetste Meisterwerk der gothischen Architektur: somit aller Architektur überhaupt." Ueber den Namen „gothische Kunst" aber bemerkt er, derselbe sey zwar ganz unhistorisch und höchst unpassend, dennoch sey es gut, ihn beizubehalten, da er als Spott- und Schimpfname gegeben, nun zum Ehrennamen geworden, historische Geltung, Sinn und Deutung sich erworben habe.

Nach beinahe dreihundert Jahren sind wir also mit Durchlaufung aller Stadien dahin gelangt, gerade das als Canon aufzustellen, was man damals für absurden Unsinn hielt: ein glänzender Beweis für die Hegelsche Satzung, daß alle Schönheit rein subjectiv sey, d. h. nur in dem Auge des Beschauers, in dem Ohre des Hörers begründet. Wer hat denn aber in unserm Falle das Rechte herausgesehen aus den alten riesigen Trümmern des Mittelalters? Vasari und das 17. und 18. Jahrhundert lachten über die gothische Baukunst; wir lachen über Vasari und die Perückenzeit, wer lacht denn mit Recht?

Wir dürfen wohl mit zuversichtlicher Gewißheit antworten: für uns gelte hier das Sprüchwort: Wer zuletzt lacht, lacht am Besten. (Schluß folgt.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Den Ausschlag in der Sache gab endlich das Zeugniß der Aerzte, welche den Auftrag erhielten, den Angeklagten zu besuchen, zu befragen und über seinen Geisteszustand zu berichten. Von Seiten der Regierung wurden hiezu die Aerzte Bright und Sutherland committirt; von Seite des Defensors, der Dr. A. Morrison und Wundarzt Maclure, und der bei einem hiesigen Irrenhause angestellte Dr. E. T. Monro, ein Schottländer und einer berühmten Familie von Aerzten angehörig. Er führte bei diesen Besuchen des Angeklagten das Wort und stellte ihm die Fragen, weil er der älteste war und eine Erfahrung von dreißig Jahren in der Behandlung wahnsinniger Personen besaß. Zu den beiden letzten Besuchen des Angeklagten ließ der Defensor auch noch den Dr. Crawford und Wundarzt Hutcheson, aus Glasgow kommen. Sie waren nun alle der Meinung, „daß der Wahnsinn Mac Naughten's ihn der Selbstbeherrschung beraubt, und seine moralische Freiheit zerstört habe." „Das begangene Verbrechen," sagte Dr. Monro, „sey eine Folge des Wahnsinns gewesen, an welchem der Angeklagte leide, und welcher ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dazu angetrieben habe." Auch der Arzt des Criminalgefängnisses Newgate, welcher Mac Naughten täglich besucht hatte, trat dieser Ansicht bei, so wie der Wundarzt, Herr Aston Key; allein der Staatsanwalt stellte keinen einzigen Arzt als Zeugen, um ihn zur Unterstützung der Anklage bei der öffentlichen Verhandlung abhören zu lassen. „Mein rechtsgelehrter Freund," sagte der Defensor, „hat bei sich sitzen zwei Aerzte von großer Geschicklichkeit und bedeutendem Rufe, welche den Angeklagten in seinem Gefängnisse besuchten. Warum läßt er sie jetzt nicht abhören? Er wagt es nicht, denn sie zweifeln nicht an dem Wahnsinn des Angeklagten und würden es aussagen!" Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Fall des Angeklagten erregte, hatte der hiesige Wundarzt Forbes Winslow eine besondere kleine Broschüre „über die Einrede des Wahnsinns in Criminalsachen" entworfen, welche kurz vor der öffentlichen Verhandlung im Druck erschien. Eine empfehlende Anzeige derselben in den Times richtete die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie ganz besonders, daher der Defensor, als er den Verfasser im Gerichtssaal bemerkte, ihn auch eidlich vernehmen ließ. Herr Clarkson stellte die Fragen, auf welche jener Schriftsteller erklärte, er habe, was in der öffentlichen Verhandlung der Sache vorgekommen, mit Aufmerksamkeit angehört, und sich überzeugt, daß der Angeklagte an einem Wahnsinn leide, der ihn zu dem Verbrechen fortgerissen, ohne daß es ihm möglich gewesen, sich zurückzuhalten. Der Defensor wollte nun noch den Dr. Benjamin Phillips eidlich vernehmen lassen, allein der Präsident des Gerichts sagte, es sey genug und fragte den Staatsanwalt, ob er Zeugen habe zur Widerlegung der eidlich vernommenen Aerzte. „Ich habe weiter keine Zeugen, als die schon abgehörten," antwortete der Staatsanwalt „Unter diesen Umständen," sagte der Präsident, „sind meine Collegen und ich selbst der Meinung, daß die Anklage nicht behauptet werden kann." Die Sache endigte darauf schnell. Der Staatsanwalt erklärte in einer Anrede an die Jury, er könne sie freilich nach dem, was der Präsident geäußert, nicht auffordern, ein Urtheil gegen den Angeklagten abzugeben, allein die Regierung habe auch nur den Zweck gehabt, zu veranlassen, daß geschehe, was recht ist. Er habe daher der Vertheidigung des Angeklagten keine Hindernisse in den Weg gelegt, und sey der Meinung seines rechtsgelehrten Freundes (learned friend) des Defensors, daß es in jedem Fall dieser Art, hauptsächlich darauf ankomme, ob der Angeklagte zurechnungsfähig und seiner selbst mächtig gewesen, oder ob sein Wahnsinn ihn der Herrschaft über sich beraubt habe, so daß er wegen seiner Handlungen nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden könne. Im Allgemeinen hat es damit seine Richtigkeit, allein, wo ist der Beweis, daß Mac Naughten die Herrschaft über sich in dem Grade verloren, daß er nicht mehr zurechnungsfähig war? Keiner der Aerzte, die abgehört waren, hatte ihn geliefert! Die Jury bedachte sich indessen kaum eine Minute, und sprach, wie bereits oben bemerkt, den Angeklagten frei.

Der meuchelmörderisch gemordete Eduard Drummond war noch in seinen besten Jahren, und allgemein wegen seines Wohlwollens und seiner Rechtlichkeit geachtet. Er stand mit den angesehensten Familien in Verbindung, und man fand ihn in den Cirkeln der vornehmsten Häuser. Seit seinem zwanzigsten Jahre diente er dem Staat unter Ministern von der Tory- oder Whig-Partei in einer Anstellung bei der Expeditionskanzlei, welche verlangte, daß er in der Politik gemäßigte Meinungen unterhalte und sich nicht als Führer in derselben aufwerfe. Jetzt war er erster expedirender Sekretär, und genoß das volle Vertrauen des Premierministers Sir Robert Peel. Daß ein solcher Mann an hellem Tage von einem Meuchelmörder angefallen, verwundet wurde, dann in Folge der tödtlichen Verletzung starb, mußte natürlich allgemeine Theilnahme erregen, und der Ausgang der gerichtlichen Verhandlungen befriedigte die bewegten Gemüther nicht. Obgleich man sonst viel Achtung hat für dem Ausspruch einer Jury, und es für Vorwitz oder Anmaßung hält, ihn bekritteln zu wollen, wurde doch die Verhandlung über Mac Naughten bald das allgemeine Tagsgespräch der Clubs und der Familien. Der auch in Deutschland geschätzte Dichter, Thomas Campbell, behandelte die gerichtlichen Verhandlungen in einem satyrischen Gedicht, welches gleich am Montag, nach dem Ausspruche der Jury im Morning Chronicle erschien, und aus diesem in die gelesensten Tagesblätter überging. Nur ein Paar Blätter enthielten Artikel zur Vertheidigung desselben, die meisten waren gegen ihn gerichtet, und wurden noch durch eine zahllose Menge von Briefen an die Herausgeber unterstützt, welche diese abdrucken ließen. Indessen gingen weder die Artikel der Herausgeber, noch die an sie über den fraglichen Gegenstand gerichteten Briefe tief in die Sache ein, zeigten nicht, wie sie die unerwartete Wendung genommen, und worin gefehlt sey. Allgemein verbreitete sich bei dem Publikum ein banges Gefühl persönlicher Unsicherheit; man fürchtete, daß die Freisprechung Mac Naughten's geheime Feinde zu Mordversuchen reizen möchte, und wagte sich nicht ohne Besorgniß vor wirklichen oder verstellten Wahnsinnigen auf die Straße. Schon früher sind nicht selten Fälle vorgekommen, daß Leute Jemanden die Fenster einschlugen oder eine Straßen-Laterne zerbrachen, um nur auf einige Zeit in einem Arresthause Obdach und Nahrung zu finden. In einem Irrenhause werden aber die Verhafteten viel besser behandelt, daher man jetzt befürchtete, die Aussicht, in ein solches gesetzt zu werden, möchte Vielen eine Veranlassung zum Begehen von Verbrechen seyn, seitdem sie gesehen, daß selbst Meuchelmörder der verdienten Todesstrafe entgehen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Mainz) Ludwig Kalisch redigirt seit dem 1. April das „Rheinland". Mit einem Manifest: „An die Leser" be-

ginnt das erste unter seiner Redaktion erscheinende Blatt. Wir entnehmen demselben folgende Stelle: „Es hat der Redakteur einer belletristischen Zeitschrift einen sehr schweren Beruf. Der Biene gleich soll er von Blume zu Blume schwärmen und Honig für seine Leser sammeln. Aber nicht jeder Blumenkelch birgt Honig und der arme Redakteur findet trotz des mühseligsten Herumschwärmens im Garten der Literatur oft nur Blüthenstaub, um die Zellen seiner Rubriken zu bauen, ohne dieselben mit süßem Nektar ausfüllen zu können. Von dem Redakteur einer politischen Zeitschrift verlangt man nur eine tüchtige Tendenz und man klagt nicht ihn, sondern die Zeit an, wenn im Gebiete der Politik ungewöhnliche Dürre herrscht. Er darf auf Kosten der Unterhaltung seine Gesinnung vertreten. Von dem Redakteur einer belletristischen Zeitschrift verlangt man leider allzuhäufig auf Kosten der Ansicht Unterhaltung und Zerstreuung. Er gleicht darin dem lieben Gott, nicht etwa, daß man ihn anbetet, sondern daß man in einem und demselben Augenblicke die widersprechendsten Wünsche an ihn richtet. Während dieser den sanften Regenschauer lyrischer Ergüsse verlangt, begehrt ein Anderer das Wetterleuchten blendender Witze, und während ein Dritter den heftigen Donner einer schonungslosen Kritik fordert, macht ein Vierter auf das sanfte Gesäusel einer Novelle Anspruch. Kurz, die Melancholie, die Lebenslust, die Hypochondrie, die Sanftmuth, die Schwärmerei machen in Gestalt der Abonnenten ihre Rechte geltend und der Redakteur soll zu gleicher Zeit schwärmen, lieben, loben, geißeln, singen und kritisiren."

*** (Neue Art ländlicher Unterhaltung.) Außer den von uns kürzlich erwähnten Gesang-Vereinen haben sich in der letzten Zeit in Belgien und namentlich in den beiden Flandern auf dem Lande viele andere Vereine zu sogenannten künstlerischen Zwecken gebildet. So ist zu Meldert, einer Ortschaft in Ostflandern, eine Gesellschaft zusammengetreten, um sich in der „Kunst der Grimace" zu vervollkommnen. Ein Vlämisches Journal theilt unter Anderem Folgendes aus einem Programme dieser Gesellschaft mit: „Es sind Preise ausgesetzt für diejenigen, welche die drolligsten Grimacen, Fratzen, Mäuler rc. im Saale des Herrn Joseph van den Bossche in Meldert machen werden. Am Sonnabend den 25. März 1843 werden von der Gesellschaft in diesem Saale außerordentliche Versuche dargestellt, und man wird die seltsamsten Gesichter schneiden, die man noch jemals von Menschen gesehen. Die Vorstellung fängt um 2½ Uhr Nachmittags an. Alle Liebhaber dieser Kunst werden hierdurch eingeladen, Proben von dem zu geben, was sie zu leisten vermögen. Der erste Preis besteht in einer silbernen Pfeife nebst Deckel; der zweite Preis in einer silbernen Pfeife; der dritte Preis in einer verzierten und der vierte in einer vergoldeten Pfeife. Eine aus mehreren Sachverständigen bestehende Jury wird das Richteramt bei diesen angenehmen künstlerischen Uebungen versehen. Der Präsident: J. Robyns." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Der Pariser Salon.

Von J. Duesberg.

II.

Wir haben zwei Kapitalbilder vergessen; das eine von riesenhaften Dimensionen, das andere gar winzig, und das sammt dem Rahmen auf der flachen Hand Platz hätte; dies ist das Maleratelier von Meissonier: der Künstler malt, zwei Kunstliebhaber sehen zu. Aber wie sinnig sehen sie zu! Es sind Gestalten, die wir schon als Schachspieler, Raucher u. s. w. von demselben Künstler gesehen haben; feine, zierliche Männlein, die so leicht und doch so fest auf den Stühlen sitzen und eine ganze Welt von Gedanken auf den kaum einen Zoll langen Gesichtchen tragen; da ist niederländischer Fleiß und französischer Geist, und zwar vom allergediegensten. — Auf der großen Tafel von Papety ist große Gesellschaft und diese hat keine Langeweile, als höchstens die der Uebersättigung; man vertreibt sich die Zeit aufs Allerbeste. Da sehen Sie zum Ersten zwei Zecher, die den Becher schwingen, aber ihr Rausch ist flau und nüchtern: Papety hätte sich die Kerls von einem Deutschen sollen machen lassen, aufs Trinken verstehen sich die Franzosen nicht. Dann kommen zwei Liebespaare: auf die Liebe versteht man sich zu Paris schon besser, zumal auf die sinnliche, und weiter steckt doch nichts in den vier etwas lüsternen Gestalten. In der Perspektive wird getanzt, im Vordergrunde speisen Kinder Kirschen, rechts vom Zuschauer gibt es etwas höhere Genüsse: da wird gelesen, gedichtet und musicirt; und das Alles zusammen nennt Herr Papety: Un rêve de bonheur. Soll ich jetzt ins Einzelne eingehen? soll ich Ihnen sagen, daß das Licht sich gleichmäßig über die ungeheure Fläche vertheilt und dadurch eine ermüdende Monotonie hervorgebracht wird? Wer das Bild nicht gesehen, dem kann das ganz gleichgültig seyn. Es ist zeitgemäß, es ist die Verherrlichung des Genusses, darum hat es die Hauptstadt in Bewegung gesetzt. Herr Papety ist ein junger Mann, Pensionnaire der Akademie zu Rom, und hat bereits ein völlig fertiges und abgeschlossenes Talent, das nicht weiter gehen wird. — Unter die Curiosa des Salons gehört die Barke des Caron, von einem Herrn Bard. Auf einem Flusse von Pappe gleitet ein Nachen hin, wie man sie in der Oper sieht, darin befinden sich unter anderen ein griechischer Held in voller Uniform und eine Frau, welche ein Kind säugt! Eine bedeutende Stelle in dieser Rubrick nimmt auch „die göttliche Weisheit" von H. Mauzaisse ein, welche Weisheit dem Confuzius, dem Solon, Moises rc. ihre Gesetzbücher zum Präsent macht, und dem Kaiser Napoleon seine Codes und Ludwig XVIII. die Charte octroyirt! Unser Landsmann, Jacob aus Berlin, erhielt voriges Jahr die goldene Medaille vom Könige der Franzosen, was für einen Fremden eine seltene Auszeichnung ist. Seine Spinnerin, sein Gretchen am Brunnen, sind allerliebste Compositionen, die auch im Steindrucke erschienen sind. Die Copien, die der Künstler auf Bestellung davon gemacht, sind ihm nicht so gut gerathen. Die Fruchtstücke gerathen ihm immer. Jacob ist wohl in dieser Gattung der Erste. Der Jeremias, von Lehmann, ist großartig gedacht und gewissenhaft ausgeführt: der Geist Gottes, der in Gestalt eines Engels hinter dem Propheten steht, ist unstreitig die schönste Schöpfung im religiösen Genre, die seit langer Zeit im Salon erschienen ist. Im Jeremias, von Bendemann, den wir hier gesehen, war mehr Ruhe, mehr Versinken in Trauer; bei Lehmann ist mehr Schwung und lebendige Begeisterung. Von Hohlfeldt, dessen Rembrandt voriges Jahr so sehr gefiel, habe ich nur einen Amor auftreiben können, der den Bogen spannt. Es ist da in das an sich abgeriebene und fade Sujet ein ganz neuer Sinn gekommen; der dicke rothbackige Junge ist ein durchtriebener Schelm; dabei Reichthum und Glanz der Farbe. Hohlfeldt wird ein bedeutender Colorist werden. — Jacob und Rebecca ist ein warmes, anmuthiges Bild von Buterweck, das wohl eine bessere Stelle verdient hätte. — Zu den religiösen Gemälden, die am meisten anziehen, gehört die Priesterweihe dreier junger Afrikaner von Senegambien: Boulad, Fridoil und Moussa; sie kamen 1827 nach Frankreich und wurde 1840 ordinirt. Wir schließen unsere flüchtige Notiz mit der Nachricht, daß der hiesige Buchhändler Curmer ein neues Journal: „Les Beaux-Arts" herausgiebt, wovon wöchentlich ein Heft nebst zwei Kupferstichen oder Lithographieen erscheint, und worin besonders der deutschen Kunst, welche sich bisher in den französischen Blättern zurückgesetzt sah, ein weites Feld eingeräumt werden soll.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 5. April. Zum Vortheil des Herrn Pischek (zum Erstenmale): Die Königin von Cypern, große Oper in 5 Abtheilungen nach dem Französischen des St. George von J. C. Grünbaum. Musik von Halevy. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 6. April. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von Müller. (Siebente Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 97. 7. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schwärzer auf dem Eis.

Auf der Ostküste des finnischen Meerbusens, zehn Meilen von der alten Stadt Narwa, liegt das Gut Kunda, reich an Naturschönheiten wie an Alterthümern. Der Pflanzenwuchs entwickelt dort eine Mannigfaltigkeit und Kraft, welche man in jenen Breiten selten antrifft. Die Eiche und die Buche gedeihen bis an den Rand des Meeres. Da in der Ostsee keine Ebbe und Fluth stattfindet, so ist hier die Grenzlinie zwischen beiden Elementen schärfer gezogen, und die Gewächse am Ufer sind nicht der Zerstörung durch die Wellen ausgesetzt. Ein etliche hundert Schritt breiter Uferrand ist mit üppigem Gras geschmückt; dann erhebt sich plötzlich das Land und bildet drei bewaldete Hügel.

Hat man den letzten erstiegen, so eröffnet sich dem Blick eine weite Fläche, so eben wie die Wasserfläche und von aller Vegetation entblößt. Auf dieser allen Winden ausgesetzten Höhe hat die Laune oder Kühnheit eines Baumeisters eine geräumige Wohnung errichtet, die man in einer Entfernung von mehren Meilen im Umkreis gewahrt, und die, mit ihrer würfelförmigen Masse sich zum Himmel erhebend, einer einsamen Schildwache in der Mitte einer Festung gleicht. Hin und wieder im Thal erblickt man einige ärmliche Hütten und in gleicher Linie mit dem Schloß eine halbverfallene Mühle, deren Trümmer darum nicht abgetragen werden, weil sie den Schiffern das Ufer bezeichnen.

Wer vom Binnenland aus sich dem Fuß des Hügels nähert, erwartet jenseits desselben eine Fortsetzung der Einöde zu finden. Der Boden erhebt sich unmerklich. Die Felsen und Bäume zu beiden Seiten des Pfades verstatten keine Aussicht. Ist man aber auf dem Gipfel angelangt, so findet man zu seiner Ueberraschung eine herrliche Landschaft zu seinen Füßen: auf der einen Seite das Meer mit seinen tausend Uferkrümmungen, auf der andern dunkle Tannenwälder, welche den Gesichtskreis schließen.

Diese so malerische Küste ist der Schauplatz gewagter Unternehmungen, welche ihr in den Augen des Betrachters einen weiteren Reiz verleihen. Ist auch der Schleichhandel an sich nicht poetisch, so wird er es doch durch die Gefahren, denen der Mensch bei demselben trotzt, durch die Listen, die er anwendet, und durch die Kämpfe, welche jenes Geschäft veranlaßt. Er wird von den Bewohnern dieser Gegenden theils betrieben, theils begünstigt, weil dieselben, entfernt von großen Städten und durch das Gesetz auf russische Waaren beschränkt, diese sich nur zu übermäßigen Preisen verschaffen können. Die Finnländer sind es hauptsächlich, welche die fremden Waaren einschwärzen und dafür russische Landeserzeugnisse eintauschen. Ihre Barken und Schlitten bringen Kaffee, Zucker und englische Baumwollenwaaren, und nehmen dafür Waizen und Branntwein mit.

Zur Verhinderung dieses, die Einkünfte des Kaisers schmälernden Handels hat die Regierung längs der Küste Kosackenposten vertheilt, welche in Ingermannland Strandreiter genannt werden. Ihr Hauptquartier befindet sich eine halbe Meile von der obenbeschriebenen Wohnung. Ihr Geschäft an sich, und die Strenge, mit welcher sie dasselbe besorgen, hat sie zum Gegenstand des Hasses der Einwohner gemacht, welche ihrerseits stets bereit sind, ihre Wachsamkeit zu Schanden zu machen, so daß man sagen möchte, ihre Errichtung habe dem Schleichhandel nur eine um so größere Lebhaftigkeit gegeben. Die Bauern an der Küste von Ingermannland sind ein kräftiger Stamm, abgehärtet durch Mühseligkeiten zu Land und zu Wasser, und aufgeweckt durch ihren Verkehr mit den Finnen und mit den Bewohnern der Ostseeinseln.

Im Jahr 1817 stand an der Spitze der Strandreiter ein Offizier, der sich einen Ruf von Wachsamkeit, Muth und Grausamkeit erworben hatte. Erfahrung hatte ihn gelehrt, seine Kräfte in seinem beschwerlichen Dienst zu Rathe zu halten, so daß er, wenn die Natur für ihn wachte, sich Erholung gönnte, dagegen zu der Zeit, wo seine Wachsamkeit wirklich erforderlich war, dieselbe mit verdoppelter Kraft übte. Seine Ruhetage waren beim Eintritt und zu Ende des Winters, während die Stürme toben oder die See mit Treibeis bedeckt ist, im Sommer hingegen und in dem Theil des Winters, wo das Eis eine Brücke über den Meerbusen bildet, kam er wenig aus dem Sattel.

An einem kalten Märzmorgen stand im Saal des Erdgeschosses des Schlosses Kunda am Ende eines langen Tisches, ein in Schaffelle gehüllter Mann, mit verschmitzter Miene und kurzem, schwarzem Bart, und packte aus einem Bällchen verschiedene Waaren aus. Um ihn her drängte sich Neugier und Bewunderung in den Mienen, eine Gruppe von Mägden, die jüngeren mit aufgebundenen Haaren, die älteren in bebänderten hohen Hauben. Weiter hinten im Saal saßen zwölf bis vierzehn Spinnerinnen, welche, ohne von ihrer Arbeit aufzustehen, sehnsüchtige Blicke auf den Tisch warfen. In einer Ecke des Saales, zwischen dem großen Backsteinofen und einer in ein Nebenzimmer führenden Thür saßen etwa sechs Bauern in langen Wämsen, meist beschäftigt mit dem Zurechtmachen ihrer Spieße und Harpunen zum Kaschelotfang. Abgesondert von allen diesen Gruppen, saß auf einem Schemel in der Nähe der Thür ein junges Weib — so jung, daß man beim ersten Anblick in Zweifel gerieth, ob das Kind, welches auf ihren Knieen schlummerte, das ihrige sey. Bei näherer Betrachtung entdeckte man indeß bald in ihren Zügen neben den Reizen der Jugend jenen Ausdruck ernster Sorgsamkeit, welcher die Mutter verräth. Ihre regelmäßigen e-

len Züge, ihre zarte Haut, der Ausdruck von Sanftmuth in ihren großen, feuchten blauen Augen stachen seltsam ab gegen ihre ärmliche, jedoch reinliche Kleidung. Ihre unstäten Blicke schienen zu verrathen, daß sie mit ihren Gedanken anderswo sey.

Die Thür des Saales öffnete sich und eine andere Frauengestalt erschien, bei deren Anblick das Geplauder verstummte, und das erneuerte Schnurren der Spinnräder sich vernehmen ließ. Es war die Frau vom Haus. Ihre edle Gestalt und Haltung flößte Ehrfurcht ein. Auf ihrem jugendlich schönen Gesicht war Nachdenken und eine gewisse Schwermuth ausgeprägt. Verglich man ihre schwarzen Augen und ihre feingebogene Nase, welche an die Tochter Loth's von Guido Reni erinnerten, mit den blauen Augen der jungen Frau auf dem Schemel, so hätte man sie für eine Jüdin, und diese für eine Engländerin halten mögen. Der Fall war umgekehrt. Die Fremde war eine Jüdin, und die Herrin vom Haus war eine Tochter Albions, die an der Hand eines russischen Großen hier eine neue Heimath gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton für Interessen der Kunst und Kunstgeschichte.

Von W. Abl.

(Schluß.)

Der Todestag des Melodramas.

Die Kunst hat so gut ihre Revolutionen und Krisen, wie die Politik und Geschichte. Das gewaltsame Abbrechen vom Alten — die Revolutionen in der Kunst — kennt Jedermann, weil's eben in die Augen fällt. So weiß alle Welt, daß Gottsched (der große Lederne, wie ihn Tieck nennt) und „die Neuberin" den unschuldigen Hanswurst von der deutschen Bühne jagten, indem sie ihn öffentlich und feierlich verbrannten; alle Welt, daß Göthe den französischen Zopf in der deutschen Kunst zu Grabe läutete; alle Welt, daß Platen dem Schicksals-Unfug auf unsern Brettern den Hals brach. Aber die Krisen, wo allmählig das Alte erlischt und das Neue langsam, doch kräftig aus den sinkenden Trümmern hervorgrünt, entgehen leicht dem Auge des oberflächlichen, mehr dilettantischen Beobachters. Von einer solchen Krise — gewiß vielen noch unbekannt — wollen wir berichten.

Das Melodrama, eine zwitterhafte Mißgeburt des reflectirten „philosophischen Jahrhunderts" hatte den Wurm der Vernichtung schon in seinem Keime getragen. Benda's geniale Musik hatte ihm Eingang verschafft, die Decorateure und Maschinisten wußten das bald sieche und kränkelnde Kind noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten. Daß es seine künstlerische Geltung nicht lange würde behaupten können, war vorauszusehen gewesen. Man sah sich daher bald genöthiget, um diese sogenannten lyrisch-dramatischen Stücke, die doch im Grunde weder lyrisch noch dramatisch waren, ja nicht einmal ein Ganzes, sondern Bruchstück an Bruchstück geleimt — denn ihre Form bestand darin, daß der Schauspieler nur in kurzen Gefühlsdeclamationen sprach, die dann von ein paar Takten Musik unterbrochen wurden, in denen der Charakter des eben Gesprochenen gemalt war — man sah sich genöthigt, um diese Stücke im Repertoire erhalten zu können durch die Pracht der Darstellung das mangelnde Interesse zu ersetzen. Da wurden nun Unwahrscheinlichkeiten, Uebertreibungen, Knalleffecte aller Art gehäuft, Verwandlungen, Sonnenaufgänge, Sturm und Gewitter, Mondschein- und Geisterscenen, Treffen, belagerte Festungen 2c. mußten herhalten, die Menge zu fesseln, so daß bald das Melodrama zum sprüchwörtlichen Typus aller Auswüchse verwandten Ungeschmackes ward. Am längsten hielt es sich noch in Paris, weil dort die glänzendsten Mittel zu Gebote standen, aber nachdem man auch hier die übertriebenen Empfindeleien, den schwülstigen Ton und die leere, zuweilen an Unsinn gränzende Phrasendrescherei dieser Stücke bereits zum Ueberdrusse satt hatte, ward es durch folgende denkwürdige, wenig bekannte Begebenheit gestürzt.

Im Frühjahre 1811 kündete das Théâtre de l'Odéon ein neues Melodrama an unter folgendem Titel:

„Die unschuldige, unglückliche und verfolgte „Prinzessin, oder der leichtgläubige und barbarische Prinz. Melodramatische Pantomime in 4 „Akten, aus den besten Autoren gezogen und bereits mit „dem glänzendsten Erfolg auf der großen Nationalbühne „zu Pontoise *) aufgeführt während des Carnevals „von 1810."

Die Hauptcharaktere dieser treffenden und geistreichen Travestie alles melodramatischen Unsinns waren: Ein leichtgläubiger Prinz, eine unschuldig verfolgte Prinzessin, ein verliebter Betrüger, ein gutherziger Kerkermeister, ein einfältiger Tropf, ein Löwe, ein Bär (beide als handelnde Personen), mehrere Räuber u. s. w. Der Inhalt ist mit wenig Worten folgender:

Erster Akt. Der Herzog Bonacini hat einen Freund Namens Ferocios, einen Räuberhauptmann, dessen Namen und Gewerbe er jedoch nicht kennt. Ferocios ist in die Herzogin verliebt und beschuldigt sie aus Liebe, sie habe ihren Mann vergiften wollen. Bonacini glaubt Alles, ohne zu untersuchen; die Herzogin wird in den Kerker geworfen und verurtheilt, die Augen zu verlieren, findet aber einen menschenfreundlichen Kerkermeister, der sie entwischen läßt.

Zweiter Akt. Der Herzog ist gegen eine Räuberbande zu Felde gezogen, die sein Land verheert. Zusammentreffen mit den Räubern. Bonacini erkennt unter ihnen seinen Freund Ferocios. Scene des inneren Kampfes zwischen Pflicht und Freundschaft bei diesem Anblick; die Pflicht siegt: der Herzog erschießt den Freund mit einer Flinte, die kein Feuer gibt, welches er aber im Sturm der Gefühle nicht bemerkt.

Dritter Akt. Die entflohene Herzogin irrt verlassen in einem dicken Wald umher. Sie erblickt einen Bären und einen Löwen. Verzweiflungsscene. Aber die Bestien sind civilisirter und friedfertiger als die Menschen in diesem Stücke: sie führen ein vertrauliches Gespräch mit einander, bieten sich von Zeit zu Zeit eine Prise Taback an und thun der Herzogin nichts zu Leide.

Vierter Akt. Der Herzog erfährt auf der Jagd, daß er seiner Länder beraubt ist und überläßt sich der Verzweiflung. Da erscheint plötzlich ein gewappneter Ritter mit geschlossenem Visir. Er beruhigt ihn und setzt ihn wieder in seine Staaten ein. Zugleich überliefert er ihm den todtgeschossenen Hauptmann an Händen und Füßen gefesselt, nimmt dann seinen Helm ab und der Herzog erkennt in ihm seine Gemahlin wieder. Allgemeine Rührung, dann eine brillante Versöhnungsscene, die das Ganze schließt.

Den Eindruck dieser ausgezeichneten Persiflage, in welcher alle Auswüchse und Geschmacklosigkeiten des Melodramas mit der beißendsten, treffendsten Satyre gegeißelt waren, schildert ein Augenzeuge folgendermaßen:

„Die Wirkung war bei durchgehend gelungener Ausführung sämmtlicher Hauptrollen über alle Beschreibung komisch. Auch

*) Ein kleiner Ort bei Paris, wo damals keine Marionetten-Gesellschaft bestehen konnte.

erscholl das ganze Stück hindurch ein ununterbrochenes Jubeln und Gelächter in dem Saal; am meisten in der Scene zwischen dem Löwen und Bären, denn die Akteurs, welche diese beiden Rollen vorstellten, begleiteten sie mit solchen Lazzis, daß man vor Lachen kaum zu Athem kommen konnte und sich oft wegwenden mußte. Alles gelang nach Wunsch. Die Neuheit eines solchen Productes auf diesem Theater, die grotesken Auftritte, die den Zuschauer überraschten, das lächerliche Spiel der Akteurs, die Geberden, Stellungen und Bewegungen bis zur Karikatur übertrieben, endlich der komisch hochtrabende Styl entwaffnete auch den strengsten Richter und das Stück wurde mit vollem Beifall zu Ende gebracht. Sogar der Name des Verfassers wurde verlangt und dieß gab neue Gelegenheit zum Lachen; denn man nannte Herrn Gilles von Pontoise, der incognito zu bleiben wünschte! Man vermuthet, daß dieß Meisterstück Rougemont zum Vater habe."

So fiel das Melodrama. Die scharfen Waffen des Humors hatten seinen hohlen Idealismus aus dem Felde geschlagen. Es sollte nie wieder aufstehen; jetzt ist schon sein bloßer Name fast vergessen, so gut wie jene denkwürdige Parodie, die seinen goldpapiernen Thron stürzte; aber es ist gut, solche Siege der Vernunft und des bon sens über Unsinn und Unnatur von Zeit zu Zeit der Vergessenheit zu entreißen und sich recht lebhaft wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Bald zeigte es sich auch, daß solche Besorgnisse nicht ohne Grund waren, und der Kanzler der Schatzkammer, Geheime-Rath Goulburn, begab sich mit drei Herren seines Departements nach dem Bureau der Polizei des Bezirks der Bogenstraße (Bowstreet) in meiner Nähe, um auf einen Verhaftsbefehl gegen den vormaligen Capitain der Marine, John Dillon, anzutragen. Dieser hatte die zu Millcove in der Grafschaft Cork stationirte Abtheilung der Küsten-Wachschiffe kommandirt, und war Abends um 8 Uhr den 15. Febr. 1822 auf einen Kreuzzug mit zwei kleinen Schiffen in See gegangen. Er entdeckte bald ein verdächtiges Schiff, welches die Schleichhandel treibende amerikanische Brigg Peru aus New-York war, gab also Befehl, auf sie zuzusegeln, und Alles in Bereitschaft zu setzen, um sie zu entern. Es fand sich aber, daß sie 40 bis 50 Mann an Bord hatte, mit denen es seine kleine Begleitung nicht aufnehmen konnte, daher er sich von ihr wegwandte, allein durch Signale die Station der Küste aufmerksam machte und in Allarm setzte. Am folgenden Tage war die Brigg genöthigt, in den Fluß Kinsale, 30 Meilen davon, zu laufen, sie wurde dort geentert, von dem Zolldirektor Masters in Beschlag genommen, und am Ende für eine gute Prise erklärt. Masters erhielt 11,000 Pf. St. Prisengelder, dem Capitain Dillon dagegen wurde aller Anspruch aberkannt, weil er das Schiff nicht in den Fluß Kinsale getrieben, sich auch in dieser Sache feige gezeigt habe. Dagegen erhub er aber bei verschiedenen Behörden und Ministern Beschwerde, suchte zu zeigen, daß ihm mit Recht 15 000 Pf. St. zukämen, und vertheidigte sich gegen den Vorwurf der Feigheit (cowardice). Diesen Vorwurf gab man endlich auf, allein Alles was er sonst erhielt, waren nur 50 Pf. St., welche ihm unter der Administration des Lord Grey im Jahr 1833 hinsichtlich seiner dürftigen Umstände und der Kosten, welche er in dieser Sache gehabt, verabreicht wurden. Die ursprüngliche Entscheidung der Sache war von dem damaligen Kanzler der Schatzkammer, Herrn Goulburn, welcher auch jetzt wieder dieses Amt bekleidet, dem aber im Jahr 1831 Lord Althorp folgte. Der Letztere erklärte dem Capitain Dillon, es sey die Regel bei seinem Departement, eine einmal geschlossene Verhandlung nicht wieder aufzunehmen, gab ihm aber nochmals anheim, den Vorwurf der Feigheit zu widerlegen, welcher seinem Anspruch hauptsächlich entgegen stehe. Die Sache wurde hierauf dem Admiral Sir Eduard Codrington zur Begutachtung gegeben, welcher unter dem 5. Januar 1833 berichtete, Dillon habe seine Pflicht erfüllt, und er habe recht gethan, daß er nicht versuchte, die Brigg Peru zu entern: die See ging damals sehr hoch und die kleinen Schiffe Dillon's waren in Gefahr in den Fluthen begraben zu werden. Auch die Admirale Stopford und Durham gaben ihm vortheilhafte Zeugnisse, und es wurde anerkannt, auch von dem jetzigen Kanzler der Schatzkammer, daß er den Vorwurf der Feigheit völlig widerlegt habe. Gleichwohl stellten sich der Berichtigung seiner Forderung immer neue Schwierigkeiten entgegen, er gerieth in Schulden, wurde verzweifelt und schrieb unter dem 21. Febr. d. J. dem gedachten Schatzminister: „Niemand verabscheut den Meuchelmord mehr als ich, allein Ihre Ungerechtigkeit gegen mich ist groß genug, mich dazu zu treiben;" unter dem 22. Februar: „lieber wünschte ich in der Lage Mac Naughten's zu seyn, als das traurige Leben, welches ich jetzt führe, fortzusetzen;" unter dem 4. März: „ich frage Sie, ist eine solche Ungerechtigkeit nicht hinreichend, einen Menschen dahin zu bringen, daß er eine Pistole nimmt und Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagt? Ich fürchte, daß Sie mich, wenn ich länger in meiner dürftigen Lage gehalten werde, zu einer solchen That treiben." Daß dies auch nicht leere Drohungen waren, zeigt eine Unterhaltung, die er in einem Kaffeehause der Strandstraße mit dem Farbenfabrikanten Walsh hatte; er verglich den Meuchelmörder Bellingham, welcher den Minister Percival erschoß, mit Mac Naughten und bemerkte, es sey ein großer Unterschied zwischen Beiden, da Bellingham Grund gehabt zu glauben, daß ihm Unrecht geschehen sey, während Mac Naughten sich in Wahrheit über Niemanden beklagen könne. Dann kam er auf seine Forderung zu sprechen und äußerte, wenn ihn das Ministerium nicht befriedige, wolle er einen Mann zu seiner Zielscheibe machen, und das solle der Schatzminister Goulburn seyn. „Vor Gericht," sagte er, „will ich mich nicht mit Wahnsinn entschuldigen, sondern mit der gegen mich bewiesenen Ungerechtigkeit." Der auf diese Anzeige gegründete Antrag, einen Verhaftsbefehl gegen Dillon zu erlassen, wurde von dem Polizeirichter genehmigt und dieser sandte sofort Jemanden aus, ihn aufzusuchen. Nach langen vergeblichen Bemühungen fand es sich, daß er bereits am Tage vor dieser Verhandlung bei der Polizei, nämlich am 6. März, in das Schuldgefängniß der Whitecroßstraße abgeführt sey, und von dort schrieb er den 8. März an den Schatzminister, drückte inniges Bedauern über den Ton seiner Briefe aus, bat um Nachsicht, und entschuldigte sich mit dem, durch getäuschte Erwartungen, durch den ihm gemachten Vorwurf der Feigheit und durch Mangel, gereizten, Zustand seines Gemüthes. Seine Forderung vergißt er freilich nicht, setzt aber hinzu, daß, wenn sie nicht bewilligt werde, man ihm doch wenigstens die aufgewandten Kosten und was er durch Entfernung aus dem Dienst verloren, ersetzen wolle, damit er seine Schulden bezahlen könne, deren Verzeichniß er im Schatzamt abgegeben habe. Mit diesem Briefe wird indessen die Sache nicht abgemacht seyn. Ein detainer gegen ihn ist bereits dem Direktor des Gefangenhauses übergeben, d. i. ein Polizeibefehl, daß er bis auf Weiteres nicht entlassen werden soll; dann

wird er Kraft eines writ (schriftliche Ordre) of habeas corpus aus dem Gefangenhause vor den Polizeirichter der Bowstraße gebracht und über die gegen ihn gemachte Anzeige vernommen werden; man wird schließlich von ihm verlangen, daß er eine namhafte Summe, als Sicherheitspfand für sein künftiges gutes Betragen deponire, und kann er diese nicht herbeischaffen, wird er in Gewahrsam behalten auf unbestimmte Zeit. Dies ist hier der gewöhnliche Gang in Sachen dieser Art.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Prosaische Anwendung der Poesie.) Ein Humorist erzählt: „Halm's Drama: „Der Sohn der Wildniß" brachte gleich nach der ersten Darstellung bei den Bewohnern Wien's eine Art von Zauber-Wirkung hervor und das Lied der „Parthenia" ward Stichwort der Unterhaltung. Nun kam ich eines Sonntags zu meinem Schuster; schon vor der Thür vernahm ich heftigen Wortwechsel zwischen Mann und Frau und eintretend bemerkte ich, daß der Mann seiner Frau eben einen Schlag gibt. „Was ist das, Herr Meister? pfui!" — „Ja wohl pfui!" ruft die Frau weinend. — „Was pfui!" erwiederte der Mann. „Euer Gnaden, 's ist nur so 'ne Ehstands-Abwechselung." — „Und der Grund des Haders?" — „Nichts Anderes, als daß ich nach Liesing will, sie auf die hohe Warte." — „Ja," fällt die Frau ein, „er nach Liesing, weil er dort besseres Bier findet." — „Und sie," entgegnete der Hausherr, „auf die hohe Warte, weil's dort bessern Kaffee hat!" — „Aber deshalb schlagen, Meister!?" — „Euer Gnaden haben wohl da das Stück gesehen, „den Sohn der Wildniß". Nun schauen's, dort giebt's Verliebte, und es heißt, wie einmal bei uns vor drei Jahren:

„Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag!"

Jetzt aber geht's bei uns Eheleuten anders, da heißt's oft zwei Gedanken und dann folgt bei uns gemeinen Leuten gleich der Schlag so natürlich drauf, wie dort auf die zwei Herzen, und 's ist noch Vortheil, wenn's nicht zwei Schläge sind. Das ist unsere ganze Geschichte, nichts weiter. (Gesellsch.)

*** (Aus Berlin.) Man lies't im „Gesellschafter": In der kleinen, hier (Voß'sche Buchhandlung) erschienenen Schrift: „Carl Seydelmann. Blätter der Erinnerung für Freunde und Verehrer des Verewigten", die, was die biographischen Angaben betrifft, für ihren augenblicklichen Zweck genügen mag, ist leider über die letzten Lebenstage des Meister-Künstlers manche Unrichtigkeit mitgetheilt. Obwohl darüber sehr genau, zum Theil aus eigener Beobachtung unterrichtet, mag ich, namentlich insofern es in Persönliches geht, mich wenigstens für jetzt nicht näher darüber aussprechen und beschränke mich auf eine Aeußerung, die einzig den Dahingeschiedenen betrifft und ihm in der Meinung Anderer nachtheilig seyn könnte. Es heißt (S. 28): „An Seydelmann's Tod knüpft sich noch ein vielleicht eben so hoch anzuschlagender Verlust, wie der des Künstlers selbst. Alle Bemerkungen und Abhandlungen über einzelne Rollen und dramatische Kunst im Allgemeinen, deren der fleißige, denkende Mann viele in seinem Leben abgefaßt hatte, sind nach seinem Willen den Flammen übergeben worden." — Dem ist nicht so; der Verewigte hat nur bestimmt, daß alle auf sein Leben und Kunstwirken bezügliche Papiere in Verwahrung seiner Gattin und seines Sohnes bleiben, von ihnen geordnet werden sollten; eine Verfügung, welche bei der immer schwatzhafter werdenden, oft vom Zartgefühl ganz entfernten Tages-Literatur eben nicht auffallend seyn kann. Vernichtet ist nichts von diesen Papieren und wenn es in jener Biographie noch heißt: „Es wäre jedenfalls interessant gewesen, in die Werkstatt, in das innere Maschinen-Getriebe Blicke thun zu können, wie das vollendete Werk allmählig dem geistigen Durcharbeiten entsprang, sich entwickelte und rundete" — so ergibt sich aus obiger Berichtigung der Stand der Sache. Gz.

*** (Ein theurer Auctionsartikel.) Der Herzog von Wellington hat neulich ein gewöhnliches Büchlein, das im Buchladen etwa einige Groschen kostete, mit 95 Pf. Sterl. 11 Sch. (beinahe 1000 fl. C. M.) bezahlen müssen. Die seltsame und komische Sache hängt folgendermaßen zusammen: Der Marquis von Wellesley ging in London mit Tode ab. Als bald darauf seine ansehnliche Bibliothek versteigert wurde, kamen sehr viele Curiositätensammler, passionirte Antiquare und Raritätenjäger zusammen. Unter diesen Schriften wurde eine neue Broschüre bezeichnet, in welche der verstorbene Marquis zwei oder drei Bemerkungen, etwa nur Randglossen, eigenhändig eingetragen, und ihr also dadurch einen eigenthümlichen Werth gegeben hat. Wie es heißt, soll eine dieser Anmerkungen ein Lobspruch auf Alison's historisches Werk gewesen seyn, welches Blackwood in London verlegt hat. Dem zu Folge wollte dieser Buchhändler jene Broschüre, oder vielmehr jenes Urtheil eines competenten Richters wo nicht um jeden, doch um einen beträchtlichen Preis an sich bringen und zeigte sich bei der Auction sehr passionirt für den Besitz dieses Bücheleins. Ein Dritter mochte wieder andere Beweggründe haben, diese Broschüre zu besitzen, denn er ließ sich in einer Hast bis auf 50 Pf. St. hinauf treiben. Nun kam aber der Bevollmächtigte des Herzogs von Wellington mit seiner gewichtigen Stimme, mit einer Stimme sage ich, welche es sich abmerken ließ, daß der große General ohngefähr 1400 fl. C. M. tägliche Revenuen hat, und da sich dessen ungeachtet die andern Stimmen nicht sogleich zum Verstummen bescheiden wollten, so ging der Bevollmächtigte bis auf 95 Pf. 11 Schillinge — und der Sieger von Vittoria hat auch hier das Schlachtfeld behauptet. (Wiener Zeitschrift.)

Logogryph.

In dem breiten Wassergraben
Möcht ich gern mit P es baden,
Und die Pferde gar mit R,
Dann wär' ich ein reicher Herr!
Schwelgt' ich nicht in Paradiesen,
Wollt' ich's auch mit R genießen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 6. April. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von Müller. (Siebente Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Freitag, den 7. April. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 98. 8. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schwärzer auf dem Eis.

(Fortsetzung.)

Der erste Blick der Edelfrau fiel auf die Jüdin, welche bei ihrem Eintritt aufgestanden war. „Setzt Euch," sprach sie zu ihr. „Woher kommt Ihr?"

Die junge Frau wollte antworten; der Handelsmann aber kam ihr zuvor mit der Erwiederung: „Von drüben, edle Frau."

„Wie?" fragte die Edelfrau, sich umwendend. „Das müßte eine gefährliche Fahrt gewesen seyn."

„So gar gefährlich nicht, gnädige Frau," erwiederte der Handelsmann. „Das Wasser ist gefroren; man fährt darauf wie auf dem Land; nur etliche Löcher — —"

„Habt Ihr den Weg vergangene Nacht zurückgelegt?" fragte die Edelfrau mit einem theilnehmenden Blick auf die Jüdin.

„Nein — —" stammelte der Händler etwas verlegen.

„Wir haben das Land gegen Abend erreicht," fügte die Jüdin erröthend hinzu, „und die Nacht in einem der Vorgebäude zugebracht."

„Der finnische Kaufmann," nahm der Händler wieder das Wort, „bei dem die gnädige Frau vergangenes Jahr Zucker, Kaffee und englische Waaren gekauft hat, wollte Ihnen das Verlangte schicken; aber das Wasser ist den ganzen Winter so schlimm gewesen, daß ich nicht eher habe kommen können."

„Ihr hättet gar nicht kommen sollen!" rief die Edelfrau. „Ich habe dem Kaufmann anempfohlen, weder sich, noch Jemand anders in Gefahr zu setzen. Die Strandreiter sind so wachsam und streng, daß der Werth der Waaren in keinem Verhältniß mit der Gefahr steht."

„Freilich," erwiederte der Händler, achselzuckend; „die Transportkosten sind nicht gering, — von der Gefahr auf dem Weg da herüber gar nicht zu reden. Die Strandreiter — na! die seh'n doch nicht alles. Ich hab' da eine Ladung schöne Waaren: Zucker erster Qualität, kostbaren Kaffee zu 70 Kopeken das Pfund — in Narwa kriegt man ihn für zwei Rubel nicht so gut, — französische Seidenzeuge, englische Shawls. Die gnädige Frau kauft mir gewiß etwas ab, und ich fahre im leeren Schlitten mit meiner Rachel zurück."

„Das ist also Eure Frau?" fragte die Dame.

„Das bin ich," erwiederte die Jüdin.

„Aber das Kind da, ist doch nicht Euer? Wie alt seyd denn Ihr selbst?"

„Sechzehn Jahre," antwortete die Jüdin; „und Matwej *) ist mein Sohn."

*) Matthathiah, Matthäus.

„Arme Frau!" dachte die Dame und gebot ihrer Dienerin Arina, einige Erfrischungen für die Mutter und das Kind zu holen. Dann wandte sie sich wieder an den Handelsjuden mit der Frage: „Wie mochtet Ihr diese zwei Geschöpfe den Gefahren und Beschwerden einer solchen Reise aussetzen?"

„Gefahren? Beschwerden?" erwiederte der Jude; „meine Rachel ist daran gewöhnt. Sie schläft auf dem Stroh in meinem Schlitten so gut, wie die gnädige Frau auf ihren Eiderdaunen."

Arina kam mit den Erfrischungen zurück, und während Rachel ihr Kind und sich erquickte, begann die Edelfrau mit dem Juden zu handeln. Sie wählte verschiedene Waaren aus, und bot nicht nur den Verkäufer um die Hälfte herunter, sondern bestritt auch seine Angaben über den Ursprung der Waaren. Das Planschett, die Nähnadeln, der Calicot, welche die Dame aussuchte, sollten englisch seyn; allein die Gegenbemerkungen der Hausfrau bewiesen dem Hebräer, daß er es mit einer Kennerin zu thun hatte.

Während der Händler all seine Beredtsamkeit und Gewandtheit aufbot, um seine Waaren so gut wie möglich anzubringen, fiel ein Schatten durch das Fenster in den Saal. Die Edelfrau blickte hin, aber der Schatten war verschwunden. Sie schloß indeß augenblicklich, daß derselbe von einem Reiter herrühren müsse, und zwar von einem Kosacken auf hohem Sattel. Sofort bedeutete sie dem Juden und der Jüdin, sich hinter den Ofen zurückzuziehen, und bedeckte die ausgelegten Waaren mit einem Tuch. In demselben Augenblick steckte ein Bauer den Kopf zur Thür herein und rief mit gedämpfter Stimme: „Der Strandreiter!"

„Gott, was soll aus mir werden!" jammerte dumpf vor sich hin der an allen Gliedern zitternde Jude.

„Seyd ruhig!" erwiederte die Dame; „Ihr sollt nichts verlieren."

„Aber mein Schlitten am Thor? und mein Gaul? und ein Ballen Kaffee und Thee? — kostbaren Thee! Der Strandreiter nimmt das alles mit! Gott! ich bin ein geschlagener Mann!"

„Schweig!" herrschte die Edelfrau dem händeringenden Juden zu. Der Handelsmann schwieg und Rachel bemerkte: „Bei der Fahrt durchs Thal hab' ich den Reiter wahrgenommen; aber ich dachte, es wäre der gnädige Herr."

Bei diesem Worte erbleichte die Edelfrau, denn sie war seit einem Jahr Wittwe. Unterdessen hörte man von draußen den Lärm mehrerer Stimmen, das Geräusch von Schritten und das Geklingel der Schellen am Hals des Schlittenpferdes, so daß es schien, als wollte der Kosack sich desselben bemächtigen und fände Widerstand. Endlich vernahm man den Trab eines Pferdes, die bärtige Gestalt des Kosacken flog am Fenster vorüber, und völlige Stille trat ein.

„Gott sey Dank!" rief Rachel, ihr Kind ans Herz drückend. Ihr Mann holte tief Athem, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele.

Die Thür ging auf, und die Bauern, welche in der Vorhalle gewesen, stürzten herein, um zu erzählen, was vorgefallen war. „Der Strandreiter," berichtete der Wortführer, „wollte den Schlitten wegführen, aber unsere sechs Wurfspieße waren ihm zu viel gegen seine eine Lanze. Er ist fortgejagt, um Verstärkung zu holen. In weniger als einer Stunde wird er zurück seyn. Gnädige Frau, es bleibt nichts übrig, als den Juden mit Weib und Kind und Gaul und Schlitten in den Wald zu schicken, dort mögen die Strandreiter sie suchen." (Fortsetzung folgt.)

Guizot's Fest. *)

So gern auch die Minister und die hohen Staatsbeamten aus Achtung und Zartgefühl für den Schmerz der königlichen Familie vermieden hatten, Feste in ihren Hôtels zu geben, so lange sie auch dieser Gewohnheit und Nothwendigkeit ausgewichen waren, so haben sie sich doch endlich dazu verstehen müssen, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Königs, der zwar aus seinem Schlosse die Töne des tanzenden Jubels und der rauschenden Concerte noch für längere Zeit verwiesen hat, der aber als ein zu kluger Menschenkenner die Pariser nicht völlig um ihre Circenses bringen will. So hat er deshalb schon dem Präfecten Grafen Rambuteau, dem Höfling-Aedil der tanz- und festlustigen Hauptstadt, beim Beginn des Jahres, trotz seines Sträubens, befohlen, die wahrhaft zauberischen, mit allen Verführungen der Malerei und den geschmackvollsten Zierden der Decorationskünste geschmückten, von zahllosen Wachslichtern, und schimmernden Gas- und Oellampen blendenden Hallen zu eröffnen und dort Feste zu geben, die mit den in den Zauberpalästen von Tausend und Einer Nacht wetteifern können. In diesen wahrhaft magischen, mit allem Zauber der Malerei herrlich ausgeschmückten Riesenhallen wird alle 14 Tage oder 3 Wochen ein Ball gegeben, wo man den Repräsentanten der Jugend aller Nationen in Quadrillen und Walzern und den ältern Generationen in Kreise um die Tanzenden gruppirt begegnen kann.

Das Fest, das der Minister Guizot gab, und welches die Reihe der Feste der andern Minister zu eröffnen bestimmt ist, sollte einen ernstern, ruhigern und würdigern Charakter tragen. Die aristophanischen Blätter von Paris, bei denen der strenge, ernste Minister eben nicht in Gunst steht, hatten als epigrammatische Anspielung auf seine Wiederanknüpfung der Verhältnisse mit Europa behauptet, er würde ein europäisches Concert geben, in dem jede Nation durch einen Sänger und eine Sängerin repräsentirt wäre. Das sonst ziemlich düstere Hôtel war durch Decoration mit Brettern, Leinwand, Tapeten, Papier und seidenen Stoffen auf das geschmackvollste zu heitern Räumen in wenigen Tagen überraschend umgewandelt worden. Man hatte den sonst offenen Hof in ein hohes Zelt zur Ein- und Ausfahrt der Wagen umgeschaffen. Die kurze Aufgangstreppe des Hôtels — denn die großen Säle zum Empfang befinden sich im Erdgeschosse — sowie die Vorsäle und mehrere Zimmer waren verschwenderisch mit blühenden Orangenbäumen, mit den kostbarsten, seltensten Blumen in geschmackvoller Vertheilung ausgeziert. Die schon veralteten Tapeten waren in einigen Sälen von einer an unsichtbaren Drahtspalieren befestigten Blumenwand so vollkommen verdeckt, daß man in einer kolossalen Laube lustwandelte. Magnolien, Rosen, Nelken, Haideblumen, Violen, Cobäen, Passionsblumen und viele tausendfarbige, hellschimmernde Blüthen sproßten malerisch in überschwenglicher Fülle aus diesem grünen, schwellenden Netze von Schlingpflanzen, die bis an die Decke rankten und mit ihren zarten Zweigen hinüberschwankten und sich reizend schaukelten. Mehrere Scheidewände waren abgebrochen worden. Dadurch war ein ungeheurer, von einigen korintischen, an ihrem Kronkranze vergoldeten Säulen in zwei Abtheilungen getrennter, reich mit geschmackvoller, nicht überladener Vergoldung verzierter Saal im Mittelpunkte des Hôtels entstanden, in den sich alle Nebengemächer öffneten, was die Circulation ungemein erleichterte und das sonst so lästige Gedränge vermeiden ließ. In diesen Nebensälen wurden Thee und Erfrischungen jeder Art auf eignen Buffets in der größten Ordnung gereicht. Am Eingange dieses großen Saales standen der Minister Guizot und seine Schwägerin: die Gräfin von Meulan, und empfingen die eingeladenen Gäste mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit.

Gegen 10 Uhr rollten Wagen aller Art aus allen Quartieren der Stadt zu dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches im Mittelpunkte derselben liegt. Die lange Reihe der Wagen erstreckte sich weit über das Boulevard de la Madeleine und wurde durch zahlreiche Municipalgarden in Ordnung erhalten, die nur den fremden Gesandten und den Pairs erlaubten, außerhalb der Reihe in das schimmernde Hôtel einzufahren. Die Säle selbst boten dem ruhigen Beobachter in ihrer bewegten Mannigfaltigkeit einen höchst interessanten Anblick dar. Alle Stände der guten Gesellschaft waren in Notabilitäten hier in bunter Mischung versammelt, bildeten sich in Gruppen, kreuzten sich im schnellsten, vorüberfliegenden Wechselgespräch, sahen sich oft hier zum ersten Male, ließen sich wechselseitig einander vorstellen oder erneuerten ihre Bekanntschaft. Denn nirgend trifft man sich so leicht und nirgend verliert man sich so leicht aus den Augen, als in der Pariser Gesellschaft, die sich in fortwährender Beweglichkeit aus politischen Alluvionen bildet.

Mit Bedauern vermißte man mehrere merkwürdige Männer der Opposition, nicht ohne Tadel, daß politische Meinungsabweichung sie von dem neutralen Asyl eines Festes zu entfernen vermochte, was z. B. in England fast nie der Fall ist. Vergebens suchte ich den genialen Arago und so manche andere Parteihäupter. So wie die meisten der radicalen Faction, so vermißte man auch die Chorführer der legitimistischen Partei aus der Pairs- und Deputirtenkammer.

Das diplomatische Corps war natürlich in vollster Zahl zugegen mit seinem Gefolge von ausgezeichneten oder berühmten Landsleuten. Graf Appony und seine allgemein geliebte, wohlwollende Gemahlin, eine Dame, der gegenüber sich jedes Gesicht im Gespräch erheitert; der durch seine Taubheit etwas verdrießliche Lord Cowley und seine stolz und unzufrieden aussehende Gattin; der allgemein mit Wohlwollen behandelte Graf Arnim; der allen Parteien willkommene, offene, geniale Baron von Könneritz; der kaum am Horizont aufgehende Fürst von Ligne, der den Ruf seines geistreichen Ahnen vortheilhaft begleitet, und seine reizende dritte Gemahlin, die schöne Tochter des Fürsten Lubomirsky, welche die berühmte Malerin Lebrun als das schönste damals lebende Kind gemalt hatte; die Fragmente der russischen Gesandtschaft; die imposante politische Ruine, die Fürstin Lieven, die man die Nymphe Egeria des Numa Pompilius Guizot nennt; der trotz seines hohen Alters noch jugendlich bewegliche Graf Löwenhjelm, der stets rüstige Repräsentant seines hochbetagten Königs; der förmliche, dänische Gesandte Hr. v. Koß und seine liebenswürdige Frau; Graf Luxburg, der schlaue, seine Gewandtheit unter der Maske deutscher Geradheit und Offenheit klug zu verbergen versteht, und durch seine pikante Origi-

---

*) Aus den „Jahreszeiten. Hamburger neue Modenzeitung. Redigirt von Ludwig Lenz. Nr. 12, vom 23. März."

nalität sich zum Lieblinge der eleganiesten Damen zu machen gewußt; der Herzog von Serracapriola mit seiner durch Geist und mütterliche Sanftmuth anziehenden Gattin und mit seinen zahlreichen Töchtern; und die kleinern Planeten der kleinern Mächte, sowie der volontaire Komet des diplomatischen Corps, der Graf Molière, der sardinische Botschafter Graf Brignole und seine Tochter, die Herzogin von Galiera, zogen ihre Kreise durch das bunte Gewühl der zahlreichen Gäste und gaben sichtbar sich Mühe, ihre officielle Liebenswürdigkeit und ihre Freundlichkeit für den Herrn des Festes recht geflissentlich an den Tag zu legen. Allgemeine freudige Aufmerksamkeit wurde durch die auffallende Gruppe erregt, in welcher man mit Erstaunen bemerkte, wie der griechische Palikarengeneral Colettis mit seinem bronzenen Gesicht und seiner höchst einfachen griechischen Nationalkleidung dem türkischen Gesandten, den er so oft in den Hohlwegen Griechenlands tapfer bekämpft hatte, mit kriegerischer Derbheit freundlich die Hände schüttelte und lange Zeit Arm in Arm mit ihm im traulichen Gespräche umherging. (Schluß folgt.)

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Außer diesem Fall sind noch mehrere andere durch Mac Naughten's Freisprechung veranlaßt worden, deren ich hier nur kurz gedenken will. Ein Schuhmachergesell, James Dowie, bildete sich ein, daß er deßwegen keine Arbeit finden könne, weil sein Großvater, welcher in Indien gelebt, bei einer Gelegenheit nicht vortheilhaft in der beliebten Wochenschrift „Chambers' Journal" erwähnt sey. Er wollte Herrn Chambers deßfalls zur Rede stellen und erkundigte sich in der großen Druckerei der Herren Bradbury und Evans, in welcher jenes Blatt erscheint, nach seiner Wohnung. Als sie ihm sagten, er wohne in Edinburg, wollte er es nicht glauben, warf ihnen einige Fenster ein und sagte, er verlange Genugthuung für die ihm, durch Beleidigung seines Großvaters, widerfahrene Kränkung, so wie für den Verlust, welchen er durch Mangel an Verdienst habe. Dabei bedrohete er jene Buchdrucker so ernstlich, daß sie für ihr Leben besorgt wurden und Anzeige gegen ihn bei der Polizei machten. Einstweilen ist er auf 14 Tage, wegen Einwerfens der Fenster, ins Gefängniß gesetzt und nach Ablauf seiner Strafzeit soll ferner ergehen was recht ist. — Der Wundarzt Nicholls, welcher sich mit seinem Dienstmädchen in zärtliche Verhältnisse eingelassen, dann sie verabschiedet hatte, zeigte bei der Polizei an, das Mädchen habe geschworen, sie wolle ihn umbringen und laufe ihm oft nach; er sey seines Lebens nicht sicher, bitte daher, sie zur Deponirung einer Sicherheitssumme anzuhalten, oder sie auf unbestimmte Zeit zu verhaften. Der Antrag wurde genehmigt und das Mädchen in Gewahrsam geschickt, weil sie die Richtigkeit der Klage anerkannte und zu ihrer Entschuldigung nur anzuführen wußte, daß Herr Nicholls ihr versprochen, sie monatlich ein Mal zu besuchen. — Ein dritter Wahnsinniger, James Stephenson, kam aus Schottland herüber. Während der Ueberfahrt von Hull ließ er verlauten, der Zweck seiner Reise nach London sey, mit Sir Robert Peel über Staatsangelegenheiten zu sprechen, dann auch mit der Königin selbst sich zu unterhalten. Dem Erstern habe er verschiedentlich geschrieben, allein keine Antwort bekommen. Schottland müsse wieder sein eigenes Parlament erhalten, und in dieser Hinsicht seine politische Verbindung mit England aufgehoben werden. Darüber und über die Verfassung der schottischen Kirche wünsche er Sir Robert Peel zu sprechen. Eine Königin müsse nicht von den Befehlen eines Andern abhängen, die Königin von England habe aber bei ihrer Heirath geschworen, sie wolle ihrem Manne gehorchen, folglich schicke sie sich nicht dazu, eine Nation zu regieren. Seine ungebildete Aussprache des Englischen, unorthographisch geschriebene, bei ihm gefundene Papiere, und sein ganzes Benehmen zeigten, daß es ihm gänzlich an Bildung fehle. Indessen hielt der Capitain des Dampfschiffes es für seine Pflicht, ihn bei der Ankunft in London der Polizei zu übergeben; gerichtlich über seine Aeußerungen von dem Lord-Mayor befragt, wiederholte sie der Verhaftete und führte zum Beweis Sprüche aus der Bibel, in welcher er sehr belesen war, an. Der Lord-Mayor äußerte sein Mitleiden mit seinem Zustande, hielt ihn für wahnsinnig und ließ ihn nach einem Krankenhause bringen. Allein bei einer spätern Untersuchung durch einen Arzt ergab es sich, daß sein Wahnsinn verstellt war. — Bald darauf wurde ein Eisenwaarenhändler, Eduard Colley, verhaftet, weil er sich in das Haus Sir Robert Peel's drängen und nicht wegweisen lassen wollte. Er wünschte auch mit ihm über politische Gegenstände zu sprechen, aber tödtliche Waffen fand man doch nicht bei ihm. Bei näherer Untersuchung seines Falles ergab sich, daß seine Mutter 10 Jahre wahnsinnig gewesen, und daß man auch ihn eine Zeitlang habe bewachen lassen, weil er sich habe das Leben nehmen wollen. Man fand in seiner Tasche fanatische Papiere religiösen Inhalts ohne Zusammenhang. Der Polizeirichter meinte, daß ein Mensch, welcher die Absicht sich umzubringen habe, seine Mordlust auch wohl gegen Andere richten könne, daher er Colley nicht in Freiheit setzen dürfe. Einstweilen wurde er in die Krankenabtheilung des Arbeitshauses seines Kirchspiels gesandt. — Endlich aber ging in Schottland ein Bösewicht in der Nachahmung des Beispiels Mac Naughten's so weit, daß er nach dem Prediger Joseph Dickens schoß, als dieser gerade auf der Kanzel stand und predigte. Er hatte sich ihm gegenüber gestellt und schoß von außen durch ein Fenster. Sein Gewehr war mit Schrot geladen, welches den Prediger in den Armen verwundete. Er sank vor Schrecken nieder, erholte sich aber bald bei zweckmäßiger Behandlung. Der Thäter ist unbekannt geblieben.

Bei diesen Folgen des Ausganges der Sache Mac Naughten's, und da es schien, daß das bestehende Recht, betreffend das Verfahren gegen Wahnsinnige und die gerichtliche Behandlung der von ihnen begangenen Verbrechen, nicht genüge, wandten sich Aller Blicke auf das Parlament, hoffend, daß dieses durch eine zweckmäßige Verordnung die Gemüther beruhigen werde. Gleich am 6. März erklärte daher im Oberhause Lord J. Campbell, es sey nicht länger zu dulden, daß das Publikum durch die so vielen Wahnsinnigen gestattete Freiheit in Lebensgefahr gesetzt werde, und es sey zu wünschen, daß der Reichskanzler einen Gesetzentwurf vorlege, besonders hinsichtlich der an Monomanie Leidenden. An eben diesem Tage zeigte im Unterhause Sir Vernon Blake an, er werde ehestens einen Gesetzentwurf über diesen Gegenstand vorlegen. Am 13. März erklärte darauf der Reichskanzler Lord Lyndhurst, er habe einen Gesetzentwurf hauptsächlich zur Verhütung von Verbrechen durch Wahnsinnige fast vollendet, sonst aber sey das bestehende Recht hinsichtlich des Verfahrens gegen Wahnsinnige deutlich und genügend. Die Lords Brougham und Campbell wünschten, daß in der Behandlung der Sache Mac Naughten's nicht so geeilt wäre; der Staatsanwalt hätte über die vernommenen Zeugen des Defensors und den Gehalt ihrer Aussagen eine Rede halten, und der Präsident das Ganze resumiren sollen, es sey auch nicht zu billigen, daß zwei Wundärzte, Key und Winslow, abgehört wären, welche selbst Mac Naughten's Gemüthszustand gar nicht un-

tersucht, sondern nur nach dem geurtheilt hätten, was sie in der gerichtlichen Verhandlung gehört, welches ein Eingriff in die Functionen der Jury sey. Indessen, was geschehen war, war geschehen, und ließ sich nicht mehr verbessern. Die gedachten Lords waren daher, zur Aufrechthaltung des Vertrauens auf den Ausspruch eines Obercriminalgerichts, der Meinung, daß, wenn auch die gewöhnlichen Formen des Verfahrens genauer beobachtet wären, doch die Entscheidung wohl kaum anders hätte ausfallen können. Allerdings nicht, aber bloß weil man die Entscheidung lediglich auf das Zeugniß der Aerzte gründen wollte, und diese den Angeklagten für nicht zurechnungsfähig erklärten ohne zureichenden Grund. Offenbar waren Nullitäten im Verfahren begangen, daher ein Cassationsgericht die ganze Verhandlung hätte aufheben, und eine neue anordnen können. Allein ein Cassationsgericht gibt es in ganz England nicht, und dies ist der erste Tadel, welcher dessen Criminalgerichtsverfassung trifft. Ein zweiter betrifft den Umstand, daß kein Angeklagter über die Umstände seines Verbrechens befragt werden darf, selbst nicht im Instructionsverfahren, wo es vielmehr die Pflicht des Richters ist, ihn zu warnen, daß er nichts sage, was ihn beschuldigen könne; will er freiwillig etwas deponiren, so wird es verschrieben, allein die Angeklagten nehmen sich in dieser Hinsicht wohl in Acht. Auf diese Weise ist dem Gericht ein Hauptmittel der Erforschung der Wahrheit entzogen. Im Oberhause hat man sich dahin vereinigt, alle Oberrichter vor das Parlament laden zu lassen, um dieses mit ihren Erfahrungen zu unterstützen. Der Gesetzentwurf des Reichskanzlers wird hauptsächlich Maßregeln enthalten, um das Publikum vor unbemittelten Wahnsinnigen zu schützen. Hat ein Wahnsinniger bedeutendes Vermögen, so vergessen seine Angehörigen nicht, dieses zu sichern, auf eine Commission zur Untersuchung seines Gemüthszustandes anzutragen; eine Jury erkennt über den Zeitpunkt von dem die Zerrüttung des Verstandes anzurechnen ist, und es werden Curatoren seines Vermögens ernannt. Andere wohlhabende Familien senden, ohne viele Weitläufigkeiten, geisteskranke Glieder derselben in Privatirrenhäuser, wozu das Zeugniß von zwei Aerzten oder Wundärzten hinreicht. Aber für die ärmere Klasse der Wahnsinnigen ist in England nicht gesorgt, und man läßt sie frei umher gehen, bis sich ein Unglück ereignet. Bessere Ordnung ist in dieser Hinsicht in Schottland vorgeschrieben. — Was übrigens die Kosten dieses Prozesses betrifft, so hat diese die Regierung, als der verlierende Theil, zu tragen. Sie müssen sehr beträchtlich seyn, da man so viele Personen aus Glasgow herüberkommen ließ, welche auf Reisekosten und Diäten Anspruch haben. Das Handgeld (retainer), welches der Staatsanwalt erhalten, wird wenigstens 150 Pf. St. betragen haben; in dem Fall Oxford's gab die Regierung 300 Pf. St., welches vielleicht in den jetzigen schlechten Zeiten zu viel gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Uebertrumpft.) Ein junger Tageslöwe zweiten Ranges fand im Bad eine höchst wohlwollende Aufnahme bei einer Doppelherzogin. Diese vorübergehende Gunst blieb dem Neuling so ungebührlich lang im Gedächtniß, daß er glaubte sich in Paris bei der aristokratischen Badenymphe präsentiren zu dürfen. Er ließ sich anmelden. Die Herzogin, welche gerade große Gesellschaft hatte, ließ ihn eintreten, ging ihm entgegen mit jener kecken Ruhe, welche arme Teufel so leicht aus der Fassung bringt, und fragte ihn nach dem Anlaß des Besuchs, mit welchem er sie zu beehren geruht. Der Cavalier, schier aus dem Sattel gehoben, stammelte etliche Worte und suchte gewisse kitzliche Erinnerungen wieder hervorzurufen. „Werther Herr," sagte die Herzogin, nachdem sie sich an seiner Verlegenheit geweidet, „im Bad sieht sich alle Welt, allein zu Paris empfängt man bloß seine Freunde." Der Schlag war hart, aber die Heftigkeit desselben warf den Ritter wieder in den Sattel. „Frau Herzogin, ich bitte tausendmal um Verzeihung, für meine Unwissenheit. Ich dachte, der Eintritt in Ihren Salon sey leichter, als in Ihr Boudoir." Mit diesen Worten ehrfurchtsvoll grüßend zog der Leu mit den Kriegsehren ab. F.

*** (Ein rechtes Wunder.) Ein französisches Blatt berichtet, daß zu Anfang dieses Jahres in einem Dorf der Bretagne ein Vorfall stattfand, welcher die betrübendsten Folgen hätte haben können. Der Ortsgeistliche wurde zu einem Todtkranken gerufen und begann, nachdem er ihm die Oelung gegeben, die Gebete der Sterbenden vorzulesen. Das Krankenzimmer war so groß, und der Kranke fand unter seinen Mitbürgern so viele fromme Theilnahme, daß dreihundert Gläubige der ergreifenden Handlung beiwohnten. Plötzlich hörten die außen Stehenden ein furchtbares Krachen und sahen eine Staubwolke zu den offenen Fenstern herausdringen. Voll Entsetzen ergriffen sie die Flucht. Die Beherzteren kehrten nach einiger Zeit zurück, schauten vorsichtig hinein und vernahmen aus der Tiefe den Ruf: „Leitern!" Der Fußboden, welcher die Decke eines Balkenkellers bildete, war unter dem Gewicht der Andächtigen eingesunken, aber so gleichmäßig, daß keiner auch nur eine Quetschung davon getragen hatte. Bei dem Kranken aber hatte der Schreck eine solche Krisis herbeigeführt, daß er in wenigen Tagen genaß. Das geschehene Wunder war demnach für die Hauptperson nützlich, zugleich für die Glaubensschwachen und Physiker unanstößig und, was die Hauptsache ist, erbaulich. F.

*** (Obrigkeitliches und unterthäniges Vieh.) In der „Landwirthschaftlichen Zeitung" war unlängst von Viehkrankheiten die Rede, wobei folgende, hier wörtlich mitgetheilte Aeußerung zu Tage kam: „Das Bisenzer obrigkeitliche Vieh blieb, da es auf hochgelegener Waldweide sich nährte, von der Löserdürre verschont; während das unterthänige Vieh, welches auf sumpfigen Wiesen saures Gras fressen mußte, arg von obiger Krankheit mitgenommen ward." — Der Censor der „Landwirthschaftlichen Zeitung" scheint sehr liberal zu seyn, da er dem jedenfalls unanständigen Ausdruck: „obrigkeitliches Vieh" nicht mit seinem schlagbaumlichen Strich den Weg in die Oeffentlichkeit versperrte; bei dem „unterthänigen Vieh" braucht's keiner Fürsorge, denn Vieh muß von Gott und Rechts wegen unterthänig seyn. (Berliner Gesellschafter.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 7. April. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, den 8. April. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Susanne: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofsängerin. (Gastrolle) Cherubin: Fräulein von Knoll.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 99. 9. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schwärzer auf dem Eis.

(Fortsetzung.)

Die Edelfrau schien unschlüssig. Während der Jude mit zitternder Hand seine Waaren einpackte, trat Rachel vor die Dame, dankte für die Erfrischung, sagte ihr Lebewohl und ging mit ihrem Kind nach der Thür.

„Nein!“ rief die Edelfrau; „lieber will ich Euch hier im Haus verstecken.“

„Gnädige Frau,“ nahm der Bauer Maddis wieder das Wort, „in einer halben Stunde sind die Strandreiter da, durchsuchen das Haus, und der Jude kann ihnen nicht entgehen. Es ist ihnen nicht nur um die Waaren zu thun, die ihnen zufallen, sondern auch um den Preis, den sie für jeden ertappten Schmuggler erhalten.“

„Ich will ihnen beides bezahlen,“ erwiederte die mitleidige Engländerin.

„Die Kosacken nähmen das Geld und führten dennoch die Gefangnen nach Petersburg,“ entgegnete Maddis. „Von da ging's vermuthlich nach Sibirien.“

„Gott! dies Weib! dies arme Kind!“ seufzte die Edelfrau.

„Freilich,“ fuhr Maddis fort, „ist es kein Spaß, um diese Jahreszeit im Wald zu liegen; aber besser doch, einige Stunden im Wald, als auf Lebenszeit nach Sibirien. Aus dem Wald wollen wir ihn dann schon ans Ufer und hinüber nach Hochland schaffen.“

„Aber meine Waaren? Wie bring' ich die fort?“ jammerte der Sohn Jakob's.

„Mußt Du die schlechterdings mitnehmen? fragte Maddis spöttisch.

„Ob ich muß!“ entgegnete der Jude, krampfhaft sein Bällchen fassend.

„Meinetwegen, wenn die gnädige Frau es erlaubt, mögen Juhann und Iwanow die Päcke ins Dickicht tragen, im Schnee vergraben und den Ort bezeichnen. Ihr Andern, thut das Pferd in den Stall, und zieht den Schlitten unter den Schuppen zwischen die Schlitten vom Haus.“

Während Maddis diese Anordnungen traf, forderte die Edelfrau das junge Weib auf, mit ihrem Kind bei ihr zu bleiben. Die Jüdin wies dies Anerbieten standhaft zurück mit der Erklärung: „Mein Platz ist neben meinem Mann.“

„So laßt wenigstens das arme Kind bei mir,“ redete ihr die Engländerin zu.

Die Jüdin antwortete nicht. Sie schien mit sich zu kämpfen. Endlich lös'te sie langsam die Riemen auf, mit welchen das Kind an ihren Hals gebunden war, und überreichte der Dame den Kleinen mit den Worten: „Möge Gott für Sie und Ihre Kinder seyn, was Sie für das meinige seyn werden.“

Sie wandte sich abermals nach der Thür. Aber ein Schrei des Kindes hielt sie zurück, und der Kampf in ihrem Innern begann von Neuem. Endlich rief sie: „Gnädige Frau, lassen Sie das Kind wegbringen! So lang' ich es sehe und höre, kann ich nicht von der Stelle.“ Die Edelfrau verließ tief bewegt mit dem Knaben das Gemach, und Rachel umschlang schluchzend den Hals Arina's und sagte ihr Lebewohl.

Die Edelfrau legte den kleinen Matwej auf das Bett in der Stube, wo ihre eignen Kinder spielten, empfahl ihn der Obsorge der Erzieherin und trat an ein Fenster, welches auf den Meerbusen ging. Von hier aus übersah man den Wald am Fuß des Hügels und jenseits desselben die Ebene, deren Fortsetzung die gefrorne Meeresfläche zu seyn schien. Sie horchte, ob nichts die Annäherung der Strandreiter verkündete. Obwohl von Natur nicht zaghaft, konnte sie sich doch einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren bei Erwägung der Gefahr, in welcher ihre Gäste und sie selber schwebten. Maddis und die Flüchtlinge zeigten sich noch immer nicht. Was mochte ihren Abgang verzögern — jetzt, wo jeder Augenblick kostbar war? Die Edelfrau fühlte sich versucht, in den Saal zurückzukehren, um sie fortzudrängen; aber die Besorgniß, unterdessen vielleicht das Erscheinen der Kosacken nicht wahrzunehmen, bannte sie an das Fenster.

Endlich vernahm sie Stimmen und das Knarren des Schnees unter den Füßen mehrer Personen. Einen Augenblick darauf erschienen unter ihrem Fenster Maddis, Juhann und Iwanow, alle drei mit Spießen bewaffnet. Ein Hund bildete ihre Vorhut; hinter ihnen kam der Händler mit seiner Frau. Rachel hatte über ihre Kleider einen Schafpelz gezogen und ihren turbanartigen Kopfschmuck mit einem dicken Halstuch verhüllt. So verkleidet, erschien sie von weitem wie ein Bauernknabe. Während ihr Mann ehrerbietig zum Fenster hinauf grüßte, vermied sie, den Blick dahin zu wenden, als ob sie ihrer Kraft mißtraute, denselben wieder abzuwenden von dem Ort, der ihren theuersten Schatz enthielt.

Bald verschwanden sie in dem Gehölz, und die Edelfrau athmete freier. Sie dachte: erreichen sie das Ufer, so ist ihr Entkommen wahrscheinlich, zumal bei dem heutigen Schneefall, welcher zu Zeiten die Luft verfinstert. — Immer nach dem Ufer hinblickend, sah sie dieselben nach einer halben Stunde auf einer Höhe wieder zum Vorschein kommen, und bald darauf von neuem in dem Walde verschwinden. Von den Strandreitern war noch immer nichts zu sehen; allein die Edelfrau wußte, daß mehre derselben als Schildwachen längs dem Ufer ihren Posten hatten. Nach Verfluß einer weiteren halben Stunde glaubte sie, die Flüchtlinge wieder aus dem Wald hervorkommen und die schmale Uferfläche

durchschreiten zu sehen. „Gott sey Dank!“ sprach sie, als sie die unkenntlichen Gestalten auf dem Eis erblickte; „sie sind in Sicherheit!“ Sie folgte ihnen noch immer mit den Augen, bis sie völlig verschwanden, und dann rechnete sie, wie viel Zeit sie wohl brauchen würden, um ihr nächstes Ziel, die Insel Hochland zu erreichen.

In dieser Berechnung ward die Edelfrau gestört durch die plötzliche Erscheinung der Strandreiter, welche durch die Ebene dahergejagt kamen. Bald waren sie am Fuß des Hügels angelangt. Hier mäßigten sie ihren Schritt, als fürchteten sie einen Hinterhalt, von Seiten derer, welche eine Stunde vorher ihrem Kameraden Widerstand geleistet hatten. Sie fanden weder einen Hinterhalt, noch Widerstand. Die Edelfrau forderte sie zu einer genauen Nachsuchung auf, und da diese erfolglos blieb, trabten sie mißmuthig von dannen.

Aber damit hielt die Edelfrau alle Gefahr noch nicht für beseitigt. Es drückte sie fortwährend ein unheimliches Gefühl der Besorgniß um die Flüchtlinge, namentlich um die junge Frau, welche sie in wenigen Augenblicken liebgewonnen hatte. Sie suchte sich jenes Gefühls zu erwehren, indem sie sich mit dem kleinen Matwej zu schaffen machte, der, mit ihren kleinen Töchtern spielend, der Bruder derselben zu seyn schien. Diese Zerstreuung wirkte indeß nicht so nachhaltig, daß sie am Abend ruhig hätte einschlafen können. In der Nacht erhob sich ein starker Wind aus Nordwest, bei dessen Brausen die unheimlichen Gedanken, welche sie verfolgten, eine noch düsterere Färbung annahmen. Endlich gegen Morgen fielen ihr vor Mattigkeit die Augen zu. (Fortsetzung folgt.)

Guizot's Fest.

(Schluß.)

Um alle Gesandten gruppirten sich ihre Landsleute. Hier sah man den geistreichen melancholischen H. L. Bulwer bald vornehme, alte, mit Diamanten übersäete, geschmacklos aufgeputzte, breite Ladies, bald reizende, blasse, nur mit einer einfachen Blume im Haare geschmückte Misses durch den Saal mit Byron'schen Spleenmienen führend, dort bemerkte man Martinez de la Rosa noch im Genusse seines theatralischen Succeßes in Madrid mit Jules Janin, Mignet, Chalis, Vitet, Ancelot und andern Literaten vorzugsweise im lebhaften Gespräch und die Politiker fast vermeidend; dort den Geheimrath Dr. Koreff, den Salvandy's absurde, lächerliche Verfolgung aus diesen Sälen lange fern gehalten, in lebhaftem fröhlichen Gespräche mit den Ministern, Gesandten, Literatoren und Gelehrten, deren Zahl hier beträchtlich war und bei denen allen er in großer verdienter Gunst steht, sich heiter bewegen; dort das hochherzige Paar, den Fürsten und die Fürstin Czartoryisky, von allgemeiner, sichtbarer Theilnahme umringt; dort die drei Dupin's in ihrer stolzen, barschen Verdrießlichkeit, sich oft zusammenstellen; dort den Chemiker Dumas, den großen Philologen Letronne, und so viele andere ausgezeichnete Gelehrte wie Wandelsterne an diesem sternreichen Horizonte; dort die herrliche, kolossale Gestalt der Malerin Mirbel, das tiefsinnige Antlitz von Paul la Roche, der den Herrn des Hauses so trefflich gemalt, den trotz seiner flammändischen Figur so genialen Künstler Ingres, den geistreichen Mignet mit seiner zarten, feinen Physiognomie, Jules Janin mit seiner bacchischen Jovialität, den alten Marschall Soult, die bedeutendsten Generale, den tapfern Seehelden Baudin, den auf der Flotte eisern strengen und in den Salons so zärtlich galanten Admiral Lasusse, den feinen Diplomaten und tapfern Seemann Macquard, den epigrammatisch lächelnden Villemain, den wohlgefälligen, im physischem Behagen und zufriedenem Selbstgefühle schwimmenden Duchatel, den von seinem aufstrebenden Ehrgeize noch nicht, so lange ihm der Marschallsstab fehlt, gesättigten Günstling des Glücks, Jacqueminot und so viele andere von der Woge der Politik, des Verdienstes, des Reichthums und des blinden Glücks emporgetragene Männer, deren Anblick dem Beobachter so viel zu denken, zu zweifeln und zu fragen gibt und deren Figuren eben den Reiz einer solchen buntgemischten Versammlung machen, wo alle Elemente einer von politischen Stürmen und Wogen aufgeregten Gesellschaft wie Sonnenstäubchen von dem Strahl des Augenblicks erleuchtet, sich wirbelnd und flimmernd durchkreuzen.

Plötzlich lief mit electrischer Schnelligkeit das Gerücht durch die Säle: die Königin von Spanien sey gekommen, um durch ihre Gegenwart das Fest des mächtigen Ministers zu verherrlichen. Die nach dem bezeichneten Orte, wo man zeigte, daß die Königin säße, hinfluthende Menge riß mich mit fort, und ich fand mich einer Dame gegenüber, die mit Diamanten überschüttet war, und auf ihrem Haupte ein reiches, hochzakkiges wahrhaftes Königsdiadem in der Form der Kronen der Merowinger, mit großer Prätension trug — doch diese Dame war nicht die reizende Königin von Spanien mit ihrem holden Antlitz, mit ihrem bezaubernden geistreichen Lächeln, sondern die Gemahlin des ehemaligen Finanzministers Torreno, der so wenig Tact besaß, seiner Frau zu erlauben, die in gar zu blendende edle Steine verwandelten Lumpen-Staatspapiere der unter ihm negocirten Anleihen der Cortes, so öffentlich in der Form eines königlichen Diadems zur Schau zu tragen und gewissermaßen den Unwillen und das Murren einer durch diese Speculation listig verlockten und arg geschädigten Stadt herauszufordern. Der eine wunderte sich boshaft über das so reine Wasser dieser Diamanten, das doch aus so schmutziger Quelle geschöpft sey; der Andere fragte, wo denn der Finanzminister diese Krone gefunden und wie er sie vom Haupte seiner Gebieterin auf den Kopf seiner Frau herabspeculirt habe? Man sah es dem Grafen Torreno, der in der Nähe stand, nicht undeutlich an, daß er die Gesichter und das Geflüster der Umstehenden recht gut auszulegen verstand. Zum Glücke für das steinreiche Paar wurde man es bald müde, an der vermeintlichen Königin, die Allen wirklich spanisch vorkam und der doch etwas unheimlich zu Muthe war, vorbei zu defiliren. Ein anderer Gegenstand lockte die Neugierigen und den Appetit der Menge von der steinernen Augenweide ab: die Säle des Soupers wurden geöffnet, und die Gesellschaft strömte schau- und eßlustig hinein.

Herr Guizot hatte, abweichend von der gewöhnlichen Sitte, in einem großen mit Blumen reich ausgezierten Saale, eine Menge runder Tische, an denen 6—8 Personen bequem Platz nehmen konnten, und im Hintergrunde ein großes Buffet, das die ganze Breite des Saales einnahm, in zierlicher, so geräumiger Anordnung herstellen lassen, daß die schauende und wartende Gesellschaft, um die Sitzenden abzulösen, sowie die höflichen, geschäftigen Diener, bequem und rasch circuliren konnten. Hier mußte ich nun wieder mit Befremden bemerken, mit welcher Gier, mit welch' ungestümem Heißhunger, die sogenannte gute Gesellschaft, die doch gewiß reichlich dinirt und hier nicht den Vorwand der Erschöpfung eines Balls hatte, auf die Leberpasteten, auf die Gelatinen, auf Hühner, Schinken, Confituren, Crêmes, Compotts, Kuchen, Champagner, Burgunder und andere feine Weine sich warf, oft stundenlang mit rastloser Kinnbackengeschäftigkeit an diesen Tafelrunden weilte und nur halbgezwungen und mehr als gesättigt und fast ungern den drängenden Nachfolgern den Platz abtrat. Oft haben die fremden Gesandten mit Staunen den Appetit der zartesten Pariser Damen bemerkt, die ohne bange Sorge für

die Erhaltung von Wespentaillen wie zur Zeit Ludwig's XV. mit heißhungrigen Männern ein wahres Wettessen, wie Theokritische Hirten einen Wettgesang und zwar sehr siegreich an den substantiellsten und keineswegs ätherischen Speisen, beginnen. Selbst bei den Festen in St. Petersburg, wo das Volk in den kaiserl. Palästen zugelassen wird, sieht man weniger Gier und hastiges Zugreifen, sagte der geistreiche Beobachter Hr. v. Barante, der sich der Petersburger Hoffeste erinnerte, zu seinen Nachbarn.

Uebrigens war Ordnung und Haltung heute hier mehr als irgendwo. Der Geist und die Würde des Hausherrn schwebte über dem Feste, das sich in heitern Elementen und anmuthigen, interessanten Bildern bewegte. Auf der heitern Stirn und dem freundlichen Lächeln, an den liebenswürdigen Worten des Gastgebers, der Jedem etwas Verbindliches zu sagen wußte, konnte man nicht bemerken, daß unwohlwollende, neidische Intrigue, Unmuth, daß das Ministerium schon so lange bestanden, und ehrgeizige Ungeduld, sich auf die Ministerbank wieder zu setzen, im Stillen schon seit mehreren Tagen rastlos thätig den Boden unterminirt, um das Ministerium in die Luft zu sprengen.

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Die hiesige **Theaterwelt** ist durch mehrere Künstler, welche vom Continent herübergekommen, neu belebt, besonders seitdem das italienische Theater in voriger Woche seine Wintersaison eröffnete. Dessen Direktor, Herr Lumley, hatte die langen Ferien benuzt, es neu decoriren zu lassen und ausgezeichnete Schauspieler zu gewinnen. Die Logen, früher außen grün mit Goldverzierung gemalt, haben jetzt einen weißen Anstrich erhalten und die Vergoldung ist erneuert. Die Wandbekleidung der Logen ist von carmoisin Atlas, und die Meubles in denselben von sehr gewählter Art. Dem Ganzen entsprechend ist die Decke des Theaters neu gemalt, Alles hat ein heiteres, angenehmes Ansehen, und die Pracht der innern Einrichtung überrascht den zum ersten Mal Eintretenden. Hiezu kommt noch der Eindruck, welchen der Anblick einer zahlreichen Versammlung von Zuschauern aus den höhern und reichen Klassen in sehr gewählter Kleidung, oft mit strahlendem diamantenem Schmuck, nothwendig machen muß. Da die Königin oft hinfährt, ist es nach und nach Sitte geworden, sich ihr zu Ehren mit Sorgfalt, selbst kostbar zu kleiden; und die Unbemittelten, welche sich dazu nicht bequemen würden, sind durch die hohen Eintrittspreise ausgeschlossen. Ausnahmen, wenn Jemand nicht festlich gekleidet erscheint, werden bemerkt und in öffentlichen Blättern gelegentlich gerügt, wie denn unlängst ein Freund der italienischen Oper sich darüber beschwerte, daß man jetzt zuweilen in den Logen Herren mit Handschuhen zu 6 Pence bemerke, da man gewohnt sey, keine unter 2 Sh. 6 P. zu sehen. Von den ausgezeichneten Künstlern, welche sich bereits früher den Beifall des Publikums erworben, haben Lablache, Mario, Grisi, Persiani sich wieder für die gegenwärtige Saison engagirt; Rubini und Tamburini werden fehlen, allein statt ihrer werden neue Meister auftreten: Signor Conti, ein trefflicher Tenorsänger vom Theater zu Lissabon, und Signor Fornasari, ein berühmter Bassist aus Turin. Ueberdies hat der Direktor auch die gefeierte Fanny Elsler gewonnen, welche sich schon bei einem frühern Besuche London's allgemeinen Beifall erwarb. Herr Bunn, Direktor des Theaters von Coventgarden, hatte sie bei seiner Reise nach Deutschland ausschließlich für seine Bühne zu gewinnen gesucht, glaubte dies auch erreicht zu haben, und kündigte wiederholt auf den Schauspielzetteln an, sie werde in der Oper La tarentule auftreten. Als sie nun ein Engagement in der italienischen Oper annahm, beabsichtigte er, gegen sie zu klagen, und man sprach davon, daß er 3000 Pf. Sterl. Schadenersatz verlange. Er sah indessen bald ein, daß ein solches Verfahren gegen eine Künstlerin, welche das ganze Londoner Publikum auf ihrer Seite hat, ihn aber nicht beliebt machen und sein Theater nicht füllen würde; ohnehin war es mit dem Engagement, welches er mit ihr abgeschlossen haben wollte, nicht weit her; es konnte von hiesigen Gerichten nicht als gültig anerkannt werden, da es ihm an den wesentlichen Formalitäten fehlte, und von ihr verlangte Garantien nicht gegeben waren. Ihr hiesiger Anwalt erklärte in öffentlichen Blättern zur Belehrung des Publikums, sie habe keinen gerichtlichen Kontrakt mit ihm abgeschlossen, es sey nur zu einem Vorschlag gekommen. Sie scheinen sich hernach dahin verglichen zu haben, daß sie in Coventgarden wenigstens auftreten wolle, wenn Herr Bunn sein Benefiz habe. Dies that sie gutherzig am vorigen Montag. Allein zuerst tanzte sie im italienischen Opernhause, bei dem sie engagirt war, in La tarentule. Sie wurde hier von dem Publikum mit dem rauschendsten Beifall empfangen und wiederholt lebhaft applaudirt. „She captivated the beholders by her grace and elegance of style, sie entzückte die Zuschauer durch ihre Grazie und den Geschmack in der Art zu tanzen," sagt ein hiesiges Blatt, und das Publikum hatte Gelegenheit zu Vergleichungen, da an diesem Abend in dem Ballet l'Aurore Mlle. Dumilatre, bei der Academie royale zu Paris angestellt, auftrat; die Letztere ist erst 19 Jahre alt, größer als alle berühmtern Tänzerinnen dieser Oper und außerordentlich zart; besitzt aber eine Kraft und Gewandtheit, eine Festigkeit und Sicherheit des Tritts, eine Grazie und ätherisches Wesen, daß man nicht umhin kann, sie zu bewundern. Den Anfang machte an diesem Abend die neue Oper Adelia, welche zuerst im Jahre 1841 in Paris gegeben wurde, und eine der beliebtesten von Donizetti ist. Die Hauptpartien in ihr hatten Madame Persiani, Signor Conti und Signor Panzini, welche auch beim Fall des Vorhangs hervorgerufen wurden, die üblichen Beifallsbezeugungen zu empfangen.

Das **französische Theater** wollte hier lange nicht gedeihen, weil es ihm an guten Schauspielern fehlte. Allein im vorigen Winter versammelte Herr Mitshell eine gewähltere Gesellschaft, und ließ eine Anzahl von Koryphäen (hier stars, Sterne, genannt) herüberkommen; jeder von diesen gab eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen und reisete dann zurück, so daß dem Publikum bei reichem Genuß auch Abwechselung dargeboten wurde. Seitdem hat es an Zuschauern nicht gefehlt. In gegenwärtiger Saison trat zuerst auf Madame Albert aus Paris, welche unter andern in la Grace de Dieu das Publikum entzückte. Dieses Stück wurde aber hier unter dem Titel Marie, ou la perle de Savoie gegeben. Gegen ein neues englisches Bühnenstück bringt Paris zwanzig hervor, und während die neuen englischen Stücke, welche hier gegeben werden, sich kaum eine Saison hindurch halten, die meisten nach zwei oder drei Vorstellungen beseitigt werden müssen, war namentlich das gedachte französische Melodrama so glücklich, daß es 400 Mal gegeben wurde. Und allerdings ist es ausgezeichnet durch überraschende Ereignisse, pikante Situationen, plötzliche Veränderungen des Standes, endlich durch Kontraste von Reichthum und Armuth, so daß das Publikum eine anziehende Unterhaltung findet. Nach der Abreise der Mad. Albert ist Mlle. Plessy aus Paris wieder herüber-

gekommen, welche schon im vorigen Winter hier vielen Beifall fand. Sie spielte in jetziger Saison zuerst in le portrait vivant, einem Lustspiel in drei Akten, und gab mit unendlicher Grazie die Hauptrolle der Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, welcher, als er entdeckt, daß ein junger Advokat ihr Porträt besitzt und sie liebt, ihm den Besitz des lebenden Originals hoffen läßt und seine Bewerbung begünstigt. Mlle. Plessy erscheint darin in verschiedenen Kleidungen und hatte eine schöne Gelegenheit, den Reiz ihrer majestätischen Gestalt, ihrer gebildeten Manieren und ihres anmuthigen Wesens zu entfalten, welches sie auch mit vielem Vergnügen zu thun schien. Sie ist hier jetzt ganz besonders beliebt, und der Applaus, welchen man ihr schenkt, ist herzlicher und lauter, als ihn die sich hier versammelnde Modewelt sonst gewährt. Unstreitig ist sie eine bedeutende Künstlerin: ihre Bewegungen sind anmuthig; ihre Aussprache ist deutlich und bezeichnend, ihr Körperbau gefällig, üppig, stark; endlich ihre Haltung edel. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

⁂ (Sic transit gloria mundi.) Die Reputationen der sogenannten Restaurationszeit werden heutzutage mitunter scharf mitgenommen. So sagt von Horaz Vernet ein Kritiker bei Gelegenheit der diesjährigen Ausstellung: „Schon seit mehr als einem Jahrzehnt hat Hr. H. Vernet sein letztes Wort gesprochen. Er macht es heute, wie er es vordem gemacht und wie er es in Zukunft machen wird. Weiland waren die Bärenmützen und der Marengo-Oberrock der Gegenstand seiner tiefen Studien; gestern malte er blaue Jacken und armselige kleine rothe Tschakos, heute ist er am Burnus — das ist ein wichtiger Fortschritt. Morgen kommt er aus Rußland zurück; da können wir uns auf Wildschuren, Bärenpelz und Kosackenpferde freuen. Laßt uns wegeilen von dieser Schule, in welcher wir finden ein Gemeng von Paul de Kock, Beranger und Voltaire, gewürzt mit altem akademisch-kaiserlichen Sauerteig." — Noch schlimmer kommt der selige Walter Scott in dem Fuchsjägerblatt Mirror weg Hier wird ohne Scheu vor den Manen des Barden berichtet: „Göthe machte einen großen Unterschied zwischen Byron und W. Scott. Vor dem ersteren hatte er allen Respect, aber in Betreff des letzteren äußerte er: Wenn es mir darum zu thun gewesen wäre, Geld zusammenzuschreiben, würde es mir ein leichtes gewesen seyn, solche Romane schockweise zu fabriciren." Ein ähnliches Wort wird anderwärts aus Beethoven's Mund über Scott angeführt. F.

⁂ (Eine Frage des Strafrechts.) So lange noch die Todesstrafe besteht, ist die Frage, welche Art der Vollziehung die härtere sey, keine müßige. Die Hauptbeschuldigung gegen Collot d'Herbois war im Jahr 1792, daß er zu Lyon die Verurtheilten mit Kartätschen, statt mit der Guillotine zum Tod befördert habe. Er vertheidigte sich damit, daß von Zwanzig die nach einander enthauptet werden sollen, der Letzte einen zwanzigfachen Tod erleidet. Dagegen wurde eingewandt: von zwanzig, auf welche geschossen wird, fällt nur der kleinste Theil todt nieder, und die übrigen erhalten erst nachträglich den Rest, während nach Dr. Guillotin's Versicherung, unter seiner Maschine die Sache in einem Augenblick und schmerzlos abgeht. Neuerdings aber wird auf das Zeugniß der Doctoren Seguret und Sue hin versichert, daß die Enthauptung eine grausame Todesart sey. Der Schmerz, heißt es, kann über zwanzig Minuten nach der Trennung des Kopfs fortwähren. Glücklicher Weise sind die hiefür beigebrachten Beweise nicht sehr triftig. Das Erröthen auf dem Gesicht der Charlotte Corday, welches als Zeichen des Unwillens gedeutet wird, bezeichnet die sehr unverdächtige Chronique einfach als eine Extravasation, das Zugehen von Augendeckeln und ein Ausdruck von Schmerz auf Köpfen, die grellem Sonnenlicht ausgesetzt waren, läßt bei weitem noch nicht auf Bewußtseyn schließen, und daß die Augen eines Mörderkopfes sich noch eine Viertelstunde nach der Enthauptung nach der Seite hindrehten, von welcher her sein Name gerufen wurde, bliebe erst noch als eine Folge des Rufens zu erweisen. F.

⁂ (Ein indischer Reformator.) Pater Matthews bemüht sich, seine Irländer zur Mäßigkeit zu bekehren. Unter den Hindu, welche seit Jahrtausenden in der Mäßigkeit so vollkommen sind, daß sie nicht nur geistige Getränke, sondern auch Fleisch verschmähen, ist ein Bekehrer entgegengesetzter Art aufgestanden, der sein Evangelium von Paris geholt zu haben scheint. Dwarkanauth-Tayor heißt dieser Reformator. Mit Hülfe der Presse predigt er seinen Landsleuten das Evangelium des Fleischessens und des Wein- und Brandweintrinkens. Vermuthlich schreibt er nur für eine Minderzahl von Auserwählten, denn die große Masse der Hindu kann sich bei dem besten Willen nicht bekehren, weil sie kaum für den nothdürftigen Reis Geld haben, geschweige für Fleisch, Wein u. s. w. Von dem neuen Heiland in Calcutta kann man nicht sagen: Des Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. Seine Wohnung vereinigt europäischen mit indischem Luxus. Ihre terrassenförmigen Dächer und ihre weitläufigen, von vielen Säulenreihen getragenen Galerien lassen den Gast nicht vergessen, daß er in Indien ist; dagegen erinnern die Hausgeräthe, die Bildsäulen und Gemälde an Europa. Der französische Reisende Laplace, welcher den Reformator vor fünf Jahren besuchte, wohnte einer von ihm gegebenen Abendunterhaltung (Notsch) bei und fand dieselbe ächt indisch. Die Gesellschaft bestand aus lauter Männern und die Unterhaltung in wollüstigen Tänzen, aufgeführt von Bajaderen. Offenbar hat Dwarkanauth das Evangelium studirt und accommodirt es ein wenig dem Geschmack seiner Landsleute. Statt „kreuzigt euer Fleisch", sagt er: eßt Fleisch. Und während in Palästina den Armen das Evangelium gepredigt ward, verkündigt es Dwarkanauth den Reichen. Er wird vermuthlich nicht gekreuzigt werden. F.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 97.

Pudel. Rudel. Nudel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 8. April. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Susanne: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofsängerin. (Gastrolle) Cherubin: Fräulein von Knoll.

Sonntag, den 9. April. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 10. April. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 100. 10. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Schwärzer auf dem Eis.

(Fortsetzung.)

Sie hatte nicht lange geschlummert, so erschien früher als gewöhnlich Arina in ihrem Schlafgemach, und meldete mit verstörter Miene: „Iwanow ist da; er wünscht mit Ihnen zu sprechen."

„Iwanow?" erwiederte die Edelfrau. „Schon zurück? Ist er allein gekommen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Wie? Und Maddis? und Juhann? und die Juden?"

„Ach!" schluchzte das Mädchen, „gebe Gott, daß sie noch am Leben sind!"

„Um Gotteswillen! Was ist denn vorgefallen?"

„Heute Nacht ist das Eis aufgegangen."

Die Edelfrau sprang aus dem Bett, nahm sich kaum die Zeit ein Gewand umzuwerfen, und eilte ans Fenster.

Das Schauspiel, welches sich ihren Augen darstellte, war großartig. Das Land lag noch unter seiner Schneedecke, aber die Meeresfläche bildete nicht mehr die Fortsetzung desselben. Die dunklen Gewässer stachen scharf gegen das Ufer ab, und die bewegten Eismassen auf demselben ließen keinen Zweifel, daß die Verbindung mit Hochland und Finnland unterbrochen war. Wo befanden sich nun die Flüchtlinge? Waren sie in Sicherheit auf Hochland? Waren sie von den Wogen verschlungen? Trieben sie auf einer Eisscholle herum? War eine Möglichkeit vorhanden, ihnen Hülfe zu bringen? — Die Edelfrau ließ Iwanow einführen.

Der Bauer erschien, erschöpft vor Anstrengungen, und sein verstörter Blick kündigte an, daß er einer großen Gefahr entgangen war. Er erzählte Folgendes: „Anfangs schritten wir ungehindert vorwärts. Hie und da nöthigten uns mehr oder minder breite Rinnen zu Umwegen. Trotzdem, und trotz einem Schneegestöber, welches uns die Aussicht benahm, hofften wir vor Nacht Hochland zu erreichen, als wir gegen Abend an eine offene Stelle von unabsehbarer Länge und von einer Breite wie die Newa bei Petersburg gelangten. Wir entschlossen uns umzukehren. Aber der Landwind, welcher uns den Schnee in die Augen trieb, machte jeden Schritt beschwerlich und mißlich. Unsere Besorgniß wuchs, als wir ein wiederholtes dumpfes Krachen hörten. Wir beschleunigten unsere Schritte; aber als wir in die Nähe des Ufers kamen, fanden wir den Rückweg durch einen breiten Strom abgeschnitten. Bald überzeugten wir uns, daß wir uns nicht mehr auf einer feststehenden Eisdecke, sondern auf einem Schollen von einer Stunde Wegs im Umfang befanden. Jetzt war guter Rath theuer. Ich war der einzige von der Gesellschaft, welcher schwimmen konnte, und entschloß mich daher kurz und gut, mich in den Strom zu stürzen und bei den Fischern am Ufer Hülfe zu holen. Halb todt vor Ermattung und Kälte schleppte ich mich zu den nächsten Hütten und bewog die Fischer, eine Barke in's Meer zu lassen. Allein mittlerweile war die Scholle, auf der meine Unglücksgefährten standen, weit vom Ufer weg getrieben. Die Eismassen, der Wind und vornehmlich die einbrechende Nacht nöthigten die Fischer bald, auf ihren Rettungsversuch zu verzichten. So bin ich denn diesen Morgen allein hieher zurückgekommen.

Die Edelfrau war dem Bericht Iwanow's mit steigender Angst gefolgt und horchte noch immer, nachdem derselbe geendet war. An den Untergang der Flüchtlinge konnte sie kaum zweifeln, und sie machte sich nun den ungerechten Vorwurf, denselben dadurch veranlaßt zu haben, daß sie die Flucht gutgeheißen. Je peinlicher dieser Gedanke war, desto fester klammerte sie sich an die schwache Hoffnung, daß wenigstens eine der bedauernswerthen Personen durch die wunderbaren Zufälle, von denen sie so oft gehört und gelesen hatte, gerettet werden und wieder zum Vorschein kommen möchte. Der Tod von Maddis, dem sie das größte Zutrauen unter ihrer Dienerschaft schenkte, konnte ihr kaum weniger schmerzlich seyn, als der eines Verwandten. Und doch war es nicht er, den sie in den Augenblicken der Hoffnung als zurückkehrend sich vorstellte, sondern die junge Frau, deren Kind sie in treue Obhut genommen.

Jene Hoffnung schwand indeß von Tag zu Tag mehr. Der Rest des März verfloß, ohne daß man das Mindeste von den Verunglückten erfahren hätte. Eben so verging der April. Als mit dem Mai der kurze nordische Frühling eintrat, hielt die Edelfrau es für Thorheit, noch länger die Rückkehr auch nur Eines von den Vier für möglich zu halten. Indeß eines Morgens, da sie über das frische helle Wiesengrün des Thales und den dunkeln Nadelwald nach dem in der Maisonne strahlenden Meerbusen hinsah, bemerkte sie auf dem Weg zu dem Hügel herauf einen Mann in Bauerntracht und eine Frau, welche beide von weitem für Maddis und Rachel hätten gehalten werden können. Sollten sie es wirklich seyn? Aber, wo wären denn ihre beiden Gefährten geblieben? Mehr fürchtend als hoffend, ging die Edelfrau hinunter in den Saal, und nicht lange, so traten wirklich Maddis und Rachel in das Gemach.

Daß die erste Frage der armen Frau nach ihrem Matwej war, daß sie mit Fragen über ihre Rettung nicht behelligt wurde, und daß die Edelfrau in den ersten Augenblicken durch die Theilnahme an dem Glück einer Mutter, die nach langer, schmerzlicher Trennung ihr Kind wiederfindet, mehr in Anspruch genommen war, als durch die Regungen der Neugier, versteht sich von selbst. Als indessen Maddis um Erlaubniß bat, zu seinen Eltern gehen zu dürfen, machte seine Gebie-

terin ihm zur Bedingung, mit denselben augenblicklich aufs Schloß zurückzukehren, und die Geschichte seiner Noth und Rettung mitzutheilen. In einer halben Stunde war Maddis wieder da und begann folgende Erzählung.

„Am Rand der Scholle stehend, beobachteten wir in tödlicher Angst die Anstrengungen Iwanow's, das Ufer zu erreichen. Netta, sein Hund, hatte ihm folgen wollen, aber auf sein Geheiß hielten wir das winselnde Thier zurück. Das Heulen des treuen Hundes, nachdem sein Herr hinter der Anhöhe am Ufer verschwunden war, klang uns wie eine Vorbedeutung ewiger Trennung. Schweigend hefteten wir unsere Augen auf das Schloß hin. Es schien immer weiter von uns fortzurücken und verschwand endlich. Zugleich brach die Nacht herein, deren Stille nur durch das dumpfe Dröhnen der schwerfällig sich bewegenden Fluthen unterbrochen ward.

„Juhann und ich wir zogen uns auf die Mitte der Scholle zurück, als auf die sicherste Stelle, lehnten uns mit dem Rücken aneinander und stützten uns auf unsere Spieße. Rachel setzte sich in unsere Nähe neben den Hund und blickte unverwandt nach der Richtung des längst nicht mehr sichtbaren Schlosses. Ihr Mann lief wie verzweifelt in dem Raum zwischen seiner Frau und uns hin und her, bis er endlich ermattet auf den von Iwanow zurückgelassenen Schafpelz niedersank. Am Ende legten auch ich und Juhann uns neben einander nieder und schlummerten ein, mit dem Gedanken, daß wir vielleicht nie mehr erwachen würden. (Schluß folgt.)

Die Seeräuberhöhle.

Im Jahr 1832 (erzählt ein englischer Reisender) rief mich ein Geschäft von Alexandria nach Smyrna. Ich schiffte mich ein auf einer venetianischen Brigg. Da wir ausgezeichnet guten Wind hatten, so daß ich vor der Zeit, die ich mir gesetzt hatte, angelangt wäre, kam ich mit dem Capitain überein, einen kleinen Abstecher nach einigen Inseln zu machen, welche der Venetianer entweder auf der Hinfahrt oder auf der Rückfahrt berühren mußte. An einem Maiabend befanden wir uns nordöstlich von Naxos und genossen die liebliche Kühle, welche auf die erstickende Hitze des Tages folgte. Nach Sonnenuntergang legte sich allmählig der Wind, und eine feierliche Stille herrschte auf den Gewässern. Während das Abendroth über den waldigen Höhen von Antiparos erblich, stieg im Osten majestätisch der Mond aus der Fluth und erhellte die weite Wasserfläche, so daß wir in der Ferne Syra, Delos und mehrere andere Inseln erkennen konnten.

Ich war in Betrachtung dieses Nachtstücks versunken, als der Capitain mir auf die Schulter klopfte und mit bedenklicher Miene auf ein steiles Vorgebirg, zwei Meilen vor uns deutete. Ich sah hin und gewahrte zwei dunkle Körper, die ich allmählig für zwei lange, schmale dreimastige Fahrzeuge erkannte. Jedes derselben hatte etwa zwanzig Ruder, und sie kamen gerade auf uns zu. Als sie etwas näher gekommen waren, und wir sie deutlicher zu erkennen vermochten, blieb uns kein Zweifel über die Beschaffenheit und Absicht derselben. Es waren Seeräuber. Ich betrachtete den Capitain. Ich kannte ihn als einen beherzten Mann, indessen bemerkte ich, daß seine Lippe bebte, und daß ihn ein Schauder überlief.

Flucht war unmöglich. Die Windstille war so vollständig, daß nicht einmal ein dünnes Schnupftuch, in die Luft gehalten, sich bewegte. Die Seeräuber benutzen solche Augenblicke immer, um ein schweres Fahrzeug mit Vortheil anzugreifen. Wir trugen alle Waffen aufs Verdeck und setzten sie in Bereitschaft. Ich schnallte meinen Säbel um, steckte meine Pistolen in den Gürtel und erwartete, auf meine Büchse gestützt, den Feind. Auf unserem Schiff herrschte Todesstille. Immer deutlicher hörten wir die Ruderschläge. Es war entsetzlich, so von den Elementen verlassen zu seyn, während wir ihres Beistandes bedurften. Der furchtbarste Orkan der Tropenländer würde uns lieber gewesen seyn, als diese stille Nacht, die uns so zu sagen mit gebundenen Händen und Füßen dem Feind überlieferte. Wir wußten, daß dies Raubgesindel in der Regel für geleisteten Widerstand grausame Rache zu nehmen pflegt, aber wir wußten auch, daß es oft aus Besorgniß, zahlreiche Gefangene nicht meistern zu können, sich solcher, die sich wehrlos ergeben, entledigt. Wir waren entschlossen, uns zu wehren.

Die beiden kleinen Dreimaster waren jetzt so nahe, daß wir einen Ruf von denselben hätten hören können. Ich zählte auf dem einen dreißig, auf dem andern zwanzig Mann. Unserer waren im Ganzen fünf und zwanzig. Die Feinde nahmen uns in die Mitte und forderten uns zur Ergebung auf. Der Capitain beantwortete die Aufforderung damit, daß er dem Redner kaltblütig eine Kugel ins Herz jagte. Jeder von uns folgte seinem Beispiel. Wir schossen ziemlich gut; die Seeräuber blieben uns nichts schuldig und erkletterten, ohne sich mit Laden zu einem zweiten Feuer aufzuhalten, die Seiten unseres Schiffs. Wir zogen uns auf die Hinterschanze vor unseren zwei Carronaden zusammen. Die Seeräuber, auf dem Verdeck angelangt, zogen ihre schweren Säbel und Yatagans und stürzten in einer ungeordneten Masse auf uns los. Wir schwenkten links und rechts ab und unsere beiden Stücke spieen einen Kartätschenhagel auf die Angreifer. Wir drangen vor, um den nicht Getroffenen ein ähnliches Loos zu bereiten. Allein in dem Augenblick, wo unsere Geschütze losgegangen waren, hatte sich kaum die Hälfte der Räuber auf unserem Verdeck befunden; im nächsten Augenblick hatten die übrigen die Gefallenen doppelt ersetzt und bewährten sich als an Zahl und Waffenfertigkeit überlegen. Während ich mit meinem Säbel fleißig arbeitete, sah ich, wie zwei der Kämpfenden sich umfaßten, die Dolche gegen einander zogen und über Bord taumelten. Im nächsten Augenblick stürzte ich selber bewußtlos nieder.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich mit fünf andern von den Unsrigen an den Stückpforten angebunden. Alle übrigen waren todt mit Ausnahme des Capitains, der aus unzähligen Wunden blutend, halb ohnmächtig an den Hauptmast gebunden war. Die Seeräuber, deren Verlust auch nicht gering gewesen war, lagen auf dem Verdeck theils schlafend, theils wachend. Am Horizont zeigte sich ein Lichtschimmer und zugleich erhob sich eine leichte Brise. Unsere Besieger benutzten dieselbe, um unser Schiff nach einem ihrer Häfen zu bringen. In demselben Augenblick umsegelte ein ansehnliches Schiff das Vorgebirg und kam in geringer Entfernung an uns vorüber. Unser Capitain nahm alle seine Kräfte zusammen und rief hinüber um Hülfe. Eine Kugel machte ihn auf ewig verstummen. Die Räuber setzten sich in Bereitschaft, die Angerufenen nachdrücklich zu empfangen Die Mannschaft des großen Schiffs hatte ohne Zweifel den Ruf unseres Capitains gehört, wir sahen sie und sie sahen uns deutlich. Allein das große Schiff hielt weder still, noch antwortete es auf den Ruf des Capitains. Es überließ uns unserm Schicksal.

Unsere Fahrt nach dem Raubnest war kurz. Halb von Furcht, halb von Neugier erfüllt, spähte ich nach demselben. In der Nähe einer steilen Felsenküste wurden wir in eins der beiden Raubschiffe übergeladen, und sechs von den Räubern segelten mit unserer Brigg südwärts, um sie auf Rhodos, wo ihre sicheren Kunden sind, zu verkaufen. Wir Gefangnen wurden ans Land gerudert. Bald gewahrten wir in dem fast senkrechten Felsenufer eine breite Ritze, welche dasselbe von oben bis unten spaltete und sich tief landeinwärts zu erstrecken schien. In diese Ritze liefen wir ein etwa fünfzig Klafter

weit. Da fanden wir einen zweiten Spalt, der den ersten im rechten Winkel durchschnitt. Auf dem Wasserspiegel, wenigstens sechzig Ruthen breit, wurde er nach oben zu immer enger, so daß auf der Oberfläche der Insel ein guter Springer leicht darüber wegsetzen konnte. In der Tiefe dieses merkwürdigen Gewölbes, etwa zwanzig Fuß über dem Wasser, befand sich eine Höhle mit engem Eingang, die sich nach innen zu bedeutend erweiterte, ähnlich den unterirdischen Gängen unter der Citadelle von Argos.

Als die Seeräuber ihre Schiffe unter dieser Höhle angebunden hatten, erschienen zwei ihrer Kameraden an dem Eingang, hießen sie willkommen und fragten, ob sie gute Jagd gemacht hätten. Nachdem einige Worte zwischen den Freunden auf beiden Seiten gewechselt waren, bedeutete man uns, eine von der Höhle herabgelassene Strickleiter zu besteigen. Wir wurden zu diesem Zweck unserer Bande entledigt. Einer meiner Begleiter glaubte hier die einzige Gelegenheit zur Rettung wahrzunehmen. Er that mit Fleiß einen Fehltritt, ließ sich ins Wasser fallen, tauchte unter das Schiff und schwamm auf der andern Seite fort wie eine Ente. Allein dies Beginnen war unsinnig. Die Seeräuber waren viel zu wachsam, als daß man ihnen so hätte entrinnen können. Drei Gewehre wurden zu gleicher Zeit auf den Schwimmer abgefeuert. Er stieß einen Schrei aus, ging langsam unter, und einige Wasserblasen bezeichneten den Ort, wo er sein Grab gefunden.

Zitternd betraten wir die düstere Räuberhöhle. Sie schien mehrere Abtheilungen zu haben. Die Stelle, wo die Räuber sich gewöhnlich aufhielten, bildete ein rundes Gemach, von dessen feuchter Decke eine Lampe herabhing. Einige Matten und ein paar Töpfe bildeten den ganzen Hausrath. Wir fünf Gefangenen wurden in einen Winkel außerhalb jenes Gemachs geführt und an eine Kette gelegt, welche mit einigen Dutzend Handschellen versehen und an einem großen Ring im Felsen befestiget war.

Die Beschreibung unseres Aufenthaltes in dieser Höhle könnte nur Eckel erregen. Nach einigen Tagen fragten die Räuber jeden unter uns, wie viel Löśegeld er erlegen wollte. Meine vier Gefährten waren arme Matrosen: sie wurden am achten Tag eingeschifft, um in einem syrischen Hafen verkauft zu werden. Ich gab den Räubern die Adresse etlicher Freunde in Smyrna. Mit diesen handelten sie, und setzten mich am zehnten Tag nach meiner Gefangennehmung gegen Erlegung von 2000 Thalern zu Scala nuova ans Land F.

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Es ist davon die Rede gewesen, daß eine deutsche Operngesellschaft herüberkommen werde, um unter der Direktion des Herrn Bunn Vorstellungen im Coventgarden-Theater zu geben. Es scheint aber, daß die Umstände dies Unternehmen nicht begünstigen. Ueberhaupt sind hier die Zeiten schlecht und jeder schränkt sich in seinen Ausgaben ein. Wenn freilich die Königin die deutsche Oper gleich bei der Eröffnung besuchte, so würden der Adel und die höhern Rangklassen ihrem Beispiel folgen, und das Theater, der schlechten Zeiten unerachtet, voll seyn. Allein die Königin erwartet im nächsten Monate ihre Entbindung. Die Kosten, die das Engagement eines vollständigen und ausgezeichneten Corps von deutschen Sängern und Sängerinnen veranlassen würde, sind beträchtlich, und doch ist nicht daran zu denken, daß die deutsche Oper hier gelingen könnte, wenn nicht mehrere eminente Künstler und Künstlerinnen dafür gewonnen würden. Es werden genug in Deutschland seyn, die gern herüberkämen; allein, wenn nun am Ende die Kasse kein Geld hat zu bezahlen! Ein solches Unternehmen ist mit Herrn Bunn allein nicht auszuführen: dieser hat weder Einfluß noch Geld. Die Sache muß länger vorbereitet, ein angesehener hiesiger, deutscher Gesandter dafür gewonnen werden, welcher eine Anzahl reicher Familien veranlassen könnte, sich auf die Saison zu abonniren, so daß dies Abonnement die Hauptausgaben decken würde. Ein deutscher Theaterdirektor sollte sich mit Herrn Mitchell (No. 33, Old Bondstreet) in Briefwechsel setzen, welcher dem Herrn Döbler bei seinen magischen Vorstellungen sehr nützlich geworden, sich aber freilich auch gut hat bezahlen lassen. Der Prinz Albert wird natürlich auch etwas thun, allein bei der Eifersucht, welche mehrere Blätter gegen deutsche Künstler zeigen, kann er der Sache nicht den ersten Impuls geben. Kaum hat es verlautet, daß vielleicht eine deutsche Operngesellschaft diesen Sommer herüberkommen könnte, als auch schon ein Blatt Lärm schlägt gegen ein solches Unternehmen. Es erinnert daran, daß das Publikum lieber englische Schauspieler unterstützen solle, daß viele derselben unbeschäftigt wären, daß sie noch mehr durch eine deutsche Operngesellschaft, wenn diese engagirt würde, leiden müssen, und daß im Jahr 1833 ein trefflicher Verein englischer Schauspieler nach Deutschland gegangen sey, um dort Vorstellungen zu geben, daß man ihn aber übel aufgenommen habe, welches das Londoner Publikum vergelten müsse. Der letztere Punkt wurde schon in der Saison von 1841 verhandelt und ich bemerkte damals in einem hiesigen viel gelesenen englischen Wochenblatt, daß die Schauspielergesellschaft, welche im Jahr 1833 von hier nach dem Kontinent ging, aus sehr mittelmäßigen Individuen bestanden habe, von denen das auswärtige Publikum nie vorher gehört; daß sie nicht nur in Deutschland kein Glück gehabt, sondern auch in Frankreich und Belgien nicht habe bestehen können; man habe ihr in verschiedenen Städten Deutschland's erlaubt, einen Versuch zu machen, es hätte sich aber keine hinlängliche Anzahl von Zuschauern gefunden, weil sie bloß Shakespearsche Dramen angekündigt, wofür man deutsche, dem Original gleichkommende, ja es verbessernde Uebersetzungen habe, und daß im Jahr 1833 die englische Sprache nicht sehr allgemein bekannt gewesen, daher Vorstellungen in dieser Sprache auf keinen hinreichenden Besuch hätten rechnen können. Gewöhnlich lernt man in Deutschland das Englische, um Werke in dieser Sprache zu lesen, allein es fehlt an Gelegenheit zu Sprachübungen, und Wenige, die selbst einen guten englischen Brief schreiben, würden im Stande seyn, den schnellen Vortrag der Schauspieler zu verstehen. Ein anderes ist es mit Opern: wer auch den deutschen Text derselben nicht versteht, kann doch in dem Anhören der Musik und des Gesanges Genuß finden. Ueberdies wurden im Theater immer englische Uebersetzungen der deutschen Opern, die hier gegeben sind, verkauft. Was den Punkt anbetrifft, daß das Publikum sein Geld lieber englischen Schauspielern zuwenden solle, von denen viele es sehr nöthig hätten, so ist dies nicht die Sache der deutschen Künstler, und diese sind nicht schuld, wenn das englische Publikum die englischen Theater vernachläßigt. Es ist doch am Ende nur noch gut, daß die Reichen durch Besuch deutscher Opern die Kunst überhaupt unterstützen, und was deutsche Künstler hier verdienten, haben sie meistens auch wieder ausgegeben. Ein großer Liebling des verständigen englischen Publikums ist Herr Kapellmeister Spohr in Kassel. Bereits im vorigen Winter erhielt er eine Einladung nach England zu kommen, und der Aufführung seiner Oper „der Fall Babylon's" beizuwohnen. Er entschuldigte sich aber damit, daß er keinen Urlaub erhalten. Jetzt hat ihn wieder die

hiesige „Philharmonische Gesellschaft" nach London eingeladen, um wenigstens zwei ihrer Concerte zu dirigiren und in ihnen zu spielen. Seine Antwort ist aber gewesen, daß der Urlaub, zu dem er berechtigt, erst am 19. Juni anfange, und daß es ihm unmöglich sey, an mehreren Concerten Theil zu nehmen, als an einem, nämlich dem letzten, am 3. Juli d. J. Die Direktoren jener Gesellschaft haben darauf noch einmal an ihn geschrieben, und ihre Hoffnung ausgedrückt, daß er die Einladung annehmen und die zahlreichen Mitglieder mit dem Vortrag seiner Compositionen erfreuen werde. Man würde, wenn er herüberkäme, die gedachte Oper mit englischem Text geben. Dies ist aber wohl eben die Ursache, daß er der Einladung auszuweichen sucht. In der englischen Bearbeitung sind viele Veränderungen sowohl des Textes als der Musik vorgenommen, Manches ist ausgelassen, Anderes substituirt, und Spohr will dies nun nicht durch seine Gegenwart und Mitspielen gut heißen. Von seiner Clavierschule ist eben eine englische Uebersetzung unter folgendem Titel erschienen: Louis Spohr's celebrated Violin School, translated from the original by John Bishop. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) Am Dienstage erschien Fräulein Zerr, vom Karlsruher Hoftheater, als Amine in Bellini's „Nachtwandlerin" zum ersten Male auf hiesiger Bühne. Die junge Sängerin besitzt eine recht schöne Sopranstimme von bedeutendem Umfange; ihr Vortrag zeugt von guter Schule, denn er ist geschmackvoll und klar. Die Passagen, welche sie in der ersten Cavatine und später in der Finalarie anbrachte, sang sie mit vieler Leichtigkeit; die Reinheit in den hohen Tönen ist ein nicht minder anerkennungswerther Vorzug. Das Spiel genügte; — ausgezeichnet war es sogar im Finale des zweiten Aktes, wo sie den Ausdruck der Entrüstung über des Geliebten unverdienten Argwohn mit charakteristischer Wahrheit bezeichnete. Fräulein Zerr erhielt vielen Beifall und ward mehrmals gerufen. S.

*** (Was heißt Berühmtheit?) Vor einigen Tagen verheirathete sich zu Paris ein junger Schriftsteller, dessen erste dramatische Dichtung kürzlich im Odeon-Theater zur Aufführung kam. Die Hochzeitsfeierlichkeit fand in einer zum Weichbilde von Paris gehörigen Gemeinde statt. Dem jungen Dichter standen die Herren Ingres, Victor Hugo und Alexander Dumas zur Seite. Die Unterschrift dieser Zeugen sollte seinen Ehecontract zieren und seiner Zukunft Glück bringen. Nachdem der mit dem Entwurf der Acte beauftragte Gerichtsbeamte Namen und Stand des Brautpaares niedergeschrieben, wandte er sich zuerst an Herrn Victor Hugo, der ihm seinen Namen sagte. „Wie wird Ihr Name geschrieben?" frug der Stellvertreter der Behörde. Herr Victor Hugo buchstabirte seinen Namen. Doch das war nicht genug ... Der Gerichtsbeamte stellte ihm eine zweite Frage: „Was haben Sie für eine Profession?" — Schreiben Sie, ohne Profession," antwortete Victor Hugo lächelnd. Dieselben Fragen wurden an die Herren Ingres und Alexander Dumas gerichtet. Herr Ingres antwortete einfach, daß er Maler sey, was wenig Eindruck machte. Hätte er gesagt, er sey ein Viehhändler, würde man mehr Respekt hinsichtlich seiner Person gezeigt haben. Herr Alexander Dumas seinerseits antwortete sehr klug, daß er Rentier wäre, was ihn in der That in der administrativen Achtung weit höher stellte. Diese Scene fand inmitten der Festungswerke, einen Flintenschuß weit von der Barriere statt. Das heißt Berühmtheit! S.

*** (Karlsruhe, 6. April.) Am 2. d. M. wurde auf unserer Hofbühne J. Hovens „Johanna d'Arc" wiederholt. Da die erste Aufführung dieser Oper, bei einem hoffestlichen Anlasse gegeben, nach dem hier üblichen Gebrauche bei solchem Anlasse keine Beifallsäußerungen zuließ, so mußte die Stimme des Publikums verstummen, weßhalb man über den gemachten Eindruck bisher ungewiß gewesen. Mit desto größerer Spannung sah man darum der zweiten Production entgegen. Obgleich die Musik mit dem herrschenden Geschmack an italienischen Klängen im Widerspruche steht, auch nur nach öfterem Hören aufgefaßt und gewürdigt werden kann, fand sie doch volle Anerkennung selbst von den Nichtkennern, und wird sie in der Folge sicher noch immer mehr erhalten. Sie hat Charakter, Eigenthümlichkeit und großartige Effecte, gepaart mit vielen höchst ansprechenden Stellen, wenn gleich nur eine Parthie — jene der Johanna — glänzend zu nennen ist, die in unserer Fischer-Schwarzböck eine unübertreffliche Repräsentantin gefunden. Hätten wir dieser Sängerin, die gleichzeitig eine ausgezeichnete Darstellungsgabe besitzt, zu rathen, so würden wir sie veranlassen, auf diese Rolle zu reisen, um zu ihren Lorbeern noch neue hinzuzufügen. Die Ausstattung an Decorationen und Kostümen war glänzend, die Aufführung, mit Ausnahme zweier Nebenparthien, sehr gelungen. Wollten die Directionen öfter dergleichen Schöpfungen bringen — sollten sie auch anfänglich die Menge weniger ansprechen — würde es mit der Geschmacksrichtung bald besser aussehen. Ueber unsere musikalische Wintersaison nächstens ein Mehres.

*** Seydelmann ahnte seinen Tod und war darauf gefaßt. Als er eines Nachmittags, gestützt auf einen Freund, einige Schritte im Zimmer auf- und niederging, sagte er zu diesem fest und ergeben: „Ich sterbe! Es gilt mit dem sich bekannt zu machen!" und sein Blick nahm die Richtung nach oben, als wollte er in's Jenseits hinüberschauen. Da er jedoch den tiefen Eindruck wahrnahm, welchen diese Worte auf seinen Freund machten, fügte er, leicht abbrechend, die Worte hinzu: „Doch lassen wir das, sprechen wir von etwas Anderem." — Kurz vor seinem Tode saß Holtei an seinem Bette, der Kranke lächelte dem eben Eingetretenen mild zu und reichte ihm die Hand. Als aber Holtei bemerkte: „ich komme von der Straße, meine Hand wird zu kalt seyn!" wendete sich Seydelmann um und sprach mit dumpfer Ruhe: „Man faßt das scheidende Leben nicht gern an." (Unser Planet.)

*** Nach den Ann. of Chem. hat Chansarel die Entdeckung gemacht, daß ein schwacher Decoct von Galläpfeln das beste Antidotum bei Vergiftungen durch Pilze sey.

*** Einem Newyorker Blatt zufolge stehen gegenwärtig gerade 100 Soldaten aus der Revolutionszeit auf der Pensionsliste, die über hundert Jahre alt sind. Der älteste derselben, Michael Hale, zählt 115 Jahre. (Hamb. lit. u. krit. Bl.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 9. April. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Akten nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich. Musik von H. Schäffer. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 10. April. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 101. 11. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Muth.

Ode, von H. Ch. Pfitz.

Nicht immer spielt des Lebens leichter Kahn
Im Zeitenstrom auf spiegelglatten Wellen.
Nicht immer kann hienieden seine Bahn
Der Sonne Strahl, der Sterne Licht erhellen.
Oft wird von wilden Stürmen
Gestört sein stiller Lauf,
Und Wetterwolken thürmen
Sich schwarz am Himmel auf.

Doch wenn der Sturm des Schicksals dich umbrüllt,
Wenn Todesnacht dein starres Aug' umdunkelt,
Wenn jeder Weg der Rettung sich verhüllt,
Und selbst der Stern der Hoffnung nimmer funkelt:
Dann gilt es, Muth zu fassen,
Dann bleibe stark und fest!
Der ist nie ganz verlassen,
Wer sich nicht selbst verläßt.

Bleib in der Noth nur deiner selbst bewußt,
Laß deinen Muth durch nichts darnieder beugen.
Manch' edle Kraft ruht in des Menschen Brust,
Das Ungemach zu mildern, zu verscheuchen.
O wende diese Gaben
Getrost nach Gottes Plan,
Statt feig sie zu vergraben,
Zu deiner Rettung an!

Ist nur dein Herz von keiner Schuld beschwert,
Kannst du nur frei den Blick zum Himmel heben,
Dann wohlgemuth! Was dir auch widerfährt,
Du brauchst vor nichts zu zittern und zu beben!
Ein ruhiges Gewissen,
O das schafft guten Muth!
Das ist ein sanftes Kissen
In aller Stürme Wuth!

Sieh himmelwärts! dort streckt sich eine Hand,
Kleingläubiger, dich schützend zu umfangen.
Dort oben wacht ein Auge unverwandt,
Und eine Stimme ruft: Laß dir nicht bangen!
Befiehl dem deine Sache
Und halt ihm gläubig still.
Kein Sperling fällt vom Dache,
Wenn es der Herr nicht will.

Drum Muth gefaßt! In jeder Erdennoth
Ist über dir und in dir selbst ein Retter.
Drum Muth gefaßt, wenn auch das Aergste droht,
Den braven Mann zermalmt kein Schicksalswetter.
In seine Tugend hüllet
Der Redliche sich ein
Und Gottvertrau'n erfüllet
Sein Herz mit Sonnenschein.

Die Schwärzer auf dem Eis.

(Schluß.)

„Am folgenden Tag glaubte ich zu bemerken, daß der Wind und die Strömung uns nach Süden trieben, also in die Nähe unserer Küste. Dies war eine Aussicht auf Rettung, aber zugleich darauf, den Strandreitern in die Hände zu fallen. Um der Angst des Juden nicht unnöthiger Weise bloß eine andere Richtung zu geben, verschwieg ich den letzteren Umstand und begnügte mich, zu sagen: Wir treiben einer Küste zu. Damit richtete ich den Muth des Niedergeschlagenen einigermaßen wieder auf. Ich selber hatte sehr schlechte Hoffnung, blieb aber doch der munterste von Allen, weil ich mir den ganzen Tag zu schaffen machte, während die andern zusammengekauert, wie erstarrt das Ende unserer Fahrt erwarteten. Bald suchte ich mit meinem Spieß Eisschollen abzuwehren, die unser Fahrzeug zu zerbröckeln drohten, bald machte ich Jagd auf Fische, die sich leider sehr selten sehen ließen.

„So vergingen fünf Tage und fünf Nächte, eine so trostlos wie die andere. Unser Vorrath an Bord war aufgezehrt, und an den beiden letzten Tagen hatte sich kein Fisch fangen lassen. Am sechsten Tag bekamen wir zu der Aussicht zu erfrieren oder zu ertrinken oder zerquetscht zu werden, noch die weitere, zu verhungern. Diese neue Aussicht war für Juhann die bitterste und rüttelte ihn aus seiner Starrsucht auf. Aber anstatt sich neben mich zu stellen und den Fischen aufzulauern, ersah er sich ein näheres Wildpret. Er nahm seinen Spieß zur Hand und lockte Netta zu sich. Netta schien zu errathen, welches Schicksal ihr zugedacht war, und verkroch sich hinter Rachel. Diese nahm ihn ernstlich in Schutz gegen den Heißhungrigen, und es entstand ein Wortwechsel, dem ich dadurch ein Ende machte, daß ich Juhann an den Rand unserer Scholle schleppte, wo sich eben ein Haufen Dorsche zeigte. Wir spießten ihrer acht und versahen damit uns (die treue Netta mitinbegriffen) wieder auf etliche Tage mit Lebensmitteln."

„Die Hungersnoth war also vorläufig beseitigt, dafür aber wuchsen die anderen Gefahren. Nach meiner Berechnung

konnten wir nicht weit von Pernau seyn. Aber um dieselbe Zeit, wo sich die Fische zeigten, sprang der Wind nach Westen um, die Kälte ließ nach, der Himmel überzog sich mit Wolken und es fing wieder an, stark zu schneien. Zugleich begann die See hohl zu gehen und starke Wellen, die wider unsere Scholle anprallten, drohten sie zu zertrümmern. Große Brocken lös'ten sich von ihr ab, und was noch beisammen blieb, bekam hin und wieder Sprünge. Ich bemühte mich, diese Risse theilweise mit kleinen Schollen und Schnee auszufüllen, und nöthigte Juhann mir dabei zu helfen. Mit dieser Arbeit machten wir uns wenigstens etwas warm. Rachel war so verständig, uns dabei zu helfen. Ihr Mann aber war nicht auf die Beine zu bringen; er blieb wie ein Waarenballen in seinem Pelz zusammengekauert liegen, und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er die Stücke rohen Fisch kaute, welche seine Frau ihm in den Mund steckte." —

„Die siebente Nacht war die härteste. Der feuchte Schnee, den der Wind auf uns jagte, drohte uns zu erstarren. Wir kauerten uns dicht zusammen und erwarteten bei jedem Krach, den das Eis that, daß der Abgrund unter uns sich öffnen und uns verschlingen würde.

„So kam der achte Tag heran. Als es hell geworden war, spähte ich ringsum und bemerkte zu meinem Trost im Osten eine hohe Felsenküste. Auf meinen Ruf: Land! streckte der Jude den Kopf in die Höhe, blickte eine Zeitlang starr nach Osten und sprang endlich auf, wie Einer, der aus dem Todesschlaf plötzlich zum vollen Leben erwacht. Er lief nach dem Rand unserer Scholle hin, als ob er unmittelbar ans Land steigen könnte, stand still, lief dann wieder zurück und zeigte dieselbe ungeduldige Beweglichkeit, wie am ersten Abend. Die Scholle schwamm ihm viel zu langsam; auch Juhann hätte ihr größere Beweglichkeit gewünscht. Indessen ging sie langsam ostwärts. Immer höher schienen die steilen Uferfelsen aus dem Meer hervorzutauchen, und das gleichförmige Blau derselben verwandelte sich stellenweise in Grün und ließ uns Wälder erkennen

„Um Mittag rechnete ich, daß wir noch zwei Meilen vom Ufer entfernt seyn möchten, als plötzlich der Wind sich legte und die See ruhig ward. Die feuchte, kalte Luft machte einem behaglichen Wetter Platz, eine Veränderung, welche unseren Juden fast heiter stimmte. Ich störte ihn nicht in seiner Freude und bewog auch Juhann zu schweigen, als dieser, gleich mir bemerkte, daß unsere Scholle erst still stand und dann wieder rückwärts trieb. Erst am Abend, als die Felsen wieder in die See zu versinken schienen, erwachte der Unglückselige aus seiner Täuschung. Er wollte sich ins Wasser stürzen. Wir hielten ihn mit Gewalt zurück. Nachdem er sich müde geheult, verfiel er wieder in seine alte Erstarrung.

„Am folgenden Morgen bemerkte ich, daß unsere Scholle während der Nacht stark zusammengeschwunden war. Weit und breit war nichts als Himmel und Wasser und Eisschollen zu sehen, und unsere Scholle verlor stündlich an Umfang, so daß ich den Augenblick nicht mehr fern sah, wo sie zu der Größe einer Barke verringert seyn würde. Dabei waren sieben von unseren Dorschen verspeist, und im Wasser ließen sich keine andern sehen. Durch die lange Dauer der Gefahr war mir das Leben gleichgültig geworden. Fast scherzend sprach ich bei mir: Schwere Krankheiten pflegen sich am neunten Tag zu entscheiden, vielleicht entscheidet sich heute auch unser Schicksal auf dieser Fahrt, die eben so wahrscheinlich zum Tod führt, wie ein Spitalfieber.

„Indeß der neunte Tag brachte keine andere Entscheidung, als daß wir nach Aufzehrung unseres letzten Dorsches uns gerade in derselben Lage befanden wie am Ende des fünften. Wir legten uns mit der Erwartung nieder, daß nun bald auf die eine oder die andre Weise unsere Leiden enden müßten.

„In dieser Erwartung betrogen wir uns nicht. Am folgenden Morgen erblickten wir abermals — dies Mal gegen Westen — eine Küste, und was noch mehr war, in geringer Entfernung von uns Fischerboote. Die Aussicht auf nahe, fast unzweifelhafte Rettung erfüllte uns bei weitem nicht mit der Freude, wie zwei Tage vorher der Anblick der Küste im Osten. Die grausame Täuschung hatte uns so abgestumpft, daß wir selbst im Angesicht des Zieles uns keiner frohen Hoffnung zu überlassen wagten. Der Jude lag wie todt da. Wir andern gaben natürlich den Fischern Zeichen: sie kamen heran und brachten uns an die finnische Küste. Unter gastlicher Pflege hatten wir uns bald wieder erholt, ausgenommen Rachel's Mann. Er war körperlich und geistig so erschöpft, daß er am dritten Tag nach unserer Landung starb. Ich und Juhann begleiteten dann seine trauernde Wittwe nach ihrem Wohnort, und jetzt, wo das Meer wieder fahrbar geworden ist, haben wir sie herüber gebracht."

„Wo ist denn Juhann?" fragte die Edelfrau.

„Bei seinem Weib," antwortete Maddis.

„Das ist in der Ordnung," bemerkte die Edelfrau. „Und Ihr, Rachel, gedenkt, mir Euren Matwej zu entführen?"

„Ich ließe ihn gerne hier," antwortete die Wittwe mit einer Thräne im Auge, wenn ich mich von ihm trennen könnte. Aber dann stünde ich ja ganz einsam in der Welt."

„Das eine kann geschehen, ohne das Andere, wenn Ihr bei den Eltern meines treuen Maddis, den Ihr doch eigentlich als Euren Lebensretter anzusehen habt, Eure Wohnung nehmet."

„Rachel schlug erröthend die Augen nieder. Obwohl sie ihrem Mann stets treu gewesen war und ihn aufrichtig betrauerte, hegte sie doch für den wackeren Burschen eine Achtung und Zuneigung, die sich allmählig in Liebe verwandelte. Daß ein entsprechendes Gefühl bei Maddis vorhanden war, hatte die Edelfrau schon bei seiner Erzählung wahrzunehmen geglaubt. Ihr Vorschlag in Betreff des Dableibens ward angenommen. Nach Ablauf der üblichen Trauerzeit kam es zu einer förmlichen Erklärung, und die auf dem Eis in so betrübten Umständen gemachte Bekanntschaft führte zu einer vergnügten Ehe.

Der liebenswürdige Gast.

In den ersten Tagen des März erschien eines Abends an der Thür eines Landhauses in der Gegend von **Marquina** in **Biscaya** eine wohlgekleidete Frau und bat um ein Nachtlager gegen Bezahlung. Sie sey, versicherte sie, im Begriff, eine Verwandte in einem nahe gelegenen Dorfe zu besuchen; sie habe sich verirrt, und über dem Bemühen, sich wieder zurecht zu finden, habe sie sich sehr ermüdet. Die baskischen Provinzen werden nicht viel von Reisenden besucht, folglich sind die Bewohner derselben gastfrei, das Landhaus, von dem wir sprechen, lag von der Straße ab, also sind seine Bewohner doppelt gastfrei. Die Fremde wurde nicht nur eingelassen, sondern auch eingeladen, an dem Abendessen Theil zu nehmen. Sie nahm es mit Dank an, und nachdem sie gespeis't und sich gewärmt hatte, forderte die Hausfrau sie auf, ihr auf ein Zimmer im oberen Stockwerk zu folgen und ihr bei Bereitung ihres Nachtlagers behülflich zu seyn Die Fremde ging voran, und die Hausfrau hinter ihr bemerkte beim Hinaufgehen an ihren Beinen ein paar schlecht aufgebundene Mannshosen. Diese verborgene Kleidung schien nicht recht zu der unverborgenen zu passen. Die Wirthin verleugnete indeß keinen Augenblick die heitere Laune, in der sie bisher mit der Behosten gesprochen. Beim Bettmachen fand sie weiter, daß die

fremde Dame sich sehr linkisch anstellte. Ohne sich etwas merken zu lassen, lud sie die Fremde ein, sich noch ein wenig unten zu wärmen, und nachdem sie sie an den Ofen geführt, ging sie einen Augenblick hinaus und berichtete ihrem Gatten, daß sie einen verkleideten Jüngling im Haus hätten. Der Hausherr vermuthete in dem Jüngling einen Räuber und entschloß sich nach kurzer Berathung in Marquina Hülfe zu holen, nicht gegen den Gast im Hause, sondern gegen dessen zu erwartende Freunde. Er schlich fort. Seine Frau suchte das Dämchen durch Gespräche möglichst lange zu unterhalten, leuchtete ihm dann hinauf und bemerkte dabei in leichtem Ton, daß eine junge Person auf einer Fußreise in schlimme Hände gerathen könnte. „Aber bei uns im Haus sind Sie sicher" fügte sie hinzu. „Gute Nacht!" damit schloß sie ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Während die eingeschlossene Person ihr nachrief, das Abschließen sey unnöthig und für sie unbequem, ging die Hausfrau ruhig hinunter, nahm die geladene Büchse ihres Mannes, schlich wieder hinauf und postirte sich vor die Thür. Nach einer halben Stunde hörte sie erst am Schloß arbeiten, dann einen so heftigen Stoß wider die Thür, daß diese krachte. Die Hausfrau legte die Büchse an den Thürpfosten über dem Schloß an und drückte los. Dem Knall folgte eine lautlose Stille.

Eine halbe Stunde darauf langte der Herr des Hauses an, begleitet von sechs Miguelets (Landjägern). In dem Schlafzimmer lag die verdächtige Person in ihrem Blut. Der Schuß war ihr durch die Kehle gegangen. Man fand unter ihren Weibskleidern einen Dolch, ein Paar Terzerolen und eine Pfeife. Daraus schlossen die Landjäger, daß die Absicht des Gastes gewesen sey, seinen Spießgesellen in der Nacht zu öffnen und sie durch einen Pfiff herbeizulocken. Sie versteckten sich im Hof in der Nähe des Thores; der Hausherr öffnete dasselbe und ließ die Pfeife ertönen. Nachdem er das Zeichen mehrmals wiederholt, kamen sieben Gestalten aus einem nahen Gehölz herangeschlichen und traten mit beschleunigten Schritten durchs Thor herein. Die Miguelets gaben Feuer mit solchem Erfolg, daß sechs der Räuber stürzten, darunter vier tödtlich getroffen. Der siebente entkam. Die zwei Verwundeten sagten aus, daß sie erst vor einer Viertelstunde, der Verabredung mit dem Verkleideten gemäß, im Gehölz angekommen seyen. Wären sie eine Stunde früher da gewesen, so würde der Schuß im Hause sie gewarnt haben. Es hatte sich sonach ein glücklicher Zufall mit der Besonnenheit der beherzten Frau zur Vernichtung der Bande vereinigt. F.

Mittheilungen aus London.

(19. März.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Schluß.)

Die bedeutenden Vortheile, welche das Studium und die Verbreitung der Pflege der schönen Künsten in einem Lande haben, der stille, heilsame Genuß, welchen sie gewähren, wurde in Großbritannien lange nicht gewürdigt. Wie Alles betrachtete man auch sie hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt der Ostentation und Geldspekulation: wenn man auf den Landsitzen Werke alter Maler sammelte, so war es weniger aus Geschmack an ihnen, als um zu zeigen, daß man Geld genug habe, um es auch an so etwas zu wenden; und Maler kamen dieser Eitelkeit zu Hülfe, indem sie ihre Copien für Originale verkauften, die angebliche Aechtheit mit Dokumenten unterstützend. Eine große Anzahl von Malern nährte sich bloß auf diese Weise, und Manche spekulirten auch auf den Kontinent. Viele solcher Copien gingen als Originalwerke eines Rubens, Vandyk u. a. m. nach Hamburg, von wo jährlich ein Bilderhändler nach London herüberkam. Endlich aber veranlaßten die zahlreichen in Deutschland gebildeten Kunstvereine die Errichtung ähnlicher zuerst in Schottland, dann in Irland und England. Die erste Gesellschaft dieser Art in London war, „the Society for the encouragement of British Art", nach deren Gesetzen zehn Prozent der ganzen Einnahme einen Reservefond bilden sollten, um dafür bedeutende Gemälde zu kaufen, die einer öffentlichen Anstalt geschenkt, in einem Gerichtssaal aufgehängt werden sollten. Allein die Wahl der Gemälde war einer Commission der Subscribenten überlassen, bei welcher sich bald wieder der Spekulationsgeist einmischte. Sie suchte bei dieser Gelegenheit ihren guten Freunden einen Vortheil zuzuwenden, ohne auf den Werth des Gemäldes genau zu sehen, welches oft über den Werth bezahlt wurde. Darüber ging diese Gesellschaft zu Grunde. Der „Irländische Kunstverein" beschloß, daß jährlich zehn Prozent zurückgelegt werden sollten, um davon eine „National-Gallerie" in Dublin zu stiften, welches ihn sehr förderte. Sonst stimmen die Statuten der verschiedenen Kunstvereine, welche nach und nach in Wirksamkeit traten, ziemlich überein: es sollen jährlich Kunstausstellungen stattfinden, aber nur Arbeiten britischer Künstler zugelassen werden; jeder Subscribent, welcher eine Guinee beiträgt, erhält zu Ende des Jahres einen feinen Stahlstich; Subscribenten, welche mehrere Guineen geben, erhalten einen Stahlstich für jede Guinee; außerdem haben die Subscribenten noch die Aussicht, ein Preisstück zu erhalten, indem am Ende des Jahres eine Lotterie gezogen werden soll, bestehend aus werthvollen Kunstwerken, aus welchen zu wählen berechtigten Subscribenten überlassen ist. Besonders glücklich war der „Londoner Kunst-Verein, London Art-Union," welcher 1840 gestiftet wurde und von zahlreichen Subscribenten bedeutende Beiträge erhielt. Dies erweckte aber bald Eifersucht, und es warf sich zu Ende des Jahres 1842 ein „National Art-Union, Nationalkunstverein" in London auf, welcher es besser machen wollte, als alle übrigen: der Stahlstich für Subscribenten sollte gleich bei Entrichtung der Subscription abgegeben werden und von vorzüglicherer Art seyn, als die bisher von andern Vereinen gelieferten; sie sollten die Wahl haben zwischen drei oder vier; der Werth der jährlich zu verloosenden Preisstücke solle die Hälfte der Einnahme betragen, und die Direktion die Preisgemälde aus dem Atelier des Künstlers, ohne Dazwischenkunft von Agenten, wählen; endlich sollten die Preisgemälde vorher nicht nur in London, sondern auch in allen Hauptstädten des Reichs ausgestellt werden. Die scheinbaren Vorzüge dieses Vereins veranlaßten den Prinzen Albert, zu erlauben, daß man, dem an ihn ergangenen Gesuch gemäß, ihn als „patron, Beschützer derselben", aufführe. Dies richtete die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Verein, und man untersuchte, wer ihn eigentlich errichtet. Es fand sich, daß die Urheber Tories waren, welche einen solchen Verein als ein Beförderungsmittel ihres Einflusses ansahen. So entstand ein Kampf zwischen dem „National-Kunstverein" und dem „Londoner Kunstverein", und sie hielten öffentliche Versammlungen, meetings, in denen der eine Verein die schwersten Beschuldigungen gegen den andern vorbrachte. Der vormalige Schatzrath Thomas Wyse, Mitglied des Parlaments, präsidirte in einer solchen Versammlung, des von Whigs gestifteten „Londoner Kunstvereins", und behauptete in einer ausführlichen Rede, der National-Kunstverein sey nichts als ein listiges Projekt einiger verschmitzten Politiker und Kunsthändler, um ihren Einfluß zu vermehren und ihre Taschen zu füllen; wenn in der Ankündigung desselben gesagt sey, der

National-Kunstverein habe bereits von allen Künstlern in London die Zusicherung ihrer Mitwirkung erhalten, so sey dies nicht wahr. Wiederum hielt der „National-Kunstverein" eine Versammlung, und warf dem Londoner Kunstverein vor, er halte nicht Wort, indem er die zu Ende des Jahres 1841 abzuliefernden Stahlstiche am Ende des Jahres 1842 noch nicht bereit habe; dessen Preisgemälde wären von geringem Werth, während der National-Kunstverein keines unter 25 Pf. St. an Werth vergebe. Jener beruhigte sich aber dabei nicht, sondern berief eine neue Versammlung, welcher gegen 200 Künstler beiwohnten, unter diesen verschiedene Mitglieder der königlichen Akademie der Künste. Mehrere Redner traten auf, welche die Operationen des Londoner Kunstvereines klar auseinandersetzten, worauf die Versammlung den Beschluß faßte: „Die Absichten des Vereins wären rechtlich und seine Arbeiten von Eigennutz nicht geleitet." Einen gedruckten Bericht dieser Verhandlungen übersandte man dem Prinzen Albert.

In diesen Versammlungen hatten einige Kunsthändler Zweifel geäußert über die gesetzliche Erlaubtheit der Kunstvereine, und besorgt über den Schaden, welcher ihrem Handel durch die Ueberschwemmung mit den Stahlstichen derselben zugefügt werden würde, weiter aufgebracht durch die von dem Verleger Boys errichtete „Fine Art Distribution, Vertheilung von Werken der schönen Künste", wandten sie sich an den hiesigen bedeutenden Rechtsgelehrten, den Justizcommissair (sergeant-at-law) Talfourd und baten ihn um sein Gutachten darüber, ob solche Kunstvereine als erlaubt betrachtet werden könnten. Dies Gutachten ist jetzt erfolgt und lautet dahin: „Alle Unternehmungen dieser Art sind Lotterien, welche durch mehrere „Parlamentsverordnungen untersagt sind, namentlich durch die „aus dem 12. Regierungsjahre Georg's II., c. 28, §. 1; „aus dem 42. Georg's III., c 119, §. 2; und aus dem 7. „Wilhelm's IV., §. 66. Die Urheber, Direktoren und Sub„scribenten haben ihnen angedroheten Geldstrafen zu entrich„ten, so auch die Drucker und Austräger der Statuten. „Selbst wer ein Avertissement drucken läßt, welches sich auf „eine solche Lotterie bezieht, wer es druckt und bekannt macht, „hat eine Strafe von 50 Pf. St. verwirkt, welche auf ge„richtlich gemachte Anzeige bezahlt werden muß." Demnach ist es klar, daß die Kunstvereine in ihrer bisherigen Verfassung nicht fortbestehen können. Und dies ist nicht zu bedauern, denn sie wurden zu Werkzeugen nicht der Förderung der Kunst, sondern des politischen Einflusses und Geldgewinns gebraucht. Vielleicht erhalten sie künftig durch eine Parlamentsverordnung eine verbesserte Einrichtung, jedenfalls aber können sie keine Lotterien bleiben, da diese durch allgemeine Landesgesetze verboten sind.

Tabletten.

⁂ Von den sieben Göttinger Professoren sind nun Alle, bis auf Gervinus, der kein akademisches Lehramt mehr annehmen will, rehabilitirt: die beiden Grimm lehren in Berlin, Dahlmann in Bonn, Ewald in Tübingen, Albrecht und Weber in Leipzig. — Weber, der Schwiegersohn von Gauß in Göttingen, ist erst jetzt, nachdem Professor Fechner (der pseudonym als Dichter Dr. Mises heißt) völlig erblindet und der Privatdocent Dr. Brandes jüngst gestorben ist, definitiv als ordentlicher Professor an der Hochschule des Königreichs Sachsen angestellt worden. — Dagegen haben erst neulich wieder Amtsentsetzungen und freiwillige Abdicationen in Dorpat stattgefunden. Ulmann, von Dorpat entfernt, lebt in Riga; Professor Madai aber, der in Folge der Dorpater Vorfälle sein Lehramt niedergelegt, hat sich nach kurzem Aufenthalte in Braunschweig nach Berlin begeben, wo er sich in der juristischen Facultät habilitiren will. (Hamb. lit. u. kr. Bl.)

⁂ (Curiose Einladung zum Hochzeitsschmause.) Ein französisches Blatt erzählt Folgendes: Im Bagno von Brest kommen sehr häufig Entweichungen vor, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, auf das Einfangen eines Galeerensträflings 25 Fres. zu setzen, wenn er noch im Hafen, 50 Fres., wenn er noch innerhalb der Stadt und 100 Fres., wenn er schon außerhalb der Stadt und der Mauern des Hafens war. Sobald man eine Entweichung bemerkt, werden auf den Wällen drei Kanonen gelös't, welche nicht nur die Häscher auf die Beine bringen, sondern gewöhnlich auch die Aufmerksamkeit der Landleute der Umgegend erwecken. Vor Kurzem entfloh ein Sträfling, verirrte sich aber in den Seitenwegen und Feldern und stieß auf einen Pachthof, wo einige hundert Bauern versammelt waren, um eine Hochzeit zu feiern. Einige Gäste, welche bemerkten, daß sich ein Fremder bei ihrer Annäherung in ein Gebüsch versteckte, eilten dem Flüchtling nach und holten ihn bald ein. Aber die zur Hochzeit geladenen Leute wollten weder die Gelegenheit, ein gutes Mahl einzunehmen, noch auch die Belohnung für den Fang verlieren, und entschlossen sich den Gefangenen an die festliche Tafel mit sitzen zu lassen, wobei sie natürlich sorgfältig auf ihn Acht gaben. Am andern Morgen nach manchem guten Schluck begaben sie sich mit ihrem Gefangenen nach Brest, um sich den Preis für das Einfangen auszahlen zu lassen. Dieß geschah, die gute Aufführung des Gefangenen bei der Hochzeit hatte sie aber dermaßen für ihn gestimmt, daß sie mit Erlaubniß des Aufsehers ihm einen Theil der erhaltenen Summe zu Gute kommen ließen. (Ausland.)

⁂ (Ratten-Theater.) Brrr! — ein Ratten-Theater! Ja, in London macht jetzt ein Ratten-Theater viel Aufsehen. Die jugendlichen Partien und weiblichen Rollen werden von Mäusen gespielt, und das Orchester besteht aus einer imposanten Katzenmusik. Die Unternehmer wollen auf Hebung des nationalen Geschmacks wirken und nächstens nur klassische Sachen aufführen, wenn sich inzwischen die Mitglieder ihrer Bühne nicht gegenseitig auffressen. Der Direktor, ein riesenhafter Kater, ehemals in einem Kornmagazin angestellt, hat große Noth, den Frieden zu erhalten, und soll in seinem Geschnurr zuweilen tiefe Sehnsucht ausdrücken nach seiner früheren zwar würde- aber auch bürdelosen Unabhängigkeit. (Gesellschafter.)

⁂ Die Schachspieler haben wieder einen König erhalten. Der letzte war bekanntlich Labourdonnais, der neue heißt Laigle und ist Inhaber eines Kaffeehauses in Valenciennes. Er spielte kürzlich eine Partie gegen vier Personen und befand sich dabei in einem Nebenzimmer, so daß er das Spiel nicht sehen konnte. Seine Gegner waren sehr gewandte Spieler und das seltene Schauspiel hatte viele Zuschauer herbeigezogen. Nach 42 Zügen mußten sich die vier Gegner Laigle's für überwunden erklären. (Leipz. Allg. Modenztg.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 10. April. Marie, oder: Die Regimentstochter, Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Dienstag, den 11. April. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von Kreutzer. (Achte Gastrolle) Valentin: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, — Nro. 102. — 12. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das Glück der Narrheit.

I.

1762.

„Bemerken Sie nicht, wie dieser junge Mousquetaire *) nach Ihnen sieht?"

„Ich bemerke ihn nicht."

„Gehen Sie, kleine Heuchlerin! Sie wollen nicht gesehen haben, daß er seit zwei Stunden bezaubernde Blicke auf Sie heftet? Ein hübscher junger Mann. Ein ausdrucksvolles Gesicht, nur etwas blaß und mager. Sehen Sie, eben steht er auf, und lehnt sich nachlässig an eine Säule. Er ist hübsch gewachsen, groß, schlank oder vielmehr etwas schmächtig."

Die beiden jungen Frauen, welche so sprachen, stellten ihren Putz und ihre Schönheit zur Schau in einer Loge der Oper. Es waren zwei Wunder jener Zeit, zwei Blumen, welche die Schmetterlinge von 1762 umgaukelten. Die jüngere und schönere war es, welche die Aufmerksamkeit des Mousquetaire's in Anspruch nahm. Es war eine züchtige Schöne, welcher noch keiner ihrer zahlreichen Anbeter ein Wort der Hoffnung abgelockt hatte. An diesem Abend war sie, wie immer, bezaubernd, trotzdem, daß ihre Putzmacherin und Haarkräuslerin das Mögliche gethan hatten, um sie abscheulich zu machen. Ein Leibchen mit Fischbein gesteift, mit Brocat überzogen und mit verschiedenfarbigen Flittern verunziert, zwängte ihren Oberkörper ein, und ein unmäßig weiter Reifrock spannte sich über ihren Füßen aus. Ihre Rosenwangen waren Hochroth angestrichen und mit schwarzen Sternchen beklebt; ihr schönes blondes Haar war durch Puder unkenntlich gemacht.

Der junge Mousquetaire betrachtete sie mit mehr als bloßer Bewunderung. „Herrlich!" rief sein Nebenmann. „Brava, Sophie Arnoult! brava, Lany!" — Die Eine hat den Gesang, die Andere die Flügel der Nachtigall. — Applaudire doch, — Argency! — Er hört nicht. — Du hast wieder Deine romanhafte, widerwärtige Miene angenommen. — Was siehst Du denn dorthin? Ah! das ist die schöne Angelica d'Hervilliers, die kaum aufgeblühte Rose. — Vergiß sie, lieber Freund, und drehe den Kopf nach einer andern Seite."

„Das ist unmöglich! Wie kann ich den Blick von diesem Engel abwenden?"

„Du bist rasend. Unglücklicher Freund! o, mein unglücklicher Freund! o — —"

„Willst Du mir wieder ein Capitel Klaglieder Jeremiä vorleiern? Beklagst Du mich, daß ich es wage, eine verheirathete Frau zu lieben?"

„Hältst Du mich für einen Moralisten? Was liegt mir an ihrer Ehe? Hältst Du mich für einen Pinsel? Wie kann eine Achtzehnjährige einen Sechziger lieben?"

„Nun, was sollen dann Deine Ausrufungen? Hab' ich einen Nebenbuhler? Sprich! ich vergehe vor Ungeduld."

„Weit Schlimmeres als einen Nebenbuhler hast Du. Du liebst eine Bildsäule ohne Seele, ein Weib ohne Herz, ein Geschöpf, weiß und kalt, wie der Marmor von Paros."

„Schweig, ich glaub' es nicht. Betrachte diese träumerische Haltung, diese Blicke ohne Ziel."

„Sie schläft, Alter! Laß Dir rathen und betrachte sie, wie ein schönes Muttergottesbild. Widme ihr meinetwegen Gelübde und Gebete, aber wage nie gegen sie das Wort Liebe. Was meinst Du, ich, an den die Hofdamen ihr süßestes Lächeln verschwenden, ich, der Freiherr von Tangis, bin von ihr wie ein Lumpenhund zurückgewiesen worden. Und so ist es noch andern Anbetern ergangen."

Der Freiherr sprach noch eine Zeitlang in diesem Ton fort und ging dann auf die Chronique scandaleuse und auf die Witzfabriken über, ohne dabei gänzlich seine Aufmerksamkeit der Oper zu entziehen, wie eingestreute Ausrufungen des Beifalls beurkundeten. Plötzlich hielt er mitten in einer Erzählung inne, weil er seinen Freund, der ihm nicht zuhörte, beben sah. „Bist Du auf eine Schlange getreten?" fragte er. „Ah! ich verstehe," fuhr er fort mit einem Blick auf Angelica's Loge. „Ich sehe die Schlange. Der Herr Gemahl ist eingetroffen."

„Laß doch Deine langweiligen Späße!" erwiederte Argency seinem Freund, während sein verstörter Blick auf dem Marquis von Hervilliers ruhte.

„Ich, Späße machen über den Herrn Marquis? Bewahre! Er ist ein Freund von mir, ein achtbarer Mann, gut angeschrieben bei Hof, ein Marquis mit rothen Absätzen, der sich seit langen Jahren in den Gemächern von Versailles Zierlichkeit der Manieren, ausgesuchte Höflichkeit und zarte Galanterie angeeignet hat, der übrigens aber ein so treues Weiblein nicht verdient. Er ist ein Galgenschwengel aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, ein alter Adonis, der mehr als einer Venus der Regentschaft den Hof gemacht hat, blühend unter der Herrschaft der Frau von Parabère, abnehmend unter der der Frau von Châteauroux und der nun vollkommen alt ist unter der Regierung unserer vielgeliebten Marquise von Pompadour."

Das Stück war zu Ende. Argency, ohne den Schauspieler abzuwarten, der das nächste Stück ankündigen sollte, stürzte aus seiner Loge hinaus in die Vorhalle, um die von ihm vergötterte Angelica zu erlauern und — nicht etwa ihr

*) Mousquetaires hießen die reitenden Schützen der königlichen Nobelgarde. Sie bildeten zwei Compagnien, eine schwarze und eine graue, nicht etwa nach der Farbe ihrer Kleider, sondern nach der ihrer Pferde.

einige zärtliche Worte zuzuflüstern oder ein duftendes Briefchen zuzustecken, sondern — um im Vorbeigehn ihren Reifrock zu streifen. Er sah sie auf der Treppe erscheinen, an ihn herankommen und den Kopf nach ihm hinwenden. Er grüßte sie und bettelte um einen Blick; er erhielt nur eine kalte Verbeugung. Sie rauschte vorüber und verlor sich in der Menge.

Ihr Bild verließ ihn nicht. Seine Besuche bei der Marquise wurden immer häufiger. Wenn er bei ihr eintrat, war es immer mit dem Entschluß, ihr das alte, ewig junge Wort zu sagen: „Ich liebe Sie;" und wenn er wegging, hatte er es immer nicht gesagt. Ihre Zurückhaltung fesselte seine Zunge. Eines Tags jedoch that er das Gelübde, diese Fessel zu zerbrechen. Man führte ihn in ein zierliches Gemach, bekleidet mit Gobelinstapeten. Die Lehnstühle darin, ebenfalls mit Gobelins überzogen, stellten gepuderte Schäfer und Schäferinnen in Reifröcken dar. Die Vorhänge waren von großgeblümtem Zeug. Ein Putztisch, theilweise bedeckt mit einem Mousselintuch, dessen Rand mit Spitzen besetzt war, eine Uhr in Leierform, wie ein Gemälde an der Wand aufgehängt, Familienbildern in runden Rahmen mit Schnörkeln, endlich ein Amor von Alabaster mit einem grinsenden Lächeln, vervollständigten das Ameublement. Die Marquise war bezaubernd in ihrem Morgenneglige ohne Schönpflästerchen und Schminke. Halb liegend auf einem langen Stuhl arbeitete sie mit einem goldnen Weberschiffchen an einem Band.

Als der Vicomte von Argency sich mit ihr allein sah, erröthete er wie ein junges Mädchen, aber nicht etwa vor Scham, sondern vor Vergnügen. Unterwegs hatte er sich die zierlichsten Redensarten ausgeschnitzelt; allein jetzt war er so erregt, daß er nach einem Schweigen von etlichen Secunden nichts hervorbrachte, als die Worte: „Madame, Sie haben da ein köstliches Hündchen."

Das war ausnehmend geistreich. Die Marquise lächelte und erwiederte mit huldreicher Miene: „Finden Sie das?"

Er biß sich in die Lippen und erklärte sich im Stillen für ein Schaf.

Abermaliges Schweigen, während dessen Argency's Blicke Feuer sprühten, so daß die arme Angelica den Kopf abwandte. Der Vicomte nahm sich abermals zusammen und sprach: „Werden Sie diesen Sommer Ihr Gut Hervilliers besuchen?"

„Ich denke," erwiederte Angelica, „wir werden nicht weiter gehen als Versailles, denn der Herr Marquis hält sehr darauf, jeden Sonntag seine Cour zu machen."

„Meine Familie," bemerkte Argency mit einem Ton erkünstelter Nachläßigkeit, „wünschte, mich ebenfalls bei Hof wohl angeschrieben zu sehen. Sie meint, die Argency sollten sich mit den allmächtigen Langeac verbinden. Mein Vater fordert mich auf, Fräulein von Langeac zu heirathen. Er hat mich schon ihrer Mutter vorgestellt."

Während er so sprach, beobachtete der Mousquetaire aufmerksam die junge Frau, um zu sehen, ob sie seine Bemerkung gleichgültig aufnähme oder nicht. Sie streichelte gemächlich ihr Wachtelhündchen und auf ihrem Gesicht lag eine Ruhe, wie auf dem eines schlummernden Kindes. Aergerlich fuhr der Vicomte fort: „Ohne Zweifel billigen Sie diese Verbindung, oder rathen mir sogar dazu?"

„Warum nicht? Fräulein Langeac ist jung und von alter Familie. Ihr Adel zählt vier Jahrhunderte, und ihr Gesicht siebzehn Jahre. Eine solche Heirath kann nur vortheilhaft seyn."

Der Vicomte glaubte in dem Ton der Marquise einen leichten Anflug von Verdruß zu bemerken. Diese Entdeckung setzte ihn in Feuer.

„Und wenn diese Dame die schönste am Hofe wäre," rief er, „glauben Sie, ich würde um ihre Hand anhalten? Ist sie es, die meine Seele mit Schmerz und tollem Taumel erfüllt? hat sie für mich etwas magnetisches? Ist sie es, die, wenn sie mir an öffentlichen Orten begegnet, in meinem Herzen einen Abglanz zurückläßt? Nein, sie ist's nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Zweikämpfe und Familienrache bei den Montenegrinern.

(Aus Kowalewski's Werk: Vier Monate in Montenegro.)

Einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machte immer ein noch ziemlich frisch aussehender, aber ärmlich gekleideter Greis ohne Hemd, und bloß mit einem groben Mantel bedeckt; seine Gestalt flößte eine gewisse Achtung ein, er war stolz, und fand allenthalben bereitwillige Aufnahme. In Montenegro, wie im übrigen Europa, gilt die Armuth nicht bloß für einen Fehler, sondern für etwas noch schlimmeres: ich wußte dieß, und darum eben weckte dieser Mensch, so lange ich nicht die nähern Umstände seines Lebens kannte, noch mehr meine Verwunderung. „Janko — dieß war der Name des Greises — ist ein gewaltiger Held (junak)," sagte mir einer meiner Bekannten: „er hat 12 Türkenköpfe abgeschlagen;" und bei der einmal gebotenen Gelegenheit erzählte man mir die Geschichte eines Zweikampfes Janko's mit einem andern Montenegriner. Voranschicken muß ich dabei, daß Zweikämpfe hier weit häufiger vorkommen, als sonst irgendwo. Obgleich der jetzige Wladika mit aller Strenge des Gesetzes sie zu unterdrücken sucht, obgleich derjenige, welcher einen andern im Zweikampf erlegt, mit dem Tode gestraft wird, so besteht doch die alte Gewohnheit, welche tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch in ihrer ganzen Stärke. Hier kochen die Leidenschaften mehr wie irgendwo, und wenn sie die Brust erfüllen, streben sie nach außen durchzubrechen. Der Montenegriner wartet nicht bis der competente Richter den Streithandel untersucht, die Schranke, welche die Justiz in dieser Beziehung aufstellt, ist ihm unbekannt und hemmt nirgends die Rache. Kämpfe finden statt von einem gegen einen, oder von Familie gegen Familie, und werden mit oder ohne Zeugen abgemacht. Veranlassung des Streites sind wie überall meist Frauen und beleidigte Eigenliebe, manchmal auch der Diebstahl einer Kuh oder einer Ziege. Letzterer Umstand wurde die Ursache des Zweikampfs unseres Janko mit einem andern Helden, Namens Tripo, und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß der Streit der, wie unter Helden gewöhnlich, auf Tod und Leben ging, ohne Zeugen statt fand; das Gewissen eines jeden war der Richter, und, wie wir sehen werden, ein allzustrenger. Ein wegen der Personen die er betraf so ungewöhnlicher Zweikampf konnte kein Geheimniß bleiben, und eine Menge stets nach solchen Schauspielen begieriger Menschen sammelte sich in der Nähe des bestimmten Ortes und verbarg sich hinter einer Anhöhe. Die Gegner kamen, trafen mit einander zusammen, sprachen eine Weile, scherzten, tranken Arrak, luden ihre Gewehre und trennten sich dann; ihre Kaltblütigkeit, die Folge gänzlicher Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, war übernatürlich; es ist dieß ein Zug, welcher die montenegrinischen Duelle von den unseren unterscheidet; ihr Gesicht zog sich nicht drei Ellen in die Länge, und der Reiz irdischer Genüsse brachte sie nicht von ihrem Ziele ab. Die Kämpfenden stellten sich in die verabredete Entfernung, nach einer Weile ließ sich ein Schuß vernehmen, aber nur einer, Tripo's Gewehr hatte versagt. Die Kugel schlug ihm durch den Ellenbogen des Arms, der das Gewehr stützte, und drang ihm in die linke Seite: er fiel ohne Lebenszeichen nieder, nachdem er das Gewehr weit weggeworfen, aber die Bemühungen seines Gegners riefen ihn noch auf eine Zeitlang ins Leben. Ohne darauf zu achten, daß nach dem bei den Montenegrinern

geltenden Gesetz über den Zweikampf das Anschlagen des Hahnes, ohne daß das Pulver aufbrennt, als ein gerechter Gottesausspruch betrachtet wird, benützte Janko die wenigen Augenblicke, welche Tripo noch zu leben übrig blieben, denselben zu nöthigen, daß er auf ihn schieße. „Ich kann das Gewehr nicht spannen, ich kann es nicht halten," sagte Tripo mit sterbender Stimme. Janko gab ihm das Gewehr in die Hand und setzte ihn auf den Boden, aber Tripo's Hände waren schon kraftlos, er sank mit dem ganzen Körper zurück. Janko richtete ihn wieder auf, bog ihm den rechten Fuß, stützte das Gewehr auf das Knie, legte den Kopf Tripo's an den Kolben und rief: „ich kann nicht dulden, daß ein solcher Held ungerächt in jene Welt gehe, und wer soll dich rächen, da du weder Brüder noch sonstige Verwandte hast und eine Waise bist!" Er stellte sich sodann zwei Schritte vor den Gewehrlauf. Es blitzte, das Gewehr knallte, und der edle Gegner, welcher kräftig sich mit der einen Hand auf einen Stein, mit der andern auf sein Gewehr stützte, vermochte nur mit Mühe sich auf den Füßen zu halten, denn es würde ihm zur Schmach gereicht haben, wenn er gestürzt wäre. In dieser für den Helden so bezeichnenden Stellung wollte er, wie es schien, den Tod abwarten; kein Seufzer, keine Bewegung deutete die Schmerzen an, welche er erduldete. Endlich kamen die Leute, welche sich verborgen gehalten, herbei, und fanden Tripo bereits todt. Janko gab kein Lebenszeichen von sich, aber die Kunst der einheimischen Aerzte heilte die Wunde trotz ihrer Gefährlichkeit; es war die einundzwanzigste. Diesen Vorfall bezeugten mir eine Menge Augenzeugen, und derselbe kann nicht wohl einem vernünftigen Zweifel unterliegen.

(Schluß folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Hamburg.) Die Jahreszeiten, Hamburger Neue Modezeitung, redigirt von Ludwig Lenz, sind uns in ihren neuesten Nummern zu Gesicht gekommen und müssen wir gestehen, daß von allen deutschen Blättern gleichen Genre's sich keines mit diesem erst seit Kurzem begründeten zu messen im Stande ist. Wir reden hier sowohl von dem literarischen Werthe, der sich durch Originalbeiträge der geachtetsten deutschen Schriftsteller, wie durch passend gewählte, vortrefflich bearbeitete Musterstücke fremder Literatur von selbst herausstellt, als auch von den echten Pariser Original-Modekupfern, welche wöchentlich mit den Jahreszeiten erscheinen. Letztere sind die besten, die man in Paris selbst, dieser Residenz der Mode, bisher kennt, nämlich die des „Follet." Ueberdieß sind die Jahreszeiten, gerade weil sie Originalkupfer liefern, acht Tage früher im Besitz der neuesten Moden, als die übrigen deutschen Modezeitungen. Wie angenehm und vortheilhaft für die Abonnenten, wenn diese mit dem Halten der wahrhaft prächtig ausgestatteten Zeitschrift einen praktischen Zweck verbinden! — Eigenthümlich ist an den „Jahreszeiten" noch das Feuilleton. Zuerst bringt dasselbe mit Wahrheitsliebe und in bester Haltung geschriebene Korrespondenzen aus Paris, Berlin, Frankfurt, Stuttgart, Braunschweig, Oldenburg und vielen andern deutschen Städten. Dann folgen Literatur, Theater, Kunst, Miscellen ꝛc. Alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens werden in rascher, lebendiger, scharfbeleuchtender Weise aufgefaßt, doch nie die Grenzen des im noblen Sinne Rücksichtsvollen überschritten, ein Gepräge, welches die Zeitschrift in allen ihren Theilen trägt. Die innere Seite des Umschlages bringt zweckmäßig ausgewählten französischen Text. — Wir empfehlen die „Jahreszeiten" der allgemeinsten Beachtung, welche sie längst verdient haben.

*** (Der Königin Elisabeth von England Jagdhaus.) Der Eppingforst, eine der schönsten Eichen-Waldungen in der Nähe London's, ehemals wegen seines Wildes in Ruf, das indeß, zur Freude der Landbebauer, durch die Jagdsüchtigen jetzt sehr vermindert ist, birgt in seinen Schatten noch die einfache Wohnung, welche die berühmte Königin Elisabeth aufzunehmen pflegte, wenn sie der Jagdlust nachhing, was sie bis in ihr höheres Alter, bis zu ihrem 57sten Jahr, mit Leidenschaft that. Täglich besuchen neugierige Reisende den Forst, überrascht von dem einfachen Anschein des Hauses, das in auffallendem Widerspruch steht mit dem Namen der gewaltigen Frau, obwohl es in seinem Innern manchen schönen Raum entwickelt, der noch mit Geräthen der Vorzeit angefüllt ist. Unter Anderem wird denn auch die schöne Treppe gezeigt, auf der Elisabeth hinanritt bis zu ihren Zimmern. Oft beherbergte dies Jagdhaus die Königin, wenn sie dem Geräusch und Getriebe des Hofes entfliehen, der Natur und den Wissenschaften leben wollte, in denen diese reichbegabte Frau, die man jetzt den „Emancipirten" ihres Geschlechtes beigesellen würde, bekanntlich so heimisch war, daß man sie zu den Gelehrten zählen darf. Ein Hügel in der Nähe jenes Jagdhauses heißt bis heute noch der „Buckhurst-Hügel von Sackville," von Lord Buckhurst, dem gewandten Sänger, der einer von den Begünstigten war an Elisabeth's Hofe. (Gesellschafter.)

*** Der Impartial de la Meurthe erzählt unter dem Titel: Trilogie, eine dreifache Mystifikation, welche ein Reisender, ein Gastwirth und ein Unterpräfekt, in einer kleinen Festung bei Nanzig erlitten. Der Reisende, welcher eilig in die Diligence steigen wollte, verlangte mit großem Geschrei seinen Hut, den er vergessen hatte. Der Gastwirth, mit halb scherzhaftem, halb ernstem Tone, antwortete, daß er nicht wüßte, wo der Hut sey, und bot ihm dagegen eine alte Pelzmütze an, woran die fehlenden Haare mit Farbe überstrichen waren. Die Nacht ließ sich eiskalt an und der Reisende mußte übel oder wohl dieses Anerbieten annehmen. Er dankte spöttisch, versprach das geliehene Gut zurückzuerstatten und fuhr gegen Straßburg zu. Vierzehn Tage später erhielt der Gastwirth einen Brief von dem Reisenden, welcher ihm seine ganze Erkenntlichkeit für die Sorgfalt, welche er in seinem Hause genoß und namentlich für die Pelzmütze, welche er ihm geliehen, ausdrückte. Er schickte ihm diese Pelzmütze nicht zurück und bat ihn, an ihrer Stelle eine jener Gänseleberpasteten anzunehmen, welche den Ruhm Straßburg's noch mehr erhöhen, als das prächtige Münster und die furchtbaren Wälle dieser Stadt. Man kann sich die Freude des Gastwirths denken, bei welchem der Unterpräfekt ein offizielles Essen bestellt hatte. Die Pastete kam also gerade recht und einige Tage später figurirte sie als ein Ehrenbissen bei dem Festmahl des ersten Beamten des Bezirks. Seit einer halben Stunde wurde sie mit den Blicken verschlungen, als der Unterpräfekt gravitätisch die Kruste abhob. Sie wird zerlegt und vertheilt. Zahlreiche schwarze Stücke in dem saftigen Teig der Leber, verkündeten eben so viele Trüffeln. Allein o Täuschung! die Trüffeln boten den Zähnen einen heftigen Widerstand. Man beunruhiget sich und durchsucht die Pastete in ihrer Tiefe; was findet man? die Stülpe und die Trümmer jener verhängnißvollen Pelzkappe, welche der Straßburger, unter einer so sonderbaren Form, seinem allzu leichtgläubigen Wirth zurückgeschickt hatte.

*** (Ein tapferes Rasirmesser.) In einem kleinen Orte in England verliebte sich ein Barbiergeselle sterblich in die Tochter eines dortigen Arztes und schrieb ihr endlich einen flammenden Liebesbrief. Die Miß theilte seine Flammen keinesweges, verbreitete aber den Brief um so emsiger, und die Leute im Städtchen begannen den verliebten Rasirmesserhel-

den zu verspotten. Fünf Medicinstudirende der Nachbarschaft, welche selber ein Auge auf das Mädchen hatten, nahmen sich vor, den Bartscherer derb anlaufen zu lassen, und schrieben ihm daher Namens der Dulcinea ein Billet, worin er auf ein Feld ihres Vaters zu einem Stelldichein geladen wurde. Einer von ihnen verkleidete sich als Frauenzimmer, die andern lauerten im Hinterhalte, um den armen Lothario unversehens zu überfallen, tüchtig durchzugerben, ihm die Rockschöße abzustutzen und mit Hetzpeitschen nach Hause zu treiben. Der Arglose kam um die anberaumte Abendstunde, aufs beste gestriegelt und geschniegelt, und redete die angebliche Miß mit einem für einen brennenden und schmachtenden Liebhaber allerdings einfältigen „Wie befinden Sie sich, Miß?" an. In diesem Augenblicke stürzten die Söhne Aeskulaps aus dem Versteck hervor. Vice-Figaro reißt aber behende ein Rasirmesser aus der Brusttasche, und manipulirt mit demselben so verzweifelt rechts und links, daß dem einen Studenten die Nasenspitze klafterweit wegfliegt, einem andern die linke Backe querüber offen klafft, dem dritten gar das Kinn mitsamt dem netten Bocksbärtchen glatt abrasirt wird und endlich der tapfere Barbier als Sieger die Wahlstatt behauptet. Dieser auf dem Kartoffelfelde des Vaters errungene tapfere Sieg soll, wie es heißt, die stolze, aber für edle Mannhaftigkeit nicht unempfindliche Doctorstochter fast auf zärtlichere Gedanken gebracht haben. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Bienen in Trauer.) In England ist es unter den Landleuten ein sehr allgemeiner Gebrauch, bei einem Todesfalle in der Familie auch die Bienen trauern zu lassen; im Fall es unterlassen wird, glaubt man, gehen die Bienenstöcke ein. Die Art der Trauer besteht darin, daß man ein Stück schwarzes Tuch an jeden Stock heftet. An einigen Orten ist die Ceremonie noch feierlicher. Die ganze Familie begibt sich vor die Stöcke, und kündigt den Bienen das traurige Ereigniß dadurch an, daß man mit dem Hausschlüssel drei Mal an jeden Stock klopft und die Bewohner desselben von dem Trauerfalle mit lauter Stimme in Kenntniß setzt; sonst, fürchtet man, wandern die Bienen aus, und suchen sich andere Stöcke, oder sie schwinden dahin und sterben. Ja, Andere gehen insofern sogar noch weiter, daß sie den Bienen jedes wichtige Ereigniß, welches das ganze Land betrifft, anzeigen. (Fränk. Merkur.)

*** (Grausamkeit.) So erfahren auch die Welt in der Kunst der Grausamkeit und Marter ist, so dürfte das Nachstehende doch etwas Neues enthalten. In einem der blutigen Bürgerkriege in Südamerica wurden zwei Brüder, die einzigen Söhne eines angesehenen Mannes, von der siegenden Partei gefangen genommen. Der Vater der beiden Unglücklichen galt für eines der Häupter der Gegenpartei. Er wurde krank aus Gram über den Verlust seiner Söhne und die Regierung befahl mit vielleicht beispielloser raffinirter Grausamkeit, dem alten Mann die Rechnung über die Kosten der Hinrichtung seiner beiden Söhne zu senden und die Bezahlung dieser Summe zu verlangen. Der arme Vater sah die Rechnung an, legte sie unter sein Kopfkissen, wies jeden Trost von sich und starb nach zwei Tagen. Seine Söhne waren nicht hingerichtet und erhielten ihre Freiheit wieder. (Leipz. Allg. Modenztg.)

*** (Ochsen- und Pferdejagd.) Die Gewinnung von Buenosayres-Häuten wird von einem englischen Kaufmann folgendermaßen beschrieben. Das wilde Hornvieh zieht sich Nachts immer in Wälder zurück. Die Jäger oder vielmehr Schlächter wählen mondhelle Nächte, um es zu überfallen. Mit einem ledernen Panzer und dergleichen Schild arbeiten sie sich durch die stacheligen Mimosen und Dornacacien, und wenn sie an die lichte Stelle kommen, wo die Ochsen schlafen, legen sie sich auf den Bauch, kriechen herbei und schneiden den Thieren die Hälse ab. Sind sie fertig metzeln, so entfernen sie sich, und am Morgen kehren sie zurück und ziehen die Häute ab. — Sonderbarer erscheint uns das Schlachten der wilden Pferde, welches in ähnlicher Weise vorgenommen wird. Bei dem geringen Werth des Roßleders erklärt sich dies Gewerb nur aus der übermäßigen Menge dieser Thiere am Platastrom. Der Verfasser erwähnt, daß er zu Goya mit einem Gutsbesitzer einen Handel abgeschlossen, demzufolge dieser ihm zwanzigtausend Pferde zu liefern hatte, in der That jedoch nur zehntausend lieferte. Für das Pferd wurde neun Kreuzer gerechnet, für das Schlachten ebensoviel und ebensoviel für das Ausspannen und Reinigen, endlich nochmals neun Kreuzer für die Fracht nach Goya. In London wird eine solche Roßhaut vom Gerber mit vier bis fünf Gulden bezahlt. F.

*** (Originelle Preisfrage.) Ein Centralcomité, welches kürzlich von Seiten der Londoner Tuch- und Ausschnittwaaren-Handlungscommis zu dem Behufe ernannt worden ist, eine Abkürzung der Geschäfts- und Ladenstunden auszuwirken, hat zwanzig Guineen für die bündigste und praktischeste Abhandlung über folgende Preisfrage ausgesetzt: „Ueber die Uebelstände des gegenwärtigen Spätstundensystems des Handels- und Kramladenbetriebs überhaupt und insbesondere über deren schädlichen Einfluß auf die physischen, intellectuellen und moralischen Zustände des Tuch- und Ausschnittwaaren-Handlungspersonals der Hauptstadt. Als Gegenstück dazu eine Entwicklung und Beleuchtung der Vortheile, welche aus einer Abkürzung der Geschäftszeit sowohl den Prinzipalen wie den Commis und dem Publikum überhaupt erwachsen würden." Die Abhandlung darf nicht über zweiunddreißig Octavseiten stark seyn. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Venedig mit Gas beleuchtet.) Die berühmte Meeresstadt erfreut sich nun ebenfalls der Illumination durch Gas. „Die Gasflamme," schreibt man von dort, „ist lichter und durchsichtiger, hat etwas Anmuthiges, Reizendes, Aetherisches in sich, was dem Auge wohlthut. Das Licht, welches von ihr ausströmt, ist flüssig, silbern, hat eine unbeschreiblich lebhafte Weiße, das die Straßen mehr noch erheitert als erleuchtet; im Vergleich mit ihm ist das Licht der bisher gebräuchlichen Laternen fahl, dumpf, schmutzig, düster; man möchte sagen: es gleiche dem leichenhaften Schimmer einer Grabeslampe." (Wiener Zeitschrift.)

Berichtigung.

Im Konversationsblatte Nr. 99, vom 9. April, letzte Seite, erste Spalte, Zeile 12 von unten, lese man 1794 statt 1792.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 11. April. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von Kreutzer. (Achte Gastrolle) Valentin: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Mittwoch, den 12. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 103. 13. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das Glück der Narrheit.

(Fortsetzung.)

Angelica hatte eine eiskalte Miene angenommen. Wäre der junge Mann unbefangen genug gewesen, um die begonnene Beobachtung fortzusetzen, so würde er eine tiefe Verbeugung gemacht und sich entfernt haben. Allein seitdem er in Feuer gerathen war, sah und hörte er nichts mehr; die Worte entströmten seinem Mund, wie ein Fluß, der den Deich durchbricht.

„Es ist ein Weib in der Welt, in deren Nähe ich ein Glück empfinde, das sich mit Worten nicht beschreiben läßt, ein Glück, das meines Lebens Summe verdoppelt und doch zugleich es aufzureiben droht. Hätt' ich den Pinsel Rafael's, würd' ich sie Ihnen malen; mir fehlen die Worte, die Farben zur Entwerfung ihres Bildes. Doch zeigen kann ich Ihnen ihr Bild. Hier sehen Sie. Möchten Sie wohl meine Wahl zu tadeln wagen?"

Bei den letzten Worten hatte er das am Kamin hängende Miniaturbild Angelica's abgenommen und hielt es ihr hin. Sie erhob sich stolz und sprach mit eisigem Ton: „Ich möchte wagen, Sie zu bitten, dies Zimmer zu verlassen und nicht mehr zu betreten."

Auf eine ähnliche Antwort war der Mousquetaire gefaßt; nur hatte er gehofft, daß sie mit zitternder Stimme gesprochen würde; aber die Stimme Angelica's war fest. Die Enttäuschung indeß kam bei ihm nicht augenblicklich. Mit dem Ausdruck ungeheuchelten Schmerzes erwiederte er: „Also stoßen Sie mich von sich? Meine Worte müssen schlecht meine Gefühle ausgedrückt haben. Wüßten Sie, wie wahnsinnig ich Sie liebe, so würden Sie wenigstens Mitleid mit mir haben."

„Können Sie eine solche Sprache gegen eine verheirathete Frau führen? Ein Mann, der sich so beträgt, muß verachten oder verachtet werden."

Argency stand wie angewurzelt da.

„Sie wollen also, daß ich es auf mich nehme, Ihnen den Abschied zu geben?" ließ der eintretende Marquis von Hervilliers sich vernehmen.

Der Vicomte blickte beschämt und Angelica betroffen den unerwarteten Zeugen an.

„Sie sind keusch wie Minerva, Frau Marquise," sagte der Ehemann, indem er ihr die Hand mit jener Galanterie küßte, die er selbst seiner Frau gegenüber beibehielt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. „Von Ihrer Seite fürcht' ich keine Schwäche; in Ihren Adern rollt das edle Blut der Miralais. — Von Ihnen, Herr Vicomte, könnte ich Genugthuung für Ihre Beleidigung begehren. Ich bin zwar alt, doch trag' ich noch an der Seite den Degen, den meines Vaters Urahn von Heinrich IV. empfangen hat. Dieser Degen ist nicht verrostet. Indeß im vorliegenden Fall scheint mir ein Zweikampf ungeeignet. Se. Majestät und Frau von Pompadour lieben solche Geschichten; sie machen sich gern über die Ehemänner lustig; ich aber habe nie gelernt, im Leben eine lächerliche Rolle zu spielen. Sollte es Ihnen indeß belieben, die unselige Erklärung, die sie gegen eine Miralais gewagt haben, zu veröffentlichen, so sind wir beide Edelleute, die sich Genugthuung mit den Waffen schuldig sind."

Der unglückliche Liebhaber überhörte diese ganze wohlgesetzte Erklärung, wie ein Mensch, der mit offnen Augen träumt. Er kam nicht eher wieder zu sich, als bis der Marquis mit kalt-höflichem Ton hinzufügte: „Herr Vicomte, auf was warten Sie noch? Werden Sie mir erlauben, Ihnen das Geleit bis zur Thür zu geben?" Da raffte er sich auf und stürzte zum Zimmer hinaus, das Medaillon mit Angelica's Bild krampfhaft festhaltend. Als die Seinigen ihn in seiner Wohnung wiedersahen, lag er im Fieberwahn.

II.

1802.

In einem von hohen Mauern umschlossenen und mit einem breiten Gitterthor verwahrten Hof, trieb sich ein bunter Haufen Menschen herum, von denen einige die Glieder verrenkten, andere das Gesicht verzerrten, andere hüpften, andere schrien. Es waren Leute, die wir Narren zu nennen pflegen, weil sie die Verrücktheiten offen kund gaben, welche wir nur ganz im Stillen denken. Das Haus, zu dem jener Hof gehörte, lag zu Passy. Es war 1762 erbaut und hatte die Stürme der Revolution überdauert, während Thron und Altar, Burgen und Schlagbäume in Staub gesunken waren.

Im einsamsten Winkel jenes Hofes saß auf einem Stein ein Greis, und betrachtete das Bild einer jungen Frau. Wer ihn seit vierzig Jahren nicht gesehen, würde schwerlich in dem Mann mit grauen Haaren den Vicomte von Argency, Mousquetaire in der Garde Ludwig's XV., wiedererkannt haben. Die Verzweiflung hatte ihn wahnsinnig gemacht. Seit der Gründung des Irrenhauses gehörte er zu dessen Bewohnern. Mehr als einmal hatte seine Familie, durch den Schein wiederkehrender Vernunft getäuscht, ihn herausgenommen und jedesmal hatte sie ihn, wahnwitziger als zuvor wieder hineingethan. Mit dem vorgerückten Alter hatte indeß sein Wahnsinn allmählig seine Bösartigkeit verloren und sich in Monomonie verwandelt. Er hielt sich noch immer für einen jungen Mann von 25 Jahren, verliebt in die achtzehnjährige Angelica, deren anmuthiges Bild er Tag und Nacht beschaute.

Eines Abends, im Jahr 1802, empfand er eine unwider-

sehnliche Begierde, Angelica zu sehen. Er entschlüpfte aus dem Hof und langte nach einem raschen Gang um Mitternacht beim Pontneuf in Paris an. Die Straßen waren noch keineswegs verödet Hin und wieder kamen Gruppen aus den Schauspielhäusern. Der Flüchtling betrachtete diese ihm fremdartigen Erscheinungen mit Verwunderung, und sprach für sich: „Was ist denn das, daß heute Abend die Frauen weder Puder noch Reifröcke haben? Sie sehen ja so hager aus wie Vögel in der Mause. Und die Männer — mit Topf- oder bergförmigen Hüten und rechtwinklig ausgeschnittenen Röcken, und zum Theil in Matrosenbeinkleidern! — Ah! es ist Carneval; die Leute sind verkleidet!"

Er nahm eine Wohnung in einem Hôtel garni, und gleich am folgenden Morgen schrieb er an Angelica einen Brief, in welchem er mit glühender Leidenschaft um eine Unterredung bat. Sein Leib war gealtert, aber nicht seine Seele. Wenn die Jugendfrische des Gemüths sich im Alter verliert, so ist dies weniger die Folge des kühleren Blutes als der gemachten Erfahrungen. Argency hatte aber während seines Wahnsinns keine Erfahrungen gemacht; seine Gedanken und Gefühle waren dieselben, wie vierzig Jahre früher. Er setzte die alte Adresse der Marquise auf den Brief und beauftragte einen Diener des Hauses, denselben zu besorgen und die Antwort zurückzubringen.

Eine Stunde später kam der Diener zurück. Er hatte die Marquise in ihrem alten Hotel gefunden. Argency entriß ihm den Brief, den er mitbrachte. Mit zitternder Hand öffnete er ihn; er fürchtete eine abweisende Antwort. Der Brief lautete: Mein Freund, ich erwarte Sie morgen Abend um acht Uhr. Angelica von Hervilliers.

„Mein Freund!" rief der ehemalige Mousquetaire. „Angelica nennt mich ihren Freund, und erwartet mich morgen Abend. Ach! wenn das ein Traum ist, fürchte ich mich vor dem Erwachen."

Er zählte die Stunden mit unbeschreiblicher Ungeduld. Diese zwei Tage wurden ihm die längsten in seinem Leben. Bald lief er in seinem Zimmer auf und ab, bald betrachtete er das Bild. Es fiel ihm ein, daß er, um bezaubernd zu erscheinen, eine neue Uniform bedürfe. Er ließ einen Schneider kommen und sagte ihm, indem er vor seinen Augen mit einigen Goldstücken spielte, wie er sie stets zu seiner Verfügung hatte: „Lieber Mann, ich brauche auf morgen eine vollständige Uniform eines schwarzen Mousquetaire."

Der Schneider blickte ihn verwundert an und wiederholte: „Mousquetaire? Der Herr meint vielleicht die Uniform der Consulargarde."

„Consulargarde?" wiederholte Argency. „Was ist das für ein Ding? Alle Welt kennt die Mousquetaire's. Die zweite Compagnie hat Silbertressen."

Der Schneider verbeugte sich und sagte, als er das Zimmer verlassen: „Der Mensch ist verrückt." Argency sagte dasselbe. (Schluß folgt.)

Zweikämpfe und Familienrache bei den Montenegrinern.

(Aus Kowalewski's Werk: Vier Monate in Montenegro.)

(Schluß.)

Da ich einmal von Zweikämpfen zu sprechen anfing, so will ich noch einen andern Kampf zweier Familien gegen einander beschreiben. Eine gewisse Frau wurde an einen Mann aus einem andern Stamm verheurathet; das schlechte Benehmen ihres Mannes aber erregte ihren Widerwillen, sie verließ ihn und begab sich zu ihren Brüdern; sie erzählte ihnen mit allen Einzelnheiten ihr trauriges Leben und erklärte ihren Entschluß, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren, zugleich aber beschwor sie ihre Brüder, keine Rache an demselben zu üben; umsonst, die Brüder dachten nur daran, welcher von ihnen sie vollziehen solle, jeder strebte nach der Ehre und die Folge war, daß alle drei sich zum Kampfe rüsteten; Verwandte und Freunde wollten die Brüder nicht allein ziehen lassen, an diese schlossen sich wieder andere an, um Rache zu nehmen oder Frieden zu stiften, je nachdem der Fall sich ergeben sollte, und so stand eine ganze Familie wider die andere auf. Von Frieden ist mit einem Montenegriner nicht zu reden, so lange er Pistolen und Gewehre geladen hat; es hieße dies so viel, als einem Hungrigen von Enthaltsamkeit reden, wenn ein gutes Mahl vor ihn hingestellt ist. Bald vernahm man Schüsse, anfangs nur wenige, dann häufiger, bald näherten, bald entfernten sie sich, und deuteten so die Bewegungen des Haufens an. Das Geschrei übertönte manchmal das Knallen der Gewehre. Man schlug sich größtentheils zerstreut, rückte bald an, bald floh man, suchte die Muthigsten in die Mitte zu locken und von den ihrigen abzuschneiden; bald deckten sie sich hinter Felsen, bald erstiegen sie unerwartet eine Anhöhe, kurz man brauchte jede mögliche Kriegslist, bis der ärgste Grimm bei allen verraucht war; dann bildeten sie eine Masse, nun war es aber nicht mehr Zeit an das Laden von Gewehren und Pistolen zu denken, sondern man griff zu den Yatagans. Da traten jedoch die Stammeshäupter dazwischen, bemerkten, es sey schon zu viel Blut für eine Frau geflossen, und von beiden Seiten steckte man Mützen auf die langen Gewehrläufe — ein Zeichen des Waffenstillstandes; der Sturm legte sich, die Feinde zogen sich zurück und blieben in einiger Entfernung von einander stehen.

Indeß war dieß nur ein Anfang. Nun kam es zur Erklärung der Ursache, weßhalb die streitenden Theile sich versammelt hatten: man mußte beurtheilen, wer Recht habe, der Mann oder die Frau? und im ersten Fall den Mann zwingen, daß er seine Frau zurücknehme und mit ihr „gebührlich" sich benehme; es begannen gegenseitige Vorwürfe und Beibringung von Beweisen. Das Geschrei wurde noch stärker als beim Gefechte selbst; die Jugend erhitzte sich, die Oberhäupter beider Familien hörten ruhig die Angabe eines jeden an, und strichen sich zugleich manchmal den hintern Theil des Kopfes, als wäre dort der Sitz der größten Masse ihres Verstandes; der Richter des Stammes, zu dem die Frau, die Ursache des ganzen Mißverständnisses, gehörte, wollte bereits das Urtheil sprechen, als von der andern Seite das Wort „Lüge" ausgesprochen wurde. Der elendste Bettler in Montenegro duldet diese Schmach nicht, und das Wort „Lüge" war in diesem Fall so viel wie ein Gewehrschuß. Der Kampf begann mit größerer Erbitterung wie früher; die Kühnsten fochten im Gedränge, stießen und drängten sich, schlugen sich mit Steinen, mit allem, was sie erwischen konnten. Auf das Geschrei und das Knallen der Gewehre kamen Leute von andern Familien herbei, und da es nicht gelang, die Streitenden zu versöhnen, so verbanden sie sich mit ihnen, indem sie bald die schwächere Seite verstärkten, bald mit ihr vor der Ueberzahl zurückwichen. Der Aelteste des Stammes schaute dem Kampf eine Zeitlang zu, und als beide Theile schon ermattet und auch in verminderter Zahl mit geringerer Heftigkeit sich angriffen, gelang es ihm durch Geschrei und Ausstecken von Mützen endlich weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun; auf Seite der Frau lagen vier, auf Seite des Mannes zehn todt am Boden, die Verwundeten ganz ungerechnet. Die ersteren kündigten durch einige Schüsse in die Luft ihren Sieg an, der Besiegte ward, nach herkömmlicher Gewohnheit, als schuldig anerkannt, mußte seine Frau zurücknehmen, und sich durch einen Eid verpflichten, mit ihr in Ruhe und Freundschaft zu

leben. Allgemeiner Friede ward jetzt hergestellt, und alle kehrten nach Hause zurück.

Noch ein Beispiel von Rache, das ganz außer dem Kreise unserer Vorstellungen liegt: der Vorfall ereignete sich in einem der an die Montenegriner stoßenden Stämme. Zwei Nebenbuhler, während zwanzig Jahre durch einen Zusammenfluß von Umständen getrennt, trafen endlich doch auf einander; jeder sammelte 25 Leute und sie stellten sich in einiger Entfernung von 25 Gewehrlängen von einander auf. Nach einiger Zeit krachten 50 Schüsse. Obgleich diese Leute sämmtlich auf solche Entfernung zu schießen gewöhnt sind, so zeigte es sich doch, daß mehr als einem die Hand zitterte; denn beide Gegner waren nur verwundet, lebten aber noch; der Yatagan that das Uebrige.

Hier ist auch der Ort, eine furchtbare Familienrache zu erzählen, die zwar nicht in Montenegro selbst, wohl aber an der Gränze, und in einem mit dem Charakter der Montenegriner ganz zusammentreffenden Geiste ausgeübt wurde. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß einer der zahlreichsten und wildesten Stämme in der Türkei, die Mirditen, die weiten Striche in Oberalbanien bewohnen und gegen 10,000 waffenfähige Männer stellen können; Abgründe und Felsen bilden das große Vertheidigungsmittel ihrer Gränzen, und ihre vortrefflichen Waffen so wie die Liebe zur Unabhängigkeit, haben allen Anstrengungen der Paschas einen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt; der Stamm gränzt hart an die Montenegriner, mit denen er in Folge dessen in stetem Hader lebt, welcher sich durch keine Rache sättigen läßt — ein Hader, der noch überdieß in der Ansicht dieser Leute durch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses hinlänglich gerechtfertigt ist. Die Mirditen neigen sich nämlich auf die Seite der Katholiken.

Dido, das Oberhaupt dieses Stammes, starb, und hinterließ seinen einzigen Sohn als seinen Nachfolger; der leibliche Bruder Dido's ermordete denselben, um an seiner Stelle zur Herrschaft zu gelangen; die Mutter des Ermordeten rächte ihren Sohn, indem sie mit eigenen Händen den abscheulichen Oheim erschlug; der Sohn des letzteren konnte die Mordthat nicht rächen, weil die Landessitte, welche stärker ist, als alles Recht, Rache an Weibern zu nehmen verbietet; er mußte sich also damit begnügen, ihren Bruder, Namens Wiko, zu ermorden; Wiko's Sohn erschoß den Mörder an der noch nicht ganz erkalteten Leiche des Vaters, dessen Gesicht noch den Ausdruck der Wuth und Rache zeigte, des letzten und vielleicht einzigen Gefühls, mit dem er die Erde verlassen, aber er selbst fiel gleichfalls von der Hand der Verwandten des erstern. Noch war die Rache nicht vollendet: Dido's Frau erschien aufs neue, und der Mörder fiel unter ihren Streichen, — bereits das zweite Opfer, welches sie der Rache ihrer Blutsverwandten brachte.

Von der ganzen Familie waren jetzt nur noch ein zweijähriges Kind und jene furchtbare Frau am Leben, welche nach vollbrachtem doppeltem Verbrechen nach Scutari ging, nicht um sich zu entschuldigen, was die türkische Regierung mit Ungeduld erwartete, da sie gern in die Streitigkeiten der Mirditen sich gemischt hätte, sondern, wie es schien, um zu prahlen. Diese Frau war 45 Jahre alt, nicht sehr hohen Wuchses, ihre Gesichtszüge stolz, die Augen trugen einen Ausdruck von Wildheit, und um den gewiß einst sehr schönen Mund schwebte ein argwöhnisches Lächeln. Alle ihre Bewegungen waren rasch, fast convulsivisch, und ihre Rede wie ihr Gang gaben ein kräftiges Nervensystem und ein leidenschaftliches Blut zu erkennen. (Ausland.)

Tabletten.

*** Frankfurt. (Musikalisches.) Am Charfreitage wird in einem Conzerte im Schauspielhause Rossini's treffliches Stabat mater gegeben, dann folgt eines der interessantesten Werke neuerer Zeit, Spohr's Siegescantate: Irdisches und Göttliches, für zwei Orchester. Dieses letztere Werk bietet besondere Schwierigkeiten für die Placirung der beiden Orchester, da das eine die Bühne einnimmt und das andere nur im Auditorium angebracht werden kann. Herr Kapellmeister Guhr wird schon damit fertig werden. — Auch am ersten Ostertage werden wir mit einer großen musikalischen Akademie erfreut, welche uns die, voriges Jahr so beifällig aufgenommene, historisch-musikalische Revue von der Entstehung der Oper der Franzosen, Deutschen und Italiener bis auf unsere Zeit bringen wird. Außer den vorzüglichsten Mitgliedern unserer Oper werden auch die Damen Zerr und von Knoll mitwirken.

*** Joseph Mendelssohn, seit Kurzem wieder (als Mitarbeiter der „Jahreszeiten") in Hamburg lebend, wo er früher sein schnell bekannt gewordenes „Panorama der Gegenwart" herausgab, hat sich nun auch auf dem Felde der Dramatik versucht. Ein Original-Lustspiel: „Das Wundergas, oder: Eine Verlobung," (in drei Akten) kommt im Mai auf dem Hamburger zweiten Theater zur Darstellung, ist überdies bereits von andern norddeutschen Bühnen (Braunschweig, Hannover rc.) zur Aufführung angenommen. Mendelssohn's neueste Dichtungen „Wilde Blumen" (Leipzig, Ph. Reclam, 1843) werden wir nächstens ausführlich besprechen.

*** (Paris, 1. April.) Vorgestern entstand in dem sonst so friedlichen italienischen Operntheater ein bedeutender Tumult. Lablache, schon die ganze Saison in Zerwürfniß mit der Direktion, hatte erfahren, daß für den künftigen Winter die Bassisten Ronconi und Fornasari engagirt seyen; er erklärte daher der Direktion, daß er unter solchen Verhältnissen abtreten würde. Die Direktion stellte ihm dagegen vor, daß diese Engagements zwar eine Folge seiner vielen Krankheiten und Unpäßlichkeiten seyen, die sie gezwungen habe, neben ihm noch andere Bassisten zu engagiren, daß sie jedoch mit Vergnügen bereit sey, auch mit ihm aufs Neue zu contrahiren. Lablache aber bestand auf seinem Abgang und wollte vorgestern in der vorletzten Vorstellung der Saison sein letztes Auftreten auf dem Zettel annoncirt haben, was die Direktion entschieden verweigerte. Lablache ließ nun schnell seinen Abschied an das Publikum lithographiren und von seinen Söhnen vor dem Theater an dasselbe vertheilen; hierdurch entstand natürlich eine große Aufregung. Die Vorstellung konnte vor Lärmen und Rufen nicht anfangen, und es verging fast eine Viertelstunde bei aufgezogenem Vorhange, ohne daß die Sänger zum Singen kommen konnten. Auf die vielfachen Rufe „Lablache!" erschien dieser endlich und hielt eine, für einen solchen Künstler mindestens unpassende Rede; man rief nun die Theater-Direktion, allein der Polizeicommissär hatte dieser das Erscheinen untersagt. Wie es sich bei dem gewählten Publikum dieses Theaters erwarten ließ, legte sich nun der Lärm nach und nach und die Vorstellung ging ruhig zu Ende. Lablache wurde bei seinem jedesmaligen Auftreten stürmisch empfangen und ihm vielfache Beweise der Sympathie des Publikums gegeben. Die gestrige letzte Vorstellung der Saison wurde ohne ihn arrangirt. Uebrigens ist Lablache im Unrechte, hat jedoch den größten Theil des Publikums für sich; seine falsche Stellung zur Direktion der italienischen Oper entstand dadurch, daß er für seinen ältesten Sohn einen Wirkungskreis und Rollen in An-

spruch nahm, für die dieser nicht genügte und so eine Mißstimmung entstand, die bei Gelegenheit des „Barbiers von Sevilla," als die Direktion die Rolle des Figaro's Tamburini gab, wiewohl Lablache (Sohn) selbige im vorigen Jahre gesungen, zum Ausbruche kam. Lablache wurde krank und sang die ersten zwei Monate der Saison nicht; diese Reibungen dauerten fort und der Skandal von gestern war die Katastrophe. Lablache ist übrigens sehr reich und kann sich zur Ruhe setzen; doch hat er eine zahlreiche Familie, und kann daher die 100,000 Fr., die ihm die jedesmalige Wintersaison hier eintrug, nicht leicht verschmerzen. Die Direktion des italienischen Theaters jedoch braucht neue Sänger und ein neues Repertoire; bei allem Respekte für die Celebritäten dieser Scene bemerkt das Publikum doch, daß sie alt werden, und ist müde, immer und ewig noch „Tancredi", „la Gazza ladra" und „Cenerentola" hören zu müssen, während es von allen neuern Opern von Mercadante, Ricci, Coppola u. s. w. nichts weiß. Rubini machte den Anfang, die Andern werden folgen; eine kleine stille Theaterrevolution im Sinne des Fortschrittes! (Hamb. Neue Ztg.)

*** (Der Bäckerjunge.) Im Jahr 1759 sah man jeden Morgen in Neapel einen jungen Menschen mit etlichen Laiben Brod auf dem Kopf oder unter dem Arm durch die Straßen traben und hörte ihn dabei regelmäßig ein oder das andere Lied summen. Sein Vater, ein Bäcker aus Aversa, war überzeugt, daß die Schnelligkeit seines Gangs von dem begleitenden Gesang abhing. Kam der Knabe zeitig zurück, so sagte er: Nicht wahr, gut gesungen? Kam er etwas spät, so fragte er: Hat die Nachtigall Halsweh? Die Wahrheit ist, daß Menico (so hieß der kleine Dilettant) oft stehen blieb, um ein von schöner, kunstfertiger Stimme gesungenes Lied zu hören. Eines Morgens hatte er Brod zum berühmten Gesanglehrer Aprile zu tragen. Der Zufall wollte, daß dieser in dem Augenblick, wo Menico an seiner Thür vorüberging, ein Gesangstück vortrug. Menico stand wie angewurzelt, horchte und bemerkte nicht, daß das Brod von seinem Kopf auf die Erde fiel. Nach Beendigung des Gesangs kam Teresa, eine Schülerin Aprile's, heraus und fragte den Bäckerjungen, was er da stehe. „Ich höre singen," war die Antwort. „Du bist nicht klug," sagte das Mädchen, hob das Brod auf und brachte es dem Meister. Aprile öffnete die Thür und sagte: „Was hast Du mit dem Brod angestellt?" — „Verzeihen Sie, Meister, es ist nicht meine Schuld." — „Dann ist es wohl meine?" — „Allerdings. Sie singen, daß man Brod und alles andere vergißt." — „Komm her, Schalk," sagte Aprile, und ließ den enthusiastischen Bäckerjungen eintreten. „Hörst Du gern Musik?" — „Wenn meine Geschäfte es erlaubten, würd' ich ganz Ohr seyn." — „Singst Du selber?" — „Nicht so wie Sie." — „Laß hören." — Menico sang eine Arie von Caraciello, und als er geendet hatte, fragte ihn Aprile: „Hast Du Vergnügen an dem Handwerk Deines Vaters?" — „Ich würde lieber singen lernen," antwortete der Knabe. Aprile stand auf, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zu seinem Vater. Dieser, ganz erstaunt über den Besuch seines werthen Kunden, sagte: „Der böse Bube hat sich in der Stadt verlaufen und Sie nehmen sich die Mühe, ihn zu mir zurückzubringen." — „Er hat sich zu mir verlaufen," erwiederte der Musiker, „und ich denke, dies soll das erste und letzte Mal seyn, daß ich ihn zurückbringe. Ich komme, Euch zu ersuchen, mir den Knaben zum Unterricht zu überlassen; ich gedenke etwas aus ihm zu machen." — Der Bäcker machte große Augen, war aber gar nicht geneigt, dem großen Meister zu widersprechen. Menico küßte ihm entzückt die Hände und siedelte sich Tags darauf zu ihm über. Aprile's Voraussagung ging in Erfüllung. Aus dem Bäckerjungen Menico ward mit der Zeit der Schöpfer des Matrimonio segreto und anderer Meisterwerke, bekannt unter seinem vollen Namen Domenico Cimarosa. F.

*** (Georg der Dritte.) Als der Minister North, welcher den Ausbruch des amerikanischen Kriegs veranlaßt hatte, durch den Widerstand des Unterhauses sich im Jahr 1782 zur Abdankung genöthigt sah, erklärte König Georg höchst unwillig, er wolle, die Engländer sich selbst überlassend, in sein Stammland Hannover zurückkehren, und gab Befehl, zu dem Ende zwei Jachten auszurüsten. Die Königin und verschiedene Hofleute stellten ihm vor, in welche unglückliche Lage die Nation durch die Abwesenheit des Königs kommen würde. Vergebens. Endlich versicherte ein aufrichtiger Hofmann dem erzürnten Herrscher, wofern er den Fuß aus dem Reich setzte, würde das Parlament den Thron für erledigt erklären. Von diesem Augenblick an war keine Rede mehr von der Reise nach Hannover, vielmehr bildete Georg III. ein neues Ministerium aus North's Gegnern und legte bei der ersten Audienz und Kabinetssitzung eine solche Freundlichkeit gegen seine neuen Diener an den Tag, daß alle Zeitungen voll des Lobes waren über des gnädigen Monarchen Herbeilassung zur Erfüllung der öffentlichen Wünsche. F.

*** (Der fromme Schiffer.) Im Jahr 1840 kam der Capitain einer Handelsbrigg von Piräus nach Athen zu dem amerikanischen Missionär Hill, der, unähnlich der Mehrzahl seiner Amtsbrüder von der englischen Kirche, sich durch Gründung von Schulen ein Verdienst um Griechenland erworben hat. „Verehrter Herr," sagte der Capitain, „ich habe gehört, Sie sind ein Geistlicher; wollten Sie die Güte haben, mich auf den Areopagus zu führen?" — „Recht gern," erwiederte Hill und diente dem Schiffer als Wegweiser. Auf dem Hügel angelangt, fragte der Schiffer: „Ist dies wirklich der Platz, auf welchem St. Paulus gepredigt hat?" — „Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln," antwortete der Geistliche. Da zog der Capitain eine Bibel aus der Tasche, las das 17. Capitel der Apostelgeschichte, machte sein Buch zu, und wünschte seinem gefälligen Führer guten Morgen. Dieser machte ihn aufmerksam, daß sie sich unter der Akropolis und ganz in der Nähe des berühmten Parthenon befänden — zwei Plätze, die zu sehen der Mühe werth sey. Der Capitain dankte und sagte: „Der Zweck meines Gangs ist erreicht. Wenn ich etwas anders sähe, möchten meine Gefühle den Eindruck verlieren, den sie hier empfangen haben." Und damit kehrte er nach seinem Schiff zurück, ohne die heidnischen Kunstwerke auch nur eines Blickes zu würdigen. F.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 12. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Freitag, den 14. April. Großes Concert spirituel. Stabat mater, von Rossini. Vorher geht: Irdisches und Göttliches, Doppelsymphonie für zwei Orchester von Louis Spohr. Erster Satz: Kinderwelt. Zweiter Satz: Zeit der Leidenschaften. Dritter Satz: Endlicher Sieg des Göttlichen. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 104. 14. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das Glück der Narrheit.

(Schluß.)

Endlich erschien der ersehnte Abend. Der Vicomte ließ sich pudern und parfumiren, legte seine Mousquetaireuniform an, deren Schnitt ihm sehr reglementswidrig vorkam, stieg in eine Kutsche und fuhr bei Angelica vor. Ein Diener führte ihn in einen zierlichen Salon und benachrichtigte die Marquise.

Argency, sich selbst überlassen, harrte mit jener Ungeduld, welche nichts Peinliches hat, weil nicht das gewünschte Glück, sondern nur noch der Zeitpunkt desselben ungewiß scheint. „Schöne Angelica!" sprach er, indem seine Augen auf dem Bild ruhten, „ich soll also Deine schlanke Taille, Deinen Prinzessengang, Dein erheiterndes Lächeln, Dein Antlitz frisch wie der Maimond wiederschauen!" Er glaubte das Rauschen eines seidenen Gewandes zu vernehmen; „Da kommt sie!" rief er.

Die Thür ging auf, und herein trat eine alte Frau mit langen Runzeln auf Stirn und Wangen. Kleine Locken ergrauter Haare traten unter der Spitzenhaube hervor und die ganze hinfällige Gestalt war in ein engscheinendes braunseidenes Kleid gehüllt, dessen Gürtel fast dicht unter den Achseln saß. Sie machte einige schwerfällige Schritte, winkte dem Vicomte, sich zu setzen und warf sich ihm gegenüber auf eine Bergère.

Argency erwiederte ihren Gruß mit sauersüßer Miene und dachte: „Sollte Angelica mich zum Besten haben wollen, indem sie statt selbst zu kommen, ihre Großmutter schickt?" Die alte Frau sah ihn traurig an und nahm endlich das Wort:

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht."

„Gewiß nicht, hier muß ein Irrthum obwalten."

„Schwerlich," sagte die Frau mit bitterem Lächeln." Ist dieser Brief nicht von Ihnen?"

„Wahrhaftig! mein Brief an Angelica. Sie ist ohne Zweifel Ihre Enkelin."

„Ich selbst bin Angelica d'Hervilliers."

Sie erhob sich rasch, um ihm Beistand zu leisten. Er war rücklings auf einen Lehnstuhl gesunken. „Beruhigen Sie sich ein wenig, lieber Freund. Ich habe von Ihrem Irrwahn gehört und will Sie davon heilen. Freudetrunken sind Sie hiehergekommen, mit dem Gedanken, die junge Frau von 1762 wiederzufinden. Seit 1762 sind vierzig Jahre verflossen. Die jungen Frauen sind Großmütter geworden, und auch Angelica, die Sie bis zum Wahnsinn liebten, ist gealtert wie die übrigen. Meine einst zierlichen Füße sind von Gicht gelähmt und entstellt, meine Augen, die Sie einst leuchtend fanden, bedürfen in ihrer Mattigkeit einer Brille. Und auch Sie, lieber Freund, haben sich in einen Greis verwandelt."

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor einen Spiegel. „Ist dies das glatte Gesicht des jungen Mousquetaire. Es ist mit Runzeln bedeckt. Sind das die bezaubernden Augen? Sie sind voll rother Adern. Ist das der schlanke Wuchs? Armer Freund, Ihr Rücken krümmt sich ein wenig."

Der Wahnsinnige empfand eine sonderbare Bewegung in seinem Gehirn. Seine verrückten Vorstellungen ordneten sich wieder. Seine auf den Spiegel gehefteten Augen verloren ihren verstörten Ausdruck und nahmen dafür den eines unendlichen Schmerzes an. Plötzlich stieß er einen erschütternden Seufzer aus. Er war wieder zur Vernunft gekommen. Und damit war er plötzlich aus der eingebildeten Jugend in das bewußte Alter übergetreten. Die beiden Gesichter im Spiegel erschienen ihm wie zwei Masken, die er hätte abreißen mögen.

„Alt!" rief er aus; „beide alt? Alle Jugendträume hin? — Ach! warum haben Sie mir die Vernunft wiedergegeben! — Betrachten Sie dies Medaillon und sehen Sie, ob Sie das sind."

„Sie haben mein Bild? O, lassen Sie sehen. — Wie? das war ich? diese kindlichen Züge, diese zarte Haut — und jetzt —" Sie trocknete eine Thräne und fuhr fort: „Sie wissen, daß ich schön war?"

„Großer Gott! nur zu gut hab' ich es gewußt."

„In der That, mein verstorbener Gemahl hätte eifersüchtig seyn können über den zahlreichen Hof meiner Anbeter. Da war der Baron von Tangis, der Vicomte von Forlins, der Dichter Dorat, der Graf — —"

„Welche Erinnerungen wecken Sie da in mir! Und was ist aus diesen Anbetern geworden? namentlich aus meinem Jugendfreund Tangis?"

„Sie sind bei der ersten Runzel davongeflogen, wie die Schwalben beim ersten Frost. Herr von Tangis hat gestern seinen letzten Zahn verloren."

„Ach, hätte ich den Rath dieses trefflichen Freundes befolgt, da er mir Sie als eine Schönheit ohne Herz schilderte! Angelica, ich hatte Ihnen mein Glück zu Füßen gelegt und Sie haben es mit Füßen getreten! Tangis hatte Recht."

„Woher wissen Sie das? Sie ahnen nicht die Kämpfe, welche die Seele der achtzehnjährigen wider ihre Neigung verheiratheten Frau bestand. Auch für mich gab es einen Mann, den ich liebte, dessen Gegenwart wie ein Zauber auf mich wirkte."

„Wie? ich hatte einen Nebenbuhler?" rief der alte Liebhaber. „Wer war jener Mann?"

„Sie."

„Ich, Angelica?" rief er entzückt ihre Hand ergreifend. Alsbald aber ließ er diese Hand wieder sinken und sprach: „O, Madame, warum haben Sie mir das nicht vor vierzig Jahren gesagt?"

„Vor vierzig Jahren würde ein solches Geständniß mir

viele Gewissensbisse verursacht haben. Jetzt darf ich unbedenklich sagen: wir Beide vereinigt, würden glücklich gewesen seyn; wir Beide sind die Opfer eines geselligen Zustandes, in welchem Liebe und Treue bei den sogenannten Glücklichen in der Regel getrennt waren. Was mich tröstet, ist das Bewußtseyn erfüllter Pflicht: Treue und Wahrheit ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft."

Der arme Argency begriff sie nur halb. Er war wieder vernünftig, aber sein Geist stand auf demselben Punkt wie vor vierzig Jahren: es fehlte ihm die Reife, welche das Mannesalter mit sich bringt. Und eben dieser Mangel an Reife, dies Vorherrschen des Begehrungsvermögens, bei der Unmöglichkeit der Befriedigung, machte ihn recht eigentlich unglücklich. Er wünschte sich seinen Wahnsinn zurück, in welchem er glücklich gewesen war, und starb bald vor Kummer über die Wiederkehr seiner Vernunft.

Die Monomanie.

Wenn man zu den mildernden Umständen, mit welchen Frankreich sich beschenkt hat, die Monomanie hinzunimmt, mit welcher England sich gegenwärtig beglückt, so gelangt man geradesweges zu der von den „wahren Freunden der Humanität", so ungeduldig erwarteten, so ungestüm verlangten Reform der Criminalgesetzgebung. Mit dieser Reform werden die Gefängnisse unnütz und ist das Schafott überflüssig, denn in Zukunft haben, wenn ein Diebstahl und ein Mord vorfällt, die Bestohlenen und die Ermordeten Unrecht.

Die mildernden Umstände haben bereits ihre Wirkung gethan. Sie haben eine neue Kategorie von Verbrechen und Verbrechern geschaffen. Ihr stehlt oder ihr mordet — gut. Man ist einmal nicht vollkommen auf dieser Welt. Die Justiz nimmt euch vor, mit einer Indiscretion, die man wohl noch eines Tags unterdrücken muß, aber die Frage, ob ihr gestohlen oder gemordet habt, ist nicht die Hauptfrage; die eigentliche Frage ist die, ob ihr interessant seyd oder nicht. Es gibt aber tausend verschiedene Manieren interessant zu seyn: man ist interessant durch sein Aeußeres, man ist interessant durch seine moralischen Eigenschaften, man ist direkt, man ist relativ interessant; sobald man aber in irgend einer Weise interessant ist, so ändert das Verbrechen seinen Charakter; man hat nur so so gestohlen, oder so so gemordet, man ist nur noch ein Dieb oder Mörder so so.

Die Monomanie wird das Werk vollenden, das die „mildernden Umstände" so trefflich begonnen haben.

Um die wahrscheinliche Wirkung der neuen Doctrin, mit welcher England sich bereichert hat, und mit welcher die übrigen Länder, wollen sie nicht in den Bann der Humanität gethan seyn, sich bereichern werden, richtig zu würdigen, müssen wir uns mit der Terminologie bekannt machen. Schlagt ein medicinisches Wörterbuch nach oder eine Abhandlung über gerichtliche Medicin, und ihr werdet sehen, daß die gelehrten Doctoren, welche noch nicht ganz klar haben feststellen können, was Wahnsinn ist, und was Monomanie, nichtsdestoweniger jeder 30 — 40 Seiten über den letzten Zustand geschrieben haben, den einige zugeben, andere leugnen. Das hellt die Frage, wie man sieht, vollständig auf. Monomanie ist, wie es auch in dem Worte selbst liegt, Wahnsinn, Verrücktheit in Bezug auf einen einzigen Gegenstand. Zur Erklärung verweis't euch das Wörterbuch auf das frühere Wort „Melancholie", wo ihr findet: „Verletzung der intellectuellen Fähigkeiten, charakterisirt durch eine traurige oder freudige Verrücktheit, die sich ausschließlich um eine eigenthümliche Ideenreihe dreht, mit einer mehr oder weniger extremen herrschenden Leidenschaft." Wenn wir anführen, daß einige Schriftsteller die Monomanie leugnen, so behaupten wir Nichts, als was wahr ist, so verstanden jedoch, daß diese Schriftsteller die Monomanie in das allgemeine System der unter der Benennung „Geistesverwirrung" begriffenen Zustände versetzen, und daß sie ihr den eigenthümlichen Charakter einer Verrücktheit in Bezug auf einen einzigen Gegenstand absprechen. Das ist z. B. die Ansicht, welche Foville in dem Wörterbuch der praktischen Medicin und Chirurgie ausspricht. Nach ihm sind die Individuen, welche man als Monomanen qualificirt, ganz einfach vollständige Narren, bei denen die Monomanie nur scheinbar ist. Andre Schriftsteller nehmen eine wirkliche Monomanie an und theilen sie in fast eben so viele Kategorien, als das menschliche Gehirn, nach der Erklärung der Phrenologen, Höhlen hat. Ihnen zufolge ist die Monomanie eine partielle Verrücktheit, eine exceptionelle Verletzung irgend eines intellectuellen Organs.

Sicher werden wir nicht so verwegen seyn, zwischen den beiden sich widersprechenden medicinischen Doctrinen zu entscheiden, aber es war angemessen, auf diese Meinungsverschiedenheit aufmerksam zu machen. Die Anhänger der ersten Doctrin, diejenigen, welche die specielle Monomanie leugnen, welche in den Monomanen nichts weiter als vollständige Narren sehen, haben den Advokaten der Assisenhöfe bis jetzt nur selten Argumente geliefert. Anders aber mit den andern. Dank der ins Unendliche gehenden Eintheilung und Unter-Eintheilung der Monomanie, existirt in der langen Nomenclatur von Missethaten gegen Personen und Sachen vielleicht kein einziges Verbrechen, kein einziges Vergehen, welches nicht durch eine exceptionelle Verletzung eines intellectuellen Organs erklärt und folgeweise entschuldigt werden könnte. Mit der ersten Doctrin reducirt sich Alles auf die Frage, ob ein Angeschuldigter wahnsinnig ist oder nicht, und mit dem besten Willen von der Welt wird es in einem solchen Fall einem Advokaten schwer fallen, sein Plaidoyer mit der Masse von seltsamen Beispielen auszustatten, von welchen die Schriften über gerichtliche Medicin wimmeln. Es findet häufig vor den Criminalgerichten eine Berufung auf den generellen Wahnsinn, auf die Geistesverwirrung im eigentlichen Sinne, statt; in der Regel ist das ein Mittel in Ermangelung anderer, ein Mittel, wenn man an der Sache verzweifelt und selten hat es Erfolg; denn, wenn wirklich Wahnsinn da ist, so ist er leicht erwiesen und der Wahnsinn ist glücklicherweise selten. Dagegen ist die Doctrin von der Monomanie, oder der partiellen Verletzung, oder der exceptionellen Verletzung eines intellectuellen Organs, außerordentlich elastisch. In dieser Beziehung haben die Schriftsteller den Advokaten ein wahrhaftes Arsenal geliefert und sie finden darin, außer dem Vortheil, berühmte Namen zu citiren, wie Esquirol, Pinel, Willis, Georget, was beim Plaidoyer immer einen guten Eindruck macht, den ferneren Vortheil, nach welchem die Advokaten im Allgemeinen sehr heißhungrig sind, gelehrt seyn oder scheinen zu können.

Seit man bei jeder ungewöhnlichen Anklage von diesen so auffallenden Monomanien spricht, welche, während sie dem Menschen zu allen Handlungen des gewöhnlichen Lebens gesunden und ruhigen Verstand lassen, ihn nur beherrschen, um ihn zum Verbrechen, zu einem speciellen Verbrechen zu treiben, haben wir in den medicinischen Werken, in den Schriften der geachtetsten Schriftsteller gewissenhaft nachgeforscht, ob denn wirklich feststehende, erwiesene, unwiderlegliche Beispiele dieser singulären Verirrungen existiren, und wir sind nur auf Zweifel und Ungewißheit gestoßen. Es sind traurige Werke, die Werke, welche über den Wahnsinn handeln, und doch ist es eine Lektüre, welche man fortsetzt und bis ans Ende durchführt. Wir haben die Geschichte einer großen An-

zahl unglücklicher Irren gelesen, unter denen wir furchtbare, wüthende Wesen gefunden haben, welche nur Ketten zähmen konnten; aber kein erwiesenes, klares Beispiel ist uns vorgekommen, aus welchem man schließen könnte, daß ein Mensch plötzlich aufhören sollte zu seyn, was er vorher war, einer unwiderstehlichen Macht gehorchen, einen Mord begehen, und nach Erfüllung dieser Art Mission seines Wahnsinns, seinen vollen Verstand, seine ganze Ruhe wieder erlangen. Es gibt Wahnsinnige jeder Art, es gibt deren, welche die Manie zu morden beherrscht, wie sich bei andern der Gedanke, das Bedürfniß des Selbstmordes findet; aber diese Manie, dieser Gedanke ist vollständiger Wahnsinn; es ist nicht eine momentane, gewissermaßen periodische Verrücktheit, es ist nicht das, was man vor den Gerichten unter dem Namen Mord-Monomanie in Gegenwart eines Angeklagten plaidirt, der sich mit kaltem Blut und mit Selbstvertrauen vertheidigt, und der weder zu begreifen scheint, daß man ihn anklagt, noch, weßen man ihn anklagt.

Aber die Mord-Monomanie, die Raub-Monomanie, die Brand-Monomanie sind herrliche Themata zum Plaidoyer, und es kommt vor, daß ehrliche Bürger, daß schüchterne Gewissen sich damit fangen lassen. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Aguado's Gemäldesammlung.) Der Pariser Bankier und Capitalist Aguado war ein Gemäldeliebhaber, aber kein Kunstkenner. Im Jahre 1839 ließ er seine Gallerie, die damals aus 383 Bildern bestand, bei der Phönix-Assecuranz-Gesellschaft für die Summe von 3,039,950 Fr. versichern. Nach dem Tode des Crösus wurde die Sammlung öffentlich versteigert. Vom 20. bis 28. März d. J. fand die Auction statt. Und was wurde erlöst?

1.	Für 230 Gemälde der spanischen Schule, worunter 79 Murillos und 17 Velasquez	255,192 Fr.
2.	Für 128 Gemälde italienischer Meister	236,606 „
3.	Für 35 Gemälde der niederländischen Schule	54,638 „
4.	Für 50 Statuen und Büsten	89,000 „
	Also in Summa	635,436 Fr.

Somit hatte sich Aguado die starke Illusion gemacht, seine Collection fast 2½ Million über ihren Verkaufwerth anzuschlagen und man kann daraus schließen, was die Gemäldehändler an ihm verdient haben mögen. —

*** Diejenigen, welche mit Leib und Seele an dem Historischen hängen, die es für die größte Sünde halten, an dem Bestehenden auch nur ein Titelchen zu ändern, werden mit innigem Vergnügen hören, daß ein Besitzer des Schlosses Eggenberg den Einfall gehabt hat, streng zu verbieten, an demselben irgend etwas zu ändern. Alles bis zu den Bettstellen und Stühlen in den Zimmern, und bis zu den Bäumen und Büschen im Garten herab, steht unter der Obhut des Fideicommisses und kann von dem einzelnen Besitzer nicht willkührlich geändert werden. Die Herbertsteins empfingen dieses Fideicommiß vor 100 Jahren aus den Händen der Eggenbergs und das alte Bett, in dem diese schliefen, steht noch jetzt mit denselben Vorhängen und Baldachinen so da, wie damals. Die jetzigen Besitzer, denen diese Fideicommißbettstelle nicht bequem genug war, haben nichts weiter thun dürfen, als sich selber in einem andern Zimmer einstweilen eine andere Bettstelle errichten zu lassen. Die alte durften sie nicht von der Stelle rücken. — Die Plafonds der Zimmer sind mit Stuccaturarbeit verziert und zwischen denselben befinden sich verschiedene Gemälde. Diese Stuccaturen stellen in jedem Zimmer andere Embleme dar, z. B. zertrümmerte Kronen, — mit Dornen umrankte Herzen. — sich drückende Hände, — von Schlangen umwundene Weltkugeln, und neben diesen Symbolen zeigt sich überall eine Fülle hübsch gewählter und dazu passender Sprüche z. B.: „Kein Herz ohne Leid," — „Glück hat Neid," — „auch Kronen vergänglich" — „beständlich bis endlich." — Die Namen der Zimmer sind eben so alt deutsch wie die Meublen selbst, wie die alten nach ihrer Art prächtigen und eleganten, eichenen Tische, die großen alten Stühle, deren Lehnen so gerade wie der Rücken der alten Bewohner in die Höhe gehen. Sie heißen „Sitzzimmer" (für Conversationssalon) — „Arbeitszimmer" (für Cabinet) — „Betzimmer" (für Capelle). (Leipz. Literaturblatt.)

*** (Butterbrodländer) Kohl („hundert Tage auf Reisen") hat sich das Vergnügen gemacht, das so vielfach getheilte, zerrissene und gespaltene Deutschland noch auf eine andere Art zu theilen, nämlich — nach dem Butterbrodgenusse. „In allen süddeutschen Ländern, in Oesterreich, Ungarn, den Alpen bis München hin, habe ich nur selten einmal und nur auf Verlangen ein Butterbrod erhalten. Sachsen, Preußen, überhaupt Norddeutschland kann man die wahren Butterbrodstriche nennen. Auch der Kaffee ist in den bairischen Bierländern und in den österreichischen und schwäbischen Weinländern bei den Landleuten fast unbekannt und ein Luxusartikel, während er in Norddeutschland allgemein ist und in Sachsen, namentlich in den ärmsten Haushaltungen, beständig gebraut wird. So wie in allen Stücken, so ist auch in diesem Punkte der Nahrung eine außerordentliche Verschiedenheit in Deutschland, und wie es im Vaterlande absolute und constitutionelle Staaten, katholische und protestantische Länder giebt, so giebt es auch Wein- und Bierländer, — Brandwein- und Kaffeevölker, — Thee- und Bierkaltschalprovinzen, — Kraut- und Rüben-Nationen (die Baiern für Kraut, die Märker für Rüben), — Fleisch-, Gemüse- und Mehlspeise-Districte, — Braunkohl-, Wurst- und Butterbrodgebiete. In diesen großen Kreisen lassen sich dann wieder kleine erkennen: Knoblauchkreise, Honigkuchenstädte, Zwetschenkuchen-Ortschaften, Biscuit-Communen. Alle diese Sachen sind noch nicht gehörig in das Licht gestellt." (Leipz. Literaturblatt.)

*** Die Königsberger Zeitung bringt folgende Anzeige des Herrn Robert Bürkner, dessen Gattin als Demoiselle Hildebrand den Frankfurtern nicht unbekannt ist: „Der ehemalige Legationsrath, jetzt Theaterunternehmer Herr Tietz, hat sich in der gestrigen Annonce zu behaupten erdreistet, daß meine Frau in ihrem Rollenfach dem Publikum nicht genügt habe! Dies ist eine Behauptung, zu deren Bezeichnung unsere Sprache zu arm ist und wofür Herr Tietz sich den passenden Ausdruck aus dem Französischen suppliren möge; denn meine Frau hat hier noch keine Rolle gespielt, welche nicht mit allen Zeichen des Beifalls aufgenommen worden wäre. In der dreisten Behauptung des Herrn Tietz liegt daher auch mehr eine Beleidigung des Publikums, welches er damit Lügen straft, als meiner Frau und muß ich daher, namentlich auch wegen der bezeichneten Parthien an jenes appelliren. Wenn aber Damen, welche anderwärts Glück machen, hier nicht gefallen, möge Herr Tietz dies seiner unglaublich nachläßigen Bühnenregie zuschreiben. Auch ich führe den Sohn der Wildniß hierfür als Beispiel an, welcher, nachdem Mittags 12 Uhr die erste und einzige Probe gewesen, Abends gespielt werden mußte. R. Bürkner."

*** In Königsberg und der Umgegend sind einige Wörter noch jetzt in der ursprünglichen Bedeutung einheimisch, welche sie bei den Schriftstellern des Mittelalters haben. Die Provinzialdialecte hüten überhaupt die alten Sprachschätze wie lebendige Reliquien; der eine hat dies, der andere ein anderes Wort aufbewahrt; so heißt, wie Rosenkranz

(„Königsberger Skizzen") sagt, in Königsberg liederlich noch heute fröhlich, munter. Wenn die sprudelnde Ausgelassenheit eines jungen Mädchens gemüthlich geschildert werden soll, so sagt man: Das ist mal eine liederliche Marjell (Mädchen), aber das Wort hat, lächelnd ausgesprochen, gar keine übele Nebenbedeutung. So heißen die Verkäuferinnen grüner Waare überhaupt die Höferinnen: Kuppelweiber, ohne daß dabei irgendwie an das erotische Gebiet zu denken wäre. (Leipz. Literaturblatt.)

*** (Merkwürdiges Bild des Prinzen von Wales.) Während eine englische Karikatur den künftigen Beherrscher des Inselreichs als ein Wickelkind mit drei ungeheuren Straußfedern auf dem Kopf darstellt, wird derselbe am Nil in ganz anderer Gestalt gemalt. Ein englischer Reisender erhielt in Cairo den Besuch eines Magikers, der in einem schwarzen Spiegel verschiedene Bilder erscheinen ließ. Nelson mit seinem einen Arm war sehr ähnlich, später aber wurde der jetzige Prinz von Wales dargestellt mit schwarzen Pumphosen und einem mächtigen Schnurrbart. F.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

IV. Konzertwesen.

London war von jeher der geeignetste Platz für politische Querköpfe und spekulative Freibeuter, Paris das ergiebigste Terrain für medizinische Charlatans und literarische Beutelschneider, und Wien das fruchtbarste Feld für wandernde Notenfresser und musikalische Industrieritter. — Wenn die Prämissen dieses Satzes auch einige Modifikationen erleiden dürften, so kann man wenigstens für den Schlußtheil mit völliger Gewissensruhe einstehen, denn seine Wahrheit ist eine zuverläßige, praktische; wir haben sie selbst erlebt, und sind durch eigene Anschauung dazu gelangt. — Wir lieben in Wien die Musik; gut, sehr gut — aber wir laboriren in dieser Hinsicht an einer höchst komischen Schwachheit. Wir trauen uns nämlich so wenig Urtheilsfähigkeit zu, daß selbst für den Fall: wir finden etwas ausnehmend schön, wir uns selten oder nie die Freiheit nehmen, solches mit laut vernehmlicher und fest entschlossener Stimme auszusprechen, sondern erst geduldig zu warten, was das tonangebende Ausland hiezu sagen, und ob es ihm belieben wird, unsere unbefangene aber kleinlaute Meinung als kompetent zu erklären, sie zu sanctioniren, mit Unterschrift und Siegel zu versehen, und so gleichsam den Gehalt unseres Kunsturtheils zu prüfen, dasselbe als plattirt zu verwerfen oder als echt anzuerkennen und — zu punziren, um seine Probehaltigkeit zu bestätigen. Daher gingen auch alle die Virtuosen und Konzertisten des letzten Decenniums, oder —, wenn wir nicht so weit hinaus greifen wollen, weil das Schöne noch so nah' liegt — des letzten Quinquenniums, fremder und einheimischer Abkunft, sobald sie ihre paar Stückleins, auf die sie reisen wollten, gut einexerzirt, und daher auch auswendig gelernt hatten, nach dem modernen Babel, id est Paris; ließen sich dort in einigen Salons, oft nicht einmal öffentlich hören, bewundern, von den käuflichen Feuilletons der Journale zu einem Phänomen, zu einem künstlerischen Ereigniß, zu einem Non plus ultra, zu einem achten Weltwunder hinaufgipfeln, und — kehrten dann in einem glänzenden Nimbus, mit einer Strahlenkrone von Ruhm, unter den Beifallssalven aller Kleinstädter, denen sie aufspielten, und den Trompetenstößen aller Lokalblätter, auf die sie abonnirten, nach der Vaterstadt zurück, um ihre Landsleute endlich mit der „längst ersehnten" Gegenwart zu beglücken, und ihren strotzenden Geldbeuteln einen kleinen Aderlaß zu ordiniren, bloß in der zarten Berücksichtigung, daß sie aus Ueberfülle von Gesundheit nicht aufspringen. Das ist, einige ehrenvolle Ausnahmen weggerechnet, so ziemlich das System und die Geschichte des gesammten modernen Virtuosenthums. Sie gehen nach Paris, um sich zu amusiren, und nebenbei eine gewisse Dosis windiger Arroganz und käuflichen Journallobs anzuschaffen; Artikel, die sie sich in Deutschland viel wohlfeiler aneignen könnten. Haben sie davon genug, dann machen sie die Zeche über die Honorars der Feuilletonisten und die Druckkosten der Reclamen, bisweilen mit doppelter Kreide, gehen über den Rhein zurück, und die guten Deutschen haben dann das kostbare Vergnügen, die ganze Herrlichkeit mit ihrem Gelde zu bezahlen. Uebrigens ist es nur ihre eigene Schuld; warum äffen sie nicht bloß die Kleidermoden den Franzosen nach, sondern sind sogar so schwach, Kunsturtheile nachzubeten, die nicht von stimmberechtigten Autoritäten dictirt wurden, sondern von feilen und aufgeblasenen Schnellschreibern, die Musik nur als ein Mittel, dem Ennui der Salons vorzubeugen, betrachten, und die man bei uns oft zu den Ignoranten zählen würde, weil sie außer dem zweideutigen Talente über Nichts etwas zu schreiben, keine Sympathie und kein Gefühl für Kunst besitzen. — Wien war seit Jahren das Peru und Potosi für die geldbedürftige, virtuose Menschheit. Sie kamen rudelweise zu uns, die Tastenhelden insbesondere, gingen nie aus unsern Mauern, ohne wenigstens ein halb Dutzend Konzerte mit 2 und 3 Gulden Conv. M. Entrée gegeben zu haben, und trugen nicht nur unsere Banknoten, sondern auch die Charmes — ein deutsches Wort ist hier nicht gut am Platze — unsrer Damenwelt, im schnellsten Sieg errungen, davon, wenn sie natürlich à la jeune France adjustirt waren, und das courfähige Alter noch nicht überschritten hatten. Die Wiener, in ihrem leicht befriedigten Enthusiasmus, und mit ihrer oft überflüssigen Gastfreundlichkeit, gaben, und gaben wieder und gaben nochmals, und empfingen dafür selten — etwas, öfters — gar nichts. Endlich kamen sie dann doch einmal zu der theuer bezahlten Erkenntniß: daß Geben nicht immer seliger sey, als nehmen; diese immerwährende indirekte Steuer an die Schooßkinder ihrer Frauen und Töchter wurmte sie bedeutend; der musikalische Enthusiasmus für diese brillanten Morceaux-Helden war nie ein echter, sondern Strohfeuer, das schnell niederbrennt und nichts zurückläßt, und so ereignete sich in der letzten Zeit das früher in Wien Unerhörte: daß Konzerte selbst von anerkennenswerthen Talenten leer, sehr leer waren, weil man lieber sein Geld in der Tasche behalten, und sich dafür gütlich thun wollte, anstatt diese musikalischen Musterreiter zu souteniren. — Der echte, wahre, für seine Sache begeisterte Künstler wird von Wien nie unbefriedigt scheiden, auch in materieller Beziehung; aber dieser gewissen Klasse von schwärmerisch abgeblaßten und furios klimpernden Ueberall-und-nirgends, die nur als Geldspekulanten reisen und mit der Kunst Schacher treiben, denen ist in Wien das Handwerk für immer gelegt, und jede Aussicht vorbei, ihren zusammen geschrumpften Geldbeutel wieder straff zu machen. — Wie viel, im Gegentheile aber, wahre, warme und tief gefühlte Liebe für die Himmelstochter Musik im Wiener Publikum wohnt, das bewies erst unlängst wieder die Aufführung von Beethoven's neunter Symphonie im dritten philharmonischen Konzert. Als diese herrlichen, weihevollen Klänge bald majestätisch erhaben, bald lieblich schmelzend durch die Lüfte zitterten, wogten, flüsterten, stürmten, da war eine ehrfurchtsvolle Stille im ganzen Saale verbreitet, als fühlte man die Nähe des Genius; am Schlusse aber eine begeisterte Aufregung, ein Verlangen unisono nach Wiederholung, wie man es nicht bald erlebte. Da kommt her und hört, die ihr die deutsche Musik über die Achsel ansehet, und staunt und schwört ab den welschen Klingklang! So die Töne zu lösen und zu binden, die Tonmassen herauszufordern und zu bewältigen, die Kräfte des Orchesters zu zügeln und zu meistern, die Harmonien, tief in der Menschenbrust verborgen, zu beschwören, und im nachhallenden Echo sehnsüchtig verklingen zu lassen, bald sänftigend, bald drängend, Gefühl und Herz zu fesseln und zu entführen auf den Schwingen der allmächtigen Phantasie in das träumerische Reich der entzückendsten und kühnsten Ideale, das vermag kein Italiener, nur ein Deutscher, — ein Beethoven! — Aber auch nur so soll dieses unsterbliche Werk gehört werden, mit dieser Präcision und Delikatesse, wie es das vortreffliche Orchester unsrer Oper aufzuführen im Stande ist; besonders war die zweite Aufführung zur Feier von Beethoven's Sterbetag (26. März) eine vollkommene. Ehre diesem ausgezeichneten musikalischen Körper, der in seinen Leistungen mit denen der Gewandhauskonzerte unter Mendelssohn und des Pariser Conservatoires unter Habeneck auf vollkommen gleicher Stufe steht. Ehre dem verdienstreichen Unternehmer und Leiter, Kapellmeister Nicolai, der aus Pietät für den Tonheros Beethoven eine zwölfmalige Probe nicht scheut, um dadurch eine Execution aus einem Guße, wie aus einer Seele möglich zu machen, und so das vollkommenste Verständniß dieses großen Tondichters mit dem Laien zu vermitteln. (Schluß folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 14. April. Großes Concert spirituel. Stabat mater, von Rossini. Vorher geht: Irdisches und Göttliches, Doppelsymphonie für zwei Orchester von Louis Spohr. Erster Satz: Kinderwelt. Zweiter Satz: Zeit der Leidenschaften. Dritter Satz: Endlicher Sieg des Göttlichen. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 105. 15. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Ein Justizmord.

Der Ruf nach öffentlichem Rechtsverfahren läßt sich neuerdings wieder stärker vernehmen, und zur Unterstützung jenes Rufs werden Gräuel angeführt, wie sie bei dem heimlichen Verfahren vorkommen. Wer glaubt, daß die Oeffentlichkeit an sich einen Justizmord unmöglich macht, den kann die folgende Erzählung eines Besseren belehren. Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit eines Spruchs hängt überall vom Richter ab und nirgends von Heimlichkeit oder Oeffentlichkeit. Ob aber die Richter etwas taugen, kann nur die Oeffentlichkeit an den Tag bringen. — Montag am 7. September (so berichten englische Blätter vom September 1816) wurden die vier Menschen, welche die Mordthaten zu Pendleton begangen hatten, hingerichtet. Es waren W. Holden, zwei Brüder Ashcroft und der Sohn des einen Ashcroft. Den Freitag zuvor hatten sie vor Gericht gestanden. Nach einer zwölfstündigen Verhandlung waren sie von den Geschwornen schuldig befunden worden. Die Beweise waren schlagend. Die Anklage lautete auf Ermordung von Frau Ramsden und Hanna Partington, welche im Dienst des Herrn Littleword von Pendleton (bei Monmouth) gestanden hatten. Es wurde bewiesen, daß sie am 26. April zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags ins Haus gedrungen waren und nachdem (?) sie es beraubt und etwas Silber- und Leinenzeug und einen bedeutenden Werth von Banknoten weggebracht, die beiden Dienerinnen mit einem Hackmesser und einer Ofengabel — wie man vermuthet (!) — ermordet hatten, und das alles am hellen Tag, in einem volkreichen Dorf, kaum drei Viertelstunden Wegs von Manchester.

Die Geschwornen fanden sie schuldig, ohne auch nur ihre Sitze zu verlassen.*) Der Obmann (Lord Chief Baron) fällte auf der Stelle das Urtheil und gab Befehl, die Verurtheilten abzuführen. „Das heißt uns kaltblütig morden!" rief Jakob Ashcroft der Aeltere. „Gott wird diese Ungerechtigkeit an den Tag bringen. Ich bete zu ihm, daß er zwei Engel senden möge, um auf diesem Tisch zu erklären, wer den Mord begangen hat. Wir sind alle unschuldig und werden es bis zum letzten Augenblick erklären." — Daniel Ashcroft rief Gott an und betheuerte seine Unschuld. Jakob Ashcroft der Jüngere sagte: „Wenn ich leiden muß für ein Verbrechen, das ich nie begangen habe, so flehe ich E. E. an, mit Barmherzigkeit auf mein armes Weib und Kinder zu blicken,"

Seine Frau war im Gerichtssaal. Unfähig, ihre Gefühle zu meistern, stieß sie einen lauten Schrei aus und ward ohnmächtig weggetragen.

*) Die Vorschrift ist, daß sie in einem abgesonderten Zimmer berathen.

Wilhelm Holden deutete gen Himmel und sprach: „Da ist ein Gott, der weiß, daß wir unschuldig sind, und der dies vergelten wird."

Der Richter bemühte sich, sie zum Schweigen zu bringen. Im Abgehn rief D. Ashcroft: „Edler Herr Obmann, ich hoffe, Gott wird das an uns verübte Unrecht nicht stets unerkannt lassen." — „Ich trete mit reinem Gewissen vor einen höheren Richter," sagte sein Bruder.

Den Montag darauf fand die Hinrichtung statt. Ein Viertel nach zwölf Uhr öffnete sich die Thür der Kapelle, welche auf das Schaffot ging. W. Holden, ein untersetzter Mann, ward, an Händen und Ellbogen gebunden, herausgeführt. Ehe ihm die Kappe aufgesetzt ward, wandte er sich an die zahllosen Zuschauer und rief mit fester Stimme: „Ich bin so unschuldig an dem Verbrechen, für welches ich den Tod leiden soll, wie das ungeborne Kind. So wahr möge Gott all meine Sünden wegnehmen, als ich unschuldig bin an diesem Mord!" Die Kappe ward ihm über's Gesicht gezogen, und der Strang um seinen Hals gelegt. D. Ashcroft ward neben ihn gestellt. „Ich freue mich," sprach er, „so vieler Leute Blicke auf mich gerichtet zu sehen und ihnen bezeugen zu können, daß wir alle von diesem Verbrechen nichts wissen. So gewiß ich hoffe, jetzt zur Herrlichkeit einzugehen, möchte ich um alles in der Welt nicht mit einer Lüge in meinem Mund sterben. Jeder, der mich hier sieht, ist so schuldig, wie ich. Gott segne die Stadt Manchester. Ich weiß, Viele haben nach unserem Blut gelechzt, aber unsere Herzen sind leichter, als die ihrigen." Holden rief: „Ich kann nur für mich selber einstehen: ich bin unschuldig." — „Wir sind alle unschuldig!" fiel der jüngere Ashcroft ein. Die Gnade Gottes sey mit euch, jetzt und in Ewigkeit." Zuletzt kam Ashcroft der Vater, ein hagerer Mann mit grauen Haaren. Er schritt auf seinen Sohn zu und stellte sich an seine Seite. Alle vier beteten laut mit dem Geistlichen das Vaterunser. D. Ashcroft und Holden fügten noch das Gebet hinzu: „Herr, nimm meine Sünden weg und erlöse meine Seele um Jesu Christi willen." Darauf stimmten alle das Lied an:

„Den Preis des Schöpfers thu' ich kund,
Und ob im Tod verstummt mein Mund,
Mein Herz zu Deinem Lob mich treibt
So lang noch ein Gedanke —"

Die Klappe fiel, und die Vier verstummten. Viele Zuschauer weinten laut. Manche andere mochten denken: Dies ist nicht der erste Fall, daß vollendete Bösewichter bis zum letzten Augenblick geheuchelt haben. Die vier Hingerichteten waren von Allen, außer ihren Angehörigen, vergessen, als im Jahr 1842 ein Sterbender erklärte: Ich bin es, der vor 26 Jahren die beiden Mägde zu Pendleton umgebracht hat.

— Der Erzähler im Mirror fügt zur Beruhigung des Lesers hinzu, daß die Vier obwohl an dem Mord unschuldig, doch erwiesener Maßen in einem schlechten Ruf gestanden haben. — In dem Auszug aus den Blättern von 1816 haben wir gefunden, daß ihnen auch der Mord erwiesen war, bis 1842 dieser Beweis umgestoßen wurde.

Worin lag nun der Fehler? In der Oeffentlichkeit gewiß nicht, und eben so wenig in dem Umstand, daß der Spruch nicht von Rechtsgelehrten gefällt war. Die vier Unschuldigen waren auf Indicien verurtheilt, und das geschieht auch von Rechtsgelehrten — ob mehr der Wahrheit gemäß, können manche gedruckte Processe beweisen. Der Fehler liegt offenbar in der Zusammensetzung des Geschwornengerichts. Der englische Richter sagt zum schuldig Befundenen: „Dein Vaterland verurtheilt dich zum Tod." Das ist leider nicht wahr. Nicht die Gesammtheit spricht die peinlichen Urtheile, sondern der Vertreter einer bevorrechteten Caste: der gnädige Herr Obmann. Scheinbar nur das Werkzeug der Geschwornen, ist er in der That derjenige, welcher sie, wie ein Instrument, stimmt. Bulwer hat dies in Eugen Aram angedeutet; eine indirecte Bestätigung finden wir in einer vom Mirror gegebenen Schilderung einer Hülfsanstalt des englischen Geschwornengerichts, — des sogenanten coroners inquest (der Todtenschau.) „Die Geschwornen bei der Todtenschau, meist arme Dummköpfe, folgen der Meinung ihres Vormanns so unbedingt, wie eine Schaafherde dem Leithammel und der Vormann bleibt so genau im Kielwasser des Coroners (des königlichen Todtenschauers), wie ein Boot im Schlepptau im Kielwasser seines Schiffs." — Bei dem Mangel an Unterricht in den Massen, bei der Abhängigkeit der Landbauer von den Grundherren, bei der Nothwendigkeit für den gebildeten Armen, unbezahlte Geschäfte zu fliehen, bei dem Egoismus der Reichen — ist das kaum anders zu erwarten. Der Obmann des Geschwornengerichts ist Vertreter des genußvollen Lebens und Eigenthums gegen die Masse der Elenden. Sein Einfluß macht den Grundsatz: Jeder soll durch Seinesgleichen gerichtet werden, zu Schanden. Er hat Mißtrauen gegen den Armen als seinen natürlichen Feind und, ohne ein entschiedener Bösewicht zu seyn, neigt er sich unwillkürlich zu dem Satz hin: In dubio *contra* reum (im Zweifel gegen den Angeschuldigten.) Ein Mörder läuft vor ihm weniger Gefahr als ein Räuber.

Die Grundsätze des englischen Rechtsverfahrens sind die altdeutschen. Aber die Art, wie diese Grundsätze zur Anwendung kommen ist nicht altdeutsch. F.

Die Monomanie.

(Fortsetzung.)

Von allen Arten des Wahnsinns ist der tobende Wahnsinn der seltenste: wir meinen hier den wirklichen, permanenten Wahnsinn. Im Allgemeinen sind die Irren wohlwollend gegen einander, sie haben Mitleid mit der Geistesverwirrung der Individuen, mit welchen sie leben, weil alle ihren Verstand zu besitzen glauben. In Charenton, in der Nähe von Paris, existirte ein wackerer, durchaus friedlicher Narr, welchem man bisweilen gestattete, die Fremden bei ihren Besuchen zu begleiten. Der arme Mensch theilte den Personen, welche er geleitete, mit, an welcher Art des Wahnsinns seine sämmtlichen Genossen litten, und das that er mit vielem Mitleid. Gewöhnlich endete er bei einem Narren, welcher sich für Jesus Christus hielt. „Der arme Kerl," sagte er, „hält sich für Jesus Christus. Welch' sonderbare Verrücktheit! Wie kann man sich für den Sohn Gottes halten? Und das sagt er mir, wie er es Ihnen sagt, mir, der ich Gott der Vater bin! Als wenn ich meinen Sohn nicht kennte! Aber ich verzeihe ihm, es ist ein armer unglücklicher Verrückter."

Die Beispiele von Verbrechen, welche in den Irrenhäusern und von Irren begangen, sind außerordentlich selten, und doch ist es im Interesse ihrer Heilung rathsam, diejenigen Irren, welche an derselben Art von Wahnsinn leiden, so wenig als möglich mit einander in Berührung zu bringen. So setzt man den mit bleiernen Medaillen und buntfarbigen Lumpen behangenen Ludwig XVII. und Napoleon, den Atheisten und den lieben Gott in einer baumwollenen Mütze, den Verliebten und den Schatzgräber zusammen, und Alle kommen vortrefflich mit einander aus, indem sie mit einer Art achtungsvoller Nachgiebigkeit ihre individuelle Verrücktheit zugeben, aber als eine ausgemachte Sache, ohne vorherige Debatten oder Erörterungen. Sie zanken nie anders mit einander als aus materiell egoistischen Gründen, wegen des besten Platzes am Feuer, wegen einer Prise Tabak oder eines Kiesels. Sollte denn die Monomanie des Verbrechens für die Wahnsinnigen vorbehalten seyn, welche man nicht einsperrt?

Der gewöhnlichste Charakter des Wahnsinns ist ernst, traurig, schweigsam; der tobende Wahnsinn ist nur eine Ausnahme. Wir wollen im Vorbeigehen und bloß als Kuriositäten einige sonderbare Verrücktheiten anführen.

In dem Irrenhause der Seine-Inférieure sieht man einen Mann, der sich seit der Schlacht von Austerlitz, welcher er beigewohnt, und wo er eine schwere Wunde erhalten hat, für todt hält. Sein Wahnsinn gründet sich darauf, daß er seinen Körper nicht mehr anerkennt, ihn nicht mehr fühlt. Fragt man ihn nach seinem Befinden, so pflegt er zu antworten: „Ihr fragt, wie es dem Vater Lambert geht? Ja, der Vater Lambert lebt nicht mehr, in der Schlacht von Austerlitz hat ihn eine Kugel fortgerafft. Was Ihr hier seht, ist er nicht, es ist eine ihm ähnliche Maschine, die man gemacht hat, aber sie ist sehr schlecht gemacht; Ihr könntet wohl eine andere machen." Nie, wenn er vor sich selbst spricht, sagt er „ich", sondern „das da". Häufig weigert er sich Nahrung zu sich zu nehmen, mit den Worten, daß „das da" keinen Magen habe, daß „das da" Nichts brauche. Er ist dem „das da" so fremd geworden, daß man mit dem, was er für eine Maschine hält, machen kann, was man will, ohne daß er aus seiner Unempfindlichkeit erwacht. Man zwickt ihn in die Arme und die Beine; er scheint keinen Schmerz zu empfinden; er bemerkt es nicht einmal, wenn man ihm in den Rücken sticht. Und dieser Mensch, der auf diese Weise seit der Schlacht von Austerlitz lebt, das heißt seit 38 Jahren, ist niemals krank.

Ein Wahnsinn sonderbarer Art ist der, welcher die Folge der Störung eines der Organe ist, die die Eindrücke aufzunehmen bestimmt sind. Ein solcher Kranker sieht Ungeheuer und Gespenster um sich herum tanzen. Ein anderer verstopft sich die Ohren, um den Schmähungen und Beleidigungen auszuweichen, mit welchen unsichtbare Lippen ihn fortwährend überschütten. Noch ein anderer spürt unaufhörlich unerträgliche Gerüche und verstopft sich, um ihnen zu entrinnen, die Nasenlöcher mit Baumwolle, mit Gras, mit Leinwand und selbst mit Geldstücken. Das sind die Unglücklichen dieser Kategorie. Andere Begünstigte dagegen erblicken beständig herrliche Landschaften, bezaubernde Gärten, köstliche Gemälde, oder auch sie athmen unaufhörlich Wohlgerüche ein, oder hören die lieblichsten Worte. So ein Engländer, welcher seit langen Jahren im Hause des Doctors Blanche in Paris wohnt: es ist ein runder, rother, finniger kleiner Kerl, und die glücklichste Kreatur von der Welt. Er liegt fortwährend hingestreckt auf einem Sessel, mit der Miene eines Paschas,

der seine Favorite erwartet. Sein Mund steht von einem seligen Lächeln immer halb offen. Dieser Mensch glaubt, daß man beständig ihm ins Ohr spricht, und die lieblichen Worte, welche er hört, machen ihn glücklich.

In fast allen Irrenhäusern in Frankreich, gibt es wenigstens Einen Ludwig XVII., ebenso wenigstens Einen Herzog von Reichstadt, und mehrere Götter. In Bicêtre existirte ein Ludwig XVII., der sich in dieser Eigenschaft von allen Narren seines Schlafsaals hatte anerkennen lassen; er hatte sein Ministerium, seinen Hof organisirt; er ertheilte Befehle, welche man ohne Widerrede vollzog; er regierte Frankreich, correspondirte lebhaft mit allen Souveränen der Welt, und sobald ein neuer Irre hereingeführt wurde, erblickte er in ihm einen Ambassadeur, der den Auftrag habe, ihm wichtige Mittheilungen zu machen. Das war wieder ein vollständig glücklicher Narr.

Viele Irren glauben an die Seelenwanderung und man begreift, daß dieser Glaube ihren Träumereien Umfang geben kann. Es ist einer darunter, welcher, nachdem er Jesus Christus gewesen, der Vater Gottes geworden ist, und sich ganz genau entsinnt, dem Körper Mahomed's, Dschingis-Khans und Napoleons Leben gegeben zu haben. Er sieht Niemanden, ohne ihn zu fragen, nicht, wer er ist, sondern wer er gewesen ist.

Eine der außerordentlichsten Wirkungen des Wahnsinns ist die, daß er bisweilen bei Männern wie bei Frauen intellectuelle Fähigkeiten höheren Grades entwickelt. Man findet unter den Irren Musiker, Maler, Künstler jeder Art und zwar bei Menschen, welche ihre Erziehung in keiner Weise dazu vorbereitet hat; man findet, wenn nicht Dichter, doch wenigstens Reimschmiede unter solchen, die nicht einmal lesen können. Der Doctor Foville besitzt ein sehr umfangreiches Manuscript, welches ein Gärtner über die Formation der Erde und ihre Revolutionen geschrieben, und worin die bedeutendsten Fragen der Metaphysik, der Religion und der Astronomie erörtert und gelöst sind.

Am ernstlichsten gefährlich unter den Wahnsinnigen sind nicht die, welche fortwährend wüthen und eben dadurch schon Vorsicht gebieten, wenn man ihnen naht, sondern die Wahnsinnigen, welche an Hallucinationen leiden, diejenigen, welche seltsame oder drohende Worte zu hören glauben. Die Stimme, welche zu ihnen spricht, sagt ihnen bisweilen: Tödte ihn! Tödte ihn! Eine Zeitlang widerstehen sie diesen Anregungen, am Ende aber glauben sie, daß es ein Befehl von oben ist, und wenn eine Waffe in ihrem Bereiche sich findet, so sind sie bereit zu gehorchen. Auch ist es diese Klasse von Wahnsinnigen, bei welchen sich der Gedanke an Selbstmord besonders stark kund gibt. Aber — seltsam genug — jeder Irre hat eine Vorliebe für eine bestimmte Art des Selbstmordes; man kann unbesorgt alle Instrumente sich den Tod zu geben, in ihre Hände legen, wenn nur der dadurch zu bewirkende Tod nicht in ihre besondere Liebhaberei hineinschlägt. So konnte mann ein junges Mädchen, welches von der Manie des Selbstmords beherrscht wurde, ohne Sorge mit Messern, Gabeln und Rasirzeug spielen lassen. Auf solche Weise wollte sie sich nicht umbringen. Aber zweimal hatte sie sich bereits in einen Brunnen gestürzt, sie wollte nur in einem Brunnen sterben, jeder andre Tod erschreckte sie. Sprach man von einem Brunnen mit ihr, so lächelte sie und war freundlich und einschmeichelnd.

So sind also die mit Hallucinationen behafteten Wahnsinnigen, die, welchen eine gebieterische Stimme zu tödten, zu brennen oder zu stehlen befiehlt, wirklich zu fürchten. Solche Hallucinationen zeigen sich aber nicht plötzlich, beim Beginn der Krankheit: erst wenn der Wahnsinn sich bereits eines schwachen Gehirns bemächtigt hat, erregen und quälen seine Anfälle den Kranken; und wenn er ihnen nachgibt, so kehrt sein Verstand nicht wieder, im Gegentheil, der Wahnsinn nimmt dann einen beunruhigenderen, permanenteren Charakter an. Es besteht daher zwischen dem Wahnsinn, wie wir ihn an verschiedenen Beispielen gezeigt, und zwischen der Monomanie, wie man sie seit einiger Zeit als Entschuldigungsgrund aufführt, keinerlei Aehnlichkeit. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) M. G. Saphir wird im Laufe dieses Sommers Frankfurt besuchen. Wir sehen bei dieser Gelegenheit einem Genusse seltener Art entgegen. Der geistreiche Humorist wird hier einige jener Akademien veranstalten, welchen er durch seine höchst interessanten Vorlesungen, wie durch die originellste Anordnung einen so pikanten Reiz zu verleihen weiß, daß sie seit längerer Zeit zu den Lieblingsunterhaltungen der Elite der Wiener Gesellschaft gehören. Das Publikum unsers kunstsinnigen Frankfurt's wird dem Streben des berühmten Gastes gewiß mit der wärmsten Theilnahme entgegenkommen. S.

*** (Ein ziemlich vernagelter Eisenhändler.) In Aarau besteht eine Eisenfabrik unter der Firma: „Herzog von Effingen." Ein von Gott mit nichts weniger als Verstand gesegneter Eisenwaarenhändler in der Gegend von Aarau hatte schon öfters von den nahliegenden „Großherzoglich Badischen Eisenwerken Albbruck und Hausen" gehört. Da er dort billiger einzukaufen hoffte, und in der Meinung, der Eigenthümer derselben sey so gut ein Geschäftsmann, wie jener „Herzog von Effingen," schrieb er vor Kurzem einen Brief mit der Adresse: „Sr. Wohlgeb. Herrn Großherzog von Baden, Eisenfabrikant zu Albbruck," mit dem Ersuchen, ihm aller Art Muster von seinem Gußeisen zu schicken; „er wolle (drückte er sich höchst drollig aus) gern Geschäfte mit ihm machen, wenn die Preise billig wären." — Dieses Schreiben, in einem classisch-naiven Schweizerstyle verfaßt, hat gewiß die ergötzlichste Wirkung auf den guten Großherzog nicht verfehlt. (Gutenberg.)

*** (Chinesische Waffen.) Mac Kenzie berichtet in seiner Beschreibung des zweiten chinesischen Feldzugs, daß die Hauptwaffen der Chinesen in Spießen, Bogen und Schwertern bestehen. Die Spieße sind von der mannigfaltigsten Gestalt und Größe, meist aber haben sie lange breite Spitzen oder vielmehr Klingen. Besonders auffallend ist eine Art gerader Sense mit verhältnißmäßig kurzem Stiel. Der Bogen ist von elastischem Holz mit Horn überzogen; die Senne besteht aus halb Seide, halb Flachs. Beim Spannen liegt die Senne hinter einem am rechten Daumen getragenen Agatring; das Abdrücken geschieht durch das zweite Glied des Zeigefingers. Die Tataren (Kerntruppen der Chinesen) haben Armbrüste, die je drei Pfeile auf einmal abschießen. Manche Soldaten führen zwei Schwerter, deren Klingen auf der einen Seite einen stumpfen Winkel, auf der andern eine ebene Fläche bilden und in einer Scheide getragen werden. Ein so Bewaffneter tritt vor Beginn des Gefechts vor die Front, in jeder Hand ein Schwert, macht wunderliche Geberden, schreit und schimpft den Feind. Die Uniform besteht aus einer blauen, roth ausgeschlagenen, oder rothen, weiß ausgeschlagenen Jacke. Unter derselben wird ein bis an die Knie reichender blauer Kittel getragen. Auf dem Rücken und der Brust der Jacke, steht der Name des Regiments mit Beiwörtern wie „stark," „tigerherzig". Eine Abtheilung trägt statt des Namens einen Tigerkopf, und ihre Kleidung ist gestreift, um ihr ein recht tigermäßiges Ansehen zu geben. F.

*** (Korfioten und Sulioten.) Die Verfasserin der Skizzen von Corfu versichert, sie habe dort nie zwei Griechen fünf Minuten lang reden hören, ohne die Wörter Oboli und Korinthen zu vernehmen. — Dieselbe erzählt, daß im Freiheitskrieg die Suliotinnen ihre Kinder in Höhlen bargen oder an Bäumen anbanden und dann mit ins Gefecht zogen. Das Geschrei der von Hitze und Durst gequälten Kleinen drang zu ihren Ohren; sie wollten zurückkehren, aber auf den Ruf von Bozzaris, daß im Gefecht alle Mutterliebe vergessen werden müsse, blieben sie. Als sie nach Beendigung der Schlacht zurückeilten, fanden sie ihre Kinder leblos. F.

*** (Griechische Priester.) Die Verfasserin der Skizzen von Corfu ist auf diese Herren sehr übel zu sprechen. Die Priester (sagt sie) sind der schlechteste Theil der Bevölkerung, so unwissend (!), daß sie oft Gebete um Regen ablesen, wenn sie geheißen werden, um heiteres Wetter zu beten. Viele von ihnen können nicht lesen und lernen die Formeln, welche sie zu sprechen haben, nach dem Gehör auswendig. Die meisten sind überaus arm. Die ehrlichen unter ihnen, welche vom Evangelium nicht leben können, suchen Nebenverdienste, z. B. als Maurer. Andere sieht man in ihrer Priesterkleidung, mit Ketten gefesselt, beim Straßenbau arbeiten. Diese sind wegen Diebstahl verurtheilt. F.

*** (Koblenz, 11. April.) Die Concession für das hiesige Theater, in welchem die Vorstellungen nun in einigen Tagen für die gegenwärtige Saison geschlossen werden, ist für die Zukunft und zwar auf die Dauer von sechs Jahren dem Herrn Direktor Eisenhuth in Trier gegeben. Letzterer ist jedoch, wie bestimmt versichert worden, seit mehreren Tagen geisteskrank geworden.

Justemilieu-Stimmen aus Wien.

Von Antonio.

IV. Konzertwesen.

(Schluß.)

Weniger entsprachen heuer die sonst nicht minder ausgezeichneten Concerts spirituels; man ließ sich in der Aufführung manche Vernachlässigung und in dem Arrangement eine Grundsatzlosigkeit zu Schulden kommen, indem man von dem Principe: nur Werke als klassisch anerkannter Meister zur Aufführung zu bringen, aus Artigkeit gegen den anwesenden Donizetti abging, und ein Opus von ihm hineinschmuggelte, das zwar hübsch instrumentirt, angenehm zu hören, melodiös, aber — keine spirituelle Musik ist. Diese Gefälligkeit war sehr überflüssig und durchaus nicht am rechten Platz. — Ich glaube, wir hatten heuer über 100 Konzerte; ich bin in der musikalischen Statistik nicht sehr stark, könnte vielleicht um einige Dutzende zu wenig angeben, darum will ich es lieber bei dieser runden Zahl bewenden lassen. Auch mein kritisches Resume soll sehr rund und allgemein ausfallen, denn ein spezielles Durchnehmen einzelner Leistungen, ein Eingehen ins Detail wäre eine Herkules-Arbeit, größer noch als die, den Augias-Stall auszumisten. Unsere musikalischen Referenten, die jedes Konzert mitzumachen haben, jede Piece anhören, kritisch durchmustern und die einzelnen Posten sammt Beifalls-Facit dem Publikum vorrechnen müssen, werden die Totalsumme unserer musikalischen Leiden und Freuden bis in die Decimalen mit offizieller Genauigkeit anzugeben wissen. — Die Violine wurde repräsentirt durch Haumann und Vieuxtemps; für das Piano traten Evers, Kullak und Pirkhert in die Schranken. Haumann ist ein Künstler, der unter den Besten und Ersten seinen Platz behauptet, aber Vieuxtemps stelle ich individuell höher. Vieuxtemps hat gehalten, was er als Knabe versprochen, er ist ein vollendeter Virtuose geworden. Der ihm gemachte Vorwurf: er könne kein Adagio spielen, ist ein einseitiger; denn Ernst's Elegie, die man ihm gegenüber stellt, kann als der innerlichste Ausdruck von Ernst's Nationalität eben so wenig als allgemeiner Maßstab angelegt werden, als — Bihari's ungarische Elegien an sentimentale Oberländler, und daher konnte dieser einseitige Vorwurf auch nur von einem Kritiker kommen, der mit Ernst demselben Stamme angehört. — Evers ist ein echt deutscher Künstler; eine tief poetische Natur in der Auffassung und in der Technik Keinem nachstehend. Seine Chansons d'amour sind reizende Kompositionen. Pirkhert und Kullak streben rüstig nach; nur hängt der Letztere noch zu sehr an den kleinen Salonpiecechen, die er Transcriptions nennt, und in denen die verschnörkelten Opernmotive noch mehr mit Rouladen und Trillern verschnörkelt werden; abgesehen von diesem Irrwege hat er einen schönen Anschlag, und ein äußerst nettes Spiel. — François Wartel aus Paris effektuirte mit deutschen Liedern, denen französischer Text unterlegt ward, mehr als irgend ein deutscher Sänger. Das ist sehr traurig, daß ein Franzose kommen mußte, um das deutsche Lied in die Mode zu bringen, und doch wieder erfreulich, weil es beweist, daß die Pflege und Anerkennung deutscher Musik in Frankreich keine Chimäre ist. Wartel ist ein Gefühlssänger im edelsten Sinne; er trägt Schubert und Beethoven mit eben so tiefer Empfindung, als französische Romanzen mit gewinnender Naivetät vor. Seine Klavier spielende Gattin Therese kultivirt auch Beethoven und Weber. — Von sogenannten musikalisch-deklamatorischen Akademien in dieser Saison sind nur zwei einer besondern Erwähnung werth, weil sie, von gleichem Standpunkt ausgehend, in dem Extrem eines sehr interessanten Arrangements, und eines aller Anziehungskraft baren Programms, einer übervollen Frequenz und eines trostlos leeren Hauses, sich gleichsam begegneten. Herr Saphir eröffnete gleich den Neujahrstag mit einer Akademie zu einem wohlthätigen Zwecke, und hatte, wie dieß bei seinen Bemühungen noch stets der Fall war, eine reichliche Einnahme erzielt. Seine Akademien im Josephstädter Theater bilden eine Oase in der Konzertwüste, denn sie werden von einem wirklich exquisiten Publikum besucht, und vereinigen meist das Interessanteste, was die Residenz an fremden und einheimischen Künstlern aufweist, zur Mitwirkung; übrigens muß man, um gerecht zu seyn, seiner persönlichen Theilnahme keinen geringen Theil der Beliebtheit zuschreiben. Seine humoristischen Vorlesungen sind zwar meist sehr lose und unzusammenhängend, aber geistreich und elegant stylisirt; gute Gedanken zwar nur flüchtig an einander gereiht, und ohne verknüpfenden Faden, aber sie elektrisiren seine Zuhörer; sein Humor besteht zwar selten in der wahren Durchdringung und originellen Mischung vom Komischen und Sentimentalen, woraus die humoristische Weltanschauung entspringt, sondern pikante Bonmots und sentimentale Phrasen werden, wie sie der Moment eben eingeben mag, an einander gereiht, aber das Publikum seiner Vorlesungen will auch nur unterhalten seyn und nichts weiter; er schreibt sich endlich auch bisweilen ab, aber man bedenke seine unerschöpfliche Produktivität — kurz, man kann gegen Saphir Manches einzuwenden haben, aber man geht doch gern in seine Akademien, und das ist die Hauptsache; denn als Arrangeur und Vorleser ist er gewiß „einzig in seiner Art“ und nicht leicht nachzuahmen. — Diese Wahrheit erlebte der zweite Akademiegeber, der in Herrn Saphir's Fußtapfen zu treten versuchte, Herr A. J. Groß-Hoffinger, Redakteur des „Adlers“. Er gab im Theater an der Wien auch eine musikalisch-deklamatorische Akademie zu einem wohlthätigen Zwecke, nämlich — zu seinem eigenen Besten. Deutschland kennt wohl noch aus früherer Zeit den Recken „Hans Normann“. Das am meisten Satyrische bei der ganzen Vorlesung, die vor einem beispiellos leeren Hause stattfand, war, daß Herr Groß-Hoffinger über „Geld“ las. Man soll nie satyrisiren über Gegenstände, die man schwer entbehrt; so was rächt sich. Er schrieb auch Verslein für die Rettich, „der Liebe irdische Verwandlungen“, sie wurden aber nicht von ihr gesprochen; dann verfertigte er eine langweilige vorsündfluthliche Scene, und füllte mit Beiden zugleich die gähnenden Spalten seines Journals. Genug über diese verunglückte Nachäfferei; genug über das ganze Konzertwesen. Die Saison ist zwar noch nicht zu Ende, allein die noch kommenden Wochen werden schwerlich mehr als einen Troß von Lückenbüßern und Nachzüglern bringen, und für diese Vetterschafts-Virtuosen ist das Ignoriren schon ehrenvoll. —

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 14. April. Großes Concert spirituel. Stabat mater, von Rossini. Vorher geht: Irdisches und Göttliches, Doppelsymphonie für zwei Orchester von Louis Spohr. Erster Satz: Kinderwelt. Zweiter Satz: Zeit der Leidenschaften. Dritter Satz: Endlicher Sieg des Göttlichen. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 106. 16. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Ostern.

O Stern des Glaubens, dem wie Alle
Voll süßen Trosts entgegenschau'n,
Hellglänzend überm Erdenballe
Steigst du herauf aus Höllengrau'n;
Du strahlst in jegliches Gemüthe
Verklärend Flur und Wiesenau,
Im Auge jeder jungen Blüthe
Bebt dir ein Thränchen Wonnethau.

Ja, fest am Glauben laßt uns halten,
Am Glauben, der uns selig macht!
Des Lebens täuschende Gestalten
Besteh'n nur in des Zweifels Nacht.
Laßt klammern uns am goldnen Anker
Aus jenes Stern's gediegnem Strahl,
Wie mit dem Mund ein Fieberkranker
Sich an den kühlenden Pokal.

O Stern der Liebe, der gehüllet
Ins Leichentuch der Wolken war,
Und nun den Himmel wieder füllet,
Der Erde bräutlichen Altar;
Scheuch' nun auch aus so manchen Herzen
Die Selbstsucht und den eiteln Wahn,
Und zünde neu darin die Kerzen
Verglomm'ner Liebe wieder an.

Ja, glücklich macht uns nur die Liebe!
Wir schöpfen nutzlos ohne sie
Mit einem Danaidensiebe
Aus Leben und Philosophie;
Nur Liebe kann uns wiederschaffen
Die Welt zu jenem Paradies,
Aus welchem uns mit Flammenwaffen
Der Engel Gottes einst verstieß.

O Stern der Hoffnung! Holde Leuchte!
Die über jedem Grabe schwebt,
Wenn sich das Auge thränenfeuchte
Zur Heimath lieber Todten hebt;
Des schönsten Wiedersehens Bote,
Das droben uns entgegenwinkt,
Wenn in dem letzten Abendrothe
Der Chrysalide Hülle sinkt.

Ja, laß uns glauben, lieben, hoffen,
O Stern, du Bild der heil'gen Drei.
Bleib' uns als Thor des Himmels offen,
Wie oft er auch umwolket sey!
Dem jungen Zweig wie dem bemoostern,
Entlocke Frühlingsblüthenglanz,
Bis uns dereinst das letzte Ostern
Vereint zum Immortellenkranz.

A. Schnezler.

Die Monomanie.

(Schluß.)

In Frankreich ist die Frage über Mord-Monomanie in den letzten Jahren vor der Juli-Revolution zweimal bei zwei merkwürdigen Gelegenheiten gerichtlich erörtert worden. Das erste Mal handelte es sich um einen Menschen, welcher im Gehölze von Vincennes einer jungen Mutter, die mit ihren beiden Kindern spazieren ging, begegnete, zu den Kindern herantrat, als wolle er sie liebkosen, dann ein langes Messer, welches er einige Minuten vorher gekauft, aus der Tasche zog und ihnen die Kehle abschnitt. Dieser Mensch wurde sofort verhaftet und konnte sein Verbrechen nicht leugnen; in der Instruktion aber wie im Prozesse gab er, wiewohl er sich als durchaus geistesgesund bewies, keinerlei Erklärung über die Ursache, welche ihn zu einem so abscheulichen Verbrechen veranlaßt. Der Mensch hieß Papavoine, gehörte einer wohlhabenden Familie an und es war nach seiner Versicherung das erste Mal, daß er Mutter und Kinder gesehen. Die Justiz fand bei ihren Nachforschungen freilich, daß eine Person existirte, welche ein Interesse haben konnte, sich der Kinder zu entledigen, aber es war unmöglich, die geringste Verbindung zwischen dieser Person und dem Mörder nachzuweisen. Auf die ihm vorgelegten Fragen antwortete Papavoine beharrlich, daß er von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben worden sey. Der Entschuldigungsgrund einer Mord-Monomanie wurde mit außerordentlichem Talent von dem Advokaten geltend gemacht, welcher später eine andere berühmte Verbrecherin, die Wittwe Laffarge, vertheidigen sollte. Die Vertheidigung Papavoine's ist das Debut des Herrn Paillet in Paris gewesen. Wenige Fälle wohl konnten in dem Maaße für eine Mord-Monomanie sprechen. Das Verbrechen hatte keinerlei erkennbare Ursache. Aber die Aerzte, welche den Angeklagten im Gefängniß genau beobachteten, hatten kein Symptom von Geistesverwirrung an ihm entdeckt und in seinem frühern Leben fand sich ebenfalls keine Spur dieser bedauernswerthen Krankheit; auch in der Audienz antwortete er

auf eine Weise, welche jeden Gedanken an Wahnsinn ausschloß. Papavoine wurde schuldig erklärt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Es ist seitdem keinerlei Entdeckung erfolgt.

Der zweite Fall ereignete sich mit einer Magd, Henriette Cornier, und das Opfer war gleichfalls ein Kind. Jene Henriette Cornier war zum Besuch einer Nachbarin ausgegangen und hatte deren Kind abgeholt, um es einige Zeit bei sich zu behalten. Kaum war sie in die Küche ihrer Herrschaft zurückgekehrt, als sie ein Hackmesser nahm, dem unglücklichen Kinde den Kopf abschnitt und diesen nebst dem verstümmelten Rumpfe durch das Fenster auf die Gasse warf. Nach begangener That hatte sie sich ruhig auf einen Stuhl gesetzt und gewartet, daß man sie festnehme. In dieser Sache wurde die Frage über Mord-Monomanie nochmals erörtert und man konnte hier vielleicht mit noch mehr Recht eine solche annehmen, als in dem ersten Fall. Henriette Cornier schien an Blödsinn zu leiden; die Aerzte constatirten, wenn auch nicht Wahnsinn, doch wenigstens eine auffallende Schwäche der intellecktuellen Fähigkeiten. In der Audienz sprach die Angeklagte nichts als einige Worte ohne Sinn und Zusammenhang, und in Bezug auf die Hauptsache erklärte sie, sie wisse nicht, wie sie dazu habe kommen können, das Verbrechen zu begehen. Henriette Cornier wurde milder behandelt als Papavoine und nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und zum Brandmark verurtheilt. Auf dem Schafott aber, und in dem Augenblick, wo sie das Brandmark erhielt, war sie schon nicht mehr dieselbe wie in den Debatten, ihre Züge hatten nicht mehr den blödsinnigen Ausdruck, welcher so mächtig dazu beigetragen, sie von der Todesstrafe zu retten. Viele sahen es bereits als ausgemacht an, daß sie vor dem Assisenhofe eine Rolle gespielt. Indeß welche Ursache konnte sie haben zu einem so scheußlichen Verbrechen? Man hat es später erfahren. Henriette Cornier ist im Gefängniß gestorben und sie hat vor ihrem Tode gestanden, daß sie das Kind getödtet, um sich an dessen Vater zu rächen, welcher sie erst verführt und sich dann geweigert hatte, sie zu heirathen. Wer weiß, ob man nicht eines Tages ein derartiges oder ein anderes Motiv für das Verbrechen Papavoine's entdeckt? Die Verurtheilung dieses Letztern fand in Paris allgemeine Billigung. Viele Personen jedoch sahen in dem Verbrechen nur das Resultat einer seltsamen Hallucination. Aber Monomanien dieser Art sind contagiös, und es ist ziemlich sicher, daß, wenn das Verbrechen Papavoine's nicht auf dem Schafott bestraft worden wäre, der Mörder von Vincennes, sey er nun wahnsinnig gewesen oder nicht, Nachahmer gefunden hätte.

Wie wir bereits Eingangs bemerkten, ist mit diesem berühmten Mittel Alles zu erklären. Es gibt kein einziges Verbrechen, das man nicht auf eine Monomanie zurückführen könnte; noch mehr, in vielen dieser Fälle ist wirklich eine Monomanie bei dem Verbrecher vorhanden. Aber die Monomanie selbst hat eine Ursache, und wenn diese Ursache eine schlechte Leidenschaft ist, so sehen wir nicht ein, warum diese Art Verirrung einen Entschuldigungsgrund constituiren sollte. Ein politisches Verbrechen zum Beispiel kann ganz das Resultat einer politischen Monomanie seyn. Der alte Morey war sicher ein Monomane, Alibeau war ein Monomane, man hätte sie also schonen müssen. Die Freisprechung des Mörders des Herrn Drummond durch die englische Jury wegen Wahnsinns kann üble Folge haben. Noch einmal, die Mordmonomanie ist contagiös, und wenn dieser Monomanie eine schlimme Ursache zum Grunde liegt, so ist es gefährlich sie zu schonen. Wir sprechen übrigens von dieser Entscheidung der englischen Jury, ohne die Details dieser Angelegenheit gründlich zu kennen, und bloß nach unseren Eindrücken: es ist möglich, daß ganz besondere Umstände einen Zustand wirklicher Geistesverwirrung bei dem Angeklagten dargethan haben, aber die englische Jury steht in dem Rufe, auf Entschuldigungsgründe dieser Art mit unglücklicher Leichtigkeit einzugehen, und die Reclamationen, welche sich im Parlament auf Anlaß der Freisprechung des Mörders des Herrn Drummond erhoben haben, beweisen, daß die Zweifel, welche wir hegen, auch anderswo und zwar da rege geworden sind, wo die Thatsachen bekannter seyn müssen, als sie es uns seyn können.

Die „mildernden Umstände", welche in Frankreich bisweilen in so seltsamer Weise Anwendung gefunden, haben die Zahl der Verbrechen gewiß nicht verringert. Es ist eine Neuerung, welche ihre Erfinder, davon sind wir überzeugt, schon bereut haben. Wenn die Lehre von der Monomanie den Kanal überschreitet und in Frankreich festen Fuß faßt, so wollen wir nur wünschen, daß sie nicht zu uns komme; wie wir in gleichem Maaße wünschen, daß die Philantropie uns nie mit dem Skandal der französischen „mildernden Umstände" beschenke. Besser wäre es, mit einem Male die Todesstrafe abzuschaffen. Wenn wir so sprechen, glauben wir uns wahrhaft philanthropisch zu zeigen; freilich interessiren wir uns lebhafter für die, welche bestohlen oder ermordet werden können, als für die, welche stehlen oder morden.

Die Monomanie, wenn man ihr nur ein wenig nachgibt, würde uns bald dahin bringen, unsere Gefängnisse durch Irrenhäuser zu ersetzen. Es gibt keinen politischen Mörder, keinen Mörder aus Rache, aus Liebe oder aus Eifersucht, der nicht ein Monomane ist.

Der Mörder, welcher mordet um zu rauben, ist ebenfalls ein Monomane, nur daß zwei Monomanien zusammen ihn beherrschen: Die Raub-Monomanie, welche, wenn man will, das Resultat der Existenz einer bestimmten phrenologischen Höhlung ist, und zweitens die Mord-Monomanie, welche in diesem Fall die Consequenz der ersten ist. Philantropisch gesprochen — wie soll ein armer Mensch widerstehen, wenn mehrere Monomanien über ihn herfallen?

Wir erinnern uns an ein Verbrecher-Melodram, an ein ächtes Melodram aus der guten Zeit. In diesem Melodram legt ein Monomane mit allen möglichen Monomanien in einem langen Monolog dem Publikum seine General-Beichte ab:

„Von maaßlosem Verlangen nach Geld getrieben (maaßloses Verlangen: das ist gerade der psychologische Charakter der Monomanie), nahm ich einer Wittwe einen Beutel mit Geld. Gut.

„Die Wittwe gab mich an. Von dem Bedürfniß der Rache getrieben (eine fernere Monomanie), steckte ich ihr Haus in Brand. Gut.

„Die Wittwe kam in dem Brand um. Gut.

„Einige Zeit nachher hatte ich einen Wortwechsel mit meinem Vater. Von Zorn getrieben, versetzte ich ihm mit der Axt einen Schlag auf den Kopf, an welchem er sogleich starb. Gut.

„Meine arme Mutter kam dazu; ich hatte den Kopf verloren; ich war trunken vor Wuth, ich erkannte sie nicht, sie theilte das Loos meines Vaters. Gut.

„Ich verließ das väterliche Haus &c. &c. &c.

Und der Ehrenmann, oder vielmehr der unglückliche Monomane, setzt die Litanei seiner Verbrechen fort, jeden einzelnen Paragraphen mit seinem ewigen Gut beschließend. „Und doch, sagt er am Schlusse, ich fühle es hier — und er schlug sich stark an die Brust — ich fühle es hier, daß ich ein Herz hatte, geschaffen für die Tugend ...."

Ist das nicht ein gänzlich zu entschuldigender Monomane? Er fühlt, daß er ein Herz hat, welches für die Tugend geschaffen war, ist aber durch Leidenschaften hingerissen, welche, als sie zu einer gewissen Reife gediehen sind, den Charakter der Monomanie annahmen; er ist dahin gekommen, zu steh-

len, Feuer anzulegen und seinen Vater, seine Mutter und eine ansehnliche Menge anderer Personen zu ermorden.

Ein Advokat am Assisenhofe, welcher in einer solchen Angelegenheit in einem Lande plaidirt hätte, wo die Monomanie im Princip anerkannt ist, hätte durch Verweisung auf zahlreiche Beispiele der furchtbaren Wirkungen der Mord-, Brand- und Raub-Monomanie sicher Mittel gefunden, den Mann mit dem für die Tugend geschaffenen Herzen, in einem comfortablen Krankenhause unterzubringen. W.

Frankfurt.

Cäcilienverein. — Die Passionsmusik von Joh. Seb. Bach.

Nach neunjähriger Pause kam dieses größeste unsrer geistlichen Tonwerke wieder zur Aufführung, und wer die schwankenden Verhältnisse unsres Cäcilienvereines während einer Zeit kennt, wo Krankheit und Tod des unvergeßlichen Gründers und mannichfaltiger Direktorwechsel den Verein erschütterten, wird das Talent, die Energie und Gewandtheit des jetzigen Direktors und den unermüdeten Eifer des ihm beigegebnen Ausschusses freudig anerkennen und dem Cäcilienverein eine schöne Zukunft weissagen.

Ueber die Entstehung jenes Werkes, seine gottesdienstliche Bedeutung und seine Einrichtung dürfte die Mittheilung einiger zuverlässigen Thatsachen nicht ohne Interesse vernommen werden. — Die Entstehung der sogenannten Passionen, d. h. dramatischer Darstellungen der Leidensgeschichte Christi fällt in die älteste Zeit des deutschen Drama's. Es begann selbst damit, daß man, um der Einwirkung des heidnischen Alterthums in falsch angewandtem religiösen Eifer entgegenzutreten, so wie noch früher im Epos, so im zehnten Jahrhundert im Drama nach Art der Terenzischen Komödien Erzählungen aus der heiligen Geschichte dialogisirte und so allmählig dramatisirte. Von der Nonne Roswitha an zu Ende des 10. Jahrhunderts bis auf Picander zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die heilige Geschichte während 800 Jahren geschickt und ungeschickt ausgebeutet und zwar nicht blos im katholischen, sondern auch im protestantischen Kultus. Dort waren besonders die Jesuitenschulen die Pflanzstätten für solche Dichtungen und Aufführungen und bis auf den heutigen Tag dauern sie in Oberbaiern und Tirol noch fort neben den Volksdarstellungen von Legenden und Sagen.

Ihnen zur Seite gingen die Fastnachtsspiele, die sich später ausbildeten. Im 15. Jahrhundert fanden sie ihren Kulminationspunkt; da war die Lust des Volkes am Schauspiel aufs Höchste gesteigert, und wie gerade in der Passionszeit der ernstesten Betrachtung die tollste Ausgelassenheit voranging, so war denn auch in diesen geistlichen Komödien Ernst und burleskes Wesen wunderlich gemischt und es gehörte der eigenthümliche Volkswitz jener Zeit dazu, um in diesen Darstellungen auch eine religiöse Befriedigung zu finden. Später, zur Zeit der Reformation, als das Drama einen eignen Boden außer der Kirche fand, verschwanden die sinnlichen Darstellungen, wenigstens in den gebildeteren Ländern und es traten an die Stelle die musikalische Begleitung. Durch Responsorien, in denen Geistliche, wie Gemeinde, gleich thätig waren, suchte man Leben und Interesse zu erhalten.

Nur bei höheren Festen aber wurden große musikalische Aufführungen eingerichtet und unter ihnen waren die Passionen die Bedeutendsten. Man näherte sich in ihnen wieder der rein epischen Form; auf diese Weise wurde in der lutherischen Kirche, besonders in Sachsen, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Passionsgeschichte wörtlich nach den Evangelisten, meistens nach Matthäus abgesungen und, nach der musikalischen Bildung der Gemeinde, mit passenden Chorälen verflochten, durch deren Absingung die Gemeinde in Thätigkeit gesetzt wurde. Dieß war ein integrirender Theil der gottesdienstlichen Uebungen in der stillen Woche und machte den Beschluß derselben.

So ist denn auch unsre Passion im Jahr 1729 zum ersten Male zur Charfreitagsvesper in der Thomaskirche in Leipzig vor und nach der Nachmittagspredigt in 2 Abtheilungen aufgeführt worden.

Den Text verfaßte Henrici, der sich Picander nannte, zu Bach's Zeit lebte und mit Christian Weise im possenhaften Lustspiel wetteiferte. Die Dichtung trägt den süßen, mit Wunden und Leiden tändelnden, allegorisirenden Charakter, der in den herrnhutischen geistlichen Liedern auf die Spitze getrieben ist. Sie hat demungeachtet unläugbar dramatischen Werth; wird aber durch die geniale, tiefgeistige Composition erst recht geadelt.

„Joh. Seb. Bach," sagt Zelter, „hat durch seine Zuthat „das Wort des Dichters geheiligt; der Geist, das Wesen „lebt ja was kein Wort sagt, ist in Tönen der tiefen Kunst „dem religiösen Herzen dargelegt, von dem allein es gefühlt „und errathen werden kann.

Die Zusammensetzung des Werkes ist folgende: Ein großer Doppelchor eröffnet die Handlung.

Die Heiligen, Sioniten, wie sie genannt werden, sind versammelt, um die Leiden des Erlösers mit Andacht anzuschauen; sie rufen die Gläubigen auf, Theil zu nehmen.

Kommt ihr Töchter, helft mir klagen,
Sehet — „wen?" — den Bräutigam,
Seht ihn — „wie?" — als wie ein Lamm.
Sehet — „was?" — seht die Geduld,
Seht — „wohin?" — auf unsre Schuld,
Sehet ihn aus Lieb und Huld
Holz zum Kreuze selber tragen.

Zwischen diesem Ausrufen, Fragen und Antworten, tönt, wie von einem Engelchor gesungen, als cantus firmus der Choral:

„O Lamm Gottes unschuldig"

der das Mysterium der Erlösung ausspricht.

Dieser herrlichen Introduktion voll Leben und ergreifender Wirkung folgt die Erzählung nach dem Evangelium des Matthäus Cap. 26 u. 27 in Recitativton. Belebt wird sie dadurch, daß die Personen, die in der Erzählung vorkommen, selbst sprechen; für den Chorgesang hat man neben den die ganze Relation begleitenden Choralversen, die Reden des jüdischen Volks, das in seiner rohen, verblendeten unduldsamen Sinnesart einen grellen Contrast bildet gegen die sanften, liebevollen, schüchternen Jünger. Den Schluß des ersten Theils macht der vollführte Verrath, die Klage der Sioniten um den gefangenen Jesus (Duett), die unterbrochen wird von dem Zuruf der erbitterten Gläubigen: „Laßt ihn! Haltet! bindet nicht!" Da Jesus fortgeführt wird, verfluchen sie den Verräther und flehen die Rache des Himmels auf ihn herab.

Der Eröffnungschor des 2. Theils rühmt die Bedeutung des Todes Christi. Die Erzählung geht fort, untermischt in der nämlichen Weise mit Volkschören und Chören der Gläubigen. Besonders ergreifend tritt bei der Frage des Landpflegers: Was hat er Uebels denn gethan? die Stimme einer Sionnitin ein:

Er hat uns Allen wohlgethan.
Den Blinden gab er das Gesicht,
Die Lahmen macht' er gehend ꝛc.

und nach den Worten: Desgleichen schmäheten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuziget waren; die Arie:

Ach Golgatha, unseliges Golgatha! ꝛc.

Nach einer Arie mit Chor:

Solo: Nun ist der Herr zur Ruh' gebracht.
Chor: Mein Jesu, gute Nacht.

schließt der ganze Chor:

Wir setzen uns mit Thränen nieder
Und rufen Dir im Grabe zu:
Ruhe sanfte, sanfte Ruh'.

Außer dieser Passion hat Bach eine nach dem Evangelisten Johannes componirt, die sehr gerühmt wird, und noch drei, die weniger bekannt sind.

Unsre Passion war während einem halben Jahrhundert ganz verschollen. Zelter fand sie wieder auf und gab der Musik wieder die Richtung nach dieser Seite. Vollständig aufgeführt wurde sie aber meines Wissens zuerst durch Schelble's unermüdlichen Eifer von unserm Cäcilienverein am 2. Mai 1829, währenddem sie in Berlin am 4. April 1830 unter Zelter's Leitung zur Aufführung kam. Wiederholt wurde die Aufführung in Frankfurt, den 26. März 1830, den 1. April 1831, den 19. März und 6. April 1832, und den 30. März 1834 (in der reformirten Kirche); sie ist also hier sechsmal öffentlich gesungen worden.

Schade, daß nicht auch diesmal der allein geeignete Ort, die Kirche, gewählt werden konnte. Die hohen, heiligen Räume geben diesem Werke eine wahre Verklärung.

Dr. H. Weismann.

Tabletten.

*** (Die Treuprobe.) Ein Herr Howe mit 10,000 Pfund jährlichem Einkommen, kam auf den Einfall, zu heirathen, und wählte eine junge hübsche Person, Namens Mallet, zur Frau. Auf die Trauung folgte ein Frühstück, und bei diesem stellte der Neuvermählte die ungalante Behauptung auf: alle Weiber seyen untreu. Die junge Frau, ein Muster von Geduld, ertrug diese Beleidigung ohne Murren. Plötzlich stand ihr Mann vom Tisch auf, bemerkte ihr, Geschäfte riefen ihn nach dem Tower, und entfernte sich. Man erwartete ihn in zwei Stunden zurück; statt seiner kam ein Briefchen des Inhalts: unvorhergesehene Geschäfte riefen ihn nach Holland. Frau Howe wartete von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf seine Rückkehr, und über dem Warten vergingen fünfzehn Jahre, in welchen Herr Howe nichts von sich sehen und hören ließ. Der Neuvermählte hatte mit seiner Reiseankündigung seiner Frau eine kleine Lüge aufgeheftet. Seine Reise war nicht weiter gegangen, als bis ans Ende der Straße, in welcher sein Haus stand. Dort hatte er sich unter einem falschen Namen eingemiethet, und da er in London weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde hatte, so blieb er bei seinem eingezogenen Leben leicht verborgen, und besuchte fast täglich unerkannt ein kleines Kaffeehaus, drei Häuser von dem seiner Frau entfernt. In diesem Kaffeehaus las er, drei Jahre nach seinem Verschwinden, in der Zeitung, daß seine Frau beim Parlament eine Bittschrift eingegeben hatte, um die Regelung seiner Angelegenheiten durch Schiedsmänner zu erlangen. Er verfolgte aufmerksam in der Zeitung den Gang dieser Sache und fand endlich, daß es zu einer Entscheidung nach dem Wunsch seiner Frau kam. Im zehnten Jahr nach dem merkwürdigen Hochzeitstag gab Frau Howe ihre bisherige Wohnung auf, und miethete sich ein bei einem gewissen Salt, den Howe in dem Kaffeehaus hatte kennen lernen. Howe seinerseits miethete ebenfalls ein Zimmer bei Salt, und zwar dicht neben dem seiner Frau, so daß er, nur durch eine dünne Wand von ihr geschieden, alles hören und vieles sehen konnte, was nebenan vorging. Salt rieth seinem Miethsmann, die Wittwe Howe zu heirathen. Der Miethsmann erwiederte, er wolle keine Wittwe zur Frau. Am fünfzehnten Jahrestag ihrer Hochzeit befand sich Frau Howe bei Tisch mit ihrer jüngeren Schwester und ihrem Schwager, als ein Lohnbedienter ein Briefchen brachte des Inhalts, Frau Howe möge sich doch gütigst morgen um zehn Uhr, Vormittags beim Vogelhaus im St. Jamespark einfinden. Ein Name war nicht unterschrieben. Frau Howe warf ihrer Schwester das Briefchen hin mit der Bemerkung: „Da sieh, so alt wie ich bin, find' ich doch noch Liebhaber.“ Die Schwester betrachtet das Billet genauer und ruft: „Das ist die Hand Deines Mannes.“ Frau Howe fällt in Ohnmacht. Zur bestimmten Stunde verfügte sie sich mit Schwester und Schwager an den bezeichneten Ort, und fünf Minuten nach ihnen erschien Hr. Howe, küßte seine Frau, sprach mit ihr, als ob er sie erst Tags zuvor verlassen habe, reichte ihr den Arm und führte sie nach Hause. Dort gestand er, daß er vor 15 Jahren die Unwahrheit behauptet habe, und versicherte, daß er von nun an auf eine glückliche Ehe rechne. So viel bekannt, hat er seitdem keinen weitern Anlaß gefunden, sein Wort zu widerrufen.
F.

*** Die Pariser Moden-Journale sind voll von Namen der Neuigkeiten der Saison, deren vorzüglichste die nachstehenden seyn dürften: „Brocatelle d'été,“ Seide, Fond blau, grün oder rehbraun, mit eingearbeiteten, capriciosen Dessins, oder weiß im Fond und mit Blumensträußchen von allen Farben überstreut. Eignet sich für petites soirées, Visiten u. dgl. „Pekin royale,“ grau oder Naturfarbe im Boden, auf welchem sich in Seide eingewebte Blumen schlängeln, oder dunkelazur und grün, worauf sich Handstickereien zu zeigen scheinen; „Droghet catalan,“ ein sehr schöner Seidenstoff, grau mit einer Art von geschlängelter Colonnade in Orangefarbe und schwarzem Netz an den Seiten; ziemlich verwandt demselben ist „Echelle orientale“; „Camayeux d'été,“ Seidenstoff in allen beliebigen Farben mit Dessins in derselben aber dunkleren Nuance und in Weiß; „Arménienne,“ ein linirter Stoff in verschiedenen Farben, auf braunem oder dunkelblauem Fond. Zwischen den Linien befindet sich ein Netz kleiner Blätter, in braun oder dunkelblau gearbeitet. Pekin in den mannigfachsten Variationen, als: Amanda, punctirt, Fliegenaugen u. dgl. Letzterer, in verschiedenen Farben schillernd, soll Lichtreflexe zeigen, welche jenen im Auge einer Mücke ähneln, das der Sonne ausgesetzt ist. (Wiener Zeitschrift.)

Sänger-Spruch.

Wem Lieder klingen nicht zum Herzen,
Kein Lied ertönt in eigner Brust,
Fühlt minder zwar des Lebens Schmerzen,
Doch minder auch des Lebens Lust.

August Grebe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 107. 18. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Heimweh.

Am 28. März d. J. stand vor dem Gericht zu Liverpool ein gewisser Georg Robinson angeklagt, den Bann gebrochen zu haben, d. h. trotz einem Urtheil auf lebenslängliche Deportation, nach England zurückgekehrt zu seyn. Er stellte die Anschuldigung nicht in Abrede und erzählte folgendermaßen seine Geschichte.

Im Jahr 1820, im achtzehnten meines Lebens, ward ich wegen Straßenraubs zum Tod verurtheilt. Die Strafe wurde in ewige Deportation verwandelt. Nach Sidney in Neuholland geführt, fühlte ich mich vom heftigsten Heimweh gequält und entwich schwimmend auf eine absegelnde Brigg, in deren Kielraum ich mich verborgen hielt, bis das Schiff auf hoher See war. Sturm nöthigte das Schiff zur Rückkehr nach Sidney. Dort ward ich den Behörden übergeben, erhielt hundert Peitschenhiebe und wurde in die Strafcolonie Port Macquarrie geschickt. Dort blieb ich ein Jahr mit den Eisen an den Füßen. Das Heimweh trieb mich zu einem neuen Entweichungsversuch. Derselbe gelang mir in Begleitung mehrer Unglücksgefährten. Am dritten Tag unsrer Reise wurden wir von Eingebornen angefallen und unsrer Lebensmittel und Kleider beraubt. Obwohl einem fast gewissen Verderben entgegengehend, beschlossen wir dennoch, aus Furcht vor der Peitsche und den Ketten, Fortsetzung unseres Wegs. Nackt, für unseren Lebensunterhalt auf Baumblätter und wenige Seemuscheln beschränkt, irrten wir durch die blauen Berge und erreichten endlich nach 60 Tagen die Gegend von Port Philip auf der Südspitze von Neuholland. Von Eingebornen ergriffen und in die Stadt geliefert, wurden wir nackt, wie wir waren, an die Bergverwaltung der Werke am Kohlenfluß geschickt und von dieser im Kielraum eines Kohlenschiffes nach Sidney. Dort erhielten wir durch barmherzige Seelen einige Kleidungsstücke. Die über uns verhängte Peitschenstrafe ward erlassen auf den Ausspruch der Aerzte, daß dieselbe in unserm dermaligen Zustand lebensgefährlich sey; aber nach Port Macquarrie mußten wir wieder zurück. Von dort machte ich mit einigen Andern den dritten Entweichungsversuch auf einer kleinen Barke. Ohne Lebensmittel, genöthigt unsere Hemden als Segel zu gebrauchen, trieben wir neun Tage im Ungewissen herum, bis endlich Hunger uns nöthigte, in Hobarttown auf Vandiemensland einzulaufen. Hier nahm man uns fest, und brachte uns nach Macquarrie zurück. Von dieser Strafcolonie wurden wir zur Verschärfung unserer Strafe auf Big Island, den Strafort der gefährlichsten Verbrecher, geschafft. Der Aufenthalt auf dieser Insel ist von der Art, daß Sträflinge häufig Mordthaten begehen, lediglich, um von da weg vor das Halsgericht nach Sidney zu kommen und wenigstens auf der Ueberfahrt noch etliche Tage erträglich zu leben. Trotz der Schwierigkeit, von dort zu entweichen, werden doch häufig Versuche gemacht, mit welchem Erfolg, habe ich an einem gewissen Pearce gesehen, welcher mit drei Gefährten seiner Flucht sich bald solchem Mangel Preis gegeben sah, daß sie loos'ten, wer von ihnen sterben sollte, um den andern zur Nahrung zu dienen. Sie fraßen sich nach und nach einander auf, bis nur noch Pearce und ein Andrer übrig war, und kaum hatte Pearce diesen getödtet, so ward er von Eingebornen ergriffen und eingeliefert. Eine neue Entweichung in Gesellschaft eines Einzigen, den er nach einiger Zeit tödtete, führte zur Entdeckung seiner Menschenfresserei und weiter zu seiner Hinrichtung. Ich, meinerseits verzichtete zu Big Island auf jeden Fluchtversuch. Durch gute Aufführung erlangte ich nach sieben Jahren meine Versetzung nach Hobarttown. Dort ließ mir das Heimweh keine Ruhe. Ich schlüpfte in den Kielraum eines abgehenden Schiffs, hielt mich darin einundzwanzig Tage verborgen, und kam so bis St. Helena. Dort aber lieferte mich der Capitain aus, und der Gouverneur von Helena schickte mich wieder rückwärts, zunächst auf das Vorgebirg der guten Hoffnung. Die Obrigkeit auf dem Cap schickte mich zunächst auf die Robinsinsel, wo ich einstweilen sieben Monate mit einer fünfundzwanzigpfündigen Kette arbeiten mußte. Von da gings zurück in die Strafanstalt von Macquarrie. Mithin hatte meine dritte Seefahrt mich an dasselbe Ziel gebracht, wie die erste. Der Unterschied war nur, daß meine Herzhaftigkeit bei einem Sturm auf der Fahrt von der Robinsinsel mir zu gut gerechnet wurde, so daß ich nach drei Jahren wieder nach Hobarttown kam, und dort nach einiger Zeit in den Stand der freien Pflanzer einrückte, — mit der Beschränkung jedoch, die Insel nicht zu verlassen. Das Heimweh verleitete mich, auch diesen erträglichen Zustand aufs Spiel zu setzen. Ich schlich mich auf einen amerikanischen Wallfischfänger, und segelte mit diesem mehre Monate in der Südsee herum. Der Argwohn, daß der Capitain beabsichtige, mich einer englischen Behörde auszuliefern, bewog mich, bei einer Landung auf Neuseeland, unter den dortigen Eingebornen zu bleiben, bis ich Gelegenheit fand, auf einem andern amerikanischen Schiff mit Verhehlung meiner Eigenschaft als Sträfling unterzukommen. So gelangte ich von Neuseeland nach Boston, von da nach Quebec, von da nach Greenock, nach Liverpool und nach Manchester. Hier habe ich ehrlich von meiner Hände Arbeit gelebt, bis ich entdeckt worden bin. Seit meiner ersten Verurtheilung habe ich mir nichts weiter zu Schulden kommen lassen, als Entweichungen. Ich hoffe, das Gericht wird dies berücksichtigen.

Robinson's schmucklose, im Ton der Wahrheit vorgetragene Erzählung machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck.

Der Ausdruck seines Gesichts, die in seinen Zügen ausgeprägten Spuren vieljähriger Leiden ließen seine Freisprechung wünschen. Allein das Gesetz war entgegen. Mit bewegter Stimme erklärte der Richter Parke, es sey ihm unmöglich, einen andern Spruch zu thun, als auf einfache Bestätigung des vor 23 Jahren gefällten Urtheils. Demnach ist Robinson als Sträfling nach Neuholland zurückzubringen. F.

Doktor Bahrdt. *)

Eine Lebens-Skizze.

In unsern Tagen, wo der durchdringende Geist der Meinung, „deren Lager die Welt, deren Freistätte die Brust ihrer Verfechter", wie ein berühmter Schriftsteller das mächtige Wesen bezeichnet, mehr als je laut wird und mit dem „Hört! hört!" seiner Stimmen, die Gesetze geben wollen, sich Eingang zu erzwingen bemüht ist, dürfte es vielleicht zeitgemäß seyn, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der gewissermaßen den Vorläufer der heutigen Bewegungspartei in religiöser Beziehung machte.

Doktor Bahrdt, 1741 zu Bischofswerda im Meißnischen geboren, der Mann mit der eisernen Stirn, wie er in einer Schmähschrift genannt wurde, erfuhr aber nicht die glimpfliche Behandlung, deren größtentheils seine Nachfolger sich zu rühmen haben. Der Fehde-Handschuh, den er mit der größten polemischen Gewandtheit in kecker Rede und mit gespitzter Feder der starren Orthodoxie zugeworfen, wurde von ihren Vertretern mit einem entsetzlichen Zetergeschrei über den Rationalisten aufgehoben, und wie sehr derselbe auch darüber lachte, er konnte den Folgen seines Wagnisses, die alten nach seiner Ansicht verjährten Satzungen umstoßen zu wollen, nicht entgehen. Es war allerdings eine Kühnheit sonder Gleichen, daß ein Doktor der Theologie, ein Kanzelredner von größtem Ruf, der bis zu der Würde eines General-Superintendenten sich emporgeschwungen, in seinen Schriften als Rationalist sich bekannte, die Dogmen angriff, die Wunder der Christenthumslehre ableugnete, so daß seine Uebersetzung des neuen Testaments größeren Widerspruch und heftigere Anfechtung erfuhr, als sie „das Leben Jesu" von Strauß in unsrer aufgeklärteren Zeit erfahren.

Die zweite Ausgabe von Bahrdt's Uebersetzung des neuen Testaments veranlaßte eine Sentenz des Reichshofraths, nach welcher der Verfasser am Ende der auf Betrieb der Geistlichkeit über ihn verhängten Untersuchung für unfähig erklärt wurde, ein geistliches Amt zu verwalten. Mit dieser Verurtheilung war zugleich der fernere Debit seiner Schriften im ganzen deutschen Reiche so lange verboten, bis er zu einem Widerruf seiner religiösen Ansichten sich entschlossen haben würde.

Diesen Entschluß konnte oder wollte der Freidenker nicht fassen. Seiner Aemter entsetzt, verließ er sein Vaterland, überschritt als Verbannter das Gebiet der über ihn verhängten geistigen Achts-Erklärung, und suchte und fand eine Zuflucht in den Staaten des Königs von Preußen.

Der Schutz aber, den er unter Friedrich dem Großen genoß, wurde für seinen unruhigen, streitsüchtigen Geist ein neuer Impuls, mehr als je gegen die Orthodoxie die Pfeile seiner Polemik abzusenden. Er hatte eine Anstellung als Professor in Halle (1779) erhalten und sein Hörsaal — er las über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen — war immer einer der besuchtesten, was eben so seinem anziehenden, eleganten Vortrage, als seinem auf die Jugend zauberhaft wirkenden Rufe zuzuschreiben war. Die für ihn begeisterte Zuhörerschaft aber vermochte nicht, ihn den Unannehmlichkeiten zu entziehen, in welche seine fortwährenden theologischen Streitigkeiten und die Herausgabe seines Glaubens-Bekenntnisses ihn verwickelten.

Scheinbar müde dieser Fehden, legte er seine Professur nieder und verließ die Stadt, um in der Nähe derselben auf einem Weinberge, zum Erstaunen der Welt, als Gastwirth sich zu etabliren.

Was er hiebei beabsichtigte, geschah. Er setzte alle Zungen, alle Federn seiner Widersacher gegen sich in Bewegung, er wurde zum Tagesgespräch, alle Blätter der Tages-Literatur füllten ihre Spalten mit wahren und erdichteten Artikeln über den wunderlichen Schritt und den berühmten Mann, der ihn gethan. Aber Freund und Feind war begierig, ihn dabei in Augenschein zu nehmen. Nicht nur die ganze akademische Bürgerschaft, sondern die ganze Einwohnerschaft in Halle strömte in großen Zügen zu dem neuen Etablissement, dessen Räume den Zulauf nicht zu fassen vermochten. Die neugierigen Gäste aber trauten ihren Augen nicht, denn Doktor Bahrdt, der Gelehrte, der berühmte Kanzelredner, der Professor schien ein geborner Gastwirth, der nur die Wissenschaft, die große täglich bei ihm einkehrende Zahl von Gästen zu befriedigen, erlernt zu haben schien.

Nicht lange aber und Mephisto spukte wieder unter der zeitweiligen Vermummung hervor und suchte sein Schnippchen den alten Gegnern zu schlagen.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, das unter Friedrich Wilhelm II. erschienene „preußische Religions-Edikt" — nicht erfreulichen Andenkens — sarkastisch zu beleuchten und in einer zweiten Schrift: „Die deutsche Union," zu einer religiösen Verbindung Vorschläge zu thun, welche von Seiten der Regierung wie von den Theologen als staatsgefährlich betrachtet wurden. Das Urtheil nach der darüber eingeleiteten durchaus nicht parteilosen Untersuchung lautete auf zweijährigen Festungs-Arrest in Magdeburg, der durch die Gnade des Königs aber um die Hälfte verkürzt wurde. Bahrdt fand in der Zeit Muße, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, und als er seine Freiheit wiedererlangt, verfolgte er mit frohem Muthe und sichrem Takte die durch seine Verhaftung unterbrochene neue Lebens-Carriere, von welcher ein Zeitgenosse *) die folgende, wenig bekannte, interessante Schilderung nach einer kurzen Charakteristik Bahrdt's entwirft.

„Nicht leicht," sagt er, „konnte man in dem Charakter eines Mannes so viel Hervorspringendes und Verstecktes, so viel Consequentes und Widersprechendes, so viel Gutes und Böses bemerken. Er war ein moralisches Räthsel, eine Tiefe, in der das Senkblei nie den Grund erreicht.

Die Seite, von der dieser merkwürdige Mann vielleicht am besten und vortheilhaftesten sich zeigte, war sein gesellschaftlicher Umgang. Er war freundlich, offen und ungezwungen; er wußte mit Jedem nach seinen Fähigkeiten sich zu unterhalten und flößte bei der ersten Bekanntschaft Zutrauen ein; dabei sprach er schön, präcis und gedankenvoll, und drückte sich im Conversationstone völlig so gut aus, wie in seinen Schriften. Er redete fast über jeden Gegenstand mit Kenntniß, declamirte richtig und mit Wärme und verrieth in seinen Gesprächen den sanftesten und besten Charakter. Eine Aeußerung besonders hörte ich oft aus seinem Munde. Er meinte nämlich, unsre Ehrfurcht und Andacht in der Religion sey auf manche Dinge gerichtet, aus denen für die Moralität nicht viel Wirksames herfließen könnte. So lange das Gesetz der Liebe nicht in seinem ganzen Umfange geübt würde, so lange man den geringsten Menschen nur durch einen Wink zu

*) Aus: Der Gesellschafter, oder Blätter für Geist und Herz. Redakteur F. W. Gubitz.

*) Benkowitz.

beleidigen, oder den kleinsten Wurm zu quälen, nicht für eben so abscheulich hielte, als über das heilige Abendmahl lachen und über die Taufe spotten, so lange den Kindern solche Grundsätze nicht von der zartesten Jugend an als Hauptstücke der Religion eingeflößt würden, und jedem Christen das Wohl anderer Geschöpfe eben so heilig wäre als die ersten Glaubens-Artikel, so lange würde an keine große Verbesserung auf unsrer Erde zu denken seyn. So schön sprach der Mann, der in seinen Schriften so viele vorzügliche Männer kränkte, und jenes Bessere schien doch so recht aus der Fülle seines Herzens zu kommen. Bei Religionssachen redete er überhaupt mit Eifer, und in der Disputirkunst war er so gewandt, daß ihm so leicht Keiner beikommen konnte. Ich erinnere mich, daß er einst gegen eine Anzahl Theologen den Satz behauptete: die Apostel und Evangelisten im neuen Testament hätten bloß natürliche Religion gehabt, ja wären selbst überzeugt gewesen, daß nichts Positives im Christenthum sey; und es konnte keiner gegen ihn etwas ausrichten, weil er im neuen Testament ganz zu Hause war und die auf seine Behauptungen bezüglichen Sprüche stets zu seinem Vortheil anzuführen wußte. Uebrigens sprach er viel mit Erfahrung, und hatte besonders einen großen Schatz von Anekdoten, die er mit Anmuth und Beredtsamkeit vortrug. So unbedeutend sie seyn mochten, sie bekamen in seinem Munde einen eignen Reiz, weil er mit Feuer, mit Laune und mit Pantomime erzählte. Alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter und zu einem vortrefflichen Gastwirth. — Man kann sich wirklich, wenn man sein Leben überschaut, des Gedankens nicht erwehren, daß er, bei aller seiner Gelehrsamkeit, bei allem seinem Latein und tiefer Kenntniß der orientalischen Sprachen, bei allen theologischen und schriftstellerischen Talenten, dennoch am besten für sich und seine Nebenmenschen als Gastwirth placirt war. Der Faden seiner Geschichte und deren Resultate scheinen dies wirklich zu beweisen. Herausgeworfen aus allen Sätteln, in die er so gut zu passen schien, saß er endlich fest in diesem, und würde sich wahrscheinlich noch lange darin gehalten haben, wenn nicht der Tod, der nicht Rücksicht darauf nahm, daß dieser Mann endlich einmal an seinem Platze sey, ihn so unsanft herausgehoben hätte. Was hätte ihn sonst aus diesem letzten Zufluchtsorte, aus dieser bescheidenen Würde vertreiben können? Zwar holte man ihn vor einiger Zeit wider seinen Willen nach Halle und von da nach Magdeburg; aber dies war nur ein Intermezzo in dem letzten Akte seines Drama. Er spielte nachher mit neuem Glanze seine Rolle auf dem berühmten Weinberge fort. Hier war er wirklich in seinem Element; hier war er losgerissen von allen Geschäften, worin strenge Rechtschaffenheit und unverbrüchliches Ehrenwort erforderlich sind; hier konnte er keine Kabalen schmieden, und war auch keinen von Andern ausgesetzt, hier konnte er Oekonomie, sein Lieblingsfach, treiben und ohne Bücherschreiben sich ernähren; hier konnte er endlich in vollem Maaße seine gesellschaftlichen Talente zeigen und, ohne Schriftsteller zu seyn, mit seinem großen Namen wuchern. Denn, wer wäre nicht begierig gewesen, den „großen Bahrdt" kennen zu lernen. Welcher Reisende, der durch Halle kam, wollte nicht den berühmten Doktor der Theologie als Gastwirth sehen? Er war selbst der größte Magnet, der Alles ringsumher an sich zog und hatte auch seinen Aufenthalt durch mancherlei Reize verschönert, die allein schon im Stande waren, Gäste an sich zu locken.

Sein Weinberg war das angenehmste und eleganteste Kaffeehaus um Halle, und hatte eine vortreffliche Lage, eine Viertelmeile von der Stadt. Das Wohngebäude selbst lag auf der höchsten Spitze des Hügels, und man genoß von dort eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend. Mit einem Blick umfaßte man Halle und das jenseitige Gebiet; in der Nähe erblickte man die Saale mit ihren vielfachen Armen und die durch sie gebildeten Inseln, die schöne Felsengruppe mit den Ruinen des Schlosses Giebichenstein, umherliegende Weinberge, und in der grünen, sich weit in die Ferne ziehenden Aue anmuthige Dörfer. Dieser reizende Ort wurde an heiteren Tagen oft von vier- bis fünfhundert Menschen besucht, und dies war kein Wunder. Bei mancherlei Vergnügungen konnte man hier Alles um die mäßigsten Preise haben und Luxus war hier gänzlich verbannt; dagegen waren Kirschen, Aprikosen, Weintrauben, die schönsten Früchte nach ihren Jahreszeiten in großer Menge zu bekommen und der Absatz derselben war an manchen Tagen so groß, daß für zwanzig Thaler Kirschen an die Gäste verkauft wurden.

Bahrdt selbst hatte sich mit seiner Familie auf einen kleinen Raum in seinem Hause beschränkt und seinen Gästen vier Stuben und einen großen Saal abgetreten. Aber an brillanten Tagen reichten diese Zimmer nicht zu und ein Theil der Gesellschaft sah sich dann genöthigt, unter freiem Himmel um das Haus her sich zu etabliren. Manchesmal waren auch die Lebensmittel von der großen Anzahl Menschen rein aufgezehrt, und es entstand ein allgemeiner Mangel, wie in einer ausgehungerten Festung. Ein solcher Tag war der Begräbnißtag von Bahrdt's ältester Tochter, den ich weiterhin noch erwähnen werde. An diesem wurde, wegen Mangel an Raum, Kaffee von der Bahre getrunken, auf welcher die Verstorbene fortgetragen werden sollte, und um fünf Uhr Nachmittags war alles Eß- und Trinkbare wie von ägyptischen Heuschrecken bis auf den letzten Bissen verzehrt, so daß kein Fleisch, kein Brod, kein Tropfen Bier, Milch oder Kaffee mehr zu haben war und eine totale Hungersnoth entstand. So groß war der Zulauf bei einem Manne als Gastwirth, der als Doctor Theologiä alle seine Freunde von sich verscheucht hatte. — Fingen seine Gäste an, seltener zu kommen, so wußte er durch allerlei unschuldige Kunstgriffe sie wieder in großer Zahl an sich zu locken. Eine vorher angekündigte Weinlese, ein Redner, der sich bei ihm wollte hören lassen, ein Vogelschießen, eine neue Art von Kuchen, alle solche Kleinigkeiten, zur rechten Zeit in Halle bekannt gemacht, verfehlten gewiß ihren Zweck nicht und lockten oft mehrere hundert Personen hinaus. Die Chronique scandaleuse erzählt sogar für gewiß, daß er einst einer Bauernfrau acht Groschen gegeben habe, um in Halle bekannt zu machen: „Bahrdt hätte sich ersäuft" und diese weidlich gesäeten acht Groschen hätten ihm eine reichliche Ernte von vielen Thalern eingebracht, weil Alles hinausgeeilt wäre, den ertrunkenen Bahrdt zu sehen. Man kann dies wirklich glauben, ohne ihm ein himmelschreiendes Unrecht zu thun.

Im Sommer 1791 hatte er ein Hahnenschlagen veranstaltet, und Jemand, der ihn fragte, ob er nicht auch einmal ein Turnier geben wollte, geantwortet: er habe wirklich schon darauf projectirt. Der Tod aber, dieser größte Kämpfer, machte dieses Projekt zu Schanden, indem er die erste Lanze mit ihm gebrochen, und ihn auf immer in den Sand gestreckt hat. Wo wird je ein solcher Gastwirth wieder aufstehen? Wo je wieder ein so berühmter Restaurateur seine Gäste mit geistiger und körperlicher Nahrung zugleich erquicken? — Denn die Unterhaltung dieses Mannes gab seinem Weinberge den meisten Reiz und vorzüglich konnte man sie des Abends genießen. Des Nachmittags wurde viel gespielt, und er spielte gewöhnlich auch; gegen Abend ging er dann meistens selbst herum und schrieb diejenigen auf, die bei ihm zum Abendbrod bleiben wollten, damit seine Christine bei Zubereitung desselben sich darnach richten konnte. Um sieben Uhr wurde gespeist. Er nahm immer das eine Ende an einer langen Tafel ein, und Alles drängte sich nach dieser Seite,

um Theil an seiner Unterhaltung zu nehmen. Und sie verdiente es. Er schloß dann gewöhnlich sein ganzes Herz auf, besonders in schriftstellerischen Sachen. Lange vorher, ehe die Schrift: „Bahrdt mit dem Ritter von Zimmermann deutsch gesprochen" herauskam, wußte man schon die beißendsten Einfälle darin; denn er debitirte sie öffentlich am Tische und vorzüglich wußte er die Stelle, wo er den Ritter, der zum Könige geht, mit einem Studenten vergleicht, der zum erstenmal zum Prorektor kommt, sehr komisch vorzustellen und gleichsam in eine lebendige Scene zu verwandeln. Er konnte es dem Ritter gar nicht vergeben, daß er gesagt hatte: seine Strafe sey nicht hart genug, da er doch in dem Halleschen Gefängniß so viel hatte leiden müssen. Dabei aber leugnete er nicht, daß die obenerwähnte Schrift mit Animosität abgefaßt sey; ja er gestand einmal selbst, daß er sich gar nicht auf die Kraft des Löwenzahnes verstehe, und daß er recht gut wisse, dem Könige sey nicht mehr zu helfen gewesen, aber er hätte dem Ritter nur noch eins versetzen wollen, und deßhalb auch seine Kurart lächerlich gemacht. Als ihn Jemand bei dieser Gelegenheit fragte, ob er sich nicht vor einer Replik auf diesen bitteren Ausfall fürchte, so äußerte er: er fürchte sich vor keiner Schmähschrift in der Welt mehr, man hätte es schon so arg mit ihm gemacht, daß man es nicht ärger machen könne. und er sey über schriftstellerische Schmach längst hinweg. Mir kam dabei unwillkürlich eine Geschichte aus Schiller's „Thalia" ins Gedächtniß, die ich aber nicht angeben mag; denn man konnte dem Manne im Umgange nicht feind werden, wenn man auch unedle Aeußerungen von ihm hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Wien.) Döbler macht hier mit seinen optischen Bildern, seinen sogenannten dissolving views. großes Aufsehen, und hat, mit seinem richtigen Tacte, auch dieß Mal den Wienern eine Ueberraschung am 31. März bewirkt, für die sie noch lange dankbar seyn werden. Am 31. März, dem Tage, wo der Erzherzog Carl vor 50 Jahren den Maria-Theresien-Orden erhielt, zeigte Döbler unter seinen Bildern den Erzherzog auf dem wohlbekannten Schimmel, den er bei Aspern ritt, sodann den Erzherzog Friedrich, auf dem Walle der eroberten Festung Saida, und zuletzt einen hellglänzenden, lorbeerumkränzten Stern. Ueber den Jubel des überfüllten Hauses braucht, bei der allgemeinen Theilnahme der Bevölkerung an dem schönen Vaterlandsfeste, wohl nichts gesagt zu werden. (Berl. N.)

*** (Paris.) Jules Janin hat einen sehr kurzweiligen Artikel über eine sehr ernsthafte Sache in das Journal des Débats einrücken lassen: über Cherubini's hinterlassene Handschriften. Cherubini hat nämlich, mit großer Pünktlichkeit. ein vollständiges Tagebuch über alle seine Compositionen geführt, seitdem er bei seinen Lehrern, den beiden Felici, Pietro Bizari, J. Castrucci und dem berühmten Sarti, Unterricht erhalten hatte. Aus diesem Tagebuch geht hervor. wie unendlich thätig Cherubini war, und wie diese Thätigkeit von seinem 13. Jahre bis zu seinem Lebensende (83. Jahre), also volle siebenzig Jahre hindurch, fortdauerte. In der Liste seiner Compositionen befindet sich auch ein Militärmarsch, den er für den damaligen Obersten v. Witzleben componirte und der wohl noch vorhanden seyn muß. Cherubini hat, jenem Tagebuche zufolge, 28 Opern, 18 große Messen, 120 Solfeggien und eine Unzahl von einzelnen Motetten. Oratorien, Madrigalen, Notturnen, 2-, 3- und 4stimmigen Canons, Romanzen, Couplets, Cavatinen für die Prüfungen im Conservatorium u. s. w. geschrieben. — Alle diese Compositionen wird die Familie in Kurzem versteigern lassen. — Wie Schade, wenn die Sammlung wirklich zerstreut würde! (Berl. N.)

Am Grabe meiner Mutter.

An Deinem Grab', o Mutter,
Steh' ich vertieft im Schmerz',
Elegische Begeist'rung
Umwoget mir das Herz;
Ich dachte Dir zu weihen
Ein wehmuthvolles Lied,
Doch seit Du hingeschieden,
Mich Lied und Dichtung flieht!

Und würdig Dir zu singen,
Fehlt Wort mir, Sprach' und Klang;
Zwar mangelt Stoff und Regung
Mir nicht zum frommen Sang',
Wenn ich zumal gedenke,
Wie einst Du liebevoll
An meiner Wiege standest,
Bemühet um mein Wohl,
Wie sanft Du mir gelächelt,
Die Mutterfreud' im Blick',
Wie Du in mir gefunden
Dein ganzes Lebensglück, —
Und wieder auch gedenke,
Wie aber nun ich steh'
An Deinem Grab', o Mutter,
Mit namenlosem Weh',
Und wie auf Deinem Hügel
Sich senkt mein Thränenblick,
Und daß ich Dich verloren,
Mein ganzes Lebensglück!

So mangelt Stoff und Regung
Mir nicht zum frommen Sang',
Doch würdig Dir zu singen,
Fehlt Wort mir, Sprach' und Klang!

August Grebe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 17. April. Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionär, Zaubermärchen in 3 Abth. von Ferd. Raimund. Musik von Müller. (Neunte Gastrolle) Herr von Wurzel: Herr Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 18. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Jerr, großherzoglich badische Hofsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 108. 19. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

I.

Die Stadt Neapel, wie alle Dinge hienieden, ist dem Einfluß zweier Mächte unterworfen, die ihre Geschicke lenken: sie hat ihr böses Princip, welches sie verfolgt, und ihren guten Genius, der sie beschützt: der Feind ist die Jettatura, der Beschützer ist St. Januarius. Ohne die Jettatura wäre Neapel durch St. Januar längst zur Königin der Welt erhoben.

Die Jettatura ist keine Erfindung von gestern, kein mittelalterlicher Wahn, kein Aberglaube aus der morgenländischen Kaiserzeit: sie ist eine Geißel, welche die alte Welt der neuen zum Vermächtniß hinterlassen, welche die christliche Welt von der heidnischen Griechen- und Römerzeit ererbt hat, eine Kette, die durch alle Zeitalter hindurch reicht, und der jedes neue Jahrhundert einen Ring weiter anhängt.

Zum Glücke — so wie die Klapperschlange durch ihr Geräusch sich selbst verräth — sind auch der Stirn des Jettatore — des Mannes mit dem bösen Auge — gewisse Kennzeichen aufgeprägt, woran man mit einiger Uebung ihn erkennen kann. Er ist gewöhnlich mager und blaß, hat eine gekrümmte Nase wie ein Rabenschnabel, große Augen, die etwas vom Blick der Kröte an sich haben, und die er deßhalb meistens hinter einer Brille versteckt.

Wenn du also in den Straßen Neapel's Jemanden begegnest, der so aussieht, wie ich dir beschrieben habe, so hüte dich: hundert gegen eins, daß er ein Jettatore ist. Hat er dich zuerst erblickt, so ist das Unglück geschehen; neige dein Haupt, und harre, was erfolgen wird; hast du ihn aber zuerst gesehen, so halte ihm eiligst den Mittelfinger ausgestreckt und die zwei nächsten eingeschlagen entgegen: — et digitum porrigito medium, sagt Martial.

Es versteht sich von selbst, wenn du irgend ein Hörnchen von Gagat oder Korallen bei dir trägst, so ist jene Vorsicht überflüssig. Der Talisman ist unfehlbar, so versichern wenigstens die Händler mit Hörnchen.

Die Jettatura ist eine unheilbare Krankheit; man wird geboren und stirbt als Jettatore. Streng genommen kann man es auch werden: wer es aber einmal ist, der ist verurtheilt, es lebenslang zu bleiben.

Im allgemeinen ist den Jettatori ihr unheilbringender Einfluß unbekannt; da es ein sehr schlechtes Compliment wäre, Jemanden zu sagen, daß er ein Jettatore sey, und manche es auch gar sehr übel nehmen würden, so beschränkt man sich darauf, ihnen möglichst auszuweichen, und wo das nicht angeht, die Hand zu halten, wie beschrieben wurde. Wenn du in Neapel zwei Männer auf der Straße sich unterreden siehst, und einer davon die Hand auf den Rücken hält, so betrachte dir den andern genau: es ist ein Jettatore, oder mindestens einer, der das Unglück hat, dafür zu gelten.

Nichts kann gegen die Jettatura schützen, als die angegebenen Mittel; es gibt keinen Rang, kein Vermögen, keine Stellung in der Gesellschaft, die gegen ihre verderblichen Einflüsse sichern könnten, alles ist gleich vor ihr. — Dagegen gibt es auch für den Jettatore kein Alter, Geschlecht oder Stand: er kann eben so wohl Kind wie Greis, Mann wie Frau, Advokat oder Arzt, Richter, Priester, Gewerbsmann oder Edelmann, Lazzarone oder großer Herr seyn; nur darauf kommt es an, zu wissen, ob das eine oder andere dieser Altersstufen, Geschlechter oder Stände die Kraft der Verzauberung erhöht oder schwächt.

Wir erzählen nunmehr die Geschichte eines Jettatore.

II.

Der Prinz von C. wurde mit allen Kennzeichen eines Jettatore zur Welt geboren: Brille, Perrücke und Dose allein ausgenommen. Er hatte dünne Lippen, große und stiere Augen, eine Rabenschnabelnase; seine Mutter, deren zweites Kind er war, hatte nicht einmal das Glück, den Neugebornen zu sehen: sie starb während der Geburt.

Man suchte eine Amme für das Kind, und fand ein recht hübsches kräftiges Bauernmädchen aus der Gegend von Nettuno. Aber kaum hatte das Unglückskind ihre Brust berührt, als ihr die Milch versiegte. — Nothgedrungen mußte man den Principino mit Ziegenmilch auffüttern.

Der Prinz von C., Gesandter am toscanischen Hofe, eilte auf die Nachricht vom Tode seiner Gemahlin und der Geburt eines zweiten Sohnes, nach Neapel; er stieg an seinem Palaste ab, beweinte geziemendermaßen die Prinzessin, umarmte väterlich das Kind, und ging dann, sich dem König vorzustellen. Der König kehrte ihm den Rücken, er hatte es sehr übel aufgenommen, daß er seinen Gesandtschaftsposten ohne Urlaub verlassen hatte; der Prinz mochte sich auf die väterliche Liebe berufen, wie er wollte: die väterliche Liebe kostete ihn seine Stelle.

Durch diese Katastrophe wurde die Zuneigung des Vaters gegen seinen Sohn etwas erkältet, indessen war noch ein älterer Sohn vorhanden, dem von Rechtswegen Titel, Rang und Besitzthümer zukamen. Es wurde daher beschlossen, daß der Jüngere zum geistlichen Stand bestimmt werden solle. Der Principino war noch zu jung, um deßhalb eine Meinung zu haben: er ließ es geschehen.

An dem Tage, wo er ins Seminarium eintrat, wurden alle Knaben seiner Klasse vom Keichhusten befallen. Wohl zu merken, daß von allen Unfällen um ihn her kein einziger

den Principino persönlich traf: er wuchs zusehends, und gedieh, daß es zum Entzücken war.

Er studierte seine Klassen mit bestem Erfolge, und that es allen seinen Kameraden zuvor. Ein einziges Mal, man weiß nicht, wie es kam, erhielt er nur den zweiten Preis: der Zögling aber, der den ersten davon getragen hatte, stolperte, wie er seinen Kranz in Empfang nehmen wollte, auf der ersten Stufe der Estrade, und brach das Bein.

Indessen wuchs der Knabe zum Jüngling heran. Wie sehr er auch im Seminarium in der Verborgenheit leben mochte, so gelangte doch das Geräusch der Welt zu ihm; überdies sah er auf den Spaziergängen mit seinen Kameraden schöne Damen in eleganten Wagen vorüberfahren, und schöne junge Männer auf muthigen Pferden; und so gewahrte er auch am Ende der Straße Toledo ein Gebäude, das man San-Carlo nannte, und ihm vom Innern desselben so viel Wunderbares erzählte, daß Aladins Gärten und Paläste nichts dagegen waren. Die Folge davon war, daß der Principino großes Verlangen trug, mit den schönen Damen bekannt zu werden, auf Pferden zu reiten, wie die schönen jungen Herren, und vor allem andern zu schauen, was sich denn eigentlich in San-Carlo zutrage.

Unglücklicher Weise war dies alles unausführbar; der Prinz von C., immer noch bei Hofe in Ungnade, grollte fortwährend seinem jüngsten Sohne. Zudem bildete sich Prinz Ercole, den man auf Reisen sandte, um ihn vor jeder Berührung mit seinem Bruder zu bewahren, täglich mehr zum vollkommenen Cavalier aus, und versprach, den Glanz des Namens ruhmvoll zu erhalten. Ein Grund weiter, um den armen Principino in seinem Seminarium eingesperrt zu lassen. —

Indessen trübten sich die Verhältnisse zwischen dem Königreiche beider Sicilien und Frankreich: es verlautete von einem Kreuzzuge gegen die Republikaner; der König Ferdinand wollte das Beispiel geben. Man hob allerwärts Truppen aus, man zog eine Armee zusammen, und verkündigte mit großer Feierlichkeit, daß der Erzbischof in der Kathedrale von Santa Chiara die Fahnen weihen werde.

Die Collegien, Schulen und Seminarien hatten das Recht, die Zöglinge jeder Klasse, welche sich in den nächsten Tagen vor der Ceremonie in ihren Ausarbeitungen am meisten ausgezeichnet hatten, dahin zu senden. Der Principino war der erste darunter; er hatte wundervolle Fortschritte gemacht: er befand sich damals in der Klasse der Rhetorik, und konnte sechzehn bis siebenzehn Jahre zählen.

Der große Tag kam heran. Die Ceremonie war höchst feierlich, alles ging in Ruhe und vollkommener Großartigkeit vor sich: nur in dem Augenblicke, wo die Fahnen, nach dem Segen zur Kirche hinaus defilirten, stürzte einer der Fahnenträger, vom Schlage plötzlich getroffen, todt zur Erde, als er eben vor dem Principino vorüber zu gehen im Begriffe war. —

Der Principino, der ein menschenfreundliches Herz hatte, bemühte sich, dem Unglücklichen Hülfe zu leisten, aber schon hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht. Nun ergriff der Principino die Fahne, schwenkte sie mit kriegerischen Geberden, woraus zu entnehmen, welch ein Mann er dereinst seyn werde, und reichte sie einem Offizier, mit dem Rufe: „Es lebe der König!" — Mit Enthusiasmus wurde der Ruf von der ganzen Versammlung wiederholt.

Drei Monate später war die neapolitanische Armee geschlagen, die Fahne mit einem Dutzend anderer in die Hände der Franzosen gefallen, und der König Ferdinand schiffte sich nach Sicilien ein.

Das Klassenstudium des Principino war vollendet: es handelte sich nur von der Wahl eines Klosters. Er wählte sich die Camaldulenser. Diesemnach trat er aus dem Seminarium aus, worin er seine Jugendjahre zugebracht hatte, und wurde als Novize in das Kloster aufgenommen, in dem seine Mannesjahre verfließen, und sein Greisenalter erlöschen sollte.

Am Tag nach seinem Eintritt erschien die Verordnung der neuen Regierung, durch welche alle geistlichen Gesellschaften aufgehoben wurden.

Der junge Mann war nun genöthigt, die Laufbahn der Prälatur zu erwählen, denn auch nach Aufhebung der Klöster blieb er der jüngere Sohn, und um nichts reicher als vorher. Drei Monate hindurch spazierte er also in den Straßen Neapel's herum, mit dreieckigtem Hute, schwarzem Kleide und violetten Strümpfen; alsdann entschloß er sich zum Empfange der kleinen Weihen.

Am Morgen des für diese Ceremonie bestimmten Tages decretirte die parthenopäische Republik, die eben war errichtet worden, daß es keine Gleichheit vor dem Gesetze gäbe ohne Gleichheit des Erbrechtes, und daß folglich das Recht der Erstgeburt aufgehoben sey.

Dieses neue Decret entzog hundertausend Livres Renten dem Prinzen Ercole, älteren Bruder unseres Helden, der nun in den Besitz eines Kapitals von zwei Millionen gelangte.

Da sein geistlicher Beruf eben nicht besonders groß gewesen war, so legte er leichten Muthes die geistliche Kleidung ab; er ließ den ersten Kleiderkünstler Neapel's kommen, schaffte sich die schönste Equipage an, die er finden konnte, und miethete sich für den Abend sogar eine Loge in San Carlo.

Aber an demselben Abend, wo der Principino das wundervolle Theater zum erstenmale betreten, und als letzter unter den Zuschauern die Ausgangsschwelle überschritten hatte, brach Feuer im Gebäude aus, und am andern Morgen war San Carlo nichts mehr als ein Aschenhaufen. (Forts. folgt.)

Doktor Bahrdt.

Eine Lebens-Skizze.

(Fortsetzung.)

Seine Kaltblütigkeit gegen Schmähungen, die er erfahren mußte, war nicht bloß theoretisch, sondern er übte sie bei manchen Gelegenheiten recht thätig aus. Einst erhielt er beim Abendessen einen bogenlangen Brief, der ungefähr so anfing: „Nachdem ich Ihren Lebenslauf mit Aufmerksamkeit gelesen und ihn von mehreren Seiten geprüft habe, so habe ich gefunden, daß Sie einer der größten Schafsköpfe sind. Wie konnten Sie so dumm seyn u. s. w." In diesem Tone ging der Brief fort, der, um die Handschrift unkenntlich zu machen, mit Kanzleischrift geschrieben war. Aber siehe, Bahrdt hatte die Contenance, ihn sogleich laut der Gesellschaft zum Besten zu geben, und die lustigsten Anmerkungen dabei zu machen.

Aus solchen Zügen kann man ungefähr den glücklichen Leichtsinn dieses Mannes und seinen gesellschaftlichen Charakter kennen lernen. Auch im Gespräch nahm er nicht leicht etwas übel. Gegen Andere aber war er, so weit ich ihn kannte, schonend, und ließ manche Blößen, die sie gaben, unbenutzt. Dies setzt vielleicht die folgende Anekdote mehr in's Licht.

An einem Abend nach Tische erzählte er in einem Kreise von Studenten, daß nach seinem Tode eine Correspondenz zwischen ihm und einem vornehmen Manne im preußischen Staate, den er auch nannte, herauskommen würde, und daß diese Schrift die wichtigste von allen denen sey, die er herausgegeben hätte. Ein Student, der den Eingang überhört ha-

ben mochte, fragte: „Wann wird dies wohl ohngefähr seyn, Herr Doktor?“ Bahrdt, ohne das Sonderbare dieser Frage zu releviren, antwortete ganz trocken: „Das kann ich so eigentlich nicht wissen.“

„Nach Tische pflegte sich dann die Gesellschaft bald zu verlieren, gewöhnlich noch vor zehn Uhr. Den Vormittag war er allein und verwendete ihn zu seinen schriftstellerischen Arbeiten, den ganzen Nachmittag und Abend aber widmete er seinen Gästen, die bei gutem Wetter sich immer einfanden. Lesen sah man ihn niemals; keine Zeitung, kein Journal war in seinem Hause zu finden, und das Merkwürdige, das in der literarischen und politischen Welt vorfiel, ließ er sich von seinen Freunden erzählen. Diese Abneigung gegen alle Lektüre hatte wahrscheinlich ihren Grund darin, daß er immer fürchtete, von sich etwas zu finden, das ihm mißfallen mußte. Denn so kalt er auch gegen Schriftsteller-Beleidigungen war, blieb er doch Mensch, und mochte bei allem Stoicismus wohl manchmal an einer empfindlichen Seiten getroffen worden seyn. Er ersparte sich also diese Kränkungen und sah unterdeß lieber einen Baum pflanzen oder einen Weinstock beschneiden. Aber was noch auffallender war: dieser gelehrte Mann hatte überhaupt keinen Schatten von Bibliothek, hatte buchstäblich fast kein Buch in seinem Hause, selbst kein Exemplar von seinen eignen Schriften. Dies gestand er mehrmals ganz offen und nannte dabei ein Buch, wenn ich nicht irre, die Bibel, welches seine ganze Bibliothek ausmachte. Alles, was dieser seltene Mann sprach und schrieb, schöpfte er aus sich selbst, und wenn er etwa ein Buch unumgänglich nöthig hatte, so mußte es sein Buchhändler ihm liefern.

So lebte dieser merkwürdige Gelehrte in der letzten Zeit seines Lebens als Gastwirth, der in früheren Jahren als Theolog so viel Aufsehen gemacht, und so viele wichtige Aemter bekleidet hatte; so war der Ort seines Aufenthaltes, in welchem er, nach so manchem Sturme, nach so manchem Schiffbruch, wie in einen Hafen eingelaufen war. Was davon oft mündlich oder schriftlich gesagt wird und wie es in der parteiischen Schrift: „Bahrdt mit der eisernen Stirne,“ angegeben ist, als wären daselbst sittenlose Mädchen unterhalten worden, ist alles niedrige Verläumdung, denn nicht die entfernteste Spur von solchen Unanständigkeiten war zu finden. Die Gesellschaft, die sich da versammelte, bestand aus ehrliebenden Personen, die an diesem Orte keine unerlaubten Vergnügungen suchten. Die größere Anzahl machten Studenten aus; zu diesen aber gesellten sich oft Professoren und verheirathete Offiziere, und an Sonn- und Festtagen traf man da Leute aus allen Ständen, weil an diesen Tagen Jedem der Zutritt gestattet war. Die Töchter des Doktors sah man nur sehr selten und sie führten eine sehr sittsame und eingezogene Lebensart. Auch die verrufene Christine mischte sich nie in die Gesellschaft, sondern war fast immer in der Küche, um für die Gäste zu sorgen; übrigens schien sie ein gutmüthiges Mädchen zu seyn, konnte aber durchaus keinen Anspruch auf Schönheit machen, und in diesem Fall war der Geschmack des Doktors sehr seltsam.

Unter seinen Töchtern liebte er die älteste am meisten. Sie spielte und sang schön, sie ließ sich selbst einige Male in Halle im Concert mit Beifall hören, und dann war auch ihr Vater gegenwärtig, den man sonst fast niemals in Halle sah. Sie nahm an seinem Schicksal steten Antheil, sie besuchte ihn im Gefängnisse zu Halle und war mit ihm in Magdeburg, sie betrieb die häuslichen Geschäfte mit regem Eifer und hatte einen sanften, vortrefflichen Charakter. Diese Tochter, seine größte Freude in der Welt, starb ihm und bei ihrem Tode und ihrem Begräbniß ereigneten sich manche Umstände, die einiges Licht auf den Charakter dieses seltenen Mannes werfen, und einer nähern Beschreibung daher nicht unwerth sind.

Im Anfange ihrer Krankheit gab er ihr selbst Arznei, denn er hatte die Eigenheit, von Allem etwas wissen zu wollen, selbst von der Medicin. Aber die Krankheit wurde schlimmer und die herbeigerufenen Aerzte konnten ihr nicht mehr helfen. Sie starb anderthalb Jahr vor ihm im Sommer 1790. Der Zufall hatte es gefügt, daß ich in der Stunde ihres Todes auf dem Weinberge war und den Doktor genau beobachten konnte. Er saß mit anscheinender Ruhe, aber ohne heiter zu seyn und — spielte mit Gästen L'Hombre, während einige seiner Freunde bei der todtkranken Tochter verweilten. Um drei Uhr ohngefähr kam der Marqueur herauf und brachte die Nachricht: die Kranke sey so eben gestorben. Es entstand ein Geflüster unter den Gästen, der Doktor wurde aufmerksam und merkte, daß etwas vorgehen müsse. Mit aller Fassung gab er seine Karten einem Andern, stand auf und ging hinaus. An der Treppe empfingen ihn einige Freunde, welche ihm die traurige Nachricht brachten und ihn mit in das Sterbezimmer nahmen. Nach einer Viertelstunde kam er wieder herauf und forderte mit ruhiger Miene die Karten zurück. Der Student, der für ihn gespielt hatte, sagte: „Herr Doktor, ich habe unterdeß, daß Sie fort waren, acht Groschen verloren.“ — „Ach,“ antwortete er mit Fassung, ja beinahe Kälte, „ich habe heut mehr verloren, ich habe Alles verloren, was mir das Liebste auf der Welt war.“ Dies sind buchstäblich seine Worte. Sodann setzte er sich wieder an den Spieltisch und spielte ohne Zerstreuung weiter.

(Schluß folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Englisches Urtheil über die Aufführung der Antigone.) Ein in Berlin lebender Engländer, der kein Gelehrter ist, aber einen edlen Sinn für alles Kunstschöne hat, beschreibt seinem Londoner Freunde den Eindruck, welchen das zweitausendjährige Drama des Sophokles auf sein unbefangenes Gemüth hervorgebracht hat, mit folgenden einfachen Worten: „Ich bin so eben, ein echter Heide, aus der Vorstellung der Antigone zurückgekehrt. Ich will es versuchen, Ihnen eine Schilderung davon zu machen, wie sie ein Ungelehrter geben kann. Ich fühle aber die Unmöglichkeit, Ihnen einen deutlichen Begriff von dem allgemeinen Eindrucke zu geben, den sie auf mich gemacht. Weit entfernt, sie ermüdend oder langweilig zu finden, wie andere Leute sie genannt haben, fand ich vielmehr das Interesse der verhängnißvollen Geschichte von Anfang an gewaltig und immer steigend bis zum schauerlichen Schluß. Aus keiner dramatischen Aufführung bin ich noch von Aufmerksamkeit und Aufregung so erschöpft zurückgekommen. Von dem ersten Auftreten der fluchbeladenen und heroischen Antigone bis zur letzten Wehklage des Tyrannen, der mitten in seiner Grausamkeit und Anmaßung von der nimmerschlafenden Rache des Zeus getroffen wird, ist Alles erhaben, tragisch, göttlich; doch wie einfach, wie ungezwungen und ungeschmückt, wie menschlich sind die Regungen und Leidenschaften, z. B. Kreon's Klagegeschrei über seinen Tod. Wie ganz tragisch und gottergeben steht Antigone vor uns von Anfang an; wie fürchten und wünschen wir für sie das enge Haus, in welchem sie von ihren langen Wanderungen mit ihrem unglücklichen Vater und von ihren jetzigen frommen Pflichten gegen seinen unglücklichen Sohn ausruhen soll! Wie sehen wir, auf der anderen Seite, den Zorn der beleidigten Götter in einen schwarzen Sturm um das Haupt des anmaßenden Tyrannen sich zusammenziehen! wie verhängnißvoll ist das plötzliche Fortgehen Hämon's! wie unheilverkündend ist die Sprache des

Tiresias! Nie kann, wie es mir scheint, Mitleiden und Furcht stärker erregt werden. Der Chor hat den von dem Orchester sonst besetzten Raum eingenommen. In der Mitte desselben steht ein mit Kränzen geschmückter Altar; auf den Stufen desselben liegen Fruchtopfer. Der Chor tritt von der Seite ein, wo gewöhnlich die Musiker eintreten. Der Vorhang fällt während der ganzen Dauer des Stücks nicht nieder. Eine Veränderung der Scene oder eine Eintheilung in Akte findet nicht statt. Der Chor ist fortwährend gegenwärtig. Die Schauspieler schienen mir alle ihren Rollen nicht gewachsen; wie kann es anders seyn? Madame Crelinger hat offenbar große Bühnenpraxis; ihre Darstellung war oft bewunderns-werth, besonders in der Ruhe, und sie ward noch gewaltiger gegen das Ende. Aber bei aller Kunst, die sie entwickelte, war sie doch nicht die verurtheilte und lebensmüde Tochter eines gottähnlichen und königlichen Geschlechts — die unterwürfige und unerschrockene Dienerin der Götter. Von dem Chor ist es schwer, etwas Bestimmtes zu sagen. Wenn der Gesang bisweilen nicht vollkommen war, so war der Ausdruck doch edel und würdevoll und wohlberechnet, den Eindruck der gewaltigen und schauerlichen Sage bis ans Ende zu erhalten. Die mise en scène will ich nicht beschreiben; sie muß gesehen werden. Ich hatte viele Beschreibungen darüber gelesen; aber dennoch hatte ich keinen klaren Begriff davon. Während des Hymnus an den Bacchus umgiebt der Chor den Altar, Thyrsusstäbe und Kränze tragend und den Bacchus besingend. Hierbei trat mir die ganze Bedeutung des Griechischen Drama's, als eines religiösen Aktes, mit gewaltiger Kraft und Feierlichkeit überraschend entgegen. Ueber die Musik sind die Meinungen verschieden. Ich gestehe, mich hat sie mächtig ergriffen. Der Komponist hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die Musik muß feierlich und religiös seyn, doch darf sie durchaus nicht unserer Kirchenmusik gleichen. Wenn christliche Ideen darin aufgenommen werden, so geht die Einheit des Stückes verloren. Es würde vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Musik untergeordneter gewesen wäre. Sie sollte nur dazu dienen, die verschiedenen Stimmen in Harmonie zu erhalten. Vielleicht würde ein einfacher Gesang im Ganzen passender seyn; doch dann gerade ist es am schwersten, alle Aehnlichkeit mit der Kirchenmusik zu vermeiden. Das Publikum war außerordentlich zahlreich und aufmerksam. Vielleicht giebt es keine Hauptstadt in Europa, wo eine so gelehrte und künstlerische Aufführung des erhabenen antiken Dramas bewirkt werden könnte. Man glaubte allgemein, daß die Griechischen Tragödien sich nicht würden aufführen lassen, daß sie langweilig erscheinen würden u. s. w. Dies ist jedoch ein Irrthum. Ich hatte die Antigone mehrere Male gelesen; ich hatte sie von Tieck vorlesen hören; aber die dramatische Darstellung, so unvollkommen sie auch war, hat dennoch einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Die unveränderte Scene, der Charakter der Personen, die Gruppirungen, z. B. wie Antigone, auf ihrem Wege zum Tode, den Altar umfaßt, der Chor, der um den Altar steht, und oben auf der Bühne Kreon — dies Alles trug dazu bei, Griechenland und Griechisches Leben so viel als möglich anschaulich zu machen; kurz, ich verließ das Theater mit dem festen Wunsche, diese Vorstellung noch einmal und wiederum und abermals zu sehen." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** (Wunder aus der Infusorienwelt.) Es ist in der allgemeinen Naturgeschichte eine bekannte Thatsache, daß alle Thiere sterben, wenn deren Temperatur über eine gewisse Grenze hinaus erhöht wird. Dieser Grenzpunct ist niemals niedriger, als derjenige, bei welchem das Eyweiß coagulirt, wo er denn in den meisten Fällen nicht 40° Reaumur oder 122° Fahrenheit übersteigt. Nun hat aber der Physiker Mr. Doyere mit ein Paar Arten Infusorien Versuche angestellt, welche jene stereotype Meinung und Annahme gänzlich umstoßen, und ein Resultat herbeigeführt haben, welches an das Unglaubliche grenzt. Die genannten Infusorien waren Rotifera und Tardigrada, welche sich sehr häufig in dem Schlamme und Staube unter den Dachrinnen finden, und die schon nach früheren Erfahrungen fortleben, wenn sie auch lange Zeit eingetrocknet und erstarrt sind. Mit diesen Thieren hat also Mr. Doyere die kräftigsten Mittel angewendet, deren sich die Chemiker beim Austrocknen organischer Stoffe zu bedienen pflegen. Er brachte einige Tardigrada, die er nackt auf Glasplättchen legte, in den Recipienten einer Luftpumpe, über ein Gefäß mit Schwefelsäure, und ließ sie da 5 Tage lang in dem luftleeren Raume. Andere ließ er einen ganzen Monat lang mit salzsaurem Kalk (der eben so zerstörend wie Schwefelsäure ist) im Torricellischen Vacuum eingeschlossen — und die Thiere lebten nach wie vor lustig und froh ihres Daseyns. Er ging in der Sache noch weiter: er setzte sie einer Temperatur aus, in welcher kein Thier mehr bestehen kann (der Mensch erträgt auf kurze Zeit 45 bis 50° Hitze) und steigerte diese hohe Temperatur allgemach bis 112° Reaumur oder 284° Fahrenheit — befeuchtete sodann die todtgeglaubten Thiere — und sieh, sie bewegten sich wieder neugeboren, lustig und lebensfroh in ihrer Welt, d. i. einem Wassertropfen! (Wiener Zeitschrift.)

*** (Mexiko.) Einer der hervorstechendsten Züge mexikanischer Gesellschaft ist die Sucht, durch äußeren Schmuck zu glänzen, eine Sucht, die von dem Bauern bis zu den höchsten Ständen verbreitet ist und von diesen durch einen so verschwenderischen Juwelenprunk befriedigt wird, wie er kaum an irgend einem europäischen Hofe überstrahlt werden kann. Einige von den alten spanischen Edelleuten fanden die Mittel dazu in den ungeheuren Schätzen, die sie aus ihren Minen zogen. Unter diesen, erzählt uns Madame Calderon de la Barca, war der Graf de Regla so reich, daß, als sein Sohn, der gegenwärtige Graf, getauft wurde, die ganze Gesellschaft von seinem Hause bis zur Kirche auf Silberbarren einherging. Die Gräfin, die mit der Vice-Königin einen kleinen Streit gehabt, schickte ihr zum Zeichen der Versöhnung einen weißen Atlas-Pantoffel, der ganz mit Diamanten bedeckt war. Der Graf lud den König von Spanien ein, seine mexikanischen Ländereien zu besuchen, mit der Versicherung, daß die Hufe des Rosses Seiner Majestät von Vera-Cruz bis zur Hauptstadt nichts als gediegenes Silber berühren sollten. Dies mochte eine Großsprecherei seyn; aber ein schlagenderer Beweis seines Reichthums ist die Thatsache, daß er zwei Linienschiffe vom größten Umfang von Mahagoni und Cedernholz in Havana auf seine Kosten erbauen ließ und sie dem König zum Geschenk machte.

*** (Leipzig, 13. April.) Der Stadtrath, mit Zustimmung der Stadtverordneten, hat beschlossen, dem Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister Doctor Mendelssohn-Bartholdy das Ehrenbürgerrecht der Stadt Leipzig zu conferiren, und ist die desfallsige Urkunde ihm heute übergeben worden. (Deutsche Allgem. Ztg.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 18. April: Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofsängerin.

Mittwoch, den 19. April. (Zum Erstenmale wiederholt) Riquiqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in 3 Abth. von C. Gollmick. Musik von Esser. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 109. 20. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

(Fortsetzung.)

III.

Schon seit längerer Zeit waren beunruhigende Gerüchte über den Principino im Umlauf: von diesem Tag an gewannen sie jedoch ihre volle Bestimmtheit. Man erinnerte sich mit Schrecken an das mannichfache Unglück, das er schon gebracht hatte, und fing nun an, ihn zu fliehen wie die Pest. Doch gab es auch Ungläubige; in Neapel wie allerwärts finden sich starke Geister, die sich rühmen, an nichts zu glauben. Uebrigens hatte die Anwesenheit der Franzosen den Skepticismus in Mode gebracht, und die Gräfin von M., eine große Verehrerin der Franzosen, erklärte laut, daß sie nicht ein Wort davon glaube, was man über den armen Principino sage, und zum Beweis ihres Unglaubens werde sie ganz eigens seinetwegen eine große Soirée geben, und den Beweis liefern, wie lächerlich und falsch die über ihn ausgesprengten Gerüchte seyen.

Die Nachricht, wie die Gräfin von M. die Jettatura herausgefordert habe, verbreitete sich in Neapel: das erste Wort aller Eingeladenen war, daß sie ganz sicher nicht zu dieser Soirée gehen würden; wie aber der große Tag herankam, so überwog die Neugier die Furcht, und um neun Uhr waren die Salons der Gräfin fast überfüllt. Zum Glücke konnte die Menschenmasse sich in die prächtigen Gärten zerstreuen, die mit farbigen Gläsern erleuchtet, und wo Gruppen von Musikern und Sängern in den Gebüschen vertheilt waren.

Um zehn Uhr erschien der Prinz von C.; er war damals ein sehr artiger Cavalier, der zwar seit einiger Zeit schon eine Brille trug, und einer Dose sich bediente, mehr um der Mode willen, als aus anderer Ursache; sein herrliches lockiges Haar schien ihn noch auf lange Zeit hinaus der Nothwendigkeit einer Perrücke zu überheben. Er war von einnehmendem Charakter, zeigte sich stets heiter, rieb sich unaufhörlich die Hände, hatte auch Geist: kurz, er war ein Mann, der Eindruck machte, wäre die verwünschte Jettatura nicht gewesen.

Sein Eintritt bei der Gräfin von M. war von einem kleinen Unfall bezeichnet, der aber auch gar wohl von bloßem Ungeschick herrühren konnte: ein Lakai, der einen Teller mit Eis trug, ließ ihn gerade in dem Augenblicke fallen, wie der Prinz die Thüre öffnete. Doch machte das Zusammentreffen seiner Erscheinung mit diesem Zufall Jedermann darauf aufmerksam, wie unbedeutend er auch war.

Der Prinz suchte die Herrin vom Hause zu finden; sie spazierte, wie fast alle ihre Gäste in den Gärten. Es war einer der herrlichen Sommerabende im Junius, wo in Neapel die Hitze durch den doppelten Seewind, den man nirgendswo sonst kennt, gemäßigt wird. Der Himmel flammte von Sternen, und der Mond, der über dem rauchenden Vesuv aufstieg, glich einer ungeheuern glühenden Kugel, aus einem gigantischen Mörser geschleudert.

Endlich begegnete der Prinz der Gräfin, sie näherte sich ihm, man wechselte die herkömmlichen Komplimente: dann um zu beweisen, wie sehr sie die ausgestreuten Gerüchte verachte, zog sie den Arm aus dem ihres bisherigen Begleiters, und gab ihn dem Prinzen. Geschmeichelt von dieser Auszeichnung wollte der Prinz sich durch Lobeserhebungen des Festes erkenntlich bezeigen.

„Ah! Madame,“ sagte er, „welch ein herrliches Fest geben Sie da, und wie lange wird man davon sprechen!“

„O, Prinz,“ erwiederte Frau von M., „Sie überschätzen den Werth einer kleinen Reunion ohne Bedeutung.“

„Nein, auf Ehre,“ sagte der Prinz. „Alles vereinigt sich aufs Schönste, und der Himmel hat Ihnen das köstlichste Wetter dazu gegeben.“

Der Satz war noch nicht völlig ausgesprochen, als ein Donnerschlag vom Olymp erscholl, und eine Wolke, die Niemand gesehen hatte, barst, um sich in einem furchtbaren Platzregen zu ergießen. Jeder rettete sich, so gut er konnte; einige suchten augenblicklichen Schutz in den Grotten oder Kiosken, andere flüchteten sich dem Palaste zu, unter diesen waren die Gräfin und der Prinz. Nun bedenke man, daß im Monat Junius Neapel im Punkte des Wassers eine Art von Aegypten ist, und daß man in den drei Monaten Junius, Julius und August, wenn auch die Trockenheit der Erde der lybischen Sandwüste gleich käme, doch nimmer wagen würde, St. Januar um Regen anzuflehen, um die Macht des Heiligen keiner zu schweren Probe auszusetzen. — Der Prinz brauchte nur ein Wort zu reden, so hatte augenblicklich eine wahre Sündfluth die Schleusen des Himmels aufgethan.

Der Hauptsalon, eine große Rotunde, an welche die übrigen Zimmer rings umher anstießen, war mit einem prachtvollen Lustre von Krystall beleuchtet, den die Gräfin vor drei Monaten aus England erhalten, und heute zum erstenmal Gebrauch davon gemacht hatte. Der Effekt war magisch, so sehr vervielfältigte sich das Licht, von den tausend Facetten des Glases zurückgeworfen, und strahlte in allen Farben des Regenbogens. — Auch blieb der Prinz, wie er mit der Gräfin unter die Thür des Salons trat, geblendet stehen.

„Nun, was haben Sie, Prinz?“ fragte die Gräfin.

„Ah, Madame!“ rief der Prinz, „welchen prachtvollen Lustre haben Sie da!“

Kaum waren diese Worte des Lobes ausgesprochen, als einer der vergoldeten Ringe, womit die strahlende Sonne am

Plafond befestigt war, zersprang, der Lustre herabfiel, und in tausend Stücke zerbrach. — Zum Glück hatte sich so eben Jedermann zum Contretanz aufgestellt, die Mitte des Saales war folglich leer, und Niemand wurde beschädigt.

Frau von M. fing es wohl an im Stillen zu grauen, daß sie solcher Weise Gott versucht habe; — indessen konnten denn doch, ernstlich betrachtet, die drei Unfälle das Werk des Zufalls seyn; — sie befürchtete die Sarkasmen ihrer Freunde, wenn sie der Furcht nachgeben wollte; — wie endlich konnte sie vom Prinzen sich losmachen, auf dessen Arm sie sich lehnte, und der sich im Bedauern der so unbegreiflichen als unerwarteten Katastrophen erschöpfte, die das Fest getrübt hatten. Alle diese Betrachtungen bestimmten sie, dem Geschicke die Stirn zu bieten, und die betretene Bahn bis ans Ziel zu verfolgen. Sie benahm sich also gegen den Prinzen noch liebenswürdiger als vorher, und trotz dem hingeworfenen Teller, trotz dem hereingebrochenen Ungewitter, trotz dem zertrümmerten Kronleuchter ging alles den vortrefflichsten Gang.

Es wurde in der Soirée auch mit Gesang abgewechselt; zu jener Zeit hatten Paesiello und Cimarosa, Rossini's Vorfahren, die Bewunderung der musikalischen Welt unter sich getheilt. Eine der vorzüglichsten Dolmetscherinnen dieser beiden großen Talente war die Signora Erminia, Prima Donna des unglücklichen San Carlo-Theaters: ein Sopran vom größten Umfange, eine Sicherheit der Stimme und Methode, wie man seit Dilettanten-Gedenken nichts, was dem gleichkam, gehört hatte. — Sie hatte versprochen, die berühmte Arie: Pria che spunti zu singen, und der Augenblick dazu war gekommen. Der Accompagnirende setzte sich ans Piano, die Signora erhob sich: weil sie jedoch den weiten Saal ganz allein hätte durchwandeln müssen, so sprach der Prinz, der ihren Werth das eine Mal, wo er in San Carlo gewesen, zu schätzen gelernt hatte, ein Wort der Entschuldigung zur Gräfin von M., eilte der berühmten Sängerin entgegen, und reichte ihr den Arm, sie an ihren Posten zu geleiten. — Diese Galanterie wurde dem kaum aus dem Seminarium ausgetretenen jungen Manne hoch angerechnet.

Sogleich ließen die Ausrufungen: „St! Stille! Zuhören!" sich vernehmen. Ein brillantes Präludium auf dem Piano begann: die Sängerin hustete ein wenig, versuchte zu erröthen, dann that sie den Mund auf, und hauchte den ersten Ton.

Sie hatte ihn eine halbe Note zu hoch genommen, und in der Mitte des vierten Taktes kam ein erschreckliches Quiek zum Vorschein.

Es war etwas Unerhörtes, etwas ganz Unglaubliches, Jedermann beeilte sich, die Sängerin durch Applaudiren zu beruhigen, aber der Unglücksstreich war gefallen: die Signora fühlte, daß irgend eine feindliche Macht ihr Talent bewältigt hatte; sie begriff, daß die Jettatura im Spiel war, und stürzte zum Saale hinaus mit einem schrecklichen Blick auf den armen Prinzen, dem sie das unheilvolle Mißgeschick allein zuschrieb.

Diese Reihe von widrigen Ereignissen mußte denn doch Frau von M. aufs äußerste verstimmen; aller Augen waren auf sie und auf den Unglücksmann gerichtet, dessen erstes Auftreten in der Welt von so seltsamen Katastrophen begleitet war. Da nun aber, die Beileidscomplimente abgerechnet, der Prinz gar nicht zu bemerken schien, daß er die vermeinte Ursache des waltenden Unsterns sey, und die Ehre des Armes der Dame vom Hause für diesen Abend nicht aufgeben zu wollen gedachte, so sann Frau von M. auf ein anständiges Mittel, sich loszumachen: sie gab vor, vom Stehen müde zu seyn, und ersuchte den Prinzen, sie in ein an den Salon stoßendes reizendes kleines Boudoir zu begleiten, welches eigens zum Ausruhen der ermüdeten Tänzer und Tänzerinnen bestimmt war.

Der Prinz gehorchte: aber als ein Kavalier voller Aufmerksamkeit, holte er einen Armsessel von der Wand, und zog ihn nach der Thür hin, so daß Frau von M. alles, was im Saale vorging, sehen konnte; dann stellte er sich einen Stuhl neben den Armsessel, um sie nicht verlassen zu müssen, und gab ihr, sich verbeugend, ein Zeichen, Platz zu nehmen. Frau von M. ließ sich nieder, aber im nämlichen Augenblicke brachen beide Hinterfüße des Armsessels zusammen, so daß die arme Gräfin einen gar unangenehmen Fall that. Darum, wie der Prinz zu ihr eilte, ihr die Hand zum Aufstehen zu reichen, stieß sie ihm die Hand zurück, mit einer Lebhaftigkeit, die durchaus nichts Verbindliches an sich hatte, und flüchtete sich, ganz beschämt und verwirrt, in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloß, und wie sehr sie auch an der Thür darum gebeten wurde, nicht mehr herausgehen wollte.

Der Dame des Hauses beraubt, konnte der Ball nicht mehr fortgesetzt werden. Jedermann zog sich also zurück, den unseligen Gast verwünschend, der das köstliche Fest in eine ununterbrochene Reihe von Unfällen verkehrt hatte. Nur der Prinz allein gewahrte nichts von den Ursachen dieses frühzeitigen Abschieds, er blieb bis zuletzt und war noch so eigensinnig, Frau von M. zum Wiedererscheinen bewegen zu wollen, bis die Domestiken ihm bemerklich machten, daß nur noch seine Gegenwart dem Auslöschen der Lichter und dem Schließen der Thüren hinderlich sey.

Der Prinz, sonst ein Mann von Geschmack, begriff nun wohl, daß ein längeres Verweilen eine Unschicklichkeit sey, und kehrte nach Hause zurück, entzückt von seinem ersten Auftreten in der Welt, und im geringsten nicht zweifelnd, daß seine Liebenswürdigkeit auf das Herz der Gräfin einen gefährlichen Eindruck für ihre Ruhe gemacht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Bahrdt.

Eine Lebens-Skizze.

(Schluß.)

Wer will dies Phänomen bei einem Vater erklären? War es Fühllosigkeit, war es Seelenstärke, war es Verstellung? Ich wage hierüber nicht zu entscheiden; aber das erstere war es wohl nicht! Er liebte diese Tochter zu zärtlich, er hatte einen zu hellen Verstand, um nicht alle die Lebensfreuden, die er auf einmal verlor, zu übersehen, und ihren Verlust zu empfinden. Aber diese Ruhe diese Kälte, dieses fortgesetzte Kartenspiel? — Mir schien es ein weitgetriebener Stoicismus, praktischer Philosophie aus Uebung, Aufsagen einer Lektion, die er in seinem ganzen Leben durch so manchen harten Schlag gelernt hatte. Wer schon so unendlich viel verlor, wer schon so oft erfuhr, wie wenig uns Thränen, Händeringen und Klagen bei einem Unglücksfall helfen, der spart sich endlich diese Zeichen der Betrübniß.*) Auch mochte vielleicht sein entschlossener, leicht gefaßter Charakter zu diesem Gleichmuth beitragen. Er schildert sich in seinem Lebenslauf auf dieselbe Art, z. B. bei der Nachricht von dem Tode seines Vaters. Und endlich wollte der Mann, der sich bei so vielen Gelegenheiten sonderbar gezeigt hatte, auch vielleicht bei dem Tode seiner Tochter so erscheinen. Er war in zahlreicher Gesellschaft und wurde, dies entging ihm nicht, genau beobachtet. Kein Wunder, wenn ein Mann, wie er, den Tod seiner Tochter wenigstens zu etwas benutzen wollte! Indessen sprach er nachher sehr oft mit Rührung von ihr, rühmte ihre vortreff-

*) Wer muß nicht hier an Goethe's Gelassenheit, an seine stoische Ruhe denken, als er den Tod seines Sohnes erfuhr.

lichen Eigenschaften und wiederholte die Worte noch einigemal: daß er nun das ihm Theuerste auf Erden verloren habe.

Die folgenden Tage stand die Entschlafene öffentlich im Sarge, mit einem jungfräulichen Kranze geschmückt und mit Blumen bestreut. Zu ihren Füßen hatte der Vater ein beschriebenes Blatt gelegt, worin er seine Empfindungen bei einem so schmerzhaften Verluste ausdrückte. Diese Schrift gab zu einer sonderbaren Scene Anlaß, die oft unrichtig und selbst in einem öffentlichen Blatte ganz von der Wahrheit abweichend erzählt wurde. Ich war Augenzeuge bei dem Vorfall und erlaube mir das, was ich selbst sah und hörte, genau wiederzugeben.

Ein spekulirender Kopf (kein Student, sondern ein Kunsthändler in Halle) hatte den Doktor gebeten, das Blättchen abschreiben zu dürfen, jedoch die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung erhalten, es nicht durch den Druck zu veröffentlichen. Dies geschah indessen doch und am Begräbnißtage stand ein Knabe im Weinberge mit einer Menge von Exemplaren, die er zum Verkauf feil bot. Die Entschlafene wurde eben nach ihrer Grabstelle, die mitten im Weinberge war, getragen, und die Schrift ging reißend ab; denn es waren allein an 400 Studenten zugegen. Als der Doktor hiervon in Kenntniß gesetzt wurde, ließ er sogleich dem Knaben die noch vorhandenen Exemplare wegnehmen. Der Kunsthändler indessen, der keinen Verlust erleiden wollte, ging darauf zum Doktor, um mit ihm darüber zu sprechen, gerieth aber bald mit ihm hart zusammen; Bahrdt zeigt ihm endlich die Thür und wüthend darüber versetzt ihm der Kunsthändler einen heftigen Schlag. Bei dieser erhaltenen Mißhandlung verläßt den Doktor seine sonstige Entschlossenheit, er steht wie betäubt vor seinem Beleidiger, aber die muthige Christine, mit dem Pantoffel sich bewaffnend und die Marqueurs zu Hülfe rufend, nahmen sich sogleich seiner an, und der angreifende Theil muß die Flucht ergreifen.

Unterdessen hatte die übrige Gesellschaft, die diesen Scandal gar nicht ahnte, sich auf dem Weinberg zerstreut, als sich auf einmal die Nachricht verbreitete, Bahrdt habe von dem Kunsthändler ein Paar Ohrfeigen erhalten. Diese schimpfliche Behandlung des Doktors an einem Tage, der überdies so traurig für ihn war, machte einen tiefen Eindruck auf alle Gemüther und man suchte sogleich voll Rachsucht den Thäter im ganzen Weinberge, aber man fand ihn nicht, und endlich hieß es, er sey gleich nach dem Vorfalle nach Halle zurückgekehrt. Zugleich sah man von Weitem im Felde einen einzelnen Menschen gehen, den man für denselben hielt. Im Augenblick sprangen ohngefähr zwanzig Studenten an einer unwegsamen Seite des Weinberges einige Ellen hoch herunter, setzten über Gräben und Hecken, und suchten den Mann einzuholen. Es geschah wirklich, doch man hatte sich getäuscht und auf einen Unrechten Jagd gemacht. Indessen ließ man sich nicht dadurch vom Nachsetzen abschrecken, und holte wirklich den wahren Thäter nicht weit von Halle ein.

Man brachte ihn im Triumph zurück, und da sich unterwegs immer mehr Menschen zu der Schaar gesellten, da alle schon nach Hause Gehenden wieder mit umkehrten, so kam der Gefangene in einer Begleitung von mehreren hundert Personen an. Als er am Weinberge heraufgeführt wurde, so schrie Alles: „Hut ab! Hut ab!" und er mußte wirklich das Haupt entblößen, als wenn er vor einen Richterstuhl geführt würde. Es war eine Revolutions-Scene im Kleinen. Man mußte dabei die Contenance des Herbeigeführten bewundern, der den Hut sogleich abnahm, ihn in die Höhe hielt und überlaut rief: „Hier bin ich!"

Unterdessen stand Bahrdt vor seinem Hause, voll Erwartung, was man beginnen würde. Als man daselbst ankam, wurde um ihn und den Uebelthäter ein Kreis geschlossen und die Debatte angefangen. Das Urtheil fiel dahin aus, er solle dem Doktor knieend Abbitte leisten. Der Verurtheilte vertheidigte sich hartnäckig, wollte die Richter durchaus nicht für competent anerkennen, und kapitulirte lange Zeit mit vielem Muth. Aber was konnte er gegen die Menge ausrichten? Vierhundert Studenten um sich zu haben, die zugleich Richter und Executoren des Urtheils sind, die ihre Stöcke aufgehoben hatten und unter denen man mehrere schreien hörte: „Nieder, nieder!" oder „Schlagt zu!" das ist wahrlich kein Spaß. Auch mußte der Beklagte sich endlich gutwillig zu der Demüthigung bequemen, und dem Doktor kniend zur Versöhnung die Hand bieten. Unterdeß war der geschlossene Kreis so eng geworden, daß man wenig davon bemerken konnte, und es ging Alles bunt durch einander. Aber nie ist wohl ein Prozeß in kürzerer Zeit beendigt worden.

Man brachte darauf dem Doktor ein schallendes Vivat! — dieser nahm alsdann seinen Antagonisten in Schutz, und erquickte ihn mit einem Glas Wasser mit Citrone, weil Alles von den Gästen aufgezehrt war.

Aus diesem ganzen Vorfall wird man ersehen, wie groß die Liebe der Studenten zu dem Doktor war, und man konnte wirklich nicht umhin, diesem Manne gut zu seyn und ihn zu schätzen, wenn man ihn bloß aus seinem gesellschaftlichen Umgange kannte. Aber um so mehr war es Jedem von der andern Seite zu rathen, sich in keine Verbindungen mit ihm einzulassen, worin ein Mann von strenger Rechtschaffenheit und festen Grundsätzen erfordert wird. In solchen Fällen war man nicht wohl mit ihm berathen.

Ueber seine Krankheits-Geschichte, die schon vor Ostern 1791 anfing, und von der ich Manches weiß, ziehe ich einen Vorhang; sie wird, von seinem Arzt herausgegeben, im Druck erscheinen und wahrscheinlich darin auseinander gesetzt seyn, wie viel Lust Bahrdt hatte, in der Medicin zu pfuschen."

Ich möchte nun gern aus allem Gesagten ein Resultat in Absicht des Charakters dieses Mannes ziehen, aber dies ist nicht leicht. Ich kenne nur eine Hypothese, wodurch sich die Erscheinungen in seinem Betragen erklären lassen. Man muß nämlich annehmen, die Grundlage seines Herzens sey gut gewesen; aber sobald Leidenschaft, Sinnlichkeit, Eigennutz, Hang zur Spötterei und selbst sein Verstand damit in Collision gekommen wären, habe er so handeln können, als besitze er ein im Grunde verdorbenes Herz. Von einigen Leuten sagt man: ihr Herz liefe mit dem Kopfe davon. Von Bahrdt kann man das Gegentheil behaupten; und wirklich lief sein schneller Geist, sein intriguanter Kopf bei vielen Gelegenheiten mit dem Herzen davon. Indessen verdient er gewiß die Grabschrift nicht, die einer seiner Feinde aus einem Musen-Almanach auf ihn anwendete:

„Sanft ruh' auf ihm der Staub und leicht sey seine Erde,
Daß es — den Hunden leicht, ihn auszuscharren, werde."

Er war feiner Epikuräer, der lebte und leben ließ, der selbst sich alle Mühe gab, zu Anderer Vergnügen beizutragen, dem es aber auch weiter nichts kostete, Andere aufzuopfern, sobald es seinen Vortheil galt. J. v. G.

T a b l e t t e n.

*** (Kopenhagen, 10. April.) Im „Neuen Portefeuille" liest man das Schreiben, das die schwedische Academie Oehlenschläger bei Uebersendung der großen Goldmedaille zugestellt hat, wie auch des Dichters Dank dafür. Die Schweden, von dem gemeinsamen Ursprung der Nordischen Mythologie und Dichtkunst ausgehend, bezeichnen den Dichter des Ha-

kon Jarl und des Palnatoke als den, der ihr in neuerer Zeit erhöhten Aufschwung gegeben und die Annäherung der Brudervölker sehr gefördert habe, als den, dessen Schilderung der Götterlehre wie der Heldenthaten der Vorväter in ihrer Reinheit, Treue, Selbstaufopferung und Vaterlandsliebe später selten erreicht, nie übertroffen werden würde. Manches Vorbild habe Oehlenschlager den schwedischen Dichtern gegeben und viele seiner Blumen seyen auf schwedischen Boden verpflanzt. Dafür wüßten die Völker des Nordens ihm den wärmsten Dank und die Akademie sende ihm nun diese Medaille mit Einwilligung ihres hohen Schutzherrn, zum Zeichen, daß sie die allgemeine Huldigung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft des Nordens theile. — Auf dieses Schreiben hat Oehlenschläger in gebundener Sprache geantwortet, worin er auf die älteste Zeit der schwedischen Dichtkunst zurückgeht und in einer hübschen Strophe auch der in dem schwedischen Schreiben gemachten Anspielung auf die Einheit des Nordens erwähnt. (Altonaer Merkur.)

*** (Paris, 9. April.) Die Stallknechte und Bereiter des Paschas von Aegypten, welche die sieben schönen Nedschib-Pferde dem Könige der Franzosen überbracht hatten, haben nun Paris wieder verlassen. Die neun Aegypter lebten hier übrigens wie im Paradiese, besahen alle Merkwürdigkeiten, alle Theater, speisten jeden Tag bei Véry im Palais Royal, und konnten sich vor Freuden über das nie genossene Vergnügen, in einem weichen Bette zu schlafen, gar nicht fassen. Uebrigens brachten sie andere Schaugenüsse nie aus ihrem Phlegma, und weder die Börse, noch die Madeleine, weder der Triumphbogen noch das Pantheon entlockten ihnen einen Ausruf der Bewunderung; selbst in der Oper und bei allem Zauber des Ballets, blieben sie ungerührt; da gelang es einer Erscheinung sie zu fesseln; es war Mme. Laurent, eine große starke und ziemlich wohlbeleibte brünette Choristin der Oper; als sie diesen Schönheits-Typus ihres National-Geschmackes sahen, waren sie vor Bewunderung außer sich, und riefen immerfort in ihrer Loge, ohne auf Duprez und die Dorus, Baroilhet und Mme. Stolz mehr Acht zu geben: „Oh wie schön! Oh wie schön!" So lange sie in Paris blieben, sprachen sie täglich begeistert von der großen wohlbeleibten Choristin. Auch Versailles riß sie aus ihrer Apathie, und im Saale der Schlachten waren sie ganz außer sich. Ein Dolmetscher und ein k. Stallbeamter waren ihnen als Ciceroni beigegeben, und ihr ganzer Aufenthalt mit allen Lustpartien, Vergnügungen u. s. w. von dem Könige bestritten. Vor der Abreise wurden sie zu der Intendanz der Civil-Liste geführt, und Hr. v. Wailly gab jedem von ihnen eine rothsammetne, reich mit Gold gestickte Börse, voll lauter neuen Zwanzig-Frankenstücken mit dem Portrait des Königs. Soliman, der Stallmeister, erhielt 120 Napoleons, die andern jeder 80. Gerührt warfen sie sich mit dem Gesichte gegen Osten auf den Boden, beteten und riefen dann dankend mehrere Male: Allah segne den großen Sultan Louis Philipp!" (Berl. Nachr.)

*** (Eisenbahn-Miscelle.) Der „New-Buryport Herald" theilt eine ergreifende Erzählung mit, die ihm vom Baumeister Rogers berichtet worden, als dieser einen der großen, schweren steinernen Pfeiler, der für den Bau der Börse in Boston bestimmt war, vor Kurzem von Quincy nach dieser letztern Stadt transportiren ließ. Die Steinmasse wog 60 Tonnen (120,000 Pfund) und wurde von Ochsen gezogen. Gegen Abend kam man an die den Weg nach Boston durchkreuzende Eisenbahn, die überschritten werden mußte. Da die Thore derselben geschlossen waren, weit und breit aus der Ferne nicht das geringste Geräusch hörbar war und man glaubte, daß die Bahn zur Nachtzeit nicht befahren werde, so beschloß Herr Rogers, den Stein sogleich hinüberfahren zu lassen. Allein als der Wagen mit dem Ochsenzug bis zur Mitte der Eisenbahnstraße gekommen war, hörte man plötzlich und unvermuthet den brausenden Lärm einer entfernten Locomotive, die sich näherte. Es war bereits dunkel, und man konnte deren Führer kein Zeichen geben. Zurückzukehren, war nicht möglich, und so blieb nichts übrig, als alle erdenkliche Kraft anzuwenden, um den Stein vollends hinüber zu bringen, bevor die Locomotive herankam. Man trieb die Zugochsen auf alle mögliche Weise an, aber durch den zu plötzlichen und schnellen Ruck, der durch die aufs Aeußerste angestrengten Kräfte sämmtlicher Ochsen verursacht wurde, brach zum Unglück die Kette, an der dieselben zogen. Nun stieg die Noth aufs Höchste. Es war kein Augenblick Zeit zu verlieren und daher nicht daran zu denken, die zerbrochenen Theile derselben wieder zu verbinden und es war unter solchen Umständen nichts Anderes zu thun, als diejenigen Ochsen, die noch durch einen Theil der Kette an den Wagen gespannt waren, bis zur größten Anstrengung ihrer Kräfte anzutreiben. Der Wagen mit der schweren Last wurde zwar in seiner Bewegung vorwärts gebracht, aber langsam und mittlerweile hörte man schon deutlich das Pfeifen und Schnaufen der in der Dunkelheit mit der Schnelligkeit von 20 englischen Meilen per Stunde heraneilenden Locomotive, ohne daß die Personen, welche sich in den Eisenbahnwagen befanden, die mindeste Ahnung von ihrer Gefahr hatten. Da machten die Ochsentreiber einen letzten entscheidenden Versuch, die Zugthiere anzutreiben, die Steinmasse bewegte sich und die Locomotive mit ihrem Wagenzuge brauste mit Windesschnelle gerade vorbei, als das letzte Ende des Steins jenseit der Bahn war. Da stand nun der Baumeister, der den Transport leitete, Gott dankend, und die Ochsentreiber, den Schweiß von der Stirn sich wischend, athmeten wieder freier, als wären sie selbst einer großen Gefahr entgangen. (Freischütz.)

*** (Wien, 11. April.) Bei der von Lewy arrangirten Akademie zum Besten der Elisabetherinnen, welcher der ganze Hof beiwohnte, erhielt das Gelegenheitsgedicht Saphir's auf den Erzherzog Karl, gesprochen von Madame Rettich, einen ungemeinen Beifall. Die Anspielung auf den verewigten Kaiser Franz machte auf die anwesende Kaiserin-Mutter einen sichtbar schmerzlichen Eindruck, der nur durch das Jubelgeschrei des Publikums einige Linderung erhalten mochte.

*** (Anekdote.) Als am 17. März der Komet das erste Mal sich zeigte, und die Leute auf den Straßen denselben betrachteten, fragte Jemand, was denn das für ein Lichtstreifen sey. Wissen Sie, erwiederte ein Spaßvogel, bei dem großen Erdbeben in Guadeloupe hat die Erde ein Loch bekommen, und da scheint jetzt die Sonne durch. (Fränk. M.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 19. April. (Zum Erstenmale wiederholt) Rlauqui, oder: Die politische Heirath, komische Oper in 3 Abth. von C. Gollmick. Musik von Esser. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 20. April. (Neu einstudirt) Staberl's Reise-Abenteuer, Posse mit Gesang in 2 Abth. (Zehnte Gastrolle) Staberl: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. Hierauf folgt: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Verlag: Fürstl Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 110. 21. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Ergebnisse dieser Soirée verfehlten nun allerdings nicht, eine definitive Meinung über den Prinzen von C. auszubilden. — Unterdessen kam Prinz Ercole von seinen Reisen als ein in jeder Beziehung vollendeter Kavalier zurück. — Die erste Begegnung der beiden Brüder war natürlich etwas kalt; und wenn auch Prinz Ercole dem Nachgebornen verzieh, daß er ihm sein Vermögen bedeutend geschwächt hatte, so war er doch nicht Philosoph genug, um es ganz zu vergessen. Indessen war der älteste Prinz zu bieder, der jüngste zu gutmüthig, als daß nicht nach einigen Tagen das beste Vernehmen unter den Brüdern sich hergestellt hätte.

Prinz Ercole hatte ganz kurze Zeit in der Stadt zugebracht, wo von nichts, als von dem unheilvollen Einfluß die Rede war, der von seinem jüngeren Bruder ausging, als ihm manches darüber zu Ohren kam, was ihn aufmerksam machen mußte. Ein junger Mann wurde von ihm in der Villa-Reale auf der That einer solchen Erzählung betreten; es kam zu Erklärungen darüber, die nur durch die Waffen entschieden werden konnten. Tag und Stunde wurden für morgen verabredet, die Zeugen sollten die Bedingungen des Kampfes anordnen.

Eine so öffentliche Ausforderung machte in der Stadt großes Aufsehen. Zur Zeit Königs Ferdinand wäre das ein Glück gewesen, denn unfehlbar würde es der Polizei zu Ohren gekommen seyn, die ihre Maßregeln genommen hätte, das Duell zu verhindern; aber die Gestalt der Dinge hatte sich sehr geändert: die parthenopäische Republik war von Gaeta bis nach Reggio decretirt worden, und würde es für einen Eingriff in die individuelle Freiheit erklärt haben, die Staatsbürger, die unter ihrem mütterlichen Schutze lebten, abzuhalten, zu thun, was ihnen gut däuchte.

Begreiflich erfuhr unser Held, daß sein Bruder sich des andern Tages für ihn schlagen werde, wenn ihm auch die Ursache nicht bekannt wurde. Er eilte, sich bei ihm zu erkundigen, erhielt aber keine andere Auskunft, als daß die Sache zwar richtig, die Veranlassung dazu aber eine Dame sey, daher er Niemanden, selbst seinen Bruder nicht, Theil am Geheimniß nehmen lassen könne.

Der jüngere Prinz begriff dieses Zartgefühl, doch verlangte er dringend von seinem Bruder, Kampfzeuge seyn zu dürfen. Nach langem Weigern gab Prinz Ercole endlich nach, doch nur mit der Bedingung, daß er weder der Ursache nachfragen, noch zu einer Vermittelung mitwirken dürfe.

Zwei Stunden nach dieser Unterredung hatten die Kampfzeugen ohne weitere Erklärung festgesetzt, daß die beiden Gegner am andern Morgen, um 6 Uhr, beim See Agnano zusammen treffen sollten; die Waffe sollte der Degen seyn.

Beide Brüder fuhren in ihrer Kalesche, in Begleitung ihres Arztes. Bei der Grotte von Puzzuoli kamen ihre Gegner zu Pferde heran. Die vier jungen Männer grüßten sich, dann nahm man den Weg durch die Grotte; nach zehn Minuten war man an den Ufern des Sees Agnano angelangt.

Die Gegner und ihre Zeugen stiegen ab: jeder hatte Degen mitgebracht; das Loos bestimmte, daß die Degen des Prinzen Ercole genommen werden sollten.

Das Mißverhältniß zwischen den beiden Kämpfern war unerhört. Kaum hatte der Gegner des Prinzen Ercole dreimal in seinem Leben ein Rappier in der Hand gehabt, während der letztere, dessen Lieblingserholung das Fechten war, seinen Degen mit einer Zierlichkeit und Sicherheit handhabte, daß man keinen Augenblick am Ausgange des Gefechtes zweifeln konnte. Und doch — beim ersten Ausfall, wurde Prinz Ercole durch und durch gestoßen, und fiel, ohne einen Laut von sich zu geben.

Der Arzt eilte hinzu, Prinz Ercole war todt, seines Gegners Degen hatte ihm das Herz durchbohrt.

Der jüngere Prinz wollte den Zweikampf fortsetzen, er riß den Degen aus der Hand seines Bruders, und forderte den Mörder auf, seine Klinge mit ihm zu kreuzen, aber der Arzt und der andere Zeuge traten dazwischen, und erklärten, daß sie eine solche Ueberschreitung der Duellgesetze nicht zugeben würden. — Der Prinz mußte nachgeben: er ward nach Hause zurückgebracht, ganz in Verzweiflung, obgleich das Ereigniß sein Vermögen verdoppelte.

Der alte Vater, der ganz zurückgezogen auf einem Schlosse in der Provinz Capitanata lebte, erfuhr des andern Tages den Tod seines ältesten Sohnes. Da er ihn immer sehr geliebt hatte, und die Trauerbotschaft ihm ohne alle Vorsicht angekündigt wurde, so drückte der schmerzhafte Schlag des Schicksals ihn so schwer nieder, daß er ihn nur um zwei Tage überlebte.

Nun sah der Principino sich als Haupt der Familie und Herr eines Vermögens von acht Millionen.

V.

Zur Beruhigung seines tiefen Schmerzes beschloß der Prinz, eine Reise anzutreten. Gerade lag eine französische Fregatte im Hafen, bereit nach Toulon unter Segel zu gehen: der Prinz verlangte eine Empfehlung an den Kapitän, und wurde zur Reise angenommen.

Zwar hatten den Kapitän einige Freunde gewarnt, daß es

sein Unstern sey, der ihm den neuen Reisegefährten sende: allein der Kapitän war einer jener alten Seewölfe, die weder Gott noch Teufel glauben, und lachte nur über die Leichtgläubigkeit seiner Freunde.

Alle Anzeichen einer glücklichen Fahrt waren vorhanden: das Wetter war unvergleichlich, die englische Flotte, unter dem Commando von Foote, kreuzte in der Nähe von Corfu, Nelson lebte in Freuden zu Palermo bei der schönen Emma Lyonna, der Kapitän segelte ab, stolz wie ein Eroberer, der eine Welt sich zu suchen auszieht.

Zwei Tage und Nächte ging alles gut, bis am dritten Tage der Kapitän beim Erwachen, auf der Höhe von Livorno, die Mastkorbwache rufen hörte: „Segel Steuerbordwärts!"

Der Kapitän stieg sogleich aufs Verdeck mit seinem Fernrohr, und richtete sein Instrument nach dem bezeichneten Gegenstande. Beim ersten Blick erkannte er eine Fregatte, zehn Kanonen stärker, als die seinige, und nach sichern Kennzeichen konnte es nur eine englische seyn. — Doch zehn Kanonen mehr oder weniger waren eine Kleinigkeit für einen alten Haifisch wie der Kapitän, er befahl der Mannschaft, sich auf jeden Fall bereit zu machen, und fuhr in der Beobachtung des heransegelnden Schiffes fort.

Auf einmal schrie der Matrose im Mastkorb: „Segel Backbordwärts!"

Der Kapitän wandte sich um, richtete sein Fernrohr nach dem andern Horizonte, und sah ein zweites Schiff, welches majestätisch vom Livornoer Hafen herkam, und mit der augenscheinlichen Absicht, seine Parthie zu machen, sich näherte. Der Kapitän untersuchte es mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und erkannte es für ein Linienschiff vom ersten Range. —

Hier war nun nichts übrig, als alle Segel beizusetzen, und den Lauf gegen Bastia zu nehmen. Der Wind war günstig; auch segelte die Fregatte in gerader Linie, während die beiden englischen Schiffe die Diagonale halten mußten. Die Fregatte gewann sichtbar den Vorsprung: vergnügt pfiff der Kapitän die Marseillaise, als der Prinz mit seinem gewohnten Lächeln und die Hände reibend zum Kapitän trat.

„Nun, Kapitän," sagte er, „wir haben also bessere Beine, wie sie?"

„Ja, ja," sagte der Kapitän, „und wenn der Wind da Stand hält, so haben wir sie bald so weit hinter uns, daß wir sie nicht einmal mehr bellen hören."

„O, der hält Stand," versicherte der Prinz, und sah mit seinen großen Augen starr hinaus auf den Punkt des Horizontes, wo der Wind herkam.

„Hoho, Kapitän!" schrie der Mastkorbwächter.

„Was gibt's?"

„Der Wind springt um von Ost nach Nord."

„Tausend Donner!" schrie der Kapitän.

Es konnte indessen nur ein Windstoß seyn: aber nach wenigen Minuten war es außer Zweifel, der Wind hatte sich unwandelbar nach Norden gerichtet.

Der Kapitän, als Mann von Kopf, nahm seine Vertheidigungsmaßregeln gegen die beiden Schiffe, die mit vollen Segeln immer näher herankamen; er ersuchte den Prinzen, in den Schiffsraum hinunterzusteigen, oder sich wenigstens in seine Kajüte zu begeben: der Prinz aber, der noch nie ein Seegefecht gesehen hatte, bat um die Erlaubniß, auf dem Verdeck zu bleiben, wo er, an den Fockmast gelehnt, den Manoeuvres nicht hinderlich seyn werde.

Der Kapitän, ein Freund der muthigen Männer, gleichviel von welchem Lande, gewährte ihm die Bitte.

Der verhängnißvolle Augenblick näherte sich — nun begrüßte die englische Fregatte das französische Fahrzeug mit einer Kanonenkugel — die Entfernung beider Schiffe war nur noch gering, aber alles blieb lautlos am Bord der französischen Fregatte, während sie von der feindlichen von fünf zu fünf Minuten eine doppelte Lage erhielt, ohne doch merklich beschädigt zu werden; — endlich, wie die beiden Schiffe sich fast berührten, donnerten von der französischen Fregatte vierundzwanzig Kanonen auf einmal, ein Drittel der englischen Schiffsmannschaft wurde niedergeworfen, zwei Masten krachten und stürzten, und das Schiff, vom Gipfel des Mastbaums bis in den untersten Kiel erschüttert, stellte das Manoeuvriren ein, und erwartete seinen Feind.

Nun machte die französische Fregatte eine Wendung, und gab ihrer Feindin eine zweite Lage, welche in den Bauch des Schiffes einschlug, und acht bis zehn Todte nebst zwanzig Verwundete auf das Verdeck niederstreckte. Im nämlichen Augenblicke hörte man beide Schiffe an einander stoßen, und das Klirren der Enterhaken.

Es war ein Moment der furchtbarsten Verwirrung. Engländer und Franzosen waren so unter einander gemischt, daß man nicht sehen konnte, wer der angreifende, wer der angegriffene Theil war. Dreimal stürzten sich die Franzosen wie ein Waldstrom auf die englische Fregatte, dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Endlich, beim vierten Angriffe, schien jeder Widerstand gebrochen, der Kapitän war verschwunden, verwundet oder todt. Alles drängte sich an Bord des gewonnenen Schiffes, ein Matrose war mit dem Herunternehmen der britischen Flagge beschäftigt, als man plötzlich den englischen Kapitän wieder zum Vorschein kommen sah — mit einer brennenden Lunte auf die Pulverkammer zugehend.

(Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Frankfurt.) Die Harfenvirtuosen Parish-Alvars aus London und die nicht minder berühmten Künstler, Gebrüder Lewy aus Wien, sind hier eingetroffen und werden durch ihre außerordentlichen Leistungen im Bereiche der Tonkunst auch hier die Gunst erringen, die ihnen überall, zuletzt in Berlin, wo sie die Musikfreunde enthusiasmirten, zu Theil geworden ist.

*** (Eheliches Glück auf dem Throne) Ein englischer Schiffscapitain, der kürzlich von einer Reise um die Erde zurückgekommen ist, erzählt, als er an den Sandwich-Inseln gelegen, auf denen bekanntlich die Civilisation bereits ziemliche Fortschritte gemacht hat, sey der englische Consul zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, die Königin sende ihn mit der Bitte, er möge seine Abfahrt noch verschieben, da der König sie auf öffentlicher Straße gemißhandelt und fast erschlagen habe. Sie nähme seine Hilfe in Anspruch. Weitere Erkundigungen führten zur Ermittelung des Vorfalles. Der völlig betrunkene König war vom Pferde gefallen; die Königin eilte ihm theilnehmend zu Hilfe, er aber warf zum Danke mit einem großen Steinstücke nach ihr, das sie zum Glücke nicht traf. Die Frauen in dem Gefolge der Königin vertheidigten ihre Gebieterin, der König aber, der stärker war, als sie alle zusammen, ergriff seine königliche Gemahlin an den Haaren und würde ihr ohne Zweifel übel mitgespielt haben, wenn sie seinen königlichen Händen nicht durch zwei junge Männer entrissen worden wäre. Die Königin ergriff sofort die Flucht und rettete sich zu einem Faßbinder, wo sie sich versteckte. In dem Palaste, in welchen sich seinerseits der König begab, zerschlug und zerriß er alle Gegenstände, die ihm in die Hände fielen und endlich versuchte er gar, das Haus in Brand zu stecken. Die Königin war anfänglich ent-

schlossen, sich von ihrem Gemahl scheiden zu lassen und ihn in seine Heimath, auf die Insel Huaheine, zurückzuschicken, auch erbot sich der erwähnte Engländer, diesen seltsamen König auf seinem Schiffe mit fortzunehmen, am nächsten Tage aber wurde ihm gemeldet, daß das königliche Paar sich vollständig wieder ausgesöhnt habe. (Leipz. Allg. Modenztg.)

*** (Die Stelzen von Namur.) Die Einwohner von Namur lehnten sich einmal in alter Zeit gegen ihren Souverain auf, weil sie meinten, derselbe verlange zu viele Abgaben von ihnen. Sie wählten zu ihrer Demonstration die Zeit, als der Fürst fern und nur die Gemahlin desselben zugegen war. Diese wurde in dem Schlosse belagert und eingeschlossen gehalten, weil sie den Forderungen des Volkes nicht nachgeben wollte, und dieses jubelte schon in Siegesfreude, als der Fürst vor der Sadt erschien. Die Bürger wehrten ihm den Eingang, und er sah sich deßhalb genöthigt, alle seine getreuen Vasallen aufzubieten und die ungehorsame Stadt zu belagern. Die Belagerung dauerte ziemlich lange, aber als Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eintrat, sank den Bürgern der Muth und sie entschlossen sich, zu capituliren. Sie hoben die Belagerung des Schlosses auf und öffneten die Thore der Stadt. Noch berieth man sich in dem Rathhause, wer dem erzürnten Fürsten entgegengehen sollte, als ein Herold erschien, welcher den Einzug des Fürsten für den nächsten Tag ankündigte, zugleich aber im Namen seines Gebieters anzeigte, derselbe verbiete, daß man ihm zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkomme. „Nun ist Alles verloren," hieß es in der Versammlung des Rathes. „Da wir nicht mit ihm sprechen dürfen, wird er hart gegen uns verfahren." Niemand wußte einen guten Rath zu geben, endlich kam ein junger, leichtsinniger Bursche auf einen zweckmäßigen Einfall. „Wir sollen dem Herrn nicht zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkommen," sagte er, „wir wollen auf Stelzen gehen." Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Sogleich wurden Stelzen verfertiget, Stelzen von drei, sechs, zehn Fuß Höhe, und am anderen Morgen zogen fünfhundert Personen aus der Stadt so auf Stelzen ihrem Gebieter entgegen. Dieser fand die List originell, lachte über den Anblick dieser Leute, die sich amphitheatralisch in vier Reihen aufstellten, trat hinzu, um sie anzuhören, vernahm ihre Bitten und Beschwerden und hielt seinen Einzug mitten unter ihnen. Johann von Namur war entweder von Herzen gut, oder er sah ein, daß er nachgeben mußte, genug, er stellte Ruhe und Frieden wieder her, indem er verzieh und die Bitten seiner Unterthanen bewilligte. Die Stelzen aber sind der Stadt Namur durch diese glückliche Anwendung derselben lieb und werth geworden und jährlich wird noch heute ein Fest zum Andenken daran gefeiert. An dem Jahrestage jener Stelzenwanderung sammeln sich die jungen Leute von Namur auf Stelzen, bilden sich in Bataillone und ziehen mit kriegerischer Musik auf den Marktplatz, wo sie sich in Partieen theilen und einen Zweikampf gegen einander aufführen. Sie versuchen einander gegenseitig umzuwerfen, dürfen sich aber dabei nur der Elnbogen bedienen. Es gewährt dieses Stelzenfest einen höchst komischen Anblick, die sämmtlichen Stadtbewohner sind deshalb auch als Zuschauer versammelt. Oft bleibt der Kampf unentschieden den ganzen Tag. (Leipz. Allgem. Modenztg.)

*** (Der Epileptische.) Am 9. April d. J. entstand zu Paris in der Straße St. Antoine am Eingang des Johannismarkts ein großer Zusammenlauf um einen Menschen, der sich in einem furchtbaren Anfall von Epilepsie auf dem Pflaster wälzte. Die, welche sich zuerst ihm genähert und große Mühe hatten, ihn zu halten und zu verhindern, daß er sich nicht den Kopf auf dem Granit zerschmetterte, schickten einige der Umstehenden nach einem Arzt. Dr. Baunassies eilte, dieser Aufforderung zufolge, herbei und wandte sofort das Verfahren an, welches bei solchen Kranken gewöhnlich ist. Der Unglückliche kam wieder zu sich und antwortete auf die theilnehmenden Fragen nach seinem Namen und Geschäft, er heiße Stephan Piette und habe kein Geschäft. Der schlechte Zustand seiner Kleider, seine abgemagerten Züge und sein ganzes übriges Ansehen brachte einige gutmüthige Höferinnen auf den Gedanken, der arme Teufel möchte einen leeren Magen haben. Einige liefen fort, eine Tasse Fleischbrühe und ein Glas Wein für ihn zu holen, andere griffen in ihre Taschen, begannen eine Sammlung zu seinem Besten und forderten die Menge auf, ihrem Beispiel zu folgen. Mittlerweile beschäftigte sich der Doctor und zwei junge Leute, die aus dem Omnibus der Bastille ausgestiegen waren, dem Kranken seine Kleider wieder anzulegen; denn bei den Bemühungen, ihn wieder zu sich zu bringen, hatte man ihm, um seine Brust zu erleichtern, die Weste aufgeknöpft und die Hosenträger abgenommen. Der eine junge Mensch bemerkte, daß die Weste sehr schwer war. Er fühlte an die Tasche und bemerkte einen Körper wie eine Geldrolle. Er griff hinein und brachte eine Rolle zum Vorschein. Der Andere suchte und fand in der andern Tasche etwas Aehnliches. Man untersucht das Gefundene und siehe da, die eine Rolle enthielt 300 Francs in Gold, die andere hundert und etliche Francs in Fünffrankenthalern. Man fragte, woher das Geld? Piette schien auf diese Frage nicht zu hören und klagte über Kopfweh. Man fragte nach seiner Wohnung; er nannte eine Gasse in der Nähe des Stadthauses. Die geringe Uebereinstimmung zwischen dem äußeren Ansehn seiner Kleider und dem Inhalt seiner Taschen hatte bei einigen Zuschauern solchen Verdacht erweckt, daß sie sogleich einen Polizeicommissär in der Nähe herbeiriefen. Dieser begann auf der Stelle ein Verhör mit dem Epileptischen, und da dieser keine genügende Antwort gab, ließ ihn der Polizeicommissär auf die Polizeipräfektur bringen. Dort wurde nach Beaugenscheinigung seiner Person das Register der Verdächtigen aufgeschlagen, und nach kurzer Untersuchung stellte sich heraus, daß die in Rede stehende Person bereits zweimal verurtheilt worden war. F.

*** (Prozesse im Einklang mit der Mode.) Die Weiber in Paris tragen beinahe wieder Reifröcke, die Möbel versetzen den Beschauer vollends in die Zeit Ludwig's XV. Dem entsprechend, kommen bei den Gerichten Dinge vor, welche an die Praxis der Parlamente unter Maupou erinnern. Zu Anfang dieses Monats hatte der Assisenhof der Seine über eine angebliche Verletzung der öffentlichen und religiösen Moral und der in Frankreich gesetzlich anerkannten Culte zu sprechen. Die Angeschuldigten waren die Buchhändler und Antiquare Lebigre, Guillemin, Lemarchand, Tesson und Martin. Die Anschuldigung lautete, daß sie verlegt, in den Buchhandel gebracht und ausgestellt hatten, den Gesunden Menschenverstand des Pfarrers Meslier, Ausgabe von 1837, und Kurze Darstellung des Ursprungs aller Culte von Dupuis, Ausg. in 8. und in 18. Auf den Vortrag des Anwalts von Lebigre erklärte nach dreistündiger Berathung das Gericht, daß laut Art. 29 des Gesetzes vom 26. Mai 1819 dem öffentlichen Ankläger die Verjährung entgegenstehe, ausgenommen in Betreff der 18-Ausgabe des zweiten Werks. Somit ist das Octodezbüchlein als Corpus delicti den Geschwornen vorgelegt worden. Die Geschwornen haben aber auf alle Fragen verneinend geantwortet und die Buchhändler sind freigesprochen worden. F.

*** (Chinesische Spiele.) Das Glücksspiel, im gebildeten Europa eine Leidenschaft der Großen und Reichen, bleibt in China den Kleinen und Geringeren überlassen. Das Sprichwort heißt dort: Spiel ist Vater des Diebstahls. Auf

dem Markt spielen die Obstverkäufer mit den kauflustigen Kindern. Das Kind handelt um den Preis z. B. von sechs Apfelsinen. Es setzt den halben Preis ein, und der Verkäufer setzt die sechs Apfelsinen. Dann wird gewürfelt. Gewinnt das Kind, so nimmt es seinen Einsatz wieder und erhält das Obst gratis; gewinnt der Verkäufer, so streicht er das Geld ein und behält sein Obst. Kommen zu einem Metzger zwei Kunden, die dasselbe Stück unabgewogenes Fleisch begehren, so setzt zuweilen jeder von beiden die Hälfte des ungefähren Preises ein, und sie rathen dann das genaue Gewicht. Wer es am besten getroffen hat, erhält das Fleisch. Das einzige Spiel um Geld bei Wohlhabenderen ist das Wetten bei Wachtel- und Grillenkämpfen. Wachtelkämpfe hatten auch die Griechen, wie die Engländer Hahnenkämpfe; Grillenkämpfe sind den Chinesen eigenthümlich. Sie setzen die Insekten in eine Schüssel und hetzen sie durch Stechen mit Strohhalmen gegen einander. — Eine allgemeine Volksbelustigung ist das Steigenlassen von Papierdrachen. Am neunten Tag des neunten Monats lauft Groß und Klein aus den Städten ins Freie auf Hügel, um sich dies Vergnügen zu machen. Ihre Drachen haben runde, mit Saiten bezogene Löcher. Während die papiernen Vögel sich zu einer außerordentlichen Höhe erheben, spielt der Wind in den Saiten und erregt ein Gebrumm, als ob der Himmel voll Baßgeigen hinge. F.

⁂ (Der Ehrgeiz in den Kinderschuhen.) Am 5. April wurde im Kanal von S. Quentin der Leichnam eines Knaben gefunden. Diejenigen, welche ihn herauszogen, suchten in seinen Taschen und fanden darin ein Papier, auf welchem Folgendes stand: „Liebe Eltern! Ich sterbe, indem ich euch umarme, und ich will sterben, ohne euch zu sehen, denn ich würde fürchten, ihr möchtet mich abhalten. Ich will sterben, weil der Herr Pfarrer gesagt hat, ich hätte in der Vesper gefehlt und dürfte nicht meine erste Communion machen. Ich gehe baden im alten Hafen und werde mein Vorhaben ausführen. Ich sterbe heute am 4. April mit Thränen in den Augen. Ich bitte euch, tröstet meine Großmutter, die vor mir zu sterben glaubte. Alfons Potensier." Der Zettel wurde erkannt, als von der Hand des Ertrunkenen geschrieben. Der Knabe war kaum dreizehn und ein halbes Jahr alt. F.

⁂ (Der Hecticus.) Im abgewichenen Jahr ist, außer zwei minder bedeutenden Mitgliedern der Convention, Maribon Montaut (nach Robespierre's Meinung ein Ultrarevolutionär) gestorben, merkwürdig unter andern insofern, als er in einem Spottliedchen von 1792 bezeichnet wird: Montant l'étique. Der gewesene Marquis muß eine nichts weniger als gallopirende Schwindsucht gehabt haben, da er volle fünfzig Jahre weiter gelebt hat. F.

⁂ (Die Trommlerin.) Ganz kürzlich ist zu Calais eine 76jährige Frau gestorben, welche den Namen femme tambour erworben hatte, und zwar auf folgende Weise. Einige Spekulanten in Calais wollten im Jahr 1792 Korn ausführen. Die 24jährige Frau Charpentier, dies gewahrend, ergriff eine Trommel, schlug Generalmarsch und brachte die ganze Bevölkerung auf die Beine, welche sodann die Ausfuhr verhinderte. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, ließ die Stadtobrigkeit in aller Stille die Frau Trommlerin verhaften. Die Freunde derselben machten nicht etwa einen gewaltsamen Befreiungsversuch, sondern wandten sich mit einer Bittschrift an die Convention. Und diese gab der Obrigkeit zu Calais einen Verweis, nebst Befehl, Frau Charpentier auf der Stelle in Freiheit zu setzen; der Trommlerin ertheilte sie aber einen glänzenden Lobspruch. Die Kornausfuhr war nämlich seit 1789 durch Gesetze scharf verboten. F.

⁂ (Ein spaßhaftes Omen.) Bei einem Gastmahl, welches neulich die Richter Denman und Patteson ihren Amtsbrüdern niedern Rangs gaben, ward die Gesundheit der beiden hochgelehrten Wirthe ausgebracht. Denman erhob sich und begann eine kleine Dankrede in seinem und Patteson's Namen. Als er Athem holte, um den zweiten Satz zu beginnen, ließ sich ein erschütternder Schlag vernehmen und der Ruf: „Das sind die ärgsten Charlatane von der Welt!" Denman lächelte und die ganze Gesellschaft lachte laut auf. Die Sache hing so zusammen. Zwei Gerichtspersonen waren in ein so eifriges Gespräch über Mesmerismus vertieft, daß sie den Toast überhörten, und während Denman seine Erwiederung anfing, schlug der eine Unterredner auf den Tisch und that die obige Aeußerung. F.

⁂ (Russisches Theaterreglement.) Ein englischer Arzt will dasselbe zu Odessa folgendermaßen befunden haben: Am Eingang mußt du deinen Namen nennen, der in ein Buch eingetragen wird, und dann erhältst du dein Billet. Trittst du ins Innere ein und behältst den Hut auf, so gibt dir ein Diener in Hoflivree einen Stoß und deutet dir in die Höhe auf den kaiserlichen Adler. Hast du Platz genommen, so mußt du ihn während des ganzen Stücks behaupten; Hinausgehen und Wiederkommen ist nicht erlaubt; auch Anlehnen an die Logen ist nicht verstattet. Zeichen der Mißbilligung, namentlich Pfeifen, ist verpönt; schweigsames Mißfallen bleibt jedem unbenommen. Desgleichen sind Beifallsäußerungen nicht untersagt, und wie der Engländer sich ausdrückt, „du darfst brüllen bis der Herzog sagt: laß ihn noch einmal brüllen." F.

⁂ (Wie soll die Ehe seyn?) In Nancy ist ein Pater Lacordaire, welcher mit seinem schönen Organ und seinen zierlichen Bewegungen bei dem schönen Geschlecht viel Beifall findet. Man sollte denken, er predigt vom Ehestand. Weit gefehlt. Seine Gegenstände sind: die große Armee, General Bonaparte, die französischen Lorbeeren. „Er ruft die Andächtigen mit den Trompeten und der großen Trommel unsrer Heere zusammen," — behauptet der Constitutionnel. Dasselbe Blatt, welches sehr übel auf den beliebten Pater zu sprechen ist, sagt ihm nach, daß er das Capitel vom Ehestand seinen Adjutanten überlasse und führt folgenden Beweis an. Neulich, bei einer Sitzung der Academie zu Nancy, hielt ein Herr Guerrier de Dumast, Freund des Pater Lacordaire, eine Gedächtnißrede auf einen Herrn Blau und sagte bei dieser Gelegenheit: „Blau hatte die Pflichten des Ehestandes wohl begriffen, und dieselben treulich erfüllt. Er hatte neunzehn Kinder. Der Coelibat soll jungfräulich seyn und die Ehe fruchtbar." F.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 20. April. (Neu einstudirt) Staberl's Reise-Abenteuer, Posse mit Gesang in 2 Abth. (Zehnte Gastrolle) Staberl: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. Hierauf folgt: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Freitag, den 21. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Sonntag, den 23. April. Titus, große Oper in 2 Abth. (Zum ersten Male mit den Original-Recitativen von Mozart.) (Gastrolle) Vitellia: Fräulein Zerr, großh. badische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 111. 22. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

(Fortsetzung.)

Jetzt eilten Franzosen und Engländer in größter Hast wieder an Bord der französischen Fregatte: Matrosen mit Beilen stürzten herzu, um die Ketten der Enterhaken durchzuhauen, der französische Kapitän gab durch das Sprachrohr die nöthigen Befehle, und seine schöne und intelligente Fregatte, wie wenn sie ihre Gefahr begriffen hätte, machte eine starke Bewegung rückwärts. Nun aber ertönte ein Donner wie von hundert Kanonen wie eine Bombe zerplatzte das englische Schiff, und schleuderte die Trümmer der zerschmetterten Masten, der zersprungenen Kanonen und die zerrissenen Glieder der Verwundeten und Todten in die Lüfte, und dann stürzte ein Regen von zerfetztem Takelwerk, von bluttriefenden Menschengliedern, von brennenden Schiffstrümmern rings um die französische Fregatte nieder. Alles war vorüber, ihre Feindin hatte aufgehört zu seyn.

Der Kapitän, der unter allen zuerst wieder zur ruhigen Besinnung gelangt war, befahl, die Gefangenen in den Schiffsraum, die Verwundeten unter das Zwischendeck zu bringen, und die Todten ins Meer zu werfen.

Dann wandte er sich gegen den Dreidecker, der während der erzählten Katastrophe allmählig herangekommen war. Der Kapitän ließ aufs schleunigste die Beschädigungen seines Schiffes herstellen, und da er begriff, daß seine Rettung von der Geschwindigkeit seiner Bewegungen abhänge, so suchte er in höchster Eile die Richtung nach den balearischen Inseln zu gewinnen.

Indessen hatten die nöthigen Vorkehrungen, so schnell sie auch ausgeführt wurden, doch Zeit gekostet, welche das englische Linienschiff benutzte, um bis auf Kanonenschußweite heranzukommen, und die französische Fregatte mit einer Kugel zu begrüßen, welche zwei bis drei Taue zerriß, und das große Segel nebst dem Focksegel durchlöcherte.

„Alle Segel beigesetzt!“ schrie der Kapitän. „Kein Fetzen Leinwand handgroß darf in den Schränken bleiben!“

Ein zweiter Kanonenschuß folgte, richtete indessen keinen weitern Schaden an, als daß er ein bis zwei Segel durchlöcherte. — Zehn Minuten später schob der Kapitän sein Fernrohr mit einem kräftigen Schlag der flachen Hand ineinander.

„Richtig angeführt, ihr Herren Engländer! wir segeln einen halben Knoten besser als ihr!“

„Also,“ sagte der Prinz, der das Verdeck während des ganzen Gefechts nicht verlassen hatte, „also morgen frühe sind wir ihnen aus dem Gesicht?“

„Nun, mein Gott, ja,“ erwiederte der Kapitän, wenn wir so in diesem Zuge fortsegeln.“

„Und wenn keine verwünschte Kugel eines von unsern drei Beinen zusammenschlägt,“ sagte der Prinz lachend.

Kaum gesagt, so erscholl ein dritter Kanonenschuß, und gleich darauf hörte man ein schreckliches Krachen; eine Kugel hatte den Mast zerschmettert, an welchem der Prinz lehnte, unterhalb des großen Mastkorbes. — Und der Mast neigte sich wie ein vom Wind entwurzelter Baum, und stürzte mit allen Segeln, Takel- und Tauwerk aufs Verdeck nieder; der Prinz wurde gleichsam begraben unter einen Haufen von Segeln, aber so glücklich, daß er auch nicht die geringste Hautritze davontrug.

Der Kapitän übersah seine kritische Lage mit einem Blick. Ein Gefecht war unvermeidlich, und das Resultat, bei einem weit kleineren Schiffe, mit einer schon ermüdeten und gegen den Feind um die Hälfte schwächeren Mannschaft war leicht vorherzusehen. — Unter solchen Umständen ist es besser, der Gefahr entgegen zu treten, als sie herankommen zu lassen. Der Kapitän befahl, auf das englische Schiff loszusteuern, und die Enterung zu versuchen. Aber die Stellung des englischen Schiffes war viel zu vortheilhaft; die Fregatte mit ihren Sechsunddreißigpfündern konnte das Schiff kaum erreichen, während dieses seine Achtundvierzigpfünder mit vollkommener Sicherheit versandte.

Der Kapitän stand auf dem am meisten ausgesetzten Posten, und warf sich jeder Lage, die das feindliche Schiff gab, entgegen; er schien aber unverwundbar zu seyn, die Kugeln hatten die Fregatte abgetakelt wie ein Ponton, der Boden des Verdeckes war bedeckt mit Todten und Sterbenden, aber weder der Kapitän noch der Prinz von C. hatten eine einzige Wunde.

Vertheidigung war nicht weiter mehr möglich; weinend vor bitterem Seelenschmerz gab der Kapitän Befehl, die Flagge zu streichen. Alsbald wurde das feindliche Feuer eingestellt, das englische Linienschiff mußte, weil alle Boote der Fregatte dienstuntauglich geworden waren, seine Schaluppen senden, um die gefangene Schiffsmannschaft an Bord des englischen Schiffes zu bringen.

Der Kapitän blieb, seiner Pflicht gemäß, bis zuletzt am Bord des schwer beschädigten Fahrzeuges, dann ging er in seine Kajüte, wie wenn er etwas vergessen hätte; fünf Minuten nachher hörte man einen Pistolenschuß: der unglückliche tapfere Seemann hatte seine Niederlage nicht überleben wollen.

Kaum hatte der Prinz von C. den Fuß an Bord des englischen Schiffes gesetzt, als man wahrnahm, daß sich das Wetter zum Sturme neige. Der Kapitän entschloß sich, in aller Eile seinen Lauf nach dem Hafen von Livorno oder Porto-Ferrajo zu richten.

Drei Tage nachher trieb das englische Schiff, ohne Hintermast, mit zerbrochenem Steuer, und nur mit Hülfe der Pumpen sich flott erhaltend, in den Hafen von Mahon ein. Die französische Fregatte hatte der Sieger eine kurze Zeit im Schlepptau zu halten versucht, aber gar bald mußte er sie aufgeben, und zur nämlichen Zeit, wo das englische Schiff im Hafen von Mahon ankam, scheiterte die Fregatte an der französischen Küste, mit dem Leichnam ihres braven Kapitäns, dessen rühmlicher Sarg sie geworden war.

Der Prinz von C. hatte den Sturm so glücklich überstanden wie das Seegefecht, und war in Mahon ans Land gestiegen, ohne auch nur von der Seekrankheit heimgesucht worden zu seyn. (Fortsetzung folgt.)

Der Brunnenarzt.

Bekanntlich verdanken die Gesundbrunnen bei uns ihren Ruf nicht überall lediglich ihrer Heilkraft, sondern oft zum großen Theil den bei ihnen angestellten Aesculapspriestern. Daß die Industrie dieser verehrlichen Herren auch in England nicht unbekannt ist, möchte folgender Auszug aus den neuerdings unter dem Titel Handley-Croß in drei Bänden erschienenen Sittenschilderungen beweisen.

Ein mundfertiger, lustiger Apotheker, Namens Roger Swizzle, welcher durch seine ansprechenden Beschäftigungen in den Londoner Spitälern seine Gesundheit einigermaßen beeinträchtigt sah, siedelte sich über nach Appledove, einem Marktflecken im Thal. Hier erfreute er sich in Gemeinschaft mit zwei Collegen eines ausgezeichneten Mangels an Kundschaft. Zufällig hörte er von einer Mineralquelle zu Handley-Croß, welche nach der gewöhnlichen Bauerntradition für Alles gut seyn sollte. Er machte die Probe an sich, und sey es, daß das Wasser oder daß die fleißige Bewegung im Freien bei dem Gang hin und zurück wirkte — genug, Swizzle empfand eine sehr wohlthätige Wirkung auf seine geschwächte Verdauungskraft. Er analysirte das Wasser, fand die gewünschten Bestandtheile und faßte die Hoffnung, daß besagtes Naß wie bereits auf seinen Magen, so auch auf seinen schwindsüchtigen Beutel von heilsamer Wirkung seyn könnte. Er pachtete die Quelle, und miethete in der Nähe ein freistehendes Haus, an dessen Fenstern man alsbald eine zahlreiche Schaar junger Swizzle's ihre Nasen platt drücken sah. Roger besaß Alles, was zu einem großen Experimentalpraktiker erforderlich ist: Zuversicht, ein Weib, viele Kinder und fast nichts, um sie zu erhalten.

Da er nicht auf den Kopf gefallen war, so wußte er, daß nichts so sehr dient, die Aufmerksamkeit anzuziehen, als ein neues Aushängeschild, und daß dies um so mehr zu seinem Vortheil dienen würde, je mehr es mit den Wünschen der Welt im Einklang wäre. Die Hälfte aller Beschwerden der oberen Klassen — das wußte er — fließen aus zu viel essen und zu wenig arbeiten, und die Hauptbeschwerde ist Mangel an Eßlust. Also dachte er: Ersinn' ich eine Lehre, der zufolge die Badegäste zu Handley-Croß essen und trinken dürfen, was sie wollen, so ist mein Glück so gut wie gemacht. Natürlich mußten erst die Badegäste da seyn. Um sie herbeizuschaffen, schickte er in ein gelesenes Blatt einen Artikel überschrieben: „Handley-Croß", in welchem die von ihm gepachtete Quelle mit einem bescheidenen, nur den Wanderern in der freien Natur bekannten würzigen Blümchen verglichen, und sodann angeführt war, wie dieselbe seit undenklicher Zeit die Panacee der kräftigen Landleute in der Umgegend gewesen sey und neuerdings den gelehrten Herrn Swizzle von einem hartnäckigen Magenübel befreit habe, welches allen andern Mitteln der Apothekerkunst widerstanden.

Die Neuheit der Sache zog einige Besucher herbei. Die Gegend von Handley Croß gefiel, das Wasser schmeckte nicht übel, Swizzle empfahl den Besuchern dringend starke Spaziergänge, um dem Wasser die gehörige Wirksamkeit zu sichern; und die Gäste fanden, daß ihnen nach Befolgung dieser Vorschrift das Essen im Gasthaus zum Fuchs und Trauben auf das Wasser trefflich mundete. Die ersten Strichvögel verkündeten bei ihrer Rückkehr in die Hauptstadt das Lob der neuen Quelle. Zu gleicher Zeit berichtete ein zweiter Zeitungsartikel, wie neuerdings zahlreiche Besucher sich von der Wirksamkeit des Handley-Crosser Wassers überzeugt hätten und daß Herr Swizzle, welcher den Segen desselben an seiner eignen Person erfahren, sich als Rathgeber der Hülfsbedürftigen etablirt habe. Alsbald sah der Wirth im Fuchs und Trauben seinen Hof tagtäglich mit Gigs und Pferden angefüllt. Im Dorf entstand Nachfrage nach Wohnungen. Diese reichten bald nicht aus. Ein spekulativer Maurer brachte eine Aktiengesellschaft zu Stande, zur Errichtung einer Reihe kleiner Häuschen mit vier Zimmern. Dieser Gesellschaft folgten wetteifernd andere, und bald war ein neues Krankenstädtchen gegründet.

Das Orakel der neuen Bevölkerung war Robert Swizzle, dessen gutmüthiges Lächeln um die Grübchen in seinen fetten Wangen spielend, die Patienten gleich im ersten Augenblick in eine zutrauliche Stimmung versetzte. Er wußte Allen Alles zu seyn. Kam ein gichtischer Rathsherr und setzte langsam seine Beschwerden auseinander, so sagte er: „Sie sollen bald wieder auf den Beinen seyn. Ich selber war viel schlimmer dran. Alles kommt aus dem Magen. Drei Viertel unserer Beschwerden kommen aus dem Magen. Spülen Sie sich tüchtig aus und stärken Sie dann das System. Speisen Sie mit mir um fünf Uhr und dann wollen wir weiter reden." Und dabei strich er sich selber das Bäuchlein und drehte mit der andern Hand zutraulich an dem Kopf des neuen Patienten. Kam ein Vornehmer, so nahm er einen würdevolleren Ton an „Sehen Sie, edler Herr, es kommt Alles vom Essen. Nicht, als wollt' ich Ihnen die guten Dinge dieser Welt verbieten; aber ich möchte empfehlen, immer nur wenig auf ein Mal und kein Durcheinander. Keine Nebenspeisen. Keine Liqueure. Nur zwei oder drei Weine. Wozu der Magen Lust hat, das geben Sie ihm. Fangen Sie nur morgen mit dem Wasser an. Vor dem Frühstück einen Schoppen; eine halbe Stunde später Thee, Schinken und Eier und ein Spaziergang. Imbiß: einen weiteren Schoppen, eine gebratene Taube und geröstete Kartoffeln, dann ein Ritt. Hauptmahlzeit um sechs Uhr — nicht später, merken Sie das —: Fleischbrühsuppe, ein Glas Sherry, zarten frischen Turbot, Hummersauce — Lachs möcht' ich nicht empfehlen — ein weiteres Glas Sherry, dann eine gute Schnitte aus der Mitte einer hübsch braun gebratenen Hammelskeule, hinuntergespült mit ein paar Gläsern Eischampagner, und dann, wenn Sie wollen, ein wenig leichte Pastete zum Schluß. Ein Schoppen alter Portwein und ein Zwieback kann keinem Menschen schaden. Merken Sie: keinen Salat oder Gurken oder Sellerie, auch zum Schluß kein Obst. Schildkrötensuppe ist sehr gesund, eben so Wildpret. Lassen Sie den Punsch nicht zu sauer seyn. Trinken Sie das Wasser, leben Sie diät, und Sie werden gesund seyn, ehe Sie sich's versehen."

Und Swizzle machte in der That Kuren, d. h. es wurden wirklich Leute unter seinen Händen gesund. Die Thoren machten ihn zu einem Wunderdoktor und sein Wasser zu einem Wunderwasser; die Sache ging aber ganz natürlich zu. Das Wasser war gut, d. h. besser als hartes Brunnenwasser, auch für schwache Mägen besser als gewöhnliches Quellwasser und für alle Mägen besser als übermäßig genossene geistige Getränke. Allein das Wasser war das Wenigste. Das frühe

Aufstehen und die Bewegung in freier Luft, auf welche Swizzle drang, wirkte wohlthätig auf Leute, die sonst zum Theil aus Tag Nacht und umgekehrt zu machen und sich in dem Dunst von Geschäftsstuben aufzuhalten pflegten. Außer diesem war die vorgeschriebene Regelmäßigkeit wohlthätig für die Vielesser, Swizzle's Hauptkunden. Etwas Charlatanerie war immer mit seiner Praxis verbunden. Wurde ein Kranker schlechter, so war er gleich mit Fragen bei der Hand, wie folgende: „Haben Sie nicht vorigen Sonntag Gans gegessen? Haben Sie nicht Haselnüsse zum Nachtisch verspeis't?" Die Kranken staunten über das Orakel, welches unter der Hand bei Krämern und Dienstleuten Erkundigungen eingezogen hatte. Sein Grundrecept aber war: naturgemäßes Leben, und das war keine Charlatanerie. Und um dieses Receptes willen konnte man ihm seine kleinen Marktschreiereien halb und halb verzeihen und ihm den Wohlstand gönnen, zu welchem er sich aus Noth und Dürftigkeit erhob, indem er zahlreiche Patienten zu den Heilquellen von Handley-Croß heranzog.

Tabletten.

*** (Concertbericht aus Paris.) Was in der Hauptstadt an der Seine in einem Winter an Musik verzehrt wird, geht ins Unglaubliche. Der Appetit der Dilettanten ist im eigentlichsten Sinn unersättlich. Seit drei Monaten verging kein Tag ohne sein Concert; nicht selten hatte man zwei und drei „musikalische Unterhaltungen" an einem Abend; dazu kommen noch die Vorstellungen in der Oper und den beiden andern lyrischen Theatern, die Concerte des Conservatoriums, die Privat-Soiréen und Matinéen. Die letztern sind unzählbar wie die Sterne am Himmel und die Sandkörner am Meeresufer. Woher mag nur das große Publikum der Executanten und das noch größere der Zuhörer kommen? Es wäre schwer zu sagen, aber so viel ist gewiß, daß zu Paris kein Haus ist, worin man nicht irgend ein Instrument hört; und um jedes dieser Instrumente versammelt sich ein Auditorium eleganter junger Herren, bleicher Schönen, ehrwürdiger Matronen. Die abgelebten Frauen finden sich besonders zahlreich ein bei solchen Reunionen. Sonst, wenn eine Dame ihre Jugend der Welt gewidmet hatte, ging sie über ins Lager der Devoten. Heute hat das Piano die Stelle des Betpults eingenommen; aus der Kirche geht man ins Concert; es ist vielleicht nur eine andere Art, in der Fastenzeit Buße zu thun. Wer am Abend ohne zu klagen und ohne einzuschlafen eine Variation auf der Flöte, eine auf der Violine, eine auf der Clarinette, drei große Fantasien für das Piano, und ein Dutzend Romanzencouplets anhört, der muß wohl hoffen, den Zorn der Gottheit für sechs Wochen wenigstens entwaffnet zu haben. Eine neue Symphonie hat dieser Tage großes Aufsehen gemacht in der musikalischen Welt; der Compositeur heißt Douay; er war schon vor zwanzig Jahren mit einem großen Musikstück aufgetreten, damals aber durchgefallen damit. Ein Kenner von Gewicht sprach aus: „Das sey gar keine Musik." Ohne sich dadurch entmuthigen oder irren zu lassen, zog sich Douay, der noch ein ganz junger Mann war, in die Einsamkeit zurück, um zu studieren, zu componiren, wieder zu componiren; er sah in der langen Zeit manchen Stern am musikalischen Himmel aufsteigen und verschwinden; endlich, nach zwanzig Jahren, erscheint er aufs neue, versammelt um sich einen gewählten Kreis von Kunstverständigen und Kunstfreunden, und sagt ihnen: Höret und urtheilet. Es ist eine poetische Symphonie, die in der Ausführung drei Stunden dauert, womit Douay sein zwanzigjähriges Schweigen bricht. Sie ist schon zweimal im Saal Vivienne gegeben worden und hat der musikalischen Polemik reichliche Nahrung verschafft. Der neue Tonsetzer ist mit gleichen Füßen über das mittelmäßige Genre hinausgesprungen und verlangt einen Platz unter den Erfindern. Eine Symphonie, die drei Stunden über die Aufmerksamkeit der Hörer gespannt hält, muß vorzügliche Eigenschaften haben. Die Douay'sche Symphonie ist in drei Abtheilungen gefaßt; ihr Plan scheint fast mehr literarisch als musikalisch, und bleibt nicht bei der Einheit des Gedankens; die Abtheilungen könnte man nennen: Chaos, Leben, Auflösung. Wenn man mit nüchterner Besonnenheit eine Composition prüft, wie Douay's poetische Symphonie, so findet man von vornherein eine Menge guter Ursachen, zu schließen, diese Musik müsse ganz abscheulich seyn: das Programm (die Anlage, der Plan) ist unbegränzt und läßt Langeweile besorgen; das Uebermaß hingeworfener Ideen scheint anzudeuten, daß der Compositeur keine gehörig zu behandeln versteht; der beständige Wechsel in Rhythmus und Melodie wird wohl ausgelegt als unkünstlerisches Abschweifen vom Gegenstand; wenn man aber alle diese Schlüsse gezogen hat und nun die Symphonie hört, so wird man gleich bei den ersten Takten so bewegt und hingerissen, daß man das kalte Urtheil vergißt und dem Meister wider Willen überall hin folgt, wo er seinen Zauber zu üben sich gefällt. Douay hat ein drittes Concert angekündigt; es muß sich bald zeigen, ob er mit seiner neuen Methode mehr als nur einen vorübergehenden Eindruck macht. —y.

*** (Ein Künstlerpferd.) Vor einigen Tagen hätte in einem der Pariser Theater beinahe die Vorstellung wegen Abwesenheit eines — Pferdes, unterbleiben müssen. Die Sache ist kurz folgende: Herr R..., ein großer Freund vom Reiten, aber kein sonderlicher Held in dieser Kunst, miethete auf Anrathen des Stallmeisters eine Stute aus dem Marstalle, worin sich die für die Vorstellungen dressirten Pferde, dramatisch-animalische Künstler in ihrer Art, befinden. Der Stallmeister hatte ihn nicht betrogen, das Thier hatte einen sanften Gang und schien überhaupt sehr willig und gut zugeritten. Ohne den geringsten Unfall gelangte er in die elysäischen Felder und stieg, da ihn der frischduftende Frühlingsrasen in seine kühle Umarmung einlud, ab und versank bald, den Rücken an einen Baum gelehnt, in einen erquicklichen Schlaf. Nun aber hatte das Pferd an diesem Abende eine Rolle, und zwar gleich nach Beendigung der Ouverture, zu spielen und mußte deßhalb eine Stunde vor'm Aufgehen der Gardine, wie alle andre Künstler im Theater, seyn. Glücklicherweise erwachte der Reiter noch so zur Zeit, daß das Pferd nicht zu spät kam, wenn es nicht aufgehalten wurde. Kaum aber hatte er das Thier in einen gemüthlichen Trab gesetzt, so erschien ein eleganter Phaeton, der einige Damen aus seiner Bekanntschaft enthielt, die ihn einluden, in den Wagen zu steigen und das Roß hinten anzubinden. Indessen kam es nicht zu dieser Operation, denn ehe man sich versah, war man an einem Garten angekommen, woselbst eine Menge Menschen aus allen Ständen versammelt war, um das Concert einer Dilettanten-Gesellschaft anzuhören. Zufälligerweise executirte das Orchester so eben dieselbe Piece, womit sich die Aufgabe des Künstlerrosses im Theater anfing. Kaum vernahm daher die Stute die ihr wohlbekannten Töne, so sprang sie trotz allem Spornen und Schlagen des Reiters zur allgemeinen Belustigung des zahlreich versammelten Publikums, auf eine zur Seite sich befindliche Wiese, stellte sich kerzengrade in die Höhe und fing mit einer Meisterschaft an zu walzen, daß sie die vierfüßigen Tänzer des Cirque-Olympique beschämte. Der verblüffte Reiter hieb und trat noch mehr, allein je mehr er das tan-

zende Thier zu bändigen suchte, desto lästiger wurde jenem sein Kampf mit dem Uneingeweihten; es warf ihn unsanft auf den Rasen und setzte seinen Tanz fort. Im Theater war indessen große Noth, die Stunde zum Anfang hatte geschlagen und das Pferd, das einzige im Marstalle, welches für diese Parthie einstudirt war, kam nicht zurück; der Stallmeister, der Direktor, Alles war in Verzweiflung — da wurde die brave Tänzerin, gerade in dem Augenblick, als der Regisseur die Nachsicht des Publikums für ein andres Pferd, das die Rolle in der Geschwindigkeit hätte übernehmen müssen, in Anspruch nehmen wollte, herbeigeführt und lös'te nun, triefend von Schweiß, ihre Aufgabe als Wiederholung. H

*** (Warschau, 12. April.) Nach höherer Verordnung soll bei den Concerten und Vorstellungen, welche von durchreisenden Virtuosen und Künstlern in hiesiger Hauptstadt gegeben werden, der Preis eines Billets ersten Ranges künftig nicht höher als zu zwei Silber-Rubeln angesetzt werden. (Berl. Nachr.)

*** (Sprachverwirrung.) Ein Spanier, Herr von Villalba, hatte sich in Paris gegen seinen Diener Macheco einige Handgreiflichkeiten erlaubt und der Diener gegen ihn einige Schimpfreden. Sie kamen vor Gericht. Herr von Villalba beginnt, dem Gericht im reinsten Castilianisch die Sache auseinanderzusetzen. Der Präsident macht ihm mit Mühe begreiflich, daß kein Mensch ihn versteht. Der Diener tritt vor und gibt seinerseits Erklärungen in einem minder reinen Spanisch, welches das Gericht aber eben so wenig verstand. „Ist denn kein Dolmetscher da?" fragte der Präsident. Ein Begleiter des Klägers bietet sich dazu an, hört, was die beiden Gegner sagen und übersetzt es dem Gericht in einem französirten Spanisch, welches weder nördlich noch südlich von den Pyrenäen verstanden wird. Ein junger Zeuge Peblo, erzählt den Hergang so, daß das Gericht eine Vorstellung von der Mundart der Bauern bei Sevilla, aber kein Licht über die Sache erhält. Der gefällige Dolmetsch, vom Präsidenten gedrängt, richtet die für Macheco bestimmten Fragen an Villalba und umgekehrt. Die Parteien reclamiren nachdrücklich gegen die ihnen zu Ohren kommenden Verdrehungen der Sache. Endlich gelingt es dem Gericht, klar zu sehen; Villalba wird freigesprochen, Macheco in die Kosten verurtheilt. Der Dolmetsch sagt dem Herrn, er sey in die Kosten verurtheilt und dem Diener, er sey freigesprochen. Villalba wird wüthend, Macheco staunt. Der Dolmetsch verbessert sich. Zierlich ausgedrückte Freude Villalba's, spanische Kraftausdrücke Macheco's. Peblo sucht mit geläufiger Zunge zu vermitteln. Der Dolmetsch will fliehen. Macheco packt ihn am Kragen, auf daß er ihm seine Verantwortung übersetze. Man erklärt ihm, daß nichts mehr zu verantworten ist und setzt ihn als Ruhestörer hinaus. Villalba, Peblo und der Dolmetsch gehen freiwillig unter dem Gelächter der Zuhörer. F.

*** (Rache einer Rothhaut.) Während des Unabhängigkeitskriegs der argentinischen Republik nahm der Präsident Artigas einen Häuptling der Eingebornen, Namens Andres, an Sohnesstatt an und zog ihn mit seiner Mannschaft nach Corrientes, um die Stadt zu hüten. Den Nachtrab dieser Mannschaft bildeten beim Einzug ein Trupp mit Bogen bewaffneter Kinder. Es waren dies Söhne seiner Leute, die von Weißen eingefangen und als Sklaven gebraucht worden waren, die Andres auf seinem Zug befreit und für die er zur Vergeltung Kinder ihrer bisherigen Herren mitgenommen hatte. Die Eltern dieser weißen Kinder waren in der größten Angst. Andres behielt seine kleinen Gefangenen eine Woche in Verwahrung, ließ dann die Mütter derselben herbeiholen, hielt ihnen eine Strafrede und schloß dieselbe mit den Worten: „Nehmt eure Kinder wieder und merkt euch, daß indianische Mütter auch Herzen haben." — Andres gab, seinem Rang als General gemäß, zuweilen Feste, zu welchen er die vornehmsten Einwohner von Corrientes einlud. Einige dort angesiedelte Engländer nahmen diese Einladungen an; allein die Carrientiner spanischen Ursprungs ließen sich immer entschuldigen. Dies verdroß den guten Andres dergestalt, daß er den Hochmüthigen eine exemplarische Strafe zugedachte. Als sie bei einer neuen Einladung ausblieben, schickte er seine Leute in ihre Häuser und ließ die Eingeladenen auf den großen freien Platz der Stadt führen. Dort gab er ihnen Befehl, das zwischen den Steinen wachsende Gras auszureißen, und dieser Befehl mußte in einer brennenden Sonnenhitze pünktlich vollzogen werden. Mittlerweile wurden die Frauen und Töchter der Grasrupfer abgeholt, in die Caserne geführt und verurtheilt, den ganzen Tag mit den Rothhäuten zu tanzen. F.

*** (Der Zopfabschneider.) Ein Irländer, Campbell, seines Zeichens ein Gerber, der 1805 unter den erobernden Truppen Beresfords an den Silberstrom gekommen und 1807 beim Abzug der Engländer zurückgeblieben war, um friedlich seinem Handwerk zu leben, erlangte beim Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs eine Wichtigkeit, wie sie Thatkraft und gesunder Sinn bei Umwälzungen leicht finden. Seine Wirksamkeit war im Wesentlichen eine restaurative (Wiederherstellung des Verkehrs, besonders in Häuten, zwischen Küsten und Binnenland), nebenbei aber auch eine unschuldig destructive. Er hatte einen absonderlichen Widerwillen gegen Zöpfe. Wenn er im Krieg gegen die Paraguayer Gefangene machte, so konnte er sich nie das Vergnügen versagen, dieselben zu operiren, d. i. ihnen die Zöpfe abzuschneiden. Als Befehlshaber in einer Stadt, versah er zugleich das Richteramt. Ein bezopfter Mensch, der sich ein kleines Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, ward ihm vorgeführt. Campbell rief mit dem Ausdruck des heftigsten Zorns: „Du verdienst den Kopf zu verlieren!" faßte ihn bei den Haaren, zog sein gewaltiges Messer und ließ den Erschreckten mit abgeschnittenem Zopf laufen. F.

*** (Eine späte Stunde.) Ein Betrunkener blieb bei der Nacht auf der Landstraße liegen. Als er halb ausgeschlafen hatte, gab es in der Nähe Feuerlärm. Die Dorfglocken wurden angeschlagen. Der Erwachte zählte bis zwölf, aber es schlug noch weiter bis fünfzehn. „Nein," rief er, „so spät ist es mein Lebtag noch nicht gewesen." F.

*** (Anekdote.) „Nicht wahr, liebe Mutter," fragte ein 5- bis 6jähriges Mädchen, welches ihr 2jähriges Brüderchen, ungeachtet des Beistandes von drei Aerzten, erst neulich verloren hatte, „nicht wahr, wenn der liebe Gott ein Engelchen haben will, sagt er's dem Herrn Doktor?" (Freischütz.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 21. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Samstag, den 22. April. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Abtheilungen. Aus dem Französischen von A. Cosmar.

Sonntag, den 23. April. Titus, große Oper in 2 Abth. (Zum ersten Male mit den Original-Recitativen von Mozart.) (Gastrolle) Vitellia: Fräulein Zerr, großh. badische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 112. 23. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

(Fortsetzung.)

VI.

Fünf Jahre lang wußte man nicht das Mindeste, was aus dem Prinzen von C. geworden war. Nur sein Banquier sandte ihm regelmäßig beträchtliche Summen, bald nach Frankreich, bald nach Deutschland, bald nach England. Endlich an einem schönen Tage sah man ihn wieder in Neapel erscheinen, als Gatte einer jungen Engländerin, die ihn zum glücklichen Vater eines Sohnes und einer Tochter gemacht hatte. Der Sohn war das Ebenbild des Vaters; auch zweifelte beim ersten Blick in ganz Neapel kein Mensch daran, daß die unglückselige Gabe der Jettatura sich in der männlichen Linie des Prinzen fortpflanzen werde.

Die Tochter war ein unvergleichliches Geschöpf, welches die beiden Type der italienischen und englischen Schönheit in sich vereinigte; sie hatte lange schwarze Haare, schöne blaue Augen, die Weiße einer Lilie, kleine, glänzende Zähne wie Perlen, und Lippen wie Kirschen. — Mit fünfzehn Jahren war die reizende Prinzessin von C. das Wunder von Neapel.

Es ist leicht zu begreifen, daß während dieser fünfzehn Jahre der Unstern des Prinzen nicht untergegangen war; nur hatte er seiner Brille noch eine unmäßig große Tabatiere hinzugefügt, und dadurch, der Tradition zufolge, die böslichen Einflüsse auf Jedermann, mit dem er in Berührung kam, verdoppelt.

Unter den jungen Herren, welche die schöne Elena umschwärmten, wurde von ihr der Graf von F., der zweite Sohn eines der reichsten und aristokratischsten Patrizier der Stadt Neapel vor allen ausgezeichnet. Da das Erstgeburtrecht im Königreiche beider Sicilien aufgehoben war, so brachte der junge Mann, obgleich ein nachgeborner Sohn, dennoch seiner Zukünftigen hundert und fünfzig tausend Livres Rente, dazu einen vornehmen Namen, fünfundzwanzig Jahre, und eine schöne Figur. Leider war eben die schöne Figur das schlimmste Hinderniß, zwar nicht für die Tochter, aber für den Vater; denn die schöne Figur hatte so oft und unter so bedenklichen Umständen Glück gemacht, daß der Graf vieles und großes Aergerniß in der Stadt gegeben hatte.

Allein trotz den eindringlichsten Vorstellungen des Prinzen, begannen die Augen seiner Tochter, Tag und Nacht in Thränen gebadet, ihren Glanz zu verlieren, tiefe Schwermuth bemeisterte sich ihrer, das reizende Lächeln ihrer Lippen war nur noch den matten Blicken der Wintersonne zu vergleichen; — ein bedenklicher Zustand allgemeiner Schwäche war eingetreten.

Aller dieser unglückdrohenden Zeichen ungeachtet, beharrte der Prinz zwei bis drei Monate lang auf seinem Sinne, bis endlich der Arzt den Ausspruch that, daß er für keine Folge einstehen könne.

So erklärte er sich denn endlich überwunden, und willigte mit widerstrebendem Herzen ein, zum Entzücken seiner Tochter, die ihre abgemagerten Arme ihm um den Nacken schlang, und ihm versprach, daß sie nicht bloß leben, sondern glücklich seyn werde. — Der Prinz schüttelte betrübt den Kopf; der schlimme Ruf seines künftigen Schwiegersohns wollte ihm nicht aus dem Sinne.

Indessen war das Wort gegeben: der Graf von F. hatte es mit wärmstem Danke entgegen genommen, und weil die frühere Weigerung des Prinzen großes Aufsehen erregt hatte, so schien es rathsam, die Vermählung möglichst zu beschleunigen.

Sie wurde auf drei Wochen hinausgesetzt, während welcher Zeit der Prinz von C. eine Menge anonymer Briefe voll der schwersten Anklagen gegen seinen künftigen Schwiegersohn empfing. Allein es war kein Widerruf mehr möglich, zudem sah er, wie sein geliebtes Kind mit jedem Tage mehr und mehr wieder aufblühte. Jetzt widerrufen würde sie getödtet haben.

Die Vermählung wurde mit gebührender Pracht gefeiert; alle Gäste versicherten einstimmig, daß man ein zweites Paar, welches in jeder Beziehung sich so für einander schicke, in den beiden Sicilien vergebens suchen würde.

Das Fest war zu Ende, Niemand mehr zugegen, als die Familie und die Neuvermählten. Die Braut warf sich weinend in die Arme ihrer Mutter, der Bräutigam schüttelte lächelnd seinem Schwiegervater die Hand.

In diesem Augenblicke schmolzen alle Vorurtheile des Prinzen von C. gegen seinen Schwiegersohn, er umschlang ihn mit einem Arm, seine Tochter mit dem andern, küßte beide auf die Stirn, und rief mit feierlicher Stimme:

„Kommt, meine theuern Kinder, empfangt meinen väterlichen Segen!“

Beide knieten vor ihm nieder, der Prinz ließ die gen Himmel gehobenen Hände auf ihre Häupter herabsinken, und segnete sie: — segnete sie mit denselben Worten, mit denen einst die Ehe unserer ersten Eltern im Paradiese geweihet wurde.

War es auch dieses Mal das unabweisliche Unglück, welches an jedes Wort, an jeden ehrlich gemeinten Wunsch des Prinzen feindselig sich heftete, was seinen Segen in sein Gegentheil verkehrte? Ich weiß es nicht; so viel aber ist gewiß, daß nach drei Jahren, nicht der Ehe, sondern freiwilliger Trennung, das geistliche Gericht, in Anbetracht der Satzungen des Tridentinischen Conciliums sich bewogen fand, die eheliche Verbindung des Grafen von F. und der Prinzessin

von C. aufzulösen, und beiden Theilen nach Gutbefinden eine anderweite Heirath zu gestatten.

Während Elena's dreijährigen Wittwenstandes hatte ihr der Ritter von T. aufs angelegentlichste den Hof gemacht; doch zum Geständniß, daß sie seine Liebe theile, hatte er sie nie bewegen können. — Nunmehr aber, nach ausgesprochener Scheidung, eilte er, ihr Herz und Hand anzubieten; er wurde erhört, und dieses Mal mit voller Zustimmung des Vaters. Anstandshalber wurde ein dreimonatlicher Aufschub beliebt; in der Zwischenzeit sollte der Ritter von T. eine Sendung an den Wiener Hof annehmen.

So geschah es; am achten Tage nach der Rückkehr des Bräutigams wurde die Vermählung gefeiert; dieses Mal ohne besondere Festlichkeit, auf einem Landgute des Prinzen.

Wie das erste Mal hielt dieser eine väterliche Ermahnungsrede, welche von dem jungen Paare mit aller möglichen Andacht angehört wurde. Als er damit zu Ende, wollte er ihnen seinen Segen ertheilen. Aber entsetzt fuhr Elena zurück, und rief mit ausgebreiteten Armen:

„Um's Himmels Willen, mein Vater, kein Wort weiter! Vielleicht ist es ein Aberglaube, aber wie dem auch sey, segnen Sie uns nicht!"

Der Prinz, seinen unheilbringenden Einfluß hier so wenig, als während seines ganzen Lebens ahnend, beharrte darauf, zu thun, was er für eine Pflicht ansah; aber Elena, aller Ehrfurcht vor dem Vater vergessend, flüchtete sich eiligst, ihren Gatten am Arme nach sich ziehend, zum Zimmer hinaus.

Dieses Mal hörte man nichts von Mißhelligkeiten zwischen den jungen Ehegatten, deren Glück seiner Zeit durch die Geburt eines schönen starken Knaben noch einen erfreulichen Zuwachs erhielt.

Dem Bambino wurde eine schöne Amme aus Procida gegeben, mit Perlenrosen in den Ohrringen, einem Scharlachmieder, der mit Gold besetzt, einem weiten, gefalteten Rock mit silbernen Fransen; die Dienerschaft des ganzen Hauses hatte Befehl, ihr wie einer zweiten Herrin Folge zu leisten.

(Schluß folgt.)

Die Entweichung aus dem Tempel.

Ums Jahr 1798 war im Tempel zu Paris ein Hausvogt, der nicht zu der schlimmsten Gattung von Gefangenwärtern gehörte. Er hieß Lasne, aß viel, trank noch mehr und blinzelte nach dem Mittagessen mit seinen kleinen grauen Augen so behaglich zwischen den buschigen Brauen und den dicken rothen Backen hervor, daß man ihn für einen jener honnetten Bürger hätte halten können, die mit werthlosen Assignaten Dutzende von Nationalgütern gekauft hatten. Obwohl dick und fett, war er doch rührig, und seine Liebhaberei an gutem Essen und Trinken that seiner Wachsamkeit nicht den mindesten Eintrag.

Unter den Gefangnen im Tempel befand sich damals der Commodore Sidney Smith. Man kann sich eine Vorstellung von der Wichtigkeit machen, welche das Direktorium auf diesen Gefangenen legte, wenn man lies't, daß es das Anerbieten ausschlug, ihn gegen 1200 französische Kriegsgefangene auszuwechseln. Lasne versäumte darum auch keine Vorsichtsmaßregel, um das Ausfliegen dieses seltenen Vogels zu verhindern. Jeden Abend trennte er sich mit heroischer Selbstüberwindung von seiner halbgeleerten Weinflasche, um nicht zu verschlafen; und wenn er beim Aufstehen eine mächtige Tasse Punsch hinabschlürfte, so geschah es nur, um die Nebel des Schlafs zu verscheuchen und mit desto hellerem Auge seine Morgenrunde zu machen.

Der Commodore machte im Tempel so zu sagen ein Haus. Er hatte bei sich den Kapitän Wright, seinen Sekretär, einen Kammerdiener und einen Jockey, Namens John. Dieser John war ein guter Junge, zu groß, um einen Groom vorstellen zu können. Lustig und begabt mit jener komischen Gravität, welche bei den Spaßvögeln jenseits des Kanals die Stelle des Witzes vertritt. Er hatte die Gabe, dem Bürger Lasne und allen Freunden vom Haus zu gefallen, die sich vor Lachen nicht zu lassen wußten, wenn sie ihn das Französische radbrechen hörten.

Die Engländer sind stolz, schroff, und von solchen Manieren, daß nicht gut mit ihnen leben ist. Sir Sidney war wie seine Landsleute. Allein etwas anders ist es, auf der Hinterschanze eines Linienschiffes zu thronen, und etwas anderes, sein Leben in einem wohlverriegelten Gefangenhaus hinzuschleppen. So stolz der Commodore war, ließ er sich doch zuweilen herab, den Bürger Lasne zur Tafel zu ziehen. Dies war für einen Hausvogt eine große Ehre. Allein Lasne hatte kein Gefühl dafür; ihn rührte bloß der köstliche Xeres und die treffliche Küche seines vornehmen Gefangnen. Er verliebte sich zärtlich in das Roastbeef und faßte zum Pudding eine schwärmerische Zuneigung.

„Ich will verdächtig seyn," sagte er oft, seine Zunge auf seinen Lippen herumspazieren lassend, wenn der Bürger Kriegsgefangne nicht ein ehrenwerther Mann ist! Und man muß gestehen, daß diese Goddams, trotzdem, daß sie Aristokraten sind, sehr wohl wissen, was gut ist."

So einander genährt durch die freundschaftliche Dazwischenkunft von gebratenem Rindfleisch und von Rumkuchen, machten der Commodore und sein Kerkermeister bald nähere Bekanntschaft. Lasne sah, daß Sidney ein Ehrenmann war, auf dessen Wort sich bauen ließ. Sidney seinerseits entdeckte unter der rauhen Schale des Hausvogts ein ehrliches Gemüth und ein fast mitleidiges Herz.

An einem herrlichen Augustabend des Jahres 1798 saßen Sidney, sein Sekretär und der Bürger Lasne im Zimmer des Letzteren bei Tisch. Der Commodore, welcher natürlich die Kosten des Schmaußes trug, schien traurig und gedankenvoller als gewöhnlich zu seyn. Lasne trank. Während des Trinkens betrachtete er einige Male mit Unruhe seinen Gefangenen. Er wußte, daß Smith vielfache Einverständnisse außerhalb des Gefängnisses unterhielt, und fürchtete darum stets eine Entweichung.

„Ich will verdächtig seyn," fuhr Lasne plötzlich auf, „wenn ich ein Glas weiter trinke."

Smith blickte ihn an mit derselben Miene von Zerstreutheit wie bisher.

„Warum das?" fragte Kapitän Wright.

„Master Lasne sind nich die Sherry comfortable," bemerkte John, der Jockey.

Lasne blinzelte und stellte sein halb volles Glas auf den Tisch. „Der Wein ist gut," sagte er, „aber der Teufel soll mich holen, wenn der Bürger Commodore nicht an seine drei Musen denkt."

Dieser Ausdruck war nicht etwa ein im Gehirn des Hausvogts entsprungener Witz. Drei royalistische Damen arbeiteten seit geraumer Zeit an der Befreiung des Commodore und versteckten ihre wahren Namen unter den mythologischen Benennungen Thalie, Melpomene und Clio. Dies war ein öffentliches Geheimniß. Die kraftlose Direktorialregierung, anstatt gegen die Musen polizeilich einzuschreiten, begnügte sich, ihre Versuche ins Lächerliche zu ziehen, wobei es natürlich ungewiß blieb, wer zuletzt lachen würde. Smith fand die Bemerkung Lasne's nicht lächerlich; er konnte ein gewisses Beben nicht verbergen. Lasne stand auf. Er war bleich. All seine Lebenslust im Angesicht eines schmackhaften Mahles

war dahin wie durch einen Zauberschlag. „Bürger," sagte er, „entschuldigen Sie. Es gefällt mir nicht, daß ich Sie nachdenklich sehe. Ich will die Posten verdoppeln und die Schlösser nachsehen."

Ein trauriges Lächeln kam auf die Lippen des Commodore.

„Bleiben Sie," sagte er; „ich verspreche Ihnen, heute Abend nicht zu entweichen."

„Ernstlich?" fragte der Hausvogt zögernd.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

Kaum war dies Wort ausgesprochen, so nahm Lasne fröhlich wieder Platz, steckte seine Serviette wieder unter das Kinn und trank sein Glas aus.

„Master Lasne hab Durst und find die Sherry jetz comfortable," murmelte John.

„Bürger Jockey," sprach der Hausvogt, „Du hast Recht. Schenk' ein! — Jetzt, wo ich das Wort von Sir Sidney habe, kann ich die Augen schließen und mich auf's Ohr legen."

„Hol' Dich der —" erwiederte John gedehnt.

„Das wundert Dich?" entgegnete der Hausvogt hitzig. „Ich will verdächtig seyn, wenn ich nicht die reine Wahrheit sage. Schenk' ein! Ich traue dem Bürger Commodore, — ich schätze ihn, — ich achte ihn. — Schenk' ein!"

John, der Mühe hatte, den Forderungen des hitzig werdenden und darum durstigen Hausvogts mit der gebührenden Behendigkeit nachzukommen, ließ den Propf einer dritten Flasche springen, und äffte dabei den Zuruf Lasne's nach: „Schenk' ein."

Der Bürger Lasne warf dem Jockey ein gutmüthiges Lächeln zu und wandte sich dann an seinen Gast oder vielmehr Wirth mit den Worten: „Sehen Sie, Bürger Smith, das Wetter ist hübsch. Hätten Sie Lust, einen Gang über den Boulevard zu machen?"

Bei diesem sonderbaren Vorschlag fuhr Sir Sidney aus seinen Träumereien auf und warf einen verlangenden Blick auf die von den Strahlen der untergehenden Sonne gerötheten Fensterläden. Einen Seufzer unterdrückend, sagte er: „Es gibt Späße, die man nicht machen muß."

„Ich spaße nicht," rief Lasne.

„Wie? Sie würden sich dazu verstehen ...?"

„Nochmals, wollen Sie einen Gang auf dem Boulevard machen?"

Sir Sidney glaubte zu träumen. Er zögerte mit der Antwort. John neigte sich zu ihm und schrie ihm ins Ohr: „Master Lasne frag Sie, ob Sie will mach einen Gang auf Bullwaar."

„Wenn Sie im Ernst sprechen," sagte Sidney, „so nehme ich es mit Dank an."

„Gut!" rief Lasne, freudiger als sein Gefangner. „Wir machen unsern Accord. Erstlich kein Entweichungsversuch ..."

„Das versteht sich."

„Zweitens, wenn Ihnen die Musen aufstoßen, kein Wort ..."

„Ich versprech' es."

„Keinen Wink ..."

„Nichts."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Edelmannswort."

Ohne eine Sylbe weiter zu sagen, nahm Lasne seinen Gefangenen unter dem Arm und ging nach der Thür.

„Hol dich der —" leierte John.

Auf diese kakophonische Roulade drehte der Hausvogt sich um und sagte: „Bürger Jockey, es thut Dir Noth, frische Luft zu schöpfen, und ich will verdächtig seyn, wenn Du im Stand bist, mit den Cidevant, welche uns aufstoßen könnten, ein Gespräch anzuknüpfen. Komm mit."

„Ich geh mit Sie," erwiederte John, und postirte sich hinter seinem Herrn.

Der Commodore hatte seinen Hut ins Gesicht gedrückt. So lange die Sonne noch über dem Gesichtskreis stand, drückte Lasne sich mit ihm in dem Labyrinth der dunklen Gäßchen in der Nähe des Tempels herum. John war immer dicht hinter ihnen. Indessen kühlte die freie Luft die Aufregung des Hausvogts ab. Er begann, die Unbesonnenheit seines Schritts einzusehen, und sein unruhiger Blick prüfte forschend die Vorübergehenden. Von Zeit zu Zeit drehte er sich rasch herum, in der Meinung, hinter sich andere Tritte zu hören, als die des Jockey. Der Bürger Jockey ging bedächtigen Schrittes, sog mit weitgeöffneten Nüstern die frische Abendluft ein und bot in seiner ganzen Person das übertriebene Bild der britischen Haltung dar. Wenn Lasne sich umwandte, machte er einen Katzenbuckel, streckte das eine Bein vor und sprach: „Ich geh mit Sie." (Fortsetzung folgt.)

Kolossale Phantasie der Engländer.

Ein Volk, welches so großartige und kolossale Thaten vollführt, wie die Engländer, muß auch kolossale Ideen erzeugen, wäre es auch nur auf dem Gebiete des Scherzes. Hier einige Beispiele. Zuerst ein englisches

Kinderlied:

Wenn alle Seen flössen in einen einz'gen See,
Was für ein ungeheurer See müßt' das nicht seyn!
Und wüchsen alle Bäume wie einer in die Höh',
Was für ein ungeheurer Baum müßt' das nicht seyn!
Und wären alle Beile in einem Beil sodann, — Was 2c.
Und wären alle Männer ein einz'ger großer Mann, — Was 2c.
Und nähm' der ungeheure Mann das ungeheure Beil,
Hüb' um den ungeheuren Baum,
Und der fiel in die See,
Was für ein ungeheures Platschen
Und Klatschen das müßt' seyn!

Ferner folgen hier zwei Proben aus dem Punch oder London Charivari. Die Engländer bauen einen Tunnel unter der Themse, aber ihre Phantasie geht weiter. Als sich der Krieg mit China in die Länge ziehen zu wollen schien, schlug das genannte Blatt vor, zur Erleichterung der Communication, eine Eisenbahn von London nach dem himmlischen Reiche anzulegen; der Plan dabei war, die Eingeweide der Erde zu durchstechen, mittelst eines Tunnels von London nach Canton, womit man zugleich den Ankauf von Land, so wie den Einspruch fremder Nationen zu umgehen und in Gold- und Silbergruben einen reichlichen Ersatz für die Kosten des Baues zu finden hoffte. St. Paul's Kathedrale wird niedergerissen, und an ihrer Stelle wird der Bischof von London, oder das Parlament, das nöthige Land für den diesseitigen Terminus bewilligen. Unter dem Vesuv, den die Eisenbahn unmittelbar berührt, wird eine Station gebildet, um Kohlen und Lava einzunehmen, auch Cyklopen, falls sich solche dort vorfänden. Ein anderer Halt wird unter dem mittelländischen Meere gemacht, um mittelst hinaufgeleiteter Röhren neuen Vorrath von Wasser zu gewinnen. Die Compagnie behält sich weitere Berichte vor und wagt vorläufig zu hoffen, daß die Ausführung ihres Planes dem Gesammt-Verkehre um so förderlicher seyn werde, als zu erwarten stehe, daß die meisten Kontinental-Völker Seiten-Tunnels anlegen würden, um sich gleich ihnen unter einander und mit den Bewohnern des Innern der Erde in Verbindung zu setzen. Die Akademie zu Nirgends habe es ohnedies mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die bei frühe-

ren Erdbeben verschlungenen Erdbewohner bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen würden.

* * *

Als der Krieg mit China dann plötzlich eine überraschend günstige Wendung genommen hatte, da war es der Thee und die Aussicht, denselben künftig besser und billiger zu beziehen, die die Gemüther in Anspruch nahm. Sir H. Pottinger, berichtet uns der Punch, werde künftig Lord Heisan heißen und drei Mandarinen-Köpfe, bei ihren Schwänzen zusammengeknüpft, darüber einen teapot volante, zu seinem Wappen haben.

Was aber den Thee betrifft, so gehe Sir J. Graham mit dem denkwürdigen Plane um, das River-Reservoir, welches gegenwärtig die City mit Wasser versehe, zu einem ungeheuern Metropolitan-Theetopf umzuschaffen, dessen lieblicher Inhalt künftig an Stelle des geschmacklosen Wassers durch alle Adern und Röhren in jedes Eckchen der City fließen würde. Die Oefen, heißt es weiter, welche in einem ungeheuren Maßstabe unter dem Reservoir angebracht werden, sollen von Bataillonen von Sinekuristen und Staats-Pensionairen geheizt werden, die dafür zweimal täglich gratis Thee erhalten, aber für Brod und Butter selbst zu sorgen haben. Lord Abinger wird General-Superintendant des Feuer-Departements, und der Herzog von New-Castle sorgt für den Kohlenbedarf.

Der Thee soll ferner vor der Vertheilung mit Milch und Zucker zubereitet und, um den Ingredienzien die nöthige Harmonie zu geben, von einer eigenen Geschmacks-Gesellschaft gekostet werden, die aus den Herzoginnen von Sutherland und Buccleuch und dem Hon. G. E. Anson bestehen wird, unter der Mitwirkung der Grafen von Haddington und Aberdeen. Dem so vermehrten Zuckerbedarf entgegenzukommen, werden die Häfen den Brasilianern geöffnet, und Sir R. Peel — wird die Zähne besteuern, was dann die falschen aus dem Verkehr treiben wird. Für die Milch wird der Herzog von Buckingham sorgen, der sich anheischig macht, 10,000 Stück Hornvieh in der Nähe des Reservoirs zu halten.

Auch Sir E. Knatchbull und Oberst Sibthorpe erhalten ihre Rollen. An allen Ecken und Plätzen werden Pumpen angebracht, darunter stets gefüllte Gefäße, aus denen der Vorübergehende nach Belieben schöpfen kann. Die beabsichtigten Springbrunnen auf Trafalgar-Square werden heißen Thee sprudeln, und das Nelson-Monument wird zum Denkmale an den chinesischen Krieg umgeformt und auf einem splendiden korinthischen Kapitäl einen Mammuth-Britanniametall-Theetopf tragen, von welchem ein fortwährender Strom auf Kopf und Schultern von König Karl fallen wird. Die Nachbarschaft Apsley-House wird zu Theegärten umgeschaffen.

Um die größeren Städte des Reichs in gleicher Weise mit Thee zu versorgen, werden die Eisenbahnen mit patentirten Lokomotiv-Krügen versehen. Viscount Lowther sinnt noch auf einen Plan, den kleineren Städten den Thee durch die Post zukommen zu lassen.

Die beiden Häuser werden auf das liberalste bedacht. In dem Oberhause präsidirt der Lord-Kanzler an dem Theetische; während in dem Unterhause jedes Mitglied eine verstopfbare Röhre erhält. Nur die Radikalen erhalten immer je zwei eine Röhre, indem z. B. die Herren Hume und Roebuck zusammengehen. Sir Robert hofft, daß es auf solche Weise leichter seyn werde, „ein Haus zu machen“, und daß sich die Mitglieder hinfort seltener betrinken würden.

Der Herzog von Buckingham erhält die verbrauchten Theeblätter als Dünger für das Thal von Aylesbury, und hofft das Gouvernement, Se. Erlaucht durch solche politische Maßregel zur Wieder-Theilnahme an der Regierung zu bewegen.

Die Königin endlich, flüstert man sich in den bestunterrichteten Zirkeln zu, beabsichtigt, wenn Alles fertig, den gekrönten Häuptern Europa's eine Thee-Gesellschaft zu geben und dabei Ludwig Philipp gelegentlich zu seiner Zustimmung zu dem Durchsuchungsrechts-Vertrag zu bewegen. Der Präsident der Vereinigten Staaten erhält als „too vulgar“ keine Einladung; so wie es auch noch nicht entschieden ist, ob der Regent Espartero und Se. Heiligkeit der Papst, Letzterer aus Rücksicht für den Erzbischof von Canterbury, Karten zugeschickt erhalten werden. (Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Tabletten.

*** (Darmstadt, 20. April.) Sonntag den 23. April kommt hier auf dem großherzoglichen Hoftheater eine neue Composition unseres verdienstvollen Karl Mangold, Direktors des Musikvereins der Vereinigten Gesellschaft, zur Darstellung. Es ist dies die dreiaktige romantische Oper: „Die Köhlerin, oder: Das Turnier zu Linz“, von H. Wilke, welche zum Benefize unseres wackeren Cramolini gegeben wird. Wie man von verschiedenen Seiten und competenten Stimmen hört, darf man etwas Tüchtiges und Ausgezeichnetes von dieser Composition erwarten, während auch sonst in jeder Beziehung die Oper anziehend und würdig in Scene treten wird.

*** (Prozeß in Folge des Eisenbahnunglücks.) Ein gewisser Peysselon aus Lyon hatte in seinem Heirathsvertrag mit seiner Frau ausgemacht, daß der überlebende Theil den andern beerben sollte. Kurz nach ihrer Verehelichung reis'ten die beiden Gatten nach Paris. Ihr Mißgeschick führte sie auf die Versailler Eisenbahn an dem Tag, wo das furchtbare Brandunglück stattfand. Beide kamen um. Nun haben die beiderseitigen Verwandten die Frage aufgeworfen: welcher Theil wohl etwas später gestorben ist, folglich den andern beerbt hat, folglich von seinen natürlichen Erben beerbt wird. F.

*** (Karnevalsspaß in Buenos-Ayres.) Die wenigen Wochen vor den Fasten ist die einzige Zeit im Jahr, wo die Spanier ihre Gravität verleugnen. Die Karnevalslust beginnt mit einem leichten Gespritz wohlriechender Wasser, durch die Damen von den Dächern herab auf die Vorübergehenden und ihre Besucher. Je näher nach Fastnacht, desto stärker werden die Wasserstrahlen und das Parfum fällt weg. Einst kamen die Offiziere einer englischen Fregatte im Platastrom auf den Einfall, den Spaß mitzumachen. Sie nahmen ihre Feuerspritze und ließen dieselbe mit solchem Erfolg spielen, daß in kürzester Frist die auf den Dächern operirenden Wassermänner hinter ihre Luken flüchteten und aller Widerstand somit weggespült war. F.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 22. April. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Abtheilungen. Aus dem Französischen von A. Cosmar.

Sonntag, den 23. April. Titus, große Oper in 2 Abth. (Zum ersten Male mit den Original-Recitativen von Mozart.) (Gastrolle) Vitellia: Fräulein Zerr, großh. badische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 113. 24. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Das böse Auge.

Nach A. Dumas.

(Schluß.)

VII.

Der Knabe war fünfzehn Monate alt, weit über sein Alter vorgerückt, kannte und liebte Jedermann, war von Jedermann geliebt, vor allen so sehr von seinem Großvater, daß dieser, um sich nicht von ihm trennen zu müssen, beinahe eine wichtige Sendung des Königs von Neapel an den König von Frankreich ausgeschlagen hätte. Es handelte sich von nichts Geringerem, als Karl X. zur Eroberung von Algier Glück zu wünschen.

Indessen machten alle Freunde des Prinzen ihm so ernstliche Vorstellungen über den Nachtheil, den die Ablehnung eines so ehrenvollen Auftrages ihm beim König bringen würde, und daß die Zukunft seines Schwiegersohnes bedeutend darunter leiden könnte, daß er endlich sich mit Mühe zu einem Geschäfte entschloß, um das ihn so viele andere beneidet haben würden. Er kam an in Paris am 24. Juli 1830, verfügte sich sogleich zum Minister des Auswärtigen, um Audienz zu erwirken, und wurde zwei Tage nachher von König Karl X. feierlich empfangen.

Am Tage nach diesem Empfange brach die Juliusrevolution aus.

Der Prinz war beim neuen Monarchen nicht accreditirt; er hielt es für's gerathenste, nach Neapel zurückzukehren, und zwar dieses Mal zu Land, der Wechselfälle der Seereise wohl gedenkend. Tag und Nacht im Wagen, kam er um die eilfte Morgenstunde vor seinem Palaste an, zehn Minuten später, als der Kurier, der die unterlegten Postpferde bestellt hatte; übrigens war doch Zeit genug geblieben, daß seine ganze Familie auf dem Balkon des ersten Stockwerks, in einer Höhe von fünfundzwanzig Fuß über der Straße, zu seinem Empfange sich versammeln konnte.

Durch die vortreffliche Brille, die er von Paris mitgebracht hatte, erkannte der Prinz auf den ersten Blick seinen kleinen Enkel, und winkte ihm aus dem Wagen mit der Hand. Auch der Bambino erkannte ihn, und da er, wie wir gehört haben, seinen guten Großpapa so sehr liebte, so machte der arme Kleine, indem er die Aermchen ihm entgegen streckte, eine so rasche Bewegung, daß ihn die Amme fallen ließ, und das Kind auf dem Straßenpflaster sich das Köpfchen zerschmetterte.

Vater und Mutter vergingen fast vor Schmerz; der Prinz war ein halbes Jahr hindurch wie ein Rasender, seine Haare ergrauten, und fielen ihm dann aus, so daß er zur Perrücke seine Zuflucht nehmen mußte. Nun war das grauenhafte Dreiblatt für einen vollständigen Jettatore fertig: Brille, Dose und Perrücke.

So sah ich ihn bei meiner Durchreise durch Neapel; zum Glücke war ich gewarnt. Wie ich ihn in weitester Ferne erblickte, so machte ich mit der Hand das Hörnerzeichen, so wirksam, daß, obgleich er mir die Ehre einer Unterhaltung von länger als zwanzig Minuten erwies, mir doch — Dank meiner Vorsicht — kein Uebel widerfuhr — nur daß ich am andern Tage arretirt wurde.

Am Tage, wo ich Neapel verließ, war gerade der Prinz zum Präsidenten der Gesundheits-Commission des Königreichs beider Sicilien ernannt worden. — Acht Tage nachher erfuhr ich in Rom, daß am Tage nach jener Ernennung die Cholera in Neapel ausgebrochen sey.

Seitdem habe ich vernommen, daß auch der Graf von F., der erste Gemahl der schönen Elena ihrem Beispiele gefolgt sey; er war wieder verheirathet, lebte vollkommen glücklich mit seiner neuen Gattin, und hatte von ihr drei Söhne und zwei Töchter.

In dem Jahre, worin wir leben, hat der Prinz das einundsechzigste zurückgelegt; statt daß aber das Alter seinen gefährlichen Einfluß gemildert hätte, will man im Gegentheil behaupten, daß er mit jedem Jahre größeres und immer größeres Unheil anrichte.

Die Entweichung aus dem Tempel.

(Fortsetzung.)

Der Argwohn des Hausvogts war nicht ohne Grund. Seitdem unsere drei Leute die Schwelle des Tempels überschritten hatten, folgte ihnen beharrlich ein Frauenzimmer durch die wachsenden Schatten und die zahlreichen Winkel der Gäßchen des Marais. Sie schien darauf auszugehen, die Aufmerksamkeit John's zu erregen; dieser aber that, als bemerkte er sie nicht. Es wurde völlig Nacht. Lasne, welcher trotz seiner Angst nicht zum Lügner werden wollte, nahm die Richtung nach den Boulevards. Beim Umbiegen um die Ecke der Straße Charlot drang eine ängstliche, gedämpfte Stimme zu den Ohren John's: „Herr Graf!"

John blieb stehen. „Richtig! Sie sind es," flüsterte die Verfolgerin. „Ich habe Sie herausgehen sehen und sofort meine Schwestern und die Frau Gräfin benachrichtigen lassen. Die Herren von Rochecotte und von Phélippeaux sind gleichfalls benachrichtigt. Wenn der Commodore will, schlägt die Stunde der Erlösung für ihn."

„Er wird es nicht wollen," erwiederte John in reinem Französisch.

„Und warum nicht?" fragte die Dame, welche eine der erwähnten Musen war.

„Weil er sein Edelmannswort gegeben hat, heute Abend nicht zu entweichen. Ich habe nichts geschworen, aber ich werde den Commodore nicht verlassen."

Das Fräulein wollte nicht ablassen. John dankte ihr gerührt und schlug mit ihr den Rückweg nach dem Tempel ein. „Vielleicht," dachte die Muse, „wird der Commodore beim Anblick der Gelegenheit der Versuchung nicht widerstehen. Nicht verzagt!"

Unterdessen hatten Laône und sein Gefangner ihren Weg auf dem Boulevard fortgesetzt. Die Unruhe des Hausvogts wuchs mit jedem Schritt. Die Dünste des Xeres waren verflogen und mit ihnen ein Theil seines romantischen Vertrauens. Er verwünschte seine Unbesonnenheit und hätte gern eine halbjährliche Besoldung darum gegeben, wenn er sich wieder hinter den schweren Riegeln seines Gefangenhauses befunden hätte. Noch war nichts vorgekommen, was seinen Argwohn geradezu hätte rechtfertigen können, bis er der Stelle gegenüber anlangte, wo seitdem die Durchfahrt Vendome durchgebrochen ist. Dort sah er sich um, und sprach, die Farbe wechselnd: „John ist verschwunden."

Der Commodore, von dem Hausvogt scharf ins Auge gefaßt, erwiederte, ohne eine Miene zu verziehen: „Er wird uns verloren haben," — und im Stillen dachte er: „Gebe der Himmel, daß wenigstens er sich gerettet hat."

„Bürger," sprach Laône, „Sie werden meine Besorgnisse begreifen. Ich bin ein armer Mann, Familienvater und — Geschwindschritt, Bürger."

Der Commodore ließ sich nicht lange bitten. Rasch bogen sie von dem Boulevard in die Tempelgasse ein. Dort sollte der Schrecken des Hausvogts seinen Gipfel erreichen.

Auf der Höhe der Straße Meslay versperrte ein zahlreicher Haufen den Weg. Leute von zweideutigem Aussehen bildeten mehre Gruppen neben umgeworfenen Karren. Der Hausvogt blickte verzweifelt um sich her; er witterte ein Complott.

„Wo zum Teufel führst Du diesen guten Jungen hin, Bürger Aliboron?" fragte ein Mensch in blauem Kittel, dessen schlecht schließender Kragen ein Spitzenjabot sehen ließ.

„Platz!" rief Laône mit dem Muth der Verzweiflung.

„Du hast große Eile, Bürger Langohr. Willst Du mir diesen Cidevant anvertrauen, der an Deinem Arm hängt?"

„Platz!" wiederholte Laône, vor Schrecken außer sich. „Platz! im Namen des Direktoriums, im Namen der Republik!"

„Wohlverstanden, der einen und untheilbaren. — Achtung, — Ihr Männer!"

Auf dies Gebot fand in den Gruppen eine plötzliche Bewegung statt. In einem Nu sah Laône sich umringt, eingepreßt und dem Ersticken nahe. Als er wieder zu Athem kam, war der Commodore verschwunden. (Schluß folgt.)

Kalifornischer Soldatenspaß.

Ein englischer Reisender erzählt folgenden fast unglaublichen Zug von der Erniedrigung der Wehrlosen in Kalifornien.

Eines Tags befand ich mich zu Santa Cruz in dem Laden eines reichen Kaufmanns, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Während ich mit ihm sprach, trat ein kleiner Kerl herein mit einem bösartigen braunen Gesicht, in einer Jacke von höchst zweideutiger Farbe, auf deren Aermeln zwei alte grünspanige Tressen den Träger als einen Unteroffizier ankündigten. „Guten Tag, Herr Sergeant," sagte der Kaufmann. „Ihr Diener, Don Manuel Pacheco," erwiederte der Kriegsknecht; „ich komme hieher, um Ihnen zu meinem Bedauern sehr unangenehme Nachrichten zu bringen. Heute Morgen bin ich vom Rosario de Nuestra Sennora de los Pecados abgereis't und habe Ihre Mutter sterbend verlassen. Sie betete zu Gott, daß Sie noch zeitig genug kommen möchten, um ihren Segen zu empfangen."

„Jesus!" rief der Kaufmann; „da muß ich auf der Stelle aufsitzen. Vielleicht komme ich noch zeitig genug."

„Sie sind ein guter Sohn," bemerkte der Sergeant Gonzales; „und Gott soll mich am Tag des jüngsten Gerichts verdammen, wenn ich Sie allein reisen lasse. Ich habe von einer Erscheinung der Indianer gestern in dieser Gegend gehört. Mein Freund, der Cabo Anton Camacho, und ich werden Ihnen demnach das Geleit geben, was in keinem Fall schaden und in manchem Fall sehr nutzen kann."

„Ich danke," erwiederte Pacheco. „Allein in einer Viertelstunde spätestens bin ich reisefertig! und Sie können das wohl nicht seyn. Also — —"

„Lassen Sie mich machen!" fiel der Sergeant ein und entfernte sich. Fünf Minuten später hielt er mit Camacho vor dem Laden, Beide trefflich bewaffnet und beritten. Pacheco machte sich eilends fertig, und trabte mit den beiden Helden von dannen. Wie es ihm auf dieser Reise ergangen ist, hat er mir am Abend desselben Tages folgendermaßen erzählt.

Wir waren etwa zwei Stunden schweigend geritten, als mitten in einem Wald Gonzales meinem Pferd in den Zügel fiel, mir die Pistole auf die Brust setzte und barsch gebot, abzusteigen. Außer Stand, mich zu wehren, mußte ich wohl gehorchen. „Werther Herr," fuhr nun der Sergeant fort, „seyn Sie jetzt außer Sorgen wegen Ihrer Mutter. Ich hoffe, sie befindet sich wohl; denn da ich sie seit drei Monaten nicht gesehen habe, kann ich über ihr Befinden nichts Gewisses sagen."

„Vor zwei Stunden haben Sie mir als sehr gewiß gesagt, daß sie todtkrank sey," erwiederte ich. „Aber wozu soll diese Gewaltthätigkeit führen?"

„Wozu sie führen soll?" entgegnete der Sergeant. „Sollten Sie vergessen haben, daß Sie sich vor drei Monaten geweigert haben, mir ein Faß catalanischen Brandwein auf Kredit zu verkaufen? Ich hab' es nicht vergessen."

„Es ist möglich," erwiederte ich; „aber kann man einem Handelsmann zumuthen, zu borgen, wenn er keine Aussicht hat, zu seinem Geld zu kommen?"

„So!" rief Gonzales mit dem Ton gekränkter Ehre. „Sie haben sich also nicht entblödet, an der Ehrlichkeit eines Soldaten zu zweifeln? — Schön! Mein Freund Camacho wird Ihnen das Weitere sagen."

Ich wandte mich nach dem Cabo hin und sah denselben beschäftigt, einen Strick auseinander zu machen und das mit einem laufenden Knoten versehene Ende über einen Baumast über unsern Häuptern zu werfen. „Nun, Camacho?" fragte ich. „Ja, Don Manuel," antwortete der Cabo, „ich will Sie hängen." — „Und glauben Sie, daß eine solche Unthat verborgen bliebe? und daß Ihr Hauptmann Sie nicht dafür erschießen lassen würde?"

„Haha!" lachten die Banditen. „Was läßt Don Manuel sich träumen? Hätte der Herr sich die Mühe genommen, dies Pferdchen zu betrachten," sprach Gonzalez, seinem Thier auf den Hals klopfend, „so würde derselbe gefunden haben, daß es unserm Hauptmann gehört, und daraus abnehmen, daß der Hauptmann unsere Expedition kennt und billigt. Aber die Sonne sinkt und ich möchte nicht, daß Sie durch längeres Gerede und der Gefahr eines Ueberfalls durch die Indianer aussetzten, und daß Gott Ihnen den Vorwurf machen könnte, Ursache unseres Todes zu seyn."

Noch ehe Gonzales geendigt hatte, fühlte ich den von Camacho's Hand geworfenen Strick um meinen Hals. „Ich will Euch Alles geben" — rief ich, aber der Schurke zog seinen Strick an und ließ mich baumeln. Einen Augenblick sah ich, wie Gonzales mit teuflischem Hohn auf mich deutete und lachend seinen Spießgesellen auf mein Zappeln aufmerksam machte. Dann verlor ich das Bewußtseyn.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich meinen Kopf auf Camacho's Knieen liegend und diesen beschäftigt, mir einige Tropfen Brandwein einzuflößen. Sie hatten mich etwa eine Minute hängen lassen und dann den Strick abgeschnitten, so daß ich auf die Erde gefallen seyn mußte. „Sie sehen, Don Manuel," nahm Gonzales das Wort, „daß wir keine so schlimmen Teufel sind, wie Sie zu glauben belieben. Der Beweis ist, daß mein Freund Camacho und ich uns dazu verstehen, die Beschwerden der Vergessenheit zu übergeben, welche wir gegen Sie erheben könnten von wegen Ihres Mangels an Respekt gegen Vaterlandsvertheidiger. Ja, wir verzichten sogar auf alle Ihre Güter, welche Sie uns vor einigen Minuten angeboten haben, wofern Sie dies kleine Guthaben als das unsrige anerkennen wollen."

Hier hielt Pacheco in seiner Erzählung inne und zeigte mir ein Papier, auf welchem Folgendes stand: „Anheute, 5. Mai. Ich, Don Manuel Pacheco, bekenne hiermit, daß ich dem Sergeanten Gonzales und dem Corporal Camacho von der Besatzung von Santa Cruz zwei Fäßchen catalanischen Brandwein und vierhundert Pesos fuertas versprochen habe, um sie zu belohnen für den Tod (sic!), von dem sie mich gerettet, und für die Dienste, welche sie mir geleistet haben, und ich gelobe, dies Versprechen zu erfüllen, sobald besagte Herren mir diesen Schein vorlegen. Gott und Freiheit. Don Manuel Pacheco."

„Und diesen schändlichen Wechsel gedenken Sie zu honoriren?" fragte ich entrüstet. „Ohne Zweifel werden Sie von Ihrer Eigenschaft als Alcade Gebrauch machen und die Schurken greifen und hängen lassen."

„Meine Macht diesen Soldaten gegenüber ist gleich Null," erwiederte seufzend Pacheco. „Ja, wenn wir in Mejico wären, da wäre wohl Gerechtigkeit zu erlangen. Aber hier, 600 Stunden von der Hauptstadt, muß ich entweder zahlen, oder mich ermorden lassen."

Am andern Morgen, als Pacheco seinen Laden öffnete, waren die Ersten, welche erschienen, Gonzales und Camacho. Sie grüßten ganz unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre, betrachteten Stück für Stück die Pesos *), welche Pacheco ihnen vorzählte, und ließen die bereitstehenden Fäßchen durch zwei Soldaten forttragen. Sodann bot Camacho dem Kaufmann eine Cigarre an und sagte: „Ich hoffe jetzt, geschätzter Herr, Sie werden uns den gestrigen Spaß nicht übel nehmen, und ich schmeichle mir, es wird dies nicht das letzte Geschäft seyn, welches wir mit einander machen. Auf Wiedersehen, werther Herr."

F.

Kathinka Heinefetter und Eduard Caumartin.

Die Sängerin Katinka Heinefetter hat durch die Procedur vor den Assisen zu Brüssel in den Augen der Welt, die nur zu gerne den ersten Stein aufhebt, bedeutend verloren und wird Mühe haben, sich in der Meinung zu rehabilitiren.

*) Ein Peso fuerte macht etwa 2 Gulden 27 Kreuzer.

Als eine Art literarische Episode mag man die von dem Anwald Caumartin's producirten Briefe der Liebenden an den Geliebten gelten lassen. Einmal dem Geheimniß entrückt, das sie bewahren mußte, dürften diese Zeugnisse einer Leidenschaft, die trotz aller Merkmale der Tiefe, doch nur oberflächlich, ja wohl nur berechnet war, als ein Beitrag zu der Lehre von den trügerischen Symptomen der Seelenstimmung der Aufbewahrung nicht unwerth scheinen. Die Heinefetter hatte durch einen undatirten Brief Caumartin's den Beweis führen wollen, daß sie vor Anfang November v. J. mit ihm gebrochen habe; Caumartin's Anwald mußte diesen Beweis entkräften; er that es durch Vorzeigung und Ablesung von Briefen der Heinefetter an seinen Clienten aus der Zeit zwischen dem 30. October und 11. November 1842. Da diese Briefe die wärmste Zuneigung athmen, so gewinnt die Behauptung Gewicht, das undatirte Schreiben sey aus einer früheren Epoche und beziehe sich auf eine momentane, bald wieder beigelegte, Störung in dem Liebesverhältniß. Wie dem sey, Kathinka schreibt am 5. November (also vierzehn Tage vor der Katastrophe) aus Brüssel an Caumartin zu Paris:

„Lieber Eduard! Da ist nun wieder die Stunde gekommen, die mir so lieb, weil sie mir eine so süße Zeit ins Gedächtniß bringt; Dein langer Brief — Nota bene für mich immer zu kurz — hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht. Ich habe ihn zum wenigsten zwanzigmal gelesen — was sage ich, zwanzigmal? hundertmal wäre das rechte Wort! ich habe das Papier geküßt, worauf Deine liebe Hand ruhte, als Du beim Schreiben an mich dachtest; zu Paris ist das freilich eine schwere Sache; nicht wahr? Ich bin froh, daß alles so nach unserm Wunsch geht, und gebe die Hoffnung nicht auf, bald wieder nach Paris zu kommen; wir wollen uns dann recht innig lieben. O Gott! ist's möglich, daß man so närrisch seyn kann, wie ich es bin. Nur Du, mit Deinem Geist, mit Deiner Liebenswürdigkeit, konntest mich so weit bringen. Es vergeht keine Minute, ohne daß ich an Dich denke, Du geliebter Engel, allein an Dich, den ich so sehr liebe; aber ich lasse mich gewiß zu sehr gehen, denn ich sage mir immer, man muß die Männer nie wissen lassen, wie man sie liebt; doch Du bist ja eine Ausnahme; Du bist eher ein Engel als ein Mann; mit Dir darf ich's schon wagen. „Weißt Du was Liebe ist?" So fängt eine Romanze an, die man mir dedicirt hat. Mein Bild hast Du wie ein Schmeichler ausgelegt; doch ist etwas wahres daran; ich habe kein Bild von Dir und doch sehe ich Dich beständig vor mir; dazu gehört aber auch meine Einbildungskraft! Inzwischen wäre es doch nicht übel, wenn sich mein Eduard für mich malen ließe. Gestern habe ich wieder in den Hugenotten gesungen und mit großem Beifall; man fängt an, mich gerne zu hören; sie haben mich sublim gefunden; so sagte mir ein Theaterbesucher; jüngsthin mußte in Robert der Teufel das Trio ohne Begleitung im dritten Akt wiederholt werden, was noch nie hier geschehen ist; ich wurde in der ganzen Vorstellung sehr applaudirt. Morgen singe ich wieder in den Hugenotten; ich bin in acht Tagen viermal aufgetreten; ich wünschte wohl, daß man das zu Paris erführe, wo sie immer glaubten, meine Gesundheit fordere, daß ich mich schone. Die hiesige Direktion will mich in Brüssel halten; sage, was soll ich thun? ich will mich ohne Deinen Rath zu nichts verstehen; ich weiß gewiß Du willst nur mein Bestes für die Zukunft. Meine Schwester ist noch nicht angekommen; ich zweifle, ob ich sie sehen werde; zu anderer Zeit würde mir das Verdruß gemacht haben; jetzt ficht es mich gar nicht an. Wie habe ich mich nicht geändert! und das Alles für einen Mann, der mir vielleicht in diesem Augenblick untreu wird. — Doch nein! Weg mit

dem Gedanken! Nein, Du wirst mich nicht hintergehen; Du wirst mir Alles sagen und dann weiß ich schon, was für mich zu thun übrig bleibt. Weißt Du wohl, daß wir uns bald sehen müssen? Jetzt noch nicht, aber bald; weißt Du's; ich habe eine hübsche Arbeit für Dich angefangen — diesmal wirklich für Dich; aber ich brauche Zeit dazu, denn es wird viel — für Dich freilich nie zu viel! Ist Meyerbeer noch dort, so mußt Du ihm erzählen, wie ich hier gefalle. Mademoiselle Julie von Aachen ist nach Paris gereis't; sie hatte mich gebeten, ihr einen Brief an Dich mitzugeben; aber aufrichtig gestanden, ich bin so eifersüchtig! Denkst Du noch an den fatalen Ball? Die garstige Frau — wie ich sie verwünsche! — Apropos von Ball — heute Abend ist hier auch Ball, in dem hübschen Saal, wo wir zusammen waren bei Döhler's Concert; man hat mich eingeladen dazu, aber ich ging nicht — Alles wegen Dir, denn ich weiß ja, Du kannst es nicht leiden. Mache es nur wie ich — gehe nirgends hin, Dich zu amusiren; Du könntest sonst Deine arme Kathinka vergessen, die Dich so innig liebt und so unglücklich seyn würde, wenn Du sie nicht mehr liebtest. Adieu, ich küsse Dich — wie von Avray bis nach Paris — diesmal ist es noch weiter, aber nicht so gut." —

Aus einem früheren Billet doux (vom 30. October) mit der Devise: Union fait la force und darunter in Federzeichnung zwei Liebesgötter, die sich die Hand geben, sollen nur Fragmente mitgetheilt werden. „Lieber Eduard! Wieder ein Brief von mir! ich hatte aber diesen Abend ein großes Vergnügen und will's mit Dir theilen, der Du mein einziger Freund bist auf der Welt. Ich habe heute in den Hugenotten gesungen und zwar mit einem Succeß, daß ich wohl sagen darf, man applaudirte bei jeder Note! Am Schluß wurde ich einstimmig gerufen und ich hatte doch Niemanden von mir im Saal. Es war eine wahre Revolution (im Parterre); man hat mich bewundernswerth gefunden; kurz, es ist mir gelungen, das kalte Publikum ins Feuer zu bringen." (Der Urtext ist, weil die Dame aus der Figur fällt, nicht zu übersetzen; er lautet so: „Je serais donc parvenue à briser cette glace et cette bierre qui coulent dans leurs veines.") „Adieu! Du mein höchstes Gut! Denke an mich! Gott gebe, daß wir uns bald wiedersehen; mein armes Herz ist voll Liebe und voll Verlangen, Dich zu sehen. Die Personen, welche zu mir kommen, sind Döhler, Thalberg, Beriot, der eine sehr liebe und gute Frau hat, Laborde, und einige Andere; Du siehst, dabei hat es keine Gefahr. Uebrigens bin ich bei der guten Gesellschaft schon sehr beliebt, weil ich zurückgezogen und ruhig lebe; das liebt man überall; ich war aber auch nie anders, was ich meiner Erziehung verdanke. Ich umarme Dich tausendmal und will nun von Dir träumen; ich liege schon zu Bett; Adieu mein Herzensschatz!" — Noch in einem Brief vom 11. Nov. ergeht sich Kathinka in den allerzärtlichsten Ausdrücken; sie macht dem Geliebten schmollende Vorwürfe, daß er sie acht Tage ohne Antwort gelassen habe; sie meint, ihre beiden Seelen seyen für einander geschaffen, und braucht dabei das Bild von zwei Perlen, bestimmt, zu einer zu verschmelzen; sie beklagt, daß er ihre Muttersprache nicht verstehe, weil sie ihm sonst weit längere und weit glühendere Briefe würde schreiben können; sie findet, es sey ein wahres Glück, daß er nicht gerade im Augenblick bei ihr wäre, sie wisse nicht, was sie in dem Fall Alles für ihn thun könne; sie stehe für nichts. — Kurz, die Briefe der Fräulein Kathinka Heinefetter könnten, die Sprachmängel abgerechnet, ganz gut in einem sogenannten Liebesroman vorkommen. —y.

Tabletten.

*** (Täuschung.) Der Planet erzählt: „Es war in Berlin, bei Erantzler unter den Linden, in der fashionablen Konditorei mit den hübschen blaßen Ladenmädchen, den geschnürten Lieutenants und langhaarigen Löwen. Seit einigen Tagen kam des Morgens ein hübscher junger Mann, trank stillschweigend seine Tasse und bezahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem Mädchen etwas wieder zu nehmen. Diese war beim ersten Mal erfreut, zumal sich's erwies, daß er echt sey. Beim zweiten und drittenmal wurde sie ängstlich und sprach mit ihrem Prinzipal. Dieser erzählte die Geschichte dem Polizeirath Dunker, der sich auch am folgenden Morgen einfand. Bald darauf erschien der junge Mann und Dunker verwickelte ihn in ein Gespräch, konnte aber nichts über die Verhältnisse des andern erfahren. Bald darauf wollte der junge Mann zahlen und zog seine Börse, die von Dukaten strotzte. „Sie haben da einen schönen Vorrath," sagte Dunker. „Nicht mehr, als ich so im Lauf des Tags ausgebe," versetzte der Fremde. „Dürfte ich Sie wohl um ein kleines Geschenk bitten, ich sammle für einen wohlthätigen Zweck und ersuche Sie freundlichst ꝛc." „O ja," erwiederte der junge Mann, „aber da müssen Sie schon in meine Wohnung kommen." Das war es, was Dunker wollte. Sie gingen, und der schlaue Polizeirath wollte bemerken, daß der Andere im Gedränge vor den Bilderläden stehen blieb, als wollte er entschlüpfen. Aber er verlor ihn nicht aus den Augen. So kamen sie an das Schloß. „Ich gehe aber durch den Schloßhof," sagte der junge Mann. „Schön," dachte Dunker, „da giebt es viele Wachen" In dem Augenblick trat der Prinz von Preußen durch das Portal. „Na, Esterhazy! Wieder zurück?" Dunker war wie vom Blitz getroffen; der Dukatenmann war der junge, reiche Fürst Esterhazy, der seit einigen Tagen in Berlin weilte. Er suchte davonzukommen, aber der Fürst rief: „Warten Sie! Ich will Ihnen ja etwas für Ihre Sammlungen geben." Und in seiner Wohnung angekommen, gab er Dunker 100 Dukaten, die dieser mit verlegener Miene einstrich.

*** (Großartige Insolvenz.) Der Londoner „Sun" bemerkt: Im „New-York Inquirer" vom 20. Februar sind nicht weniger als 6 Columnen in kleiner Schrift mit Bankerotten von wenigstens 700 Personen nur in New-York angefüllt; das fürchterlichste Gemälde von Insolvenz, das jemals dagewesen. Anderthalb Columnen enthalten neue Bankrotte, und auf den übrigen Spalten stehen die Namen von Häusern, die im Monat Mai liquidiren werden. (Freischütz.)

Logogryph.

Bin zweimal angestellt im Magistrat,
Als drittes Mitglied stehe ich im Rath,
Und figurire als letztes im Senat.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 23. April. Titus, große Oper in 2 Abth. (Zum ersten Male mit den Original-Recitativen von Mozart.) (Gastrolle) Vitellia: Fräulein Zerr, großh. badische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 24. März. Eine Scene im Irrenhause. Ein Landmann: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. Hierauf folgt: Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Akten. (Vorletzte Gastrolle) Windmüller: Herr Wallner.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 114. 25. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Entweichung aus dem Tempel.

(Schluß.)

Der unglückliche Hausvogt senkte das Haupt. Diese Entweichung zog den Verlust seines Platzes nach sich — vielleicht gar die Guillotine. „Meine Kinder! meine armen Kinder!" seufzte er, indem er den schweren Klopfer an der Thür des Tempels aufhob. Die Thür öffnete sich und wollte sich eben hinter dem Hausvogt wieder schließen, als er neben sich eine Stimme hörte: „Wollen Sie mir erlauben einzutreten?"

Lasne sah sich um. Es war der Commodore Smith.

Wie ein aus einem schrecklichen Traum Erwachender rieb Lasne sich die Augen. Er war stumm und starr. Zwei Thränen rannen über seine Wangen; endlich murmelte er tief gerührt: „Heiliger Gott! — ich will verdächtig seyn, wenn nicht das Wort eines Ehrenmannes so gut ist, wie alle Riegel des Tempels." Ungeachtet seiner Rührung jedoch gebot er dem Schließer, die Thüre wohl zu verwahren.

Der Schließer wollte zumachen, aber ein kräftiger Druck von Außen widerstand seinem Bemühen. Zugleich vernahm man die Worte: „Ich will nich! ich will geh mit Sie!"

„John!" riefen gleichzeitig der Commodore und der Hausvogt. Der letztere fügte mit tiefem Gefühl hinzu: „Wie der Herr, so der Jockey."

John trat ein und drohte in einem gräulichen Kauderwelsch dem Schließer, ihn zu bor, wenn er sich noch einmal einfallen ließe, ihn vor der Thür zu lassen. Lasne wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Er geleitete seinen Gefangenen bis auf die Schwelle seines Zimmers, und da er nicht wußte, wie er ihm seinen Dank bezeugen sollte, wollte er ihm um den Hals fallen. Der Commodore stieß ihn sanft zurück und sagte: „Herr Lasne, Sie haben mir nicht zu danken. Ich habe mein Wort gegeben, ich hab' es gehalten. Von diesem Augenblick an aber ist mein Wort zurückgenommen."

„Warten Sie bis morgen!" flehte Lasne; „ich bin schläfrig."

John kniff dem Commodore in den Arm. Dieser aber, ohne auf diesen Wink zu achten, erwiederte: „Es sey; aber morgen ..."

„Ich will auf acht Tage schlafen," rief der Hausvogt.

„Gute Nacht," erwiederte der Commodore. Kaum hatte Lasne sich entfernt, so ergriff er die Hand John's, drückte sie mit Herzlichkeit und fragte: „Warum wiedergekommen? Sie hatten nichts versprochen, und überdem ist Ihre Lage eine ganz andere, als die meinige. Als französischer Emigrant haben Sie Alles von dem Haß des Direktoriums zu fürchten."

Der Angeredete, welcher wohl wußte, daß das Direktorium kein Heilsausschuß und Barras kein Billaud war, erwiederte zweideutig: „Ich weiß das."

„Warum also sind Sie wiedergekommen?"

„Weil ich geglaubt habe, es thun zu müssen," erwiederte John, der in einem Sessel ausgestreckt sich von Sidney's Kammerdiener die Stiefel ausziehen ließ, — oder die Wahrheit zu sagen, der Graf von Tiran. Zugleich überreichte er dem Commodore einen Brief.

„Hat dieser Brief Bezug auf einen Entweichungsversuch?" fragte Sidney.

„Zweifelsohne."

„Dann kann ich ihn nicht lesen. Ich habe mit dem armen Teufel von Hausvogt Waffenstillstand gemacht."

„Dacht' ich's doch!" murmelte der Afterjockey. — „Parbleu, Commodore, Sie hätten eine Zier des Hofs von König Artus, meinem Landsmann, abgegeben. Schade, daß das irrende Ritterthum nicht mehr in Ehren ist."

„Ihnen steht es zumal an, so zu reden, da Sie Ihren Kopf aufs Spiel setzen, um mir dies Briefchen zu überbringen."

Die beiden Gefangenen drückten sich vergnügt die Hand. Die Weigerung des Commodore war ein gravitätischer Scherz. Denn was in dem Brief stand, konnte der Graf ihm sagen, und ihm den Mund zuzuhalten, oder sich die Ohren zu verstopfen, fiel ihm nicht ein. Der Graf fing also an, zu berichten, daß von seiner Gemahlin, dem Marquis von Rochecotte und dem Herrn von Phelippeaux ein Befreiungscomplott angezettelt sey. „Auf jeden Fall," fügte er hinzu, „seyn Sie morgen bereit. Zeigen Sie keine Betroffenheit, und vornehmlich verpfänden Sie nicht Ihr Wort."

Diese wichtige Mittheilung war unabhängig von dem Brief, den der Pseudojockey jetzt öffnete und las. Das Schreiben war von seiner Frau, der Gräfin von Tiran, und enthielt erstlich die Meldung, daß das Direktorium die Auswechslung des Commodore entschieden abgelehnt habe, — zweitens die Einzelheiten des Befreiungsplanes.

Am andern Morgen erschien der Hausvogt Lasne freudestrahlend in Sidney's Zimmer, und knüpfte an einen freundlichen Gruß die Bemerkung: „Seit zehn Jahren habe ich nicht so gut geschlafen, wie heute Nacht. Aber, Bürger Commodore, Sie müssen aufstehen. Unten im Verhörzimmer ist ein Generaladjutant, nebst Anhang, vermuthlich Ueberbringer eines Befehls vom Direktorium."

„Zu dienen," erwiederte der Commodore. „John! meine Stiefel und meinen Ueberrock!"

John beeilte sich, zu gehorchen. Indem er dem Commodore den Ueberrock anlegte, flüsterte er ihm zu: „Erinnern Sie sich, was ich gestern gesagt habe!"

„Was hast Du mir gesagt?“ fragte Sir Sidney unbesonnen.

„Ich wollt sag, Master Lasne will trink ein Grog auf Ihr Gsundheit.“

„Nein, nein!“ rief Lasne. „Der Waffenstillstand ist abgelaufen. Ich trinke nicht mehr.“

John, der Commodore und der Hausvogt begaben sich ins Verhörzimmer. Hier befand sich ein Mann in Generalsuniform und ein anderer in der Tracht eines Subalternoffiziers. Ersterer reichte dem Hausvogt ein Papier dar und sprach: „Bürger Hausvogt, nimm Kenntniß von dieser Urkunde.“

Lasne las. Es war ein Befehl des Ministers, welcher die Versetzung des Commodore in das Absteigefängniß verfügte. „Gut, Bürger,“ bemerkte der Hausvogt. Der Schreiber wird eine Bescheinigung aufsetzen, die Sie unterzeichnen. Ich spreche mit dem Bürger Auger?“

„Aus dem Befehl wirst Du es ersehen haben. Mach' fort!“

Auf den Ruf des Hausvogts trat der Gefängnißschreiber ein und setzte die Bescheinigung auf. Währenddem überlas Lasne nochmals den Befehl, und John und der Generaladjutant wechselten einen Blick des Einverständnisses. Der Schreiber überreichte dem Bürger Auger die Bescheinigung, dieser ergriff eine Feder und unterzeichnete: Auger, Generaladjutant.

„Jetzt,“ nahm Lasne das Wort, „brauchen Sie sechs Mann Bedeckung.“

John erblaßte.

„Versteht sich,“ erwiederte Auger. — „Aber,“ fügte er nach einem Augenblick hinzu; „diese Umstände könnten wir sparen. Bürger Hausvogt, kann man sich auf das Wort des Commodore verlassen?“

„Ich will verdächtig — ich will ein Vendéer Bandit, ich will ein verkleideter Pfaff seyn,“ rief Lasne, „wenn das Wort des Bürgers Sidney nicht alle Bedeckungen der Welt aufwiegt!“

„Gut! — Commodore, wenn Sie sich dazu verstehen, mir Ihr Wort zu geben — —“

John's Wangen hatten ihre Farbe wiedererlangt, aber ein neuer Schrecken überfiel ihn, als Sidney, seiner gestrigen Warnung sich allzugut erinnernd, einfiel: „Kein Ehrenwort!“

„Niemand kann es Ihnen abnöthigen,“ bemerkte Lasne. „Bürger Schreiber, commandire sechs Mann.“

Zugleich flüsterte John dem Commodore ins Ohr: „Dieser Adjutant ist Boisgirard.“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte Sidney auf englisch.

„Und der Offizier, welcher ihn begleitet, ist Phélippeaux,“ flüsterte John weiter.

Der Schreiber war eben an der Thür, um die Bedeckung zu holen, da sprach Sidney: „Sie scheinen mir ein wackerer Mann zu seyn. Hier haben sie mein Wort.“

„Leben Sie wohl, Bürger Smith!“ rief Lasne gerührt. „Ich werde Ihnen Ihren übrigen Xeres nachschicken.“

„Sie behalten ihn, Herr Lasne, und trinken ihn auf mein Wohlseyn.“

„Ich will Coburg in eigner Person seyn, wenn Sie nicht verdienen, Franzose oder Patriot zu seyn,“ murmelte Lasne mit Thränen in den Augen.

Der Adjutant, sein Nachtreter und der Commodore brachen auf. John folgte ihnen mit seinem trocknen: „Ich geh mit Sie.“ Die Thür schloß sich hinter ihnen, und Lasne kehrte betrübt in das leere Zimmer des Commodore zurück, wo er weinend zwei Flaschen Xeres hinunterschlürfte.

Am folgenden Tag kündigten die Zeitungen die verwegene Entweichung des Commodore Sidney Smith an, der mit Hülfe eines falschen Versetzungsbefehls aus dem Tempel entschlüpft sey. Es hieß, er habe seine Richtung nach Calais genommen mit seinen Helfershelfern, darunter die Emigranten Graf und Gräfin Tiran. Die Polizei machte große Anstalten, um sie einzufangen, allein die Flüchtlinge wußten es noch besser zu machen, und schifften in aller Geschwindigkeit über den Kanal.

Der Hausvogt Lasne, gedeckt durch den Versetzungsbefehl, unter welchem der echte Namenszug des Ministers stand, wünschte ihnen im Stillen glückliche Reise und murmelte, indem er langsam den Sherry des Commodore die Kehle hinabgleiten ließ: „Das war ein prächtiger Goddam, und ich will verdächtig seyn, wenn nicht er und sein Wein, jeder in seiner Art, die besten sind, welche über die Schwelle des Tempels gekommen sind.“

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Rhl.

IV. Wetzlar.

1. Die Stadt und der Dom. Wetzlar, die alte freie Reichsstadt, einst groß, volkreich (die alten Chroniken nennen allein sieben Vorstädte), blühend durch Handel und Gewerbfleiß, jetzt zur Unbedeutendheit einer Landstadt mittlerer Größe herabgesunken, bietet in seinem Innern das unerquickliche Bild des erstorbenen Lebens, der Erstarrung. Zwar von jener Glanzperiode, für welche der Dom, die Warten und die alten Gränzsteine des Stadtberings (jetzt mitten im Feld) Zeugniß geben, reden nur noch wenige Ueberbleibsel; aber Wetzlar hatte auch eine Nachblüthe, als man aus dem durch Monclas' Horden niedergebrannten Speyer 1693 das Reichskammergericht hierher verlegte, und gerade aus jenen Zeiten des Kanzleidespotismus und der Alongeperücken starren uns die Reste steifen Schwulstes und gezierter Unnatur fast in jeder Straße mit ihrem gläsernen Todtenblick an. Charakteristisch genug malen sich noch jene dürren Tage des Aktenstaubes (für Wetzlar freilich war es Goldstaub) in den alternden, prunkhaft überladenen Palästen und Häusern der papierenen Themispriester, die einst hier ihre Sinecuren genossen, und jede ihrer zahlreichen Villen, die in verfallenem Pompe rings um die Stadt sich erheben, scheint dem Vorübergehenden von den goldenen Tagen zu erzählen, wo mancher Wetzlar'sche Advokat seine Tochter mit einem jener ewigen Reichskammergerichts-Prozesse ausstatten konnte — denn das blieb eine ergiebige, unerlöschliche Leibrente für Lebenszeit — von den goldnen Tagen, wo man das beißende Wort sprach: „Wetzlar ist der Olymp der deutschen Prozesse; denn auf dem Olymp wohnen die — Unsterblichen!“ — Erfreulicher als die menschenleeren, steilen und engen Straßen der alten Stadt wirkt die reizende Gegend auf das Auge. Das bisher ziemlich eingeengte Bette der Lahn weitet sich hier plötzlich zur breiten, freundlichen Ebene; an dem sanften Hang einer von Osten her abfallenden Hügelkette zieht sich die Stadt in das Thal hinab; unter ihren Mauern vereinigt sich die Wetzbach von der einen Seite, die Dill von der andern mit dem Flusse, während das anmuthig gelegene Kloster Altenberg im Hintergrunde, und die fernen blauen Vorberge des Westerwaldes den Rahmen um das heitere Landschaftsbild ziehen, das am treffendsten durch die Prädikate freundlich, lieblich und reich bezeichnet seyn dürfte.

Einen höheren Genuß aber, als ihn die Natur bieten kann, bietet uns in der Stadt die Kunst — ich meine den Dom. Im 14. Jahrhundert, da die freie Reichsstadt noch in ihrer ganzen Kraftfülle stand, begann man dieses kühne, gewaltige

Werk; aber ich glaube, wenn der geniale Meister damals seinen Dom in solcher Entwürdigung hätte sehen können, wie er uns heute vor die Augen tritt, er würde ohne Säumen den Plan dazu in's Feuer geworfen haben. Doch ehe wir von der Verstümmlung dieses stolzen architectonischen Fragments reden, wollen wir versuchen, ein Bild von seiner ursprünglichen, unverfälschten Anlage zu entwerfen.

Eine uralte kleine byzantinische Kirche, der Sage nach von Karl d. G. auf den Grundmauern eines zerstörten Heidentempels errichtet, stand auf dieser Stelle, als man den Bau des Domes begann. Die seltene Pietät jener Zeit wollte das alte Gebäude nicht zerstören und doch stand es dem neuen, größeren im Wege. Dieß zu vermitteln kam man auf einen originellen Ausweg: man schloß die Façade der alten Kirche mit ihren beiden Thürmen zwischen das Schiff und die Hauptthürme der neuen. Hierdurch entsteht also eine Art Vorhof, der diese köstliche Reliquie birgt. Der Himmel wölbt sich über ihm als Decke, aber zur Verbindung der Thürme mit dem Schiff beschloß man, auf beiden Seiten einen Spitzbogen hinüber zu sprengen. Auf der Südseite ward dieß ausgeführt und es gehört zu den kühnsten Structuren mittelalterlicher Baukunst. Das Pendant auf der Nordseite blieb unvollendet. Die seltene Pietät gegen die Vorzeit hat sich also zugleich auch auf eine seltene Weise gelohnt; denn durch sie allein ward wohl der erste Gedanke jener originellen Anlage hervorgerufen. — Die beiden Hauptthürme, reich mit durchbrochener Arbeit und zahlreichen Bildsäulen geschmückt, dürften, nach den vorhandenen Resten und den üblichen Proportionen zu urtheilen, zu einer Höhe von etwa 300 Fuß berechnet gewesen seyn. (Jetzt erhebt sich der Rest des Einen nur 192, der Anfang des Andern vielleicht kaum 40 Fuß über den Boden.) In ähnlichen großen Verhältnissen schließt sich das Schiff und das Chor an. Die Erbauungszeit des letzteren fällt um das Jahr 1336. Die Arbeiten wurden im Jahre 1486 eingestellt und der Dom blieb unvollendet: die Blüthe der Stadt war gesunken, die geistige Energie des Mittelalters überhaupt erloschen, neue Ideen traten in ihr Recht, die Herolde einer neuen Zeit — und so stockte auch hier das große Unternehmen nach und nach, und auf den unvollendeten Mauerresten der Façade wuchern jetzt dicke Dornbüsche, Gras und Moos. Doch auch so noch würde der Eindruck des Ganzen tiefpoetisch seyn, es wäre das beredte Symbol einer gewaltigen, mählich erstarrten Kraft, ein großer Grabstein des Mittelalters mehr, eine Hieroglyphe, der selbst eine feindselige Naturgewalt dienstbar werden mußte, uns Sinn und Deutung näher zu legen, als der Blitz von 1561 die Pyramide des ausgebauten Thurmes herabschleuderte und in die Thürmchen des Chors seinen bündigen Lapidarstyl durch ausgebrochene Steine eingrub und den Platz ringsum mit Trümmern von Skulpturen und Säulenkapitälen bedeckte, die man noch jetzt dort erblickt. Konnte aber dieß Alles, indem es statt eines harmonisch abgerundeten Ganzen ein inhaltschweres Fragment gab, den Genuß uns nicht verkümmern, so haben die nachfolgenden Jahrhunderte desto reichlicher dafür gesorgt und es ist ihnen gelungen. Vorhin berichteten wir einen Zug seltener Pietät; jetzt können wir von einem Mangel an Pietät reden, der leider eben nichts seltenes ist.

Der Blitz hatte, wie wir eben erwähnten, 1561 die Pyramide des vollendeten Thurmes herabgeworfen. Darauf verkauften die Rathsherren von Wetzlar ein der Stadt zugehöriges Stück Ackerland, der Erlös (200 fl.) ward zur Wiederherstellung des Schadens bestimmt, die Arbeit einem Baumeister Namens Johannes Gredel übertragen, und so entstand jene lustige Parodie gothischer Kunst, die jetzt den herrlichen Dom so schmählich verunstaltet. Freilich, was will man mehr für zweihundert Gulden? Es ist ein wahres Blutgeld, ein wahrer Judaslohn. Für zweihundert Gulden haben die Wetzlar'schen Rathsherren die Kunstbestrebungen, den Kunstsinn ihrer Väter verrathen, für zweihundert Gulden das größte Kleinod, welches ihre Ringmauer umschloß, an jenen Gredel verkauft. Man sollte fast glauben, die Rache über den Frevel sey es gewesen, die von da an keinen rechten Segen mehr über Wetzlar kommen ließ. — Man wird in der That wenige Analoga aufweisen können, bei denen die verstümmelnde Barbarei eines vandalischen Zeitalters so weit gegangen ist, wie hier, und man möchte sich fast versucht fühlen, was man in der Literatur verballhornisiren nennt, dem Johannes Gredel zu Ehren in den bildenden Künsten mit dem Worte „vergredeln" zu bezeichnen — vergredeln, wenn ein Papst auf das Pantheon in Rom zwei Glockenthürmchen setzen ließ, die sich ausnehmen, „wie Hörner auf dem Vollmond", — vergredeln, wenn ein anderer Papst, einem verkehrten Decorum huldigend, die nackten Figuren auf Michel Angelo's jüngstem Gericht in der Sixtina mit Gewandzipfelchen u. dgl. hat bemalen lassen, — vergredeln, daß man vor Zeiten den Kölner Dom mit gewundenen Säulen auszuzieren begann, — vergredeln, daß man jenen barbarischen Thurm des Mainzer Doms, mit Festons und Guirlanden behängt, neben das alte ehrwürdige Chor und Schiff stellte. Und dennoch hat Victor Hugo in seinem „le Rhin" diesen selben Mainzer Dom als das schönste gothische Gebäude bezeichnet, welches ihm in Deutschland zu Gesichte gekommen: das sollte man dem Verfasser der „Notre-Dame" nie und nimmer verzeihen; und dennoch sagt der Antiquarius des Lahnstroms vom Wetzlarer Dom: „Der Thurm hat in dem neuen Aufsatze noch eine sonderliche Zier erhalten, denn solcher gleichet an Gestalt einer Krone, so mit unterschiedlichen, niedlichen Spitzen, Zinken und Zacken ausgezieret ist" — das könnte man diesem Autor allenfalls noch vergeben; denn er wußte nicht, was er sprach: er schrieb um's Jahr 1720.

Doch dieser lustig- oder auch traurig-parodistische Aufsatz ist nicht das Einzige. Wider das großartige, reich mit Skulpturen geschmückte Hauptportal hat man ein Wachthaus gebaut, wodurch das erstere bis zur Hälfte überdeckt wird! Als mich mein Cicerone auf dieses Skandalum aufmerksam machte, fügte er entschuldigend hinzu, es sey schon lange her, daß man das Haus aufgeführt, wohl über achtzig Jahre; damals seyen die Bürgermeister noch keine studirten Leute gewesen, hätten's also nicht besser zu machen gewußt. — Heil dem Jahrhundert, wo die Leute erst Humaniora studiren müssen, um zu lernen, daß man nicht Wachthäuser wider gothische Portale baut!

Wir sind mit unserm Sündenregister noch nicht zu Ende. Den freien Platz vor dem Dom hat man im Jahre 1790 dicht mit Lindenbäumchen bepflanzt. Das sind jetzt große, starkbelaubte Bäume geworden. Hierdurch ist nun ein passender Standpunkt zur Betrachtung der Façade ganz unmöglich gemacht. Tritt man in die gehörige Entfernung zurück, so verhüllen die grünen Zweige die ganze untere Partie; stellt man sich aber zwischen die Bäume und den Dom, so stößt man beinahe mit der Nase wider die Mauern und kann auch nichts Rechtes sehen.

Im Innern verfuhr man eben so erbarmungslos. Vor Kurzem ward bei einer Restauration der Boden des Schiffes um ein bedeutendes höher gelegt; man mag wohl einen Grund dafür gehabt haben — welchen, weiß ich nicht, aber das wenigstens weiß ich, und Jeder mit mir, der nur die ersten Grundlinien mittelaltriger Baukunst studiert hat, daß dadurch die Basis der Pfeiler bedeutend verkürzt worden ist, während Schaft und Kapitäl natürlich ihre Länge behielten, und solchergestalt ein unaussprechliches, jedem Laien ins Auge fallendes Mißverhältniß sich gebildet hat.

Die alten Denkmale an den Seitenwänden des Innern sind fast alle verschwunden, — wahrscheinlich wurden sie im dreißigjährigen Kriege zertrümmert — an ihrer Stelle prunken jetzt die steifen marmornen Epitaphien aus den Zeiten des Reichskammergerichts, ohne künstlerisches und historisches Interesse. Zwischen diese Repräsentanten des Perückenjahrhunderts hat sich auch ein Kind der neuesten Zeit eingeschlichen, das sich seltsam genug ausnimmt, — das Testament König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen auf einem weißen Großfoliobogen, litographirt, unter Glas und Rahmen.

Wollten wir fortfahren, die Unbilden alle niederzuschreiben, welche eine Reihe von Jahrhunderten wetteifernd an dem stolzen Tempel verübte, wir würden so wenig zu Ende kommen, wie Charles Nodier mit der Aufzählung seiner proponirten Sühndenkmale für alle politischen Unbilden der Pariser, und wie er zuletzt ausruft: Für jede Straße, jeden Platz, jeden Winkel ein Entführungsmonument! so müßten wir's auch hier für jedes Thürmchen, jede Kapelle, jeden Pfeiler verlangen. Genug, die ganze Hoheit und Kraft der Idee dieses Meisterwerkes hat sich bewährt trotz aller Verstümmelung, und jede Barbarei an ihm verübt, wurde zugleich ein Probestein seines künstlerischen Werthes, und es ist probehaltig erfunden worden.

Mehr als irgendwo kam uns aber hier die von der Gegenwart öfters aufgeworfene Frage in den Sinn, ob es nicht besser sey, so lange uns eine selbstständige Entfaltung moderner Architektur noch nicht bescheert ist, und wir uns bloß aufs Nachahmen früherer Kunstepochen beschränken, alle Kraft auf die Vollendung und Reinigung der vielen durch ganz Deutschland zerstreuten mittelaltrigen Baudenkmale zu concentriren, als in unselbstständigen, bedeutungslosen Originalwerken dieselbe zu vergeuden. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Wien, 17. April.) Der Tod des Walzercompositeurs Lanner hat große Theilnahme unter dem Publikum erregt. Seit Jahren waren die Wiener in zwei Parteien, welche für die Walzerkönige Strauß und Lanner kämpften, gespalten, allein in den letztern Zeiten hatte Lanner entschieden das große Publikum für sich. Man nannte Strauß den Mann der Aristokratie und Lanner den Mann der gemüthlichen Musik. Er hatte ungeheuern Zulauf bei seinen musikalischen Aufführungen, während Strauß ganz dem hohen Adel und der haute volée anheim fiel. Seiner Leiche folgten gestern Tausende auf den Döblinger Friedhof. Man erinnert sich nicht, je einen solchen Leichenzug gesehen zu haben. Es waren wenigstens 60,000 Menschen (?) herbeigeeilt. Das Gedräng war so ungeheuer, daß der Zug den Friedhof erst nach zwei Stunden erreichte. Strauß führte den Zug mit seinem Orchester, und das Bürgermilitär gab das Geleite. Der Bürgermeister von Wien, von Pschatha wohnte der Einsegnung in der Kirche bei. (Rh.u.Moselz.)

*** (Berlin, 16. April.) Bei Hofe machen die Reiseabenteuer des Prinzen Adalbert und seiner Begleiter einen interessanten Gegenstand der Unterhaltung aus. Von vielen Geschichten, welche ins Publikum dringen, die folgende: Der Prinz und seine Gefährten steuern auf einem Canot, welches Indianer führen, einen Fluß hinauf, dessen Ufer die üppigste Vegetation Brasilien's umgibt. Plötzlich machen die Indianer auf eine Bewegung am Ufer aufmerksam. Man erblickt zwischen den Blättern der Ufergewächse eine brasilianische Boa. Graf Oriola verläßt das Boot. Bis zur Mitte des Leibes im Wasser, durchbohrt er mit den beiden Kugeln seiner Doppelbüchse das Thier, welches sofort die Flucht ergreift. Graf Oriola verfolgt es, ohne weitere Munition, nur mit einem Hirschfänger bewaffnet. Eine Baumwurzel bildet einen kleinen Bogen, sich über die Erde erhebend. Durch diese Pforte windet sich die Schlange, als sie Graf Oriola erreicht und kühn entschlossen den Hirschfänger durch den Schweif des Thieres stößt, der, an Wurzel und Erde festhaltend, nur eine Rückkehr des Ungeheuers möglich macht. Die Schlange windet sich am Baume herauf, dessen Aeste und Wurzeln von der Anstrengung erbeben, welche der Schmerz hervorruft. Da naht sich der zweite Begleiter des Prinzen. Die Ladung seines Gewehres zerschmettert mit grobem Schrote den Kopf des Thieres, welches somit getödtet zu den Füßen der Kühnen liegt. (Achn. Ztg.)

*** (Berlin.) Man lies't in der Leipz. Allg. Theater-Chronik: „Wie früher die berühmten Concertgeber Ernst und Döhler, so hat sich neuerdings Herr Parish-Alvars, der Liszt der Harfe, mit seinen beiden Schwägern, den Gebrüdern Lewy aus Wien, im Königsstädtischen Theater hören lassen. Das glänzend und in Menge versammelte Publikum krönte das unbeschreibliche Meisterspiel des gefeierten Harfenisten mit enthusiastischem Applaus und Hervorruf, und die Kritik hat diesem glorreichen Erfolge einhellig den weihenden Stempel ihrer begeisterten Zustimmung aufgedrückt. (!) Parish-Alvars ist der moderne König David der Harfe, und, wie es heißt hat er auf einer orientalischen Reise an derselben Stätte die Saiten gerührt, wo einst vor fast 3000 Jahren der königliche Sänger seine Psalmen zur Harfe sang. Richard Lewy, der vor mehreren Jahren als Wunderkind mit Saphir reiste, zeigte sich als vorgeschrittener Meister auf dem chromatischen Waldhorn, und Herr Carl Lewy excellirte auf dem Flügel, den er mit einer Virtuosität spielt, welche ihm, so kurz nach Döhler und Liszt, lebhaften Beifall verschaffte. Als Componist verspricht Carl Lewy noch bedeutender zu werden, da wir ihn hier auf eigenthümlichem Wege finden, der, über die gewöhnliche Tonmasse hinweg zur Höhe der Kunst emporführt."

*** (Eine hoffnungsvolle Schülerin.) Ein in den westlichen Vereinsstaaten von Nordamerika erscheinendes Blatt enthielt kürzlich folgenden kurzen Dialog zwischen einem dortigen Schulmädchen und seiner Mutter. „O Ma'! (bekanntlich die hergebrachte Abbreviatur für Mama) ich bin die Drittvorderste (top but tree) in meiner Classe" — „Ach, du liebes Mädchen, wie wird sich der Papa darüber freuen! Hörst du, Benjamin, Bella ist die Drittvorderste in ihrer Classe!" — „Was du sagst, mein Schatz, nun das freut mich, wie Viele sind denn in der Classe?" — „Drei, Papachen." (Wiener Zeitschrift.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 24. März. Eine Scene im Irrenhause. Ein Landmann: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. Hierauf folgt: Der Vater der Debutantin, Posse in 4 Akten. (Vorletzte Gastrolle) Windmüller: Herr Wallner.

Dienstag, den 25. April. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon. Schauspiel mit Gesang in 5 Abth. von Friedrich. Musik von Schäffer.

Mittwoch, den 26. April. Der Freischütz. Oper in 3 Abth. Musik von C. M. von Weber. Aennchen: Fräulein von Knoll.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 115. 26. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Menschenjagd.

Während eines kurzen Aufenthalts auf dem Cap wohnte ich bei einem alten Kaufmann, Namens Peter Brown. Er war ein Engländer, der sich zu einer Zeit dort niedergelassen hatte, wo die Colonie noch den Holländern gehörte. Von Kindheit auf Matrose, war er von seinem Schiff entwichen, als dies auf der Fahrt nach Indien in der Tafelbai anhielt, um frisches Wasser einzunehmen. Aus seiner niedrigen Stellung hatte Brown sich allmählig zu der eines reichen Handelsmannes emporgeschwungen. Sein Benehmen und seine Sinnesart hatten großentheils ihre ursprüngliche Rohheit beibehalten, allein seine Geschäftskenntniß und seine Pünktlichkeit machten ihn in der Handelswelt schätzbar. Er war von hohem Wuchs und vierschrötig. Sein Hauptfehler war seine ausnehmende Strenge gegen seine Sklaven. Es schien, seine angeborne Heftigkeit benutzte die Gelegenheiten, um sich auszulassen, und entschädigte sich so für die Ruhe und Höflichkeit, welche ihm der Eigennutz im Umgang mit Seinesgleichen zum Gesetz machte.

Einige seiner Sklaven hielt er zur Vermiethung als Ruderer an Reisende, um diese von ihren Schiffen ans Ufer oder an Bord anderer Schiffe zu bringen. Zwei dieser Sklaven hatte ich in zeitweiligen Dienst genommen, da ich die auf der Rhede liegenden Schiffe der Compagnie besuchen mußte. Der Abend war stürmisch gewesen, die See ging noch hoch, so daß die armen Bursche eine harte Arbeit hatten. Allein die Rührigkeit, mit der sie ruderten und namentlich die Geschicklichkeit des einen, Tom, ersparte uns manche Fährlichkeit. Als sie mich zurückgebracht hatten, setzten sie mich vor der Wohnung Brown's ans Land. Es war diese Wohnung ein hübsches Häuschen, in gleicher Linie mit mehren andern von derselben Gattung längs der Bai. Vor einem jeden dieser Häuschen befand sich ein mit etlichen Bäumen bepflanzter Hof mit Sitzen auf beiden Seiten, wo die Eigenthümer sich zu jeder Stunde vor der erstickenden Hitze dieses Klima schützen konnten. Als ich in jenen Raum eintrat, fand ich meinen Hauswirth auf einer der Bänke ausruhend. Er war so müde wie ich, und schien sehr übel gelaunt. „Nun!“ sagte er, „Sie sind zur See gewesen, und ich ebenfalls. Vielleicht haben Sie es besser getroffen; ich meines Theils habe ein tüchtiges Unwetter ausgehalten. — He! Tom! bring jedem von uns ein Glas Grog.“ Ich bemerkte ihm, daß ich nicht gewohnt sey, zu solcher Stunde zu trinken. — „O, das wird Ihnen wohl thun, nachdem Sie so herzhaft vom Meer geschüttelt worden sind. Tom! den Brandwein.“ Tom verschwand, erschien eine Minute darauf wieder mit Wasser, Gläsern und Rum auf einem Präsentirteller. Er bediente erst seinen Herrn, dann schenkte er mir Rum ein. Entschlossen, nicht zu trinken, gab ich ihm ein Zeichen, den Rum wieder in die Flasche zu gießen; er gehorchte. Brown hatte bemerkt, daß ich den Rum ausschlug, ohne Zweifel aber hatte er nicht das unmittelbar Folgende wahrgenommen. Als er Tom mit dem leeren Glas fortgehen sah, kam ihm der Gedanke, der Sklave habe getrunken, was für mich bestimmt war. Uebelgelaunt, wie er war, ergriff er einen dicken Stock und rannte seinem Schwarzen nach in das Haus. Besorgt wegen der Dinge, die da kommen sollten, wartete ich mit Spannung einige Secunden, und vernahm alsbald ein Gemisch von Wehklagen, Flüchen und Geräusch harter Stockschläge. „Ach, Herr! Ach, Herr! Erbarmen! Erbarmen!“ — „Wart', Spitzbube! ich will dich lehren, meinen Brandwein saufen. Wart, Hundsfott! Hab' ich dich nicht aufgezogen, seitdem du kriechen konntest? Hab' ich dich nicht genährt und gekleidet? Hab' ich dir nicht ein Weib gegeben? So belohnst du meine Güte? Dein Weib und dein kleiner Teufelsbraten sollen nicht länger bei mir bleiben!“ Und dabei hagelten die Hiebe auf den armen Schwarzen, bald ihn grausam treffend, bald rasselnd auf den Stühlen und Tischen, hinter denen er Zuflucht suchte, was die Wuth des Alten noch steigerte. Der Schwarze versuchte nicht den geringsten Widerstand; er versuchte nicht einmal, sich zu entschuldigen; er flehte nur um Erbarmen und bemühte sich, mit seinen Händen die Schläge abzuwehren, die seinen Kopf bedrohten. Endlich flüchtete er in die dunkle Küche, wo sein Weib war. Sein Herr folgte ihm dahin. Ich wollte mich darein legen, fand aber nicht den Weg. Ein neues Ungewitter von Schlägen und Flüchen begann, und inmitten desselben vernahm ich den plötzlichen Schrei eines Kindes, auf welchen das Jammergeheul einer weiblichen Stimme folgte. Nach einigen Augenblicken kam Brown zurück mit einem Ausdruck von Unruhe auf dem Gesicht. Die Wehklagen des Weibes dauerten fort; er schloß rasch die Thüren hinter sich, um zu verhindern, daß der Lärm zu meinen Ohren dränge. Dann bemühte er sich, seine gewöhnliche Miene wieder anzunehmen, und sagte mir: „Der Kerl hat die Frechheit gehabt, den Brandwein zu trinken, den ich für Sie bestimmt hatte, aber ich habe ihm eine Lektion gegeben, die er nicht sobald vergessen soll.“ Auf die Erläuterungen, die ich ihm über die Unschuld seines Sklaven zu geben versuchte, erwiederte er: „Sie sind sehr gütig, daß Sie ihn zu entschuldigen suchen; aber ich habe Alles gesehen, was vorgegangen ist, und ich dulde nicht, daß einer meiner Sklaven mir solche Streiche spiele.“ Ich sagte kein Wort weiter, um ihn nicht aufs Neue zu reizen, und bald darauf trennten wir uns.

Am folgenden Morgen frühstückte ich nicht bei Brown. Des Nachmittags traf ich ihn bei einer Versteigerung. Er blieb einige Zeit bei mir stehen und sprach von gleichgültigen Din-

gen. Plötzlich nahm er eine ernste und traurige Miene an und sagte: „Ich bedaure, daß ich nicht länger bleiben kann. Ich muß dem Leichenbegängniß von Tom's Kind beiwohnen, welches diesen Morgen gestorben ist. Tom ist ein nützlicher Junge, und ich möchte ihm dies Zeichen von Zuneigung geben." Während er sprach, bemühte er sich, seinem Gesicht einen Ausdruck von Schmerz zu geben, dessen Unwahrheit sich durch die Härte seiner Physiognomie verrieth. Ich hatte keine Bemerkung zu machen; nur fragte ich ihn, wie das Kind gestorben sey? Er wandte sich rasch ab, als ob ein anderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit in Anspruch nähme; dann antwortete er: „Eine Kinderkrankheit, — Krämpfe glaub' ich." Er bat mich, einen Handel für ihn abzuschließen, und entfernte sich eilig. Mir fielen die Begebenheiten des vergangenen Abends ein, der Schrei des Kindes und das lange Wehklagen seiner Mutter, und ich gewann die Ueberzeugung, daß in seiner blinden Wuth Brown das Kind durch einen Schlag oder sonst wie getödtet habe. Die Folge zeigte, daß ich mich nicht irrte. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Rhl.

IV. Wetzlar.

2. **Werther. — Wahlheim.** — Wetzlar hat außer seinem Dom und seinen Naturschönheiten noch einen andern ganz eigenthümlichen poetischen Reiz: es ist der Ort, wo Werther (Jerusalem) gewandelt und so tragisch geendet hat. Daß Werther, Lotte, Albert historische Personen waren, weiß alle Welt, daß aber auch die Schulmeisterstochter (siehe den Brief vom 27. Mai) und ihre kleinen Buben Hans und Philipps gelebt haben, daß selbst der Amtmann kein Fictum ist, daß es sogar ein Wahlheim gegeben hat und noch gibt, daß der Lottebrunnen noch quillt und die Linde bei Wahlheim bis vor wenigen Jahren noch grünte, ja daß viele der kleinen anmuthigen Züge, die der Dichter hier und da einstreut, sich wirklich zugetragen haben, dürfte wohl minder bekannt seyn.

Starke anderthalb Stunden oberhalb Wetzlar liegt Garbenheim, ein kleines, anmuthiges Dorf: dies ist das Wahlheim des Romans. „Die Lage an dem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe hinausgeht, so übersieht man auf einmal das ganze Thal," so schildert der Dichter bezeichnend die Situation des Dörfchens. — Von den Linden, „die mit ihren ausgestreckten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken," steht wenigstens noch Eine. „So freundlich, so heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden," berichtet Werther hierüber, „und dahin lasse ich mein Tischchen aus dem Wirthshaus bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer." Das Wirthshaus befindet sich heute noch ganz in der Nähe dieses klassischen Platzes. — Man kennt das kleine anmuthige Episödchen, wo Werther erzählt, wie er auf einen Pflug gelehnt die zwei lieben, kleinen Kinderchen Hans und Philipps zeichnete, wie da nach zwei Stunden die Mutter mit einem Körbchen unter dem Arm herzukam, dem Aeltesten einen halben Weck gab und das Kleine aufhob „und küßte es mit aller mütterlichen Liebe." Sollte man aber glauben, daß sich diese der Natur abgelauschte Scene wirklich ereignet habe? Und doch ist es so. Die Mutter, eine Schulmeisterstochter, wie sie der Roman richtig bezeichnet, hieß Henriette Bamberger; sie war 1742 geboren und lebte noch vor zehn Jahren. Von sieben Söhnen, die sie gebar, waren damals noch fünf am Leben. Philipps hielt sich in Braunschweig auf, bereits etliche und sechzig Jahre alt, Hans war gestorben. Sie glühte bis in ihr spätes Alter von Begeisterung für den jungen Jerusalem (Werther), der an ihrer Familie viel Gutes gethan, und als man sie über die Worte am Schluß des Romans befragte: „Handwerker trugen ihn, kein Geistlicher hat ihn begleitet," ward sie entrüstet und widersprach dem. „Werther," sagte sie, „habe ein ehrliches Begräbniß gehabt, weil sein Vater (der bekannte Abt Jerusalem) so großes Ansehen am Braunschweiger Hofe genossen. Aber, fügte sie hinzu, er wird deswegen selig, weil er den armen Leuten Kreuzer geschenkt hat (siehe den Roman), und unser Herrgott kann so eine gute Seele nicht verlassen." — Werther's Grab auf dem Wetzlarer Kirchhof ist noch immer das Ziel mancher sentimentalen Wallfahrt.

Auch mehrere Reliquien des unglücklichen Mannes hatten sich in dem Hause der Alten erhalten, unter andern ein Stuhl, auf dem er häufig gesessen und ein Glas, aus dem er das Wasser des Lottenbrunnens zu trinken pflegte. Von dem „Doktor Göthe," (der sich bekanntlich längere Zeit am Reichskammergericht in Wetzlar aufhielt) wußte die Alte natürlich auch zu erzählen, denn sie mußte ihm ja bei seinen Nachforschungen über Jerusalem's Schicksal Hauptquelle gewesen seyn. —

Wer von Gedanken an Werther erfüllt, diese durch Göthe's geniale Schöpfung geweihten und klassischen Orte betritt, dem wird es doppelter Gewinn seyn: die Gegend wird sich für ihn mit neuen Reizen schmücken, aber die Dichtung nicht minder. Es ist eine wunderbare Wechselwirkung zwischen dieser Landschaft und dem ersten Theile des Werther. Ueber beiden schwebt derselbe idyllisch-schwärmerische Hauch, dieselbe Einfalt und Naivetät; in beiden dieselbe stille, tiefe Natur; aber von dem Charakter des zweiten Theils, wo der zerstörende Kampf der Leidenschaft beginnt, weiß die friedliche Gegend nichts. Sie kann zwar Sehnsucht, Wehmuth hervorrufen, aber nicht jene Sehnsucht des zweiten Theils, die Frau von Staël im Sinne hatte, wenn sie sagt, der Werther habe mehr Selbstmorde veranlaßt, als das schönste Weib, — ich meine die Sehnsucht — sich todtzuschießen. —

V. Kloster Altenberg.

1. **Des Klosters Gründung.** (Novellisirte Legende.)

Es war ein recht herzerquickender Frühlingsabend, als am Cantatesonntag Anno 1179 das Abendroth seine letzten Gluthen über die sanftanschwellende Ebene des Lahnthals unter Wetzlar verhauchte. Ist diese Gegend jemals anmuthig, so muß es im erlöschenden Goldschimmer der Abendsonne seyn; dann lagert sich die Poesie über die stille Flur, wie an Faust's Osterabend, daß sich Einem das Herz sehnsüchtig weitet mit dem Thal; ist diese Landschaft aber ja irgendwann anmuthig und poetisch im höchsten Grade gewesen, so war es damals, als noch die dichten, wildverwachsenen Wälder von den Hügeln sich herabzogen, das Sammtgrün der Wiesen feuchtend mit ihren Bächlein und Quellen, die jetzt längst vertrocknet sind, als noch Dörfchen und Weiler die Höhen krönten, jetzt verschwunden, um kahlen Feldern und Oeden Platz zu machen. Ein leiser, linder Wind säuselte kühlend stromaufwärts: das ist der Sankt Lubentius-Wind. Denn als jener Heilige an der Mosel erschlagen ward, sollte seinen rohen Mördern der theure Leichnam nicht verbleiben. Die Mosel trug ihn in den Rhein, der Rhein stromaufwärts in die Lahn, die Lahn hinauf bis gen Dietkirchen, wo man ihn einsenkte, dem Lande ein Nibelungenhort. Der sanfte Wind aber, welcher den Leichnam hinaufgeführt, wehte von da an stets und ständig in dem Flußthale, und wenn er auch auf den Bergen oben

von Osten bläs't, so zieht er doch unten immer von Westen gegen den Strom, und der Schiffer, über den er hinsäuselt, nimmt betend seinen Hut ab und spricht: das ist Sankt Lubentius. —

Unter dem Schatten einer mächtigen weitästigen Linde, nahe dem Ufer, da, wo der Hügel in die Ebene abfällt, welcher zu jener Zeit noch das Dorf Dalheim trug, saß ein Jüngling und eine Jungfrau. Seine Rechte schlang sich traulich um ihren Nacken, und ihr zartes Händchen ruhete in seiner Linken.

Was sie sprachen — ich weiß es nicht, aber es ist ihnen aus dem tiefsten Herzen gequollen; denn gar bedeutsam bewegten sich leise ihre Lippen, ihre Augen funkelten, und wenn sie verstohlen sich anblickten und dann betroffen den Blick wieder senkten, war es, als hätte eins dem andern zu gedoppelter Glut das verrätherische Zwiegestirn entzündet; eine hohe Röthe flammte auf den Wangen der Jungfrau, höher, als daß man sie dem Widerscheine der Abendsonne allein hätte zuschreiben können, und von dem sanften Lüftchen hinübergeweht, flatterte die breite weiße Schleife des Mädchens um die Brust des Jünglings, ein sonnenklares Symbol, es müsse über kurz oder lang Ein Band beide vereinigen.

Elsbeth und Ebbo war der Name des schönen Paars.

Lange flüsterten sie miteinander. Sie schienen von keiner Zeit zu wissen, an keine Stunde gebunden; denn der Mond erhob sich schon, eine große glühende Feuerscheibe, da, wo die Dämmerung den Saum des Himmels mit dem Rande der Berge zusammenschmolz, als erst ein Blick, den die Jungfrau in das stille, dunkelnde Thal warf, aus ihren wachen Träumen sie weckte. Nun erst gedachte sie erschrocken, wie spät es sey und stand auf. Doch siehe, ihre Schleife hatte sich in Ebbo's Degengehenk verwickelt. Sie bog sich nieder, das Band zu lösen. Aber während die schöne Maid so vor ihm kniete, konnte dieser das Geheimniß seines Herzens nicht länger bergen — er neigte sich zu ihr hinab und drückte leise einen Kuß auf ihre Stirn. —

Elsbeth sprang betroffen in die Höh', die blonden Locken aus dem Gesicht streichend — die Bestürzung ward auch an ihr zur Verrätherin. Ihr Auge blickte zu dem Jüngling auf, erschrocken und verschämt, aber zugleich mit Liebe gesättigt, wie der Thautropfen im Blüthenkelche mit Sonnenglanz.

„Das hat der heilige Lubentius gethan," sprach Ebbo, das liebe Kind an die Brust drückend, „zwei Knoten hat er auf einmal geknüpft — sollen wir Beide lösen?" —

Das Herz ist immer und überall Despot, und wenn es einmal laut spricht, duldet es nicht, daß der Mund zugleich mitrede. Habe d'rum Elsbeth's leis gemurmelte Antwort nicht verstehen können, aber ich glaube, sie hat auf „Nein" gelautet, — weil ein Kuß das schließende Interpunktionszeichen war. — (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Frankfurt.) In der C. Ullmann'schen Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung ist so eben erschienen: „Frankfurt am Main und seine Umgebungen. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde. Von J. H. Ludewig. Mit sechs Stahlstichen und einem Plane der Stadt." — Dies höchst uneigennützige Unternehmen der gedachten Verlagshandlung verdient in jeder Beziehung die besondere Aufmerksamkeit des hiesigen sowohl, als des auswärtigen Publikums. Der Carton mit elegantem Umschlag, in Pappe gebunden und auf feinem milchweißem Papiere gedruckt, enthält auf vierthalbhundert Seiten, fern von allen kleinlichen Privatrücksichten, eine treue Angabe alles dessen, was einem Fremden, um sich in einer großen Stadt mit Zweckmäßigkeit orientiren zu können, unbedingt zu erfahren nöthig ist. Aber nicht für den Auswärtigen allein, sondern auch für den Einheimischen ist dieser Wegweiser gewiß eine erfreuliche Erscheinung, und der Verfasser bemerkt im Vorwort sehr richtig: „wie wir einmal gewohnt sind, mit forschendem Blick in die Ferne zu schweifen, und dabei das Schöne, das zu Hause auf Schritt und Tritt uns zur Seite geht, übersehen und vernachlässigen, bedürfen wir wohl eines kundigen Freundes, der unsre Aufmerksamkeit lenke auf Manches, woran wir im Geschäftsdrange des Tages unachtsam vorübereilen. Es hat diese alte Stadt der Kaiser überall Denkmale, die uns von der Geschichte des Reiches und Volkes, der Sitten und der Künste Zeugniß zu geben vermögen, wenn wir ihre Beziehungen kennen und sie im rechten Zusammenhang betrachten" ꝛc. — Die Schreibart ist durchaus gediegen, weder schwülstig noch gedehnt, sondern einfach und populär, wie es die Aufgabe eines erklärenden Führers ist. Die Stahlstiche, womit das Ganze illustrirt ist, bieten uns Ansichten von Frankfurt, vom Römerberg und vom Steinweg, sodann finden wir Göthe's Denkmal von Marchesi und die Ariadne von Dannecker nebst einem sehr richtigen Plan der Stadt selbst. Diese Stiche sind nicht etwa von abgenutzten Platten abgezogen, sondern eigends für diesen Zweck bestimmt aus den berühmten Ateliers von Grünewald und Cooke und C. Deucker hervorgegangen, weßhalb der Preis dieses Wegweisers: 30 kr., wahrhaft in Erstaunen setzt. Es liegt offenbar am Tage, daß hier keine Geldspekulation mit unterläuft, sondern, daß es ein rein patriotisches Unternehmen ist, das den humanen Zweck hat, auch den Wenigbemittelten Vortheil daraus ziehen zu lassen, weßhalb es um so mehr Anerkennung und freundliche Begrüßung verdient.

*** Kohl in seinen trefflichen Reisebildern: „Hundert Tage auf Reisen" sagt über den Alpengesang: Die Leute in den Alpen haben dreierlei Arten von Gesang, erstens das gewöhnliche „Jodeln", zweitens das „Johezen" und endlich die „Jauchzer." Das Jodeln ist jetzt allgemein auch in allen Ebenen Europa's durch die herumreisenden Alpensänger bekannt geworden, das „Johezen" und die „Jauchzer" aber kann man nur in den Bergen selbst kennen lernen, denn es ist auf die Natur der Berge begründet, und hat ohne diese Bühne keine Bedeutung. Das „Johezen" ist eine Art melodischen Recitativs, das die Hirten der Alpen bei ihren musikalischen Alpengesprächen anwenden und die „Jauchzer" sind cadencirte Rufe, mit denen sie wie mit einem Gruße oder mit einer Aufforderung jene Gespräche eröffnen oder auch schließen. Gewöhnlich geht es dabei so her, wie es ein einheimischer Schriftsteller schildert: „Ein Jauchzer gibt zu erkennen, daß die Sendin eine ihrer Freundinnen oder Nachbarinnen zu einem solchen Wechselgesange auffordert. Hierauf folgt sodann in gedehnten und scharfen melodischen Tönen und vernehmlichen Worten ein Recitativ, das bald einen Gruß, eine Erzählung oder eine allgemeine Schilderung der Leiden und Freuden der Alpenzeit enthält. — Sobald die Sängerin pausirt, fällt die andere ein und so wechseln sie oft an heitern Tagen stundenlang ihre Empfindungen und Meinungen über breite Klüfte hin, welche ihre einsamen Alpentriften trennen." — Zuweilen wünschen sie sich blos mit dem Recitativ einen guten Morgen, erkundigen sich bei der Nachbarin, ob sie nicht etwas Neues erzählen könne, ob sie ihren Geliebten kürzlich gesehen, ob sie ihr Vieh alles beisammen habe. Mitunter machen sie ihre Freunde auch darauf aufmerksam, daß sich einiges von ihrem Vieh zu versteigen drohe, oder daß ein Gewitter zu nahen scheine und dgl. Sie behaupten, daß man den melodischen Gesang in der Ferne

deutlicher vernehmen könne, als das bloße Geschrei, und sie „johezen" daher auch ihren Haltern die Befehle, die sie ihnen zu geben haben, melodisch zu, statt sie ihnen einfach zuzurufen. Wenn sie mit ihrer Unterhaltung fertig sind und sich in ihre Hütten zurückziehen, schließen sie mit einem lauten weit durch die Gebirge hinschallenden Jauchzer, den das Echo in unzähligen Wiederholungen repetirt. (Bl. a. d. Gegenw.)

*** (Der Guide de Napoleon.) In dem Dörfchen St. Pierre im Schweizer Canton Wallis ist kürzlich ein Mann gestorben, welcher weit und breit umher nur unter dem Namen des „Guide de Napoleon" bekannt war. Er hieß Dorsaz und war der seiner Zeit (d. h. zu Anfang dieses Jahrhunderts) allüberall in Europa vielgenannte Alpenführer, welcher Napoleon bei dessen in der Dichtung und Malerei gefeiertem Uebergang über den St. Bernhard durch einen kräftigen und wohlangebrachten Ruck das Leben rettete. Das Maulthier, auf welchem der französische Feldherr saß, strauchelte nemlich eben, als es sich dicht am äußersten Rande eines Abgrundes befand. Der Herabsturz desselben mitsamt dem, welchen es trug, war unvermeidlich; da riß der daneben befindliche Guide das Thier durch einen gewaltigen Ruck zurück und — einige Tage später war die Schlacht von Marengo geschlagen! Dorsaz, welcher damals nicht wußte, wer derjenige sey, dem er das Leben gerettet, war kurz darauf verschwunden, um nicht, wie er besorgte, dem französischen Heere noch eine lange Strecke weiter als Führer dienen zu müssen. Erst sechs Monde nach der Schlacht von Marengo gelang es Napoleon, dessen Namen und Aufenthalt auszukundschaften, und ihm eine bedeutende Summe zum Bau eines eigenen Hauses zustellen zu lassen. Lange Jahre nachher noch wurden leichtgläubige Reisende, zumal, wie man sich denken kann, die auf derlei Dinge erpichten Söhne Albion's, von pfiffigen Guiden durch das Vorgeben geäfft und tüchtig gemolken, daß das Maulthier, worauf sie so eben saßen, dasselbe sey, welches seiner Zeit mit Buonaparte gestolpert. Besagtes Maulthier war aber von Napoleon gleich, nachdem er seinen Lebensretter ausgemittelt, von demselben erstanden und nach Paris geschickt worden. (Wiener Zeitschrift.)

*** Der „Teleskop" enthält folgendes Epigramm von A. Schults:

„Aengstlich frug das „Fragezeichen":
Wird mich nicht der Censor streichen?
Und ein Gleiches, still bei sich,
Dachte der „Gedankenstrich".
„Komma" stand ein Weilchen still:
Ob er mir was anthun will?
„Semikolon" war noch bänger,
Harrte noch ein Weilchen länger.
„Doppelpunkt", der fuhr heraus:
Wie, er wirft auch mich hinaus?
Ach! rief dann das „Ausrufzeichen":
Ach, er wird uns Alle streichen!
Der Herr Censor kam zu seh'n,
Wie gefürchtet, so gescheh'n:
Nur das „Punktum" ließ er steh'n."

*** (Ein kostbarer Adler.) Einem in der Pariser „Presse" mitgetheilten Schreiben aus Bourg zu Folge, soll in dortiger Gegend ein Adler erlegt worden seyn, welcher offenbar mit dem weltbekannten Roc der „Tausend und eine Nacht" nahe verschwägert oder gar eine Metempsychose desselben gewesen seyn muß. Es sind nämlich, wie feierlichst versichert und durch Augenzeugen bekräftigt worden, in dessen Innerm verschiedene Diamanten und andere Edelsteine gefunden worden, die zwar klein aber von reinstem Wasser seyn sollen. Die Mehrzahl der Meinungen in der Nachbarschaft gedachter Stadt, wo dieser Vorfall das allgemeine Tagesgespräch bildete, ging dahin, daß der königliche Vogel irgend eine Beute verzehrt haben müsse, worin oder woran sich gedachte Edelsteine befanden (?). (Wiener Zeitschrift.)

Piratengesang.

Hinaus in's wilde Flutenbad
Zum Wogenkampf!
Auf endelosem Wasserpfad
Durch Nebeldampf!
Bei Becherglück und Becherklang
Was kümmert uns der Wogendrang!
Festland, ade!

Bald wogt auf fadenloser Kluft
Die Brigg einher;
Die Windsbraut stöhnt, Seerabe ruft,
Es stürmt das Meer.
Bei Becherglück und Becherklang
Was kümmert uns der Sturmgesang!
Festland, ade!

Wir lootsen durch an Golf und Bai,
Die Segel voll.
Der Schwertfisch kämpft mit dem Hai
Bei Donnergroll.
Uns schrecket nicht der Kampf zurück
Bei Becherklang und Becherglück!
Festland, ade!

So pflügen wir das Flutenreich
Bei Sang und Klang,
Die Woge stöhnt den Baß zugleich
Wie Runensang.
Und entert die Fregatte fein,
So hauen wir mit Schwertern ein!
Festland, ade!

Und wenn uns hart die Klippe droht
Im Wogenschnee,
Und scheint die Sonne düsterroth,
Bootsmann, ade!
Noch einen Schluck! In's Nachtquartier,
Hurrah, zum Teufel fahren wir!
Ade, ade, ade!

Frank von Steinach.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 25. April. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth. von Friedrich. Musik von Schäfer.

Mittwoch, den 26. April. Der Freischütz, Oper in 3 Abth. Musik von C. M. von Weber. Aennchen: Fräulein von Knoll.

Donnerstag, den 27. April. (Zum Erstenmale) Die verhängnißvolle Faschingsnacht, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von A. Baldenecker. (Letzte Gastrolle) Lorenz: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 116. 27. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Die Menschenjagd.

(Schluß.)

Es war spät, als ich nach Hause kam. Ich fand Brown in seinem Hof, mit großen Schritten auf- und abgehend und rasend vor Zorn. Er stampfte auf den Boren und redete mit sich selber. Als er mich gewahrte, beruhigte er sich ein wenig, um mit mir zu sprechen. „Können Sie es glauben?“ rief er; „der Spitzbube Tom, den ich genährt, gekleidet, sein ganzes Leben hindurch erhalten habe, — was meinen Sie, was er gethan hat? Der Schuft ist auf den Berg entflohen und hat mich so meines besten und nützlichsten Sklaven beraubt, — der Hund von Wilden! Dabei hat er sein Weib mitgenommen. Mir meine Köchin zu entführen! Das ist ein fauler Dieb, der zu nichts taugt, als zum Rudern. Sie Beide zu ersetzen, kostet mich mehr als tausend Thaler; — aber er soll mir nicht entkommen! Ich erwische ihn, und wenn er sich in einem Affennest versteckte. — Mir auch meine Köchin zu entführen! Der verdammte Spitzbube!“ So ging's noch eine Zeitlang fort, obwohl er wissen mußte, daß seine eigne Grausamkeit die Ursache alles Unheils gewesen war. Nie habe ich so deutlich gesehen, bis zu welchem Grad die zur andern Natur gewordene Tyrannei die Vernunft abstumpfen kann.

„Wohin denken Sie, daß sie ihre Richtung genommen haben?“ fragte ich. — „Ich sage ja auf den Berg. Dort glauben sie in Sicherheit zu seyn, bis ein verdammter Bauer sie in Dienst nimmt. Aber ich will die Sache in die Reihe bringen. Morgen Abend machen wir uns zur Verfolgung auf. Sie können uns begleiten, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

Oft hatte ich gehört, daß die entsprungenen Sklaven sich in die Klüfte und auf die Vorsprünge des fast lothrechten Abhangs des Tafelbergs flüchteten. Man hatte mir gesagt, daß die Feuer, welche ich auf schwindelnden Felsenhöhen bemerkte, von solchen Sklaven herrührten; allein ich hatte es unglaublich gefunden, und auch die Aeußerungen Brown's dünkten mich leeres Geschwätz zu seyn. „Wie können Menschen,“ warf ich ein, „an einer senkrechten Felsenwand leben? Gesetzt, sie fänden dort eine Stätte, so würden sie bald Hungers sterben. Ihre Köchin wird dort oben nicht viel zu thun bekommen.“ — „Sie stehlen, die Lumpenhunde! Nachts steigen sie aus ihren Nestern und heißen mitgehn, was ihnen vor die Finger kommt. Wollen Sie uns morgen Abend begleiten?“ — „Recht gern. Mehr als einmal bin ich um Felsen herumgeklettert, um Sperber- oder Dohlennester auszunehmen, und es wäre mir nicht unlieb, zu sehen, wie die Schwarzen ihre Nester auf Abhängen bauen, die so viel höher sind als alle je von mir erkletterten.“

Die Wahrheit zu sagen wurde ich eben so sehr durch Neugier getrieben, wie durch die Hoffnung, dem Flüchtling nützlich seyn zu können, wofern es mir gelänge, ihn zu sehen.

Der Tafelberg ist 3500 Fuß hoch. Die Hälfte dieser Höhe wird durch einen fast senkrechten Felsen von 2000 Fuß Breite gebildet. An dieser ungeheuren Tafel kann man hinaufklimmen, wenn man dem Bett eines schräg herabströmenden Gießbachs folgt, oder wenn man sich durch die in allen Richtungen laufenden Ritzen durchwindet, welche von Affen und Ziegen bevölkert sind. Hin und wieder sind etwas breitere Vorsprünge, anderwärts Vertiefungen, auf und in welchen ein Mensch sich lagern kann. Von diesen luftigen Ruhepunkten aus erscheint die große Bai, in welcher die Flotten ankern, wie ein Teich, und die Stadt wie ein Kartenblatt. Dorthin flüchteten zuweilen entlaufene Sklaven, und dort blieben sie, bis sie Gelegenheit fanden, aus der Kolonie zu entkommen, oder bis ihnen Verzeihung gewährt war.

Man kannte so ziemlich die Plätze, wo sie sich aufhalten konnten, so daß ein herzhafter Eigenthümer, wenn er zuverläßige Gefährten hatte, im Stand war, die Ausreißer wieder zu finden. Indessen kamen solche Unternehmungen selten vor. Wenige Sklaven hatten Lust, sich auf eine so wenig einladende Burg zu flüchten; und wenn sie es thaten, hatten die Herren selten das Herz, ihnen zu folgen. Diesmal war es anders. Brown war, wie er sagte, entschlossen, seinen Leuten zu zeigen, daß er solche Sprünge nicht duldete.

Es war verabredet, daß wir um sieben Uhr Abends zusammentreffen sollten. Ich traf das Häuflein jenseits der Gärten. Es bestand aus einigen englischen Soldaten und aus sechs bis sieben Lieblingssklaven von Brown. Der Weg bis zum Fuß des Abhangs beträgt eine englische Meile. Er ist sehr steil und mit herabgerollten Felsentrümmern von allen Größen bedeckt, so daß auf ihm kaum fortzukommen ist. Nicht lange, so erhob sich über unsern Häuptern der Fels unermeßlich und düster. An einigen Stellen der Wand brannten die erwähnten Feuer. Zufällig hatten dieselben das trockne Gras und die Stauden an den Rändern der Klüfte und Vorsprünge ergriffen und leckten in Flammenlinien fort zur Rechten und zur Linken auf der Tafelfläche, deren Masse nur um so düsterer schien im Abstich gegen diesen leuchtenden Zickzack. Wir konnten uns eines gewissen Gefühls von Unruhe nicht erwehren bei dem Gedanken, daß wir, wenn wir uns einmal auf das unheimliche Gebiet gewagt hätten, Gefahr liefen, von einem durch die Sklaven absichtlich entzündeten Feuergürtel umschlossen zu werden.

Nach einem beschwerlichen Marsch kamen wir zu dem Gießbach, dessen Bett uns zum Weg dienen sollte. Man hätte ihn den Acheron nennen mögen. Links und rechts hielten Felsen das Sternenlicht ab, und wir wagten nicht, unsere

Blendlaterne zu öffnen, aus Furcht, unsern Anzug zu verrathen. Unten wurden zwei Schildwachen aufgestellt, und nun begann das Steigen. Brown, an der Spitze, arbeitete sich rüstig den Weg hinan und sprang über die Felsstücke weg, die ihn versperrten. Wir folgten schweigend; alle Mittheilungen geschahen nur durch Zeichen. Fand Einer einen Strauch, um sich festzuhalten, so bog er ihn schweigend seinem Hintermann zu. Fiel Einer in ein Loch, so klopfte er mit dem Stock auf den Felsen, um zu warnen. Die bald links, bald rechts gehende Steigung war immer schroff. Nie hat es meinen Beinen wohler gethan, als in dem Augenblick, wo das Zeichen, Halt zu machen, sich durch die Linie fortpflanzte. Seit anderthalb Stunden waren wir geklommen.

Ich ging hervor zu Brown. „Der Vogel," sagte er, „muß hier in der Nähe sitzen. Um sich auf den Vorsprüngen zu halten, dazu gehört Uebung; Anfänger wagen sich nicht weiter hinauf, als hieher. Auch würde er sein Weib nicht an die gefährlicheren Stellen führen; er liebt sie zu sehr, der verdammte Hund! Bleiben Sie gefälligst hier mit einem Soldaten und einem Sklaven, während ich und die Andern, die wir ihre Schlupfwinkel ein wenig kennen, uns längs den Fußsteigen hinziehen." Ich erbot mich, ihn zu begleiten. „Nein," erwiederte er; „Sie werden schon zu thun bekommen. Halten Sie sich ruhig, und beim ersten Schuß nehmen Sie Ihre Richtung dorthin. Sie bilden die Reserve, und wenn Sie uns gehörig unterstützen, sind die beiden Strolche für morgen früh der Peitsche und der Eisen sicher."

Es war ein schmählicher Auftrag; aber ich wollte ihn nicht ablehnen. Bald befand ich mich allein mit dem Soldaten und dem Sklaven. Die Andern, in Abtheilungen von zwei bis drei Mann, kletterten die beschriebenen Pfade hinan. In einem Augenblick hatten wir sie aus dem Gesicht verloren und befanden uns im Dunkeln allein. Man sah nur das Himmelsgewölbe. Die Erde unter uns glich dem öden Chaos, und schwach nur bemerkte man im verkleinerten Maßstab die sich im Sternenlicht spiegelnde Bai.

Zehn bis fünfzehn Minuten hatten wir uns in dieser Lage befunden, als der Sklave erklärte, er höre ein Rascheln in den Büschen auf dem von Brown eingeschlagenen Pfad. Gleich darauf fielen von derselben Seite her Steine zwischen uns nieder. Der Soldat und der Sklave machten sich fertig und krochen vorsichtig in der bezeichneten Richtung fort, so daß ich allein blieb. Nach zwei Minuten hörte ich über mir meinen Namen flüstern, und unmittelbar darauf sah ich eine Gestalt über das Felsstück zu mir herabrutschen. Der Ankömmling trat dicht an mich heran und sagte mir in's Ohr: „Sie sind ein guter Herr. Sie werden einen armen Sklaven nicht unglücklich machen. Ich bin mit meiner armen Marie entflohen, nachdem er mein Kind getödtet hatte. Ich möchte gern nach England; ich bin ein guter Ruderknecht. Wollten Sie nicht einem armen Sklaven forthelfen?"

Verwirrt erwiederte ich: „Tom, gib Acht, du wirst gefangen. Der Soldat wird gleich zurückkommen."

„Ei bewahre," versetzte Tom halb lachend, „mein alter Kamerad führt ihn mir zu Gefallen in der Irre herum. Kein Einziger von ihnen wird sagen, wo ich bin; sie wissen es alle. Wollen Sie mir dazu verhelfen, daß ich mich nach England einschiffen kann?"

Ich erwog dies sonderbare Ansinnen. Plötzlich vernahm ich hinter mir Brown's Stimme. Tom fuhr zusammen und sah sich nach einem Schlupfwinkel um. Der Arme fand keinen Ausweg und zitterte wie ein Espenlaub.

„Hab' ich dich, Spitzbube?" erscholl die Stimme Brown's. „Du sollst mir nicht entwischen. Wart'!"

Es raschelte in dem Gesträuch, als ob er sich eilends und näherte. Plötzlich erscholl der Ruf: „O Gott! Hülfe!" und man hörte einen schweren Fall auf einen der Vorsprünge unter uns. Tom war verschwunden. Ich befand mich allein in gräßlicher Angst und Ungewißheit über das, was geschehen war. Endlich kamen der Soldat und der Sklave zurück und theilten mit, was sie gesehen. Brown, der vermuthlich diesen Sklaven für Tom versehen hatte und vor Ungeduld brannte, ihn zu erhaschen, war über einige Sträucher hinweggesprungen, war in einem derselben hängen geblieben, und war in die Tiefe hinabgestürzt. Ueber sein Schicksal konnte kein Zweifel obwalten. Lebendig konnte er bei einem Sturz zehn Klafter hinab nicht davon gekommen seyn.

Wir warteten den Morgen ab, um seine Ueberreste zu suchen. Der Anblick, den sie darboten, war über alle Beschreibung. Eine Menschengestalt war in der blutigen Masse nicht zu erkennen, die wir aus dem spitzigen Gestein in der Tiefe hervorzogen.

Unter Mitwirkung einiger Freunde brachte ich mit Brown's Wittwe ein Abkommen in Betreff des Flüchtlings und seines Weibes zu Stande. Jedermann gestand, daß dies Paar entsetzlich behandelt worden war. Sie erlangten ihre Freilassung und schienen einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen, als ich das Cap verließ.

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Ral.

V. Kloster Altenberg.

Des Klosters Gründung. (Novellisirte Legende.)

2.

Es kommt kein Unglück allein; der Spruch erfüllt sich leider fast täglich: es kommt aber auch kein Glück allein; das ist ein Wort, welches wenigstens alle drei Tage einmal wahr wird. Am Cantatesonntag hatte Elsbeth und Ebbo sich verlobt — in ihrem Herzen; am Sonntage Rogate (und der fällt nur acht Tage später) sollten sie sich schon vor der Welt verloben, d. h. vor ihrer Welt, vor ihren Vätern, den Rittern von Dahlheim und Biel, dem Gefolge derselben und dem Mönche Gottfried, einem heiligen Manne, dessen Ruf weit und breit durch's ganze Land ging. Es war ein froher Tag gewesen, wie sich's gebührt und am frohen Abende saßen die beiden Alten in der Halle des Dalheimer Herrnhauses obenan, die Verlobten und der Mönch zu ihrer Seite, während die Dienstmannen an der Tafel abwärts speis'ten.

Vom Gespräche der beiden Liebenden brauche ich wohl nichts zu berichten, man weiß es schon, was sie wohl gesprochen haben, aber die beiden stattlichen Alten, von der Sonne und den Strapatzen gebräunt, die mit rechtem Mannesblick und in der ächten Manneshaltung erprobter Kämpen und Zecher da oben an der Spitze der Tafel thronen, sind doch wohl der Rede werth.

Herr Dietrich von Dalheim, Ebbo's Vater, war ein großer hagerer Mann, mit dickem struppigem Bart, finster, mürrisch, schweigsam. Der allzuoft geleerte Becher hatte ihn heute obendrein gereizt und verdrießlich gemacht, wie das bei solchen Leuten zu geschehen pflegt. Unbeweglich, gleich einer Statue, saß er in dem massiven Lehnstuhl, und wenn seine eiserne Ruhe, wie er da scharf um sich blickend hörte und schwieg, einer Ergänzung bedurft hätte, so war sie in dem großen Wolfshunde gegeben, der sich heute am Freudentage ungestraft das Recht angemaßt, die Vorderpfoten und den Kopf quer über die Beine seines Herrn zu legen, wie es die Hunde lieben, während er mit den Hinterfüßen auf dem Boden stand, brummend vor Lust und Wohlbehagen, doch auch

zuweilen aus den tiefsten Bruſttönen leiſe knurrend, wenn vielleicht ein fremdartiges Geräuſch ſeinen ſchlummernden Grimm reizte.

Ganz das Widerſpiel zu Beiden war Herr Hermann von Biel, — auch ein kräftiger, doch mehr unterſetzter, voller Mann. Ihm hatte der Wein die Zunge gelöſ't, und zwar etwas über Gebühr; aber doch war er zu derb in ſeiner Ausgelaſſenheit und zu beißend in ſeinen Seitenhieben, als daß man ihn einen harmloſen, gemüthlichen Epicuräer hätte nennen können.

Das waren zwei Leute wie Stein und Stahl, wo die zuſammen ſind, da braucht's nur einen kleinen Schlag, ſo ſprühen die Funken hervor.

„Da habt Ihr einen ſtolzen Hund,“ ſprach Hermann, Dietrich's zottigen Begleiter betrachtend, der ſich ſeinerſeits auch emporrichtete und mit ſchielenden Seitenblicken den Redner anſchaute, als wüßte er, daß man von ihm ſpräche, „ſcharf von Gebiß, volle, breite Bruſt und, wie ich glaube, ſchnell im Lauf, aber ich wollte d'rauf ſchwören, das Pferd, welches mich herbeitrug, holt er nicht ein.“

„Iſt er auch nicht ſo flink wie des Reiters Zunge, iſt er doch flinker, wie ſeines Roſſes Beine,“ erwiederte Dietrich barſch.

„Und dennoch wag' ich's,“ fuhr Hermann fort, wenig um Dietrich's ungeleckte Antwort ſich kümmernd, „eine Wette auf die Wahrheit meines Satzes zu bauen.“

„Ich wette!“ rief Dietrich aufſpringend. Knurrend und die Haare ſträubend ſtellte der Hund ſich neben ihn auf den Sprung, als wollten ſeine funkelnden Augen, die glühend den Herrn anblickten, nur ein Zeichen abſehen, um den Gegner an der Gurgel zu faſſen.

„Was wettet Ihr?“

„Das ſteht bei Euch.“

„Nun denn,“ erwiederte Hermann, „Geld habe ich keins, bin keiner von den Krämern aus Wetzlar oder Frankfurt, — ſo will ich denn den felſigen Hügel an der Lahn, der meines Gebietes Grenze gegen das Euere bildet, für meinen Part einſetzen.“

„Wie,“ rief Dietrich auffahrend, „ſeyd Ihr toll? mein iſt der Hügel und iſt's ſtets geweſen, und Ihr wollt ihn zum Preiſe Eurer Wette machen? Ihr nahmt mir nur das Wort aus dem Munde; ich bin's, der ich ihn von meiner Seite dem Sieger zugelobe und hatte es vor, ehe Ihr ſprachet.“

Hermann ſtarrte ihn verwundert an.

„Weil ich Jahre lang mein Recht nicht geltend gemacht, vermeßt Ihr Euch jetzt des Beſitzes und ſchelltet mich? Das ſollt Ihr mir wohl abbitten müſſen,“ ſchrie er wüthend, tief beleidigt.

„Der Vorwurf prallt auf den Sprecher zurück,“ entgegnete Dietrich, mit all der finſteren Kälte ſeines verdeckten Zornes, „und deß ſollt Ihr mir Rede ſtehen.“

„Ihr lügt,“ ſchrie Hermann, gluthroth. „Feſſelte dieſe Stunde und dieſes neue, heilige Band meine Hand nicht, würde ich wohl anders mit Euch ſprechen —“

„Da iſt kein Tag noch Band auf Erden, das eines braven Mannes Schwert in der Scheide hält, wo's ſeine Ehre gilt! Heraus mit der Klinge, wenn Ihr Muth habt!“ donnerte der Andere, das Schwert ziehend.

Gottfried der Mönch, mit ihm die Verlobten warfen ſich zwiſchen Beide.

„Wie?“ rief der Prieſter, ſeinen feſten, durchdringenden Blick auf die Wüthenden heftend, „heute, wo nur Eure Hände zur ewigen Freundſchaft ſich kreuzen ſollten, kreuzen ſich feindlich Eure Klingen? Steckt die Schwerter ein! Wie wolltet Ihr auch nur einen einzigen Blutstropfen ſühnen, der in ſolchem Kampfe, zu ſolcher Stunde vergoſſen, ſchon Brudermord wäre! Was hadert Ihr? Iſt nicht dieß Deine einzige Tochter, dieß Dein einziger Sohn? Ueberlaßt doch Euern Kindern das kleine Stück Landes, wenn Ihr Euch nicht einigen könnt, und unentſchieden bleibe, wer es geſchenkt.“

„Ich will es ihnen ſchenken,“ ſchrie Hermann, „vergeſſen und ſchweigen!“

„Hört Ihr's, was der Schurke ſpricht,“ rief Dietrich, „mein Eigenthum, mein unbeſtrittenes Eigenthum will er verſchenken! Aber mein Sohn ſoll verflucht ſeyn, wenn er ſolch ein Narrengeſchenk annimmt.“

„Eher ſoll meine Hand verdorren,“ rief Hermann, „als daß ſie eine Tochter ſegnet, die aus fremden Händen mit ihres eignen Vaters Gut ſich ausſtatten läßt.“

Zornglühend verließ Herr Hermann von Biel das Haus. Da war in der That der kleine Hügel rieſengroß zum unüberſteiglichen Berg emporgewachſen, die beiden Liebenden zu trennen. —

3.

Gottfried der Mönch hatte die lohe Glut ſeiner religiöſen Myſtik in begeiſterter Rede über das verſammelte Volk ausgegoſſen. Die Schaaren der Andächtigen, auf der weiten Fläche eines öden, mit rothblühendem Heidekraut bedeckten Hügels gelagert, erhoben ſich von den Knien, — die helle Morgenſonne beleuchtete die feierliche Scene.

Auch Herr Dietrich war von Dalheim herübergekommen, mit ihm Ebbo. Schon bei guter Stunde hatte ſich der Alte eingefunden und ſtolz und trutzig an der Spitze ſeiner Mannen, vor allem Volke aufgepflanzt; denn heute galt es, thatſächlich ſein Recht zu behaupten; der Hügel war das beſtrittene Stück Landes, und auf der andern Seite ſtand in gleicher Abſicht Hermann, ſeine ſchöne Tochter am Arme führend.

Sie blickte voll Bekümmerniß unter ſich und die glänzenden Thauperlen auf den Blüthen der rothen Haideröschen kamen ihr wie lauter Thränen vor, als wäre alle Welt mit ihr betrübt, und als hätten die Blumen mit ihr geweint. Doch als ſie während der Rede des Mönches Herrn Dietrich's harte Züge immer milder werden ſah, faßte ſie ſich ein Herz, und da der heilige Mann geendet hatte, verließ ſie ihren ſtaunenden Vater und trat mit flehenden Geberden vor ſeinen finſteren Gegner.

„Verzeihung, edler Herr,“ liſpelte ſie, „nur eine Frage: Wollt Ihr für mein und Eures Sohnes Glück nicht dieſen öden Hügel geben?“

„Alles will ich dafür geben,“ rief Dietrich — doch etwas milder wie ſonſt — „Alles, nur — den Hügel nicht; denn ließ ich ihn fahren, führ meine Ehre mit ihm zum Teufel. D'rum geh' weg, armes Kind, damit Du mich nicht dauerſt, helfen kann ich Dir doch nicht.“ —

Unterdeſſen war auch Ebbo, da er Elsbeth's Bitte vernommen, hinübergeeilt, um bei ihrem Vater ein Wort einzulegen. Aber auch hier war alles vergeblich. Beinahe entrüſtet rief Ebbo endlich: „Und wie handelt denn ein Mann, dem auch der niedrigſte Preis zu hoch iſt, wenn ihm noch ſo Großes dafür geboten wird?“

„Der Mann,“ erwiederte jener gelaſſen, halb ſarkaſtiſch, „handelt wie ein Narr, und ein ſolcher Narr bin ich, der ich den Flor und Wohlſtand meines Hauſes, das Glück meines Kindes neu begründen könnte und will ein einfältiges, unnützes Recht dafür nicht in den Kauf geben; aber ich will ein Narr ſeyn und bleiben. Würde mich auch all mein Glück freuen, wenn der da drüben dennoch triumphirte?“

Traurig wandte ſich Ebbo weg, und als ſein Blick auf Elsbeth's bekümmertes Auge fiel, merkte er wohl, daß es ihr bei ſeinem Vater nicht beſſer ergangen ſey.

Da trat plötzlich der Mönch hervor, welcher unbemerkt gelauſcht hatte und ſtell'te ſich zwiſchen die beiden Alten, ihre Kinder aber ergriff er bei der Hand.

„Hört," sprach er, „es will nun einmal Keiner von Euch nachgeben. Gut. So steht beide zugleich von Euerm Rechte ab, — schenkt **mir** den Hügel, ich will ihn dem Herrn weihen, ein Bethaus darauf errichten, und wenn man zum ersten Male darin das Glöckchen zieht, muß es das Hochzeitsgeläute Eurer Kinder seyn."

Als der Mönch solches gesprochen, ward es den beiden Alten weich um's Herz. Sie schauten auf und sahen den freundlichen hellen Morgenhimmel, sie schauten in's Thal hinab und sahen den breiten Silberstreifen der Lahn durch den reichen, glücklichen Gau ziehen, sie blickten auf ihre Kinder — die waren allein unglücklich und betrübt; da traten sie beide zugleich vor und reichten sich die Hände, und wie's die Jungen den Alten immer nachmachen müssen, so thaten's auch ihre Kinder — ungeheißen. —

Das umstehende Volk jubelte, des Mönches Blick verklärte sich, die beiden Alten lachten, indem sie sich die Hand schüttelten und schwuren, daß doch Pfaffenlist noch über Weiberlist gehe, und der schönen Elsbeth schienen die Thautropfen auf den Blüthen nun nicht mehr Thränen, es däuchten ihr eitel Perlen und Diamanten, womit die rothen Haideblumen sich geschmückt hätten, weil alle Welt ringsum so fröhlich war.

* * *

Der religiöse Geist des Zeitalters hatte hier ein herrlich Werk gestiftet — die Vereinigung zweier Liebenden durch ein Bethaus. Aber es war blos ein Silberblick gewesen, der plötzlich aus einer dunkeln Masse auftauchte, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Der lichte Geist der Minne, der jene Zeit verklärte (kämpften doch nur wenige Jahre später die **Sänger** ihren **Krieg auf der Wartburg**) hatte nur auf einen Augenblick der Nacht, welche durch das wuchernde Mönchthum in den sonnigen Morgen des Mittelalters einzubrechen begann, seine Strahlen geliehen. Hören wir nun die Legende weiter.

Das Bethaus war erbaut und dem heiligen Nikolaus geweiht, die Liebenden waren vereinigt. Da schlief eines Tages Gottfried der Mönch vor der Schwelle seines Heiligthums. Ein deutungsvoller Traum zog vor seinen Sinnen vorüber: Sechs weißgekleidete Jungfrauen mit Lilien in den Händen und Rosenkränzen auf dem Haupte traten vor die Kapelle. Sie hielten knieend ihre Andacht an den Stufen, dann erhoben sie sich und zogen, je zwei und zwei mit verklärtem Lächeln hinan zu dem Altar und hingen ihre fröhlichen rothen Kränze an dem Bilde des Erlösers auf. Schweigend wollten sie sich wieder entfernen, als eine himmlische Glorie plötzlich sie umgab, der Himmel theilte sich und die Jungfrauen wurden wie von leisem Winde emporgehoben und verschwanden in dem blendenden Strahlenglanz des Allerheiligsten, das sich oben vor ihnen öffnete, den staunenden Blicken des Mönchs, der betend auf sein Antlitz sank. Als er erwachte sann er lange über die Deutung dieser Vision, endlich glaubte er sie gefunden zu haben, indem er ein Nonnenkloster auf dieser Stelle zu errichten beschloß. Rastlos war sein Eifer für das Werk. In demselben Jahre noch (1180) wurden sechs adlige Jungfrauen hier eingekleidet. Die erste Aebtissin hieß Laodomia. Die dritte war Gertrud, jene Tochter der heiligen Elisabeth, welche diese fromme Fürstin selbst von Marburg aus zu Fuße, barfuß, ins Kloster getragen hatte. Schon in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre, ward sie von den vierundzwanzig Nonnen des Klosters einstimmig zur Aebtissin erwählt, und als sie nach langem segensreichem Wirken gestorben war, vom Papste heilig gesprochen. Von nun an ward sie an der Stelle des heiligen Nikolaus Schutzpatronin des Klosters. Ein herrliches Grabdenkmal im Chore der Klosterkirche hat ihr Andenken, wie ihre schöne Gestalt würdig verewigt. Hohe Anmuth spricht besonders aus ihrem Gesichte: es ist eins der vollendetsten Ideale mittelalterlicher Schönheit. —

So war dieser Schauplatz des Glückes zweier Liebenden zum Nonnenkloster geworden, — das war Entweihung, eine schwere Sünde an der Liebe, und wenn auch kein liebendes Herz in seinen Mauern verkümmert wäre. Doch jene Zeit dachte anders, wie die unsrige. Im Munde des Volkes hat sich d'rum aber auch die Legende anders gestaltet. Sie weiß von Ebbo's und Elsbeth's Liebe nichts, sie kennt bloß den Zwist der Väter und die Ausgleichung durch den Mönch, der sich den Hügel erbittet zur Stätte für ein Gotteshaus.

(Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

*** **Horace Vernet** ward auf seiner Reise in Rußland überall mit der seinem Talente gebührenden Achtung aufgenommen. Er ging durch Polen, wo er mit der Theilnahme, die dieses Land für Franzosen im Allgemeinen hegt, und mit der Verehrung, die ein großer Künstler einflößt, empfangen wurde. Ungeachtet der glänzenden Aufnahme, die Horace Vernet am russischen Hofe fand, blieb der Künstler sich doch stets seiner Würde und des Charakters als freier Staatsbürger bewußt. Mehr als Ein Mal soll er in seinen Antworten eine edle Freimüthigkeit bewiesen haben. So verbürgt man die Zuverlässigkeit folgender Anekdote. Der Kaiser hatte ihn ersucht, gegen die mäßige Summe von 200,000 Fr. die Einnahme von Warschau für seine Galerie zu malen. Horace Vernet versprach es, worauf der Kaiser ihn lächelnd fragte, ob es ihm als Franzosen nicht etwa unangenehm sey, seinen Pinsel einer Darstellung zu widmen, welche an Polen's Niederlage erinnern solle. „Nein, Sire! hätte Horace Vernet geantwortet: ich habe schon Christus am Kreuz gemalt." (Deutsche Allg. Ztg.)

*** Vor etwa vierzehn Tagen hat man bei den Erdarbeiten der Bonn-Kölner Eisenbahn bei Roisdorf die Knochen von einem ganzen Skelette des urweltlichen Pferdes (Equus praeadamiticus) im groben Sande (Grande), 13 Fuß tief unter der Oberfläche, gefunden. Vieles davon, namentlich der Schädel, ist zertrümmert worden; die Füße aber sind noch vollkommen erhalten, und merkwürdig ist es, daß die Knochen eines derselben vollkommen mit einander verwachsen sind, also eine ausgebildete Anchylose ihren Körper bilden. Das Thier hatte folglich einen steifen Fuß. Es ist dieses ein abermaliger Beweis des hohen Alterthums der Knochenkrankheiten, welche bereits vor längern Jahren der Geh.-Rath Professor von Walther in einer ausführlichen Abhandlung von Knochen von Höhlenbären (Ursus spelaeus) geliefert hat. Die bei Roisdorf gefundenen Knochen jenes urweltlichen Pferdes sind von der Eisenbahndirektion an das königlich naturhistorische Museum der Universität Bonn freundlich abgegeben worden. (K. Z.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 26. April. **Der Freischütz**, Oper in 3 Abth. Musik von C. M. von Weber. Aennchen: Fräulein **von Knoll**.

Donnerstag, den 27. April. (Zum Erstenmale) **Die verhängnißvolle Faschingsnacht**, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von R. Baldenecker. (Letzte Gastrolle) Lorenz: Herr **Franz Wallner**, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 117. 28. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Erinnerungen aus der Schreckenszeit. *)

Bald nachdem Ludwig XVI. hingerichtet war, hatte man sich in Paris daran gewöhnt, täglich eine bestimmte Anzahl von Köpfen unter dem Beile der Guillotine fallen zu sehen; auch behandelte man dies als eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit und sprach davon, wie man heute von einem Wettlauf auf dem Marsfelde spricht. Unabhängig von den Journalen, welche täglich die Namen, Titel und Würden der Schlachtopfer der Revolution veröffentlichten, erschienen auch jeden Morgen noch besondere Verzeichnisse derselben, etwa nach Art unserer Börsen-Berichte, wenn man die Bemerkungen abrechnet, mit denen der sanskülottische Redacteur seine Arbeit zu illustriren für gut fand. Im Augenblicke liegt uns eines dieser Exemplare vor, dessen erbaulicher Titel folgendermaßen lautet:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!

Das rächende Schwert

der einen untheilbaren französischen Republik,

oder

Gallerie der Rebellen.

Enthält die Namen, Vornamen, Geburtsorte, die früheren Würden, das Alter, die Verbrechen und die letzten Worte aller großen Verschwörer und Vaterlandsverräther, deren Häupter unter dem Schwerte der Nation gefallen sind.

„Kaum gerichtet, sind sie nicht mehr."

von

einem Freunde der Revolution.

Paris

in der Galettischen Buchdruckerei.

Jahr II der französischen Republik.

Wir heben einige von den Anmerkungen heraus, die dem Namens-Verzeichnisse der Opfer beigegeben sind:

Joseph Mazelier, früher Edelmann, zum Tode verurtheilt, weil er als Emigrirter nach Ablauf der bewilligten Frist nach Frankreich zurückgekehrt ist. Nota: Dieser Verbrecher bestieg den Karren mit fröhlichem Gesicht; er schien sich in der reinen Luft, die er athmete, ganz wohl zu fühlen.... Man muß gestehen, zuweilen haben Verbrecher Muth!

Jean Joseph Saunier, Priester.... Als der Rebell das Schaffot bestieg, waren seine Mienen so ruhig und heiter, daß man hätte glauben sollen, er wisse, das höchste Wesen erwarte ihn im Himmel.... Dies sind die traurigen Folgen des Aberglaubens....

François Boucher.... Der Elende hatte den ekelhaften Muth, auf dem Schaffote zu rufen: Es lebe Ludwig der Sechzehnte!.... Welch pöbelhafter Unsinn, einem verfaulten Leichnam ein Vivat zu bringen!

Wir könnten einen ganzen Band mit solchen Betrachtungen sanskülottischer Autoren füllen, denn diese Listen sind mit der gewissenhaftesten Genauigkeit bis in die geringsten Details ausgeführt. Nach ihnen belief sich die Zahl der von dem Revolutions-Tribunale zu Paris bis zum 9. Thermidor inklusive zum Tode Verurtheilten auf 2637; Robespierre's Kopf war der 2638ste, der dem Henkerbeile verfiel. Man kann sagen, der Verfasser jener Verzeichnisse stand auf der Höhe seines Gegenstandes, wie folgende wenige Phrasen aus der Vorrede zur ersten Lieferung beweisen werden:

„Die Maßregeln der Strenge, die der National-Konvent in seiner Weisheit und Wachsamkeit ergriffen, dadurch seinen unermüdlichen Eifer, seine Kraft und sein heißes Verlangen bethätigend, die Grundpfeiler der republikanischen Verfassung zu befestigen, haben das Staatsschiff vor dem Untergange bewahrt.... und unter jenen energischen Maßregeln verdient ohne Zweifel die Errichtung eines Revolutions-Tribunals am meisten den Dank der Republik. Dieses Institut ist, so zu sagen, göttlich...."

Zu derselben Zeit stattete ein Aufseher der Gefängnisse folgenden Bericht über einen Besuch im Luxembourg ab:

„Es war ein nicht wenig ergötzlicher Anblick, zwei Marquis, eine Herzogin, eine Marquisin, einen Grafen, einen Abbé und zwei Gräfinnen in Fiakern ankommen zu sehen, die Einen in Ohnmacht, die Anderen in Verzweiflung. Gestern langte die Tochter Philipp's des Guillotinirten an; sie ist neben Barrère und Chabot einquartiert, die ewig Geheimnisse haben und krank werden vor Aerger, wenn sie „den Zorn des Pater Duchesne gegen den Mönch Chabot" von den Colporteuren ausrufen hören. In dem einen Korridor logiren die Aristokraten de Méréville, de la Borde, Félin und der Präsident Nicolai; in dem anderen, linker Hand, de la Ferté, der Herzog von Levis, der Marquis von Fleury und der Graf von Mirepoix. Jeden Morgen, wenn sie aufstehen, richten sie ihre Fernröhre und haben das Vergnügen, zu sehen, daß ihre Hotels in der Rue de l'Université noch auf dem alten Platze stehen. Die letzten Zimmer des Korridors bewohnen

*) Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", dem wir obigen Aufsatz entlehnen, bemerkt: „Es haben Mittheilungen dieser Art ein um so größeres Interesse, als die Zahl derjenigen Alten, die das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts bereits mitwirkend oder mit Bewußtseyn beobachtend durchlebten, immer geringer wird. Erinnerungen, wie diese, werden daher auch in Frankreich stets mit erneuter Begier gelesen."

mehrere Generale, unter Anderen auch der Marschall Mouchy und die Frau Marschallin, seine Gemahlin. Dies Ehepaar zählt zusammen ein Alter von mehr als anderthalb Jahrhunderten, so wahr ist es, daß diese Räuber von Aristokraten die Erlaubniß, zu leben, mißbrauchen. Mir scheint, es müsse sich im Gefängnisse des Luxembourg ganz heiter wohnen, zumal das Revolutions-Tribunal nach Kräften für Abwechselung sorgt."

Die Feder entsinkt den Händen, wenn man solche Verruchtheiten niederschreiben will. Bis zu einem gewissen Punkte läßt sich die Wuth eines blutgierigen Menschen begreifen, der mordet, um zu morden. Fanatismus und Verrücktheit haben die schrecklichsten Verbrechen erzeugen sehen; aber die Kaltblütigkeit, die uns aus jenen Phrasen entgegenstarrt, der eisige Hohn, das teuflische Beifallsgrinsen bei jeder neuen Hinrichtung scheinen jenseits menschlicher Verderbtheit zu liegen — und doch sind sie gesehen und belohnt worden! (Forts. folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Abl.

V. Kloster Altenberg.

2. Die Gemälde und Skulpturen im Innern der Klosterkirche. Das überaus harmonische, anmuthige Schiff der kleinen Klosterkirche mit seinen beiden Chören birgt reiche Schätze: mehrere Gemälde nämlich und Reliefs von hohem Kunstwerthe und kunstgeschichtlicher Bedeutung, die auch F. Kugler in seinem neuesten Werke nach vollem Werthe gewürdigt hat.

Am hervorragendsten sind wohl zwei Altarblätter, ehemals am Hochaltar, jetzt auf dem oberen Nonnenchor. In Eiweiß (Tempera) auf Goldgrund gemalt, stellen sie Scenen aus der Passionsgeschichte vor. Die künstlerische Auffassung und Behandlung des Stoffes ist trefflich und selbst das Technische für die frühe Zeit ihrer Entstehung (offenbar vor Van Eyk) von seltener Vollendung. Aber an ihnen hat Rohheit oder Muthwillen nicht geringes Unheil gestiftet; in mehr als zwanzig Köpfen sind die Augen mit kanibalischer Sorgfalt — ausgekratzt! Ein unersetzlicher Verlust bei dem entschiedenen Werthe der Bilder, die jeder Gallerie zur Zierde gereichen würden.

Ein anderes Gemälde, augenscheinlich ein Votivbild, gleichfalls in Tempera, stellt die Anbetung der drei Könige dar. Die Hauptscene ließ mich kalt, desto mehr aber ward ich durch die Gruppe des Vordergrundes angezogen, wo der Künstler den Mann, welcher das Ganze ex voto malen ließ mit seiner Familie in Klostertracht darstellte. Das sorgenvolle, gerunzelte, doch gutmüthig philiströse Gesicht des Alten, die liebreiche Milde in dem Blicke seines Weibes, vor allem aber die Köpfe der vier Töchter, welche eine frappante Familienähnlichkeit mit ihrer Mutter verrathen, sind allerliebst. Man fühlt sich vom ersten Blicke an ganz heimisch in dieser alten, frommen Patrizierfamilie. Vor allen zeichnet sich besonders das schwarze Lockenköpfchen einer etwa sechzehnjährigen Tochter aus. Während die Uebrigen mit dankendem Blick in freudiger Andacht händefaltend vorwärts schauen auf die heilige Scene, blickt die schelmische Kleine mit naivem, unschuldig frohem Lächeln ein wenig zur Seite. Die frische Röthe der Wangen, die glänzenden, schwarzen Augen, welche den Beschauer freundlich anlächeln, während doch die zarten gefalteten Händchen vorwärts gekehrt sind — wahrlich, man kann sich kaum satt sehen an dem lieben Kind.

Außer diesen drei klassischen Stücken befinden sich noch mehrere berühmte altdeutsche Temperabilder und einige gute Oelgemälde hier, da wir jedoch weder ein Inventarium noch einen Raritätenkatalog schreiben, möge es hierbei sein Bewenden haben.

Unter den Skulpturen ragt besonders das schon erwähnte Grabmal der heiligen Gertrud hervor. Lieblichkeit und Grazie charakterisiren es. — Würdig reiht sich hieran das Denkmal eines Grafen von Solms, Hautrelief in Sandstein. Kopf und Brust des betenden Ritters sind von hoher Vollendung, in grellem Kontrast hiermit stehen aber seine Beine. Sie sind entsetzlich verzeichnet und um vieles zu schmächtig und klein. Aehnliche Incorrektheit ist zwar bekanntlich nichts seltenes, selbst bei den größten Meisterwerken altdeutscher Kunst: nur die eines höheren geistigen Ausdruckes fähigen Theile, Kopf und Hände, fesselten jene Künstler, das Uebrige ward als lästiges, bedeutungsloses Accidens gewöhnlich flüchtig und fehlerhaft hingeworfen, oder hinter lange Gewänder versteckt. Dieser Ritter ist ein wahrer Knickebein, und man möchte sich versucht fühlen, die höchste Probe seines Muthes darin zu erkennen, daß er's überhaupt nur wagen konnte, auf solchen Spindelbeinen vor die Thüre zu gehen, ohne Furcht zusammenzubrechen.

Ein sehr werthvolles Hautrelief in Holz geschnitzt, nebst andern kostbaren alten Schnitzwerken ist nicht minder sehenswerth, so wie überhaupt kein Künstler oder Kunstfreund am Kloster Altenberg ohne einen Besuch vorübergehen sollte; denn es sind seltene, klassische, anerkannte Kunstschätze, die es in seinem Schooße birgt.

Man zeigt (oder zeigte?) auch daselbst einige Reliquien der heiligen Gertrud, unter andern ihr Spielzeug, mit dem sie sich als Kind im Kloster amüsirte. Wer nach jenen erhabenen Kunstwerken noch Spielzeug sehen kann, der möge es in Gottes Namen betrachten. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Schreckliche Folgen des Meineides.) Die neueste Ofener und Pesther Zeitung enthält Folgendes: In meinem, bei Heckenast in Pesth 1841 erschienenen Werke: „Ansichten über die Erziehung, Ausbildung und Versorgung der Blinden", führe ich einen in psychologisch-moralischer Hinsicht äußerst merkwürdigen Fall über die Augen-Operation eines gewesenen Zöglings der Pesther Blinden-Erziehungs-Anstalt an, worüber ein eigenes Verhältniß obwaltet. Dieser Zögling, Sohn eines armen Landmannes aus K—, im Gömörer Comitate, von Geburt aus blind, sollte vor seinem Austritte aus dem Institute im Jahre 1838 auf die Versicherung eines geschickten Augenarztes in Pesth mit glücklichem Erfolge operirt werden. Der Knabe weigerte sich dagegen, ohne jedoch die Ursache hievon angeben zu wollen, und verließ auch die Anstalt, ohne daß die beabsichtigte Operation an ihm wäre vorgenommen worden. Ich forderte später seine armen Eltern mehrmal auf, sie möchten den Knaben gelegenheitlich nach Pesth schicken, um an ihm die Operation vornehmen zu lassen, allein auch diese machten Einwendungen dagegen. Da mir aber der Augenarzt die Versicherung gab, daß er des glücklichen Erfolgs der Operation gewiß sey, so wandte ich mich an den Ortspfarrer, durch dessen menschenfreundliche Verwendung sich die Eltern endlich dahin stimmen ließen, den Knaben, damals 19 Jahre alt, nach Pesth zu schicken. — Obwohl es der höchste Wunsch eines jeden Blinden ist, das Tageslicht und mit Hülfe dessen die so majestätische Schöpfung erblicken und bewundern zu können, so zeigte doch dieser Knabe eine besondere Furcht, als man ihn ver-

sicherte, daß er des Sehvermögens durch die Operation theilhaftig werde. Nach langem Nachforschen über dieses äußerst räthselhafte Benehmen, gelang es uns endlich, die Ursache seiner Angst zu ermitteln. Er sagte nämlich zu unserer größten Verwunderung, daß die Operation an ihm nicht gelingen könne, und daß er, im Falle ihm durch dieselbe das Augenlicht geschenkt werden sollte, für dieses ihm angepriesene Glück keinen Dank zu zollen wüßte, indem er alsdann sterben müsse, weil sein Großvater bei einer Veranlassung einen Meineid mit der Bekräftigung begangen habe: „So ich nicht wahr rede, sollen alle meine Enkel blind werden," weshalb auch er nebst noch drei Geschwistern blind zur Welt gekommen, und daher sowohl er, als auch seine Eltern den Wunsch nicht haben könnten, daß er operirt werde. Nach mehreren ihm gemachten Vorstellungen ließ er doch die Operation zu, die auch den erwünschten Erfolg hatte. Nimmer läßt sich das Gefühl beschreiben, das sich des Operirten und unser Aller bemächtigte, als er ohne Führer mit dem frohen Bewußtseyn einer erlangten Selbstständigkeit in das Institut kam, bei allen den Freudengefühlen aber, die in ihm durch das erlangte Sehvermögen geweckt wurden, sich der Furcht vor dem ihm in Folge des Meineides bevorstehenden Tode nicht erwehren konnte. Nach den ihm gegebenen Trostgründen reis'te er beruhigt zu seinen Eltern zurück, und sollte bei einer evangelischen Schule als Lehrgehülfe angestellt werden, indem er im Institute sowohl im Literarischen, als auch in der Musik, in welcher er wesentliche Fortschritte machte, ausgebildet wurde. Er genoß jedoch nicht lange die Freuden der erlangten Sehkraft, denn er starb kurz darauf an der Ruhr, worüber die armen Eltern ganz trostlos wurden, weil sie dies als Folge des von seinem Großvater begangenen Meineides ansehen mußten. — Die Mittheilung dieses merkwürdigen Vorfalls veranlaßte einen würtembergischen ausgezeichneten Literaten, einen um die Erziehung der Taubstummen und Blinden höchst verdienstvollen Mann, dem mein Werk in die Hände kam, mich brieflich zu ersuchen, ich möchte ihm über die Geschichte der unglücklichen Familie etwas Genaueres mittheilen. Ich wandte mich in dieser Angelegenheit abermals an den evangelischen Ortspfarrer in R—, der mir nachstehende Auskunft einschickte: „Was die Thatsache des Meineides des Großvaters Ihres verstorbenen Zöglings betrifft, so beurkundet sie am besten das beigeschlossene legale Zeugniß, das so lautet: Es wird hiemit bezeugt, daß N. N., Einwohner des Dorfes K—, im Gömörer Comitate, als gewesener Schaffner des Dorfwirthshauses, von der damaligen Wirthin N. N. für die ihr übergebenen Getränke mehrmal ratenweise Geld abgenommen, bei der jährlichen Abrechnung aber dies geleugnet, und deshalb im Hause des Ortsrichters N. N. im Jahre 1819 kniend geschworen habe, daß ihn Gott von allem Segen und seine Enkel von der Möglichkeit, das Licht zu sehen, berauben möge, wenn seine Aussage nicht auf Wahrheit beruhe. Zur Bekräftigung dieses Zeugnisses erfolgen die Unterschriften der Gefertigten und das Ortssiegel. (Es sind der Ortsrichter, die Geschwornen und der Notar unterschrieben.) — Ich inquirirte selbst darüber, und nicht nur die unterzeichneten Zeugen, sondern auch andere bestätigen die Wahrheit des Zeugnisses. — Jetzt nur noch etwas zum Berichte über die Familie des Meineidigen. Derselbe war ein Bauer in K—, früher in guten Vermögensumständen, seit dem begangenen Meineide ist er aber auch in ökonomischer Hinsicht herabgekommen, so daß das Grundstück, welches er besaß, nach seinem Tode in andere Hände überging. Vor 16 Jahren starb er, und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn, im väterlichen Hause wohnend, Vater des gewesenen Blinden-Instituts-Zöglings, hatte fünf Kinder, von denen vier blind waren, am Leben blieben jedoch nur zwei Knaben, ein blinder, gegenwärtig 19 Jahre alt, den die Eltern auf keinen Fall mehr von sich geben wollen, und ein sehender, acht Jahre alt, der gegenwärtig die Schule besucht. Hier muß des besonderen Umstandes erwähnt werden, daß der letztgeborne sehende Knabe nicht im großälterlichen Hause, sondern in einem andern zur Welt kam, nachdem die Eltern nicht mehr in dem Hause bleiben wollten, weil sie der festen Ueberzeugung waren, daß auf demselben der Fluch Gottes ruhe. So viel kann ich über diese Sache gewissenhaft berichten; es wird mich freuen, wenn auch dies Wenige zur Förderung der Gottesfurcht auf Erden beitragen würde u. s. w." — Ich theile den beachtungswürdigen Vorfall in diesen Blättern mit, und überlasse jedem ohne Vorurtheil Denkenden die Beurtheilung desselben. Möge er das durch die Veröffentlichung desselben beabsichtigte Gute bezwecken! Anton Dolezálek, Director der Blinden-Erziehungsanstalt in Pesth.

*** (Die Kritik als Handwerk.) Einer Mittheilung des „Morgenblattes" über „Karl Seydelmann" entnehmen wir folgende, leider nur allzu wahre Stelle: „So wenig wir ein Nationalschauspiel haben, so wenig eines in den nächsten Decennien zu erwarten steht, so wenig besitzen wir Nationalschauspieler, d. h. Künstler mit freier Weltbildung, die allgemein gefallen müssen, und denen nicht, wie es jetzt der Fall ist, die Beschränktheit einer einseitigen Lokalität anklebt. Aber die Kritik, wie sie in diesem Augenblick fast allgemein gehandhabt wird, steht noch tiefer als das Theater selbst, was gewiß viel sagen will. Die Kritik soll dem Künstler zum wahren Bewußtseyn seiner selbst verhelfen, ihn mit dem Publikum vermitteln, höher stehen als beide, nicht aber die Meinungen verwirren und das Außergewöhnliche nach beschränktem Lokalmaßstabe richten und verdammen. Allgemeine Künstler, wie sie England und Frankreich aufzuweisen haben, kommen daher bei uns so gar selten auf, wenn sie aber gedeihen, so stehen sie in geistiger Beziehung desto höher. Seydelmann war einer dieser Auserkorenen, dem es nach langem Mühen gelang, sich Geltung zu verschaffen, weit über die Lokalität hinaus, der er angehörte. Leider aber vermochte er sich nicht auch über die Einflüsse der Tageskritik zu erheben. Dies soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen; ohne Ehrgeiz gibt es keinen Künstler, obgleich ich mir sehr wohl einen ausgezeichneten denken kann, über den nie ein Wort geschrieben wurde. Seydelmann war reizbar, empfindlich für das gedruckte Wort, er überwachte ängstlich seinen Ruf. Die Sorge war zu groß, denn so leicht hatte er keinen Nebenbuhler zu fürchten. Aber allerdings, gegen den Dichter, Schriftsteller, Künstler und Schauspieler besteht bei uns längst Preßfreiheit, oder besser Frechheit; das Schmachvollste über die edelste künstlerische Individualität kann jeden Augenblick mit Censur gedruckt werden, ohne daß der Schreiber dafür mit seinem Namen zu haften braucht; wenn's nur pikant ist. Dies ist jedoch noch nicht die schlimmste Kritik, weil sie am Ende gerichtlich verfolgt werden kann. Die verächtlichste, verwerflichste ist die philisterhafte, die Kritik als Geschäft, als Handwerk getrieben, die Kritik, die feilscht und mäckelt, die Wucher treibt mit Lob und Tadel, die denjenigen verfolgt oder mit Ignoriren straft, der nicht bezahlt, und die Mittelmäßigkeit, die ihre Existenz beim Blattschreiber mit Tantièmen von der Gage veraffecurirt, schamlos auf ihr Schild nimmt mit der Devise: „Leben und leben lassen! Was geht mich die Kunst an! Ich bin Familienvater, ich muß durch die Kritik Geld verdienen! Diese großen Künstler kümmern mich nicht. Heutzutage darf keiner mehr so groß werden,

daß man ihn nicht auch wieder vernichten kann." Das sind die saubern Grundsätze jener zahllosen leichtfertigen Schreiber, die sich „Advokaten der öffentlichen Meinung" nennen, welche sie mit Lügen bearbeiten. Man glaube nicht, daß ich übertreibe; es gibt Leute genug, die so denken, sprechen und handeln, die sich alljährlich außer ihren Redaktionsgebühren durch Kritik, d. h. durch allerlei Anpreisungen u. dgl. 600 bis 800 Gulden zusammenschwindeln. Wir werden ein andermal ausführlicher auf diese literarischen Gaunereien zurückkommen und Thatsachen beibringen. Zahlen! zahlen! das ist das Losungswort so mancher Leute, die frech genug waren, den größten Künstler bei Lebzeiten wegen seiner Unterlassungssünden zu ignoriren, bei jedem Anlaß ihn mit Kleinigkeiten zu verletzen und hinterher bei seinem Tode Ach und Weh über seinen Verlust zu schreien, nimmermehr aus wirklichem Gefühl, sondern nur, weil sie wissen, daß das Publikum Seydelmann wahrhaft geschätzt und geliebt hat. Weg mit der Heuchelmiene, der Niemand glaubt!"

*** (Zwei Wundershawls.) In dem berühmten englischen Fabrikort Paisley sind kürzlich für ein Glasgower Haus zwei Prachtshawls in einem, wie der Bericht lautet, „ganz neuen Shawlmusterstyl" verfertigt worden, welche, man kann füglich sagen, einen guten Theil der weiblichen eleganten Welt der Hauptstadt in Aufregung versetzt haben. Beide sind von der Königin erstanden worden. Der eine dieser Zwillingsshawls heißt „der morgenländische Triumphzug", weil das Muster, namentlich die unbeschreiblich reiche Bordure, den Prunkzug eines indischen Herrschers inmitten der herrlichen Scenerien, namentlich der wundersamen Pflanzen- und Thierwelt jener Erdstriche vorstellt. Der zweite heißt „Prinz von Wales", und führt diesen Namen deßhalb, weil die Hauptvorstellung des Musters im Wappen des britischen Thronerben besteht, namentlich im Helmschmuck von drei Federn, welche von Kränzen umgeben, die aus Rose, Distel und Klee, bekanntlich die pflanzlichen Embleme der drei vereinigten Königreiche, gewunden sind. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Hamburg, 23. April.) Daß die alte republikanische Treuherzigkeit der eindringenden modernen Kultur noch nicht unterlegen ist, beweiset — neben vielen andern Zügen, die das Volksleben den Beobachter täglich wahrnehmen läßt — folgende wahre Anekdote, die gegenwärtig in Hamburg große Erheiterung verbreitet. Ein wohlhabender Schlachtermeister (J. H. Gebhard, Neustädter Fuhlentwiete Nro. 50), dessen Haus und Gewerbe von der Verwüstung des großen Brandes im vorigen Mai glücklich verschont geblieben war, fand sich durch die von Preußens hochherzigem Könige der hart betroffenen Vaterstadt bewiesene Menschenfreundlichkeit so lebhaft zur Dankbarkeit angeregt, daß er auf ein Mittel sann, seine Gesinnung an den Tag zu legen und glaubte dieß am passendsten darin zu finden, wenn er dem königlichen Wohlthäter ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel liefere. Er wählte dazu ein wohlgemästetes Schwein mittlerer Größe, von 60 Pfund, das er mit Aufgebot aller seiner Kunst in einem geräucherten Präparat selbst dem Auge wohlgefällig darstellte. Diese Huldigung eines dankbaren Gemüths ging um die Fastnachtzeit, in einer Kiste verpackt, an Se. Majestät den König von Preußen ab, begleitet mit einem Briefe, worin der Schlachtermeister seine Bewunderung und Dankbarkeit für die seiner Vaterstadt erwiesene königliche Huld und Gnade auszudrücken sich bemühete, mit dem Beifügen: daß er sich gedrungen fühle, seine Gesinnungen durch Uebersendung einer Probe seiner Fabrikate an den Tag zu legen, welche bei den dermaligen Hoffesten, wovon die Zeitungen berichteten, wohl nicht ungelegen kommen möchte. Daß der erhabene Sinn des Monarchen den Sinn des treuherzigen Bürgers nicht verkannt, hat die Erwiederung bewiesen, womit der Schlachter vor einigen Tagen aufs freudigste überrascht worden ist. Nachdem zuvor auf eine zarte Weise Gewißheit darüber eingezogen worden war, daß der Schlachtermeister Gebhard nicht zu den durch den Brand Verunglückten gehöre und sich in guten Vermögensumständen befinde, empfing derselbe vor einigen Tagen ein huldvolles königliches Cabinetsschreiben, mit welchem der König, unter Bezeigung hohen Wohlgefallens an dem empfangenen Fabrikate, ein Produkt seiner Fabrik als Gegengeschenk übersenden läßt, mit dem Wunsche: daß der Empfänger und seine Familie sich dabei stets des Wohlgefallens und der Anerkennung Seiner Majestät freundlich erinnern möge. Die beifolgende Kiste enthielt ein überaus kostbares, reich dekorirtes Dejeuner aus der königlichen Porzellanfabrik in Berlin. Auf dem Boden des Präsentirtellers findet sich in kunstvoller Abbildung — ein Schwein.

*** (Gründlich geheilte Eifersucht.) Hr. R., ein Angestellter zu Paris, hatte das Unglück, auf seine hübsche junge Frau eifersüchtig zu seyn, und diese hinwiederum laborirte an derselben Gemüthskrankheit. Am 13. April erschien ein Unbekannter im Bureau des Ehemannes, verlangte einen Augenblick im Geheimen mit ihm zu sprechen und sagte ihm: „Sie sind von Ihrer Frau hintergangen; ich weiß es gewiß, und ich möchte Sie überzeugen, daß ich kein Lügner bin. Haben Sie die Güte, mit mir zu gehen. Herr R. packte sogleich auf und ließ sich zu einem Restaurateur am Fontainebleauer Thor führen. Dort wies ihn sein Cicerone in ein Stübchen und hieß ihn einige Augenblicke warten. Aus den Augenblicken ward eine Stunde; Herr R. verlor die Geduld, hielt sich für geäfft und verließ sein Stübchen. Beim ersten Schritt auf dem Gang stieß er auf seine Frau. „Hab' ich die Madame endlich einmal ertappt?" rief der erzürnte Ehemann. — „Hab' ich Dich nicht ertappt, schlechter Mensch?" entgegnete die Frau. In diesem Tone gingen die Aeußerungen ehelicher Zärtlichkeit eine Zeit lang fort. Endlich schlagen beide den unfehlbaren historischen Weg ein. Der Mann erzählt, wie er in das Speisehaus gekommen, und die Frau berichtet, daß ein Unbekannter sie gebeten habe, ihm hierher zu folgen, damit sie ihren ungetreuen Mann auf der That ertappe. Die natürliche Folgerung war, daß zwei Spaßvögel sich das Vergnügen gemacht hatten, sie zu foppen; und um nicht ferner gefoppt zu werden, gelobten sie, ihrer lächerlichen Eifersucht zu entsagen. Diese Entsagung that ihren Herzen so wohl, daß sie den beiden Spaßvögeln alles Gute wünschten. Die Spaßvögel hatten vermuthlich diesen Wunsch vorausgesehen und für eine theilweise Erfüllung desselben gesorgt. Als das versöhnte Ehepaar nach Haus kam und in seine Wohnung trat, fand es dieselbe gründlich ausgeplündert. Die Polizei bemüht sich, jene Spaßvögel einzufangen. F.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 27. April. (Zum Erstenmale) Die verhängnißvolle Faschingsnacht, Posse mit Gesang in 3 Abth. von Nestroy. Musik von A. Baldenecker. (Letzte Gastrolle) Lorenz: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Freitag, den 28. April. Der Liebestrank, Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti. (Vorletzte Gastrolle) Adine: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 118. 29. April 1843.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Der Elende hatte nur zu wahr gesprochen, als er erzählte, wie sehr das Tribunal für Abwechselung sorge; und wie hätte es auch anders seyn sollen, als selbst ein Wort genügte, um einen Sanskülott verdächtig zu machen, als, wer heute anklagte, morgen selbst angeklagt wurde, als der Sohn des eigenen Vaters Henker war!

Ein Knabe, oder vielmehr ein Ungeheuer von kaum fünfzehn Jahren, der Sohn eines Schauspielers, Namens Grammont, saß im Parterre des Theaters Montansier und fing in einem Zwischenakte an, die Carmagnole zu singen, ein gemeines, unsinniges Lied, das man damals zum Nationalgesang gemacht hatte. Fast alle Zuschauer fielen ein, die Einen, um sich die Zeit zu vertreiben, Andere aus Freude am Lärmen, die Meisten aus Furcht. Grammont, immer singend, läßt seine Augen im Theater umherschweifen und bemerkt eine junge Frau, die nicht mitsingt.

„Nun, Bürgerin!" schreit er, ballt ihr die Faust entgegen und wiederholt den Refrain:

„Dansons la carmagnole
Vive le son, vive le son,
Dansons la carmagnole,
Vive le son du canon!"

Aber die junge Frau verharrt in ihrem Stillschweigen. Da verläßt der fünfzehnjährige Sanskülott seinen Platz und geht auf den Balkon.

„Metze!" ruft er und nähert sich der Dame, „wo ist die Kokarde an deiner Haube?" *)

„Bürger, ich glaubte, ich hätte eine — bei Gott, ich habe sie ohne Absicht vergessen."

„So hast du wohl auch ohne Absicht vergessen die Carmagnole zu singen? Du hast sie nicht vergessen, denn du hast sie nie gewußt, verdammte Aristokratin!"

„Aber, Bürger, was habe ich dir gethan, daß..."

„Ah, du willst noch raisonniren und singst nicht einmal die Carmagnole! Ich will dich lehren, einen Sanskülotten verachten!"

Und das Ungeheuer versetzte der armen Frau zwei Faustschläge ins Gesicht, daß sie zu seinen Füßen niederfiel. Wer sollte es glauben! um die Frau herum standen Männer jedes Alters, und nicht Einer, nein, nicht Einer wagte dem fünfzehnjährigen Revolutionair ins Gesicht zu sehen, nicht Einer hatte den Muth, einen Laut des Tadels von sich zu geben. Und nun laßt uns hören, wie dieser wüthende Patriot endete. Durch die Begierde gestachelt, von sich reden zu machen, bemächtigt er sich mehrerer Briefe, die sein Vater von einem Emigrirten erhalten hatte, läuft damit in den Justizpalast und übergiebt sie dem öffentlichen Ankläger. „Brutus opferte seinen Sohn der Republik", sagte er, sich auf die geschichtlichen Lappen berufend, mit denen die Klubs ihre Phrasen behingen, „ich opfere meinen Vater, den Bürger Grammont. Sein Verbrechen liegt in diesen Briefen klar am Tage. Nehmt sie und laßt der Gerechtigkeit freien Lauf. Die wahren Sanskülotten werden mein Verdienst um das Vaterland zu würdigen wissen!"

Einige Stunden später wurde Grammont der Vater verhaftet, man inquirirte ihn über die Briefe, und er gestand unter Anderem frei, sein Sohn hätte ihm in seinem Auftrag einige von einem Boten geholt, den er namhaft machte. Mehr war nicht nöthig, damit augenblicklich auch gegen Grammont, den Sohn, die Verhaftung verfügt werden konnte. Man sperrte Beide in die Conciergerie und verurtheilte sie nach vierundzwanzig Stunden zum Tode. Sie fuhren in Gesellschaft von dreißig anderen Schlachtopfern zur Hinrichtung. Als sie aus dem Karren stiegen, weinte der Vater, näherte sich seinem Sohne und sagte zu ihm: „Ich vergebe dir, mein Kind, umarme mich, damit wir versöhnt sterben!" — „Und ich vergebe dir nicht, alter Schurke," schrie voll Wuth das Ungeheuer, „denn dir habe ich's zu verdanken, daß ich hier bin."

Alles menschliche Gefühl schien in den Herzen des Volkes erstorben; selbst die Frauen hatten das Mitleid verlernt. Am 21. Messidor im Jahre II wurden sechzig Verurtheilte auf den Revolutionsplatz gebracht. Unter der Menge, die sich auf dem Wege sammelte, befand sich auch eine ärmlich gekleidete Frau, die einen fünfjährigen Knaben auf dem Arme trug. Folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihnen:

Das Kind. Mama, da sind sie, ich kann sie sehen, das sind viel Wagen heute.

Die Mutter. Ach nein, es sind ja nur sechs; gestern waren sieben.

Das Kind. Sieh, Mutter, wie vorn am ersten Wagen der Mann in rothen Kleidern Burzelbäume schießt.

Die Mutter. Das ist Jacot, der erste Bursche bei der Guillotine; er macht Unsinn, damit die Leute lachen. *)

---

*) Niemand war vom Tragen der Kokarde dispensirt; die Frauen durften in keinen öffentlichen Garten eintreten, ohne diesen seltsamen Ausputz auf ihren Hauben zu tragen. Wer es vernachlässigte, sich damit zu schmücken, konnte als verdächtig ins Gefängniß geworfen werden, und Manche sind auf dem Schaffote gestorben, die sich durch ein Stück Band hätten retten können.

*) Dieser Jacot war früher Seiltänzer und wurde nachher Henkersknecht. Seine possierlichen Sprünge sollen nicht selten selbst die Unglücklichen in den Karren zum Lachen gebracht haben.

Das Kind. Aber die Leute in den Kutschen lachen ja nicht.

Die Mutter. Glaub's wohl; man will den Elenden den Kopf abschneiden.

Das Kind. Was haben sie denn gethan, Mama?

Die Mutter. Ich weiß nicht; aber gestern waren General-Pächter dabei, denen man es bewiesen hat, daß sie Wasser in den Taback des Volkes gethan hatten, das Diebsgesindel! Die heutigen werden nicht viel besser seyn. Komm, Kind, daß wir die Köpfe noch sehen.

So lernte im Volke die neue Generation Zucht und Sitte.

Durch das Dekret vom 10. November erklärte der Konvent den katholischen Kultus für aufgehoben. Die Heiligen, die man schon längst aus dem Kalender entfernt hatte, wurden jetzt definitiv verbannt. Es durfte unter keinem Vorwande von ihnen gesprochen werden, was die Bewohner gewisser Ortschaften außerordentlich genirte. So konnten sich z. B. die Einwohner von Saint-Cloud, Saint-Ouen, Saint-Denis sehr schwer daran gewöhnen, sich kurzweg Einwohner von Cloud, Ouen und Denis zu nennen. Dies Dekret, das mit einem Federstriche Gott und die Heilig n aufhob, brachte durch seine natürlichen Konsequenzen viele Leute in die peinliche Verlegenheit, ihre Namen zu ändern. Ein achtbarer Buchhändler aus der Straße Hautefeuille — seine Frau lebt noch heute in Paris — wurde von einer Patrouille arretirt, weil er seine Sicherheitskarte augenblicklich nicht vorzeigen konnte, es war dies eine Art von Paß, ohne den es in jener Zeit der Freiheit sehr gefährlich war, durch die Straßen von Paris zu gehen. Alsbald wurde der Delinquent vor eines der achtundvierzig Revolutions-Comité's gebracht, mit denen die Sorgfalt des Konvents die Hauptstadt beschenkt hatte.

„Wie heißest du?" fragte der Präsident den eingebrachten Buchhändler.

„Ich nenne mich de Saint-Sauveur."

„Was faselst du da, Bürger, in deinem Namen sind ja drei Gründe statt eines, dich an die Laterne zu hängen."

„Wie so das?"

„Wie so? Erstens ist das de verpönt."

„Nun, wenn's dir beliebt, streichen wir die Partikel und setzen kurzweg Saint-Sauveur."

„Aber, Elender, es giebt keine Heiligen mehr."

„Wahr, ich nehme mein Saint zurück und nenne mich einfach Sauveur."

„Warum Sauveur? Schurke von Aristokraten, es giebt keinen Erlöser mehr; ich werde dich einsperren lassen, dein Prozeß soll nicht lange dauern."

Zu seinem Glücke ließ sich der Buchhändler nicht aus der Fassung bringen. „Verständigen wir uns Bürger," sagte er mit der größten Gelassenheit, „verständigen wir uns! Es ist klar, ich bin nicht mehr adlig, also muß das de vor meinem Namen wegfallen; auch Saint und Sauveur kann ich, wie du behauptest, nicht mehr heißen. Ich bin also nichts, meine Individualität ist eine reine Abstraction. Nun aber zeige mir das Gesetz, das dir erlaubt, eine Abstraction zu arretiren."

„Du hast Recht," sagte der Präsident, geblendet von dieser glänzenden Logik; „ich hatte anfangs nicht daran gedacht; geh' nach Hause, Bürger Abstraction, aber, ich rathe dir als Freund, gieb dir einen bekannteren Patrioten-Namen."

Und alsbald hatte der ehrenwerthe Buchhändler seine Freiheit wieder. Bei etwas weniger Geistesgegenwart würde er ohne Zweifel schon am anderen Morgen guillotinirt worden seyn, denn, wie wir schon gesagt haben, es geschah oft, daß zwischen der Verhaftung und Hinrichtung kaum einige Stunden verflossen. Wir lassen noch ein Beispiel von der unglaublichen Geschwindigkeit folgen, mit der die Lieferanten der Guillotine ihr Amt verwalteten. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Lahnthale.

Von W. Riehl.

VI. Weilburg.

Als Ludwig XIV. sein „goldnes Zeitalter" den Franzosen aufzwängte, war alle Welt berauscht von dem Glanz und der Pracht des „neuen Athen's" an der Seine und die deutschen Fürsten insbesondere konnten bei dieser Gelegenheit unsre alte National-Erbsünde nicht verleugnen: Jeder von ihnen wollte ein Ludwig seyn, jeder nicht bloß seine Maintenon, sondern auch sein Versailles haben. Die Wilhelmshöhe bei Kassel, das Würzburger Schloß, ja ganze Städte, wie Ludwigsburg, Karlsruhe und auch Weilburg in seiner gegenwärtigen Gestalt sind Früchte dieses Strebens und dieser Zeit, allerdings einer „goldenen", weil sie mit Gold Kunst und Wissenschaft aufwägen zu können glaubte und eben deßhalb mit Gold — Beides verdarb. Die Kunst ist frei und die Wissenschaft ist frei, damals aber war Freiheit ein verpöntes Wort. Wenn ein einzelner Zug den Geist dieser Zeit malen kann, so ist es der Ausspruch jenes französischen Commissärs, der zur Zeit des Orleansschen Kriegs, angeblich im Auftrage des geflüchteten Herzogs von Würtemberg den Bürgern von Schorndorf in Schwaben befahl, ihre Stadt und Festung den Franzosen ganz ohne Noth zu übergeben. Die tapfern Leute weigerten sich deß mit dem Bemerken, ihr Herzog könne gar nicht einen solchen Befehl erlassen haben. „Wie?" sagte der Commissär lächelnd, „und wenn nun Euer Herzog morgen das ganze Land mit allem Volke an unsern König verkaufen oder verschenken wollte, müßtet Ihr Kanaillen ihm nicht gehorchen, oder als Hochverräther baumeln?" — Jetzt klingt uns dieß seiner Zeit schrecklich wahre Wort doch schon sehr fremd, wie aus entlegener Ferne herüber — nach hundert Jahren wird man es hoffentlich gar nicht mehr glauben können, sondern in das Gebiet des Mythus verweisen.

Doch zurück an die Lahn. Johann Ernst, Graf zu Nassau-Weilburg, ein prachtliebender Fürst, dem durch seine reiche holländische Erbschaft Mittel geworden waren, seine Neigungen zu befriedigen, erkor sich diese Stadt, um sie zum „nassauischen Versailles" umzumodeln. Das alte Residenzschloß vergrößerte er fast um's Dreifache, Felsen ließ er mit ungeheueren Kosten planiren und thurmhohe Mauern aufführen, um ein kleines Gärtchen darauf zu hängen. Fast alle Häuser der Stadt kaufte er an sich, ließ sie niederreißen und an ihrer Stelle auf seine Kosten schönere erbauen, die er dann erstaunlich billig den Bürgern wieder abtrat. An die Stelle der alten Martinskirche erbaute er die neue Stadtkirche, welche an unsinnigem Pomp und geschmackloser Ueberladung ihres Gleichen sucht. Das Rathhaus, die alte Schule, das Archiv, das ehemalige Regierungsgebäude sind sein Werk.

Dieß alles wäre nun in der That ein merkwürdiges Beispiel, wie weit die endemischen Fehler des Zeitalters, Eitelkeit, Prunksucht, leere Ostentation auch hervorragende Charaktere (und zu ihnen gehörte der Graf) führen konnten, wenn andere Werke nicht wiederum dafür sprächen, daß es demselben nicht blos um einen Glanznimbus für seine Person, sondern auch um das Wohl seines Volkes zu thun war. So hat denn eine sehr kostspielige Wasserleitung, welche das Trinkwasser auf einer Kettenbrücke (vielleicht der ältesten in Deutschland) über die Lahn der Stadt zuführt, mehrere durch Felsen gesprengte Wege, die Verbesserung der Landstraßen und vieles Andere den Namen Johann Ernst's auf eine würdigere Weise verewigt, als jene verfallenden Prunkgebäude, die nur noch zu stehen scheinen, um Zeugniß zu geben von einer Zeit, wo ganze Länder verderben mußten, damit der Fürst sich einen zweiten Ludwig konnte schelten lassen.

Kurz vor des Grafen Tode, erzählt man, ließ er sich ein Kohlenbecken auf sein Zimmer bringen, um alle Rechnungen zu verbrennen, damit Niemand erführe, welch' enorme Summen seine Prachtliebe verschlungen habe. —

Aus dem Gesagten erklärt sich's leicht, daß Weilburg an Kunstwerken leider fast gar nichts bietet. Einige Altarblätter von Seekatz besitzt die Stadtkirche: Seekatz ist aber mehr durch Göthe's Wahrheit und Dichtung unsterblich geworden, als durch seine Werke. In dem Schlosse befinden sich zwei oder drei gute Gemälde neben einem solchen Heere von Schofel, daß man Schiffe damit befrachten könnte.

Die Umgebungen Weilburg's sind sehr reizend, die Lage der Stadt höchst malerisch. Die Kunst hat alle Mächte der Finsterniß heraufbeschworen, um Weilburg häßlich zu machen; die Natur hat einen reichen, unerschöpflichen Schatz ihrer Reize über das stille Thal geschüttet, es zu verschönen — sie hat gesiegt und alle Geschmacklosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts konnte dem Städtchen den Ruhm nicht rauben, daß es eine Perle des Lahnthals und des schönen Nassauer Landes sey.

Tabletten.

*** Frankfurt. (Jügel's Universal Magazine.) Von der Monatslese aus den beliebtesten, gediegensten und zugleich theuersten englischen Periodicals ist so eben die zweite Nummer ausgegeben worden. Es freut uns, das Unternehmen frisch und muthig fortschreiten zu sehen. Der reiche Inhalt der neuen Nummer soll im Konversationsblatt besprochen werden.

*** Die Brüsseler Blätter geben einen Nachtrag zu den Scandalen des Prozesses Sirey-Caumartin in mehreren Episteln der „femme K." und einem Schreiben des Direktors der Oper zu Paris, Herrn Leon Pillet, an den Präsidenten des Assisenhofs, Herrn Van Mons. Die Briefe der K., aus der Zeit, wo sie ihre Duennarolle zu Paris spielte und Caumartin mit Steiner zusammenhetzte, sind im gemeinsten Ton geschrieben und zur öffentlichen Mittheilung ganz und gar nicht geeignet. Steiner hatte von seinem Nebenbuhler Caumartin als von einem Ehrenmann gesprochen; das kann die K. nicht ruhig anhören; sie meint, Steiner solle vielmehr „den Hund" durchp:ügeln oder durchprügeln lassen. Lächerlich nimmt sich dabei das Ansehen aus, das sie sich gibt, als liege ihr die Ehre ihrer Dame sehr am Herzen und als komme ihr viel darauf an, in ihrer eignen Person als honnet zu gelten. Der ganze Inhalt der Briefe ist elendes Kammerfrauengeträtsch mit einer starken Dosis lügenhafter Bosheit versetzt. Merkwürdiger ist das Blatt aus Leon Pillet's geheimen Memoiren. Der Operdirektor war als Zeuge nach Brüssel citirt worden; er entschuldigt sich mit Berufsgeschäften; die Oper bedarf seiner Leitung; er kann durchaus nicht abkommen; übrigens weiß er auch nichts auszusagen über den Hauptpunkt des Prozesses: die Tödtung Sirey's; höchstens von den Antecedentien der Herren Caumartin und Sirey kann er einige Notizen geben und die will er denn niederschreiben, stets bereit, sie eidlich zu erhärten. Er kennt Caumartin nur wenig und erst seit zwei Jahren; er kennt ihn auch nur als Protektor der Mlle. Heinefetter; bei dem Opernpersonal passirte Caumartin für den begünstigten Anbeter der Sängerin. Auch mit Herrn Sirey hat Leon Pillet wenig Berührung gehabt; aber die eine Scene, die er in Bezug auf diesen erzählt, ist gerade das Pikanteste seiner schriftlichen Zeugenaussage und mahlt den Unglücklichen, der in Caumartin's Stockdegen gerennt seyn soll, als einen insolenten und sehr handgreiflichen Liebhaber. Sirey stand zu Paris in vertrautem Verhältniß mit der Actrice Mlle. Noissy; bei einem Diner, das diese Künstlerin gab, traf Pillet zum erstenmal mit Sirey zusammen; nach dem Essen dauerte es nicht lange, so machte Sirey den Operdirekter schon zu seinem Vertrauten; er legte ein gutes Wort ein für die Freundin und äußerte nebenbei, er habe vor, als Volontair nach Algier zu gehen, um dort seinen Weg zu machen oder sich todt schießen zu lassen (pour y faire son chemin ou s'y faire casser la tête). Als Pillet am folgenden Morgen mit Mlle. Noissy von diesem verzweifelten Entschluß sprach und seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, versetzte die Dame: „Er kann nichts Besseres thun, denn er hat alles durchgebracht, was er hatte, und ist voll Schulden." Pillet staunte über die Offenherzigkeit und Mlle. Noissy ging noch weiter darin: „Sie lebe nur noch mit Sirey aus Furcht; er habe ihr hundertmal gedroht, sie umzubringen, wenn sie mit ihm breche; sie habe Alles zu besorgen von dem heftigen Charakter des Mannes." — Mlle. Noissy wohnte in der Nähe der Sängerin Mad. Stoltz; Herr Pillet rieth ihr, die Bekanntschaft mit derselben zu cultiviren; darauf hin fanden Besuche und Gegenbesuche statt. Nach einigen Tagen kommt Mad. Stoltz zu Pillet, ihn zu bitten, er möge sich doch gleich zu Mlle. Noissy bemühen; nach einem entsetzlichen Auftritt zwischen Sirey, der Noissy und ihrer Mutter seyen die beiden Frauen zu ihr (Mad. Stoltz) gekommen, bedeckt mit Contusionen; sie hätten erzählt, Sirey habe der Noissy vorgeworfen, sie habe ihm nur einen Theil ihrer Monatsgage zugestellt; von Worten sey es zu Schlägen gekommen; die Mutter habe abwehren wollen, sey aber ebenwohl übel zugerichtet worden mit Stockprügeln und Fußtritten; die Scene habe erst aufgehört, als Sirey von einem Freunde, der dazu gekommen, weggerissen worden wäre; sie — die beiden Frauen — hätten sich dann gleich geflüchtet und bäten um Erlaubniß, sich nach ihrer (der Mad. Stoltz) Villa zu Neuilly in Sicherheit bringen zu dürfen. Mad. Stoltz fügte hinzu, im ersten Augenblick habe sie das Asyl nicht abschlagen wollen, nun aber sey es ihr fatal, sich in die Sache gemischt zu sehen; sie bäte darum Herrn Pillet, die Damen Noissy zu besuchen und ihnen zu rathen, denn so viel sie bemerkt habe, hätten sie ganz den Kopf verloren. Der mitleidige Direktor fährt auf der Stelle nach Neuilly; es war neun Uhr Abends; er findet Mutter und Tochter im beklagenswerthesten Zustand; Sirey hatte gut zugeschlagen; die beiden Frauen waren voll von Spuren einer abscheulichen Mißhandlung; die Noissy war so zugerichtet, daß sie vierzehn Tage nicht auftreten konnte. Pillet rieth ihr, sich eine sicherere Zufluchtsstätte zu suchen, als ein abgelegenes Landhaus, wohin ihr Sirey leicht folgen könne; er rieth ihr ferner, sich einen Anwalt zu nehmen, und diesem aufzugeben ihre Geldangelegenheiten gegen Sirey auszufechten. Und so geschah es. Pillet hat später nur noch gehört, die Mutter Noissy habe eine Summe von 16,000 Fr. gegen Sirey eingeklagt, die sie vorgibt, ihm geliehen zu haben. Soweit der von dem Operdirektor Leon Pillet gelieferte Beitrag zu den Antecedentien des Herrn Sirey. —y.

*** (Breslau, 19. April.) Die oft vorkommende Unvorsichtigkeit, Spiritus unmittelbar aus der Flasche in eine brennende Lampe zu gießen, hat der Frau eines hiesigen Bürgers einen schaudervollen Tod zugezogen. In dem Garten ihres Hauses sitzend, wollte sie gestern Nachmittag sich und ihren drei kleinen Töchtern den Kaffee bereiten, und beging dabei oben erwähnte Unvorsichtigkeit. Die Flamme ergriff sogleich den noch in der Flasche befindlichen, fast ein halbes Quart betragenden Spiritus, sprengte letztere, und die Kleider der unglücklichen Frau wurden über und über mit Flamme begossen. Das älteste der Kinder versuchte sie der

Modisten. „Küß mich schnell", charmante Brauthäubchen in amerikanischem Geschmack; „Hasche mich", sichtbare Komethäubchen in ungewöhnlicher Façon, empfiehlt nebst einem reichhaltigen Sortiment von Hüten und Hauben nach französischen und englischen Modells. Gismunde Rosenlaub, Modistin in Leipzig.

„ (Chinesisches Portfolio.) Bericht Sr. Excellenz, des Cultusministers Fi-Fo-Fu, an Se. Himmlische Majestät über Dr. David Strauß in Europa: „Ich flehe um einen kleinen Blick Deines erhabenen Auges für die Schriftzüge eines ehrfürchtigen Pinsels. Folgendes habe ich, auf Deinen Befehl, durch Schlauheit von den blondhaarigen Fremdlingen erforscht. Es lebt unter ihnen, weit hinter der Sonne, ein großer Zauberer Strauß; nachdem er das vierzigste Jahr erreicht, kam er zur Einsicht und hat den Gott der Barbaren mit einem dicken Buch halb todt geschlagen. Die Söhne des Gebirges aber, welche ihr elendes Daseyn mit Käse fristen, kamen ihrem Gott mit großen Gabeln und Messern zu Hilfe, daß er nicht ganz vernichtet wurde. Der Zauberer nun *) hat einen anderen Gott eingesetzt, welchen sie Waltz nennen und mit wohltönenden Friedenstrompeten ehren, wobei sie, Männer, Weiber und Kinder, sich im Schweiße ihres Angesichts beständig herumdrehen. Der Gott Waltz hat sich bis jetzt nicht so sträflich benommen, wie der andere, dessen Knechte uns Räucherwerk und Opiumgift bringen, unter dem Vorwande der Liebe, da sie doch Syceesilber dafür nehmen; daher ist meine, vielleicht aberwitzige Meinung, ihn zuzulassen und den Barbaren in Canton zu gestatten, daß sie sich herumdrehen, wofern es unter Aufsicht von Mandarinen mit Bambusstöcken und Peitschen geschieht. Noch erfreche ich mich, eine demüthige Meinung auszuspre-

gleichwohl aber mußte zu einem Uebergange Rath werden. Da kam ein Bauer des Weges, der Kaiser beklagte das Fehlen der Brücke, der Bauer auch. „Ob man denn gar nicht hinüber kommen könne?" — Ne. — „Ob er nicht zuweilen hinüber käme?" — O ja. Er ginge durchs Wasser. — Auch wohl beladen? — Wie's käme. — „Zehn Rubel denn, wenn er ihn hinübertragen wolle." — Der Bauer schlug ein; man arrangirte die Parthie Huckepack, und der Kaiser befand sich bald am andern Ufer. „Nun holst Du auch meinen Kameraden, ebenfalls für zehn Rubel." — Der Bauer war folgsam. Er belud sich auch mit dem General, hatte jedoch das Wasser nicht bis zur Hälfte durchschritten, als der Kaiser „50 Rubel, und Du läßt ihn fallen!" ihm zurief. Der Bauer stand, lüftete den Arm — „„100 Rubel, und Du trägst mich weiter!"" einige Schritt und von jenseits die Stimme: „200 Rubel und Du wirfst ihn ab!" — Neue Bedenklichkeiten des Bauern — „„500 Rubel, und Du bringst mich hinüber!"" — „800 Rubel!" erscholl es von drüben, „und Du trägst ihn nicht weiter!" — Der Bauer ließ beide Arme fallen, — der General umklammerte ihm Hals und Hüften — „„1000 Rubel, und weiter keine Umstände. Fort an's Ufer!"" Der General war denn nun auch hinüber; der Bauer begleitete die Herrschaften bis zur Station und empfing seine Bezahlung. Als man den Kaffee genommen hatte, notirte der General ins kaiserliche Ausgabebuch, wie folgt: Für zwei Portionen Kaffee 10 Rubel; für Se. Majestät Ueberschaffung über ein Waldgewässer 10 Rubel; eine ditto des General X., unter allerhöchst scherzhaft vertheuerten Umständen — 1000 Rubel. (Freischütz.)

de fehlte. Das Wasser schien sanft, ...
...wohl aber wußte zu einem Uebergange Rath weder
...sam ein Bauer des Weges, der Kaiser beklagte das Feh-
der Brücke, der Bauer auch. „Ob man denn gar nicht
der kommen könne?“ — Nein. — „Ob er nicht jemanden
der kenne?“ — O ja. Er ginge durchs Wasser —
der käme!“ — ... — Wie's käme. — „Ihn Ka-
... wohl beladen? — ...
denn, wenn er ihn hinübertragen wolle.“ — Der
...er schlug ein; man arrangirte die Familie ...
und der Kaiser befand sich bald am andern Ufer. „Nun
... Du auch meinen Kameraden, ebenfalls für zehn Ru-
... — Der Bauer war folgsam. Er lud sich auch ...
General, hatte jedoch das Wasser nicht bis zur Hälfte
...schritten, als der Kaiser „50 Rubel, und Du läßt ihn
...“ ihm zurief. Der Bauer stand, lächelte ... —
...100 Rubel, und Du trägst mich weiter.“ ... einige Schritte
...Rubel und Du wirfst
... von jenseits die Stimme: „300 Rubel und Du wirfst
...ab!“ — Neue Bedenklichkeiten des Bauern — „„500
... — „500 Rubel ... und Du trägst mich hinüber!““ —
...bel, und Du trägst ihn nicht weiter!“ —
...soll es von drüben, „und Du trägst ihn nicht weiter“ — der General ...
...r Bauer ließ beide Arme fallen, — ...
...ete ihm Hals und Hüften — „„1000 Rubel, und rei...
...an's Ufer!““ Der General war dem
...Umkehr. Fort an's Ufer!“ Der Bauer begleitete die Herrschaften ...
...nach drüben; der Bauer ... seine Bezahlung. Als man ...
...Stunden und empfing seine Bezahlung. Als man ...
...genommen hatte, notirte der General ins ...
...rechnung wie folgt: Für zwei Personen kostete 19 Ru-
...Se. Majestät Ueberschaffung über ein ...
...Rubel; eine ditto des General X., unter ähnlich
...veränderten Umständen — 1000 Rubel (Fortsetzung)

I.

Ich war vor einigen zwanzig Jahren Director eines der schönsten Theater, welche je existirten, und doch denkt auf dieser Welt, wo Alles sich so schnell vergißt, vielleicht Niemand mehr daran, als ich und einige wenige Betheiligte, die diesen großen dramatischen Schiffbruch überleben konnten.

Dennoch war es prachtvoll, mein Theater; nach der Reihe das Vaudeville, das Ballet, die Pantomime, das Drama und das Melodrama, zwei damals sehr verschiedene Gattungen, die indeß der Fortschritt unserer Zeit zu einer einzigen verschmilzt, ausbeutend, abwechselnd fröhlich, traurig, lachend, weinend, heiter, düster, kokett und furchtbar; singend, tanzend, deklamirend, je nach seiner Laune, und bald das tollste Gelächter, bald die Schauer des Entsetzens mit seinen Couplets und seinen donnernden Phrasen hervorrufend; ein Theater, welches seine Habitué's, seine Klientel, sein Publikum, sein besonderes Publikum hatte, das es, selten genug, immer zufrieden stellte, denn es that jedem Geschmack Genüge, und das es nie langweilte, denn es setzte ihm nur Gerichte vor, welche sein Appetit verlangte, „Gerichte, je nach Gelegenheit oder Bedürfniß, leicht oder stark gewürzt; kurz ein Theater, einzig in seiner Art wie man es vorher noch nicht gesehen und wie man es für's Erste nicht wieder sehen wird, und dabei ohne alle Ansprüche. Sein Name — ich könnte ihn Euch wohl nennen, aber wozu würde das nützen?“

Man hat über das Theater viel geredet und viel geschrieben; Leute, die sich wohl unterrichtet nannten, haben Gemälde davon entworfen, die abwechselnd mit den düstersten oder lachendsten Farben überladen sind; nach einigen dieser phantastereichen Schriftsteller ist es ein Ort der Unsittlichkeit und

---

es ist weder schmeichelhaft, noch poetisch, aber was so...
machen? es ist wahr.

Wenn man von Theaterdingen im Allgemeinen wenig ...
so sind die Irrthümer und Uebertreibungen hinsichtlich ...
Directors wahrhaft ungeheuer. Er ist ein König, sagt ...
ein Kaiser, ein Autocrat! Ein armer König, ein bedau...
werther Kaiser, ein eigenthümlicher Autocrat, auf mein ...
Wie glücklich ist er, sagt man weiter; er spricht, man ...
auf ihn wie auf ein Orakel; er befiehlt, Alles geh...
Schriftsteller, Schauspieler, Alles schmeichelt ihm, streu...
Weihrauch; er hat seinen Hof, er thront! Und dan...
Schauspielerinnen, die Göttinnen dieses strahlenden Eden...
jüngsten, die schönsten, die grausamsten Schauspieler...
machen ihrem Director, ihrem Herrn und Meister den ...
sie streiten sich um das Schnupftuch, welches Seine ...
in einer Stunde des Müßiggehens fallen zu lassen ge...
wird! O über die Tage, die sich nur nach Freuden zählen! ...
die bezaubernde Existenz! Ihm werden alle Genüss...
Eigenliebe, der Herrschaft, des Stolzes, des Herzens, ...
seligkeiten ohne Zahl und Grenzen! Und wenn einer ...
Auserwählten, wie man sie nennt, auf der Straße sich b...
läßt, so fehlt es nicht an Leuten, die mit großen Augen ...
offenem Munde stillstehen, um zum großen Erstaunen ...
Nachbaren in den Ausruf auszubrechen: Ha! Sehet ...
ihn, dort unten? Das ist so einer, der Schauspieldi...
so und so .... Ich kenne ihn. Der glückliche Sterb...
Er unterhält sich köstlich, der da!

Lächerliches Geschwätz, eben so viele Lügen als W...
Aber verlangt einmal von einer dummen Eitelkeit, von ...
einfältigen Neide, daß sie nicht übertreiben sollen. Ebe...
sie davon abließen, würden sich diese unerbittlichen Lobr...

von der allgemeinen Skizze zum Portrait. (Forts. folgt.)

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein Kaufmann Acot in der Straße Saint-André-des-Arts hatte einen gewissen Fournier zum Mittagbrode eingeladen, der Kommis bei dem Tuchhändler Quatremere gewesen war. An demselben Tage erschien Quatremere vor dem Revolutions-Tribunal, weil er angeklagt war, mangelhafte Lieferungen an die Truppen der Republik gemacht zu haben. Er berief sich in seiner Vertheidigung auf das Zeugniß seines Kommis, in dessen Wohnung auf der Stelle ein Huissier geschickt wurde. Der Huissier findet ihn bei Acot und fordert ihn auf, sich sogleich mit ihm zum Tribunal zu verfügen, weil er in dem Prozesse des Bürgers Quatremere als Zeuge vernommen werden solle. Kaum ist Fournier angekommen, als er über die Lieferungen seines früheren Prinzipals befragt wird. Er bestätigt, daß sie immer von guter Qualität gewesen seyen und den eingeschickten Mustern entsprochen hätten.

„Wir wissen genug," ruft der Präsident Dumas, ihn unterbrechend; „wir sehen nichts, als einen neuen Beleg für das Sprüchwort: Wie der Herr, so der Diener. Geh', setze dich neben deinen Mitschuldigen." Fournier sucht sich zu vertheidigen. „Schweig! du hast nicht das Wort," unterbricht ihn wieder der Präsident; „es bleibt erwiesen, du gehörst zu jener Verschwörung gegen die Freiheit, deren Glieder sich das Wort gegeben haben, die Soldaten des Vaterlands durch

von Saint-Denis lieferte eine Ausbeute, mit der achtzehn Wagen bepackt werden konnten. Die Personen, welche beauftragt waren, diese Schätze dem Konvente zu übergeben, sprachen unter Anderem Folgendes: „O ihr heiligen und gebenedeiten Männer, Frauen und Jungfrauen, die ihr lange genug die Werkzeuge des Fanatismus waret, werdet endlich Patrioten; erhebt euch in Masse und eilt dem Vaterlande zu Hülfe, geht in die Münze und verhelft uns in diesem Leben zu dem Glücke, das ihr uns für das künftige versprecht!" — Selbst der Reliquienkasten der heiligen Genovefa mußte, trotz der ungeheuren Popularität dieser gebenedeiten Jungfrau, in die Münze wandern, wo man ihn öffnete. Wir citiren folgende Stelle aus dem Protokoll, das bei dieser Gelegenheit aufgenommen wurde:

„Wir fanden in diesem Kasten einen anderen, von der Form eines Sarges mit weißem Hammelfell bekleidet und in seiner ganzen Länge mit eisernen Reifen beschlagen. Er war zwei Fuß neun Zoll lang und fünfzehn Fuß hoch und ruhte auf Baumwolle, in welcher ein rothseidener Beutel lag. Auf der einen Seite hatte er einen Doppeladler, auf der anderen zwei Adler, die durch zwei in Gold gestickte Lilien getrennt waren. In dem Beutel fand sich ein Stück Seidenflor, in dem eine Art Erde eingewickelt war .... In dem Sarge lagen zwei gelbe Lederriemen und zwei Päckchen in weißer Leinwand, von denen eines, das mit Gummi bestrichen war, die Gebeine eines Leichnams und einen Kopf enthielt, der mehrere mit Spezereien gefüllte Fächer hatte; die Backenknochen aber fanden wir nicht. Auf einem Pergamentstreifen waren die Worte: „Hic jacet humanum corpus sanctae Genovefae" zu lesen."

Endlich, nachdem diese wüthenden Narren beschlossen hat-

[illegible] zugeben konnte.

[illegible] alten Abteien theilten das Schicksal der Kirchen; [illegible] Saint-Denis lieferte eine [illegible], aus der [illegible] bepackt werden konnten. Die Priester, welche beauf[tragt] waren, diese Schätze dem Konvent zu übergeben, [illegible] unter Anderem Folgendes: „O ihr heiligen und [illegible] Männer, Frauen und Jungfrauen, die ihr lange genug Werkzeuge des Fanatismus waret, werdet endlich [illegible] erhebt euch in Masse und eilt dem Vaterlande zu Hülfe, [illegible] in die Münze und verhelft uns in diesem Leben zu dem [illegible], das ihr uns für das künftige versprecht!“ — Selbst [illegible], das ihr uns für das künftige versprecht [illegible] der heiligen Genovefa nicht, trotz der [illegible] Popularität dieser gebenedeiten Jungfrau, in die [illegible] wandern, wo man ihn öffnete. Wir entnehmen folgende [illegible] aus dem Protokoll, das bei dieser Gelegenheit aufge[nommen] wurde:

„[illegible] fanden in diesem Kasten einen anderen, der [illegible] mit weißem [illegible] bekleidet und in [illegible] einem Sarge mit eisernen Reifen beschlagen. Er war [illegible] Länge mit eisernen Reifen [illegible] Fuß breit und [illegible] Zoll lang und fünfzehn Zoll [illegible] Beutel lag. Auf [illegible], in welcher ein [illegible] Beutel lag. Auf [illegible] Seite hatte er einen Doppeladler, auf der andern [illegible] in Gold gestickte Lilien [illegible], die durch zwei in Gold gestickte [illegible] ein Stück Seidenzeug, [illegible]. In dem Beutel fand sich ein Stück Seidenzeug [illegible]. In dem Sarge [illegible] eingewickelt war .... In dem [illegible] Art Erde eingewickelt und zwei Päckchen in [illegible] gelbe Lederriemen und zwei Päckchen [illegible], von denen eines, das mit Gummi [illegible] eines Leichnams und einen Kopf enthielt, [illegible] und Spezereien gefüllte Päcker hatte; [illegible] aber fanden wir nicht. Auf einem [illegible] Worte: „Hic jacet humanum corpus sanctae Ge[novefae]

Feierlichkeit nicht so ruhig ab, besonders seit die weisen Gesetzgeber es für passend gehalten hatten, der Göttin der Vernunft noch eine der Freiheit beizugeben, die von einer Putzmacherin, Namens Justine Chonchon, dargestellt wurde und die Anmaßung hatte, der Maillard in keinem Punkte den Vorrang zu lassen. Mehr als einmal wäre es zwischen den beiden Göttinnen Angesichts der Hauptstadt zu Prügeleien gekommen, hätte nicht der Hohepriester Herbert, oder Pere-Duchesne, wie er genannt wurde, sein Ansehen benutzt und, den Frieden und das Vergnügen predigend, den beiden Unsterblichen befohlen, sich zu umarmen. Musik und Tanz folgten dieser Versöhnungsscene.

Dieses Unwesen dauerte bereits einige Zeit fort, als Robespierre einer erdichteten Verschwörung bedurfte, um sich mehrerer Leute zu entledigen, die seinen Plänen im Wege standen, und laut erklärte, daß alle jene vorgeblichen Anhänger der Vernunft verkappte Verschwörer wären, die an dem Umsturz der Republik arbeiteten und auf die Trümmer derselben Anarchie und Atheismus pflanzen wollten. Sogleich wurde der größte Theil der Angeklagten verhaftet und zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befanden sich Herbert, Anacharsis Cloots und Gobel, der Bischof von Paris. Der Letztere hatte das Schauspiel der verruchtesten und ekelhaftesten Apostasie gegeben. Man sah ihn in einem Alter von siebzig Jahren mit einem großen Theil seines Klerus vor den Schranken des Konvents erscheinen und feierlich erklären, daß er sechzig Jahre seines Lebens ein Heuchler gewesen, daß die Religion, zu der er sich seit seiner Kindheit bekannt habe, auf Lüge und Irrthum gebaut sey. Um diesen Akt des Wahnsinns und der Feigheit noch glänzender zu machen, ließ er sich von einer Menge Sansculotten begleiten, die Esel und Maulthiere, mit Kirchenschmuck und heiligen Geräthen bela[den]

Revolutionsarmee war organisirt worden, die aus Allem[,] [was] Frankreich nur an verworfenen Subjekten aufbringen [konnte,] zusammengesetzt war. Diese Armee durchzog die De[parte]ments mit einer Guillotine und schlug an jedem [illegible] eine Anzahl Köpfe ab.

T a b l e t t e n.

.*. (Eine Erinnerung aus dem Kaiserre[ich].) Vor Kurzem wurde ein sechszigjähriger Greis, der n[ur mit] Mühe gehen konnte, ganz in Lumpen eingehüllt und de[s Bet]telns beschuldigt, vor ein Pariser Zuchtpolizeigericht ge[bracht.] Auf die Fragen des Präsidenten gab er zur Antwort: [„Ich] heiße Jérôme Bontour, bin ein alter Soldat und ar[beitete] früher an dem Festungsbau. Jetzt aber kann ich nicht [mehr] arbeiten, die Strapatzen, die ich von Jugend auf du[rchge]macht und die erhaltenen Wunden, haben meine Kräf[te er]schöpft, ich bin ohne Mittel, ohne Unterstützung — mei[n ein]ziger Wunsch ist, bald zu sterben.“ Kaum hatte der Be[klagte] geendet, so erhob sich ein mit dem Orden der Ehrenl[egion] Decorirter aus der Mitte des Auditoriums und näher[te sich] mit lebhaften Schritten den Schranken des Tribunals, [den] Präsidenten um die Erlaubniß bittend, ob er dem Angekl[agten] einige Fragen vorlegen dürfe, da er ihn zu kennen gl[aube.] „Euer Name überrascht mich,“ sagte er; „Ihr heißt [Bon]tour?“ — „Ja wohl, mein Herr.“ — „Ihr wart Husa[r un]ter dem Regiment Obrist Christophe?“ — „Ganz rech[t. —] Sie kennen mich?“ — „Erinnert Ihr Euch noch a[n die] Schlacht bei Wagram, in dem Augenblick, als das Reg[iment] in das Carré der Hanoveraner einbrach?“ Dem alten [illegible]

rung von fünf Dörfern war anwesend. Acht bis zehntausende Menschen, jeden Alters und beiderlei Geschlechtes schaarten sich um den Kampfplatz; auch an Lazarethwagen für die Verwundeten, und Feldschenken für Ermüdete und Durstige, fehlte es nicht. Die Kämpfenden tragen keine Waffen, diese sind ihre bloßen Arme; ihre Kleidung besteht in langen Hosen und in einem Hemde. Als Zeichen zum Beginn des Gefechtes, werfen die von Pleumeur zuerst eine mit Fett bestrichene und mit Asche gefüllte Kalbshaut von einem Baume oder einer Anhöhe herab, und wie Wüthende fallen nun die von Trézardec über die Pleumeurser her. Einen Augenblick später sieht man nichts mehr, als einen verworrenen Menschenknäul, aus dem hin und wieder Arme, Schultern und Köpfe hervorragen; wie die Tieger, so reizt das rinnende Blut die Mordlust und Grausamkeit der Kämpfenden. Sie zerfleischen einander mit den Zähnen und zerstampfen die Niedergefallenen mit den Füßen. Zwei namentlich wurden bald entseelt, auf kräftig hochgeschwungenen Armen, aus dem Kampfe getragen und der Sorgfalt einiger Leute übergeben, die das Geschäft der Feldchirurgen versahen; sie stellten Wiederbelebungsversuche an, aber umsonst. Auch die Weiber nahmen Theil an der Schlacht, und ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, den Männern die Hosenträger abzureißen. Ihre Wuth steigert sich auf eine unglaubliche, unmenschliche Höhe und die Kleider fliegen ihnen um den Leib, wie zerfetzte Kriegsfahnen, die zwanzig Schlachten mitgemacht haben. Die Haare, triefend von Schweiß und Schmutz und zur Hälfte ausgerissen, fliegen wild um die mit Blut bespritzte Brust. Die Kleider der Männer sind zwar weniger zerrissen, desto mehr aber sind es ihre Hände, Gesichter und Arme, und der mit Blut übergossene Kampfplatz [illegible] von dem wüthenden Gemetzel. Vier

„ (Berlin, 24. [illegible]) Die [illegible] im hiesigen Jäger'schen Saale stattgefundene Akademie, in welcher von einer hier anwesenden kleinen Gesellschaft, aus vier Mitgliedern bestehend, ein Herr und drei Frauenzimmer, Gruppen aus dem Alterthum mit fast ganz entblößtem Körper dargestellt wurden, hat hier in der nicht künstlerischen Welt vielen Anstoß gefunden, weshalb der Gesellschaft von der Regierung auch untersagt worden ist, weitere Darstellungen der Art zu geben, es sey denn vor einem ganz engen und geschlossenen Kreise von Künstlern gesetzten Alters, bei denen man voraussetzen könne, daß solche Darstellungen nur von der rein künstlerischen Seite aufgefaßt würden. Auch hiesige bedeutende Künstler haben sich entschieden gegen solche Darstellungen erklärt. Zwei hiesige weibliche Modelle waren von der Gesellschaft zur Mitwirkung bei den Darstellungen herangezogen worden. (Magdeb. Ztg.)

„ Unlängst trafen zwei Einwohner aus Crottendorf bei Annaberg auf dem Wege von Scheibenberg nach ihrer Heimath zusammen; da der eine ein Paar schwere Päckchen zu tragen hatte, erbot sich der andere, eins desselben zu tragen. Dieser gab ihm auch eins, aber ohne zu sagen, was darin sey. Im Dorfe angekommen, gingen sie zuerst zum Hufschmied; dieser zog, als sie noch unter der Thür traten, ein starkes Stück glühendes Eisen aus dem Feuer, welches er bearbeiten wollte. Mit dem ersten Schlage aber fuhr von dem Schlage ein Funken auf das Päckchen, das jener unterm Arm hatte, und — acht Pfund Sprengpulver entzündeten sich. Fenster und Thüren wurden über funfzig Schritte fortgeschleudert, die Decke der Schmiede gehoben und die in der Schmiede befindlichen sieben Menschen sehr schwer verwundet. Der das Päckchen unterm Arm gehabt und sein Kamerad werden wohl bald ausgelitten haben. (Dorfzeitung.)

[illegible] (Magdeb. Zeitung.)

[illegible] (Berlin, [illegible] April.) Die vor einigen Tagen in [illegible] Saale [illegible], in welcher [illegible] Gesellschaft [illegible] [illegible] Darstellung [illegible] worden ist, [illegible] Künstlern [illegible] Darstellungen [illegible] [illegible] (Magdeb. Ztg.)

[illegible] Grottendorf [illegible] auf dem Wege von Schneeberg nach ihrem [illegible] ein Paar schöne Päckchen [illegible]; da der eine ein Paar [illegible], eins derselben zu [illegible] hatte, [illegible] sich der andere, eins desselben zu [illegible], ohne zu sagen, [illegible] gab ihm auch eins, aber ohne zu sagen, [illegible] Im Dorfe angekommen, gingen sie zuerst [illegible]. [illegible] als sie noch unter der Thür [illegible] ein Stück glühendes Eisen aus dem Feuer, welches [illegible]. Mit dem ersten Schlage aber [illegible] das Päckchen, das jener [illegible] ein Funken auf das Päckchen [illegible] — acht Pfund Sprengpulver [illegible] hatte, und — [illegible] Fenster und Thüren wurden aber [illegible] Schmiede [illegible] die Decke der Schmiede [illegible] sieben Menschen sehr schwer verwundet. [illegible] (Dresd. [illegible])

(Ein Bild aus der Vorzeit.)

Von

Frank von Steinach.

In die Messe! — Welch ein Drängen
Durch die Gassen nach den Ständen!
Wie das lockt mit lust'gen Klängen!
Wie das mißt mit regen Händen!

Hier für junge Mode-Laffen
Keckbefederte Barette!
Schnabelschuhe, Gold-Agraffen!
Bandelier und Rathsherrnkette!

Pfundspor'n da für Reitersknechte!
Pickelhauben, eisenschwere!
Blanke Harnisch', — zum Gefechte
Stahlhellfunkelnde Gewehre!

Taffent-Röcke, weit gebauschet!
Hier ein Wams, drin roth von Sammet,
Für die Jüdin schon getauschet,
Gelbgeschlitzt der Aermel flammet!

Um Brokatstoff, reichster Seide,
Mit gar seltner Thierart drinnen, —
Krausen, Blonden, hell Geschmeide, —
Feilschen freie Bürgerinnen.

Dort mit feuergelbem Tuche
Laden vom Quartier der Juden
Landsknecht-Trommler zum Besuche

Waffen jetzt die Fechter schwingen.
Welch ein Wettkampf der Rappiere!
Welchem wird der Sieg gelingen?

Horch, Trompetenstoß! Ein hohes
Schaugerüst umgafft die Menge.
Ringsum schallt Gelächter, frohes,
Aus dem wogenden Gedränge.

Laut anpreisend, im hochrothen
Mantel, mit Hanswurst und Affen,
Hat der Charlatan entboten
Mittel, welche Wunder schaffen!

Heisa, Harfenspiel und Zither!
Taschenspieler, Possenreißer!
König Löwe dort im Gitter!
Hier studirte Wallenbeißer! —

Fröhlich aus des Hauses Klemme
Wohlbehäb'ge Bürger schreiten
Hin zum Weinschank, daß zur Schwemme
Zeitlich sie die Zähne reiten.

Alle Zapfen müssen springen!
Sprudeln muß der Wein aus Humpen!
„Meß' in Frankfurt!" muß es klingen!
Zeit noch bleibt zum Wasserpumpen!

F r e i h e i t.

.... Es war an einem schönen Sommernachmittag,

„Frankreich."

„Wie — Ihr seyd Franzosen?" schrie sie aufspringend.

„Ja — warum befremdet Euch das?"

„Weil es Franzosen waren, die mich elend gemacht, die mich in die traurige Lage gebracht haben, in welcher ich mich gegenwärtig befinde. Ohne sie schlief ich jetzt noch im Schatten seidener golddurchstickten Zelten und Sclaven stünden um mich her, mir die Fliegen wegzuscheuchen von meinen grauen Haaren! Ohne sie wäre ich jetzt noch glücklich, sorgenfrei und vergnügt."

„Was aber konnte Franzosen bewegen, so grausam mit Euch zu verfahren?

„Oh — das ist eine Geschichte, so lang als mein Leben. Meiner Kindheit erinnere ich mich kaum, ich verbrachte sie unter glücklicher Zone; wohl aber bin ich meines Vaters eingedenk, der ein Tigerfell über seinen Schultern trug und meiner Mutter, die mir von Olivenzweigen duftende Kronen um die Schläfe wand. Als ich dreizehn Jahre zählte, wurde ich geraubt und als Sclavin verkauft. Ich war damals schön, trotz einem weißen Mädchen; meine Augen brannten wie die Morgensterne, meine langen Haare waren feiner als die Caschemir-Wolle und der gelbe Teint meiner Haut glänzte im Sonnenstrahl wie das Gold der Orange von Adoua. Ich war jung, wohlgewachsen und klug, man gab zwanzig Thalera für mich! Mein neuer Herr zog mir seine Hosen an, weiß wie das Gefieder des Schwans, meine Füße trugen golddurchwirkte Pantoffel und von den Schultern fiel in reichen Falten ein azurblauer Sammtmantel. So wurde ich einem vornehmen Herrn vorgestellt, der einen langen Bart und an seiner Seite einen großen Säbel, mit Goldgriff und edlem Gesteine besetzt, trug. „Dieses Mädchen gefällt mir," sagte der Mann; „führt sie in die Gärten des Serails."

Dieser Mann war Murad-Bey, derselbe, welcher da-

viel geweint, daß die Thränen Furchen in meine Wangen gegraben haben, daß ich vor der Zeit alt geworden bin. Lange Zeit trug ich den glühenden Haß gegen jenen Franzosen in tiefster Brust, der uns aus dem herrlichen Paradiese gejagt hatte — jetzt haß' ich ihn nicht mehr."

„Jetzt nicht mehr?" fragte ich erstaunt; „aus welchem Grunde habt Ihr ihm verziehen?"

„Weil er leiden mußte, wie ich gelitten habe;" antwortete die Alte mit funkelnden Augen. Er starb allein .... in einer Wüste .... am Ende der Welt .... traurig, arm — verlassen wie ich."

„Habt Ihr niemals seinen Namen gehört?"

„Wohl," erwiederte die Afrikanerin mit glühendem Blick; „er hieß Napoleon Buonaparte." H—g.

Tabletten.

*** (Frankfurt.) In dem Concerte der Herren Parish-Alvars und Gebrüder Lewy, welches nächsten Mittwoch im Schauspielhause stattfinden wird, kommen folgende Musikstücke zur Aufführung: 1. Episode de Childe Harold, Ouverture für großes Orchester, componirt von Parish-Alvars. 2. Fantasie über Motive der Oper Moses von Rossini, für die Harfe componirt und vorgetragen von Parish-Alvars. 3. Lied, gesungen von Fräulein Zerr. 4. Reminiscenses de Lucie de Lammermoor, auf dem chromatischen Waldhorn vorgetragen von Richard Lewy. 5. Lieder, gesungen von Herrn Pischek. 6. Scènes italiennes: La Tarentelle — La serénade — Le rendez-vous, — für das Pianoforte componirt und vorgetragen von Carl Lewy.

[illegible] El-Arich, von El-Arich endlich [illegible]. Ich [illegible] die Thränen [illegible] ... [illegible] haben, daß ich [illegible] Zeit trug ich den glühenden Haß gegen [illegible] in meiner Brust, der uns aus dem [illegible] Paradise [illegible] hatte — jetzt daß ich ihn nicht mehr."

[illegible] nicht mehr?" fragte ich erstaunt; „[illegible] habt Ihr ihm vergeben?"

[illegible] er leiden mußte, wie ich gelitten habe," [illegible] Er starb [illegible] ... [illegible] am Ende der Welt .... [illegible] wie ich."

„[illegible] Ihr niemals seinen Namen gehört?"

„[illegible]," erwiderte die [illegible] mit glühendem Blick; [illegible] Napoleon Buonaparte."

H—h.

Tabletten.

[illegible]

den Talente. Strauß machte sich in dem letztgenannten Jahre selbstständig. Von beiden Meistern ging eine vollständige Reform in den Tonweisen des Walzers aus. Die Zahl der von Lanner veröffentlichten Werke steigt auf mehr, als Zweihundert. Er ward Kapellmeister des zweiten Bürger-Regiments, Musikdirektor der k. k. Redoutensäle, Ehrenbürger von Wien und Mitglied des Musikvereins in Innsbruck. So hatte sich der wackere Meister eine ehrenvolle und sorgenfreie Stellung im Leben erworben; noch am 22. März spielte er öffentlich, fühlte sich aber bereits unwohl, und sank, vom Typhus ergriffen, auf das Krankenlager, welches er nicht mehr verlassen sollte; er starb am 14. April an einer Lungenlähmung.

⁂ (**Der ungeschickte Friseur.**) Ein Stutzer, der von einer Reise zurückkehrte, fand eine Einladung zu einem Diner noch für denselben Tag. Hin mußte er, denn er war gewiß, die Angebetete seines Herzens dort zu finden; aber wie hätte er sich mit seinem verwilderten Haar zeigen können, das während der Reise eine ganz unanständige Länge von wenigstens einem Viertelzoll über das Normalmaß erreicht hatte? Deshalb sendete er seinen dienstbaren Geist eiligst nach einem Friseur aus, und begann, den Haarkräusler erwartend, seine übrige Toilette, denn er hatte keine Minute zu verlieren, wollte er zu der bestimmten Zeit erscheinen. Doch er hatte seine Schönheit bereits längst in das gehörige, vortheilhafte Licht gesetzt, und Meister Puderquast kam noch immer nicht. Voll Ungeduld schaute er im Fenster nach ihm aus; aber die Straße auf, die Straße ab erblickte er ihn nicht. Da kam zu seiner Freude ein kleines Männchen daher, das sich durch den hellgrauen Rock, dem eilfertigen und dennoch trippelnden Gang, vollends aber durch das zierlich gelockte Haar ganz unverkennbar als einen Haarkräusler verkündete. „Pst! Pst!" rief er dem willkommenen Helfer in der Noth zu, als derselbe unmittelbar unter seinem Fenster war. Je-

[illegible]

Friseur, sondern der Professor W." stammelte er dann [illegible] eine Thräne glänzte in seinem Auge, indem er den bis[illegible] sorgsam gepflegten Haarschmuck betrachtete, wie er jetz[illegible] verstreut am Boden umherlag. Plötzlich aber schien er [illegible] männlichen Entschluß zu fassen, und lächelnd sagte er: [illegible] bitte tausend Mal um Entschuldigung, Herr Professor [illegible] so verkannt zu haben. — Die Sache ist allerdings [illegible] aber ich hoffe, sie dadurch auszugleichen, daß ich diese [illegible] Anekdote zu allererst selbst in Umlauf bringe." „Nu[illegible] freut mich, daß Sie sich zu trösten wissen," sagte der Pro[illegible] der in der ganzen Stadt als ein Sonderling bekann[illegible] und den man daher den Streich gar nicht einmal übe[illegible]men durfte, der bei einem Andern leicht als absichtliche [illegible]heit hätte ausgelegt werden können. In größter Ei[illegible] gingen der Scheerer und der Geschorne mit einander [illegible] der Eine auf die Bibliothek, der Andere zu dem Dine[illegible] man über seinen Unfall herzlich lachte. (Humorist)

⁂ (**Petersburg**, 20. April.) Dem Lieutenant [illegible]stett verdanken wir eine wichtige, die Aufmerksamkeit [illegible] gebildeten Publikums auf sich ziehende Erfindung. [illegible]telst eines electro-galvanischen Apparats, von dem an[illegible] von Drath gefertigte Leiter bis auf den Grund hinun[illegible]hen, zieht Hr. Ramstett die schwersten metallenen Körpe[illegible] dem tiefsten Meeresgrunde empor. Vermittelst der geb[illegible] beiden Leiter bestimmt er schon im Voraus den Ort im [illegible] wo sie verborgen liegen. In der vergangenen Woche [illegible] er hier auf der Newa mit dem Apparat einen öffen[illegible] Versuch, der den besten Erfolg hatte. Von einem Boo[illegible] zog er in 20 Minuten aus dem Strom einen Anker [illegible] Pud Gewicht (über 1200 Pfund) empor, an dem noc[illegible] eiserne Kette, 15 Pud schwer, hing. Beide Körper la[illegible] einer Tiefe von 6 Faden (ein russischer Faden hält [illegible]lische Fuß.) Ein zahlreiches Publicum, worunter viele [illegible] der geschicktesten Seemänner, wohnten diesem merkwü[illegible]

Literarisches.

Das klassische Alterthum für Deutschland's Jugend von Dr. Heinrich Weil.

Mit freudiger Theilnahme begrüßen wir das verdienstliche Werk eines Mitbürgers. Wo sich edles Streben frohem Gelingen gattet, da soll der anerkennende, aufmunternde Beifall nicht mangeln. Der Verfasser der Schrift die wir unsern Lesern empfehlen möchten, ist in frischer Lebenskraft für eine gute Sache in die Arena getreten und führt sie mit starkem Arm. Sollte man es für möglich halten, daß es noch immer, selbst unter Verständigen und Wohlmeinenden, eine Partei gibt, die unserer Jugend die herrlichen Früchte der antiken Bildung, die reichen Schätze des griechischen und römischen Schriftenthums, vorenthalten will? daß der Nutzen klassischer Studien und der Genuß, den sie dem Empfänglichen, der Sinn und Geist dazu mitbringt, für das ganze Leben bereiten und sichern, heute noch in manchen Kreisen bezweifelt, in andern ganz in Abrede gestellt werden? Freilich leben wir nicht mehr in den Zeiten großer Anforderungen. Wer sonst nicht gerüstet war mit den Waffen des Alterthums, gestählt und geschärft an Kultur und Wissen der modernen Welt, wer nicht Umgang gepflegt mit den Genien der Vergangenheit und in sich gesammelt die Ernten der Jahrhunderte, mochte kaum wagen, in öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, oder wohl gar an ihrer Leitung Theil zu nehmen. Jetzt ist das allerdings nicht mehr so; Weisheit aller Gattung liegt auf der Straße und man darf sich nur bücken, sie aufzuheben. Damit nicht der blinde Uebermuth aufkomme, der unter solcher Constellation gar leicht gedeiht, ist es Pflicht der Jugendlehrer, die aufsteigende Generation hinzuweisen auf die Urquellen aller wahren Bildung. Es darf nicht einen Augenblick vergessen werden, daß die Kenntniß der klassischen Literaturen jede Strebung erleichtert, Aufschluß gibt über den Bau der neuern Sprachen, den Styl nach den reinsten Mustern bildet, den Sinn tausendfältiger Anspielungen fassen läßt. Man kann die Mahnung an die Jugend, sich gerne zu nähren mit Honig vom Hymettus und Erholung zu suchen am Quell Aganippe nicht eindringlicher ausdrücken als in den Worten des großen Staatsmanns, der

Ideal hat er mit Recht dem [illegible] Bibel liefern. Gehört auch zur Verwirklichung eines solchen Gedankens eine weit größere Fülle des Materials, als nach dem Plane des Werks verwendet werden konnte, so ist doch schon jede Annäherung zu einem solchen Ziel erfreulich und zu schönen Hoffnungen berechtigend. Die in die Sammlung aufgenommenen Stücke sind meist alle von Herrn Dr. Heinrich Weil neu übersetzt; wir haben viele derselben mit den besten der frühern Uebertragungen verglichen und überall nicht etwa nur die nachbessernde Hand, sondern auch die eigenthümliche Kunstfertigkeit in Behandlung der Versarten und Stylformen zu bewundern Anlaß gefunden. Was die Auswahl betrifft, so war der Sammler-Uebersetzer allerdings durch seinen nächsten (pädagogischen) Zweck etwas zu sehr beschränkt; verbauend wird bemerkt, die alte Literatur sey hier nicht sowohl der Stoff, den man mittheilen, als das Mittel, wodurch man bilden wolle; diese Tendenzbestimmung läßt aber die Schwierigkeit in Auswahl und Ausschließung ungeschwächt bestehen. Wir würden leicht eine Collection von Musterstücken in gleichem Umfang wie die vorliegende angeben können, ohne auch nur eins der darin zugelassenen Stücke aufzunehmen. Und so würde nach Maßgabe des verschiedenen, wenn schon reinen, Geschmacks, jeder Kenner, der sich zu Haus fühlt in der antiken Dichter- und Denkerwelt, seinen Lieblingen den Vorzug geben. Um nur von Einem zu sprechen, so hätte wohl Manches andere, als die allbekannte Apologie des Sokrates, und Manches bedeutendere, als die den Büchern vom Staat entnommenen Stellen, aus dem göttlichen Plato mitgetheilt werden sollen. Doch liegt grade in der Unmöglichkeit, Allen zu genügen, die beste Rechtfertigung des von Herrn Dr. Heinrich Weil mit gutem Vorbedacht eingeschlagenen Verfahrens und wir schließen darum unsere Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, das „Klassische Alterthum für Deutschlands Jugend" möge rasche Verbreitung finden und der für sein Fach begeisterte Autor bald aufgefordert werden für eine neue Auflage in doppelter Bogenzahl — denn des Köstlichen ist noch Viel zurück! — zu sorgen.

—y.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 113.

Der Buchstabe: t.

Die Stadt Ostende, welche Joseph II. zu einem Stapelplatz des Welthandels hatte machen wollen, war in dem Zeitraume von 1788 bis 1814 gewaltig herabgekommen. Der Friede, welcher der hundertjährigen Sperrung der Schelde ein Ende machte, half ihr wieder empor. Die Paketboote, welche die Verbindung zwischen England, Flandern, Brabant und Köln vermittelten, wählten Ostende zum Ort ihrer Landung und Abfahrt. Die Rhede, so lange verödet, belebte sich wieder; das Gras in den Straßen verschwand, zahlreiche Gasthöfe eröffneten sich, und eine liebliche Musik von Guineen, Thalern und Gulden ließ sich vernehmen.

In dieser Zeit wiederaufblühenden Wohlstandes, im Jahre 1817, landeten eines Morgens zu Ostende zwei Engländer, dem Ansehn nach zwischen 45 und 54 Jahren, der Haltung nach Leute von Stand. Der Eine, untersetzt und roth von Gesicht, nannte sich Richard Mowbray, der andere, hager und blaß, Wilhelm Featherington. Ihre Pässe, mit dem großen Siegel der niederländischen Gesandtschaft in London versehen, waren in der besten Ordnung.

Sobald sie den Fuß ans Land gesetzt hatten, begehrten sie zu Herrn van Rysoort, Inhaber des Hôtel de l'Escaut in der Gudulastraße geführt zu werden. Dies Hôtel war ein Gasthaus dritten, höchstens zweiten Ranges. Dort angelangt, ließen sie sich die besten Zimmer anweisen und bestellten Essen und Trinken. Der Koch lieferte ihnen eine schlechte Mahlzeit, und sie murrten nicht darüber. Sie hatten acht Flaschen vom besten Wein verlangt. Der Wirth ließ ihnen angeblichen Château-Margaux zu zehn Franken die Flasche vorsetzen, welcher in der That säuerlicher Landwein von Saumur war; und sie tranken ihn hinunter, als ob er wirk-

hier aufzuhalten, nachdem sie längst die Ueberzeugung wonnen haben müssen, daß in Ostende nichts zu sehen Was kann sie veranlassen, ohne Widerrede Rechnunge bezahlen, von denen man drei Viertel streichen und über Rest man noch handeln könnte? Er erörterte diese F mit seiner Frau und (d. h. die erstere) mit seinen Nach und Freunden.

„Es sind Spione," meinte Einer. „Es sind Flücht die einen Lumpenstreich gemacht haben," sagte ein An „Es sind politische Flüchtlinge," behauptete ein Dritter. sind Schafsköpfe!" rief ein Vierter. „Ihr wißt es Alle n nahm ein Gerichtsschreiber das Wort, dem ein mehrjäh Aufenthalt in England Anspruch darauf gab, als urt fähig in vorliegendem Fall zu gelten. „Es sind schlec Originale, excentrische Köpfe. Bei diesem reichen, üb tigten Volk kommen tausende von wunderlichen, abent lichen, pudelnärrischen, philanthropischen, tugendhaften, l haften, misanthropischen Querköpfen zum Vorschein, d beobachten wahrhaft unterhaltend ist. Ich habe einen G arbeiter Smith gekannt, einen Millionär, welcher eine Neigung für das Bettlerleben faßte, daß er in seinen zehn letzten Lebensjahren kein anderes führen wollte. I Umgegend von London, die er durchstrich, war er nur dem Namen der Hundsmann bekannt, weil er stets Bullenbeißer mit sich führte. Er wurde mehrmals ins fängniß gesetzt; aber nichts vermochte seinen Hang zum streicherleben zu überwinden. Er fiel endlich vor Hunger Kälte am Rand eines Grabens um, und that seinen l Athemzug unter der Schnauze seines Hundes. Sein ment lag bei einem Notar; er hatte darin über ein Ve gen von 50,000 Pfund verfügt, indem er es in Verm nisse theilte für die Dörfer einer Grafschaft, in welche einen Fuß gesetzt hatte, und wo er keine Seele kannte."

Miethkutschen nicht hindern, vor meinem Hause vorüberzufahren."

„Gewiß nicht," sagte der Hagere. „Aber dem Uebel ist leicht abzuhelfen."

„Beglücken Sie mich durch die Offenbarung des Mittels."

„Es macht nur geringe Kosten und von diesen wollen wir die Hälfte tragen."

„Reden Sie, meine Herren," rief Mynheer van Nysoort mit einer ganz unflämischen Lebhaftigkeit.

„Sehen Sie," nahm der Kleine das Wort, „Sie haben da hinter Ihrem Haus ein Gärtchen, in welchem nichts wächst als einige Schmarotzerpflanzen, und dessen Umfangsmauer den Einsturz droht. Die Mauer muß nothwendig bald ausgebessert werden. Wenn Sie nun bei der Gelegenheit an dieselbe ein Häuschen mit etwa drei Zimmern anbauten, so ginge das in Einem hin, und die Kosten würden nicht viel Unterschied machen. Die Hälfte der Kosten würden wir auf uns nehmen, dafür würden wir eine ruhige Schlafstelle gewinnen und Sie dagegen kämen auf eine wohlfeile Weise zu einer nützlichen Erweiterung Ihrer Räumlichkeiten. Sollten Sie indeß auf unseren Vorschlag nicht eingehen können, so sagen Sie es gleich, denn in diesem Fall würden wir uns zu unserm Bedauern genöthigt sehen, uns nach einer andern Wohnung umzuthun."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Schauspiel-Direktors.

(Fortsetzung.)

Es dürfte indeß nicht unnütz seyn, Euch einen Augenblick in dieß mythologische Gebiet, Theater genannt, einzuführen, und mit Euch einen Blick auf die Gesammt-Physiognomie dieses Ortes

mals beinahe unentgeldlich waren, der aber unter den jetzigen Administrationen durch seine Wichtigkeit unmittelbar unter dem Direktor steht, auf gleicher Stufe mit dem Regisseur und häufig über den Schauspielern.

9. Aus einem Kassirer, einer sehr wichtigen Person, weil er es ist, der den Nerv des Krieges in seiner Hand hält, den ich aber deßhalb erst fast zuletzt nenne, weil er damals, wie auch heute, sehr oft der wenigst Beschäftigte der Administration war.

10. Aus einem Requisiteur, einem Theaterschneider, einer Theaterschneiderin und einer Masse anderer untergeordneter Gestirne, die sich um die Hauptwürdenträger drehten; es wäre eine schwarze Undankbarkeit, unter ihnen des Souffleurs, dieses lebendigen Gedächtnisses, zu vergessen.

Was die Truppe anbetrifft, nur Ein Wort. Wenigen Leuten ist es unbekannt, aus welchen Elementen eine Schauspieler-Truppe besteht; Jedermann, oder doch fast Jedermann, weiß heutzutage, wo es keine noch so kleine Stadt gibt, die nicht ihr Theater hat, was ein erster Liebhaber, eine erste Liebhaberin, eine Duenna, eine Soubrette rc. ist; Jedermann weiß ferner, daß die Schauspieler und Schauspielerinnen, gleich allen Angestellten und vor allen, monatlich bezahlt werden, und daß außerdem gewisse Schauspieler außer ihrem festen Gehalt für jedes Stück, in welchem sie auftreten, Spielgeld erhalten. Auch die Choristen, die Comparsen und die andern auf einer unteren Stufe in der Theater-Hierarchie stehenden Personen kennt Jeder; was aber Jedermann vor allen Dingen kennt, weil Jedermann sein Wort darüber geredet oder geschrieben hat, ist die Eitelkeit, die Eigenliebe der Mitglieder dieser Republik, von dem Höchsten bis zu der letzten „nützlichen Person" herab. Ohne Zweifel fehlt es in dieser Beziehung nicht an Beispielen für oder gegen; aber die ... würde zu lang werden und ich will sie lie-

Herzen zu finden weiß, hinzureißen. Darum müssen sie vorzugsweise zarte Melodien wählen; Bravour Arien stehen den Männern besser an und sind nur für's Theater. — Wenn Damen in Gesellschaften singen, so dürfen sie nicht danach streben, übertriebenen Ausdruck in ihren Gesang zu legen, sondern müssen sich darauf beschränken, blos die Absichten der Componisten wiederzugeben. — Der Tanz scheint erfunden worden zu seyn, damit die Anmuth der Frauen in ihrem schönsten Glanz sich zeigen könne. Darum müssen sich die Frauen aber auch in Acht nehmen, nicht allzu sehr die Bewunderung auf sich ziehen zu wollen und Kunststücke zu machen, die den Tänzerinnen von Profession überlassen bleiben müssen. Der Gesellschaftstanz darf nie dem Tanz auf dem Theater gleichen, die Frauen dürfen sich darin nur eine schamhafte und bescheidene Leibesbewegung machen wollen; sie müssen daher Alles, was gewisse Tänze zu Kühnes haben, durch eine einfache und würdige Haltung mildern. (Grenzboten.)

*** (Flaneurs! Flanirkunst!) Die Worte: „Flaneurs" und „Flaner" sind in Frankreich für ein neues echt modernes Gewerbe entstanden, das im fashionablen Junggesellenleben Deutschland's ebenfalls schon vielfach geübt wird, ohne daß wir einen eigentlichen Ausdruck dafür haben. Wir wollen zunächst die Sache bezeichnen und zwar mit F. Dingelstedt's Worten aus seinem „Wanderbuch Nr. II": „Flaniren ist eine große Kunst, die nur in Paris gründlich erlernt werden kann. Das deutsche Spazierengehen ist nicht im Entferntesten damit zu vergleichen. Will ich spazieren gehen, so gehört dazu wenigstens ein Regenschirm, ein Freund oder Hund oder Stock, die mitgehen; ich muß vor das Thor, vor irgend eins, da begegnet mir Dieser und Jener, der Hut wird jede Minute abgezogen, alle Viertelstunden ein Gespräch angeknüpft. Das nenn' ich Arbeit, nicht Spaziergang; es ist eine Pflicht, die ich erfülle gegen meinen Unterleib und die gute Gesellschaft. Flaniren dagegen ist nur ein Erholen, ein Gehenlassen, eine Passivität; der Flaneur empfindet ein melancholisches Vergnügen, eine gedankenvolle Leerheit, eine emsige Trägheit. So wie er denkt, einen Eindruck annimmt und sich dessen bewußt wird, wohl gar eine Absicht oder ein Ziel hat, hört er alsbald auf, Flaneur zu seyn. Auch die zu Zweien auf den Boulevards, in den Passagen, Gallerien und sonst wo sich umhertreiben, bei jedem Laden anhalten, jede Dame mustern, laut schwatzen oder laut gähnen, auch diese sind keine Flaneurs mehr. Sie sind Lions, sobald sie buttergelbe Handschuhe, einen Kashemir-Shwal und einen ungeheuern Stock (eine einäugige Lorgnette gehört auch dazu, dächt' ich) tragen; Gamins, wenn sie in der Blouse erscheinen und gebratene Kastanien aus der Hosentasche naschen. Im Begriffe des Flaneurs liegen die zartesten Schattirungen. Einsamkeit (auch im dicksten Gewühl) ist meines Erachtens ein Haupt-Erforderniß, namentlich aber Cölibat. Ein Flaneur mit einer Dame am Arme ist undenkbar; da müssen schon Aufmerksamkeiten erwiesen, Antworten gegeben, Bemerkungen gemacht werden; am Ende sind gar Geist und Herz in Anspruch genommen, und dann Adieu, Plaisir du Flaneur!" Das Deutsche „Pflastertreten" oder „Bummeln" oder das italienische „dolce far niente" kommt dem Begriff flaner am nächsten, ist es aber durchaus noch nicht. Die Flanirkunst ist Produkt des modernen Lebens, der Hetzjagd des Verkehrs und der blasirenden, blasirten Geselligkeit. Man muß sich zuweilen daraus retten, an Nichts Theil nehmen, nichts fühlen, nichts denken, nichts wollen und wünschen und eine epikuräisch-göttliche Indolenz und Indifferenz in sich erzeugen: eine Ruhe des Gleichgewichts, nicht der Trägheit; man muß einmal nur eben ein ruhiges Ich seyn und als solches in sich vollendet: Mensch, Charakter, etwas Ganzes, gleichsam ein in sich gesättigtes, friedliches Kunstwerk, das zufällig spazieren geht. Das scheint mir der Begriff des Flanirens zu seyn. Es ist eine göttliche Blüthe unserer sumpfigen, dumpfen, nicht vom Fleck kommenden Civilisation, allerdings eine Sumpfpflanze, aber doch eine Blüthe, ein gesundes, kraftigendes Produkt aus faulen Dünsten, Künsten, Dämpfen und Sümpfen. Der gebildete Mensch muß alle Tage einmal flaniren, sonst hält er dieses „gebildete" Leben nicht aus. — F. Dingelstedt möge richten, ob er hier richtig verstanden ist. (Gesellschafter.)

*** (Paris, 22. April.) Man versichert allgemein, die berühmte Tragikerin Dlle. Rachel werde den Grafen Walewski, einen natürlichen Sohn Napoleon's, und unter Thiers Ministerium zu einer diplomatischen Mission in dem Orient verwendet, heirathen und die Bühne verlassen. (?) — Montag ist im Théâtre français zum ersten Male die: Juditta der Mad. Girardin. Es ist dies, außer Maria Stuart, das erste Werk eines neuen Dichters, in dem Dlle. Rachel spielt; bis itzt hat sie sich streng gewissenhaft nur an das klassische Repertoire Racine's und Corneille's gehalten. Vorgestern wurde in der Opéra comique zum ersten Male Balfe's Liebesbrunnen gegeben und errang einen succès d'estime. Der Text von Scribe und Leuven ist das Non plus ultra aller Opern-Unwahrscheinlichkeiten; die Leute versinken mitten auf den Straßen von London, wie auf einer Theater-Versenkung, der König Eduard, (der Wievielte, erfährt man nicht) hat seine petite maison unter der Erde und gibt dort bacchantische Soupers, mit einem Worte: Müllner's Ausspruch: „Die Oper sey eine Mischung aus Kunst und Unsinn" bewahrheitet sich vollkommen. Die Musik ist sehr einfach; manche Nummern erinnern an: Blühe, liebes Veilchen! oder: Guter Mond, du gehst so stille! es herrscht kein Geist, kein Leben, keine Bewegung in der Partitur; hier und da hat Balfe jedoch zu viel donizettisirt; im Ganzen: ein lyrisches Zuckerwasser, das in Champagner-Flaschen gefüllt ist, ein musikalischer Birkensaft. — Gespielt und gesungen wurde recht gut, besonders die Damen Thillon und Darcier waren ausgezeichnet. Daß die Oper sich nicht an Adam's Erfolge, an Auber's Triumphe in diesem Genre reiht, versteht sich von selbst. Auber's: part du diable füllt fortwährend, trotz der schönen Witterung, viermal wöchentlich das Haus bis in die obersten Räume. (Berl. Nachr.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 1. Mai. Zum Vortheil des Herrn Franz Wallner: Einen Jux will er sich machen, Posse in 4 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller. (Letzte Gastrolle) Weinberl: Herr Franz Wallner, erster Komiker des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien. (Erste Vorstellung im Jahrabonnement)

Dienstag, den 2. Mai. (Neu einstudirt) Graf Benjowsky, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Kotzebue. (Gastrolle) Stepanoff: Herr Conrad Degen, vom Stadttheater zu Bremen.

Mittwoch, den 3. Mai. Die zwei letzten Akte aus: Die Hagestolzen. Hierauf folgt: Großes Vocal- und Instrumental-Conzert des Herrn Parish-Alvars, Virtuose auf der Harfe, und der Herren Gebrüder Lewy aus Wien, Virtuosen auf dem Waldhorn und dem Pianoforte, unter Mitwirkung der Fräulein Zerr und Capitain und dem Herrn Pischek. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Schlosser gebrauchte seinen Dietrich, die Autorität rückte ein,
fand das erste Zimmer in gewöhnlichem Zustand, auf dem
Tisch aber ein beschriebenes Papier. Ehe der Commissär in
der Aufnahme des Befundes weiter ging, nahm er das Pa-
pier und las wie folgt:

„Mein lieber Herr van Ryvoort. Wenn Sie ein wenig
Geschichtskenntniß besitzen, so müssen Sie wissen, daß zu An-
fang des siebzehnten Jahrhunderts Ostende eine lange Bela-
gerung ausgehalten hat. Unter denen, welche die Festung
für die Vereinigten Niederlande vertheidigten, befand sich eine
Anzahl Engländer aus den ersten Familien, und unter diesen
einer unserer Vorfahren. Derselbe war Schatzmeister der
englischen Hülfstruppen. Bei der Uebergabe der Stadt ver-
grub er eine bedeutende Summe, die sich in seinen Händen
befand, um sie der Habgier der Feinde zu entziehen. Beim
Durchsuchen alter längst vergessener Papiere hat uns vor
einigen Monaten der Zufall die schriftliche Kunde von diesem
Umstand und die genaue Angabe des Ortes, wo der Schatz
lag, in die Hände geführt. Demzufolge haben wir uns in
Ihre Stadt und in Ihren Gasthof verfügt, und nachdem wir
des Orts Gelegenheit erkundet, haben wir auf Mittel ge-
sonnen, um ganz in der Stille zu bewirken, daß besagte
Summe nicht länger in der Erde verschimmele.

„Sie wissen, wie wir es gemacht, und, die Hand aufs
Herz, Sie konnen nicht sagen daß wir Ihnen dabei zu kurz
gethan haben. Unser Aufenthalt hat Ihnen eine Ernte ge-
bracht, wie Sie dieselbe so bald nicht wieder machen werden.
Wenn Sie uns in einem Wald überfallen hätten, würden
Sie uns nicht besser haben ausplündern können, als Sie es
mit Ihren Zechen gethan haben. Allein wir haben zu allem
die Augen zugedrückt, weil wir triftige Gründe hatten, Sie
für unsern Bauplan zu gewinnen. Wollen Sie diese Gründe

(Fortsetzung.)

Wenn es wahr ist, daß es ohne Theater keine dramatische
Schriftsteller gäbe, so ist es noch wahrer, daß es ohne dra-
matische Schriftsteller kein Theater gäbe, — zwei große Wahr-
heiten, des größten Weisen würdig, auf welche ich hier nur
aufmerksam mache, weil einer meiner Kollegen behauptete,
daß er keine Schriftsteller nöthig habe, und sogar nahe daran
war, die größten Schwüre zu thun, daß er das Publikum
sehr füglich entbehren könne, eine Behauptung übrigens, welche
die Leere seines Saals hinlänglich unterstützte. Um Schrift-
steller und die möglichst besten zu erhalten — ich meine die-
jenigen, deren Werke, abgesehen von jedem literarischen Ver-
dienst, am geeignetsten waren, die Menge herbeizuziehen,
„Geld zu machen", das war und ist der technische Ausdruck —
hatte ich ein Mittel erfunden, welches das etwas prosaische
Genie dieser Herren, und das ist gewiß kein Tadel für sie,
anzuspornen vermochte.

Aber vorher noch ein Wort. Bei mir bestanden die droits
d'auteurs, das heißt, der Ertrag ihrer Werke, in einer festen
Summe, — eine Art der Zahlung, die noch gegenwärtig bei
einigen Theatern üblich ist, — und in einer gewissen Anzahl
Billets; die Summe wurde auf die Stücke, aus denen die
Vorstellung des Abends bestand, nach Verhältniß ihres Werths,
das heißt ihrer Länge, vertheilt; neben dieser festen Belohnung
nun hatte ich eine andere eingeführt, nemlich Prämien für
diejenigen Schriftsteller, deren Stücke die stärksten Einnahmen
machten. Mehrere meiner Kollegen folgten meinem Beispiele.
Das war gewiß eine sehr löbliche Sache; aber nach Bezah-
lung des Honorars und der Prämien der Schriftsteller, der
Spielgelder der Schauspieler und des Gehalts aller beschäf-

len ist, das ist ein anderes, sagte Herr ... zu Muthe gewesen, als ihr die Sache mitgetheilt worden ist, ob sie geschlafen oder gewacht hat, wer ihr die Nothwendigkeit des unbedingten Gehorsams begreiflich gemacht hat, alles das sind Dinge, worüber nichts laut geworden ist; nur das ist gewiß, daß das liebende Paar von den Polizeidienern zur Kirche geleitet, und dort, tief in der Nacht, getraut wurde, wonach alle Parteien wieder vergnügt heimgingen.

. Ein Herr Bonav. Mayer hat eine Schrift über den gegenwärtigen Zustand der Juden in allen Ländern herausgegeben, in welcher er auch folgende Geschichte erzählt, die in Marocco geschehen seyn soll, wo es sehr viele Juden giebt, welche, nach dem Verf., sehr diebisch, betrügerisch, sehr schmuzig sind und häufig geköpft und gepfählt werden. Der Kaiser von Marocco hatte von der Schönheit eines Judenmädchens, Namens Rebecca, gehört und gab sogleich Befehl, daß sie aus ihrem Vaterhause mit Gewalt entfernt und in den Harem gebracht werde. Dies geschah und der kaiserliche Harem hatte allerdings nie eine vollendetere Schönheit besessen. Als der Vater und die Mutter Rebecca's über die Entführung ihrer Tochter sich gar nicht trösten konnten und wohl etwas zu laut klagten, erhielt ein Neger, den Se. Maj. zu Mancherlei zu benutzen geruhete, den Befehl, dem Juden den Mund zu stopfen. Um dies recht gründlich zu bewerkstelligen, schlug ihnen der Neger die Köpfe ab. Dem Kaiser widerfuhr übrigens bei dem Mädchen etwas ganz Ungewöhnliches; er fand einen hartnäckigen Widerstand gegen seine Zärtlichkeiten. Rebecca überhäufte ihn mit Schmähungen, weinte, schluchzete, wies jede Nahrung zurück und drohete, sich selbst das Leben zu nehmen. Dies mißfiel Sr. marroccanischen Majestät gar sehr und da er Beleidigungen zu verzeihen nicht

dieser Zeit als Komptoirdame ... figurirt ... Die Sängerin soll diesen unedlen Spekulationsantrag abgelehnt, und ihren Entschluß erklärt haben, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen. (?!) (Nürnb. Corresp.)

Die unsichtbare Brücke zu Ihr.

Ich hab' eine Brücke mir aufgebaut
Unsichtbar, — darüber ich wand're.
Kein menschliches Auge noch hat es erschaut,
Wo das eine End' ruh't, oder's and're.

Sie hebt sich von hier über Hügel und Strom
Und sinket allmählig dann wieder,
Gewölbt wie des Himmels ewiger Dom,
In ein blühendes Thälchen hernieder.

Fest steh't sie gebaut auf der Liebe Grund,
Sehnsucht hat gewölbt ihre Bogen
Und Erinnerung über das schließende Rund
Ein sich'res Geländer gezogen.

Das ist die Brücke, darüber hin
Von dem einen End' ausgeh'nd, ich wand're
Zur Theuren der Fern', wo, wenn angelangt bin
Ich, dort habe erreichet das and're.

Z — r.

M — r.

nem Sessel saß, wie Sie mich sehen. B.... tritt ein, setzt sich dorthin, auf Ihren Platz; wir schwatzen über dieß und jenes; ich drehe mich um und um in meinem Sessel; ich sehe die Messaline immer nicht kommen. B.... spricht von Regen und Wetter, macht mir eine Menge Komplimente über das, was er mein administratives Talent nennt, aber immer keine Messaline! Nicht die geringste Miene, sein Manuscript aus der Tasche zu ziehen. Ich bin zuerst unruhig und erstaunt, plötzlich aber schießt mir eine Idee durch den Kopf — ich kenne den Guten — und ich spreche bei mir selbst: der Schelm fürchtet, daß er sein Geld nicht erhält! Ich nehme also ein Bankbillet heraus, welches ich in der Tasche hatte, lege es hierher auf meinen Schreibtisch, stelle meine Tabatière oben darauf, nachdem ich eine Prise genommen .... schnupfen Sie?

— Nein, ich danke.

— Geben Sie wohl Acht .... Ich hatte maschinenmäßig das Papier vor seinen Augen aus einander gebreitet und nun zieht er — endlich — das glückliche Manuscript aus der Tasche, entfaltet es, öffnet es und lies't den ersten Akt .... Sie kennen ihn, diesen herrlichen ersten Akt, in welchem Messaline .... Kurz er war hinreißend und dieser Akt allein mußte ganz Paris herbeiziehen. Ich war bezaubert, entzückt, ich dachte nur noch an den Erfolg und erblickte meine Kasse schon zu klein, um den klingenden Tribut der Masse der Bewunderer der Messaline zu fassen ....

— Und B...., was that er?

— Er, mein Freund? Er hatte ruhig sein Manuscript zugeschlagen und dachte nicht im Mindesten daran, seine Vorlesung fortzusetzen, er machte vielmehr Miene, sein Werk wieder

ren Befehle haben, ich weiß nicht welche, ich verlor den Kopf, als mein Bedienter erschien und mir meldete, daß ein sehr wohl gekleideter Herr mich sprechen wolle; ich antwortete, daß ich keine Zeit hätte; mein Bedienter geht hinaus und kommt gleich wieder zurück mit der Meldung, daß der Herr auf eine Unterredung dringe und daß er mir nur zwei Worte zu sagen habe. — Laß ihn eintreten. — Der Herr erscheint sogleich, verbeugt sich, ic.....

— „Mein Herr, sage ich zu ihm, wenn Sie wegen eines Platzes kommen — es ist unmöglich, der Saal ist übervoll.

— Nein, entgegnete er; ich bin M...., der Verleger von B....'s Werken. Da ich bei Ihnen vorbeiging und ein Stück angezeigt las, welches mir bereits verkau't ist, bekam ich Lust zu Ihnen zu gehen und Ihnen eine Frage vorzulegen....

— Welche, mein Herr? Machen Sie schnell! Welche?

— Ich wollte Sie fragen, mein Herr, ob B.... Ihnen einen Tropfen Blut in den Adern gelassen hat?

— Jawohl, mein Herr, jawohl, antwortete ich, ganz verduzt von einer solchen Frage.

— Wohlan, mein Herr; das ist Alles, was ich wollte; ich bin entzückt, daß ich einen Mann gesehen, mit welchem Herr B.... zu thun gehabt und welchem er einen Tropfen Blut in den Adern gelassen hat.“

— Und damit machte der Verleger mir eine tiefe Verbeugung und ging fort ... — was sagen Sie dazu?

— Ich sage, mein werther Kollege, daß die Zeiten sich sehr geändert haben, daß der Quersack Homer's nicht mehr angebracht seyn und daß wenige unsrer gegenwärtigen Genies sich mit dem Ruhm Corneille's begnügen würden, ich sage, daß,

Aug. Ztg.") zeigt ... Rotation der Erde seit Hipparch, d. h. seit 2000 Jahren, auch nicht um den zweihundertsten Theil einer Zeitsekunde ab- oder zugenommen haben kann, und Laplace hat hieraus weiter den Schluß gezogen, daß die Erde im Ganzen seit jener Zeit auch nicht um eine Kleinigkeit wärmer oder kälter geworden seyn könne."

Vom Rhein.

(Im April.)

Habe ich einmal das Glück, mich aus meinem einförmigen Geschäftsleben auf wenige Tage losreißen zu können, so mache ich gewöhnlich einen kleinen Ausflug in die meinem Wohnorte zunächst liegenden Städte, und suche alsdann vor Allem Andern die Kunst auf, die mich schon von meiner Kindheit an lebhaft interessirte und mit der ich mich in meinen Mußestunden gerne beschäftige. — Besonders lieb und werth sind mir die hohen Gebilde der Malerei aus den vergangenen Jahrhunderten, aus denen uns, je nach den verschiedenen Schöpfern, bald ernste, bald wehmüthige, bald wieder heitere Gestalten anschauen! — wie störend aber berührt es uns, wenn wir mit Emsigkeit, mit Liebe diese hehren Gebilde aufsuchen, und treffen dann in so vielen uns angerühmt werdenden Privatsammlungen, so wenig, was den wahren Kenner und Kunstfreund nur nothdürftig entschädigen kann, für die verlorne Zeit! Wahrlich, es gränzt oft an's Unglaubliche und Lächerliche, mit welcher Eitelkeit und Einbildung dennoch die Besitzer derartigen Cabinette uns die größten Künstler vorführen, von deren Geiste in der Sammlung oft auch nicht ein Fünkchen wohnt! — Die Hauptschuld an dieser Verblendung mögen wohl meiner Ansicht nach, die Gemälde-Restauratoure tragen, unter denen es leider nur zu viele ... und ehrenvolle Männer unter ihnen zählt! — die

wohnen; — nur eine ... was sich auch in seinem Gesichte unverhohlen ausspricht. — Eine kräftige Färbung, markigte, meisterhafte Pinselführung, schöne Drapirung, so wie eine herrlich durchgeführte Beleuchtung, geben diesem Gemälde außer der schönen Composition, noch erhöhten Werth! — Ein Bachanal, von dem Besitzer für einen G. Lairesse gehalten, fesselte hiernach meine ganze Aufmerksamkeit. — Eine Gruppe Kinder erfreuen sich des Weines. Eines hat des Guten schon zu viel genossen und liegt bereits benebelt am Boden; — andere springen und taumeln in wilder Lust durcheinander. Der kleine Bacchus, der lose Anstifter dieses Festes, sitzt hochvergnügt auf einer Ziege und erfreut sich an dem wilden Getreibe, indem er sich von einem kleinen Satyr den Becher kredenzen läßt. Der Hintergrund zeigt eine Landschaft. — Hohe Meisterschaft und ein kräftiger lodner Pinsel hat das Gemälde gefertigt. Das Colorit ist voll wahrer Natur, frisch klar und lebendig; die Stellungen und Zeichnung der Kinder meisterhaft, und ich möchte daher dieses schöne Gemälde, was Zeichnung, glühende Färbung und große Technik anbetrifft, dem P. P. Rubens zuschreiben, dem es gewiß eher angehört, als dem etwas matten Lairesse. — A. Diepenbeck ist ein Künstler, den ich immer als einen großen Mann verehrt habe, und es war mir daher doppelt überraschend, hier zwei schöne, gut erhaltene Gemälde von ihm zu finden. Das eine, die Himmelfahrt der Maria, ist eine schöne reiche Composition. Die h. Mutter wird von lichten Wolken, umgeben von vielen lieblichen Engeln, emporgetragen; während die unten versammelten Jünger und andere Personen, ihr mit Verwunderung und Anbetung nachblicken. Eine schöne Farbengebung, delikate Ausführung, wahrer Ausdruck, so wie schöne reiche Drapirung heben dieses Gemälde. Von noch größerer Meisterschaft als das Vorhergehende ist das zweite Gemälde; die Darbringung des Christuskindes im Tempel. Simeon hält dasselbe auf seinen Armen. Innige Freude, daß endlich seine Augen den Erlöser gesehen, leuchtet aus dem schönen Greisen-Antlitze. Die Mutter, in Demuth ihre Knie beugend, so wie auch die übrige Umgebung ist schön. Außerordentlich delikat, jedoch ohne Aengstlichkeit, mit freiem ...

(Schluß folgt.)

stirt, sie hat nie Deine halsbrechenden Versuche, Dich ihr zu nähern, bemerkt; sie hat nie Deine Briefe gelesen und Dich noch in keiner Deiner Verkleidungen entdeckt."

„Sage es nur gerade heraus, Georges; sie liebt Dich allein!"

„Ich würde zum Lügner, wenn ich hier widerspräche."

„Du scheinst mir ein großer Meister in der Kunst, Da-

menherzen zu gewinnen."

„Sage vielmehr, daß ich wahrhaft in die Dame verliebt und Dir es nur um die Mitgift zu thun war. Die Liebe vermag jedenfalls eher eine Meisterschaft über weibliche Her-zen zu verleihen, als der Eigennutz. Höre meinen Rath, Horace. Die Croupiers von Air haben eine tiefe Ebbe in Deinen Schatz gebracht; ich bin, Dank meiner Enthaltung vom Spiele, noch ziemlich bei Kasse: Du wirst mir daher die Freundschaft erweisen, vor Deiner Abreise tausend Louisd'or von Georges leihweise anzunehmen."

„Ich acceptire sie, doch nur unter einer Bedingung: Du mußt mir nämlich zuvor sagen, durch welche Mittel Dir die Eroberung gelungen ist, und dann mich klar überzeugen, daß ich nichts mehr zu hoffen habe."

„Es sey! So erfahre denn, mein Theurer, daß Fräulein von Charrière sich im Augenblicke ganz wohl befindet, daß sie ihre Wiedergenesung der Macht der Tonkunst verdankt, dem großen Arzte, welcher schon manche wunderbare Heilung bewirkte. Du hast stets und auf sehr geistreiche Weise mei-ner Bravour auf der Violine gespottet, und eben dieser Bra-vour verdanke ich mein Glück in der Liebe. Seit zwei Mo-

rigkeiten, wenn darin ein Verdienst liegt, ganz auf Seite des ersteren ist. Der Minister handelt nach großem Maaß-stabe und wie zahlreich auch die Getriebe sind, welche seine Hand in Bewegung setzt, diese Getriebe sind verschiedenartig und eins vom andern entfernt und sie gehorchen ohne Wider-rede einem einmal gegebenen Impuls; es ist eine feste fast unveränderliche Regel, nach welcher die von oben ausgehende Thätigkeit einherschreitet und mit ruhigem und sicherem Tritte von Stufe zu Stufe bis zu unterst der Hierarchie herabsteigt; und wenn zufällig auf dem Wege sich eine Unordnung zeigt, so wird das Instrument zerbrochen, durch ein anderes ersetzt, und damit gut. Aber, das kann man mir glauben, so ist es nicht mit dem Direktor: die enge Sphäre, in welcher er sich bewegt, ist seine größte Gefahr; in seinem kleinen Reiche ver-geht kein Tag, keine Stunde, ich möchte fast sagen keine Mi-nute, wo nicht eine Eitelkeit mit einer andern in Berührung, in Kampf, in wüthender und erbitterter Feindschaft ist, und ich überlasse es Jedem zu bedenken, welche Hindernisse dieser heimliche und fortwährende Krieg dem Gang einer Admini-stration in den Weg legt.

Ja, wohl hat der Direktor ein Recht auszurufen: Mein Leben ist ein Kampf! Es ist ein unaufhörlicher Kampf auf Leben und Tod gegen die Schriftsteller, dieß andere genus irritabile, gegen seine Truppe und gegen das Publikum, die-sen blasirten Sultan, der bisweilen gerade rechtzeitig genug erwacht, um Alle auszupfeifen, die die Stücke machen, die sie spielen und die sie spielen lassen.

Bevor ich weiter gehe, ist es, glaube ich, gut, meine Vor-

Raubwesen ungemein. Neutraler, Freund, Feind — Alles war gute Prise. Genommen und verurtheilt war Eins. Die Herren, denen man Prisen um Werth von mehreren hunderttausend Franken zusprach, bezahlten flott; es fielen Honorare von 20 bis 30,000 Fr. Berryer war der Vertheidiger der Gekaperten; hinter ihm stoppelte Thibaudeau. Was konnten diese von Leuten verlangen, welche durch Räuber ausgeplündert waren? Sie mußten sich mit dem Ruhm begnügen, eine gute Sache vertheidigt zu haben, und setzten sich nebenbei dem Mißfallen der Regierung aus, indem sie Grundsätze der Gerechtigkeit anriefen, welche der Politik jener zuwider waren. Dies war besonders bitter für den Stoppler, der wesentlich zur Gründung dieser Regierung mitgewirkt hatte. (Thibaudeau.)

⁂ (Buonaparte zu Paris, Ende 1797.) Seit dem Frieden war Buonaparte zu Paris geblieben. Er beobachtete die Parteien, ohne sich an eine anzuschließen. Alle fürchteten ihn. Besonders für das Directorium war ein siegreicher Feldherr ohne Beschäftigung ein lästiges Wesen. Jeder einzelne Directeur, indem er sich neben ihn stellte, erschrack über seine Größe. Er hatte Verbindungen mit den Thermidoristen, namentlich Barras und Tallien. Die Jakobiner griffen offen den Sieger von Italien an, der in seiner Rede an das Directorium keck den Satz ausgesprochen hatte: „die organischen Gesetze der Republik sind noch zu machen," (d. h. ich habe Lust die Verfassung zu verändern). Ihr Geschrei würde ihn nicht gehindert haben, einen Handstreich zu versuchen, wie später am 18 Brumaire; indessen war noch ein Mann vorhanden, der ihm einen solchen hätte verderben können, obwohl derselbe auf dem großen Kriegsschauplatz sich nicht mit ihm messen konnte. Kleber haßte Buonaparte von Herzen, ohne seine Feldherrgröße im Mindesten zu verkennen. Als er später mit ihm nach Egypten ging, äußerte er: „Ich thue es, um zu sehen, was dieser kleine Schweinigel im Bauch hat." Unter diesen Umständen ward Paris für Buonaparte ein heißes Pflaster. Er sah voraus, wenn er in der Hauptstadt auf seinen Lorbeeren ruhte, würden dieselben bald verwelken. Eine Frau kam zu ihm und offenbarte ihm, bei einem Mahl sollte er nebst den fünf Directoren vergiftet werden. Er achtete nicht darauf. Der Polizeiminister, davon unterrichtet, ließ die Frau aufsuchen. Man fand sie tödlich verwundet, erhielt jedoch noch von ihr wichtige Angaben. Arena, Landsmann und Feind Buonaparte's, sagte: „Ihr kennt diesen Menschen nicht. Er hat Augereau nach Paris geschickt, um den 18. Fructidor zu machen, und auf seinen Antrieb hat das Directorium Augereau verungnadet, ja die Undankbarkeit so weit getrieben, seine Verhaftung zum Gegenstand einer Berathung zu machen. Buonaparte hat in Italien zwanzig Millionen gestohlen und nach seinem Beispiel alle Generale plündern lassen. Das ist der für die Freiheit gefährlichste Mensch." (Thibaudeau.)

Vom Rhein.

(Im April.)

(Schluß.)

Gerhard Douw ist unter den Genre-Malern einer meiner Lieblinge, und auch von ihm fand ich hier ein liebliches kleines Bild. — Eine alte Frau, die ihr Tischgebet verrichtet. Welch schöne Zeichnung, welcher Ausdruck und welche wahre Färbung wußte dieser ausgezeichnete Künstler allen seinen Schöpfungen zu geben. Welch frommes Gemüth spricht aus diesem alten Gesichte. — mit welcher Meisterschaft ist das Helldunkel dieses Bildes behandelt, und mit welchem Fleiße ist Alles bis auf die geringste Kleinigkeit ausgeführt! J. Toornvliet ist ein vortrefflicher Künstler, dessen Gemälde selten sind; — man findet oft in den größten Gallerien keine. Hier fand ich zwei, die sich, sowohl durch gediegene Ausführung, als auch durch wahre Auffassung der gegebenen Charactere auszeichnen. Ein sehr schönes Gemälde von Kobell in Ph. Wouvermann's Styl gemalt, verdient ebenfalls noch besonderer Erwähnung. Es ist so trefflich behandelt, die handelnden Personen sind mit solcher Wahrheit gegeben, das Ganze ist bis in die geringsten Details so schön durchgeführt, Licht und Schattenmassen so gut gehalten, daß es mir lieber ist, als mancher Wouvermann, und gewiß als Viele, die unter jenem Namen in bekannten Gallerien prangen. J. Griffier, dieser ausgezeichnete Landschafts-Maler, an dessen schönen Gemälden man sich so selten ergötzen kann, — weil man solche wenig findet, — befindet sich ebenfalls in dieser seltenen Sammlung, und entzückt uns sowohl durch die Wahrheit seiner Färbung als auch durch seine delikate, fleißige, dabei aber äußerst geniale Behandlung in diesem ausgezeichneten so lieblichen Gemälde. Von höchstem Interesse ist überhaupt auch noch die Staffirung seiner Gemälde, die hier besonders deutlich wird, wo sich uns das Wogen und Treiben eines Dorf-Jahrmarkts zeigt. Noch ein Gemälde, und zwar ein Vortreffliches, muß ich zum Schluß dieser schon etwas lange gewordenen Aufzählung nennen; — wollte ich Alle anführen, die wirklich noch ausgezeichnet und tüchtig sich in dieser Sammlung befinden, so würde ich sobald noch nicht fertig werden können, und müßte wohl fürchten zu ermüden, wenn — dieses nicht ohnehin schon geschehen ist; doch der Kunstliebhaber und Kenner verzeiht so etwas gerne, denen ich dann auch mit dieser Schilderung einen Gefallen gethan zu haben glaube, indem ich sie dadurch auf eine Sammlung aufmerksam mache, die geeignet wäre, jeder Gallerie Glanz zu geben. Dieses oben angedeutete Gemälde ist ein J. D. De Heene. Ein Blumengewinde von den schönsten und herrlichsten, mit äußerster Natur-Wahrheit gemalten Blumen ist schwebend an Nägeln aufgehängt. Die Rosen, die Tulpen besonders, Paeonien, Je länger je lieber, Aurikeln und noch viele Andere, scheinen zu wetteifern um die größte Natur; eine jede Blume zieht unsre Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich, und glaubt man, daß wohl Diese oder Jene die Täuschendste sey, so lockt gleich eine Andere uns wieder zu sich und bezaubert uns. Wie schön, wie wahr sind die Farben, wie schmelzend und wieder wie kräftig, und dann, wie duftig sind die verschiedenen Blumen gegeben; wie durchsichtig rein. und doch bei aller Farbenpracht wie harmonisch ist das Bild! — Die das Ganze belebenden Insekten sind ebenfalls mit unübertrefflicher Meisterschaft wie lebend hingezaubert! Ich muß gestehen, ich bin sonst eben kein großer Verehrer von dergleichen Gemälden, indessen werden sie so geboten, so wird man unbedingt zur Bewunderung gezwungen. — Hiermit nun will ich für heute meine Kunstschau beschließen. Umhin kann ich jedoch nicht noch eine Idee auszusprechen, nämlich: wie schön es wäre, wenn die wirklich ausgezeichnete einzige Sammlung von circa 60 Gemälden, sich in einer öffentlichen Gallerie befände, wo ihre Anschauung mehr allgemein erfreuend und nutzbringend, als in einem Privat-Cabinete seyn würde! Wie schön würden diese Gemälde der Wiesbadener bis jetzt noch kleinen Gallerie aufhelfen! es wäre dann, mit manchen recht guten und tüchtigen Bildern, welche sich bereits dort befinden, einmal ein kräftiger Stamm vorhanden, und — mit Einsicht und Geschmack gewählt, — jedes Jahr nur ein Paar gute Bilder nachgeschafft, würde diese Sammlung bald eine Ausgezeichnete heißen können, um so mehr, da die Gemälde des Hrn. Schreiner fast Alle Originalien sind, die mit Allem, woraus sich der Künstler erkennen läßt, zugleich noch bei sehr Vielen die echte Original-Bezeichnung mit Namen verbinden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 4. Mai. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth. Musik von Donizetti. (Letzte Gastrolle) Lucia: Fräulein Zerr, großherzoglich badische Hofopernsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Fleischmangel geherrscht, daß die Rede davon war, die Fasten, welche die Kirche nicht mehr vorschreiben konnte, von Staatswegen zu gebieten oder wenigstens zu empfehlen. Sonach wurde die Reise des Herzogs im Schäferkleid qualificirt als ein Versuch, den Patrioten die nöthigen Subsistenzmittel zu entziehen, und diese Mittel dem Feind zuzuführen, und S. Just instradirte den Hammelhändler augenblicklich nach Paris an das Revolutionsgericht. Unterwegs verlor unser Philosoph seinen Gleichmuth dergestalt, daß er zu Senlis Nervenanfälle bekam und zwei Tage lang liegen bleiben mußte. Was er hierdurch an seinem Ruf einbüßte, gewann er auf einer andern Seite. Die zwei Tage verzögerten sein Erscheinen vor Gericht, so daß er den 9. Thermidor erlebte. An diesem Tag ward Lauraguais zum Tod verurtheilt. Aber durch einen eignen whim des Schicksals wurde sein Richter Dumas, wenige Augenblicke, nachdem er das Urtheil gesprochen auf seinem Richterstuhl verhaftet, verlor Tags darauf den Kopf und Lauraguais behielt den seinigen.

Die Freude über seine unverhoffte Rettung war indeß nicht im Stande, ihm die Gedanken an Enthauptung aus dem Kopf zu bringen. Er beschäftigte sich mit der Frage, ob der Rumpf nach Abtrennung des Kopfs noch Leben behielte. Um dies zu ergründen, machte er Versuche mit Enten. An dem Graben seines Parks mußte ein geschickter Chirurg den Vögeln die Köpfe abschneiden, ein Schmied mit einem glühenden Eisen die Wunde zubrennen, und der Chirurg die kopflosen Thiere ins Wasser werfen. Da sie in diesem Zustand etliche Sekunden ganz gehörig schwammen, behauptete er, daß der Kopf zum Leben nicht absolut nöthig sey. Einem ehemaligen Mitgefangenen, der ihn um den Grund dieses tollen Experiments fragte, gab er zur Antwort: „In einer Zeit, wo Niemand sicher ist, den Kopf auf den Schultern zu behalten, muß man auf Mittel sinnen, ohne denselben zurechtzukommen." Die geköpften Enten, welche sich auf mehre Hunderte beliefen, wurden den Bauern preisgegeben. Die Bauern waren damit sehr wohl zufrieden und verziehen dem Erherzog den Schabernack mit der Brücke. F.

Erinnerungen eines Schauspiel-Direktors.

(Fortsetzung.)

— Ei, Ihr seyd da, Johann? Was wollt Ihr von mir? fragte ihn mein Kollege und ließ sich nicht stören, an einem angefangenen Briefe fortzuschreiben.

— Ich kam, Herr ... ich ...

— Nun, was ist denn? Sprecht ...

— Ich kam, Herr, um Sie an die kleine Zulage zu erinnern, die ...

— Ach, ja, ich weiß ... Ihr verdient sie, mein lieber Johann ...

Haha, dachte der Figurant, ich habe sie.

— Ja, ja, fuhr der Andere fort, Ihr seyd ein wackerer Kerl und voller Eifer im Dienst, Ihr habt meine und Jedermanns Achtung; aber ich glaube nicht, daß sich das für den Augenblick machen läßt.

— Aber Herr, ich habe mehr als meine Pflicht gethan; ich habe Rollen einstudirt und gespielt. Noch ganz kürzlich, in dem neuen Stück, die Räuberrolle, die ich gespielt habe ... — und hierbei hob er den Kopf in die Höhe und sein Auge glänzte in gerechtem Stolz — und trotz dessen, fuhr er fort, ...

— Und trotz dessen, unterbrach ihn lebhaft der Direktor, der seinen Mann auswendig wußte und einen seiner theuersten Wünsche errathen hatte, und trotz dessen seyd Ihr noch Figurant ...

— Ja, Herr.

— Das ist eine Ungerechtigkeit, Johann, eine Ungerechtigkeit, und ich danke Euch, daß Ihr mich daran erinnert; ich mache mir Vorwürfe deßhalb und will sie gleich auf der Stelle gut machen.

Bei diesen Worten erhob er sich rasch von seinem Sessel, eilte an die Thür seines Kabinets, öffnete sie mit Geräusch und rief mit lauter Stimme:

— Herr Massord! Herr Massord! — So hieß sein Regisseur.

Herr Massord erschien sogleich.

— Von heute an, sagte der Direktor, ist Herr Johann Schauspieler; von morgen an werden Sie ihm die gewöhnliche Liste (der am Tage stattfindenden Proben und der am Abend zu gebenden Vorstellung) zuschicken. — Dann wandte er sich zu dem verwirrt dastehenden Ex-Figuranten: Herr Johann, Sie sind jetzt Schauspieler und Sie haben von diesem Augenblick an das Recht, das Foyer der Schauspieler zu betreten (die Figuranten haben bei den meisten Theatern ihr besonderes Foyer). Sie sehen, mein werther Freund, daß ich das Verdienst belohne, wo es sich findet. Für Sie übrigens, ich wiederhole es, war es nur gerecht ... Gehen Sie ... Doch, beiläufig! Ich denke Ihnen in dem Stücke, welches wir in einigen Tagen auf die Bühne bringen, eine sehr noble kleine Rolle zu ... Sie ist kurz, aber schön ... Adieu! Adieu! Ich bin sehr beschäftigt ...

Sehr mit sich selbst zufrieden und noch mehr von seinem Direktor eingenommen, hatte Johann nichts Eiligeres zu thun, als in das Foyer der Schauspieler zu eilen, dieses Eden seiner Hoffnungen, welches er so lange und ach so vergebens sich geöffnet zu sehen gewünscht. Strahlenden Auges, mit emporgehobener Stirn, ein Lächeln auf den Lippen, tritt er ein.

— Ei, da kommt Johann, riefen ihm die Schauspieler, welche gerade zu einer angesetzten Probe versammelt waren, mit Einer Stimme entgegen ... Was willst Du hier?

— Ich habe das Recht hier einzutreten, antwortete er und bemühte sich eine bescheidene Miene anzunehmen ... — Und er erzählte, trunken vor Freude, die Unterredung, welche er so eben mit seinem Direktor gehabt, und die ausgezeichnete Ehre, zu welcher er befördert worden. Die ironischen Komplimente und Glückwünsche nehmen kein Ende. Johann bemerkt in der Freude seines Herzens gar nicht, daß dieser lärmende Empfang wenigstens eben so viel Spott als Aufrichtigkeit enthält. Man lobt ihn, man preis't ihn, es fehlt wenig, daß man ihn nicht im Triumph umherträgt, und er sagt bei sich selbst: Wie glücklich bin ich! Mein Gott, wie glücklich bin ich!

— Soll ich Dir nun Etwas sagen, was Du begreifen kannst? fragt ihn endlich einer seiner neuen Kollegen mit schlauer Miene.

— Laß einmal hören, sagt Johann.

— Nun denn! Statt Deine Gage am Ersten jedes Monats zu erhalten, wie Du als Figurant gewohnt warst, wirst Du jetzt, weil Du Schauspieler bist, erst am Fünften bezahlt. Fünf Tage also gewinnst Du, mein Junge, fünf Tage länger mußt Du Dir den Magen zusammenschnüren ... siehst Du?

Was die Zulage betrifft, so brauche ich nicht hinzuzufügen, daß nie wieder daran gedacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

schnitt ältliche Männer. Mütter und Töchter rechnen darum nicht leicht auf andere Partien. Ist eine solche ungleiche Heirath abgeschlossen, so miethet sich der Mann mit seiner jungen Ehehälfte in einem Kosthaus ein, überhebt sie damit der gewöhnlichen Haushaltungsgeschäfte und läßt ihr den ganzen Tag zu ihrer Verfügung. Sie hat nun weiter nichts zu thun, als sich zu putzen, Besuche zu machen und zu empfangen, zu schwatzen, Clavier zu spielen und Romane zu lesen. Kaum eine Stunde im Tag beschäftigt sie sich, der Abwechslung halber, ein wenig mit Nähen. Unterdessen geht der Mann seinen Geschäften nach. Er sieht seine Frau nur beim Frühstück, beim Mittag- und Abendessen. Mit der Erziehung haben sich beide in der Regel nicht zu befassen, denn derartige Ehen sind meist kinderlos.

⁂ (Ein schönes Geschäft.) Zu Anfang des Jahres 1796 machte sich eine Gesellschaft von Geschäftsmännern, Compagnie Dijon genannt, verbindlich, dem Schatz der französischen Republik 2,500,000 Fr. in Münze zu liefern gegen hundert Millionen vom neuen Papiergeld, von denen 40 ihr vom Schatz geliefert, 60 von ihr selber in den Departementscassen erhoben werden sollten. Die Agenten der Compagnie nahmen Post und zogen aus den Cassen 650 statt 60 Millionen, weil das Papier mittlerweile gefallen sey. Die Berechnung des Curses zur Zeit der Erhebung wies aus, daß die erhobene Summe für die Erheber neun Millionen in Münze werth war, mithin ein Profitchen von 6½ Millionen ergab. Die Schatzcommissäre und der Finanzminister verkleisterten den Handel durch allerlei Uebereinkünfte. Die Sache kam vor den Rath der Fünfhundert, ward geheim verhandelt, gedieh aber zu keinem Beschluß. Thibaudeau, der sich nicht gern um Finanzangelegenheiten bekümmerte, fand sich dies Mal vermüßigt, seine Abneigung zu überwinden. Er prüfte die Actenstücke, ergründete die Geheimnisse der Compagnie Dijon und beantragte Suspension und gerichtliche Verfolgung der Schatzcommissäre. Er rechnete auf einen glänzenden Triumph, lernte aber bei der Gelegenheit, was es auf sich hat, Geldmänner anzugreifen. Der Bürger Dijon, der bloß seinen Namen hergeliehen hatte, bat schriftlich um eine aufklärende Unterredung und ließ sein Gesuch durch einen von Thibaudeau's besten Freunden unterstützen. Th. blieb unerbittlich. Aber in wenigen Tagen hatte er gegen sich die ganze Börse, das ganze Palais-Royal, die Gesammtheit der honnetten Beutelschneider, schöne Damen und sogar hohe Personen. „Das ist ein Royalist," hieß es; „er verfolgt gute Patrioten." Und im Rath der 500 ward die Sache hübsch in die Länge gezogen, bis der 18. Fructidor (4. Sept. 1797) herbeikam. Darüber wurde dann die unbedeutende Finanzangelegenheit ganz bei Seite gelegt, und die Compagnie Dijon ließ ihrem Feind sagen, sie würde ihn zur Abbitte und Ehrenerklärung zu bringen wissen, was sie natürlich großmüthiger Weise unterließ.

⁂ (Britische Adelsansprüche.) Die englischen Minister, bereits genug geplagt von O'Conell, der Irland losreißen will von den demokratischen Chartisten und von den Korngesetzfeinden, werden jetzt auch noch von einem Theil der Baronets mit anmaßlichen Forderungen behelligt. Jakob I. hat 1611 den Stand der Baronets als eine neue Klasse des hohen Adels begründet, zunächst in England, später in Irland. Karl I. hat die Stiftung auf Schottland ausgedehnt. Diese Neuerung war eine königliche Geldspeculation. Vor einigen Jahren fiel es hundert und etlichen Baronets ein, die Betitelung „ehrenwerth," Ordensketten, Staatsgewänder, und auf ihre Wappen Kronen und Schildhalter in Anspruch zu nehmen. Die Minister (Melbourne und neuerdings Peel) untersuchten diese Ansprüche und fanden sie unstatthaft. Die Baronets, welche in dieser wichtigen Angelegenheit einen Ausschuß gebildet hatten, erklärten: „In Betracht, daß die Minister uns begründete Ehrenrechte vorenthalten, legen wir uns versagte Rechte selber zu, bitten die Königin von diesem Schritt Kenntniß zu nehmen und denselben allergnädigst gutzuheißen." Der Spectator sagt hierüber: „Dies gleicht dem Verfahren eines Diebs, welcher einem Manne seinen Beutel stiehlt, ihn höflichst davon benachrichtigte und bittet, den Diebstahl gutzuheißen." Die Hauptperson bei diesem Treiben ist der Secretär des Ausschusses, der Sohn eines schottischen Barons. Derselbe hat für sich die Ritterwürde in Anspruch genommen, weil Jakob I. den englischen Baronets zugesagt habe, die ältesten Söhne derselben sollten auf ihr Ansuchen zu Rittern erhoben werden. Peel fand diesen Schluß falsch, und der Ausschuß erklärte, sein Secretär und alle die sich in gleichem Fall befinden, seyen Ritter von Rechtswegen. Die Minister schweigen dazu. Der Spectator räth den Prätendenten vor allen Dingen auf eine Schellenkappe Anspruch zu machen. — Im Jahr 1788 trotzte in Frankreich der niedere Adel dem König; 1789 begehrte ein Theil desselben das ausschließliche Recht, Degen zu tragen; 1794 ward ihm das Recht abgesprochen, in Frankreich zu leben.

⁂ (Zeugenbeweis.) Vor dem Centralcriminalgericht in London war ein übelberüchtigter Mensch des Straßenraubs angeklagt. Vier Zeugen schworen, gesehen zu haben, daß er in der angegebenen Zeit das Verbrechen begangen. Die Geschwornen erklärten ihn für schuldig. Als der Richter das Urtheil sprechen wollte, bat der Angeklagte sich aus, daß man den Schließer des Gefängnisses in Coldbathfields kommen lassen möchte, um sich zu überzeugen, daß die Zeugen falsch geschworen. Sein Gesuch ward bewilligt, und der Schließer versicherte und wies nach, daß der Angeklagte zu der Zeit, wo der besagte Raubanfall stattgefunden, wegen eines andern Vergehens verurtheilt, sich in der Tretmühle seines Gefängnisses befunden habe, folglich keinen Straßenraub begangen haben konnte. Das Urtheil unterblieb demnach.

⁂ Endlich ist man dahinter gekommen, was die Liebe ist. Das neueste philosophische Werk eines Hegelianers offenbart es. „Die Liebe ist die Idealität der Realität eines Theils der Totalität des unendlichen Seyns, verbunden mit der Cupidität und Carnität zwischen Ich und Du, denn Ich und Du ist Er." Das ist die Liebe, liebe Leserin. (Dorfztg.)

⁂ Im Schweriner Wochenblatt vom 11. März duftet dem Leser folgende Anzeige entgegen: „Guten Morgen! So eben sind auf meinem Lager ächte Berliner Würste angekommen; auch ist meine Frau von einem gesunden Knaben entbunden worden. Um freundschaftliche Theilnahme bittet: Theobald Drübecke, Italiener aus Dresden.

⁂ Wenn der Komet, nicht der himmlische, sondern der Leipziger recht berichtet, so giebt's im Sommer viel Hochzeiten. Sultan Abdul Medschid will sich mit einer Nichte des Papstes, Hengstenberg in Berlin mit der Tänzerin Fanny Elsler verheirathen und mit ihr eine Kunstreise nach China machen; die George Sand heirathet Wolfgang Menzel in Stuttgart und der Pater Goßler die 11,000 schlafenden Jungfrauen. (Dorfzeitung.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 6. Mai. König Enzio, Trauerspiel in 5 Akten von E. Raupach.

Sonntag, den 7. Mai. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. Musik von N. Isouard. (Gastrolle) Aschenbrödel: Fräulein Kintz, vom Hoftheater zu Dessau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

„Sehen Sie," fuhr er fort: „dort unten kommt er!"

Es war in der That Voltaire, welcher mit dem prüfenden Auge des Meisters, die Arbeiten seiner Leute musterte; er kam aus dem Garten und ging eben über den Hof. Das Herz Burney's bebte vor Entzücken beim Anblicke des großen Mannes. Da Voltaire den Doctor bereit sah, in den Postwagen zu steigen, so rief er den Bedienten zu sich, der Burney als Cicerone gedient. Nachdem er mit demselben eine Zeit lang leise gesprochen, wahrscheinlich, um zu erfahren, wer der Reisende wäre, so näherte er sich dem Doctor, welcher unbeweglich da stand, ganz in Betrachtung Voltaire's verloren, indem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Da Voltaire dem Doctor näher trat, fühlte dieser sich von einer unwiderstehlichen Gewalt zu ihm hingezogen und ging ihm halbwegs entgegen.

„Sie scheinen mir," begann endlich Voltaire, „großes Vergnügen daran zu finden, die Gestalt eines Menschen zu betrachten, der mit starken Schritten dem Grabe zueilt." Und er fing nun an, über sein Alter, seine Hinfälligkeit und Schwäche zu klagen, mit Augen voll jugendlichen Feuers.

Nach der Versicherung des Herrn Burney schien es kaum glaublich, daß ein eigentliches Skelett noch einen so lebendigen Ausdruck haben könne.

Voltaire fragte Burney um Neuigkeiten aus England und bemerkte zugleich, daß die politischen Discussionen an die Stelle der poetischen getreten wären. Er sprach bei dieser Gelegenheit auch seine Meinung aus, daß der Geist der Opposition im Gebiete der Poesie so heilsam wäre, wie in dem des Staates.

Die Streitigkeiten der Autoren sind zur Förderung des geistigen Lebens so nöthig, wie in einem freien Staate die Streitigkeiten der Vornehmeren mit den Geringeren zur Förderung des Gemeinwohls. Wenn die Kritik verstummt, so ist dies weniger ein Beweis, daß das Jahrhundert aufgeklärt sey, als vielmehr, daß es in eine Art geistiger Erstarrung versunken.

Diese durchaus richtige Ansicht findet ihre Bestätigung in unserer Zeit mehr, als in jeder andern. Wir haben keine literarische Kritik mehr, weil wir keine Literatur mehr haben; weil das Publikum, vor Uebersättigung gegen geistige Produkte jeder Art gleichgültig geworden, sowohl gegen Gute, wie gegen Schlechte. Nur die Musik erregt noch lebhaft das Interesse des Publikums und erweckt die Leidenschaften; wir haben daher auch noch eine musikalische Kritik.

Voltaire erkundigte sich nach den gegenwärtigen Dichtern, welche England besäße. Der Doctor nannte ihm Mason und Gray.

„Die schreiben wenig!" entgegnete Voltaire.

„Es scheint, daß England keine philosophischen Dichter mehr hat, wie Dryden, Pope und Swift."

Der Doctor entgegnete, daß eine der Hauptursachen dieses Mangels die falsche Richtung wäre, welche einige Journale seither verfolgt.

Während sich Voltaire und der Doctor so mit einander unterhielten, näherten sie sich den Gebäuden, die in der Gegend des Baumganges aufgeführt waren, welcher zum Schlosse führte.

„Diese Gebäude," begann Voltaire, „sind die unschuldigsten und vielleicht die nützlichsten unter allen meinen Werken."

„Sie haben jedenfalls noch andere Werke geliefert," entgegnete Burney, „welche der Welt nützlicher sind und länger dauern werden, als diese Werke aus Stein und Holz."

Einige Augenblicke nachher nahm Burney feierlich von dem großen Manne Abschied, indem er befürchtete, ihm einige der Augenblicke zu rauben, welche der große, umfassende Geist noch der Bildung seiner Zeitgenossen widmen konnte.

Dieser Besuch eines Musikers zu Ferney verdient erstens darum Beachtung, weil daselbst niemals Sprache von Musik war und dann, weil Voltaire, nachdem er mit Burney gesprochen, weniger als je berechtigt war, seine ironische Aeußerung zu wiederholen:

„Sie sind Musiker und haben Verstand!"

Erinnerungen eines Schauspiel-Direktors.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Mal handelte es sich nicht um ein bloßes Versprechen, sondern um ein fest erworbenes Recht. Derselbe Direktor hatte sich bewegen lassen, ein Stück anzunehmen, ich glaube aus dem einzigen Grunde, weil der Verfasser ein Verwandter des Redakteurs eines damals sehr einflußreichen Journals war; das Stück war ziemlich mittelmäßig und auch abgesehen davon leidet die allgemeine Regel: Ein Wort, ein Mann! beim Theater ziemlich zahlreiche Ausnahmen. Obgleich mein Kollege den besten Willen von der Welt zeigte, so verschob er die Probe doch von Tage zu Tage: vergebens machte der Autor, der schon von seiner persönlichen Bedeutung stark aufgebläht war, seine Verwandtschaft geltend und häufte Briefe auf Briefe, Besuche auf Besuche; er wurde mit höflichen, aber immer aufschiebenden und nur in der Form wechselnden Entschuldigungen abgespeist. Der Direktor hatte das Stück einmal angenommen, und wenn er es freilich nicht aufführen wollte, so wollte er, jenes Journals wegen, sich eben so wenig schlecht mit dem Autor stellen. Indeß hat Alles ein Ende; er mußte endlich nachgeben und er gab nach, aber gegen seinen Willen und mit dem Schwur, daß, wenn ihn sein Genie nicht verlasse, das Meisterwerk nie das Lampenlicht erblicken solle.

Die Proben beginnen. Der Direktor erscheint dabei gar nicht oder wenn er erscheint, hört er bloß und spricht kein Wort; der Autor spricht allein, agirt allein und tritt ganz als großer Mann auf. Bald sind die Rollen einstudirt und das Manuscript wird auf die Censur geschickt. Jetzt aber ändert sich die Sache: mein Kollege bleibt nicht länger still; ein Strom von Bemerkungen, Kritiken und schlimmen Epitheten geht aus seinem Munde und donnert dem bestürzten Autor ins Ohr. Endlich wird das verhängnißvolle Wort ausgesprochen: das Stück ist zu lang; es muß beschnitten werden, stark, außerordentlich stark beschnitten werden. Der Autor sträubt sich, trampelt in der Stube umher, vertheidigt seine Verse Stück für Stück und erklärt, daß man ihm eher beide Arme abschneiden als ihn bewegen solle, sich eine solche Verstümmelung seines Stückes gefallen zu lassen.

— Mein Stück könnte gar nicht gespielt werden! schreit er.

— So wie es jetzt ist, wird es durchfallen, erwiedert der Andere.

— Das werden wir sehen.

— Nach Belieben. Sie werden schon sehen.

Am andern Tage beginnt dieselbe Scene von Neuem; dieselbe Forderung von der einen, dieselbe Hartnäckigkeit von der andern Seite. Endlich indeß zieht der Direktor sich zurück und überläßt seinem Gegner das Schlachtfeld; dieser ruft Sieg.

Drei Tage nachher, am Tage vor der Vorstellung, eilt der Autor wonnestrahlend ins Theater; der Erste, der ihm begegnet, ist sein Feind.

— Nun! redet er ihn an, Sie haben das Manuscript?

— Ja.

— Ohne einen einzigen Censurstrich, ohne daß ein Wort

gen. Probandum est.

*** (Ein Kampf mit Walrossen.) Auf einer Entdeckungsfahrt nach dem Nordpol zu bemerkten englische Seeleute auf dem Eis einen Trupp Walrosse. Ein Theil von ihnen ruderte in aller Stille herbei, um die Thiere zu überraschen. Beim ersten Schuß setzten sich die Ungethüme in Bewegung und rutschten mit solcher Heftigkeit auf die Angreifer los, daß diese schnell ihre Reihe öffneten und den Flüchtlingen Raum gaben, ins Wasser zu plumpen. Eins der Walrosse hatte einen Schuß in den Kopf bekommen; der Steuermann schlug ihm die Axt in den Schädel, um ihm den Rest zu geben; aber das verwundete Thier schüttelte den Kopf, schleuderte die Axt weit weg und rutschte ins Wasser, wie die übrigen. Die Seeleute schifften sich wieder ein. Die Walrosse, jetzt in ihrem wahren Element, gingen von der Flucht zum Angriff über. Theils rannten sie mit den Schädeln wider die Bote, theils stießen sie mit ihren gewaltigen Zähnen in die Planken. Das größte unter ihnen zeigte sich am grimmigsten. Der Axthiebe der Mannschaft schien es zu spotten; die Lanzen blieben in seiner dicken Haut so wirkungslos, daß die Spitzen sich umbogen. Endlich schoß ihm einer der Seeleute durch den geöffneten Rachen in die Eingeweide. Das Thier sank zurück, und sofort versammelten sich um es die übrigen, unterstützten es mit ihren Hauern und trugen es gewissermaßen schwimmend weg. Nur ein Junges blieb zurück, welches den Tod des Alten rächen zu wollen schien und allen Stichen zum Trotz mit dem Schädel wider das Boot rannte. Die Seeleute wollten es schonen; allein als sie wieder auf dem Eis landeten, kroch es ihnen schwer ver-

Musik- und Tanzleben der Ulmer werde ich Ihnen später einmal errichten, es ist ein Hauptkapitel! Wir schreiben heute den 1. Mai und treten die Sommersaison an unter den günstigsten Auspicien, blauen Himmel und Sonnenschein, Liedern der Vögel und Menschen Schaare, daß der 1. Mai hier nur ein Volksfest für die Kinder, nicht für die Erwachsenen ist. In Schaaren zieht Alles zum Thore hinaus, was noch den Ränzel auf dem Buckel und den Strickbeutel am Arm trägt, um ein Mal des Jahres gemeinschaftlich in der Schule der Natur zu lernen, d. h. an Essen und Trinken sich zu erladen und dann sich aufspielen zu lassen — zum Tanz!? Das darf Sie nicht befremden; „jung gewöhnt alt gethan", und „wie die Alten sangen, so zwitschern auch die Jungen." Tanz, Tanz und noch einmal Tanz, mit obligater Begleitung des Biertrinkens — „so geht es alle Tage, in der allergrößten Heiterkeit." Bei dieser Vorliebe für die materiellen Genüsse, darf man sich denn auch nicht wundern, daß die Ulmer für die geistigen sehr wenig Sinn haben. Den schlagendsten Beweis hiervon giebt die Theilnahmlosigkeit für das Theater, das jedes Jahr neugeboren im Oktober die ersten Lebenszeichen von sich giebt und mit Beginn des Mai seinen letzten Seufzer aussteßt. Diese traurige Krisis ist gerade jetzt eingetreten. Die Ulmer Thalia ist gestern mit Raupach's Schleichhändlern und Angely's Beiden Hofmeistern, zum Benefiz der Direktorstochter, (ist das nicht naiv?) unbeweint entschlummert. Uebrigens geht das Gerücht, sie werde nach dreien Tagen wieder auferstehen und noch eine kleine Weile zum Besten ihrer Junger und Jungerinnen (also in Theilung) dem spröden Publikum die Cour machen. Die Sprödigkeit des Publikums konnte füglicher Weise zwar ihren Grund in der Mittelmäßigkeit der Gesellschaft haben, allein dieser Grund ist nicht stichhaltig, denn im verkleinerten Maßstabe, den man bei Theaterzuständen meiner Meinung nach stets anlegen muß, ist die Gesellschaft nicht schlechter, wie die eines jeden anderen Stadttheaters zweiten Ranges. Das Repertoire ist sogar gut, besonders wenn man, wie es in neuerer Zeit Mode geworden, unter gut: neu versteht. Der Direktor, Hr. Dardenne, brachte außer neueren auch die allerneuesten Novitäten, sämmtlich mit Takt und Geschmack in die Scene gesetzt. Ueberhaupt verdient die Direk-

Eines Tages, da Er-
plötzlich ein lebhaftes
und Fairfax angelan-
Menschen zu, den er
selben einige Minuten
ohne diesen ein Wor-
Benehmen zu sagen.
Euch Zeelen und Fai-
innerten, und auf ihre
Mensch, der dem ih-
Jude, der mich beau-
linnen erwartet wurde
gekommen, und eben e-
Plymouth aufgebrochen
die Geschäfte zu Ende;
der Anfang. Beim A-
bemitleidender Theilne-
ihn, den gebrochenen
zuschaffen. Der, wel-
Anlaß des Neubergs
im Begriff den gese-
gemachte Meisterstück
dem Protector erklären
Meinungen, die Du
hälst Du neben Deiner
Abwendung von jener
Festigkeit wird Dir u-
urtheile fragte nicht
soll.

gung sind. Nun, glaube ich, ist der Augenblick gekommen, unsere alten Plane auf Neapel auszuführen. Ihr habt Spanien lange genug regiert, um einen Thron zu verdienen. Mit einem Protectorat werdet Ihr Euch nicht begnügen. Näheres in meinem nächsten Brief. Einstweilen send' ich eine Flotte ins Mittelmeer zur Unterstützung Eurer Freunde. Oliver Cromwell."

Don Luis gab den Brief mit einem Ausdruck der Verachtung zurück und bemerkte: der König habe zu viel Scharfblick, um nicht zu erkennen, daß dieser Brief fabricirt sey, um ihn zu stürzen. Man dürfe nur nach Genua schicken und nach den 20,000 Pfund fragen, da werde sich zeigen, daß der Brief ein kindisch boshaftes Machwerk sey.

Philipp war mit seinem Minister völlig einverstanden, faßte aber dessen Worte buchstäblicher als sie gemeint waren. Don Luis hatte keinen Augenblick daran gedacht, daß der König sich die Mühe nehmen würde, in der Bank von Genua nach den angeblichen 20,000 Pfund zu forschen. Allein der König that es, und erfuhr durch seinen vertrauten Diener, daß wirklich die besagte Summe dort von einem Unbekannten für Don Luis de Haro niedergelegt worden sey. Dies war denn doch ein etwas starker Beweis. Der König hielt ihn keineswegs für erschöpfend; er sah wohl die Möglichkeit, daß der gottlose Ketzer und Königsmörder ungeheure Mittel anwenden könne, um einen würdigen Minister des katholischen Königs zu stürzen. Aber auf der andern Seite waren 20,000 Pfund ein Köder, der selbst einen Heiligen hätte in Versuchung führen können. Der König verungnadete zwar seinen Minister nicht, aber sein Vertrauen in diesen war insoweit erschüttert, daß er einmal selbst wollte, während er sonst immer seinen Minister für sich wollen ließ. Besorgt vor einer Verschwörung in Neapel — möchte nun Don Luis in dieselbe verwickelt seyn oder nicht — ließ er einen Theil der atlantischen Flotte ins Mittelmeer einlaufen. Das war es, worauf Cromwell gewartet hatte. Die atlantische Flotte war jetzt zu schwach, um die Angriffe der Engländer auf Jamaica zurückzuweisen. Im Jahre 1655 fiel diese herrliche Insel in die Gewalt der Briten. Ein solcher Erwerb war wohl die 20,000 Pfund werth, die Cromwell arglistiger Weise nach Genua geschickt hatte.

Erinnerungen eines Schauspiel-Direktors.

(Fortsetzung.)

III.

Ich weiß nicht, wie man heutzutage ein Theater-Privilegium erhält, aber vor 20 Jahren, das ist gewiß, war es ein saures Stück Arbeit, das große Geduld und großen Muth erforderte, vor Allem wenn man, wie ich Willens war, ein ganz neues Institut entrepreniren wollte. Zuerst, durch Vermittlung des Theater-Intendanten, ein Gesuch an den Minister, Bitte um Audienzen bei diesen beiden Großbeamten und Besuche bei ihnen; darüber waren 14 Tage verflossen, ehe man sich nur mit der Sache beschäftigte. Dann zahllose Schwierigkeiten: „Sie haben Ihr Terrain übel gewählt; wir können Ihnen nicht gestatten, sich mit allen den Fächern, wie Sie es wünschen, abzugeben; was würden Ihre Kollegen sagen?" Der Postulant kämpfte fernere 14 Tage hindurch und es schien ihm in den verschiedenen streitigen Punkten der Sieg bleiben zu sollen. Alles war so gut wie abgemacht, es schien, daß in zwei Stunden Alles zu Ende seyn könnte. Nicht im Mindesten: der Bericht war noch nicht gemacht, oder der Intendant war nicht damit zufrieden und es mußte von vorne wieder angefangen werden, oder auch es erhob sich irgend ein Hinderniß, welches durch Beredtsamkeit oder Protektionen beseitigt werden mußte, ehe man weiter gehen konnte. Endlich empfing der unglückliche Direktor, bebend vor Freude, die glückliche Nachricht: — Der Bericht liegt Sr. Excellenz zur Unterschrift vor, — und er ging fort, glorreich wie ein Eroberer und sagte zu Jedem, der es hören wollte: — Ich habe mein Privilegium! — Und am folgenden Tage hörte er in den Bureaus, daß Sr. Excellenz sich anders besonnen habe und noch nähere Auskunft über den Nutzen, die Wichtigkeit, die Zeitgemäßheit rc. des Gesuchs verlange; neue Audienzen, neue Unterhandlungen, neue Zögerungen, denn Alles wurde noch einmal von vorne behandelt. Und weit ärger war es noch, wenn ein Konkurrent auftrat; dann mußte man nicht bloß überzeugen, sondern auch kämpfen.

Was mich betrifft, so hatte ich mich gerade nicht sehr zu beklagen. Ungefähr drei und ein halber Monat waren mir genügend, weil Gottlob keine Mitbewerber da waren und ich mächtige Protektionen hatte, das köstliche Privilegium zu erhalten, von welchem ich schon gesprochen habe. Im Voraus sicher, daß es mir nicht fehlschlagen könne, hatte ich mich während dieser viertehalb Monate thätig damit beschäftigt, meine Administration zu gestalten und meine Truppe, oder richtiger gesprochen, meine Truppen zu bilden, die ich zum Behuf aller meiner Pläne gebrauchte. Obgleich ich nicht kniferte und auch der Ansicht war, daß man säen müsse, um zu erndten, verfuhr ich doch bei den Engagements meiner Schauspieler und meines sonstigen Personals sehr sparsam. Nur Eine ziemlich ernsthafte Schwierigkeit kam mir vor. Es hatten sich mir zwei Schauspielerinnen angeboten, alle beide jung, alle beide hübsch und alle beide vielversprechend, aber mit Ansprüchen, die mein Budget, so wie ich es festgesetzt hatte, weit überschritten. Beide gefielen mir und ich hätte sie gern Beide gehabt; wie das anfangen?

Es ist nothwendig, dem Leser zu sagen, daß zu derselben Zeit, wo ich beschäftigt war, das Personal meines Theaters vollzählig zu machen, ich eben so wenig eine andere wenigstens eben so wesentliche Parthie vernachlässigte, die Stücke, welche das Theater glänzend eröffnen sollten. Ich hatte mich zu diesem Behuf an einen berühmten Autor gewandt, der die eine der fraglichen Schauspielerinnen protegirte; dieser letzte Umstand kam mir sehr gelegen ins Gedächtniß zurück. Ich wußte gleichfalls, daß der Autor seinem Schützling die Hauptrolle in seinem Stück versprochen hatte, eine Rolle, welche sehr schön seyn sollte, und nach welcher ihre Rivalin ihrerseits für ihr Debut geizte. Ich sagte zu dem Autor und trug Sorge, daß Zeugen dabei waren, um es bei Gelegenheit zu wiederholen:

— Mein werther Freund, vertheilen Sie die Rollen, wie Sie wollen; ich lasse Ihnen ganz freie Hand und will mich gar nicht hinein mischen.

Und nachdem ich mich so außer aller Verantwortlichkeit gestellt hatte, wartete ich der Dinge, die da kommen sollten. Der Zufall begünstigte mich; die Rivalin erschien zuerst.

— Nun, mein theurer Direktor, fragte sie mich, schließen wir heute das Engagement ab?

— Nichts wäre mir lieber, meine Beste.

— Und Sie eröffnen Ihr Theater mit dem Stück des Herrn M....?

— Ja wohl.

— Das Stück ist nicht besonders, wie ich höre; es soll indeß eine süperbe erste Rolle darin seyn, die er dem Fräulein *** versprochen hat.

— Und die Sie gerne haben möchten?

— Nicht meinetwegen... Ihretwegen und seinetwegen: sie wird sie verderben...

— Wenn sie sie giebt...

insgesammt Royalismus athmeten. Das Directorium, auf diese Umstände fußend, hat die Verschwörer greifen lassen. Um zugleich die Hoffnungen und die Verleumdungen derer niederzuschlagen, welche noch auf den Sturz unserer Verfassung sinnen, ist gleich am ersten Tag die Strafe schleunigen Todes ausgesprochen worden gegen jeden, welcher das Königthum, die Verfassung von 93, oder Orleans zurückrufen sollte." — Der patriotische Eifer des Bürgers Talleyrand für die republikanische Verfassung und gegen den Prätendenten (Ludwig XVIII.) und gegen Orleans erscheint um so rührender, wenn man bedenkt, wie eifrig derselbe etliche Jahre später half, die republikanischen Einrichtungen durch solche zu ersetzen, welche ihm den Fürstentitel zu führen verstatteten, — wenn man ihn unter den Ersten erblickt, welche 1814 den Prätendenten auf den Thron hoben, und wenn man sich erinnert, daß er vor einigen Jahren als Botschafter Ludwig Philipp's von Orleans gestorben ist.

⁂ (Ein für Deutschland wahrscheinlich verlornes Alterthum.) In der letzten Sitzung der Alterthumsfreunde zu London hat der Director eine Mittheilung über ein Altarblatt gemacht, welches im Jahr 1019 von Kaiser Heinrich II. in das Münster zu Basel gestiftet worden ist. Dies Blatt, sechs Fuß breit und vier Fuß hoch, ist ein Relief aus reinem Gold auf einem Grund von Cederholz. Es enthält fünf Figuren, jede 24 Zoll hoch: Christus, Gabriel, Michael, Rafael und S. Benedict. Ueber jeder Figur wölbt sich ein von leichten Säulen getragener Rundbogen mit dem Namen der Figur. Weiter oben sind Büsten der Cardinaltugenden. Das Ganze erhebt sich auf einem Arabeskengrund und ist mit Blätterwerk eingefaßt, zwischen welchem Thierbilder hervortreten. Auf dem Fries und auf dem Sokel stehen in rothem Email folgende auf die Heilung Heinrich's und die dabei wirksame Fürsprache S. Benedict's bezügliche Verse; Quis sicut Hel fortis, medicus, soter! Benedictus (dieser zugleich die Namen Michael, Gabriel, Rafael in lateinischer Uebersetzung, ferner das griechische Wort für Heiland nebst dem Namen Benedict enthaltend) und: Prospice terrigenas clemens mediator usias (gnädiglich blicke o Mittler herab auf irdische Wesen.) Die Einmengung griechischer Wörter deutet unverkennbar auf die Zeit der durch die Ottonen mit den Byzantinern angeknüpften Verbindung. Die Arbeit ist augenscheinlich byzantinisch und verräth einen weit bessern Geschmack als die Bildwerke aus der Karolingerzeit, bei welcher man auf der Stelle an chinesische Theebüchsen erinnert wird. Als verkauflustiger Eigenthümer wird in dem Bericht ein Oberst Theubet (?) genannt, und der Director hofft, daß dies Kunstwerk der Anfang einer neuzubegründenden Abtheilung des britischen Nationalmuseums werden soll.

Aus Ulm.

(1. Mai.)

(Schluß.)

Was nun die Kräfte der Gesellschaft betrifft, so war die Oper, welche schon vor einem Monat aufgelös't wurde, allerdings sehr schwach, das Schauspiel dagegen, einige Mißstände abgerechnet, gut. Läßt sich von den meisten Mitgliedern auch nur sagen, daß sie ihren Platz mehr oder weniger ausfüllten, so sind doch die Leistungen einiger so beschaffen, daß ihre Namen eine besondere Hervorhebung verdienen. Vor Allem gilt dies von Herrn Guinand, erstem jugendlichen Liebhaber und Bonvivant, dessen Talent mich so frappirte, daß sich mir unwillkürlich die Frage aufwarf: wie kommt es, daß dieser Schauspieler für sechs Monate bei einer nicht stationären Bühne, wie in Ulm, und daß der und jener Schauspieler auf so viel Jahre bei dem und dem Hoftheater engagirt ist. Es ist nicht blos die Phantasie und Tiefe der Empfindung, welche aus dem Spiel dieses jungen Mannes den Zuschauern belebend anhaucht, sondern auch der fein beobachtende und zerlegende Geist, der sich bis in die kleinsten Nuancen des aufzufassenden Charakters bemächtigt und denselben als ein vollendetes Kunstgebilde aus Einem Gusse hinstellt. Solches zu leisten ist nur dem wirklich gebildeten Schauspieler möglich, wie es Herr Guinand ist, und es erklärt sich hieraus von selbst, wenn er gleich Gutes in der Conversation wie im Tragischen zu leisten vermag, so daß man nicht weiß, ob man seinem Doctor Wespe oder seinem Hamlet den Preis zuerkennen soll. Ein zwar noch nicht Großes leistendes, aber doch versprechendes Talent ist Dem. Luise Deibach, die als Soubrette und naive Liebhaberin mit Recht der Liebling des hiesigen Publikums geworden ist. Ein gar junges Blut, aber einen so lieblichen, frischen Mezzo-Sopran, ein so reizendes, naturwahres Spiel entfaltend, daß jede ihrer Leistungen gefallen muß, wenn man nicht gerade nur durch die kritische Brille sehen will. Schade, daß dies junge Talent nicht Ihrem Kapellmeister Guhr auf einer seiner Entdeckungsreisen aufgestoßen ist; es würde ein würdiger Vorwurf gewesen seyn für seine anerkannte Kunst: „Sängerinnen zu ziehen". Doppelter Schade aber für die kleine Soubrette selbst, denn von Guhr gefunden, würde sie sicher es zu Bedeutendem gebracht haben, während sie unter den jetzigen Verhältnissen, ohne Führung und Leitung für die Kunst vielleicht verloren geht. Arme Luise! Was ich nun noch Günstiges zu sagen habe, betrifft einen Gast, den Komiker August Gerstel, vom Hoftheater zu Wiesbaden. Ich habe so ziemlich die ersten jetzt lebenden Komiker gesehen, Scholz, Nestroy, Beckmann, Lang, Rüthling, Räder, Wallner, Hassel; aber Gerstel ist ihnen ebenbürtig, besonders, wenn man zugleich den trefflichen Baß-Buffo bei ihm in Anschlag bringt, als welchen er sich hier leider, bei mangelnder Oper, nicht recht bewähren konnte. Gerstel's ungekünstelte Komik kommt von Herzen und geht zu Herzen; man lacht, nicht weil man will, sondern weil man muß, und lacht noch fort, selbst wenn man ihn nicht mehr sieht und hört, sondern nur an ihn denkt. Ein minder großer Künstler hätte innerhalb 14 Tagen, an jedem Theaterabend, also viermal die Woche und immer bei aufgehobenem Abonnement spielend, schwerlich das Ulmer Theater so gefüllt als Herr Gerstel in den Rollen des Melchior in „Einen Jux will er sich machen", Philipp Rüstig im „Hundertjährigen Greis" (zweimal), Peter im „Kapellmeister von Venedig", Damian Stutzel (zweimal), Wallheim in Holtey's „Leonora", Quirl in Angely's „Hofmeistern" und Schelle in den „Schleichhändlern"; jede dieser Rollen ein Meisterstück von Charakterzeichnung. Der Hundertjährige Greis namentlich ist eine Leistung, die keinen zweiten gleich würdigen Repräsentanten in der gesammten Bühnenwelt finden dürfte. Die wiederholte Darstellung dieser Rolle riß das „kalte Publikum" so hin, daß es Gerstel mit dem Lorbeer krönte (eigentlich durch einen andern Schauspieler krönen ließ, weil es selbst keinen Muth dazu hatte), eine Ehre, die sogar die Schwestern Milanollo, welche am 30. März und 1. April hier zwei Concerte gaben, nicht ergeigen konnten! Teresa und Maria Milanollo! Zweifeln Sie nun noch an dem „Kunstsinn des Ulmer Publikums"? Die holden Violinsylphen waren darüber ganz im Klaren. Ich war es am 1. April auch; in der Vorstellung des Hundertjährigen Greises bin ich aber wieder irre geworden. — Ein so trefflicher Künstler übrigens August Gerstel ist, ein eben so trefflicher Mensch ist er. Wer nur flüchtig ihn kennen lernt, muß ihm gut werden, denn wie auf, so außer den Brettern, weiß er Herzen zu gewinnen wie Keiner! Ich meines Theils werde die Stunden, die ich mit ihm in trautem Kreise verlebte, unter die gemüthlichsten meines ungemüthlichen Lebens zählen. — Adieu, Herr Redakteur, für den schönen Monat Mai mit seinem lieblichen Wäldchensiest, das ich dies Jahr leider nicht mit feiern kann. Wenn Sie mir erlauben wollen, später einmal wieder ein fliegendes Blatt vom Donauufer an das liebe Frankfurt zu richten, so kommen Sie nur meinem Wunsche entgegen. Hoffentlich wird es dann interessanter werden als heute; der 1. Mai ist aber auch kein Tag zum Correspondiren!

F. B.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 7. Mai. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Marie: Fräulein Kieth, vom Hoftheater zu Dessau.

Montag, den 8. Mai. Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Herr Hendrichs, vom Stadt-Theater zu Hamburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

frühstücken, ich komme um vor Hunger, das Umherlaufen hat mir den Magen ganz hohl gemacht; aber es ist unmöglich fort zu kommen. Die Besuche drängen sich: man bringt mir ein Manuscript und bittet mich, während man mir lang und breit eine „kleine" Idee von dem Stücke giebt, es mit der größten Sorgfalt durchzulesen; dann erscheint ein Lieferant und giebt mir seine Rechnung, die ich ihm auszahlen lasse; darauf kommen Freunde und verlangen für die erste Vorstellung Billete, Schauspieler, die mir ihre Bemerkungen über das im Einstudiren begriffene Werk machen, andere, die sich über das Beschneiden ihrer Rollen beklagen, Schauspielerinnen, die sich nach der Farbe ihres Kostüms erkundigen, dann wieder ein Herr, der sich als Journalist einführt und gegen das Versprechen seines Beistandes — anonym aber — freien Eintritt erbittet, endlich der Maschinist, der Theaterschneider, die Theaterschneiderin, der Friseur, das ganze diensthuende Personal, um meine Befehle einzuholen — eine ganze Welt spricht und regt sich um mich herum. Ich weiß nicht, wem ich zuerst antworten soll, es gelingt mir indeß endlich Jeden zu bescheiden, ohne zu viele Quiproquo's zu machen; aber die Zeit verläuft, mein Magen bellt laut ... Ich schelle meinem Bedienten und sage ihm, er soll mir zu frühstücken bringen, weil ich doch nicht fortgehen kann. Das geschieht. Unter fortwährendem Sprechen will ich mich an meine Cotelette machen, die ich mit den Augen verschlinge, als plötzlich die Stimme des Theaterdieners im Foyer und im Corridor erschallt:

— Meine Herren und Damen, die Probe fängt an!

Ich lasse meine Cotelette stehen ... Ich werde heute nicht frühstücken: fort zur Probe.

Das dauert bis 3 Uhr.

Von 3—4 Uhr Korrespondenzen, die übrigens ein Direktor von Anfang an nur mit weiser Rückhaltung zu führen bemüht seyn muß.

Von 4—6 Uhr eine Wanderung durch die verschiedenen Ateliers, um die Arbeiter zu inspiciren, dann ein Besuch beim Dekorationsmaler, der seit drei Tagen eine Landschaft ohne Bäume und einen Palast ohne Säulen stehen läßt. Glücklicherweise geht Alles zu: ich werde zu Mittag essen können.

Aber meine Arbeit ist noch nicht beendet; soll ich nicht noch die Manuscripte lesen, die Stücke anhören? Und das ist das Entsetzlichste für einen Direktor, dazu braucht er Geduld! Ich schaukle mich auf meinem Stuhl hin und her, ich reiße die Augen auf, so weit ich nur kann, sie wollen mir immer zufallen, ich ersticke mein Gähnen, ich nehme eine Masse Tabak. Das dauert bis eilf Uhr Abends, und nun steht es mir frei schlafen zu gehen, wenn meine Unruhe es mir gestattet, um am andern Tage wieder von vorne anzufangen.

Nicht wahr, das ist ein recht tüchtiges Tagwerk? Und am Ende ist, das schlechte Frühstück ausgenommen, doch Alles erträglich gegangen. Das sind die Rosen des Geschäfts.

Endlich brach er an, der große Tag, strahlend und glänzend; ich sage strahlend in Bezug auf mich, denn wir waren im Sommer und eine dichte Lage grauer und schwarzer Wolken ließ auch nicht den geringsten Sonnenstrahl durch, und das ist für ein Theater ein herrliches Wetter; ich setze hinzu glänzend, weil drei Viertheile des Hauses bestellt waren: wir kannten damals noch nicht den unermeßlichen Vortheil solcher Feierlichkeiten wie man ihn jetzt kennt, wo alle Plätze an gute Freunde gegeben werden, wo man mit ihrem enthusiastischen Beifall einen entsetzlichen, kolossalen Erfolg hat, aber bei leerer Kasse.

Nichtsdestoweniger war ich trübe gestimmt, unruhig. Mein Autor, das heißt, der Autor des großen Stückes, welches den Abend tragen und heben sollte, hatte sich zum Mittagessen einladen lassen. Er erschien strahlenden Auges, ein Lächeln auf den Lippen, das Bewußtseyn seines Talents und die Gewißheit des Erfolges in allen Zügen ausgeprägt, kurz, seiner sicher, wie ein Veteran, der auf allen Schlachtfeldern den Sieg zu finden gewöhnt ist.

— Ich kenne mein Publikum auswendig, sagte er mit dem Tone stolzer Sicherheit zu mir, ich kenne es, als wenn ich es gemacht hätte ... Sehen Sie, ich habe seinen Geschmack so studirt, ich weiß so gut, was ihm ansteht, daß ich, wenn es mir nicht Beifall klatscht, was sehr selten ist, zu mir selbst sage: Es irrt sich dies Mal, ich beklage seinen Irrthum und ich trage ihm deßhalb keinen Groll nach ... Kommen Sie, mein Lieber, geben Sie dies trostlose Gesicht auf; glauben Sie meiner Erfahrung und seyn Sie überzeugt, daß das Ansehen meines Namens, wie immer, auch dies Mal und noch viele andere Male durchdringen wird ... Hier ist ein vortrefflicher Bordeaux. Auf unsern Triumph! Auf meine hundert Vorstellungen! Wir werden so weit kommen, oder ich will mein ganzes Leben lang ausgepfiffen werden.

Diese wiederholten Versicherungen ermuthigten mich ein wenig.

Wir standen eben früh genug vom Tische auf, um einige Minuten vor dem Aufgehen des Vorhangs im Theater anzukommen. Die Vorstellung war in folgender Art angesetzt: zuerst ein ganz ausdrücklich für diesen Anlaß geschriebenes Vaudeville, dann kam das Drama, das Hauptstück, worauf ich besonders vertraute und zum Schluß ein Ballet.

Einige Couplets in dem Vaudeville, die in der That sehr geistreich waren, wurden stark applaudirt. Das Stück gefiel und es wurde mit Wärme und Einklang gegeben. Das war ein erster Schritt. Das Publikum schien in der besten Laune. Von allen Seiten bekomplimentirte man mich: Glückwünsche, heuchlerische oder eigennützige, aufrichtig gemeinte sehr wenig, bestürmten mich. Die wahre oder verstellte Freude, die ich auf allen Gesichtern meiner Umgebung las, strahlte auf dem meinigen wieder.

— Das Stück ist recht schwach, aber es hat sich durchgeschlagen, flüsterte mir der große Dramaturg ins Ohr.

Jetzt begann das Drama, und ich weiß nicht warum, ich fing wieder an zu zittern. Der Autor bemerkte es und sagte:

— Muth gefaßt! Sehen Sie mich!

Wir hatten uns in eine Coulisse gestellt und horchten angestrengt, ob wir nicht durch den Dialog auf der Bühne hiedurch das unbestimmte Geräusch aus dem Parterre hören könnten, welches die verschiedenen Phasen, die das Gemüth des Zuschauers durchmacht, so genau ausdrückt. Ich hielt den Athem an; ich lebte nicht; mein Gefährte bewahrte seine unerschütterliche Sorglosigkeit und Kaltblütigkeit. Gegen die Mitte des zweiten Akts vernahm man ein heftiges Pfeifen. Das war mir wie eine Messerklinge, ins tiefste Fleisch gebohrt. Was den Autor betrifft, so drehte er sich lebhaft um und fragte mich mit der bis zur Unverschämtheit getriebenen Naivität des Stolzes:

— Haben die Schauspieler vielleicht etwas an meinem Stücke geändert?

Wie sehr ich auch an die Unverschämtheit dieser übertriebenen Eitelkeit gewöhnt war, ich blieb, ich gestehe es, stumm vor Erstaunen stehen. Uebrigens lenkte auch ein anderer Gegenstand meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Zeichen des Mißfallens, das Murren, als wenn es nur auf ein Signal gewartet hätte, um loszubrechen, wurde bei jeder Scene, bei jedem Wort stärker. Das Ungewitter zog näher heran, der Blitz zuckte über unsern Häuptern; ich war mehr todt als lebendig. Der Autor war verschwunden. So ging das Ding unter Begleitung derselben Musik fort. Das Stück, auf immer verdammt, konnte kaum zu Ende gespielt werden

und die haute volée der Stadt ist dabei zahlreich zugegen. Ich fand dort einen sehr glänzenden Kreis competenter Richter, den Staatsminister v. Gerhdorff, Graf v. Beust und andere Exzellenzen; voran die Frau Großherzogin mit der Erbgroßherzogin. Vor einem solchen Cirkel ist es keine Kleinigkeit, zwei Stunden interessant auszufüllen. Aber Graf Suzor ist ein feiner Mann, von Geist und lebendigem Vortrage, in einer sehr correcten und gewählten Sprache. Wenn er auch nichts ganz Neues und ungewöhnlich Geistreiches vortrug, so zog er doch fortwährend an und befriedigte die Kenner. Wohl berechnet und sehr ergötzlich war unter Anderem eine Paralelle der französischen, gemessenen Classiker und der revolutionären Romantiker, auf Kosten dieser; wenn auch vielleicht die Verdienste Beider dabei nicht specifisch genug abgewogen waren. Gegen die deutsche Literatur sprach er sich, wie billig, bei jeder Gelegenheit sehr günstig und conciliatorisch aus. Ueber unser Hoftheater erheben sich fortwährend so viele Stimmen, daß es überflüssig scheint, den Chor zu vermehren. Nur die Rubrik zu bezeichnen, für besonders interessante Fälle, stehe hier die Bemerkung, daß gegenwärtig die Tochter des Regiments und die Brautfahrt, oder Kunz von der Rose die markantesten Erscheinungen unserer Bühne sind. Donizetti's Musik, in französischem Geiste hier sich versuchend, hat angenehme Partien. Der Stoff ist anziehend. Die Behandlung könnte vielleicht geistreicher seyn. Die Brautfahrt von Freytag ist ein gediegenes Stück, das gewiß noch überall Anerkennung finden wird, wie in Wien und München. Recht, daß unsere Intendanz darauf hält und mit sichtbarer Liebe wiederholt in Scene gehen läßt. Auch wird es im Ganzen gut gespielt. Genast ist ein recht behaglicher lustiger Rath. Noch ein Wort über Kirche und Schule. Von zwei sehr anziehenden Predigten unseres sehr beschäftigt gewesenen Röhr behandelte die eine den Todestag Christi als „einen Tag des Unmuths" für alle Christen, und bewies, daß er es auch insofern sey, als dieser Tod unendliches Elend über ein ganzes Volk gebracht habe und noch bringe; denn noch gehe das Wort in Erfüllung: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder." Dies und die Erwähnung der sinnigen Sage von dem Ruhelosen, der dem Kreuzträger die Ruhe versagte, machte einen sehr ergreifenden, fast schauerlichen Eindruck auf die gedrängt lauschende Versammlung. — Den Gymnasiasten hier wurde vor einiger Zeit, wie verlautet, in Folge höherer Instruction, das Tragen des überlangen Haars und der ganz nackten Brust wiederholt untersagt, und so, wo nicht ein demagogischer Geist, doch ein sehr unsauberer und widriger beim Schopf und Kragen gefaßt. — Dr. Prutz von Jena war hier, um bei dem Preußischen Gesandten gegen seine Ausweisung Vorstellungen zu machen. Wie aber seine Geschichte von manchen Blättern auf höchst anstößige Weise ausgebeutet wird, dürfte es nichts helfen.

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Sociales Leben. — Theaterzustände. — Saison. — Halm's „Sohn der Wildniß." — „Molière", von B. A. Herrmann. — Hofschauspieler Wagner von München. — „Der Mulatte", Drama von Hell. — Mad. Pirscher. — „Das Mädl aus der Vorstadt", Posse von Nestroy. — Hassel. — „Der Maler als Arzt", Original-Lustspiel von J. Gehrig. — Theodor Wagner (vom Schweriner Hoftheater). — Concert zum Besten des Pensionsfonds. — „Marie, oder die Regimentstochter", Oper von Donizetti. — Feldmann's Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen." — Herr Stritt, Tenorist von Wiesbaden. — Herr Meck, Baritonist, ebendaher. — Eine Reprise von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig!" — Herr Keßler vom Düsseldorfer Theater. — Herr Seiller von Hamburg. — Mad. Diez, Hofsängerin von München — Rossini's Stabat mater. — Benefiz-Concert für Herrn Braunhofer. — Düringer von Leipzig, nun Ober-Regisseur der Mannheimer Bühne — Siebente Blumen-Ausstellung des hiesigen Vereins für Naturkunde. — Mai-Markt. — Eisenbahn. — Dampfschiffahrt.)

Ich komme spät, doch ich komme!

Frei nach Schiller.

Beinahe zwei Monate sind verstrichen, seit mein letzter Bericht Raum in dem Konversationsblatte gefunden. So gerne ich auch Ihrem Wunsche nach öfteren Berichten Folge gegeben hätte, so sah' ich mich doch durch einen Conflux zufälliger Umstände bis heute am Schreiben verhindert. Eben so wenig ist es mir möglich, Ihre Leser von viel andern Dingen, als unsern Kunst- und Bühnenereignissen zu unterhalten, allein das Uebel liegt außer meinem Verschulden. Unser sociales Leben gleicht in der That einem in ewiger Gleichförmigkeit ruhig dahinfließenden Strome, der nur in seltenen Intervallen, von einzelnen Windstößen, und höchstens an der Oberfläche, leicht aufgeregt wird und eben so schnell in das gewohnte Geleise zurückkehrt. Unser sociales Leben ist ein rein vegetirendes, das nicht über die gewöhnliche Prosa der Alltagsordnung hinausreicht. Die einzige Schleuße einer edleren Unterhaltung ist für uns das Theater; würde uns diese durch irgend einen ungünstigen „Thor- und Schicksalsschluß" gesperrt, wir wüßten kaum, womit wir die Zeit der Erholung ausfüllen sollten. Die Bühne ist und bleibt nun einmal der Centralpunkt unseres geselligen Lebens, das Alpha und Omega der Unterhaltung aller Klassen unserer Bevölkerung, die aber auch mit seltenem Eifer und einer unermüdlichen Ausdauer dem Institute anhängt und ihm in pekuniärer Beziehung so große Opfer bringt, wie sie, im Verhältniß zur Zahl der Bewohner, keine andere Stadt unserer deutschen Gauen zu solchem Zwecke aufzuweisen vermag, wobei Referent ausdrücklich bemerken will, daß alle übrigen öffentlichen Anstalten, die zum Nutzen und Wohle der Stadt und ihrer Bewohner dienen, nicht etwa unter der Vorliebe und den großen Opfern für die Bühne leiden, sondern sämmtlich in schönster Blüthe stehen. — Ob aber nicht bei so bedeutenden Zuschüssen und einer so unausgesetzt regen Theilnahme des Publikums, von Seiten der leitenden Behörde, Besseres und Kräftigeres geleistet, namentlich im Personalbestande der Bühne, ein seit langer Zeit vermißtes, stabiles und gerundetes Ensemble hergestellt und so das Repertoire endlich auf ein gleiches Niveau mit dem der besseren Bühnen Deutschland's, wozu die hiesige, troß ihrer Männel, dennoch immer gehört, gebracht werden könne, sind Fragen, die ich hier um so weniger in Betracht ziehen will, als sie seit Jahren in hiesigen und fremden Blättern wiederholt und hinreichend besprochen worden sind. Dagegen hebe ich mit lebhaftem Vergnügen hervor, daß in neuester Zeit sich bereits die lobendsten Bestrebungen zum Bessern kundgegeben haben, so daß man mit Recht auf eine günstige und vollständige Regeneration und Beseitigung der obwaltenden Mängel schließen darf, die denn auch sicher in noch größerem Maße schon eingetreten seyn würde, wenn nicht das vorhandene Provisorium in der Oberleitung der Bühne, so wie die Unmöglichkeit, die leider im Laufe der Zeit eingetretenen Lücken auf ein Mal und zur vollkommenen Genüge unsers nicht leicht zu befriedigenden Publikums auszufüllen, auch dem besten Willen und der lebhaftesten Thätigkeit, große Hindernisse entgegensetzten. — Daß aber in der That in neuester Zeit ein regeres Leben sich bei unserm Bühneninstitute bemerkbar gemacht hat, wird am Besten der Inhalt meines heutigen Schreibens konstatiren. Sie finden darin eine so hübsche Serie von aufgeführten Novitäten, eine so ansehnliche Reihe von meistens achtungswerthen, ja zu den bedeutendsten Künstlern gehörenden Gästen und endlich so viele gelungene Leistungen unseres einheimischen Personales aufgeführt, wie dies selbst bei der fleißigsten und bestdotirten Bühne, nicht im erhöhtern Maße der Fall seyn wird. Und somit nehme ich dann den Faden meiner in Nro. 80 dieser Blätter abgebrochenen Korrespondenz wieder auf. (Fortsetzung folgt.)

(Frankfurter Stadttheater.) Dienstag, den 9. Mai. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. Musik von Nicolo Isouard.

Mittwoch, den 10. Mai. Großes Vocal- und Instrumental-Conzert des Herrn Parish-Alvars aus London, Virtuose auf der Harfe, und den Herren Gebrüder Lewy aus Wien, Virtuosen auf dem Waldhorn und dem Pianoforte. Vorher geht: Das Conzert am Hofe, komische Oper in 1 Akt. Musik von Auber. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

denn wie sollten sie sonst leben? Der eine ist Vergolder, der andere arbeitet in unechten Steinen, dieser ist Buchbinder, jener Kuchenbäcker u. s. w.: lauter Professionen, welche sie in den Freistunden treiben, die der Dienst ihnen läßt.

Ich habe einen gekannt, der die Stiefel und Röcke aller Miethsleute des Hauses reinigte, in welchem er ein Dachstübchen inne hatte, und wenn er gewichst, gerieben und geklopft hatte, so erschien er zur bestimmten Zeit, um seine Chöre zu lernen und zu singen und seinen Schrei des Schmerzes oder des Enthusiasmus einzuüben; eine doppelte Existenz, die beim ersten Anblick eine monstruöse und fast unmögliche Allianz zu bieten scheint, die aber bei meinem Mann ein seltsames Reactions-Phänomen zeigte. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß der Ehrgeiz aller Choristen dahin trachtet Schauspieler zu werden; der Stiefelwichser machte von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme, nur insluirte sein Geschäft außerhalb des Theaters direkt auf seine Liebhaberei als überzähliger Künstler. Er dachte nicht an die Rollen eines großen Herrn, eines Liebhabers, eines Tyrannen, das Alles verachtete er gänzlich; was er wollte, was er ersehnte, wonach er mit seinen heißesten Wünschen trachtete, mit seinen lange Zeit genährten Hoffnungen, war ... eine Bedientenrolle; für eine Bedientenrolle hätte er zehn Jahre seines Lebens und alle Stiefel und Röcke seiner Kunden gegeben.

Was die auswärtigen und beiläufigen Geschäfte der Fräulein Choristinnen betrifft, so sind das Geheimnisse, die uns Nichts angehen und die nicht zu unserer Competenz als Geschichtsschreiber gehören.

Im Allgemeinen sind Comparsen und Choristen unter die specielle Aufsicht, unter die ausschließlichen Befehle ihrer respektiven Führer gestellt, und nur bei bedeutenden Anlässen nehmen diese zur höchsten Behörde ihre Zuflucht. Beide lassen sich bei Ausübung ihrer Funktionen recht wohl mit zwei Heerführern vergleichen, welche, obschon sie nicht in gleicher Reihe marschiren, doch auf dasselbe Ziel losgehen, und ihre Truppen zweien Corps, welche, obwohl durchaus verschieden, weil das eine aus Soldaten besteht, die zu festem und täglichem Dienste genöthigt sind, während das andere sich mehr zufällig aus irregulären Elementen bildet, sich doch häufig darin gleichen, daß alle beide gewaltig undisciplinirt sind; man begreift, daß, um da Ordnung zu erhalten, wo Unordnung fast eine natürliche Bedingung ist, unsere beiden Heerführer vor Allem große Festigkeit besitzen müssen; auch eine gewisse Dosis Intelligenz ist erforderlich, denn, wenn der Chorführer auf der Bühne immer ein Auge auf seine Untergebenen haben und mit seinem Beispiel vorangehen muß, um zu furchtbare Mißgriffe zu verhindern, so muß der Comparsenführer seinerseits, der für das Handthieren und Treiben seiner Leute verantwortlich ist, bei seiner Auswahl besonders aufmerksam und umsichtig verfahren. (Fortsetzung folgt.)

Hofleben einer Schriftstellerin.

Das Edinburgh-Review enthält eine umfangreiche Mittheilung über das Tagebuch und die Briefe der Madame d'Arblay, welche 1842 in fünf Bänden zu London erschienen sind. Schwerlich hat der tausendste Theil unserer Leser je den Namen Arblay gehört, schwerlich auch den Namen Burney, den Madame d'Arblay vor ihrer Verheirathung trug. Wir würden diese höchst unschädliche Unwissenheit, welche wir bis vor Kurzem getheilt haben, nimmer zu beseitigen versuchen, wenn es sich bloß um die Schriftstellerin Miß Burney und Madame d'Arblay handelte. Allein die Schriftstellerin hat zu öffentlichen Personen in einem Verhältniß gestanden, welches ein Urtheil über diese Personen veranlaßt hat, und da dies Urtheil sich in der Geschichte geltend zu machen scheint, so möchte es wohl der Mühe werth seyn, den Grund desselben zu beleuchten, weniger um der Personen willen, die es betrifft, als um aufmerksam zu machen, wie sich überhaupt solche Urtheile bilden. Die beregten Personen sind Georg III. von England und die Königin Charlotte, welche letztere Byron irgendwo a bad woman nennt.

Franciska Burney, geboren 1752 zu Lynn, war die Tochter eines Musikers, Dr. Burney, der sich mit Ertheilung von Unterricht bei den vornehmen Familien ernährte, der aber dabei durch Herausgabe verschiedener Schriften über sein Fach und namentlich einer Geschichte der Musik einen Ruf bei Gelehrten und Künstlern erworben hatte. Johnson, Colman, Reynolds, mehrere andere namhafte Schriftsteller und der allbekannte Garrick waren seine Hausfreunde. Die größten italienischen Sänger und Sängerinnen, welche nach England kamen, betrachteten ihn als Richter über ihren Ruf, erschienen in seiner bescheidenen Wohnung und gaben dort Proben von ihrem Talent, zu welchen der Ausbund der vornehmen Welt herbeiströmte. An einem Abend unter andern zählte man dort sechs Lords und den französischen und russischen Gesandten. So hatte Fanny Gelegenheit, Personen der verschiedensten Stände und Völker zu beobachten, Fürsten und große Staatsbeamten und Künstler und Dichter, die in Dachkammern wohnten, Decane von Stiftskirchen und Theaterdirectoren, Reisende die eingefangene Wilde zur Schau stellten und Sängerinnen, die sich von Vicegemahlen escortiren ließen.

Schon in ihrem fünfzehnten Jahr begann Fanny kleine Characterbilder zu entwerfen. Allein das Eifern ihrer Stiefmutter gegen Papierverschmieren bewog sie, jene Erstlinge ihres Geistes den Flammen zu opfern. Bald indeß erhielt sie einen Anlaß, ihr Talent zu üben, gegen welchen die Mutter nichts einwenden durfte. Crisp, ein alter Freund von Burney und Garrik hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen und beauftragte seinen Liebling Fanny, ihm regelmäßigen Bericht von den musikalischen Abendunterhaltungen bei Burney zu erstatten. Einige dieser Briefe sind gedruckt und beweisen einen lebendigen Sinn für Auffassung der Eigenthümlichkeiten, Geschick im Gruppiren und eine ausgezeichnet komische Ader. Während diesen Vorübungen arbeitete sie an einem Roman Evelina. Im Jahr 1778 ließ sie denselben erscheinen. Romane hatten damals in England ein ungünstiges Vorurtheil gegen sich, weil die meisten derartigen Schriften entweder albern oder unsittlich waren. Um so ehrenvoller war für die, unter dem falschen Namen Grafton versteckte Fanny der ungetheilte Beifall, den Evelina fand. Als sie sich zu ihrem Werk bekannte, war unter Männern wie Burke, Sheridan, Reynolds, Windham, Gibbon, Cumberland nur eine Stimme, daß es die beste Dichtung sey, die seit Smollets Tod erschienen. Der alte Johnson, außer sich vor Freude, wollte durchaus haben, Fanny sollte bei ihm Lateinisch lernen. Sheridan drang in sie, ein Lustspiel zu schreiben, und versprach, es aufzuführen, ohne es vorher gelesen zu haben. Sie schrieb „die Witzlinge,“ gab sie aber erst dem alten Crisp zu lesen. Crisp erklärte ihr offen das Werk für verfehlt. Sie unterdrückte es und schrieb dagegen eine zweite Novelle Cecilia. Die Spannung und die Begierde des Publikums beim Erscheinen derselben im Jahr 1782 war größer als späterhin bei Ankündigung eines neuen Werks von W. Scott. Das Manuscript von Evelina hatte sie für zwanzig Pfund verkauft, für Cecilia erhielt sie zweitausend.

Fanny Burney, jetzt als eine klassische Schriftstellerin anerkannt, ward bei vielen angesehenen Personen eingeführt, unter andern bei einer Frau Delany, welche in einem königlichen Haus zu Windsor wohnte. Um Weihnachten 1785 war sie

Doch wir wollen uns mit einem solchen kritischen veni vidi vici nicht genügen lassen, und nach dem zweiten Concert des berühmten Harfenvirtuosen ausführlich über dessen gigantischen Leistungen sprechen. Auch der junge Richard Lewy ent-sprach seinem Rufe, der kein künstlicher und hohler ist, wie ihn die Industrie in unsrer Zeit zu machen pflegt. Wir hoffen, daß das zweite Concert der Künstler die Theilnahme finden wird, welche diese so sehr verdienen. Wer seine Er-wartungen auf das, was zu gewähren möglich ist, stützen wird, der wird sie auch gewiß eher weit übertroffen als un-erreicht finden.

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Baison's Gastspiel schloß mit dem „Molière" im gleichnamigen, von B. A. Herrmann nach dem Französischen bearbeiteten Lustspiele, und mit dem Ingomar in Halm's „Sohn der Wildniß". Beide Werke waren für uns neu und fanden, wenn auch aus ganz verschie-denen Gründen, eine günstige Aufnahme. Das Erstere, alles innern Werthes ermangelnd, interessirte durch die anziehende Persönlichkeit des Dichters, dessen Biographie uns hier in einer episodisch gehaltenen Scenenfolge, dramatisirt vorgeführt wird. Halm's Dichtung erhielt dagegen nur durch den ihr inne wohnenden poetischen Werth In-teresse, denn die Handlung selbst ist so einfach, der Stoff nach allen Richtungen hin so oft und vielfach benutzt und bearbeitet, dabei so gedehnt und in die Länge gezogen, daß allein die Schönheit der Sprache, der Reichthum der Bilder, mit einem Worte das dichteri-sche Element für die großen Mängel des von so vielen Seiten über-triebenen gelobposaunten Werkes, sobald wir dasselbe vom dramati-schen Standpunkte aus betrachten, uns entschädigen kann. Die Auf-führung beider Novitäten war, obgleich sie an zwei hinter einander

Hindernissen zu kämpfen hat, durch die glückliche ...
Burschen Charlot wohlwollende Anerkennung. — Von den Darstel-lern im „Sohn der Wildniß" nennt Referent Herrn Hausmann, der die untergeordnete Rolle des geizigen Polidor zur Bedeutung erhob und mit Geschick und künstlerischer Einsicht behandelte, und Frau von Busch als Altaa. — Herr Wagner, vom Münchener Hoftheater, dessen Gastspiel fast gleichzeitig mit dem des Herrn Baison zusam-mentraf, und deshalb einen erschwerten Stand hatte, schloß dasselbe als Chevalier von St. Georges im „Mulatten", einem hier zum ersten Male in Scene gehenden Drama in drei Abtheilungen, nach dem Französischen von Th. Hell. Er bestätigte darin auf das Ein-dringlichste wiederholt die gute Meinung, welche Referent in seinem frühern Berichte über die Fähigkeiten und günstigen Eigenschaften des-selben aussprach. Ein Engagement des noch jungen Künstlers bei unserer Hofbühne, kam indeß nicht zu Stande; wahrscheinlich weil die leitende Behörde erst die ganze Colonne der vorhandenen Aspiranten zu der vakanten Stelle eines ersten jugendlichen Liebhabers für das höhere Schauspiel und die Tragödie vor dem Publikum die Revue passiren lassen will. Ein Verfahren, das dem Publikum gegen-über, zwar vollkommen zu rechtfertigen ist, doch fürchten läßt, daß, bei der Seltenheit wirklich ausgezeichneter junger Darsteller in die-sem Fache, die einigermaßen brauchbaren Talente, das Resultat eines hiesigen Engagements bis nach völlig beendetem Gastspiel-Turnus ihrer Rivalen nicht müßig abwarten, sondern die ihnen sich an andern Or-ten ebenfalls bietende Gelegenheit ergreifen werden, eine gesicherte Thätigkeit und Existenz zu gewinnen. Möge man sich deshalb, durch frühere Erfahrungen belehrt nicht allzu wählerisch zeigen, da wir schon mehrfach gesehen, daß das Resultat zu langen Wählens und Wartens in den meisten Fällen uns statt des gehofften Besseren zu-letzt nur das Schlechtere oder doch höchst Mittelmäßiges brachte!!! — Das Drama „der Mulatte" ist eine jener französischen Ephemeri-den, von denen 13 auf ein Dutzend gehen. Nur berechnet auf momen-tane Spannung und Unterhaltung der Zuschauer, und ohne Anspruch auf Werth und Gediegenheit, bilden sie in der Regel eine Olla potrida von Effektmittelchen und Rührscenen aller Art, die denn bei dem großen Haufen, der nur Neues will, ihre Wirkung nie ganz verfehlen. Doch fordert die Wahrheit zu sagen, daß das genannte Drama zu den bessern Produkten dieser Art gehört und gut gespielt wirklich ange-

Man sagt zu ihm: —
zig Figuranten, und er
dreifache Zahl eben so
ihm verlangte; es gibt
wenn sie täglich 25 Se
die Vorstellung, ist sie
Aufhebung von Mannsch
ein Comparsenführer,
auf dem Papier fertig
Maaße, als Dejeunen
kommt, daß er es ist,
es sich, wie schon häufi
ihre Sachen schlecht ma
gehen aber in einer Ste
man sich nicht an sie,
Daraus folgt, daß der
keine kleine Lust an der
sein Geld liefert, und
mente einbringt; darau
einen tüchtigen Compa
Alles in Allem —
noch auf Comparsen
des Dramas unserer
sind aus ihren Reihen
Was soll ich von
sagen? Was kann
nicht taub ist, was w
zwei Unfälle, deren

das ist für das Auge des Zuschauers. Es gibt andere Requisiten, die man nicht sieht, die man hört: Donner, Regen, Blitz, das Rollen eines Wagens, Kanonen rc. Vielleicht lernt der Leser Etwas, wenn ich ihm diese Coulissen-Geheimnisse entschleiere: die Kanone, die in der Ferne brüllt und fast immer das Signal zu einer ergreifenden oder angstvollen Entwickelung gibt, die Kanone wird mit einer großen Kiste nachgemacht, auf welche man mit einem Stock schlägt, an dessen Ende eine mit einem dünnen Fell überzogene bleierne Kugel befestigt ist; der Blitz wird durch eine oder mehrere Fackeln hervorgebracht, die man hinter einem durchsichtigen Vorhang schwingt; ein Stück Leinwand, an einem eisernen Draht hängend und mit der Hand in Bewegung gesetzt, gibt eine herrliche Nachahmung von Wind und Regen; ein kleiner Karren, den man über die Bretter rollt, thut die Dienste der prächtigsten Equipage; derselbe Karren macht, wenn man ihn über die Balken des Gewölbes rollt, den Donner täuschend nach. Man sieht aus diesen Details, wie viel Ensemble und Aufmerksamkeit dazu gehört, ein nur einigermaßen anständiges Gewitter fertig zu bringen; wenn die Leinewand an dem eisernen Draht nicht auf ihrem Posten ist, oder wenn der Karren still steht, oder wenn die Fackeln nicht angezündet sind, dann Adieu Illusion, Adieu Gewitter, Adieu Stück! (Fortsetzung folgt.)

Hofleben einer Schriftstellerin.

(Fortsetzung.)

Sehr vernünftig bemerkt der Referent weiter: „Daß der König und die Königin ihr damit nicht übel wollten, ist kein

lisch zu hören. Wollte sie mit solchen Complimenten verschont bleiben, so mußte sie mit der Oberkammerfrau Karten spielen. Diese geistreiche Unterhaltung dauerte von fünf bis elf Uhr, abgerechnet die Stunde von acht bis neun, wo die Stallmeister zum Thee kamen. Zwischen elf und zwölf ertönte die Klingel wieder. Fanny hatte die Königin zu entkleiden und erhielt dann Erlaubniß, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen und zu träumen, daß sie in einer Bürgerwohnung der Mittelpunkt eines bewundernden Kreises sey, wo Burke sie für das erste Weib ihrer Zeit erklärte.

In diese langweilige Einförmigkeit brachten kleine Reisen des Hofs von Kew nach Windsor und von Windsor nach Kew einige Abwechselung. Interessant war eine Reise nach dem altehrwürdigen Oxford, wo Fanny die Königin Tage lang bei Besichtigung der Universitätssäle und Capellen begleitete. Bedenkt man, daß sie als Verfasserin von Evelina und Cecilia diese Alterthümer in aller Bequemlichkeit, geführt und gefeiert von den Gelehrten der Hochschule, hätte besehen können, während sie als Kammerfrau der Königin übersehen und vernachlässigt wurde, so kann man sie schwerlich bedauern, wenn man in ihrem Tagbuch liest, daß sie im Magdalenencolleg in einem Zimmer zurückgelassen, hungrig und ermüdet auf einen Stuhl niedersank und sich eben an einer Apricose und Brod aus dem Taschenvorrath eines klugen und gutmüthigen Stallmeisters zu erquicken begann, als die Annäherung der Königin sie nöthigte, die Speise zu beseitigen und ihre dienstliche Stelle hinter ihrer Herrin wieder einzunehmen. War es Willenlosigkeit, war es Eitelkeit, war es übelberechnende Habsucht oder dies alles zusammen, was sie in einer Stellung hielt, in welche sie nicht paßte, so erscheint die Unbehaglichkeit dieser Stellung eine gerechte Strafe für sie. Oder war ihr

känfig in demselben Zustand wie russische Bauern. Um ihnen die Mühe des Schreibens zu ersparen, gibt ihnen der Maier des Gutsherrn die fertigen Stimmzettel in die Hand und schickt sie ins Dorf, um dieselben in den Kasten zu werfen. Dort finden sich aber zuweilen schlaue Füchse, die den rothhäutigen Gliedern des souveränen Volks jene Stimmzettel ablocken und andere in die Hände geben, welche dann in den Kasten fallen. Da die Wahlfreiheit nicht beeinträchtigt werden darf, so können dergleichen Vertauschungen nicht Grund zur Untersuchung und Strafe geben. Es trifft sich aber immer, daß die, welche sich Zettel haben abtauschen lassen, bald darauf Verstöße gegen die Maierhofsordnung begehen, und dies gibt dem Maier Anlaß, sie jämmerlich zu peitschen.

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Am 22. März gab Mad. Pirscher, vom Hoftheater zu Darmstadt, in einer Reprise der „Hugenotten“, wegen Unwohlseyns der Mad. Lehmann, das leider diese Künstlerin mehrere Wochen von der Bühne fern hielt, die Rolle der Valentine als Gastdarstellung, ohne jedoch einen günstigen Erfolg zu erzielen. Namentlich scheiterte Mad. Pirscher an der hervorleuchtenden Absicht, durch ein forcirtes Aufbieten ihrer Kräfte das Publikum gleichsam im Sturm für sich einnehmen zu wollen, wodurch aber Gesang wie Spiel weit aus den Grenzen des Aesthetisch-Schönen herausgerissen wurden, die Mad. Pirscher grade um so ängstlicher einzuhalten suchen sollte, als ihre Persönlichkeit jedes Ueberschreiten derselben nur um so greller erscheinen läßt und die Schönheit ihrer Stimme, die uns sehr oft für die mangelhafte künstlerische Bildung derselben entschädigen muß, zu große Einbuße dadurch leidet. Wir erinnern hier nur unter andern an die große Scene mit Raoul im vierten Akte, dem Glanzpunkt der Oper, die sonst immer mit Jubel aufgenommen wurde, diesmal aber, besonders in dem Momente, wo Valentine sich vom Boden aufrafft und zur Thür eilt, um Raoul den Weg zu vertreten, sehr lebhaft die Lachlust des Auditoriums herausforderte. Ueberhaupt scheint Mad. Pirscher über den Grundcharakter der Rolle nicht im Reinen zu seyn. Valentine ist kein weiblicher Rolando furioso, sondern ein weicher, ächter Frauencharakter, in dessen Kampfe zwischen Liebe, Pflicht und Glauben, die Erste endlich den Sieg davon trägt, den Valentine mit dem Martyrertode besiegelt. Valentine ist das Bild begeisterter, sich endlich selbst aufopfernder Liebe, aber eben deßhalb darf nirgends die Weiblichkeit in ihr verletzt, nie eine Art Amazone aus ihr gemacht werden. Ihr Kampf, ihr Muth, ihr Sieg sind höherer, besserer, edlerer Natur, die sich denn auch im Spiel wie im Gesange stets aussprechen muß. Das war es aber, was wir bei der Leistung der Mad. Pirscher in beiden Qualitäten vermißten und wodurch deren Bestreben, Gutes zu leisten, fast vollständig scheiterte. Nur das Duett mit Marcell, im dritten Akte, machte, einige gesangliche Unvollkommenheiten abgerechnet, einen günstigen Eindruck, dem auch die verdiente Anerkennung folgte. *) – Ueberhaupt war die ganze Vorstellung der Oper keine vorzügliche und stand hinter allen frühern weit zurück. Am Schlusse des vierten Aktes wurde Herr Kreuzer gerufen und erschien mit Mad. Pirscher. Das Ende der Oper ging ohne eine Beifallsbezeugung von Statten. — „Das Mädl aus der Vorstadt“, dreiaktige Posse mit Gesang, von dem stets schreibfertigen J. Nestroy, ist eine vom Frivolen in's Gemeine herabgezogene, dramatisirte Nachbildung eines Romans von Paul de Kock, die aber auf einer Bühne wie die Unsrige um so weniger hätte zum Vorschein kommen sollen, als selbst von Wien aus, in neuester Zeit sich eben so gewichtige, als energische Stimmen gegen das Unwesen der sogenannten „Lokalposse“ erhoben haben, die wirklich zu einem Born der Unsittlichkeit herabgewürdigt worden, wovon eben Nestroy der größte Theil der Schuld beizumessen ist. Eine Sünde, die um so schärfere Ahndung verdient, als Nestroy, eben so reich an Witz und Humor, wie an Talent und Bühnenkenntniß, bei seiner so großen Popularität einen ungeheuren Einfluß besitzt, der zu bessern Zwecken benutzt, von eben so großem Nutzen seyn würde, als er jetzt gefährlich und aller guten Sitte Hohn sprechend erscheint. Referent gehört wahrlich nicht zu den Rigorosen, die aus übelverstandenem Eifer, jeden Scherz für Verbrechen erklären und nur Klassisches, Gediegenes, Ernstes fordern; noch weniger aber zu der Schaar heuchlerischer, zelotischer Frömmler, die in jeder leichten Pikanterie die öffentliche Moral beleidigt sehen und über das ganze Theaterwesen, als ein Werk des †††, gern ein allgemeines Anathema ausgesprochen zu sehen wünschen; aber nichts destoweniger hält er es für Pflicht, gegen Erzeugnisse, wie das obengenannte Nestroy'sche und Konsorten, und deren Aufführung auf der Bühne auf das Lebhafteste zu protestiren. Vermuthlich gab der Wunsch: Herrn Diskant, der im Gebiete der Lokalkomik und komischen Oper Verdienstliches und Belustigendes schafft, aber nur selten Gelegenheit findet, sich auf diesem Felde zu zeigen, — einmal wieder in einer dankbaren Rolle vor dem Publikum erscheinen zu lassen, die Veranlassung zur Inscenesetzung der Posse, die denn auch in der That nur durch das drastisch-komische Spiel des Herrn Diskant, als Winkelagent Schnoferl, dem Herr Hausmann (Spekulant Kauz) mit seiner bekannten Jovialität trefflich alternirte, vor schmachvollem Fiasko bewahrt wurde. — Einen Sturm von Beifall und Ergötzen erregte das Gastspiel des Herrn Hassel, des beliebten Komikers Ihrer Bühne, der von seinen frühern, obgleich schon vor sechs Jahren hier gegebenen Gastvorstellungen, noch im lebhaftesten Andenken stehend, eine außerordentliche Attraktionskraft ausübte und bei jedem Auftreten einen großen Andrang von Schau- und Lachlustigen veranlaßte. Seine erste Rolle war die des Mr. Pudding in der Hell'schen Posse: „Die Benefizvorstellung“. Eine Parthie, die eigentlich nur eine Nebenfigur des Stückes ausmacht, von Herrn Hassel aber, durch eine treue, von jeder Uebertreibung ferngehaltene Repräsentation eines jener ungelenken Albions-Söhne, zu einer Rolle ersten Ranges erhoben wurde, wobei ihm seine brillante Fertigkeit im Englischen und Französischen, verbunden mit einer genauen Kenntniß der, im Munde der Engländer, beim Gebrauche des Deutschen und Französischen, vorkommenden Idiotismen, die wirksamsten Dienste leistete. Eben so gelungen war sein Jürge im Weißenthurn'schen Lustspiel: „Es spukt“ und der Astuccio in Auber's einaktiger Operette: „Das Conzert am Hofe“, die nach mehrjähriger Ruhe einmal wieder zur Aufführung kam. Allgemeines Ergötzen und „ungeheure Heiterkeit“ erregte aber das Erscheinen des Herrn Hassel als Hampelmann, in den drei dramatisirenden Episoden aus dem Leben dieses Prototypps eines eingefleischten „Frankforter Borjers“. Da war jeder Zoll „ä echter bäwollener Strump- und Waarehändler“, treu nach der Natur, mit allen Eigenheiten, Haltung, Sprache und Gesinnung. Die werthvollste der Hasselschen Darstellungen, der Referent, wenn auch manche Leute die Nase rümpfen werden, das Epitheton klassischer Vollendung beizulegen sich gedrungen fühlt, war die des „Bürger-Capitains“, im gleichnamigen, „frankfurter, heroisch-borjerlichen“ Lustspiel, das zwar, bei der Unbekanntschaft der Mehrzahl unserer Theaterbesucher mit den Sitten der guten alten Frankforter Zeit, und dem mangelnden Verständniß mehrerer vorkommenden Lokalbeziehungen, wenig ansprach, allein Herrn Hassel Gelegenheit bot, seinem Wirken die Krone aufzusetzen und sich als Meister der dramatischen Genremalerei zu bekunden. „Ja, ja, vor dem Kabbedehn muß nordst Jeder den Hut abduhn; denn wie der sein Sach gewwe hat, des mächt ihm käner so leicht nach! Da hört alles Kreteniren uf!“ — Sehr günstig und die Lust erhöhend war die Besetzung der bedeutenderen Nebenrollen in den Frankfurter Lokalstücken, durch Mitglieder, die, als geborne Frankfurter, vollkommen des Sprachidioms mächtig waren, und unter denen sich die Herren Fischer als „Leibschütz Miller“ und Mad. Retzer als Gretchen im „Bürger-Capitain“ bedeutend hervorthaten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies Urtheil unseres geehrten Correspondenten widerspricht den Ansichten anderer, und zwar gleich kunstverständiger, Kritiker, welche die Leistung der Mad. Pirscher im Part der Valentine als eine höchst bedeutende, im Gesang wie im Spiel, erkennen wollen.

D. Red.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 11. Mai. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und in 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Philipp Morian: Herr Hendrichs, vom Stadt-Theater zu Hamburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

viele Kränkungen zu entschädigen, sich diese kleinlichen Genugthuungen unschädlicher Eitelkeit gestatte, wie Subalternbeamte so gern thun, um sich über ihre untergeordnete Stellung zu trösten. Der letzte der Choristen sagt unser Stück, der Requisiteur sagt einfach das Stück; ein enormer Unterschied, der neben seiner ungemessenen Bescheidenheit auch seinen Verstand im schönsten Lichte zeigt. Das macht, weil er sich selbst kennt, weil er weiß, was er ist und weil er sich nach seinem wahren Werthe schätzt, nicht höher und nicht geringer. Das Stück! Und doch hat auch er beigetragen es zu ergänzen, zu verschönern, es in den Augen des Publikums zu schmücken, aber es ist nicht sein, das fühlt er. Dagegen sagt er so laut er nur kann: meine Tische, meine Stühle, mein Kanape. Und so ist es recht. (Schluß folgt.)

Hofleben einer Schriftstellerin.

(Schluß.)

Von welcher Art die tödtende Arbeit war, haben wir oben gesehen. Miß Burney hatte eine halbe Stunde weniger zu schlafen als die Königin, hatte Geschäfte zu verrichten, welche unbestreitbar leicht waren und erhielt dafür einen unverhältnißmäßig hohen Lohn, der, wenn auch zum größten Theil in Juwelen verausgabt, doch als ein nicht unansehnlicher Werth in ihren Händen blieb. Langweilig mochte für ein geistreiches Weib ein solcher Dienst werden, wir wollen selbst zugeben tödtlich langweilig, aber die Königin hatte, wenn auch den Willen, doch nicht die Macht, sie mit Gewalt in demselben zurückzuhalten. Die bestimmte Erklärung: „Ich kann nicht weiter dienen, die Pflicht der Selbsterhaltung erfordert gebieterisch meinen Austritt" — machte dem ganzen Elend ein Ende. Aber Fanny gab diese Erklärung nicht ab, obwohl ihr Vater sie versichert hatte, im Fall ihres Rücktritts ständen seine Arme und sein Haus ihr offen. Sie schleppte sich noch sechs Monate weiter im Dienst fort und ward von Tag zu Tag schwächer. Ihr Zustand ward endlich stadtkundig und brachte ihre Bewunderer in Bewegung. Burke, Windham und Reynolds drangen in den alten Burney, seine Tochter vom Hof wegzunehmen. Boswell drohte mit einem Scandal. Fanny's Bewunderer holten endlich ein Gutachten von Aerzten ein, daß nur zwischen ihrem Rücktritt und ihrem Tod die Wahl sey, und darauf gab der Vater seiner Tochter die Weisung, ihren Dienst aufzukündigen. Hören wir weiter Miß Burney selber und dann den Referenten.

„Ich wußte nicht den Muth zu finden, meine Schrift zu überreichen, weil ich fand, daß die Königin nicht weniger als einen solchen Schritt erwartete. Obwohl ich in ihrer Gegenwart oft so schwach war, daß ich kaum stehen konnte, betrachtete sie mich, so lange noch Leben in mir war, unabänderlich als die ihrige."

Das heißt einfach: Miß Burney erwartete, die Königin sollte ihr die Entlassung geben, und die Königin ließ es darauf ankommen, daß Fanny dieselbe nähme.

„Endlich," sagt der Referent, „wurde mit zitternder Hand das Papier übergeben. Dann kam das Ungewitter. Juno übertrug, wie in der Aeneide, das Werk der Rache an Alekto. Die Königin war ruhig und sanft, aber Frau von Schwellenberg tobte wie eine unheilbar Wahnsinnige in Bedlam. Die Verzichtleistung ward nicht angenommen." (Bedeutet wohl, die Königin beeilte sich nicht, Bescheid zu geben.) „Dr. Burney schrieb seiner Tochter einen ostensiblen Brief mit der ausdrücklichen Erklärung, sie müsse zurücktreten. Darauf versprach die Königin, Fanny solle nach dem nächsten Geburtstag entlassen werden. Allein sie zeigte Mißvergnügen, als sie an ihr Versprechen erinnert wurde. Indeß erfolgte bald die bestimmte Zusage der Entlassung binnen 14 Tagen und an die Erfüllung dieser Zusage knüpfte sich die Verleihung einer Pension von hundert Pfund jährlich."

Bei diesem Auszug haben wir eine Menge Declamationen übergangen, in welchen Fanny's Lage für ärger als die einer Negerin, und die Königin für hartherziger, als ein virginischer Pflanzer ausgegeben wird. Nicht übergehen aber dürfen wir die Behauptung, daß Miß Burney dem Dienst der Königin ihre Gesundheit aufgeopfert habe. Soll dieß heißen, Fanny versah trotz ihrer Krankheit noch ein Jahr lang ihren Dienst, und wurde in diesem fortgesetzten Dienst immer kränker, so ist dies Wahrheit. Allein das ist nicht die Meinung des Referenten. Er will vielmehr sagen, der Dienst war von der Art, daß Fanny krank werden mußte. Und das ist nicht wahr.

Die Widerlegung dieser Behauptung liegt schon darin, daß Fanny, obwohl krank, denselben noch das ganze Jahr 1790 hindurch versah. Ein Dienst aber, den ein Jahr lang eine kranke Person zu versehen vermag, kann keinen Menschen krank machen. Die wahre Ursache deutet der Referent ganz beiläufig an. Unter vielen langweiligen Personen am Hof befand sich auch eine interessante, ein Oberst Digby, mit welchem Fanny auf freundschaftlichem Fuß stand. Digby verließ den Hof und verheirathete sich in einer Weise, welche Fanny's Gefühl verletzte und ihn in ihren Augen herabsetzte. Von diesem Zeitpunkt datirt ihre Krankheit. Die Königin war wohl scharfblickend genug, um den Ursprung derselben zu erkennen und wenn sie erwartete, daß lediglich die Zeit dieselbe heilen würde, so war dies eben kein handgreiflicher Irrthum. Ein Irrthum indeß war es. Als die Königin Fanny's Entlassung genehmigte, hatte sie sich überzeugt, daß nur eine Ortsveränderung sie heilen könnte. Sie hatte sich über das Maß der Leidenschaft in der neununddreißigjährigen Fanny getäuscht. Aus der Erwartung baldiger Genesung erklärt es sich, warum die Königin dem Entlassungsgesuch nicht zuvorkam; ihre Zögerung, dasselbe anzunehmen, hatte einen andern Grund. Sie wünschte Fanny zu behalten, erstlich, weil ihr dieselbe lieber war, als eine pure Kammerjungfer, und zweitens, weil sie sich ungern entschloß, derselben nach so kurzer Dienstzeit einen Ruhegehalt zu bewilligen. Der Referent findet darin eine schimpfliche Knauserei. Allein wo käme die Civilliste hin, wenn jedem Diener, der nach vierjähriger Dienstzeit krank wird, seine Entlassung auf Halbsold bewilligt würde? Wäre die Königin gegen Fanny zuvorkommender gewesen, so würden bald alle Kammerjungfern u. s. w. bis zur Spülmagd herunter vor Liebe krank geworden seyn, und von der „lieben Königin" die Versetzung in Ruhestand begehrt haben. Etwas weniger Zögerung würde der Königin ohne Zweifel mehr Ehre gemacht haben. Vornehmlich aber hätte sie ein Talent, welches dem Publikum angehörte, nicht für ihre Person in Anspruch nehmen sollen.

Fanny's Gesundheit war binnen wenigen Monaten durch häusliche Pflege und durch Reisen so weit wieder hergestellt, daß sie zu Ende 1792 Lebenslust genug fühlte, um den constitutionellen Emigranten General d'Arblay (den Freund Narbonne's, des Geliebten der Stael) zu heirathen. Der Verlust ihrer Gesundheit war also nur ein zeitweiliger und augenscheinlich eine nur zufällige Folge ihres Aufenthalts am Hof. Allein wesentlicher und unwiederbringlich war der Verlust geistiger Fähigkeiten. In ihrem Tagebuch während ihres Dienstes spricht sie von den königlichen und andern politischen Personen im reinsten Kammerjungferton. Beim Prozeß von Hastings nimmt sie gleich von Anfang keck und heftig Partei für den Angeklagten, so daß man die bescheidene sanfte Person von früher in ihr gar nicht wiedererkennt. Der Prozeß,

Sprünge in dem Klumpen seinen Grund hatte.

*** (Hannover.) Man lies't im „Morgenblatt": Unsre Bühne macht Fortschritte, das läßt sich nicht verkennen. Sie hat vor einiger Zeit Döring auf Lebenszeit engagirt und in ihm einen Schauspieler gewonnen, dessen Talent und dessen produktive Kraft vielseitig genug ist, um dem Schauspiel immer, und so lang er thätig ist, Anziehungskraft zu verleihen. Zu wünschen ist nur, daß die Bühne dieses ihr Besitzthum gegen die Eroberungssucht Berlin's siegreich vertheidige, das, nach Seydelmann's Tode, wie man von dort aus behauptet, auf Döring spekulirt. Außerdem haben wir in den letzten Wochen den Sänger Breiting und die unvergängliche Schröder-Devrient als Gäste gehabt, und haben in gleicher Eigenschaft in diesem Augenblicke die Familie Haizinger, nämlich Mutter, Vater und Tochter. Bei aller Pietät für einen bewährten Künstlerruf muß ich doch gestehen, daß bei dem Elternpaar dieser Ruf das Beste thun muß. Madame Haizinger ist auch im Fache der Anstandsdamen, die sie jetzt spielt, immer noch eine vorzügliche Künstlerin, aber weit entfernt von der unwiderstehlichen Anmuth und Vortrefflichkeit, womit sie früher in dem ihr eigenthümlichen Fache der Ingenues glänzte. Eine Rolle dieses Faches im Rührspiele „die neue Fanchon" hat sie auch jetzt noch gegeben, und zwar sehr gut, ja wenn man ihre Jahre in Anschlag bringen will, mit ganz bewundernswerther Kunst gegeben; aber trotz dem reicht diese nicht ganz aus, um die Täuschung vollständig zu machen, und so lange wir es den Franzosen in der Kunst, sich über ein vorgeschrittenes Alter bei Darstellung jugendlicher Rollen ganz hinweg zu setzen, nicht gleich thun, werden solche Bestrebungen von einem deutschen Publikum immer nur als Kuriosität angestaunt werden.

Aus Mannheim.

des Stückes wurde offenbar von allen darin Beschäftigten mit eben so viel Liebe und Eifer, als Genauigkeit und Feinheit behandelt, und lieferte wieder einen schönen Beweis für die Tüchtigkeit der Darsteller, von denen hier nur die Herren Bauer, Hausmann, Ritter, und die Damen von Busch, Pichler, Bernier genannt seyn mögen, deren Wirken zugleich ein sprechendes Zeichen ihrer collegialischen Achtung und Werthschätzung für Herrn Gehrig war, der auch als Schauspieler sich an diesem Abend wacker geltend machte. Die Aufnahme des Lustspiels und der Darstellung strafte das Sprichwort vom „Propheten im Vaterlande" kategorisch Lügen, da an beiden Abenden der Dichter wie sämmtliche Darsteller mit den schmeichelhaftesten Acclamationen überhäuft und stürmisch gerufen wurden. — Herr Theodor Wagner, vom Schweriner Hoftheater, gastirte als Louis im „Pariser Taugenichts" und als Flott im Lustspiel „Frauen und keine." Das hübsche Aeußere, die Lebendigkeit und Gewandtheit, und das angenehme, wohlgebildete Sprachorgan des offenbar noch sehr jungen Mannes, erregten einen so lebhaften Succeß, daß die Direktion sich veranlaßt fand, mit demselben einen mehrjährigen Contrakt für das Fach der Naturburschen und jugendlichen Liebhaber, wozu Herr Wagner ein ungewöhnliches Talent verräth, abzuschließen, so daß Referent später Gelegenheit haben wird, noch ausführlicher dessen Leistungen zu besprechen. — Die Theater-Aufführungen vor Ostern schlossen am Palmsonntag mit einem großen Concerte zum Besten des Pensionfonds, das in der Regel zwar nur ein kleines Auditorium findet, diesmal aber — trotz des interessanten Programms — so ausnehmend schlecht besucht war, daß man mit Diogenes die Leute mit der Laterne hätte suchen können und das Programm die Aufschrift: „Zum Nachtheile des Pensionfonds!!" hätte tragen sollen. — Außer einer neuen Symphonie von Kalliwoda, die indeß nicht so, wie frühere Werke dieses geachteten Meisters, ansprach, kamen noch Mendelssohn-Bartholdy's Ouverture: „Meeresstille und glückliche Fahrt", der erste Theil (Frühling) von Haydn's „Jahreszeiten" und eine neue werthvolle Composition der Uhland'schen Ballade: „Des Sängers Fluch", für eine Baßstimme mit Pianoforte-Begleitung, von dem talentvollen Heinrich Esser (ebenfalls ein geborner Mannheimer) zur Ausführung, welche Letztere wir allen Sängern zur genauen Beachtung angelegentlichst empfehlen. Eine Zwischenabtheilung bildete ein von den Herren Fridl und Bissinger arrangirtes Museum von Marmor-Tableaux, das durch die Schönheit und die sorgfältige Ausführung der nach berühmten

Die bi

An einem schönen
sich ein Dutzend Bau
oder leichten Pack ir
der Wirthsstube des
berge in dem letzten
bare Hauptzierde de
von blühendem Rubi
Bewegungen verriethe
der Art von Geschöp
roués nannte. Di
zu welcher er gehöre
was wir etwa übersetz

Als besagter Vogel
trückt, die Hände in
Hosen, an den Tisch
Heute! Wein, und
Du denn vor mir flieh

„Aber — —" er
„Aber?" wiederh
„Du weißt," f
Dir nicht bergen
„Was fällt Dem
„Wer verlangt denn
sehen? Da!" D
„Ein Louisdor?"
und von allen Seit
gen nicht.

„Ja — ein — "
Spitze mit einem Au
Du es bis Morgen

deß war dieser Eifer sehr bald verflogen. Hastig stand sie auf, nahm den Blonden beim Arm und führte ihn auf die Seite.

„Was willst Du denn?“ fragte dieser mürrisch. „Gewiß wieder eine Predigt. Ich hab' das satt. Kann man hier nicht einmal in Ruh' sein Glas trinken?“

„Bassompierre,“ antwortete das Mädchen, „es ist gar nicht schön, daß Du Geheimnisse vor mir hast. Dieser Louisd'or, diese schönen Kleider — da steckt was dahinter. Und wenn ich frage, bekomme ich keine Antwort. Pfui, wie garstig, seinem Weibchen etwas zu verheimlichen.“

„Weibchen!“ brummte der Bursch. — Bist Du etwa meine Frau?“

„Das nicht, aber doch so halb und halb, denn Du hast mir die Ehe versprochen. — Ach, wenn Du mich betrogen hättest! — ich würde mich zu Tod grämen.“

„Geh, geh! brummte der Blonde. „Wenn ich alle Mädel heirathen sollte, denen ich's versprochen habe, hätt' ich viel zu thun und könnte obendrein gehenkt werden.“

Fanchette, welche diese bei Seite gemurmelten Worte nicht verstand, fuhr fort: „Du weißt, daß meine Pathe, die Frau Marquise von S. Sernin versprochen hat, mich zu verheirathen, wenn sie nach Plantières käme.“

„Und?“ fiel der ungeduldige Bursch ein.

„Und ich erwarte sie heute. Gestern hat sie durch einen Diener sagen lassen, sie käme, und ich habe die schönste Stube für sie zurecht gemacht. Ich möchte springen wie toll. Du bleibst also da —“

„Brr!“ knurrte der Bursch bei Seite.

„Ich stelle Dich der Frau Marquise vor, sage ihr, daß Du mein Auserwählter bist, und wenn sie Dich sieht, gibt sie mir gewiß Recht. Nicht wahr, Bossompierrchen? — Ach, ein Wagen!“

Fanchette lief ans Fenster, klatschte vor Freude in die Hände und rief: „Sie ist's! — Wart' hier Bassompierre,“ sprach sie, indem sie zu der in den Hof führenden Thür hinauseilte.

„Ja, wart',“ wiederholte der Angeredete, der in demselben Maße unartiger wurde, als Fanchette sich liebevoller zeigte. — „Ausgetrunken, ihr Männer, und Platz für die Frau Marquise!“ Die Bauern tranken aus und entfernten sich durch die auf die Straße führende Thür. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Schauspiel-Direktors.

(Schluß.)

Wenn ich mich des Längeren über dein Verdienst verbreitet habe, o Requisiteur, so kommt das daher, weil ich das Glück hatte, dein Musterbild, deinen Typus, deinen Prototypus zu besitzen, weil ich diesen seltenen Mann sehen und aus dem Grunde studiren konnte. Es war ein wackerer und trefflicher Junge, der incarnirte Eifer, die Sparsamkeit in Fleisch und Knochen, die Mensch gewordene Ehrlichkeit; immer war er bei der Hand, ordnete, wischte und stäubte ab; bei ihm ging Nichts verloren: ich selbst, der ich hier spreche, habe ihn den Leck der Wachskerzen zusammenschaben, Reste, die man kaum mehr bemerkte, sorgfältig sammeln und Alles bei dem Ankauf neuer Kerzen in Rechnung bringen sehen. Nie gab er eine Blöße und wenn ich gewollt hätte, so hätte er mir gesagt, was aus einer vor einem Monat zerbrochenen Stuhllehne geworden wäre und hätte mir die Stücke gezeigt.

Bei ihm hatte sich durch seine mühsamen Kombinationen und sinnreichen Erfindungen das Gewerbe fast bis zur Höhe der Kunst aufgeschwungen. Es that wohl ihn zu sehen in seinem kleinen Gebiet, mitten unter allen diesen wurmstichigen Möbeln, allen diesen Vasen, deren hölzerne oder pappene Masse der stellenweise fehlenden Vergoldung spottete, allen diesen in blendender Reinlichkeit strahlenden alten Scharteken! Welch triumphirende Blicke und welch innige Genugthuung belebten seine Züge! Kein Bibliomane liebäugelte mit solcher Bewunderung mit den Schätzen seiner Bibliothek, kein Bibliomane konnte eine lebhaftere Freude fühlen, aber er konnte auch keine grausamere Angst, nicht mehr Schmerzen und Täuschungen empfinden, als mein Requisiteur.

Was ihn trostlos machte, was ihn in Verzweiflung stürzte, war, wenn in einem Stück ein Schauspieler irgend Etwas zerbrach, Teller zum Beispiel: dann trat er wüthend, in der furchtbarsten Entrüstung herein. In solchen Augenblicken war er sublim in seinem Zorn und in seiner Indignation, und ich erinnere mich, obgleich mit Scham, daß ich einmal, des Krieges müde, darauf verzichtete, ein unglückseliges Vaudeville aufführen zu lassen, welches täglich einen Sturm von Beschuldigungen meines viel verlangenden Requisiteurs veranlaßte.

— Wenn die Schauspieler, sagte er bei einer solchen Gelegenheit in sehr hofmeisterlichem Tone zu mir, nicht mehr wissen, was sie anfangen sollen, so zerbrechen sie Teller... das verdutzt das Publikum... das ist Charlatanerie...! Mir, mir behagt das nicht... (Das war sein Lieblingswort.)

Wehe den Schauspielern, die ihn in seinen Lieblingsneigungen verletzten! Ein Schauspieler hatte bei einer auf einem andern Theater gegebenen Benefiz-Vorstellung eine Kravatte verloren, ein unerläßliches Requisit in einer wichtigen Scene eines gerade beliebten Dramas. Am andern Tage verlangte in unserem Theater der Schauspieler, in dem Augenblick, wo er auf die Bühne heraustreten sollte, seine Kravatte.

— Ich sollte Ihnen eine geben, antwortete ihm mit dem größten Gleichmuth der Requisiteur, damit Sie sie wieder verlieren? Sie haben sie verloren, kaufen Sie eine andere.

Und der Schauspieler mochte thun und sagen was er wollte, er war genöthigt, ohne Kravatte zu spielen.

Ich hatte für einige Vorstellungen einen ausgezeichneten Schauspieler engagirt, der in zwei auf einander folgenden Proben einen Stuhl zerbrach. Unser Requisiteur sagte kein Wort, dachte aber desto mehr und fraß seinen Verdruß in sich. Bei der dritten Probe wurde der dritte Stuhl zerbrochen. Das war zu viel. Er sammelt sorgfältig die Stücke zusammen, wartet zwei geschlagene Stunden lang in den Koulissen auf mich, tritt auf mich zu, noch immer mit seiner kläglichen Last beladen, und sagt mit zugleich bitterer und schmerzlicher Stimme:

— Und das nennen Sie Literatur, Herr?... Und als ich ihn bat, sich zu beruhigen, fuhr er fort: — Sehen Sie, Herr, soll ich Ihnen sagen... Dieser große Schauspieler... man sagt, daß er Talent hat; es ist möglich, aber ich... mir behagt er nicht...

Bei der ersten Vorstellung fiel ein Unglück vor; ein Musselin-Vorhang, der eine Toilette umhüllte, fing Feuer, und um es zu löschen, mußten die Schauspieler, die gerade auf der Bühne waren, die Toilette umwerfen; beim Fallen zerbrach sie.

— Das ist ja vortrefflich, sagte der Requisiteur... Dieser große Schauspieler! Er begnügt sich nicht, Stühle zu zerbrechen, er zerbricht auch Toiletten, er steckt das Theater in Brand... Und das nennen Sie Literatur?“

Der Schauspieler erfuhr diese Aeußerung wieder und am folgenden Abend sagte er zu dem Requisiteur:

— Daß Ihnen mein Talent nicht behagt, kann ich Ihnen nicht wehren, aber Sie dürfen mich nicht so leichtsinnig beschuldigen, daß ich das Theater in Brand stecke. Wissen Sie wohl, daß mich heute morgen der Polizei-Kommissär hat kom-

stücke heraus und freute sich des schönen Ueberrestes. — Die Sängerin saß indeß ruhig in der Residenz und ahnte von ihrer Leimruthenrolle nicht das Geringste. (Unser Planet.)

*** (Ein ächt französischer Puff.) Bei der ersten Vorstellung der „Burggrafen", die jetzt nur noch eine sehr bescheidene Existenz im Théâtre-Français führen und in Marseille ausgepfiffen worden sind, bat ein Freund Victor Hugo's denselben um einen Platz im vierten oder fünften Range: „Unmöglich, mein Bester!" entgegnete der Dichter in seinem gewöhnlichen Hyperbeltone, „ich bin von mehreren Fürsten und Prinzen um solche Plätze schon ersucht worden und mußte sie abschlagen." —

*** (Anecdote.) An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerb-Erzeugnissen in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Die am zweiten Ostertage erfolgte Wiedereröffnung des Theaters brachte uns die erste Aufführung von Donizetti's „Marie, oder die Regimentstochter". Der fruchtbare Componist, der es verstanden, dem zwar anspruchlosen, aber dennoch unterhaltenden Libretto, eine eben so gefällige, als leicht sangbare, an vielen Orten sogar treffend charakterisirende Musik anzupassen, hat zugleich damit einen eindringlichen Beweis der großen Versatilität seines Talentes gegeben, indem er sich, mit eben so vielem Geschick als Glück, mehr dem französischen Genre der komischen Oper näherte, ohne jedoch, besonders bei den Cantilenen, seine italienische Individualität zu verleugnen. Eine Verschmelzung, die in jeder Beziehung nur förderlich und wirksam genannt werden kann. Daß der Componist hie und da auch einen Anlauf nimmt, sich dem strengern, um nicht zu sagen deutschen Style zu nähern, und z. B. im Finale des ersten Aktes Miene macht, uns mit einem Fugbetto regaliren zu wollen, bewirkt, da dieses in einer komischen Oper geschieht, einen etwas sonderbaren Eindruck. Doch begegnen wir dergleichen Versuchen in den Werken eines Auber, Adam rc. sehr häufig, der Arbeiten eines Halevy gar nicht zu gedenken, der, sey es aus Sucht gelehrt zu scheinen, oder aus Mangel an melodischer Schöpferkraft, sich in gesuchten Harmoniefolgen und Wendungen, in schwülstigen Floskeln, durch überladene Instrumentation noch schwülstiger gemacht, gefällt. Offenbar ist dies ein Zeichen, daß Franzosen wie Italiener fühlen, daß es nöthig sey, ihren Werken auch mehr innern Werth zu verleihen. Wenn dies aber auf etwas barocke Weise geschieht, nun so mögen die Absicht und der gute Wille für die mangelnde Kraft und das fehlende gründliche Wissen entschuldigen. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn unsere deutschen Componisten das Ding umkehrten, und ihren tüchtigen, an intensivem Werthe so reichen Schöpfungen auch eine größere Dosis ansprechender Melodien und sangbarer Stimmführung zuzusetzen versuchten; ein Amalgama, das ihren Werken nur nützen, und deren Verbreitung bei weitem förderlicher seyn würde, als die starre Gelehrsamkeit, mit der die meisten der neuern deutschen Tonsetzer prunken. Eine Musik, die nur für den Verstand berechnet ist, verfehlt ihren Zweck fast noch mehr, als eine solche, die nur einen kurzen Ohrenkitzel beabsichtigt. Musik soll unser Gemüth erfreuen und beleben, uns erheben und ergreifen, und nur solche Werke werden den wahren Beruf der Tonkunst erfüllen, überall Eingang finden und unvergänglich bleiben, welche Ohr, Herz und Geist in gleichem Maße rühren und begeistern, sey es in fröhlicher oder ernster Weise. Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Donizetti'schen Oper zurück, die, wie überall, auch hier den Beifall in die Schranken forderte, und durch eine wackere Ausführung von Seiten der darin Beschäftigten das rechte Relief erhaltend, das Publikum in die günstigste Laune versetzte. Die Ausführung der Oper selbst war für die Betheiligten eine um so schwierigere Aufgabe, als die komische Oper, insbesondere die französische — wozu die „Regimentstochter" offenbar gehört — in den letztern Jahren bei uns sehr in den Hintergrund gedrängt war. Außer vielen andern Ursachen ist die Veranlassung dieser Erscheinung wohl zunächst in dem Mangel einer tüchtigen Opernsoubrette zu suchen, welche Stelle Dlle. Neukäufler, die dafür engagirt ist, nichts weniger als genügend auszufüllen vermag. Um so angenehmer war es denn, daß der Versuch, den unsere erste Sängerin, Mad. Lehmann, deren Beschäftigung bisher ausschließlich der großen Oper oder dem lyrisch-romantisch-sentimentalen Genre gewidmet war, durch Uebernahme der Titel- und Hauptrolle der Donizetti'schen Novität wagte, so glücklich ausfiel, und dieser eben so fleißigen als bescheidenen Künstlerin wahrhaft zur Ehre gereichte. Daß der gesangliche Theil der Rolle vorzüglich ausgeführt wurde, konnte man bei der anerkannten soliden Gesangesbildung der Mad. Lehmann wohl zum Voraus erwarten, allein, daß dieselbe in diesem ihr ganz neuen Rollengebiete, eine solche Lebendigkeit und drollige Munterkeit auch im Spiele entfalten würde, mußte wirklich überraschen. Sehr zu rühmen ist noch bei Mad. Lehmann die Deutlichkeit ihrer Aussprache beim Gesange und die sorgfältige Behandlung der Prosa; Eigenschaften, die trotz ihrer nothwendigen Unerläßlichkeit und Wichtigkeit von der Mehrzahl der heutigen Sänger vernachläßigt werden, bei Mad. Lehmann aber ihre volle Würdigung finden. Gleiches ist bei unserm ersten Bassisten, Herrn Leser der Fall, der sich in der Rolle des Sulpiz nicht nur wie immer als tüchtiger, musikalisch durchgebildeter Sänger, sondern auch als denkender und routinirter Darsteller zeigte, wesentlich zum Gelingen des Ganzen beitrug und mit Mad. Lehmann sich in den Beifall des Publikums theilte. Nur glaubt Referent Herrn Leser noch ein wenig mehr soldatische Derbheit, so ein gewisses Grollen und Brummen im Wesen, empfehlen zu müssen damit der Beiname „Murrkopf" (Grondeur), den ihm das Regiment beigelegt, noch mehr gerechtfertigt werde und die Persönlichkeit des alten Grenadiers noch mehr gewinne. — Auch Herr Kreuzer wußte sich in der etwas untergeordnet gehaltenen Rolle des Tyrolers Tonio Geltung und mehrfachen Applaus zu verschaffen. — Die Parthie der ahnenstolzen, hochmüthigen, überhaupt etwas karrikirt gehaltenen Marquise von Maggiortvoglio liegt außerhalb des Darstellungsbereiches der mit ihrer Repräsentation beauftragten Mad. Schön; dennoch verdient das sichtbare Bemühen derselben, das Möglichst-Beste zu leisten, freundliche Anerkennung. Die übrigen Rollen sind ohne Gesang, doch war Herr Freund, als Bedienter Hortensio, eine komische Erscheinung. — Die am 30. April stattgehabte Wiederholung der Oper hatte einen noch bei weitem günstigeren Erfolg, der das längere Verbleiben derselben auf dem Repertoire entschieden sicherte und das beste Prognostikon für die Folge stellte. Alle Nummern wurden mit Beifall aufgenommen, zumeist die Duette zwischen Marie, Sulpiz und Tonio, und dessen Arie im ersten Akte; im zweiten Akte Marien's große Scene mit Chor und die Romanze Tonio's. Einen lang anhaltenden Enthusiasmus erregte aber das Trio zu Anfang des zweiten Aktes zwischen Marie, Marquise und Sulpiz, das — an und für sich unstreitig die originellste und beste Nummer der Oper — so ausgezeichnet in Gesang und Spiel durchgeführt wurde, daß eine cauŝtische Wirkung unmöglich fehlen konnte, und dasselbe auf ecclatantem Dacaporuf wiederholt werden mußte. Ueberhaupt war die ganze Aufführung, nach deren Schlusse Alle gerufen wurden, von dem frischesten und regsten Leben durchströmt. Namentlich war Mad. Lehmann, die bei der ersten Vorstellung durch eine nur lobenswerthe Befangenheit in der freien Ausführung ihrer Parthie noch etwas zurückgehalten schien, durch den so günstigen Erfolg offenbar ermuthigt, ein munteres, echtes Soldatenkind, das sicher bei jeder wiederholten Attake, begleitet von so wackern Kampfgenossen, wie die Herren Leser und Kreuzer, sich neuen Ruhm erwerben, und in der schon früher eroberten Gunst des Publikums immer fester zu behaupten wissen wird

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 13. Mai. Molière, oder: Das Leben eines Schauspielers, Lustspiel in zwei Akten. Nebst einem Vorspiel: Der Name, Lustspiel in einem Akt; und einem Nachspiel: Schauspielers Heimgang, Drama in einem Akt. Frei nach Desnoyer, von C. A. Herrmann. (Gastrolle) Molière: Herr Hendrichs, vom Stadt-Theater zu Hamburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Ein Ausdruck von Verlegenheit in Fanchette's Gesicht fiel der Marquise auf. Mit jenem Ernst, welcher wenigstens halbe Geständnisse erpreßt, fragte sie: „Mädchen, hast Du Dir vielleicht einen Fehltritt vorzuwerfen?"

„Ach Gott!" schluchzte Fanchette.

Er ist es ohne Zweifel, der Verräther! flüsterte die Marquise für sich. — „Kind!" rief sie, „was hast Du gemacht? Du hast Dich einem Verführer preis gegeben, der Dich nicht heirathen wird!"

„Ach, gnädige Frau, was sagt Ihr da!" schluchzte Fanchette weiter.

„Wenn der, den Du für einen Bauer hältst, ein großer Herr wäre — —"

„Ach nein, gnädige Frau; das ist nicht möglich."

„Weißt Du das ganz gewiß?"

„Ach Gott, da erinnert Ihr mich, daß er diesen Morgen die Hände voll Gold gehabt hat. Seht, diesen Louisd'or hat er mir gegeben."

„Wie sollte ein Bauer dazu kommen, mit Gold um sich zu werfen? Und Du sagst, er wäre eben noch hier gewesen?"

„In dem Augenblick, wo ich hinausging, Euch zu empfangen, bat ich ihn noch, dazubleiben. Aber es scheint, er hat sich vor der Frau Marquise genirt."

„Ja wohl," dachte Frau von S. Sernin. — „Armes Kind, Du bist rettungslos unglücklich! Dein Verführer ist der erste Mann am Hof, der Günstling Sr. Majestät, der Todfeind des Cardinals. Der Schändliche! Aber ich will mi — —, Dich rächen. Ich gehe auf mein Zimmer; ich fühle mich unwohl. So wie dieser angebliche Bauer kommt, schickst Du ihn zu mir. Du sagst ihm, Frau von S. Sernin wolle ihn sprechen. So leichten Kaufs soll er nicht davon kommen. Er muß Dir eine Aussteuer geben. O die Männer! — Welche Lehre für mich!"

Die letzteren Worte für sich sprechend, entfernte sich die Marquise mit großen Schritten aus der Wirthsstube. Fanchette sich selbst überlassen, fing an bitterlich zu weinen und raffte sich dann plötzlich auf, um ihren Ungetreuen im Dorf aufzusuchen und tüchtig auszuschelten. In demselben Augenblicke ging die Thür auf und herein trat der Gesuchte ein Trinklied summend. Im ersten Augenblick wollte Fanchette wie eine grimmige Löwin auf ihn losstürzen; aber es fiel ihr ein, was ihre Frau Pathin gesagt hatte, und schluchzend hob sie an: „Ach, Herr Herzog, — wie konntet Ihr ein armes Mädchen berücken, — — das Euch nie etwas zu Leid gethan hatte — —, und dem jetzt — — nichts übrig bleibt — —, als — vor Kummer zu sterben. — — Ach, gnädiger Herr! — — verzeiht, — — aber Ihr seyd — — mit Respect zu sagen — — ein abscheulicher Mann."

Der Blonde hörte sie mit aufgesperrtem Mund an und sagte endlich: „Was ist das für eine Musik?"

„Habt Ihr nicht genug schöne Damen am Hof?" jammerte Fanchette. „Müßt Ihr auch noch arme Dorfdirnen unglücklich machen?"

„Bist Du verrückt, Mädchen?"

„Verstellt Euch nur nicht weiter; meine Frau Pathin hat mir alles gesagt. Ihr seyd der Herzog von Bassompierre."

„Wirklich?"

„Der Freund des Königs."

„Was Du sagst!"

„Der Feind Sr. Eminenz."

„Ist's möglich?"

Ihr seht, man kennt Euch. Aber die Frau Marquise hat mir ihren Schutz versprochen; sie will ein Wort mit Euch reden."

„Und das wäre?"

„Geht hinauf in ihr Zimmer; sie erwartet Euch."

„Eine Marquise? — in ihrem Zimmer?" murmelte der Bursch. „Nun, wer weiß. Weib ist Weib, und ich bin ein hübscher Kerl. — Höre, Fanchette, ich habe unrecht an Dir gehandelt. Ich hätte mich nicht mit Dir einlassen sollen."

„Freilich," schluchzte Fanchette, „wenn Ihr Herzog seyd. Ach, wie bin ich so unglücklich! — Aber, Herr Herzog, die Frau Marquise erwartet Euch."

„Siehst Du liebes Kind, um Deinetwillen hätt' ich sie beinahe vergessen. Sage der gnädigen Frau, ich würde kommen."

„Soll ich Euch melden?"

„Noch nicht, Liebchen. Siehst Du, ich muß doch in standesmäßiger Kleidung vor einer solchen Dame erscheinen. Es thut mir herzlich leid, daß ich Dich nicht heirathen kann; aber rechne auf meinen Schutz."

Der brave Junge verbeugte sich, warf sich in die Brust und ging mit stolzen Schritten hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Leipzig, 9 Mai.) Die gestrige Abendunterhaltung hatte der hiesige Literatenverein zum Besten eines Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller veranstaltet. Der Saal der Buchhändlerbörse faßte kaum die Menge von Hörern und Hörerinnen, denn ein gern gesehener Gast, **Saphir** aus Wien, verlieh durch einen der Gesellschaft zugesagten humoristischen Vortrag der Unterhaltung ein vorzügliches Interesse. Er hatte die deutschen Fragewörter: **wer**, **was**, **wie**, **wo**, **warum**, **weshalb**, **wohin**, **woher** 2c., die sich sonderbarer Weise alle mit einem **W** anfangen, zum Thema gewählt, und knüpfte an sie die heitersten und witzigsten, bisweilen durch humoristisch-ernste Aphorismen unterbrochenen Betrachtungen, „einem guten Landschaftsmaler gleichend, der Schatten und Licht mit geschicktem Pinsel zu vertheilen weiß." Die Fragewörter führten ihn auf natürlichem Wege zu den mannigfaltigsten Fragen, den Lebensfragen, den Herzensfragen, den Fragen an das Schicksal, den politischen Fragen, den gelehrten Fragen. Bei Gelegenheit der letztern verglich er Gelehrte mit Leuten, die sich in der Mitte eines Tunnels befänden, der zu beiden Enden offen sey; sie sehen in die Vergangenheit und in die Zukunft, aber die Gegenwart sey für sie dunkel. In der Politik, meinte der Redner, gäbe es auch Fragen, die Zuckerfrage, die serbische Frage 2c., aber die Diplomatie spreche nicht wie Hamlet, „Sein oder Nichtsein", sondern „Sein oder Mein, das ist die Frage!" Saphir's politische Scherze erinnern nicht an den schwerfälligen Tritt manches jungen Brausekopfes, sie sind harmloser Natur und würden selbst in diplomatischen Salons das Zwergfell von Ministern und Gesandten erschüttern, wie sie am gestrigen Abend bei einem gemischten Hörerkreise von Kaufleuten, Gelehrten und jungen Damen gleiche Wirkung hervorbrachten. Der talentvolle Humorist gedenkt in diesen Tagen eine Vorlesung in Dresden zu geben. Von da kehrt er nach Leipzig zurück und wir sehen dann einem zweiten genußreichen Abend von ihm entgegen. (Leipz. Ztg.)

*** (Eine lebendige Sparbüchse.) Im abgewichenen April starb zu Fontainebleau in ihrem 92. Jahr die vor sechzig bis siebzig Jahren gefeierte Schauspielerin, Demoiselle Thévenin — eine Reliquie aus der Zeit vor der Revolution. In dieser Zeit hatte mancher große Herr und mancher Geldmann (Generalpächter) sich ruinirt, um die Launen dieser Theaterprinzessin zu befriedigen, bei welcher das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen — eine Ausnahme leiden sollte. Mlle. Thévenin wußte Haus zu halten, und nachdem man

den Sie gewiß Trüffeln finden," bemerkte trocken der Hofmeister. (Originalien.)

*** Ein Schneider in London suchte jüngst durch die dortigen Zeitungen: „Künstler seines Faches, welche sich zwischen den Erfrischungszeiten: Frühstück, Mittagsessen, Thee und Abendessen, mit Arbeit belustigen wollen!"

*** Die Klippe bei Dover, welche vor einigen Wochen, um einer Eisenbahn Raum zu geben, durch Pulver ins Meer gesprengt wurde, ist eben dieselbe, welche Shakespeare in seinem König „Lear" so meisterhaft geschildert hat.

*** Wer in Paris keck ist, kann sittenarm seyn! Die französischen Blätter erzählen sich mit Vergnügen folgendes Geschichtchen nach: „Eine sehr bekannte schöne Gräfin wollte eben mit ihrem Geliebten in einen Fiaker steigen, als sie einen Diener ihres Gemahls bemerkte. „John," sagte sie, „wie viel Lohn hast Du?" — „700 Francs." — „Du erhältst von heut' an 1000 Francs im Dienste dieses Herrn, folg' ihm sogleich!" (Gesellschafter.)

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Feldmann's zweiaktiges Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen", ging in Begleitung des fünften Aktes vom Auber'schen „Maskenball" (hier in Don Pedro verwandelt) zum Benefiz der Familie Beauval — die unser Ballet bildet — am 21. April zum ersten Male in Scene. Eine recht artige Bluette, die trotz der Einfachheit des Stoffes, so viel komisches Element, so viel belustigende Quidproquo's enthält und von so naturwahren und wirksam gehaltenen Figuren — worunter das Hallmer'sche Ehepaar obenansteht — belebt wird, daß sie überall gefallen muß, wenn ihr, wie auf unserer Bühne, eine exact in einander greifende Darstellung das rechte Colorit verleiht. Die Herren Hausmann und Bauer (Hallmer, Vater und Sohn), Ritter (Bedienter Peter), Gehrig (Schulmeister), bildeten mit den Damen v. Busch (Frau Hallmer) und Pichler (Luise) ein so köstliches Sextett, daß Referent es sich nicht versagen kann, sie sämmtlich hier nambaft zu machen. Daß unter solchen Umständen auch das Publikum seine Schuldigkeit that und tüchtig drauf los applaudirte, versteht sich von selbst. — Da, wo viel Licht ist, auch gehöriger Schatten nicht fehlen darf, so übernahm es zunächst Herr Stritt, für diesen bestmöglichst zu sorgen, indem er — was nach den in seinen beiden frühern Rollen gehabten ungünstigen Erfolgen von Niemand für möglich gehalten wurde — durch ein nochmaliges Erscheinen noch einmal die Langmuth und Geduld der Theaterbesucher und zwar als „Masaniello" auf die Probe setzte. Ein Urtheil über die Kunstleistungen (?) dieses Herrn hat Referent bereits in Nro. 80 dieser Blätter ausgesprochen, und will der Wahrheit nach nur hinzufügen, daß von den drei Produktionen desselben der „Masaniello" noch die erträglichste war, womit indeß durchaus kein Lob ausgesprochen seyn soll. Die schwachen Versuche einzelner, vom hohen Olympos herab erschallender Stimmen, Herrn Stritt Beifall zu zollen, die sich besonders im fünften Akte hören ließen, als der scenischen Anordnung halber das Licht des Kronleuchters verdunkelt wurde und die Persönlichkeit dieser Kunstrichter nicht zu erkennen war, wurden durch eine von Logen und Parterre erhobene, energische Opposition zum Verstummen gebracht. So hoffen wir denn, wird Herr Stritt nunmehr von uns, wie wir von ihm, auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen haben. *) — Herr Meck, vom Hoftheater zu Wiesbaden, eröffnete als Belisar in der gleichnamigen Oper von Donizetti, den Reigen der Baritonisten, welche jetzt in rascher Folge hier zum Gastspiel kommen sollen, um einen Ersatzmann für den, dem Vernehmen nach, in einiger Zeit von uns scheidenden Herrn Brassin zu liefern, welcher Letztere einen ehrenvollen Ruf nach Hamburg zum Gastspiel auf Engagement erhalten hat. Herr Meck zeigte sich zwar als verständiger Sänger, allein die Stimme selbst entbehrt der Fülle des Wohllauts, so daß derselbe keine durchgreifende Wirkung zu erzielen vermochte. — Eine Wiederholung von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig", am 28. April, brachte uns zwei Gäste auf ein Mal: Herrn Keßler vom Düsseldorfer Theater und einen Herrn Seitler, den der Theaterzettel schlichtweg als „von Hamburg" bezeichnete, und es ungewiß ließ, ob derselbe dort auf dem ersten, zweiten, oder sechsten und siebenten Theater gegaukelt hatte. Wenn es wahr ist, daß zwei Negationen eine Affirmation hervorbringen, so sollten diese zwei Mimen den Versuch wagen, sich um- und zusammenschmelzen zu lassen; vielleicht wird dann etwas Gescheites daraus. Einzeln aber ist Jeder von ihnen, besonders der kühne Hamburger, im Stande, ein auch nur halbwegs gebildetes Publikum, geschweige denn das Unsrige, zur Verzweiflung zu bringen. Herr Keßler hat zwar ein gefälliges Aeußeres, ja selbst einige Theater-Routine; allein was will das sagen, wenn die Sprache nicht nur an Kraft und Ausdruck Mangel leidet, sondern sogar an organischen Fehlern, namentlich an einer höchst widerlichen und störenden Pronunciation der Zischlaute laborirt, und der Vortrag statt wahrer Gefühlsgluth nur falschen Pathos und hohle Deklamation zu Tage fördert! — Um mich über Herrn Seitler, gegen den Herr Keßler ein Devrient zu nennen ist, nach Verdienst auszusprechen, fehlen mir wirklich die Worte. Das muß man hören und sehen, um daran zu glauben. Dieser Shylock erinnerte mich lebhaft an einen in der Theaterwelt rühmlichst bekannten Künstler: den Schauspieldirektor Bock im Kettel'schen Lustspiele „Richard's Wanderleben", in der Scene, wo sich dieser vielgewanderte und vielerfahrene Lenker des Thespiskarrens zur höchsten Höhe erhebt und, mit der Tischdecke um den Schultern, den Monolog des „Hamlet" leistet!!! Nun es muß auch solche Käuze geben. Herr Seitler schwand wie er gekommen, doch wird die Erinnerung an seine Leistung den Theaterbesuchern noch eine Zeitlang Stoff zur Belustigung geben. Zu beklagen war Niemand mehr, als die übrigen Mitwirkenden, von denen Dlle. Greenberg d. ä. (Porzia), Mühldörfer d. j. (Antonio), Ritter (Lanzelot) und Bauer (Graziano) mit Liebe zur Sache, mit Fleiß und Geschick wirkten und so viel als möglich die Sünden der Fremden zu mildern strebten. Nur die Darstellerin der Jessika war anderer Meinung und schloß sich ihrem Vater Shylock nach Verhältniß würdig an. — Der Wiederholung von Halm's „Sohn der Wildniß" mit Herrn Keßler als Ingomar, welche die Vorstellungen des Maimonats eröffnete, vermochte Referent nicht beizuwohnen, da er weder dem in's Freie lockenden Ruf der in neuem Frühlingsreize schön erglänzenden Natur widerstehen, noch die Erinnerung an Baison's geistreich-poetisches Weben in dieser Parthie sich trüben wollte. Glaubwürdigen Aeußerungen zufolge, soll Herr Keßler vom Publikum mit starrem, apathischen Schweigen aufgenommen, Dlle. Pichler dagegen wie eine Heroine muthig gegen die Ungunst des Geschickes, das ihr einen solchen Ingomar in den Wurf sandte, gekämpft haben und mit reichem Beifall und Hervorruf belohnt worden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine dieser Tage mit der Chiffre Mannheim versehene, in einem Frankfurter Blatte erschienene lobhudelnde Notiz über die hiesigen Erfolge des Herrn Stritt, hat offenbar ihr Entstehen weder in Mannheim gefunden, noch von einem wahrheitliebenden Berichterstatter ausgehen können. Sie ist hier mit einem mitleidigem Lächeln aufgenommen worden. Solche Papier-Triumphe sind werthlos.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 14. Mai. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth. Musik von Meyerbeer.

Montag, den 15. Mai. Zum Vortheil des Herrn Herrmann Hendrichs (zum Erstenmale): Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Aufzügen, nach E. Lafont, von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth. (Gastrolle) Miller: Herr Hendrichs.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

wenden? Euer Räthsel ist so verwickelt, daß Ihr selbst es nicht auflösen könnt."

„Das sey Gott geklagt!" erwiederte die Marquise. — „Aber, wer ist denn Dein Verführer, von dem Du mir diesen Morgen gesprochen hast?"

„Ei du mein Gott, das ist der Herzog von Bassompierre, ein großer Herr, ein Herzog, ein Freund des Königs."

„Da haben wir's!" sprach Bassompierre. „Sage mir doch, liebes Kind, wo ist denn dieser große Herr, dieser Herzog, dieser Freund des Königs? Ich würde mich geschmeichelt fühlen, seine Bekanntschaft zu machen."

„Dies Vergnügen könnt Ihr augenblicklich haben, denn da kommt er." (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

Die englischen Clubs; Anekdoten. — Der Tunnel der Themse. — Die neue Luftmaschine zur Beförderung von Depeschen und Passagieren nach China. — Englische Literatur: die neuen kritischen Ausgaben Shakespear's; neue Untersuchungen über den Verfasser der Briefe von Junius — Die englischen Kampfspiele zu Lande. — Kampfspiele zu Wasser. — Theater: Fanny Elsler's erneuertes Engagement bei der italienischen Oper. Ankunft des Herrn Staudigl und dessen Erscheinen auf der Bühne des Coventgarden-Theaters. Die französischen Vorstellungen. — Kunstausstellungen.

Auf dem Continente sind Clubhäuser, Anstalten zur Beförderung der Geselligkeit, wo man sich über die Interessen

einer von ihnen sitzt hinter einem Schreibpult, empfängt an Mitglieder gerichtete Briefe, notirt sich an sie gemachte Bestellungen u. dgl. Im Lesezimmer sind die bedeutendsten englischen, deutschen, französischen, spanischen und holländischen Zeitungen niedergelegt, außerdem eine Menge englischer Journale. In andern Zimmern erhält man Erfrischungen zu jeder Zeit des Tages, allein in keinem darf geraucht werden; nach Belieben kann man zu Mittag und zu Abend entweder allein speisen oder an der Table-d'hôte, und Manche bringen in einem solchen Clubhause den größten Theil ihres Lebens zu, besonders Offiziere auf halbem Solde und unverheirathete Herren von Stande, die nur ein mäßiges Einkommen haben, daher kein Haus machen können.

Der bedeutendste Club in London ist wohl der Travellers Club, welchen die fremden Botschafter und Gesandten besuchen. Sobald um 10 Uhr Morgens die Zimmer in Ordnung gebracht und die Zeitungen ausgelegt sind, eilt man hin und es wird vor 12 Uhr Nachts nicht leer. Nachmittags werden gewöhnlich einige Spielpartien arrangirt, und Talleyrand versäumte, so lange er in London war, nicht leicht einen Abend, spielte hier regelmäßig jeden Tag Whist. Der Name dieses Clubs erklärt sich daher, daß seine Statuten festsetzen, man müsse, um Mitglied zu werden, 500 englische Meilen außerhalb Großbritannien gereiset seyn. Sollte Jemand nicht so weit gekommen seyn, so stehen ihm Brooke's club und White's club in der St. Jamesstraße offen, welche nach demselben Plan eingerichtet sind, und hauptsächlich von Herren besucht werden, welche zum Parlament gehören, oder im Gebiet der Politik Bedeutung haben. Ausschließlich für Mitglieder der Torypartei ist der Conservative club, so wie den Reform club für Whigs; in diesen verabredet man par-

kehren wünschen, mu
einmal so weit kommt
letzten Balltage am
der Liste von Herren,
zu Balltage kamen
den 10 ausballotirt
einen schwarzen Ball
zen, um dadurch jug
zu machen. Andere
Compagnie einen sch
lichen Offizieren ...
lig und ächter Art
des durch seinen Fel
Commodore Sir Cha
stürmisch zu. Man
und es fanden sich ...
Steward ein, welcher
hatte, daher er auf ...
den glaubte und ...
hielt. Aber die ...
reich eingefunden. ...
gesehene Vertrauen
Clubs. Als man ...
13 gegen ihn, so ...
entschieden war. ...
Art muß nothwend...
stören und der Gel...
leiten doch nicht ...
Zeit schlechte Sub...
mehreren angesehen...
tät geworden ...

tet, um sogleich Hand an das Werk zu legen; Platz für die Zuströmenden ist allerdings genug vorhanden. (Berl. Nachr.)

⁎ (Potsdam, 9. Mai.) Auf der Pfaueninsel machte man vor einigen Tagen einen nicht uninteressanten antiquarischen Fund. Ein Arbeiter stieß nämlich beim Rijolen in der ehemaligen Hirschbucht an einer sonst nicht ausgezeichneten Stelle mit seinem Spaten auf Metallgegenstände und fand bei näherer Untersuchung vier antike Ringe von Erz, sämmtlich wohlerhalten, bis auf einen, der durch den Spatenstich zerbrochen worden war. Sie lagen etwa 1½ Fuß tief, und in dem weißen Sand des Heidebodens war deutlich zu erkennen, daß zu ihrer Aufnahme sorgfältig eine kleine runde Grube gemacht worden war. Die Ringe sind von verschiedener Größe; die beiden größern fand man unten, einander gegenüber, die kleineren auf ihnen liegen; die letzteren sind am kunstvollsten gearbeitet. Wahrscheinlich sind sie wendischen Ursprungs, und mögen Fuß- und Handfesseln gewesen seyn, mit welchen die jungen Leute geschmückt wurden, die man den Göttern zuführte. Die Fußfesseln haben einen Einschnitt, durch welchen der Ring offen und federnd erhalten wurde. (Berl. Nachr.)

⁎ (Komische Protestation.) Das Theater Gaieté wurde 1770 von Nicolet gegründet. Zwei Jahre später spielte Nicolet mit seiner Truppe zu Choisy vor Ludwig XV, welcher durch die Sprünge der Schauspieler so ergötzt ward, daß er ihnen den Titel: „Große Tänzer des Königs" verlieh. Zwanzig Jahre später ward dieser Titel, als anstößig, mit dem heutigen Namen Gaieté vertauscht. Der letztere Name war indessen zur Zeit der Republik nicht geläufig; man sagte statt dessen „bei Nicolet" (obgleich dieser todt war), und so lies't man in Documenten aus jener Zeit: „Wir sind hier nicht bei Nicolet," — oder: „Das ist gut, um es bei Nicolet zu spielen" — wo wir sagen würden: auf dem Affentheater. — Nicolet's Nachfolger war nahe daran bankerott zu machen, als Martainville ihm durch seinen „Hammelsfuß" wieder auf die Beine half. Dieser Martainville wurde einst vor das Revolutionsgericht gefordert. Der Präsident rief ihn auf mit dem Namen von Martainville. Der Komiker nahm eine ernste Miene an und sprach: „Bürger! mein Name hat nie die Ehre der Partikel gehabt. Ich rufe Dich zur Ordnung. Du bist hier um mich abzukürzen" (einen Kopf kürzer zu machen), „nicht, mich zu verlängern."

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Gegenwärtig gastirt hier die k. bayer. Hofsängerin Mad. Dietz von München, Gattin des bekannten, früher hier, jetzt gleichfalls am Münchner Hoftheater engagirten Tenorsängers. Wir bekennen mit Freuden und aus der innigsten Ueberzeugung, seit langer Zeit keine vorzüglichere Opern-Soubrette gehört zu haben, als diese Sängerin. Eine frische, liebliche, umfangreiche und biegsame, auf das Sorgfältigste gebildete Stimme, vereint sich mit eben so viel Präcision und Fertigkeit, als Feuer und Leben im Vortrage, den ein anmuthiges, keckes, die Schranken der Weiblichkeit im Auge haltendes Spiel kräftig unterstützt. Die erste Rolle dieser, in dem bezeichneten Genre vielleicht ersten jetzt lebenden Künstlerin, war die des Pagen in Meyerbeer's „Hugenotten", welche Oper am 2. Mai hier ihre neunte Wiederholung bei gefülltem Hause erlebte. Die Sängerin übte gleich durch die Ausführung ihrer ersten Entrée-Arie eine so elektrische Wirkung auf das Auditorium, daß sie diese auf dringendes Begehren sofort wiederholen mußte, und nur bedauern ließ, daß der übrige Theil der Rolle ihr nicht eine ausgedehntere Wirksamkeit an diesem Abend gestattete. Die nächste Rolle derselben soll die Gabriele im „Nachtlager von Granada" seyn, der, wie man hört, noch Susanne, Madelaine und Pamina folgen sollen, und eben so viel Genüsse für die Musikfreunde, als Triumphe für die Künstlerin bilden werden — Wenn Referent bei der oben gegebenen Besprechung des Gastspiels der Mad. Pirscher als Valentine, die damalige Gesammtaufführung der „Hugenotten" als mangelhaft bezeichnete, so gereicht es ihm zum doppelten Vergnügen, melden zu können, daß die diesmalige um so exacter und trefflicher war, wie denn die HH. Kreuzer und Leser mit Mad. Lehmann, als Raoul, Marcell und Valentine, eine köstliche Sänger-Trias bilden, deren Verdienste um die Ausführung der Oper stets mit lautem Beifall und sonstigen Ehrenbezeugungen anerkannt werden und auch in diesen Blättern wiederholte Würdigung gefunden haben. Auch Dlle. Neukäufler erwirbt sich in der Rolle der Königin stets lebhaften Succeß. Es ist dies ihre beste Parthie, die uns für ihre übrigen, meistentheils sehr mittelmäßigen Leistungen schadlos halten muß. — Die sonst gewöhnlich am ersten Ostertage stattgabende, stets reichbesuchte vierte musikalische Akademie unsers Hoftheater-Orchesters, worin Rossini's vielbesprochenes Stabat mater zur Aufführung kommen sollte, mußte leider, zum großen Nachtheil für die Einnahme, verschoben werden, da Dlle. Neukäufler sich weigerte, die Ausführung der ersten Sopran-Solo-Parthie zu übernehmen, welche anfänglich der Madame Lehmann übertragen war, von dieser aber, wegen gehäufter Beschäftigung in ihrem Berufe als Bühnensängerin, für den bestimmten Tag abgelehnt werden mußte. Ein Benehmen, welches der Dlle. Neukäufler mehrfache Rekriminationen zuzog, gegen welche sie eine Art von „Rechtfertigung" zu veröffentlichen für gut fand, die indeß keinen andern Erfolg hatte, als eine Entgegnung zu provociren, worin ihr gradezu der Vorwurf von Unwahrheit und Entstellung von Thatsachen gemacht wurde. Möchte doch diese junge Dame gescheutere Rathgeber und Leiter finden als bisher, denn sie selbst scheint nichts weniger als anspruchsvoll und unbescheiden zu seyn. — Die dann am 22. April gegebene Akademie brachte in ihrem ersten Theile Beethoven's göttlich-schöne und erhabene Sinfonia eroica, die von unserm anerkannt trefflichen Orchester, unter der Leitung Vincenz Lachner's, mit der bei solchen Gelegenheiten an ihm gewohnten Sachkenntniß, Energie und Begeisterung exekutirt wurde. In der zweiten Abtheilung hörten wir das Rossini'sche Stabat mater. Eine Komposition, die zwar viel Melodieenreichthum und interessante Einzelheiten enthält, einen tiefern Eindruck, als den eines momentanen Ohrenkitzels aber nicht hervorzubringen vermag, da sie durchaus der religiösen Weihe entbehrt und nirgend eine Spur des Heilig-Ernsten an sich trägt. Das Werk ist ein Convolut von Rossini'schen Gesangepiecen mit unterlegtem kirchlichem Texte, im Uebrigen eben so gut in jede italienische Oper passend, je nachdem man die Worte beliebig verändert. Es ist ein Kind der Zeit, das leider ein trauriges Zeugniß giebt, von der frivolen Richtung und dem gänzlichen Verfall der heutigen Kirchenmusik in Italien. Die Soloparthieen hatten die Damen Lehmann und Schön und die Herren Kreuzer und Leser übernommen. Die Chöre wurden vom Personale des Theaters, in Verbindung mit dem hiesigen Singverein, dem sich mehrere Dilettanten anschlossen, ausgeführt. Die Aufführung selbst war präcis und die Aufgabe beherrschend. Den meisten Beifall erhielten von den einzelnen Nummern die Introduktion, die Baß-Arie (Pro peccatis), die Sopran-Arie Nro. 8 (Inflammatus), vorzüglich aber das Vocal-Quartett Nro. 9 (Quando corpus), das Referent für die beste Nummer des Ganzen erklären möchte, und welches, trotz seiner Schwierigkeit und bedeutenden Länge, in großer Vollkommenheit und ohne die geringste Schwebung in der Intonation vorgetragen, die solide Tüchtigkeit der Sänger auf das Schönste bewährte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 15. Mai. (Auf vieles Verlangen und zum Vortheil des Herrn Hendrichs) Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Philipp Morton: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Mannes, wie Ihr seyd, unwürdig. Ueberwindet diese augenblickliche Schwäche, und laßt uns hoffen, daß Ihr auf dem Schaffot nicht weniger Heldenmuth beweisen werdet, als die Herren von Montmorency, von Marillac, von Chalais und andere brave Edelleute, welche geköpft worden sind, weil sie sich wider den Herrn Cardinal verschworen hatten."

Nickel, anstatt durch diese Worte ermuthigt zu werden, entsetzte sich dergestalt, daß seine Knie schlotterten und seine Zähne klapperten. Mit bebender Stimme wiederholte er seine Versicherungen. Sein Plaggeist schüttelte ungläubig den Kopf, zuckte höhnisch die Achseln und rief endlich: „Kommt, es ist Zeit. Seht, da ist der Herr Gardecapitain in eigner Person, um Euch den Degen abzufordern."

Der angebliche Gardecapitain war Niemand anders als Bassompierre, der sich unterdessen umgekleidet hatte. Bei seinem Anblick rief Fanchette: „Ah, das ist ja der Ackerknecht von vorhin!" und Nickel rief: „Ah, das ist ja mein schöner Herr von heut Morgen! Lieber schöner Herr, sagt doch diesen Herren da, daß ich kein Herzog bin."

„Ruhig!" erwiederte Bassompierre, den Bittenden mit einem strengen Blicke messend. — „Meine Herren," fuhr er fort, sich zu dem Edelmann und zu den Jägern wendend, welche die Rolle von Schergen spielten, „hier waltet ein Irrthum ob. Dieser Mensch ist nicht der Herzog von Bassompierre. Unter den Kleidern, mit denen er sich aufgeputzt hat, erkenne ich ihn als einen Bauer aus dieser Gegend."

„Ja wohl, ein Bauer, ein Mühlknapp," bekräftigte der zerknirschte Nickel. „Der Irrthum kommt daher," fuhr Bassompierre fort, „daß dieser Schurke die Unverschämtheit gehabt hat, in Kleidern, die nicht ihm gehören, sich für den Herzog auszugeben. Er verdient nicht, geköpft zu werden."

„Gewiß nicht!" rief Nickel, dem ein Stein vom Herzen fiel.

„Aber gehenkt soll er werden," fuhr Bassompierre ernsthaft fort, „dafür, daß er sich erfrecht hat, einen Namen und Titel zu führen, der ihm nicht gehört. Führt ihn zum Amtmann und von da zum Oberstrichter von Lothringen."

„Gnade, gnädiger Herr!" rief Nickel. „So wahr Gott lebt, ich habe mir den Namen Bassompierre nicht angemaßt; die Leute im Dorf haben mir ihn gegeben."

„Und warum?"

„Weil ich gern ein wenig lache, trinke, spiele, tanze und den Mädchen nachlaufe, sagen die bösen Mäuler, ich sey der Bassompierre des Dorfs."

„Nicht wahr, Herr Herzog," flüsterte die Gräfin diesem zu, „das Incognito dient vortrefflich, um die Wahrheit über sich zu hören."

„Schönen Dank, Frau Marquise," erwiederte der Herzog. — „Aber, Kerl," fuhr er mit gerunzelter Stirne fort, „dieser Beiname konnte Dich nicht berechtigen, den Herzogstitel anzunehmen, wie Du vorhin gethan hast."

„Ihr habt Recht, gnädiger Herr. Aber seht die Versuchung war zu groß. Fanchette, die Wirthstochter hier hatte sich in den Kopf gesetzt, ich sey der wahre Bassompierre, und heulte mir den Kopf voll, daß ich sie nicht heirathen könne. Laß sie auf ihrer Narrheit, dacht' ich, auf diese Art wirst du sie los."

„Der schändliche Kerl!" schrie Fanchette auf.

„Ah, Bruder Lüderlich," sprach der Herzog, „ich habe eine Deiner Uebelthaten vergessen. Du hast dies Mädchen hintergangen. Warum willst Du sie nicht heirathen?"

„Ich denke, wenn man Bassompierre heißt, heirathet man nicht."

„Und ich denke, wenn man den Namen Bassompierre unnützlich führt, kommt man an den Galgen."

„Gnade, gnädiger Herr!"

„Ich sehe nur ein Mittel, Deinen Hals vor dem Strang zu retten."

„Ach, gnädiger Herr, offenbart es!"

„Du mußt dies Mädchen heirathen."

„Meinethalben des Teufels Großmutter, wenn mich das vom Galgen rettet."

„So?" rief Fanchette wüthend. „Nein, jetzt will ich ihn nicht; er mag hingehen und sich hängen lassen!"

„Ach Fanchette," schmeichelte Nickel, Du weißt, daß das nur eine Redensart war. Du kannst Deinen Bassompierre nicht hängen lassen."

„Kommt, Mamsel," nahm der Herzog auf einen Wink der Marquise das Wort, „laßt Euch erweichen. Der Sünder scheint reuig zu seyn. Er ist bekehrt, und Ihr liebt ihn — Grund genug, ihn zu begnadigen. Und um ihn Eurer Verzeihung noch weiter werth zu machen, will ich etwas für ihn thun. Die erste Mühle, die auf meinen Gütern pachtlos wird, soll er haben."

„Und ich," sprach die Marquise, „übernehme die Ausstattung meiner Pathin."

Die Hochzeit fand in den nächsten Tagen statt, und der Herzog und die Marquise wohnten derselben bei.

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Einer der merkwürdigsten Fälle, welche in der Geschichte der Londoner Clubs vorgekommen sind, ist wohl der am 6. März d. J. entschiedene eines Modeherrn, welcher acht Clubs besuchte und von dem lebte, was er in ihnen entwendete. Josua Jones Ashley hatte Zutritt zu dem Junior U. S. C., dem Army und Navy Club, dem Conservative und Reform Club, dem Athenaeum und Erechtheium, endlich dem Colonial und Union Club; er war in allen sehr geschätzt und Niemand hatte einen Verdacht auf ihn, wenn man im Athenaeum Bücher, in den andern Clubs goldene Uhren, Lorgnetten, Etuis u. s. w. vermißte. Dann trat aber der Fall ein, daß im Junior U. S. C. ein Aufwärter in dem Zimmer, in welchem Ashley saß, einen Präsentirteller mit silbernen Löffeln und Gabeln stehen ließ, und als er einen Augenblick darauf zurückkam, die Hälfte der Löffel und Gabeln verschwunden war. Da Niemand außer Ashley im Zimmer gewesen, so war es klar, wo das Fehlende zu suchen sey; man sandte ihm daher, als er wegging, einen Polizeidiener nach, welcher auf ihn genau achten sollte. Es fand sich, daß er zu einem Silberarbeiter ging, welcher die Buchstaben J. U. S. C. aus dem Handgriff auslöschen und dafür die Anfangsbuchstaben seines Namens eingraben sollte. Der Polizeidiener, welcher dies angehört, nahm ihn hierauf in Arrest und man untersuchte seine Wohnung. Man fand bei ihm mehrere Feilen, eine beträchtliche Anzahl von silbernen Löffeln und Gabeln, und eine noch größere Menge von Scheinen der Pfandleiher, bei denen er Silbersachen versetzt hatte. Bei der Instruktion der Sache vor dem Ordnungsgericht erschienen die Oekonomen verschiedener Clubs und reklamirten das bei ihm gefundene Silbergeschirr; von manchen Löffeln waren zwar die Anfangsbuchstaben des Namens eines Clubs schon weggefeilt, allein es war so ungeschickt gemacht, daß man wohl sahe, daß sie da gewesen und zu andern gehörten, welche sie hatten. Der Inculpat hatte sein ruchloses Geschäft im Großen betrieben; zwar hatte es ihn viel gekostet, Zutritt zu erhalten zu einer solchen Menge der angesehensten Clubs, allein er hatte sich dafür reichlich entschädigt. Man denke sich die Scene bei der öffentlichen Verhandlung der Sache im Ober-

stützten dies Verlangen. Der spanische Gesandte rieth, ihn zu tödten, der französische schwieg. Der englische Botschafter A'Court (später Lord Heytesbury) machte dem Streit ein Ende mit den Worten: „Tödtet ihn; ich nehme Alles auf mich." Demzufolge erließ König Ferdinand folgenden Beschluß: 1) General Murat wird vor eine durch Unsern Kriegsminister ernannte Militärkommission gestellt. 2) Der Verurtheilte erhält eine halbe Stunde Zeit, um die Tröstungen der Religion zu empfangen." — Am 13. October erschienen vier Offiziere mit gezogenen Säbeln im Zimmer Murat's und führten ihn vor die, im Saal des Schlosses versammelte Militärkommission. Diese bestand aus sieben Offizieren, von denen vier unter Murat gedient hatten und von ihm befördert worden waren. Das Urtheil lautete auf Tod, kraft eines von Murat selber fünf Jahre früher erlassenen Gesetzes. Die Schuld ergab sich aus einem bei dem Angeklagten gefundenen gedruckten Aufruf, in welchem Ferdinand des Throns verlustig und dessen Minister, falls sie nicht sofort ihre Stellen niederlegten, für vogelfrei erklärt wurden. Gegen vier Uhr ward der Verurtheilte auf der Esplanade des Schlosses erschossen, oder wie Herr Galvani sagt, auf Befehl eines Despoten ermordet. Buonaparte erklärte die Hinrichtung seines Schwagers für eine Verletzung der öffentlichen Schicklichkeit. Ohne Zweifel war dieselbe eben so unschicklich wie Buonaparte's Entthronung.

⁂ (Die Queue vor einem der geringsten Pariser Theater.) Das Publikum des Theaters Lazari auf dem Boulevard du Temple ist zum großen Theil in Hemdsärmeln und blauen Kitteln. An Sonntagen drängt es sich vor dem Eingang Stunden lang, und ein solches Gedräng, welches eine lange Colonne bildet, heißt la queue (der Schweif) und gewährt einen sehr belebten Anblick. Zum Zeitvertreib ziehen Einige Speisevorräthe aus der Tasche und verzehren sie aus der Faust; Andere nehmen theatralische Stellungen an und äffen die Schauspieler nach; noch Andere geben eine burleske Inhaltsanzeige des Stücks zum Besten. Einer erlaubt sich verletzende Bemerkungen über die Nase seines Nachbarn, ein Andrer desgleichen über die Hüften seiner Nachbarin; ein Dritter stellt einem vorbeigehenden Stadtsergeanten ein Bein, ein Vierter wirft einen Apfelkrotzen auf den Helm eines Municipalgardisten. Der Nachbar zürnt, die Nachbarin schreit über Beschimpfung, der Stadtsergeant packt an, die Municipalgardisten fluchen. Ein böser Bube kriecht zwischen den Beinen seiner Vorleute durch und macht sich Bahn mit Kneifen, Beißen und Kratzen. Es giebt ein Gedräng; unwillkürliche Stöße führen zu Handgreiflichkeiten. Männer fassen sich an der Kehle, Weiber verlieren ihre Hauben. Gezänk, Gebrüll, Wehegeschrei, Gelächter. Endlich geht die Thür auf, die geschlossene Colonne lauft Sturm an der Kasse und bemächtigt sich des Parterres, des Amphitheaters und des Paradieses. Wie bei einem Festungssturm purzeln manche über die Stufen, es gibt Quetschungen, Stöße und Hautverletzungen; endlich aber gewinnt sich Jeder seinen Platz. Uebrigens ist dies das andächtigste Theaterpublikum. Es kritisirt nicht; es empfindet.

⁂ (Die ersten Bewegungen der Radicalreform in England.) Das Mißjahr 1816 und die Arbeitslosigkeit vieler Tausende, welche bisher im Krieg und für den Krieg Beschäftigung gefunden, verursachte große Noth. Es wurden Versammlungen gehalten, um Mittel zur Abhülfe zu ersinnen. Einer dieser Versammlungen in Spafields bei London wurde von einem jungen Menschen Watson gepredigt, Abhülfe sey nur durch eine Radicalreform des Parlaments zu erlangen. Aufgefordert von dem Redner, folgte die Menge ihm nach London und griff den Laden eines Büchsenmachers an. Ein zufällig dort befindlicher Mann richtete abmahnende Worte an den Haufen. Watson schoß eine Pistole auf ihn ab und verwundete ihn. Anrückende Truppen zersprengten die Menge. Watson wurde ergriffen, entkam (?) aber in dem Getümmel. Dies war zu Ende 1816. Gegen die Mitte 1817 wurde ein älterer Watson, und mit ihm Preston, Hooper und Thistlewood als Urheber des Aufruhrs vor Gericht gestellt und — freigesprochen. — Der für die Jugend bearbeitete Auszug der Geschichte Goldsmiths enthält in seiner Fortsetzung diese Angaben und dabei die Bemerkung: Aus der gerichtlichen Verhandlung ergab sich, daß Spione der gefährlichsten Art von der Regierung verwendet worden waren.

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Fortsetzung.)

Eine am 29. April von Mitgliedern hiesiger Hofbühne, zum Besten des, zum allgemeinen Bedauern, seit länger als einem halben Jahre von Krankheit heimgesuchten, eben so verdienten als beliebten Hofschauspielers, Herrn Braunhofer, veranstaltete musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung erfreute sich vielseitiger Theilnahme, die noch bei weitem größer gewesen seyn würde, hätte nicht, aus uns unbekannten Gründen, die betreffende Behörde, das Stattfinden der Soirée im Theatersaale verweigert. Eine Beurtheilung der einzelnen Piecen ist bei der großen Reichhaltigkeit des Programms unmöglich. Wir bemerken nur, daß die Herren Bauer, Kreuzer, Leser, Heinefetter und Bolange, wie die Damen Pichler, Greenberg d. ä., Lehmann, Eder, Schön, denen sich mit der größten Bereitwilligkeit Herr und Madame Dietz (welche Letztere erst am Tage des Conzerts hier eingetroffen war und nicht einmal auf dem Programm genannt werden konnte) anschlossen, in den Vortrag der verschiedenen Musik- und Deklamationspiecen theilten, die sämmtlich mit gerechtem Beifall aufgenommen wurden, wenn auch Mad. Dietz, die wir hier zum ersten Male hörten, durch den gediegenen und seelenvollen Vortrag von Mozart's: „Ihr, die ihr Triebe u. s. w.", das meiste Interesse erregte. Auch ihr Gatte belebte von Neuem durch die treffliche Ausführung von Belmonte's Arie: „Ach, wie ängstlich", die ganze Zuneigung seiner zahlreichen Freunde und beurkundete sich als ein eben so einsichtsvoller, wie sinniger Künstler. — Somit hätte ich denn nun von Allem Kunde gegeben, was seit meinem frühern Berichte das wechselvolle Treiben unsers Bühnen- und Musiklebens Neues brachte. Möge man wenigstens das Resultat daraus entnehmen, daß unsere Bühne, trotz des Schweigens der meisten auswärtigen Journale, welches indeß einen andern Grund haben mag, auf den ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen werde, ein lobenswerthes Regen und Streben entfaltet; eine Thätigkeit, die um so mehr der Anerkennung werth ist, als namentlich im Personale des recitirenden Schauspiels so manche bedeutende Lücke vorhanden ist. Hoffentlich wird die Abhülfe dieses Umstandes das erste Bestreben des Herrn Düringer seyn, der, vorläufig auf fünf Jahre zum Ober-Regisseur unserer Hofbühne ernannt, schon in den nächsten Tagen von Leipzig, wo derselbe in ähnlicher Eigenschaft sich einen so vortheilhaften Ruf erwarb, hier eintreffen wird. Eben so wird durch die Gattin des Herrn Düringer einem längst gefühlten Bedürfnisse in der Oper abgeholfen werden, da sie in der Zukunft das hier seit lange verwaiste Fach der Mütter und Anstandsdamen bekleiden wird. — Außerdem stehen uns noch interessante Genüsse bevor, da, dem Vernehmen nach, außer Herrn Dessoir von Karlsruhe, und andern bedeutenden Gästen, auch die Herren La Roche und Lukas vom Wiener Hofburgtheater hier zum Gastspiel eintreffen sollen. Auch der berühmte Harfenvirtuose Parish-Alvars mit seinen Schwägern Carl und Richard Lewy, sollen uns einen Besuch zu machen beabsichtigen, doch möchte Referent diesen Künstlern rathen, denselben zu beschleunigen, da die den schönen Künsten so gefährliche Zeit herannaht und in wenig Wochen die Elite der Gesellschaft sich nach allen Richtungen hin zerstreut haben wird, wozu ihr die so vielfach vermehrten Reisegelegenheiten nur noch mehr Veranlassung geben.

(Schluß folgt.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Der mitgetheilte Criminalfall erinnert an die vor etwa fünf Jahren verhandelte Sache des Lord de Roos, welcher Mitglied des Travellers club war. Man beschuldigte ihn, daß er dort auf keine rechtliche Weise bedeutende Summen mit markirten Karten gewonnen habe. Lange hielt man dies für ein leeres Geschwätz, welches keinen Glauben verdiene, denn der edle Lord besaß ein bedeutendes Vermögen, war Pair des britischen Reichs, gehörte einer der ältesten Familien desselben an, und war sehr gastfrei. Allein hochgestellte, sehr glaubwürdige Männer wiederholten die Beschuldigung, und man gab es am Ende in öffentlichen Blättern dem edeln Lord anheim, er solle gegen die hinlänglich bekannten Urheber des Gerüchts einen Injurienproceß anstellen, diese würden sich der Einrede der Wahrheit bedienen, und könnten sie diese nicht begründen, so stehe er gerechtfertigt da. Unvorsichtiger Weise folgte er diesem Rath und wurde Kläger. Er mochte denken, daß seine frühern Tischgäste, seine Spielkameraden, überhaupt seine Standesgenossen, kein Zeugniß gegen ihn ablegen würden; allein die von den Beklagten gewählten Zeugen mußten sich stellen, da sie bei Strafe citirt waren (to subpoena), und sie konnten nicht umhin, die reine Wahrheit auszusagen, da sie eidlich vor Gericht vernommen wurden. Unter ihnen war namentlich Lord George Bentink, vormaliger Generalgouverneur von Ostindien, ein besonders hochgeachteter Mann, welcher gleich vielen andern angesehenen Lords, Staatsdienern und Offizieren gegen den Kläger aussagten; eben so der Oekonom des Clubs und die Aufwärter. Unter diesen Umständen blieb dem Gericht nur übrig, die Injurienklage des Lord de Roos für unstatthaft zu erklären (to dismiss), und eine zeitlang sprach man dann davon, daß die Beklagten auf Bestrafung des Lords antragen wollten und ihn zur Entschädigung derer, die er im Spiel betrogen, anhalten. Dies unterblieb indessen und man überließ ihn der öffentlichen Verachtung. Sich dieser in London zu entziehen, reis'te er nach dem Continent, fand aber, daß auch dort sein Fall bekannt sey, kehrte daher nach London zurück und lebte hier in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, von Allen verlassen, bis er im Jahre 1842 starb.

Außer den eigentlich sogenannten Clubs, von denen hier die Rede gewesen, führen diesen Namen auch oft die Hauptspielhäuser, deren es jetzt fünf gibt, nämlich Crockford's, Bond's, the Stranger's, the Buckingham und the Berkeley. Außer diesen gibt es eine Menge Spielhäuser zweiter und dritter Klasse; man spielt englisch und französisch Hazard, Roulette, Rouge et noir, Pharao u. s. w. Aber, obgleich das Wetten in England sehr gewöhnlich ist und sehr bedeutende Summen darin gewagt werden, ist man hier doch den Hazardspielen sehr abhold und sie sind gesetzlich verboten; die neue Polizeiordnung enthält bestimmte Befehle zur Unterdrückung der Hazardspielhäuser. In der Wirklichkeit schreitet doch die Polizei nicht eher ein, bis ihr von Betrügereien, die in einem Spielhause vorgekommen, Anzeige gemacht wird, und man kann sich leicht denken, daß an einem Orte, wie London, wo so viele reiche Verschwender aus allen Welttheilen wohnen, und die Verfassung dem Treiben der Menschen so viel Freiheit läßt, Hazardspiele zwar beschränkt, aber nicht ganz ausgerottet werden können. Von diesen Spielklubs war es aber nicht meine Absicht, hier zu reden; es mag bei einer andern Gelegenheit geschehen.

Der Tunnel der Themse ist jetzt für Fußgänger offen, allein noch nicht für Fuhrwerk, weil die Anfahrten noch nicht beendigt sind. Ohne Zweifel ist er ein bedeutender Bau, welcher vielleicht mehr Berechnung und Talent erforderte, als der Bau der Straße über den Simplon. Eine andere Frage aber ist, ob er auch dauerhaft sey und nützlich im Verhältniß zu seinen Kosten, welche 446,000 Pfd. St. betragen. Die stets auf das Mauerwerk einwirkende Feuchtigkeit, muß dieses nothwendig angreifen und mürbe machen. Es sind hier Winter vorgekommen, wo die Themse so zugefroren war, daß man mit schweren Wagen darauf fahren konnte, welches denn einen starken Eisgang veranlaßte, als es anfing zu thauen. Ein solcher Eisgang könnte den ganzen Bau unter der Themse zusammenwerfen. Den Nutzen desselben betreffend, so sind zu beiden Seiten des Tunnels in nicht großer Entfernung Brücken, welche Fuhrleute wahrscheinlich vorziehen werden, um die Gefahr, daß die Pferde scheu werden könnten, zu vermeiden. Neugierde wird zwar Fußgänger eine Zeitlang veranlassen, durch den Tunnel zu gehen; allein er ist 1,200 Fuß lang, und ein Weg von dieser Länge unter der Themse dürfte Vielen, besonders Damen, bedenklich scheinen. Den Plan zu ihm entwarf Sir Isambert Brunel, ein geborner Franzose, im Jahr 1823. Es wurde dann eine Commission niedergesetzt, den Plan zu untersuchen, und diese veranlaßte, daß Bohrungen angestellt wurden, um das Bett der Themse näher kennen zu lernen; sie berichtete dann über das Unternehmen sehr günstig am 4. April 1824, und rieth, die Bildung einer Actiengesellschaft zur Ausführung desselben. Nachdem diese durch eine Parlamentsacte vom 24. Juni 1824 Bestätigung erhalten, kamen bald bedeutende Summen zusammen, welche Sir J. Brunel in den Stand setzten, seinen ursprünglichen Plan zu erweitern. Nach manchen Vorbereitungen begann der Bau des Tunnels am 1. Januar 1826 und schritt schnell vorwärts. Allein schon am 25. Januar drangen die Fluthen der Themse ein, und es dauerte bis zum 11. März, ehe Alles ausgebessert war und man mit der Arbeit fortfahren konnte. Am 30. April 1827 waren schon 400 Fuß des Tunnels fertig, seine beiden Arcaden von Ziegelsteinen so weit vollendet. Allein am 18. May 1827, und wiederum im Januar 1828 brachen die Fluthen der Themse ein und erfüllten den Tunnel. Dies veranlaßte eine lange Unterbrechung der Arbeiten, welche sieben Jahre liegen blieben, bis man neue Geldmittel erhielt. Mit diesen wurde dann das Werk wieder angefangen, ununterbrochen fortgesetzt und glücklich beendigt. Bei der feierlichen Eröffnung des Tunnels im vorigen Monate wurde eine Procession gebildet in folgender Ordnung: 1. Ein Musikchor. 2. Ein Fahnenträger. 3. Der Sekretär der Baucommission. 4. Der Anwalt derselben. 5. Der Bauführer. 6. Der Werkmeister. 7. Der Oberarchitekt Sir J. Brunel, Mitglied der königlichen Societät in London. 8. Der Präsident der Baucommission. 9. Die Mitglieder der Baucommission. 10. Der Cassirer und die Rechnungsführer. 11. Die Actionärs. 12. Eingeladene Gäste. Unter den letztern befanden sich der Lord Mayor, Lord Dudley Stuart, und verschiedene Parlamentsglieder, wie die Herren Hume, Hawes, Roebuck u. a. m. Nach Abfeuerung eines Saluts, setzte sich der Festzug in Bewegung, ging von der Seite von Rotherhithe durch den einen Bogengang, und kehrte, als er an das Ende desselben auf der Seite von Wapping gelangt war, durch den andern Bogengang zurück. Es hatte sich eine große Menge von Fremden eingefunden, um der Feierlichkeit beizuwohnen, aber Alles ging ohne Unordnung ab. Beim Anfang der Procession spielte das Musikchor den Gesang: „See the conquering hero comes, sieh' der Held und Sieger kommt," welcher ursprünglich auf Lord Wellington gedichtet wurde, aber auch auf die

saal, in Hinsicht der Pracht und Eleganz mit jedem ähnlichen Etablissement wetteifernd, wird in den nächsten Tagen schon theilweise dem Badepublikum geöffnet und in den ersten Tagen des künftigen Monats ganz vollendet werden. Für die Unterhaltung der Kurgäste ist durch die treffliche Musikgesellschaft des Herrn Heinefetter gesorgt und auch an Conzerten, Salonsvergnügungen und Bällen wird es nicht fehlen.

*** Es bestand in einer kleinen Stadt der Schweiz ein Liebhabertheater. Bei einer Vorstellung, welche in demselben ohnlängst gegeben werden sollte, hatte eine der jungen Aktricen eine Hauptrolle zu spielen. Kurz vor Anfang des Stücks, trat die Mutter der jungen Künstlerin vor und wandte sich mit folgender Bitte an das Publikum: „Ich wollte das verehrte Publikum nur ergebenst bitten, doch meiner Tochter zu erlauben, ihre Rolle zuerst zu spielen, weil sie mit mir diesen Abend noch bei einem Souper erscheinen muß.“

*** (Frankfurt.) Kürzlich wurde in öffentlichen Blättern die wackere That des Schiffergehülfen Friedrich Geiger aus Aschaffenburg erzählt, daß nämlich derselbe am 3. Mai vier Kinder aus dem über 10 Fuß tiefen Kanal der Sachsenhäusermühle mit eigner Lebensgefahr rettete. Der moralische Werth dieser Handlung wurde dadurch noch erhöht, daß Geiger in bescheidener Weise die ihm von dem Polizeiamte angebotene Geldbelohnung ablehnte. Die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, welche die Anerkennung solcher Verdienste von jeher in den Kreis ihres Wirkens zog, übernahm es, dieselbe öffentlich auszusprechen, indem sie Herrn Friedrich Geiger eine Verdienstmedaille überreichte und dieselbe mit einem ehrenvollen Schreiben begleitete, welches die Verleihung derselben motivirt.

Aus Mannheim.

(5. Mai.)

(Schluß.)

Die vom 30. April bis zum 3. Mai vom hiesigen Verein für Naturkunde im Lokale des botanischen Gartens arrangirte siebente Blumen-Ausstellung bot ihren zahlreichen Besuchern nicht nur einen erfreulichen Anblick, sondern auch manches Interessante, wenn sie sich auch mit ihren Schwestern in Frankfurt und Mainz, für die weit mächtigere Kräfte wirken und die mit weit größern Mitteln ausgestattet sind, nicht messen kann. Die mit der Ausstellung verbundenen, durch die Munificenz der Frau Großherzogin Stephanie bewilligten Preise, erhielten die Herren Kunstgärtner Bock in Frankfurt; Hock in Mainz; Singer, Vereinsgärtner hieselbst; A. Humann, Präsident der Gartenbaugesellschaft in Mainz, und Mardner, Kunst- und Handelsgärtner daselbst; und zwar der Letztere den ersten Preis für eine Azalea indica alba, welche als die schönstgezogene und am reichsten blühende Pflanze, allgemeine Sensation machte. Herr Hock gewann den Preis der seltensten Pflanze für eine Chorizema lancifolia, und ein Accessit für eine Lachenaultia biloba. Der Katalog zählte im Ganzen 372 Nummern. — Ueber die mit Anfang Mai eröffnete Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstvereins, der von den Städten Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe und Straßburg gebildet, diesmal in unserer Stadt den Turnus beginnt, ein Ausführliches im nächsten Berichte. Für heute nur so viel, daß die Ausstellung bei weitem noch nicht vollzählig ist, doch sind schon nahe an 150 Arbeiten, darunter Werke von bedeutenden Künstlern und großem Werthe, eingegangen. — Der gegenwärtige Mai-Markt, den wir Mannheimer gern Messe zu nennen pflegen, war am Haupttage (2. Mai), wo zugleich ein großer Pferde- und Viehmarkt abgehalten wird, sehr belebt. Die hiesigen Gast- und Wirthshäuser waren fast sämmtlich überfüllt, so daß an ein Unterkommen in den renommirteren derselben gar nicht zu denken war. Von Sehenswürdigkeiten bietet der Markt diesmal fast nichts. — Der Eisenbahnverkehr zwischen hier und Karlsruhe ist im Allgemeinen nicht so lebhaft, als man erwarten sollte, desto größer aber an Sonn- und Festtagen, so daß schon nahe an dreißig Waggons bei einem einzigen Zuge in Thätigkeit gesetzt werden mußten und dennoch nicht alle Passagiere mit demselben befördert werden konnten. Auf den kleinern Zwischenstationen ist dagegen der regelmäßige Verkehr vom größten Belange und übertrifft in seiner Ausdehnung alle Voraussetzungen. Ein Beleg für die Richtigkeit des neuern Grundsatzes: Die Bahnen nicht immer in gradester Linie, sondern möglichst nach den bevölkertsten Orten zu leiten, da nur so allein der wahre Nutzen für die Bevölkerungen und zugleich reiche Einnahmen für die Unternehmung erzweckt werden können. — Der Verkehr der Dampfschifffahrt auf dem Rheine ist größer als in den frühern Jahren geworden und täglich im Steigen begriffen. Die mächtigste, sich des meisten Vertrauens erfreuende Gesellschaft ist die Kölnische, welche schon durch die große Zahl ihrer Schiffe in Bezug auf oftmalige Reisegelegenheit, so wie durch Bequemlichkeit und Sicherheit den Reisenden eine bedeutende Gewähr bietet. Doch darf man nicht verkennen, daß die Adler-Gesellschaft, welche in einem Tage von Basel bis Mainz fährt, wo sie sich der Düsseldorfer Gesellschaft anschließt, eine strebsame Rivalin der Ersteren ist und vorzüglich von solchen Passagieren besucht wird, denen größtmöglichste Schnelligkeit der Reise nothwendig oder wünschenswerth ist. Die Niederländische Gesellschaft, welche bisher mehr den Waaren- als den Personen-Transport im Auge hatte, richtet, durch günstigen Erfolg veranlaßt, nunmehr ihre Fahrten allwöchentlich zwei Mal, statt der einmaligen Fahrt, hieher. Auch die Neckar-Dampfschiffe haben ihre, sonst nur zwischen Heilbronn und Heidelberg bestandenen Fahrten, in diesem Jahre bis vor unsere Stadt ausgedehnt und versehen den Dienst mit eben so viel Pünktlichkeit als Schnelle, so daß man, in Anschluß an den Abgang der Kölner Boote, bequem in einem Tage von Heilbronn nach Frankfurt gelangen kann.

D.

P. S. Eben mit dem Schlusse meines Berichtes beschäftigt, erfahre ich, daß Mad. Dietz, in Folge eines Zerwürfnisses mit der hiesigen Theaterverwaltung, dessen Ursprung ich jedoch nicht mit Gewißheit angeben kann, ihr begonnenes Gastspiel nicht fortsetzen und deßhalb die auf heute angesetzte Vorstellung des „Nachtlager von Granada“ nicht stattfinden wird. — Sie können leicht denken, daß die Theaterbesucher, die sich so viel angenehme Unterhaltung von dieser ausgezeichneten Künstlerin versprachen, keine freundlichen Gesichter zu diesem ganz unerwarteten Ereignisse machen, und steht deßhalb zu hoffen, daß die Verwaltung, in Rücksicht auf das Publikum, eine Einigung mit Mad. Dietz zu treffen suchen wird, um so mehr, als die obwaltenden Differenzen nicht grade erheblich und leicht zu beseitigen seyn sollen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 17. Mai. Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. Schiller. (Gastrolle) Ferdinand: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg.

Donnerstag, den 18. Mai. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten ist Franz von Civille verschollen, und demnach ist anzunehmen, daß seine dritte Auferstehung nicht eher erfolgen wird, als am jüngsten Tag. Unter mehreren Bildern, die von ihm erhalten sind, befindet sich auch eins von Callot. Civille erscheint darauf als dreißigjähriger Mann, überaus blaß, aber mit lebhaften schwarzen Augen, der damals gewöhnliche Knebel- und Zwickelbart, mehr aber noch sein schöner Wuchs und seine stolze Haltung gaben ihm ein kriegerisches Aussehen.

Frankfurt.

Ueber Ethnographie überhaupt und die ethnographische Sammlung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft insbesondere.

Ein Vortrag, gehalten in der Fest-Sitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 7. Mai 1843

von

G. L. Kriegk.

Unzählig sind die Systeme, nach welchen der Mensch, für den Bedarf seines geistigen Haushalts, sich die Reihen der Lebendigen zu ordnen versucht hat, und mannichfaltig die Beziehungen, nach denen er die einzelnen Arten auf der Stufenleiter der Wesen sich vertheilt dachte. **Eine** Bildung gibt es aber in der Natur, welche in allen diesen Systemen als die vollendetste der Organisationen anerkannt und als der in Wirklichkeit oben anstehende und herrschende Theil der Schöpfung betrachtet wird. So vielfach auch die Eintheilungsarten der lebenden Welt sind: niemals hat man den **Menschen** anders als an die Spitze der Wesen gestellt. Und in der That, während auf der einen Seite unser Geschlecht denselben physischen Gesetzen unterworfen ist wie die Thiere, und wir dadurch uns ihnen verwandt finden, ist auf der andern der Mensch ein die übrigen Geschöpfe so sehr überragendes Wesen, daß man mit Recht schon gesagt hat, er sey kein einzelnes Thier, sondern der Inbegriff der Gesammtheit aller Thiere und darum für sich allein fähig alles das zu thun, was die Thiere nur einzeln zu thun vermöchten. Wenn man früher den Menschen in der Reihe der Wesen unmittelbar neben den Affen stellte, und ihn somit naturhistorisch als ein Thier ansah: so war dies eine, auf bloße körperliche Aehnlichkeit sich stützende, einseitige Betrachtungsweise und deßhalb aus rein wissenschaftlichem Grunde ein ebenso großes Versehen, als wenn man mit Rücksicht auf den schärferen Instinkt und die feinere Empfindungs-Fähigkeit anderer Thiere diese als die Glieder ansehen wollte, durch welche der Mensch mit der übrigen organischen Schöpfung verknüpft sey. Die Kluft zwischen der Menschheit und der Thierwelt ist so groß, daß selbst in rein physischer Hinsicht ein Beide unmittelbar verbindendes Zwischenglied nicht aufzufinden ist; und sie wird noch viel mehr erweitert durch des Menschen Geist, welcher der wesentlichste Charakterzug desselben ist, und dessen Aeußerungen bei allen, auch den durch die umgebenden Naturverhältnisse am wenigsten begünstigten, Völkern gefunden werden. Wir kennen kein Volk, das nicht Begriffe, eine artikulirte Sprache, Kleidung, Waffen, die Kunst Feuer zu machen und — wo dazu geeignete Thiere sich finden — auch die Kunst Thiere zu zähmen besäße: Eigenschaften, von denen keine einzige jemals bei irgend einem Thiere entdeckt worden ist, und welche, auch wenn man sie nicht als das Resultat einer der Thierwelt mangelnden geistigen Kraft, sondern als das eines potenzirten Instinktes ansehen wollte, doch das Abhandenseyn eines directen, ununterbrochenen Uebergangs von der Menschheit zur Thierwelt zeigen würden. Deßhalb hat man denn auch in der neuesten Zeit sich gedrungen gefühlt, den Menschen als vom Thierreiche getrennt anzusehen und in der systematischen Eintheilung der organischen Körper ihn — nicht etwa an die Spitze der Thierwelt, sondern außerhalb derselben zu stellen und als einen besonderen Haupttheil der Schöpfung zu betrachten. „Denn — um mich der Worte des großen vergleichenden Anatomen Rudolf Wagner zu bedienen — „diejenige Systematik, welche den Menschen zum Thierreich und gar als Ordnung zu den Säugethieren rechnet, begeht eine offenbare Inconsequenz, indem sie sich hierbei blos an die äußerlichen Merkmale hält und somit von dem Princip abspringt, das sie bei der allgemeinen Betrachtung der Natur festhält. Sie theilt diese in die organische und unorganische und Erstere wieder in die Pflanzen- und Thierwelt nach rein **immateriellen** Principien; sie hat also dasselbe Princip auch bei dem Menschen festzuhalten." Das Menschengeschlecht ist ebenso von der Thierwelt getrennt, wie diese von der Pflanzenwelt, und bildet ebenso, wie jede dieser Beiden, eine besondere Hauptabtheilung der organischen Schöpfung.

In diesem Ihnen angedeuteten Verhältnisse der Menschheit zur Thierwelt liegt die Nothwendigkeit einer besonderen Naturwissenschaft des Menschen, welche zwar immer, gleich der die übrige organische Welt erforschenden Thätigkeit, Naturwissenschaft bleibt, aber doch ein der übrigen Schöpfung fehlendes und zwar wesentliches Element, nämlich den Geist und die von ihm ausgehenden Wirkungen, als den Mittelpunkt der wichtigsten Lebensäußerungen ihres Gegenstandes ansehen muß und deßhalb kein bloßer Theil von einer der verschiedenen Branchen jener Thätigkeit, sondern eine gleich ihnen selbstständige Wissenschaft ist. Es versteht sich von selbst, daß, so lange die Naturforschung den Menschen der Thierwelt zugezählt hat, diese Wissenschaft, welche den Namen **Ethnographie** oder **Ethnologie** führt, nicht existiren konnte. Sie ist in ihrem selbstständigen Daseyn ein Ergebniß der neuesten Zeit, und zeigt als solches auch ihrerseits den großen Fortschritt, welchen die Naturbetrachtung in unseren Tagen gemacht hat. Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch hat man die Gesammtheit der Menschen stets entweder von blos geistiger oder von blos körperlicher Seite her der wissenschaftlichen Betrachtung unterworfen. Man hat insbesondere die vielfachen Verschiedenheiten der Völker nach Farbe, Gestalt, Lebensweise, Sprache u. s. w., bis auf die jüngste Zeit herab, nicht nach einem festen Princip aufzufassen und auf wissenschaftliche Gründe zurückzubeziehen gesucht, und die auffallendsten derselben nur in oberflächlicher Weise zu deuten sich begnügt; und diesem Mangel einer wissenschaftlichen Gesammt-Betrachtung der Völkergruppen der Erde entsprangen gar manche, auch für das moralische und sociale Leben verderblichen Irrthümer, wie z. B. der unselige, noch jetzt in seinen Folgen so schrecklich wirkende Glauben an eine thierähnlichere Organisation und so zu sagen thierische Bestimmung des Negers. Man erhob sich nicht einmal dann zum Begriff einer ethnographischen Wissenschaft, als, um den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, durch die kühnen Unternehmungen der Portugiesen und Spanier gleichsam neue Welten aus dem Ocean hervortauchten, und die Entdeckungsfahrten eines Diaz, Columbus, Vasco de Gama und Magelhaens den Blick der civilisirten Welt zum ersten Male um den ganzen Kreis der Erde hin erweiterten.

So jung ist die Wissenschaft der Ethnographie, daß man ihren eigentlichen Schöpfer, Blumenbach, noch vor drei Jahren unter den Lebenden sah. Er nämlich war es, der zuerst

Ihre großen Verdienste sollte vergessen haben und Ihrer vielen Güte gegen mich uneingedenk gewesen seyn." Der Graf gab eine angemessene, willfährige Antwort und der Besuch war dann bald beendigt, denn er hatte keinen andern Zweck, als daß Lord Sackville sich mit dem Grafen zu versöhnen wünschte. Diese Thatsache weis't nun in Verbindung mit dem Uebrigen deutlich auf Lord Sackville als Verfasser der Briefe des Junius hin, welches auch schon früher Herr Butler deutlich machte. Der Verfasser des angezeigten Werkes nimmt nun aber ferner an, daß Lord Sackville bei diesen Briefen zwei Gehülfen und Kopisten gebraucht, nämlich Sir Philip Francis und Herrn d'Oyly, welche beide eine Anstellung im Kriegsdepartement hatten, und Letzterer war später auch Sekretär des Lord. Dafür sind keine Gründe vorhanden, vielmehr ist dagegen die Stelle in der Zueignung der Briefe an die englische Nation entscheidend, in der es heißt: „I am the sole depository of my own secret and it shall perish with me, mein Geheimniß ruht allein in meiner Brust und soll mit mir zu Grabe gehen. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Hamburg.) Am 10. Mai erschien Herr Baison, in der Rolle des Hamlet auf hiesiger Bühne. Der Freischütz, der sich von jeher durch die Unpartheilichkeit und Gediegenheit seiner Kunstberichte auszeichnete, bemerkt unter anderm Folgendes über diese Leistung des Künstlers: „Der verehrte Gast ist durch seine früheren Leistungen in so gutem Andenken geblieben bei unserm Publikum, daß es ihn bei seinem ersten Erscheinen mit lebhaftestem, lange anhaltendem Applaus empfing. Seine in den meisten Theilen vortreffliche Leistung begleiteten dann den ganzen Abend hindurch die rauschendsten Beifallsbezeugungen. Baison's Talent hat sich, seitdem er von der Hamburger Bühne geschieden, zu einer überraschenden Höhe emporgeschwungen. Seine schönen Naturmittel werden jetzt unterstützt von einer klaren, sichern, geistigen Kraft und ein scharfer Verstand zügelt und beherrscht, was früher zu unbesonnen, zu keck und ungestüm hervorsprang. Sein sonores, dem Ohre ungemein wohlthuendes Organ ist äußerst biegsam und nuancenfähig geworden, seine Plastik zeugt von ernsten Studien, seine Mimik ist lebendig, sprechend, characteristisch. So weit über das Allgemeine der Erscheinung Baison's. Den Hamlet betreffend, sagen wir, daß in Baison's Darstellung namentlich die glänzende Virtuosität zu rühmen ist, mit der gleichzeitig der träumerische, melancholische, philosophirend grübelnde und der Rachedürstende, zur That entschlossene, zur Catastrophe eilende Dänenprinz anschaulich wird. Nur ein bedeutendes Talent kann diese Extreme vermitteln. Shakspeare läßt den Hamlet unendlich mehr reden und Sentenzen schmieden, als handeln. So muß es denn gänzlich dem Künstler überlassen bleiben, das luftige, leere, gestaltlose Wort mit dem festen, tastbaren Fleische der Handlung zu bekleiden, das Drama da fortzuführen, wo es Gefahr läuft, in der Phrase zu ertrinken. Herr Baison erreichte dies durch sorgfältige Ausmalung in Ton, Blick, Haltung, Geberde und Mienenspiel. Schwer wird es uns, einzelne Glanzpunkte seiner Leistung herauszuheben. Es gab deren so viele! Die, welche eine hinreißende Wirkung ausübten, waren: das erste Begegnen des Geistes, die Schwurscene, die Abfertigung des Polonius, die Scenen mit Ophelia, die der Tragödie in der Tragödie und die im Zimmer der Königin. Schade, daß die vorgenommenen Kürzungen Herrn Baison um verschiedene wirksame und wichtige Momente brachten! So fehlte die weltberühmte, ergreifende Kirchhofsscene im letzten Acte. Unerklärlich! Herr Baison, nach dem vierten Acte und am Schlusse vom gesammten Hause gerufen, dankte mit wenigen, tiefempfundenen Worten."

*** (Das gestörte Mittagsmahl.) In der ersten Hälfte des Jahres 1794 wurde Frankreich von elf Männern regiert, die täglich achtzehn Stunden arbeiteten und dabei in Wohnung, Kleidung, Nahrung und sonstigem Aufwand sich gewöhnlichen Handwerkern gleich hielten. Carnot, einer derselben verzichtete sogar auf das Mittagessen zu Hause, weil seine Wohnung zu weit von seinem Geschäftszimmer in den Tuilerien entfernt war, und begnügte sich mit dem Tisch bei einem nahen Speisewirth. Sein College Collot that desgleichen. Im Juni merkte Robespierre, daß an seinem Sturz gearbeitet wurde. Das Zusammengehen von Carnot und Collot war ihm verdächtig; er vermuthete (nicht ohne Grund) daß beide gegen ihn conspirirten. Um ihnen das Zusammenkommen zu erschweren, erließ er, als Chef des General-Polizeibureau, einen Haftsbefehl gegen den Speisewirth. Carnot und Collot kamen zu Tisch, als die Verhaftung vollzogen werden sollte. Erstaunt, ließen sie sich den Befehl vorweisen, und siehe da, er trug ihre eigne Unterschrift. Sie hatten, wie gewöhnlich, den Befehl ihres Collegen unterzeichnet, ohne zu lesen. Wollten sie nach ihrer Bequemlichkeit essen, so mußten sie in den Ausschuß gehen und die Zurücknahme des Befehls erwirken, was keine Schwierigkeit hatte, da die Mehrheit gegen Robespierre war.

*** (Kaiser Alexander auf dem Wiener Congreß.) Menneval, ehemaliger Secretär der Kaiserin Marie Louise, giebt in seinen historischen Erinnerungen interessante Mittheilungen über den Stand der Dinge zu Wien um Neujahr 1815. Die bourbonischen Familien sollen nach ihm schon damals auf die Deportation des Beherrschers von Elba und auf die Entthronung Murat's gedrungen haben. Mit sichtlichem Wohlgefallen spricht Menneval vom Kaiser Alexander. Der Kaiser, berichtet er, ging jeden Tag mit Eugen (Beauharnais) spazieren und kam oft mit diesem unangemeldet nach Schönbrunn zu Tisch bei Maria Louise. Bei einer solchen Gelegenheit versicherte Alexander „er habe aus den Aeußerungen der englischen Fabrikanten die Ueberzeugung geschöpft, daß das Continentalsystem, wenn es noch ein Jahr länger gedauert, England unfehlbar zu Grund gerichtet hätte. Für Eugen verlangte er bei seinen Verbündeten ein Fürstenthum von 300,000 Seelen auf dem linken Rheinufer. Man fand darin geringe Rücksicht für die kaum wiedereingesetzten Bourbonen. Alexander verhehlte nicht seine Abneigung gegen sie und sagte: „Sie sitzen wieder auf dem Thron; lassen sie sich fallen, so hebe ich sie nicht wieder auf." (Dies war wohl nicht ernst gemeint.)

*** Ein italienischer Fürst, welcher sich mit einem Gesandten Frankreich's auf einem Balkone seines Pallästes befand, erzählte demselben, daß einer seiner Ahnen von eben diesem Balkon einen Gesandten herunterspringen lassen. — „Ohne Zweifel," entgegnete der Franzose „trugen die Gesandten in jener Zeit noch keine Degen."

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 18. Mai. Marie, oder: Die Regiments-Tochter, komische Oper in 2 Abth. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

daß alle Thiere, welche zwar im Genus mit einander verwandt sind, aber von verschiedenen Ureltern abstammen, d. h. also alle, welche verschiedene Species derselben Gattung bilden, wie z. B. der Hund und der Wolf, mit einander entweder gar keine Nachkommenschaft hervorbringen können, oder doch nur eine solche, die in einer der nächsten Generationen schon wieder ausstirbt; daß dagegen diejenigen Thiere, welche von denselben Ureltern abstammen und, in ihrer Verschiedenheit von einander, bloße später entstandene Varietäten sind, wie z. B. die verschiedenen Raçen der Pferde oder der Schaafe, bei ihrer geschlechtlichen Vermischung eine nicht allein sich erhaltende, sondern auch zahlreichere und meistens sogar physisch bessere Nachkommenschaft haben, als die von Eltern einer und derselben Varietät ist. Da nun die Menschheit denselben physischen Gesetzen unterworfen ist wie die Thierwelt, bei der geschlechtlichen Verbindung von Menschen verschiedener Stämme aber, nach allen darüber gemachten Erfahrungen, nicht jenes Erstere, sondern das Letztere eintritt: so können diese Stämme nicht Species, sondern sie müssen bloße Varietäten seyn, d. h. sie müssen alle dieselben Ureltern haben. (Streng genommen folgt aus jenem Factum, wie aus den beiden zunächst anzuführenden, freilich nur, daß die Menschen ursprünglich nicht als von einander verschiedene Species geschaffen wurden; und man könnte dabei immer noch annehmen, daß das Menschengeschlecht von mehreren, wiewohl jedenfalls einander ganz und gar gleichen, Paaren abstamme. Allein da — was näher anzugeben hier zu weit führen würde — die über die Entstehung der Pflanzen und Thiere gemachten Untersuchungen das mit großer Wahrscheinlichkeit sich ergebende Resultat gehabt haben, daß auch jede Thier- und Pflanzen-Species ursprünglich nur Einmal geschaffen ward, so müssen wir, in Ermangelung jeder andern Art von Beweisführung, daraus den Schluß ziehen, daß dies auch bei dem Menschen der Fall war.) 2) Alle Erscheinungen des physischen Lebens, welche in der Thierwelt als charakteristische Unterscheidungszeichen der Species sich zu erkennen geben, wie die Lebensdauer, die Zeit des Gebärens, die Durchschnittszahl der Pulsschläge, die einer Species eigenthümlichen Krankheiten u. dergl. m., finden sich bei allen Völkern der Erde gleich, und es gibt darin keine andern Unterschiede, als solche, welche von dem Klima und anderen äußeren Einflüssen herrühren, und die deßhalb auch bei Menschen jedes anderen Stammes eintreten, sobald sie sich eine Zeitlang denselben Einwirkungen aussetzen. 3) Es gibt keine Art von Körperbeschaffenheit, welche nur Einer Völkergruppe eigen wäre, wenn sie auch bei einer derselben vorzugsweise und als die herrschende vorkommt; und man hat z. B. die Form des Negerschädels in ihrer ganzen Vollkommenheit, ja sogar die Neger-Farbe schon, wiewohl freilich selten, bei einzelnen Individuen von ganz reiner weißer Abkunft und umgekehrt die Farbe und Schädelform des sogenannten kaukasischen Menschenstamms bei Negern von durchaus unvermischter Raçe gefunden.

Dieses sind einige der auf rein wissenschaftlicher Basis beruhenden Gründe, durch welche bewogen die neueste Ethnographie die Annahme einer ursprünglichen Verschiedenheit der Menschen und eine darauf gegründete Eintheilung unseres Geschlechts in sogenannte Menschenstämme aufgegeben hat. Sie hat statt dessen, indem sie statt des seither betretenen Weges den umgekehrten einschlug, d. h. indem sie die Erforschung der einzelnen Völker sich zu ihrer nächsten Hauptaufgabe macht, vermittelst der Geschichte, der Linguistik und der sorgfältigeren Erkenntniß des physischen und moralischen Charakters der Völker, die wirklichen näheren und ferneren Verwandtschaften derselben unter einander zu ermitteln gesucht. Auf diesem Wege hat sie, statt der sogenannten Menschenstämme, Völkergruppen oder mit einem naturwissenschaftlichen Ausdrucke die Haupt-Varietäten des Menschengeschlechts aufzufinden gestrebt, und bis jetzt einige derselben ziemlich sicher fest gestellt. Doch sind die Untersuchungen über viele Völker noch so wenig umfassend, daß bis jetzt die Zahl dieser Varietäten durchaus nicht als eine unabänderliche betrachtet werden kann. — (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Denjenigen, welche sich für die englischen Kampfspiele im Freien interessiren, kann empfohlen werden: „Ruff's Wegweiser, Guide to the turf," welcher in der Ackermannschen Buchhandlung erschienen ist. Zur Erklärung des Titels will ich bemerken, daß turf, der Rasen, in einer abgeleiteten Bedeutung auch von den Kampfspielen gebraucht wird, welche im Freien gehalten werden, eben wie sport, das Spiel, auch körperliche, im Felde angestellte Uebungen bedeutet, wie Pferderennen, Parforcejagden, Wettlaufen, Boxen, Taubenschießen, Hahnengefechte, mit den bei ihnen vorkommenden Wetten. So lies't man z. B. the *gentlemen of the turf* took to day their departure for the Doncaster *races*, where much *sporting* is expected. Der Verfasser der angezeigten Schrift war viele Jahre Berichterstatter über Kampfspiele für Londoner Blätter; er mochte sich wohl befinden oder nicht, es mochte Sommer oder Winter seyn, so besuchte er doch die Pferderennen und Kampfspiele in bedeutenderen Städten, und seine Berichte waren immer unparteiisch, genau und befriedigend. Man findet daher in seinem Wegweiser viele interessante Nachrichten über Pferderennen, die wenigstens schon zwei Mal in auf einander folgenden Jahren an einem Orte gehalten sind; über die in diesem Jahre zu erwartenden Pferderennen in England und Irland; uber die Pferde, welche Preise gewonnen, die Länge der Rennbahn, die Farben, welche die Preisbewerber zu ihrer Auszeichnung wählten und in welchen sie die Jockeys kleideten; die Gesetze bei diesen Kampfspielen u. s. w. Wahrscheinlich wird künftig jährlich eine Schrift dieser Art von dem Verfasser erscheinen, wie man auch schon ein Denkbuch für Pferderennen hat, welches unter dem Titel „the turf remembrances" seit geraumer Zeit jedes Jahr erscheint, und viel Beifall gefunden hat. In dem neuesten Jahrgange desselben findet man den Stammbaum bedeutender Pferde, welche Preise gewonnen haben, und es ist Nachricht von 400 Pferderennen gegeben, welche in verflossenen Jahren gehalten wurden.

Während man in London Unterhaltung sucht in Clubs, dem britischen Museum, dem Theater, Kunstausstellungen, Maskeraden und Bällen, sind in den Provinzen Kampfspiele die Hauptbelustigung das ganze Jahr hindurch, und wird angezeigt, daß an einem Orte ein Pferderennen stattfinden soll, ein Wettlaufen u. dgl., so versammeln sich dazu Zuschauer aus vielen Meilen entlegenen Ortschaften, unter denen sich immer zugleich eine beträchtliche Anzahl von Damen befindet. Man hat auch Zeit sich darauf anzuschicken, denn ein solches Ereigniß wird gewöhnlich lange vorher öffentlich angezeigt und man weiß jetzt schon den Ort und den Tag, wo im nächsten Mai 10 bedeutendere Pferderennen stattfinden werden, im Juni eben so viele, im Juli 7, im August 5, im September auch 5, im Oktober 3. Zu dem Worcester Parforcerennen, welches nach altem Gebrauch den 13. und 14. März d. J. gehalten wurde, hatten sich gegen 30,000 Men-

nig Enzio". Eine ausführliche Beleuchtung dieser poetischen Verirrung möge in anderen Blättern ihren Platz finden. Die Composition ist für den Kenner eine höchst achtbare Arbeit und enthält manche Momente von großer Wirkung, beurkundet auch, daß der rühmlichst bekannte Tondichter entschiedenen Beruf für dramatische Musik hat, der aber erst nach längerer Erfahrung in diesem Zweige der Kunst, sich in der Art läutern muß, daß eine Wirkung auf das größere Publikum bezweckt werden kann. Besetzung und Ausführung waren tadellos; der Eindruck aber — wegen Anwesenheit des höchsten Hofes unterblieben die Beifallsbezeugungen — scheint kein günstiger gewesen zu seyn. Jedenfalls wird die Musik, welche keine alltägliche Arbeit ist, bei Wiederholungen mehr begriffen und gewürdiget werden, was wir im Interesse des achtungswerthen Componisten recht aufrichtig wünschen wollen. Wann werden deutsche Tondichter so glücklich seyn, gute Sujets zu bekommen? Wann werden sie anfangen altdeutsch — wie Mozart und Weber — zu componiren und ihre melodischen Schönheiten nicht durch zu lärmende und künstliche Instrumentation zu decken? — —

*** (Theure Witze.) Das legitimistische Journal la Mode hat sich verschiedene Späße über die dermalige königliche Familie erlaubt und sein Gérant ist deshalb zur Rechenschaft gezogen worden, als Lästerer der königlichen Familie, ja sogar des Königs und obendrein als ein Mensch, der öffentlich einer anderen Regierungsform seine Zustimmung gegeben. Zuerst soll die Prinzessin Clementine nebst Gemahl gelästert seyn durch die Behauptung: die Hochzeitsgesellschaft habe ein sehr bürgerliches Aussehen und der Schwiegervater Cobary dies Mal nicht die Freude gehabt, seine Kinder durch die Kammer dotirt zu sehen, das Ehepaar aber habe statt einer Verehrung eine Lection der Sparsamkeit erhalten. Der Herzog von Aumale soll gelästert seyn durch die Behauptung: der Vorschlag (der Minister), in Betreff des Palastes Bourbon sey ein Mittel, den Herzog der auf der Condéischen Erbschaft haftenden Schulden zu entledigen. Der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville sollen gelästert seyn durch folgende Bemerkung der Mode: Die dynastischen Blätter berichten, die beiden Prinzen seyen im Dienst des Königs abwesend. Sind sie nicht auch ein wenig im Dienst des Landes? Sagt Ludwig Philipp wie Ludwig XIV.: „Der Staat bin Ich." — Der Graf von Paris soll gelästert seyn durch die Bemerkung: „Professor Régnier ist zum Lehrer des Thronerben ernannt, weil er, sagt man, am besten verstehen müßte l'art de régner (die Kunst zu herrschen) oder vielmehr l'art de renier (die Kunst zu verleugnen) zu lehren." — Der König soll gelästert seyn durch die Bemerkung: „Wenn die dynastischen Journale versichern, die Civilliste wolle geschenksweise das Trottoir längs einer Terasse der Tuilerien bauen lassen, so kommt uns das ungenau vor wie ein Juliversprechen, zumal da die Civilliste aus Knauserei die ihr obliegende Instandhaltung des Carrousels vernachlässigt." Endlich soll die Mode öffentlich ihre Anhänglichkeit an eine andere Regierungsform erklärt haben durch die Bemerkung: „Es wäre eine Bürgerfreude, wenn das System den Fuß aufhöbe." — und dadurch, daß sie zur Erklärung eines — „Royalistische Propaganda" — überschriebenen Artikels auf ihren Deckel verweiset, der die Anzeige einer Biographie Heinrich's von Bordeaux und einer dergleichen der Herzogin von Berry enthält. — Der hier kurz mitgetheilte Inhalt ist in der Mode ein Gewebe von Witzen, von denen übrigens der beste, die königliche Familie gar nicht trifft. In der Beschreibung der Hochzeit heißt es: „Mitten unter den kästenbraunen Röcken, den benagelten Schuhen, den floretseidenen Handschuhen und den Jaconaskleidern, welche die Umgebung des glänzenden Zugs der Höflinge bildeten, bemerkte man die Anwesenheit der Ex-Regentin Christine. Diese unglückliche Königin, diese trostlose Mutter hatte wie gewöhnlich ihren Schmerz in Gaze und Satin verhüllt. Sie trug, sagt die Chronik, Diamanten von unermeßlichem Werth. Herr Soult meinte, diese spanischen Diamanten seyen wie seine spanische Gemäldesammlung: kostbar und hätten doch nicht viel gekostet." — Der Generaladvokat bemerkte naiv, er wolle nicht die Zeit mit dem Beweis der Strafbarkeit der vorgelesenen Artikel verschwenden; und das Gericht fand nach einer Berathung von fünf Minuten, daß der Gérant Kergan schuldig sey, sechs Monate in Haft zu sitzen und 3000 Fr. Buße zu zahlen. — Ob wohl solche Witzsteuern im Einnahmebudget figuriren? Die Pöstchen wären schon der Mühe werth.

*** (Potsdam, 11. Mai.) Bekanntlich sind die auf der Insel, in der sogenannten Hirschbucht, befindlich gewesenen Hirsche nach dem bei Sanssouci gelegenen Wildpark gebracht worden. Unter diesen befand sich ein Dammhirsch, ein großes, schönes und edles, aber auch sehr böses Thier, welches bereits viel Unglück angerichtet hat. Vor einigen Tagen besuchte des Königs Majestät den Wildpark und traf auf dem Spaziergange diesen Dammhirsch, welcher unter mehreren andern Hirschen nahe am Wege stand. Diese zogen sich bei der Annäherung des Königs und seiner Begleitung scheu zurück, nur der Dammhirsch blieb stehen und nahm, je näher der König kam, eine desto drohendere Stellung an. Da ergriff des Königs Majestät, eingedenk des bereits von dem Thiere angerichteten Schadens und zur Verhütung eines vielleicht noch größeren, schnell die Büchse, und streckte das Thier sofort nieder. Das Zusammenbrechen dieses großen, starken Thieres soll ein imposantes Schauspiel gewährt haben. (Berlinische Nachrichten.)

*** Um die Stelle eines technischen Directors in Bremen hat sich jetzt auch Herr Eduard Hoffmann, gegenwärtig in Frankfurt a. M., früher mehrere Jahre Ober-Regisseur des großherzoglichen Hoftheaters zu Schwerin, beworben. Die Gattin des Herrn Hoffmann spielt das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen und ist eine sehr gute Schauspielerin. (Bremisches Unterhaltungsblatt.)

*** Theodor Hell legt mit Ablauf dieses Semesters, die so lange und mit Anerkennung geführte Redaction der „Abend-Zeitung" nieder, welche von Anfang des Juli an Herr Dr. Schmieder in Dresden übernimmt. (Unser Planet.)

*** (Hamburg.) Victor Hugo's „Burggrafen" sollen nach einer Uebersetzung von Anton Schrader, einem jungen Dichter aus Dresden, der gegenwärtig hier wohnt, nächstens aufgeführt werden. Die Direction hat die Absicht, das Stück mit außerordentlicher Pracht in Scene zu setzen.

*** Herr Beaumanoir de Lavardin, Bischof von Mans, der es einmal versuchte, zu predigen, war so unglücklich, stecken zu bleiben und von der Kanzel steigen zu müssen, da er den Faden seiner Rede nicht mehr zu finden vermochte. Einige Zeit nachher ließ er sich mahlen; Madame von Sablé rief beim Anblick seines Bildes entzückt aus: „Mein Gott, wie getroffen! Man sollte glauben, er predige!"

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 20. Mai. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 2 Abth. von Mozart. (Letzte Oper vor dem Schlusse des Theaters.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

schaften der Indianer der holländischen und englischen Gu-
jana und einiges Wenige von jenen, aus entlaufenen Skla-
ven entstandenen und im Inneren dieses Landes lebenden
Busch- oder Maronen-Negern, deren verschiedene Stämme
die einzigen freien Neger-Staaten auf dem Festlande Ame-
rika's bilden. Die zum Theil schönen und geschmackvollen
Formen und Verzierungen jener indianischen Geräthschaften
können, gleich den mitunter an die altgriechischen erinnernden
Kunstprodukten vieler Südsee-Insulaner, zeigen, daß der Sinn
des Schönen kein von Fremden überkommenes, sondern ein
angeborenes Erbtheil der Völker ist, und, auch ohne Verkehr
mit gebildeteren Stämmen, unter verschiedenen Umständen sich
gleichartig zu entwickeln vermag. —

Die nord- und mittelamerikanische Section führt
uns zunächst zu jenen Indianer-Stämmen der Union, welche
zum Unterschied von denen Mexiko's in neuerer Zeit so sehr
abnehmen, daß manche derselben bereits ausgestorben sind und
das baldige Verschwinden der übrigen wahrscheinlich ist. Die
von ihnen herrührenden Stücke unserer Sammlung, welche
meistens den Stämmen am oberen Mississippi angehören, sind
uns von der Frau Sophie Kraus und den Herren Dr. Berche,
Dr. Reuß und Klein verehrt worden. — Von den Resten der
so merkwürdigen voreuropäischen Kultur der Mexikaner be-
sitzen wir nur 22 Stück thönerne Götzenbilder und Gefäße
und außerdem einen verkleinerten Abguß des im Original
über 9 Fuß Durchmesser enthaltenden sogenannten Opfersteins
(piedra de los sacrificios). Dieser ist ein Ueberrest der
aztekischen Zeit, und enthält auf der oberen Fläche eine, wie

Fühlkraft der Fledermaus an der allen vier Weltregionen
entgegen gehaltenen Hand die Nordseite aufzufinden wissen.
Statt des auf den Mund gelegten oder zur Erde deutenden
Fingers und anderer leisen Zeichen bedienen sich die Führer
der stille schleichenden Schaar zur Nachtzeit oder beim Nebel
des Stahlfunkens, und manchmal schon haben die russischen
Vorposten zu ihrem Schrecken aus solchen Funken erkannt,
daß sie von unsichtbaren Feinden umgarnt und rettungslos
verloren seyen. Auch von den schönen Frauen dieser tapfern
Männer besitzen wir ein Abzeichen, nämlich ein Paar Saf-
fianschuhe, deren geringe Größe uns die niedlichen Füße die-
ser berühmten Circassierinnen vergegenwärtigt. — Die asia-
tische Section unserer Sammlung enthält, außer manchem
Andern, endlich noch Einiges von der einheimischen Bevölke-
rung jener Sunda-Inseln, welche man in ethnographischer
Hinsicht die eigentlichen Wohnsitze der Rachgier nennen könnte:
nämlich mehrere javanesische Kris oder schwertartige Dolche,
ein Geschenk des Herrn Dr. Doebel, und einige sehr werth-
volle Gegenstände aus Celebes, welche wir durch die Ver-
mittelung des Herrn Dr. Mülhens von Herrn Overmeer
Fischer erhalten haben. Es sind mehrere Waffenstücke, von
denen leider nicht angegeben ist, welchem der diese Insel be-
wohnenden Stämme sie angehören, die aber wahrscheinlich
makassarisch sind: ein langer Schild, zwei Pfeilköcher und zwei
Säbel oder Golock's, bei deren einem am Ende der Scheide
sich ein Büschel Menschenhaare befindet, welche, von getödte-
ten Feinden genommen und an den Säbel befestigt, den Jüng-
ling zur Würde des Mannes erheben, indem keiner, der nicht

riger Einsperrung, der entwichene Mörder selber aber in Contumaciam zum Tod verurtheilt. Man hörte und sah nichts mehr von ihm, und die Sache schien vergessen. In der Nacht auf den 10. Mai d. J. wurden die Gärtner von Montrouge durch ein Geräusch aufgeweckt und bemerkten im Mondschein Leute vor einem einzeln stehenden Haus und wieder andere, die über die Gartenmauer dieses Hauses stiegen. Sie glaubten, Diebe zu sehen, machten Lärm und griffen zu ihren Gewehren. Alsbald aber erfuhren sie, daß die vermeintlichen Diebe Diener der Justiz waren, welche Herrn Souchard, Unternehmer beim Festungsbau festnahmen und nach Paris abführten. Der angebliche Souchard ist Niemand als Grabat, der vor vierthalb Jahren den alten Officier ermordet hat. Er hatte sich in der Schweiz, in Savoyen und Sardinien herumgetrieben und war endlich vor Kurzem nach Frankreich zurückgekehrt, in der Hoffnung, nahe bei Paris unentdeckt zu bleiben. Er wird nach Guéret gebracht, um dort seinen Lohn zu empfangen.

*** (Der unerbittliche Richter.) Vor der französischen Zuchtpolizei helfen die schönsten Ausreden nicht, wenn sie aus dem Mund von Leuten kommen, welche ohne gesetzliche Ermächtigung ihre Mitbürger in Contribution setzen. Ein Herr Hutin, ein kräftiger Fünfziger, wird vorgeführt als über dem Betteln ergriffen. Der Präsident hält ihm vor, daß Arbeit ehrenvoll, Betteln schimpflich sey. Hutin entgegnet: Ich bin zu Handarbeit nicht gemacht; ich bin Literat; ich habe bisher den Artikel Sterbfälle im kleinen Anzeigeblättchen besorgt; aber ein anderer hat durch Gunst meine Stelle erhalten. — Ein Stadtsergant sagt aus: Ich hörte den Vorgeführten in der Stellung eines Bettlers zu mehreren Leuten: „Barmherzigkeit" sagen. Ich verhaftete ihn, und er folgte mir, die Hände in den Taschen. Da er ein hölzernes Bein hatte, hielt ich ihn nicht fest und beobachtete ihn wenig. Plötzlich sehe ich ihn auf zwei gesunden Beinen davon laufen. Ich eile ihm nach; er wendet sich um, und schleudert mir seinen Stelzfuß zwischen die Beine. Ich stolpere, ertappe ihn aber am Ende doch wieder. — Hutin giebt folgende Erklärung: Ich habe allerdings gegen mehrere Personen das Wort Barmherzigkeit ausgesprochen, d. h., ich habe nach dem unter diesem Namen bekannten Spital gefragt, weil ich Zahnweh hatte. Den Stelzfuß trage ich als ein Andenken und aus Sparsamkeit. Derselbe hat einem Busenfreund gehört, der bei mir gewohnt und mir bei seinem Hinscheiden nichts als ihn nebst seinem Segen hinterlassen hat. Dem Verstorbenen zu Ehren schnall' ich ihn zuweilen an und dabei spare ich Schuhe, denn ich verlaufe abwechselnd immer nur eine Sohle. — Das Gericht entschied: Hutin ist wegen Bettelns unter Vorspiegelung nicht vorhandener Gebrechen zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

*** (König Max und Goethe.) Die starren Republikaner haben es Herwegh zum Vorwurf gemacht, daß er bei seiner Zusammenkunft mit dem König von Preußen stumm und verlegen gewesen. Sie nannten es eine unverzeihliche Schwäche. Wir sind aber der Ansicht, daß jeder Deutsche beim ersten Zusammentreffen mit einem Gesalbten nicht ganz frei bleiben wird von einer gewissen heiligen Ehrfurcht und Verlegenheit. Selbst Goethe, der doch gewiß ein Mann im besten Sinne des Wortes und an Umgang mit Gekrönten gewöhnt war, dabei sich selbst sehr hochschätzte, war doch bei dem ersten Besuch des Königs Max von Baiern so verlegen und verwirrt, daß er sogar Untergeordnete im Augenblicke der Angst frug: wie man sich gegen einen König benehmen, ob man ihm bis zur Hausthüre entgegen gehen, oder ob man ihn erwarten solle. Als der König endlich eintrat, war Goethe so verwirrt, daß er ihn Anfangs bald mit Majestät bald mit Hoheit und Durchlaucht anredete, bis endlich Max in seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Manier alles Ceremoniell untersagte, den Dichter auf das Sopha zog und Hand in Hand mit ihm ein lebhaftes Gespräch begann. Erst da gewann der Dichter seine Ruhe wieder. (Unser Planet.)

*** (Guter Fang.) Unter dem Namen faiseurs (geschickte Leute) giebt es in Paris eine zahlreiche Klasse von Handeltreibenden, die mittels Bankerottmachens reich zu werden suchen. Die großen Häuser, bei denen sie borgen, scheuen Processe um kleine Posten, und darauf eben speculiren die faiseurs. Neulich sind vier solche Gesellen (Vater und Söhne) eingefangen worden, welche Prellereien im Betrag von 800.000 Fr. gemacht hatten. Zwei andere hatten gleiches Schicksal. Diese letzteren hatten den sinnreichen Einfall, den werthvollsten Theil ihrer Activa so zu verpacken, daß sie für emballirte Möbel angesehen werden konnten und solcher Gestalt auf drei Wägen nach Versailles zu schicken. Indeß die Polizei bekam Wind davon und überantwortete die angeblichen Möbel sammt den sinnreichen Eigenthümern dem Gericht.

*** (Zur Sittengeschichte von Paris.) Besenval sagt bei Gelegenheit seiner Schilderungen der unter Ludwig XV. herrschenden Sittenlosigkeit: „Man ist jetzt" (unter Ludwig XVI.) „um kein Haar besser; man heuchelt nur." — Heuchelei scheint heut zu tage in Paris die Begleiterin des Lasters nicht zu seyn, wohl aber Schamlosigkeit. Mamsell Heinefetter hat zu Brüssel bewiesen, was man alles in der Pariser Schule lernen kann; zwei Schauspielerinnen am Theater Variétés machen es wo möglich noch besser. Die eine, Esther, verklagt die andere, Florentia, daß sie ihr 500 geliehene Frcs. nicht wieder erstatte. Zum Beweis bringt sie einen Brief vom 29. Sept. v. J., in welchem Florentia sie nächsten Montag zu bezahlen verspricht. Daraufhin verurtheilt am 9. Mai d. J. das Gericht die Schuldnerin zu zahlen. Der Advocat der Verurtheilten wendet ein, daß Florentia gezahlt habe, und darauf verfügt das Gericht, beide sollen am 16. verhört werden. So weit wäre alles in der Ordnung. Allein der Brief, den Esther vorgewiesen hat, enthält das Eingeständniß der Schuld nur nebenbei am Schluß.

*** (Mittel in der Lotterie zu gewinnen.) Im vorigen Jahrhundert wurde zu Florenz selbst das Spielen in der Lotterie mit Andacht betrieben. Von dem Gedanken ausgehend, daß nirgends Zufall, sondern überall Fügung der Vorsehung sey, auf die sich durch Beten und Fasten einwirken lasse, fasteten Spiellustige 36 Stunden, sagten eine Anzahl Paternoster und Ave Maria her und legten sich so vorbereitet zu Bette. Der Traum, welcher folgte, galt als eine Eingebung der heiligen Jungfrau oder des betreffenden Schutzheiligen, und das Traumbuch gab dann die zu setzende Nummer an. Diese Nummer ward gesetzt. Gewann sie, so war alles in der Ordnung; gewann sie nicht, so lag der Fehler am Traumbuch.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 20. Mai. **Die Hochzeit des Figaro**, Oper in 2 Abth. von Mozart. (Letzte Oper vor dem Schlusse des Theaters.)

Sonntag, den 21. Mai. (Zum Erstenmale) **Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk**, Drama in 2 Aufzügen, nach C. Lafont, von W. Friedrich. Hierauf folgt: **Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung**, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurt.

Ueber Ethnographie überhaupt und die ethnographische Sammlung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft insbesondere.

Ein Vortrag, gehalten in der Fest-Sitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 7. Mai 1843

von

G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Die aus den Nordpolar-Ländern herrührende Sammlung ist dem bei weitem größten Theile nach ein Geschenk des Herrn Baron Rossillon, welcher sie aus der von dem berühmten Admiral Wrangel auf seinen Reisen gemachten Sammlung uns verehrte. Es sind u. A. einige zu komischen Aufzügen dienende Masken der Kalugier oder Kaloschen im russischen Amerika; ferner Winter- und Sommerkleider der Aleuten, von welchen die Letzteren, Kamlaika's genannt, gegen den Regen und das Uebergießen der Wellen schützen, und mit unseren Mackintosh's verglichen werden können, ihrem Zwecke aber mehr als diese entsprechen, indem sie aus der feinen, mit Flechsenfäden wasserdicht zusammengenähten, Darmhaut von Robben und andern Seethieren verfertigt und somit äußerst leicht sind. Ich erwähne ferner mehrere, aus Wallroßzahn verfertigte Schnitzwerke der Tschuktschen, eines nordost-sibirischen Nomadenvolks, das unter dem Druck eines unwirthlichen Klimas sich nur mit seiner Unabhängigkeit zu trösten vermag, aber im Gefühl derselben stolz auf seine bequemlicher lebenden Nachbarn herabsieht, eines Volkes, welches schwächliche Kinder und die gebrechlichen Alten kaltblütig umbringt, und eine Religion ohne Gottheit und ohne Dogmen hat, nämlich nur an Geister und an Schamane, d. h. an theils wirklich in Verzückungen gerathende, theils aber auch betrügerisch gaukelnde Menschen glaubt. — Ich führe nichts weiter von den Bestandtheilen der nordpolaren Section unserer Sammlung an, da die den einzelnen Gegenständen beigeschriebenen Angaben gerade hier besonders ausführlich sind. Alle Stücke dieser Section, obgleich aus weit von einander entlegenen Ländern herrührend, sind doch unter sich so ähnlich, daß man glauben sollte, sie gehörten nur einem einzigen Volke an. Aber das ist ja gerade das Charakteristische jener einförmigen Polarländer, daß, ähnlich der dortigen Natur, auch das Menschenleben jeder Mannichfaltigkeit entbehrt, daß die physischen Bedürfnisse dort überall dieselben, überall gleich gebieterisch sind, und daß des Menschen Thätigkeit dort zu sehr von seiner Vertheidigung gegen die Natur in Anspruch genommen ist, als daß sein Inneres zu einer selbstständigen Kultur aufzublühen vermöchte. Betrachten Sie jede beliebige ethnographische Sammlung oder das erste beste Reisewerk über jene Länder, und Sie werden (wie Chamisso bei seiner Beschreibung der Aleuten sich ausdrückt) kaum im Stande seyn, den Grönländer des östlichen Amerika von dem Aleuten des westlichen oder von dem Tschuktschen und Samojeden Asien's zu unterscheiden. So einförmig, gleich den Formen und Farben jener öden Landstriche, ist nach den Polen hin der Mensch in seinen Sitten, seiner Kleidung und allen seinen übrigen Beziehungen! Sie werden ferner bei der Betrachtung unserer Sammlung auf das unmittelbarste auch an die zwei Haupt-Charakterzüge des Lebens in jenen starren Winter-Ländern erinnert werden, in deren ärmlicher Natur des Menschen Daseyn nur durch die Existenz des Rennthiers und den Fisch-Reichthum des Meeres möglich gemacht ist, und in welchen deshalb alle Völker entweder Hirten oder Fischer, oder Beides zugleich sind. Von diesen beiden Nahrungsquellen ist das Meer die bei weitem überwiegendste und bildet gleichsam das Haupt-Erntefeld jener Völker; denn in den polaren Küstenländern nähren sich nicht nur die Menschen, sondern mit Ausnahme des Rennthiers auch alle ihre Hausthiere vorzugsweise von den Fischen des Meeres. Daher unter den Produktionen der dort einheimischen Menschen auch die so sehr hervorspringende Bedeutung der Werkzeuge des Fischfangs! Daher für die meisten derselben das Boot so zu sagen ein Theil ihrer Kleidung, in welchem die Individuen aufwachsen, und der ihnen zu einem unentbehrlichen Lebens-Element wird, wie dem Araber oder Kosacken sein Pferd und dem Sohn der Wüste sein Kameel: jenes einsitzige Boot, Baidare genannt, das aus einem leichten, mit Robbenhäuten überspannten Holzgerippe besteht. In der einzig vorhandenen Oeffnung dieses, mit einer langen Schwimmblase zu vergleichenden Fahrzeugs sitzt, mit dem Oberleib hervorragend und unter den Armen an das Boot festgeschnürt, der Fischer mit ausgestreckten Beinen, und rudert, wie der Reiter auf seinem Pferd sich selbst im Gleichgewicht haltend, pfeilschnell über die Meeresfläche hin. —

Von den im Genusse ihres Daseyns so sehr beschränkten Bewohnern der kalten Erdstriche gehen wir zu jenen glücklicheren Völkern Polynesiens über, deren Werke die sechste und letzte Section unserer Sammlung bilden. Von den Bewohnern des Festlandes Australien besitzen wir leider nichts, so wie auch von jenen wollhaarigen und schwarzfarbigen, aber doch von den Negern verschiedenen Papuas, welche auf Inseln N. und N.O. von Neuholland leben, und von jenen nur noch äußerst wenig gekannten Alfurus oder Endamenes, einer elend lebenden Menschen-Varietät von meist häßlichem Aussehen, welche im Inneren Neu-Guinea's, der Molukken und der Philippinen sich findet, und von der vielleicht auch die Neuholländer abstammen. Dagegen haben wir einiges Interessante von den vielen, durch Sitte und Charakter so interessanten Völkchen einer und derselben Körperbeschaffenheit und Sprache, welche von den Sandwichs-Inseln an bis nach Neu-Seeland sich über die Insel-Myriade des großen Oceans ausgebreitet haben, und die durch die neuesten Unternehmungen der Franzosen in jenen Gegenden jetzt noch viel mehr bekannt werden, aber höchst wahrscheinlich auch noch mehr, als bereits geschehen ist, dem unverdorbenen Naturzustande des Gemüths werden entfremdet werden. Sie finden in dieser Section, als Gabe des schon mehrmals erwähnten Herrn Baron Rossillon, zwei durch geschmackvolles Schnitzwerk verzierte Ruderstangen (wahrscheinlich von den Tonga-Inseln); zwei Stücke jener papierähnlichen Zeuge, welche die Bewohner Polynesiens aus dem Bast von Bäumen verfertigen und so färben und bedrucken, daß sie das Ansehen unserer Kattune erhalten; ein anderes Stück Zeug, das auf einer der Sandwich-Inseln aus Baumrinde gewoben ward; einen Mumien-Schädel jener schön gestalteten Neu-Seeländer, welche den Leib auf nicht ungeschmackvolle Weise tätoviren, eine Gabe des Herrn Heyne in Chili; und endlich eine Angelschnur, von welcher der Uebersender leider die Heimath nicht näher angab: sie rührt von einem rohen Stamm jenes Weltmeers her und ist aus den Haaren erschlagener Feinde geflochten. —

Noch ist eine kleine Zahl ethnographischer Gegenstände übrig, deren Heimath mit Sicherheit zu bestimmen mir noch nicht gelungen ist, und die ich daher auch jetzt nicht einzeln erwähnen will, zumal da ich schon zu lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe, als daß ich nicht eilen müßte, diese übersichtliche Schilderung zu beendigen. Doch

nerer Schriften, welches das Interesse des Publikums an dieser Belustigung beweis't. Auch wird, wenn etwas Besonderes in diesem Geschäft geleistet worden, davon in den Provinzialblättern Nachricht gegeben. So lese ich eben von zwei Herren in Schottland, welche zusammen 153 ziemlich große Fische fingen, und einem andern, welcher 13 Fische fing, unter diesen 4 Lachse, von denen einer 16 Pf. wog.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Das diesjährige Heidelberger Musikfest am 17. Mai.) Es war eine höchst glückliche Idee, die Gründung der Musikfeste in der romantischen Umgebung der Heidelberger Schloßruine, welche für solchen Zweck sowohl für die Mitwirkenden wie auch für das Publikum Localitäten bietet, die Nichts zu wünschen übrig lassen. Jeder Freund der Kunst und Natur findet Genüsse, die seine Erwartungen weit übertreffen, und kehrt mit den schönsten Erinnerungen in die Heimath zurück! — — Durch eine Reihe von Jahren bringt uns der Wonnemonat dieses schöne Fest, welches für den Badner eine seinem Herzen wohlthuende Doppelfeier ist. — Obgleich schon mehrere Tage vorher und am Festtage selbst, ein stets bedeckter Himmel ungünstige Witterung befürchten ließ, hatte sich — begünstigt durch die seit Kurzem eröffnete Eisenbahn, wodurch Karlsruhe und die Zwischenorte dem herrlichen Musensitze näher gerückt, schnellere und wohlfeilere Beförderung stattfinden konnte — eine bedeutend größere Zahl Mitwirkender und Zuhörer eingefunden, so daß das diesjährige Musikfest zu den glänzendsten gehört, die daselbst bisher gewesen. Ausgeführt wurde: „der erste Theil der Händelschen Cantate das Alexanderfest" und: „Ouverture, einige Nummern des ersten Theiles und der ganze zweite Theil der historischen Cantate das Heidelberger Schloß, componirt von dem Dirigenten des Festes, dem akademischen Musikdirektor Hetsch (vor zwei Jahren bei gleichem Anlasse vollständig aufgeführt). — Wenn gleich Referent mit vielen Anwesenden an sich schon, mehr aber noch bei einem großen Musikfeste, die Zerstückelung ganzer Werke, das Vermengen des klassischen Alten mit Modernem, ungeeignet fand, — hat doch die im Ganzen sehr gelungene und — bis auf eine zu lange Dauer — ansprechende Produktion, einen angemein günstigen Eindruck gemacht; ja allgemein freut man sich schon auf das nächste Jahr, da man sieht, daß das Unternehmen stets größere Theilnahme findet und darum auch gesteigertes Interesse zu bieten verspricht! — Die große Ordnung, die allgemeine heitere Stimmung und Zufriedenheit, war großen Theils auch Folge der von den Behörden und dem Festcomitó getroffenen schönen, von einem guten Geiste zeugenden Anstalten. Ueber die Ausführung kann in diesen Blättern nicht ins Detail gegangen, auch sollte billig bei solchen Festen, wo der Rücksichten so viele zu nehmen sind, bei dem Beurtheilen ein eigener Maßstab der Kritik angelegt werden; doch darf erwähnt seyn, daß mit wenigen Ausnahmen, das Verhältniß der Besetzung der Stimmen richtig gewesen. Die Gesangsolis wurden von den Damen Kern und von den Herren Kreutzer, Leser und Oberhofer, (welche lebhaften Beifall fanden) vorgetragen. Die Hofkapellen von Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe (diesesmal besonders Letztere) waren zahlreich repräsentirt; namentlich war der ganze Karlsruher Opernchor anwesend. Auch bemerkte man viele, mitunter recht tüchtige Dilettanten von nah und ferne. Die Composition von Hetsch bietet viele Schönheiten und verdient als eine tüchtige Arbeit alle Anerkennung, welche ihr auch geworden, denn manche Beifallsäußerung galt offenbar dem Componisten. Außer dem Ohrenschmauß war auch in den Gasthäusern der Stadt und in der Restauration des Schloßgartens für liebliche Genüsse reichlich gesorgt. Den Beschluß machte — wie herkömmlich — ein Ball im schönen Museum, wo die durch Musik zu sanfter Empfänglichkeit gestimmten Gemüther durch einen wahren Reichthum anmuthiger Damen auf das angenehmste berührt wurden. Dank, herzlicher Dank den Veranstaltern und Schöpfern dieser schönen Stunden! Auf frohe Wiederkehr im nächsten Jahre.

*** Ein englisches Journal berichtet über eine wichtige Entdeckung, die, wenn sie sich als richtig bewährt, in der literarischen Welt großes Aufsehen machen wird. Ein alter Freund Lord Byron's, der in Genua wohnt, erhielt die Papiere des Dichters in Verwahrung, als dieser seine letzte Reise nach Griechenland, wo er bekanntlich starb, unternahm. Unter diesen Papieren soll sich das Ende Don Juan's, nämlich die acht letzten Gesänge der Dichtung befinden, welche nach Byron's ursprünglichem Plane aus 24 Gesängen bestehen sollte, wovon er aber seinem Verleger nur die 16 ersten überliefert hatte.

*** „Bei Gott," sagte eines Tages der hohe Beschützer einer Actrice des „Vaudeville" in Paris in der Hitze des Zornes zu derselben: „Sie hätten schon längst Ihren Portier verabschieden sollen!" — Sie haben nicht unrecht;" entgegnete die Actrice, „ich war selbst schon mehrmals daran ihn fortzujagen; doch ist's mein Vater!"

*** (Bestrafte Thorheit.) Im April d. J. kamen drei Vettern, junge müssige Köpfe, in einem Ort bei Luneville auf den Einfall, die Verzehrung eines Haarsalats zum Gegenstand einer Wette zu machen. Demzufolge nahmen sie Roßhaare und Schweinsborsten, hackten sie klein, machten sie an mit Essig und Oel und langten tapfer zu. Es war ausgemacht, wer zurückträte, bevor das letzte Haar verschluckt wäre, sollte den Beharrlicheren hundert Fr. bezahlen. Keiner verlor. Der Salat wurde richtig verzehrt, und wenige Stunden darauf starben alle Drei, unter fürchterlichen Krämpfen.

*** Dienstag, den 23. Mai, wird Herr Hector Berlioz in Darmstadt im Hoftheater und unter Mitwirkung der großherzogl. Hofkapelle ein großes Concert veranstalten, in welchem Folgendes zur Aufführung gebracht wird: 1) Fragmente aus Romeo und Julie, Symphonie mit Chören. 2) Der 5. Mai oder der Tod Napoleon's, Cantate mit Chören, vorgetragen von Herrn Reichel. 3) Ouvertüre aus König Lear. 4) Lieder für Sopran mit Orchesterbegleitung. 5) Harold, Symphonie in vier Abtheilungen mit obligater Viola. 6) Aufforderung zum Tanze von C. M. v. Weber, für großes Orchester instrumentirt. Mit Ausnahme der letzten Nummer sind alle Stücke von der Composition des Herrn Berlioz.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 21. Mai. Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth. Musik von mehreren Componisten. (Gastrolle) Anna: Fräulein Albini. (Gastrolle) Fröhlich: Herr Butterweck, vom Hoftheater zu Dessau. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, Lokal-Lustspiel in 2 Abth. von C. H. A. Hallenstein. (Eine Parodie des Lustspiels „Ein Glas Wasser.")

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schußer. — Druck von A. Osterrieth.

für sie dieser zum Danke durchprügelte. Ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen, schlug Sarah nun den Weg der Güte ein und entschloß sich endlich, Lolly in Person aus dem Wirthshause abzuholen, so oft er zu lang darin verweilte. John empfing sie daselbst mit Freuden, ließ sie an seiner Seite Platz nehmen und theilte seinen Punsch und seinen Branntwein mit ihr. Die Frau fing nach und nach an, aus Liebe zu ihrem Manne, an diesen verführerischen Getränken Geschmack zu finden und verfiel bald in dasselbe Laster, welches sie John hatte abgewöhnen wollen. Die Liebe zur Arbeit schwand nun aus dem häuslichen Kreise, der Sparpfennig wurde vergeudet und die vernachlässigten Kinder irrten in Lumpen auf den Straßen umher und bettelten oft an den Thüren mitleidiger Nachbarn um Brod. Nur, wenn die höchste Noth da war, fingen John und seine Frau wieder an, zu arbeiten; man sah Sarah alsdann wieder auf dem Fischmarkt und John verdingte sich auf eine Fischerbarke. Doch suchten sie durch diese Rückkehr zur Ordnung sich nur die Mittel zu verschaffen, um Rum oder Branntwein kaufen zu können. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Was endlich das Schnellgehen, Ringen und Boxen betrifft, so sind diese Wettspiele von beschränktem Gebrauch und kommen in der Regel nur bei der untern Volksklasse vor. Faustkämpfe sind selbst durch eine Parlamentsacte verboten, haben aber bis jetzt nicht unterdrückt werden können, und werden in ganz England gehalten. Noch in voriger Woche boxten sich zwei berühmte Schläger Jones und Evans zu Stoke Plain Wood in Northamptonshire, wo sie mit ihren Secundanten erschienen und ein Kreis mit einer Linie gebildet wurde. Das Gefecht dauerte 1¾ Stunden und enthielt hundert Gänge; ein Gang ist zu Ende, wenn einer der beiden Kämpfenden auf den Boden fällt; ist er nicht zu schwer beschädigt, so hat er das Recht, nachdem er sich erholt, den Kampf fortzusetzen. Bei dem dritten Gang schlug Evans, welcher erst 21 J. alt ist, allein sich schon 3 Mal mit abwechselndem Glück öffentlich geboxt hatte, seinen Gegner blutig, welches alle Mal ein wichtiger, den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes andeutender Vorfall ist, und wo dann Viele in der Versammlung triumphirend „first blood, erstes Blut!" ausrufen. Bei dem Anfang des 49. Ganges war Jones so erschöpft, daß Evans ihn mit einem Schlag niederwarf; in den folgenden Gängen verrenkte er die Schulter, erhielt mehrere Contusionen, und sein Gesicht war ganz geschwollen, er konnte kaum noch etwas sehen. So mußte er nach Beendigung des hundertsten Ganges den Kampf aufgeben und Evans gewann den ausgesetzten Preis von 109 Pf. St. Darauf boxten sich Norley und Berry um 50 Pf. St. Gleich im ersten Gang gab Letzterer seinem Gegner einen Schlag, der ihm die untere Lippe spaltete, allein Ersterer vergalt dies noch in demselben Gang, mit einem Schlag, daß Berry aus der Nase und dem Munde blutete. Man boxte sich dann eine halbe Stunde lang und hatte einunddreißig Gänge vollendet, als ein Ordnungsrichter erschien und dem Kampf ein Ende machte. Er sagte, weil förmliche Anzeige von diesem Faustkampf bei ihm gemacht worden, sey er genöthigt gewesen, Kenntniß davon zu nehmen, wenn indessen die Faustkämpfer sich in Ruhe entfernten, wolle er sich nicht weiter in die Sache mischen. Da man nun auch mehrere Polizeidiener in einiger Entfernung sah, welche nöthigenfalls zur Befolgung der gegebenen Erinnerung Zwangsmaßregeln gebraucht haben würden, so vertagte man das Gefecht bis dahin, daß zwei andere Faustkämpfer Adams und Sinclair, sich boxen würden und beschloß, daß es an dem von diesen gewählten Orte stattfinden sollte. — Im Ringen zeichnen sich die Schottländer besonders aus, und sie fanden sich zahlreich zu den Uebungen ein, welche am Ostermontag und Dienstag zu Newcastle an der Tyne, Liverpool, Manchester, Preston, Kendal, Penrith, Kirkoswald und Carlisle gehalten wurden; der Preis bestand hier bald in Geldgewinnen, bald in reich gestickten Gürteln. In London versammeln sich in der Woche vor Ostern junge Leute aus Westmoreland und Cumberland zu Uebungen im Ringen: dies Jahr waren sie am 7. April in der Schenke Highbury Born. Ein großes Zimmer am Garten war zu einem Amphitheater eingerichtet, welches mit Sägestaub bedeckt war. Unter den Preisbewerbern befanden sich mehrere Gardesoldaten von athletischem Körperbau, und unter den Zuschauern waren Offiziere, welche zu sehen wünschten, was jene leisteten. Ueberhaupt bestand die Versammlung aus 2000 bis 3000 Personen, und es waren mehrere wohlgekleidete Frauenzimmer anwesend. Das Vorspiel zu den Uebungen im Ringen bildete ein Wettstreit im Springen (leaping), an welchem vier junge Männer Theil nahmen; den Preis, eine silberne Schnupftabaksdose, 3½ Guineen an Werth, gewann ein junger Mann, Namens Rice, aus der Grafschaft Westmoreland. Zu den dann folgenden Uebungen im Ringen (wrestling) wog man die Preisbewerber und theilte sie in zwei Klassen, je nachdem ihr Gewicht unter oder über eilf Stein betrug. In die erste Klasse leichteren Gewichtes wurden 38 gesetzt, in die zweite 68, jene hatte 5, diese 6 Gänge. Es kam darauf an, daß man sich in Acht nahm, nicht niedergeworfen zu werden; der Niedergeworfene konnte in dem folgenden Gange nicht mehr mitspielen, und die Unbesiegten kämpften so lange fort, bis nur ein Sieger übrig blieb. Das Umwerfen des Gegners wurde bewirkt durch einen Stoß mit dem Hacken an die Wade, durch einen Stoß des Fußes an die Schienbeine, durch das Unterschlagen eines Beines rc. Die Preise für jede der beiden Klassen waren 4, und sie bestanden in zwei Uhren von 12 und 9 Guineen an Werth, und zwei silbernen Schnupftabaksdosen zu 7 und 5 Guineen. Keiner der Gardesoldaten erhielt einen Hauptpreis; sie kämpften in der zweiten Klasse und Brunskill hielt sich bis zum sechsten Gange, dann aber warf ihn Morley nieder, welcher der Hauptsieger blieb; seine Freunde erhoben darüber ein lautes Jubelgeschrei und trugen ihn in Prozession im Saale umher. Die Belustigung fing um 3 Uhr Nachmittags an, und endigte erst um 10 Uhr, worauf eine beträchtliche Anzahl der Anwesenden sich zu einem Abendessen niedersetzte. Die Kosten eines solchen Kampfspiels im Ringen werden durch vorher subscribirte Beiträge wohlhabender Gönner bestritten, an einigen Orten gibt es aber auch durch Vermächtnisse entstandene Fonds dazu, die von einer Wrestling association verwaltet werden. In diesem Fall können dann ausgedehntere Anstalten getroffen werden, um einem Ringerspiel mehr Bedeutung zu geben. Man läßt ein temporäres, hölzernes Gebäude errichten, in welchem Plätze an Zuschauer vermiethet werden, sorgt für Unterhaltung durch Musik, und in mehreren Buden für Bewirthung. — Auch zum Ansehen eines Wettstreites im Schnellgehen versammeln sich oft mehrere tausend Menschen, ja! bei dem zu Dover zwischen Hopewell und einem Unbekannten aus Calais am 27. März waren über 5000 Personen anwesend, und man wettete 5 gegen 1 auf Hopewell. Sein Gegner war nicht unbekannt, es war Coots aus

rung der Oper für diesmal von keiner wohlthuenden Wirkung seyn. Wie man vernimmt, soll die projectirte Vertiefung der Bühne und die damit in Verbindung stehende Gewinnung neuer Räume erst nach beendigter diesjähriger Cursaison zur Ausführung kommen. Zu wünschen bleibt, daß in der technischen Theaterverwaltung schon früher und recht bald eine Amelioration eintreten möge. Die Intendanz hat in der Person des Kammerherrn, Baron Philipp von Breidbach, einen neuen und thätigen Chef erhalten.

*** (Potsdam, 17. Mai.) Der auf der Pfaueninsel befindliche Löwe ist gefährlich erkrankt, und es wird an seinem Aufkommen gezweifelt, obschon nicht verabsäumt wird, dieses ausgezeichnet schöne Exemplar am Leben zu erhalten. Er soll an einer Lungenentzündung leiden, welche durch einen Aderlaß wohl leicht gehoben werden könnte, wenn man bei diesem von Natur wilden, zur Zeit aber sehr gezähmten und gutmüthigen Geschöpfe nicht befürchten müßte, daß bei dem Erblicken von Blut die Wildheit in demselben sofort wieder erwachen könnte. Der augenblicklichen Gefahr könnte wohl durch Fesseln des Thieres vorgebeugt werden, allein dann dürfte es auch mit der Zahmheit für immer vorbei seyn. Es müssen sonach andere Heilmittel versucht werden, und man behandelt daher den König der Thiere homöopatisch. (B.N.)

*** (Spruch corsischer Geschwornen.) Im Mai 1840 begaben sich Landleute aus dem Dorf Arbellara in der Gegend von Bastia in die Ebene von Taveria, um bei der Ernte zu helfen. Nach einem heißen Tag übernachteten mehrere derselben im Freien auf Heuhaufen, unter andern der junge Anton Rotili und seine achtzehnjährige schöne Nachbarin Cornelia Cartucci. Am folgenden Tag verbreiteten sich nachtheilige Gerüchte über Cornelia. Diese Gerüchte kamen nach einiger Zeit der Familie Cartucci zu Ohren. Der Bruder und der Oheim des Mädchens schickten zu Rotili und ließen ihm unter Drohungen sagen, er müsse Cornelia heirathen. Rotili erwiederte: „Wer ein Mädchen entehrt und sich weigert, sie zu heirathen, verdient den Tod. Wer aber ein reines Gewissen hat, darf keine Drohungen scheuen. Cornelia soll selber entscheiden, ob Rotili ihre Ehre aufs Spiel gesetzt hat. Im Bejahungsfall ist Rotili zur Genugthuung bereit." Dieser Erklärung zufolge traten die Angehörigen und Freunde beider Familien als Schiedsrichter zusammen, und vor ihnen schwor Cornelia, daß die Gerüchte verleumderisch seyen. Einige Monate später warb ein Jüngling aus einem benachbarten Dorf um die Hand Corneliens, zog aber bald wieder seinen Antrag zurück. Man schrieb dies Zurücktreten den erwähnten Gerüchten zu, und sagte sich weiter: ein Geächteter von der Familie Cartucci sey mit seinem Freund Morazzani aus Sardinien zurückgekommen und habe geäußert, er werde den Rotili tödten. Gleiche Drohung sollte Valerio Forcioli, der Oheim Corneliens, ausgestoßen haben. Angelo Cartucci, der Bruder des Mädchens, von Vermittlern hierüber zur Rede gestellt, versicherte, das sey leeres Geschwätz. Die Drohungen geriethen in Vergessenheit. Am 21. Aug. 1842 nach 10 Uhr Abends saß Rotili mit vier Freunden um ein Feuer im Freien, und erhielt hinter einer Hecke hervor einen tödtlichen Schuß in die Brust. Die vier Freunde liefen ins Dorf und machten Lärm. Der Verdacht fiel auf den Bruder und auf den Oheim Corneliens. Der Oheim war verschwunden. Angelo ward bei seiner Frau im Bett gefunden. Die Untersuchung seines Gewehrs ergab, daß dasselbe seit etwa drei Monaten nicht gebraucht war. Weitere Nachforschungen ergaben, daß Angelo und Valerio den Abend von acht bis gegen zehn Uhr dem Fest der Verlobung ihrer Verwandten Bianca Morazzani beigewohnt hatten und zusammen weggegangen waren. Die öffentliche Stimme bezeichnete den entflohenen Valerio Forcioli als den Mörder. Angelo Cartucci ward als der Mitschuld verdächtig vor Gericht gestellt, von den Geschwornen am 21. April d. J. schuldig befunden und, in Betracht mildernder Umstände, zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Er ist ein kleiner, hübscher, sehr jugendlich aussehender Mensch von 22 Jahren. Vor Gericht hatte er auf alle Fragen mit Ruhe und Bestimmtheit geantwortet. Nach Anhörung des Spruchs rief er den Geschwornen zu: „Ihr habt einen Unschuldigen verurtheilt; die Zeit wird es lehren." — Appellation von dem Ausspruch der Geschwornen ist nicht möglich. Er hat das Rechtsmittel der Cassation ergriffen.

*** Da man in einer Gesellschaft, in welcher sich der Graf von S., der ehemalige Favorite der Kaiserin Elisabeth befand, über einen Vorfall aus der russischen Geschichte stritt, so bemerkte der Landvogt von Chabrillant dem Grafen: „Nun, Herr von S., verschaffen Sie uns Aufklärung über diese Geschichte; Ihnen muß sie genau bekannt seyn: Sie waren ja die „Pompadour" unseres Vaterlandes."

*** Frankfurt. **(Concert zum Besten der Wittwen- und Waisencasse der evangelischen Volksschullehrer.)** Es ist dafür gesorgt, daß der Wohlthätigkeitssinn nicht ermüde; stets ergehen neue Anforderungen an ihn, und es liegt in seiner Natur, daß er keine abweist, wenn sie nur gerecht ist und die empfindliche Saite anschlägt. Unsere Volksschullehrer haben eine nicht eben reich dotirte, aber mit geringen Mitteln gar mancher Noth steuernde Casse für ihre Wittwen und Waisen; sie kann unter den allbekannten Verhältnissen nur langsam gedeihen und eben jetzt zeigen sich die Umstände so drückend, daß ihr außergewöhnliche Zuflüsse gar sehr zu wünschen sind. Darum wird sich gewiß die allgemeinste Theilnahme einer Veranstaltung zuwenden, die aus einem wohlwollenden Anerbieten des Herrn Aloys Schmitt hervorgegangen ist. Es soll nemlich unter der Leitung dieses thätigen Menschenfreundes und gefälliger Mitwirkung des Instrumentalmusikvereins, Sonntag den 28. Mai um 5 Uhr Nachmittags, ein Concert auf dem Sandhofe gegeben werden. In freundlichster Gesinnung hat sich zur Förderung des wohlthätigen Zweckes ein Comite gebildet, an dessen Spitze Herr Senator Harnier steht. Die näheren Bestimmungen sollen unverweilt zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Oeffentliche Danksagung.

Den verehrten Herren und Damen, welche mich bei der Aufführung meines Oratoriums durch ihr musikalisches Talent unterstützten und den Werth ihrer Mitwirkung durch Wohlwollen und Ausdauer so sehr erhöhten, statte ich hiermit meinen herzlichsten, innigst gefühlten Dank ab.

Ferdinand Hiller.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 22. Mai. Das goldne Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Französischen von G. Harrys. (Gastrolle) Therese: Fräulein Elef. (Gastrolle) Christine: Fräulein Albini. Hierauf (neu einstudirt): Endlich hat er es doch gut gemacht, Lustspiel in 3 Abth. von Albini. (Gastrolle) Mengler: Herr Butterweck.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

dern lebte. Robert kannte die Thüre genau, an welcher er anklopfen sollte, — sie war nur mit einer Klinke verschlossen. Robert drückte dieselbe leise an mit dem Finger.

„Herein!“ rief eine dumpfe, vom Weine belegte Stimme. Der Gentleman hob die Klinke in die Höhe, machte die Thüre auf und stand nun der Fischhändlerin gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Im italienischen Opernhause sieht man jeden Abend eine zahlreiche Versammlung aus den vornehmsten Ständen, da der Direktor, Herr Lumley, eine Reihe der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen engagirt hat, wie Fornasari, Conti, Mario, Fanny Elsler, Adèle Dumiliatre, Moltini und Persiani. Der erstere ist von einem sehr ansehnlichen Wuchs, und neben ihm erscheint die Persiani wie ein Kind; seine Haltung ist edel wie die eines gebildeten Römers; seine Stimme ist ein gefälliger Baß von großem Umfang und beträchtlicher Tiefe; seine Aussprache ist so deutlich, daß man keine Sylbe verliert, und er singt wie ein Mann, der es sich bewußt ist, daß er etwas leisten könne, es verschmähend, sich kleinlicher Kunstgriffe zu bedienen, um Beifall zu erhaschen. Herr Mario hat, seitdem er hier zuletzt sang, sich sehr vervollkommnet, seine Stimme hat an Festigkeit und Sicherheit gewonnen. Fanny Elsler hat sich in der Achtung und Liebe behauptet, welche sie früher hier gewonnen, und ich habe nie in irgend einer Zeitschrift eine tadelnde Bemerkung über ihre Leistungen gefunden. Ein Londoner Blatt von Einfluß, welches dem Tanz der Dem. Dumiliatre hinsichtlich seiner Leichtigkeit und Grazie volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, bemerkt doch dabei: „her dancing is far inferior to Fanny Elsler's, which is not merely descriptive but highly dramatic.“ Zu ihrem Benefiz wählte Fanny Elsler la sonnambula, worin Herr Mario zum ersten Male in dieser Saison als Elvino auftrat. Sein Vortrag der Arie: Ah, perché non posso odiarti etc. wurde allgemein applaudirt, und der Ausdruck von peinlichem Gefühl, welchen er in die ganze Scene legte, bewies, daß er auch als dramatischer Künstler gewonnen habe. Die Rolle des Grafen war wohl für Fornasari, einen Künstler nicht gewöhnlicher Art, nicht lohnend, allein er lieh ihr eine Bedeutung, einen Werth, welchen man sonst nicht leicht in ihr gefunden, und sang namentlich die Arie: „Vi ravviso“ mit vieler Zartheit und tiefem Gefühl. Mad. Persiani's — Amina war eine so vorzügliche Leistung, wie man sie nur von dieser Künstlerin erwarten darf. Hauptsächlich war indessen die Aufmerksamkeit des Publikums auf das neue Divertissement: un bal sous Louis XIV. gerichtet, in welchem nach dem Theaterzettel Fanny Elsler als Ritter mit Dem. Dumiliatre, als Hofdame jener Zeit gekleidet, und mehreren andern Tänzern und Tänzerinnen eine Hofmenuet aufführen sollte. Es belustigte allerdings das Publikum, die leichtfüßige Elsler in einer gepuderten Perrücke und mit einem dreieckigen Hut auftreten, dann mit aller Formalität eines Hofmannes sich eine Tänzerin wählen, sie auffordern und an ihre Stelle führen zu sehen. Nichts konnte die Abgemessenheit, Elasticität und Gefälligkeit ihrer Schritte übertreffen; hätte jener große König zugesehen, so würde er selbst sich gefreut haben. Ueberhaupt gab der ganze Ball ein deutliches Bild der steifen Belustigungen jener Zeit. Allein Fanny Elsler schien doch den Zwang zu fühlen, welchen sie sich anthun mußte, um ihre Aufgewecktheit und ihr munteres Wesen durch die kalten Formen einer steifen Etikette zu beschränken, und sie schien herzlich froh, als sie befreit von ihnen la Saragossa, als spanisches Mädchen gekleidet, tanzen konnte; sie that dies mit solchem Feuer und solcher Schnelligkeit der Bewegungen, führte die immer wiederkehrenden Sprünge mit solcher Grazie und so hoher Anmuth aus, daß sie allgemein bewundert wurde. Den Beschluß der Unterhaltung machte das Ballet Giselle, welches sie mit Dem. Dumiliatre tanzte, und worin sie durch ihr außerordentliches Talent des pantomimischen Ausdrucks das ganze Publikum entzückte. Sie war nur bis Ostern engagirt und wollte dann in den größern Handlungsstädten Liverpool, Manchester, Birmingham, ihre Golderndte fortsetzen; allein das Publikum wünschte, daß „der Ball unter Ludwig XIV.“ wiederholt werde, und daß sie auch in dem Ballet „die Zigeunerin,“ welches in Paris Furore machte, auftrete. Sie ist daher wieder engagirt und zwar auf vier Nächte, indem der Direktor findet, daß der Plan des französischen Theaters, mit den sogenannten stars, oder hoch bezahlten Schauspielern, nicht auf eine ganze Saison, sondern nur auf eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen zu contrahiren, Vorzüge hat. Das Publikum hat dann mehr Abwechselung, es können nicht so leicht Händel unter rivalisirenden Künstlern vorfallen, und diese, so wie der Direktor selbst, können ihre Rechnung mit mehr Sicherheit machen. So werden Lablache und Madame Grisi zuerst bei der Vorstellung der Oper Norma auftreten, weiterhin wird in der Semiramide Mad. Brambilla hinzu kommen, Andere werden dagegen abtreten, und es wird ein steter Wechsel seyn, bis zu Ende der Saison.

Auf dem Drurylane-Theater wurde, hauptsächlich um Miß Clara Novello, eine Engländerin, bei dem Publikum einzuführen, die Oper Sappho von Pacini gegeben. Diesen Componist nahm sich Rossini zum Muster und vor 20 Jahren waren einige seiner Arien hier sehr bekannt, wurden von damals beliebten Sängern in Concerten häufig vorgetragen. Dann aber kam er hier in Vergessenheit; seine gedachte Oper besitzt jedenfalls nur ein untergeordnetes Verdienst, und fand in Paris keinen Beifall. Einzelne gelungene Stellen kommen vor, wo sich ein Musiker und Sänger zeigen kann, allein das Ganze ist langweilig. Der italienische Text enthält mehrere Zusätze zu der von Ovid erzählten Liebe der Sappho zu Phaon; allein diese machen die Geschichte unbegreiflich und selbst lächerlich, lassen die handelnden Personen ohne Theilnahme von Seiten der Zuschauer. Die englische Uebersetzung ist so gut gerathen, als es die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten erlaubten. Der englische Uebersetzer eines italienischen Operntextes muß sich nach den Noten und dem Rhythmus des Tonwerks bequemen, dieselbe Zahl von Sylben liefern und dahin trachten, daß ein Vocal tönt, wenn eine Note angehalten werden soll. Nun ist aber der Accent der italienischen Sprache dem der englischen fast entgegengesetzt; in jener kehren Vocale in schneller Folge wieder, in dieser häufen sich die Consonanten, und überhaupt ist der ganze Geist der italienischen Sprache von dem der englischen sehr verschieden. Unterdessen ist die gedachte Uebersetzung der Oper Sappho fließender, als man es bei solchen Fesseln und Hindernissen hätte erwarten sollen. Der Verfasser hat sich nicht genannt, soll aber Herr Serle seyn. Wären nur alle englische Uebersetzungen von Opern in fremden Sprachen so fleißig gearbeitet wie diese, könnte man schon zufrieden seyn. Der Direktor dieses Theaters hat es, weil die Einnahme von dramatischen Vorstellungen nicht hinlänglich ist, dem Antikornverein zur Benutzung am Mittwoch überlassen, wofür er 300 Pf. St. erhält. An diesem Tage

Scene aus Wolken. Die Wolken zertheilten sich und in der klaren Luft erschien Juno auf einem von zwei Pfauen getragenen Thron. Um sie her saßen die Luftgeister in Gewändern von mancherlei Farbe und musicirten, umgeben von Kometen und andern Meteoren. Ueber der Göttin war die Region des Feuers, in steter Kreisbewegung, und oben auf derselben thronte Jupiter, den Donnerkeil schwingend. Unter Juno wölbte sich der Regenbogen, auf welchem Iris schwebte und dieser zur Seite acht weibliche Genien, die verschiedenen Kräfte Juno's repräsentirend. Die Kleidung dieser Genien bestand in einem Mantel aus weißem Silberstoff mit eingewirkten Pfauen und Früchten, einer fleischfarbenen Tunica mit einem goldnen Gürtel, und einem Rock von bläulichem Silberstoff mit Goldstickerei. Ihre Schuhe waren blau, mit Gold gestickt und mit Diamanten und Rubinen besetzt. Auf dem Kopf trugen sie kleine Kronen und einen herabwallenden Schleier. Sie ruhten auf dunklen Wolken, getragen von einem vergoldeten Hercules und desgleichen Atlas. Hercules und Atlas bückten sich: die Genien schwebten herab und führten Tänze auf. — Die schlimme Seite dieser schönen Sachen war, daß sie bei öfterer Wiederholung viel Geld kosteten. Bei einem solchen Maskenfest wandte der Schatz 3000 Pfund auf. Im vierten Jahr von Jakob's Regierung geschah es, daß die Officiere des königlichen Haushaltes die Kutsche des Schatzmeisters anhielten und nicht eher weiter fahren ließen, bis dieser feierlich versprochen hatte, ihren Gehalt auszuzahlen.

*** (Sanctionirter Betrug.) Die Pariser Steinkohlenhändler waren auf den klugen Einfall gekommen, statt der polizeilich vorgeschriebenen Säcke von zwei Hectolitern, kleinere zu nehmen. Diese Industrie ist schon alt, denn die durch sie veranlaßte Polizeiverordnung datirt von 1834; mithin konnten schon ein paar Procente an geschickte Advocaten gewandt werden. Der königliche Procurator hat neuerdings die Kurzsäcke vor dem Zuchtpolizeigericht belangt. Die Herren Advokaten Dupin und Cliquet haben im Namen der Beklagten eingewandt, daß Säcke weder geaichtes noch gestempeltes Maas seyen, folglich nicht unter Art. 423 des Strafgesetzbuchs fallen; ferner, daß die Polizeiverordnung vom 19. Dec. 1834 den Trägern, aber nicht den Händlern gebietet, lediglich Säcke von zwei Hectolitern zu gebrauchen. Und das Gericht hat entschieden, daß die Herren Steinkohlenhändler straffrei seyen.

*** (Eine Reliquie von Immermann.) Als Immermann im Jahre 1821 als Divisionsauditeur zu Münster stand, speis'te er nebst einigen Freunden, zu denen auch Einsender gehört, an der Table d'Hôte des Herrn F. Oberrecht zur Stadt Amsterdam. An dem Ferdinandstage, dem Namenstage des Gastgebers, wurde diesem im Namen der ganzen Tischgesellschaft folgendes, von Immermann verfaßte, scherzhafte Gratulationsgedicht überreicht, und da dasselbe weiter nicht bekannt wurde, so werden die zahlreichen Freunde des leider zu früh dahingeschiedenen genialen Dichters es in d. Bl. nicht ungern mitgetheilt sehen. Schließlich sey noch bemerkt, daß der am Ende ausgesprochene Wunsch vor etwa zwei Jahren fast buchstäblich in Erfüllung gegangen ist.

O du, der jeden Tag verschiedne Magen füllt
Mit Fleisch und mit Gemüs', mit Braten zahm und wild,
Der würdig obenan bei Tische präsidirt,
Den Segen seiner Kost an sich hauptsächlich spürt,
Dem unterwürfig ist so Magd, als auch Marqueur:
Es gratulirt dir heut Civil und Militair!
Civil und Militair sind sonsten oft im Streit:
Wenn Eins die Glocke schlägt, dann schweiget jeder Neid;
Civil und Militair setzt sich geruhig hin
Und nur auf Speis' und Trank gerichtet ist der Sinn.
Den Hunger stillen ja sechs Schüsseln leicht und rasch,
An Wasser fehlt es nicht in Wein- und Wasserflasch.
Ein Jeder kriegt so viel, als er nur kann vertragen,
Kein Stand hat ob des andern je sich zu beklagen.
Ein Friedensheiligthum! Und Oberrecht ist Priester,
Die zwei Marqueure sind des Friedenstempels Küster.
Heil! Heil! dem großen Mann, der solche Eintracht schuf,
Der schwitzend Fleisch tranchirt, im edelsten Beruf;
Heil aber auch dem Tag, der ihm den Namen reichte!
O, daß er oftmals noch dem Hochgeschätzten leuchte!
Ihr Götter, schützet ihn und seinen ganzen Stamm!
(Ich meine unsern Wirth zur Stadt von Amsterdam)
Laßt es an seinem Tisch sich stets von Essern mehren,
Bewegt der Menschen Herz, bei ihm oft einzukehren,
Und laßt noch funfzig Jahr hindurch ihn Contos schreiben,
Auf welche Niemand ihm je mag was schuldig bleiben;
Zuletzt erstick' ihn dann im Fett ein sanfter Tod! —
Dies wünscht, Herr Oberrecht, dir deine Table d'Hôte.

(Bl. für liter. Unterh.)

Frankfurt.

Concert auf dem Sandhofe.

(Am 28. Mai 1843.)

Veranstaltet von Herrn Aloys Schmitt, zum Besten der Wittwen- und Waisencasse der hiesigen evangelischen Volksschullehrer.

Die Unterzeichneten, in ein Comité zusammengetreten zur Förderung des oben bemerkten wohlthätigen Unternehmens, bringen hiermit zur öffentlichen Kenntniß, daß von heute an Eintrittskarten zu dem Concert auf dem Sandhofe zu 1 fl. per Billet zu haben sind bei:

Herrn Moritz Getz, Schöne Aussicht A. 91 a. röm.
" J. G. Hayn, Markt L. 114.
" de Neufville-Humser F. 80.

und in der Musikalienhandlung des Herrn André auf der Zeil.

Frankfurt a. M., am 22. Mai 1843.

Senator Dr. Harnier. Pfarrer Dr. König. G. M. Seufferheldt. Moritz Getz. Pfarrer Schrader. J. G. Hayn. F. W. Mack. de Neufville-Humser. Dr. Schlemmer. J. K. J. Einbigler. G. Wagner. J. N. Weichand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 25. Mai. Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen von Deinhardstein. (Gastrolle) Kunigunde: Fräulein Albini.

☞ Nach dieser Vorstellung bleibt das Schauspielhaus, wegen den darin vorzunehmenden Bauveränderungen, geschlossen. Die Wiedereröffnung desselben wird seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Anblick ihres unverhofften Reichthums kein größeres Staunen fühlen, als Sarah über den bloßen Vorschlag Sir Robert's.

„Gott steh' mir bei!" rief sie aus. „Was sollen mir Equipagen, Diamanten und seidene Gewänder!"

„Sarah, Ihr braucht nur ein Wort zu sagen, damit das, was ich Euch so eben versprochen, in Erfüllung gehe!"

„Und wie heißt der Gatte? Wo lebt er?" fragte Sarah neugierig.

„Der Gatte heißt Sir Robert Hill, und steht vor Euch!..."

Der Arme empfängt nur mit Mißtrauen die Gaben aus der Hand Fortuna's. Wenn ein plötzlicher Glückswechsel die Schätze und Genüsse des Reichen in seine Hand spielt, so scheinen ihm diese Genüsse gefährlich, die Berührung jener Goldstücke unheilbringend. Da im Grunde das wahre Glück nicht in dem Besitze irdischer Güter besteht, so regt sich alsdann bei dem Armen das natürliche Gefühl, der gesunde, unbefangene Sinn, und ehe er sich seines durchlöcherten Mantels entäußert, gedenkt er noch mit Wehmuth des Glückes, das der Reichthum nicht geben und nicht erstatten kann. Sarah wäre wohl gern reich geworden, aber nur in Gemeinschaft mit dem armen John, welchen sie trotz seiner Fehler, und vielleicht gerade wegen dieser, geliebt hatte. Ihre Liebe zu dem verstorbenen Matrosen erwachte in ihr jetzt mit solcher Stärke, daß sie den angebotenen Reichthum verschmähte, da ihn John nicht mitgenießen konnte; außerdem hatten die Dünste des Branntweins ihren Verstand umnebelt und sie jeder klugen Berechnung unfähig gemacht.

„Nein, nein!" rief sie, „ich werde mich nie wieder verheirathen; Sarah soll keinen andern Namen führen, als den des unglücklichen John Lolly .... O, mein armer John, mein armer John!"

Heiße Thränen flossen von ihren Wangen, lautes Schluchzen erfüllte die Kammer, in welcher ihre Kinder schliefen ... Die armen Kleinen wachten auf und verbargen sich, so trauriger Auftritte gewöhnt, bald wieder ängstlich unter der Decke. Sarah eilte zu ihnen, nahm die zwei Jüngsten in ihre Arme und schwur, indem sie dieselben mit leidenschaftlichen Liebkosungen überhäufte, daß sie ihnen nie einen Stiefvater geben werde. Sir Robert fühlte sich jetzt nicht stark genug, seinen Antrag zu erneuern und eilte erschreckt von dannen. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus London.

(20. April.)

Von Dr. Joh. von Horn.

(Fortsetzung.)

Der Besuch des Coventgarden-Theaters ist seit meinem letzten Bericht nur schwach gewesen, wie aus den von mir angeführten Umständen vorauszusehen war. Anfangs April wurden keine Gehalte ausbezahlt und der Unternehmer, Herr Bunn, bat, man möge ihm den Betrag von zwei Monaten als ein Darlehn anvertrauen, um damit das Gedeihen des Theaters zu fördern. In der Osterwoche pflegen die Schauspielhäuser in London eine gute Ernte zu haben, und er hoffte dann im Stande zu seyn, das Darlehn zurückzuzahlen; allein Coventgarden-Theater wurde geschlossen, angeblich wegen der wiederholten Proben, welche zu einer befriedigenden Darstellung der Oper Norma nothwendig wären. Er wollte eine Truppe junger Schauspieler in Frankreich engagiren, allein es gelang ihm nicht, weil ihr Contract in Marseille noch 3 Monate fortlief. Auch der Tenorsänger Duprez konnte oder wollte nicht kommen. Indessen hat Herr Bunn Madame de Begnis und Herrn Staudigl gewonnen. Die erstere hatte vor mehreren Jahren eine ziemliche Stimme, hat aber längst aufgehört, in Opern zu singen; auf Letzterem beruhet daher die ganze Hoffnung des gedachten Theaters. Da er bei dem hiesigen Publikum sehr beliebt ist, würde von seinen Leistungen sicher ein reicher Gewinn erwartet werden können, wenn er nur gehörig unterstützt würde. Allein wegen Eines vorzüglichen Baßsängers werden Wenige nach dem Coventgarden-Theater gehen, zumal da sie im italienischen alle Rollen mit Meistern besetzt finden. Es ist zu bedauern, daß Herr Staudigl dies Engagement angenommen; glänzende Bedingungen kann er, nach der Lage der Geschäfte dieses Theaters, nicht erhalten haben, und es ist zweifelhaft, ob Herr Bunn die mäßigen, gemachten Versprechungen halten kann. Jedenfalls hat sich Herr Staudigl in so fern geschadet, daß er nun wahrscheinlich nie ein Engagement bei der italienischen Oper erhält, welches als ehrenvoller betrachtet wird und auch einträglicher ist: von dem Coventgarden-Theater und den englischen Bühnen überhaupt hat sich die italienische, hiesige Oper nie recrutirt.

Im französischen Theater nahm Mlle. Plessy unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen einer gedrängten Versammlung ihren Abschied und kehrte dann nach Paris zurück. Mit einer hübschen, kraftvollen Gestalt und dem Benehmen einer Dame von Stande verbindet sie ausgezeichnete Talente als Schauspielerin, besonders im Ausdruck des Gefühls; ihr Spiel ist nur etwas manierirt, und es stört die Illusion, wenn sie bald Diesem, bald Jenem in den Logen oder im Parterre Blicke der Bewillkommnung zuwirft. Nach ihr kamen aus Paris herüber Herr Vernet und Mad. Doche, welche zur Abwechselung dafür sorgen, daß das Publikum auch zu Lachen bekommt. Sie traten zuerst auf in l'extase, welches freilich ein abgeschmacktes Stück ist; allein das spaßhafte, heitere Spiel Vernet's hielt die Anwesenden in fortwährendem Lachen, und ohnerachtet der Länge von 3 Acten fand man sich sehr unterhalten. Mad. Doche leistete nicht ganz, was man von ihr erwartete; sie spielt aber mit Anstand, Würde und unaffectirt, singt gut und verfehlt selten eine Note; wenn sie spricht, ist ihre Stimme angenehm, und dabei ist sie jung, besitzt auch eine hübsche Gestalt. Bei diesen Vorzügen ist wohl kein Zweifel, daß sie künftig in Stücken, welche ihr mehr Gelegenheit darbieten, ihre Talente zu zeigen, vollkommen befriedigen wird. Wenn ihr Engagement beendigt ist, werden die Herren Levasseur und Bouffé, so wie Mlle. Déjazet nach einander aus Paris herüberkommen.

Ostern ist die Saison der Gemälde-Ausstellungen; drei Gallerien sind jetzt offen, die der britischen Institution, der britischen Künstler in der Suffolkstraße, und des Sir George Hayter. In den nächsten Wochen werden überdies noch geöffnet werden die Gallerien der beiden Vereine für Gemälde mit Wasserfarben, und die Gallerie der königlichen Akademie. Hier kann nur von einzelnen neueren Gemälden die Rede seyn, welche für den Continent von Interesse seyn dürften. Dahin gehört „das Panorama von Baden-Baden," welches von dem Besitzer der Kunsthalle am Leicesterplatze gezeigt wird. Es ist von einem Hügel beim Conversationshause aufgenommen, so daß man die ganze Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung vor sich hat. Man sieht sie mit ihren palastähnlichen Hôtels in einem Thal liegen, durch welches sich ein Flüßchen windet, und das liebliche Gemälde besteht in einer Reihe bewaldeter Hügel und felsiger Berge, untermischt mit Stellen, welche in der mannigfaltigsten Farbenpracht der Natur glänzen. In einiger Entfernung bemerkt man auf einem beträchtlichen Hügel die grauen Ruinen des alten fürstlichen Schlosses düster herabblicken auf ihren Nach-

lien abgewartet werde, das ist aber nicht etwa eine sublime Uneigennützigkeit, sondern die Antragsteller sagen: die Brasilier kaufen uns unsere Waaren mit und ohne Zoll ab, vorausgesetzt, daß wir ihren Zucker an Zahlungsstatt annehmen. Das können wir aber nicht, so lange dieser Zucker durch übermäßigen Zoll so gut wie verboten ist. — Der Haken bei der Sache ist der. Große Herren, die neben Sir Robert etwas zu sagen haben, besitzen auf den Antillen Zuckerpflanzungen, deren Product sie zu einem mäßigen Zoll einführen dürfen. Dabei haben sie das Recht brasilischen Zucker zollfrei auf den Antillen einzuführen. Mit andern Worten, sie haben das Zuckermonopol, welches durch Bewilligung jenes scheinbar so uneigennützigen Begehrens verloren ginge.

⁂ (Englische Corporationen.) Lord J. Russel begehrte neulich die Reform derjenigen kleinen Corporationen (Gemeinderäthe), welche bei der großen Scheuerung im J. 1835 durchgeschlüpft seyen. Alle Welt wunderte sich, warum er sie damals habe durchschlüpfen lassen, und warum er die von London noch immer unangetastet lasse. Die Beschreibung der Wirthschaft dieser Corporationen ist erbaulich. Der Ort Queesborough besitzt eine Fischerei, die jährlich im Durchschnitt 15,000 Pfd. erträgt. Und dabei hat der Ort, Dank der Verwaltung seiner Corporation, Schulden und 125 Häuser stehen leer, und die öffentlichen Gebäude verfallen, und das Gras wächst in den Gassen. Unter den Ausgabeposten figurirt einer mit 10,000 Pfd. für einen Prozeß. Was den Corporationen unter Advocaten und nicht Nichtadvocaten Freunde verschafft, ist, daß sie eß- und prozeßfähige (moralische) Personen sind.

⁂ (Unangenehme Namensverwechselung.) Ein Berliner, Namens Neumann, kam nach Paris, um seinen Vetter J. Walla zu besuchen. Er wandte sich an das Haus Rothschild, um ihn zu erfragen, und ward in ein angesehenes Handlungshaus gewiesen. Dort wird er gastfrei aufgenommen und erhält die Versicherung, man werde ihn mit Vergnügen im Hause sehen, bis zur Rückkehr des in Geschäften reisenden Herrn Walla. Diesem wird brieflich die Ankunft des Vetters Neumann gemeldet. Die Antwort auf besagte Meldung lautet: Ich habe keinen Vetter, mithin auch keinen Vetter Neumann. Walla's Principal läßt den Gast als Betrüger verhaften und vor Gericht stellen. Der Richter beauftragt einen Geschwornen Meyer, den Neumann, der nicht französisch spricht, zu verhören, Meyer überzeugt sich, daß er keinen Gauner vor sich hat. Obendrein erinnert er sich eines Walla, für den er Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische besorgt hat. Er sucht diesen auf und findet, daß derselbe wirklich Neumann's Vetter ist. Neumann wurde jetzt natürlich freigegeben. Der wahre Vetter heißt Jakob Walla, der vermeintliche — Julius Walla. Neumann hatte bei Rothschild nach J. Walla gefragt und war zu Julius Walla gewiesen worden.

⁂ (Der wohlangebrachte Empfehlungsbrief.) Ein junger Musiker, dessen Lebenswandel eben nicht der solideste war, kam nach Berlin, mit einem Briefe an den Kapellmeister H*** versehen. Gleich am ersten Tage gerieth er in eine muntere Gesellschaft, und ziemlich betrunken nach Hause wankend, trat er fehl und fiel in eine Gosse. Hier lag er aber nicht allein, sondern neben einem andern Kumpan, der die Rinne für sein Bett gehalten hatte, und sanft darin entschlummert war, jetzt aber sehr unsanft erweckt wurde. — „Herr, was wollen Sie von mir?“ fuhr er den Störer seiner Ruhe an, „ich bin der Kapellmeister H***.“ — „Ach, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Empfehlungsbrief abgebe,“ lallte der Ausgezankte, und übergab das Schreiben. — „Gut, mein Lieber,“ sagte H***, „morgen wollen wir weiter davon sprechen, jetzt aber lassen Sie uns schlafen.“ — Und Beide schliefen gemüthlich neben einander, bis die Patrouille sie weckte, und ihnen auf der Wache eine andere Schlafstelle anwies. — „Sie sind mir sehr gut empfohlen, junger Mann,“ sagte H*** am andern Tage, als er nüchtern war, „und dürfen meiner wärmsten Protektion versichert seyn.“ (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Ein alter Freund.) Zu Anfang des Mai d. J. wurde ein altes zahnloses Weib unter Beschuldigung der Landstreicherei zu Paris vor Gericht gestellt. Sie versicherte, daß sie einen achtbaren Mann als Bürgen stellen könne und erhielt auf diese Versicherung hin eine achttägige Frist. Nach Ablauf derselben von neuem vorgeführt, ward sie vom Richter befragt, ob sie den achtbaren Mann gestellt hätte. „Ach!“ jammerte sie; „er ist nicht ausfindig zu machen, dieser Oberst!“ — „Wie lang ist es her, seitdem Sie den Herrn Obersten zum letzten Mal gesehen haben?“ — „Seit dem Ausmarsch nach Moskau.“ — Das Auditorium brach in ein schallendes Gelächter aus, und das Gericht verurtheilte die Alte zu dreimonatlicher Einsperrung.

⁂ (Würtembergische Fresco-Anekdote.) Wie fehlerhaft es ist, daß bei der lutherischen Kirche jedes Kind weiß, welche Frage bei der Confirmation an es gerichtet wird, mag folgender Vorfall, welcher unlängst unweit Stuttgart in einem Dorfe vorkam, beweisen. Der Geistliche hört ein Kind nach dem andern ab, allein der Zufall wollte, daß er eins übersprang, und kam daher an das Nächstfolgende mit der Frage: „Glaubst Du an Gott Vater, den Sohn und den heiligen Geist?“ worauf der Confirmand ganz naiv antwortete: „noa, i net, aber der do neaba miar.“ (Verkündiger.)

Charade.

(Dreisylbig.)

Erste Sylbe.

Er wechselnd und schnell,

Zweite Sylbe.

— — — Sie flatterhaft
Und immer beweglich; von Eisen und Taff't.

Das Ganze.

Doch wird sie mit ihm verbunden
Hat sie ihre Richtung gefunden; —
Sie dreht ihm immer den Rücken zu,
Und richtet sich dennoch in jedem Nu
Nach seinen wechselnden Launen;
Ist sie nicht ein Weib zum Erstaunen?

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 25. Mai. **Hans Sachs**, dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen von Deinhardstein. (Gastrolle) Kunigunde: Fräulein Albini.

☞ Nach dieser Vorstellung bleibt das Schauspielhaus, wegen den darin vorzunehmenden Bauveränderungen, geschlossen. Die Wiedereröffnung desselben wird seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

halten konnte, der schon mit einem Fuße im Grabe stand und an dem die Aerzte verzweifelten? Es war doch besser, ein gemeines, ungebildetes und dem Trunk ergebenes Fischerweib zur Schwägerin zu haben, als einen geliebten Bruder auf immer zu verlieren. Man entschloß sich also, die lächerliche, aber vielleicht rettende Verbindung schließen zu lassen, da schon die Vorbereitungen zu derselben den Gesundheitszustand Robert's bedeutend verbesserten. Die Schwester des Gentleman dachte jedoch bei sich: „Was ist doch die Liebe? In welche Verirrungen läßt sie uns gerathen! Mein Bruder Robert, ein Weltmann, ein Dandy, an das feinste „Komfort" gewöhnt, er, welcher bis jetzt so empfindlich, so schwer zu befriedigen war im Punkte der Schönheit, verliebt sich in eine Sarah! Ja, die Liebe ist entweder die blindeste aller Leidenschaften, oder mein Bruder ist sehr krank!" — Sie bat indessen Gott, daß die Verblendung ihres Bruders immer dauern möge, indem sie nicht ohne Grund befürchtete, er werde sich sehr unglücklich fühlen, wenn sich ihm je die Augen über seinen Zustand öffnen würden. (Fortsetzung folgt.)

Eine Anekdote von Ludwig Devrient. *)

Ich theile hier eine Anekdote aus dem Leben des verstorbenen Ludwig Devrient, des großen Mimen, mit, die den Lesern dieser Blätter noch unbekannt seyn dürfte; wenigstens habe ich sie noch nirgend gedruckt gefunden.

Devrient liebte, wie bekannt, den Wein sehr, leider nur allzusehr, und die meiste Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm frei ließen, widmete er dem Genusse des edlen Rebensaftes und der Unterhaltung, die er damit zu vereinigen wußte. Der gewöhnliche Ort seiner täglichen Sitzungen war die Weinhandlung von Lutter und Wegener in Berlin, und hier war er oft schon Morgens früh, regelmäßig aber Abends spät, zu finden. Ein Kreis von Freunden (ich nenne nur den geistreichen und genialen E. T. A. Hoffmann) sammelte sich dann stets um ihn, und die Unterhaltung dieser Männer war so mannigfaltig und interessant, daß sich stets auch die sämmtlichen andern Tische, selbst die des Nebenzimmers, mit Gästen füllten, welche wenigstens Ohrenzeugen der Witz- und Geistesfunken sprühenden Gespräche seyn wollten, die zwischen dem kleinen Kreise gewechselt wurden, wenn sie mit den Mitgliedern desselben, oder wenigstens mit einem oder dem andern davon nicht bekannt genug waren, um sich dem Kreise ganz anschließen zu können.

Bei dieser Lebensweise nun, und da Devrient nicht nur für seine eigene Person viel consumirte, sondern auch noch Andere sehr fleißig tractirte, konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Rechnung des gefeierten Gastes lawinenartig anschwoll. Auf diese Weise war sie mehrmals bis in die Tausende von Thalern gestiegen, dann aber jederzeit bezahlt worden, und zwar hatte der hochselige König den genialen Künstler dieser lästigen Mühe schon zweimal überhoben. — Das zweite Mal aber sollte er freilich dabei geäußert haben: Nun nicht wieder! — und das mochte wohl zu den Ohren des Wirthes, des Herrn Lutter gekommen seyn; denn als kurz nach dieser königlichen Bezahlung die Rechnung Devrient's bereits wieder auf 12 — 1400 Thaler angewachsen war, wurde ihm wegen seines Geldes bange, und nachdem verschiedene Winke, Devrient möchte wenigstens an eine Abschlagszahlung denken, unbeachtet blieben, gab Lutter seinen Kellnern den Befehl, Devrient von da ab nur noch gegen baare Bezahlung Wein zu verabfolgen, dem mit augenblicklicher Entlassung aus dem Dienste drohend, der gegen diesen Befehl handeln würde.

Den Tag nach dieser unfreundlichen Weisung kam Devrient schon Morgens ganz früh, wahrscheinlich, um sich zu einer Probe zu stärken, setzte sich auf sein gewöhnliches Plätzchen und rief: „Louis, ein Glas Pontack!" — „Gleich, Herr Devrient!" ertönte die Antwort, aber der Wein kam nicht. — „Louis, ein Glas Pontack!" wiederholte Devrient sein Commando schon etwas ungeduldig. — „Gleich, Herr Devrient!" lautete abermals die Antwort, aber der Wein blieb wieder aus. Jetzt schwoll Devrient der Kamm, und sehr ärgerlich gebot er zum dritten Male: „Louis, ein Glas Pontack!" — doch auch zum dritten Male erfolgte die Antwort, aber kein Wein. Da ging Devrient eine Ahnung von dem Stande der Dinge auf, und mit erzwungener Ruhe bestellte er jetzt ein Glas Wasser. Augenblicklich war es da, doch Devrient nahm es nur vom Teller, um es dem, durch diese Procedur nicht wenig erschreckten Kellner über das Gesicht zu schütten. — „Schlingel!" rief er dabei, indem er mit zornfunkelnden Blicken aufsprang, „weßhalb bringst Du mir das Wasser, und den Wein nicht?" — „Herr Devrient," stammelte der Begossene, „Herr Lutter hat uns verboten, Ihnen ohne baare Zahlung Wein zu geben." — „Lutter soll zu mir kommen," sagte Devrient kalt, aber mit dem Wesen eines gebietenden Fürsten, indem er wieder Platz nahm.

Es währte nicht lange und Lutter erschien, konnte sich aber einiger Verlegenheit, dem Beleidigten gegenüber, nicht erwehren. — „Ist das wahr, was mir Dein Schlingel von Kellner da sagt?" fragte Devrient, indem er den Weinwirth mit seinem scharfen, durchbohrenden Blicke ansah, der auf der Bühne oft so unendliche Wirkung that. — „Ja, lieber Bruder," entschuldigte sich Lutter, „Deine Rechnung ist schon wieder so hoch angewachsen, Du denkst gar nicht an Abschlagszahlungen, und man kann denn doch nicht wissen, ob der König —"

„Schon gut! schon gut!" fiel ihm Devrient in das Wort; „spare die vielen unnützen Worte!" nahm seinen Hut und ging, — ging in die unfern gelegene Weinhandlung von Schoner, wo der Pontack im Nu auf dem Tische stand, und wo nicht nach der Bezahlung gefragt wurde, als Devrient, nachdem er eine ziemliche Zahl Gläser geleert, beim Gehen kopfnickend sagte: „Ich komme heute Abend wieder!"

Das war ein Freudenwort für den Wirth, und er verkündete daher allen Bekannten, die während des Tages bei ihm einsprachen: „Heute Abend ist Devrient bei mir!" — Als nun Devrient wirklich kam, begleitet von seinen nächsten Freunden, die er von der Verlegung seiner Residenz in Kenntniß gesetzt, da hatten sich die Räume bereits mit zahlreichen Gästen gefüllt, und unter ihnen war Mancher, der sonst bei Lutter und Wegener fast keinen Abend fehlte. Hier aber traten mehrere Gäste ein, sahen sich um, und als sie weder Devrient noch irgend Einen von dessen gewöhnlicher Gesellschaft erblickten, gingen sie wieder, ohne etwas zu verzehren, denn der Wein wurde an diesem Orte nur als eine unangenehme Nebenbedingung der gesuchten Gesellschaft betrachtet.

Devrient zeigte sich an diesem Abend ungemein liebenswürdig, und um seinen Einzugsschmaus, wie er sich scherzend ausdrückte, würdig zu feiern, tractirte er die ganze anwesende Gesellschaft sehr freigebig mit Champagner — den Schoner mit großem Vergnügen ankreidete.

Am nächsten Abend war es bei Lutter und Wegener noch leerer, bei Schoner noch voller, und so, wie sich die Nachricht von Devrient's Umzug verbreitete, jeden Tag mehr und mehr, bis endlich das Local der Erstern, einzelne verirrte Gäste ausgenommen, von des Morgens bis in die

*) Aus Witthauer's „Wiener Zeitschrift für Kunst ꝛc."

und Wellington, der Erzbischof von York, die Bischöfe von London und Norwich, dann auch mehrere Personen des Hofes um den Tisch in einiger Entfernung. Unstreitig ist dieses Gemälde nach seiner Anlage und Ausführung ein bedeutendes Kunstwerk; auch auf Kleinigkeiten ist darin der möglichste Fleiß verwandt, die Portraits zeigen ein sorgfältiges Auffassen charakteristischer Züge, und das Ganze ist so belebt, daß man den Vorgang und die dabei vorkommenden Personen selbst zu sehen glaubt. Der Versuch des Künstlers, in das Gesicht der Königin einen Ausdruck der Mutterfreude zu legen, scheint ihm doch nicht ganz gelungen zu seyn.

Tabletten.

*** (Verhältniß der Verbrechen in Frankreich.) Die Gazette des Tribunaux enthält eine interessante Statistik der im Jahre 1841 in Frankreich abgeurtheilten Criminalrechtsfälle. Die Zahl der Anklagen vor den Geschwornengerichten betrug 5528, darunter 1765 wegen Verbrechen gegen Personen, 3763 dergl. gegen das Eigenthum. (Im Jahre 1840, Anklagen: 6004, Verbrechen gegen Personen 1622, dergl. gegen Eigenthum 4482. Sonach hatte sich die Zahl der Diebstähle in einem Jahr um 14 pCt. vermindert, die der Verletzungen an Personen, um 9 pCt. vermehrt.) Im Seinedepartement (Paris) kam ein Angeklagter auf 1434 Einwohner, in Corsika war das Verhältniß wie 1 zu 1909, in den Rhonemündungen (Marseille) 1 : 2467, Ostpyrenäen (Perpignan) 1 : 2553, Niederrhein (Straßburg) 1 : 2759, Vaucluse (Avignon) 1 : 2821. Dagegen im Departement Ain (Bourg) 1 : 14,228, Pas-de-Calais (Arras) 1 : 10,074, Isère (Grenoble) 1 : 9,811. Tarn (Alby) 1 : 9204, und so herabsteigend zum Verhältniß von 1 : 8,282, Drome (Valence), Cher (Bourges), Hochalpen (Gap), Oberloire (le Puy). Die Gesammtzahl der Angeklagten betrug (bei 5528 Anklagen und 10612 Verbrechen) im Jahre 1841 7462. Unter diesen waren 1097 (arme) Müßiggänger, 2471 Leute, die auf eigne Rechnung arbeiteten oder von ihrem Geld lebten, 4194 für fremde Rechnung arbeitende. Sieht man auf die Art der Beschäftigungen, so waren 2567 Landleute, 2577 Gewerbleute, 473 Handelsleute, 299 Fuhr- und Schiffleute, 141 Wirthe, 561 vom Gesinde und 466 Gelehrte. Unter den Müßiggängern waren 378, die nie ein Geschäft gehabt hatten, (Landstreicher, Bettler, Lustdirnen). Nennen wir die, welchen Vergehen gegen Personen zur Last fallen Schläger, und die Verbrecher gegen das Eigenthum — Diebe, so stellt sich das Verhältniß nach den Professionen folgendermaßen. Unter 100 Landleuten: Schläger 42, Diebe 58, — unter 100 Gelehrten: Schläger 41, Diebe 59, — unter 100 Wirthen: Schläger 30, Diebe 70, — unter 100 Gewerbleuten: Schläger 28, Diebe 72, — unter 100 Fuhr- und Schiffleuten: Schläger 25, Diebe 75, — unter 100 Geschäftlosen: Schläger 22, Diebe 78, — unter 100 Handelsleuten: Schläger 17, Diebe 83, — unter 100 Bedienten: Schläger 12, Diebe 88.

*** (Auswanderung.) England ist das Land der großen und schmutzigen Speculationen. Voriges Jahr bildete ein halbes hundert großer Herren, den Herzog von Argyle an der Spitze, einen Auswanderungsverein, nicht um selber auszuwandern, sondern um die Auswanderung bedrängter Leute zu befördern. Unter den Bedrängten wurden jedoch immerhin zahlungsfähige Leute verstanden. Wäre die Sache recht in Gang gekommen, so hätten die Actien des Vereins schon hübsche Dividenden abgeworfen. Allein die Sache kam nicht in Gang und die Gesellschaft lös'te sich in aller Stille auf. Nichtsdestoweniger warben ihre Agenten ein Schiff voll Leute, nahmen ihnen ihre Sparpfennige ab, fuhren sie eine Strecke weit in die See, dann zurück und erklärten sich zur weiteren Leistung ihrer Zusage unfähig. Die armen Leute sind an den Bettelstab gebracht und haben die zweifelhafte Aussicht, von den Mitgliedern des gewesenen Vereins ein Almosen zu erhalten. Auf dem Rechtsweg können sie im freien England nichts ausrichten, das hat die Regierung selber erklärt. Es war ihnen vorgespiegelt, der Verein besäße große Ländereien auf der Prinz-Edwardsinsel, und derselbe hat dort nie etwas besessen.

*** (Zerstreuung.) Es schrieb Jemand folgenden Brief an einen seiner Freunde: „Mein lieber L..., ich habe meine goldene Tabacksdose bei Dir liegen lassen; sey doch so gut und schicke sie mir durch den Ueberbringer dieser Zeilen." — In dem Augenblick, da er den Brief zusiegeln wollte, fand er seine Dose und fügte nun als Nachschrift bei: „Ich habe die Dose so eben gefunden; bemühe Dich also nicht weiter." Dann versiegelte er den Brief und schickte ihn fort.

Frankfurt.

Freitag, den 26. Mai, wird im Saale des Gasthofes zum Weidenbusch das bereits angekündigte Flöten-Conzert der Tochter des augenlosen Traugott Döge stattfinden, wozu ein geehrtes Publikum ergebenst eingeladen wird.

Der Anfang ist um 7 Uhr. — Eintrittspreis für einzelne Personen 1 fl. 21 kr., für Familien von 3—4 Personen 3 fl. — Billets sind in der Wohnung der Conzertgeberin (Schlimme Mauer Nro. 72 bei Madame André), so wie Abends an der Casse zu haben.

Programm.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture.
2) Concertino für die Flöte, von Steinbecher, vorgetragen von Fräulein Emilie Döge.
3) Sehergabe, Ballade von A. Clemens, in Musik gesetzt von C. Gollmick, vorgetragen von Fräulein von Knoll.
4) Concert für den Flügel, vorgetragen von Herrn Ferd. Hiller.
5) Variationen für die Flöte, von Greßner, vorgetragen von Fräulein Emilie Döge.

Zweite Abtheilung.

1) Ouverture.
2) Concert für das Violoncello, vorgetragen von Herrn Wilhelm Elzner.
3) Variationen für zwei Flöten, vorgetragen von Herrn Traugott Döge und Fräulein Emilie Döge.
4) Gesang-Piece.
5) Variationen für die Flöte über den Jägerchor aus dem Freischütz, vorgetragen von Fräulein Emilie Döge.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 25. Mai. Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen von Deinhardstein. (Gastrolle) Kunigunde: Fräulein Albini.

☞ Nach dieser Vorstellung bleibt das Schauspielhaus, wegen den darin vorzunehmenden Bauveränderungen, geschlossen. Die Wiedereröffnung desselben wird seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Freund, dann entzweiten sie sich. Der arme Dick! Man hat ihn kurz nach den letzten Assisen gehängt!"

„Eben der ist es, von dem ich Dir jetzt erzählen will, Sarah! Jackson führte mich in das Wirthshaus zum weißen Kaninchen, wo er das Blut stillte, das aus meinem Munde floß, und wo er mir ein Glas Rum reichte, welches mich bald wieder zu Kräften kommen ließ. Ich war damals noch jugendlich kräftig und gesund; mein erstes Gefühl, als ich wieder zu mir gekommen, war das Gefühl der Scham und der Rache. Ich war mißhandelt worden, verwundet, ich war besiegt!" (Fortsetzung folgt.)

Eine Eberjagd in Hindostan.

(Skizze.)

Meines Freundes Charles Fitzroy Einladung, ihn mit mehreren Bekannten auf einer Eberjagd zu begleiten, war mir sehr willkommen und ich erwartete den Anbruch des verabredeten Tages mit lebhafter Ungeduld. So war ich denn bereits eine Stunde aus den Federn und in vollem Anzuge, als Charles endlich erschien, um mit mir vorläufig ein kräftiges Frühstück einzunehmen, bei den Anstrengungen, die unser während des Tages warteten, eine höchst nöthige Vorsichtsmaßregel. Charles befand sich in der glücklichsten Laune; ich hatte ihn nie so gesehen und wollte schon durch eine Frage meiner Verwunderung Luft machen, als er mir zuvorkam und in wenigen lebhaften und glühenden Worten mir den Grund seiner Heiterkeit erklärte. Maria Selby hatte endlich eingewilligt, die Seine zu werden. Wenigstens ein Dutzend zurückgesetzter Nebenbuhler sah auf ihn, den Bevorzugten mit verbissenem Grimme, das kümmerte ihn aber wenig; Maria war das lieblichste Geschöpf, dessen Fuß jemals den Boden Hindostan's betrat, Charles der glücklichste von allen glücklichen Anbetern. Ich nahm den innigsten Antheil an seinem Entzücken, konnte aber nicht umhin, mein Erstaunen darüber an den Tag zu legen, daß er sich einen ganzen Tag von seiner jungen Verlobten zu trennen den Muth hätte, um der Jagdlust nachzugehen. Er erklärte mir indessen mit leuchtenden Blicken, Marien's Zärtlichkeit für ihn wäre so groß, daß sie eingewilligt hätte, gleichfalls an der Jagd Theil zu nehmen, und seine Freude war um so lebhafter, als er dadurch Gelegenheit fand, sich ihr als tüchtigen Reiter zu zeigen. Er war in der That im Sattel ein schmucker Bursche.

Inzwischen waren unsere Pferde vorgeführt und wir trabten rasch dem verabredeten Sammelplatze zu. Unterwegs warf ich die Frage hin, wie weit Charles seinen Speer wohl mit einiger Sicherheit zu werfen im Stande wäre. Er bot mir eine Wette an, seine Waffe bis an das jenseitige Ufer des neben unserm Wege hinströmenden Flusses hinüberzuschleudern, eine Entfernung von etwa 200 Fuß. Ich ging darauf ein und mit einem kräftigen Wurfe flog der Speer aus seiner Rechten. Er erreichte in der That das nächste Ufer. Charles hatte die Wette gewonnen und es handelte sich jetzt darum, die Waffe zurückzubekommen. Wie gerufen näherte sich gerade in diesem Augenblicke ein Hirte mit seinen Kühen dem Flusse, um sie auf die reiche Weide am jenseitigen Ufer hinüberzutreiben. Diese Leute sind daran gewöhnt, mit ihren Heerden über die Flüsse zu schwimmen, wobei sie sich an den Schwanz einer Kuh festhalten, theils um sich von ihr fortschleppen zu lassen, theils und besonders aber, weil sie durch die vor ihnen ausschwimmenden Thiere gegen die Angriffe der Alligatoren, welche in diesen Flüssen hausen, verhältnißmäßig gesichert sind. Wir wurden bald mit ihm einig. Für ein Paar Peis (Pfennige) versprach er, die Waffe zurückzubringen, die Charles mit so vieler Geschicklichkeit hinübergeschleudert hatte. Er warf sich in den Strom und wenige Minuten später stieg er bereits mit seinen Kühen an das jenseitige Ufer, wo er bald die bezeichnete Stelle auffand. So weit war Alles gut; indessen wollte die Kuh, die ihn willig nach der andern Seite hinübergezogen hatte, wo die fette Weide ihrer wartete, sich auf keine Weise dazu verstehen, ihn auf dem Rückwege durch den Strom zu begleiten und es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als ihn allein anzutreten, wozu er sich denn auch nach einigem Zaudern entschloß. Wir folgten ihm mit den Blicken. Er war bereits bis in die Mitte des Stroms gelangt, als wir ihn mit einem gewaltigen Rucke vorwärts schießen sahen, so daß sein ganzer Körper auf einen Moment fast über dem Wasser schwebte; zu gleicher Zeit stieß er einen entsetzlichen Schrei aus. Er rief um Hülfe, lauter noch und entsetzlicher. Ich war im Begriff, mich in die Fluth zu stürzen, in der Voraussetzung, daß er von einem plötzlichen Krampfe befallen sey — als ich mich plötzlich von dem Eingeborenen, welchen wir zu unserer Bedienung mitgenommen hatten, zurückgehalten fühlte. Mit schreckenbleichen Zügen und unfähig ein Wort hervorzubringen, deutete er auf den Fluß. Zweimal war der Kuhhirt bereits vor unsern Blicken im Strome verschwunden, tauchte aber jedes Mal wieder empor, augenscheinlich mehr und mehr erschöpft, mit dem Tode ringend. Jetzt erhob sich dicht hinter ihm ein zweiter Gegenstand über die Fluth — der Rachen eines entsetzlichen Unthiers — und augenblicklich war das Wasser vom Blut geröthet. Kaum meiner Sinne mächtig, wandte ich mich ab, meine Pulse schlugen in Abscheu und Fieberschauern, als wollten sie die Adern sprengen. Der Unglückliche war unrettbar verloren. Ein letzter Blick auf die Schreckensscene überzeugte mich, daß Alles vorüber. Nichts war mehr zu sehen, als die blutig geröthete Fluth, um zu verrathen, daß wir die, wenn auch unschuldige Veranlassung zu dem Tode eines unserer Nebenmenschen gewesen, der um einige wenige Pfennige, vielleicht für Weib und Kinder, die jetzt ihres Ernährers für immer beraubt waren, sein Leben wagte, um die Beute eines wüthenden Alligators zu werden.

Es war natürlich, daß dieser Vorfall uns die Jagd wenigstens für den Tag ganz und gar verleidete. Wir bemüheten uns vergeblich, die Erinnerung an die blutige Scene zu verscheuchen, und in die Heiterkeit unsrer Freunde, mit denen wir bald darauf zusammentrafen, einzustimmen; aber Maria war in ihrer Mitte; sie war nur um Charles willen gekommen, unmöglich konnten wir uns also von der Jagdpartie ausschließen.

Wir mischten uns also unter die Gruppe und wurden bald in der allgemeinen Aufregung mit fortgerissen. Ich entsage dem Versuche, die Lust einer Eberjagd zu schildern, die Gefahr, die Hindernisse, Alles trägt nur dazu bei, sie noch zu erhöhen; — ein tüchtiger Reiter findet die beste Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu beweisen, bis der Augenblick da ist, von der Lanze Gebrauch zu machen. — Im wilden Jagen geht es vorwärts, durch die selten besuchte Einöde eines indischen Dickichts. Jetzt hält das gehetzte Thier Stand, die fürchterlichen Hauer gegen den verwegenen Waidmann gerichtet, der entschlossenen Schrittes herannaht, ihm den Todesstoß zu versetzen — selbst sein Roß scheint, trotz der eignen Gefahr, den Triumph des Sieges zu theilen; — dies Alles giebt der Eberjagd einen Reiz, der sie in den Augen eines ächten Waidmannes über jede andere Jagdfreude stellt.

Charles war noch immer für Alles unzugänglich; der am Morgen erlebte Vorfall hatte einen tiefen, lähmenden Eindruck auf ihn gemacht. Er blieb hinter den Uebrigen zurück, ich in seiner Nähe. Ich mochte ihn nicht verlassen und fühlte mich eben so wenig wie er zur Freude aufgelegt. Wir hal-

constitutionelle Tugend zu preisen." — Darüber verklagt G. die Emancipation. Der Drucker derselben erbietet sich, die Wahrheit dieses Artikels zu beweisen. Das Gericht erkennt, daß dieser Beweis nicht zulässig ist, findet namentlich die Bezeichnung „Freund Clemmanns" lästerlich und, auch wenn sie auf Wahrheit beruhe, strafbar; (von dem einzig erheblichen Punkt der Ränkemacherei wird gar nicht gesprochen) — und verurtheilt den Drucker laut den Gesetzen vom 17. Mai 1819 und vom 9. Sept. 1835 zu einjähriger Haft und 4000 Fr. Buße. Desgleichen den Gérant des Blattes. Merkwürdig ist, daß nach dem Gesetz die Einwendung der Wahrheit gültig gewesen wäre, wenn die Verletzung einen Beamten betroffen hätte, nicht aber da sie gegen einen Bewerber gerichtet war. Beati possidentes.

*** (Was ist ein Lieutenant?) Diese Frage beantwortet Amalie Winter in einer Novelle im „Freihafen" auf eine Weise, für welche die Herren Offiziere ihr wenig Dank wissen werden. Ihre Charakteristik lautet also: „Ein Lieutenant ist eigentlich ein winzig kleiner Punkt in der Armee und in der Welt; ein schwaches Glied in der großen Maschine, ein willenloses Werkzeug im Staat, ein Atom in der Politik, ein rangloses Wesen in der Gesellschaft, ein bedeutendes auf dem Ehestandsbureau. Im Kriege lies't man von den zu Dutzenden gefallenen Lieutenants, ohne Sieg und Verlust der Schlachten darnach zu ermessen, und im Frieden lies't man gar nichts von ihnen. Demungeachtet ist ein Lieutenant eine sehr wichtige Person; er trägt eine ganze Welt in sich — von Illusionen, Hoffnungen und Erwartungen, so lange das Patent neu ist, und ist es veraltet, so birgt seine Brust unzählige Welten von unerfüllten Wünschen, deren Erfüllung sich immer weiter hinausschiebt. Im Lieutenant liegt der Keim zum General und Feldmarschall und außerdem noch zu allem möglichen Glück und Unglück. Ein Lieutenant kann den Inbegriff der höchsten Seligkeit, aber auch der Verzweiflung seyn, Leichtsinn und Melancholie können bei ihm Hand in Hand gehen, unendliche Widersprüche sich in ihm vereinigen; er kann mit dem einen Fuß in der Hölle stehen, während der andere die ersten Stufen zum Himmel betritt. Im Regiment ist der Lieutenant Maschine, auf dem Exercierplatz Tyrann, vor den Vorgesetzten Sclave, im Ballsaal Mensch, und auf der Hauptwache Mann." Die genannte Novelle („Pasch Sechs") soll übrigens recht hübsch und anregend seyn.

*** (Etwas für Fatalisten.) In dem Leben des Soldaten tragen sich so manche Ereignisse zu, welche dazu bestimmt zu seyn scheinen, den Soldatenglauben zu bestärken: daß jede Kugel eigens für einen bestimmten Menschen gegossen werde, und gewissermaßen mit einem Zettel, auf welchem der Name dieses Menschen stehe, dem Rohre entsendet werde; und in der That erscheint es zuweilen nur dadurch erklärlich, wie eben die Kugel gerade den Menschen treffen konnte. — Doch wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen, und beschränken uns darauf, hier eine Thatsache mitzutheilen, die der strengsten Wahrheit getreu und jedenfalls höchst merkwürdig ist. Als im Jahre 1813 der Generallieutenant Graf Wallmoden mit seinem combinirten Corps in Mecklenburg stand, sendete er eine Ordonanz an den detachirt stehenden General Dörnberg ab, der unter ihm commandirte. Der Soldat erreichte glücklich sein Ziel, vollzog seinen Auftrag, und war mit der Antwort an den commandirenden General bereits auf dem Rückwege, als er plötzlich hinter sich Pferdegetrappel hörte. Er blickte sich um, und sah einen französischen Offizier, der mit gespannter Pistole auf ihn einsprengte. Obgleich er sich sonst schon oft recht muthig gezeigt hatte, verlor er dennoch bei dieser ihm so plötzlich drohenden Gefahr den Kopf, drückte seinem Pferde die Sporen ein und nahm Reißaus; dabei zog er aber, um doch etwas — wenn auch nur rein instinktmäßig — zu seiner Vertheidigung zu thun, die Pistole aus dem Halfter, legte sie über die Achsel und knallte los, ohne sich auch nur umzusehen. Plötzlich wurde es still hinter ihm; er warf sein Pferd herum, und — der französische Offizier lag blutend am Boden, dessen Pferd aber sprengte querfeldein. Jetzt schnell wieder zur Besinnung gekommen, ritt der Soldat zu seinem so wunderbar besiegten Feinde; da sah er denn, daß er ihn mitten durch die Stirn geschossen hatte, und als er neben dem Franzosen niederkniete, war schon jede Spur des Lebens aus dessen Körper entflohen. Zur Beglaubigung seines merkwürdigen Abenteuers zeigte die Ordonanz, in das Hauptquartier des General Wallmoden zurückgekehrt, die reich mit Silber beschlagene Pistole, die goldenen Stabsoffiziersepauletts, die goldene Uhr, und die reich gefüllte Börse vor, die er als Siegesbeute davongetragen hatte. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Eine neue Erfindung.) Sgr. Menotti, ein Chemiker in Modena, hat eine Art Seife erfunden, welche den außerordentlichen Vortheil gewährt, daß Zeuge, welche damit auf nassem Wege bestrichen oder vielmehr getüncht werden, eine solche Dichtigkeit erlangen, daß der stärkste Platzregen nicht durchzudringen vermöchte. Dabei sollen die Stoffe nichts an Farbe und Glanz verlieren, und auch die Ausdünstung bleibt ungehemmt — was sich wohl am ehesten in Zweifel ziehen ließe. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Ludwig XIV. als Dichter.) Ludwig XIV. zeigte Boileau Verse von seiner eigenen Composition und fragte ihn um seine Meinung hierüber. „Sire," entgegnete Boileau, „Ihrer Majestät ist nichts unmöglich; Sie versuchten es, schlechte Verse zu machen und der Versuch ist Ihnen meisterhaft gelungen."

*** Frankfurt. (Georama des Herrn Mechanikus Mayrhoffer aus Wien.) Unter den Sehenswürdigkeiten, welche die vergangene Messe darbot, nahm das Georama des Herrn Mayrhoffer den ersten Platz ein. Die Nachricht, daß derselbe noch einige Vorstellungen, im Saale des holländischen Hofes veranstaltet hat, dürfte daher gewiß willkommen seyn. Die Georamen zeichnen sich durch das Leben, welches in ihnen herrscht, und durch große Treue in der Nachbildung der Natur besonders aus. So ist bei einigen Darstellungen das Wogen der See durch einen Sturm, der Uebergang von der Nacht zur Dämmerung, dem ersten Morgenrothe und dann der vollkommenen Tageshelle vorzüglich; die Bewegungen der Figuren aber sind so naturgetreu, daß die mechanische Kunstfertigkeit, welche hier thätig war, bewundert werden muß. Aber auch die künstlichen Wasserwerke sind höchst interessant, sowohl als hydraulische Kunststücke, wie auch als Schauspiel. Man sieht hier alle mögliche Proben der Kraft des gepreßten Wassers, wodurch dasselbe in verschiedenen Richtungen getrieben, die mannichfaltigsten Gestaltungen und Gebilde erzeugt. Oft werden auf einem Wasserstrahl Gegenstände balancirt, wie ein Ei, ein kupferner Ball, ein Kronleuchter mit brennenden Lichtern und je nach dem Willen des Künstlers hoch oder niedrig getragen. Dem gewandten und geschickten Mann ist daher für seine Vorstellungen ein recht zahlreiches Publikum herzlich zu wünschen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von J. Osterrieth.

Des wandernden Juden Lied.

Nach William Wordsworth, von Louise von Ploennies.

Ob des Stromes wilde Welle
Schäumend über Felsen eilt,
Findet sie doch manche Stelle
Tief und still, wo sie verweilt.

Ob gleich Adlern in den Lüften
Hoch der Gemsenjäger zieht,
Hat er dennoch in den Klüften
Eine Hütt', wohin er flieht.

Wenn im Sturm sich Raben wiegen,
Wie auf Wogen tanzt das Schiff,
Dürfen sie zum Hafen fliegen
In dem stillen Felsenriff.

Ob das Seeroß in den Wellen
Sein auch keine Höhle nennt,
Schläft's doch, wenn in sanfter'm Schwellen
Ruht das stille Element.

Tag und Nacht erschwert mein Streben,
Nie das Ziel mir näher rückt;
Und die Qual vom Wanderleben
Ewig meine Seele drückt.

Sir Robert Hill.

Eine englische Novelle.

(Fortsetzung.)

„Der Herr sind verwundet?" fragte Dick Jackson mit dem Ausdrucke spöttischen Mitleidens, „der Schlag wurde Ihnen [illegible]

Sir Robert, durchaus nicht begierig, das Lob des Dick Jackson zu hören, unterbrach Sarah:

„Das fügte mich damals aber nur wenig an; was mich allein aufbrachte, was mich vor Wuth fast rasend werden ließ, war die Mißhandlung, welche ich erlitten! Wie sollte ich mich rächen? Sollte ich vor Gericht klagen? Dies hätte mir zwar eine gewisse, aber schimpfliche Genugthuung verschafft. Ich hätte mein nächtliches Abenteuer zur öffentlichen Kunde bringen, meine Wunden von einem Constabler zählen lassen müssen, und die einzige Satisfaction erhalten, daß nach der Summe der erhaltenen Stöße ein Unglücklicher zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt würde. Ich wäre die Zielscheibe aller Spötter der Stadt geworden, welche nicht ermangelt hätten, es höchst komisch zu finden, daß John Lolly, der betrunkene Matrose, ein geschickterer Boxer gewesen, als Sir Robert Hill. Mein gedemüthigter Stolz verursachte mir größern Schmerz, als meine Wunden. John hätte bald und vielleicht durch Dick Jackson selbst erfahren, wer der Gentleman gewesen, den er mißhandelt; die Zunge des Spötters hätte ihn sicher nicht verschont."

„O," rief ich, „tausend Pfund Sterling würde ich dem geben, welcher mich von dem Menschen befreite!"

Kaum waren diese Worte über meinen Lippen, als Dick Jackson aufstand und mich mit wilden Blicken ansah:

„Tausend Pfund Sterling?" fragte er.

„Ja! Tausend Pfund Sterling!"

Jackson nahm seinen Hut und ging.

„Ach!" rief die Neuvermählte, „er hat gewiß meinen armen John ermordet!"

„Unterbrich mich nicht, Sarah; Du weißt noch nicht Alles. Ich erreichte endlich meine Wohnung; voll von Rachegedanken wieß ich die Dienste meines Kammerdieners zurück und schloß mich in meinem Zimmer ein. Obgleich ich Dover seit meiner Kindheit bewohne, so hatte ich bis jetzt doch weder von John Lolly noch von Dick Jackson sprechen hören; ich wußte nicht, ob der Letztere mich für fähig halten würde, mein Versprechen zu erfüllen, und ich glaubte nicht, daß ihn [illegible]

sie wieder und steckte sie in eine Brieftasche aus rothem Maroquin, die ich zu der Zeit immer bei mir führte."

„Dies sey," rief ich mit einer Wuth, welche bei jeder Ueberlegung sich noch steigerte, „der Preis für das Leben eines Menschen, der kühn genug war, Hand an mich zu legen ... der es wagte, mich zu schlagen!..."

„O, was hätte ich nicht darum gegeben, wenn John Lolly, der unbekannte Matrose, meines Gleichen gewesen wäre! dann würde ich nicht einem Andern die Sorge für meine Rache anvertraut haben; ich hätte den Meuchelmörder dann nicht in meine Dienste genommen!... Ich habe es Dir bereits gesagt, Sarah, daß ich Dick Jackson nicht gekannt; jetzt weiß ich, daß er ein Mörder war, ein Betrüger und selbst zu jener Zeit schon manchen Schurkenstreich begangen haben mochte; damals aber kannte ich ihn nicht: er konnte auch ein braver Mensch seyn, und es ihm an Muth oder an Kraft fehlen, einen Mord zu vollbringen, um es mit dem John Lolly aufzunehmen, dessen Muskelkraft ich vor Kurzem an mir selbst erfahren hatte. Es kam mir vor, als hätte ich mit den tausend Pfund Sterling noch einen zu geringen Preis ausgesetzt! Ich legte mich voll Zweifel zu Bette; es kam kein Schlaf in meine Augen. Am andern Tage fesselte mich ein heftiges Fieber an das Bett, meine Verwandten umgaben mich mit zärtlicher Sorgfalt, man ließ mir auf Befehl des Arztes zur Ader. So vermochte ich endlich nach einigen Tagen wieder auszugehen. Man behauptet, daß unser körperlicher Zustand stets auf den unseres Geistes einwirke, daß Zeit, Krankheit, Stärke oder Schwäche des Körpers unsere Leidenschaften mäßigen oder steigern; ich stimme selbst dieser Behauptung bei, obgleich sie sich nur zur Hälfte an mir als wahr bewiesen. Der Blutverlust, den ich erlitten und ein Zeitraum von sechzig Stunden hatten meinen Rachedurst noch nicht gestillt; nur war jetzt mein Gewissen erwacht, und ich fühlte heftig den Stachel desselben. Ich handelte daher, gleich jenen Feigen, welche sich erst um die Besinnung bringen, ehe sie sich in die Gefahr stürzen; ich suchte mein Gewissen durch Scheingründe zu beschwichtigen und zu täuschen."

(Schluß folgt.)

Volkstheater in der Schweiz.

Das „Morgenblatt für gebildete Leser" bringt folgenden Correspondenzbericht aus Bern:

Auf die Nachricht, daß in Bötzingen bei Biel im Kanton Bern ein Volksschauspiel in großartiger Weise aufgeführt werde, eilte ich begierig dahin; ich hatte noch nie etwas der Art gesehen. Wie zu erwarten, ward Wilhelm Tell gegeben. Die Bühne — unter Gottes freiem Himmel, im Westen an den steil aufsteigenden Jura anstoßend, im Osten mit der Aussicht auf die Gipfel des Hochgebirgs, vom Schreckhorn bis zum Montblanc — war ein Gerüste von wohl 60 Fuß im Gevierte, mit drei Zugängen aus der Orchestra, die sich um drei Seiten derselben herumzog. Die hintere Seite der Bühne war roth verhängt und davor stand ein langer Tisch mit Feldmusik. An den beiden Enden befanden sich Eingänge, mit Vorhängen verdeckt, und überdieß auf dem einen Theile die Wohnung Baumgarten's, von Latten und bunten Tüchern. Die Vorderseite und die Zugänge von den Nebenseiten waren mit grünen Bogen, Wappen u. s. w. geschmückt. Auf die Orchestra folgten 18 Reihen Sitze, dann ein Gang zwischen zwei Bretterwänden, worin sich die zum Stücke gehörige Reiterei aufhielt, Alles in der Form eines Hufeisens. Zu der Mitte der Orchestra führte ein breiter Gang, worin später Melchthal mit zwei tüchtigen Ochsen pflügte und wodurch Geßler zweimal ritt, als er Stauffachern die bekannten Worte sagte, und als er von Tell erschossen ward. Alles Personal, das auf die eine oder die andere Weise bei dem Stücke beschäftigt war, soll 104 Personen betragen haben, meistens Leute, die dem eigentlichen Bauernstande angehörten. — Dem Stücke lag eine alte Bearbeitung zu Grunde, ob die vom Jahr 1792 (Wilhelm Tell, Nationalschauspiel), oder vom Jahr 1804 (W. Tell von Veit Weber), oder eine andere, weiß ich nicht, indem mir nie eine dieser Bearbeitungen zu Gesicht gekommen ist. Auch in der Aurora von 1804 (20sten Sept.) sollen sich Bruchstücke eines solchen volksthümlichen Schauspiels finden. Uebrigens waren Anklänge darin, die über diese Arbeiten in eine weit ältere Zeit hinauf zu reichen schienen. Sonst war das Stück, wie es aufgeführt wurde, mit manchen Theilen aus Schiller versetzt, ein rechtes Gleichgewicht und eine gute Abrundung aber nicht erreicht. Der Auftritt auf dem Rütli war am wenigsten gelungen, nach Schiller bearbeitet, aber so zusammengezogen, daß man keinen vernünftigen Zweck mehr absehen konnte. Der größte Fehler war jedoch, daß man die Volksmundart mit dem Hochdeutschen vertauscht hatte, was den Effekt störte und die Schauspieler hemmte. Das Stück war in vier Scenen getheilt: die Geschichte des Wolfenschieß mit Baumgarten, des Landenberg mit Melchthal, des Geßler mit Tell, und die Vertreibung Landenberg's. Die Scenen wurden jedesmal von einem Manne in der Offiziersuniform der Berner Kanoniere angekündigt, der eine Vorrede vorausschickte, in der er erklärte, daß das Stück nicht bloß zum müßigen Vergnügen aufgeführt werde, sondern um dem Volke die Thaten seiner großen Ahnen zur Belehrung und Aufmunterung vorzuhalten. Dieser Mann soll der Anführer der Bötzinger im Jahr 1830 beim Sturze der frühern Berner Regierung gewesen seyn. Alle Zwischenpausen wurden von der Feldmusik im Hintergrunde der Bühne ausgefüllt. — Einige Scenen sind einer besondern Erwähnung werth. Zu den gelungensten gehört die Aufrichtung des Hutes. Zwei Soldaten richten eine lange dünne Stange auf, unter einem langen Zwiegespräch, das gut gehalten war. Dabei fehlte es nicht an Witz, wie z. B., daß der Eine räth, den Hut festzunageln, damit ihn der Wind nicht wegnehme.*) Das Volk versammelt sich um die Stange unter sonderbaren Gebärden und Betrachtungen, bis ihnen endlich der Hofnarr auf eine köstliche Weise den Zweck erklärt. Man will die Stange zertrümmern, läßt sich aber vom Ammann bereden, sich ruhig zu verhalten und nach Hause zu gehen. Darauf Verlesung des Mandats, das der Hofnarr mit seinem Gebärdenspiel begleitet. Ein alter Mann mit einer Kötze mit Käse auf dem Rücken erscheint und erkundigt sich bei den Wachen nach dem Marktplatz in Altdorf. Er wird von diesen aufgehalten, bis er sich bequemt den Hut zu grüßen, d. h. bis der Hofnarr ihm seinen Käse mit großer Fertigkeit gestohlen hat. Zum Lohne werden den Wachen auch einige Brocken in den Mund gesteckt. Nun kommt Tell, „der grimmige Rebell," kräftig dargestellt. Gut erfunden sind die Scenen, wo der Ammann mit vielem Volke erscheint und gegen das Verfahren Geßler's gegen Tell protestirt, und wo die Landleute bewaffnet den See umschwärmen, um Geßlern den Tell abzujagen. — Alles ward wirklich dargestellt, auch die Seefahrt. Geßler entfernt sich mit dem gefesselten Tell nach der etwa 200 Schritte entfernten Schieß und besteigt einen Nachen, während das

*) Ein Witz, von dem man sprach, blieb aus, daß nämlich das Achtungsgesetz (crimen laesae majestatis) der Republik Bern an dem Hute aufgehängt werden sollte. Wahrscheinlich fand man den Spaß etwas zu stark, denn die jungen gnädigen Herren sollen so wenig mit sich scherzen lassen als die alten.

platz befriedigt verlassen. Indessen hat es uns ... ge-
reut, der Aufführung beigewohnt zu haben; auch kann die nützliche Seite solcher Volksvergnügungen nicht verkannt werden. Bis das Alles erfunden, angeordnet, einstudiert war, hatten die Bötzinger den Winter über genug nützliche Beschäftigung.

F r a n k f u r t.

(Literatur.) Britannia; Auswahl englischer Dichtungen, deutsch von Louise von Ploennies; mit beigedrucktem Originaltext. Frankfurt 1843.

Allen Freunden und Verehrern ächter Poesie muß diese neue Blüthenlese als höchstwillkommene Gabe erscheinen. Wir halten es für Pflicht, das Aufmerken unserer Leser der ausgezeichneten Leistung, die man dem Streben einer so unterrichteten als zartfühlenden Dame verdankt, zuzuwenden. Der meerumgürteten Insel Dichtergarten ist so reich an Immortellen, daß wer ihn nur so im Vorübergehen besuchen darf, wenn ihm vergönnt ist, sich einen Strauß zum Andenken zu binden, bei der Wahl in nicht geringe Verlegenheit kommt. Aber auch Frau von Ploennies, die mit wahrhaft enthusiastischer Hingebung für die Poesie in allen ihren Formen schwärmt, in dem unabsehlichen britischen Bardenhain jede entzückende Fernsicht und jede heimliche Stelle, jeden himmelanstrebenden Riesenbaum und jedes duftende Kräutchen kennt, und selbst, was noch seltner, mit den Gemüthsstimmungen und dem innersten Wesen ihrer Lieblinge vertraut ist; — auch sie mag empfunden haben, an welche schwierige Aufgabe sie sich gewagt, als sie den Plan entwarf zu ihrer „Britannia". Es wird uns eine Uebersicht der reichen Lyrik jener Insel, die ihr Shakespeare so schön bezeichnet als:

This precious stone set in the silver-sea,

geboten, aber die Beschränkung ist nicht festgehalten und es finden sich auch epische und didactische Stücke. Daß bei der Auswahl individuelle Vorliebe nicht ohne Einfluß bleiben konnte, lag in der Natur des Unternehmens und wird noch

... in das Ariostische Epos schillernd, ist durch mannigfaltige Spiele der Einbildungskraft jugendlich belebt und überreich an pittoresken Beschreibungen; aber „Mangel und Elend" fordern eine nähere Bestimmung, sonst dürfte unterstellt werden, Spenser habe, wie so viele Dichter, über Vernachlässigung und Undank der Zeitgenossen zu klagen gehabt. Wenige Poeten erfreuten sich eines so edlen Mäcens, wie Spenser einen besaß in Sidney, und auch Elisabeth, die Jungfraukönigin, verlieh ihm nicht nur 3000 Acker Landes (von den confiscirten Gütern des Earl von Desmond) in der Grafschaft Cork, sondern fügte noch einen Jahrgehalt von 50 Pfd. Sterl. hinzu, was dem Minister Lord Burleigh so unerhört vorkam, daß er in die Worte ausbrach: What! All this for a song? — Spenser's Leben floß ruhig und ohne namhafte Schicksalswechsel hin; sein Biograph sagt: Several sources of income invested him with something more than competence, d. h. er hatte sein gutes Auskommen und konnte noch etwas zurücklegen. Unglück traf ihn erst in der ganz letzten Zeit vor seinem Tod, der wohl dadurch beschleunigt wurde. Bei Tyrone's Empörung im Jahr 1598 wurde Spenser aus seinem Besitzthum vertrieben; mit genauer Noth erreichte er Dublin; nach England zurückgekehrt, ist er, 45 Jahr alt, im Januar 1599 zu London aus dem Leben geschieden.) Raleigh, der in die Lorbern seiner Siege die Blüthen des Liedes schlang, dessen sechsundsechzigjähriges Haupt die Muse nicht vor dem Beil des Blutgerüstes bewahren konnte. Sein Gedicht: „Die Nacht vor dem Tode" zeigt, mit welcher hohen Fassung er demselben entgegen trat. (Nur schade, daß die Kritik ermittelt hat, wie die berühmten Verse: „Soul's farewell" lange vor Raleigh's Tod existirten und es obendrein zweifelhaft ist, ob sie von ihm sind.) Milton, der freisinnige, unsterbliche Dichter des Paradieses, dessen geistiges Auge von einem Himmelsstrahl erhellt wurde, während seinen irdischen Blick der Blindheit Nacht umhüllte. Dryden, der sein Alexandersfest der heiligen Cäcilia weiht, die es mit herrlichen Tönen vermählte. (Neben, ja vor Dryden, hätte, als Lyriker, Cowley eine Stelle in der „Britannia" verdient; er hatte sich nach Pindar und Horaz gebildet; seine ...

unseres Uhland als einen frischen Zweig auf seine gefühlvolle Dichtung niederlegte. (Zu den vorzüglichsten Stücken dieses poetischen Sonderlings, der zweimal geisteskrank war und 50 Jahr alt wurde, bevor sein Dichtertalent zum Ausbruch kam, gehört die Apostrophe an das Bild seiner Mutter. Der Uebertragung sind mit zartem Takt Uhland's Verse vorgesetzt:

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben dir
An einer stillen, dir bekannten Stelle;
Ein heimathlicher Schatten webet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst du, wie du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen;
Auch aufzuleben ist dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieses Grab in meinem Herzen.

Inzwischen schadet die Nachbarschaft dem englischen Dichter, denn so gemüthlich sein kindlicher Erguß ist, er tritt in den Schatten gegen Uhland's „Nachruf".) Robert Burns, der liederreiche Sänger des Hochlandes. (Beigefügt ist, wir möchten sagen unnöthig, ja störend, das Genie des schottischen Sängers habe bei Göthe ehrende Anerkennung gefunden; Burns, dem die Natur das Dichterdiplom verliehen, bedarf, um seine Stelle auf dem Pindus zu behaupten, keiner fremden Protection.) Walter Scott, der Beschwörer der Harfe des Nordens und versunkener Heldengestalten; Campbell, der anmuthige Dichter der Freuden der Hoffnung; Moore, der Stolz seines Vaterlands, der irische Anacreon, von dem gesagt wurde, seine Seele sey ein von der Sonne getrennter Feuertheil, wieder zustrebend dem Sitze des Lichtes und der Gluth; Wordsworth, mit der Natur in geheimem Einverständniß, wie einst Numa mit der Nymphe Egeria; Kirke White, der melancholische Jüngling, über dessen bleiche Leidensgestalt sich die Muse liebend neigt, der in den Strahlen ihres Auges seine Qualen verklärt; Byron, in einsamer Größe das Herz mit schauerlicher Bewunderung erfüllend." Noch viele andere Dichter zogen das Interesse der Sammlerin an, so daß sie ihre Musterung schließt mit Göthe's Worten: „Welch schöner Himmel, Stern bei Stern! wer nennet alle Namen?" Daß aus Crabbe, einem der bedeutendsten Dichter der Neuzeit, nichts aufgenommen wurde in die „Britannia", würde uns aufgefallen seyn, läge nicht in Stoff und Behandlung, wie man sie einzig bei Crabbe findet, eine Art Rechtfertigung des Uebergehens. Crabbe ist der Dichter des niedern Lebens und die „Britannia" ist bestimmt, in der vornehmen Welt zu wirken. Alle Stücke der Sammlung sind sinngetreu und poetisch übersetzt; es ist in der That zu bewundern, wie Frau von Ploennies die so verschiedenen Töne und Manieren der Originale in unserer Sprache meist so ungezwungen zu treffen wußte. Wir zweifeln nicht, die „Britannia" wird bald ihren Weg finden in die Boudoirs und Lesezimmer der Damen beider Länder; Kenntniß der englischen Sprache und Literatur gehört heute bei uns zur guten Erziehung, während in England das Verlangen nach den Schätzen aus den deutschen Geistesschachten sich immer unabweislicher zu erkennen gibt. Vielleicht wird der Versuch mit der „Britannia" zum Vorbild einer „Germania", die den Ladies und Mißes den deutschen Dichtergarten aufschließt. — —y.

Tabletten.

*** (Weimar.) Wir hatten hier, bei Gelegenheit der Darstellung von Göthe's Berlichingen, eine doppelte Comödie, vor dem Göthe'schen Hause und vor dem Göthe'schen Stücke. Ueber hundert Studenten hatten sich vorgenommen, wie verlautet, an diesem Tage zu zeigen, „daß Jena noch lebe". Diese Lebenszeichen bestanden zunächst darin, daß sie mit Gesang einfuhren, die Stadt mit Göthe's Büste, auf einem Stocke getragen, durchzogen und vor Göthe's Hause eine Art Strohkranzrede hielten, respective apostrophirten, in der Geist, Witz und Humor apostrophirt waren. Demnächst ließen sie im Theater, wo jeder Rang von ihnen in Beschlag genommen war, Göthe's Büste an einem Stricke von einer Balconloge hinab baumeln, und extemporirten vor dem erstaunten zahlreichen Publikum ein Vorspiel, worin leider die Anstandsrollen sehr schwach besetzt waren. Bessere Studien bringen uns vielleicht auch künftig bessere Lebenszeichen. Göthe's Stück selbst war möglichst gut besetzt, besonders die Rolle des Berlichingen und des Franz von Herrn Schneider aus Frankfurt a. M., in dem wir eine angenehme Bekanntschaft machten. Er gefiel durch das Feuer seines Spiels und die fast weibliche Anmuth seiner Erscheinung. Die Schiller'schen Elemente der Dichtung, will sagen, die volksthümlichen, die an Tell und die Jungfrau von Orleans erinnern, machten sich geltend, feierten sogar einen Triumph, denn die Eingangs gedachten Strohkranz-Redner flochten ihnen einen Kranz, indem sie die beiden vorzüglichsten Darsteller zuletzt mit großen Ungestüm riefen.

*** Das offizielle Adelsbuch des russischen Adels (das in dem Herolds-Amte des St. Petersburger Senats niedergelegt ist) erkennt fünf Kategorieen an: Reichs-Fürsten, Reichs-Grafen, Reichs-Barone, nicht titelberechtigte Edelleute, deren Adel aus der Zeit vor Peter I. (dem Großen) herstammt, und nicht titelberechtigte Edelleute, deren Adel in die Zeit nach Peter I. fällt. Der Hauptkern des russischen Adels besteht aus den fürstlichen Häusern, welche in männlicher, unmittelbarer gesetzmäßiger Linie von Rurik, dem ersten Beherrscher Rußland's, und von Gnadimin, Großherzog von Litthauen (dem Stifter der Jagelonen) abstammen. — Bis zu Peter I. stand der Titel Fürst nur den Familien zu, welche wirklich aus souveränen Häusern abstammten: Peter I. erhob aber Unterthanen zu Fürsten, Grafen und Baronen (die beiden letzten Titel waren bis zum 18. Jahrhundert in Rußland gänzlich unbekannt). Der erste zum Fürsten ernannte war Mentschikow, der bekannte Liebling des Kaisers, und der erste Graf derselbe Mentschikow und der Groß-Admiral Feldmarschall Golowin. Der erste russische (nicht deutsche Reichs-) Graf war der Feldmarschall Scheremetew (1706) und der erste russische Baron der Vicekanzler Schafirow (1710). Der letzte war der kürzlich verstorbene Banquier L. Stieglitz.

*** Ein Bräutigam, dem seine Braut mißfiel, erklärte, daß er gerne zurücktreten möchte, wenn's noch möglich wäre. „Haben Sie sich denn schon versprochen?" fragte sein Freund. „Ei freilich," erwiederte der Bräutigam, „statt Nein sprach ich Ja."

*** Fontenelle war in der Regel an jedem Tage der Woche zu Gast in irgend einem vornehmen Hause von Paris. Dies veranlaßte Piron, beim Anblick des Leichenzugs Fontenelle's zu sagen: „Heute fährt Fontenelle zum ersten Male aus, ohne zu Gast geladen zu seyn."

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Sir Robert Hill.

Eine englische Novelle.

(Schluß.)

„Dieser Dick Jackson," sagte ich mir, „wird sich gehütet haben, meiner Aufforderung Folge zu leisten; er wird einem absichtslos hingeworfenen Worte nicht vertraut haben! .... Vorausgesetzt auch, er wäre fähig, einen Menschen für Geld zu ermorden, so wird er nicht handeln wollen, ohne vorherige Sicherheit; denn ich könnte ja am Ende Alles läugnen: kein Mensch hat unsere Unterredung gehört."

„Und im Grunde meiner Seele dämmerte die Ueberzeugung, daß Jackson wisse, wer ich wäre, daß er meine Vermögensumstände kenne und meine Schritte führten mich unwillkürlich an die Schenke zum weißen Kaninchen; ich konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich unbemerkt eintreten könne. Ich trat endlich über die Schwelle, und erblickte nun an demselben Tische, wo ich vor einigen Tagen mit Dick Jackson gesessen, denselben wieder, mit verschränkten Armen und scheinbar auf mich wartend; vor ihm lag zwischen einem Bierkrug und einer Pfeife, ein Journal ausgebreitet. Sobald er mich bemerkte, stand er auf und hielt mir das Journal entgegen. Nachdem ich es flüchtig betrachtet, erkannte ich, daß ich gerächt sey. Nie werde ich die unseligen Worte vergessen, welche ich in dem Blatte las:

„Man fand diesen Morgen den Leichnam des Matrosen „John Lolly in dem Hafen; da er, gegen Mitternacht, seiner „Gewohnheit nach, betrunken aus dem Wirthshause kam, so „mag wohl der Grund seines Todes in einem unglücklichen „Zufall zu suchen seyn."

„Das ist sehr betrübend," bemerkte ich, als ich die Todesanzeige gelesen.

„Ja, äußerst betrübend!" fügte mit dumpfer Stimme Jack-

„Du glaubst nun vielleicht, Sarah, daß Alles zwischen diesem Menschen und mir abgethan gewesen sey? Ich wähnte dies selbst in dem ersten Augenblicke. Demungeachtet hatte ich eine dunkle Ahnung dessen, was mir begegnen sollte. Jackson war nicht der Mensch, der auf den versprochenen Lohn Verzicht leistete, und hätte ich Geistesgegenwart gehabt, so würde ich meine Brieftasche, die die tausend Pfund Sterling enthielt, zu den Füßen des Mörders haben fallen lassen. Ich that es nicht und zog mir durch dieses Versehen eine neue Schmach und Demüthigung zu. Kaum hatte ich die Schenke zum weißen Kaninchen verlassen, so fiel, einige Schritte von derselben, bei der Umbiegung einer einsamen Straße, ein Mensch über mich her, warf mich zu Boden, knöpfte mit einer kühnen und sicheren Hand meinen Rock auf, entriß mir gewaltsam meine Brieftasche, und half mir dann mit der größten Kaltblütigkeit wieder vom Boden auf.

„Ganz richtig!" sagte er (es war Dick Jackson); „ich weiß, daß ich es mit einem Gentleman zu thun habe, und bin überzeugt, daß die Summe richtig ist ... es fehlt gewiß kein Schilling daran."

„Ich stand auf und entgegnete mit dem Tone eines bösen Gewissens:

„Ich halte mich dennoch für überzeugt, daß der arme John Lolly diese Nacht durch einen unglücklichen Zufall umgekommen ist."

„Nun gerieth der Mörder in den heftigsten Zorn und rief:

„So sind sie, diese Reichen! sie sind Betrüger, Räuber, Mörder, gleich uns; mit ihrem Gelde aber erkaufen sie sich Straflosigkeit und möchten sich auch vor dem Stachel des Gewissens sicher stellen, wie sie ihr Leben und ihren guten Ruf gesichert haben ... Nicht doch, Sir! ... Sie haben das Verbrechen befohlen. Ich entsprach nur Ihrem Befehle ... Sie schienen nicht geneigt, mir von freien Stücken den Lohn meines Gehorsams zu geben; so ward ich gezwungen, mir denselben mit Gewalt zu verschaffen. Es falle immerhin die ganze Verantwortung auf mich, sowohl was den Mord betrifft, wenn jemals ein unsichtbarer Zeuge gegen mich auftreten sollte, als hinsichtlich des Raubes, im Falle Sie mich

haben mir tausend Pfund Sterling für die Ermordung John's angeboten und ich bin, um Ihren Beifall zu erwerben, um Sie zu rächen, um mir die versprochene Summe zu verdienen, dem kühnen Boxer nachgeeilt, der Sie mißhandelt und mir noch nicht das geringste Leid zugefügt hatte; ich traf ihn an dem Hafen und Sie waren es, der durch meine Hand den betrunkenen John Lolly in den Hafen stürzte. Keine Ausflüchte, Sir Robert, keine Täuschungen, um Ihr erwachendes Gewissen damit einzuschläfern; John Lolly ist nicht das Opfer eines unglücklichen Zufalls geworden, sondern er fiel durch die Mörderhand, welche sie gedungen; für die Wahrheit dieser meiner Behauptung bürgen die tausend Pfund Sterling, welche sich, als Preis des Mordes, in der Brieftasche befinden, die ich Ihnen so eben abnahm ... Ihnen bleibt also als Lohn die Befriedigung Ihrer Rache, mir die tausend Pfund Sterling, und Beiden die Qual der Gewissensbisse! ..."

Während dieser langen, schmerzlichen Erzählung hielt Sarah ihre Blicke unverwandt auf Sir Robert geheftet. Vor einem Jahre hatte sie bei der Nachricht von dem Tode John's denselben, wie Jedermann, einem unglücklichen Zufalle zugeschrieben, welchen auch Alles sehr wahrscheinlich machte; jetzt aber erlangte sie die schmerzliche Ueberzeugung, daß ihr Mann das Opfer eines furchtbaren Verbrechens geworden; sie erkannte die Namen der Verbrecher, einer derselben war an dem Galgen gestorben; der Andere, bei weitem straffälliger, stand ihr gegenüber; ihm, dem Mörder ihres Mannes, war sie vor wenigen Stunden vor dem Altare angetraut worden! Die Unglückliche sah mit einem verzweiflungsvollen Blicke umher; die Pracht, welche sie umringte, ward ihr widerlich.

„Bei Gott!" rief sie, „ich werde mich an die Gerichte wenden und auf Scheidung antragen, Sir Robert: alle Rupien Indien's und alle Banknoten England's sollen mich nicht bewegen, als Gattin vereint mit dem Mörder meines armen John zu leben."

„Warte nur noch einen Augenblick, Sarah!"

„Nein, nein; morgen früh gehe ich wieder auf den Markt und verkaufe Fische."

„Ich bin für Dich ein Gegenstand des Abscheues, und das mit Recht!" fuhr Sir Robert fort. War ich mir nicht selbst seit jenem unglücklichen Ereigniß ein Gegenstand des tiefsten Abscheues? Seit der Ermordung John's, verfolgt mich sein Geist überall hin; er ruft mir und ladet mich ein, zu ihm zu kommen. Ich werde seiner Einladung folgen; doch muß ich vorher mein Unrecht wieder gut machen an Dir, welche durch mein Verbrechen zur Wittwe und an den Kindern, die zu Waisen geworden. Da ich nun eine Verbindung mit Dir als das sicherste Mittel erkannte, Euch mein Vermögen zu sichern, ohne daß meine Familie es je wagen könne, Euch dasselbe streitig zu machen, so entschloß ich mich, Dir die Hand zu reichen. Da Du nun meine Frau geworden, Sarah, sollst Du auch keine Fische mehr verkaufen, und wirst einem Unglücklichen, der schon seit einem Jahre sein Verbrechen schwer büßt, Deine Verzeihung nicht versagen!"

Nach diesen Worten stand Robert auf und verließ wankenden Schrittes das Schlafzimmer seiner Frau, ohne daß diese es versucht hätte, ihn zurückzuhalten. Am andern Morgen fand man den Leichnam Robert's in dem Hafen von Dover.

Robert hatte in seinem Testamente, welches er am Tage vor seinem Tode verfaßt, seinen Neffen ein unbedeutendes Legat vermacht und seine Frau Sarah zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt.

Tabletten.

*** (Paris.) In Folge der letzten Ausstellung und eines gleichzeitig vollendeten Cartons zu einem Wandgemälde für die Kirche St. Merry hat der Historienmaler Heinrich Lehmann von der Regierung den Auftrag erhalten, die Kirche des neuen Instituts für blinde Kinder auszumalen. Die hier seltene Ausnahme, daß eine so bedeutende Arbeit einem Einzelnen anvertraut worden, beweis't das Vertrauen der Verwaltung und die Achtung, die das Talent unseres jungen und schon so berühmten Landsmannes einflößt. Auch sein Bruder und Schüler, Rudolph Lehmann, zeichnet sich auf's Vortheilhafteste aus und sein letztes Bild, eine Winzerin aus Capri, ist vom Herzog von Montpensier angekauft worden.

*** (Apotheose Voltaire's.) Der Marquis von Villette, Freund Condorcet's und großer Verehrer von Voltaire, brachte es durch den Pariser Stadtrath dahin, daß die Nationalversammlung die Versetzung der Asche Voltaire's aus der Abtei Selliers ins Pantheon beschloß. Dies war am 30. Mai 1791, drei Wochen vor der Flucht des Königs. Nach der Flucht des Königs, als man Unruhen wegen der Wiedereinsetzung desselben befürchtete, erschien die Vollziehung jenes Beschlusses als ein vortreffliches Mittel, die Aufmerksamkeit der Pariser von der Politik abzulenken. Von Anfang Juli an verkündeten die Zeitungen der neugebildeten constitutionellen Partei, daß demnächst die Apotheose Voltaire's stattfinden werde, eine Begebenheit, um derentwillen man der Nation Glück wünschen dürfe als zu einem Sieg über die Vorurtheile des Volks und den Fanatismus der Priester. Die reinen Royalisten dagegen fanden es ungeziemend, daß man während der Gefangenschaft des Königs ein Fest veranstalten wolle, und die Frommen unter ihnen zürnten über Entheiligung des ehrwürdigen christlichen Begräbnißritus durch eine heidnische Form. Bei diesem Streit der zwei royalistischen Parteien konnte nur das Wetter den Ausschlag geben. Hätte die Witterung den Zug begünstigt, so würden die Constitutionellen über die sauern Gesichter der Fanatiker haben lachen können; da aber am 11. Juli ein tüchtiger Regen einfiel, so konnten die frommen Royalisten lachen, und diesem Umstand verdanken wir folgende ergötzliche Schilderung in den Memoiren von Ferrières. „Nachdem Alles bereit war, kam die Leiche Voltaire's an unter einer doppelten — militärischen und municipalen — Eskorte. Man legte sie auf dem Platz der Bastille nieder, jenes Gefängnisses, in welchem gewiß Voltaire nicht hätte eingesperrt seyn mögen, in welchem er aber gern alle Kritiker seiner Verse und seiner Prosa eingekerkert gesehen hätte. Am bestimmten Tag bildete sich der Zug um die Leiche und setzte sich nach dem Pantheon in Bewegung. Vierzig Sackträger, in weißen Meßhemden, mit bloßen Armen, das Haupt mit Lorbeer bekränzt und so die Dichter des Alterthums vorstellend, trugen abwechselnd auf einer Bahre den Sarg, verdeckt mit einem Bildniß Voltaire's von vergoldetem Papiermaché, und vor demselben in einer Bundeslade seine Werke. Hinter dem Sarg folgte ein alterthümlicher Wagen, gezogen von zwölf weißen Rossen. Auf demselben erblickte man das ungeschmeichelte Bild des auf dem Sterbebett halb liegenden Voltaire; ringsum in Apollopriester verkleidete Lastträger, und öffentliche Dirnen, welche in unsauberen Kleidern Musen und Nymphen vorstellten. Dann kam noch ein Bild, welches den lebenden Voltaire in seinem Armstuhl vorstellte. Statt der Fahnen wurden an Stangen bemalte Pappdeckel mit Versen Voltaire's getragen. Abtheilungen der Nationalgarde und einige Züge Reiter eröffneten und schlossen den Zug. Mitglieder der Nationalver-

belästigten sich eine Zeitlang an dem, über die lange Nase des Maire herabströmenden Regen und beschlossen dann, dem alten Bailly einen Streich zu spielen. Sie schrieen aus Leibeskräften: „Es lebe Bailly!" Der Maire dankte für jeden solchen Ruf mit einem Kopfnicken, und so oft er nickte, strömte ihm der Regen in den Nacken.

*** (Ein Bär als Deputirter.) Die Deputirtenkammer von New-Brunswick, welche ihre Sitzungen zu Fredericktown hält, ward Ende März durch eine sehr seltsame Scene in Schrecken gesetzt. Die Kammer beschäftigte sich in einer Comitesitzung, mit einer Bill zur Ausrottung der Bären, welche diese englische Provinz belästigen und die Prämie für einen jeden Bären ward auf 30 Schillinge festgesetzt, als einer jener Bewohner der Wälder, auf deren Köpfe man auf solche Weise einen Preis gesetzt hatte, einem Gespenste gleich, plötzlich in dem Berathungssaale und zwar auf dem Stuhle des Präsidenten sitzend, sichtbar ward. Der ehrenwerthe Präsident, hatte, wie es gebräuchlich ist, wenn sich die Kammer zum Comite gebildet, seinen Ehrenplatz verlassen, um sich den übrigen Gliedern auf den hintern Bänken anzuschließen. Als er den unerwarteten Gast auf seinem Stuhle wahrnahm, stieß er ein Geschrei aus. Die öffentlichen Tribunen wurden geräumt, und hierauf wagten einige muthige Mitglieder sich dem Bären in seinem usurpirten Sitze zu nähern; sie schmeichelten sich, einen guten Fang zu machen, fanden aber zu ihrer großen Verwunderung von dem Eindringling nur das Fell, den Kopf und die Tatzen, welche ein spaßhafter Deputirter auf den Stuhl gebracht hatte. Der Deputirte mußte die Kammer wegen dieser Verletzung ihrer Würde und der ihr eingejagten Angst um Verzeihung bitten.

*** (Ein Gebrechen der Zeit.) Es ist ein böses Zeichen der Zeit, daß man sich scheut, mit der Sprache gerade heraus zu gehen, aus Furcht, hier oder dort anzustoßen, zu beleidigen oder zu kränken. Würde nun geschwiegen werden, so wäre dabei nichts verloren; aber die Zeit vermag nicht zu schweigen, sie ist in hohem Grade redselig, ja geschwätzig, weshalb man lieber in Wort und Schrift unwahr wird, ehe man es über sich gewinnt, gar nicht zu reden. Dieses unWeise Alles zu meinen und zu können! So ist es denn eine traurige, unabweisliche Wahrheit, daß die Zeit dem Geiste der Lüge verfallen ist. Er schleicht in allen Gestalten umher, in den Palästen der Großen wie in den Hütten des Elends; er ist Parteiführer für und gegen die bestehende Ordnung der Dinge; er verdunkelt überall die Wahrheit, und läßt der Wissenschaften Licht nur in seinem Sinne leuchten; er drückt der Moral wie dem Glauben das Kainszeichen auf; er ist überall in der civilisirten europäischen Welt herrschend, und wirkt thätig, wo nur eine Menschenbrust athmet, und betrügt den Menschen selbst um die bange Ahnung seiner Alles vernichtenden, Alles auflösenden Gewalt. So ist es denn der Lüge gelungen, Lüge für Wahrheit, Schein für Wirklichkeit zu geben — und in der allgemeinen Verwirrung, welche hierdurch entstanden, tritt der krasse Egoismus im Gewande der reinen Humanität auf, der niedrige Eigennutz in dem der sich selbst vergessenden Großmuth, der dunkle Sohn der Finsterniß im Gewande des Lichtes, um es gelegentlich in Nacht zu wandeln; und wer den Rückschritt der Zeit will, bemüht sich, dieses Wollen zu verbergen, und die Welt glauben zu machen, es sey ihm nur um den Vorschritt zu thun. Nichts wird gespart, um das, was wirklich gewollt wird, dem Auge der Welt zu verbergen; und selbst der unerschöpfliche Sprachschatz unserer deutschen Sprache reicht nicht hin, dem Bedürfniß zu genügen, durch Sprachformen viel zu scheinen, und nichts zu seyn, und mit dem Scheinen der Wahrheit eine wirkliche Lüge auszusprechen. Dies ist das eigenste Wesen unseres hochgerühmten, aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts; und wenn es gleich das Joch einer napoleonischen Alleinherrschaft abzuschütteln den Muth hatte, so fehlt ihm doch der Muth, das Joch der Lüge abzuwerfen, der Wahrheit gegen sich selbst, der Wahrheit des ganzen Lebens zu huldigen, und dieser Wahrheit sich selbst zum Opfer darzubringen. (Elbinger Anz.)

*** (Die Orangerie in St. Petersburg.) Diese Zierde des taurischen Palastes in der nordischen Kaiserstadt ist in botanischer Hinsicht eines der merkwürdigsten Treibhäuser der Welt, und das um so mehr, wenn man das unwirthbare Klima erwägt, dem die Gartenkunst fast Alles

zu werden. Man hofft da nicht weniger als 50 Centner der köstlichsten Traubensorten auf die kaiserliche Tafel liefern zu können. Die Reben und ihre Blätter waren alle so gebogen, daß das Sonnenlicht fast auf jede Beere einfallen konnte. Gleiches ließ sich von den Pfirsich- und Aprikosenbäumen sagen. Diese verheißen bis Ende Mai eine Ernte von 20,000 Stück, und das von einem Wohlgeschmack, als ob sie nicht durch erkünstelte Wärme, sondern vom Strahl des Südens selbst wären gekocht worden. Die Erdbeerbüsche, welche in 15,000 Töpfen standen, versorgten jetzt schon (Februar) den kaiserlichen Tisch mit ihren köstlichen Früchten. Diese Leckerbissen findet man aber auch vielfach um dieselbe Zeit auf den Tafeln der Großen dieser Kaiserstadt, und ein Teller voll wird mit 15 bis 20 Rubeln bezahlt. Im schönsten Flore standen die Rosen, Hyacinthen, Nelken, Levkojen, Veilchen, Aurikeln u. s. w. in 10,000 Töpfen, und bildeten innerhalb dieser Wände den lachendsten Frühling, während außerhalb derselben die Natur noch mit Eis und Schnee umpanzert ist, und der Odem des Nordens mit wildem Gebrause wüthet. Ich verlor mich hier in diesem duftenden Labyrinthe eben so zwischen Blumen und Bäumen, als in ernstere Gedanken über Kunst und Natur, konnte aber mit mir nicht ins Reine kommen, ob mehr der Mensch die Natur, oder die Natur den Menschen beherrsche?" (Wiener Zeitschrift.)

*** (Zürich.) Wie wir vernehmen, ist in einem Hause der Stadt Zürich bei baulichen Veränderungen ein hübscher Fund gemacht worden. Zwischen den Dachbalken nämlich fiel ein kleines Büchelchen heraus. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es sechs Minnelieder enthielt. Sie scheinen im 13. Jahrhundert geschrieben zu seyn und haben poetischen Gehalt. Durch Anwendung chemischer Mittel ließen sich einzelne verbleichte Worte fast ganz herstellen. — Wie mag aber wohl das Büchelchen zwischen die Dachsparren gerathen seyn? Es läßt sich nicht viel Anderes denken, als daß die schöne Zürcherin, an welche die Lieder gerichtet sind, sie in irgend welcher Verlegenheit dorthin verbarg, dann aber sich gehindert sah, diese wieder hervorzuholen. (Oestl. B.)

*** (Die Geschmacklosigkeit der Damen-Moden.) Diese wird von einem jungen Franzosen, Theophil Gautier, scharf hervorgehoben bei Gelegenheit einer Reise in Spanien: „Sonst trugen die Frauen von Valencia jenes köstliche National-Kostüm, welches dem der reizenden Albaneserinnen glich, aber unglücklicherweise haben sie es jetzt vertauscht mit der abscheulichen Anglo-Französischen Kleidung, mit Gigot-Aermeln und anderen Gräueln. Es ist beachtungswerth, daß die Frauen immer und überall die Ersten sind, welche die Nationaltracht ablegen; so haben auch in Spanien nur noch die Männer aus dem Volke diese beibehalten. Dieser Mangel an Verstand in Toilettensachen ist eigentlich unbegreiflich bei einem der Koketterie so ergebenen Geschlechte; aber freilich man wundert sich nicht mehr darüber, wenn man bedenkt, daß die Frauen nur Sinn für die Mode, nicht für die Schönheit haben. Eine Frau wird immer das elendeste Putzfähnchen reizend finden, wenn die Mode es nur eben erst erfunden und sanctionirt hat." — Wenn die Modetrachten ein Kriterium zur Beurtheilung der Geschlechter abgäben, so müßte man die Herren mit ihren geschwänzten Fracks und knappen Beinkleidern wohl noch geschmackloser und unverständiger nennen als die Damen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** (Klarer Wein.) Beaulieu, der erste österreichische Heerführer, an welchem Buonaparte seine Ueberlegenheit als Feldherr bewährte, schrieb an den Hofkriegsrath folgenden Brief. „Ich habe von Euch einen General begehrt und Ihr schickt mir Argenteau. Ich weiß, er ist ein großer Herr, und zum Lohn dafür, daß ich ihm Arrest gegeben, wird man ihn zum Feldmarschall machen. Ich benachrichtige Euch, daß ich zwanzigtausend Mann habe und die Franzosen sechzigtausend. Ich werde morgen, übermorgen und alle Tage fliehen, bis nach Sibirien, wenn sie mich verfolgen. Mein Alter gibt mir das Recht, Alles zu sagen. Mit einem Wort, macht Frieden unter jeder Bedingung."

*** (Ein Glasglockentanz.) Am 15. Mai um elf Uhr Vormittags befand sich zu Troyes ein Herr Badié mit zwei Leuten in seinem Garten. Plötzlich vernahm er ein Summen und Zischen. Er sah hin und bemerkte, daß die Kohlköpfe eines Beetes in so heftiger Bewegung waren, als wollten sie von den Strünken abbrechen. Nach einigen Sekunden hörte dies sonderbare Schütteln der Kohlköpfe auf; dagegen geriethen auf einem Melonenbeet die Glasglocken in Bewegung. Sie erhoben sich mehrmals fünf bis fünfzehn Fuß vom Boden und senkten sich wieder herab. Bei diesen Luftfahrten ging es nicht ohne Collisionen ab, welche den Bruch und das augenblickliche Herabfallen des einen gestoßenen Theils zur Folge hatten. Dieser phantastische Tanz dauerte fünf Minuten. Nachdem die gläsernen Luftspringer wieder ruhig ihre Stellung am Boden eingenommen, trat der Eigenthümer hinzu, um zu sehen, was aus ihnen geworden war. Er fand, daß die gewölbten, aus einem Stück geblasenen, eigentlichen Glocken unbeweglich auf den Melonen geblieben, und daß nur die eckigen, aus fünf Scheiben zusammengesetzten, der zauberhaften Einwirkung zum Theil zu ihrem Verderben gefolgt waren. Zwei derselben lagen über hundert Schritt weit von ihrem ursprünglichen Platz. Die alten Weiber in der Nachbarschaft bekreuzten sich ob dieser Begebenheit als einer unzweifelhaften Erscheinung des bösen Feindes; die Ungläubigen aber behaupteten, es sey eine Windhose gewesen.

*** Ein Florentiner brauchte ein Pferd. Er fand endlich ein für ihn passendes, das ihm der Roßtäuscher um 25 Dukaten ablassen wollte. „Ich zahle Ihnen 15 Dukaten per Abschlag," entgegnete der Käufer, „und bleibe Ihnen die übrigen Zehn schuldig." Der Roßtäuscher war es zufrieden. Als er einige Tage darauf die 10 Dukaten forderte, sagte ihm der Florentiner: „Sie vergessen ganz unsere Uebereinkunft. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich die 10 Dukaten schuldig bliebe; wie könnte ich nun mein Wort halten, wenn ich den Rest bezahlte!"

*** (Literarische Notiz.) Dem Vernehmen nach wird binnen einigen Wochen im Verlage einer rheinischen Buchhandlung die erste Lieferung eines vaterländischen Werkes, nämlich eines Rheinischen Antiquarius, die Presse verlassen; „möge danach," schreibt ein sachkundiger Beurtheiler, „der Reichthum des ganzen Werkes und die eigenthümliche Methode des Verfassers beurtheilt werden." — „Auf eine möglichst getreue Darstellung der Oertlichkeiten," fährt der Referent fort, „gruppiren sich in natürlicher und anziehender Weise alle die historischen Erinnerungen, welche für solchen Zweck ein ganzes Leben, in historischer Forschung hingebracht, und an eigenen Erfahrungen überreich, einzusammlen vermochte. Viele dieser Erinnerungen sind geeignet, der ödesten Klippe, der abgelegenen Wüste ein unvergängliches Interesse aufzudrücken; es ist aber vielmehr eine Landschaft, romantisch, wie kaum eine andere, die ihnen als Canevas dient. Ein Stoff, für den so viel die Natur gethan hat, macht jeden Rückblick auf die Hand, durch welchen er geordnet und geformt, überflüssig."

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Oesterrieth.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

I.

In dem entlegensten Gemache des Palastes von Toledo lag um die Mittagsstunde eines brennend heißen Tages die Königin Isabella auf ihrem Ruhebette. Porphyrne Säulen trugen ein mit Azur und Gold ausgelegtes Gewölbe, von welchem Brokatvorhänge herabfielen mit dem Wappen dieser großen Herrscherin, die zugleich Gesetzgeberin, Eroberin und Heldin war. Durch die marmornen Ausschnitte in der Höhe der Wölbung sandte die Sonne einzelne goldene Strahlen in das schattige Gemach. Vor einem der Fenster saß auf sammetnen Polstern eine junge maurische Sklavin; ein scharlachner Gürtel hielt ihr weißseidnes Oberkleid zusammen, ein sternenbesäeter Schleier fiel von ihrem Haupte auf den Teppich herab, auf welchem in juwelenbesetzten Pantoffeln ihre zarten Füße ruhten. — Sie spielte die Laute und sang dazu mit leiser Stimme ... Aber Laute und Gesang verstummten allmälig, denn die Königin war so eben bei ihren Tönen entschlummert.

Mit einem Tritte, den die sammetnen Teppiche dämpften, trat ein Mann herein. Als er die junge Maurin erblickte, verklärte ein Strahl der Freude sein Gesicht.

— Olema! Endlich sehe ich Dich wieder! sagte er sanft.

— Stille, Don Philipp; die Königin schlummert.

— Seit zwei Tagen habe ich Dich nicht gesehen, nicht einmal die sanften Töne Deines Gesanges von ferne gehört.

— Entfernt Euch, gnädiger Herr; nach langem Leiden genießt die Königin eines Augenblicks der Ruhe ... der Ruhe, welche dem Tode vorausgeht ... Stört sie nicht, lasset Isabella wenigstens Stärke genug wieder sammeln, Euch die Erbschaft dieser Krone zu sichern, welche Ihr ersehnt.

— Ich ersehne Nichts so sehr, als von Dir, Olema, geliebt zu werden.

— Wenn die Königin von Kastilien in ihrem Schlummer den Erzherzog Philipp, den Erben ihres Thrones, den Ge-

Ein Blick der Bewunderung und der Zärtlichkeit, welchen Philipp der Schöne auf die junge Maurin warf, strafte ihre verstellte Demuth Lügen.

— O, ich würde gern mein trauriges Geschick ertragen, fuhr sie fort, wenn nicht tiefer Kummer mein Herz zerfleischte! ... Ben-Zagal, der Krieger meiner Nation, den die Spanier zum Gefangenen gemacht und der seitdem im Dienste dieses Palastes stand, soll sterben und dem Volke ein Schauspiel werden an dem heutigen Tage, wo man die heilige Dreieinigkeit feiert. Er hat einige unvorsichtige Worte gesprochen, die man Gotteslästerung genannt hat: und nach dem Morgen-Gottesdienste soll er den wilden Thieren in der Grube vorgeworfen werden ... Jetzt eben hörte ich die Glocken dieses Fest einläuten: ich habe singen, Laute spielen müssen, und ich habe gespielt, ich habe gesungen! Bei dem furchtbaren Klange, der mir den Tod des Gespielen meiner Kindheit verkündete, habe ich die heitern Weisen gesungen, nach welchen wir sonst unter den Sycomoren unsers theuern Vaterlandes tanzten ... Bin ich nicht ein recht gefügiges Instrument?

— Ich brauche nur Ein Wort zu sprechen, um Dich aus dieser Sklaverei zu befreien, und wenn Du willst, werde ich es sprechen.

— Ihr braucht nur Ein Wort zu sprechen, um Ben-Zagal dem Tode zu entreißen; ich will, daß Ihr dies zuerst sprecht.

— Es ist unmöglich: der Ungläubige hat seine Stimme gegen den Gott der Christen erhoben und gegen den König Ferdinand, den Gemahl Isabellens, der gleich mir auf die Nachfolge des Thrones von Kastilien Anspruch macht. Wenn ich diesen Sklaven schützte, der ihn beleidigt hat, so würde man diese Gunst als eine neue Feindseligkeit gegen meinen Mitbewerber ansehen und unsere Streitigkeiten haben schon zu viel Aufsehen erregt.

— Und Ihr liebt mich nicht hinlänglich, um einigen Familienstreitigkeiten Trotz zu bieten? fragte sie und legte die ganze Anmuth der Verführung in diese Worte.

— O, wenn Du so mit mir sprichst, sagte der Prinz,

— Kann die Sklavin Etwas gewähren, das ihren Gebietern nicht schon zuvor gehörte?

— Versprich mir, zum Lohne, daß ich mich Deinen Wünschen füge, heute Abend einen Augenblick allein in das Lilienwäldchen zu kommen, damit ich Dir wenigstens sagen kann, daß, was es mich auch kosten möge, es mir Freude macht Etwas für Dich zu thun.

— Still, gnädiger Herr, die Königin erwacht.

— Antworte schnell.

— O, die Glocke schweigt!... Man wird sich auf die Plaça-Mayor begeben .... in einer Stunde ist Ben-Zagal nicht mehr!

— So antworte denn .... die Königin erhebt sich, sie kommt ... Wenn Du in meine Bitte willigst, so berühre die silberne Saite der Laute, und ich eile den Mauren zu befreien und erwarte Dich heute Abend.

Isabella stieg die Stufen ihres Ruhebettes herab und trat näher, von der jungen Sklavin unterstützt, die ihr entgegengeeilt war.

Die Königin stand damals in der Neige ihres Lebens. Das Alter erhöhte noch ihre Majestät, denn jedes der Jahre, welche auf ihrem Haupte lasteten, war durch herrliche Arbeiten, durch Triumphe ohne Ende bezeichnet, und die weißen Haare, die Furchen ihrer Schläfe, statt daß sie ihre Stirn entstellt hätten, schienen nur vorhanden, die Zahl dieser Erfolge zu bezeugen. Sie hatte bis in ihr vorgerücktes Alter die Macht jenes Blickes bewahrt, der jeden ihrer Soldaten zum Helden schuf und den Zauber jener Stimme, die ihre Unterthanen eben so sehr aus Liebe als aus Pflicht gehorchen ließ. Während ihres ganzen Lebens hatte sie mit den Reizen des Weibes das Talent der Herrscherin vereint, und während der Staat zitterte, diese unüberwindliche Stütze fallen zu sehen, streute das Volk gleich Weihrauch Klagen und Bedauern auf die letzten schönen Tage der geliebten Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die junge Mordbrennerin.

Ein neulich vor dem Geschwornengericht zu Blois verhandelter Criminalfall hat Thatsachen ans Licht gebracht, die ans Fabelhafte streifen, und beweisen, daß die Gränzen des moralisch Wahrscheinlichen keineswegs so eng sind, wie Mancher denkt. Der Fall ist zugleich von der Art, daß er nicht eben zur Empfehlung der von den Eiferern wider die Todesstrafe gepredigte Milde dient.

Am Abend des 30. Januar d. J. gerieth ein Strohhaufen bei einem Pachthof in der Nähe des Dorfes Chour in Brand. Rechtzeitige Hülfe verhinderte, daß das Feuer sich den Gebäuden mittheilte. Die Vermuthung, daß das Feuer angelegt sey, veranlaßte eine gerichtliche Untersuchung, welche zu keiner Entdeckung führte. Demnach erklärte das Gericht am 18. Februar, es liege kein Grund zu einem weiteren Verfahren vor. Am 20. Februar nach drei Uhr brach in der mit Heu und Stroh gefüllten Scheuer eben jenes Pachthofs Feuer aus. Der Pächter, Julian Met und seine Frau waren seit dem Vormittag abwesend auf dem Jahrmarkt zu Montdoubleau. Bei ihrer Rückkehr am Abend fanden sie die Scheuer in Flammen. Mit Hülfe herbeigeeilter Nachbarn gelang es, die übrigen Gebäude zu retten, die Scheuer aber brannte nieder. Der Friedensrichter von Montdoubleau leitete sofort am 21. Februar eine Untersuchung ein. Er erfuhr, daß Renard, ein Knecht auf dem Hof, einen Brief in Händen habe, welchen die Magd, Louise Met, kurz vor dem Brand im Hof gefunden haben wollte. Er ließ sich denselben zeigen und fand einen ziemlich unleserlich und mit verstellter Hand geschriebenen Brandbrief, in welchem er etwa Folgendes entzifferte: „Glaubt nicht, daß das Alles ist, ihr werdet noch mehr sehen. Ihr werdet noch 3 hier herum brennen sehen; ihr 2 mal. Das müßte der Teufel seyn, wenn wir sie nicht anstecken.“ Der Friedensrichter vernahm das Mädchen. Louise Met erzählte ihm, sie habe gegen drei Uhr Nachmittags den Brief am Scheuerthor gefunden. Sie habe ihn zu lesen versucht und dann dem Renard gegeben, welcher gesagt habe, er wolle ihn dem Herrn zeigen. Eine halbe Stunde später habe sie Rauch aufsteigen und das Innere der Scheuer in Flammen gesehen. Louise Met war fünfzehn und ein halbes Jahr alt. Niemand hegte bis dahin einen Verdacht gegen sie. Da sie aber in dem Augenblick, wo das Feuer ausbrach, allein im Haus gewesen war, so hielt der Friedensrichter doch für nöthig, ihre Sachen zu durchsuchen. Er fand in ihrer Kiste eine gedruckte Mord- und Brandgeschichte, Federn, Dinte und ein Schreibbuch mit Schriftzügen, welche den in dem Brandbrief befindlichen sehr ähnlich sahen. Aus dem Schreibbuch war ein Blatt mit einer Scheere herausgeschnitten. Das Papier an dem Brandbrief war dasselbe und paßte genau an die Stelle, wo abgeschnitten war. Auf die Frage, wer das Blatt herausgeschnitten, erwiederte Louise: ihre Mutter, welche einen Brief nach Paris habe schreiben wollen. Die Mutter wurde befragt und erklärte die Angabe für erlogen. Louise, von dem Richter gedrängt, gestand endlich nach vielen Ausflüchten, sie habe den Brief geschrieben, und zwar kurz vor Ausbruch des Brandes. Nach diesem Geständniß war es ihr schwer zu leugnen, daß sie auch die Brandstifterin sey. Sie bekannte, daß sie abgewartet, bis das übrige Gesinde aufs Feld gegangen war, daß sie dann glühende Kohlen und brennende Späne durch die Hinterthür der Scheuer geschoben, und daß sie, als sie das Stroh von der Flamme ergriffen gesehen, fortgelaufen sey, um die Knechte zu rufen und Hülfe von einem benachbarten Hof zu holen. Auch bekannte sie sich als Urheberin des Brandes am 30 Januar. Die nächste Frage war nach dem Beweggrund zu diesen Freveln. Louise gab an, ein Flößer habe sie erst nothzüchtigen wollen und dann bewogen, das Feuer anzulegen. Bei dieser Angabe verwickelte sie sich aber in solche Widersprüche, daß sie dieselbe bald zurück nahm und statt des angeblichen Flößers einen gewissen Brault, bei dem sie früher gedient, als Anstifter bezeichnete. Brault ward verhaftet, aber nach zwölf Tagen wieder in Freiheit gesetzt, weil er die Angabe des Mädchens in allen Punkten als lügenhaft erwies, und diese selber ihre Aussage gegen ihn zurücknahm.

Statt des entlassenen Brault nannte die Mordbrennerin nun einen gewissen Dubois als Anstifter. Dubois war der Vorgänger von Julian Met auf dessen jetzigen Pachthof gewesen und hatte jetzt eine Pachtung in der Nachbarschaft. Nach Louisens Angabe wäre er drei oder vier Mal auf dem Feld zu ihr gekommen und hätte ihr, um sie zur Anlegung des Feuers zu bestimmen, einen Fünffrankenthaler geschenkt. Bei dieser Angabe ging die Verhaftete in solche Einzelheiten ein, daß der Untersuchungsrichter für nöthig fand, den Dubois gefänglich einzuziehen.

Alle Nachforschungen, ob Dubois je Drohungen gegen seinen Nachfolger ausgestoßen oder Haß gegen ihn an den Tag gelegt habe, blieben fruchtlos. Louise, nachträglich befragt, was sie mit dem Thaler gemacht habe, erklärte, sie habe ihn bei Frau Cottereau wechseln lassen. Frau Cottereau erklärte auf Befragen diese Angabe für erlogen. Dubois, gegen den sich gar nichts herausstellte, ward nach einmonatlicher Haft in Freiheit gesetzt.

Demnach ward die Anklage wider die fünfzehnjährige Louise Met allein gerichtet, und diese in der Mitte des Mai

d. J. vor die Assisen zu Blois gestellt. Hier wiederholte sie ihre Geständnisse, die Brandlegung betreffend und beharrte auf ihrer Anschuldigung gegen Dubois, der als Zeuge vorgeladen war.

Julian Met sagte aus: Ich habe während des Januar und Februar nie einen Fremden in der Nähe unserer Wohnung gesehen. Seit dem ersten Brand waren wir sehr auf unserer Hut und hatten ein scharfes Auge auf einige Bilderhändler, die einige Zeit vor dem zweiten Feuer im Land erschienen waren. Dubois hat uns nie bedroht. Wir haben nie Streit mit ihm gehabt, und meine Magd ist meines Wissens nie mit ihm zusammen gewesen. Was sie zur Brandlegung bewogen haben soll, kann ich nicht begreifen. Wir haben ihr nichts zu Leid gethan, und sie schien sich wohl bei uns zu befinden. Es fehlt ihr nicht an Verstand. Sie ist locker und lügt ein wenig.

Der Knecht Renard sagte aus: Am 20. Februar gegen drei Uhr fand Louise in unserm Hof ein Papier. Es war etwas darauf geschrieben. Ich sagte ihr, sie sollte es lesen. Sie schien Mühe zu haben, es herauszubringen. Nachdem sie einige Worte herausbuchstabirt, wollte sie den Brief zerreißen. Ich nahm ihr ihn aus der Hand, um ihn der Herrschaft zu zeigen. Dann ging ich aufs Feld. Nach einer halben Stunde rief Louise: Feuer! Wir liefen herbei und sahen die Flamme zu den Scheuerthoren herausschlagen.

Der Feldschütz Meunier sagte aus: Am 21. Februar, führte ich das Mädchen Louise Met nach Montdoubleau. Unterwegs erzählte sie mir, sie habe das Feuer angelegt auf Antrieb von Brault. Brault habe sie verführt und bedroht, sie nicht zu heirathen, wenn sie sich weigerte, das Feuer anzulegen. Dabei versicherte sie: „Ich weiß noch mehr. Der Hof des kleinen Metzgers, den der alte Met hat, sollte auch brennen.“

Die Angeklagte erklärte, sich dieser letzteren Angabe nicht zu erinnern. Sie gestand, den Brault fälschlich beschuldigt zu haben, beharrte aber auf ihrer Angabe gegen Dubois.

Der Substitut des königlichen Procurators wies nach, daß die Angeklagte in der ganzen Untersuchung einen entwickelten Verstand an den Tag gelegt habe und als vollkommen zurechnungsfähig zu betrachten sey.

Nach Anhörung der Vertheidigung und nach kurzer Berathung erklärten die Geschwornen die Angeklagte für schuldig und zurechnungsfähig, gaben aber mildernde Umstände zu. (Worin diese bestehen, bleibt zu errathen.) Das Gericht verurtheilte Louise Met zu fünfjähriger Zuchthausstrafe.

Die Gazette des Tribunaux findet in den Beweggründen der jungen Brandstifterin ein tiefes Geheimniß. — Eitelkeit, die Sucht sich wichtig zu machen, verbunden mit der Aussicht auf eine nicht sehr strenge Bestrafung, scheint die Triebfeder gewesen zu seyn.

Tabletten.

⁂ Raspail's Histoire de la Santé et de la Maladie, die bereits vor ihrem Erscheinen in Paris viel von sich reden machte, befindet sich jetzt im Buchhandel. Die Schrift, die mit Holzschnitten und Kupfern und auch in typographischer Hinsicht vorzüglich ausgestattet seyn soll, hat es auf nichts Geringeres als auf eine völlige medicinische Reformation abgesehen. Der Verfasser entwickelt klar, scharf und populär, was die Gesundheit bedeute, was zur Erhaltung derselben führe, wodurch sie leide, und was dazu diene, dieselbe zu erhalten oder den Normalzustand derselben wieder herzustellen. Da das Werk nicht allein für die Männer vom Fach, sondern auch für gebildete Laien geschrieben ist, so verspricht man sich, nach den französischen Blättern zu schließen, für die

lichen Gaul daher und säbelt beiläufig Könige und Cardinäle, Große und Kleine nieder. Der Gehenkte ist an den Beinen befestigt und hat zwei Geldsäcke anhängen. Unter der am Himmel strahlenden Sonne sitzt eine Schäferin, die spinnt. Wie nun aber mit diesen großen Karten gespielt wurde, darüber schweigt die Geschichte. Karten mit den Zeichen der jetzigen, und kleiner als die eben beschriebenen finden sich schon aus der Zeit Karl's VII. vor. In den Deckeln alter Scharteken hat Herr Leber Karten aus dem 16. Jahrhundert gefunden, mit welchen etwa deutsche Landsknechte gespielt haben mochten. Der Gedanke, historische Personen auf den Karten darzustellen, soll von Mazarin herrühren, der auf diese Weise seinem königlichen Zögling (Ludwig XIV.) Geschichte beizubringen suchte. Eins der für den jungen König um das Jahr 1646 von La Belle gestochenen Spiele zeigt als Damen Johanna von Neapel, Maria Stuart, Roxolane und Parysatis. In der Revolution wurden die Karten wieder wie ursprünglich zum Theil symbolisch. Nachdem die Convention im Jahr 1793 alle Abzeichen des Königthums verboten, wurden erst die Lilien auf den Kronen und Sceptern der Könige weggelassen. Bald aber mußten die Könige selber und ihre Damen andern Personen Platz machen. Die Zeichner ließen ihrer Phantasie freies Spiel, ersetzten die Könige durch ein Mitglied der Convention mit einer Wage, einen republikanischen Krieger, einen Sansculotten, einen bewaffneten Neger, die Damen durch die Genien der Freiheit, der Gleichheit, des Handels, des Kriegs u. s. w. Endlich wurde ein bestimmtes republikanisches Kartenmuster herrschend. An der Stelle der vier Könige thronten Solon, J. J. Rousseau, Cato, Brutus; an der Stelle der Damen — die Gerechtigkeit, die Einheit, die Klugheit, die Stärke. Den Platz der Buben mußten Hannibal, Decius, Horatius Cocles und Mucius Scaevola einnehmen. Mit dem Kaiserthum verschwanden diese Helden, Gesetzgeber und Geister wieder, und Könige, Damen und Buben (franz. valets, Knechte) traten in ihre alten Rechte wieder ein. Th. Muret, aus dessen Aufsatz diese Notiz entlehnt ist, bemerkt dabei treffend: Wie Viele, die in der Revolution (mit dem Mund) die Decius und Scaevola gespielt hatten, beeilten sich unter dem Kaiserthum, in alle möglichen Knechtslivreen zu kriechen, die man ihnen überzuwerfen geruhte.

⁂ (Der gestrenge Vater.) Die achtzehnjährige hübsche Constantia B., deren Eltern bei Caen in der Normandie wohnen, faßte eine solche Zuneigung zu dem 25jährigen Prosper N., daß sie sich von ihm entführen ließ. Nach Verlauf von acht Tagen wandten die Eltern sich an Prosper. Dieser bezeugte die reinsten Absichten und bat um die Hand Constanzens. Die Eltern sagten zu, und Prosper eilte mit seiner Geliebten zu seinen künftigen Schwiegereltern. Diese luden ihn ein, an einer Lustfahrt nach Caen Theil zu nehmen. Unterwegs, zu Bretteville, ward gefrühstückt, und Alle waren seelenvergnügt. Vor der Abfahrt wollte Prosper bezahlen; der Alte sagte: „Auf dem Rückweg.“ Die Gesellschaft stieg wieder ein. Prosper entfaltete Pläne für die Zukunft; die Alten nickten beifällig. Constanze war selig. Am Thor von Caen traten zwei Gendarmen an den Schlag, baten Herrn Prosper N. auszusteigen, präsentirten ihm einen Haftbefehl und führten ihn ins Gefängniß ab. Der Haftbefehl war Tags zuvor von Constanzens Vater erwirkt, und während des Frühstücks zu Bretteville war von demselben ein Feldhüter nach der Stadt geschickt worden, um die Kutsche zu bezeichnen. Prosper wird nun vor die Assisen gestellt unter der Anschuldigung, eine Minderjährige entführt zu haben. Alle Welt (bemerkt das Haro von Caen) ist der Ansicht, diese Angelegenheit wäre besser vor dem Maire (durch eine Verlobung), als vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht erledigt worden. Wenn übrigens Constantia und Prosper ihre Namen (Standhaftigkeit und Glücklich) nicht Lügen strafen, so wird das Verfahren des gestrengen Papa zu nichts weiter dienen, als die jungen Leute unnöthiger Weise ein wenig zu quälen.

⁂ (Eine wichtige Entdeckung für Blumen- und Pflanzenfreunde.) Mr. Victor Pequet hat kürzlich in einer Sitzung des Gartenbauvereins zu Paris in Betreff der Beschützung erotischer Gewächse gegen die Einwirkung des Frostes ein Verfahren angegeben, welches wir unsern Treibhausinhabern und Blumisten nicht vorenthalten können. Die Sache verlohnt sich jedenfalls eines Versuches, denn wenn sie wirklich gelingt, wie kaum zu zweifeln ist, so wird man dem Urheber sehr großen, und auch dem Mittheiler einigen Dank wissen. Also zum Gegenstande. „Man beschneide die Zweige der Pflanze, gebe ihr ein Paar Seitenpfähle, spanne über sie eine Hülle von angefeuchteter Leinwand, oder einen andern feuchtgemachten Zeug. Diese Umkleidung schirmt die edelste Pflanze (Baum oder Blume) eben so, wie die Schneedecke unsere Saatfelder, und man kann es wagen, die empfindlichsten Pflanzenarten aus südlichen Zonen in dieser Hülle bei dem strengen Winter unter freiem Himmel im Gartenboden stehen zu lassen.“ (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Eine Liebhaberei.) Eine Wiener Dame vom höchsten Rang, die Prinzessin von K...r, besitzt die seltsame Manie, täglich einige Omnibusfahrten mitzumachen. Man erzählt sich, sie wünsche das Volk zu beobachten, um später die Resultate ihrer Forschungen dem Drucke zu übergeben. Andere bringen ihre Leidenschaft für die Omnibusfahrten mit einer Herzensneigung in Verbindung. Wie dem auch seyn möge, es bleibt merkwürdig, mit welcher Unerschrockenheit sie allen Verlegenheiten trotzt, die ihre Liebhaberei mit sich führt. Neulich stand die Prinzessin wartend an einer Omnibusstation. Trotz des Schleiers, welcher ihre schönen Züge verhüllt, wird sie von einem Vorübergehenden erkannt. „Erlauchte Frau,“ sagte er, sich ihr nähernd, „darf ich Ihnen meinen Arm bieten, um Sie zu Ihrem Wagen zu geleiten?“ — Die Prinzessin kam über diese Keckheit keineswegs aus der Fassung, sondern erwiederte schnell: „Ich danke Ihnen, mein Herr, — ich reise incognito!“ (Jahreszeiten.)

⁂ Ein Steuerkommissär, durch seinen Reichthum und seine Erpressungen berüchtigt, lag, von Gewissensbissen gefoltert, auf dem Sterbebette. Er sprach davon, den armen Nachkommen einer achtbaren Familie, die er um all' das Ihrige gebracht, den Schaden wieder zu ersetzen. Seine Frau, die sehr religiös war, suchte ihn in seinem Vorsatze noch mehr zu bestärken, indem sie ihm alle Qualen der Hölle malte, die seiner warteten, wenn er das Entwendete nicht wieder ersetze. Er war schon Willens, den Ermahnungen seiner Frau zu entsprechen, als sein Sohn, der den Vater lieber in die Hölle spazieren sah, als sich selbst ins Armenhaus, ausrief: „Wie, Vater, wollen Sie denn in einem schwachen Augenblicke die Frucht vierzigjähriger Arbeiten verlieren? Alles, was Ihnen meine Mutter da von den Qualen der Hölle sagt, ist übertrieben; und dann ... gewöhnt man sich ja am Ende an Alles. Sie werden keine fünfzehn Tage in der Hölle seyn und Sie finden's, ich stehe Ihnen dafür, gar nicht so übel da unten.“

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Philipp sprach mit der Zärtlichkeit eines Sohnes von den Leiden mit ihr, welche sie niederdrückten, von der zunehmenden Schwäche, welche sie hinterließen. Er schien ihren leidenden Zustand den Lasten eines Königthums zuzuschreiben, welches wohl schwer zu tragen gewesen war.

— Nein, sprach sie, glorreiche Arbeiten ermüden nicht. Wenn man ein Volk zu regieren hat, Armeen zu führen, Städte zu gründen, so verleiht die Freude des Erfolgs und der gerechte Stolz mehr Kräfte, als man verloren hat .... Wie oft, Philipp, wenn ich die Nacht unter dem Zelte hingebracht hatte, Gesetze für die eroberten Länder aufzusetzen oder auf der Karte der beiden Welten diejenigen zu bezeichnen, die man noch erobern könnte, sagten beim Anbruche des Tages unsere galanten Ritter zu mir, daß meine Züge während dieses langen Wachens nichts von ihrem Glanze verloren, und daß ich wiedererschiene, wie die Sonne, welche, statt am Abend zu ruhen, andere Welten erleuchtet und am Morgen in ihrem ganzen Schimmer wiederkehrt.

— Und doch sind die Triumphe unaufhörlich Euren Schritten gefolgt und die Kräfte des Körpers scheinen Euch zu verlassen.

— Weil ich Härteres zu ertragen gehabt, als die Sorgen und Mühen des Königthums ... Was wollt Ihr, Kind, Jeder hat seinen Theil Schmerzen hienieden: nach Außen gelang mir Alles, ich sollte Unglück und Trauer in meinem Hause finden; ich war zu glücklich als Königin, ich sollte als Weib, als Mutter leiden.

— Ich weiß, wie sehr Euch die unaufhörlich wiederkehrenden Zwistigkeiten zwischen Eurem Gemahl und mir schmerzen, mit welchem er gesprochen wurde, sagte Philipp in einem etwas verlegenen Tone:

— Die Prinzessin von Kastilien hat den Keim ihres Uebels mit auf die Welt gebracht.

— Ja. Das unglückliche Kind ist mit geringer Schönheit, mit geringer Stärke des Temperaments begabt, und seine Seele ist düster wie sein Gesicht, schwach wie sein Körper. Beide scheinen unter dem Gewicht einer seltsamen Melancholie zusammenzubrechen. Ihre schweigsame Kindheit ließ keine Freude dieses Alters blicken. Die zärtlichsten Ergießungen ihrer Gefährtinnen, ihr hoffendes Lächeln erwiederte Johanna mit einem Worte der Trauer, einem Runzeln der Stirn, einer plötzlichen Flucht. Oft träumte sie ganze Stunden lang, ohne daß man das Geheimniß ihrer Gedanken kannte; dann floß eine Thräne aus ihren Augen und sie schlug einen Blick zum Himmel empor, der eine Klage, einen Vorwurf zu enthalten schien. Sie fürchtete den Anblick des schönen Tages; wenn der Himmel in vollem Glanze strahlte, verschloß sie sich in die Tiefe des Palastes, aber wenn ein Gewitter über die Gärten hereinbrach, eilte sie in die noch feuchten Gänge, nahm die vom Regen geknickten Blumen in die Hand und schien das Süße einer schwesterlichen Freundschaft für sie zu empfinden. Und sobald man die arme Kleine über diese seltsame Traurigkeit befragte, legte sie die Hand aufs Herz und antwortete Nichts als: V o r a h n u n g.

Es lag so viel eindringliche Rührung in der Stimme der Königin, als sie so von ihrer mütterlichen Besorgniß sprach, daß der Prinz, trotz seines natürlichen Leichtsinns und seiner lebhaften Vorurtheile, ihr mit zärtlichem Mitgefühl zuhörte.

— Als man ihr von ihrer Vermählung mit Euch sprach, Don Philipp, fuhr die Königin fort, zeigten sich ihre langen Träumereien, ihr plötzliches Zusammenschrecken, ihre geheimnißvollen Beschauungen noch häufiger ... aber sie sah Euer Bildniß; die Vorzüge, mit welchen die Natur Euch ausge-

dern und in den Saiten, welche Du unter Deinen Fingern erklingen läßt, einen so mächtigen Zauber besitzest, Du sollst in ihren trauererfüllten Palast gehen und ihre arme leidende Seele mit Deinen Accorden wiegen.

In diesem Augenblicke meldete man die Prinzessin von Kastilien.

Johanna trat langsamen Schrittes herein. Ihr schwächlicher und etwas gebeugter Wuchs, ihre langen schwarzen Gewänder, ihr feierlicher Schritt, ihre von schwarzen in einer Binde gehaltenen Haaren eingefaßte Stirn, die Blässe ihrer Züge, welche von der Strenge eines ascetischen Lebens herzurühren schien, gaben ihr das Ansehen einer Nonne, die sich in einen Palast verirrt. Und in der That lebte sie in diesem Aufenthalt der Pracht und des Vergnügens, eingeschlossen in ihren geheimen Schmerz, wie in der Tiefe eines Klosters.

Als sie Philipp erblickte, färbte eine leichte Röthe ihre Wangen.

Zum ersten Male bemerkte er die außerordentliche Abzehrung ihrer Züge, und er heftete einen Blick des Mitleids auf sie.

In diesem Augenblick vernahm man unter den Fenstern des Palastes das Summen einer eiligen und freudigen Menge.

Isabella rief einen diensthuenden Offizier und fragte ihn nach der Ursache.

— Es ist ein Ungläubiger, den man in die Löwengrube werfen will, antwortete der Offizier, und ich weiß nicht, weßhalb das Volk so eifrig ist, ihn zu sehen, denn das Schauspiel ist doch so selten nicht.

Die junge Araberin, welche seit dem Eintreten der Prinzessin von Kastilien ihre Blicke auf Philipp gerichtet hielt, zitterte am ganzen Leibe, griff rasch mit der Hand in ihre Laute und ließ die silberne Saite erklingen ... Bei diesem Klange vergaß Philipp alles Uebrige, warf einen leidenschaftlichen Blick auf die schöne Olema und stürzte hinaus.

Sobald er sich entfernt hatte, überzog eine noch düsterere Wolke die Stirn Johanna's. Mit unruhiger Trauer blickte sie die maurische Sklavin an und ihre Mutter, welche bemerkte, daß die Gegenwart dieser jungen Schönheit sie angreife, befahl Olema sich zu entfernen. (Fortsetzung folgt.)

Das Kabinet des Doktors Gall.

Hinter den großen Kastanienbäumen des Jardin des Plantes erhebt sich das anatomische Museum. Wenn man die kalten und schweigenden Gallerien desselben betritt, so stößt man zuerst auf die formlosen Gerippe der großen Wasserthiere. Diese ehemaligen Meerbewohner, welche einer Welt angehören, die den Menschen noch nicht kannte, gleichen durch ihre Größe und ihre Formlosigkeit den Ruinen einer zerstörten Schöpfung. Geht man weiter, so gelangt man zur Sündfluth: die ersten Säugethiere breiten vor dem Beschauer die Ueberbleibsel, ihre riesenhaften Kinnladen, ihre mächtigen Wirbelsäulen, ihre ungeheuern Zähne aus. Endlich kömmt man zum Menschen. Lange graue Schränke, welche mit Gittern von Messingdrath geschlossen sind, beherbergen die Skelette. Dieselben sind theils die Ueberbleibsel von armen Kranken, welche in den Hospitälern gestorben sind, theils sind sie aber auch von Reisenden aus fernen Gegenden mitgebracht worden. An einige knüpft sich auch eine blutige Erinnerung; so liest man auf einem der Zettel: „Soliman-El-Haleby, ein junger gebildeter, aber fanatischer Syrier, welcher den General Kleber in Aegypten ermordete, geschenkt von Larrey.“ Am Ende dieser langen und dunklen Gallerieen befindet sich der Saal, wo die kranologische Sammlung des Dr. Gall gezeigt wird.

Diese Sammlung, welche eine große Anzahl von Gypsbüsten, Gyps-Abdrücken und merkwürdigen Schädeln zählt, ist von der Wittwe des Dr. Gall gegen eine sehr mäßige lebenslängliche Pension erworben worden. Sie umfaßt das Resultat der Studien, Reisen und Verbindungen des Gründers der Phrenologie. Anfangs versuchte dieser seine Lehren an historischen Portraits, aber er erkannte bald die Unzulänglichkeit dieser Methode. Wenn den Malern am Kopfe eines bedeutenden Mannes ungewöhnliche Formen entgegentreten, so pflegen sie dieselben zu verwischen. Um daher ein getreues Bild der Umrisse zu erhalten, nahm er seine Zuflucht zu Abdrücken. Aber auch dieses Verfahren, obgleich noch immer das beste, ist nicht ganz vollkommen. Indem der Gyps die Erhebungen des Schädels aufnimmt, entstellt er sie zugleich etwas. Am liebsten nahm daher auch Gall die Schädel selbst.

Wenn man das Kabinet des Dr. Gall in Augenschein nimmt, so überschaut man zugleich einen Theil der Geschichte der letzten Jahre, welche in unvergänglichen Charakteren in die Schädel der Menschen eingegraben ist. Gall hat gegen die Personen seiner Zeit, deren Schädel er in Gyps abformte, dasselbe Geschäft übernommen, wie die Natur gegen die antediluvianischen Thiere, indem sie ihre in dem weichen Thone verhärteten Spuren aufbewahrte. Ein künftiger Cuvier könnte mit Hülfe dieser historischen Fossilien das Bild unserer Gesellschaft rekonstruiren.

Der Schädel war, nach Gall's Ueberzeugung, eine Tafel, auf welche die Natur den Charakter und den Geist jedes Menschen in lesbaren Zügen aufschrieb. Er war also der Ansicht, daß man die Geschichte eines Individuums bloß aus den Angaben seines Kopfes erkennen könne. Und in der That hat er außerordentliche Proben eines solchen Scharfsinns gegeben. Als er eines Tages den Doktor Caille besuchte, der ein sehr merkwürdiges osteologisches Kabinet besaß, und die in den Schränken aufgestellten Schädel prüfte und betastete, brach er in laute Freudenäußerungen aus, welche sich in dem Ausrufe Luft machten: „Ich habe einen Vatermörder gefunden!“ Gall zeigte bei diesen Worten auf einen anonymen Schädel der Sammlung und fügte hinzu: „Sie müssen ihn mir verkaufen; wenn Sie wollen, will ich ihn Ihnen mit Gold bedecken wie ein Gemälde Raphael's.“ Caille, der den Enthusiasmus Gall's für die phrenologische Wissenschaft nicht theilte, erwiederte ihm sehr kalt, daß er ihm sehr gern ein Geschenk damit machen wolle, daß er aber glaube, er befinde sich im Irrthum. Dieser Schädel hatte einem Emigranten gehört; das war Alles, was Caille wußte. Man zog nun Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Eigenthümer dieses Schädels ein Emigrant gewesen, der während der Revolution hingerichtet worden und sich auf dem Schaffotte als Vatermörder bekannt hatte. Man kann sich den Triumph Gall's denken.

Die Sammlung ist in dem Zustande erhalten worden, in welchem Gall sie bei seinem Tode hinterlassen hat. Die Nummern und die Bemerkungen, welche den einzelnen Stücken beigelegt sind, hat er selbst geschrieben. Wenn er von den Fächern seines Schrankes herabstiege, so könnte er seine Vorträge wieder aufnehmen. Wir wollen versuchen, in seine Stelle zu treten. Den Anfang machte er immer damit, daß er auf die Gesammt-Organisation der Köpfe ausgezeichneter Männer aufmerksam machte. Namentlich an Voltaire's Büste machte er bemerklich, daß das Volumen des Gehirns im Verhältnisse zu seinem kleinen Gesichte sehr bedeutend war. Indeß würde man doch die Ansicht Gall's nicht treffen, wenn man das Maß des Verstandes allein nach der Dicke des Kopfes bestimmen wollte. Er war der Meinung, daß sich

zwei vorherrschende Fähigkeiten verdankt. Ein schönes Beispiel dieser Art zeigt die Büste Goethe's.

Wir legen unseren Charakter in Alles, was wir thun. Der ideale Abdruck des Menschen ist aber der Stil. In der Literatur wirkt der Schriftsteller mit der Masse seiner Eigenschaften und Fehler auf die Sprache ein. Die Fähigkeiten, welche hauptsächlich den Stil erzeugen, sind nach Gall die Individualität, welche die Gegenstände absondert und bestimmt, die Configuration, welche sie gestaltet, das Kolorit, welches sie färbt, und der Sinn der Worte, den sie in einer gebräuchlichen Sprache ausdrückt. Buffon's Büste zeigt diese Combination in hohem Grade. Wenn zu diesen Organen, welche mit der äußeren Welt in Verbindung stehen, noch Anlagen einer höheren Art hinzukommen, wie z. B. der Sinn des Schönen und das Forschen nach den Ursachen, so wird der Styl vollständig. Wenn außerdem bei einem Menschen die galligen und cholerischen Instinkte sich mit bedeutenden geistigen Anlagen und dem Sinn für Gerechtigkeit verbinden, so entsteht der edle Unwille, welcher satyrische Schriftsteller erzeugt. Als Beleg hierzu führte Gall den Kopf J. J. Rousseau's an.

An der Basis der Stirn um den Bogen der Augenbrauen herum wies Gall den Organen ihre Stelle an, welche den Horizont der künstlerischen Naturen begränzen. Er zeigte an den Büsten der Maler, Bildhauer, Musiker, daß jedes dieser Organe in geradem Verhältnisse zu ihrer Entwickelung stände. An den Büsten von H. Vernet, Lemot und Fopatier zeigte er die Stelle des Sinnes der Nachahmung und des Zeichnens. Die Musik ist repräsentirt durch Mad. Barilli, Sängerin bei der italienischen Oper, Lafond, Grétry, Gluck. Das Organ der Poesie wies er nach an den Köpfen von Delille, Legouvé, Dupaty. Man hat der Wissenschaft Gall's den Vorwurf gemacht, daß sie die Menschen nach ihrem schon bekannten Charakter erklärt habe. Um diesem Vorwurfe zu begegnen, modellirte er Köpfe von unbekannten Kindern, deren Entwickelung er voraussagte. Unter diesen befindet sich der Kopf des jungen Flandrin, an welchem er den Höcker

gann Herr Chrudimsky, erster Tenorist des Frankfurter Stadttheaters, sein Gastspiel auf hiesiger Bühne als Sever in Bellini's Norma und Donnerstag, den 25. Mai, sang er die Parthie des Gennaro in Donizetti's Lucrezia Borgia. Der Sänger, der eine der schönsten Tenorstimmen besitzt, die wir je gehört haben, erhielt für seine Leistungen den rauschendsten Beifall, den ein allgemeiner Hervorruf krönte. Morgen singt Herr Chrudimsky im königlichen Hofkonzerte und Montag wird er auf unsrer Bühne als Othello erscheinen. Dem Vernehmen nach wurden Herrn Chrudimsky bedeutende Engagementsanträge gemacht; er soll aber nicht geneigt seyn, das ihm liebgewordene Frankfurt, welches seinen Fleiß und sein Talent zu schätzen weiß, verlassen zu wollen.

*** (Düsseldorf, 25. Mai.) Der Zufall spielt bisweilen wunderbar im Leben. Die vor der letzten Ziehung der Berliner Lotterie hierher gekommenen 50,000 Rthlr. sind, wie man hört, eigenthümlich an den Mann gekommen. Zwei Crefelder sollen nämlich seit langen Jahren einen wichtigen Proceß mit einander gehabt haben. Zufällig trafen beide, welche seit Jahren in Feindschaft gelebt, und deßhalb kein Wort mit einander gewechselt hatten, allhier in einem Hotel an der Wirthstafel zusammen. Zufällig wurden sie wieder veranlaßt, sich nach und nach an einem allgemeinen Tischgespräche zu betheiligen, und zufällig kommen auf diese Weise sie selbst miteinander ins Gespräch. Abermals ein Zufall brachte sie auf ihren unglückseligen Proceß, wegen welchen Beide in Düsseldorf anwesend waren. Der Eine deutete entfernt auf einen Vergleich hin, der andere von der Hochherzigkeit seines Gegners überrascht, geht näher auf die Sache ein, und siehe da, sie versöhnen sich, schlichten den Proceß und feiern das für Beide gleich freudige Ereigniß durch ein Fest. Bei demselben macht der eine den Vorschlag, nun, da sie den alten Groll los geworden wären und eine glückliche Stunde feierten, auch gemeinschaftlich ein Lotterieloos zu nehmen. Der eine weigerte sich und sagte: daß er lange gespielt und nie gewonnen habe, der Andere läßt sich aber nicht abhalten und sagt, ich spiele für Sie mit, dergestalt, daß Sie nichts

zweifelt der größte Virtuose auf der Harfe; Referent wüßte nur Einen „neben" — Keinen „über ihn" zu stellen! Schade war es, daß der Künstler nicht eine Piece mit Begleitung vorgetragen, sein Spiel hätte dadurch offenbar noch an Wirkung gewonnen. Herr Karl Lewy ist noch ein junger Mann, spielt aber ohne Effekthascherei mit großer Bravour, mit Verstand und Gemüth (welche auch aus seinen Compositionen sprechen) und ist zu den besseren, jedenfalls zu den solidesten Pianisten zu zählen. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Richard verdient als Hornist alle Beachtung. Sein mächtiger Ton in Höhe und Tiefe, sein seelenvoller und glänzender Vortrag bewähren das wahre Talent, welches sich unwiderstehlich seine Bahn bricht. Der Beifall war, wie begreiflich, stürmisch, und den Conzertgebern wurde jedesmal die Ehre des Hervorrufens. Die Künstler wurden mit Auszeichnung empfangen, und werden heute selbst bei Hof vorgestellt. Dem Vernehmen nach kehren sie von Mannheim zurück, um hier ein zweites Conzert zu geben.

*** Folgender Vorfall, der sich neulich in Polen ereignete, dient als neuer Beweis, welche unbegränzte Anhänglichkeit manche Vögelgattungen an ihre Jungen haben. In Zmolen, bei Radom, hatten Störche ihr Nest auf einem Baume neben der Brauerei. Dieses Gebäude brannte ab und das Storchweibchen wurde auf seinem Neste von den Flammen sehr belästigt. Dessenungeachtet rührte es sich nicht von der Stelle, sondern breitete vielmehr die Flügel weit aus, um, wie es schien, das Nest vor der Zerstörung der von allen Seiten herbeifliegenden Funken zu bewahren. Bald hatte das Feuer auch den Baum ergriffen; der Stamm brannte, die Aeste prasselten und endlich fing auch das Nest an zu brennen. Das Weibchen, obgleich angebrannt und ermattet, verließ dennoch seinen Standpunkt nicht, indem es vielmehr lieber in den Flammen untergehen, als das Nest und seine Jungen verlassen wollte; es wurde endlich aus Liebe zu seinen Jungen ein Opfer der Flammen. Während dessen flog das Männchen fortwährend um das Feuer herum, indem es mit dem Schnabel klapperte und Zeichen einer lebhaften Verzweiflung gab. (Berlinische Nachrichten.)

*** (Besonnenheit.) In einem bayerischen Markte an der Donau lagen fremde Truppen. Ein Offizier war bei einem Wirthe einquartiert. Er forderte Wein: der Wirth hatte keinen. Jener bestand durchaus darauf, und drohte, daß, wenn nicht Wein von der nächsten Stadt hergeschafft werde, es dem Wirthe nicht gut gehen solle. Der Wirth war nicht zu bewegen. Der Offizier ließ den Korporal kommen und machte Anstalt, dem Wirthe, falls er auf seiner Weigerung verharrte, fünfundzwanzig Streiche geben zu lassen. Der Wirth wendete sich zu seinem Knechte, und sagte ihm, er solle sich in Gottes Namen auf den Weg machen. Dieser verstand seinen Herrn zufolge einer früheren Abrede, und holte den Tambour der Nationalgarde des Orts. Der Wirth selbst ging in die Stube, zog die Hauptmanns-Uniform an, und trat dann in das Zimmer des Offiziers, sprechend: „Ich höre, Sie wollen einem Wirthe Prügel geben lassen, dieses ist ein Erzeß, der in Bayern nicht anwendbar ist. Sie sehen, ich bin Hauptmann der Nationalgarde und in diesem Falle hier Kommandant des Ortes. Ich kenne meine Pflicht. Weigern Sie sich nicht, mir Ihren Degen zu geben, ich lasse Sie als Arrestant in die nächste Hauptetappen-Station führen. Vor meinem Hause sehen Sie bereits den Tambour, dem ich nur einen Wink gebe, und die Bürger bewaffnen sich. Ich mache Sie dann dafür verantwortlich." — Der Offizier, überrascht, versprach auf der Stelle die strengste Mannszucht, und die Sache blieb beigelegt. Solche Ereignisse gab es häufig auf der Heerstraße, und man mußte oft die Besonnenheit und das Zusammenwirken des Landvolkes bewundern. (Regensb. Ztg.)

*** (Theure Bewirthung.) Ein Herr Aiguebelle, Angestellter im französischen Finanzministerium, Inhaber einer Gerberei, Erfinder eines Verfahrens zur Uebertragung alter Stiche auf Stein, praktischer mit mehren Preismedaillen belohnter Chemiker — mit einem Wort ein Tausendkünstler und jedenfalls kein Tagdieb, reichte einem seiner Gerbergesellen, der von einem ermüdenden Gang zurückkam, ein Getränk, welches er eigenhändig bereitet hatte und als erfrischend anpries. Der Gerber trank, verspürte aber alsbald statt Erfrischung eine fürchterliche Kolik. Der herbeigerufene Arzt ließ sich den Stoff zeigen, aus welchem der Kühltrank gebraut war, und fand in einem Gefäß mit der Aufschrift: „Doppeltkohlensaure Pottasche" ein gefährliches Gift, nämlich arseniksaure Pottasche. Aiguebelle hatte kürzlich von beiderlei Pottasche kommen lassen und unglücklicher Weise beim Einfüllen die Gefäße verwechselt. Der Gerbergesell, von einem kundigen Advokaten berathen, verklagte seinen Meister, der ihm bereits 50 Fr. Schmerzengeld gegeben, und verlangte nicht weniger als 5000 Fr. Schadenersatz. Aiguebelle ward vom Gericht einer groben Unvorsichtigkeit schuldig befunden und mußte 200 Fr. Buße und 500 Fr. Schadenersatz zahlen. — Gerechter als diese Entscheidung erscheint eine gleichzeitige, welche einen auf Ehebruch Ertappten verurtheilte, eine höchst unorthographisch geschriebene Anweisung auf 10,000 Franken, die der Beleidigte ihm abgenöthigt hatte, zu honoriren.

*** (Ein hohes Haupt hilft schmuggeln.) Ein Barkenführer in Marseille lud unter andern Waaren öfter kolossale Gipsbüsten Sr. Majestät Ludwig Philipp's aus. Die Zollbeamten ließen diese Kunstwerke anfangs mit gebührender Ehrfurcht passiren. Da aber dieser Artikel so häufig vorkam, fanden sie die Sache sonderbar. Einer unter ihnen wog eine solche Büste mit prüfender Hand und fand sie unverhältnißmäßig schwer. Vom Diensteifer fortgerissen schlug er mit frevelnder Hand auf das Bild des Königs, daß es in Stücke fiel. Und siehe da, es kam eine Blechtasche zum Vorschein, deren Inhalt sich als zollbarer Liqueur erwies.

*** (Salz contra Ruß.) Die Schornsteinfeger in London sind betrübt über die Aufhebung der Salzsteuer. Früherhin verkauften sie den als Dung benutzten Ruß zu 1 Sch. 2 Pf. den Scheffel. Jetzt bekommen sie nur noch 4½ Pf. dafür, weil die Landleute Dungsalz kaufen können.

*** Ein hoher Prälat ließ sich an einem Freitage eine Tasse Bouillon bringen. Als er einige Züge davon gethan, erinnerte ihn sein Diener, daß ja heute Fasttag wäre. Der Prälat gab dem Mahner eine Ohrfeige, indem er sprach: „Schurke, warum hast Du mir das nicht früher oder später gesagt?"

*** „Du gähnst, meine Theure?" sagte Herr M. seiner Frau, die, gleich ihrem Gemahl, der harmlosen Ueberzeugung lebt, einen unsterblichen Namen in der Literatur erworben zu haben, „Du langweilst Dich wohl in meiner Gegenwart?" — „Das nicht, lieber Freund, aber Mann und Frau sind eins, wie die Schrift sagt, und wenn ich allein bin, langweile ich mich immer ganz entsetzlich." (Jahreszeiten.)

*** (Frankfurt.) Der Sohn des Herrn Kapellmeisters Gans in Mainz, ein Jüngling von ausgezeichnetem Talente, wird sich, wie wir hören, nächstens als Klavierspieler in einem zu veranstaltenden Conzerte hören lassen. Er wird der Künstlerfamilie, welcher er angehört, gewiß Ehre zu machen wissen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

— Liebes Kind, sagte Isabella, sobald sie mit ihrer Tochter allein war, ich habe Dich zu mir rufen lassen, weil ich Dir gute Nachrichten zu geben habe. Der Augenblick ist gekommen, wo ich meinen Nachfolger ernennen muß ... Die schnelle Abnahme meiner Kräfte erinnert mich täglich daran, daß ich nicht länger zögern darf. Du weißt, daß, wie mächtig sie auch sey, der Wille einer Königin doch immer von Staatsgründen beherrscht wird. Die Nation ist in zwei Theile getheilt: der eine will, daß ich bis zur Volljährigkeit Deines Sohnes Don Carlos Ferdinand V. die Regentschaft lasse, der andere, daß ich Dir, Dir und Deinem Gemahl, den Thron übergebe, der Dir durch das Recht der Geburt gehört. Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen hat der Minister Cardinal Ximenes die Stimmung der Stände sondiren lassen, und er hat mich zur größten Freude meines Herzens benachrichtigt, daß der einflußreichste Theil sich zu Deinen Gunsten zu entscheiden scheint. Es bleibt uns jetzt nur noch zu erforschen, welchem der beiden Thronbewerber der König von Frankreich, Ludwig XII., seinen Beistand leiht, und wenn Du diesen Beistand erlangst, so wird mir die Politik, in Uebereinstimmung mit meinem heißesten Wunsche, gestatten, sogleich das Testament zu unterschreiben, welches Dich, Dich und Don Philipp, mit der höchsten Gewalt bekleidet.

— O, wie schön wird Philipp die Krone stehen! sagte Johanna und schlug in vollem Entzücken die Hände zusammen. O Mutter, wie danke ich Dir!

— Immer ganz Deiner Liebe hingegeben; wenn ich von

lungen am Hofe des Kaisers Maximilian zurückgehalten wurde, wolltest Du mitten im Winter, wo die See gefährlich und die Erde mit Eis bedeckt war, nach Deutschland reisen.

— Ich wollte Philipp wiedersehen.

— Die Flotte, welche Dich überführen sollte, war nicht bereit; man sah Dich das Schloß von Medina de Campo verlassen, allein und in einfache Gewänder gekleidet, und erklären, daß Du zu Fuß reisen würdest.

— Ich wollte ihn wiedersehen.

— Man zog die Zugbrücken im Schlosse vor Dir auf und Du bliebst stehen vor diesen unübersteiglichen Schranken, kaum bekleidet, nahmst auf der von Frost erstarrten Erde Deine Mahlzeit ein, und Nichts konnte Dich von dieser Stelle losreißen.

— Mutter, ich wollte ihn wiedersehen.

— Und jetzt nun Du kaum angelangt bist, nun eine neue Bestimmung sich für Dich eröffnet, denkst Du nicht an Dein Volk, welches Du regieren, nicht an Dein Reich, welches Du vertheidigen, nicht an Dein Kind, welches Du zum König aufziehen sollst ...

— Ach! Philipp flieht mich!... Du siehst es, bei meinem Eintreten hat er sich entfernt, ohne einen Blick, ein Wort an mich zu richten.

Eine Thräne trat in die Augen Johanna's und rann langsam über ihre bleichen Wangen.

— Armes Kind! sagte ihre Mutter, deren Herz von Mitleid überfloß, Du bist wohl sehr krank!

— Es ist keine Krankheit, mein ganzes Leben fließt seit sechs Jahren so in Schmerz dahin ... Denn sechs Jahre sind es seit jenem Tage ... Ich saß in dem entlegensten Theile des Palastes, in dem Lilienwäldchen; ich betrachtete die schönen Blumen, welche im Schatten der grünen Eichen so herrlich blühten, ihr Duft verbreitete eine zugleich wonnige und grausame Trunkenheit ... Man brachte mir das Bild des Erz-

Anmuth und Schönheit, und ich blieb auf der Erde, ich, die ich von der Natur vernachläßigt und nur dem Herzen nach Deine Tochter war!... Jeder Blick, den ich in den Spiegel warf, der mir diese reizlosen Züge zeigte, diesen falben Teint, war mir ein tödtlicher Stich ins Herz. Ich schämte mich meines Ranges, dem das Schicksal meine Person wie einen bittern Spott gegenüber stellte. Ich war an den Stufen des Thrones geboren, und das Kind der ärmlichsten Hütte schien mir mehr geschaffen den Purpur zu tragen als ich! ... Das Herz blutete mir, wenn ich daran dachte, daß dieser schöne Prinz meinen Namen, meinen Rang, aber nicht mich selbst lieben würde! So begannen meine Qualen und der Himmel weiß, daß sie Wahrheit geworden sind!

— O, nicht diese marternden Gedanken! Du wirst bleicher als der Tod ...

— Mein Gott, Mutter, woran soll ich denn denken? Philipp hat mich nie geliebt. Das verlassene Weib hat, weil sie liebt, wenigstens einige Erinnerungen schöner Tage, bei denen ihre Seele weilt, aber ich — die Tage meiner Vergangenheit sind gleich Leichensteinen und tragen nur Inschriften des Todes.

— Hoffe noch.

— Ich glaubte durch das Uebermaß meiner Liebe, durch eine Unterwürfigkeit ohne Grenzen, durch ein ganzes zu seinen Knieen verbrachtes Leben Philipp's Herz zu rühren. Er hat die Anbetung, mit der ich ihn umgab, wie eben so viele Beeinträchtigungen seiner kalten Ruhe aufgenommen, und diese Leidenschaft, welche er nicht theilt, macht er mir zum Verbrechen.

— Unglückliches Kind!

— Das ist noch nicht Alles. Philipp, gegen mich gleichgültig, sollte zu Anderen Liebe fühlen. Ueberall habe ich diese Liebe sehen oder argwöhnen müssen, zittern, sobald er sich einem Weibe nahte, die Eifersucht kennen lernen, diese Marter aus Scham und Schmerz gemischt, die unaufhörlich daran erinnert, daß man unwürdig ist, geliebt zu werden, weil sie die schönere und reizendere Frau zeigt. Immer habe ich einen Vorwurf auf den Lippen tragen müssen für den, den ich anbetete, um den Ort umherirren, den er bewohnte, seine geringsten Bewegungen belauschen, seinen Schritten im Dunkel folgen, mich zu einem gehässigen Lauern erniedrigen, Demüthigung finden mit Verzweiflung... Sprich, Mutter, kann das nicht die Stirne erbleichen machen?

— Es ist ein tödtlicher Schmerz ... Und doch, Johanna, sagst Du mir in diesem Augenblick nicht Alles. Diese Leiden, die Du mir gestehst, machen sich Luft bei einer Mutter, diese Thränen können in den Busen einer Freundin fließen, und Du hast Kummer, den Du Aller Augen verbirgst, Thränen, die Du in ein finsteres Geheimniß hüllst ... Du schließest Dich ganze Tage einsam in Dein Betzimmer ein; man hört Dich seltsame Worte flüstern; bisweilen, wenn Du in die Kirche trittst, stehst Du plötzlich sinnend still und sinkst auf die Kniee, fern von dem königlichen Sitze; Du scheinst den Tag zu fliehen und man sieht Dich Nachts in der verfallenen Gallerie umherirren, die auf den Tajo geht, oder in dem Lilienwäldchen, das dem Frieden Deiner Seele so gefährlich ist.

— O Mutter, Mutter, frage mich nicht!... Ich habe Alles gestanden, was menschliche Lippen sprechen dürfen.

— Auch sollst Du nicht mir diese grausamen Geheimnisse anvertrauen, liebes Kind, aber Gott. Ich wollte Dich heute sehen, um Dich zu bitten, zu den Wohlthaten der Beichte bei der festesten Stütze der Gewissen, bei dem weisen Ximenes, Deine Zuflucht zu nehmen, dem lebenden Heiligen, der das Wunder vollbringen kann, Dich zu trösten und zu heilen.

Die Prinzessin von Kastilien unterbrach ihre Mutter lebhaft, die Hand nach den Höfen des Alcazar ausstreckend.

— Höre ich nicht, sagte sie, den Namen Philipp mit einer Handlung der Gnade zusammen nennen?

Isabella zog den Vorhang des Fensters auf.

— Ja, antwortete sie, es sind Mauren, welche einen ihrer Brüder in den Palast zurückführen, der heute im Amphitheater sterben sollte und dem der Prinz wahrscheinlich das Leben geschenkt hat.

Johanna blieb an das Fenster gebannt und lauschte auf den Namen, der genannt wurde. Bald sah sie unter dem Bogen des Säulengangs den Prinzen hervortreten, der sich mit einigen der flamländischen Edelleute, die seinen Hof bildeten, in die Gärten des Palastes begab. In sein Anschauen vertieft blieb sie stehen. (Fortsetzung folgt.)

Das Kabinet des Doktors Gall.

(Fortsetzung.)

Indem die Natur an die wiederholte Uebung eines jeden Organs einen eigenen Reiz knüpfte, scheint sie gewollt zu haben, daß jeder Mensch in der Sphäre seiner Fähigkeiten thätig seyn sollte. Daher ist es zu erklären, daß gewisse Individuen, trotz aller Hindernisse, in ihrer Neigung für eine Kunst beharrt haben. Gall versicherte, ihm seyen Fälle vorgekommen, wo Thätigkeiten, die mit Gewalt oder durch Willensstärke unterdrückt worden, sich dadurch gerächt hätten, daß sie auch die anderen gestört hätten. Die Melancholie ist die Folge einer leidenden natürlichen Anlage. Gall schrieb dem Mangel an freier Bewegung, der eine vorherrschende Neigung traf, die meisten Selbstmorde zu. Gall hatte einen Freund gehabt, der zum Dichter geboren war und der durch den Widerstand gegen diese natürliche Anlage zum Wahnsinn gebracht wurde.

Der philosophische Geist entspringt aus dem Sinne der Erscheinungen, welcher das Material liefert, aus dem der Vergleichung, welcher sie in Verbindung bringt, und aus der Fähigkeit, den Ursachen nachzuforschen. Gall hegte eine große Verehrung für den Kopf des Sokrates. Der Newton's verbindet mit großen reflektiven Fähigkeiten den Sinn der Beziehungen, des Raumes und der Zahlen.

Einige ausgezeichnete Mechaniker haben wegen des Constructions-Talentes eine Stelle in den Schränken gefunden. Man lachte darüber, daß Gall dieses Organ auch am Schädel einer Wiener Putzmacherin zeigte. Aber Gall, der immer ernst war, wenn seine Wissenschaft ins Spiel kam, erwiederte: „Wenn man vom Kopfe des Menschen die höheren Organe hinwegnimmt und denselben auf das Organ der Mechanik beschränkt, so wird dieselbe Fähigkeit, die, kombinirt mit der Reflexion und dem Sinn des Idealen, die Kirchen des Michel Angelo hervorgebracht haben würde, nur noch, wie bei den Thieren, Nester bauen. Nun setze man dieses Organ auf den Kopf einer Frau und bringe statt der höheren Fähigkeiten Eigenliebe und frivole Eitelkeit hinzu, so wird man ein Talent erhalten, welches geeignet ist zur Construction kleiner Dinge, zur Anfertigung von Spielereien, Hüten, Blumen."

Eine anonyme Maske endete die Reihe der Menschen mit besonderen Bestimmungen. Unter derselben liest man die Worte von Gall's Hand: „Naturforschender Arzt, welcher eine Reise um die Welt gemacht hat." Dieser Arzt ist der berühmte Gaymard. Gall hatte diesen Reise-Instinkt bei gewissen Vögeln angetroffen. Ein Kukuk hatte seine Gefangenschaft drei Monate hindurch mit ziemlicher Gleichgültigkeit ertragen. Als aber die Wanderzeit kam, bewegte er sich ängstlich im Käfige und verweigerte die Nahrung. Gall behauptete, daß dieser Trieb sich auch bei gewissen Menschen fände. Der

können, ohne sich persönlich beleidigt zu fühlen.

Zuweilen gesellt sich das Gefühl des Stolzes zum Organ der Zerstörung. Dann entsteht das, was man einen Mann der That nennt. Die Maske Georg Cadoudal's zeigt eine solche Combination. Unter derselben liest man: „Die Organe des Instinkts der Zerstörung, der Streitsucht, der List, der physischen Liebe und der Beziehungen des Raumes sind sehr entwickelt."

Der Stolz wird von der Phrenologie nicht unter die Todsünden gezählt. Wenn er sich in seinen Gränzen hält, so wird er der Hebel großer Thaten. Gall verband mit diesem Organ den Wetteifer, das Streben nach Autorität und Befehl, die Selbstachtung und das Gefühl seines Werths. Alle Staatsmänner, welche sich geboren glauben, um Andere zu beherrschen, haben einen hervorragenden Hinterkopf. Herr Thiers zeigt diese Eigenschaft in bemerkenswerthem Grade. Auf den Köpfen der Eroberer ist sie noch mehr ausgeprägt. Diesem anreizenden Organ schrieb Gall die unersättliche Ehrsucht, so wie die persönliche Richtung zu, welche viele große Männer den Ereignissen zu geben bemüht waren.

Wenn der Stolz mit großen geistigen Fähigkeiten zusammentrifft, so entsteht bei gewissen ausgezeichneten Menschen das Gefühl der Concentration und des Zurückgehens auf sich selbst, welches man den Egoismus des Genies nennen könnte. Solche Wesen erfüllen die Welt mit ihrer Individualität und ihrer Einsamkeit. Sie sind ernst, würdevoll und kalt. Diese Anlage kann man auf der Büste Georg Cuvier's entdecken. Wenn der Stolz aber mit mittelmäßigen Anlagen und Armuth zusammentrifft, so erzeugt er den Bettlerstolz. Broussais hat eine bedeutende Erhöhung dieses Organs auf dem Kopfe von Chodruc Duclos konstatirt. Gall hatte auch Beobachtungen über die Bildung des Gehirns bei verschiedenen Völkern angestellt; er hatte gefunden, daß das Organ des Stolzes bei den Spaniern mehr hervorspringt als bei den Engländern, und bei den Engländern mehr als bei den Franzosen.

... die rühmlichst bekannte Sängerin Fräulein Capitain, vom Frankfurter Stadttheater, in der Oper „die Jüdin" auf. Ihre schöne Stimme so wie ihr gefühlvolles ausgezeichnetes Spiel verschafften ihr den ungetheilten stürmischen Beifall des Publikums. Am Schlusse der Oper wurde die Sängerin hervorgerufen. Leider wird diese liebenswürdige Künstlerin außer dieser Gastrolle keine weiteren hier geben, sondern ihre Reise nach Hamburg schon heute Abend fortsetzen.

*** (Ein Calembourg.) Wie die Franzosen über alles Calembourgs machen müssen, so sagen sie jetzt nach dem Prozeß Caumartain, Dlle. Heinefetter habe bei dieser Geschichte vier Töne ihrer Scala verloren, nämlich la, mi, si und re (l'ami Sirey). (Allgem. Ztg.)

*** (Die unnatürliche Mutter.) Die Gräfin von Maurville ließ sich am 1. Januar 1794 nach kurzer Ehe von ihrem Gemahl scheiden und lebte lustig und in Freuden, si non caste tamen caute. Im November 1801 ward sie Mutter einer Tochter. Im Jahr 1815 nahm sie ihr Kind, ohne sich ihm als Mutter erkennen zu geben, unter dem Titel einer Gesellschafterin zu sich, schickte das Mädchen von Zeit zu Zeit zu ihrem von Paris entfernt wohnenden Bruder, einem Herrn von Ligrac, und empfahl ihr das Streben, einem der Söhne dieses Herrn zu gefallen. Eone (so hieß das Mädchen) gewann wirklich die Liebe eines ihrer Vettern, jedoch in allen Ehren; sie ward die Braut und später die Frau desselben. Zur Verheirathung bedurfte sie eines Geburtsscheins. Die Gräfin verschaffte ihr einen, welcher besagte, daß Augusta (dieser Name war der Eone Gauthier beigelegt) die eheliche Tochter unbekannter Eltern in Spanien sey. Der Zweck dieser Fälschung war aber nicht etwa Verheimlichung der unehelichen Geburt des Mädchens, sondern Entwendung einer Rente von viertausend Francs, welche der Vater dem Mädchen vermacht hatte. Eone ließ sich bereden, im Ueberschreibungsbureau des öffentlichen Schatzes ein Papier zu unterzeichnen, durch welches sie das Eigenthum der Rente auf die bisherige Nutznießerin, die Gräfin von Maurville, über-

Testament hervor. Sie hat ihre gesammte verfügbare Habe demjenigen ihrer Neffen vermacht, welcher sich am unbrüderlichsten gegen ihren Schwiegersohn gezeigt hat. Odilon und Eone von Ligrac haben nun das Testament angefochten.

⁂ (Sonderbares Gesetz) Neulich ward in Paris ein elfjähriger Knabe wegen Landstreicherei vor Gericht gestellt. Der Vater war ermittelt und sollte gleichfalls vor Gericht erscheinen, blieb aber aus. Das Kind, dessen Miene keine Bösartigkeit verrieth, antwortete mit Aengstlichkeit auf die Fragen des Richters, daß es vor den Mißhandlungen seines Vaters die Flucht ergriffen habe. Der Advokat des Königs fand diese Angabe so glaublich, daß er beauftragte, die Rückkehr des Kindes zu dem unnatürlichen Vater zu verhindern und Art. 66 des Strafgesetzbuches in Anwendung zu bringen. Laut diesem Artikel hat das Gericht verfügt, daß der kleine Eugen Méry, der bei mangelnder Unterscheidungsfähigkeit als schuldlos zu betrachten sey, vier Jahre in einem Zuchthaus zu verbleiben habe. Die Gazette des Tribunaux vom 17. Mai bemerkt hinzu: „Also wird ein armes Kind, gegen welches kein Tadel von früher her vorlag, auf vier Jahre eingesperrt, weil es einen schlechten Vater hat und diesem ist es durch seine Rohheit gelungen, seines Kindes los zu werden!“

⁂ (Ein mildes Urtheil.) Ein junges Mädchen zu Lombez ließ sich unter dem Versprechen der Ehe von ihrem Jugendgespielen verführen. Als sie auf Erfüllung der Zusage drang, erhielt sie Hohn zur Antwort. In der Verzweiflung lud Therese eine Pistole, wiederholte bewaffnet ihr Begehren und gab, da sie abermals zurückgewiesen ward, Feuer auf den Treulosen. Da sie aber ungeschickt geladen hatte, kam der Verführer mit einigen Schrotkörnern in der Haut des Arms davon. Das Gericht, in Betracht des von der Angeklagten erlittenen Unrechts, begnügte sich, sie in einen Frank Buße und in die Kosten zu verurtheilen.

⁂ (Valeat lex, pereat mundus.) Auf den Balearen herrscht solche Armuth, daß fast täglich ganze Familien nach Algier, Tunis und Tripoli auswandern. In Mahon, der Hauptstadt von Mallorca besteht der dritte Theil der Einwohner aus Bettlern. Mit Rücksicht hierauf erbot sich vor einigen Wochen der Befehlshaber des im dortigen Hafen ankernden amerikanischen Geschwaders, sein altes Zwieback an die Dürftigen zu überlassen. Der Stadtrath nahm dies Erbieten mit Dank an und bat den Zolldirector, die freie Einbringung des Zwiebacks zu gestatten. Der Director verweigerte es, und der Stadtrath schlug das Geschenk aus. Der Amerikaner ließ demnach am Morgen des 21. April das alte Zwieback ins Meer werfen. Die Stadtarmen, zeitig hiervon benachrichtigt, waren in Masse im Hafen erschienen, bemächtigten sich theils der vorhandenen Nachen, theils stürzten sie sich ins Wasser und suchten rudernd, watend oder schwimmend, die armseligen Bissen zu erschnappen. Der Befehlshaber der Festung erblickte hierin eine Verletzung der guten Ordnung und der Zollgesetze, rückte mit etlichen hundert Küstenwächtern und einer Abtheilung Fußvolk in den Hafen und trieb die Zwiebackfischer in die Stadt zurück.

⁂ (Strenges Bankerottgesetz.) Wer in England fallirt, hat vor einer Untersuchungscommission genaue Auskunft über seine bisherigen Geschäfte und über das, was er besitzt, zu geben. Auf Verschweigung oder Lüge bei dieser Aussage steht Todesstrafe. Ist seine Aussage richtig, findet sich aber, daß er Handlungsbücher oder Papiere, oder daß er Effecten im Werth von zwanzig Pfund bei Seite geschafft hat, so soll er zwei Stunden an die Pillory kommen und mit dem Ohr an einen Pfahl genagelt werden. (Die Pillory ist eine Bretterwand mit Löchern, aus welchen der Kopf und die Hände des Ausgestellten hervorsehen.)

⁂ (Die Cocosnuß.) Der Name Coco ist spanisch und bedeutet ursprünglich ein Schreckbild für Kinder, wie in Süddeutschland Butzemann. Er wurde der Palmennuß beigelegt, weil die ersten Entdecker an derselben Aehnlichkeit mit einer häßlichen Menschenlarve zu finden glaubten.

⁂ (Quacksalberei der Vorzeit.) Nichts ist wunderlicher als die Wundermittel, die man in alten Büchern angegeben findet. In einem Werk des Engländers Dr. Joh. Walker finden sich folgende Recepte. „Wider den Donner. — Grabe eine Wallroßhaut in die Erde, und es wird kein Donner an der Stelle einschlagen.“ Wider die Wassersucht. — Nimm eine Wasserschlange, binde ihr einen Strick an den Schwanz, hänge sie daran auf und stelle ein Gefäß voll Wasser unter. Was die Schlange aus dem Mund gehen läßt, wird binnen Kurzem ein Stein, der alles Wasser in dem Gefäß verzehrt. Nimm diesen Stein und binde ihn einem Wassersüchtigen auf den Leib; er wird alles Wasser herausziehen.

⁂ (Märtyrherzen.) Thatsachen, welche früher als Wunder berichtet, später als Trug bespöttelt wurden, erweisen sich zuweilen am Ende als Wahrheit. So sagt Hume, indem er den Tod Cranmers erzählt: „Es wird behauptet, daß, nachdem sein Körper von den Flammen verzehrt war, sein Herz sich unversehrt in der Asche fand, — ein Umstand, welcher, als Symbol seiner Standhaftigkeit, von den eifrigen Protestanten gern geglaubt ward.“ Hume hielt die Sache für eine Fabel und vermuthlich für eine Unmöglichkeit. Allein im vorigen Jahrhundert ist es mehrmals in England vorgekommen, daß die Leichen von Hingerichteten, welche Niemand für Märtyrer hielt, verbrannt wurden, und das Herz unversehrt blieb. Physiker finden die Erklärung davon in dem Stoff, der Form und der Lage des Herzens im Körper. Auch das Herz von Johann Huß blieb unversehrt und ward nachträglich besonders verbrannt.

⁂ (Komisches Pathos.) Herr M...., Verfasser des Werks über das 19. Jahrhundert und Menschenverbesserer, bewarb sich um die bescheidene Stelle eines Friedensrichters. Seine Frau legte großes Gewicht auf diese Stelle und schrieb in einem Brief, worin sie ihn drängte, seine Bewerbung mit Eifer fortzusetzen: „Ich sage Dir wie die Spartanerin ihrem Sohn, als sie ihm einen Schild zuschickte: Komme zurück entweder auf demselben oder unter demselben!“

⁂ (Schauspielereitelkeit.) Ein Operntänzer versicherte nur drei Personen in Europa zu kennen, welche des Prädicats: einzig würdig wären, nämlich Friedrich II., Voltaire und — sich. Aus Eitelkeit bediente der Hofschauspieler Brockmann in Wien sich des feingestoßenen Spiegelglases statt des Puders, bis er seine Haare einbüßte, und der Schauspieler Brückl in Petersburg ließ, wenn er den König Philipp in Don Carlos zu spielen hatte, sich einige Tage vorher von den Seinigen knieend bedienen. Baron, ein tragischer Schauspieler, behauptete, wenn man in einem Jahrhundert einen Cäsar erscheinen sehe, die Natur zwei Jahrhunderte brauche, um einen Schauspieler Baron hervorzubringen. Derselbe Narr trug eine Zeitlang Bedenken, einen ihm von Louis XIV. bewilligten Gnadengehalt anzunehmen, weil das Decret schlechthin gerichtet war: An den Michel Boyron genannt Baron. Ein anderer Schauspieler Namens Dufresne sprach nur sehr selten mit seinen Dienstleuten und nannte sie nur les malheureux.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Freitag, Nro

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des Fr

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften un wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die bessere dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilun Bedingungen beizufügen.

An die Lerche.

Von James Hogg, dem Ettrick Schäfer; deutsch von L. v. Ploennies

---

Vogel der wilden Flur,
Froh ohne Sorgenspur
Schwebst du dahin über Moorland und Haide!
Sinnbild des Glückes du,
Selig dein Ort der Ruh,
O bei dir dort zu wohnen wär' Freude!

Fröhlich dein Sang erklingt,
Wenn er durch Wolken dringt,
Stark durch die Kraft die ihm Liebe beschieden.
Flügel vom Thau benetzt,
Sag' wohin ziehst du jetzt?
Dein Lied ist im Himmel, dein Lieben hienieden.

Hoch über'm Quellenrand,
Hoch über Berg und Land
Streifst du den Purpur, den Herold der Sonne,
Streifest der Wolke Nacht,
Farbigen Bogens Pracht,
Melodischer Cherubim! tauch' dich in Wonne!

Und wenn der Abend naht,
Tief in der grünen Saat
Grüßt dich die Liebe auf blühender Haide!
Sinnbild des Glückes du,
Selig dein Ort der Ruh,
O bei dir dort zu leben wär' Freude!

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

II.

Die weiten Gärten des Alcazar, welche sich bis an den Tajo erstreckten, brannten in der ganzen Gluth des Tages; die Blumen, welche die Sonne unter der Wölbung des Laubwerks erreichte, welkten, ihren köstlichsten Duft spendend, dahin. Der Prinz und seine jungen Höflinge gingen langsam durch die langen Alleen und senkten den Kopf, um unter ihren großen von Federn beschatteten Hüten Schutz zu finden. Ein maurischer Sklave, in den brennenden Sand hingestreckt, em-

Fastenzeit macht, der nur eine Viertelstunde bei Tische sitzt, der nur zwei Gerichte ißt, der nur zweimal trinkt und zum Dessert Gebete zu sich nimmt, der den Mönch am Hofe spielt, während am Hofe die Mönche die Könige spielen.

— Vor allen Dingen aber denken wir, fuhr Egmont fort, daß wir unter Ferdinand, der die Manie hat, die Sarazenen, vollständig besiegt wie sie sind, noch ferner zu besiegen, die großen Thaten der Christenheit gegen den Halbmond wieder anfangen müßten, die jetzt abgeschmackt und selbst in Romanzen aus der Mode gekommen sind; wir würden nur schwache Nachahmer und Copien eines Gonsalvo, eines Mendoza, eines Padilla seyn; während wir unter Euren Gesetzen, Don Philipp, die Mauren und die veralteten Thaten unserer Väter in Frieden ruhen ließen und lieber die Civilisation benachbarter Länder als einen Winkel Landes zu erobern suchen würden.

— Der bessere Theil Spanien's denkt wie Du, Graf Egmont, antwortete der Prinz. Auch ist die Nation gegenwärtig in zwei Theile gespalten. Für Ferdinand alle die alten Soldaten, die mit ihm gekämpft haben, alle die Hidalgos, die Alles für Spanien gethan zu haben glauben, weil sie die zierlichen und ritterlichen Sitten der Mauren vertrieben und eiserne Gesetze, wollene Kleider, die Gewohnheiten des Lagers, die ganze Barbarei früherer Zeiten, mit Einschluß der wilden Thiere, welche einst das Land verheerten und welche die Inquisitoren vortrefflich darstellen, wieder einführten. Für mich die jungen Ritter, die Frauen, die Künstler, die Dichter, Alle, welche den Zauber des moralischen Lebens zu den Reizen des Klimas fügen, welche den Geist, die Anmuth, die zierlichen Vergnügungen der Höfe von Frankreich und Deutschland in ihr schönes Vaterland verpflanzen und die Muse des Nordens zur Herrschaft der Orangenwälder berufen möchten, Alle, welche glauben, daß Luxus, Feste und Liebe die besten Mittel sind, ein Volk zu civilisiren und die es gern übernehmen würden, es auf dieser Bahn zu leiten, Alle endlich, welche wie Du, mein lieber Egmont, schön und glänzend unter dem seidenen Wamms zu erscheinen trachten.

— Ein Wort Isabella's wird diese Zwistigkeiten beenden und das Geschick Spanien's entscheiden... Wir müssen hoffen, daß dieß Wort Euch günstig ist, denn sie betet ihre Tochter Johanna an und wird ihr das Königthum hinterlassen wollen, das Ihr dann mit ihr theilt.

— Isabella ist Königin und kann sich nicht der Wonne überlassen, Mutter zu seyn. Nur die Forderungen der Politik werden ihren Entschluß dictiren. Eine der ersten Bedingungen, welche ihre Wahl bestimmen, wird seyn, ob Frankreich Ferdinand oder mir seinen Beistand gewährt, und wir erwarten jeden Augenblick den Botschafter Ludwig's XII., der unser Geschick in dem Zipfel seines Mantels trägt.

— Heiliger Gott! Deßhalb also ist der alte König so liebenswürdig gegen die Botschafter Frankreich's! Er spricht fortwährend französisch, er trägt seinen Mantel auf französische Manier, er jagt den Hirsch in französischer Art, er würde auch auf Liebschaften ausgehen, um den Franzosen noch besser zu spielen, wenn ihn sein grauer Bart nicht hinderte, die Schmeichelei so weit zu treiben.

Bei diesen Worten verließen der Prinz und seine Vertrauten den Platz, wo sie bis dahin plaudernd verweilt hatten. In der Tiefe des Parks befand sich ein weites Dickigt grüner Eichen, wegen der zahlreichen Lilien, die am Fuße der großen Bäume blühten, das Lilienwäldchen geheißen.

Der Graf Egmont wollte hier Schatten suchen.

— O nein, sagte Philipp, während er indeß das dichte Gehölz mit Liebe betrachtete, nein, jetzt nicht. Das Lilienwäldchen ist nur des Nachts schön, wenn seine weißen Blumen sich auf dem dunklen Grunde im Sternenlichte abzeichnen und wenn die Nachtigall in seinen Zweigen singt.

Und sie gingen nach einem Pavillon, welcher in geringer Entfernung von dem Gehölze lag. (Fortsetzung folgt.)

Das Kabinet des Doktors Gall.

(Fortsetzung.)

Der Schrank, zu dem wir jetzt kommen, enthält die Schädel von Dieben und Mördern. Die Wölbung dieser Schädel gehört kaum noch menschlichen Wesen an. Diese Anlage, verbunden mit der gewaltigen Masse der Instinkte, welche im Hinterkopfe residiren, hat ihren Willen fortreißen müssen. Die Schädel aller dieser Verbrecher zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schädeln der Thiere, deren gemeine und gefräßige Neigungen sie theilen.

Gall fand auch auf dem Kopfe Heinrich's IV. eine bedeutende Entwickelung des Diebsorgans, und zur Bestätigung desselben führte er das Wort des Bearners an: „Wäre ich nicht König geworden, so würde ich gehängt worden seyn." Die Macht dieses Organs treibt nicht bloß zum Stehlen, sondern überhaupt zum Erwerben: man findet es bei allen Eroberern. Mit der Büste Heinrich's IV. verglich Gall die des Cartouche und anderer berühmten Diebe, bei denen das Diebsorgan nicht, wie beim Könige von Frankreich, mit den Gefühlen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit verbunden war. Cartouche fehlte es nicht an Verstand, wie sein Kopf zeigt, aber sein Verstand war beherrscht durch die List und die Begehrlichkeit. Unter diesen Köpfen befand sich auch der eines 15jährigen Diebes, bei dem das Stehlen ein chronischer Zustand geworden war. Seine Rückfälle waren so häufig, daß er zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurde. Gall besuchte ihn und erklärte ihn für unheilbar.

Gall stellte über die Schädel der gebornen Diebe eine Reihe sinnreicher Betrachtungen an. Es ist möglich, pflegte er zu sagen, daß Naturen, welche in dieser Beziehung vernachlässigt sind, sich nicht ihrem natürlichen Hange zum Diebstahl hingeben, wenn ihnen der Zufall eine günstige Stellung in der Gesellschaft verschafft. Das Organ, welches durch den Willen gefesselt wird, kann trotz seiner natürlichen Neigung von allen schmachvollen Handlungen abgehalten werden. Aber der Diebssinn findet sich auch zuweilen mit dem Wohlstande und bedeutenden geistigen Anlagen verbunden. Ein großer Musiker unserer Zeit macht sich solcher Diebstähle schuldig, welche der nachsichtsvolle Spurzheim bei reichen und anständigen Personen Zerstreuungen nennt.

Untermischt mit den Dieben erscheinen die bleichen Gestalten der Mörder. Gall pflegt hierbei immer auf die Abwesenheit der Organe, welche auf höhere Empfindungen hindeuten, aufmerksam zu machen. Das Verbrechen entspringt weniger aus einzelnen Neigungen als aus dem Gesammt-Charakter. Man darf nicht vergessen, pflegte Gall zu sagen, daß es den wilden und blutdürstigen Naturen möglich gewesen wäre, sich ihrem Zerstörungstriebe nicht hinzugeben, wenn sie durch edlere Anlagen abgelenkt worden wären.

Unternehmen wir jetzt eine Wanderung durch das düstere Gebiet des Lasters. Unter jedem dieser Schädel ist der Gedanke einer Missethat ausgebrütet worden, über welche sich die Natur entsetzt hat. Hier ist ein Schädel mit der Aufschrift: „ein Mensch, welcher an Melancholie litt, und der, nachdem er sich der Blutschande schuldig gemacht, den Gegenstand seiner rohen Begierde tödtete." Die ekelhafte Masse des kleinen Gehirns, welche nach Gall der Sitz der physischen Liebe ist, trifft hier mit einer merkwürdigen Ent-

wickelung des Mords-Organes zusammen. Ein anderer Sch
del gehört Varin. Dieser, der vom Dämon der Mordsu
verfolgt war, hatte mehr als einmal versucht, die Wuth d
Zerstörung gegen sich selbst zu kehren. Als er daran verhi
dert wurde, mordete er einen seiner Verwandten und zu
fleischte seinen Leichnam. Léger, der von der wilden Mela
cholie seiner Natur erfaßt wurde, floh in einen Wald. Hi
lebte er vom Wilde, das er erjagte und blutig verzehrte. E
nes Tages stürzte er auf ein junges Mädchen, schlang i
einen Strick um den Hals und schleifte sie in das Dickid
Nachdem er sie genothzüchtigt, verzehrte er ihre Reste. Di
ses menschliche Thier blieb drei Tage beim Leichnam, bis
durch das Geschrei der Raben vertrieben wurde. Als er gefra
wurde, weshalb er das junge Mädchen zerfleischt habe, antwort
er mit wilder Naivetät: „Ich habe ihr Blut getrunken, w
mich danach durstete."

Ferner sieht man die Büste von Papavoine, bei welch
die Wissenschaft selbst ihre Unzulänglichkeit eingestehen mu
Gall entdeckte in diesem Schädel nicht Organisation, welche d
Mördern eigenthümlich ist, und er mußte seine That einer Ve
standesverstörung zuschreiben. Von Lacenaire's Schädel hat
Gall keine Kenntniß mehr, aber derselbe diente seinen Schi
lern und Gegnern als Zankapfel. Der Sieg verblieb d
Phrenologen; denn neben mittelmäßigen geistigen Anlage
von denen Lacenaire unzweideutige Beweise gegeben, zei
sein Schädel die schlechtesten Neigungen und die zügellosest
Begierden. Vorherrschend war aber bei ihm die Eitelkeit. B
kanntlich war Lacenaire stolz auf seine Verbrechen.

Gall behauptete, daß der Charakter des Mörders, wie
auf seinem Schädel ausgeprägt sey, auch die Art der Au
führung bestimme. Das Organ der List, verbunden mit de
des Mordes, aber ohne das Organ des Muthes, erzeugt d
Giftmischer. Gall hat der Neigung zum Verhehlen, de
Geiste der Intrigue und der Verstellung einen besondere
Platz angewiesen. Auf den Köpfen gewisser Frauen ist di
ses Organ sehr stark ausgeprägt. Auf die Rechnung de
Organs der Zerstörung setzte auch Gall alle Handwerk
welche, wie das des Schlächters, die Uebung roher Kraft un
Blutvergießen erfordern. An diesem Orte des Gehirns fan
er auch das fiat lux der göttlichen Macht, die nach de Ma
stre nothwendig ist, um den Wundermenschen, den Henke
zu erfinden. Trifft diese Anlage mit religiösem Gefühl zusam
men, so entstehen blutdürstige Fanatiker. Gall zeigte die
Verbindung an der Büste Cromwell's. Verbindet sich diese
Trieb mit hohen geistigen Anlagen, so giebt er dem Geis
eine düstere und tragische Richtung. Als Beweis kann Sha
kespeare dienen, bei dem übrigens auch in Anschlag zu brin
gen ist, daß er der Sohn eines Schlächters war, und da
die charakteristischen Formen in der Familie forterben. Wen
man gegen diese Erklärung Einspruch that, so pflegte Ga
zu sagen: So Mancher, der vermöge dieses einzelnen Organ
ein Schlächter, Henker oder Mörder geworden wäre, kan
ein großer dramatischer Dichter werden, wenn das Gefüh
des Idealen und die Leidenschaft für das Schöne diesen Trie
in die Phantasie versetzen.

Gall lehrte, daß jedes der beiden Geschlechter sich in eine
festgeschlossenen Kreise von Gedanken und Empfindungen be
wege. Um seine Idee anschaulicher zu machen, zeigte er de
Kopf eines sechsjährigen Mädchens, welches seinem Brude
der noch in der Wiege lag, große Zärtlichkeit und Sorgsam
keit bewies. Gall verglich diesen Kopf mit dem eines Kna
ben von demselben Alter und zeigte, wie viel entwickelter da
Organ der Kinderliebe bei den Mädchen ist. Im Allgeme
nen ist die Gruppe der Organe, welche die Anhänglichkei
die Familie und die Ehe bezeichnen, entwickelter bei den Fraue
als bei den Männern. Wenn Gall auf den Köpfen junge

aus das wahre Meer sehen könnte in seiner unendlichen Ruhe oder in seinem prächtigen Zorn, mit seinem Gebrause und seiner feierlichen Stille, das wahre Meer, dem der Himmel und die Berge zum Rahmen dienen. Ich liebe die Maler, weil sie die Natur kennen und studiren, weil sie ihre Schönheit fühlen und lieben; aber die Malerei liebe ich nicht besonders. — Es ist sonderbar, daß der Mensch die Copie eines Baumes dem Baume selbst mit seinem Leben, seinen Blüthen, seinem Duft, seinen Vögeln und deren Gesang vorzieht. Ich bitte um die Erlaubniß einen entgegengesetzten Geschmack einzugestehen.

*** (Eine heroische Comödie.) Gegen Ende des Prozesses Ludwig's XVI. bildete eine Verhandlung aus Anlaß einer Comödie von Laya einen sonderbaren Zwischenfall. Der Stadtrath hatte die Aufführung derselben verboten, weil die Bergpartei darin lächerlich gemacht war. Die Gironde erlangte die Aufhebung des Verbots durch die Convention. Nach dem Sturz der Gironde mußte Laya sich verstecken. Danton, ein alter Freund von ihm, ging zu der Frau, bei welcher er verborgen war, und sagte: „Wenn Laya hier nicht sicher ist, so soll er zu mir kommen; da wird man ihn nicht suchen." — So erzählt Lucas in seiner neuerdings erschienenen philosophischen Geschichte des französischen Theaters, und macht dazu die erbauliche Bemerkung: Man kann die Comödie Laya's (l'Ami des lois) eine heroische nennen, wegen der Gefahren, der Laya sich damit aussetzte. — So schreiben die Franzosen ihre Geschichte. In Wahrheit kann man den Ami des lois nur ein Intriguenstück nennen, dessen Verfasser, auf die heimliche Freundschaft Danton's bauend, sich nicht träumen ließ, daß er ein Jahr später wegen seiner Comödie verfolgt werden könnte. Das Verbot von Seiten des Stadtraths war bei Abfassung des Stücks hauptsächlich beabsichtigt; es sollte Anlaß geben, erstlich die Verhandlung des großes Prozesses zu unterbrechen, und zweitens, dem Stadtrath wegen Mißbrauch seiner Amtsgewalt die Verfügung über die Nationalgarde zu entziehen. Von dieser Entziehung hing die Rettung Ludwig's XVI. ab. Der Ami des lois ist weder in ästhetischer Beziehung ein Meisterwerk, noch irgendwie heroisch; er nimmt aber eine Stelle ein in der Specialgeschichte der französischen Revolution.

*** (Saturnalien.) Der Ausdruck Saturnalien der französischen Revolution, den man hin und wieder gebraucht findet, paßt mit vollem Recht auf ein einaktiges Lustspiel, welches 1793 und 94 in Paris aufgeführt wurde. Diese plumpe Posse, betitelt: das jüngste Gericht der Könige, ist bezeichnend für die damalige Zeit. Der Verfasser, Sylvan Maréchal, ließ darin alle Könige Europa's, den Papst und die Zarin mitinbegriffen, auftreten, und von den Sanscülotten aller Nationen auf eine wüste Insel deportirt werden. Die Könige, mit Ketten beladen, gerathen in Streit und gebrauchen ihre Fesseln als Waffen gegen einander. Der Papst zankt sich mit Katharinen; diese schlägt mit ihrem Scepter, der Papst erwiedert mit seinem Bischofsstab, ergreift endlich seine Tiara und wirft damit der Kaiserin die Krone vom Kopf. Die Sanscülotten freuen sich hierüber königlich, und machen sich sodann einen weiteren Spaß damit, indem sie ihre Feinde hungern lassen. Dieser Spaß wird aber bald langweilig, und sie amüsiren sich damit, den Deportirten Zwieback zuzuwerfen. Endlich erbarmt sich die Mutter Natur. Ein feuerspeiender Berg öffnet sich und überschüttet mit seiner Lava die Gefangenen. — Witziger war ein anderes Stück, in welchem Theilnehmer der verunglückten Expedition von Lapeyrouse aus der Südsee zurückkehrten, und vor lauter Staunen nicht zu sich selber kamen über die Veränderungen, welche seit ihrer Abwesenheit eingetreten waren. Neben ihnen erschienen gewesene Marquis im Streit mit ihren Pächtern, Schneidern und Gläubigern, und nicht mehr wie früher befugt, dieselben zum Fenster hinaus zu werfen, worüber die Zurückgekehrten sich höchlich verwunderten.

*** (Spanische Carlisten in Frankreich.) Die Franzosen klagen, daß der Mißbrauch des Messers von Seiten der spanischen Flüchtlinge auf eine erschreckende Weise überhand nimmt. Kürzlich wurde in Rouen ein Kaufmann am Abend mit dem Worte: den Beutel oder das Leben! — angefallen und erhielt drei Schnitte mit einem Rasirmesser über Brust, Arm und Bauch, von denen der letztere, der am gefährlichsten hätte werden können, glücklicher Weise nur eine ansehnliche Fettlage zerschnitt. Der Angreifer war ein Spanier, der eine untergeordnete Anstellung bei der Heerverwaltung des Don Carlos gehabt hatte, von den Geistlichen zu Rouen bei einem Buchbinder in die Lehre gegeben war, und aus Verzweiflung über diese neue Stellung den Raub- und Mordanfall gemacht hat. — Zu Cette traten am 1. April, Abends 10 Uhr, zwei geflüchtete Carlisten in eine Wirthsstube, wo drei Polen ruhig Karten spielten, und brachen einen Streit vom Zaun mit der Aeußerung: „die Polen sind Schweine." Der eine Pole steht auf, faßt den Schimpfer beim Arm und heißt ihn seiner Wege gehen. Dieser stößt ihm sein Messer in den Leib. Die beiden andern Polen springen herzu und erhalten, der Eine zwei tödtliche Stiche in den Unterleib, der andere eine Wunde an der Hand. Der Wirth und seine Frau, welche abwehren wollten und ebenfalls mit Stichen bedroht wurden, ergriffen Stühle und schlugen so tapfer auf die Spanier los, daß diese das Feld räumten. Der nur leicht verwundete Pole verfolgte sie mit Hülfe der Polizei und verhaftete sie auf einer Fischerbarke im Hafen. Der eine Pole, Adamowski, starb nach wenigen Stunden; der andere Tschescholy nach zwei Tagen. Die Mörder, von denen der eine bereits vor zwei Jahren wegen Stechen zu einjähriger Haft verurtheilt worden war, erschienen am 17. Mai d. J. vor den Assisen zu Montpellier und wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verdammt. Gleichzeitig lag noch ein ähnlicher Fall zur Entscheidung vor.

*** (Anekdote.) Ein marktschreiender Modewaarenhändler schrieb stets über seine Annonce: „So etwas kommt nicht wieder!" Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kassa geleert, und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus einem Intelligenzblatt, mit dem Anfang seiner eigenen Annonce: „So etwas kommt nicht wieder." (Rheinland.)

*** (Orangenwein.) Ein spanisches Journal sagt, die Orangen seyen im vorigen Jahre so überreichlich gerathen und man habe so wenig gewußt, wie man sie absetzen solle, daß mehrere Landbesitzer sie zu Wein auskelterten, der von köstlichem Geschmack seyn und in der Blume dem Madeira gleichen soll. Man läßt den ausgedrückten Saft in Gährung übergehen gerade wie den Traubensaft, worauf man ihn ohne Beimischung von Alkohol oder Wasser in Fässer füllt. (Athenäum vom 13. Mai.)

*** Saphir wurde jüngst gefragt, warum die Buchhändler-Messe in Leipzig grade im Mai gehalten würde. „Weil in diesem Monat die Krebse anfangen gut zu werden," gab er zur Antwort. (Brem. Unt. Bl.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

III.

Sobald sich die Edelleute entfernt hatten, richtete sich der maurische Sklave von dem Fuße des Baumes auf, wo er geruht hatte und schaute ihnen mit wildem Blicke nach; ein Lächeln erhellte seine schwarzbraunen Züge. Er nahm einen Spaten und begann eifrig die Erde umzugraben in diesen Gärten, deren Besorgung ihm anvertraut war.

Die junge Maurin Olema stand vor ihm.

— Du arbeitest sehr eifrig, Ben-Zagal, sagte sie zu ihm.

— Weil ich eben eine schwere Bürde abgeschüttelt habe, den Grabstein, der mich heute decken sollte, und das macht mich leicht zur Arbeit. Eine Laune meiner Gebieter hatte mich zum Tode verurtheilt, eine andere Laune hat mich gerettet, und mit dem Leben fange ich meine Arbeit wieder an.

— Deine doppelte Arbeit als Sklave und als Befreier.

— Diese schönen Sycomoren, die ich hier pflanze, Olema, diese Bäume Afrika's sind die Mauren, welche wiederkehren, Besitz zu nehmen von dem Boden Spanien's. Ich werde sie mit meinem Schweiße begießen, mit meinem Blute, wenn es seyn muß, und ich hoffe, sie werden gedeihen.

— Unter den Stämmen Arabien's warst Du ein mächtiger Häuptling, Du hattest Dein Zelt am Ufer des Nils, die schönsten Frauen zu Deinen Füßen, die tapfersten Krieger zu Deinen Befehlen, zahlreiche Karavanen in der Wüste... Und Du hast Alles verlassen, um hierher zu kommen, an der Befreiung Spanien's, Deines ersten Vaterlandes, zu arbeiten. Um hierher zu kommen, hast Du Dich zu den Kriegsgefan- ... Und die Thoren

Wiege und vielleicht durch dasselbe Grab vereinigt?

— Ja, aber Natur und Erziehung haben eine so große Kluft zwischen uns geschaffen, daß ich immer fürchte, Du möchtest die Liebe eines Barbaren wie ich verschmähen. Wir sind alle Beide in Granada geboren und bis in unser sechszehntes Jahr dort zusammen geblieben. Wir liebten uns damals, wir spielten zusammen, wir tanzten und sangen zusammen im Schatten der Palmen bei dem Tone der Hoboen. Aber Deine Eltern blieben in der maurischen Hauptstadt während der sechs Jahre des Krieges, der um ihre Mauern tobte, die meinigen verzweifelten beim ersten Angriff an ihrer Rettung und flohen nach Afrika, der Wiege ihrer Jugend; mich nahmen sie mit sich in die Wüste. Du bist in dieser Stadt des Luxus und der Vergnügungen herangewachsen, wo Feste und Turniere mit den Kämpfen wechselten, wo die Jahrbücher des Krieges in Romanzen geschrieben wurden, wo die Besiegten unter den Marmortrümmern ruhten, die sie noch bewahrten und Nichts verloren zu haben glaubten, so lange Becher und Leier ihnen blieb; in dieser Stadt, wo die Schönheit größere Gewalt übte als Armeen, wo die Sieger hinter den niedergeschmetterten Mauern das Reich der Frauen, der Liebe, der Poesie noch zu besiegen fanden. Und von diesen in der ganzen Welt gefeierten Frauen warst Du die schönste und die reizendste geworden. Ich, ich bin in der Wüste aufgewachsen und meine Spiele waren die Jagd in den Savannen und das Tummeln im Flusse, meine Studien der Kampf mit Tigern und Löwen, meine Feste die abentheuernden Züge durch die unermeßliche Wüste, meine Concerte das Toben des Sturms in dem wirbelnden Staub. Und diese Spiele, diese Studien, diese Feste erwarben mir unter den rohen Männern des Landes den Namen Zagal's des Wilden... Was kann denn die Tochter Granada's und das Kind der Wüste vereinen?

jungen Araber ist der Geist das Herz, ist der Gedanke die Liebe... Man träumt lange, wo Nichts den Lauf der Zeit mißt. Wie oft, Olema, wenn eine weiße Wolke an dem glühenden Horizonte dahinzog, erblickte in Dein Bild in diesem feinen Dunst, die Strahlen der Sonne schienen meine Liebe, die Dich mit ihrer Gluth umhüllte; aber Du warst immer in meinem Himmel und nie in meinen Armen!... Eines Tages vernahm ich, daß Granada besiegt sey und Du Sklavin; und noch an demselben Tage machte ich mich auf, um in mein Heimathland und zu Dir zurückzukehren. Ich gesellte mich zu den Gefangenen, welche die Spanier so eben in der Sierra gemacht... Ach, ihre Zahl war zu groß, als daß man einen mehr hätte bemerken können.

— O, wer unter den glorreichen Söhnen Mahomed's hat je so viel gethan als Du!

— Mein ganzer Wunsch ging dahin, in diesen Palast zu gelangen. Glücklicherweise verstehen unsere kriegerischen Häuptlinge die Kunst, heilende Kräuter zu ziehen, denn Gott, um das Blut zu sühnen, welches sie vergießen, will, daß sie das Mittel besitzen, die Wunden zu schließen, und diese Kenntniß hat mich in diese Gärten geführt.

— Und Du bewohnst jetzt eine Hütte im Schatten des Palastes Deiner Vorfahren.

— Ich habe dort meinen kostbarsten Schatz verwahrt, mein gutes Roß Koraïm, welches mich mit schmeichelnden Blicken ansieht und den Verlust der Freiheit nicht zu beklagen scheint, um nicht seinen Gebieter zu betrüben.

— Und jeden Morgen, bevor die Sonne sich erhebt, gehst Du aus, den Blick Gottes aufzufangen und zu ihm zu flehen, während die Tyrannei noch schlummert; Du arbeitest bis zum Abend, um mit Blumen den Boden zu schmücken, welchen der Fuß des Usurpators tritt, Du gräbst die Erde um, Du holst das Wasser aus den Cisternen, um ihnen frischeren und wonnigeren Schatten zu schaffen.

— Die Hoffnung auf Rache hält mich aufrecht.

— Der Augenblick naht, wo sie sich erfüllen wird. Isabella hat nur noch wenige Tage zu leben.

— Und aus der Unterhaltung des Erzherzogs Philipp und seiner Höflinge, welche in meiner Gegenwart plauderten wie bei einer im Grase ruhenden afrikanischen Schlange, zu schließen, so wird ihre Königin den Thron an Johanna von Kastilien und ihren Gemahl übergeben. Dieser junge Prinz, der alle Vorsicht verschmäht und unter den Vergnügungen des Geistes und der Sinne schlummert, wird seine Wälle in dem Sturm unserer Brüder verlieren, die seit sechs Jahren, in die Alpuxarras geflüchtet, ihre Säbel an dem weißen Felsen dieser Berge wetzen ... Könnte ich nur einen Geleitsbrief erlangen, der mir gestattete, durch Kastilien zu kommen! Dann her zu mir, mein treuer Koraïm und trage mich in diese unzugänglichen Berge, daß ich die Meinigen versammle und an ihrer Spitze wiederkehre, dieses theure Land wieder zu erobern, von seinem Boden diesen spanischen Palast zu vertilgen, der ihn entehrt, seine Gebieter zu erdolchen und unter ihren blutigen Leichen Olema an mein Herz zu drücken.

Ein innerer Schauder erfaßte bei diesen Worten das junge Mädchen, aber ihre Züge in ihrer stolzen Unbeweglichkeit verriethen Nichts. Mit kaum veränderter Stimme sprach sie zu Ben-Zagal:

— Gut, mein Bruder. Du wirst mich am Tage der Rache immer Deiner würdig finden.

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Mauren langsam unter das Dach einer Allee von Hagebuchen getreten. Das Laubwerk war hier gelichtet und eine bogenförmige Oeffnung zeigte ihnen den Pavillon, in welchem Philipp und sein Gefolge sich niedergelassen hatten. In tiefer Erregung standen sie still. (Fortsetzung folgt.)

Das Kabinet des Doktors Gall.

(Schluß.)

Eine sehr auffallende Bemerkung, welche Gall und Spurzheim gemacht haben, ist die, daß die Verbindungen zwischen Individuen zweier Geschlechter sich fast immer auf eine Aehnlichkeit der Kopfbildung gründen. Brüder und Schwestern, welche Neigung zu einander haben und gern beisammen sind, zeigen immer eine sehr entschiedene Aehnlichkeit der Kopfform. Diese Beobachtung hat man auch auf Liebesverhältnisse ausgedehnt; und wenn diese natürlich sind und längere Zeit gedauert haben, so hat man immer gefunden, daß sie auf einer Uebereinstimmung der Neigungen beruhen, welche sich auf der knochigen Bedeckung des Gehirns ausspricht. Der Schädel Heloisens, der aus dem Museum der Augustiner in die Sammlung Gall's übergegangen ist, zeigt Züge der Analogie mit dem Abailard's, welche man als die Fraternität der Liebe erklären könnte. Vor Gall hatte man geglaubt, daß die Liebe aus Kontrasten entspringe; er aber hat gezeigt, daß die Verschiedenheit der Geschlechter die ähnlichen Formen hinlänglich modifizire, um alle Monotonie auszuschließen.

Gall's Indiscretionen erstreckten sich zuweilen auf die Sitten früherer Freunde und Bekannten. Er zeigte die Maske eines Sprachlehrers, den er als Beispiel eines schlüpfrigen Temperaments anführte. Diese Maske pflegte er des Gegensatzes wegen mit der eines ihm bekannten Arztes zu vergleichen, der sich durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnete. Bei diesem wies er nach, daß die schwache Entwickelung des kleinen Gehirns, welches der Sitz der erotischen Neigungen ist, der Grund seiner ungewöhnlichen Antipathie gegen die Frauen war. Diese Abneigung war so stark, daß er eines Tages beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als ihn eine Dame umarmen wollte.

Einer ähnlichen Anlage schrieb Gall die Züge der Enthaltsamkeit und Keuschheit zu, welche man im Leben der Heiligen findet. „Ist es wohl zu verwundern," pflegte er zu schließen, „daß Thomas A. Kempis, in dessen Bildung ich dieselbe Anlage finde, sich mit einem Brande bewaffnete, um ein junges reizendes Mädchen von sich abzuwehren?" Solche Individuen pflegte Gall Wesen zu nennen, die als Eunuchen aus dem Schoße ihrer Mutter hervorgegangen seyen. Die Abwesenheit der physischen Liebe bemerkt man auch auf dem Schädel eines Weibes. Und welches Weibes? Eines Freudenmädchens! Unter demselben liest man die Worte: „Die entwickeltsten Organe an diesem Kopfe sind die, aus welchen ein eitler und habgieriger Charakter hervorgeht, zwei Empfindungen, welche Frauen ohne Bildung zu großen Verirrungen führen." Broussais stellt den Satz auf, daß bei allen Frauen, welche sich ihre Gunstbezeugungen bezahlen lassen, das Organ der Wollust sehr wenig ausgebildet ist. Wenn daher Lelia's Schwester ihr den Rath giebt, Courtisane zu werden, und Lelia antwortet: „Ich habe keine Sinne," so sagt sie das Gegentheil von dem, was sie sagen sollte. Der Mangel an Sinnlichkeit ist die erste Bedingung zur Courtisane.

Die Bildung jenes weiberfeindlichen Doktors stellt mit einigen leichten Modificationen auch den Schädel eines Französischen Emigranten, des Abbé Laclôture, dar, der sich in Wien durch seine Galanterie bemerklich machte. Gall hatte ihn gekannt und stellte ihn als Muster der Französischen petits maitres hin. Selbst an weiblichen Handarbeiten fand derselbe Gefallen und erlangte eine große Geschicklichkeit darin. Sein Kopf zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem eines Weibes; das Organ der Liebe fehlt, wogegen das der Eitelkeit sehr stark entwickelt ist. Uebrigens gestand auch der Abbé Laclôture selbst, daß er sich begnüge, den Frauen den Hof zu

machen, und daß er keine anderen Wünsche hege. Findet s
diese Anlage bei jungen, vorsichtigen und listigen Schönen,
entsteht die Koketterie. Auf den Bildern Piron's und Mi
beau's findet sich das Organ der physischen Liebe sehr au
geprägt.

Auch die mimische Nachahmung hat ein besonderes Orga
wenn diese mit einer mächtigen und zum Düstern hinneige
den Anlage verbunden ist, so entstehen die großen Tragödie
spieler. Diese Anlage ist sehr bemerkbar auf der schönen Sti
der Mlle. Rachel. Dieses Organ fand Gall verbunden n
dem religiösen Sinne auf dem Schädel eines Predigers, d
durch sein oratorisches Talent ausgezeichnet war. Verbund
mit dem Organe der Streitsucht und der Heftigkeit zeigte
das Organ der Religion auf dem Kopfe eines Predigers, d
beständig mit dem göttlichen Strafgerichte drohte. Ein and
rer, bei dem der Sinn der Vergleichungen sehr ausgebilt
war, sprach nur in Parabeln. Dies veranlaßte Gall, zu s
gen, daß wir Gott durch unsere Organe wie durch eine Bri
anschauen. Auch wies er jedem Organ eine besondere Sprac
zu. Schriftsteller, bei denen der Stolz sehr entwickelt i
schieben immer ihre Persönlichkeit vor. Sie sagen ich. Di
welche eitel sind, suchen die Koketterie und Affectation d
Worte. Gall unterschied nämlich sehr scharf zwischen Sto
und Eitelkeit. Stolz ist das Streben, sich selbst, Eitelkeit d
Wunsch, Anderen zu gefallen. Ist die letztere Empfindun
vorherrschend, so führt sie zu manierirten Formen. Auch so
sie Höflinge und Courtisanen hervorbringen. Der unbeschränk
Stolz hat nicht minder schädliche Folgen; wir führen hi
Broussais an, der einen Staatsmann der Gegenwart folge
dermaßen charakterisirte: „Die Festigkeit ist bei ihm mit eine
empörenden Selbstgefühl verbunden, während die Eitelkeit sel
herabgedrückt ist. Das beste Korrektiv einer so nachtheilige
Combination würde eine angemessene Entwickelung der Eite
keit seyn, d. h. des Wunsches, den Beifall der Anderen z
erhalten. Solche Menschen sind der Macht gefährlich, thei
weil sie unaufhörlich nach der Herrschaft streben, theils we
sie die Gewalt in persönlichen Kämpfen kompromittiren." D
Stolz, verbunden mit der Eitelkeit bringt den servilen Eh
geiz hervor.

Es bleibt uns hier nur noch der Schrank der Cretins un
der Blödsinnigen. Von diesen finden wir schöne Exemplar
Dieser enge, oben zusammengedrückte Schädel von konisch
Form gehört einem vierzehnjährigen Mädchen an, das Spur
heim zu Cork in Irland entdeckte. Sie hatte den Gebrau
der äußeren Sinne, erkannte diejenigen, welche sich ihr häufi
nahten, liebkoste diejenigen, welche sich ihrer annahmen, fürch
tete Schläge, konnte aber nicht sprechen. Man kann diese
und andere Schädel mit dem eines Bacon, eines Descarte
eines Göthe vergleichen. Während bei jenen die Linien de
Stirn eine geneigte Fläche bilden, sieht man sie bei diese
großen Männern stolz und erhaben aufsteigen. Unter de
Schädeln der Blödsinnigen findet man auch einige, die übe
die Gebühr aufgeschwellt sind; diese enthielten aber nu
Wasser.

Gall behauptete, daß das Organ der Poesie, verbunde
mit dem des Wunderbaren, dem Irrthum Tasso's seinen be
sonderen Charakter verliehen habe; in seinen Wahnsinnsan
fällen soll der Dichter seine schönsten Verse gemacht haben
Gall fügte hinzu, daß, da das Gehirn in allen seinen Orga
nen doppelt sey, Jemand sehr gut auf der einen Seite ver
rückt, auf der anderen vernünftig genug seyn könne, um sei
nen Wahnsinn zu beobachten. Er führte hier das Beispie
Blaise Pascal's an. Gall hatte einen Kranken behandelt, de
auf der linken Seite Beleidigungen zu hören glaubte, die ma
ihm zurief; auf der rechten Seite sah er dagegen ein, da
dies ein Wahn sey. Einen Freund Gall's vermissen wir i

Amme.

O hört mich,
Lucrezia; Ihr habt es nicht vergessen,
Daß ich Euch lang getragen auf den Armen;
Die Mutter starb, Ihr waret kaum geboren;
Ich gab Euch meine Milch, der Herr gebot es,
Ich blieb bei Euch und segnete das Schicksal,
Als es in's Bett des Collatin Euch führte.
D'rum hört mich an: Laßt Eure Sklavinnen,
Fortan für Euren Gatten Kleider spinnen,
Und wachen bis der Sang des Vogels tönt,
Deß heil'ge Stimme uns den Tag verkündet.
Doch Ihr, mein theures Kind, laßt ab vom Spinnen,
Habt Ihr geruht, geht's flinker von der Hand,
Dem Faden folgend, den der Finger dreht,
Stumpfst sich das Aug' das stets gesenkte, ab.
Zerstreut Euch, und thut wie and're Frauen:
Es mag Musik und Tanz zuweilen Euch
Zum öden Heerd' die Freude wieder führen.

Lucrezia.

Mein Gatte ficht für Rom, als tapf'rer Krieger,
Wie er als Mann, so handle ich als Frau,
Ein jeder von uns Beiden hat sein Amt;
Mit seinem Schwert muß Er den König schützen,
Und den Soldaten gutes Beispiel geben,
Geringer ist mein Amt, doch gleich die Pflicht.
Zu Haus befehle ich, wie Er im Felde,
Und meinem Range gleich sey meine Tugend.
Die Tugend aber, die der Hausfrau ziemt,
Ist, daß die Nadel sie zu führen wisse,
Und emsig stets an ihrem Rocken sitze,
Für jede Jahreszeit das Kleid zu spinnen,
Auf daß der Krieger, kehrt er einst zurück,
Zu Haus ein weiß Gewand bereitet finde,
Den Göttern dankend, daß ein sorgsam Weib
Ihn an der Schwelle liebevoll empfange.
Hat sich ihr Herr entfernt, muß um so strenger
Sie wachen, daß im Hause Alles schweige.

Amme.

Der strenge Eifer führet Euch zu weit:
Unschuldig ist die Freud' in Eurem Alter,
So lang die Götter uns die Jugend lassen,
Ist's weise, daß den flücht'gen Gast wir feiern.
Und welche Blöße kann's dem Leumund geben?
Was schadet uns ein unverdient Gerücht?
Die Ehre hängt nicht ab von einer Laune:
Ist rein das Herz nur, das genügt.

Lucrezia.

Nein, Amme,
Es reicht nicht hin, die Sittsamkeit zu achten,
Und tief im Herzen blos sie zu verehren;
Man muß vor aller Welt ihr Zeugniß geben,
Und sittsam seyn, wer wahrhaft keusch seyn will.
Nach diesem Ziel muß Alles aber streben,
D'rum, wer Verdacht erregt, hat schon gesündigt.

Amme.

Nun wohl, so bleibt geschieden von der Welt,
Und scheucht die Freude von der öden Schwelle,
Doch kürzt die Ruh' Euch nicht durch harte Arbeit,
Der Schlaf erhält die Schönheit des Gesichtes,
Das Wachen drückt ihm seine Spuren auf.
Nehmt Euch in Acht, daß kehrt der Gatte heim,
Sein erster Blick Euch minder schön nicht finde,
Als da er schied.

Lucrezia.

Vergebens mahnst Du mich;
Mich zog die Aeltermutter auf, ich bleibe
Den Sitten treu, die ich von ihr erhielt,
Zu ihrer Zeit, da ging der Frauen Trachten
Allein dahin, dem Haushalt vorzustehen,
Damit zum Lohn auf ihrem Grab man läse:
„Sie blieb zu Haus und spann an ihrem Rocken,"
Es stärkt den Geist der Hände reger Fleiß,
Im Müßiggange schläft die Tugend ein.
Durch Arbeit mag vielleicht die Schönheit leiden,
Doch makellos wird meine Ehre strahlen;
Und muß ich wählen, nun, so steht die Falte
Der Stirne besser, als die Schmach dem Ruf.
Genug, die Zeit verstreicht mit solchen Reden,
Wo sich die Zunge regt, da ruh'n die Hände,
Vollenden wir das Werk u. s. w.

Tabletten.

*** (Rhetorik.) Der National ist sehr ungehalten über die Redensarten, welche die Eröffnung der Rouener Eisenbahn hervorgerufen hat. Dem Journal des Débats wirft er den Ausruf vor: „Der Ocean ist ein französischer See!" Noch weniger aber ist er mit der Rhetorik seines ehemaligen Freundes Ad. Thibaudeau zufrieden. Thibaudeau, (so erzählt er) erhielt aus den Händen des Herzogs von Nemours das Ehrenkreuz für sich und für den Ingenieur Locke. Er war dermaßen gerührt, daß er, indem er das Kreuz dem englischen Ingenieur an die Brust heftete, unter Thränen sagte: „Wenn ich decorirt bin, so verdanke ich es ihm!" Beim Begräbniß Carrel's hatte Thibaudeau unter Thränen gesagt: „Wenn ich etwas bin, so verdank' ich es ihm!" Man sollte, meint der National, doch zweierlei Redensarten haben, um so ganz verschiedene Empfindungen auszudrücken. — Sonderbare rhetorische Vorschrift! Thibaudeau war gerührt beim Begräbniß Carrel's und war gerührt beim Empfang des Kreuzes. Die Empfindung war dieselbe; warum verschiedene Redensarten?

*** (Zeitsinn bei Hunden.) Daß Hunde oft einen sehr entwickelten Ortssinn haben, ist bekannt. Neuerlich versichert aber ein Engländer, daß sie auch die Wochentage zu unterscheiden wissen. Sein Großvater hatte einen, der regelmäßig jeden Samstag vom Landgut in die Stadt lief, um an den Fleischbänken zu schmausen. Ein Bekannter von ihm kaufte einem Irländer einen Hund ab. Dieser Hund war kein Kostverächter; aber am Freitag aß er nie etwas, weil sein Herr ihn an diesem Tag ans Fasten gewöhnt hatte.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 3. Juni: Ueber des Herrn v. Drieberg Beweisführung, daß die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch sey.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

(Fortsetzung.)

Der Pavillon hatte eine Façade von weißem mit Schnitzwerk verzierten Marmor und einen leichten Balkon, um dessen schlanke Säulen Jasmin, Reben und wilde Rosen rankten. Hinter diesem kleinen Gebäude erhob sich eine alte halb verfallene und grau angestrichene maurische Gallerie, welche den Park an dieser Stelle begrenzte und deren andere Seite auf den Tajo ging, dessen wilde Gewässer zwischen den Felsen dahinbraus'ten.

Unter den Bogen der alten Gallerie sah man von Zeit zu Zeit eine düstere Gestalt langsamen und träumerischen Schrittes dahin wandeln. In der Tiefe des offenen Pavillons lag, zwischen dem Grafen Egmont und dem Herzog von Montfort, Philipp auf einem Ruhebett, die andern flamländischen Edelleute hatten sich hier und dort auf die Polster gestreckt. Es waren Früchte in Eis aufgetragen, kleine Zuckerbrödchen von Malaga und alle jene geistigen Getränke, die unter dem Namen von Erfrischungen das Hirn erhitzen. Die jungen Leute hatten jede politische Beschäftigung bei Seite gelegt, sie sangen im Chor die Lieder der Barden des Nordens, mit welchen sie einst in Schlummer gewiegt waren.

Olema und Ben-Zagal standen fest gebannt an ihrem Platze, hinter den Zweigen der Bäume versteckt; ihre Blicke tauchten in das Innere dieses reizenden Aufenthalts und mit bitterer Theilnahme betrachteten sie das Schauspiel, das sich ihnen darbot.

berauschender zu machen... Er hat kaum noch Kraft genug, ihn zu erheben... Er stützt sich auf die Schulter eines seiner Höflinge, der eben so berauscht ist als er... Seine Kavaliere singen ein Rundlied... aber ihre Stimmen werden schwächer, die Theorbe entsinkt ihren Händen ... ihre Augen schließen sich in der Trunkenheit!... Ruhm sey Gott! Das Schwert der Mauren wird bald fertig werden mit solchen Feinden.

— Und jetzt sieh hinter dem Pavillon in jener düsteren und halb verfallenen Gallerie das traurige Gespenst, welches sich über eine zerbrochene Säule neigt: es ist Johanna, es ist die Königin, welche bald über Kastilien herrscht. Von einer seltsamen Seelenkrankheit befallen, verzehrt sie sich in Trauer, wie Philipp im Vergnügen; sie betet, sie seufzt, sie weint, statt daran zu denken zu regieren. Dieser Schatten einer Herrscherin wird den Thron nicht vertheidigen können.

— O, möge der Himmel Spanien bald solche Gebieter geben und Spanien ist unser!

Ben-Zagal erhob seine Hand in einer raschen Bewegung und verschob dadurch die Zweige, welche ihn verbargen. Der Graf Egmont, welcher wankenden Hauptes auf den Balkon getreten war, bemerkte ihn und winkte ihm herbei.

— Komm, sagte er, wenn Du es bist, der diesen Garten pflegt, so ist hier ein Goldstück für die trefflichen Ananas, die Du uns gezogen hast.

Der Sklave trat heran und nahm das Goldstück des Edelmannes.

— Sie würde unterwegs vertrocknen. Ich allein kenne das Geheimniß, sie frisch zu erhalten.

— So geh denn morgen hin und hole sie. Liebenswürdiger Prinz, fügte der junge Graf hinzu und wandte sich an Philipp, gebt diesem Araber einen Geleitsbrief, damit er uns die köstliche Frucht verschaffe, die so herrliche Träume giebt. Wir möchten wissen, ob es schönere Träume giebt, als die Wirklichkeit, die man bei Euch kostet.

— Narr! versetzte der Erzherzog, soll ich diesem Gefangenen einen Geleitsbrief geben, damit er zu den Seinigen zurückkehrt!

— Er kommt wieder, davon bin ich überzeugt. Diese Mauren lieben Spanien in dem Maaße, daß sie häufig die Sklaverei auf spanischem Boden der Freiheit im Exil vorziehen.

Der Prinz unterschrieb nachläßig das Papier, welches sein Günstling ihm vorlegte, aber er bemerkte doch:

— Du giebst sehr leichtsinnig einen Sklaven hin, Egmont.

— Pah, mein Prinz, das ist eben kein so kostbares Ding; in allen feindlichen Armeen giebt es Stoff dazu in Menge und unsere Schwerter sollen sie Euch bald bei Dutzenden liefern.

Dann beugte sich der Edelmann über den Balkon, warf Ben-Zagal den Geleitsbrief hin und sagte:

— Siehst Du, Maure, wenn Du uns die Frucht bringst, von der Du sprichst, und wenn sie so ist, wie Du sagst, so wollen wir Dich frei und reich machen, während Du, wenn Du in dem Lande der Cypressen und der Felsen bleibst, nur Freiheit und Elend findest.

Ben-Zagal nahm den Geleitsbrief, faßte ihn mit convulsivisch zitternder Hand, sprang drei Schritte zurück, schleuderte einen furchtbaren Blick auf den Prinzen und seinen Hof, und sprach, das Papier hoch über seinem Haupte schwenkend:

— Ich kehre zurück! (Fortsetzung folgt.)

Das heilige Grab am Euphrat.

Das Dampfboot (erzählt der Arzt der Euphratexpedition) hatte auf der Rückfahrt eben die chaldäischen Marschgegenden hinter sich. Die Ufer wurden allmählig höher und nach langer Zeit erblickten wir einmal wieder auf dem linken Ufer ein Gehölz. Es bestand aus zwei Hainen, in deren Zwischenraume sich eine viereckige Schanze erhob. Hinter dem nördlichen Hain lag ein Araberdorf. Oberst Chesney ließ das Boot beilegen und sandte einige Mannschaft in diesen Hain, um Holz zu schlagen.

Wie ich bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, nahm ich meine Vogelflinte und schlenderte in das Gehölz, um auf Vögel und andere naturhistorische Gegenstände Jagd zu machen. Ich nahm meinen Weg in den südlichen Hain. Eine solche Menge von Wild war mir noch nie vorgekommen, wie in diesem Wäldchen. Fast mit jedem Schritt jagte ich den schönen Francolin auf, der, den Schwanz und einen schwarzen Ring um den Hals abgerechnet, unserm Fasan gleicht. Wildschweine, Schakale und Hyänen schienen sich aus der ganzen weiten Umgegend in dem Hain versammelt zu haben. Am meisten zog meine Aufmerksamkeit ein großer Wolf auf sich, der, anstatt aus der Schußweite zu fliehen, stehen blieb und mich anstarrte, als wollte er mir das Weitergehen wehren. Als ich indeß näher kam, trabte er hundert Schritte fort und stand dann wieder still. Indem ich ihm so immer nachging, kam ich ins offene Feld und schöpfte die Vermuthung, daß das Thier mich von seinem Lager und seinen Jungen habe abziehen wollen. In dem Augenblick, wo ich in das Gehölz zurückkehren wollte, vernahm ich vom Dorf her ein Angstgeschrei und erblickte einen Haufen Weiber und Kinder auf der Flucht vom Dorf her in den nördlichen Hain.

Mein erster Gedanke war, daß ein Löwe ins Dorf eingebrochen sey. Ich wandte meine Schritte nach den Flüchtlingen hin. Ehe ich sie erreichte, vernahm ich das Zischen einer Rakete und verschiedene Schüsse. Hieraus konnte ich abnehmen, daß Feindseligkeiten zwischen uns und den Dorfbewohnern ausgebrochen waren. Meine Sicherheit und meine Amtspflicht erheischten, daß ich schleunigst das Schiff zu erreichen suchte. Der gerade Weg führte mich an dem Dorf vorbei. So gefährlich derselbe zu seyn schien, so zog ich ihn doch einem Umweg durch das südliche Gehölz vor, welcher mir das Ansehen eines furchtsamen Wegschleichers gegeben hätte. In der Nähe des Dorfs angelangt, erblickte ich in einer Entfernung von hundert Schritten eine Gruppe bewaffneter Araber. Sie faßten mich scharf ins Auge, ließen mich aber unbelästigt fürbaß gehen, vermuthlich, weil sie mich als unbetheiligt bei dem Streit ansahen.

Meinen Weg durch den Zwischenraum zwischen beiden Wäldchen fortsetzend, gelangte ich an die Schanze. Lieutenant Murphy, welcher sich anfangs hierher verfügt hatte, um astronomische Beobachtungen anzustellen, war eben mit mehreren Soldaten beschäftigt, auf dem nordöstlichen Winkel der Schanze, welchen das Dorf beherrschte, ein Raketenrohr zu richten. Ich fragte ihn, was das bedeute, und erhielt die Antwort: „in dem Hain sey ein heiliger Scheik begraben, und die Araber betrachteten das Holzfällen an diesem Ort als eine Entweihung.

Ich eilte auf das Schiff, holte aus dem Raum meine Instrumente hervor und begab mich auf das Hinterdeck, wo sechs Matrosen beschäftigt waren, die Drehbassen der Steuerbordseite zu richten, während alle übrige Mannschaft sich auf dem Vorderschiff zusammendrängte. Ich sah, wie die Araber, in Waffen vor dem Dorf versammelt, sich herumtummelten, ihre Flinten und Streitäxte über den Köpfen schwingend, und hörte eine Art von Gesang und Ausrufungen, von welchen ich die Worte: „Unser heiliger Prophet — die Bärte unserer Väter — die Tugend unserer Mütter, — unser unüberwundener Name — ihr unreinen Hunde!“ und ähnliche Complimente verstand. Von allen Seiten eilten Bewaffnete aus der Nachbarschaft herbei. Selbst von dem rechten Ufer oberhalb und unterhalb unseres Bootes kamen welche herübergeschwommen über den Fluß, der hier 700 Schritte breit ist.

In der Hoffnung, die Araber einzuschüchtern, hatte der Oberst etliche Raketen von dem Boot und von der Schanze abfeuern lassen. Da diese ohne andere Wirkung blieben, als die Gegner nur noch mehr zu reizen, Blutvergießen aber nur in dem Fall äußerster Nothwehr räthlich schien, so ließ Chesney den Lieutenant von der Schanze sich zurückziehen und schickte den Dolmetscher Seid Ali mit einem weißen Schnupftuch an einem Stock nach dem Dorf, um den Erzürnten Entschuldigung und Entschädigung anzubieten. Die Araber erwiederten zornig: „Ihr habt mit Feuerpfeilen auf uns geschossen und sollt nun unsere Waffen kennen lernen!“

Kaum war Seid zurück, so setzte sich der Arabertrupp nach dem Gehölz in Bewegung, vertheilte sich hinter den Bäumen, und begann ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer. Ein Theil ihrer Kugeln fiel vor uns ins Wasser. Eine indeß pfiff mir dicht vor der Nase vorbei, als ich einem Matrosen half, eine Drehbasse richten, und auf dem Vorderschiff machte der Major mehreren Rekruten Vorwürfe, daß sie sich duckten. Uebrigens wurde Niemand von den Unsrigen getroffen.

Der Oberst hatte auf die erste Nachricht von dem Streit heizen lassen, und ließ jetzt das Boot eine kurze Strecke aufwärts gehen, um es dem Gehölz gerade gegenüber zu bringen. Die neunpfündige Carronade schleuderte einen Kartät-

schenhagel in das Wäldchen, daß die Aeste krachend her- stürzten. Das Kleingewehrfeuer der Araber verstummte ein Augenblick, begann aber bald wieder von neuem. Die Dr- bassen erwiederten dasselbe, die Carronade spie abermals i Kartätschen, und nachdem beiderlei Geschütz mehrmals ab- wechselt, ließ der Oberst das Feuer einstellen. Die Ara hatten entweder ihr Pulver verschossen oder hielten nicht gut, es weiter nutzlos zu verschießen. Sie zogen sich vermu lich unbemerkt zurück. Ich hatte während des Gefechts a merksam über die Schiffsbekleidung gelugt, aber keinen versteckten Feinde zu Gesicht bekommen, außer einige V wundeten, die weghinkten.

Der Oberst ließ das Boot wenden und die Rückfahrt fo setzen. Auf dem rechten Ufer, schräg dem Gehölz gegenüb war ebenfalls eine Schanze, auf welcher sich während Feuers am linken Ufer ein großer Haufe, mit Flinten u Spießen bewaffneter Araber gesammelt hatte. Wir mach uns auf einen Gruß aus ihren Gewehren gefaßt. Allein d Donnern unseres groben Geschützes schien sie abgeschreckt haben. Als wir vorbeifuhren, fanden wir die Schanze v lassen.

Im Verlauf der Thalfahrt legten wir im Gebiet der M tifik-Araber an, und statteten dem Scheik derselben einen B such ab. Da dieser Scheik zugleich Oberhaupt der Beni H jekim ist, mit welchen wir den Strauß bestanden hatten, ergriff Chesney die Gelegenheit, sein Bedauern über di Mißfälligkeit auszudrücken und über die Reizbarkeit der B Hajekim, welche von ihren Waffen Gebrauch gemacht hatt anstatt einer Verständigung Raum zu geben. Der Häuptli lachte herzlich über die Geschichte und versicherte, er habe dahin nicht gewußt, daß die Beni Hajekim so kriegerisch w ren. Ihre Streitlust schien ihm viel Vergnügen zu mach

Einige Zeit nachher machten wir wieder eine Bergfa und kamen abermals an dem heiligen Hain vorüber. Uns alten Gegner erschienen wieder bewaffnet am Ufer; als aber das bekannte Blasen unseres Horns vernahmen, eil sie zu ihren Hütten und Zelten zurück. Chesney legte bei u schickte den Reisenden Rassam ins Dorf, um ein Abkomm mit ihnen zu treffen. Rassam hielt ihnen eine kleine Str rede. Die Weiber weinten und klagten, daß drei Männ von dem Stamm getödtet worden seyen. Vermuthlich w dies eine Uebertreibung. Rassam gab ihnen ein Gesche und seit der Zeit bleiben wir gut Freund mit den B Hajekim.

Tabletten.

*** (Hannover, 30. Mai.) Wegen Erkrankung d Herrn Granfeld, der den Rodrigo singen sollte, mußte auf gestern bestimmte Aufführung der Oper Othello v Rossini unterbleiben und unserm Gaste, Herrn Chrudims von Frankfurt, war es daher nicht vergönnt, sich unse Publikum in der Glanzparthie des Othello zu zeigen. trat dagegen als Elwin in der Nachtwandlerin auf und warb sich den allgemeinsten stürmischsten Beifall. Sein kr tiger, umfangreicher und wohlklingender Tenor, wie sein feu ger Vortrag befähigen den talentreichen Sänger besonders Heldenparthien und es würde uns freuen, wenn sich uns du ein künftiges Gastspiel des Herrn Chrudimsky Geleg heit böte, seine seltenen Vorzüge in einem ausgedehnte Gastrollencyclus bewundern zu können. Herr Chrudims reis't heute nach Hamburg ab.

*** (Seltene Acquisitionen der Londoner M nagerie.) Viel Aufmerksamkeit erregen jetzt in Lond zwei Nubier, welche in Begleitung einer ganzen Familie v

rection zu Gunsten des Kronprätendenten Jacob Stuart 1715 componirt. Die deutsche Nachbildung „Heil Dir im Siegerkranz“ wurde von dem Pfarrer Heinrich Harries gedichtet und auf dem Berliner Nationaltheater 1795 zum ersten Male gesungen. (Köln. Ztg.)

*** (Oeffentlichkeit in England.) In London ist viel zu sehen und zu hören, aber die Befriedigung der Neugier oder Wißbegierde kostet Geld, selbst bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen. Neulich wollte ein Rechtsgelehrter Bailes diesem Gebrauch oder Mißbrauch ein Ende machen. Er erschien an der zur Galerie des Centralcriminalgerichtshofs führenden Thür. Der Hüter versperrte ihm mit dem linken Arm den Weg und hielt ihm die geöffnete Rechte hin. „Was wollen Sie?“ fragte Bailes. „Den Schilling,“ antwortete der Thürsteher Ebenezer Rainer. „Ich unterwerfe mich dieser Erpressung nicht!“ rief der Rechtsgelehrte. „So bleiben Sie außen,“ erwiederte der Wächter und schob den Zudringlichen zurück. Bailes belangte seinen Mann vor dem Gericht von Guildhall. Ebenezer erklärte, er sey von den Sheriffs auf die Erhebung der Schillinge als seinen Gehalt angewiesen. Ein als Zeuge vorgeladener Untersheriff bestätigte dies, und der Alderman Duke gab folgende Entscheidung: „Der Eintritt ins Auditorium ist frei für die Parteien, die Zeugen und ihre Rechtsbeistände. Anders ist es mit den Galerien für die Neugierigen. Dem Zudrang dieser muß durch eine leichte Abgabe ein Zügel angelegt werden, sonst würde man Müßiggänger, Freunde des Angeklagten und selbst Gauner zuströmen sehen, um theoretische und praktische Lektionen zu nehmen.“ — Also wer einen Schilling bezahlt, ist weder ein Müßiggänger, noch ein Freund des Angeklagten, noch ein Gauner! Die Gauner brauchen ihre Lektionen nicht vor Gericht zu nehmen; wohl aber die ehrlichen Leute, welche nicht erst durch eignen Schaden klug werden wollen.

*** Der Kaiser von China, längst bemüht, allerhand Notabilitäten, wie Strauß, Liszt, die Elßler u. a. an seinen Hof zu ziehen, hat nun auch an Saphir ein eigenhändiges Seidenbriefchen geschrieben, wie folgt: „Ich selbst, Sohn des Himmels, Vater des Mondes, Großvater aller Sterne und Sternschnuppen, Schatten Gottes auf Erden, Selbstherrscher aller Chinesen 2c. 2c. an Saphir den Witzreichen. Fi-Fo-Fu sagt mir, daß Du Witz machen kannst in einem Tage, mehr als nöthig ist für tausend Mandarinen auf zehn Jahre. Dieser Witz, sagt er, ist gleichwie ein beißendes Salz, feurig wie Schießpulver, schlagend wie ein Bambusrohr und erregt ein knallendes Gelächter, wie nach einem Siege, ist also nicht schädlich, wie das Opium, vielmehr nützlich; er erschüttert die Lunge, weckt das Herz auf und macht, daß den Feinden die Augen übergehen. Ich wünsche nun, daß die rothhaarigen Fremdlinge ganz aus der Haut fahren, schicke mir also sehr viel von Deinem Witz und belehre meine Krieger, wie man ihn anwendet. Einige Barbarenhäuptlinge, die so klein sind, daß ich nur lachen kann, belästigen Dich mit ihrer elenden Gnade, um Witz zu bekommen; ich befehle Dir, zu meinen Füßen zu eilen. Wie können jene sich mir vergleichen? Haben sie denn Sycesilber? Nein, ihre Schätze sind eitel Papier, welches gemacht wird aus Lumpen. Sie haben auch keinen Knopf der Auszeichnung; ich aber gebe Dir so viel Knöpfe auf den Kopf, als Du Haare hast auf den Zähnen, ich befehle allen Weibern, bei Todesstrafe, Dich zu lieben, und werde Dich später zum Schwager des großen Bären ernennen. Halte Dich daher nicht auf mit Vorlesen, sondern fliege über Berlin hierher. Das himmlische Reich hat hoffentlich mehr Stoff, um Witz zu bereiten, als alle Länder der Barbaren; denn unsre Gelehrsamkeit ist tiefer als ein Brunnen. Wie kannst Du zögern? Meine Gnade ist sehr groß! Ein merkwürdiges Schreiben! Mit eigenem kaiserlichen Pinsel verfaßt! Ich selbst!“ — (Komet.)

*** Man hielt im vorigen Jahrhundert an einem Orte in Südfrankreich eine Procession unter Vortragung des Bildes der heiligen Genovefa, um Sonnenschein und heiteres Wetter zu erhalten. Kaum war die Procession ausgezogen, so fing es wieder an zu regnen; worauf ein Bischof, der die Procession begleitete, scherzhaft sagte: „Die Heilige irrt sich; sie glaubt gewiß, daß wir sie um Regen bitten!“

Danksagung und Bitte.

Was echt-menschenfreundlicher Eifer vermag, hat in den jüngstvergangenen Tagen ein Mann bewiesen, welcher, wie als gefeierter Künstler, so als edler Mensch, gleich hoch steht. Herr Aloys Schmitt gab — nicht etwa erst durch dringende Bitten dazu bewogen — aus freiem Antriebe am 28. Mai d. J. zu Gunsten der Wittwen- und Waisenkasse der hiesigen evangelischen Volksschullehrer ein Concert, dessen glänzender Erfolg die unterzeichnete Administration, so wie alle Interessenten genannter Casse, zum innigsten Danke gegen diesen Ehrenmann verpflichtet. Nicht minder rühmliche Anerkennung verdienen die wackern Herren Mitglieder des Instrumentalmusik-Vereins und dessen verehrlicher Vorstand. Wie Dieser mit der größten Bereitwilligkeit das Unternehmen unterstützte, so zeugten die meisterhaften Leistungen Jener von der wohlthuenden Begeisterung, mit welcher Dieselben für einen edlen Zweck wirkten. Fräulein Düring und die Herren Mitglieder des Gesangvereins „Orpheus“ erntelen durch ihre ausgezeichneten Produktionen ungetheilten Beifall. Allen sey hiermit der lebhafteste Dank dargebracht!

Wir dürfen hier aber auch nicht verschweigen, daß wir bei dieser Gelegenheit recht erfreuliche Erfahrungen gemacht haben, die uns die Ueberzeugung geben, die Wichtigkeit des Volksschullehrerstandes finde immer mehr Anerkennung, und zu der Hoffnung berechtigen, es werde die Zeit nicht ferne seyn, da dem Volksschullehrer eine Stellung angewiesen und eine Lage bereitet werde, die dem erhabenen Berufe, welchem er dienet, angemessen ist. Mit einer Humanität, für welche uns Worte des Dankes fehlen, haben sämmtliche Herren, welche zur Förderung des wohlthätigen Zweckes in ein Comite zusammengetreten sind unser Gesuch genehmigt und unserem Unternehmen thätigen Vorschub geleistet. Ihnen sprechen wir hierdurch unsern ehrerbietigsten und gefühltesten Dank aus!

Die Gesammt-Einnahme betrug 596 fl. 46 kr. Nach Abzug der unvermeidlichen Ausgaben verblieben unserer Casse: 472 fl. 37 kr. Mit dem heutigen Tage haben wir einem Ausschusse des verehrlichen Comite's die Belege über Einnahme und Ausgaben überreicht, und demnächst wird die Richtigkeit beider in diesen Blättern bescheinigt werden.

Indem wir schließlich noch dem hochgeschätzten Publikum für die freundliche Theilnahme an dem Concerte geziemendst danken, empfehlen wir zugleich unsere Wittwen- und Waisenkasse dem so oft schon erprobten und bewährten Wohlthätigkeitssinne löblicher Bürgerschaft. Der Fond unserer Casse ist, im Verhältnisse zu den Ansprüchen an dieselbe, noch unbedeutend, und ohne uns ängstlicher Sorgen schuldig zu machen, dürfen wir die Versicherung aussprechen, daß wir in Beziehung auf unsere Wittwen- und Waisenkasse keiner erfreulichen Zukunft entgegen gehen. Daher unsere Bitte an Alle, welche der Herr mit irdischen Gütern gesegnet hat, sie wollen der Wittwen- und Waisen in ihrer Trübsal gedenken, damit diejenigen nicht darben müssen, deren Ernährer nicht im Stande waren, ihren Familien Kapitalien zu hinterlassen.

Frankfurt, den 2. Juni 1843.

Die Administration der Wittwen- und Waisenkasse der evangelischen Volksschullehrer dahier:

Joh. Chr. Missel, p. t. erster Administrator.
J. L. Jost, p. t. zweiter Administrator.
J. C. Baumann, p. t. erster Beisitzer.
J. C. Bärwind, p. t. zweiter Beisitzer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Dienstag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktio

An die Redaktion des F

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften u
wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besser
dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheil
Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

IV.

Die maurische Gallerie, welche sich hinter dem Pavill
erhob und sich in einem leichten Bogen zwischen den Gärt
des Alcazar und dem Tajo dahinzog, wurde wie eine Kun
Reliquie bewahrt, denn in Mitten der köstlichen Schnitzwerk
welche sie bedeckten, erschienen die verfallenen Mauern,
denen Epheu und wilde Reben hinaufrankten, als eine Zier
mehr. Die Nacht war hereingebrochen; kein Licht glänzte
diesem Orte, kein lebendes Wesen wohnte hier als die schlun
mernde Schwalbe und die unglückliche Johanna von Kastilie
welche wachte, um an Philipp zu denken, und der es n
dunkel und einsam genug war, um ihre Trauer zu nähren.

Bald setzte sie sich auf den Schaft einer moosbedeckt
Säule; sie wiederholte die langen und glühenden Gebete d
Liebe. Bald durcheilte sie die langen Räume der Ruine;
betrachtete die Gewässer des Tajo, so friedlich an diesem Ort
wo Barken nicht landen konnten, und das Rauschen sein
Fluthen erschien ihr wie die Klage eines ewigen Schmerze
sie schaute zum Himmel, so rein, so strahlend für Andere, u
er erschien ihr dunkel und verhüllt, weil sie ihn durch ih
Thränen erblickte. Einmal trat sie unter einen Bogen d
Gallerie, der auf das Lilienwäldchen sah, und der herrlid
Duft der Lilien stieg zu ihr hinauf. Sie umfaßte mit ihr
Armen die schlanke Säule, welche die Wölbung trug, um si
weiter hinaus zu neigen und in Strömen diese Luft zu trii
ken, welche so große Macht auf sie übte, dann, durch eine
mächtigen Antrieb fortgezogen, stieg sie die Treppe hinab u
schlug den Weg ein nach dem Wäldchen. Der Duft dies
Lilien, unter welchen sie das Bildniß Philipp's empfange
und begonnen hatte ihn zu lieben, hatte sich so mit ihr
Liebe verschmolzen, daß sich zu berauschen in dieser Luft fi
sie, deren Zärtlichkeit immer so in Fesseln gehalten war, si
dem lebhaftesten Entzücken der Leidenschaft hingeben hieß.

Einige Schritte von einer Lichtung des Gehölzes, in we
cher das Dunkel durchsichtiger war, hörte sie ein Flüstern vo
Stimmen und sah den Schmuck eines Hofkleides schimmern
das Klopfen ihres Herzens verrieth ihr die Gegenwart Ph
lipp's... Dann sah sie neben sich etwas einem Frauenschlei
Aehnliches flattern... Sie stand still, von furchtbarem un
durchbohrendem Schmerze gemartert; kalter Schweiß ran
über ihre Stirn... Indeß hatte ihre Eifersucht schon so o
diese grausamen Visionen ihr vorgeführt, daß sie weder ihre
Augen noch der Pein ihres Herzens mehr traute... Sie ve

zu dienen. Gesegnet mit allem Reize und allem Zauber des Weibes, gefiel sie sich darin ihn geltend zu machen, um sich wenigstens durch diese natürliche Macht über ihre Gebieter zu erheben, sie unter das Scepter der Anmuth und der Schönheit zu beugen. In ihrem weiblichen Haß fand sie ein unaussprechliches Glück darin, sich von denen angebetet zu sehen, an welchen sie sich noch nicht rächen konnte.

Leidenschaftlicher Seele indeß, zärtlichen Herzens, liebend bis zum Uebermaß, hätte sie ihr Leben der Liebe opfern können, wenn sie es nicht bereits einem andern Gott geweiht hätte.

— Ich hörte Dich schon von ferne kommen, Ben-Zagal, sagte sie; der Tritt eines Eifersüchtigen gleicht dem Rasseln der Schlange im Laubwerk.

— Was machtest Du zu dieser Stunde allein in diesem Wäldchen?

— Ich war nicht allein, der Erzherzog Philipp war bei mir.

Ein Gewitter stieg auf der schwarzbraunen Stirn des Mauren auf.

— Dieser Mann ist jung, er ist Prinz, er ist schön ... der schönste in der Welt, sagt man, und Du hattest eine geheime Unterredung mit ihm.

— Um diesen Preis hat er mir heute Morgen Dein Leben geschenkt.

— Mein Leben ... Dir geschenkt ... Ich zittere, was Du mir sagen wirst.

— Philipp liebt mich, er gehorcht mir, ich habe von ihm verlangt, er solle Dich vom Tode retten, und er hat Dich gerettet.

— Er liebt Dich! ... Und um diese Gunst zu erlangen, hast Du ihn gesehen, bist Du ihm genaht, hast Du zu ihm gefleht! ... Ha, der Zahn der wilden Thiere hätte weniger geschmerzt!

— Armer Thor!

— Und noch heute Abend war er bei Dir, in der Dunkelheit dieses Gehölzes!

— Er lag vor mir auf den Knien, er sprach zu mir von seiner Liebe, ich, ich sprach zu ihm von unserm Unglück; ich bat ihn, edelmüthig zu seyn gegen die Besiegten, die Spanien jetzt in seiner Gewalt hat, und meine Worte fielen auf besseren Boden als die seinigen.

— Ha! lieber möchten alle Mauren umkommen, als gerettet werden durch einen Blick aus Deinen Augen, getaucht in die Augen Philipp's!

— Was kümmert Dich, ob ein Mann mehr in Liebe für mich seufzt?

— Es kümmert mich wenig in der That; denn wenn ich heute Abend einen Augenblick früher gekommen wäre, so wäre dem nicht so.

— Wie?

— Du siehst diese tiefe Cisterne dort im Garten, im Schatten der beiden Palmen; nun wohl, dort hinein hätte ich den Körper Philipp's geworfen, nachdem ich ihm den Dolch ins Herz gestoßen und jeden Tag, wo ich Wasser geschöpft hätte an diesem Becken, hätte ich mich in meiner Rache gespiegelt.

— Schweig! Ben-Zagal ... Du willst diesen Mann tödten, damit Ferdinand an seiner Stelle regiere und damit wir tiefer in die Verbannung getrieben werden als je. Ich, ich will, daß er den Thron besteigt, weil der Tag, wo er, jung, unvorsichtig, vergnügungssüchtig und in Toledo nur von den flamländischen Rittern unterstützt, Kastilien in Besitz nimmt, es den Angriffen unserer Brüder überliefert ... Du hegst nur eine gemeine Eifersucht, sage ich Dir, Du fühlst Dich nur als Nebenbuhler eines Liebhabers; während mir das Blut in der großen Rivalität von Nation, Familie, Gott und Banner glüht, die Spanier und Muselmänner scheidet.

— Ich liebe Dich über Alles; meine Größe, meine Tugend ist die Liebe.

— Um einen großen Plan durchzuführen, muß man seine Tugenden wie seine Schwächen, muß man die Liebe selbst überwinden.

— Du könntest wagen, das zu fordern?

— Ich wage alle Opfer zu fordern, wenn ich bereit bin, sie alle zu vollenden ... Glaubst Du denn, daß Du allein zu beklagen bist, denkst Du denn nicht an mein Loos, an mich? Du bist hier allein mit Deinen Gedanken unter der Kuppel des Himmels, ich, ich bringe meine Tage als Sklavin zu in dem Palaste, wo ich herrschen sollte; Du gehorchst nur der Sonne und der Luft, ich gehorche den Befehlen der Spanier; Deine Arbeit ist die edle Arbeit das Land zu bauen, meine Arbeit ist, den ganzen Tag zu lügen, zu lügen in meinem Lächeln, in meinen Liedern, in meiner verstellten Zärtlichkeit gegen diese Isabella, die mich beschützt ... Eine furchtbare Lüge blieb mir noch, ich bin nicht vor ihr zurückgeschreckt: ich habe meinen Gott verläugnet, ich habe das Kreuz der Christen angenommen und bete zu ihm. Schau an dieses Leben der Schmach, das ich freudig trage, um in diesem Palaste zu bleiben, wo ich unserer heiligen Sache dienen kann, und dann komm und sprich mir noch von Deinen kindischen Herzensleiden und Deinem erbärmlichen Zorn.

— Tochter des Himmels, wie kann der afrikanische Barbar Dir nachstreben?

— Du hast einen Geleitsbrief, der Dir die Straßen Kastilien's öffnet; reise morgen ab und sage den Mauren der Alpurarras, diesen edlen Kindern Spanien's, die sich lieber in den Höhlen seiner Berge verbergen, als es verlassen wollen, daß sich Alles vorbereitet, es wieder zu erobern. Während sie heimlich ihre Schlupfwinkel verlassen und sich in den Ebenen Toledo's versammeln, wird die kleine Zahl der Tage, die Isabellen noch zugemessen ist, abgelaufen seyn. Dann werden für einen Augenblick Verwirrung und Zwietracht herrschen und dieser Augenblick ist der, Spanien für immer wieder zu erobern, oder im Grabe darauf zu verzichten.

— Abreisen, Olema! Dich hier lassen bei Philipp, der zu jeder Stunde des Tags denselben Weg wandeln wird wie Du, der dieselbe Luft mit Dir athmet! ...

— Höre mich, Ben-Zagal. Ich bin sehr schwach; meine Stirn hat nie etwas anderes geschaut, als das gedämpfte Licht der Paläste, meine Füße haben nie etwas anderes betreten, als den glatten Marmor und den weichen Teppich, meine zarten Hände haben nie etwas anderes berührt als die Laute von Elfenbein. Nun wohl! Wenn Du Dich weigerst, die edle Aufgabe zu lösen, welche ich Dir gestellt, so werde ich heimlich aus der Stadt entfliehen; ich werde gehen, mit entblößter Stirn, in der Gluth der Sonne, die Füße auf den Felsen und Dornen eines wilden Landes; ich werde mit diesen schwachen Händen das Schwert unserer Brüder fassen, das an der Cypresse des Gebirges hängt, ich werde es an mein Herz drücken, ich werde es zu Gott emporheben, daß er es segne und werde ihren Arm damit bewaffnen.

— Erhabene, sagte Ben-Zagal, und kniete vor ihr nieder, verfüge über mich; ich werde Dir gehorchen! ... Aber dennoch werde ich Alles thun für die Liebe; denn, siehst Du, wenn ich die Muselmänner hierher rufe, wenn ich mit ihnen in den Kampf eile, wenn ich den Thron unserer Feinde stürze, so thue ich das Alles, um Deine Liebe zu erringen! ...

Am folgenden Morgen hatte der Maure sein schwarzes Roß bestiegen und war auf dem Wege nach den Alpurarras.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Seelenwanderung einer englischen N
velle.) Unter dieser Aufschrift lies't man in den „Grenzb
ten“: „Kürzlich erschien in England: „Eine Reise an d
Küste des baltischen Meeres.“ Aus diesem Werke brachte n
eine englische Zeitschrift Bruchstücke. Eins dieser Bruchstü
wurde in Form einer Novelle von der Revue britanique i
Französische übersetzt. Diese Revue erscheint jedoch nur a
Monate und der Uebersetzer (F. Coquille) theilte nach d
Gewohnheit der Pariser Schriftsteller zugleich seine Arb
einem Tagblatt, dem Constitutionnel mit, wo sie unter d
Titel „Zehn Tage auf dem Eise“ um einige Tage früher a
in der Revue erschien. Aus dem Constitutionnel übersetzte
das Frankfurter Conversationsblatt unter der Ueberschri
„Die Schwärzer auf dem Eise,“ und da es keine Quelle a
gab, so wurde dadurch ein französisches Journal verlockt,
wieder ins Französische übersetzen zu lassen, so finden n
nun plötzlich die ganze Geschichte unter der Ueberschrift L
Contrebandiers sur la glace (also unter dem Titel, welch
das Frankfurter Conversationsblatt erfand) in der letzten Nu
mer des Voleur, mit der stolzen Anmerkung: Article trad
de l'Allemand par l'un des rédacteurs du Cabinet de Le
ture et du Voleur. Nehmen wir nun an, daß ein englisch
Blatt nun wieder ohne Angabe der Quelle dieselbe Nove
aus dem Voleur übersetzt und ihr eine andere Ueberschr
giebt, daß dann wieder ein drittes französisches Journal
aus dem Englischen und ein deutsches Journal wieder a
dem Französischen übersetzt, immer mit Veränderung des N
mens und Verschweigung der Quelle, so daß sie dann wied
den Weg zurück und abermals hierher machen könnte, da
würden unsere Kindeskinder sich noch daran erlaben.“ *)

*** (Das Latein im neunzehnten Jahrhunder
„Ich war,“ sagt Alphonse Karr im letzten Heft seiner Gu
pes, „was man einen ausgezeichnet tüchtigen Studenten a
der Universität nennt; sodann habe ich selbst Latein u
Griechisch gelehrt, und habe unter diesem Vorwande arm
Knaben, die ich heute als Männer in den verschieden
Ständen des Lebens wiederfinde, einen Theil der Langewe
verursacht, mit der mich meine Lehrer heimgesucht hatten
thäte mir leid, wenn ich die alten Sprachen nicht verstän
denn ich werde dadurch in den Stand gesetzt, von Zeit
Zeit schöne, in trefflichem Styl geschriebene Gedanken zu l
sen. Wenn es aber eine der angenehmsten Sachen ist,
man kennen kann, so ist es doch darum nicht minder eine d
unnützesten gegenüber den Bedürfnissen und Nothwendigkeit

---

*) Die Pointe dieser Notiz liegt in der genetischen Reihenfolge d
verschiedenen Reproduktionen einer und derselben Sache: aus d
Englischen ins Französische, aus dem Französischen ins Deutsc
aus dem Deutschen ins Französische u. s. f. Allein der ganze W
ist auf einen Irrthum gebaut. Wir erklären die Behauptung d
Grenzboten, daß die „Schwärzer auf dem Eis“ aus dem Const
tutionnel übersetzt seyen, mit dem bekannten parlamentarischen Euph
mismus für ungenau, fordern die Grenzboten auf, die betreffe
den Nummern des Constitutionnel und des Conversation
blatts namhaft zu machen und erwarten von demjenigen Theil d
Leser, welcher sich die Mühe nehmen will, zu vergleichen, getrost
Entscheidung, ob der Redakteur des Voleur den argen Mißgriff b
gangen hat, eine deutsche Uebersetzung aus einem neben ihm ersch
nenden französischen Blatt wieder ins Französische zu übersetzen. N
der Argumentation der Grenzboten ist von zwei Malern, die de
selben Gegenstand behandeln, nothwendig der eine, und zwar der sp
tere, Copist. Wir haben die Schwärzer weder als eine Originalarb
noch als eine Uebersetzung aus dem Constitutionnel gegeben und üb
lassen es den Kritikern zu erforschen, ob dieselben aus Matthäus o
Markus genommen sind.

Die Redaktion des Conversationsblattes.

spazieren und fiel plötzlich, von einem apoplektischen Zufalle ergriffen, zu Boden. Einige Personen, die in demselben Augenblicke vorübergingen, beeilten sich, ihr Beistand zu leisten, konnten aber der Unglücklichen nicht nahe kommen, weil die Dogge mit rasender Wuth ihre Herrin beschützte. Vergebens drang man mit Stöcken und anderen Waffen auf den Hund ein; er wich nicht von der Stelle, bis endlich ein Gastwirth von Chateaugirod des Weges daher kam, der den Hund kannte. Nun konnte man sich zwar der unglücklichen Frau nähern, aber es war zu spät. Der Tod hatte sie bereits ereilt. (Mainz. Unterhaltungsbl.)

*** (Der Graf von Paris.) Schon seit längerer Zeit erzählt man von dem kleinen Grafen von Paris mehrere Aeußernungen, welche sein Herz charakterisiren, aber nicht solche sind es, wie man oft von anerkannten, aber durch hohe Geburt ausgezeichneten Alltagsköpfen ausbreitet, um ihnen zu schmeicheln, sondern sanfte, wohlwollende Aeußerungen, die die Gelegenheiten erzeugten, die sich nicht nachahmen lassen und von den Personen wiederholt wurden, welche im Schlosse und um den kleinen verehrten Prinzen leben. Es ist bekannt, daß es Etiquettengesetz ist, daß Niemand von der Umgebung die Kinder der königlichen Familie küsse. Aber dessenungeachtet erlaubte sich die Person, welche beauftragt ist, täglich die blonden Locken des Prinzen in Ordnung zu bringen, zuweilen, fast unwillkürlich einen Kuß auf das holde Köpfchen zu drücken. „Warum küssest Du mich heute nicht?“ fragte er einmal bei solcher Gelegenheit. „Weil es mir verboten ist, Monseigneur.“ „Nun so werde ich Dich küssen,“ und damit sprang er auf den Schoß gedachter Person und küßte sie mit kindlicher Zärtlichkeit. Der Sohn der Prinzessin Maria, der kleine Herzog von Würtemberg, ist der Gespiele des Grafen von Paris, und dieser hat für jenen eine brüderliche Zuneigung und Liebe gefaßt. Einige Tage vor seiner Taufe hatte sich der Graf von Paris einen Verweis zugezogen durch den Lärm, den er machte, wodurch er allen Anwesenden lästig wurde. „Höre, sagte der kleine Herzog von Würtemberg zu ihm, — „sey artig, sonst werde ich getauft werden.“ „Warum?“ antwortete der Sohn des Herzogs von Orleans, „ich mache jetzt Lärm und kleine Streiche, weil ich jetzt klein bin und weil mich das belustigt, aber später ...“ „Nun, was später?“ fragte der Andere lächelnd. „Ja später, wenn ich groß seyn werde, wie mein Papa, werde ich nur Gutes thun, denn ich will, daß man mich auch liebe.“ Seit der Zeit, daß der Tod des Herzogs von Orleans die Herzen aller derer mit Kummer und Betrübniß erfüllt, welche den Grafen von Paris umgaben, ist der kleine Prinz oft ernst und still; oft setzte er sich bei Seite und weigerte sich, an seinen liebsten Spielen Theil zu nehmen. „Auf! komm, laß uns lustig seyn!“ sagte kürzlich sein junger Vetter zu ihm, „warum willst Du hier sitzen und nicht spielen?“ „Nein, ich will nicht, und da Du Mama verloren hast und ich Papa, so komm zu mir und sey mit mir traurig,“ und indem der arme kleine Prinz das sagte, betrachtete er mit thränenvollen Augen seine schwarzen Kleider. (Mannh. Journ.)

*** (Potsdam, 30. Mai.) Die Menagerie auf der Pfaueninsel hat einen fast unersetzlichen Verlust erlitten. Der König der Thiere ist nicht mehr, er hat, trotz der aufmerksamsten und sorgfältigsten Pflege, der Krankheit erliegen müssen. Er endete unter unsäglichen Schmerzen, blieb aber bis zuletzt höchst gutmüthig. Rührend soll der Blick gewesen seyn, womit er seine Wärter und Pfleger ansah, wenn diese seinen Käfig betraten. Er enthielt die Bitte um Rettung; anfänglich kam er sogar auf sie zu, und legte seinen Kopf auf ihre Knie, seufzend und stöhnend. Der Löwe ist etwa fünfzehn Jahr alt geworden, und war ein Geschenk des Generalconsuls auf St. Thomas, Herrn Blume, für den hochseligen König. Das Thier ist asiatischen Ursprungs und wird nun ausgestopft im zoologischen Museum prangen. Bei der Section ergab es sich, daß die Lungen bereits in Fäulniß übergegangen waren. Ueber eilf Jahre befand es sich auf der Pfaueninsel. (Berl. Nachr.)

*** (Ludwig Döbler) hat sich von dem Gelde, welches er mittelst natürlicher Magie aus den Taschen Anderer in die seinen zu zaubern wußte, den Landsitz Klafterbrunn unweit Lilienfeld an sich gekauft, auf welchem er von seinen Zauberfahrten auszuruhen gedenkt. (Wien. Morgenbl.)

*** Als der Marschall de la Ferté seinen Einzug in Metz hielt, kamen die Juden, ihm gleich den Andern ihre Huldigungen darzubringen. Nachdem man dem Marschall gemeldet, daß sie im Vorzimmer wären, sagte er: „Ich will die Schurken nicht sehen; sie sind es, die meinen Herrn und Heiland gekreuzigt haben; man lasse sie mir nicht vor die Augen kommen!“ Als man den Juden diese Erklärung des Marschalls hinterbracht, erwiederten sie, sie müßten sehr bedauern, daß der Marschall sie nicht vorlassen wolle, dem sie doch ein Geschenk von 4000 Pistolen mitgebracht hätten.“ Man meldete dies sogleich dem Marschall, der darauf erwiederte: „Lasse sie nur herein, die armen Teufel, sie wußten ja nicht, was sie thaten, als sie ihn gekreuzigt.“

*** Napoleon empfing nach der Rückkehr aus dem Lager von Boulogne und der Schlacht von Austerlitz Denon, den Direktor der Museen, welcher ihm Medaillen zeigte, die er zum glorreichen Andenken dieser Begebenheiten hatte schlagen lassen. Eine dieser Medaillen zeigte auf der einen Seite das Bild des Kaisers und auf der andern den französischen Adler, der einen englischen Leoparden zwischen den Klauen hält. „Was soll das?“ fragte Napoleon. „Sire,“ entgegnete Denon, es ist der französische Adler, der den englischen Leoparden zwischen seinen Klauen erdrückt!“ — „Gemeiner Schmeichler!“ rief der große Kaiser, „wie kannst Du es wagen, zu behaupten, daß der französische Adler den englischen Leoparden erdrücke, da ich nicht ein einziges Schiff auf die hohe See lassen kann, ohne daß sich die Engländer desselben bemächtigen? Laß sogleich die Medaille einschmelzen und bringe mir keine solche mehr vor die Augen!“

*** Alphons Ride gab heraus: „Esclave et liberté; existence de l'homme et des sociétés en harmonie avec les lois universelles“, aus zwei Bänden bestehend, wovon der erste bereits vollendet ist. Das Werk ist nach folgendem seltsamen Schema gearbeitet:

État de nature.

Liberté. Inégalité.
Opposition, combat. Destruction ou esclavage.

La société se forme par

Le despotisme. L'esclavage.
Intelligence, ordre. Travail, bien être.

Les sociétés tombent en décadence par l'abus du despotisme et par

La souveraineté du peuple.	La liberté.	L'égalité.
Ignorance, désordre.	Opposition, combat.	Opposition aux lois universelles.

La perfection est dans

L'aristocratie.	Le patronage.	La famille.
Intelligence, Grandeur des peuples.	Protection. Bien être.	Union d'intérêts, Développement.

(Blätter f. lit. Unterh.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Oßterrieth.

V.

Eines Morgens sah man zwischen den Thürmen, welche die furchtbaren Wälle Toledo's überragen, einen Zug glänzender Reiter erscheinen, das Banner des Königs von Frankreich an der Spitze; einen Augenblick später zog der Botschafter Ludwig's XII. unter Trompetenschall in den majestätischen Portikus des Alcazar ein.

In jenen Zeiten der Jugend und der Ritterschaft wurde jedes denkwürdige Ereigniß durch ein Fest bezeichnet. Isabella ordnete bei der Ankunft des edlen Fremden sogleich einen Ball für den Abend und ein Turnier an und verfügte sich einstweilen in den Kronsaal, um ihn dort in feierlicher Audienz zu empfangen.

Hier war Alles vereinigt, was das Königreich an Adel und Macht besaß: die Granden von Spanien, die Generäle, die Minister und die Lehnsträger Toledo's: Männer, geschmückt mit Bändern, Kreuzen und Ehrenwaffen, die an ihre Großthaten erinnerten, Frauen, deren unermeßliche Besitzungen eine kleine Herzogs- oder Fürstenkrone andeutete, deren Macht und Reichthum sich in Sternen von Diamanten kund gaben, um sich mit der Schönheit zu vermählen. An der Spitze dieses Kreises saß Isabella von Kastilien, noch in ihren letzten Augenblicken schön, schön unter ihrem königlichen Schmuck, der der natürlichen Majestät ihrer Person so wohl anstand; neben ihr der Herzog von la Roche Aymon, der Gesandte Lud-

Eine einzige Person außer ihm hatte es bemerkt.

Isabella wollte dem Herzog von La Roche-Aymon das Schauspiel eines maurischen Tanzes geben und befahl Olema die lebhaften und anmuthigen Windungen der Zambra darzustellen.

Die maurische Sklavin trat langsam vor; ihr schönes Haar, vom Turban befreit, fiel in Flechten auf ihre Schultern nieder, ihr Körper, in den reinsten Formen gebaut, war nur durch ein loses Gazegewand verhüllt. Einen Augenblick stand sie still, den Kopf gesenkt und die Hände gefaltet, in einer nachlässigen und träumerischen Stellung ... Aber bei dem ersten Klängen der Instrumente, welche die Zambra begannen, füllte ihr großes schwarzes Auge sich mit Feuer, ihr schönes Antlitz hob sich zum Himmel empor, ihr Körper wurde lebendig und schien Flügel zu erhalten. Anmuthig und leicht bewegte sie sich nach den Tönen dieser National-Melodie, als wenn der Genius des Vaterlandes, eingehüllt in ihre melodischen Vibrationen, sie zur Liebe und Freude erweckt hätte. Mit derselben begeisterten Anmuth durcheilte sie die verschiedenen Phasen dieses naiven und wollüstigen Tanzes.

Plötzlich hemmte das junge Mädchen den Gang der Zambra und ging zu kräftigeren Wendungen über, zu welchen sie eines Shawls bedurfte, den sie in allen Richtungen um Kopf und Wuchs legte... Sie faßte das Tuch, welches die von Frankreich gekommenen Geschenke umhüllt hatte, bevor noch Ferdi-

Aber während diese großen Interessen die Gemüther beschäftigen, hat sich die doppelte Hallenreihe des Alcazar, von 400 Säulen getragen, plötzlich mit Licht gefüllt; die Fanfaren ertönen in den Schranken, wo die Waffenspiele beginnen sollen und zu gleicher Zeit werden die Gallerien des Ballsaals erleuchtet und öffnen ihre weiten Räume. Die ganze Jugend der Versammlung, die Frauen, die Ritter des Turniers, schütteln ihr rosiges und gelocktes Haupt, um sich der ernsten Gedanken zu entledigen und eilen dahin, wo eine Nacht des Vergnügens ihnen winkt.

Ueber diesen Schranken aber, diesen Gallerien, diesen Hallen, tönend von Lärmen und strahlend von Licht, über diesem Turnier, diesem Ball, diesen Kampfspielen der Waffen, der Schönheit und der Liebe, liegt ein oberes Stockwerk düster und schweigend da. Es ist der Theil des Palastes, den die Prinzessin Johanna bewohnt. Am äussersten Ende erscheint ein einziges Licht, das Licht einer matten Lampe, und neben diesen Spielen, diesen Tänzen, diesen Festen geht ein Auftritt einsamen Schmerzes vor, bei welchem sich die seltsamsten Qualen häufen. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Darmstadt.) Der hier seit mehreren Wochen im Gasthaus zur Traube aufgestellte Schweizer-Salon darf allen Freunden der Kunst und Natur auf das Angelegentlichste empfohlen werden. Eine unendlich treue und bis ins kleinste Detail motivirte Auffassung der schweizerischen Natur zeichnen diese in Oel gemalten Transparentbilder ganz besonders vor andern derartigen Kunstwerken aus. Der Zuschauer sieht sich mitten in der Schweiz, und darf sich vollständig der unmittelbaren Anschauung ihrer grandiosen Scenen überlassen. Alle diese Gemälde sind Originale; Namen wie Diday und Calame und anderer ausgezeichneten Maler verbürgen dem Publikum einen in seiner Art einzigen Kunstgenuß. Referent dieses hat die Schweiz gesehen, und darf die Versicherung geben, daß der Schweizer-Salon ihm die dort empfangenen großen und wunderbaren Eindrücke auf das Lebendigste zurückgerufen hat. Alles: Colorit, magische Beleuchtung und Lichteffekt ist mit dem Scharfblick und Tiefsinn eines wahren Künstlerauges der Natur abgesehen. Der Auf- und Untergang der Sonne, Wolkenbeleuchtung, Dämmerung und Mondschein, Blitz und Regenbogen — sind eben so naturtreu, als effektvoll und überraschend. Vor allem aber dürfen die herrlichen beweglichen Wasserfälle und ihre auf die strengsten Gesetze der Optik begründeten Strahlenbrechungen nicht vergessen werden. Zu den ausgezeichnetsten Bildern zählen wir den Pissevache-Fall, die Tell's-Kapelle in der Mondbeleuchtung, den Sonnenaufgang auf der Jungfrau und die beiden Savoyarden auf dem St. Bernhard.

*** (Pater Rocca.) Ein Reisewerk (Neapel und die Neapolitaner von Dr. K. A. Meyer, 2 Bände, Oldenburg 1842), welches in England eine sehr günstige Beurtheilung gefunden hat, enthält unter vielen anziehenden Mittheilungen auch folgende. Unter den Bettelmönchen oder Gassenpredigern zu Neapel üben manche einen wunderbaren Einfluß über die Lazzaroni aus. Von einem derselben, Rocca werden so viele sinnreiche und witzige Worte erzählt, daß man Bände damit füllen könnte. Bei seinen Strafreden kannte er kein Ansehen der Person. Oft sagte er Dinge, welche einem weniger Beliebten Ahndung von oben zugezogen haben würde; aber Rocca war von Hohen und Niederen gefürchtet. Eines Tages predigte er auf dem Markt. „Heute," sprach er, „will ich sehen, ob Ihr Eure Sünden wahrhaft bereut." Damit begann er eine erschütternde Bußpredigt. Während die Zuhörer auf den Knien lagen, mit den Zähnen klapperten, sich an die Brust schlugen, überhaupt alle Zeichen der tiefsten Zerknirschung von sich gaben, rief er plötzlich: „Nun Ihr, die Ihr wahrhafte Reue über Eure Sünden fühlt, hebt die Hände empor!" — Alle Hände streckten sich in die Höhe. „Heiliger Erzengel Michael!" rief Rocca weiter, „der Du mit Deinem Demantschwert neben dem Richterstuhl Gottes stehst, hau' mir jegliche Hand hier ab, die heuchlerisch emporgehoben ist." In einem Nu waren alle Hände herunter, und Rocca ergoß einen neuen Strom von Strafworten über die Sündhaftigkeit und Verstocktheit seiner Zuhörer. — Einst gerieth Rocca in einen Wortwechsel mit einem Spanier. Er trumpfte denselben mit der Behauptung: im Himmel sey kein einziger spanischer Heiliger. Der Spanier war von dieser kecken Behauptung ganz verblüfft, und Rocca erzählte ihm zum Beweis folgende Geschichte. Anfangs wurden etliche eingelassen, allein sie rauchten so stark Cigarren, daß es der Madonna und andern heiligen Jungfrauen übel wurde. St. Peter zerbrach sich den Kopf, wie er die schlimmen Gäste loswerden möchte. Nach langem Sinnen traf er das rechte Mittel. Er ließ vor dem Himmelsthor ausrufen, es werde so eben ein großes Stiergefecht veranstaltet. Auf diesen Ruf liefen alle spanischen Heiligen zum Thor hinaus. St. Peter warf es hinter ihnen zu und ließ keinen mehr hinein.

*** (Eine griechische Stunde in Neapel.) Lüdemann besuchte als Reisender die gelehrten Anstalten in Neapel, unter andern eine Klasse, in welcher Griechisch gelehrt wurde. Die Klasse bestand aus nicht weniger als drei Schülern. Der Lehrer, ein alter Abbate, schritt mit stolzem Selbstgefühl vor ihnen auf und ab und forderte sie auf, den fremden Herren zu beweisen, was sie gelernt hätten. Da die Aufforderung collectiv war, so entstand unter den Schülern ein lebhafter Streit, wer anfangen sollte. Endlich begann der Eine aus dem Neuen Testament einen Vers herauszubuchstabiren und mit Hülfe seines Präparationsbuchs ganz erbärmlich zu übersetzen. Der gute Abbate rief bei jedem Wort: Da bravo! — Eccolo! — Bravissimo! — und forderte dann den zweiten, Signor Francesco, auf, gleiche Gelehrsamkeit an den Tag zu legen. Signor Francesco erklärte offenherzig seine Unfähigkeit. Nun kam die Reihe an Signor Giulio. Dieser ergriff statt aller Antwort sein Buch, sprang auf und lief zur Thür hinaus. Der Abbate nahm seine Zuflucht zu dem beliebten Carlo; der aber erklärte, er sey nicht weiter vorbereitet. Der Abbate machte das Buch zu, entließ seine hoffnungsvollen Schüler, und knüpfte mit den Fremden ein Gespräch über andere Dinge an.

*** (Handelskaravane zwischen dem Mississippi und Mexiko.) Der Handelsweg von dem Mississippi nach Santa Fe geht zwar durch ein Gebiet, welches die Nordamerikaner das ihrige nennen, ist aber so unsicher, wie ehedem der Weg durch die ägyptische Wüste. Die Kumantschen, ein rothhäutiges Reitervolk, stehen den Beduinen Afrika's und Arabien's an Gefährlichkeit nicht nach. Durch Schaden klug gemacht, durchziehen die Handelsleute jene Wüste des Westens nicht anders als in wohlgeordneten und wohlbewaffneten Karavanen. Ein Wäldchen am Rande der Wüste dient als Sammelpunkt. Es heißt Council-grove (Rathshain), weil man sich dort über die Ernennung der Befehlshaber verenbart. Zuerst wird der Oberbefehlshaber ernannt. Dieser ernennt dann Unterbefehlshaber und vertheilt die übrige Mannschaft in Wachen (watches), welche sich in Beschirmung des Lagers abzulösen haben. Ferner theilt er die gesammte Mannschaft in einen Vortrab und einen Nachtrab, wo jeder seinen bestimmten Platz hat. Er selber bildet mit der jedesmaligen Wacht in der Zugordnung die Spitze. In einer bestimmten Entfernung hinter ihm kommt der Wagen-

zug und die Maulthiere des Vortrabs, und abermals i
einer gewissen Entfernung die des Nachtrabs. Das Ganz
besteht in der Regel aus 200 Mann, 100 Wagen und 80
Maulthieren. Naht ein Feind, so schwenken die Wagen recht
und links ab und deployiren der Vortrab auf den letzter
den Nachtrab auf den ersten Wagen. Auf diese Weise wir
eine Wagenburg in Gestalt eines länglichen Vierecks gebil
det. Dasselbe geschieht jeden Abend am Rastort. In de
Nacht werden die besten Pferde und Ochsen in der Wagen
burg behalten. Die minder werthvollen werden außerhal
mit sechzig Schuh langen Stricken an Pflöcken befestigt, i
solcher Entfernung, daß sie sich nicht in einander verwickel
können. Zwischen diesen Thieren liegt die Nachtwache ver
theilt, den Blick auf den Boden hin über die Grasfläche nac
dem Lichtstreifen am Saume des Gesichtskreises richtend
Auf diese Weise ist sie im Stande einen hereinschleichende
Feind zu bemerken. In solchem Fall gibt sie Feuer und zieh
sich in die Wagenburg zurück. Die Uebrigen greifen zur
Gewehr, schießen unter den Wagen hervor, machen nach Um
ständen Ausfälle und nehmen dem Feind die Thiere wiede
ab, die er wegführen will. Daß die Gefechte häufig un
ernst sind, beweisen die vielen Grabhügel auf dem Weg nac
Santa Fe.

*** Ein Dorfpfarrer in Toskana hatte einen Hund, de
er sehr liebte. Da der Hund starb, bestattete ihn der Pfarre
auf dem Kirchhofe des Orts. Als der Bischof des Spren
gels, der wußte, daß der Pfarrer sehr reich sey, dies erfah
ren, so lud er ihn vor sich, in der Absicht, ihn zu einer tüch
tigen Geldbuße zu verurtheilen. Der Pfarrer kannte di
Habsucht des Bischofs. Er begab sich daher mit 50 Dukate
zu demselben. Zuerst drohte nun der Bischof dem Pfarrer
ihn ins Gefängniß setzen zu lassen, als einen Frevler gege
die Heiligkeit einer christlichen Begräbnißstätte. „O, wen
Sie wüßten, Herr Bischof, wie verständig dieser Hund ge
wesen, so würden Sie mit mir eingestehen, daß er wohl ver
diente, unter Christenmenschen begraben zu werden; währen
seines ganzen Lebens zeigte er einen seltenen Verstand, be
sonders aber in der Stunde seines Todes!" — „Nun, wi
benahm er sich in derselben?" fragte der Bischof. — „E
machte sein Testament," entgegnete der Pfarrer, „und da e
wußte, daß Ihre Finanzen nicht zum Besten bestellt seyen
so vermachte er Ihro Gnaden diese 50 Dukaten, die ic
Ihnen hiermit ergebenst überreiche!" Der Bischof nahm da
Legat an, und gab dem Priester ohne Bedenken die Absolution

*** (Servilismus.) Ludwig XIV. sprach eines Tage
von der Gewalt, welche ein Monarch über seine Unterthane
habe; der Graf von Guise wagte dagegen zu behaupten, da
diese Gewalt auch ihre Gränzen habe, worauf Ludwig, de
keine solche anerkennen wollte, heftig entgegnete: „Wenn ic
Ihnen geböte, sich ins Meer zu stürzen, so müßten Sie mi
ohne Zögern gehorchen." Der Graf wandte sich, statt z
antworten, heftig um und ging nach der Thüre zu. Der Kö
nig fragte ihn überrascht, wo er hingehe. „In die Schwimm
schule, Sire!" entgegnete der Graf.

*** (Autographa von Shakespeare.) In voriger
Monat wurde in einer Londoner Bücher-Auction unter ande
ren Autographen auch eine eigenhändige Unterschrift Williar
Shakespeare's ausgeboten, welche vor zwei Jahren für 16
Pfd. St. erstanden worden war und jetzt für 145 Pfd. weg
ging. Sie ist diesmal für die Bibliothek der City von Lon
don erworben, deren Magistrat zu Shakespeare's Lebzeite
nicht die Erlaubniß dazu geben wollte, daß ein Stück de
großen Dichters innerhalb der Mauern der Altstadt aufge
führt würde. Dieses Autograph befindet sich auf einem Kon
trakt über den Ankauf eines Hauses in Blackfriars zu Lon
don, welches Shakespeare von Henry Waller käuflich an sic

scheint bald eine deutsche Uebersetzung von diesen zwei Sätzen. Vorläufig stellen wir nur die Frage: Wenn der Styl der Mensch ist, was ist der Mensch, der solch einen Styl schreibt? (Rheinl.)

*** (Thithonotyp) ist der Name, welchen ein Doctor Draper der Kunst beilegt, Daguerreotypbilder durch Hausenblasen zu vervielfältigen, die man flüssig darauf gießt und dann trocknen läßt. Dieser Ueberguß nimmt nämlich einen völligen Abdruck von dem Bilde an und reproducirt dessen kleinste Linien und Pünktchen aufs schönste und genaueste. Von einer und derselben Platte können mehrere dergleichen Abdrücke genommen werden. Die Bilder von diesen zeigen sich entweder in einem abspiegelnden (reflectirenden) oder durchsichtigen (transmittirenden) Lichte, in ersterem Falle am besten, wenn man ihnen eine Unterlage von schwarzem Sammet giebt. Der Dr. Draper hofft die neue Kunst dahin zu bringen, daß sie in wirklichen Gebrauch kommen kann. Die practische Schwierigkeit dabei besteht darin, daß der Ueberguß der Hausenblase sich nicht immer in einem Stücke ablöset, sondern häufig splittert, oder daß er auch an einzelnen Stellen so festklebt, daß er sich nicht ablösen läßt, worunter denn das Bild selber leidet. Das Verfahren beim Thithonotypiren ist Folgendes: man belegt das Daguerreotypbild, von dem man die Copie nehmen will, in gewöhnlicher Weise mit einem Goldblättchen, das nicht zu dick und nicht zu dünn seyn darf, und bereitet eine klare Auflösung von Hausenblasen in solcher Consistenz, daß ein Tropfen davon, wenn auf eine kalte Metallplatte gegossen, bald erstarrt. Auf die gehörige Zubereitung dieser Auflösung kömmt viel an. Das Bild, von welchem der Abguß genommen werden soll, muß horizontal, die rechte Seite nach oben, in eine heiße Luftströmung gestellt werden, die von einer Feuerstove ausgeht; dann wird die flüssige Hausenblase bis zu einer Schicht von etwa einem Sechstelzoll darüber gegossen. Wenn das Werk gelingt, so löset sich die Hausenblasenscheibe, sobald sie völlig trocken geworden ist, von selber ab, und zeigt dann, wie schon gesagt, die getreue Copie des Originals in einem reflectirenden oder transmittirenden Lichte. (Hamb. lit. u. krit. Bl.)

*** In Vienne (im südlichen Frankreich) starb kürzlich ein Engländer, der, als Mittel gegen eine Leberkrankheit, seit 7 Jahren täglich zwei Bäder nahm. Anfangs währte jedes 2 Stunden; in den letzten drei Jahren aber saß er von Morgens 4½ oder 5 Uhr bis Mittags 12 Uhr, und von Nachmittags 1½ bis Abends 8 Uhr im Wasser. An seinem Todestage kam er etwas später als gewöhnlich ins Bad, und jammerte deßhalb über die verlorne halbe Stunde. Als sein Bedienter eine Stunde darauf wieder kam, war er, das Haupt auf die Seite gesunken, verschieden.

*** (Ein weiblicher Riese.) Die „Gazette di Zara" erzählt: Es befindet sich in diesem Augenblicke in Banjaluka (Bosnien) ein aus Serbien gebürtiges sechzehnjähriges Mädchen, welches durch seine riesenhaften Dimensionen die gesammte Bevölkerung in Staunen versetzt. Dieselbe, stark im Knochenbaue und wohlbeleibt, mißt vom Scheitel bis zur Fußsohle volle achthalb österreichische Schuhe. Ihre Augen sind groß, ihr Antlitz braun und trotzig; die Stimme etwas rauh; im übrigen aber ist ihr Benehmen, wahrscheinlich ob ihrer auffallenden Gestalt, ziemlich schüchtern und zurückhaltend. Ihre Nahrung ist sehr spärlich, ihr Getränk dagegen sehr ausgiebig, und nicht selten sieht man sie etwa ein Seitel des stärksten Branntweins in einem Zuge ausleeren. Von allen Seiten strömt das Landvolk nach Banjaluka, um die junge Riesin zu sehen, bei welcher Gelegenheit sie mit Geldstücken beschenkt wird. Einige bosnische Spekulanten haben bereits der Mutter des Mädchens eine Summe von 3000 fl. C. M. alsogleich auszahlen wollen, wenn sie gestatten würde, daß diese mit ihrem Bruder in schöner bosnischer Tracht angethan, einige Monate kostenfrei durch die Welt zur Besichtigung herumgeführt werde; welchen Antrag jedoch die zärtliche Mutter, aus Besorgniß vor etwaigen Unfällen, die ihrem Kinde zustoßen könnten, wiewohl in dürftiger Lage befindlich, entschieden ablehnte. So eben hat der Wezier von Sarajewo, von Neugierde getrieben, dieselbe zu sich bescheiden lassen, und man besorgte in ihrer Familie, daß sie, als eine höchst seltene Naturmerkwürdigkeit, nach Konstantinopel gesendet werden könnte. (Luna.)

*** In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 29. Mai ist eine interessante naturhistorische Entdeckung von dem Herrn Duvernoy zum Vortrage gekommen. Man hat nämlich in der Nähe der Stadt Issoudun (Dép. Indre-et-Loire), wo bereits früher viele urweltliche Thiere gefunden worden sind, die Knochenreste einer urweltlichen Giraffe, von kolossalen Formen und überhaupt von manchen abweichenden Charakteren gegen die heut zu Tage lebenden Giraffen-Arten gefunden. Es ist dies ein neuer Beweis zu den schon zahlreich vorhandenen, daß Frankreich ehemals ein heißes Klima hatte, denn gegenwärtig leben die Giraffen nur in Afrika.

*** (Beeinträchtigung im Kleinen und im Großen.) Dieser Tage wog ein Tabakkrämer in Pesth das aus der Fleischbank geholte Fleisch in seiner Wage nach, und fand bei 2 Pfund Fleisch 10 Loth Abgang am Gewichte. Geschieht nun solches bei jedem Pfunde, so ist der Gewinn bei einem Centner, den sich auf diese Art die Fleischhauer eigenmächtiger Weise zu Nutzen machen, schon ein bedeutender und beträgt nicht weniger denn $15^{76}/_{11}$ Pfund. Nimmt man nun an, daß in einem Tage 240 Centner Fleisch ausgeschrottet werden, so ist die ungerechte Ausbeute an einem Tage 37 Centner und 50 Pfd., was nach den jetzigen Fleischpreisen 865 fl. gleichkommt, und in einem Jahre 315,725 fl. beträgt. (Pesther Tagbl.)

*** Die allgemeine Anwendung des Dampfes als Bewegungskraft kommt einer Vermehrung der Menschenzahl gleich. Repräsentiren die durch Dampf bewegten Maschinen blos bei der Spinnerei nicht die Arbeit mehrerer Millionen Menschen? Der Engländer Pare stellte in einer vor Kurzem in Birmingham gehaltenen Versammlung die Berechnung auf, daß im Jahre 1792 alle damals existirenden Maschinen eine Arbeit gleich der von 10 Millionen, im Jahre 1827 gleich der von 200 Mill. und 1833 jener von 400 Mill. Menschen lieferten, also eine Arbeit gleich der der Hälfte der über die Erdoberfläche verbreiteten Menschen. Bei der Spinnerei machen die Spindeln, die sonst in der Minute 50 Umdrehungen machten, bei den neuesten Maschinen 8000 in derselben Zeit. In Manchester hat eine einzige Spinnerei 136,000 Spindeln, welche wöchentlich 1,200,000 (engl.) Meilen Baumwollenfaden liefern. Owen in New-Lanark liefert mit seinen 2500 Arbeitern jeden Tag so viel Baumwollengarn, daß man die Erde zwei und ein halbes Mal damit umwickeln könnte. (Bl. aus der Gegenw.)

Auflösung der Charade in Nro. 143.

Windfahne.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Ko

Donnerstag, Nro.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des Fra

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilun Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Betsaal Johanna's befindet sich in dem entlegensten Theile ihrer Gemächer. Die düsteren Vorhänge, die tiefe Wölbung trüben das spärliche Licht, das am Tage durch eine enge Oeffnung hineindringt. Auf einem Betpult von schwarzem Holze sieht man einen Christus mit der Dornenkrone, einen Todtenkopf und eine stillstehende Sanduhr. Darüber hängt ein Bildniß Philipp's, von weißen Lilien umgeben, die Johanna täglich mit eigenen Händen erneuert.

Es ist Nacht, Alles ist finster, wie wenn dichte Wolken den Himmel verschleiern; man sieht Nichts bei den Strahlen einer auf dem Betpult stehenden antiken Lampe, als das schimmernde Bild Philipp's des Schönen und die Gestalt Johanna's, knieend vor dem Gott, den ihr Götzendienst sich geschaffen, und ihre großen schwarzen Augen voller Thränen und Feuer zu ihm erhebend, während die Kugeln eines Rosenkranzes langsam durch ihre Finger gleiten. Allmälig aber erstirbt ihr Gebet und heiterere Gedanken scheinen ihre Züge zu erhellen.

Sie wird die Herrscherin des Landes werden, ihre Mutter hat sie das hoffen lassen; durch sie wird Philipp das Königreich besitzen, welches er so heiß ersehnt. Er wird diese Krone lieben, die er von ihr erhält. Dies Band der Liebe, wie schwach es auch ist, entzückt die Unglückliche, die immer so wenig erhalten, und entlockt ihr zum ersten Male ein Lächeln des Glücks.

Indeß ruht in ihrem Busen ein furchtbares Geheimniß, welches sie selbst ihrer Mutter verhehlt hat, ein Geheimniß, welches seit zwei Jahren sie auf die Folter spannt; ein seltsames Verhängniß verbreitet eine tödtliche Blässe über ihre Züge, gießt ein fortwährendes Fieber in ihren abgezehrten Körper und wacht an ihrem Kissen, um ihr die Nächte schrecklich zu machen. Aber gerade in diesem Augenblick erwartet sie einen heiligen Beichtvater, einen Mann Gottes, vor dem sie ihre ganze Seele ausschütten will. Ihre Mutter hat gewollt, daß sie den Beistand des Kardinals Ximenes anflehe, und dieser fromme Diener des Herrn, der alle ihre Geständnisse hören soll, wird ihr vielleicht Trost geben.

Aber plötzlich wird die Stirne Johanna's düsterer als je; ihre Glieder erkalten, ihr Auge irrt umher, ihre Lippen zittern. Ein furchtbarer Gedanke ist ihr gekommen. Wenn der Kardinal-Minister das entsetzliche Geständniß hört, das sie ihm ablegen will, so wird er schaudernd zurückschrecken, er

verschleiern. Sage mir, meine Tochter, hat Deine Entfernung von der Welt, die düstere Blässe Deiner Züge, Deine tiefe Melancholie keine andere Ursache?

Johanna fühlte ihre Kräfte schwinden, ihre Stirn sank in ihre gefalteten Hände, aber sie stammelte mit dumpfer und abgestoßener Stimme:

— Nein.

— Bedenke, daß ich Dich im Namen Gottes beschwöre, mir zu antworten.

Sie schauderte zusammen, als wenn der Hauch des Todes, des ewigen Todes ihr Haupt anwehte, und doch flüsterten ihre Lippen nochmals:

— Ich habe Alles gesagt.

Dann, zu Boden gedrückt, hochathmend, die Stirn unter dem Gewicht einer ruchlosen Lüge gebeugt, empfing sie die Absolution des Priesters.

Plötzlich erhob sie sich und sagte:

— Mein Vater, wann wird Philipp den Thron erhalten?

— Früher, als Du denkst, meine Tochter, antwortete der Kardinal, und entfernte sich bei diesen Worten.

Da faltete sie ihre zitternden Hände und rief:

— Ich habe meine Seele für Dich hingegeben, Philipp, aber für Dich würde ich selbst vor den Pforten der Hölle nicht zurückbeben: ich liebe Dich!

Nach und nach beruhigte sich ihr Geist bei dem Gedanken, mehr gethan zu haben als Alles, was die Hingebung der Liebe je einzuflößen vermag. Nach dem, was sie für ihn gethan, fühlte sie das Bedürfniß, Philipp zu nahen, von irgend einer dunklen Stelle aus ihn glänzend und glücklich in Mitten der Feste zu schauen, die er verherrlichte. Sie nahm die Lampe und ging instinktartig einer langen Gallerie des Palastes zu, welche sie häufig des Nachts durchwanderte und an deren äusserstem Ende eine schöne Statue des Erzherzogs in einer tiefen Fensterbrüstung stand. Als das Licht der Lampe plötzlich in diese Vertiefung drang, zeigte sich den Augen Johanna's ein Anblick, der sie zu Boden schmetterte. Die junge Sklavin Olema hatte die Statue Philipp's umfaßt und hielt sich an ihr, während der Prinz selbst sanfte und glühende Anstrengungen machte, sie zu sich zu ziehen. Das junge Mädchen, als es sich so zu dem Bilde dessen flüchtete, den sie zurückwies, als sie sich an diesen Marmor schmiegte, der sein Ebenbild war, um sich seinen Umarmungen zu entziehen, bewährte noch in seinem Widerstande eine Miene der Trauer und weicher Hingebung.

Staunen, Zorn und Haß regten sich in der Seele Johanna's mit solcher Gewalt, daß ihre gepreßte Brust keinen Laut hervorbringen konnte. Die Blässe ihrer Stirn theilte sich den Zügen der beiden Schuldigen mit und sie standen alle Drei unbeweglich, schweigend, zermalmt unter dem Gewicht ihrer Ueberraschung.

Endlich richtete Johanna sich stolz und empört in die Höhe, ihr Blick fiel zerschmetternd auf Olema und sie sprach mit tönender Stimme:

— Eine Sklavin! Eine Maurin! Der Auswurf Spanien's! Das ist die Nebenbuhlerin, die Ihr mir gebt, Don Philipp!... Ich suchte sie am Hofe, ich täuschte mich; Ihr trugt Euer Herz so niedrig, daß Ihr es in den Koth des Palastes schleiftet.

— O seht sie an, rief Philipp, und Ihr werdet nicht ferner wagen, sie zu beschimpfen.

— Eine elende Schönheit macht Euch für alles Andere gleichgültig und Ihr erniedrigt die Liebe eines Fürsten zu der untersten Kreatur. Aber ich habe keine Lust, diese Schmach zu dulden und ich werde sie in Blut abzuwaschen wissen.

Dann belebte sich ihr Auge in stolzer Freude.

— Gesegnet sey der Himmel für die Macht, die er mir gegeben! Ich bin Johanna von Kastilien, ich kann über das Leben dieses Weibes verfügen!

Eine so furchtbare Autorität zeigte sich auf der Stirn Johanna's, daß Olema zitternd auf die Knie sank.

Die beleidigte Gattin streckte die Hand über sie aus und sprach langsam im Tone des Fluches:

— Dies Weib ist schön, ich werde sie verstümmeln lassen. Sie ist Sklavin, ich werde sie auf dem Markt verkaufen lassen. Sie ist eine Ungläubige, ich werde sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen.

Philipp trat auf das junge Mädchen zu, wie um es dem Geschick zu entreißen, das in den verzehrenden Worten des Fluches auf sein Haupt zu fallen schien. Johanna warf sich zwischen die beiden Liebenden, um sie mit ihrem Leibe zu scheiden.

Bei dieser Bewegung fiel die Lampe, welche sie trug; tiefes Dunkel umhüllte sie alle drei, wie um sie mit ihrem ganzen brennenden Haß in das Grab zu schließen, daß er dort dauere, so lange, als die Ewigkeit.

Alles war verschwunden. Johanna faßte mit der Hand an ihre Stirn; ein heftiger Schmerz peinigte sie hier. Sie sah weder Philipp noch die schöne Sklavin mehr, aber ihre Liebe erschien vor ihr wie das Unglück ihres Lebens. Sie hörte keine Bewegung mehr. Sie wanderte umher in dem Dunkel ohne Ziel und ohne Gedanken, gejagt von der Erregung ihres Herzens. So kam sie an eine Stelle, wo ein heller Punkt in der Mauer sich ihr zeigte; dieser Punkt war ein großer Christus von Stein, der sich weiß und leuchtend auf dunklem Grunde erhob. Johanna war, ohne es zu wissen, in die Kirche neben dem Palaste hinabgestiegen. Schaudernd stand sie still, als sie diesen Christus erblickte! ... Dieser Gott — sie hatte ihn beleidigt durch eine ruchlose Beichte; sie hatte Philipp in diesem furchtbaren Augenblicke Alles, selbst das ewige Leben geopfert! ... Eine Stunde war seitdem verflossen ... eine Stunde! ... Ja, es war gerade der Augenblick, wo er seine Buhlerin zu einem nächtlichen Stelldichein lud und sie in seine Arme schloß ... Und jetzt kam es ihr vor, als ob dieser Gott, der so leuchtend im Dunkel dastand, ihr erschiene, um ihr ihre Gottlosigkeit vorzuwerfen und sie in den Strahlen seines Zorns zu verzehren ... Ihr ganzer Körper zitterte vor Furcht; sie fühlte ein unbestimmtes Sehnen nach Rache in ihrem Busen. Eilig stieg sie die Stufen hinab, welche vor ihr lagen und stand an der Thür eines erleuchteten Gemaches.

Johanna blieb einige Augenblicke unbeweglich auf der Schwelle stehen. (Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** (Leipzig, 25. Mai.) Nach den hiesigen Localblättern ist über die zukünftige Leitung des Theaters von Seite des Magistrats endlich verfügt: Dr. Schmidt wird mit Ostern 1844 die Direction desselben übernehmen. Dr. Schmidt ist Niemand anders als der Herausgeber und Redacteur der hier bei Otto Wigand erscheinenden medicinischen Jahrbücher, eines außerordentlich verbreiteten Organs, das den Besitzern mehrere tausend Thaler Einkünfte bringt. Diese sichere Stellung und diese sichere Wirksamkeit in seiner Wissenschaft giebt Dr. Schmidt auf, um den vielfach verfahrenen Thespiskarren unsers Stadttheaters in ein Geleise zu bringen, das den Ansprüchen und der Bildung Leipzig's angemessen. Er war selbst ausübender Künstler, bevor er seine medicinische Laufbahn eröffnete. So stände von dieser Seite und bei der ästhetischen Geschmacksbildung des zukünftigen Directors für die Leipziger Bühne einer Epoche zu gewärtigen, wo deren Leitung

nicht lediglich als Geldgeschäft betrieben wird. Wird da
Publikum als eine blinde, launenhafte Masse genommen, di
nur dazu da ist, um ausgebeutet zu werden, so darf man sic
nicht wundern, wenn der feinere Theil desselben sich von ei
nem Institut zurückzieht, das, weil es bloß auf augenblickli
chen Raub ausgeht, alles was dauernd befriedigt verschmäh
Ein Theater kann einer vorherrschenden Zeitrichtung sich nich
entschlagen wollen, vielmehr soll es ihr dienen, sie sättige
und sie auf diese Weise sich in sich selbst erledigen lassen
Aber ein deutsches Theater, zumal ein solches, dem keine hö
here Unterstützung Bedingungen stellt, soll die edleren Regun
gen des Zeitgeistes nicht unbenutzt lassen, es soll der Richtun
des Jahrzehntes nicht nachhinken, sondern Schritt mit ih
halten, um geistig und materiell seine Nahrung in ihr zu
finden. Nicht anders hatten Mannheim, Hamburg ihre Epoche
Hoftheater können die Stadttheater nur in Zeiten überflügeln
in denen Oper, Ballet und Pariser Lustspiel die gesunde
und ehrlich gemeinten Leistungen der heimischen Literatu
überbieten. Nur gleichzeitig mit nationalen Regungen un
Hand in Hand mit den Talenten deutscher Gesinnung hatte
sich jene Theater zweiten Ranges heben können, durch di
Pflege des deutschen Schauspiels waren sie wichtig geworden
Gegenwärtig hat sich die raffinirte Oper erschöpft, die Quell
der französischen Production scheint zu versiegen, das deutsch
Schauspiel hat bereits einige energische, wenn auch nicht im-
mer geschickte Versuche gemacht, Geist und Gemüth der eige-
nen Nation in Scene zu setzen. Dieß ist die Epoche, in welche
Dr. Schmidt die Leitung des Theaters übernimmt. (Allg. Ztg.)

*** (Florenz, 20. Mai.) Der Dichter Alexander Du-
mas, bekannt durch seine Trauerspiele, spielt hier selbst ein
traurige Rolle und hat neulich eine Tragikomödie mit einem
Hrn. Le Comte zum Besten gegeben. Dieser Hr. Le Comte,
ein junger Schriftsteller und Schöngeist, den die öffentlich
Meinung in Paris etwas drückte, ist plötzlich an den etrus-
kischen Küsten gelandet und hat sich hier in den ersten Ge-
sellschaften eingeführt. Dies mochte in dem Andern mancher-
lei Eifersucht erweckt haben, der nun Jenen zu verdunkeln
suchte; man murmelte von den frühern Verhältnissen des Hrn.
Le Comte, die eben nicht ehrenvoll waren, und kurz, als Hr.
A. Dumas am Sonntag in den Cascinen spazieren fuhr,
erhielt er von dem Andern eine feierliche Ohrfeige im Ange-
sichte der erstaunten Noblesse von Florenz. Hr. A. Dumas
erhob in diesem Augenblicke seinen Stock und schlug den An-
dern auf die Hand, was diesem sehr weh gethan haben soll.
Obgleich Beide sich nun mit dem glücklichen Ausgange dieses
antiken Kampfes begnügen konnten, so soll doch nun Hr. A.
Dumas nach Paris gereist sein, um Documente und Beweise
für seine Verunglimpfungen des Rivalen zu sammeln. Je
schlechter er ihn machen wird, desto heißer wird die Ohrfeige
brennen. Hr. A. Dumas hat in Italien viel Unglück. Bei
seinem ersten Auftreten hier vor zwei Jahren wurde eine sei-
ner hier Tragödien ausgepfiffen; durch seine unverschämten An-
griffe auf Neapel und Sardinien hat er sich die Verbannung
aus diesen Ländern zugezogen; sein Buch über Florenz ist
allgemein als ein unreifes Product bekannt: war eigentlich die
Ohrfeige noch nöthig, um ihn berühmt zu machen? (D.A.Z.)

*** (Verschiedene Todesarten für verschiedene
Stände.) Das Sprichwort sagt: „Einen Tod kann der
Mensch nur sterben!“ allein dies ist nur relativ wahr, denn
eben so, wie es für viele Stände eine eigene Gattung der
Trunkenheit giebt, eben so haben viele Sünder ihre eigene
Todesart. Z. B.:

Der Musikant — pfeift aus dem letzten Loche.
Die Wäscherin — hat ausgerungen.
Der Kutscher und der Postillon — sind abgefahren.
Der Todtengräber — sinkt in die Grube.

*** (Ein vielleicht einziger Fall.) Ein Schmuggler, den sein böses Gewissen drückte, schrieb unlängst einen anonymen Brief an das Schatzkammeramt in London, und überschickte damit 14,000 Pf. St. mit der reumüthigen Erklärung: „das sey die Einkommensteuer von seinem Schmugglergeschäft, welches er bereits drei Jahre lang mit dem besten Erfolge treibe.“ Sein jährlicher Gewinn dürfte sich, nach dieser Steuer bemessen, auf 150,000 Pf. St. belaufen, also ein Geschäft, dessen Erträgniß eben so merkwürdig wäre, als das — Gewissen des Betreibers. (Wiener Zeitschrift.)

*** Die Franzosen sind des großen Journalformats schon herzlich satt, obwohl sie sich nie zum Riesenformate der Engländer oder gar der Amerikaner verstiegen haben. Sie spotten jetzt schon bitterlich darüber, und sagen, unsere Nachkommen würden glauben, wir seyen riesenhafte Patagonier gewesen. Man könne nur zitternd, oder besser, nur gähnend an diese riesenhaften Columnen gehen, und die Redaktionen sollten Anweisungen geben, wie man sich damit zu benehmen habe, um das Lesen möglich zu machen. Bekanntlich ist das große Format daher entstanden, um die Stempelsteuer für jeden neuen Bogen zu ersparen. Wo man es also ohne diese Rücksicht auf Stempel nachmacht, thut man gewiß unrecht. (Zeitung für die elegante Welt.)

*** (Schauderhafte Kaltblütigkeit.) Ein Ackerknecht bei Porto war mit einer neben ihm dienenden Magd verheirathet. Diese hatte sich über seine Untreue zu beklagen und brachte ihre Beschwerde vor den Dienstherrn. Der Herr hielt dem Knecht eine Strafpredigt. Wüthend über diesen wohlverdienten Schimpf nahm der Gescholtene ein Messer, erstach sein hochschwangeres Weib, das Kind, welches sie auf dem Arm trug und einen ältern Knaben, der auf das Geschrei des Weibes herbeikam. Verbrecher dieser Art werden mit Recht als augenblicklich wahnsinnig betrachtet, in so fern sie ihre Wuth gegen Personen kehren, die nicht Gegenstand der Rache seyn können. Sie bringen sich gewöhnlich selber um, was in den Augen der Juristen und Theologen ein neues Verbrechen ist, von den Laien und Dichtern jedoch als eine Art Genugthuung betrachtet wird, als eine Selbstbestrafung, als eine thatsächliche Anerkennung der Schuld. Wenn ein solcher Verbrecher aber durch Leugnen und Trug der Strafe zu entrinnen sucht, dann stößt er nicht nur Abscheu, sondern auch Verachtung ein. Dies ist der Fall bei unserm Portugiesen. Mit einer Besonnenheit, die zur Ehre der Menschheit in solchen Fällen selten angetroffen wird, nahm er ein Schermesser, schnitt seinen Opfern den Leib auf und ließ die Schweine in den Saal, welche mit ihrer gewöhnlichen Gier über die Leichen herfielen und einen Theil der Eingeweide fraßen. Der Mörder wollte damit glauben machen, die Schweine hätten der Frau und den Kindern den Leib aufgerissen, was wohl bei ohnmächtigen Personen schon vorgekommen ist. Allein die Spur der Stichwunden ward durch die Schweine nicht vertilgt, und der feige Mörder ist dem Gericht übergeben. Die Zeitung von Porto bemerkt hierzu: Veremos o que fazem os jurados. (Wir werden sehen, was die Geschwornen thun). Dies bezieht sich darauf, daß die portugiesischen Geschwornen wegen ihrer Nachsicht berufen sind, mildernde Umstände, Monomanie und dergleichen gelten zu lassen.

*** (Schröpfen in China.) Die Bewohner des himmlischen Reichs sind in manchen Stücken sehr geschickt, in manchen aber auch ungeschickt. Zum Schröpfen nehmen sie hohle hölzerne Cylinder, halten ein brennendes Papier hinein und setzen sie auf die bestimmten Stellen. Dann nehmen sie die hölzernen Schröpfköpfe ab, machen in die leicht entzündeten Stellen Nadelstiche und saugen das Blut aus.

*** (Aegyptische Justiz.) Der preußischen Mission wurde in der Nacht auf den 7. April, während sie am Rand der ägyptischen Wüste lagerte, Mantelsäcke mit werthvollen Sachen aus einem Zelt gestohlen. In der Nacht auf den 10. wurde sie von einer Bande von dreißig Räubern überfallen, welche zwei Zelte umwarfen, drei Männer von der Gesellschaft verwundeten und mit dem, was sie fassen konnten, sich davon machten. Zwei von der Gesellschaft schlichen ihnen nach und verfolgten ihre Spur nach dem Dorf Abusir. Der Statthalter des Distrikts ward benachrichtigt, erschien mit einem starken Gefolge und ließ, ohne viel zu fragen, den Scheiks von Sakkara und von Abusir, in deren Bezirk die Diebstähle und Raubanfälle stattgefunden hatten, eine tüchtige Tracht Prügel verabreichen. Sodann verfügte er, daß der erstere drei Viertel und der letztere ein Viertel des Werths der geraubten Gegenstände bezahlten.

Die Sage vom Todtenkampf zu Lorch.

Zu Lorch von hohem Berge schaut stolz die Kirch' in's Thal;
Ein heißes Waffenkämpfen umdröhnet ihr Portal.
O laßt die Todten ruhen, o stört die Beter nicht,
Ihr wildentbrannten Streiter, hier hält man kein Gericht!

Doch heißer stets entspinnt sich der mörderische Streit,
Vom Herzen dieser Schweden wohnt alle Ehrfurcht weit.
Das Heiligthum zu plündern, ist ihr verweg'ner Plan,
Drum stürmen so gewaltig vom Markte sie heran.

Ein kleines Häuflein schirmt nur die Kirche und den Schatz;
Doch kaufen leichten Preises die Schweden nicht den Platz.
Fest stehet am Portale die winz'ge Heldenschaar,
Zerfleischend ihre Feinde, wie seinen Raub der Aar.

Es sind der Stufen viele, die von des Marktes Hang
Zur Kirchenpforte führen mit hochgewölbtem Gang,
Und dieser Halle Enge gab unsern Helden Schutz;
Denn Mann für Mann nur konnte man ihnen bieten Trutz.

Allein zuletzt obsiegte der Schweden Ueberzahl;
Ein Held nur schwang, verzweifelnd, noch gegen sie den Stahl.
Doch als sein Arm erlahmte, und Schwert ihm sank und Schild,
Da wirft er auf das Knie sich vor's nahe Kreuzesbild:

„Wir haben, Herr! gekämpfet, wie's ziemt dem Christenheld,
Dein Heiligthum zu schützen und sein geweihtes Feld!
O Herr! beschirme Du nun, beschirme Du Dein Haus!“
Fleht's inbrunstvoll und hauchet die Heldenseele aus.

Und horch! Drommeten schmettern mit fürchterlichem Schall,
Und aus den Gräbern steigen die Lorcher Ritter all,
Und schlagen die Bedränger in grauenvoller Wucht
Mit Schwertern und mit Hippen zu Tod' und in die Flucht! —

Zu Lorch von hohem Berge schaut stolz die Kirch' in's Thal;
Kein heißes Waffenkämpfen umdröhnt mehr ihr Portal.
Man läßt die Gräber ruhen und stört die Beter nicht,
Seitdem die Todten hielten so schreckliches Gericht.

Alois der Taunide.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Freitag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktio

An die Redaktion des F

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften w
wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besser
dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilu
Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

VII.

Unter dem Marmorboden der Kirche war ein unterirdisch
Schiff angelegt, das den früheren Königen von Kastilien z
Gruft diente. Seine Mauern waren nackt, schwere Pfeil
trugen das Gewölbe, im Hintergrunde stand ein einfacher st
nerner Altar und der Länge nach zogen sich zu beiden Seit
zwei Reihen Gräber dahin, in denen alle diejenigen ruhte
welche, die Krone auf der Stirn, den Palast von Toledo durc
schritten. In der Regel erhellte nur eine silberne Lampe di
Räume, aber in diesem Augenblick strahlte auf jedem Gra
eine Fackel und die gewohnte Einsamkeit des Ortes war dur
die Gegenwart einer erlauchten Versammlung unterbrochen.

Die Königin von Kastilien hatte insgeheim ihren Rath
diese Behausung des Todes berufen.

Hier befanden sich der Kardinal Ximenes und die ander
geistlichen Leiter Isabellens, diese Priester, vor welchen d
große Herrscherin sich beugte, diese Sterne der Religion, a
welche ihr Gewissen in Zeiten der Stürme sich wandte, da
Antonio Fonseca und Juan Velasquez, Intendanten der F
nanzen, mächtige Staatsmänner, welche zu Testamentsvol
ziehern ernannt werden sollten, und neben ihnen der Gr
von Cabra, Ponce de Leon, Enrico de Guzman, Mendoz
Aguilar, lauter alte Kriegshäupter und weise Räthe, die i
ihren Zügen die Narben der Schlachten und die noch tiefere
Narben der Staatsgeschäfte trugen und diese ganze lange Lau
bahn von Eroberungen und Stiftungen geschaffen hatten, welc
die Regierung Ferdinand's und Isabellens zeigte.

Treue Männer und würdige Räthe — mit diesen Wo
ten hatte die Königin von Kastilien die Versammlung eröf
net — Ihr habt immer als wackere Ritter und gute Christ
gelebt. Ich habe Eurer Weisheit das Testament vorlege
wollen, in welchem ich über die Krone Kastilien's verfüge, d
ich wohl weiß, daß was Ihr gut heißt, meiner Dynastie un
meinem Königreiche nützlich ist. Ich habe Euch zu dies
großen Entscheidung in der Gruft der Könige versammel
denn, sey er gesegnet oder verflucht, sey er ein Muster v
Laster oder Tugend, die Erinnerung an einen königliche
Vorfahren ist immer eine Lehre. Ich habe in dem Auge
blick, wo ich das Schicksal des Königreichs feststelle, das mei
Vorfahren mir hinterlassen, zu Zeugen meines Thuns il
Grab nehmen wollen ... und das meinige.

Isabella und ihre Räthe hatten einen Theil der Nacht u
einen großen Tisch versammelt gesessen, der mit Pergament

nährt habt, wollt Ihr sein Geschick den Händen derer anvertrauen, die sich selbst nicht zu leiten vermag? Wollt Ihr ein armes Wesen, das in dem verstümmelt ist, was es Göttliches in uns giebt, in der Vernunft, zur Königin einer großen Nation ernennen?

Die erlauchten Greise standen da, das Haupt auf die Brust gesenkt, erdrückt von der Schmach eines Thrones, mit welchem sie sich immer identificirt hatten, und bewahrten ein bleiches Schweigen.

Isabella, die sich kaum aufrecht erhalten konnte und deren Busen sich in Schluchzen Luft machte, barg ihr Gesicht in ihre Hände.

Johanna, die Arme auf die Stufen eines Mausoleums gestützt, war am Eingange der Gruft stehen geblieben. Sie schien größer geworden in der Aufregung dieses Augenblicks, der ihr Haupt in die Höhe hob; die Blässe ihrer Züge hatte zugenommen durch den weißen Widerschein der Grabsteine; sie glich einem Schatten, der diesen Gräbern entstiegen, indem sie das Grab des Wahnsinns verlassen, das sie umfangen; ihre Worte schienen unwiderstehlich.

Mit einer langsamen und feierlichen Bewegung zerriß der Kardinal Ximenes das Papier, welches er in der Hand hielt und die Stücke fielen zur Erde. Dann entfernten sich alle Mitglieder des Raths; ernsten und bestürzten Schrittes folgte ihnen Isabella. (Fortsetzung folgt.)

Schicksale eines alten Soldaten.

Am 11. April ward zu Nancy der General Baron von Landoville von der Anschuldigung des falschen Zeugnisses freigesprochen. Das Zeugniß betraf eine ganz unbedeutende Sache (der General wollte gesehen haben, daß P. Steine wider das Haus von F. geworfen); wäre er aber schuldig befunden worden, so hätte eine entehrende peinliche Strafe seiner gewartet, und dies wäre ein schlechter Schluß einer glänzenden Laufbahn gewesen. Der heutige Baron Landoville, ein geborner Landauer, war im Jahr 1796 der Bürger Stieler, Grenadierhauptmann bei dem Heer in Italien. Er zeichnete sich aus vor Mantua, machte den Feldzug nach Aegypten mit, und ward nach der Schlacht bei den Pyramiden zum Befehlshaber eines Bataillons leichter Infanterie befördert. Am Jordan rettete er Murat, der sich unvorsichtig auf die Mameluken geworfen, indem er zwei Bataillone rasch in ein Carré formirte. Beim Sturm auf Acre verlor sein Bataillon seine ganze Carabiniercompagnie in einem brennenden Thurm. Von dort ward er nach Aegypten geschickt mit dem Auftrag, Gefangene durch die Wüste zu geleiten. An der Gränze erhielt er Befehl, eiligst durch das Delta nach Ramanieh zu ziehen, wo General Estaing Vorbereitungen zum Angriff auf einen Propheten traf, der 20,000 Mann unter seiner grünen Fahne versammelt hatte. Stieler's Bataillon, in Jahresfrist von 1140 auf etwa 300 Mann zusammengeschmolzen, wurde mit einer Kanone von Ramanieh ausgeschickt, die Stellung des Propheten zu erkunden. Unvermuthet stieß es auf die Hauptmacht desselben, warf sich erst auf einen Begräbnißplatz, dann in ein Dorf und vertheidigte sich gegen die hundertfache Uebermacht, bis die plötzliche Erscheinung von 400 Dragonern im Rücken der Araber diese in die Flucht trieb. — Neun Jahre später (1808) erhielt Stieler den Befehl über das Regiment Isenburg in Neapel. Lacroix, der Chef von Murat's Generalstab stieß Drohworte gegen ihn aus; Stieler bat den König in Gegenwart von 200 Personen um Erlaubniß, den Beleidiger fordern zu dürfen, schlug sich mit ihm und entwaffnete ihn zwei Mal. Im folgenden Jahr (1810) überwarf er sich mit Murat selber, indem er nicht zugeben wollte, und nach fruchtlosen Vorstellungen dem französischen Kriegsminister anzeigte, daß der König Rekruten für die französischen Regimenter in seine neapolitanischen steckte. Zu Ende 1811 ward Stieler als Oberst nach Corfu versetzt und von da 1814 in Folge des Friedens von Paris nach Corsika. Ein Befehl des Buonapartischen Kriegsministers vom 10. April 1815 berief das Regiment nach Toulon, und seinen Befehlshaber auf das Maifeld nach Paris. Ob er am Feldzug von Waterloo Theil nahm, wird nicht gesagt. Zu Ende 1815 erhielt er den Auftrag, die Departemental-Legion der Lozère zu organisiren und 1819 zog er sich mit dem Generalsrang und mit dem Titel Baron von Landoville aus dem Dienst zurück. Dies war eine ziemlich glänzende Laufbahn. Aber keine Rosen ohne Dornen. Stieler hatte und hat ohne Zweifel viele Feinde. Erst wurde ihm (nicht öffentlich) Schuld gegeben, er habe die Kasse des Regiments Isenburg bestohlen. Später wurde gesagt, er habe den Schatz Murat's in Corsika oder in Calabrien sich zugeeignet zu einer Zeit, wo er nach seiner eignen Angabe im Innern von Frankreich war. Diese Beschuldigungen erklären sich daraus, daß er zum Verdruß der Bonapartisten eine Beförderung von den Bourbons angenommen hat. Endlich in seinem 71. Jahr wird er in den wunderlichen Werfprozeß verwickelt. Florentin, der Maire von Maréville in Lothringen, nöthigt die adelige Familie Petit, auf eine Beeinträchtigung des Kirchwegs zu verzichten. Daher Feindschaft zwischen dem Maire und den Petit. Der Maire klagt, daß sein Haus von dem der Petit aus mit Steinen beworfen wird; aber in Folge einer Untersuchung erfolgt der Spruch, daß dies unmöglich sey. Später wird der Maire verkleidet und mit Steinen versehen in der Nähe seines Hauses ertappt und als falscher Ankläger verurtheilt. Dadurch werden die Zeugen wider Petit ebenfalls verdächtig, namentlich Stieler. Gegen diesen treten fünf Zeugen auf, mit der Beschuldigung, daß er sie vor sechs Jahren habe erkaufen wollen, um sich von der Beschuldigung einer Accisdefraudation zu reinigen. Er wird verhaftet und sieht sich mit Zuchthausstrafe bedroht. Sein Vertheidiger entwickelt, daß das Werfen zwar vom Haus, aber nicht vom Garten Petit's aus unmöglich, daß es durch glaubhafte Zeugen außer Stieler erwiesen ist, daß der Maire durch Betrug einen Prozeß gewinnen wollte, welchen er durch einen Irrthum der Richter verloren, daß von den fünf Zeugen gegen Stieler zwei fortgejagte Diener des Generals (und zwar der eine ein überführter Dieb, der andere ein erwiesener Verleumder und falscher Zeuge), daß der dritte Inhaber eines Bordells, der vierte ein Diener Petit's und von einem Gendarmen über dem Werfen ertappt ist. Hierauf erfolgte die Freisprechung Stieler's, Barons von Landoville.

Tabletten.

*** (Kriegserklärung um einen Thaler.) Während des Schwefelstreites kam ein englischer Staatsbote über Frankreich in den Hafen von Neapel. Der Polizeicommissär, welcher die Pässe der zur See Ankommenden auf dem Schiff zu untersuchen, und nur wenn er sie in Ordnung befunden, die Erlaubniß zum Landen zu ertheilen hat, vermißte auf dem Paß des Staatsboten das Visa des neapolitanischen Consuls zu Marseille. Der Bote hatte in der Eile die Erfüllung dieser Förmlichkeit versäumt. Temple, der englische Consul, von der Zurückweisung des Ueberbringers der erwarteten Depeschen benachrichtigt, begehrte augenblickliche Zulassung desselben. Die Polizei erwiederte, laut dem Gesetz könne

sie nicht Statt finden, weil der Staatsbote den Consul z
Marseille um die Gebühr von einem Thaler verkürzt hab
Temple warf sich in sein Staatskleid, fuhr zu dem Minist
und drohte, wenn der Bote nicht binnen zwei Stunden a
Land wäre, würde er dies als eine Kriegserklärung ansehe
Darauf versammelte sich der Cabinetsrath und verfügte, da
die Landung statt haben solle. — Dieselbe Drohung muß
Temple neuerdings anwenden, um die Landungserlaubniß fü
einen englischen Reisenden zu erlangen. Der Reisende füh
unglücklicher Weise einen französischen Namen, und die Po
lizei zu Neapel war benachrichtigt, daß ein französischer Re
publikaner von eben diesem Namen auf Reisen sey.

*** (Seltener Triumph.) Pensilvanien und Neu
Jersey sind nur durch den Fluß Delaware geschieden; allei
so nahe die Nachbarschaft beider Staaten ist, so gering i
die freundnachbarliche Gesinnung der beiderseitigen Einwohne
Die Bewohner von Philadelphia nennen die von New-Je
sey Neuspanier (was nichts weniger als ein Compliment sey
soll), und hegten bisher die Meinung, wenn einer der Ihr
gen der Justiz der Neuspanier in die Hände fiele, so sey e
mit dem besten Recht verloren. Dies Vorurtheil ist inde
vor etlichen Wochen gründlich widerlegt worden. Ein leich
sinniges 16jähriges Mädchen zu Philadelphia hatte sich vo
einem lüderlichen Menschen H. entehren lassen. Ihre ach
bare, wohlhabende Familie gerieth in Verzweiflung, zuma
da H. das Ansinnen, sein Opfer zu heirathen, schnöde zurüc
wies und vielmehr Anstalt zur Abreise nach New-Jersey tra
Der 20jährige Mercer, Bruder des Mädchens, schlich ih
nach, schiffte sich mit ihm auf dem Dampfboot ein und fo
derte ihn zum Zweikampf. H. lachte ihn aus. In dem Au
genblick, wo sie zu Camden landeten, zog M. eine Pisto
und schoß ihm durchs Herz. Der Mörder überlieferte si
selber dem Gericht. Zu Ende des März erschien Mercer vor de
Assisen zu Woodbury. Sein Vertheidiger behauptete, er se
im Augenblick der That verrückt gewesen. Die Geschworne
mögen dies wohl nicht geglaubt haben; sie erklärten jedo
den jungen Mercer für nicht schuldig und somit wurde di
ser in Freiheit gesetzt. Alle Zuhörer drängten sich um ih
und seine Familie, um sie zu beglückwünschen. Am folgende
Tag reis'ten die Mercer nach Philadelphia zurück. Die hal
Stadt war auf den Beinen, um sie zu empfangen. Die Män
ner begrüßten den Freigesprochenen mit einem dreifachen Hu
sah und die Damen schwenkten ihre Tücher und klatschte
Beifall wie bei der Rückkehr eines Siegers.

*** (Ein kaiserliches Handschreiben.) Ein Men
schenfreund J. J., der in Frankreich über Abschaffung de
Bettels handelt, theilt folgenden Brief Buonaparte's an de
Minister des Innern mit. „Ich lege eine große Wichtigke
auf den Gedanken, den Bettel auszutilgen; ich betrachte e
als etwas Ruhmvolles. Jeder Bettler muß festgenomme
werden. Aber ihn festnehmen, um ihn ins Gefängniß z
sperren, wäre unmenschlich oder widersinnig. Man muß ih
nur festnehmen, um ihn zu lehren, seinen Unterhalt dur
Arbeit zu verdienen. Es muß also in jedem Departeme
ein oder mehrere Armenhäuser geben. An Geld fehlt es nich
Aber mir scheint, Alles geht langsam, und die Jahre ver
fließen. Man muß nicht über die Erde gehen, ohne Spure
zu hinterlassen, die unser Andenken der Nachwelt empfehle
Ich werde einen Monat abwesend seyn. Sorgen Sie, da
Sie bis zum 15. Dezember über alle diese Fragen im Re
nen sind, daß Sie dieselben in ihren Einzelheiten geprü
haben, damit ich durch einen allgemeinen Erlaß dem Bett
den Todesstoß geben kann." — In diesem Brief, meint de
Menschenfreund, sehe man die verzehrende Thätigkeit jene
großen Geistes. Wäre die verzehrende Thätigkeit Buona
parte's auf lauter solche Gegenstände gerichtet gewesen, w

gehabt. Die schönste Zeit, wo es keimt und treibt, blüht und sprießt in der Natur und im Menschenherzen, wo die winterlich erschlafften Kräfte, der Fesseln bar und ledig, lebensfrisch und zeugungskräftig aufwachen zu einem neuen Leben, ist nach Kalender und astronomischer Berechnung zu Ende — es kommt die Periode der trocknen Hitze, der dürren Schwüle, die Zeit der Apathie und Abspannung, und wir warten noch immer auf den Frühling. Ja, wahrhaftig, wenn der Juni sich nicht besser anläßt, als der sogenannte „Wonnemonat", dann — ade Landpartien, und Wasserpartien und Eselpartien; dann ade romantische Phantasien auf kahlen Bergeshöhen und verliebte Intermezzos in kühlem Waldesdunkel! — Wir kennen den Frühling und seine Poesie heuer nur der Sage nach; seit Ende März warten wir auf sein Eintreffen; er aber hat uns, wie ein übermüthiger Virtuose aufsitzen lassen, und statt die entfesselte Brust in ihrem sehnsüchtigen Drange frische, freie Frühlingsluft athmen, und das stürmisch klopfende Herz am knospenden Busen der Natur ausschlagen zu lassen, müssen wir uns noch immer in unsern vier Mauern strecken und dehnen, können nach Herzenslust unserm Nachmittagsschläfchen alltäglich eine kleine Dividende zulegen, und die Abende, statt unter Gottes freiem Himmel in den qualmenden Café's zubringen. Dieser Mai war nichts weiter als eine Fortsetzung des April in einer verballhornten Ausgabe. Die Wetterherren waren in der ausgelassensten Laune, und kaum verging ein Tag, an dem nicht blauer Himmel und schwarzes Gewölk, Sonnenschein und Regenschauer im buntscheckigsten Humor abwechselten. Seit Saphir abwesend ist, und mehrere unbekannte Größen in der Literatur seine Entfernung benützten, um das Publikum mit humoristischen Vorlesungen zu maltraitiren, ist auch der Himmel mit in Konkurrenz getreten, und produzirte einige humoristische Caprizzios unter großem Zulaufe und allgemeinster Anerkennung. So ein kleiner Strichregen wirkte auf die Thränendrüsen unserer Damenwelt, wenn sie in ihrer ätherischen Frühlingstoilette in der Praterallee promenirten, mehr als die rührendste und herzbrechendste Sentimentalität, und ein neckischer Sonnenstrahl brachte darauf eine „größere, allgemeine Heiterkeit" hervor, als der originellste und brillanteste Witzfunken. Auch der alte Stuwersche Witz wurde wieder mit einigen Variationen losgelassen. Stuwer und seine Feuerwerks-Fatalitäten sind „europabekannt"; wenn er seine Produktion annoncirt, und man hundert gegen eins wetten kann, daß „die Witterung dem Unternehmen nicht günstig seyn wird", wenn — wie der Wiener sagt — der Stuwer abbrennt, aber nicht sein Feuerwerk, so kann man im entgegengesetzten Falle, wenn abgesagt wird, des herrlichsten Wetters augenblicklich versichert seyn. In der That, Stuwer ist das verläßlichste Barometer, und der Himmel der größte Ironiker. — Die Männer gehen in hoffnungsgrünen Fracks und lichtgestreiften Hosen schon seit dem Märzen-Idus; „die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß" seit erstem Mai und wollen so den Frühling gleichsam gewaltthätiger Weise dazu zwingen, ihnen die Cour zu machen. Allein der Frühling ist ein junger Herr, und aus feinerm bessern Teig geknetet als alle Andern. Jetzt hängt er vielleicht gerade einer andern Passion nach, und kümmert sich den Teufel um alle diese frischen, und frisch präparirten Reize, die ihn fesseln wollen. Werden die Damen aber gar unwirsch und vorlaut, dann wäscht er ihnen erst tüchtig den Kopf, und läßt sie dann sitzen wie eine abgedankte Geliebte. — Was thut man am besten unter diesen Umständen? Ist man ein Frauenzimmer, so ärgert man sich ein wenig und schmollt; nützt das nichts, so tröstet man sich mit einer andern Liaison, die weniger wetterwendisch ist; — ist man aber kein Frauenzimmer, so gebraucht man Repressalien, ist ebenfalls ironisch, schreibt einen Artikel: Frühlingsleben, und spricht darin von Promenaden, von Toiletten und Moden, Equipagen und Praterfahrten, Rossen- und Wettrennen, — den Frühling aber läßt man abseits liegen, man ignorirt ihn, oder behandelt ihn en canaille; warum läßt er so lang auf sich warten, da er doch weiß, daß man schon geschniegelt und geputzt im vollkommensten Staat dasitzt, ihn zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Karlsruhe.

(5. Juni)

Noch voll von den freundlichsten Eindrücken, ergreife ich die Feder, um zu schildern, welche hohen Genüsse gestern das sonst so stille, seit Eröffnung der Eisenbahn, aber — besonders an Sonn- und Festtagen — frohbewegte Bruchsal, einer ungewöhnlich großen Menschenmenge bot, die von nah und fern sich eingefunden hatte, um sich einer Veranstaltung zu erfreuen, welche alle anwesend Gewesenen zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet. — Der um Bruchsal's Musikwesen so vielfach verdiente eifrige Musikfreund, Herr Oberlieutenant von Weiler, wußte die Mitglieder der Mannheimer und Heidelberger Liedertafeln zu veranlassen, am gestrigen Tage gemeinschaftlich nach Bruchsal zu ziehen und durch eine Production (die Vormittags von 11 – 1 Uhr im Saale der Fortuna stattfand) allen einheimischen und fremden Freunden des Männergesanges — zu welcher die Einladung in der Karlsruher Zeitung geschah — den an sich schon angenehmen Aufenthalt noch zu verschönern. Ohnerachtet die Witterung in den Morgenstunden sehr ungünstig war, hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, dessen Mischung dargethan, wie liberal jedem der dafür empfänglich, Theilnahme an dieser musikalischen Festlichkeit gestattet gewesen; ein Umstand, der besonders alle Anerkennung verdient und fand. Es kann, soll und darf hier keine Rede von einer kritischen Beleuchtung oder vergleichenden Abwägung der Leistungen vorgenannter Vereine seyn; der Totaleindruck aber verdient geschildert und rühmlichst erwähnt zu werden. — Die Mannheimer Liedertafel machte den Anfang mit nachgenannten Piecen:

I.

1) An das Vaterland von C. Kreutzer.
2) Das Regenwetter von Reissiger.
3) Soldatenchor von Lindpaintner.
4) Walhalla-Lied von Stunz.

II.

5) Schäfers Sonntagslied von C. Kreutzer.
6) Soldatenliebe von Küken.
7) Die Kapelle von Kreutzer.
8) Trinklied von Mendelssohn-Bartholdy.

III.

9) Die Frauen von Reichardt.
10) Jubal von Reissiger
11) Des Deutschen Vaterland von Reichardt.

Alternirend brachte die Heidelberger Liedertafel:

1) A B C von Zöllner.
2) Des Morgens frischer Odem von Kreutzer.
3) Walzer von Zöllner. (Solo)
4) Chor. „Aufersteh'n" von Kreutzer.
5) Speisezettel von Zöllner. (Solo.)

Der Vortrag, sowohl der heiteren, wie jener launigten Charakters, die Beobachtung der feinsten Nuancen, das Eindringen in den Geist der Gedichte und Compositionen, die verständige und verständliche Aussprache des Textes beurkundeten, daß Jeder fühlte, was er sang, daß hier ein durch rastlosen Eifer und warme Liebe zur Sache gebildetes Ganze wirkte, bei welchem der Einzelne nur die Sache, nicht sich im Auge hatte. Der Eindruck war darum auch ein unbeschreiblich günstiger, die Beifallsäußerungen, eben so stürmisch als wohlverdient, beurkundeten den allgemeinen Enthusiasmus. Nach der Production vereinigten sich die Sänger und Vorsteher der Vereine mit Anderen bei einem fröhlichen Mahle in der Post, bei welchem herzliche und sinnige Toaste mit einer trefflich besetzten Tafelmusik (ausgeführt von dem gerade anwesenden würtembergischen Militär-Musikcorps) wechselten. Nach Tische zogen die Liedertafler und viele Einheimische und Fremde, deren Zahl sich durch den aufgeheiterten Himmel mehrten, mit der genannten Musik an der Spitze, nach der reizende Aussicht bietenden Reserve, um von deren Höhen noch Sang und Klang vernehmen zu lassen. Die letzten Bahnzüge beförderten alle auswärtigen Betheiligten wieder in die Heimath, in welche wohl Niemand ohne die schönsten Erinnerungen und den Wunsch, um baldige Wiederkehr ähnlicher erhebender Stunden an irgend einem Orte, gelangt seyn wird. Den wackern Dirigenten der lieben Sänger, Hrn. Zimmermann von Mannheim und Hrn. Beck von Heidelberg, welche so großen Antheil an der gelungenen Ausführung haben, rufen wir noch besonders den herzlichsten Dank nach; den Sangesbrüdern aber möge der eben so sinnige wie gemüthliche Toast eingedenk bleiben, den der Mannheimer Liedertafel-Präsident, Herr Regierungsrath von Chrismar, bei der Tafel ausgebracht.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Samstag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktio
An die Redaktion des F
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften u
wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besser
dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilu
Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastiljen.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Johanna befand sich allein in diesen Räumen des Todes
Eine Zeitlang hielt sie ihren Blick zur Erde gerichtet, d
Rache überdenkend, welche sie so eben geübt. Sie erstaun
über ihren grausamen Muth, sie suchte dem Unglück ins G
sicht zu schauen, welches ein Wort von ihr über ihr un
Philipp's Geschick gebracht...

Als sie die Augen erhob, stand ein Mann vor ihr.

Es war Philipp, der in dem Augenblick, wo Johanna ih
letzten Worte sprach und wo der Minister das Testament ze
riß, durch eine verborgene Thür der Kirche eingetreten war

Sie waren allein einander gegenüber: Johanna, der die U
treue Philipp's den Rest ihres Glücks zertrümmert, Philip
dem ein Wort Johanna's die Krone geraubt.

Der Prinz in der Haltung hochmüthiger Indolenz, welc
ihm eigen war, mit dem Rücken an den Marmor eines Gr
bes gelehnt, sagte mit bitterem Lächeln:

— Das ist ein unglücklicher Tag für Euch.

— Er wird sich mit blutigen Zügen in unser Leben schreibe
sprach Johanna, von Schmerz und Rache bewegt. Ich s
den Verrath, dessen Ihr Euch um der elendesten Nebenbu
lerin willen gegen mich schuldig machtet, Ihr hörtet das G
ständniß aus meinem Munde, das Euch die königliche Er
schaft raubte... Nicht Ihr seyd am meisten zu beklagen.

Bei den letzten Worten badete sich die Stimme Johanna
in Thränen.

— Ihr findet nicht, daß ich zu beklagen bin, daß ich
dieß Spanien gekommen, welches ich verabscheue, um do
die blutigste Schmach zu erdulden, um mich als den Unte
than Ferdinand's zu sehen und als den Gemahl...

— Den Gemahl einer Wahnsinnigen, nicht wahr? Ich b
greife, daß Euch schaudert, mich schaudert selbst... Was wol
Ihr, Philipp, man kann nicht leiden, wie ich es gethan, oh
das Leben oder den Verstand zu verlieren... Glücklich, w
das Leben verliert! Das Eisen selbst bricht unter den ve
doppelten Streichen des Hammers und der Geist eines arm
Weibes soll nicht brechen unter den immer dichteren und stä
keren Streichen der Verzweiflung?

— Ihr habt noch Klagen, Vorwürfe?...

— Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich Euch liebe und da
Ihr mich verachtet, Philipp, berechnet, wie viele Tage die
Jahre haben und diese Tage Augenblicke. Ihr werden sehe
daß ich Thränen zurückdrängen, den Ausruf der Zärtlichke
oder des Vorwurfs in meinen Busen pressen, Beleidigunge

abgereis't, hattet Ihr Euch geweigert, mich mit Euch zu nehmen, hattet Euch geweigert, ein Wort, einen Blick des Abschieds an mich zu richten; ich hatte den Rest des Tages auf dem Altan der alten Gallerie, welche die Mauren erbaut, zugebracht, um noch einmal jenseits des Tajo, in der Ebene von Toledo, Euren weißen Federbusch zu erblicken; ich kehrte in mein Betzimmer zurück, trostlos bei dem Gedanken an eine Abwesenheit, deren Dauer ich nicht kannte; ein heißes Fieber packte mich, meine Augen brannten von den Thränen, die sich nicht Luft machen konnten... Ich wollte beten... Plötzlich bildete sich in meinem Hirn ein brennender Punkt und breitete sich mit reißender Schnelle aus; mein ganzer Kopf stand in Feuer; dann schienen sich diese wirbelnden Flammen nach Aussen zu ergießen, um eine neue Welt zu beleuchten, eine Welt voll seltsamer Gestalten, Erscheinungen, die in der Leere umhertanzten und mich mit ihren kalten Händen faßten, um mich zu ihren Spielen zu ziehen... Ich erinnere mich jetzt kaum dieser vorübergehenden Visionen und doch ist der Gedanke daran entsetzlicher für mich als die Hölle.

— Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand anhielt; als aber die Erscheinungen verschwunden waren, fand ich mich auf dem Boden liegend in einer Ecke des Betzimmers; mein Gesicht war in Thränen gebadet und ein convulsivisches Lächeln zuckte auf meinen Lippen; der Schweiß rann von meinen Haaren und mein Körper war gebrochen. Alles um mich war über den Haufen geworfen; Dein Bild, Philipp, dieses angebetete Bild, war von seinem Platze genommen, die Lilien, welche es umgaben, abgerissen und zu Boden geworfen und einige ihrer Reste zu einer bizarren Krone für den Todtenkopf geflochten; das Christusbild war umgestürzt und mit Füßen getreten, meine Kleider waren zerrissen und ihre Fetzen lagen mitten in dieser Scene der Verwüstung... Die Thür des Betzimmers war von innen verriegelt, ich war sicher, daß ich allein geblieben. Ich also hatte dieses wahnsinnige Treiben unternommen! Und diese Zeit der Geistesabwesenheit hatte lange gedauert, denn der Sand rann nicht mehr in der Sanduhr... Ach! Seit jenem Tage habe ich sie still stehen lassen, denn ich wußte, daß die Zeit hinfort nicht mehr für mich zähle, daß mein Leben mit dieser verhängnißvollen Stunde geschlossen sey.

Bei diesen furchtbaren Erinnerungen, welche sie heraufbeschwor, hatten sich die Züge Johanna's verzerrt; in ihren Augen, die ein breiter dunkler Ring umgab, irrte ein weißer und schwankender Punkt; auf ihrer Stirn erschien ein furchtbares Zeichen, das die Wahrheit ihrer Worte bestätigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die rothe Mütze.

Wie in Deutschland das Gesinde und die Handwerksgesellen zu bestimmten Zeiten des Jahres ihre Stellen verändern, so in Frankreich Schauspieler und Sänger. Auf unsern Dörfern wandern Knechte und Mägde um Weihnachten oder Peterstag, in unsern Städten wechseln Metzger auf Fastnacht und Martini, Bäcker und Schuster auf Johanni. In Frankreich thun Schauspieler und Sänger dasselbe zu Ostern. Die musikalischen Kritiker behaupten, dieser Zeitpunkt sey unsinnig gewählt; Pfingsten wäre passender; vermuthlich, weil erst dann die Zugvögel im Publikum das Land und die Bäder besuchen. Zwischen der Desorganisation und der Reorganisation der Truppen geht eine gewisse Zeit hin, welche von den Directoren benutzt wird, um die anwerbungslustige Mannschaft und Weibschaft (sit venia verbo) zu mustern. Die Theaterdirektoren sind um diese Zeit fleißig bei den Abendandachten in den Kirchen, nicht um sich zu erbauen, sondern um auf Sängerinnen zu horchen. Die Herren Pfarrer verschmähen nämlich nicht das Talent dieser Nachtigallen zur Verherrlichung des Gottesdienstes in Anspruch zu nehmen, obwohl manche unter ihnen die Schauspieler als Heiden betrachten und ihnen das christliche Begräbniß verweigern. Hat indeß auch Faust's Antwort auf Wagner's Wort: „ein Comödiant könnt' einen Pfarrer lehren" — ihren guten Grund, so möchte es sich doch auf der andern Seite weder mit der christlichen Liebe, noch mit der christlichen Demuth vertragen, allen Schauspielern unbedingt Frömmigkeit abzusprechen. Wäre ein frommer Schauspieler eine Unmöglichkeit, so müßte die folgende von der Gazetto musicale erzählte Geschichte alle Wahrscheinlichkeit verlieren.

Barilli, buffo caricato des italienischen Theaters in Paris, hatte im Jahr 1811 Urlaub genommen, um gewisse Angelegenheiten in seiner Heimath zu ordnen. Der Rückweg führte ihn über den Mont Cenis und Lyon. Es war kalt und darum trug der Sänger eine rothe Mütze unter seinem Hut. In Lyon beschloß er, einige Tage zu rasten. Er stieg im Hôtel d'Europe ab und fragte die Wirthin, um welche Stunde zu Abend gespeis't würde: „Gnädiger Herr," erwiederte die Frau, „wir haben keine andere Stunde, als die Sie zu bestimmen belieben. Man wird Sie auf Ihrem Zimmer bedienen."

„Nein, das ist mir zu kostspielig," erwiederte Barilli; „ich begnüge mich mit der Wirthstafel."

Die Wirthin wollte auf diese Einwendung nicht hören. „Kellner," rief sie; „führen Sie den Herrn aufs Gesandtenzimmer. Wir wissen, daß ein Mann, der sich genöthigt sieht, sein Vaterland zu verlassen, in Verlegenheit seyn kann. Allein wir achten das nicht; wir schätzen Ihren Besuch als ein hohes Glück. Der Himmel sendet Sie uns. Machen Sie sich keine Unruhe über die Kosten. Leute, wie Sie, zahlen bei uns nichts."

Barilli, erstaunt über diese Kunstbegeisterung (denn dafür sah er den Beweggrund des Verfahrens der Wirthin an), ließ sich auf das bezeichnete Zimmer führen. Man trug ihm ein köstliches Mahl auf und die feinsten Weine. Maccaroni, Kapaun mit Trüffeln, Ravioli und Rizotto waren dabei nicht vergessen. Nachdem er abgespeis't, erschien der Kellner, um zu fragen, was der Herr etwa befehle. Der Kellner fand den Gast auf den Knieen, beschäftigt sein Abendgebet zu verrichten. Auf dem Tisch lagen verschiedene Papiere. Daß es die Rollen von Geronimo, Pasquale, Don Gruffo, Leporello, Figaro, waren, sah der dienstbare Geist nicht. Er bemerkte nur Papiere und die Andacht des Gastes. Um letztere nicht zu stören, zog er sich zurück; was er gesehen, berichtete er der Frau vom Hause.

Barilli überzeugte sich bald, daß er seine vorzügliche Aufnahme nicht der Kunstbegeisterung, sondern einer Verwechselung verdanke. Welcher Irrthum aber hier obwaltete, konnte er nicht errathen. Als Komiker fand er die Sache spaßhaft; als ehrlicher Mann wollte er nicht einen Irrthum zu seinem Vortheil ausbeuten. Er erklärte also der Wirthin ohne Umschweife: „Ich bin nicht der, wofür Sie mich halten; ich bin ein ehrlicher Comödiant, der die Stelle eines primo buffo am Odeon zu Paris versieht. Auf meinem Tisch liegen meine Rollen. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so stehen meine Favoritarien zu Diensten."

„Wir wissen alles," entgegnete die Wirthin, und jedes weitere Wort von Ihrer Seite wäre überflüssig. Sie sind verbannt, geächtet, verfolgt; da ist es natürlich, daß Sie zu unschuldiger List Ihre Zuflucht nehmen. Es waltet hier kein Irrthum ob. Zählen Sie auf unsere Discretion und erlauben Sie uns, Sie zu behandeln, wie wir es wünschen. Ihr

h nach Uzès begeben;
. Ist es nicht billig,
n gethan haben?"
sich irren," erwiederte
ca. Crivelli, Angrisani,
meine einzigen Coll
anderes italienisches

n, „Sie besitzen einen
eise nicht, wie man i
Sie sollen Comödian
urst — Sie sollen al
Sie hier eine Woche
mit unserer Gastfreu
eine Vergeltung,
he eine Kleinigkeit,

streiten, welche kei
Sänger die Wir
n Fürst. Als sei
ich zur Abreise an
seinem Zimmer, d
der Kellner ihn
Zimmer war volle
Knie fielen. D
chwäger und S
Nachbarn und
Wort und bat:
hren heiligen S

ran konnte der
rksamkeit eines
en des Empfa
es frommen A
weihter Perso
n und mag e
und verlangt
Seite, ihn zu
euch nur der
vollen wir,"

tris, Filii e
inigen hinz
und Barill
sorgniß, e
erde auszu

ele Cardi
sen waren
attliche A
Zug und
den Au

r, vom
em gel
o t t w
schwiß
hm m
m be
heil d
tisch.

dieses Spektakels, nicht gleich zu besinnen, ob man wirklich schon 1843 nach Christo zählt Es ist sehr zu wünschen, daß dieses nichts bedeutende, vernunftwidrige Abhetzen, das weder in der Nationalität, noch in einem andern Verhältnisse einen vernünftigen Grund findet, sondern eine bloß sklavische Nachahmung fremdländischer Launen ist, einmal für immer abgeschafft werde. — Die Praterfahrten, die auch mit erstem Mai ihren Anfang nehmen, sind heuer wieder in floribus. Seit ein paar Jahren bemerkte man eine gewisse Lauheit in der Frequenz, eine Gleichgültigkeit der Aristokratie gegen die Wiener Longchamps-Fahrt; prachtvolle Equipagen, moderne Tilburys waren sehr sparsam zugemessen, und die Fiakres und Jantschky'schen Monatzimmer machten sich so breit, daß nur selten ein bordirter Hut in diesem ignoblen Gewimmel auftauchte, wie ein Goldfisch unter Gründlingen. Was war die Ursache? Wahrscheinlich hatte der hohe Adel seine Laune geändert, wie dies öfters der Fall, und das, was ihm früher haut-goût gewährte, plötzlich degoutirt. — Wie also schon erwähnt worden ist, unsere Praterfahrten sind heuer wieder superb, und insbesondere war die Equipagen-Ausstellung am 1. Mai, most honorable. Von der gravitätischen Staatskarosse bis zum windschnellen Cabriolet waren alle Species repräsentirt, Landauer, Chamäleons, Phaetons, Tilburys u. s. w., zwei- und vierspännig, mit Vor- und Nachreitern, Kutschern rococo frisirt, Jokey's in allen Farben, und Pferden von allen Racen; und zwischen diesem bunten Gemenge von Fahrenden und Reitenden rechts und links ein Gedränge von Fußgängern, ein Grüßen und Kopfnicken, ein Lächeln und Kokettiren, daß man nicht weiß, wohin man sich zuerst wenden und die Augen richten soll, um von diesen bunten, losstürmenden Eindrücken, die wie Phantasmagorien kommen und verschwinden, nur die frischesten und auffallendsten zu fixiren. Sehr gentlemanlike ist heuer wieder der Phaeton, und es gibt ein recht hübsches Bild, wenn man so ein leicht gebautes, comfortables Wägelchen, mit ein paar windschnellen „Juckern" bespannt, die Allee hinab fahren sieht, vom Lion selbst kutschirt, zur Seite eine Dame mit flatterndem Schleier, zwei reich gallonirte Diener hinten aufsitzend. — Ist man unglücklicher Weise nicht berufen, an all diesen Herrlichkeiten mit Theil zu nehmen, hat Einem die Natur weder ein Reitpferd noch einen Wagen zugeschworen, sondern als Philosophen mit dem Vermögen der Abstraktion gesegnet, dann gewährt es ein ganz eigenthümliches und höchst wohlfeiles Vergnügen, so an einen Baumstamm gelehnt, diese bunte Musterkarte von Equipagen an sich vorbei ziehen zu lassen, und dabei Revue zu halten, über die hübschen und freundlichen Gesichtchen, die sich des Lebens freuen, mit den vorüber reitenden Lions so anmuthig kokettiren, und selbst dem bescheidenen Fußgänger manchen gnädigen Blick zuwerfen. Uebrigens findet man während des ganzen Sommers keine zweite Gelegenheit, Wien's Reichthum an schönen Mädchen und Frauen so eklatant kennen zu lernen, als die Praterfahrt. Später zerstreut der Landaufenthalt die ganze schöne Welt, und erst die Wintersaison führt sie zurück; aber auch dann findet man sie in den Salons nicht so concentrirt, wie am 1. Mai im Prater. Man kann sich da stundenweise selbst im isolirtesten Zustande amüsiren, und nebenbei zu der Erkenntniß kommen, daß die schönsten Mädchen durchaus nicht in der nobility gefunden werden, sondern, daß die reizendsten Repräsentantinnen der Schönheit dem Juste-milieu zwischen hohem Adel und niederm Bürgerstand, der behaglichen Kaste der Geldaristokratie, den Rentiers, Spekulanten, Großhändlern, Fabrikbesitzern und Kaufleuten zugehören. Das ist auch ein Zeichen der Zeit! Wenn man so einen dicken Papa, mit keineswegs nobler Tournüre, aber gemüthlich behäbigem Wesen in einer mehr bequemen als auffallenden Equipage die Allee herab rollen, und daneben einen weißen oder rosigen Schleier wehen sieht, so kann man hundert gegen vier wetten, daß sich unter dem netten Hute ein reizendes Mädchenantlitz birgt. — Ist der Schönheitssinn erst gesättigt, dann bleibt noch immer Zeit, um Glossen zu machen über die Individuen, die hoch zu Rosse sitzen, oder sich mit affektirter Noblesse im Wagen breit machen, oft junge Gecken und geistesdürre Spring ins felde, während das bescheidene Verdienst, das anerkannte Talent in stiller Zurückgezogenheit parterre wandelt. — Auch unsere schöne Literatur (hört!) ging sämmtlich bescheiden zu Fuße, mit Ausnahme eines quiescirten Humoristen, der nebenbei die schöne Eigenschaft besitzt, Hauseigenthümer und Kapitalist zu seyn. Wenn ich unsere gemüthlichen Lyriker unter den blühenden Kastanien so höchst subjektiv zu Fuße wandeln sehe, und wieder bemerke, wie die Novellisten die bewegende Maschine ebenfalls höchst persönlich in Triebkraft setzen müssen, um fort zu kommen, dann denke ich immer an das langsame aber sichere Vorwärtsschreiten unserer Literatur. Und wenn ich dann wieder die courbettirenden und Kapriolen machenden Reiter mustere, und darunter kein einziges Gesicht entdecke, das zur kritischen Fahne gehört, so freue ich mich wieder, daß unsere Kritik noch nicht aufs hohe Pferd gekommen, wie die französische, die mit diktatorischer Gewalt die armen, strebenden Talente niederdrückt, wenn sie nicht zur Kamaraderie gehören, oder das feile Lob mit gewichtiger Münze compensiren. Unsere Kritik ist schwacher Natur, und könnte glänzenden Versuchungen schwerlich widerstehen — es ist daher nur zu ihrem eigenen Besten zu wünschen, da sie an Kamaraderien ohnehin keinen Mangel leidet, daß sich ihre sonstigen Umstände weder verschlimmern noch verbessern. — Wie alljährlich, hatten wir auch heuer drei Wettrennen oder Wettreiten auf der Simmringer-Bahn. Sie waren sehr frequentirt, nicht bloß von Sportfreunden, sondern auch von Uneingeweihten und Laien. Es wurde viel geritten und rasend gewettet. Auch ein sogenanntes Herrenreiten fand statt, wobei die Cavaliere selbst und zwar in den buntfärbigen Livree-Jacken und Kappen der Jockey's zur Wette ritten, was etwas sonderbar herauskommt. Jedesmal wurden 6—7 Course geritten, aber selten auf größere Entfernung als 1 oder 2 englische Meilen. Die Journale brachten immer eine ausführliche Erzählung und Recension des ganzen Spektakels. Ach, unsere lieben Journale, das ist immer ein Festtag für sie, da zeigen sie jedes Mal, was ihnen für eine kritische Kraft und Tiefe zu Gebote steht. Welche stupende Genauigkeit in Anführung der Namen, welche gründliche und tiefe Forschung in den Geschlechtsregistern entwickeln da unsere Blätter „für Kunst und Literatur"; eine Weitschweifigkeit, als gält' es ein philosophisches System zu widerlegen, eine Sprachgewandtheit, eine Terminologie, ein Verständniß, das nicht leicht seines Gleichen findet. Wie sie da herum werfen mit start, und sweep-stakes u. s. w. u. s. w. die Herren Referenten, als wären sie selbst Jockey's, und als gält' es die Literatur zu Schanden reiten, um nur der Erste am Platze zu seyn. Ein armer Laie, der wenig Sinn dafür hat, kaum weiß, was eine steeple-chase ist, wundert sich zwar über diese horrende Vielseitigkeit der Herren Recensenten, findet sich aber auch zu der naiven Frage veranlaßt: Sagen Sie mir doch gefälligst, worin liegt denn so eigentlich das punctum saliens, ich meine der praktische Nutzen, der sich ins Allgemeine verbreitet, um den man bei dem ziemlich großen Aufwand, den diese Rennen erfordern, wohl fragen darf. Sehen Sie, meine Herren, ich habe immer die fixe Idee — es ist wirklich einfältig — so ein Rennpferd, das seinem Herrn einige hundert oder tausend Dukaten gewinnt, ist eben nichts als ein vortrefflisches Rennpferd; das Rennen eben nichts als eine noble Passion, ein Cavalier-Amüsement, — allein von Einfluß auf Pferdezüchterei und praktische Nutzbarkeit habe ich noch nichts entdeckt. Das aber, werthe Referenten, ist der Punkt, welchen Sie stets so angelegentlich herausstreichen, und auf den Sie so ein großes Gewicht zu legen belieben. Wenn Sie mich nun hierüber eines Nähern belehren wollten, so will ich in dankbarlichster Verpflichtung nächstens einen Artikel schreiben, der eine Parallele zwischen dem Simmringer und journalistischen Wettreiten ziehen, und eine Apologie aller „Rösser" enthalten soll. —

Bescheinigung.

Die Rechnungsaufstellung der Herren Administratoren der Wittwen- und Waisen-Kasse der hiesigen evangelischen Volksschullehrer, über Einnahme und Ausgabe bei dem zum Besten jener Kasse unterm 28. Mai d. J. auf dem Sandhofe von ihnen veranstalteten Concerte, haben wir, auf ergangenes Ersuchen hin, mit allen Belegen verglichen und den sich ergebenen Reinertrag von Vierhundert Zwei und Siebenzig Gulden und Sieben und Dreißig Kreuzer, richtig und in Ordnung befunden.

Frankfurt a. M., den 6. Juni 1843.

J. W. de Neufville-Humser. G. Wagner. J. G. Hayn.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 10. Juni: Ueber des Herrn von Drieberg Beweisführung, daß die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch sey.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Sonntag, Nro

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des Fr

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften u
wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die bessern
dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilu
Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Jetzt erkannte Philipp klar, welch furchtbare Geißel üb
die Tochter der Könige, über Johanna von Kastilien, üb
sein Weib hereingebrochen war. Staunen, Mitleid, Entsetz
wechselten in seiner Seele. Die Fackeln, welche auf den Gr
bern flammten, erloschen nach und nach, nur einige Kerz
noch beschienen die Gestalt Johanna's und die einzelne St
tuen der Grüfte. Er fühlte ein eisiges Entsetzen, als er si
so allein sah in diesen Räumen mit dem Tode und mit de
Wahnsinn.

— Unglückliches Weib, sagte er in einer Regung von Mi
leid, wie hast Du zwei ganze Jahre lang dieß Geheimniß
Deinen Busen verschließen können?

— Es geschah Deinetwegen, Philipp, Deinetwegen! D
bist das Ziel alles meines Handelns wie alles meines De
kens. Ich wußte, daß die Verwerfung, die auf meinem Haup
lastete, auf das Deinige zurückfallen würde und ich verba
sie Aller Blicken. Ich weigerte mich der Tröstungen, die d
Thränen meiner Mutter mir gegeben hätten, ich verschmäh
selbst die geistliche Hülfe der Religion, ja, als der Dien
Gottes im Augenblick der Beichte mich befragte, gab ich ei
andere Ursache meiner Trauer an, ich log, ich wurde zu
Gottesleugnerin Deinetwegen, Philipp, um Dir diesen Thro
zu bewahren, den Du mit mir besteigen solltest und der da
Ziel Deiner Wünsche war.

— Und heute Abend hast Du so große Opfer mit eine
einzigen Worte zerstört...

Johanna's Züge wechselten plötzlich.

— Ja, sagte sie, und ich habe recht gethan. Ich hat
Dich so eben bei jenem Weibe, bei dieser Sängerin des Pa
lastes gesehen, flehend und voller Leidenschaft, mich tief z
demüthigen und mein Herz auf ewig zu zerreißen; ich haß
Dich. Es bestand einen Augenblick ein gemeinsames Gefü
unter uns, siehst Du, und ich freute mich dessen. Ein Rach
taumel erfaßte mich, ich sprach ein Wort, das mich die Her
schaft kosten mußte, um sie Dir zu entreißen. Höre mic
mein Glück lag in Deiner Hand, Du hast es zerstört, Dei
Königthum lag in der meinen, ich mußte es vernichten; da
war gerecht.

Sie sahen sich einige Augenblicke schweigend an und in Mi
ten dieses Kampfs und Zorns legte jener natürliche Zauber de
Blicks, dieses Strahles der Seele, der fast immer zu Mil
und Liebe sich neigt, etwas Ruhiges und Melancholisches i
ihr beiderseitiges Zürnen.

Blicke zu begegnen!... O! In dem Munde einer andern wären das eitele Worte, was ich spreche, aber für die arme Wahnsinnige, wahnsinnig aus Liebe, ist es Nichts als die Wahrheit.

Noch einmal wandte Philipp sein Gesicht von ihr ab.

— Der Himmel erbarme sich Deiner! sagte er mit dumpfer Stimme.

Johanna warf sich auf die Stufen eines Grabes, sie lehnte ihr Haupt daran. Sie bedurfte des kalten Steines, der Kälte des Todes, um ihre Stirn zu kühlen. Als sie ihre Augen erhob, war Philipp fort; sie sah ihn von Weitem zwischen den bleichen Gestalten der Gräber, sie streckte ihm ihre Arme nach, sie wollte ihm folgen; ihr Gewand wurde von einer Palme gehalten, die an den Ecken des Mausoleums aufgebaut war. Sie glaubte, daß die unsichtbare Hand eines der erlauchten Todten sie zurückhalte, wie um ihr zu sagen, daß für sie Alles zu Ende sey, daß sie in dieser Behausung des Todes bleiben solle. Ohnmächtig sank sie auf die Stufen hin.

Als einige Zeit nachher Isabella, die ihre Tochter nicht in ihren Gemächern gefunden, mit ihren Frauen sie in der unterirdischen Kirche zu suchen kam, fand sie das Schiff öde und schweigend, und Johanna besinnungslos auf den Marmor hingestreckt. (Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Tartufe.

Zu Ende des verflossenen Februars befand sich Herr Baltard ein achtbarer Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, im Omnibus der Thronbarrière zu Paris. Neben ihm saß ein junger Mann, dessen durchaus schwarze Kleidung mehr als bescheiden war, in Betracht, daß ihre langjährige Benutzung sich durch schimmernde Stellen auf dem Tuch und durch weiße Linien zwischen den Näthen verrieth. Die beiden Reisenden waren allein in dem großen Fuhrwerk, und um sich die Zeit zu vertreiben, knüpften sie eine Unterhaltung an. Man redete erst von gleichgültigen Dingen, dann lenkte der junge Mann das Gespräch auf seine persönlichen Verhältnisse. Er erzählte Herrn Baltard, er gehöre einer guten Familie an, die durch Unglück im Handel herabgekommen sey. Ihm selber sey nichts geblieben, als eine gute Erziehung, welche ihn in Stand setze, als Lehrer fortzukommen. Er sey im Stande, Unterricht im Französischen, im Lateinischen, in der Erdbeschreibung, der Geschichte und Arithmetik zu geben. Wenn er die erforderlichen Schritte hätte thun wollen, würde er ohne Zweifel eine Stelle an der Universität erlangt haben. Allein es widerstrebe seinen religiösen Gefühlen, Mitglied einer Körperschaft zu seyn, in welcher die Religion fast für nichts geachtet würde.

Der alte Kaufmann, welcher ebenfalls ein Gegner der Universität ist, war erfreut, unter einem unscheinbaren Aeußeren einen Mann nach seinem Herzen zu finden. Gerührt von dem Mißgeschick seines Gefährten, schlug er ihm vor, die Stelle eines Hauslehrers bei seinem achtjährigen Söhnchen zu übernehmen. „Ich mache Ihnen vorerst keine Bedingungen," sagte er. „Ich weiß nicht, ob wir zu einander passen. Wenn ich aber mit Ihnen zufrieden bin, so kann ich Sie versichern, Sie werden mit mir zufrieden seyn."

Tags darauf erschien der junge Lehrer bei Herrn Baltard und gab seinem Schüler die erste Stunde. Baltard fand nichts an ihm auszusetzen, und der Unterricht dauerte einen Monat lang fort. Der Knabe gewann den Lehrer lieb und machte Fortschritte. Ganz besonders erfreut war der alte Rentner über die Frömmigkeit des Lehrers, welcher täglich auf den Unterricht im Schreiben und in der Grammatik eine kleine Unterweisung in der Religion folgen ließ. Zur freien Wohnung und Kost im Hause, fügte Baltard 50 Frcs. monatlich hinzu, und versprach dabei, mit den weiteren Fortschritten des Knaben und Vermehrung der Unterrichtsstunden solle der Gehalt gesteigert werden.

Eines Abends, nach Ablauf des ersten Monats, bemerkte Herr Baltard beim Nachhausekommen, daß aus dem Küchenschrank, von welchem der Schlüssel nie abgezogen ward, ein Korb mit Silberzeug verschwunden war. Gleichzeitig fehlte der fromme Hauslehrer, und Tags darauf erfuhr Herr Baltard, daß am vergangenen Abend, um 8 Uhr, Herr Joseph Binot (so hieß der Lehrer) die Stadt verlassen habe. Baltard benachrichtigte die Polizei, und acht Tage darauf ward Binot in einem schlechten Haus verhaftet. Von dem Ertrag des verkauften Silberzeugs fand man nur noch sieben Frcs. bei ihm.

In der Voruntersuchung wurde dem Dieb die Eigenschaft eines im Lohn stehenden Dieners abgesprochen, und sein Verbrechen als ein nicht-qualificirter Diebstahl bezeichnet. Demgemäß erschien Binot am 27. Mai bloß vor dem Zuchtpolizeigericht. Sein bis an den Hals zugeknöpfter schwarzer Rock, seine übrige Kleidung von derselben Farbe, seine glatt über Stirn und Schläfe herabfallenden Haare, und sein gesenkter Blick gaben ihm das Ansehen eines bescheidenen Geistlichen. Nachdem Baltard unter Thränen seine Anklage vorgebracht, fragte der Präsident den Angeklagten, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen habe.

Binot. Ich unterwerfe mich meinem Schicksal. Was sind meine Leiden im Vergleich zu denen unseres göttlichen Erlösers!

Präsident. Lassen Sie diese Sprache, die in Ihrem Mund nur eine weitere Heuchelei ist.

Binot. Ich bin auf alles von Seiten der Menschen gefaßt.

Präsident. Was konnte Sie bewegen, einen Mann zu bestehlen, der Sie bei sich aufgenommen und unterstützt hatte?

Binot. Ich kann es nicht sagen. Der Teufel —— der Versucher — —

Präsident. Noch einmal, lassen Sie diese mystische Sprache, die uns nicht täuschen kann.

Binot. Was soll ich Ihnen sagen, wenn Sie mich in meiner Vertheidigung behindern?

Präsident. Sie können sich ganz anders vertheidigen, oder vielmehr es ist keine Vertheidigung möglich für die Handlung, die Sie begangen haben.

Binot. Ich sehe wohl, daß ich zum Voraus verloren bin. Aber erinnern Sie sich der Worte des Evangelii St. Marci: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt."

Präsident. Kein Wort weiter! Schweigen Sie!

Der Vertheidiger nahm die Nachsicht des Gerichts in Anspruch für den Verklagten, der, wie man sehe, nicht bei Verstand sey. Das Gericht war nicht dieser Meinung. Es entfaltete eine gerechte Strenge (Worte der Gazette des Tribunaux) wider so viel Heuchelei und verurtheilte Binot zu dreizehn Monat Gefängniß und in die Kosten.

Diese Geschichte macht den Eindruck einer Farce, bei der man unwillkürlich lachen muß. Allein in die gerechte Strenge des Spruchs darf man gerechten Zweifel setzen. Ein frecher Hausdieb kommt mit dreizehnmonatlicher Einsperrung davon, nach deren Erstehung er vermuthlich mit dem versteckten Rest seines Raubs lustig leben wird. Aehnlicher Weise wird an demselben Tag Lireur, der Unternehmer des Odeon, welcher bei der ersten Aufführung der Lucrezia, weit mehr Billette ausgegeben hatte, als das Theater Menschen fassen konnte, zu fünf Frcs. Buße verurtheilt. Und am 12. Mai schickte

diesem Augenblick seine ganze Thätigkeit; er steht jeden Morgen um 5 Uhr auf, und hat bei unablässigem Fleiß schon die Hälfte seiner Aufgabe vollbracht; in anderthalb Jahren hofft er das Werk beendigen zu können. Herr **Thiers** ist bei seinem Unternehmen ganz besonders begünstigt; einmal weil ihm das Produciren leicht fällt; (einzelne Parthien aus dem großartigen Gemälde der Napoleonischen Zeit, die er befreundeten Personen mitgetheilt hat, sollen das lebhafteste Interesse erregt haben, sowohl durch die Klarheit und Präcision der Darstellung, als durch neue Aufschlüße und treffende Bemerkungen;) und dann in Betracht der Fülle des ihm zugänglichen Materials. Alle Archive werden ihm geöffnet und aus dem Munde vieler ausgezeichneten Männer, die sich in Napoleon's Nähe befunden haben, hat er zahllose Aufschlüße über den politischen Lebensgang seines Helden gesammelt. In verständiger Anordnung und kluger Benutzung des überfließenden Stoffes soll er sich als musterhafter Historiker bewähren. Man erzählt, während seines öftern Aufenthalts zu Lille habe General Corbineau dem Herrn Thiers zu Gefallen von der unter seinem Commando stehenden Division die berühmtesten Schlachten aus der Kaiserzeit sammt allen dabei vorgekommenen Bewegungen in Scheingefechten ausführen lassen. Herr Thiers ist im Besitz einer ansehnlichen Sammlung von Karten und Planen und soll es im Studium der Strategie weit gebracht haben.

⁂ (**Rachel.**) Das „Ausland“ enthält folgende Bemerkungen über die berühmte Künstlerin: „Die Racinianer und die Theaterfreunde von der alten Observanz betrachten die Erscheinung dieses neuen Bühnenmeteors als die Wiederauferstehung der altclassischen Tragödie; aber auch die Shakespeareaner und Anhänger der neuen Theaterschule lassen ihrem

haschen, gewöhnt ist. Bei der Rachel ist dieses indeß vielleicht nur die Sünde des Publicums, das jedesmal nach dem Schluß einer solchen Tirade ungestüm applaudirt, denn man sagt, daß die Rachel leider nur zu ängstlich nach dem Beifall dieses Publikums strebe. Vielleicht hat auch das Bewußtseyn einer gewissen Beschränktheit in der Naturanlage der Physiognomie und Stimme dieser trefflichen Künstlerin seinen Theil an ihrem ängstlichen Bestreben dem Publikum immer zu gefallen. Ihre Stimme ist nicht sehr biegsam, und unfähig der feinern Modulationen, nur zu geneigt, in Schrei überzugehen, wo sie etwas stark herausheben und kräftig bezeichnen will; dieses und ihr finsteres Gesicht müssen sie auf gewisse hochtragische Rollen beschränken, und in andern, die sie denn auch wohl übernehmen muß oder will, zu ängstlicherem Streben nach Beifall verdammen. Das Fach der tragischen Königinnen und Heldinnen ist ihre eigentliche Domäne. Es ist nicht möglich, stolze heroische Scenen mit höherem Anstand und im Sinne der französischen tragischen Kunst mit größerer Würde zu spielen und zu sprechen. Mit seltener Hoheit der Sprache spielt sie die stolze Emilie im Cinna, und Verachtung und Haß drückt sie in dieser Rolle mit einer Stärke aus, die an einem so jungen Mädchen in Erstaunen setzt und beweist, daß sie für solche Rollen geboren ist. Der Genre der zärtlichen Prinzessinnen sagt ihr weniger zu, weil ihre Stimme sich mehr für pathetischen, als für zärtlichen Ausdruck eignet, und es ihr überhaupt an Empfindsamkeit zu fehlen scheint. Ich habe sie in der wichtigen Rolle der Amenaide im Tancred gesehen. Ihr Spiel war wärmer und natürlicher, das heißt aus eigener Empfindung hervorgehender, als meist. Ganz das, was die Rolle erfordert, war sie aber doch nur im Ausdruck des edlen Stolzes und der tiefen Entrüstung.

schweren Rolle der Hermione in Andromaque gesehen. Hermione ist nicht bloß eine verlassene Geliebte, sondern auch eine heftige, rachsüchtige Frau, welche sich eines Liebhabers bedient, um den andern umzubringen. Die Rachel giebt diesen saubern Charakter in aller seiner Wahrheit. Sie declamirt meistens vortrefflich, auch ihr Spiel ist edel und kunstschön, hie und da fast etwas zu studirt und durchdacht, oder vielmehr zu absichtlich noch. Auch hiebei gilt Goethe's wahres Wort im Tasso: „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt." In der Rolle der Phädra hat die Rachel mich weniger befriedigt. Die Phädra ist nicht bloß eine verbrecherische, sondern auch eine unglückliche Geliebte. Den einen Theil der Rolle, welcher in der Darstellung der blutschänderischen Liebe und einem heftigen Charakter besteht, drückt die Rachel ungemein energisch aus; die Darstellung der unglücklichen Liebe und eines empfindsamen Herzens, welche den andern Theil der Rolle ausmacht, scheint sie mir dagegen nicht genug hervorzuheben. Ganze Scenen hat sie meisterhaft gesagt und gespielt, und sie hat einzelne herrliche große Momente und ächt tragische Accente; doch hat sie im Ganzen meine Erwartung nicht erfüllt. Am meisten vermißte ich in ihrem Spiel die Kunst, das übrigens bewundernswürdige Studium zu verbergen; das Streben, geübte und gedachte Kunst, blickte dabei gar zu sehr durch, wiewohl sie die Rolle auf ihre Weise interessant genug spielte."

*** (Minister und Nicht-Minister.) Am 26. Mai d. J. kam in der französischen Pairskammer ein vom Minister Guizot vorgelegter Gesetzentwurf über die Theaterunternehmungen zur Erörterung. Das Gesetz vom 9. September 1835 (vulgo Septembergesetz) macht in seinem 23. Art. den Ministern zur Pflicht, die beiden vorhergehenden Artikel, welche nur einen provisorischen Charakter haben, nach Ablauf von zwei Jahren zur Reform vorzuschlagen. Da aber jene Artikel 21 und 22 dem Minister des Innern und dem von ihm abhängigen Präfecten eine Dictatur über die Theater giebt, so beeilten sich die Inhaber des Portefeuille des Innern eben nicht, den Art. 23 zu vollziehen. Nun im Jahr 1843, also sechs Jahre später, entledigt sich Hr. Guizot einer lang versäumten Pflicht. Die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes entschuldigt die Versäumniß. Hören wir nun die Gazette des Tribunaux, die nicht zur handwerksmäßigen Opposition gehört. Der von dem Minister des Innern verfaßte Gesetzentwurf ist, die Wahrheit zu sagen, nichts anders als die Wiederholung der Art. 21 und 22 des Gesetzes vom 9. Sept. 1835. Das ist aber nicht das, was der Art. 23 verlangt. Der damalige Minister des Innern widersetzte sich freilich eben diesem Art. 23. Darum bemerkte Hr. Teste (damals Abgeordneter, jetzt Minister der öffentlichen Arbeiten): „Ihr seht die Gier, welche die Regierung zu haben scheint, eine unbeschränkte Gewalt über das Eigenthum der Theater zu erlangen, um je nach Belieben Gebrauch und Mißbrauch davon zu machen. Schreibt also in das Gesetz: Der Hr. Minister des Innern soll die Dictatur der Theater haben." — Wir wissen nicht" — fährt die Gazette des Tribunaux fort — „ob Hr. Teste geneigt ist, heute seinen Collegen vom Ministerium des Innern dieselbe Sprache hören zu lassen; aber das ist gewiß, daß der gegenwärtige Entwurf nichts anders thut, als jene Dictatur decretiren, gegen welche die Kammer (von 1835) protestirte, indem sie den Art. 23 annahm." — Wenn das Ministerium homogen ist, so wird Hr. Teste als Minister nicht so sprechen, wie er als Nicht-Minister sprach. In neun Jahren können sich die Ansichten ändern, zumal wenn man inzwischen ein Portefeuille erlangt hat. Solche Meinungsänderungen sind unvermeidlich in Ländern, wo man sich durch Oppositionmachen ins Ministerium poussirt.

*** (Ein Wunder.) Zu Ende des Jahres 1841 ward Anton Gagnirao, ein reicher Handelsmann zu Ferrara, in einem Wald bei der Stadt erdrosselt gefunden. Zwei Lastträger, welche oft bei ihm gearbeitet hatten, wurden eingezogen und gestanden bald, daß sie den Signor Antonio auf Geheiß seiner Stiefschwester, Signora Birgando, um geringen Lohn in die andere Welt geschafft hätten. Da die angeschuldigte Dame schön und talentvoll war, so erschien diese Anschuldigung fabelhaft. Allein die Aussage von vier Zeugen, zusammengehalten mit dem Umstand, daß Gagnirao einerseits für den Fall seines Absterbens ohne Nachkommenschaft die Kinder der Wittwe Birgando zu Universalerben eingesetzt, andrerseits kurz vor seinem Ende eine Magd zu heirathen beschlossen hatte, ließen dem Criminalgericht zu Ferrara keinen Zweifel über die Schuld der schönen Dame. Frau Birgando und die zwei Lastträger wurden zu exemplarischer Todesstrafe verurtheilt. Das Exemplarische besteht in Buße mit dem Strick um den Hals an einer Kirchenthür und Ausstellung am Pranger vor der Hinrichtung. Frau Birgando, von den drei geschicktesten Advocaten Rom's, Bologna's und Ferrara's berathen, legte gleich den beiden Lastträgern Berufung an das Appellationsgericht zu Bologna ein. Die Advocaten verhehlten nicht, daß sie sich glücklich schätzen würden, wenn sie für ihre Clientin die härteste Strafe nächst dem Tod erwirkten. Am 16. Mai d. J. sollte die Sache zur Entscheidung kommen. Zwei von den vier Zeugen waren inzwischen gestorben. Der dritte Zeuge ritt an diesem Tag nach Bologna und stürzte todt vom Pferd. Der vierte, Müller Carlizzi, wiederholte vor dem Appellationsgericht seine belastende Aussage. Der Präsident forderte ihn auf, sich wohl zu besinnen, ob dieselbe genau sey. Carlizzi hob beide Hände empor und rief: „Ich will auf der Stelle sterben, wenn ich nicht die reine Wahrheit gesagt habe!" Kaum hatte er dies gesprochen, so stürzte er todt zur Erde. Der Präsident hob die Sitzung auf; am folgenden Tag sprach das Gericht die Dame Birgando frei und bestätigte das Urtheil erster Instanz gegen die Lastträger. Der päpstliche Fiscal begehrte nun aber und erlangte, trotz der Einsprache der Advocaten, daß Frau Birgando noch sechs Monate in Haft bliebe, damit man abwarten könne, ob sich nicht neue Indicien herausstellen. In der That führt der Tod der vier Zeugen auf den Verdacht der Vergiftung gegen Frau Birgando und ihre Rathgeber. Sollte sich derselbe bestätigen, so wäre eine exemplarische Todesstrafe wohl angewandt.

*** Als Voltaire eines Tages mit einem seiner Freunde spazieren ging, begegnete ihnen ein Priester, der das Hochwürdigste zu einem Kranken trug. Der Philosoph zog seinen Hut ab; sein Freund fragte ihn, ob er sich mit Gott ausgesöhnt habe? „So ziemlich;" entgegnete Voltaire, wir grüßen uns, doch sprechen wir noch nicht mit einander."

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 12. Juni:

Der Barbier von Sevilla.

Komische Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Rossini.

(Abonnement-Vorstellung Nro. 18.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

VIII.

Ein junger Kavalier, der unter einem weiten Mantel sorgfältig sein Hofkleid verbarg, den aber die Diamant-Agraffe seines Hutes und die goldenen Sporen seiner Stiefel verriethen, war in den inneren Hof des von den Frauen der Königin bewohnten Gebäudes gedrungen, dessen augenblicklich von Wächtern unbehütete Thore trotz der späten Stunde offen geblieben waren. Tiefes Schweigen herrschte an dem Orte; der Mond, von einem leichten Nebel umschleiert, warf ein schwaches Licht auf die Umgebung. Ein im ersten Stock gelegenes Fenster war noch erleuchtet, und wenn der Wind leise einen Musselinvorhang in die Höhe hob, so erblickte man im Innern eines kleinen Gemaches das weiße Bett eines jungen Mädchens, eine Laute von Elfenbein, einen langen Gazeschleier und einen mit Juwelen durchwirkten Gürtel.

Der Kavalier maß den Hof ungeduldigen Schrittes hin und her und schaute häufig nach dem halbgeöffneten Fenster. Zwei Treppen, an den beiden Enden des Gebäudes gelegen, führten zu den Gemächern, in welche er dringen wollte. An dem einen Peristyl aber hielt ein Wagen, von mehreren Menschen umgeben, und an dem andern stand eine Person in verzweifelnder Unbeweglichkeit. Sie war in eine lange graue Hülle mit einer Kapuze gekleidet, die nur einen weißen Bart blicken ließ; an einen Pfeiler gelehnt, schien sie von Stein wie dieser.

Da der Kavalier, ohne von irgend Jemanden bemerkt zu werden, an diese Treppe gelangen und hier hinaufsteigen wußte, so war er im höchsten Grad über die Gegenwart die-

als Euch zu Gebote stehen.

— Das Vernünftigste ist, daß Du Dich davon machst, denn Du weißt, daß die Prälaten des Palastes des Abends keine Männer in diesen Räumen dulden.

— Ich kann mehr Bußen und Bannflüche auflegen, als Eure Hofpriester es vermögen.

Der Greis ließ die Arme, die er über seine Brust gekreuzt hatte, sinken und der Kavalier sah, daß er in der einen Hand einen Dolch und in der andern ein Krucifix hielt. Noch erzürnter über seine Weigerung, sagte er heftig:

— Und sollte ich die Alcaden rufen, so will ich Dich von hier fortschaffen.

— Man wird mich nicht festnehmen, sagte er nachlässig, in dieser Stadt kann ich thun, was ich will.

Ungeachtet dieser stolzen Worte und der kräftigen Stimme, mit welcher sie gesprochen wurden, dachte der Edelmann plötzlich daran, diesen hartnäckigen Greis, den er nicht in Schrecken setzen konnte, mit Gold zu gewinnen. Ermuthigt durch die demüthige Tracht seines Gegners, zog er eine Börse hervor und war im Begriff, sie ihm hinzureichen, als dieser, seine Absicht errathend, zu ihm sagte:

— Behaltet Eure Börse, mein schöner Herr... falls sie nicht leer ist und Ihr sie mir herreicht, um sie Euch mit Dukaten zu füllen.

Gegen diesen Felsen, der so den Weg sperrte, half Nichts mehr. Der Kavalier, der nicht mehr zögern durfte, den Befehl auszuführen, der ihm gegeben war, sagte zu dem Unbekannten:

— Komm, laß mich bloß zu dieser Treppe, ohne den Posten meine Gegenwart zu melden.

— Es ist unmöglich, diese Thür zu betreten.

— Im Namen des Erzherzogs Philipp's, auf Befehl un-

Wagen, der am Fuße der andern Treppe gestanden hatte und sich nun in Bewegung setzte.

— O! rief der junge Mann, Olema ist das Opfer eines abscheulichen Komplots, und, todt oder lebendig, ich werde sie befreien.

Er wollte nacheilen. Ein Dolchstoß, mit fester Hand geführt, streckte ihn zu Boden.

Dann mischte sich der Greis unter die ihm gleich gekleideten Männer, welche den Trauerwagen umgaben, und Alles verschwand im Dunkel. (Fortsetzung folgt.)

Ein Hauskreuz

Criminalverhandlungen, bei welchen Ankläger und Angeklagten völlig oder im Wesentlichen in ihren Behauptungen übereinstimmen, sind selten. Weniger diese Seltenheit, als ein gewisser Charakter von Männlichkeit und Offenheit auf beiden Seiten ist es, welcher nachstehenden Fall interessant macht.

Am 8. April 1843 gegen drei Uhr Nachmittags begegnete zu Calais der dasige Tüllfabrikant Bacquet einem gewissen Bakkers, zog eine Pistole heraus und machte sie schußfertig. Bakkers floh unter dem Ruf: „Mörder!" in ein Haus; Bacquet lief ihm nach und feuerte auf ihn. Er streifte ihn nur unter der Brust, glaubte aber ihn ernstlich getroffen zu haben, und überlieferte sich einem Polizeicommissär mit den Worten: „Ich habe Bakkers erschossen."

Am 22. Mai erschien Bacquet als Angeklagter vor den Assisen zu S. Omer. Bakkers, der Hauptzeuge, machte folgende Aussage. „Ich hatte einige Monate in der Tüllfabrik des Hrn. Bacquet gearbeitet. Später etablirte ich mich zu S. Omer. Dorthin kam Hr. Bacquet und forderte mich zum Zweikampf, weil ich ihn tief gekränkt habe. Der Kampf fand hinter einer Bastion der Festung statt. Bacquet feuerte auf zehn Schritt Entfernung und fehlte mich. Ich schoß in die Luft. Bacquet drückte mir die Hand und sagte: „Versprechen Sie mir, die Stadt Calais nie mehr zu betreten, und zählen Sie dagegen auf mich, wenn ich Ihnen dienen kann." Nicht lange, so sah ich mich in drückender Verlegenheit, und hatte nur die Wahl, entweder in Calais Arbeit zu suchen, oder einen Vorschuß von 300 Fr. von Bacquet in Anspruch zu nehmen. Ich schrieb an B. um das Geld; er antwortete abschlägig. Nun hielt ich meinerseits mich meines Versprechens entbunden und ging nach Calais. Bacquet forderte mich abermals, und dies Mal nahm ich die Herausforderung nicht an. Als er mir auf der Straße begegnete, that er den Schuß, welchem ich durch einen Seitensprung entging. Uebrigens wünsche ich aufrichtig seine Freisprechung, denn ich habe unrecht an ihm gehandelt. Obwohl ich nie in einem vertrauten Verhältniß mit seiner Frau gestanden habe, ist doch mein Benehmen von der Art gewesen, daß er sie für eine Ehebrecherin halten konnte, und ich an seiner Stelle hätte vielleicht eben so gehandelt wie er."

Der Angeklagte, aufgefordert, seine etwaigen Bemerkungen zu dieser Aussage zu machen, sprach Folgendes. „Sechs und zwanzig Jahr alt, im Besitz einer blühenden Tüllfabrik, machte ich die Bekanntschaft einer Lehrerin an einer Erziehungsanstalt. Sie war schön, witzig und unterrichtet. Ich faßte eine heftige Neigung zu ihr und heirathete sie, die kein Vermögen hatte, wider den Willen meiner Familie. Es dauerte nicht lange, so quälte sie mich mit ihrer Eifersucht. Ihre steten Vorwürfe ertrug ich geduldig, theils aus Rücksicht auf meine Kinder, theils weil ich sie stets zärtlich liebte. Ich war weit entfernt, sie eines Ehebruchs fähig zu halten; indeß im neunten Jahr unserer Ehe, d. h. zu Anfang des abgewichenen Jahres konnte ich mir nicht verhehlen, daß ihr Benehmen gegen den bei mir arbeitenden Bakkers auffallend war. Ich machte Bemerkungen. Bakkers verließ mich. Sein Abgang hatte mich beruhigt, als ich eines Tages meine Frau über dem geheimnißvollen Schreiben eines Briefs betraf. Ich wollte ihr den Brief wegnehmen; sie schob ihn schnell in den Mund und verschluckte ihn. Dann warf sie sich mir zu Füßen, gestand ihr Unrecht und bat mich um Verzeihung. Ich jagte sie zum Haus hinaus, ging nach S. Omer und forderte Bakkers. Auf dem Kampfplatz wollte ich ein Goldstück hinwerfen, um zu losen, wer den ersten Schuß hätte. Bakkers aber rief: „Sie sind der Beleidigte; Sie haben jedenfalls den ersten Schuß." Ich schoß auf zehn Schritt und fehlte. Bakkers schoß in die Luft. Von seinem Edelmuth gerührt, sagte ich: „Versprechen Sie, nie mehr nach Calais zurückzukommen, dagegen gelobe ich, Ihnen zu dienen, wo ich kann." Er schwor mir bei dem Andenken seines Vaters, daß die Wälle von Calais ihn nie mehr wiedersehen sollten."

„Ich kehrte nach Calais zurück zu meinen Geschäften und nöthigte sofort meine Frau, auf Scheidung zu klagen. Ich selber konnte es nicht, da ich den Beweis des Ehebruchs nicht hatte. Die Scheidung ward vom Gericht zu Boulogne ausgesprochen. Ich hatte meine Frau so sehr geliebt und ihre Untreue schmerzte mich so tief, daß ich meines Trübsinns nicht Meister werden konnte. Ich trug mich mit dem Gedanken des Selbstmords und war im Begriff, denselben auszuführen, als ein neues Unglück mich traf. Meine Schwiegermutter stürzte sich aus Verzweiflung über ihre Tochter in den Kanal, nachdem sie von meinen Kindern Abschied genommen. Meine Mutter, die mein Hauswesen führte, ward vor Schmerz krank. Hätte ich mich getödtet, so wären meine Kinder schutzlos in der Welt geblieben. Dieser Gedanke hielt mich vom Selbstmord zurück. Ich suchte Zerstreuung in meinem Geschäft und fand sie eine Zeitlang, bis Bakkers mir um 300 Fr. schrieb. Ich verweigerte sie, auch als er sein Begehren schriftlich wiederholte. Nun kam er nach Calais trotz seinem Versprechen. Ich wollte mir nichts abpressen lassen und schlug ihm einen Zweikampf vor. Er verweigerte ihn. Ich wandte mich an den Polizeicommissär, und dieser versprach mir, meinen Gegner zur Entfernung von Calais zu bewegen. Bakkers aber blieb und machte die Erfüllung seiner Forderung zur Bedingung seiner Abreise. Ich gerieth darüber in Wuth; meine finsteren Gedanken kehrten wieder und ich beschloß, ihn zum Zweikampf zu zwingen, um auf diese Weise meines Lebens los zu werden. Ich hatte meine Pistolen bei mir, als er mir begegnete und mir einen höhnischen Blick zuwarf. Dies brachte mich aufs Aeußerste. Ich nahm eine Pistole, spannte den Hahn und stürzte auf Bakkers los. Sein Ruf: „Mörder!" war für mich eine neue Reizung. Ich schoß ohne zu wissen, was ich that. Das Uebrige ist bekannt."

Der zweite Zeuge Barbier gab an: „Ich war voriges Jahr Werkführer bei Hrn. Bacquet. Vertraulichkeiten zwischen Frau Bacquet und Bakkers, die ich bemerkte, veranlaßten mich, letzteren aus dem Geschäft auszuweisen. Frau Bacquet widersetzte sich diesem Schritt. Seit dem Zweikampf zu S. Omer war Hr. Bacquet traurig, finster und zuweilen sehr gereizt."

Der dritte Zeuge Denampout, Obmann des Raths der Sachverständigen zu Calais, sagte aus: „Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um Hrn. Bacquet, der mein College und Freund war, Muth einzusprechen. Ich wußte, daß er zum Selbstmord entschlossen war, und suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen. Bacquet ist zu Calais geliebt und geachtet."

Der königliche Procurator beharrte auf der Anklage. Doch gab er zu, daß die Handlung unter Umständen begangen sey, welche die Geschwornen in ihrer Weisheit zu würdigen hätten.

heißt eine so eben in der Schweiz erschienene Broschüre, welche zwei Gedichte enthält: das eine gegen den Major Benicken in Erfurt und das andere unter dem Titel: „Dreihundert Thaler preuß'sch Courant," gegen die beiden Dichter Freiligrath und Geibel gerichtet. Was haben Freiligrath und Geibel gethan, daß sie von all den Literaten, denen der Liberalismus wie eine unverdauliche Speise im Leibe steckt, mit einer Gehässigkeit angegriffen werden, die eben so dumm wie erbärmlich ist? Der König von Preußen, der mit wohlwollender Freundlichkeit das Talent unterstützt, wo er es findet, setzt den beiden unbemittelten Dichtern einen Jahrgehalt von 300 Thalern aus, lediglich aus dem Grunde, dem Vaterlande zwei tüchtige Talente zu erhalten und sie vor irdischen Sorgen und Nöthen zu bewahren. Wo liegt hier einerseits das Unkönigliche, andernseits das Knechtische? Ist es denn in Deutschland schon so weit gekommen, daß es zur Schande wird, von einem kunstliebenden Monarchen ein Geschenk anzunehmen? Stempelt denn die freundliche Unterstützung eines Königs, die nur dem Talente, nicht der Gesinnung des Dichters galt, diesen schon zum gemeinen Fürstenknecht, zum Verräther an Volk und Vaterland? Was soll es denn heißen, wenn der schweizerische Bänkelsänger mit heiserer Stimme johlt:

Hurrah! hoch lebe uns're Zeit!
 Wer freut sich nicht des Lebens?
Singt zeitgemäß in Ewigkeit,
 Ihr thut es nicht vergebens; —
Es ward ein Preis Euch zuerkannt:
Dreihundert Thaler preuß'sch Courant!

Sind denn die Dichter nur geboren, um Parisiennen oder blutige Jacobinerlieder zu singen? Die Poesie nur da, um Revolutionen zu [illegible], Fürsten zu entthronen? Freilig-

Planet.)

*** (Der unbefugte Escamoteur.) Ein Meister natürlicher Zauberkünste in einer Bude zu Courtray bemerkte, daß einer der Zuschauer seinem Nachbar sehr geschickt das seidene Schnupftuch aus der Tasche zog, und ganz sachte nach einer andern Stelle hinschlich. „Dürft' ich mir Ihr Schnupftuch zu einem Experiment ausbitten?" wandte er sich an den Bestohlenen. Dieser griff in die Tasche, rief: „Es ist gestohlen!" und blickte argwöhnisch auf seine Nachbarn umher. „Gestohlen?" wiederholte der Zauberer. „Gut; das Experiment wird um so schöner." In einen feierlichen Ton übergehend, fragte er: „Von welcher Farbe ist Dein Tüchlein?" — „Roth und Gelb." — „Wohlan, sey gutes Muths, Du sollst Dein Tüchlein wieder haben." So sprechend schritt er in den Kreis der Zuschauer, machte einige Mal die Runde, ließ seinen Zauberstab zwischen den Fingern spielen, richtete ihn endlich gegen den Dieb und rief: „In Deiner Tasche ist das Schnupftuch; gib's her!" Der Dieb spielte den Erstaunten und befolgte den Befehl des Zauberers. Dieser fand es seinem Interesse gemäß, die Polizei zu benachrichtigen. Der unbefugte Escamoteur wurde ergriffen. Das schaulustige Publikum auf dem großen Platz erfuhr, daß der Magiker Diebe ausfindig zu machen verstehe, und strömte in solcher Menge in die Bude, daß der Künstler Ursache hatte mit seinem Extrastückchen zufrieden zu seyn.

*** (Der majestätische Pair.) Ein Chef des uralten Hauses Seymour (ursprünglich Saint Maur), welcher unter den letzten Stuarts und den ersten Königen von der hannöverischen Linie lebte, wurde von seinen Zeitgenossen allgemein der stolze Herzog von Somerset genannt. Kein König konnte einen höheren Begriff von seiner Würde haben, als dieser Pair von England. Selten ließ er sich herab, zu

ihr dies als eine große Pflichtvergessenheit zum Vorwurf und drohte, es sie entgelten zu lassen. Und wirklich vermachte er ihr in seinem letzten Willen 20,000 Pfund weniger als ihrer Schwester.

. (Hamburg, 8. Juni.) Gestern Abend debutirte Demoiselle Capitain von Frankfurt als „Valentine" in Meyerbeer's „Hugenotten" im hiesigen Stadttheater und ward von unserm Publikum äußerst freundlich begrüßt. Die Parthie der Valentine kommt erst im dritten Akte zu einiger Bedeutsamkeit. So wurde denn auch das pompöse Duett mit Raoul mit solch stürmischem und anhaltendem Beifalle aufgenommen, wie wir es seit langer Zeit nicht im Stadttheater erlebten. Dieser Beifall blieb fortwährend lebhaft während des Verlaufes der Oper, wozu des Gastes ausgezeichnet wirksames Spiel nicht wenig beitrug. Am Schluß des vierten Aktes ward Demoiselle Capitain lärmend gerufen; eben so nach dem fünften. Sie erschien beide Mal an der Seite unsres Tenors Wurda. Wir zweifeln nicht, daß die jugendliche Sängerin, welche auch durch ihr anspruchloses Wesen unser Publikum für sich einzunehmen wußte, in ihren ferneren Gastdarstellungen ihren bedeutenden Ruf nicht minder ehrenvoll bewähren wird. Die nächste Rolle des Gastes ist die Marie in Donizetti's „Regimentstochter". — Die Hamburger Neue Zeitung bemerkt Folgendes: „Wer die Partie der Valentine zu modificiren und nach ihr die Sängerin zu classificiren versteht, der wird einsehen, daß Dlle. Capitain ihre erste Gastrolle sehr richtig gewählt hatte, um dem Publikum Klarheit und Bestimmtheit über sich und ihr Talent zu geben. Der Holden Ton hat viel Blume, ihre Stimme ist wie ein sanfter Frühlingsgedanke. Nicht alle Register sind vollkommen gleich, aber namentlich die hohen und Mitteltöne verrathen durch die sauberste Reinheit und klarste Intonation, verbunden mit einer sehr geregelten Oekonomie des Athmens und einer glänzenden Volubilität, die präcise Guhr'sche Schule. Es war diese Tugend des Gesanges hier freilich vorauszusetzen, denn Guhr hält sehr sorgfältig, nach eigenem Ermessen, Proben und Probenwiederholungen, aber es ist mir doch lieb, daß dieser kleine Capitain die Erwartung übertroffen hat. Außerdem agirt die junge Sängerin mit Ausdruck, ja mit dramatischer Leidenschaft (die wohl einzeln, doch selten einen Ton, eine Figur beeinträchtigt), was uns in ihr eine andere Pixis verheißt, wenn es nicht Verrath an ihrem eigenen schönen Talent ist, so zu vergleichen, daß das Publikum durch den lebendigen trefflichen Vortrag zu Applaus und Dacaposturm wohl hingerissen werden konnte."

Aus Mainz.

Die Neubauten der Stadt Mainz.

Wer vor zwanzig Jahren hier war, und heute wieder hierher kommt, kennt Mainz nicht mehr, hört man sagen, und es gilt dieses in Wahrheit von einem Theile der Stadt, dem Gutenbergsplatze, den ihn durchziehenden Straßen und seiner nächsten Umgebung. Hier, inmitten der Stadt, hat sich ein neuer Kern gestaltet, sehr verschieden von dem mittelalterlichen Mainz und wetteifernd mit dem schöneren neuern Theile desselben, mit der großen Bleiche, ja, weil ihn Verhältniß und Lage begünstigen, den Vorzug vor derselben behauptend. Würde heute Johannes von Müller, würde Göthe Mainz besuchen können, welche im Jahre 1792 die Paläste und geistlichen Prachtgebäude der alten Kurfürstenstadt in Flammen aufgehen, und in Schutt und Trümmer zusammengestürzt sahen, sie würden finden, wie herrlich sich das Bürgerthum emporgearbeitet hat, und würden, in der Thätigkeit und dem kräftigen Streben der Gegenwart, Trost finden über den Verlust der Vergangenheit. Fortwährend fügen sich dem Kerne neue Bauwerke an, wie Krystalle um einen gemeinsamen Mittelpunkt anschießen, und möchten nur die baulichen Gestaltungen nicht den Anblick einer gewaltsam gestörten Krystallisation darbieten und die mißgestalteten Straßen vermieden werden, welche mit ihren vielen stumpfen und spitzen Ecken jedem gebildeten Auge so widerwärtig sind, widerwärtiger, als die krumm engen Gäßchen und Winkel vorzeitlicher Anlagen. Doch wollen wir das Geschehene auf sich beruhen lassen, und demjenigen, was einmal zusammengefügt ist, namentlich so solid und plump, wie die Fruchthalle, zu seinem beharrlichen Zustande Glück wünschen, nur sollten die Fehler der Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft zur Lehre dienen, und neue Verirrungen verhüten helfen. Um ein Uebel zu heben, muß man die Quelle desselben aufsuchen, und die Quelle des Mainzer Bauübels dürite sich niemals klarer geoffenbart haben, als bei einem vorliegenden und vielbesprochenen Falle. Es will jemand dahier in der Schustergasse ein Haus umbauen, und mit dem, zu diesem Ende nöthigen Baubescheide der competenten städtischen Behörde versehen, ist man in voller Thätigkeit, als von Seiten der Stadt verlangt wird, es solle die Baute, weil die vorüberziehende Straße zu schmal sey, etliche Fuß eingerückt, und diese zur Erweiterung der Straße abgetreten werden. Da der Baulustige sich hierzu nicht verstehen will, so wird der Bau untersagt, und die Sache soll vom Gericht entschieden werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Abtretung im öffentlichen Interesse nothwendig ist, denn die städtische Behörde hat entschieden, sie sey nothwendig, noch auch, ob es wohlgethan war von Seiten der Stadt, einen Baubescheid zu ertheilen und denselben wieder zurückzunehmen, sondern, wie solche für das städtische Gemeinwesen gewiß höchst unangenehme Zwistigkeiten zwischen diesem und seinen Bürgern in Zukunft vermieden werden können, Zwistigkeiten, welche dem Ansehen auch der weisesten und gerechtesten Verwaltung nicht förderlich sind. Wäre ein für die Stadt Mainz gültiger Bauplan vorhanden, dann würden solche Mißstände nicht vorkommen können, und wir glauben, daß, um solchen für die Zukunft vorzubeugen, die Annahme eines Bauplans dringendes Erforderniß ist. Ist ein allgemeiner Bauplan vorhanden, dann ist jedem Bauenden das Gesetz gegeben, von welchem er sich Kunde verschaffen kann, und das er beobachten muß; wer ein Haus, ein Terrain erwirbt, weiß, welche Vorschriften für ihn im Falle einer baulichen Veränderung oder Neubaute gelten; in dem jetzigen Zustande aber, wo in jedem einzelnen Falle ein Beschluß des Stadtrathes an die Stelle des Bauplans treten kann, ist Niemand sicher, ob nicht das Terrain, auf welchem er sein Gebäude aufführen will, wenn er auch den Baubescheid bereits in der Tasche haben sollte, zur Straße in Anspruch genommen wird, oder ob nicht die Façade, die er nach Süden kehren will, eine halbe Schwenkung nach Norden machen muß. Der gegenwärtige Zustand ist ein Zustand des Ungewissen und Unsichern; dazu kommt, daß jeder, der sich durch einen Stadtrathsbeschluß in seinen Rechten gekränkt glaubt, wenn dieser Beschluß auch noch so Billiges und Zweckmäßiges verfügt, Fälle anzuführen weiß, in welchen man ganz verschieden verfahren sey, und über Ungerechtigkeit und Willkür schreit. Es gibt nun ein Proceß; verliert die Stadt, so zahlt sie die Kosten und Entschädigung, und kann sich sicher ihrer Handlungsweise nicht rühmen, verliert der Private, so ist er in seinem Interesse, in seinem Nahrungsstande vielleicht aufs empfindlichste benachtheiligt, und er, so wie alle die für ihn Partei genommen, — und deren Zahl ist niemals gering — fühlen sich der Stadt zum Danke nicht verpflichtet. Man mache deßhalb diesem Verhältnisse durch Annahme eines Bauplans ein Ende, und zwar je eher, desto besser, und es werden die Processe, es werden die mißgestalteten Straßen vermieden werden. — Man entgegne mir nicht, daß die Stadt Mainz einen Bauplan besitze, den unter Napoleonischer Herrschaft von dem Baumeister St. Fare gefertigten; denn wenn ich auch den Besitz zugeben muß, so ist dieser Bauplan hier ohne Belang, weil er nicht beobachtet wird, und nicht beobachtet werden kann. Derselbe für seine Zeit berechnet, ist nach dem großartigsten Maßstabe angelegt; die heutigen städtischen Mittel sind unzulänglich zu seiner Durchführung, und er hat deßhalb für die Stadt Mainz nur historischen, aber keinen praktischen Werth.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 12. Juni. (Neu einstudirt) Der Prinz von Homburg, Schauspiel in 5 Akten von Heinrich von Kleist.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

IX.

Als Philipp jene Räume des Todes verlassen, in welchen er seinen ganzen Ehrgeiz vernichtet gesehen, irrte er brennenden Hauptes in den Gebüschen des Gartens umher, die Brust geschwellt von Erbitterung gegen die, welche ihm ihre Liebe wie ein Siegel des Unglücks, wie eine Verdammung schon hienieden aufgedrungen hatte; maschinenmäßig war er in einen Pavillon getreten, den noch wenige Stunden vorher das Toben eines Festes füllte und der jetzt in seiner Einsamkeit durch einige Fackeln erleuchtet war, welche noch auf einem schweigenden Orchester, einem abgetragenen Schenktisch brannten. Auf ein Kanape sinkend schlug er sich vor die Stirn, zertrat die Blumen, welche auf dem Boden umherlagen und murmelte unzusammenhängende Worte; selbst Thränen traten dem jungen Ehrgeizigen in die Augen und er beweinte den Thron von Kastilien...

In einer Ecke des Pavillons hörte er leise athmen; er wendete das Gesicht dorthin und schaute einen Augenblick in das Dunkel.

— Du bist da, Egmont! sagte er.

— Der junge Hofmann lag auf einem Teppich an der Erde, den Kopf an die Ecke eines Kanapes gelehnt. Auf den Kissen sah man Frauenhandschuhe, eine Spitzen-Mantille und einen entblätterten Blumenstrauß durch einander liegen. Egmont richtete in der Stellung eines eben Erwachenden seine Blicke auf den Prinzen.

— Du weißt nicht, auf welch' grausame Weise sie mir genommen ist.

— Das kann geschehen, wenn es seyn muß; vorher aber könnte man andere Mittel versuchen.

— Welche?

— Das einfachste wäre, uns Ferdinand's zu entledigen. Der geringste Vorwand würde genügen, eine Volkserhebung gegen ihn ins Leben zu rufen, und wenn die Muskete der Empörer nicht trifft, so würden unsere guten flamländischen Schwerter bald sein Herz in seiner Brust gefunden haben.

— Nein, Egmont, den ungezähmten Ehrgeiz, der selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt, besitze ich nicht. Ich liebe das Königthum, weil es mein Element ist. Meine Augen erblickten, als sie sich öffneten, das Licht der Höfe, die Wiege von zwanzig Königen nahm mich auf, die Flügel des kaiserlichen Adlers schützten meinen ersten Schlummer, ich wuchs heran auf den Höhen, von denen herab man die Volksfluth zu seinen Füßen schaut, jeder Augenblick meines Lebens sagte mir, daß ich Prinz sey...

— Und die Natur, welche Eure Stirn mit so viel Schönheit schmückte, sagte Euch, daß Ihr auch nach ihren Gesetzen Prinz wäret.

— Doch wenn das Schicksal mir die Herrschaft weigert, will ich sie nicht durch einen Mord gewinnen. Ich sehne mich nicht so heiß nach dem Throne, daß ich auf einer Straße von Blut dahin gelangen möchte; ich will mich nicht Gewissensbissen aussetzen, die mich zu jeder Stunde mitten in meinen schönsten Vergnügungen stören würden.

— Dann werdet Ihr der Sicherheit Ferdinand's zum Opfer fallen. So lange Ihr sein Mitbewerber um den Thron gewesen, hat Ferdinand Euch das Leben gelassen, denn der Verdacht Eures Todes wäre auf ihn gefallen und er war zu klug, ihn auf sich zu laden. Jetzt aber, wo er dem Anschein nach Euch nicht mehr zu fürchten hat und wo man nicht mehr

— Ich habe daran gedacht, aber ...

— Aber die Liebe zu dem jungen Mädchen von Granada fesselt Euch in Toledo.

— Nun wohl, ja ... ich liebe Olema mehr, als ein Weib geliebt werden kann ... ich liebe sie, wie man erstrebt, was es Süßes und Köstliches im Leben gibt. Dies wunderbare Geschöpf mit seinen Reizen, seinen Talenten, seinen tausend Verführungen verbreitet Alles um sich, was Seligkeit gewährt; sie ist das Licht, die Musik, die Harmonie, die Anmuth, der Duft, die Ambrosia, das süßeste Fieber der Sinne. Ich kann nicht leben ohne die Genüsse, an welche ich von jeher gewöhnt war, und diese Genüsse, ich finde sie kalt und todt ohne sie. Olema ist das Ideal alles dessen, was den Reiz der Augen und die Freude des Herzens macht, Olema ist das Vergnügen mit einer Seele.

— Ich wußte das Alles, mein Prinz, und als ich Euch vorschlug, Toledo zu verlassen, bereitete mein Geist Euch zu gleicher Zeit das Mittel, kein Bedauern dort zurückzulassen. Ihr reis't morgen Abend mit einigen Eurer treuesten Freunde, sobald die Dunkelheit die Gefilde Toledo's deckt; Ihr vermeidet die große Heerstraße, wo die Abgesandten des Palastes Euch bald einholen könnten; Ihr begrabt Euch in die wilden Schluchten der Sierra und erwartet mich dann bei Alarcon, in der alten Feste der Mauren. Ich bleibe einige Stunden länger hier in der Stadt, um seinen kostbarsten Schatz zu rauben; mitten in der Nacht werde ich mich unserer schönen Sklavin bemächtigen, mich mit ihr in einen Wagen setzen, und mit verhängtem Zügel dem Orte der Zusammenkunft zueilen.

In seinem glühendsten Ehrgeiz getäuscht, in allen seinen Hoffnungen betrogen, war der Erzherzog Philipp, der jetzt keinen Platz hatte auf spanischem Boden, keine Krone um seine Stirne zu flechten, dem Rathe seines Günstlings gefolgt. In der nächsten Nacht schon war er nicht mehr in den Mauern Toledo's.

Der Graf Egmont aber sah Olema in dem Augenblick, wo er die Entführung vollbringen wollte, mochte sie nun todt oder lebendig seyn, fortführen und fiel unter dem Dolche eines Mörders. . . . .

Sobald sich Olema in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte, hörte sie ein dumpfes Geräusch auf der Treppe und sah Männer von düsterem Aussehen eintreten, die sie aufforderten, sich gefangen zu geben und ihnen zu folgen. Das junge Mädchen war stark gegen alle Eindrücke, als sie aber diejenigen erkannte, welche sie zu ergreifen kamen, stieß sie einen Schrei tiefen Entsetzens aus ... Sogleich warf man ihr einen langen schwarzen Mantel über, setzte sie in einen Wagen und führte sie mit reißender Schnelle fort.

Nach einer kurzen Fahrt hielt der düstere und schmucklose Wagen an dem Gitter eines weiten Gebäudes. Die Führer Olema's brachten sie in einen niedrigen Saal und ließen sie allein. Sie sank auf eine Bank. Das Gemach war öde und hallte nur von Zeit zu Zeit unter den Tritten von Leuten in Kutten und Harnisch wieder, welche schweigend an ihre Beschäftigungen gingen.

Das Gebäude, in dessen Inneres man durch eine lange Reihe offener und erleuchteter Gallerieen blickte, war von großem Umfang wie ein Palast, von Eisen und Soldaten geschirmt wie eine Feste, schimmernd von Reichthümern wie eine Abtei, ummauert und verriegelt wie ein Gefängniß. Von dem Raube der Unterdrückten aufgeführt, erhob es sich zu einer wunderbaren Höhe, seine Bauten, die den Männern der Gewalt, ihren Satelliten und ihren Opfern zur Wohnung dienten, bedeckten einen unermeßlichen Raum.

Olema befand sich in dem Palaste der Inquisition.

Sie verhüllte sich das Gesicht mit ihrem Mantel, um wenigstens dem Anblick dieses Aufenthaltes des Schreckens zu entfliehen, und betete zu dem Gotte ihrer Väter mit der leidenschaftlichen Gluth der Verzweiflung. (Fortsetzung folgt.)

Die Polygamie bei den Türken.

Von Blanqui. *)

Die Pest ist nicht die härteste Plage der Völker des Orients. Es giebt ein in seinen Wirkungen noch ärgeres Uebel, das um so mörderischer zu werden scheint, je mehr das andere sich verliert: dieses ist die Polygamie. Im Augenblick, wo Europa's Hauptmächte in die Angelegenheiten dieser Länder, welche einst die Wiege der Civilisation waren, ernsthaft eingreifen, wird es nicht ohne Interesse seyn, das vornehmste Hinderniß hervorzuheben, welchem die Civilisation auf ihrer Rückkehr hier begegnen muß. Auf dasselbe Hinderniß ist die französische Politik in Afrika gestoßen, und sie hat mit ihm kapitulirt: es ist vielleicht die mächtigste Schranke, die das heutige Christenthum, sonst fast überall auf Erden siegreich übersteigen muß, um die Barbarei zu besiegen. Die Polygamie hat mehr Unheil in ihrem Gefolge, als die Knechtschaft selbst; sie wirkt auf das physische und moralische Seyn der Generationen; sie lähmt jeden gesellschaftlichen und politischen Fortschritt der Völker: sie muß mit der Sklaverei verschwinden, oder die Civilisation muß vor ihr stehen bleiben.

Um aber einen richtigen Begriff von den Uebeln aller Art zu erhalten, womit die Polygamie den Orient überschwemmt, betrachte man sie näher und auf dem Boden selbst, wo sie ihre Herrschaft übt. Kein Gemälde könnte die wilde Energie ihrer Wirkung auf den Mann, das Weib, die Kinder, die ganze Gesellschaft wiedergeben. Sie entwürdigt Alle, von der Wiege bis zur Gruft, ohne ihnen eine Minute Frist oder irgend ein Asyl gegen die Schmach aller Art zu lassen, die täglich unter ihren Füßen sich mehrt. Man möchte sagen, die Polygamie selbst sey in Verfall gerathen, wenn das unter den physischen und moralischen Trümmern, die sie von allen Seiten umgeben, noch möglich wäre. Man hat ihr so viele Frauen geopfert, daß endlich Mangel an Frauen war, und so würde sie bald von selbst untergegangen seyn, hätte nicht das Prinzip, das sie aufrecht hält, Kraft genug bewahrt, um die steigende und civilisirende Fluth der christlichen Invasion zu dämmen. Dies ist es, was in Europa zu wissen Noth thut, damit eine heilige Opposition in den Geistern sich organisire, um die Polygamie eben so wie die Sklaverei und den Negerhandel zu vernichten.

Der Islam erlaubt jedem seiner männlichen Bekenner, vier Frauen zu nehmen, die alle den Rang rechtmäßiger Gemahlinnen haben: dies ist der Ausgangs-Punkt der Polygamie. Allein der Gebrauch und das Gesetz haben in der Folge noch ein Supplement zu dieser an sich schon bedeutenden Zahl gestattet, und nach und nach sind die Harem's der Großen und derjenigen Personen, die ein so kostspieliges Personal unterhalten können, bis auf hundert Frauen angewachsen. Heutzutage, bei der Verarmung des Hofes und der ersten Würdenträger, ist dieser Luxus sehr eingeschränkt, und die übermüthigsten Pascha's haben kaum dreißig Weiber; ja die Meisten überschreiten selten die Zahl von vier Frauen, welche das Gesetz autorisirt. Um aber ein solches Harem vor jeder Verletzung zu bewahren, hat der Muselmann sich genöthigt gesehen, den Gesetzen der Natur zum Trotze, für den Mann einen Beruf zu erfinden, der niedriger ist als das Sklaventhum

*) Vorgelesen in der französischen Akademie der Wissenschaften.

wissen. Noch mehr — [illegible] die
zur Sklaverei erzogen werden, die man vor Allem lehrt, was sie nicht wissen sollten, und die sich darin üben müssen, durch Selbstentwürdigung zu bezaubern, wie die Unsrigen es ohne Anstrengung durch Sittsamkeit thun. Auf den Basar's, wo man die Frauen verkauft, kann Jeder die Liste ihrer persönlichen Reize einsehen, und scheußliche alte Weiber schlichten alle Streitigkeiten zwischen Mäkler und Käufer in letzter Instanz. Dies ist's, was die Polygamie aus der Gefährtin des Mannes gemacht hat!

Man erräth leicht die Folgen einer solchen Verachtung der heiligsten Gesetze der Menschheit. Schon beim Eintritt in die Familie mit Schande gebrandmarkt, kann die Frau nichts mitbringen, was ihrem Geschlechte anderwärts eine so gerechte Autorität giebt. Eine Sklavin, oder als Sklavin behandelt, bewahrt oder erwirbt sie wenigstens alle Laster der Sklaverei; sie überträgt diese Laster auf ihre Kinder, denen sie nichts Anderes beibringen kann; denn sie hat nie sonst etwas empfangen oder gelernt, was sie ihnen wieder zu lehren wagte. Und wer könnte sich eine richtige Vorstellung von dem Elend der Existenz in den Harem's machen, von allen den physischen und moralischen Martern, welche das Weib da ausstehen muß? Wie manches edle Herz fühlt das Grausige dieser Lage und trägt sein Joch mit äußerstem Widerwillen! Man frage nur im Orient selbst die meisten der Aerzte, welche in diesen Orten des Jammers Zutritt erhalten haben. Keine Sprache schildert die unendliche Langeweile, die tiefe Verzweiflung, welche auf Unglücklichen lasten, in denen die angesteckte Atmosphäre, die sie einathmen, das heilige Feuer noch nicht erstickt hat, vor Allem, wenn sie schon eine freie Existenz gewohnt waren! Wie viele junge Griechinnen z. B. sind nicht während des Befreiungskrieges geraubt und an den Meistbietenden verkauft worden, nachdem sie die Süßigkeit des christ-

[illegible]

Wenn ein Muselmann nicht umhin kann, von seiner Frau zu reden, sagt er gewöhnlich: Sie, oder allenfalls: mein Weib, mit Respekt zu melden. (Forts. folgt.)

Das Freien in der Türkei.

(Aus dem „Pogled u Bosnu,“ von — [illegible].)

Am schlimmsten sind in Bosnien die christlichen Mädchen daran, die die Natur, wie zu ihrem Hohne, reizend geschaffen.

Ein Christen-Jüngling darf zu einer christlichen Schönheit nicht einmal seine Augen erheben, viel weniger aber daran denken, sie zu freien. Dies ist die Ursache, daß die schönsten Jungfrauen gezwungen sind, sich zu mohamedanisiren. Ich hörte einst zu — erzählt der Verfasser des „Pogled u Bosnu“ — wie sich die Türken über diesen Gegenstand unterhielten. Einer von ihnen sagte: „Es gibt noch wunderschöne Mädchen bei den Christen, aber sie mögen sich nicht mohamedanisiren (poturciti)! — und daran ist nur der Mönch *) Schuld, der elende Schuft (dzenabet). Will so ein armes Kind zum Islam übertreten und der Mönch wittert ihre Absicht, dann beruft er sie in die Messe, da schreit er ihr die Ohren voll und trachtet, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Hört sie aber nicht auf seine Worte, dann jagt er sie mit Schande und Spott aus dem Volke, und wenn dies die Andern sehen, dann machen sie es ihr schwerlich nach.“ —

Ich kannte in Sarajewo einen Bäcker griechischer Confession, der eine sehr schöne Tochter hatte, hoch und schlank wie die grüne Tanne. Allein kein Christ hatte den Muth, um
[illegible] freien, ihren Glauben mochte sie aber auf keinen Fall

Jeder ehrbare Jüngling, wenn er sein Herz einer Schönen geweiht, umschleicht erst eine Zeit mit schüchterner Sehnsucht die Wohnung seiner Auserkornen *) (milostnica), bis er offen um ihre Hand anhält; ist der Vater des Mädchens (die Mütter haben dabei kein Votum) der Verbindung abhold, so muß Jener auch mehrere Jahre den Seladon spielen. Nicht selten geschieht es aber auch, daß, wenn der Vater der Schönen hartnäckig auf seiner Weigerung verharrt, und die Liebenden einverstanden sind, das Täubchen heimlich bei Nacht und Nebel das väterliche Nest verläßt und zu ihrem Trauten hinüberflattert. Der Vater geräth dann natürlich in einen gewaltigen Zorn, der oft durch mehrere Jahre nicht ausraucht, und der aufgedrungene Schwiegersohn muß sich so lange verbergen und ihm ausweichen, bis die Zeit seinen Groll besänftigt; in diesem Falle treten dann die Verwandten als Vermittler auf, man söhnt sich aus, und macht nachträglich Hochzeit (pir).

Zwischen den verliebten Nachtwandlern gibt es nicht selten blutiges Spiel, besonders, wenn Nebenbuhler an einander gerathen. Dergleichen Scenen werden jedoch nicht in der Nähe der Wohnung der Geliebten aufgeführt, damit man sich nicht verrathe, sondern man lauert einander Nachts in einem Hinterhalte auf, wo der verhaßte Rival vorbeigehen muß, und fährt ihm dann aus dem Dunkel mit der kostura **) über den Hals los; überhaupt ist diese Art, seine Gefühle einer Schönen bei der Nacht an den Tag zu legen, indem man ihre Wohnung schüchtern und andächtig umschleicht, mit großen Gefahren verbunden, wie die Türken selbst gestehen; denn es gibt Helden, junge Wüstlinge, die nur aus Durst nach Abenteuern bei der Nacht die Straßen durchziehen, und aus bloßer Passion den Leuten die Köpfe abschneiden. Wie oft ereignet es sich — erzählte man mir — daß man Morgens einen jungen Mann im vollen Staate, mit Uhren, Ringen, Waffen und voller Börse versehen, auf der Gasse ausgestreckt findet und dem von allem dem nichts abgeht, als — der Kopf. Und sein Mörder ist schon zufrieden, wenn er sein Messer mit Blut gefärbt. ***) (Agram. Ztg.)

Tabletten.

*** (Der galante Ehemann. Eine tragische Geschichte.) Eine Frau G., Lehrerin in einem Ort der Normandie, lebte seit mehreren Jahren getrennt von ihrem Mann, der sie hatte sitzen lassen. Neckereien von Seiten untergeordneter Beamten der Universität bestimmten sie, eine Reise nach Paris zu machen, um eine Audienz bei dem Minister des Innern nachzusuchen. Kaum war sie in die Straße S. Lazare eingetreten, so erschien ihr Mann vor ihr und sprach: „Ich hoffe, Sie werden keinen anderen Cavalier erwarten als mich.“ Die Frau nahm zitternd seinen angebotenen Arm und folgte ihm eine Stunde Wegs weit durch die Stadt in eine Art Hotel garni. Dort erwies ihr Gatte ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit, so daß sie sein Unrecht verzieh und einer glücklichen Zukunft entgegen sah. Am andern Morgen beim Erwachen war sie betroffen, sich allein zu sehen. Sie wartete. Endlich stand sie auf, um sich anzukleiden. Sie sah sich nach ihren Sachen um. Alles war verschwunden, selbst ihre Börse, ihre Ringe, Uhr u. dgl. Sie rief die Dienerschaft und erfuhr, daß Hr. G. bei Tagesanbruch die Zeche bezahlt habe und mit dem Gepäck fortgegangen sey. Die arme Frau gerieth in Verzweiflung, und alsbald stellten sich unzweideutige Zeichen des Wahnsinns ein, so daß sie in ein Krankenhaus gebracht werden mußte. Hr. G. wird nun von der Polizei gesucht, denn es liegen noch andere Klagen gegen ihn vor.

*** (Industrie.) Eine Frau Regnault, Eigenthümerin des Pariser Blattes Courrier du commerce, welches sie für 3000 Fr. an sich gebracht hatte, kam auf den Einfall, ihre verfügbaren Fonds dadurch zu vermehren, daß sie recht viele Leute in ihrer Druckerei und Expedition anstellte. Dies klingt fabelhaft, ist aber wahr. Ein Angestellter will bezahlt seyn; Frau Regnault bezahlte mit Versprechungen, und ließ sich dagegen von ihren Leuten Geld geben unter dem Titel Bürgschaft. Sie warb nach und nach 37 überflüssige Leute an, die je nach Maßgabe des versprochenen Gehalts 60 bis 3000 Fr. Caution zu erlegen hatten. Da waren denn viele Hände und wenig Arbeit. Dreißig Aufseher spazierten in der Officin herum, um achtzehn Factoren zu überwachen. Nachdem dies eine Zeitlang gedauert, machte Frau Regnault mit 67,000 Fr. Bankerott und läßt nun ihre Angestellten zusehen, wo sie ihre Caution wiederbekommen.

*** (Die Hexe von Matlock.) Phoebe Bown zu Matlock in England galt lange Zeit als eine Zauberin und hielt sich am Ende, nachdem sie geistesschwach geworden, selber für eine solche. Ohne im geringsten bezaubernd zu seyn, hat sie auf manchen Mann einen tiefen Eindruck gemacht, indem sie grobe Tölpel, welche sie für ein schwaches Weib ansahen, die Kraft ihrer Fäuste fühlen ließ. Sie trug halb männliche, halb weibliche Kleidung. Ihr Hauptgeschäft war, Damenpferde zuzureiten. Sie besaß gute landwirthschaftliche Kenntnisse, namentlich was Viehzucht betraf, und ward oft bei der Auswahl von Zuchtthieren um Rath gefragt. Die Musik liebte sie leidenschaftlich. Sie spielte ganz artig Flöte, Clavier und Violoncell. Auf letzterem Instrument accompagnierte sie mehrere Jahre lang den Chor in der Kirche von Matlock. Sie blühte zwischen 1803 und 1829. Seit dieser Zeit ist sie mit der oben bezeichneten Monomonie behaftet. In der neuesten Zeit hatte sie sich eingebildet, sie würde am 4. Mai d. J. sterben. Eine Dame, die sie von früher her kannte, besuchte sie im April und suchte ihr diese Grille auszureden. Phoebe aber wollte von diesem Zuspruch nichts hören und holte ein Sterbekleid von eigenthümlichem Zuschnitt hervor, welches sie für den 4. Mai gemacht hatte. Da indeß bis zum Ende des Mai nichts von dem Tod der alten Phoebe bekannt geworden ist, und da den Neuigkeitskrämern das Hinscheiden einer bei dem hohen Adel und dem verehrten Publikum England's sehr bekannten Person sicher nicht entgangen seyn würde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die arme Hexe von Matlock noch lebt.

*) Dies heißen die Bosnier „asikovati“ (wörtlich: „einer Schönen liebend nachgehen,“ eine sehr schüchterne und galante, vielleicht auch langweilige Art, die Cour zu machen). Davon auch die Benennung: „asik mahala“ d. h. „Ort der Liebe.“

**) Kostura heißt ein altes, schlechtes Messer; metaphorice jede unedle Mordwaffe.

***) Die Redensart, daß die Verliebten den Kopf verlieren, scheint daher aus der Türkei zu stammen, denn dort verlieren sie ihn im buchstäblichen Sinne. Anm. d. Uebers.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 13. Juni. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Abth. Jack Trolle: Herr Clef. Hierauf folgt: Fröhlich, Vaudeville in 2 Abth. Fröhlich: Herr Butterweck, vom Hoftheater zu Dessau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

X.

Isabella war eine große Seele und eine große Königin; sie hatte den schönen Gedanken, Spanien die letzten von den Mauren besetzten Provinzen zu erobern und das Talent, ihn ins Werk zu setzen; sie hatte die von allen Seiten zurückgewiesenen Pläne des Abenteurers Christoph Columbus zu fassen gewußt und dadurch, daß sie ihnen gerechten Schutz lieh, den Erfolg zur Hälfte zu dem ihrigen gemacht; auf jede Weise hatte sie sich um ihr Vaterland verdient gemacht, aber sie war es auch, die, um alle ihre Wohlthaten aufzuwiegen, die Inquisition, die Einrichtung des heiligen Officiums, in ihren Staaten gestattete und heiligte. Der Dominikaner Torquemada, der Beichtvater Isabellens in ihrer frühesten Jugend, hatte sie schwören lassen, daß sie, wenn sie Königin würde, ihr Ansehen gebrauchen wolle, die Ketzerei in ihrem Reiche auszurotten. Später erinnerte er sie an ihren verhängnißvollen Schwur; sie fügte sich der Heiligkeit dieser Erinnerung und unterschrieb Alles, was die geistliche Behörde im Namen des Glaubens thun würde. Die Inquisition wurde eingeführt, und in den verflossenen vier ersten Jahren ihres Bestehens hatte sie 6000 Schlachtopfer geliefert; Todte waren im Grabe angeklagt und herausgerissen, die Schmach der Strafe zu leiden; mehr als hundert edle Familien waren ausgewandert, Spanien hatte alle Reichthümer verloren, welche die fliehenden Juden mit sich fortführten. So begann die Inquisition ihre blutige Laufbahn, während welcher die Zahl ihrer Opfer auf mehr als 300,000 steigen sollte.

Nach einigen Augenblicken wurde Olema abgeholt und nach

saßen in einem Halbkreise. Der Großinquisitor, Thomas Torquemada, derselbe weißbärtige Greis, der die Verhaftung Olema's geleitet hatte, saß in der Mitte auf einem erhöhten Sitze, das Verhör der Angeklagten vorzunehmen. Der Saal war finster, hoch, die Fenster mit Eisenstangen verschanzt, und von Harzfackeln erleuchtet, die die rothe Gluth eines Scheiterhaufens durch das Gemach strahlten. Ein einziger Zierrath, ein einziger Gegenstand des Luxus war in Mitten dieser düstern Nachtheit zu schauen und das war die in Silber auf schwarzem Sammet gestickte Zahl 6000, welche die Zahl der Opfer bezeichnete, die bereits, „auf Befehl des Höchsten", unter Qualen ihr Leben ausgehaucht, und welche über dem Sitze des Großinquisitors angebracht war. Sie war seine Krone und sein Heiligenschein.

Man hieß Olema auf der Bank der Angeklagten Platz nehmen und die Sitzung wurde eröffnet.

Als sie erschien, der düsteren Hülle entledigt, welche sie zuerst verschleiert hatte, bloßen Hauptes, gekleidet in das einfache weiße Gewand, welches sie in ihrem Gemach im Augenblick ihrer Verhaftung getragen, war sie das bewunderungswürdigste Geschöpf unter der Sonne. Sie hatte so viel Muth in ihrer Seele gesammelt, daß er einen strahlenden Glanz über ihre Züge verbreitete. Ihre Schönheit schien diese finsteren Räume zu erleuchten. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt, aber ihre hohe Stirn, ihre zusammengezogenen Augenbrauen, ihre feste Haltung zeugten von der inneren Kraft dieses zarten und reizenden Wesens. Ihr Mund, stolz und rein, verkündete die aufrichtige Würde der Worte, die er sprach. Es war nicht mehr, auf dieser Bank, der Angeklagte, das ängstliche Schlachtopfer, dessen Züge das Gemälde des Schreckens, das man vor Augen hatte, vollständig machten; es war, in der Gestalt eines einfachen jungen Mädchens, jene Freiheit der Seele, die sich gegen die rohe Gewalt, wie

Die Stimme Torquemada's weckte sie aus diesen Träumen. Der Großinquisitor befahl ihr die Ketzereien, Ruchlosigkeiten und Gotteslästerungen, deren sie sich schuldig gemacht, zu gestehen.

Ein Lächeln der Verachtung trat auf die Lippen des jungen Mädchens; sie antwortete, daß die Mitglieder des heiligen Officiums, da sie sie hätten verhaften und vor sich hätten bringen lassen, ohne Zweifel ihre Verbrechen kennten, daß es deßhalb an ihnen sey, sie zu nennen und nicht an ihr, welche dieser furchtbare Befehl mitten in dem Treiben ihres täglichen Lebens und in der Ruhe ihres Bewußtseyns überrascht habe. Sie kreuzte die Arme über ihre Brust und erwartete die Anklage.

Der Dominikaner verlas nun von einem in rothen Charakteren geschriebenen Papier, daß das maurische Mädchen, in Diensten der Königin Isabella, nachdem sie bekehrt und durch das Wasser der Taufe geweiht sey, des Rückfalls in ihren ruchlosen Glauben angeklagt werde. Man hatte sie sich gen Osten wenden sehen, um ihr Gebet zu verrichten, Rosenwasser als Abwaschung über ihr Haupt gießen und Verse aus dem Koran in den Sand schreiben.

Olema leugnete keine dieser Anklagen; sie hatte ihren Glauben verhehlt, um der Sache nützlich zu werden, der sie diente, sie wollte ihn nicht verleugnen, um ihr Leben zu retten.

Die Inquisition fügte hinzu, daß diese abergläubischen Gebräuche, die Wirkung eines hartnäckigen Hangens am falschen Glauben oder völligen Rückfalls, das Verbrechen der Abtrünnigkeit im letzten Grade constituirten, und daß die Angeklagte in dem Fall, wo zwei Zeugen diese Beweise verstärkten, den schwersten Strafen verfallen sey.

Bei diesen Worten stieg in dem Busen Olema's ein Schein von Hoffnung auf. Sie war so plötzlich die Gefangene des heiligen Officiums geworden, daß sie keine Zeit gehabt hatte, ihre Lage vollständig zu überdenken; es schien ihr noch immer, daß man ihre Einbildungskraft mit verstellter Strenge einschüchtern wolle, und als sie vernahm, daß zwei Ankläger ihre angeblichen Verbrechen bezeugen mußten, um ihre Verurtheilung zu begründen, antwortete sie mit Zuversicht:

— Diese Zeugen werden nicht erscheinen. Niemand hat sich je mit der armen Sklavin beschäftigt. Unter den Siegern, welche sie rufen ließen, um ihre Augen mit ihren Tänzen zu ergötzen oder ihre Langeweile mit den Tönen ihrer Stimme einzuschläfern, hat nie Jemand daran gedacht, daß sie eine Seele haben könnte, und hat sich nie Jemand um ihren Gott gekümmert.

In diesem Augenblick sprach eine Stimme aus dem Hintergrunde des Saals die Worte: „Die Prinzessin Johanna."

Und eine Frau trat langsamen Schrittes in die Mitte der Versammlung. (Fortsetzung folgt.)

Eine Unzenjagd.

(Nach der Erzählung eines Engländers.)

Die Nachbarschaft einer englischen Factorei in Brasilien war seit einiger Zeit durch eine alte weibliche Unze und deren zwei halbwüchsige Jungen beunruhigt. Eine gute Zahl von Pferden, Ochsen und Kühen waren von ihnen zerrissen worden, und obwohl man keine Gewißheit hatte, daß sie Menschen angefallen hätten, so führte doch das Verschwinden eines Negers, der zum Einsammeln von Wildhonig in den Wald geschickt worden war, auf die Vermuthung, derselbe möge den verhaßten Raubthieren zur Beute geworden seyn. Nachdem mehrfache Streifereien der Eingeborenen erfolglos geblieben waren, schlug ich meinem Freund Walter vor, unsererseits in einer Mondnacht unser Glück zu versuchen. Wir gossen Kugeln, putzten unsere Gewehre, füllten unsere Pulver- und Rumflaschen und setzten andere Kleinigkeiten in Stand, welche zu einem kurzen, aber gefahrvollen Feldzug erforderlich sind.

Nachdem ich am festgesetzten Tag zeitig gespeis't, machte ich ein Mittagsschläfchen, um in der Nacht desto munterer seyn zu können. Gegen sieben Uhr Abends erwachte ich und rieb mir die Augen aus, als Walter in mein Zimmer hereingeritten kam und rief: „Auf! Schläfer. Dein Pferd steht schon seit einer halben Stunde gesattelt, und bereits seit einer Stunde sind die Jungen mit unseren Gewehren und dem Proviant aufgebrochen. Wenn wir nicht eilen, so kriegen wir keinen Tropfen Flüssigkeit, außer etwa Regen und Thau. Edoardo kann keine Stunde lang eine Schnapsflasche tragen, ohne daran zu riechen, und behagt ihm der Geruch, so erzählt er hinterher, die Flasche sey ihm gefallen. Auf! mein Sohn, und laß die Hunde zu Hause, denn die könnten uns nur die Jagd verderben."

Ich sprang auf, machte mich fertig und stieg, mit zwei Pistolen und dem langen Messer im Gürtel, eilig zu Roß. In kurzem Galopp reitend, hatten wir bald unsere schwarzen Diener eingeholt, mit deren Hülfe wir den Schauplatz unserer künftigen Heldenthaten wählten. Das Erste, was wir dort thaten, war die Bereitung eines Ruheplatzes à la Robinson auf einem breitästigen Baum. Dann wurden die Gewehre geladen und schließlich die Neger mit den Pferden zurückgeschickt, nachdem wir zuvor die Sättel mit Kreide gezeichnet, um den Schwarzen das Aufsitzen zu wehren.

Da wir wußten, unser Wild würde nicht vor Mitternacht erscheinen, so nahmen wir gemächlich unseren Imbiß ein, gossen einen Magenwärmer nachträglich darauf und warteten in Geduld den Aufgang des Monds ab. Einige Stunden, die uns eine Ewigkeit dünkten, waren verflossen, als endlich Walter, welcher sah und hörte, wie eine nordamerikanische Rothhaut mir zuflüsterte, es rege sich etwas in dem hohen Gras. Ich horchte und sah hin. Die Wahrheit zu gestehen, empfand ich einiges Herzklopfen bei dem Gedanken, daß eine ungeschickte Bewegung oder das Brechen eines Zweiges mich dem Unthier in den Rachen senden könnte. Meine Besorgniß war indeß diesmal unnöthig, denn statt einer Unze sahen wir ein Reh aus dem Gebüsch hervorbrechen und vor uns vorüber eilen. Wir ließen es ruhig laufen, denn ein Schuß hätte unser erwartetes Wild verscheuchen können. Abermals verging eine langweilige Stunde. Endlich hörten wir in der Stille der Nacht ein durchdringendes Geheul und sahen im Mondschein, etwa dreißig Schritt von uns, ein gewaltiges Thier hinter einem Busch hervorspringen und die Reste eines Füllens ins Auge fassen, welches in der Nacht zuvor unter seinen Krallen das Leben verloren zu haben schien.

Mein erster Gedanke war, auf die Bestie zu schießen. Allein Walter, ein Sachkenner, hielt mich zurück und flüsterte mir zu: „Erst die Jungen!" Nicht lange, so erschienen diese herrlichen Thiere, ganz wie Katzen gestaltet, aber so groß wie Doggen. Anstatt gleich zu fressen, spielten sie erst mit einem Knochen, strichen sich dann an der Alten und purzelten endlich spielend übereinander. Die Alte, welche schnurrend mit großer Selbstverleugnung gewartet hatte, bis ihre lieben Kinder anbissen, kroch endlich zu dem Füllen heran und begann einen Hinterschenkel zu kauen, dessen Knochen sie mit derselben Leichtigkeit zermalmte, wie eine Katze ein Mäuslein. Die Jungen folgten dem Beispiel. Jetzt war es Zeit, von unseren Waffen Gebrauch zu machen. Hätten wir erst die Alte erlegt, so wären die Jungen fortgelaufen. Schossen wir aber erst die Jungen, dann konnten wir darauf rechnen, daß die Alte nicht von der Stelle weichen würde, so lange noch

[illegible]

Wir hatten also Muße, frisch zu laden. Ich zog den Kugelbeutel aus meiner Tasche und war so ungeschickt, ihn fallen zu lassen. Jetzt war guter Rath theuer. Wir hatten Pulver im Ueberfluß, aber kein Blei. Ich durchsuchte meine Taschen, ob vielleicht in irgend einem Winkel etwas steckte, was die Stelle einer Kugel vertreten könnte; aber vergebens. Ich dachte daran, die Läufe meiner Pistolen abzuschrauben, um die Kugeln herauszunehmen; unglücklicher Weise aber hatte ich den Schlüssel vergessen. Wir mußten also abwarten, bis das Thier abermals in unsere Nähe käme, damit wir mit einiger Sicherheit die Pistolen anwenden könnten. Für den äußersten Fall befestigte Walter mit einer Schnur sein langes Messer an seine Flinte, um es als Bayonnet zu gebrauchen.

Mittlerweile hatte das zweite Junge verendet. So wie die Alte dies bemerkte, wandte sie sich wieder gegen uns und kam auf ihren drei Pfoten, ziemlich behend herangesprungen. Als sie fast dicht am Baum war, feuerte ich eine meiner Pistolen ab, und preßte ihr einen Schrei aus, ohne sie zu verhindern, die Erkletterung unseres Baumes zu versuchen. Schon saß sie auf dem untersten Ast und krümmte sich zu einem Sprung, welcher einen von uns in ihre Krallen liefern konnte. Walter faßte mit der Linken einen Ast und stieß mit der Rechten sein Gewehr abwärts, dem Thier in die Schulter, daß es hinabstürzte. Die Stichwunde verleidete der Unze das Klettern, hinderte sie aber nicht, zu ihren Jungen zurückzulaufen.

„Dein Messer her!“ rief Walter; „sie darf uns nicht entkommen.“ Ich reichte ihm das Messer. Er schnitt rasch die kleinen Metallknöpfe seines Rocks ab und lud sie in seine Vogelflinte. Ich, dessen Kleider lauter leinene Knöpfe hatten, kam auf den Einfall, meine Pulverflasche zu zerschneiden

(Fortsetzung.)

Diese Sprache steht auf dem Niveau der Satzungen des Islam; allein die Gebräuche sind noch schlimmer als die Gesetze. Die Polygamie hat nicht bloß das Daseyn der Frauen in den Harem's, wo ihr zahlreiches Zusammenseyn vielleicht scharfe Aufsicht nothwendig machte, vergiftet; sie hat selbst die Lage derjenigen Ehefrauen, die ohne Rivalinnen sind, herabgewürdigt, ja sogar die christlichen Ehefrauen, welche im Orient die größere Majorität bilden, müssen durch den Einfluß derselben leiden. Eine der mörderischsten Wirkungen der Vielweiberei besteht darin, daß fast immer sehr junge Frauen an sehr alte Männer kommen, und man könnte manchen 60jährigen Pascha zitiren, der kein über 20 Jahr altes Weib in seinem Harem hatte. Wenn diese kläglichen Ehemänner in physischer Hinsicht schon ganz ohnmächtig geworden sind, so verschenken sie einen Theil ihrer Weiber an Günstlinge oder nöthigen auch wohl ihre Subalternen, sie anzunehmen. Bei all diesen so disharmonischen Verbindungen gewinnt die Bevölkerung weder an Quantität, noch an Qualität. So waren dem Sultan Mahmud, als er das Zeitliche segnete, von seinen dreißig Kindern nur zwei Söhne und zwei Töchter, alle von ziemlich schwächlicher Constitution, am Leben geblieben. Der furchtbare Hussein, der Vertilger der Janitscharen, welcher vor einigen Monaten achtundzwanzig der schönsten Frauen des Orients in seinem Harem zählte, hatte nur einen Sohn von 15 Jahren, dem man noch nichts Anderes als Lesen und Tabackrauchen gelehrt.

Das verderbliche Prinzip der Polygamie schadet dem Kinde schon in seinem ersten Werden und noch mehr in seiner Moralität. Was für eine Erziehung und Bildung können die unglücklichen Kinder an einem Orte bekommen, wo sie nur

eine im Schleier angebrachte Oeffnung hervorstrecken; Andere zittern vor den Gefahren, die ihr drohen könnten, wenn sie sich den Puls fühlen läßt. Allein die Reaction geht dessenungeachtet ihren Gang, und die Heilkunde wird den Untergang der Polygamie mit Gottes Hülfe vorbereiten.

Man muß den Frauen des Orients zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie der constitutionellen Reform ihrer Harem's gern Vorschub thun. In den letzten Jahren der Regierung Mahmud's fingen die Schleier schon an, sich zu senken; es erschien mehr weibliches Personal in den Basar's, auf öffentlichen Spaziergängen und in Kaffeehäusern. Man weiß nicht, wie weit der in der Hauptstadt gegebene Impuls in den Provinzen fortgewirkt hätte, wäre nicht plötzlich ein Edikt erschienen, das diese Freiheiten wieder aufhob. „Die türkischen Frauen" — heißt es da — „gehen zu oft aus und kehren zu spät, selbst nach Sonnenuntergang, wieder nach Hause. Diejenigen, welche fahren, haben junge Kutscher, die zum Theil sogar Christen sind und einen so ausgesuchten Anzug tragen, daß es Verdacht erregt. Sie sind verwegen genug, in öffentliche Läden, besonders die der Apotheker, zu treten; sie verweilen da über alle Gebühr, um zu schwatzen, und ihre Selbstvergessenheit erstreckt sich so weit, daß sie bis ins Stadtviertel der Franken gehen, um sich mit Eis zu erfrischen." Aus diesen offiziellen Beschuldigungen mag man abnehmen, in welcher Gefahr die ehemännische Orthodoxie zu schweben glaubte, und wie zähe die Vorurtheile der Muselmänner in diesem zarten Punkte sind. Die Türken haben keinen ganz bezeichnenden Ausdruck für eheliche Untreue: sie haben nur die Todesstrafe, um sie zu ahnden. Was man bei uns Rivalität, Galanterie, Koketterie nennen würde, das betrachten sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum, und der Dieb wird ohne Gnade gehängt; man näht die Frau in einen Sack und wirft sie ins Meer. Noch vor wenigen Jahren zeigte man in Konstantina (in Algerien) Spuren des Blutes unglücklicher Frauen, welche auf bloßen Verdacht von einem 800 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt worden waren. Dies ist die summarische Rechtspflege der Polygamie. (Schluß folgt.)

Tabletten.

*** (Aus Darmstadt.) Seit einigen Tagen verbreitet sich hier die Nachricht, daß der bisherige Regisseur des Hoftheaters, Becker, seine Stelle als solcher verloren habe und dieselbe in andere Hände übergehen werde. — Wir haben auch nicht Eine Stimme gehört, welche diese Veränderung mißbilligte, denn der genannte Schauspieler besaß niemals das Vertrauen des Personals und es liegt am Tage, daß unter solchen Umständen die Gesammtleistungen einer Bühne nicht die seyn können, die sie überall seyn werden, wo man sich gegenseitig versteht und mit Achtung und Anerkennung behandelt. Auch weiß das Publikum von Auftritten zwischen ihm und Einem seiner Vorgesetzten, die eine solche Maßregel nothwendig machten. Möge man sich nur in der Wahl seiner Nachfolger nicht übereilen! —

*** (Eine Rente von dreihundert Dollars für eine Ohrfeige.) Revillagigedo, der treffliche Vicekönig von Mexico, ging oft in den Straßen seiner Hauptstadt umher, nur von einem oder zwei Adjutanten begleitet. Eines Abends wanderte er in der Nähe eines der Thore hin und her und erblickte ein hübsches Mädchen, das allein an der Mauer hinging. Ihr züchtiges Wesen gefiel ihm, aber was wollte sie so spät an einem so einsamen Orte? Er befahl seinen Adjutanten zurückzubleiben, schritt dem Mädchen nach, holte sie bald ein, redete sie mit kecker Vertraulichkeit an und bot ihr seinen Arm. Eine entschiedene Weigerung war zu seiner großen Verwunderung die Antwort, welche er erhielt. „Warum diese Ziererei, meine Schöne?" fuhr Revillagigedo fort; „Du gehst doch nur auf Abenteuer aus." Dabei wurde er noch zudringlicher als das erste Mal. Das arme Mädchen erschrak sehr, gab, ohne sich lange zu bedenken, dem Verfolger eine Ohrfeige und entfloh so schnell sie laufen konnte. Der Vicekönig blieb stehen, wartete auf seine Adjutanten und rieb sich den schmerzenden rothgewordenen Backen. Seine Begleiter hatten von Weitem Alles gesehen und sagten: „Welche Unverschämtheit! Excellenz, wir wollen .." — „Sprechen Sie nicht schlecht von dem Mädchen," unterbrach sie Revillagigedo ernst; „ihr Benehmen verdient Lob. Gehen Sie ihr nach und erkundigen Sie sich nach den Umständen, die sie nöthigten, so spät und ohne Begleitung auszugehen; sie ist gewiß ein braves Mädchen." Der Vicekönig hatte sich nicht geirrt; das Mädchen gab Unterricht in der Musik, um sich und ihre kranke alte Mutter ernähren zu können. Eine ihrer Schülerinnen wohnte außerhalb der Stadt und von dieser kam sie mehrmals in der Woche erst um neun oder zehn Uhr Abends zurück. Der Vicekönig wies dem Mädchen, sobald er diese Auskunft erlangt hatte, eine jährliche Rente von 300 Dollars an. Sie soll noch jetzt, hochbetagt, in Mexico leben und ist gewiß die einzige Person, welche sich durch eine Ohrfeige eine Pension verdient hat. (Leipz. A. M.)

*** (Eine Reise um die Welt des Essens wegen.) Ein Bruder des berühmten Astronomen und Physikers Arago hat eine Reise um die Welt gemacht und dabei immer und vorzugsweise das Sprichwort vor Augen gehabt: „Sage mir, was Du ißt und ich will Dir sagen, wer Du bist." Er glaubte, die Hottentotten, die Patagonier, Papus und andere Völkerstämme Oceaniens, Africas und Americas nicht besser kennen zu lernen, als wenn er mit ihnen esse. Das hat er denn, wie er in seinem Reisebericht erzählt, redlich gethan, und Flußpferd und Wallfisch, Schlangen und Ameisen, Löwen- und Hyänenbraten ꝛc. gegessen. Diese Charakteristiken nach dem Essen machen einen ganz eigenthümlichen Eindruck, und um zu zeigen, welche seltsame Dinge dabei zum Vorscheine kommen, erwähnen wir Nachstehendes, das wir allerdings nicht verbürgen mögen: Wenn ein Anzikaner seinem König oder einem Prinzen einen ganz besondern Beweis von seiner Hingebung geben will, so macht er sich fett, läßt sich tödten, kochen und zurichten und dem Könige zusenden. Dieser sagt dann zu dem Sohne oder einem andern Verwandten des Mannes, welchen er verzehrte: „Ich habe gestern Deinen Vater gegessen; er war sehr zart und schmackhaft." Die Familie des Gegessenen ist auf eine solche schmeichelhafte Erklärung ihres Fürsten so stolz wie bei uns die Familie eines Mannes, der von seinem Könige einen hohen Orden erhielt oder gar in den Adelsstand „erhoben" wurde. (Leipz. A. Mztg.)

*** Um unseren Leserinnen einen Beweis zu geben, wie viele neue Shawls auf der letztvergangenen Leipziger Ostermesse verkauft worden sind, führen wir die Thatsache an, daß ein einziges Handelshaus hundert und achtzehn Centner Wiener Shawls blos an Kaufleute in dem deutschen Zollvereine verkaufte. (Leipz. Allg. Modenztg.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 14. Juni. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Olema erbleichte und schrack zusammen. Die Erscheinung der Prinzessin von Kastilien war furchtbarer als alle Anstalten dieses blutigen Tribunals... Bei ihrem Anblick enthüllte sich ihr das Geheimniß ihrer Verhaftung, sie sah den Dolch Johanna's hinter dem Coder der Inquisition und sie fühlte, daß er sie im Herzen treffen werde.

Es war wahr. Johanna, hingerissen von dem Wunsche, ihrer Nebenbuhlerin den grausamsten Tod zu geben, hatte sie dem heiligen Officium denuncirt und erschien nun selbst, sie anzuklagen.

Die Mitglieder des Tribunals erhoben sich und warteten der Worte, die sie sprechen würde. In dem Augenblick, wo sie diesen Akt der Grausamkeit zu vollenden im Begriff stand, hielt sie an, gleichsam selbst betäubt von diesem Uebermaß unwürdigen Muthes. Sie warf einen wirren Blick um sich, ihre halbgeöffneten Lippen schlossen sich... Aber ihr Auge fiel auf Olema! Sie sah diesen feenhaften Wuchs wieder, diese langen schwarzen Haare, diese mit einem göttlichen Pinsel gezeichnete Stirn, diesen rosigen kleinen Mund; sie sah wieder, wie Philipp diesen Wuchs mit seinem Arme umfaßte, wie er ihre schwarzen Haare mit seinen Küssen bedeckte und das reizende Geschöpf mit einer Bewegung zu sich zog, in der so viel Liebe sich aussprach! Und trotz der Scham, welche sie zu Boden drückte, gab ihr ihre Wuth Worte der Anklage ein.

— Dieses Weib, sagte sie mit dumpfer und keuchender Stimme, hat den Eifer der heiligen Diener des Herrn hintergangen; sie hat sich gestellt, als nehme sie den wahren Glauben an, um ruhig ihrem gotteslästerlichen Glauben fortzudie-

entartete, Mitleid mit dieser Größe, die sich zu einer gemeinen Rolle erniedrigte!...

Dann wandte sich die junge Maurin, die kein Wort zu ihrer Vertheidigung sprechen wollte, zu den Richtern und fragte kühn, wo der zweite Ankläger sey.

— Zwei Zeugen, habt Ihr gesagt, sind zu einer Verurtheilung erforderlich; ich glaube nicht, daß der zweite beizubringen ist.

— Hier ist er, sagte der Präsident des furchtbaren Gerichts, hob einen schwarzen Schleier auf und deutete auf ein auf dem Tisch liegendes Buch.

Es war der Koran, der in dem Gemach Olema's gefunden worden war.

— Dieses Buch klagt Dich an, sagte Torquemada. Wenn Du die Rechte leugnest, die es auf Dich hat, wenn Du seine Lügen verabscheuest, so wirf es mit eigener Hand in die Flamme, welche hier brennt.

Olema nahm den Koran. Ihre Seele war allen irdischen Interessen entrückt und brannte nur noch in religiöser Glut.

— Dieses Buch, sagte sie und wurde bleich vor innerer Erregung, enthält die Wahrheit, denn es nennt einen Gott, der seine Kinder schützt und segnet, und der Eure...

Sie zeigte mit der einen Hand auf die furchtbare Zahl, welche die Niedermetzelung einer ganzen Bevölkerung verkündete, während sie mit der andern den Koran ans Herz drückte.

Die Väter Dominikaner beriethen einige Augenblicke mit leiser Stimme; dann gab der Großinquisitor den Familiaren einen Wink.

Wenige Minuten später erklang unter diesen Gewölben ein dumpfes Geräusch von Eisen: es waren bewaffnete Mönche, die auf Befehl Torquemada's vortraten, um die Angeklagte ins Gefängniß zu führen, und deren Hellebarden, als sie in

triumphirend und glücklich; sie hat die Macht, die Schätze, die Krone; die ungeliebte Frau ist Sklavin und verurtheilt.

An dem Tage, welcher dieser nächtlichen Sitzung der Inquisition folgte, blieb die Prinzessin von Kastilien in ihre Gemächer eingeschlossen, noch lange nach der gewöhnlichen Stunde, wo sie sich zu erheben pflegte. Keine ihrer Frauen wagte ohne ihren Befehl dorthin zu dringen. Indeß herrschte große Unruhe unter ihnen. Man hatte die Prinzessin mitten in der Nacht zurückkehren sehen, niedergeschlagener und düsterer als je; als eine ihrer Frauen ihr das Gebetbuch gereicht, dessen sie sich gewöhnlich zu ihrem Abendgebete bediente, hatte sie es mit einer Art Entsetzen zurückgewiesen, und es war das erste Mal, daß sie sich ins Bett gelegt, ohne ihre frommen Pflichten zu erfüllen. Sie schien in der traurigsten Geistesstimmung und gerade in diesem Augenblick hatte man ihr eine furchtbare Nachricht zu bringen.

In derselben Nacht war der Prinz Philipp aus Toledo verschwunden; das Fehlen eines seiner Wagen und mehrerer seiner Diener zeugte, daß er die Stadt verlassen, und über den Weg, den er genommen, und das Ziel seiner Reise war Nichts bekannt. Dies Geheimniß verlieh der Abwesenheit des Prinzen einen erschreckenden Charakter, der seine Gattin zur Verzweiflung bringen mußte. Mit Zagen und mit wirklicher Besorgniß für ihr Leben, dessen schwache Reste dieser Schlag zertrümmern konnte, kündigte man ihr das auffallende Verschwinden des Erzherzogs an.

Indeß vernahm Johanna dies Ereigniß mit mehr Stärke, als man ihr zugetraut. Sie sah nach der Sonnenuhr.

— Er kann noch nicht aus Kastilien seyn, sagte sie. Kastilien ist mein, gehorcht mir und muß mir ihn zurückgeben. 20,000 Ducaten und der Adel dem, der den Erzherzog Philipp gesehen; laßt diese Belohnung bekannt machen; tausend Reiter sollen nach allen Richtungen des Königreichs fliegen und die Spur des Prinzen verfolgen; für mich selbst sey augenblicklich ein Reisewagen bereit mit Rossen schneller als der Wind.

Dann sagte sie muthig:

— Philipp ist fort, aber ich fühle, daß ich ihn wiederfinde. In welchen Winkel der Welt er auch geflüchtet, ich werde ihm folgen und bei ihm bleiben. (Fortsetzung folgt.)

Die Polygamie bei den Türken.

(Schluß.)

Es giebt für die Frauen des Orients nur ein Asyl gegen diese unbarmherzige Behandlung — die Mutterschaft. Ein Weib, das Mutter geworden, erwirbt in den Augen ihres Gatten oder Gebieters unveräußerliche Ansprüche auf gewisse Privilegien, die sie wieder in den Besitz ihrer persönlichen Würde zu setzen scheinen. Wirklich ist es das größte Unglück, das einer Frau begegnen kann, wenn sie kinderlos bleibt; im anderen Falle aber erhält sie einigen Antheil am inneren Haushalte und mitunter an den Intriguen des Herrn Gemahls. Einzelne dieser Frauen haben sogar an einem bestimmten Wochentage das Recht auf sein ausschließliches Wohlwollen und fühlen sich ob dieser ephemeren Auszeichnung geschmeichelt. In den niederen Kreisen der muselmännischen Gesellschaft wird die Regel von solchen, denen ihre Armuth nur ein Weib zu unterhalten erlaubt, nicht minder streng beobachtet. Die an den Straßenecken Konstantinopel's kauernden Bettlerinnen sind eben so wohl verschleiert, wie die Frauen des Sultans, und würden sich für entehrt halten, wenn irgend eine indiskrete Hand den Schleier lüftete. Sie gehen in den Basar's, auf Straßen und Spaziergängen frei herum; aber es besteht ein solcher Grad wechselseitiger Verbürgung unter den eifersüchtigen Eheherren, daß fast ein Jeder zum allgemeinen Nutzen die eheliche Polizei ausübt. Die Erniedrigung der Frau scheint ihnen eine natürliche Bedingung der Herrschaft des Mannes; und so muß man auch Angeberei und allgemeines geheimes Spioniren zu den Korollarien der Polygamie rechnen.

Die Ehelosigkeit mit Allem, was sie in ihrem Gefolge hat, ist eine andere nothwendige Konsequenz der Polygamie. Verkäufliche Frauen sind zu theuer, als daß jeder Muselmann eine Anzahl derselben oder auch nur eine sich anschaffen könnte, und es giebt viele Hagestolzen im Orient. Daher die häufige gewaltsame Entführung junger Christenmädchen und noch sträflichere Attentate, gegen welche die türkische Justiz nur selten energisch einschreitet. Kein Wunder also, wenn die nicht-muhammedanischen Unterthanen der Pforte, um die Verachtung der Türken gegen das weibliche Geschlecht nicht theilen zu müssen, auch ihre Frauen in einer Dienstbarkeit halten, die den Prinzipien des Christenthums sehr zuwider ist. Der Sack und der Strick, welche die serbischen und bulgarischen Bräute am Tage der Hochzeit ihren Gatten zu Füßen legen, sind nur allzu verständliche Embleme des gesellschaftlichen Zustandes der Frau im Orient, gleichviel, zu welcher Religion sie gehört. Der Aussatz der Polygamie hat sich verbreitet wie eine ansteckende Seuche, befleckt Alles, was er berührt, verdirbt die Kinder physisch und moralisch, entmenscht die Erwachsenen, entwürdigt das Weib und läßt Verbrechen gedeihen, die der übrigen Welt unbekannt sind. Um seine Wirkungen recht ermessen zu können, braucht man nur zu wissen, in was für Leuten die soziale Macht dieses Landes sich resumirt: Einer ihrer Repräsentanten ist der Henker; der Andere, und zwar diejenige Person, welche gleich hinter dem Sultan und vor seinen Ministern reitet — ein Zwitterwesen zwischen Mann und Weib!

So ist die muselmännische Bevölkerung in einem Grade zusammengeschmolzen, daß sie heutzutage keinen Kopf mehr zum Befehlen und keine Arme mehr zum Gehorchen hat. Die Herren der Harem's hören schon mit dem dreißigsten Jahre auf, Männer zu seyn. Sie zeugen entweder gar keine Kinder mehr, oder elende Geschöpfe, welche die Hinfälligkeit ihrer Väter schon mit auf die Welt bringen. Das türkische Weib ist für jeden Mann, der die Heiligkeit des ehelichen und die Süßigkeit des Familienlebens kennt, ein Gegenstand tiefen Mitleids geworden. Sie kann ihren Kindern nichts lehren, denn sie selbst weiß nichts, und trotz der Gunst, die an ihren Mutter-Titel sich knüpft, hat sie niemals ganz die Würde einer Mutter. Die Polygamie hatte vielleicht einen Augenblick der Großartigkeit, ehe sie ihre Früchte trug und beide Geschlechter entehrte; jetzt ist sie nur noch ein Element der Auflösung für die orientalische Gesellschaft. Die christliche Civilisation umzingelt und unterminirt sie von allen Seiten durch den Kontrast ihrer Sitten, die reiner, und ihrer Bevölkerungen, die kräftiger sind. Die Wallachei, die Moldau, Serbien und Griechenland sind emanzipirt und in die große politische christliche Gemeinschaft zurückgekehrt. Bulgarien ist so gut als schlagfertig, Syrien ringt. Es giebt keine Männer mehr im Orient, ausgenommen in der christlichen Familie. Noch ein paar Jahre, und das muselmännische Prinzip wird weder Frauen noch Soldaten in seinem Dienste haben. Alle Quellen, aus denen es seine Sklaven schöpfte, sind versiegt. Unter den acht Millionen Seelen der Europäischen Türkei zählt man kaum noch $1\frac{1}{2}$ Millionen Muselmänner; die meisten Uebrigen sind Christen, die das Joch der Invaliden der Polygamie nur noch schaudernd tragen. Wird die Entnervtheit der Einen noch lange über die Mannhaftigkeit der Anderen herrschen können?

Europa hat in diesem Theile der östlichen Welt gro
Pflichten zu erfüllen. Es ist ihm gelungen, die Sklaver
von den Antillen zu verbannen; es ist sich selber schuldi
der Polygamie an den Gestaden des Bosporus und an d
Ufern der Donau ein Ende zu machen. Eine christliche Fü
stin war es, die, in ihrer Eigenschaft als Weib, den erst
Reactions-Versuch einflößte, welcher vor einigen Monat
den muselmännischen Boden erbeben ließ. Ich selbst ha
gehört, wie dieses heroische Weib das Ende der Schma
prophezeite, in welcher ihr Geschlecht so lange geseufzt.
einen christlichen Fürsten verheirathet, der es wagte ihr Riv
linnen beizugesellen, hat sie diese Nachstümperungen des tü
kischen Despotismus mit eigener Hand zertrümmert. Sto
auf ihre Rechte und doch ihren Pflichten unterwürfig, mut
voll und gottergeben zugleich, schien sie die Vorläuferin
ner neuen Epoche. Sie sagte mir eines Tages mit ein
Melancholie, in die sich Bitterkeit mischte: „Die europäisch
Frauen sind wohl glücklich; man insultirt und kränkt sie nic
ungestraft. Ach! wenn sie wüßten, zu welcher Schmach d
Polygamie das Weib im Orient verurtheilt — es wür
sich nur ein Ruf unter Euch vernehmen lassen, um dies
abscheulichen Einrichtung ein Ende zu machen!" Diese Fü
stin ist jetzt vom Throne gestürzt; aber der Kampfsplatz, d
sie eröffnet, wird sich nicht mehr schließen. Für die Christ
des Orients streiten die Zahl, die Zeit und unsere Ehr
welche hinführo die unerläßliche Verpflichtung hat, all
Sklavenmärkten ein Ende zu machen. Ihr wollt nicht meh
daß man Neger in Afrika verkaufe — so wisset denn, d
man weiße Frauen in Europa verkauft! Ihr strafet die B
gamie in Paris als ein Verbrechen — werdet Ihr die P
lygamie in Konstantinopel als eine Institution dulden?

* * *

Die vorstehende Schilderung kommt um so gelegener,
noch selbst in unserer neuesten Zeit europäische Reisende u
rühmlicher Weise sich beeifert haben, das Leben in den H
rem's als ganz erträglich, wo nicht gar als recht angeneh
zu schildern. Wohl möglich, daß eine große Zahl orienta
scher Frauen nicht bloß Zufriedenheit zur Schau trägt, so
dern mit einer Resignation, die an Zufriedenheit gränzt,
ihr Schicksal sich findet. Haben doch große und aufgeklär
Nationen schon Jahrhunderte lang dabei sich befriedigt, d
ein Theil ihrer heiligsten Rechte ihnen vorenthalten wurd
und zwar ohne einen Trostgrund zu kennen, wie ihn d
Muhammedanerin in ihrem Koran finden kann — den Tro
grund nämlich, daß ihr Prophet selbst die ganze Verant
wortung für die Vielweiberei auf seine hochheilige Person g
nommen hat; denn er gestattet sie nicht bloß ausdrücklich:
ist sogar mit seinem leuchtenden Beispiel vorangegangen!
aber ein Prinzip darum weniger verdammenswürdig, we
der Mensch zu keinem klaren Bewußtseyn der Entwürdigu
kommt, die es über ihn verhängt, oder höchstens in dump
Ahnung von etwas Würdigerem, die weder Thatkraft, no
Verzweiflung erzeugt, vor sich hin lebt? Damit aber ni
alle muhammedanische Völker ein gleiches Urtheil tref
setzen wir hinzu, daß die Polygamie vielleicht von keinem
sehr outirt worden ist, wie eben von den Türken; denn d
mit brutaler Herrschsucht gepaarte brutale Sinnenlust dies
Volkes hat niemals eine Ahnung vom sittlichen Werth d
Weibes oder eine edlere Neigung zu dem anderen Geschlech
bei ihnen aufkommen lassen, wogegen z. B. der arabisc
Mann, und zwar noch lange nach Einführung des Isla
auch der edelsten geistigen Liebe und der unverbrüchlichste
kein Opfer scheuenden Treue gegen die Erwählte seines He
zens fähig war. Mag man die vielen Beispiele, welc
Dichter und historische Sammler dieser Nation uns überli

genannte Parthie geläuterten Geschmack, den man sich nicht in vollem Maße in der Musikschule, sondern nur in der Schule der Erfahrung, nach guten Vorbildern, erwerben kann. Eben so wenig kann ein (wenn gleich ungezwungenes) nicht auf die kleinsten Feinheiten berechnetes Spiel genügen, selbst wenn es — wie dies bei Fräulein Bauer der Fall — durch ein sehr vortheilhaftes Aeußere unterstützt wird. Dieser jungen Sängerin, welche bei angemessener Beschäftigung jeder Bühne ein sehr nützliches Mitglied seyn kann — (sie soll sehr musikalisch und fleißig seyn) rathen wir: gute Vorbilder zu suchen, und tiefere Studien zu machen, damit sie von ihrem Talente, was ihr der Unbefangene zugestehen muß, erwünschten Gebrauch machen kann, sich aber nicht durch zu großes Lob — welches oft nur der Dame gilt — irre leiten zu lassen. — Wir sehen stündlich der Ankunft des Königs von Bayern entgegen, doch wird dieselbe nur von kurzer Dauer seyn, da Höchstderselbe nach bei Hofe eingenommenem Mittagmahle — dem Reiseplan zufolge — unsere Stadt schon wieder zu verlassen gedenkt. Jedoch sind dem Vernehmen nach, für den anderen Fall Oper und Hofconcert vorbereitet. — Der Hoftheater-Intendant, Herr von Auffenberg, hat die Aufführung von Meyerbeer's Hugenotten und glänzende Ausstattung derselben angeordnet. Wolle er uns doch nicht aus zu großer Bescheidenheit einige seiner trefflichen Dichtungen: „Löwe von Kurdistan", „Ludwig XI. vor Peronne" rc. länger vorenthalten.

*** (Stuttgart, im Juni.) Ich weiß nicht, ob in diesem Blatte schon über Lindpaintner's neueste Tondichtung: „Die sicilianische Vesper" referirt worden ist? Ich jedoch wollte erst die dritte Vorstellung abwarten, um durch die sich gleich bleibende oder lauer werdende Stimmung des Publikums, worunter so viele urtheilsfähige Köpfe, meine eigene Meinung zu berichtigen oder zu befestigen; denn es gibt jetzt der gefälligen und dienstbaren Federn so viele, daß auch die lautesten Lobposaunen in den Journalen unbemerkt verhallen. Wem soll man noch glauben? Nachdem ich aber sämmtlichen bisherigen Aufführungen dieser Oper mit verdienter Aufmerksamkeit bis zum Schlusse beigewohnt, und jedesmal neue Glanzstellen entdeckte, erkläre ich mir wohl das auch bei der letzten Vorstellung überfüllte Haus und die anhaltenden Beifallsstürme, ungeachtet die hiesigen Theaterbesucher nicht sehr zahlreich, überdies sehr kühlen Temperamentes, und ungeachtet, — wenn die Damen Franchetti und Basse, so wie die Herren Rauscher und Kaler ausgenommen werden — nur Tironen und Veteranen zu Stützen dieser Oper verwendet werden mußten; denn die ehrwürdige Dem. Haus ist nicht mehr im Stande, uns zu erklären, wie König Carl ihr Hand und Krone anbieten, gewaltsam ihren Ehebund mit Fondi lösen, und mit dem Haß des Volkes ihre Reize bezahlen will! Was den musikalischen Charakter dieses Tonwerkes anbetrifft, so zeichnet es sich durch eine jugendliche Frische der Gedanken aus, wie man sie nach so vielen vorhergegangenen Schöpfungen desselben Meisters nicht erwartet hätte, deren Vorzüge darum immer noch unbestritten bleiben werden. Aber eben so wahr ist, daß sie an melodischem Gehalt von dem jüngsten Kinde der Lindpaintner'schen Muse, sowohl quantitativ als qualitativ noch überboten sind. Ungeachtet dieses Strebens nach Popularität hat sich in ihnen, wie in Mozart's und Winter's Schöpfungen ein gewisser Adel des Gedankens erhalten, welcher, bei aller Aussicht, daß diese Melodien Gemeingut des Volkes werden müssen, dennoch die infima plebs abwehren wird, sie auch für die Drehorgeln zu verwenden. Besonders sind die zahlreichen Duette voll lieblichen Schmelzes, und versprechen den Anordnern von musikalischen Soiréen und Concertgebern überhaupt reichliche Ausbeute. Die Chöre, welche in einer Revolutionsoper — um einen neuen Ausdruck für ein neues Genre zu schaffen, denn „die Hugenotten" und R. Wagner's „Cola Rienzi" sind in ihrer Tendenz ebenfalls mehr oder weniger mit dem Masaniello in der „Stammen" politisch verwandt — am wenigsten Nebensachen sind, möchte auch das auswärtige Publikum, das diese Oper noch nicht gehört, auf Treue und Glauben hin für vorzüglich halten, weil dieser Theil der dramatischen Musik von früherher Lindpaintner's Kraft am meisten entwickelte. Das Trinklied im vierten Acte wird, wegen seiner schnelleren Faßlichkeit und leichten Sangbarkeit am frühesten Eigenthum des Volkes werden. Ist aber dies nicht das Ziel, nach welchem jeder Tonsetzer streben muß? Harmonistische Schwierigkeiten erregen die Bewunderung der Kenner, aber ihre Zahl ist zu gering, um ein Musikwerk vor dem Untersinken im Strom der Zeit zu bewahren. — Das Textbuch (von Heribert Rau in Frankfurt) legt ein günstiges Zeugniß für dessen Beruf zu dieser Dichtungsart ab. Die Handlung ist bühnengerecht durchgeführt, und entbehrt nicht der üblichen Effektmittel, so daß auch das mehr schau- als hörlustige Publikum nach dem Schlusse des Werkes befriedigt nach Hause geht. Es kann daher nicht fehlen, daß der in ganz Deutschland als Wächter des guten Geschmacks in der Musik rühmlichst bekannte Kapellmeister Guhr diese echt deutsche Tonschöpfung den Frankfurtern baldigst vorführen wird.

*** (Literatur.) Die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen von Dr. J. Bögner. Frankfurt, Verlag von Brönner. Der Verfasser übergibt in diesem Buche dem Publikum seine Forschungen über Entstehung der Quellen im Allgemeinen und Bildung der Mineralquellen ins Besondere. Er hat den Gegenstand mit vieler Klarheit beleuchtet und dabei tiefe geognostische Kenntnisse und ein eifriges Quellen-Studium bekundet. Die beigegebenen Berichte über die neu aufgefundenen Mineralquellen zu Aßmannshausen und Weilbach sind ebenfalls sehr interessant. Wir glauben mit Bestimmtheit aussprechen zu können, daß obige Schrift für Jedermann eben so belehrend als nützlich seyn wird.

*** (Victor Hugo's Rheinreise.) Dies Buch hat in England einen Uebersetzer und Lobpreiser, und dann im Spectator einen nüchternen Beurtheiler gefunden. Das Werk (sagt dieser Beurtheiler) kommt uns forcirt, gekünstelt und manierirt vor, wie eine Fabrikarbeit eines Litérateur, der da reis't, um ein Buch zu machen. Alte, oft wiederholte Sagen werden mit einem dramatischen oder grotesken Anstrich versehen und die unbedeutendsten Begebenheiten werden so aufgestutzt, daß sie einen Schein von Wichtigkeit erhalten, etwa wie ein abgeschabter Rock von einem Stutzer mit einer guten Manier getragen wird. Das Buch ist mit seiner gezwungenen Lebhaftigkeit entsetzlich fad.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 15. Juni. Czar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Albert Lortzing.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Freitag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktio
An die Redaktion des F
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften u
wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besser
dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheil
Bedingungen beizufügen.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

XI.

In einer der tiefsten Schluchten der Sierra erhob sich ein
jener zahlreichen festen Schlösser, mit welchen die Maur
Kastilien bedeckt hatten. Von den Muselmännern erbaut, häu
von den Christen eingenommen, hatten diese Festungen abwechsel
beiden Völkern als Schutzwehren gedient und die Verwüstu
gen der Schlachten doppelt getragen. Seit die Pacifikati
Spanien's ihre Wälle unnütz gemacht, sanken sie allmäl
in Trümmer und wurden nur noch von Eulen u
Raben bewohnt, die lange Zeit hier an den Leichen, d
der Krieg hinterlassen, ihre Nahrung gefunden hatten. Da
jenige dieser Schlösser oder Ataya, welches man in der w
den Gegend der Sierra erblickte, war ein durchaus roh
Bau, ein schwerfälliges viereckiges Werk, zu beiden Seiten v
zwei starken Thürmen mit Schießscharten vertheidigt. Z
Hälfte umgab ein Wald grüner Eichen das Gebäude und b
herrschte es mit seinen hohen Wipfeln, von der andern Se
war es von ungeheuren Felsen geschirmt, in denen der Stro
des Benarez zwischen spitzigem Gestein sich dahin schlängelt

Eines Abends mischte der gewitterschwangere Himmel unt
die graue Farbe der Steine des alten Kastells ein düster
und glühendes Roth, der Wind riß die hohen Aeste von d
nahen Eichen, schleuderte sie wirbelnd auf das Dach u
lockerte zugleich die Steine der Zinnen, um sie donnernd hi
unter in den Strom zu rollen. Eine Frau, von einer zah
reichen Escorte geleitet und auf einem herrlichen Zelter sitzen
welcher nur mit Mühe diese schwierigen Wege passirte, verli
die Straße, welche sie kam und welche das schlechte Wett
unwegsam machte, um in den Mauern des alten Schloss
Schutz zu suchen.

Es war die Prinzessin von Kastilien, welche, nachdem s
Spuren aufgefunden, daß der Erzherzog Philipp in dies
Richtung geflohen seyn müsse, sich aufgemacht hatte, ihn
dieser wilden Gegend zu suchen.

Als Johanna sich dem Ataya näherte, lag das alte G
bäude düster und schweigend da; in dem Augenbli
indeß, wo das Gefolge der Prinzessin in den inneren H
trat, sah man einen Mann längs der Mauer dahin gleit
und aus einem kleinen Thor treten, welches auf den Wa
ging, und dann vernahm man ein Rasseln im Laube, a
wenn mehrere Personen sich in das Gehölz vertieften.

Die Frauen der Prinzessin suchten Schutz in dem Hauptg
bäude zur Rechten, welches weniger verfallen schien, als d

den Adel, wenn er unadelig, die Freiheit, wenn er Sklave ist. Ich komme, die versprochene Belohnung zu verdienen.

— Du weißt, wo Philipp ist? rief Johanna und sah ihn entzückt an.

— Ich will es Euch sagen; vorher aber müßt Ihr Euer königliches Wort halten.

— Wo ist er? Wo ist er?... wiederholte sie leidenschaftlich.

— Hier ist ein Pergament, eine Feder; unterschreibt diesen Freiheitsbrief und ich will es Euch sagen.

Sie schrieb, zitternd vor Freude und klopfenden Herzens, ihre Augen nicht auf die Zeilen senkend, sondern flammend auf die Augen Ben-Zagal's gerichtet, und immer die Frage wiederholend:

— Wo ist er?...

Als der Maure das Pergament in seinen Gürtel gesteckt hatte, faßte er mit der einen Hand den Arm der Prinzessin, zeigte mit der andern nach dem linken Flügel des Palastes und sagte:

— Dort!

— In diesem Schlosse! Mir so nahe! Ha!...

— Dort, im dritten Fenster. Allein in der Dunkelheit hebt er das Epheugeflecht in die Höhe, welches sich am Fenster hinaufrankt; er schaut auf die Straße der Sierra, ob er kein Licht erblickt; er horcht, ob er kein Geräusch vernimmt. Seit drei Tagen ist er dort, die Augen auf diesen Punkt am Horizonte gerichtet und wartet mit Aengstlichkeit auf einen Freund, mit welchem er nach Deutschland gehen will.

— O Philipp, ich werde Dir folgen!

— Seine Ungeduld ist so groß, daß er fortwährend an diesem Fenster weilt, daß er keine Nahrung zu sich nimmt und nicht duldet, daß man ihm während der Nacht Licht bringt, damit kein Zeichen seine Gegenwart verräth. Aus jenem Theil des Gebäudes, der auf die Sierra geht, hat er Eure Ankunft in dem andern Flügel des Schlosses nicht gewahren können, und seine Leute, die dort bei ihm wohnen, schlafen gegenwärtig alle.

Johanna hörte nichts weiter; von heißen Regungen erschüttert, an einen Felsen gelehnt, erholte sie sich einen Augenblick von ihrer Ueberraschung und ihrer Freude, bevor sie zu Philipp eilte.

Ben-Zagal kreuzte seine Arme über die Brust. Abwechselnd schaute er mit seinem feurigen Auge auf das Fenster, an welchem Philipp weilte, auf die Prinzessin Johanna, die sich an diesen Felsen lehnte, und auf die herumirrenden Lichter im Walde.

— O, sprach er, diese Orte sind vor Kurzem der Schauplatz furchtbarer Kämpfe gewesen, sie haben in blutigen Schlachten viele Männer fallen, viele Waffen splittern sehen... Aber heute schauen sie den furchtbaren Kampf der Leidenschaften, die Seele und Leib zugleich tödten.

Johanna hatte ihre ganze Kraft zusammengerafft, sie eilte durch den Hof, der zu dem von dem Prinzen bewohnten Theile des Gebäudes führte. Ein Schatten folgte ihr in solcher Nähe, daß er fast mit dem ihrigen verschmolz, aber sie bemerkte es nicht. Hastig stürzte sie eine dunkle gewundene Treppe hinan, welche zu diesem Gemache führte; sie stand an der Thür ... Philipp, als er zu dieser Stunde ein Geräusch auf der Treppe vernahm, glaubte, daß endlich Egmont mit Olema angekommen; außer sich vor Freude stürzte er nach der Treppe und rief:

— Endlich!

Bei dem bleichen Scheine des Mondes erblickte er Johanna; versteinert stand er still und sagte mit dumpfer Stimme:

— Wieder! (Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Messias in der Normandie.

Peter Michel Vintras wurde am 23. Nov. 1842 vom Gericht zu Fécamp wegen Prellerei und Mißbrauch des Vertrauens zu fünfjähriger Einsperrung verurtheilt. Gegen diesen Spruch, der vom königl. Gerichtshof zu Caen bestätigt wurde, ergriff Vintras das Rechtsmittel der Cassation. Der Cassationshof aber hat am 2. Juni d. J. entschieden, daß es bei dem ersten Spruch sein Bewenden habe.

Peter Michel ist keiner der gewöhnlichen Betrüger, wie sie alle Tage auf den Anklagebänken erscheinen. Er ist ein Dogmatiker und Wunderthäter, welcher selbst von der Geistlichkeit nicht entschieden verdammt wird. Der Generaladvocat erklärte am 2. Juni: „Viele Leute haben an seine Wunder geglaubt. Personen, die mit einem religiösen Charakter bekleidet sind und in hohen Würden stehen, haben dieselben geprüft und nicht die Wirklichkeit derselben in Frage gestellt, sondern, ob man sie als das Werk der göttlichen Allmacht, oder als ein von Gott zugelassenes Werk des Teufels betrachten dürfe." Die Wunder und die Lehren von Vintras sind nach der Darstellung des Generaladvocaten und nach den Entscheidungsgründen des Gerichts zu Fécamp folgende.

Im Jahr 1840 versicherte der Angeklagte, daß die heilige Jungfrau, Jesus, Joseph und der Engel Michael ihm erschienen und zwar Joseph in Gestalt eines Zimmermanns mit dem Richtscheit, Michael in der Gestalt eines Greises. Diese höheren Wesen, versicherte er weiter, machten ihm Offenbarungen. Er schrieb dieselben nieder und theilte sie den Jungfern Garnier mit. Eben diese Jungfern ließ er seinen sogenannten ekstatischen Nächten beiwohnen, d. h. er ließ sie gegenwärtig seyn, wenn er seine Gesichte zu haben vorgab. In diesen Visionen wollte er sehen, wie das Fegfeuer sich öffnete, wie ihre Mutter verklärt aus demselben emporschwebte in den Aufenthalt der Seligen. Er wollte die Engelnamen eben dieser Mutter und ihres Mannes und der Töchter vernommen, er wollte von Jesus gehört haben, daß er sie seine geliebten Kinder nenne, und daß die eine derselben den Vorsitz bei der weiblichen heiligen Sieben führe. Er erzählte ihnen: zu Agen sey eine heimliche Gesellschaft von Gottlosen gewesen, in deren heimlichen Versammlungen der Teufel bald in Gestalt eines Hundes, bald in der einer Katze erschienen sey. Ein Weib, Mitglied dieser Versammlung, habe die am Altar empfangenen Hostien zu gottlosem Gebrauch verwandt. Endlich habe die Kirche den Teufel gebannt; jenes Weib habe Reue empfunden, und die entweihten Hostien seyen mit Blutstropfen bedeckt aus ihrer Haut hervorgedrungen. Peter Michel wies seinen Gläubigen eine dieser Hostien vor, an welchen sich das Wunder mit den Blutstropfen stets erneuerte. Leinene Tücher, welche man an die Hostie hielt, bekamen Blutflecken, und diese Flecken nahmen eine herzförmige Gestalt an.

Diese Wunder knüpften sich an eine Lehre, welche etwas weniger abenteuerlich ist. Gott hat, (so verkündete Vintras) fünf Mal die Welt gesegnet, erstlich in Adam zur Vermehrung von dessen Geschlecht; zweitens in Noah zur Wiederherstellung des Menschengeschlechts; drittens in Abraham zur Berufung aller Völker zum Glauben an Christum; viertens in Christus zur unschätzbaren Wohlthat der Kindschaft und Erlösung; endlich fünftens in Peter Michel Vintras zum Werk der Barmherzigkeit. Beim ersten Segen hatte Gott Himmel und Erde geschaffen; beim zweiten hatte er die Ordnung in Himmel und Erde wieder hergestellt; beim dritten versprach er, den Himmel mit der Erde zu versöhnen; beim vierten öffnete er den Bewohnern der Erde den Himmel; beim fünften wird er die Erde durch den heiligen Geist er-

neuern, die Ungerechtigkeit mit Feuer vertilgen, um die G
rechtigkeit an ihre Stelle zu setzen, und die Selbstsucht v
nichten, indem er das Banner der christlichen Liebe aufpflan
Die Zeit bis auf Christus bildet die erste Weltperiode,
der die Menschheit unter der Herrschaft der Furcht stan
Von Christus bis auf unsere Tage war das Reich der Gnad
Mit Peter Michel wird das Reich der Liebe im Werk d
Barmherzigkeit beginnen.

Diese Dogmatik erinnert an die scholastischen Vorrede
mit welchen fast jeder der 39 Bände Revolutionsgeschich
von Buchez und Roux beginnen. Weder die Lehren noch d
Wunder von Vintras hätten der Justiz einen gültigen Grun
zum Einschreiten gegeben. Allein fataler Weise war d
Wunderkraft des Peter Michel, welcher Christum abzulös
prätendirt, so beschränkt, daß er im Namen Gottes von d
Jungfern Garnier im Jahr 1841 die Summe von 3000 F
zur Bestreitung der Druckkosten eines Tractätleins über d
Werk der Barmherzigkeit in Anspruch nehmen mußte. D
Jungfern gaben freudig ihren Mammon hin und ließen s
nie einfallen, vom Propheten Rechenschaft dafür zu forder
Noch fataler aber war es, daß Vintras von seinen Visionen
in Anspruch genommen, den Unterschied zwischen Mein un
Dein übersah und von 2880 Fr., welche eine Frau Cassi
ihm im Nov. 1841 aufzuheben gab, so viel verausgabte, da
sich bei der Zurückgabe ein Deficit von 800 Fr. herausstellt
welches der Betraute nicht zu denken vermochte. Dies Defic
hat den Propheten der Justiz in die Hände geliefert.

Aus den Mittheilungen der Gazette des Tribunaux ge
nicht mit Gewißheit hervor, ob er ein Betrüger oder e
Betrogener ist, ob er selber an sich glaubt oder nicht, ob
auf eignen Füßen steht, oder ob er das Werkzeug von Leut
ist, welche hinter dem Vorhang stehen und Marionetten d
Fanatismus spielen lassen. Von einer chemischen Untersuchun
der Wunderhostie, von einer Ermittlung, wie dieselbe in d
Hände von Vintras gekommen, erfahren wir nichts. Da
Urtheil erscheint hart, wenn man lies't, daß im Mai 18
Frau Cassim dem Untersuchungsrichter zu Caen schriftli
erklärte, sie nehme ihre Klage zurück, da die Frau des Vi
tras ihr die fehlenden 800 Fr. bezahlt habe. Es erschein
nicht milder, wenn man lies't, daß bei der Verhandlung a
2. Juni d. J. die Jungfern Garnier gegen die Qualificatio
der Prellerei protestirten. Wäre es erwiesen, daß Vintras a
seine Eingebungen nicht glaubte, oder daß er die 3000 Fran
ken zu einem andern Zweck als dem von den Geberinne
genehmigten verwandt habe, so könnte die Protestation b
thörter Weiber nicht in Anschlag kommen. Aber dieser Be
weis ist nirgends zu finden. Das Gericht zu Fécamp un
die nachher bestätigenden Gerichtshöfe haben einfach die Ve
kündungen von Vintras für chimärisch erklärt, den Credi
welchen derselbe sich verschafft hat, für eingebildet, und d
Beweggründe der von den Jungfern Garnier geleisteten Zah
lungen für eine ihnen eingejagte Furcht oder Hoffnung. Da
Alles kann der Fall seyn, aber es ist nicht erwiesen. D
Ausführung des Vertheidigers des Angeklagten gegen die bei
den ersten Entscheidungen erscheint nach den Mittheilunge
des angeführten Blattes von der Gegenrede des Generalad
vocaten keineswegs als umgestoßen.

„Der Gerichtshof," sagte der Anwalt Cossinières, „ha
eine Frage des Gesetzes, nicht eine Frage der Theologie z
entscheiden. Daß die Gottheit sich zuweilen den Mensche
offenbart, darf man wohl ohne Ketzerei glauben mit Tertul
lian, im 26. Cap. seiner Abhandlung von der Seele, un
mit dem 10. Cap. der Apostelgeschichte. Weiß man nicht, daß Jo
hanna d'Arc, in ihrem Verhör von Stimmen sprach, die si
hörte, und von Mittheilungen des Erzengels Michael? Dies
Aussagen haben später den Grund zu ihrer Verurtheilun

den Stab zu brechen; begegnet man aber einer Darstellung, wie die erwähnte des Jack Trolle, wo der Schauspieler nicht die geringste Befähigung verräth, um seinem darzustellenden Charakter auch nur einen Schimmer von Wahrheit zu verleihen, wo Haltung, Bewegung und Sprache nur Unnatur und Verzerrung zeigen, dann ist es Pflicht der öffentlichen Kritik, mit ihrem Urtheile nicht zurückzuhalten, damit dem Publikum solch Mißbehagen nicht wiederholt bereitet werde Fräulein Albini (Cläre) spricht durch eine nette Persönlichkeit, durch gefällige Haltung und Bewegung an, und wir glauben, daß ihr Engagement kein Mißgriff ist. Herr Butterweck von Dessau trat an demselben Abend zum zweitenmal als „Fröhlich“ auf, und errang sich durch das Natürliche und Ungezwungene seines Spiels allgemeinen Beifall. Herr Wiegand, und die Damen Hoffmann und Albini trugen im Verein mit dem talentvollen Komiker durch Lust und Laune des Spiels zum Ergötzen der Zuschauer bei.

*** (Leipzig.) Der Literatenverein veröffentlicht in diesem Augenblicke seinen Jahresbericht, den der Präsident, Dr. Laube, abfaßte, und der in öffentlicher Sitzung discutirt wurde. Diejenigen, die bis jetzt noch an der heilsamen Wirksamkeit dieses Vereins zweifelten, können sich in diesem Berichte, von dem Gegentheil überzeugen. Der Verein zählt bereits 110 Mitglieder, und mit jedem Tage melden sich neue, oft sehr bekannte Namen, worunter ziemlich zahlreiche Beamte und Staatsangestellte, die Anspruch auf den Namen Literat haben. Der Hauptzweck des Vereins — eine Casse zu haben, für arme und kranke Literaten, scheint mit jedem Tage einer schönern Zukunft entgegenzugehen. Außer den drei öffentlichen Vorlesungen, zu Gunsten des Vereins, wovon die Saphir's dreihundert Thaler einbrachten, haben bereits mehrere deutsche Männer, denen das Wohl der deutschen Literatur am Herzen liegt, freiwillige Summen dem Verein zu Gebote gestellt. Später werden ihre Namen publicirt werden. Auch hat der Verein schon einige kleine Summen an kranke Literaten zukommen lassen. Die Discussionen und Sitzungen sind öffentlich, und wenn nicht gar zu trockene Sachen vorkommen, sind sie sehr interessant. Neulich war eine ziemlich stürmische Sitzung wegen eines Artikels über den Verein, den ein Vereinsmitglied ins Morgenblatt einrücken ließ, und in dem einige falsche Auseinandersetzungen und Behauptungen waren. Die Sache lief aber sehr gelind ab; man beschloß die Irrthümer zu berichtigen, was das einfachste und beste war. Ueberhaupt sollte jeder dazu beitragen, den Verein zu stärken und zu tragen, obschon sich zuweilen Censur-Tendenzen darin kund thun, die ans Lächerliche grenzen. So z. B. wurden schon Vorschläge gemacht, daß kein Mitglied des Vereins ein etwas burschikoses Leben führen sollte. — Sie wollten dies unter dem Namen, Ehrengerichte, durchsetzen. Man denke sich, wenn sich der deutsche Literat nicht mehr betrinken darf, was hat er denn sonst? Die Wein- und Bierkneipe ist der deutsche klassische Tempel, aus dem schon so mancher geweihte Priester ging. Der Vorschlag fiel durch, weil, wie man jokoserweise behaupten wollte, einige Mitglieder selbst erst aus der Kneipe kamen und poetisch genug gestimmt waren, um ein lautes Nein zu donnern. Neulich wurde einstimmig beschlossen, daß auch Frauenliteraten als Mitglieder aufgenommen werden können. Im künftigen Jahr wird der Verein sein ganzes Augenmerk auf den Nachdruck wenden. Es ist die Rede davon, daß er bei verschiedenen Regierungen petitioniren will, daß sie mit andern Ländern übereinkommen, den gegenseitigen Nachdruck zu unterdrücken. Es wird in neuester Zeit in Paris fürchterlich viel deutsch nachgedruckt. Neulich wurde Gervinus Literaturgeschichte dort nachgedruckt. Alle diese Bücher gehen nach England, Rußland und Amerika. Die sächsische Regierung hat in der Kammer erklärt, daß sie bereit sey, jede Gegenseitigkeit hierin gelten zu lassen. So z. B., wenn Frankreich den deutschen Nachdruck verbietet, wird Sachsen alle belgisch-französische Nachdrücke nicht einlassen. Es wäre zu wünschen, daß ernste Unterhandlungen hierüber angeknüpft würden. Der Zweck des Vereins ist, bloß anzuregen, und er ist hierzu von bedeutenden Staatsmännern selbst angefeuert worden, ja, es ist nicht zu bezweifeln, daß er hierin Gutes und Bedeutendes leisten wird. Wie ich höre, spricht man im Süden Deutschland's von einem Filialverein. Ich glaube, daß dies eben wieder die Schattenseite des deutschen Charakters zeigt, wo ein Jeder lieber etwas Kleines ist, ehe er sich dem Größern anschließt. Ein Filialverein würde nur stören, er würde besondere Discussionen, besondere Versammlungen haben, die in gar keiner Beziehung zu dem Hauptvereine ständen. Leipzig ist übrigens der Mittelpunkt des Buchhandels und der Journalistik, und sobald ein Mitglied hier ist, hat er alle Rechte des hier Einheimischen. Es steht einem Jeden frei, aus dem Verein zu treten, oder bei wichtigen Erörterungen sich vertreten zu lassen. Leipzig ist zwar kein Paris, wo alle große Geister sich aufhalten, ich will auch gestehen, daß die jetzigen Mitglieder durchaus nicht die deutsche Gesammtliteratur repräsentiren, die neuere Philosophie hat darin noch gar keinen Vertreter, aber ein Literatencongreß ist mit der Zeit nicht zu vermeiden, und da der Zweck des Vereins sich mit dem Staatszwecke ganz gut vereint, so steht zu hoffen, daß alle Regierungen ihn begünstigen. Der Verein ist keine Parteisache, die jetzigen Mitglieder sind bunt durcheinander principirt. Liberale, Aristokraten, Demokraten, Ochlokraten ꝛc., alles bunt durcheinander. Der sächsischen Regierung muß man das Lob nachsagen, daß sie den Verein durchaus begünstigt. — Sorgt er doch später für fehlgeschlagene Literaten — denn die gerathenen bedürfen seiner nicht.

*** (Journalistik.) Das in Darmstadt im Verlag von E. Bekker erscheinende, von A. Schnezler, dem tüchtigen Lyriker und talentvollen Humoristen, redigirte Unterhaltungsblatt „Gutenberg“ scheint sich sowohl vermöge seines frischen, gesunden Humors in Novellen und Grotesken, als auch durch pikante, freimüthige Besprechung innerer und auswärtiger Gesellschaftsverhältnisse und Kunstzustände, Korrespondenznachrichten und reichhaltig bunter Feuilletons, mehr und mehr in der Gunst des lesenden Publikums zu befestigen. „Gutenberg“ hat sich, trotz der kurzen Zeit seines Bestehens, auch hier bereits eingebürgert und gilt neben der emporblühenden Zeitschrift „Vaterland“ für das würdigste und gehaltvollste der im Großherzogthum erscheinenden belletristischen Blätter. In Betracht seines nichtsdestoweniger auffallend billigen Preises, darf es wohl bald einer ausgedehnten Verbreitung gewiß seyn.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 16. Juni. (Zum Erstenmale) Dornen und Lorbeer, oder: Das unbekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth. nach C. Lafont von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg. Hierauf folgt: Die junge Pathe, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen des Scribe, von Both. (Gastrolle) Eduard: Herr Hendrichs. (Gastrolle) Jean Champenoux: Herr Butterweck, vom Hoftheater zu Dessau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Ko

Samstag, Nro.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des Fr

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neui
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literat
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen z

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Als Johanna eingetreten war, lehnte sie sich mit dem Rücken an die Thür, wie um den Durchgang zu sperren und sich den Besitz Philipp's zu sichern. Mit der größten Festigkeit, aber zugleich mit der größten Milde, sagte sie zu ihm:

— Flieht Ihr Spanien, Philipp, oder mich? Flieht Ihr Spanien, so geschehe Euer Wille; ich werde Euch folgen, ich werde gehen, wohin es Euch gefällt; jeder Ort wird mir schön erscheinen, an welchem Ihr Euer Haupt bettet. Flieht Ihr mich, o so entsagt Eurer barbarischen Absicht, verzeiht einer armen Frau, die Nichts verbrochen, als daß sie Euch zu sehr liebt... Ein so schwaches Geschöpf ist Eures Zornes nicht würdig; so laßt uns denn ein Königreich, welches Euch in Anspruch nimmt und welches Ihr Eurem Sohne bewahren müßt, um einer so kleinen Rache willen nicht verlassen...

— Madame, sagte der Prinz, es muß sich endlich eine Schranke zwischen uns erheben, meine Gegenwart verdoppelt diese maßlose Liebe, die Euern Geist verwirrt und Euer Herz verzehrt; sie überhäuft mich mit diesen Qualen, mit diesen täglich wiederkehrenden Stacheln, die endlich tiefe Wunden schlagen; der Kampf bricht aus und vernichtet uns alle beide.

— Ich also bin es, mein Anblick ist es, Philipp, dem Ihr entfliehen wollt durch die Reise nach Deutschland. Nun wohl! Es giebt ein Mittel, Euch die Mühe der Reise zu ersparen. Bleibt in Toledo, wo Euer Platz Euch angewiesen ist; ich werde Alles thun, Euch meine Gegenwart zu erleichtern; ich werde beständig in meinen Gemächern eingeschlossen bleiben, ich will Euch nie ohne Eure Erlaubniß sehen, ich will Euch nicht mehr mit meiner ungestümen Eifersucht quälen, ich will nicht mehr wissen, daß Ihr andere Frauen liebt, ich will nur wissen, daß Ihr da, daß Ihr aus Mitleid mit mir zurückgekehrt seyd.

— Es ist zu spät; nachdem ich Kastilien als Flüchtling verlassen, habe ich meine Rechte darauf abgeschworen und ohne die Rechte eines Souverains kann ich nicht dahin zurückkehren.

— Noch weniger könnt Ihr ein Land verlassen, das Euch liebt und Euch bewundert, das Eurer Jugend und Eurer Kraft bedarf, um die Anstrengungen seiner alten Vertheidiger zu unterstützen.

— Spanien ward mir fremd, man hat es mir gehässig gemacht.

— Ach! Man hat Euch jene Krone verweigert, die Euch gehörte und die Eurer Stirn so schön gestanden hätte. Und,

Die arme von der Liebe verwirrte Gattin bezog Alles auf die Liebe.

— Ich sehe es jetzt, fügte sie hinzu, nicht zufrieden um dieser unwürdigen Leidenschaft willen Eure Gattin zu verrathen, wollt Ihr jetzt auch Euer Königreich verrathen.

— Olema! rief Philipp aus im zärtlichen Tone.

Bei diesem Namen erbleichte Johanna und zuckte, denn eine furchtbare Erinnerung trat vor ihre Seele. Mit strenger Stimme sprach sie:

— Ihr werdet sie nicht wieder sehen.

Philipp stand starr vor Verzweiflung und Entsetzen. Er errieth jetzt, daß Johanna die Ursache von Olema's Ausbleiben sey, das ihn seit drei Tagen vor Angst verzehrte.

Es war ein Augenblick athemlosen Schweigens...

— Gerechter Himmel, sprach Philipp endlich und zitterte am ganzen Leibe, was habt Ihr mit Olema gemacht?

— Ich habe sie von Euch getrennt.

— Wo ist sie?

Johanna schwieg, in einer Mischung von triumphirender Freude und Abscheu vor sich selbst.

— Wo ist sie? wiederholte Philipp; aus dem Palast gejagt? verkauft? auf die Inseln verbannt?

— Weiter, weiter von Euch.

— Im Grabe?

— Dort hättet Ihr sie wiederfinden können; noch weiter.

— Wo dann? Wo dann? wiederholte er und knirschte mit den Zähnen vor Wuth.

— In den Kerkern der Inquisition.

Bei diesen Worten schauten Johanna und Philipp sich an in einem Schweigen, in welchem sich die ganze Wuth der Rache und des Hasses aussprach; bei diesen Worten hallte einige Schritte von ihnen ein furchtbarer Schrei wieder; man hätte glauben können, daß ein wildes Thier mit seinem Gebrüll auf das dumpfe und schreckliche Toben in dem Busen dieser Beiden antwortete; Johanna erstarrte zu Eis und lehnte sich zitternd an die Mauer. Philipp hörte Nichts, er sagte mit convulsivischem Lächeln:

— Ihr habt Recht, Madame; ich muß nach Toledo zurückkehren; ich kehre zurück.

— Ihr werdet die Unglückliche den Händen ihrer Richter nicht entreißen.

— Ich werde sie ihnen entreißen, ich schwöre es bei Gott.

— Ihr habt keine Gewalt mehr über sie.

— Ich habe das Mittel sie zu retten und das Mittel Euch zu strafen, Johanna von Kastilien.

— Ich kann nicht beklagenswerther werden, als ich es bin.

— Vielleicht.

— Ihr werdet mich tödten; ich habe Euch schon gesagt, das ist meine letzte Hoffnung.

— Es giebt eine Strafe, härter als der Tod.

Er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

Johanna faltete die Hände und sprach:

— Philipp! Philipp! Scheide nicht so von mir!

Er sah sie nicht an und schritt der Thür zu; sie warf sich auf die Schwelle, um ihm mit ihrem Leibe den Weg zu sperren.

Philipp, außer sich, stieß sie mit dem Fuße fort wie einen leblosen Gegenstand, der seinen Weg gehindert hätte, und stürzte eilig die Treppe hinunter.

In derselben Minute weckte er seine Leute, ließ seinen Wagen anschirren und eilte mit verhängten Zügeln nach Toledo.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

*** Frankfurt. (Theater.) Rossini's Oper: „Der Barbier von Sevilla", die am Mittwoch zur Aufführung kam, erfreut sich der fortdauernden Theilnahme der Theaterbesucher, obgleich sie schon so oft als Lückenbüßerin dienen mußte, daß sie gewiß, ohne den unverwüstlichen Reiz der pikanten, melodiösen Musik, längst ihre Anziehungskraft verloren haben würde. Das treffliche Zusammenwirken des Orchesters, der Sänger und des Chors mag indessen nicht wenig dazu beitragen, daß Figaro immer eine willkommene Erscheinung ist. Die Herren Chrudimsky und Pischek, Almaviva und Figaro, von dem Publikum freudig begrüßt, so wie Fräulein Kratky (Rosine) errangen sich auch heute wieder wohlverdiente Kränze des Beifalls. Die kleinere Parthie des Basilio wird von Herrn Wiegand im Spiel wie im Gesange sehr gut ausgeführt und sein Vortrag der trefflich komponirten Arie „von der Verläumdung" ist meisterlich. — Von vielen Seiten wird der Wunsch zu erkennen gegeben, daß unsere Direction eine Wiederholung der Aufführung des Prinzen von Homburg veranstalten möge. Zur Abwechselung, vielleicht auch zur interessanten Vergleichung, dürfte es gerathen seyn, wenn dann unser Gast, Herr Hendrichs, die Rolle des Prinzen übernehmen wollte, eine Rolle, nach welcher er vor vielen Jahren von der Frankfurter Bühne schied. Von der Regie erwarten wir aber, daß sie das treffliche Werk auch würdiger und sorgfältiger einstudirt zur Aufführung bringen wird. Des verewigten, vom Schicksal früh überwältigten Dichters Werke sind von Vielen gekannt, so daß eine breite Entwicklung nicht nöthig ist; deshalb nur eine Andeutung im Allgemeinen. Heinrich von Kleist hatte sich eine Welt erschlossen, die mehr der Sehnsucht als der Wirklichkeit zusagt, und selbst über der Wahrheit seiner Charakteristik zeigen sich Phantasie und Gemüth übermächtig. Demnach muß an sein historisches Schauspiel ein anderer Maßstab gelegt werden, als der, welcher in solcher Richtung die neuere Zeit geltend machte, und man hat sich eben dem Dichter zu überlassen. Das heftige Leben seiner Pulse reißt ihn fort; das von der Geschichte und den Zeit-Verhältnissen Gegebene oft kaum achtend, legt er ihm sein heißes, kindliches Gefühl als erhebende Folie unter, und nur die gleiche Stimmung hilft uns, bei einzelnen Momenten, die der Besonnenheit als Uebertreibung erscheinen, das dennoch Motivirte zu erkennen. Folgt man dem Werke mit eingänglichem, unbefangenem Sinn bis zur Culmination, wird man der innern Bewegung nicht entgehen, und aus voller Seele mit der Lösung einverstanden seyn, ob sie auch des Phantastischen so wenig entbehrt wie mancher frühere Zug. Eben weil dies in dem Drama festgehalten, wird auch dessen Einheit Denen begründet, die, vom richtigen Standpunkt aus schauend, das überströmende Herz hier auffinden, wonach der klügelnde Verstand nicht rechtender Herr, sondern williger Diener ist.

*** (Eine Windhose.) Am verflossenen Himmelfahrtsfeste, am 25. Mai, wiederholte sich in einem Theile des Klattauer Kreises in Böhmen dasselbe schauerliche Schauspiel einer verheerenden Windhose, welches am 10. Mai 1818 zu Gistebnitz und seiner Nachbarschaft Statt hatte. Obwohl den ganzen Vor- und Nachmittag die Sonne nicht zum Vorschein kam, war dennoch gegen 5 Uhr Abends die Luft schwül. Der ganze Süden war mit schwarzen zusammenhängenden Schichtwolken bedeckt, welche von Minute zu Minute der Blitz durchkreuzte. Auf der Erde war es windstill und selbst die meilenweite Gewitterwolke schien ganz stille zu stehen; nur bei längerer Beobachtung rückte sie gleichsam in Schlachtlinie gegen den Norden, indeß tief unter ihr einzelne graue, kaum 10°

mehrere Menschen verunglückten bei diesem furchtbaren Ereignisse; im Putzenrieder Kirchspiele wurde ein Mann von herabfallenden Balken erschlagen und ein anderer unter dem Schutte seiner Scheuer begraben; schwer verletzt wurden mehrere.

*** (Pedanterie in England.) Das Athenäum leitet die Recension eines classisch-biographischen Wörterbuchs folgendermaßen ein. „Ganz in der Stille bereitet sich eine Umwälzung in den englischen Gelehrtenschulen vor. Bisher wurden in ihnen die lateinischen und griechischen Schriftsteller so gelesen, daß die Sprache über den Gedanken gesetzt, und die Form für wichtiger angesehen wurde als der Inhalt. Wir haben junge Leute gekannt, welche die schwersten Verse des Aristophanes zu scandiren, und die Anmerkungen ihrer Grammatik auswendig wußten, in welchen die Unregelmäßigkeit schwieriger Constructionen behandelt war. Allein eben diese Leute hatten nicht die geringste Kenntniß von den geschichtlichen Thatsachen, auf welche diese Dramen gegründet sind. Sie ließen sich nicht träumen, daß der Dichter wichtige politische Fragen behandelte. Sie kannten die Personen nicht, welche Aristophanes angreift, und waren somit unfähig, die Pointe der Satyre zu fassen. Wir haben Leute gekannt, die Ciceros Reden fast auswendig wußten, ohne die darin genannten Personen, die darin angezogenen Gesetze und das Wesen der Gerichtshöfe und Versammlungen zu kennen, vor welchen sie gehalten wurden. In Etymologie, Syntax und Prosodie waren diese Leute ganz zu Hause; aber der politische Inhalt und der historische Werth des Gelesenen war ein Ding, von dem sie sich nichts träumen ließen. Mit einem Wort: Das Gift unserer gelehrten Erziehung ist, daß Zeit und Kräfte in Errichtung des Gerüstes verschwendet ... ohne daß man an den Bau kommt." — Tout comme

den die Mißhandelte in einem jämmerlichen Zustand. Die Thäterinnen sind dem Gericht überliefert.

*** (Ein Heirathscontract aus der Zeit unserer Väter.) Vor den Assisen zu Leeds erschien im Jahr 1790 eine junge Dame klagbar gegen einen jungen Herrn wegen Bruch eines Eheversprechens. Die Geschwornen verurtheilten den Beklagten, der Klägerin 300 Pfund als Schadenersatz zu bezahlen. Der Vortrag, auf welchen die Dame ihre Klage gründete, begann folgendermaßen: „Da die Liebe die erhabenste der Leidenschaften ist und die allgemeine Besiegerin der Menschheit, so schämen wir uns nicht, ihren Einfluß anzuerkennen, und verstehen uns hiermit dazu, unsere Herzen und Hände in den seidenen Banden der Ehe zu vereinigen."

*** (Karlsruhe, 14. Juni.) Unsere jetzige Hoftheater-Intendanz hat eine durch die Umstände schon längst gebotene Maßregel ergriffen, indem sie die bisher in einer Person vereinigt gewesene Regie des Schauspiels und der Oper getrennt hat. Demzufolge wurde unser ausgezeichneter Hofschauspieler Dessoir zum Schauspiel-Regisseur ernannt. Man verspricht sich von der Wirksamkeit dieses thätigen und geistvollen Künstlers vielfachen Nutzen für das Institut im Allgemeinen und für das Schauspiel insbesondere. — Es sind der frommen Wünsche Viele zu berücksichtigen, von welchen Einige in Nro. 158 des Mannheimer Journals angedeutet waren, denen wir gerne noch eine größere Ausdehnung geben möchten, hegten wir nicht die Ueberzeugung, daß sowohl Herr von Auffenberg wie auch Herr Dessoir, ohne öffentlich darauf aufmerksam gemacht werden zu müssen, wissen, was Noth thut. Hoffentlich wird unter den bewandten Umständen auch die Oper gewinnen?! Die Familie Haizinger ist von

in jene erhabene Sentimentalität entwickelte, welche jetzt das vorherrschende Element der fortgeschrittenen Künstlerin bildet. Ein neuer Beweis von dem natürlichen Zauber der Töne möchte darin liegen, daß in Umgebungen, wo weder Beispiel noch Pflege der Musik waltete, das Gesangtalent des jungen Mädchens Aufmerksamkeit erregen und sich Bahn brechen konnte. Es sind in Deutschland leider nicht seltene Erscheinungen, daß schöne Stimmen, kaum sich selbst bewußt, sogleich in höhere Kunstsphären gezogen und dem Egoismus aufgeopfert werden. Die junge Capitain würde dasselbe Loos getroffen haben, wäre ihr gesundes Organ nicht von der Art, daß es gleichsam auf den Lippen schwebt, und selbst auch unter Anstrengungen nicht leidet. Der vor 10 bis 12 Jahren in Blüthe stehende Großmann'sche Gesangverein, hatte das Verdienst, ihr Talent dem Dunkel entzogen zu haben. In diesem Institut entwickelte sich ihr Organ zuerst, und Dem. Grasemann, ihre erste Lehrerin, unterrichtete sie nach der damals vergötterten Schelble'schen Methode, und wußte die noch zügellose Lust zum Gesange in ein wohlthätiges Gesetz zu bringen. Kaum 13 Jahre alt sang sie bereits in Messen und Oratorien, welche der Großmann'sche Verein aufführte, die Solopartien. Eine schöne Stimme, werde sie laut wo sie wolle, bleibt heut zu Tage nicht unbemerkt, und so hörte sie Guhr in einer dieser Messen und war von dem vollen Schmelze ihrer Stimme, wie von der Religion ihres Vortrags hingerissen.

Das Schicksal einer blühenden Stimme ist über den Sternen aufgezeichnet, sobald sie ein Kapellmeister gehört hat. Das Museum war der erste Ort, wo ihr Gesang gleichsam den Uebergang aus der Kirche zur Theaterwelt bildete. Hier trug sie die Arie aus Idomeneo: „Se il padre perdei" vor, und zog damit die Aufmerksamkeit eines engeren und gebildeteren Kreises auf sich. Als unter solchen Initiativen endlich der Entschluß reif wurde, sich der Bühne zu widmen, trat sie am 26. April 1837, also vor 6 Jahren, als Pamina auf. Ein siebenzehnjähriges Mädchen, mit der ersten Blüthe eines vollen und wohlthuenden Organs, mit dem seelenvollen Ausdruck inniger Empfindung, und der Unbefangenheit, welche die Gefahren eines solchen kritischen Tages nicht kennt, bildeten hier die Eigenschaften zu einer Pamina, gewiß nach dem Herzen Mozart's, und schwerlich würden alle Erfahrungen einer sich selbst bewußten und anspruchsvolleren Sängerin diesen Eindruck hervorgebracht haben. Fräulein Capitain war von dieser Stunde an der Mittelpunkt einer achtungsvollen Aufmerksamkeit, und die Kritik stellte ihr ein sehr günstiges Horoskop.

Ob es nun gerathen gewesen wäre, unter der Leitung eines Bordogni ihre Vorstudien zu machen, oder ob es besser war, ihre Schule gleich in praxi zu beginnen, sind vergebliche Fragen an die Vergangenheit. Wahrscheinlich aber sind wir dem Schicksal Dank schuldig, das ihr die Mittel versagte, nach Paris zu reisen. Offenbar neigt sich ihre intelligente Kraft dem deutschen Gesange zu, und die fremden Elemente, die sie in der colorirten Schule gewonnen haben würde, hätten unfehlbar das bei ihr vorherrschende lyrische Princip, und selbst die Stimme mit Verlusten bedroht.

Eine wichtigere Frage ist die, ob man dem Reichthum an jugendlichen Kräften nicht zu viel zumuthete, indem sie — wenn auch durch dominirende Repertoire-Verhältnisse mit bestimmt — Partien wie die einer Vestalin, einer Euryanthe und ähnliche übernehmen mußte, deren ewig in hoher Lage schwebende Leidenschaften schon compactere Naturen schwächten.

Dem sey aber wie ihm wolle. Die junge Sängerin entfaltete in jeder neuen Parthie neue Vorzüge, war bald auf den Brettern zu Hause, und ihr natürliches Talent, verbunden mit hastigem Vorwärtsstreben, überholte bald, was dem abgemessenen, in Stunden eingetheilten Räderwerk der technischen Vorstudien abgehen mochte. Vor allen war Sophie Löwe ihr Ideal, für das sie glühte und dem sie bei glücklicher Imitationsgabe in plastischer Beziehung viel verdanken mochte. Alles aber, was auf Maß und Ordnung einer höheren Gesangsbildung Bezug hatte, damit sich die junge Künstlerflamme nicht selbst verzehrte, hat Fräulein Capitain Herrn Kapellmeister Guhr zu verdanken, welcher der Elternlosen wie ein Vater zur Seite stand.

Aber nur der Frankfurter Opernmanie war es vorbehalten, ihr in so kurzer Zeit ein so großes Repertoire anzueignen, als sie wirklich besitzt, und in diesem Repertoire überzeugen wir uns am besten von ihrem Fleiß und ihrer Vielseitigkeit. Deßhalb zähle ich, so weit mein Gedächtniß ausreicht, die Partien auf, worin sie Vorzügliches leistet und beliebt worden ist.

Pamina, Benjamin, Mirrha, Röschen (Faust), Aschenbrödel, Agathe, Emmeline, Alice, Beatrice, Valentine, Franceska (Ludovik), Gräfin und Page (Figaro), Elvira (Don Juan), die Fremde, Fidelio, Julia in der Vestalin und in Montecchi und Capuletti, Gräfin Armand, Euryanthe, Jessonda, Regimentstochter, Favoritin, die Jüdin (von Halevy und Marschner), Caroline (beide Schützen), Josephine (Je toller, je besser), Marie (Blaubart), Catharina Cornaro (von Halevy und Lachner), Irene, Gabriele (Nachtlager), Iphigenie, Alceste, Amalie (Riquiqui), Ximene (Cid).

Wir sehen nun, da die eigentlichen italienischen Bravour-, so wie die deutschen Sopra-acuto-Parthien *) ausgeschlossen sind, zu welchem Genre sich Fräulein Capitain bekennt. Kritische Zergliederungen über jede einzelne abzugeben, würde zu Abhandlungen führen, die zu geben hier nicht meine Absicht seyn kann.

Um lieber die ganze Summe in eine Zahl zu bringen, so steht die Sängerin in sanft tragischer, wie in leidenschaftlich erhabener Lyrik auf gleicher Stufe. Obgleich allerdings ihr Organ mehr für die erstere geschaffen, wie für die letztere, so weiß sie doch auch hier ihre Stimme so zu behandeln, weiß sie durch Gefühlsausdruck und Spiel so zu erheben, daß man über die Gebilde ihrer Schöpfungen die physische Anstrengung kaum gewahrt, die zuweilen, namentlich in den neuern der menschlichen Stimme so gefährlichen Opern, damit verbunden sind.

Was ferner an ihr zu schätzen, ist, daß alle ihre Parthien empfunden, durchdacht, correct und von einem Guß sind; daß sie, auch wenn sie von Leidenschaftlichkeit fortgerissen, zu viel thut, immer die Grenze des Schönen bewahrt; daß sie nicht nach Effekt strebend, denselben vielmehr als natürliches Resultat poetischer Auffassung erscheinen läßt; daß sie nie dem jetzt so beliebten Schreisysteme huldigt, weßhalb sie sich auch, selbst nach den größten Partien, nie erschöpft fühlt; und endlich, daß manche Hohepriesterin der Kunst von ihr lernen kann, wie man den Adel mit der Grazie in der Kunst verbindet.

Wenn wir die Iphigenie, die Regimentstochter, die Valentine und die Gräfin Almaviva nennen, so haben wir darin den Typus und zugleich die Endpunkte ihrer Darstellungen berührt. Nichtsdestoweniger kann sie auch wieder in der Localposse so drollig seyn, daß man fast an der Identität ihrer Person zweifeln möchte. Aber freilich ist es die Persönlichkeit, die sich zu allen diesen verschiedenartigen Rollengattungen eignet, denn sie ist von mittlerer und schlanker Statur, und ohne gerade schön zu seyn, macht ein edles Oval, machen von Schmerz und Freude leicht bewegte Züge sie zu allen diesen Charaktergebilden fähig.

Ob nun Fräulein Capitain zu den Prima-Donnen gehört oder nicht, mögen Freunde der Spitzfindigkeit entscheiden. Ich meinerseits glaube, daß die Linien, welche die Bravour-Sängerin von der lyrischen und von der Soubrette trennen — namentlich jetzt, da alle Schulen und Genre's so oft in einer einzigen Parthie ihre Farbenblitze kreuzen, schwerlich aufgefunden werden dürften. Wer freilich von dem einseitigen Begriff ausgeht, daß nur der auf dem Cothurn stehenden italienischen Coloratur-Sängerin das Diplom einer Prima-Donna gebührt, für den ist Fräulein Capitain allerdings keine solche.

Ich schließe diesen Artikel mit dem Wunsche, daß die Schmeichelei, die sich wie Schlingkraut an jedes junge Talent hängt, den so rasch emporgeblühten und sogar etwas verwöhnten Liebling unsers Publikums nicht verderben, und daß Fräulein Capitain ihr festes Ziel nie aus den Augen verlieren möge!

---

*) Constanze (Entführung), Elvira (Opferfest). Donna Anna, Königin der Nacht, und ähnliche.

Physikalischer Verein.

Samstag, den 17. Juni: Ueber des Herrn v. Drieberg Beweisführung, daß die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch sey.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 17. Juni. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Sonntag, den 18. Juni. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Augenblicken erhob sich Johanna, von Verzweiflung gebrochen und vernichtet. Ihre Lippen murmelten den Namen Philipp; er war nicht mehr da; sie stieg in die Höfe der Feste hinab, er war nicht mehr da; sie ging hinaus in die Felder, Niemand erschien ihren Blicken, sie vernahm Nichts. Die Nacht war hell; Johanna stieg auf einen Felsen, an Dornbüsche sich anklammernd; sie entdeckte Nichts am Horizont. Sie schaute lange umher, dann legte sie die Hand aufs Herz und sagte:

— Verloren! Verloren für mich!

Dieser grausame Gedanke, wie ein Windstoß, der eine schwache Pflanze fortführt, riß ihre Seele aus ihrem Busen und entführte sie in die Ferne. Die Anstrengungen des Tages, die furchtbaren Gemüthsbewegungen dieser Nacht, die Schwüle, welche das Gewitter in die Luft ergossen, die Verzweiflung des letzten Augenblicks, hatten eine furchtbare und entscheidende Krise herbeigeführt.

Johanna stand plötzlich still und schaute starr vor sich hin; ihre tief liegenden Augen warfen einen wilden Schein, ein übernatürliches Entsetzen zog ihre Züge zusammen, ihre Zähne fletschten sich unter ihren fahlen Lippen, sie drückte die Hände gegen ihre Stirn, wie um einen heftigen Schmerz von dort zu entfernen. Das Fieber, welches sie befiel, war so stark, daß alle ihre Nerven zuckten und daß ihre Haare auf dem Haupte zu zittern schienen.

Sie fühlte in ihrem Gehirn jene wirbelnde tobende Flamme, [...] des Wahnsinns verkündete ... Bald schwand

[...] Lächeln trat auf ihre bleichen Züge, ihre Augen sprachen einen heitereren Wahnsinn aus. Sie athmete den Duft einer Lilie, die in der Spalte eines Felsens blühte. Ihr Wahnsinn wechselte plötzlich; sie setzte sich zu dieser Blume auf einen bemoosten Stein, es schien, als ob sich Alles um sie verschönere. Sie strich sanft ihr Haar aus dem Gesicht und kehrte sich gegen den Wind, als wäre es der süßeste Hauch des Frühlings. Eine Eule erhob ihren düsteren Schrei; sie neigte das Haupt wie um zu horchen und ihre Züge sprachen eine Lust aus, als wäre es die melodiereichste Musik der Vögel. Sie pflückte Moos und Zweige, sie schmückte Haar, Mieder und den Saum ihres Gewandes damit; dann wandte sie sich an ein eingebildetes Wesen, das sie neben sich sitzend erblickte, sprach zu ihm mit den süßesten Tönen ihrer Stimme, nannte es Philipp mit dem schönsten Entzücken ihrer Seele ... Die Unglückliche glaubte sich bei ihrem Gemahl in einer lachenden Landschaft.

So verging eine Nacht in Einsamkeit und Wahnsinn. Als der Tag erschien, sahen ihre Frauen, die sie allenthalben suchten, sie langsamen Schrittes nach der Feste zurückkehren. Ihre Kleider waren naß und mit Koth bedeckt, ihre Füße zerrissen, ihre Haare und ihr Gewand mit Moos und Gras beschmutzt. Man brachte sie in die Ruine und war genöthigt, sie dort mehrere Tage zurückzuhalten. Die furchtbare Krankheit hatte sich ihrer bemächtigt, um sie nur noch in seltnen Zwischenräumen zu verlassen. Ihr Wahnsinn erschien zum ersten Male den Augen ihrer Unterthanen; es war der Augenblick, wo sie den traurigen Namen Johanna's der Wahnsinnigen empfing, um ihn bis in die fernste Zukunft zu bewahren.

Er sprang zur Erde und sprach mit abgebrochener Stimme zu dem Erzherzog:

— Prinz Philipp, wenn Du in der Verlegenheit, in der Du Dich befindest, mein Pferd theilen willst, um nach Toledo zurückzukehren, hier ist Koraim, der uns beide dorthin tragen wird, so schnell wie der Wind ... so schnell wie Deine Sehnsucht.

Er führte dem Prinzen ein schönes schwarzes Roß vor, das statt des Sattels eine Löwenhaut trug, mit einem Purpursaume eingefaßt.

Philipp erkannte den, der zu ihm sprach, und sagte überrascht:

— Du bist es, Ben-Zagal! Wie kommst Du hierher?

— Komm, steige schnell aufs Pferd zu mir, denn die Augenblicke sind kostbarer als die Blutstropfen in unsern Adern, und ich will Dir unterwegs antworten.

Philipp blieb keine Wahl; er schwang sich leicht hinauf zu dem Mauren und das Roß setzte seinen ungestümen Lauf fort.

(Fortsetzung folgt.)

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen. *)

Den 19. März 1715 langte Karl XII. aus der Türkei in Stralsund an, nachdem er in Zeit von 14 Tagen 280 Meilen geritten, und der Krieg loderte wieder im Norden auf. Dieser abenteuerliche König, der von Rachsucht brannte, wollte jetzt alle seine Feinde züchtigen und meinte, seine Gegenwart allein sey hinreichend, den verschwundenen Glanz der schwedischen Waffen wieder herzustellen. Ohne sich durch die völlige Erschöpfung des Schatzes und des ganzen Landes, durch die vernichtete Flotte und das bis auf einige Veteranen-Regimenter zusammengeschmolzene Heer irre machen zu lassen, schickte er dem Reichsrath den gemessensten Befehl, sogleich eine neue Armee anzuwerben und eine Flotte auszurüsten, während er selbst Stralsund und die Einfahrt zu dieser Stadt befestigen und Batterieen auf Rügen anlegen ließ; zugleich erklärte er auch Preußen den Krieg.

Wie ein Blitzstrahl schlug die Nachricht von diesen Ereignissen in die Kabinette des nördlichen Europa; — die Fürsten drückten ihre Kronen tiefer aufs Haupt und schlossen sich enger an einander, um mit vereinter Kraft dem Sturme Widerstand zu leisten.

Während Karl's Aufenthalt in der Türkei hatten sich die europäischen Verhältnisse jedoch umgestaltet. Mit dem Tode der Königin Anna wurde der Kurfürst von Hannover König von England, — und da Karl dem Stuartschen Prätendenten Hülfe versprach, machte er sich den mächtigsten Seestaat zum Feinde. Georg I. schloß mit Dänemark ein Bündniß gegen Schweden, während Holland erklärte, völlig neutral bleiben zu wollen.

Durch den Tod Ludwig's XIV. verlor Karl einen mächtigen Verbündeten; Oesterreich zog sich ermattet vom Schauplatz des spanischen Erbfolgekrieges zurück, — und als der Zar, vor Schreck über das Wiederauferstehen seines Feindes aus dem türkischen Grabe, jetzt ernstliche Anstalten machte, sein dem Könige von Dänemark so oft gegebenes Versprechen der Uebersendung von Hülfstruppen zu erfüllen, und da endlich Preußen ebenfalls seine Truppen nach Norden marschiren ließ: sah Karl plötzlich, daß halb Europa ihm kampfgerüstet gegenüber stand.

Die geübteren Politiker prophezeiten indeß die Auflösung dieses Unwetters in Nebel, denn jeder der drohenden Herrscher war nur Schwedens Feind in Bezug auf seine eigenen Besitzungen, und waren diese wieder außer Gefahr, so zog er sich klug zurück, ohne etwas mehr zu thun, als darüber zu wachen, daß keiner der anderen Fürsten zu mächtig würde.

Nur Friedrich IV. von Dänemark blieb seiner gewöhnlichen ehrlichen Politik getreu, was dem Lande später, als jene Ehrlichkeit an Einfalt gränzte, theuer zu stehen kam. Gewissenhaft erfüllte er die Traktate, welche Europa's ränkevolle Kabinette ihm vorgezeichnet und die er auf Anrathen seiner gewissenlosen Minister eingegangen. Seines leitenden Volkes ganze Kraft aufbietend, rüstete er eine mächtige Flotte aus und zog mit dem Kern seines 70,000 Mann starken Heeres nach Pommern, wo die preußischen und sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten. Hier war Stralsund der Brennpunkt des Krieges geworden, und nach dieser Stadt nahm die Armee ihre Richtung. Auf dem Wege dorthin wurde Rostock besetzt und Wismar eingeschlossen. Die schwedischen Truppen verließen den Paß von Dammgarten und zogen sich nach Stralsund zurück.

Bekanntlich liegt diese alte Stadt, welche zu den Zeiten der Hansa eine wichtige Rolle spielte und schon so oft den Feind vor ihren Wällen sah, an der schmalen Meerenge, die Rügen vom Festlande trennt. Das Fahrwasser, welches man passiren muß, um zur Stadt zu gelangen, heißt das Ost- und das West-Dyb; diese hatte Karl XII. durch versenkte Schiffe zu sperren gesucht. Die Küsten auf beiden Seiten waren mit Kanonen gespickt und die ganze männliche Bevölkerung unter die Waffen gerufen, um in Vereinigung mit den schwedischen Veteranen dem Feinde jeden Zollbreit Landes streitig zu machen. Die den Truppen ertheilte Instruction lautete, jeden Posten bis auf den Tod zu vertheidigen. Der König ging so weit, sogar die vierbeinigen Bewohner der Insel zur Vertheidigung mit heranzuziehen. An den Küsten entlang waren von Entfernung zu Entfernung Hunde angeschlossen, die natürlich bellten, wenn etwas feindliches sich nahte, und dadurch die Truppen wach und rege erhielten. Sämmtliche Bauernpferde wurden für die Kavallerie in Beschlag genommen.

Mit einer an Wahnsinn gränzenden Todesverachtung eilte der König von Schweden von einem Punkt zum anderen, wohin Laune oder Rastlosigkeit ihn trieben, und selbst der dichteste Kugelregen hielt ihn nicht ab, den Feind stundenlang von einem erhöhten Standpunkte aus zu beobachten. Entehrung oder ein schmachvoller Tod drohte dem Offizier, auf dessen Gesicht der König bei solchen Gelegenheiten eine bedenkliche Miene entdeckte. Er hoffte, die Verbündeten würden ihre Kräfte in einer Belagerung Stralsund's zersplittern, und zog daher seine ganze Landmacht hier zusammen, während er eine zahllose Menge kleiner armirter Fahrzeuge beorderte, die in der Ostsee kreuzen sollten, sowohl um die Aufmerksamkeit der dänischen Kriegsschiffe auf verschiedene Punkte zu lenken, als auch um die Preußen zu verhindern, Belagerungs-Material von Stettin aus heranzuführen, und um seinen Transportschiffen von Schweden her die Ueberfahrt zu erleichtern. Zu demselben Zweck befahl er dem Reichsrath, die letzten Kräfte des Landes zur Ausrüstung einer neuen Kriegsflotte aufzubieten, mit welcher er die früher erduldeten Niederlagen an den Dänen rächen und die Herrschaft auf der Ostsee erkämpfen wollte.

Nach diesem Meere hatte halb Europa seine Flotten gesendet, um den Gang des Krieges beobachten zu lassen und bei vorkommender Gelegenheit ein Wort mitreden zu können, gleich viel, ob gegen Schweden oder Dänemark, wie es der Vortheil erheischte. Außer der russischen Flotte sah man neunzehn englische Kriegsschiffe mit 1052 Kanonen unter Admiral Norris wie ein schweres Unwetter an den Küsten

*) Aus dem dänischen Werke: „Peter Tordenskjold, ein historisches Gemälde aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts."

hat. Kann man Lortzing auch nicht das Verdienst der Erfindung zusprechen — die Oper ist einem längst bekannten Lustspiele nachgebildet — so darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß Wahl und Behandlung des Stoffes großes Lob verdienen. Das unvermeidliche Mißlingen vieler Opern ward nur zu oft durch die Mittelmäßigkeit oder Widersinnigkeit des Buches veranlaßt. Wo gibt es bessere Opernbücher? wird man fragen. Wir antworten darauf, wenn es keine solche gibt, so können die Theaterdirektionen dafür sorgen, daß welche gemacht werden. Warum setzen sie sich nicht mit Dichtern, welche als solche bekannt sind, in Verbindung? Würden, der Ausländer nicht zu gedenken, von unsern vaterländischen Dichtern keine Opernbücher zu erhalten seyn? Wir glauben, daß, sobald es den Direktionen um gute Bücher Ernst ist, sie solche gewiß leicht erhalten werden. Tonsetzer von Talent würden dann mit der Beruhigung arbeiten, daß sie keine Steine des Sisyphus wälzen. Die Theaterdirektionen würden bei neuen Produktionen nicht Wasser mit Sieben schöpfen und das kunstliebende Publikum würde sich in seinen Erwartungen nicht betrogen sehen. Dem Ensemble der heutigen Aufführung schien nicht das Leben und die Laune inne zu wohnen, welche sie sonst belebten und auf eine für die Sänger so günstige Weise auf das Publikum zurückwirkten; doch erhielt Vieles den herkömmlichen Beifall, der insbesondere den Liedern des Czaaren-Pischek gespendet ward.

*** (Aus Weimar.) Ein Stern erster Größe am dramatischen Himmel, Frau von Hasselt-Barth, wäre bald unbemerkt bei uns durchgegangen. In Abwesenheit des Hofs ist unser Kunstobservatorium für dergleichen Phänomene geschlafen. Zum Glücke lebt der Entdecker dieses Sterns hier,

Verlegenheiten," eine unterhaltende Neuigkeit für uns. Das Stück hat ein sehr lebhaftes Kolorit, die Farben sind hier und da etwas stark aufgetragen; um so mehr gefiel es; je drastischer desto besser. Ohnehin ist unser Publikum während des Wollmarktes, der unter beständigem Regen hier abgehalten wird, gemischter als je. Der Großherzog ist des Wollmarktes wegen von Wilhelmsthal zurückgekommen, und mit dem Prinzen Karl von Preußen hier zusammengetroffen. Ihretwegen wird das Vogel'sche Stück wiederholt.

*** (Das Gesetz über Vielweiberei in England.) Wie schwer es hält, bis in England ein altes Gesetz abgeändert oder ein neues erlassen werde, ist hinlänglich bekannt; dennoch wurde im Anfange dieses Jahrhunderts das eben bezeichnete Gesetz sehr schnell geändert und zwar war die Veranlassung dazu folgende: Ein reicher Kaufmann, der in Folge seiner Geschäfte einen großen Theil des Jahres an dem einen Ende des Königreiches, einen andern aber wieder an dem entgegengesetzten zubringen mußte, war ein solcher Anhänger des häuslichen Familienlebens, daß er außer der einen Frau, die er an seinem eigentlichen Wohnsitze hatte, noch eine zweite an seinem temporären Aufenthaltsorte heirathete. Längere Zeit blieb die Sache unentdeckt, allein der Verräther schläft nicht, und so kam denn auch sein Verbrechen der Bigamie an den Tag. Mit einer peinlichen Anklage bedroht, die ihm Vermögen und Leben kosten mußte, bat er einen berühmten Advocaten um Rath. Als dieser den Kaufmann angehört hatte, sann er eine Weile nach, und sagte dann: „Ich weiß nur ein Mittel, und das besteht darin, daß Sie sobald wie möglich noch eine dritte Frau heirathen." — „Herr, sind Sie des Satans?" rief der Kaufmann erschrocken aus. „Sie sollen mir rathen, wie ich die zweite

dale in Brighton seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin sey, und erhielt eine bejahende Antwort. „Ist Angeklagter auch mit Cathe Mary Bishop in Lynn getraut?" fragte der Instructionsrichter weiter. — Auch diese Frage wurde ohne Zögern oder Ausflucht bejaht. Der Richter forderte nun die Geschwornen auf ihr Urtheil zu sprechen, da rief der Anwalt des Beklagten: „Halt, die Untersuchung ist noch nicht zu Ende, denn Beklagter ist auch mit Jenny Fulton rechtmäßig getraut. Die Beschuldigung, daß er zwei Frauen habe, ist demnach falsch und ungültig, denn er hat deren drei; dieß aber ist nach dem Gesetze nicht strafbar, denn der Spruch lautet: Wer zwei Frauen hat, verwirkt die Strafe ꝛc. ꝛc. Mein Client hat nicht zwei Frauen, und folglich kann das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden, da es von dem Falle, daß ein Mann drei Frauen hätte, nichts erwähnt." Diese Vertheidigung fand durchaus keinen Widerspruch, denn das Gesetz sprach klar und deutlich nur von zwei Frauen. Der Kaufmann wurde daher freigesprochen, aber in der nächsten Parlamentssitzung wurde das Gesetz: Niemand darf zwei Frauen haben, dahin abgeändert, daß es jetzt lautet: Niemand darf mehr als eine Frau haben. (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Armuth und Elend in Irland.) Cork, die zweite Stadt Irland's, ist von einem Kranz hübscher Landhäuser umgeben, welche andeuten, daß es hier nicht an reichen Kaufleuten fehlt. Um so auffallender ist der Geldmangel im täglichen Verkehr bei Allen, die nicht zur Klasse der großen Proviantändler gehören. Ein englischer Reisender, der in drei der größten Läden für kleine Einkäufe eine Pfundnote hingab, fand in keinem derselben Münze genug zum Herausgeben. In einem kleineren Laden konnte er nicht einmal auf eine halbe Krone herausbekommen. Einer der ersten Buchhändler, welchem er eine Fünfpfundnote gab, schickte erst verschiedentlich in der Stadt herum und mußte endlich seine Zuflucht zu der Bank nehmen, um gewechselt zu bekommen. Die Post war nicht im Stande, ihm den Belauf einer Nachnahme von dreißig Pfund auf ein Mal auszuzahlen. Auf dem Land im ganzen Süden und Westen Irland's herrscht nicht bloß Mangel an Tauschmitteln, sondern an Arbeit und Lebensmitteln. „Ueberall (sagt der Reisende) fand ich in diesem schönen fruchtbaren Lande eine verkümmernde Bevölkerung. Starke Landleute liegen Hungers halber im Bett, weil ein liegender Mensch weniger Nahrung braucht, als ein sich bewegender. Manche haben die unreifen Kartoffeln in ihren Gärtchen ausgemacht und sehen hoffnungslos dem Winter entgegen, wo die Kälte sich zum Hunger gesellen wird. Das ist keine Gegend für epicureische Reisende. Der Anblick des grenzenlosen Elends verbittert jeden Genuß. — Nur im (protestantischen) Norden trifft man ein reinliches, wohlhabendes Landvolk."

⁂ (Die allzustarke Versuchung.) Neulich stand vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht ein altes Männchen mit blauen Augen und mit langen Silberlocken, die auf ein überaus abgeschabtes schwarzes Röckchen herabfielen. Der arme Alte war angeklagt, bei einem Antiquar einen Elzevirischen Homer mit Noten von Scaliger entwendet zu haben. Der Präsident, welcher wußte, daß er keinen Dieb von Profession vor sich hatte, fragte ihn theilnehmend, was ihn nach einem langen vorwurfsfreien Leben zu dieser entehrenden Handlung habe bestimmen können. „Die Versuchung war unwiderstehlich," erwiederte der Alte. „Ich bin früher Professor der schönen Wissenschaften gewesen. Zwei meiner ehemaligen Schüler haben mir jeder einen Ruhegehalt von dreißig Frcs. monatlich ausgesetzt. Mit 60 Frcs. kann ich den Monat durchkommen. Neulich komme ich zu dem Antiquar Combes und erblicke dies Buch, welches ich seit dreißig Jahren suche. Combes forderte mir 25 Frcs. Es war gegen Ende des Monats, und ich hatte nur 13 Frcs. zur Verfügung. Combes weigerte sich, diese 13 Frcs. als Abschlagzahlung anzunehmen und mit dem Rest bis zur Erhebung meines Gehaltes zu warten. Wollte ich das Buch haben, so sollte ich fünf Tage warten, bis ich 25 Frcs. beisammen hätte. Mittlerweile konnte mein Homer fünf Mal verkauft werden. Die nächste Nacht konnte ich nicht schlafen. Am folgenden Tag zog es mich unwiderstehlich zu Combes; mein Geist verwirrte sich, meine Hand vergriff sich. Uebrigens hat Combes nachträglich von mir seine 25 Frcs. erhalten, so daß dies Buch nun von ihm selber als mein rechtmäßiges Eigenthum anerkannt ist." Damit zog Rousseau (so heißt der Exprofessor) den alten Pergamentband hervor und zeigte ihn triumphirend den Richtern. Die Richter, in Betracht, daß Combes diesen Umstand bezeugte und bedauerte, die Klage angebracht zu haben, begnügten sich, den Angeklagten zu achttägiger Haft zu verurtheilen.

⁂ (Eingesegnete Hobelspäne.) Im Waisenhaus zu Stafford in England starb neulich ein dreijähriges Mädchen. Das Begräbniß wurde mit den Feierlichkeiten der englischen Kirche vorgenommen, und nachdem der Kaplan den Segen gesprochen, hob der Todtengräber den Sarg in das Grab. Er fand ihn ungewöhnlich leicht und machte dem Kaplan die bezügliche Bemerkung. Dieser ließ den Sarg öffnen, und siehe da, statt einer Leiche enthielt er eine Handvoll Hobelspäne. Der Kaplan machte Anzeige, und man fand die Leiche des Mädchens auf dem Todtenbett. Sofort entstand der Verdacht, daß der Krankenwärter die Leiche auf die Anatomie habe verkaufen wollen. Allein er rechtfertigte sich mit der Bemerkung: „Hätte ich dies beabsichtigt, so würde ich ein Gewicht in den Sarg gelegt haben." Der Fall ist an das Ministerium des Innern nach London berichtet. Das ist das Lächerlichste an der Geschichte.

⁂ (Mögliche Verwechslung.) Der Constitutionnel vom 1. Juni berichtet, in der Vendomestraße habe man eine reiche Schwefelquelle gefunden, welche von vorzüglichem Gehalt zu seyn schiene. Dem Eigenthümer seyen schon mehr als 500,000 Frcs. dafür geboten worden. — Dies erinnert uns an eine ähnliche Entdeckung vor etwa 25 Jahren. Damals war in Frankfurt das Schwefelwasser en vogue, und die Leute strömten jeden Abend zum Untermainthor hinaus nach dem Grindbrunnen. Zu derselben Zeit bemerkte ein Hauseigenthümer, daß das Wasser seines Brunnens, welches bisher geruch- und geschmacklos gewesen war, einige Aehnlichkeit mit dem Grindbrunnenwasser bekommen habe. Hocherfreut meldete er die Entdeckung seinen Nachbarn, welche ihn darüber beglückwünschten bis auf Einen. Dieser, mit feineren Geruchswerkzeugen begabt, erhob starke Zweifel, ob die neue Eigenheit des Wassers mineralischer Natur sey. Auf seine Andeutung hin ward genau untersucht, und es fand sich, daß die Jauche der nachbarlichen Senkgrube ihren Weg in den Brunnen gefunden und die Flüssigkeit desselben mit Schwefelwasserstoffgas geschwängert hatte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 18. Juni. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Montag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des F

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Ne
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litera
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

— Ich glaubte Dich in den Gärten des Palastes, sag
der Prinz zu seinem Führer.

— Du hast vergessen, daß die Edelleute Deines Hofes mi
nach den Schluchten der Sierra sandten, eine Frucht dah
zu holen, süßer als die Ananas und mit der Wirkung, glü
liche Träume zu schaffen; Du selbst hast meinen Geleitsbri
unterzeichnet. Ich habe geschworen, ich würde zurückkehren.
und ich kehre zurück.

— Bringst Du, was die Edelleute wünschen?

— Ja, sagte er, den Samen der Frucht trage ich hier u
er faßte mit einer verstohlenen Bewegung an seinen Gürt
Ich hoffe, daß sie bald reifen wird, und ich kann dem, d
davon kostet, einen ruhigen Schlaf und Träume ohne En
versprechen.

Er sprach diese Worte mit dumpfem und bedeutungsvolle
Ton. Philipp war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftig
als daß er die Antwort gehört hätte. Ein tiefes Schweig
herrschte hinfort unter den beiden Reitern.

Ben-Zagal hatte den Befehlen Olema's, den Befehlen ein
glühenden und verwegenen Patriotismus gehorcht; er hat
den vertriebenen aber unbesiegten Mauren, die sich in d
Alpuxarras bargen, das Signal zum Aufruhr gegeben,
war bis zur Sierra zurückgekommen, nur Träume von Kam
und Sieg im Busen nährend... Jetzt aber hob eine ande
Leidenschaft seine Seele und machte sein Herz in seiner breit
Brust schlagen... Olema war im Kerker, in der Kälte, d
Dunkelheit eines Kerkers! Sie, die Gottheit, der er dient
die er anbetete, das Leben seines leidenschaftlichen Herzens!.
Es war eine jener Seelenmartern, gegen welche Eisen u
Feuer, die im Fleisch wühlen, Nichts sind.

Philipp allein, sein Feind, sein Nebenbuhler, konnte Olem
retten, sie den furchtbaren Inquisitoren entreißen, und
führte ihn mit sich wie eine vergiftete Waffe, deren er s
bedienen wollte, um sie nachher zu vernichten. Er hatte h
den Mann in seiner Hand, den er haßte mit seinem ganz
afrikanischen Hasse, er brannte vor Verlangen, ihn gegen d
Felsen zu schleudern, ihn unter den Hufen seines Rosses
zermalmen, und er hütete ihn sorgfältig, er deckte ihn m
seinem Blick wie sein theuerstes Gut; er fühlte ein ung
zähmtes Verlangen, ihn in den tiefsten Abgrund zu stürz
und ihn dort für ewig zu begraben, und er führte ihn m
der Schnelle des Blitzes in die Stadt, wo er herrschen sollt
und zu dem Weibe, das er liebte...

rührender Lobsprüche auf die Inquisition anhörten; man sah sie dann nach der Reihe die furchtbarsten Strafen erleiden und endlich erhob sich auf einem Platz von Blut, Gebein und zerrissenem Fleische, um diese Reste der Folter, um diese noch zuckenden und sich windenden Halbleichen ein prachtvoller Scheiterhaufen.

Als Philipp diese furchtbaren Anstalten erblickte, die ihn an das Geschick erinnerten, welches Olema erwartete, kräftigte sich der Entschluß, den er gefaßt, sie zu retten. Die gegen das unschuldige Geschöpf geübte Barbarei hatte Gefühle der Großmuth und der Hingebung in seiner Seele wachgerufen, welche die sinnliche Leidenschaft, die er für sie empfand, in eine wahre Liebe umwandelten.

Als Ben-Zagal auf diesem Platze anlangte, sprang er vom Pferde und betrachtete die Zurüstungen mit über die Brust gekreuzten Armen. Die Kavalcade der Mönche entfernte sich, die Menge folgte ihr. Einige Personen, die noch zurückblieben und sich über den Prunk des Auto-da-fé's unterhielten, welches in drei Tagen stattfinden sollte, sagten, daß sein hauptsächlichster Schmuck der Tod eines jungen Mädchens von Granada seyn würde, welches wegen seiner Schönheit und seiner Talente, die die Zierde des Hofes Isabellens gewesen, berühmt sey... Ben-Zagal hatte die Gefahr nicht so nahe geglaubt. Als er diese Worte hörte, fiel er bewegungslos zu Boden.

Die Frauen, welche sich dort befanden, betrachteten den Mauren einige Augenblicke; aber die Sonne war glühend geworden, sie entfernten sich und ließen den Platz einsam. Koraim warf einen Blick voller Zärtlichkeit und Schmerz auf seinen Gebieter; er stellte sich zwischen die Strahlen der Sonne und ihn, um ihm mit seinem Körper Schatten zu schaffen. Einige Augenblicke später erwachte Ben-Zagal von dem klagenden Wiehern des Thiers aus seiner Lethargie; das entwichene Leben kehrte mit neuer Stärke zurück. Der Zorn kochte in dem Busen des Arabers; er zog seinen Dolch, heftete die Augen auf diesen Platz und Flammen funkelten aus seinen starren Augen wie von des Dolches Klinge, ein leichter Schaum bedeckte seine blassen Lippen, sein Puls schlug ungestüm, sein ganzer Körper zitterte. Verbannung, Entbehrungen, Demüthigung, hatten ihn ruhig und groß gefunden; aber Olema's Gefahr machte ihn wahnsinnig vor Wuth... Plötzlich wischte er sich die Stirn ab und fuhr mit der Hand über sein Gesicht; es zeigte sich klar und strahlend von Muth. Er erhob die Augen gen Himmel.

Drei Tage mußten noch verfließen! Er hatte noch drei Tage! Das war Zeit genug, die Stadt in Brand zu stecken, seine tapfersten Krieger zu sich zu rufen, die Paläste des heiligen Officiums niederzureißen, die Inquisitoren bis auf den letzten Mann zu erdolchen, oder, wenn er unterliegen sollte, sich selbst der Inquisition zu überliefern und mit Olema zu sterben!... Die Zeit, in den Händen des Schwächlings ein Rohr, ist ein Dolch, ein Hebel, eine ganze Armee in der Hand des kräftigen Mannes.

Indeß fühlte der an die Kämpfe mit Tigern und Löwen, an die Siege der Kraft seines Armes gewöhnte Afrikaner mit Verzweiflung, daß seine Kraft vielleicht ohnmächtig sey, daß er seine größte Hoffnung auf den Erzherzog Philipp setzen müsse, der den Willen und ohne Zweifel auch die Macht hatte, das Weib zu retten, das er liebte. Er entschloß sich, noch einige Stunden in den Palast zurückzukehren, um dort die Pläne des Prinzen zu erfahren und schritt muthig dem Alcazar zu, das Auge fest auf die Fenster des Gemaches gerichtet, welches Philipp bewohnte. (Fortsetzung folgt.)

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Am 7. August 1715 sah man wenige Meilen von Rügen zwei starke Kriegsflotten, kaum eine Meile von einander entfernt, sich gegenseitig beobachtend, hin und her fahren, wobei ein Kanonenschuß vom Admiralschiff aus stets das Signal zum jedesmaligen Wenden gab. Auf allen Schiffen hatte man das Verdeck zum Gefecht klar gemacht und die Kanonen losgebunden; aber die Masten warfen bereits lange Schatten über's Meer, und dieser Umstand allein schien die Flotten zu veranlassen, den Angriff aufzuschieben. Als daher die Nacht völlig hereingebrochen war, blieb von jeder Seite eine Fregatte als Brandwache zurück, während die Flotten selbst sich mehr von einnander entfernten.

Nachdem am Morgen des 8. August die Sonne den Nebelschleier, der das Meer bedeckte, zerrissen, sah man, wie beide Flotten mit vollen Segeln auf Rügen zueilten und sich einander bis auf eine halbe Meile Abstand näherten. Jetzt stellten sie sich in Schlachtordnung und hißten die Blutflagge.

In Bezug auf die Anzahl der Schiffe waren beide Parteen so ziemlich von derselben Stärke; die Schweden zählten ein Orlogsschiff mehr. Jede der Flotten hatte drei Admirale, — die dänische: Rabe, Juul und Tröjel, — die schwedische: Sparre, Henke und Lillie.

Der dänische Vice-Admiral Tröjel eröffnete mit dem Orlogsschiff „Louise" von 76 Kanonen die Schlacht, indem er einen schwedischen Dreidecker mit der vollen Lage begrüßte, die jener jedoch keineswegs unerwiedert ließ. Als sich nun gleich darauf der Admiral Rabe mit seinem kolossalen Schiffe „der Elephant" dem schwedischen Admiralschiff zur Seite legte, suchte sich nach seinem Beispiel jedes dänische Schiff seinen Gegner, und der Donner der Geschütze entbrannte auf der ganzen Linie. Der Pulverdampf von mehr als dreitausend Feuerschlünden, die in dieser entscheidenden Seeschlacht Tod und Verderben spieen, verhüllte dem Auge bald die kämpfenden Massen, und man hörte nur den Donner unablässig über die Wogen rollen. Als der Wind einmal den Dampf verwehte, sah man das dänische Kriegsschiff „Justia" zwischen zwei schwedischen Orlogsschiffen. Hoch auf der Schanze stand der Admiral Juul und kommandirte durch das Sprachrohr Feuer nach beiden Seiten. Es donnerte los, daß alle Planken der „Justia" erbebten; zu gleicher Zeit feuerten indeß auch die beiden schwedischen Schiffe. Ihre Kugeln fegten das Verdeck, zerrissen die Segel, knickten die Raaen und bohrten sich in die Eichenseiten der „Justia"; dem Admiral Juul aber entsank das Sprachrohr, er faßte mit der Hand nach der Brust und sank, um nie wieder aufzustehen. Bald darauf war Alles wieder in den dichtesten Pulverdampf gehüllt.

Beinahe sechs Stunden hatte der Kampf gerast; die Sonne fing schon an zu sinken, ohne daß die Kämpfenden es zu bemerken schienen; der Donner der Kanonen wurde im Gegentheil noch heftiger, und die Schüsse folgten schneller auf einander, jedoch nur von dänischer Seite; denn zwei schwedische Dreidecker hatten bereits mit zersplitterten Masten die Schlachtlinie verlassen müssen; außerdem waren die beiden Admirale Henke und Lilie gefallen und mehrere schwedische Kriegsschiffe dem Sinken nahe. Noch einmal gab die ganze dänische Flotte — alle Schiffe fast zu gleicher Zeit — eine donnernde, wohlgezielte, mörderische Lage, die endlich den Kampf entschied. Admiral Sparre, dessen Geschütze so glühend geworden, daß er dem Feinde nicht mehr zu antworten vermochte, strich plötzlich die Blutflagge und zog sich aus der Linie zurück; die übrigen schwedischen Schiffe folgten dem

blieb unterbrochen. Die von Karl XII. an verschiedenen Orten aufgeworfenen Befestigungswerke wurden nach und nach mit stürmender Hand durch die Verbündeten genommen, bei welcher Gelegenheit unter den Schweden Beispiele von Muth und Geistesgegenwart vorkamen, die an die Helden des Alterthums erinnerten. So erhielt man die Peenemünder Schanze nicht eher, als bis der sie kommandirende Oberst Olrik, von einer Kugel getroffen, todt auf die Leichen seiner Untergebenen gesunken war; — in seiner Tasche fand sich eine von Karl XII. eigenhändig unterzeichnete Ordre, nach welcher der Oberst sich bis auf den letzten Mann schlagen und die Schanze nicht lebend verlassen sollte.

Die letzten schwedischen Orlogsschiffe, welche noch die See hielten, wurden in Gegenwart des Königs von Dänemark und des Königs von Preußen von dem dänischen Vice-Admiral Schestet durch das Westerdyb aufs Land getrieben, woselbst die schwedischen Befehlshaber die Schiffe selbst in Brand steckten; und da die dänische Flotte nun auch von Kopenhagen Geschütz und Munition heranbrachte, so bewerkstelligte im Monat November eine Abtheilung des verbündeten Heeres eine Landung auf Rügen, wo es ihr auch gelang, durch Aufwerfen von Verschanzungen festen Fuß zu fassen.

Die Nachricht von diesem Ereigniß erreichte Karl XII., als er so eben einige Meilen vom Landungspunkt damit beschäftigt war, seine zahlreichen Vorposten zu revidiren. Ungläubig schüttelte er den Kopf bei dem Bericht der großen Anzahl von Truppen, welche gelandet seyn sollten. In aller Eile zog er gegen 3000 Mann und 8 Geschütze zusammen, mit denen er noch an demselben Abend nach dem Küstenpunkt marschirte, um den gelandeten Feind sogleich zu verjagen.

Es war eine rauhe Novembernacht; grau; am Himmel

Statue, Rolla verweigert die Auslieferung; der Marchese Appiani, vom Herzoge gesandt, sie abzuholen, überschreitet die ihm gegebenen Befehle des Herrn: er ist Rolla's Nebenbuhler und ein Feind des Künstlers. Die Diener des Grafen erhalten die Weisung, die Bildsäule, trotz allem Sträuben Rolla's, fortzunehmen — da ergreift dieser einen Hammer und *zertrümmert* das edle Werk, das er in Nacht und Einsamkeit geschaffen. Die rasche Handlung der Verzweiflung bringt dem Künstler den Tod in dem Augenblicke, wo der goldene Lorbeer seine Stirne schmücken und die liebende Braut sein eigen werden soll. Das Stück, an die deutschen Künstlerdramen Correggio, Tasso, Van Dyk u. s. w. erinnernd, ist interessant, und ohne daß die gewöhnlichen Effektmittel der neuern französischen Bühnendichter zu Hülfe genommen sind, von ergreifender Wirkung. Wahrhaft poetisch ist das Motiv, nach welchem der Künstler sein Werk und mit ihm seinen Ruhm der Liebe und Ehre zum Opfer bringt. Die Katastrophe des Stücks können wir nicht gutheißen: die Zertrümmerung der Bildsäule bedingt keineswegs das Sterben des jungen, kräftigen Künstlers, dem weder der Lorbeer noch die Braut entgeht, und dessen Tod aus *physischen* Ursachen keine dramatische Nothwendigkeit ist. Es ist aber wahrlich nicht unpatriotisch gedacht, wenn wir wünschen, daß recht viele ähnliche Dramen über den Rhein zu uns kommen mögen, unsere deutschen Repertoire zu schmücken: Stücke, wie dies „unbekannte Meisterwerk“ tragen nicht zum Untergange des deutschen Schauspiels bei, wie Neid, Eigennutz und Unfähigkeit, Besseres zu schaffen, so gerne glauben machen wollen. Die Aufführung des Stückes verdient alles Lob. Unser Gast, Herr *Hendrichs*, gab die Glanzrolle des Bild-
... mit außerordentlichem Beifalle, der in der

das herrliche Charakterbild in Oehlenschläger's Drama „Correggio". Herr Weidner spielte so edel und würdig, als man es von diesem ehrenwerthen Veteranen unsrer Bühne nur erwarten konnte. — Das nach dem Drama aufgeführte Lustspiel: „Die junge Pathe" — wieder nach dem Französischen! — wird von Zeit zu Zeit immer gern gesehen werden, so lange die Pathe solchen Reiz entfaltet, wie ihn Madame Frühauf ihrer Rolle zu verleihen gewohnt ist. Herr Butterweck spielte den Pachter Champenoux und wußte die kleine Rolle mit so ergötzlichen Nuancen auszuschmücken, daß der Wunsch aufs neue rege ward, diesen jungen, vielversprechenden Mann für unsre Bühne gewonnen zu sehen. Herr Hendrichs gab den Eduard recht liebenswürdig.

*** Menzel's Literaturblatt enthält bei Gelegenheit einer Kritik der Gedichte Friedrich's Freiherrn von Pechlin folgende Betrachtungen: „Wir haben uns schon zu wiederholten Malen gegen die böse Gewohnheit der neuesten Kritik ausgesprochen, welche bei dem Urtheil über schöngeistige Hervorbringungen die Frage nach den Persönlichkeiten, nach Rang und Stand, nach Verwandtschaft und Verhältniß, nach öffentlicher und privater Stellung des Verfassers in den Vordergrund drängt. Für eine gewisse, nicht kleine Partei in der Literatur genügt die Fürstenkrone, der Grafentitel auf dem ersten Blatte eines Buches, um das ganze Buch zu verdammen; das literärische Tribunal wird zum Revolutions-Tribunal. So ist Begriff und Name einer aristokratischen Literatur in die Debatte des Tages gekommen, ohne daß die Sache eigentlich vorhanden, eigentlich verstanden wäre. Betrachten wir die zahlreiche Reihe von Schriftstellern, welche aus dem privilegirten Standesquartier in das offene Blachfeld herabgestiegen sind, in eine Arena, wo andere Farben gelten, andere Fahnen als die der Geburt, des Wappens, so finden wir unter allen diesen regierenden Herren, Fürsten, Grafen und Baronen, die, ritterlich geschaart mit Gräfinnen und Fürstinnen, an uns vorüberziehen, kaum ein oder das andere gemeinsame Merkmal, kaum hie und da eine Spur inneren Zusammenhangs und verabredeter, einverstandener Richtung, ja nirgends, wie gegenüber, eine Coterie und eine Clique. Einzelne unter ihnen erschienen und erscheinen selbst im Lager der Gegner, als Führer den eigenen Feinden an Talent und kecker Gesinnung weit voraneilend. Andere wiederum isoliren sich, im Zelt, der Wüste, im Wald, im Salon und noch Andere ziehen unstät und flüchtig umher, Jedes seine Gabe nach seiner Weise ausbauend und ausbeutend. Sie alle kämpfen mit dem Vorurtheil gegen ihre Person, welches das Publikum wenigstens zum großen Theile einnimmt, während sie keinen Vorzug und keinen Vortheil der Partei genießen. Ein liberaler Autor, — wenn wir die mißliebigen Kategorien einmal beibehalten wollen, — wird von den Seinigen mit Acclamation empfangen; ein aristokratischer Autor begegnet nicht bloß bei den Gegnern, sondern mehr noch unter seines Gleichen dem Mißtrauen und dem hohnlächelnden, tadelsüchtigen Zweifel. Daraus erklärt sich theilweise auch die Erscheinung, daß, wo es entschiedene Parteinahme in der Literatur und Poesie gilt, das Talent an Zahl und Kraft auf der Linken zu prädominiren pflegt, abgesehen davon, daß der negirende, der angreifende Theil der Natur der Sache nach eine schärfere, blinkendere Waffe führt, als der vertheidigende."

*** (Buonaparte als Moralist.) Im Jahr 1799 reis'ten zwei geächtete Irländer Tandy und Blackwell, die in Frankreich Bürger geworden waren und Dienste genommen hatten, von Norwegen aus, wohin sie ein Sturm verschlagen, über Hamburg nach Frankreich zurück. Der englische Consul begehrte vom Hamburger Rath die Verhaftung und Auslieferung der Irländer, und erlangte sie trotz der Einsprache des französischen Geschäftsträgers. Das Direktorium belegte dafür alle Hamburger Schiffe in französischen Häfen mit Beschlag. Nach dem 18. Brumaire drückte der Rath Hamburg's gegen Buonaparte schriftlich seine Reue aus: Der erste Consul erwiederte: „Wir haben Euren Brief erhalten; er rechtfertigt Euch nicht. Muth und Tugenden erhalten die Staaten, Feigheit und Laster zerstören sie. Ihr habt das Gastrecht verletzt. Bei den wildesten Horden der Wüste wäre das nicht geschehen. Eure Mitbürger werden es Euch ewig zum Vorwurf machen. Die zwei Unglücklichen, die Ihr ausgeliefert habt, sterben mit Ruhm; ihr Blut wird ihren Verfolgern mehr Unheil bringen, als ein Heer hätte thun können." Der Rath von Hamburg schickte nun eine feierliche Botschaft nach Paris, um sich zu entschuldigen. Buonaparte hörte sie sehr unwillig an, und als sie ihre Schwäche zu bedenken gaben, entgegnete er: „Hattet Ihr nicht den Ausweg schwacher Staaten? Konntet Ihr sie nicht entschlüpfen lassen." — Als der große Moralist vier Jahre später den Herzog von Enghien auf neutralem Gebiet festnehmen wollte, sorgte er dafür, daß dem Churfürsten von Baden der Ausweg schwacher Staaten nicht blieb.

C h a r a d e.

Die erste Hälfte.

Durch Begehren und Besitzen,
Durch Vermehren und Benützen
Unterscheiden Geiz und Fleiß sich,
Und bereiten Reiz und Preis sich
Aus der Fülle jener Mittel,
Die die Hülle schöner Titel.

Die zweite Hälfte.

Im Verbrüdern und Verschweigen
Treuen Gütern zu vergleichen,
Bieten unsrer Hallen Pforten
Frieden stets an allen Orten
Mitleidslosen Schlachtgewalten,
Die der Großen Macht entfalten.

Das Ganze.

Zauberklang für Narr'n und Thoren
Hoffnungsbang zum Garn erkohren!
Doch das Streben und das Ringen
Noch im Leben und Gelingen
Immerdar nach Gaunertreiben,
Wenn auch manche Stauner bleiben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 19. Juni. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich von Schiller. (Gastrolle) Don Carlos: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Dienstag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des F

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Re
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Liter
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen

Bei der Nachricht vom Tode Fr. Hölderlin's. *)

So ist's vollbracht, so hast Du ausgerungen
Den schweren Kampf, vollendet ist Dein Loos;
Der freie Geist hat sich emporgeschwungen,
Der sieche Leib ruht in dem Mutterschooß;
Die Hülle fällt, vom Todeshauch durchdrungen,
Der Geist, verklärt, erhebt sich still und groß,
In's Vaterland entschwebt er zu den Seinen,
Wo Lieb' und Schönheit ewig sie vereinen.

Dir ist's vergönnt, den Schleier jetzt zu heben,
Der lange finster Deine Bahn umzog,
Du wirst sie seh'n, die Waage, die für's Leben
Klug und gerecht Dir schwere Stunden wog.
Dem Du Dich hier in frommem Sinn ergeben,
Das Schicksal, das den Edlen nie betrog,
Das Unerforschliche, Du darfst es dort ergründen,
In ihm den Schutzgeist, Gottes Engel finden.

Die heil'ge Lieb', die Deine Brust durchglühet,
Die hier so lang' in kaltem Schmerz versiecht,
Wohl ist ihr dort ein golden Glück erblühet,
Und sie genießt in sel'ge Lust gewiegt.
Das Leben selbst, das seine Kraft versprühet,
Wächst im Genuß, wie wenn der Adler fliegt,
Im blauen Aether badend seine Schwingen:
Der Flug erhebt ihn, kann ihn nie bezwingen.

Die Schönheit, deren Bild so treu gehangen
In Deines Musentempels stillem Raum,
Du darfst sie selbst, die Lebende umfangen,
Und Leben wird des höchsten Lebens Traum.
Was Du geahnt mit Lust, mit frommem Bangen,
Durchdringt Dich jetzt, daß Du's empfindest kaum.
Sie, die Dich einst zum Priester auserwählet,
Die Heilige hat sich Dir jetzt vermählet.

---

*) Von unbekannter Hand dem Redakteur des Konversationsblat
eingesandt.

letzten Willen mitzutheilen und das Gewand der Franciskaner anzulegen, in welchem die Könige jener Zeit sterben mußten.

Eine zahlreiche Versammlung war in einem der Vorzimmer der Gemächer Isabellens vereinigt und man wartete nur noch auf die Ankunft des Prinzen Philipp, um in das Sterbezimmer zu treten und der traurigen Feierlichkeit beizuwohnen.

Es war eine auserwählte Versammlung, nach den Farben der verschiedenen Körperschaften, die sie bildete, in verschiedene Theile gesondert. Hier sah man den mit Hermelin verbrämten Scharlach der Kardinäle, die silbernen Stickereien, welche den schwarzen Sammet auf dem Wamms der Minister bedeckten, die hohen Reiherbüsche, die Mäntel, die Wappen der Granden von Spanien, die Halsketten, die Ehrenwaffen der Heerführer und endlich die langen braunen Gewänder der Mönche, deren Demuth einen Kontrast gebildet hätte zu dem Reichthum der andern Trachten, hätte nicht die Stirn derer, welche sie trugen, in jenem Strahl des Stolzes und der Allmacht geglänzt, der schimmernder war als Gold und Edelsteine. Die Trachten dieser Versammlung hatten trotz ihrer Pracht etwas Ernstes und Düsteres, welches zu der Trauer dieses Tages paßte. Nur die flamländischen Edelleute trugen weißseidene Wämmser, Spitzenkrägen und lang herabwallende Federn, ein Anzug, der zu sehr der leichten Eleganz eines Festes glich. Ihre Gruppe stand neben der der Hidalgos, Spanier von reinem Blute, die unter den Gesetzen Ferdinand's die strengste Tracht beibehalten hatten.

Einer von ihnen, Don Cardenas, sagte zu dem Herzog von Montfort, dem jüngsten der Höflinge Philipp's:

— Das ist ein Ballanzug, Messire, der aber nicht hierher paßt.

— Es scheint, antwortete Montfort und ließ seinen Blick über die alten Hidalgo's streifen, es scheint, daß es hier zum Anstand gehört, einen grauen Bart zu tragen und wir haben noch nicht Zeit gehabt, diese Mode anzunehmen.

— Ihr solltet sie wenigstens achten; denn ein grauer Bart in unseren Reihen zeugt immer von langen Diensten.

— Prahle hier nicht mit Deiner Jugend, mein armer Freund, sagte ein junger Flamländer zum Herzog von Montfort und zog ihn zu sich hinüber: was helfen uns unsere 25 Jahre bei dem Leben, das man uns führen läßt. Man hat uns heute Morgen mit einer großen Messe in der Kathedrale und mit einer Predigt über die Strafen der Hölle beglückt; heute Abend wohnen wir einem Leichenbegängniß oder etwas dem Aehnlichen bei, und für die nächsten Tage bereitet man uns das Schauspiel eines Auto-da-fé.

— Ja, und wir sind zu Spaniern geworden, daß es ein Erbarmen ist, sagte Montfort; hier stehen wir, mürrisch und finster wie sie, und man sollte uns den Glanz unserer Kleider nicht vorwerfen, da wir die Trauer auf unsern Gesichtern tragen.

— Alles verschwört sich gegen uns: unser armer Egmont, unser Meister in der Philosophie, der uns die Ereignisse des Lebens weise hinnehmen lehrt und bei dem man nur unter Lachen weint, unser armer Egmont liegt seit sechs Tagen an der Wunde darnieder, welche ihm ein unbekannter Mörder schlug. Der Erzherzog Philipp hat sich seit den wenigen Stunden, daß er von seiner geheimnißvollen Reise zurückgekehrt ist, noch Niemanden gezeigt und hat keinen von uns empfangen wollen. Man sagt, daß er sich in der finstersten Stimmung befindet und daß er nicht hier erscheinen wird, um in der Erklärung, die Isabella auf ihrem Todtenbette abgeben will, seinem Schwiegervater die Regentschaft bestätigen zu sehen.

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren und in Mitten der Offiziere seines Hauses erschien der Erzherzog. Seine bleiche Stirn trug in der That ein Gepräge von Ernst und Sammlung, das ihr nicht gewöhnlich war, aber ohne eine Spur von Zorn oder Neid. Er zeigte die Ruhe jenes Augenblicks, wo die Seele den stürmischen Ehrgeiz gegen süßere Hoffnungen vertauscht hat und in entschlossener Ergebung ihre Würde wieder erlangt.

Diener, welche am Eingang des Saales standen, nahmen den anlangenden Herren die Degen ab, hingen sie an die Wand und reichten ihnen ein Gebetbuch, in welchen die Anwesenden den am Todtenbette der Königin gesprochenen Gebeten folgen sollten. Ben-Zagal hatte sich unter die Diener des Palastes gemischt, um Philipp früher nahen zu können.

In dem Augenblick, wo er den Degen des Erzherzogs nahm, sagte er mit leiser Stimme zu ihm:

— Prinz Philipp, im Namen des Dienstes, den ich Dir erwies, als ich Dich hierher brachte, muß ich mit Dir sprechen.

— Und in der Erinnerung an jenen Augenblick, wo ich Deine ganze Unerschrockenheit in Deinen Zügen las, muß ich mit Dir sprechen; folge mir in diese Fensterbrüstung.

Sobald sie hier allein waren, sagte Philipp mit bewegter und hastiger Stimme:

— Ben-Zagal, fürchtest Du Nichts in der Welt?

— Nichts.

— Auch die Inquisitoren nicht?

— Wenn dieser Dolch ihre Mauern so leicht durchbohren könnte wie ihre Herzen, so wäre ich heute Abend in ihrem Tribunal.

— Du sollst mit diesem Befehl von mir hinein. Zeige dieses Papier den Wachen des Palastes und sie werden Dich in den Kerker steigen lassen, in den sie ein junges Mädchen Deiner Nation, die unglückliche Olema, eingeschlossen. Wenn Du bei ihr bist, so sage ihr, daß Du von mir kommst und übergieb ihr diesen Brief ... Geh, ich vertraue Dir diese Botschaft, als dem einzigen Mann in Toledo, der Muth genug hat, über die Schwelle eines Kerkers der Inquisition zu treten.

Der Erzherzog entfernte sich und in demselben Augenblick trat er an der Spitze des Zuges in das eben geöffnete königliche Gemach. (Fortsetzung folgt.)

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Von außen her bewegten sich mehrere dunkle Massen gegen das befestigte Lager; es waren die schwedischen Bataillone, die — Karl XII. an der Spitze — so lautlos wie möglich auf dem knarrenden Schnee vorückten. Die Hoffnung des königlichen Abenteurers, den Feind zu überrumpeln, schlug jedoch fehl. Plötzlich wurden im Lager die Trommeln gerührt, es blitzte hinter den Palissaden, mehrere Kanonen knallten los, und ihre Kugeln fuhren vernichtend durch die schwedischen Glieder.

Jetzt wurde Halt! kommandirt, — man nahm die Artillerie vor und eröffnete ein heftiges Feuer gegen die Verschanzungen. Die Nacht war äußerst hell; Karl XII. mit seinem geübten Blick überzeugte sich daher sehr bald, daß der gelandete Feind ihm weit überlegen; und hätte er dies auch nicht gesehen, so reichte das wohlgenährte Geschützfeuer aus dem befestigten Lager, welches große Verwüstung in seinen Bataillonen anrichtete, schon hin, ihn davon zu überzeugen. Um den Angegriffenen keine Zeit zu gönnen, sich völlig zu sammeln, beschloß er daher mit seiner gewöhnlichen Verwegenheit, den Wall mit dem Degen in der Hand zu ersteigen, was ihm vielleicht auch auf jedem anderen Punkte gelungen wäre; das Schicksal, welches ihm bereits den Rücken gekehrt,

wollte jedoch, daß gerade der Theil des verschanzten Lager
auf welchen Karl gestoßen war, von dänischen und norwe
schen Kerntruppen unter König Friedrich's IV. persönlich
Anführung vertheidigt wurde. Mit kaltem Blut und gewic
tigen Kolbenschlägen empfingen die stämmigen Jütländer d
mit wildem Hurrahgeschrei anstürmenden Schweden, und
entstand ein mörderisches Handgemenge, während dessen d
Geschütze von beiden Seiten das donnernde Ferngefecht for
setzten.

Viele waren bereits gefallen, aber von Schweden sowoh
als von Dänen noch Niemand gewichen; nur von eine
Kolbenschlag zerschmettert, von einer Kugel erreicht, oder vo
einem Bajonett durchbohrt, räumte man dem Hinterman
seinen Platz ein.

„Vorwärts! — für Schweden und seinen König!“ ri
Karl XII., indem er sich mit hochgeschwungenem Säbel a
die Brustwehr stürzte. Mit lautem Hurrah folgte ihm e
Trupp zu Fuß kämpfender Dragoner, ihren Lieutenant a
der Spitze. Eine Gewehrsalve knallte hinter den Palissade
— die Dragoner fielen neben dem Könige wie umgemäht.

„Zum Satan, — reißt die Palissaden um!“ rief Karl XII
und rannte mit so rasender Gewalt gegen einen der Schan
pfähle, daß er sich umbog. Mit einem Sprunge war er hi
durch und auf der Brustwehr, woselbst er sogleich mit eine
kräftigen Hiebe einem Soldaten den Schädel spaltete, der i
Begriff stand, ihn mit einem Kolbenschlag zu empfangen.

„Um Gottes Willen! — nehmen Sie sich in Acht, Herr!
rief der Dragoner-Offizier, der dem Könige gefolgt wa
und indem er ihn beim Arm nahm, riß er ihn mit Gewa
von der Brustwehr herunter.

„Elender Feigling, das kostet Dir Dein Leben!“ sag
Karl, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, während er si
vom Schnee aufraffte.

„Zurück, Herr! — Eilen Sie!“ stöhnte ein so eben athme
los herbeistürzender Adjutant. „Der Feind bricht in Masse
aus dem Lager hervor, und hier sind Sie dem groben Ge
schütz am meisten ausgesetzt.“

„Still dort, wenn Euer Leben Euch lieb ist!“ antworte
Karl, und seine Augen schienen Funken zu sprühen. „I
fürchte die Kugeln nicht, — — sie können Karl XII. nich
anhaben.“

Kaum hatte er ausgesprochen, da knallte es an der eine
Seite, und ein Hagel von Gewehrkugeln pfiff durch die Luft
der Adjutant sank, von einer Kugel durchbohrt, entseelt ni
der. Mit einem betäubenden Hurrahgeschrei brach ein jü
ländisches Infanterie-Regiment im Sturmschritt aus den Vo
schanzungen hervor; mit unwiderstehlicher Gewalt stürzten si
die kräftigen Leute auf ihre alten Erbfeinde und trieben si
mit schweren Kolbenschlägen zurück.

Da donnerte es plötzlich auch auf der anderen Seite
und sogleich schlugen mehrere Kanonenkugeln neben dem Kö
nige vernichtend ein. Dies veranlaßte ihn endlich, dem Feind
den Rücken zu kehren. Umringt von mehreren Offizieren un
einem halben Hundert seiner Veteranen, schlug er den We
ein, auf welchem er gekommen, während der Rest seines zu
sammengeschmolzenen Heeres mit Zurücklassung der Geschütz
nach allen Richtungen flüchtete.

Eine halbe Meile vom Kampfplatze machte der König Hal
Er setzte sich auf einen aus dem Schnee hervorragende
Stein und sah mit einem zornigen Blick nach demselben La
ger seiner Feinde, von welchem aus noch hin und wieder ei
Schuß in die Nacht hinaus knallte, und wo die Trommel
wirbelten und Trompetensignale ertönten. Langsam durchliefe
hierauf seine Augen den Kreis seiner Begleiter, die ihn mi
banger Besorgniß anblickten.

„Zum Satan, seyd Ihr noch da?“ rief er plötzlich un

und Léo haben mit ihren Actiengeschäften an der Börse einen Gewinn von drei Millionen aus der Eisenbahn des linken Ufers gezogen. Es wäre kein unermeßliches Unglück, wenn Sie diese Herren eine Million zahlen ließen. Mein Gegner hat Ihnen die Maschinenmeister vorgestellt, die auf ihren Maschinen in ewiger Todesgefahr schweben. Allein Sie haben nicht die auf der Locomotive stehenden Lenker ins Auge zu fassen, sondern den ruhig auf seinem Geldkasten sitzenden Herrn Fould. Ihn schreckt nicht das sprühende Feuer, noch das siedende Wasser, noch die schnaubende Maschine. Er hört nur den lieblichen Klang der sich aufhäufenden Thaler. Das Gewitter des entfesselten Dampfes bedroht nicht sein Leben. Ueber seinem Haupt schweben nur die Börsengewitter, und die verstehen die großen Bankiers in heilsamen befruchtenden Thau aufzulösen. Die Industrie hat hier nichts zu fürchten. Nicht mit ihr haben wir es zu thun. Unsere Gegner sind keine Industriellen: es sind Speculanten, Platzverkäufer, Geldmänner. Sie sind für die Industrie, was die Gastgeber für die Gastfreundschaft, was in den schönen Künsten die Gemäldetrödler für Delaroche, für Ingres, für Vernet sind, was in der dramatischen Kunst die Contremarkenhändler für die Rachel, für Talma. Die Wissenschaft und die Gelehrten, die Industrie und die Industriellen haben also nichts zu schaffen mit unserem Proceß, der sich so zusammenfassen läßt: „Ich habe euch unter Leistung einer Zahlung mein Leben und meine Glieder anvertraut. Gebt mir sie unversehrt zurück oder bezahlt mir sie". —"

⁂ (Unfall eines frommen Pilgers.) Die Zahl der Christen, welche zu Ostern das h. Grab zu Jerusalem besuchen, war dies Jahr ungewöhnlich stark. Man zählte ihrer 12,000 meist Griechen und Armenier, welche in Laternen das vom Himmel herabgefahrne Feuer nach Haus trugen. Ein vornehmer Franzose, welcher unter vielen Fährlichkeiten die ägyptische Wüste durchzogen und eine schwere Krankheit in Folge der Anstrengungen dieser Reise überstanden hatte, pries sich glücklich, das Ziel seiner Pilgerfahrt noch rechtzeitig erreicht zu haben, und mischte sich unter den bunten Haufen lateinischer, katholisch griechischer, orthodox griechischer, armenischer, koptischer und anderer Arten von Christen, welche am Osterfest in der Grabkirche zusammenströmen und sich in ihren abgesonderten Kapellen wechselseitig den Rücken kehren. Der Franzose war in Andacht versunken, als er plötzlich in allerlei Zungen um sich her den Ruf: „Jude! Jude!" hörte, sich von christlichen Brüdern verschiedener Gattungen umringt, ergriffen und brevi manu zum Tempel hinausgeworfen sah. Nachdem er noch eine gute Anzahl derber Stöße empfangen, begleitet mit Flüchen, von denen er keine Sylbe verstand, erschien zu guter Stunde der Dragoman des heiligen Landes, und entzog ihn den Händen der Wüthigen. Was man Jüdisches an ihm gefunden, konnte er sich nicht sagen. Als guter katholischer Christ mag er sich das erlittene Malheur als eine Buße anrechnen.

⁂ (Physik.) Ein ehemaliger Soldat, jetzt Zimmermann feierte den 5. Mai als den Todestag seines Kaisers, indem er zu dessen Gedächtniß eine bedeutende Zahl von Gläsern leerte. Auf dem Nachhauseweg über den Vendomeplatz ließ er seiner Begeisterung freien Lauf mit Ausrufungen wie: „Du bist ein großer Mann! Das sag' ich. Hörst du? Es lebe die Säule! deine Säule! unsere Säule!" Die Vorstellung eines Patrouillenführers, daß diese an sich untadelhaften Aeußerungen im Augenblick die Nachbarschaft im Schlaf störten, erwiederte der Begeisterte mit Handgreiflichkeiten und kam so vor das Zuchtpolizeigericht. Der Präsident fragte ihn, wie er dazu komme, sich so zu betrinken? „Sehn Sie," antwortete der Zimmermann, „das macht der Schmerz. Der Schmerz zieht den Magen zusammen. Gießt man nun einige Gläser Wein hinunter, so finden sie keinen Platz und steigen zu Kopf. Daß ich am Todestag meines Kaisers Schmerz empfunden habe, werden Sie mir wohl glauben." — „Aber," bemerkte der Präsident, „Sie sind schon einmal wegen ähnlichen Vergehens verurtheilt worden, und jenes Vergehen war nicht an einem Trauertag vorgefallen." — „Sie haben Recht," sagte der Zimmermann; „das war als die Asche des Kaisers vor zwei Jahren zurückkam. Damals war die Freude an meiner Trunkenheit schuld; denn die Freude zieht ebenfalls den Magen zusammen." — Das Gericht verurtheilte den physikalischen Zimmermann zu achttägiger Einsperrung.

⁂ (Gefährliche Erfindung.) N., ein geborner Darmstädter, machte im Jahr 1831 verschiedenen deutschen Fürsten den Antrag, ihm ein Geheimniß abzukaufen, welches die Eigenschaften des griechischen Feuers und der Congreve'schen Raketen in sich vereinigte. Abgewiesen, wandte er sich an einen Capitalisten mit dem Vorschlag, sich zur Ausbeutung seiner Erfindung mit ihm zu vereinigen. Der Geldmann versprach 20,000 Franken vorzuschießen, falls N. bescheinigte, daß eine der größeren Mächte ihn in seinen Versuchen unterstützte. N. ging nach Paris und erlangte von dem Kriegsminister die Ermächtigung, eine Räumlichkeit im Schloß zu Vincennes und Materialien aus den Zeughäusern zu benutzen. Die Urkunde dieser Ermächtigung schickte er an den Capitalisten und bezog dafür die gewünschten 20,000 Fr. Mittlerweile verlaborirte er in Vincennes sieben Monate lang verschiedenes Material, und nachdem er das besagte Sümmchen in Sicherheit gebracht, verschwand er eines Tages und ließ nichts mehr von sich hören und sehen. Neuerdings hat die Polizei ihn unter einem falschen Namen in Paris ertappt und dem Gericht überliefert.

⁂ (Der übelbelohnte Reformator.) Wir haben vor einiger Zeit eines indischen Reformators erwähnt, der seinen Landsleuten Essen des Fleisches, statt Kreuzigung des Fleisches predigte. Nachträglich wird gemeldet, daß er auch Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten gegründet habe. Voriges Jahr hatte er Italien, Frankreich, Brabant und England bereis't, war vom Papst empfangen und von der Königin Victoria zum Ritter geschlagen worden. Als er aber neuerdings nach Bengalen zurückkehrte, wurde er von seinen Standesgenossen wegen Reisen im Ausland (?) für unrein erklärt und zum Paria degradirt. So meldet die Bombayer Zeitung vom 3. April.

⁂ (Eine Veränderung.) Die zu Ende gehende Session der französischen Kammern (urtheilt ein englisches Blatt) hat weniger Schaustellungen von Beredtsamkeit zu Tage gefördert, als sonst gewöhnlich. Die Repräsentation wird aber darum nicht eben in der öffentlichen Achtung abnehmen. Der Geschmack an bloßer Rednerei scheint sich sehr zu verlieren, und der Werthschätzung des gesunden Menschenverstandes und nützlicher Kenntnisse Platz zu machen. Dies zu bemerken ist besonders erfreulich in Frankreich, wo bisher immer das Brillante mehr gegolten hat, als das Gehaltvolle.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 20 Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucia: Fräulein Zerr, großherzogl. badische Hofopernsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

XIV.

Als Ben-Zagal den Palast der Inquisition betrat, sangen die Dominikanermönche den Abendgottesdienst, knieend auf einem Marmorpflaster, unter welchem die unermeßliche Reihe enger und düsterer Kerker sich hinzog; sie sangen mit ihrer sonoren Stimme das Lob Gottes und der Wind trug den Ton dieser glorreichen und heiteren Gesänge durch die Luftlöcher bis zu den Schlachtopfern hinab, welche in Foltern starben.

Als die Gebete beendet waren, übergab der Maure den Inquisitoren das Schreiben des Prinzen Philipp. Es wurde ihm gestattet, eine halbe Stunde in dem Kerker der jungen Ungläubigen zu weilen. Ein Franciskaner nahm eine Lampe und führte ihn durch lange Korridore und eine tiefe Treppe hinab zu einer in einem dicken Gewölbe angebrachten Thür; er schob den eisernen Riegel zurück, der die geschwärzten Bohlen zusammenhielt; die Thür kreischte in ihren Angeln und Ben-Zagal trat in den Kerker.

Der Kerker war 6 Fuß lang und 5 Fuß breit, der Raum, den man den Todten zu ihrem Begräbniß gewährt.

Olema saß auf einem Haufen Stroh, den sie bis zu einer Oeffnung in der Mauer erhöht hatte, durch welche ein wenig blasses Licht hereindrang. Sie trug das San-Benito, das Kleid der Gefangenen; es war ein Gewand von schwarzer Wolle, um den Hals rund ausgeschnitten und von einer Kette, die an der Mauer endete, um ihren Leib zusammengehalten; weite Aermel, unten offen, zeigten ihre zarten Arme und Hände, die am Handgelenk von einem eisernen Ringe an einer

— Nein, sagte sie, Du kannst mich nicht befreien und Du sollst nicht sterben; aber ich danke dem Himmel, daß er mir gestattet hat, Dir ein letztes Lebewohl zu sagen. Dieß Lebewohl, das unsere Seelen für die Ewigkeit vereinen wird, genügt der Liebe; der Rest Deines Lebens muß Deinen Pflichten, der heiligen Sache, die Dich ruft, geweiht seyn.

— Welchen Pflichten? Welcher Sache? Ich habe nur Dir gedient, nur Dich geliebt.

— Gelangtest Du in das Lager der Flüchtlinge, haben sie zu den Waffen gegriffen, ziehen sie gegen Kastilien?

— Ja, ich bin gegangen, wohin Du mich gesandt; ich habe den Mauren der Alpuxarras das Signal der Empörung gebracht; ich bin an ihrer Spitze bis in einen Wald der Sierra zurückgekehrt; ich hielt mich verborgen, um in einem wüsten Atapa den günstigen Moment abzuwarten ... Von dem Uebrigen weiß ich Nichts mehr. Es sind erst zwei Tage, Olema, daß ich Deine Gefangenschaft erfuhr und diese Tage sind Jahre gewesen, in denen ich Alles vergessen habe, was war und Alles, was ich wollte.

— Armes Herz, das die Liebe irre führte! Was macht ein Geschöpf weniger in der Welt aus? Was macht es, daß ein Grashalm welkt, daß ein Staubkorn enteilt, daß ein Wassertropfen in die Erde sickert, daß ein Weib in das Grab sinkt... Geh, wenn die Menschen in den Augen Gottes Etwas gälten, würde er die furchtbare Inquisition nicht dulden.

— Ach, Du hast es ausgesprochen, Olema, ich vermag Nichts, Dich zu retten; diese Hände, die so manches wilde Thier überwältigt, sie können das Gesetz nicht erreichen, das Dich verurtheilt; ich fühle mich durch eine trostlose Schwäche gefesselt; die Gewalt ist eine Rüstung, gegen die es einer gleichen Rüstung bedarf; ich erkenne mit Wuth, daß Philipp

„Der Himmel hat mich von den Pflichten des Königthums befreit, damit ich Dich retten kann, Olema. Isabella stirbt und hinterläßt Ferdinand die Regentschaft. Mir steht es frei, die Prinzessin von Kastilien zu verstoßen, die das königliche Diadem nicht ferner schützt; ich kann Dich den Händen der Inquisition entreißen, wenn ich erkläre, daß ich Dich zur Gattin nehme; das spanische Tribunal verliert seine Rechte über die Erzherzogin von Oesterreich. Morgen werde ich Dich aus Deinem Kerker befreien und Du wirst in meinem Palast des Augenblicks harren, dort als Gebieterin zu herrschen. Philipp."

(Fortsetzung folgt.)

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

(Schluß.)

Mit genauer Noth entkam Karl XII. nach Stralsund hinüber. Obgleich er den auf Rügen zurückbleibenden Truppen den bestimmten Befehl hinterlassen, ihre Posten bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, so ergaben sich doch 2000 Mann mit 100 Offizieren dem Könige von Dänemark, der sie mit Milde behandeln und ihnen Lebensmittel reichen ließ. Die Insel war daher erobert, und die Verbündeten vereinigten nun ihre ganze Macht vor Stralsund, dessen Wälle jetzt den König von Schweden und die Reste seines einst so siegreichen Heeres umschlossen.

Die Belagerer kamen zwar der Stadt immer näher und schlossen sie von allen Seiten immer dichter und dichter ein, aber noch war keine Bresche geschossen, noch war kein Außenwerk genommen, und die Belagerung schien sich in die Länge ziehen zu wollen. Da fand sich eines Abends ein desertirter schwedischer Dragoner-Offizier im sächsischen Hauptquartier ein und verlangte, sogleich zum General-Lieutenant Seckendorf geführt zu werden. Die Uniform des Ueberläufers war alt und abgenutzt, sein Blick unsicher, fast wild, sein Gesicht verzerrt. Obschon dieser Besuch ein wenig verdächtig schien, ließ der General den Offizier doch hereinführen, und nach einer kurzen Unterhaltung mit demselben, schickte er plötzlich mehreren Regimentern den Befehl, sich zu einem nächtlichen Zuge in Bereitschaft zu setzen. Augenblicklich aber wurden ein paar hundert Mann nach dem sogenannten Tribser-Thor detaschirt, wo sie mit vielem Trommeln und Schießen einen falschen Angriff machten, der — wie man erwartet — den Festungs-Kommandanten veranlaßte, die Hauptmasse der Garnison nach diesem Punkt zu dirigiren.

Während der Zeit marschirte indeß der General Seckendorf in aller Stille mit 4000 Mann nach dem Franken-Thor. In der Dunkelheit bemerkte man eine hohe Gestalt, die dem General mit unsicherem Schritt vorausging. Als die Spitze der Kolonne an die Stelle kam, wo der Wall an dem hohen, steil abfallenden Ufer endet, watete die Gestalt durchs Wasser und umging auf diese Weise die äußersten Flanken der Soldaten, und bald waren sie alle hinter dem Befestigungswerke verschwunden.

Gleich darauf vernahm man das Anrufen der feindlichen Schildwachen, und plötzlich knallte eine Gewehrsalve los; dieser folgte ein donnerndes Hurrah, und nun entspann sich ein lebhafter, aber kurzer Kampf. Das angegriffene wichtige Außenwerk hatte nämlich eine Besatzung von 1000 Mann, die mit einer unbeschreiblichen Bestürzung den Feind plötzlich aus dem Meere emporsteigen sahen. Schnell griffen sie zu den Waffen und leisteten tapferen Widerstand; die Uebermacht war indeß zu groß. Nachdem 400 Schweden in dem mörderischen Handgemenge gefallen, streckten die übrigen das Gewehr. Seckendorf besetzte das Außenwerk und richtete die 25 Feuerschlünde, welche er in demselben vorfand, gegen die Stadt, deren Garnison am nächsten Morgen mit Erstaunen und Furcht bemerkte, daß man sie aus ihren eigenen Kanonen beschoß.

Mehrere Versuche zur Wiedereroberung dieses Außenwerks wurden gemacht, — stets sahen sich die Schweden jedoch mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Gegen Ende des Monats Dezember ließ sich Karl XII., dessen unruhigem Geiste Stralsund einen viel zu beschränkten Wirkungskreis bot, endlich überreden, nach Schweden zurückzukehren. Mit dem Fassen des Entschlusses war es jedoch nicht abgethan, die Ausführung desselben schien fast unmöglich. Die Ostsee wimmelte in der Nähe und Ferne von dänischen Kreuzern, und mit jedem Tage drohte der Winter, das Fahrwasser mit einer Eisrinde zu bedecken und völlig unfahrbar zu machen. Nun wollte Karl aber einmal fort, und da war keine Gefahr im Stande, ihn zurückzuhalten.

Am 21. Dezember 1715 mit Tagesanbruch, während ein dichter, eisiger Nebel die Küsten bedeckte und bereits eine dünne Eisdecke anfing, den Weg zu versperren, bestieg er mit wenigen Begleitern eine Schaluppe und folgte einer mit seiner Bagage befrachteten und ihm den Weg bahnenden Jacht, deren Mannschaft bereits in der Nacht mehrere Stunden damit beschäftigt gewesen, einen Kanal bis in die offene See ins Eis zu hauen.

In der Entfernung von einer kleinen Viertelmeile entdeckte man, trotz des Nebels, bald die Masten einer dänischen Fregatte; aus allen Kräften ruderten daher die Seeleute, um aus dem Kanal zu kommen, ehe der Nebel sich verzöge und sie dem Wachtschiff verriethe. Plötzlich bemerkten sie mit Verwunderung einen Nachen, der, so viel der Nebel zu unterscheiden gestattete, vor ihnen her von einem einzigen Manne, und zwar einem Dragoner-Lieutenant, gerudert wurde. In der Meinung jedoch, es sey Jemand von des Königs Gefolge, der den Auftrag erhalten, das Fahrwasser zu rekognosziren, kümmerte man sich nicht weiter um ihn.

Als die Schaluppe so eben den Kanal verlassen wollte, zertheilte sich plötzlich der Nebel, und man erblickte auf Kanonenschuß-Entfernung die geöffneten Stückpforten des dänischen „weißen Adlers."

Der Nachen hatte bereits die See erreicht; jetzt machte der Dragoner-Offizier eine andere Wendung und ruderte aus allen Kräften, augenscheinlich, um so schnell wie möglich die Fregatte zu erreichen, auf deren Verdeck man nun einige Gestalten hin und her eilen sah. Zur Schaluppe drang der scharfe Ton der Bootsmannspfeife hinüber; es blitzte an der Seite der Fregatte an verschiedenen Punkten, und einige Kugeln sausten über die Wasserfläche; eine davon schlug in den Nachen, dessen Trümmer im nämlichen Augenblicke den Meeresspiegel bedeckten; der Dragoner-Offizier aber tauchte noch einmal empor und kam alsdann auf den eisigen Wogen nicht wieder zum Vorschein.

Sobald die Schaluppe den Kanal verlassen, näherte sie sich auf Karl's Befehl der Jacht, und mit einem kühnen Sprunge begab sich der König an Bord derselben. Ein günstiger Wind erhob sich und füllte die Segel des leichten Fahrzeuges, das jetzt seine Richtung nach Norden nahm; die Nebelwolken aber zogen desselben Weges, als wollten sie gleichsam den königlichen Flüchtling hinter ihrem melancholischen Schleier verbergen.

Der Befehlshaber des „weißen Adlers" ahnte nicht, welchen hochwichtigen Passagier jene kleine Jacht nach Schweden's Küste hinüberführte, sonst würde er sicher sein Ankertau gekappt und wahrscheinlich Karl XII. nach Kopenhagen gebracht haben, womit der Krieg wohl beendet gewesen wäre.

Doch noch einmal wollte das Glück dem kühnsten, zugle
aber auch leichtsinnigsten Fürsten seines Jahrhunderts zulächel
und richtete es daher so ein, daß Karl's gefährlichster Fein
der Capitain Wessel*), am Tage zuvor zwei nach Stralsu
bestimmte, mit Waffen und Munition befrachtete schwedis
Schiffe genommen hatte, und um diese nicht im Stich zu la
sen, bekümmerte er sich um die dem Anschein nach unwichti
kleine Jacht nicht weiter. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

T a b l e t t e n.

*** (Chinesische Poesie.) Ein französischer Gelehrt
M. T. hat unlängst die folgende Poesie des chinesischen Dic
ters und Weisen Suma-Kuang ins Französische übertr
gen, aus dem wir hier eine deutsche Nachbildung versuche
„Der Lenz führte mir ein Schwalbenpaar zu; sie bauten i
Nest gerade über dem Eingange meines Hauses. Wie ems
flatterten sie ab und zu, um Koth zum Bau herbeizuhole
und wie viel tausendmal pickten sie mit ihren Schnäbelche
um das Nest zu befestigen, jedes Loch zu verkleben und en
lich mit Flaumen zu bestreuen. Das Weibchen legte vi
Eier, und setzte sich zusammengekauert darüber, um sie au
zubrüten. Sie ward Mutter! und nun wetteiferten bei
Eltern früh und spät, ihren Kindern Nahrung zuzutrage
Es war keine Ruhe, kein Friede mehr. Sie wurden a
frühesten Morgen schon von dem Gekreisch der Jungen au
geweckt, und bis tief in die Nacht in Thätigkeit gehalte
Ach, die Fliegen sind selber beflügelt und leicht bewegli
und die Ameisen lassen sich so schwer auffinden, und die jun
Vogelbrut hungert so oft! Wie schwer fällt es ihnen nic
die Kreischenden zu stillen! Die arme Mutter ist ganz e
schöpft, wenn sie mit Beute belastet ankommt und verm
kaum den Schnabel zu öffnen; doch eilt sie gleich wieder z
Jagd zurück, denn die Liebe stählet die Kräfte. Sie ist b
ständig von Kümmerniß gequält, es möchte Hungersnoth i
Nest einreißen. Indeß sind doch alle gesättigt und schlaf
des Nachts ganz ruhig fort, nur wecken sie die Ernährer beim e
sten Strahl des Tages wieder, und schreien, als ob sie sch
verhungern müßten. Indeß hat es keine Noth, sie wachs
und nehmen zu, gelblichtes Gefieder sprießt hervor, ihre Schn
bel erhärten sich, und schon haschen sie selbst nach Flieg
die so keck waren, ihnen nahe zu kommen. — Endlich flieg
sie aus, fliegen auf das benachbarte Dach, vom Dach a
einen Baum, und vom Baum hinaus in den freien Luftrau
Die Mutter kommt zurück, findet das Nest leer, und erhe
ein klägliches Geschrei, sie fliegt vom Nest auf den Bau
vom Baum zum Neste zurück; am Tage fastet, des Nach
seufzet sie. O, du arme Schwalbe! aber du vergissest, da
du einst eben so deine Mutter verlassen hast! Auch sie h
geklagt und geseufzt, als die Jungen von ihr weggeflog
waren! (Wiener Zeitschrift.)

*** (Bereicherung der Literatur.) Im Juli v. J
gab ein Graf Mariano zu Rom nachträglich aufgefunde
Werke von Strozzi, Guarini, Tasso, Petrarca u. s. w. he
aus, nebst Briefen von ausgezeichneten Schriftstellern d
Vorzeit. Der Nachkomme eines dieser Schriftsteller fan
daß sein Vorfahr in dieser Briefsammlung eine nicht eb
ehrenvolle Rolle spielte, faßte Zweifel an der Echtheit d
Fundes und bewog die Polizei, in Begleitung von Sachke
nern einen Besuch bei dem Herrn Grafen abzustatten. Le
terer legte mit der größten Zuversicht seine Manuscripte vo
Die Sachkenner fanden dieselben verdächtig; die Polizei ö

---

*) Später unter dem Namen Tordenskiold (Donnerschil
in den Adelstand erhoben und zum Admiral befördert.

stützung, um die Universität Göttingen beziehen zu können. Der Fürst verband damit die Idee einer zukünftigen Professur Lichtenberg's in Gießen oder seiner Anstellung beim Wasserbau am Rhein. Lichtenberg ging sonach 1763 nach Göttingen. Außer in seinen Hauptfächern bildete er sich auch sonst noch dort wissenschaftlich aus. Er versuchte sich mit Glück in literarischen Arbeiten, übte sich fleißig in astronomischen Beobachtungen. Der Zeitpunkt kam heran, daß Lichtenberg in seine Heimath Hessen zurückkehren und eine ihm angetragene Professur der Mathematik in Gießen übernehmen sollte. Aber gleichzeitig erhielt er ähnliche Aufforderung für Göttingen, welcher er folgte, nachdem der Landgraf von Hessen-Darmstadt, in rühmlichem Erkennen, daß Lichtenberg in Göttingen damals wirksamer werden könne, als in Gießen, ihn seiner Verpflichtungen frei gegeben hatte. Und somit war dann von Lichtenberg die Laufbahn betreten, welche er, späterhin zum ordentlichen Professor und dann zum königl. großbritanischen Hofrath ernannt, von da (1770) bis an seinen Tod, also 29 Jahre lang, mit allgemeinster Anerkenntniß seiner Kenntnisse und seiner wissenschaftlichen Forschungskraft, zierte. In London, wohin er 1770 als Begleiter zweier jungen Engländer gereist war, kam Lichtenberg mit den vorzüglichsten Gelehrten England's, bald in wünschenswerthe Berührung; nicht weniger wurde er dem Könige, zu dessen Privatsternwarte er freien Zutritt hatte, sowie der Königin vorgestellt und von Beiden mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt. In den folgenden Jahren bestimmte Lichtenberg in Auftrag der Regierung die astronomische Lage von Hannover, Osnabrück und Stade. Einen zweiten Aufenthalt in England benutzte Lichtenberg vorzüglich zu Beobachtungen über das dortige Theater. Dabei verlor er jedoch die erstere Wissenschaft über jene Kunstanschauungen nicht aus dem Auge. Seit 1777 übernahm Lichtenberg in Göttingen auch noch Vorlesungen über Experimental-Physik, welche insbesondere zahlreich von den Studirenden besucht wurden, und wobei ihn außer seinen Kenntnissen, seinem Scharfsinn, und seiner anziehenden und populären Darstellungsgabe, auch noch der reiche Vorrath von trefflichen Instrumenten unterstützte, welche er sich nach und nach angeschafft hatte, und welche späterhin die Regierung für die Universität von ihm erstand. Lichtenberg's Zeit in den letzten 20 Jahren seines Lebens, die er ununterbrochen in Göttingen zubrachte, war getheilt zwischen seinen physikalischen Studien, seinen akademischen Vorlesungen, schriftstellerischen Arbeiten, Aufzeichnen seiner Tagebücher, vielem Lesen und nicht minder ausgebreitetem Briefwechsel. Er lebte einsam und sein Umgang beschränkte sich auf wenige Freunde, sodann, als er geheirathet hatte, auf die Freuden eines herzlichen und einfachen Familienlebens. Manche Leiden führten Hypochondrie und eine große Reizbarkeit der Nerven für ihn herbei. Entdecker in der Physik ward Lichtenberg durch das Bemerken der nach ihm genannten elektrischen Figuren, welche er hervorzubringen und zu befestigen lehrte; und sehr wesentlich erhöhte er das Interesse an seinen physikalischen Vorlesungen durch eine ausführliche Einleitung in die Chemie. Die aufmerksame Beobachtung aller Erscheinungen in Literatur und Leben, verbunden mit der schon erwähnten Gabe, dieß mit Laune und Witz zu thun, führten Lichtenberg zur Bestreitung mancher Thorheiten und Schwärmereien, aber auch eben so sehr manchen Unrechts seiner Zeit. In dieser Weise nahm er sich z. B. des trefflichen jüdischen Gelehrten Moses Mendelssohn an, welchen der Dichter und Prediger Lavater in wohlgemeintem, aber doch sehr übel angebrachtem Eifer, öffentlich aufgefordert hatte, zum Christenthume überzutreten. Nicht weniger geißelte Lichtenberg die von demselben Lavater eifrig vertheidigte Behauptung, daß man Charakter und Gaben der Menschen aus ihren Gesichtszügen deutlich entnehmen könne, und Lavater's Bemühen, diese ganze mißliche Lehre in ein wissenschaftliches System zu bringen. Von Lichtenberg's sämmtlichen literärischen Kämpfen dieser Art ist aber der rechtlich-bedeutsamste der von ihm unternommene Angriff auf die Schändlichkeit des Nachdrucks, gegeißelt in der Person eines berüchtigten Nachdruckers, des Tobias Göbhardt in Bamberg. Seine genaue Kenntniß England's und die Herausgabe des „Göttinger Taschenbuchs" seit dem Jahre 1778 brachten Lichtenberg auf den Gedanken, eine Reihe von Scherz- und Spottzeichnungen, welche der Engländer Hogarth gefertigt und im Kupferstich herausgegeben hatte, in verkleinerten Abbildungen jenem Taschenbuche beizufügen und dieselben mit äußerst geistreichen und witzigen Erklärungen zu begleiten. Dieß veranlaßte dann Lichtenberg später, seine treffliche „Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche" herauszugeben. Leider wurde er an deren Beendigung, so wie an manchen andern Arbeiten, die er sich vorgenommen, theils durch seinen Tod in noch kräftigem Mannesalter, theils diesem vorausgegangene, sehr häufige Krankheiten und fast beständige Kränklichkeit, verhindert. Ueberhaupt war Lichtenberg weit entfernt, sich um Schriftstellerruhm zu mühen, und selbst, wenn er in scharfen und schlagenden Worten hervortrat, lag die sichtbare Spur einer warmen Seele und einer bescheidenen Sinnesart nicht weit. Gefällig, freundlich, uneigennützig, zählte er viele Freunde unter seinen Collegen und Zuhörern. Voll Verwandtenliebe hing er zärtlich an Gattin, Geschwistern und Kindern und noch als älterer Mann an dem Andenken seiner schon mehr als dreißig Jahre verstorbenen Mutter. Voll des regsten Gefühls für Gott, Natur und alles Höhere und Schönere im Leben, selbst zeitweise nicht ohne eine gewisse Schwärmerei und Aberglauben, war er doch auch ein freier Forscher, ein Mann, welcher die Strahlen der Vernunft gern nach allen Seiten leuchten ließ. Durch reiche Bildung mit der ganzen Welt, durch Aufenthalt und Neigung insbesondere mit dem stolzen freien England genau bekannt, hing er doch auch mit patriotischer Zärtlichkeit an Deutschland und insbesondere an seiner alten Heimath. „Unser armes, armes Vaterland!" schrieb Lichtenberg, sechs Tage vor seinem Tode, an seinen Bruder, gelegentlich des damaligen Reichskrieges gegen Frankreich. „Ich kann die Namen Bischofsheim, (der Geburtsort von Lichtenberg's Mutter,) Rüsselsheim u. s. f. ohne die tiefste Rührung nicht lesen." — Eine mit Seitenstechen und Blutauswurf verbundene Brustentzündung bot hartnäckig aller ärztlichen Hülfe Trotz, und Lichtenberg entschlummerte sanft am 24. Februar 1799, ein in wenig Worten abgefaßtes Testament hinterlassend, das die Liebe zu seiner, ihn innig betrauernden Gattin auf eine schöne Weise kund gab.

Als im Jahr 1842 der Tag sich näherte, an welchem — vor 100 Jahren — G. Ch. Lichtenberg in Oberramstadt das Licht der Welt erblickt hatte, wurde der Gedanke rege, diesen Tag festlich zu begehen. Es kam eine stattliche Versammlung von Männern aus den drei Provinzen des Großherzogthums Hessen im Gasthaus zum Löwen in Oberramstadt zu Stande, die ansehnlich zu erweitern blos durch den engen, zu Gebote stehenden Raum gehindert wurde. Indessen hatten doch die Anwesenden die Freude, eine große Anzahl Mitglieder der Lichtenbergischen Familie um sich versammelt zu sehen, worunter ein Sohn G. Ch. Lichtenberg's, welcher, in ansehnlichem Staatsamte in Hannover lebend, auf die Kunde vom Gedächtnißfeste seines Vaters nach Darmstadt und Oberramstadt geeilt war. Bei Musik, Trinksprüchen und Liedern beging man den schönen Tag. Zugleich aber brachten die Unternehmer eine Denktafel in Vorschlag, welche außen am Pfarrhause, dem Geburtshause G. Ch. Lichtenberg's, befestigt, mit goldnen deutschen Buchstaben in schwarzem Marmor, jenen Umstand, so wie die hauptsächlichsten Geistes- und Gemüthsrichtungen G. Ch. Lichtenberg's, verkündigen sollte. Der Vorschlag fand Beifall und die Kosten der Denktafel wurden alsbald durch Subscription gedeckt. Unterdessen ist die Denktafel fertig geworden und ihre Anheftung an der für sie ausgesehenen Stelle ladet zu neuem Zusammentritte, zu neuer Festlichkeit ein. Dießmal ist, der Natur des Festes nach, die Zahl der Feiernden unbeschränkt. Mag, wer da will, dem Zuge sich anschließen oder ihm zusehen, der am 1. Juli 1843, Vormittags 11 Uhr, durch die Straßen Oberramstadt's, mit der Denktafel sich nach dem Pfarrhause bewegen wird! Möge jeder herzlich an dem Gedanken sich betheiligen, daß, wie es eine Freude ist, das Andenken ausgezeichneter Männer und Mitbürger zu ehren, in dieser Freude zugleich der Entschluß liegt, Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften, solchen tüchtigen Männern und Mitbürgern als Vorbildern nachzustreben!

Inschrift der Denktafel:

In diesem Hause wurde geboren
am 1ten Juli 1742
Georg Christoph Lichtenberg,
witziger Kopf, geistvoller Schriftsteller,
wissenschaftlicher Forscher, kenntnißreicher
Gelehrter, liebenswürdiger Mensch,
redlicher Deutscher.
Gestiftet 1842.

Frankfurter Stadt-Theater.

(Zum Vortheil des Herrn Hendrichs)

Mittwoch, den 21. Juni. (Auf Verlangen zum Erstenmale wiederholt.) Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abtheilungen, nach C. Lafont, von W. Friedrich. (Letzte Gastrolle) Rolla: Herr Hendrichs, vom Stadttheater zu Hamburg. Hierauf folgt: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth. (Letzte Gastrolle) Miller: Herr Hendrichs. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Ko

Donnerstag, Nro.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion

An die Redaktion des Fr

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neu
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litera
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktionen z

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Der Maure zuckte zusammen vor Staunen und Schmerz
große Schweißtropfen traten auf seine Stirn ... Er sal
Olema frei und ihre Befreiung war ihm ein größeres Un
glück als der Tod. Er betrachtete das junge Mädchen star
ren und brennenden Auges; er hielt den Athem an; zitternl
und die Arme nach ihr ausgestreckt, wartete er ihrer Antwor
auf diese Verheißung der Rettung; seine Seele hing an dei
Lippen Olema's.

Sie, sie war für den Augenblick ihrem Kerker entrückt. Ih
Haupt erhob sich in der Bewegung glücklichen Entzückens
ihre Lippen flüsterten ganz leise einige Worte, die eine glü
hende Danksagung schienen.

Dieses Schreiben war wie ein Hauch von Außen, der all
Bewegungen der Welt, Haß, Zorn, Eifersucht, Freiheit
Größe, Macht, Liebe, in die Tiefe ihres Kerkers führte ...

Ben-Zagal stieß einen tiefen Seufzer aus.

Olema wandte ihre Blicke auf ihn, legte die eine Hanl
aufs Herz, streckte die andere dem Unglücklichen entgegen un
sagte zu ihm:

— Sey ruhig, Ben-Zagal, so lange meine Brüder in de
Verbannung seufzen, werde ich Glück, Größe und die Freu
den des Lebens nicht annehmen; ich werde Dir und meiner
Lande treu seyn bis zum Tode.

— Olema! rief er aus und legte in diesen Namen di
ganze Liebe, die in seinem Busen glühte.

— Hörst Du, bis zum Tode. Und dieß Wort ist für mi
kein leeres Wort, und es ist kein unbestimmtes Entsetzen, da
sich in die Nacht der Jahre verliert; es ist ein Ereigniß vo
morgen, es ist ein Urtheil, das zu dieser Stunde gesproche
ein Scheiterhaufen, der in diesem Augenblicke angezünd
wird.

Das junge Mädchen stand groß und herrlich da. Ma
sah in dem Dunkel des Kerkers ihre Stirn in glänzende
ruhiger Weiße leuchten. Von ihrem Throne des Elends hera
gab sie ein Beispiel erhabener Größe.

Ben-Zagal kniete vor ihr, küßte ihre nackten Füße un
zum ersten Male glänzte eine Thräne in seinen wilden Auge

— Nein, sagte er, nein Olema, Du willst keinem ander
angehören, nicht unserm Feinde, der gegen uns gekämpft ha
angehören! ... O, ich danke Dir dafür!

Und er betrachtete sie mit glühender Leidenschaft ... Ab
in demselben Augenblick sah er die Ketten und die Mauer
des Kerkers.

Wachskerzen in den Händen und in Mitten des schwankenden und bleichen Lichtes sah man die schwarzen Gewänder zweier Dominikaner. Sie bekreuzten sich dreimal und deuteten der Gefangenen an, daß sie, „auf Befehl des Höchsten", sie zur Folterkammer abholten, wo sie auf die Folter gelegt und über die Ketzereien und Gottlosigkeiten, deren sie sich schuldig gemacht, befragt werden sollte.

Das Entsetzen dieses Augenblicks war zu groß für dies junge Wesen, welches nur eine starke Seele hatte. Olema bedeckte ihre Augen mit den Händen und sank bewußtlos auf ihr Strohlager zurück.

Eine geräumige unterirdische Höhle, in welche man durch unendliche Umwege hinabstieg, war der Ort, an welchem die Folter angewandt wurde.

Das größte Schweigen herrschte an diesem Orte; Henker, in ein langes Gewand von schwarzer Glanzleinwand gekleidet, den Kopf mit einer Kapuze von demselben Stoffe bedeckt, die nur Augen, Nase und Mund freiließ, warteten mit gekreuzten Armen in Mitten der zahlreichen Marterwerkzeuge; zwei Räthe des Gerichts, ihre Wachen hinter sich, saßen zu jeder Seite der Folterbank. In Mitten der rothen Gluth, welche die angezündeten Fackeln verbreiteten, erblickte man eine weiße auf der Erde liegende Gestalt: es war die nur halbbekleidete Verurtheilte, welche man in die Folterkammer getragen hatte.

Olema machte eine leichte Bewegung, man hielt ihr Salze vor, um sie vollends wieder zur Besinnung zu bringen; sie schlug die Augen auf. Man erachtete sie für stark genug, die Folter auszuhalten und die Inquisitoren befahlen damit anzufangen. Indeß war sie so bleich, als wenn alles Blut ihre Adern verlassen hätte; ihr gebrochener Körper hing über den Arm des Henkers herab, der sie aufhob. Man legte sie auf die Folterbank, nachdem man sie mit Weihwasser besprengt. Die Henker brachten ihr nacktes Bein zwischen zwei eisenbeschlagene und eng zusammenliegende Bretter, in deren Zwischenräume man langsam einen silbernen Keil hineintrieb, der, so gehalten, bis auf die Knochen drang, um dann mit einer Schraube die beiden Bretter herumzudrehn, die das Fleisch zermalmten, bis es zu blutigem Koth geworden.

Man befahl den Henkern langsam zu schlagen, damit die Marter länger daure und schon erhob der eine von ihnen seinen Hammer . . . . da plötzlich wurde die Thür heftig mit einem Geräusch aufgerissen, welches in dem Gewölbe wiederhallte, und der Erzherzog Philipp trat herein.

Er war bleich, seine Augen schleuderten Blitze und sein ganzer Körper zitterte vor Zorn; er eilte auf das Opfer zu und schnitt mit seinem Degen die Riemen durch, welche es fesselten; er selbst entfernte die furchtbaren Werkzeuge, die man an ihren Fuß gelegt hatte, mit einer väterlichen Zärtlichkeit und schaudernd vor Unwillen. Olema, welche bis dahin, halb ohnmächtig, halb todt, kaum gewußt hatte, was um sie vorgehe, sah plötzlich den Nebel schwinden, der ihre Augen deckte, und erkannte Philipp.

Sie blieb neben ihm stehen, an seine Brust gelehnt, und der Prinz umfaßte sie mit seinen Armen. Er sagte zu den Inquisitoren:

— Tiger und Panther schlafen in ihrer Höhle, wenn sie sich in Blut gesättigt; Ihr, ehrwürdige Väter, nachdem Ihr seit den vier Jahren Eures Amtes 6000 Opfer verschlungen, könnt wohl einen Augenblick ruhen, und mir diese Beute abtreten.

Und er machte eine Bewegung, Olema fortzuführen.

Ein Dominikaner stellte sich ihm in den Weg, und sagte, daß ohne einen Befehl des Großinquisitors kein Verurtheilter diese Schwelle überschreiten dürfe.

— Es gibt nichts Großes hier als die Scheiterhaufen, auf welche Ihr Eure Opfer werfet.

— Wir kennen den Haß, den Eure Hoheit gegen die heilsamen Exempel hegt, welche das heilige Officium statuirt.

— Ihr irrt, ehrwürdige Väter, mich würden Eure Strafen nicht entsetzen, und ich würde sie nie zu grausam finden, wenn ich sie auf die angewandt sähe, die sie erfunden haben.

Und er wollte sich entfernen; aber ein Inquisitor, der seinen Zorn unter der Maske des Rechtes verbarg, das er sich anmaßte, sagte, daß der Prinz wissen müsse, daß keine Macht an dem Orte, wo sie sich befänden, gebiete als die ihrige und daß die der Inquisition überlieferte Ketzerin ihr lebendig oder todt gehöre.

— Ihr selbst solltet wissen, sagte Philipp, daß ein Prinz von Geblüt das Recht hat, die Hinrichtungen des heiligen Officiums zu verschieben, und in dieser Zeit werde ich Mittel finden, Euch Eurer Gewalt über dieses junge Geschöpf zu berauben, das durch eine niederträchtige Rache in diese Kloake von Verbrechen und Abscheulichkeiten gefallen ist, in diese Höhle Eurer Inquisition, welche eines Tages an dem Gott, in dessen Namen sie ihre Schändlichkeiten begeht, zweifeln und ihr blutiges Kruzifix in künftigen Jahrhunderten verfluchen machen wird.

Statt aller Antwort winkten die Dominikaner den Henkern die Verurtheilte zu ergreifen; aber die Offiziere, welche der Erzherzog an den Eingang postirt hatte, drangen in die Folterkammer und zwischen ihren bloßen Schwertern entfernte sich Philipp, Olema in seinen Armen.

Einige Augenblicke später war die junge Maurin in dem Palaste Philipp's des Schönen in Schutz gebracht und von Allem umgeben, was Macht und Liebe zu gewähren vermögen. Sie befand sich wieder in der gewohnten Atmosphäre zierlichen und poetischen Glanzes. Die Dunkelheit des Kerkers, das furchtbare Licht der Folterkammer waren schon vergessen, wie ein vorübergezogenes Gewitter. Man hatte das junge Mädchen in das köstlichste Gemach der fürstlichen Wohnung gebracht, und der Prinz selbst, über sie hin geneigt, goß aromatischen Wein in einen goldenen Becher und reichte ihn ihren erbleichten Lippen.

Sie kehrte zum Leben zurück. Die Freiheit, die reine Luft drangen in ihren Busen und erblühten auf ihren Zügen in lebhaften Farben, in lächelndem Glanze.

(Fortsetzung folgt.)

T a b l e t t e n.

*** (Berlin.) Nach so vielen Konzerten, groß und klein, interessant und langweilig, bedeutend und schülerhaft, womit uns die letzte Saison bis in den Sommer hinein verfolgt hat, mußte es den Musikmüden erfreulich seyn, daß ihnen einmal eine Unterhaltung anderer Art, ein Konzert des Witzes und Humors, dargeboten wurde. Zwar sollte auch hier die Musik nicht ganz fehlen, doch diente sie nur als Einleitung und Intermezzo, und das gesprochene Wort, die Declamation und der poetische Vortrag, bildeten den Kern, der von dem zahlreichen Auditorium, wie sein anhaltender, rauschender Beifall und seine erregte Stimmung bekundeten, sehr schmackhaft befunden wurde. Dem größten Theil unseres Publikums war der allzeitfertige, treffende Witz des Herrn Saphir noch aus früheren Jahren in lebhafter Erinnerung; daß der Witzige durch seine Stachelworte im Augenblick hier und dort eine leichte Wunde schlägt, und daß daher auch bei dem damaligen literarischen Debüt dieses Humoristen in unserer Mitte einzelne Mißstimmungen nicht ausbleiben konnten, dies wird Niemanden abhalten, der Gabe des Witzes seine volle Anerkennung zu zollen, und so war denn auch die Aufnahme des Herrn Saphir von einer Wärme und Leb-

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

Nach so vielen Konzerten, ... [illegible]

Berliner Publikum den Genuß einer jener humoristischen Vorlesungen zu verschaffen, über die uns seit Jahren von Wien und kürzlich auch von Leipzig und Dresden so viel Interessantes gemeldet wurde. Bei seinem Vortreten ward Herr Saphir mit so stürmischem, lange anhaltendem und jubelndem Beifall empfangen, daß er erkennen mußte, das Publikum habe nicht allein die vielfachen Genüsse, die es seiner heiteren Muse in früherer Zeit verdankte, in freundlicher Erinnerung bewahrt, sondern es sey auch seinen späteren, glänzenden Erfolgen in der Kaiserstadt mit Theilnahme gefolgt. Herr Saphir las über deutsche Fragewörter oder vielmehr: er erging sich in theils witzigen und pikanten, theils ernsten und poetischen Wendungen und Einfällen über die Menschen und die Gesellschaft, über die Zeit und den Zeitgeist, über die Liebe und über den Haß. Niemand ward verschont, aber auch Niemand verletzt. Jeder konnte über sich selbst lachen, denn er durfte gleich darauf über Andere lachen. Es war eine Aufeinanderfolge witziger Einfälle, treffender Bemerkungen und sprachlicher Feinheiten, mit denen Herr Saphir eine Stunde lang sein Publikum zu unterhalten, zu ergreifen und zu fesseln wußte. Wer die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe kennt, der wird das Verdienst der Lösung zu würdigen wissen. Das Publikum zeigte sich auf eine seltene Weise empfänglich; jede Pointe ward erfaßt und durch lauten Beifall anerkannt, jeder Einfall traf, jeder Witz zündete. Nach diesem ersten Auftreten darf unser Gast, der die Erstlingsgaben seines hiesigen Aufenthalts einem wohlthätigen Zwecke widmete, bei seinen ferneren Vorlesungen gewiß auf eben so zahlreiche und bewegte Zuhörer rechnen. Manchem wäre es vielleicht nicht unwill-

tererreignisse ist das Gastspiel der Fräulein Capitain. Am 12. Juni sang sie die Marie in der Donizetti'schen Oper „die Regimentstochter." Auch an diesem Abend waren ihre Erfolge, namentlich im zweiten Acte, höchst ehrenvoll, was um so mehr bedeutet, als die ausgezeichnete Leistung der französischen Sängerin, Mad. Hebert-Massy, in derselben Rolle, noch in jedem Gedächtniß war. Das pikante Trio des zweiten Actes, zwischen Marie, der Marquise und Sulpice, mußte wiederholt werden. Die Künstlerin ward am Schlusse gerufen. — Am 14. sang Fräulein Capitain die Recha in Halévy's „Jüdin."

*** (Altona.) Ernst Plock, längere Zeit ein ausgezeichneter und allgemein beliebter Komiker des Königstädtischen Theaters in Berlin, später am Hamburger Stadttheater engagirt und zuletzt Director der durch ihn zu neuem, regem Leben gebrachten Altonaer Bühne, — ist hier, nach mehrmonatlicher schmerzlicher Krankheit, am 8. Juni gestorben. Plock war nicht nur ein wackerer Künstler, dessen niedrig-komische Parthien namentlich ein höchst originelles Gepräge zeigten, sondern auch als Mensch achtungswerth in jeder Beziehung. — Es ward der Wunsch ausgesprochen, daß die Leitung des Altonaer Theaters der Gattin des Verstorbenen übergeben werden möge. (Jahreszeiten.)

*** (Hannover.) „Kaiser Friedrich in Prag," ein Trauerspiel in 5 Acten von F. G. Kühne, ward am 26. Mai zum ersten Male gegeben, doch ohne Erfolg, ohne Hoffnung, sich auf dem Repertoire halten zu können.

*** (Napoleon's Trauerspiel „Hektor".) Der bekannte österreichische Dichter Johann Gabriel Seidl hat so eben in Wien eine deutsche Uebersetzung der von Luce de Lancival nach einer Idee Napoleon's und angeblich auch

die Keime zu einem Achill lagen, etwas Anziehenderes geben, als die Gruppirung so gewaltiger Recken um den göttlichen Achilleus, als ihren Mittelpunkt? Er wählte daher aus dieser Gruppe den Hektor, als den menschlichsten Heros der Ilias, zum Gegenstande seines dramatischen Versuches, welchen er nach der Belagerung von Toulon begonnen haben soll. Wann und unter welchen Einflüssen er mit seinem Brouillon fertig ward; in welchen Zeiträumen er das Werk ins Reine arbeitete, und wie er sich mit der Form zurechtfand, darüber läßt sich nun freilich nichts ermitteln. Nur so viel ist bekannt, daß er als erster Konsul das Manuscript wieder zur Hand nahm und auf den Einfall gerieth, es zur Darstellung zu bringen. Als ein Mann der Entwürfe, welcher als Feldherr daran gewöhnt wurde, nur die Idee zu geben und das Detail dienenden Kräften zuzuweisen, nahm er auch in schriftstellerischer Beziehung keinen Anstand, seine Tragödie „Hektor", die noch einer gut angelegten, aber roh ausgemeißelten Statue glich, einem Kenner vom Fach zu übergeben, damit er sie, mit Beibehaltung des ursprünglichen Planes, glätte und für die Bretterwelt zurichte. Allein das Kriegsgetümmel verscheuchte die Muse wieder aus Napoleon's Zimmer, und erst als Kaiser nahm er seinen „Hektor" wieder vor und vertraute ihn dem Professor Luce de Lancival an, welcher zur Feile dieses Werkes vorzugsweise geeignet schien, da er ein genauer Kenner der Klassiker und namentlich des Homer war, wofür dessen episches Gedicht „Achille à Scyros" den deutlichsten Beweis liefert. In fortwährendem Einvernehmen mit dem Kaiser und unter dessen unmittelbarer Censur, nicht feilend, sondern auch ändernd und ganze Scenen und Charaktere beseitigend, welche dem theatralischen Effekte Eintrag zu thun schienen, hatte dieser nunmehr das Manuscript so weit appretirt, daß man es ohne Bedenken dem Comité des Théâtre français zum Behufe der Darstellung übersenden konnte. Die Einsendung fand — wie natürlich — anonym statt, und das Stück wurde — zurückgewiesen. Da erschien Tags darauf plötzlich vor den Schauspielern ein Stallknecht des Kaisers in seiner Arbeitsjacke mit einer Rolle und einem Billet folgenden Inhaltes: „Les acteurs du théâtre Français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie qu'ils ont eu la bêtise de refuser. Napoléon." („Die Schauspieler des Théâtre français werden binnen einem Monate von heute an das Trauerspiel, welches zurückzuweisen sie die Albernheit hatten, zur Darstellung bringen. Napoleon.") Die Pille wirkte. Die Tragödie wurde mit aller Eile und möglichstem Fleiße einstudirt. Die theatralischen Notabilitäten Talma und Mlle. Duchesnois übernahmen die Hauptrollen. Am 1. Februar 1809 fand die erste Aufführung statt, sie hatte den günstigsten Erfolg. Luce de Lancival, welcher dem Kaiser seinen Namen als Maske leihen mußte, erhielt von ihm das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von jährlich 6000 Francs. — Der Kaiser besuchte die Vorstellungen seines Stückes mehrmal und fühlte sich auffallend geschmeichelt, wenn Verse, in welchen er manche seiner Lieblings-Ideen deutlich ausgesprochen hatte, vom Publikum, dem das Vorgefallene nicht ganz fremd geblieben war, rasch aufgefaßt und beziehungsweise lebhaft beklatscht wurden." (Mag. f. d. Lit. d. Aus.)

*** Ein sehr reicher Bischof pries einen dürftigen Pfarrer seines Sprengels glücklich, daß in der Umgebung seiner Pfarrei eine so gute Luft wehe. „Ja, gnädiger Herr," entgegnete der Pfarrer, „die Luft wäre schon gut, wenn man nur davon leben könnte!"

*** Adolf Bäuerle in Wien nennt seine „Allgemeine Theaterzeitung": Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik u. s. w., schöpft aber ununterbrochen aus unserm Konversationsblatte, ohne solches als Quelle anzugeben. Die letzte Nummer des sogenannten Originalblattes bringt: „Die Mumificirung", „Kriegserklärung um einen Thaler", „Ein kaiserliches Handschreiben", „Schicksale eines alten Soldaten", „Die Betrogene" und „Zu den Akten über den Instinkt der Thiere", also sechs dem Konversationsblatte ohne Quellenangabe nachgedruckte Artikel.

Füllcharade.

Die erste Hälfte.

Den Trauernden zum Frommen,
Den Lauernden willkommen,
Für Träumende gewährlich,
Für Säumende gefährlich;
Trotz meiner Stumm- und Blindheit,
Der Schwäche, Dumm- und Kindheit,
Der Weisheit und dem Alter
Belebender Erhalter.

Die zweite Hälfte.

Vernünftigen ein Wunder,
Den Zünftigen nur Plunder,
Bekundet sich die Lehre
Und rundet sich als Sphäre
Zum Kerne stillen Denkens
Und Stern des Willenlenkens,
Die mein Genie begründet,
Und stets noch Streit entzündet.

Das Ganze.

Vereinet uns Ein Zeichen,
Erscheinet sonder Gleichen,
Was Horchenden entzückend,
Und Sorgenden erquickend,
Wenn Blüthenpracht die Felder
Und Lenzesmacht die Wälder
Mit Jugendreiz umfangen
In schwellendem Verlangen.

Berichtigung

von Druckfehlern in der Charade in Nro. 167 des Konversationsblattes.

Der letzte Vers „der ersten Hälfte" muß lauten:
„Die der Hülle schöner Titel"
und der zweite Vers „der zweiten Hälfte":
„Treuen Hütern zu vergleichen".

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 22. Juni. Norma. Große Oper in drei Abtheilungen von Bellini. (Gastrolle) Norma — Frau von Hasselt-Barth, kaiserl. königl. Hofopernsängerin. — Frau von Hasselt-Barth wird auf ihrer Durchreise nur einmal auftreten.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Die zweite Hälfte

Das Ganze

Berichtigung

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

XVI.

Am folgenden Tage saß Philipp neben der jungen Maurin auf einem Ruhebett; seine Züge drückten nicht mehr die Liebe voll dreister Wünsche und Hoffnungen aus, die er noch vor Kurzem für die schöne Sklavin hegte; es war der Ernst eines erhabenen, mächtigen Gefühls, das auf den übrigen Theil seines Lebens einen entschiedenen Einfluß haben sollte. Sie, die edle Tochter Granada's, war, sobald der furchtbare Traum des Kerkers geschwunden, von Neuem ihrem fortwährenden Gedanken, der Befreiung ihres Landes, zurückgegeben. In halb liegender Stellung auf den Polstern ruhend, spielte sie träumerisch mit einem mit dem Halbmond gezierten Armband, das sie von ihrem Arm losgemacht hatte.

— Höre mich an, Olema, sagte Philipp in festem und sanftem Tone zu ihr; ich will Dir jetzt meine Seele aufschließen. Du hast mich für stolz und ehrgeizig gehalten, und Du hast Recht gehabt; ich habe mich immer als Abkömmling der Cäsaren gefühlt, ich habe die höchste Gewalt über Alles geliebt und selbst an den prunkenden Vergnügungen, mit denen ich mich umgab, liebte ich vor Allem, daß ich sah, wie ich über Alles gebot und Alles meiner Stimme gehorchte. Ich bin bestraft für diesen angebornen Stolz; eine Krone, deretwegen ich mein Vaterland verließ und die ich schon mit der Hand erfaßte, ist mir für immer verloren.

— Verzweifle nicht, gnädiger Herr, noch ist Nichts geschehen.

— Isabella hat Ferdinand, meinem tödtlichsten Feinde, die

— Gnädiger Herr, sagte sie mit melancholischem Lächeln, Ihr kennt die nicht, für die Ihr ein so großes Opfer bringt. Ihr seht an mir nur die Reize der Anmuth und der Harmonie, die Eigenschaften eines singenden und hüpfenden Vogels, Ihr wißt nicht, welche Seele diese ephemere Hülle birgt.

— Ich habe den Adel und die Reinheit gesehen, die Dich zum ersten Range unter den Frauen erheben, weil ich Dich zur Gefährtin meines Lebens machen will

In diesem Augenblick traten Diener ein und legten prachtvolle Gewänder vor Olema nieder; sie öffneten eine lange Reihe von Gemächern, in denen die Reichthümer beider Welten aufgehäuft waren und deren letztes einen herzoglichen Thron zeigte.

— Sieh, sagte Philipp zu dem Mädchen von Granada, sieh diesen weiten Palast, sieh seine Porphyr-Säulen, seine Marmor-Gewölbe, seine Mosaik-Böden, sieh in seinen Höfen dies Heer von Dienern, sieh diese Gärten voll der seltensten Pflanzen und Vögel: Alles, was einer Herrscherin gehorcht, Alles, was sie liebt und sie segnet, wird Dein seyn. Sieh in jenem Gemach den hohen von einem Thronhimmel überragten Platz, er wird Dein seyn.

Olema achtete kaum auf das, was sich ihren Augen darbot; ihre Augenbrauen waren leicht zusammengezogen, und ihre Stirn in regungslose Gleichgültigkeit gehüllt.

Philipp faßte sanft die Hand des jungen Mädchens, legte sie an seine Stirn und fügte hinzu:

Und der Gebieter von dem Allen, theure Olema, ergibt sich Dir und wird Dir Treue und Huldigung schwören.

Bei dieser Berührung, bei diesen sanften Worten, fuhr die junge Maurin zusammen. Sie schaute Philipp an, so schön in dem Glanze seiner Macht, noch bewundernswürdiger in

Palastes tritt, sieh diesen unter einem Thronhimmel einherschreitenden Prälaten, der die heilige Hostie in der Hand trägt. Es ist die Geistlichkeit, die Isabellen die letzte Oelung bringt, es ist der Priester, der der Königin von Spanien das Reich des ewigen Lebens gibt.

— Gott! rief Olema halb leise, als sie auf den Zug herabsah, Ben-Zagal unter dieser Menge? Was will er thun? ... Will er in das Sterbezimmer dringen? Nein, er steht unter dem Peristyl still ... er lehnt sich an einen Pfeiler ... er wartet, die Arme über die Brust gekreuzt ...

Philipp, ohne zu hören, was Olema flüsterte, trat wieder zu ihr heran, zog sie an sein Herz und sagte:

— Du siehst, Alles ist zu Ende, Ferdinand faßt die Zügel der Regierung; mir bleibt das Glück; komm und gib es mir, sey mein, Olema.

— Nein, sagte sie und entwand sich seinen Armen, nein, wenn ich mich einem christlichen Prinzen, einem Besieger der Mauren vermähle, verlasse ich meine Nation, beschimpfe ich ihr Unglück ... Wie, fügte sie mit glühender Begeisterung hinzu, ich sollte die Wonnen dieses schönen Landes kosten, wenn jedes Rosengebüsch die Gebeine meiner Brüder deckt!... O, ich konnte als Sklavin auf diesem Boden leben, wo die meinigen niedergemetzelt wurden, ach! meine Tänze und meine Lieder, die die Gebieter befahlen, waren trauriger als die Seufzer ihrer Schatten! Aber ich sollte mich weich in diesem Palaste betten, während die traurigen Reste meines großen vernichteten Volkes in den Wüsten Afrika's umherirren, wo sie nur die Cypressen der Alpurarras haben, ihr Haupt zu schirmen! Ich sollte Euren Festen beiwohnen, während sie oft nur das Wasser der Cisternen und die Wurzeln der Berge haben, sich zu nähren! ... Allmächtiger Gott, möchten, wenn das jemals geschieht, die Gewölbe dieses Palastes mich begraben und seine Feste mir zu Gift werden!

— Olema, es gibt nur dies Eine Mittel, Dich zu retten.

— Der Tod schreckt mich nicht!

Sie strahlte von göttlichem Muthe.

Philipp rief in leidenschaftlichem Ton:

— Ich bringe Alles der Liebe zum Opfer; kannst Du nicht Etwas für sie thun? Kannst Du nicht diesem wilden Stolz der Besiegten entsagen?

Der Blick Olema's begegnete den Augen Philipp's, sie erbleichte und lehnte sich an den Divan, auf welchem sie saß.

— So ist es also wahr, daß Du mich nicht liebst, sagte er und wandte sein Gesicht, welches in seiner Trauer den Vorwurf so rührend machte, ihr zu. Du hast Alles angehört, was ich zu Dir von meiner Liebe sprach, weil ich Dein Gebieter war, aber Du hast nie darauf geantwortet; wenn meine sehnenden Augen überall an diesem Hofe Dich suchten, wenn ich einen Augenblick der Einsamkeit abwartete, um mich Dir zu Füßen zu werfen, hobst Du mich schweigend auf; wenn ich Dich an mein Herz zog, erbleichtest Du wie jetzt, wie jetzt schautest Du mich mit seltsamen Blicken an.

Und bei diesen Worten umschlang er sie mit seinen Armen, legte er sein Haupt an sie und sein braunes Haar floß in reichen Locken auf die weißen Schultern des jungen Mädchens herab. Sie nahm ihre Hand, das Haupt Philipp's zu entfernen, und die Lippen des Prinzen hielten sie in einem Kusse fest. —

Sie schlug die Augen gen Himmel, ihr Mund flüsterte ein Gebet.

— Olema, sagte der Prinz mit Nachdruck, Du verschweigst mir ein furchtbares Geheimniß.

Sie schaute fortwährend gen Himmel und sagte:

— Ich träume von der Befreiung meines Vaterlandes.

— Wahnsinn!

— Hoffnung!

In diesem Augenblick holte man den Erzherzog Philipp zu der Trauerfeierlichkeit, bei welcher Isabella die letzten Sacramente gereicht werden sollten. (Fortsetzung folgt.)

Der Verfolgte.

Es sind jetzt fünfundvierzig Jahre, daß Hr. Jonas Jenkins spät Abends am Ostersonntag von einem bei seiner alten Tante zu Islington eingenommenen Mahl nach London zurückkehrte. Er hatte bereits die damals noch wenig angebaute Anhöhe zu Pentonville hinter sich und befand sich in der Gegend des Pockenhospitals, da wo zu jener Zeit ungeheure Pyramiden ausgeglühter Kohlen aufgeschichtet lagen. Die Nachtwächter in jener Gegend hielten es für unartig, irgend einem Unterthan des Königs „Halt!" zuzurufen und pflegten, wie andre ehrliche Leute, der Ruhe. Jenkins ging sonach ungestört seinen Weg im Dunkeln. Aber gerade diese Ungestörtheit hatte etwas unheimliches für ihn, nicht, als ob er sich vor Gespenstern gefürchtet hätte; wohl aber, weil er einen Abscheu vor Dieben hatte. Kaum waren die unheimlichen Gedanken in ihm aufgestiegen, so hörte er hinter sich schnelle Fußtritte. Er beschleunigte seine Schritte, bemerkte aber bald, daß er einen rascheren Fußgänger hinter sich hatte, als er selber war. Ueberzeugt, daß Laufen vor diesem, falls es ein gefährliches Wesen wäre, nicht retten, vielmehr denselben nur reizen und ermuthigen könne, ließ er es darauf ankommen, von seinem Hintermann eingeholt zu werden.

„Guten Morgen," sagte dieser. „Es nebelt und wird bald tüchtig regnen."

„Guten Morgen," wiederholte Jonas, indem er im Stillen den Unbekannten zum Teufel wünschte. „Ich dachte nicht, daß es schon zwölf Uhr vorbei wäre."

„Zwölf Uhr schlägt es nicht eher wieder als um Mittag," erwiederte der Unbekannte. „Sie haben wohl noch ein Stück Wegs zu gehen?"

„In die Cecilstraße", antwortete Jonas.

„Ich gehe in die Königinstraße in Lincolns-inn-fields", bemerkte der Fremde.

„Sie sind demnach wohl ein Mann des Gesetzes?" fragte Jonas.

„Ich bin noch nicht an die Schranken berufen," antwortete der Unbekannte.

„Ah, Sie studiren noch, oder arbeiten bei einem Advocaten?"

„Ich beschränke mich bis jetzt auf das Geschäft der Uebertragung von Eigenthum."

„Und ich," sagte Jonas Jenkins, „studire Anatomie, um auf dem Land als Wundarzt zu practiciren. Als bloßer Arzt kommt man da nicht fort. Man muß die Arzneien nicht nur verschreiben, sondern auch machen; man muß accouchiren, amputiren, trepaniren und überhaupt operiren können, sonst gibt es am Ende des Jahres ein Deficit. Hier in London ist das Geschäft angenehmer. Jeder Zweig ist für sich. Das geht aber im Westen nicht an. Deswegen treibe ich mich jetzt in den Spitälern herum."

„Aus dem Westen sind Sie?" fragte der Unbekannte; „Ihrer Sprache nach. — Es ist zwar dunkel, indeß schätze ich Sie mehr als zwanzig Jahre alt. Also aus dem Westen. Demnach wären wir gewissermaßen Landsleute."

„Sind Sie auch aus dem Westen?" fragte der Mediciner.

„Ja und nein," antwortete der Unbekannte. „Ja, wofern Jemand, weil er in einem Stall zur Welt gekommen, ein Pferd ist."

„Ich bin ein Welscher," erklärte Jonas, „von Cardiff stammend. Mein Vater war dort geboren und siedelte sich

hinzu. „Ich gedenke in einem königlichen Schiff und auf Regierungskosten die Colonien zu besuchen."

„Wahrhaftig, ich wünschte auch für das juristische Fach bestimmt zu seyn," äußerte Jonas. „In den Colonien gibt es treffliche Stellen für den, welcher im Parlament ein wenig Protection hat. Ich brauchte dann meine Nase nicht in anatomische Theater zu stecken oder Auferstehungsmännern die Cour zu machen, wenn ich ein Cadaver brauche oder einen Kopf zu den Knochen oder sonst eine Kleinigkeit der Art. Ein Jurist hat es leichter."

„Eine eiserne Stirn ist die Hauptsache für den, welcher mit dem Gesetz zu schaffen hat," bemerkte der Unbekannte. „Aber es fängt an stark zu regnen."

Unter diesem Gespräch hatten die beiden Nachtwandler die Southamptoner Zeil zurückgelegt und waren in der Königsstraße bis an den Eingang der Theobaldsgasse gekommen. Hier stand der Unbekannte still, ging in ein Nachtwächterhäuschen, zupfte den schläfrigen Argus an seiner rothwollenen Mütze und weckte ihn mit der Frage: „He, Alter! zeige uns ein Haus, wo wir vor dem Regen Obdach finden können."

„Ja, ja," erwiederte der dienstfertige Nachtwächter. „Kommen Sie nur mit dort hinüber."

Die Zwei folgten dem Nachtwächter zu einem Hause, über dessen Thür ein Lichtschimmer sichtbar war, und aus welchem ein dumpfes Getöse vieler Stimmen hervordrang. Der Nachtwächter klopfte, die Thür ging auf, und alsbald befanden sich die Drei in einem Gemach, an dessen einem Ende ein Mann und eine Frau, umgeben von Fäßchen und Flaschen, standen. An den Seiten saßen etwa sechs Personen, das Haupt auf die Brust gesenkt und schnarchend. Hinter dem Schenktisch erblickte man eine Thür, die in ein tieferes Zimmer führte. Aus diesem Zimmer kamen die Töne, welche man auf der

weniger das Branntweingift hinabschlürften. Zwei jüngere Weibspersonen, an denen man die Reste einer schnell verblühten Schönheit sah, tobten wie Mänaden in dem Zimmer herum.

(Fortsetzung folgt.)

Tabletten.

. (Bremer Theater.) Die Directions-Frage ist jetzt entschieden. Zur Wahl hatte sich eine ziemliche Anzahl von Candidaten gemeldet, wovon indeß nur wenige tauglich erschienen. Am meisten sprach man in den letzten Tagen von Ludwig Wallbach und im Publikum nahm man schon mit Bestimmtheit an, daß dieser es werden würde. Durch besondere Empfehlungen wurden indeß noch mit Herrn Ritter, Regisseur des Hoftheaters zu Mannheim, Unterhandlungen angeknüpft, und dieser denn auch wirklich zum technischen Director für das neue Theater gewählt. Herr Ritter ist seit vielen Jahren in Mannheim engagirt, spielte dort das Fach der Chevaliers, Gecken und Charakterrollen, und wurde 1839 daselbst Regisseur. (Brem. Unterhaltungsbl.)

. Marmontel suchte in seiner Jugend oft die Gesellschaft des alten Boindin, eines der berüchtigsten Freigeister seiner Zeit. Boindin lud eines Tages den jungen Schriftsteller ein, mit ihm in ein damals sehr besuchtes Kaffeehaus von Paris zu gehen und daselbst ein Stündchen in seiner lehrreichen Gesellschaft zuzubringen. Marmontel entgegnete dem alten Freigeiste, daß sie sich ja an dem Orte unmöglich über philosophische Gegenstände besprechen könnten. „Doch," versetzte Boindin, „es kömmt nur darauf an, uns eine eigene Sprache zu bilden." Nun bestimmten Beide, daß sie die

sorgen sollte. Da die Engländer (wirklich oder nach der Angabe treuloser Bevollmächtigten) mehr französische Gefangene hatten, als die Franzosen englische, und da in England alles mehr als doppelt so theuer ist, wie in Frankreich, so bekam Frankreich in Folge dieses Arrangements Summen auf die Rechnung, deren Bezahlung nur dazu beitragen konnte, seinen elenden Finanzzustand noch mehr zu zerrütten. Das Schönste bei dieser Vereinbarung war, daß jede der contrahirenden feindseligen Mächte im feindlichen Land einen Gefangencommissär unterhielt. In England war nichts zu spioniren und zu intriguiren, wohl aber in Frankreich. Der englische Commissär war nichts anders, als ein accreditirter Spion. Einer der ersten Schritte, die Buonaparte nach seiner Erhebung zur Consulwürde that, war die Aufhebung jenes Vertrags, an dessen Aufrechthaltung der englischen Regierung so viel gelegen war, daß sie drohte, die französischen Gefangenen verhungern zu lassen.

⁂ (Judenverfolgung in England.) Als Richard Löwenherz den Thron von England bestieg, verbot er den Juden, am Tag seiner Krönung, sich in der Kirche oder im Palast sehen zu lassen. Die reichen Juden, Benedict von York an der Spitze, dachten: „Geld zwingt die Welt.“ — erschienen, trotz dem Verbot, im Palast und erklärten, sie wollten dem König ein Krönungsgeschenk darbringen. Die Dienerschaft, auf den königlichen Befehl fußend und noch einen Schritt über denselben hinausgehend, warf die Juden hinaus und schlug namentlich auf Benedict dermaßen los, daß dieser in der Todesangst die Taufe begehrte und ohne Umstände von einem Prior erhielt. (Bei dieser Prügelei mögen die für den König bestimmten Geschenke in unrechte Hände gekommen seyn.) Die königliche Dienerschaft hatte bloß mit Fäusten zugeschlagen. Die Menge vor dem Palast ging einen Schritt weiter und griff die Ausgetriebenen mit Stöcken und Steinen an. Vom Palast aus verbreitete sich das Gerücht weiter in der Stadt, daß die Juden todt geschlagen würden, — was wirklich mit einigen geschehen war. Es rotteten sich Haufen zusammen, welche abermals einen Schritt weiter gehend, mit scharfen Waffen in die Häuser der Juden einbrachen, plünderten, mordeten und selbst Feuer anlegten. Von London verbreitete sich die Kunde dieser Gräuel in ganz England, und fast in allen Städten wurde das Beispiel der Hauptstadt nachgeahmt. Winchester, welches eine Ausnahme machte, wird deßwegen von den mönchischen Chronikschreibern getadelt. Die Geistlichkeit schwieg entweder dazu oder hetzte. Richard benahm sich christlicher. Er schickte seinen Hofrichter ab, um durch strenges Einschreiten dem Gemetzel ein Ende zu machen, und was ein Wunder von Gerechtigkeit in jener gepriesenen Zeit war, er verstattete dem zur Taufe gezwungenen Benedict den Rücktritt zum Judenthum.

⁂ (Buonaparte als Theolog.) Im Juni 1798 erließ Buonaparte in Alexandria einen Aufruf an die Aegypter, worin es heißt: „Auch wir sind Muselmänner. Haben wir nicht den Papst vernichtet, welcher sagte, man müsse die Muselmänner bekriegen? Haben wir nicht die Malteserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, daß sie die Muselmänner bekriegten?“ — Im Juni 1800 hielt Buonaparte an die versammelten Prediger von Mailand eine Rede, welche so anfängt: „Ich habe gewünscht, Sie hier versammelt zu sehen, um das Vergnügen zu haben, Ihnen persönlich die Gefühle auszudrücken, die mich in Bezug auf die römisch-katholisch-apostolische Religion beseelen. Ueberzeugt, daß diese Religion die einzige ist, welche einer wohlgeordneten Gesellschaft wahres Glück verschaffen und die Grundlagen einer guten Regierung befestigen kann, versichere ich Sie, daß ich jederzeit bedacht seyn werde, sie durch alle Mittel zu schützen. Sie, die Diener dieser Religion, welche auch die meinige ist, Sie betrachte ich als meine theuersten Freunde“ u. s. w.

⁂ (Ein seltener Zug der Redlichkeit für unsere Zeiten.) In Berlin erbte kürzlich eine Familie ein Capital von viertausend Thalern unter solchen Umständen, daß sie wohl verdienen, als eine Merkwürdigkeit, und als ein Beweis, daß es in unserer verderbten Zeit doch noch wahre Redlichkeit gibt, erzählt zu werden. Der Graf von S***, ein reicher Gutsbesitzer, hatte auf seinen Gütern einen Pfarrer, den er seines redlichen Sinnes und seiner ächten Religiosität wegen sehr liebte und schätzte. Der Sohn dieses Geistlichen konnte eine vortheilhafte Anstellung bekommen, doch bedurfte er dazu einer Caution von viertausend Rthl. in Gold, und sein Vater war nicht im Stande, diese Summe aufzutreiben. Er wendete sich deßhalb vertrauensvoll an den Grafen S***, der auch bereitwillig und mit Vergnügen das Geld vorstreckte. Unglücksfälle mancher Art trafen den Sohn des Geistlichen, und ohne daß man ihm hätte eine moralische Schuld zur Last legen können, ging die Caution verloren. Er selbst war darüber tief betrübt, sein Vater aber außer sich. Der Graf indessen tröstete Beide, indem er sagte: „Mein lieber Pfarrer, ich bin ein reicher Mann und kann das Geld leicht verschmerzen; gereicht es Ihnen aber zur Beruhigung, wenn ich Ihnen diese Summe nicht schenke, nun, so mögen Sie oder die Ihrigen, wenn Sie es können, einst das Geld zurückzahlen; wegen der Zeit aber, wann dieß zu geschehen hat, machen Sie sich keine Sorgen.“ Der Graf S*** starb, ohne der Sache weiter zu gedenken. Der Pfarrer starb, aber noch auf seinem Sterbebette bat er: „Mein Sohn, vergiß nicht, an die Kinder unseres Wohlthäters einst, wenn es dir irgend möglich ist, die viertausend Thaler zurückzuzahlen.“ Aber es war dem Sohne des Geistlichen nicht möglich, und er starb in ziemlich dürftigen Umständen; vergessen hatte er jedoch der Schuld nicht, denn noch auf seinem Sterbebette ließ er sich von seiner einzigen Tochter das Versprechen der Rückerstattung geben, wenn sie einst in die Verhältnisse dazu gelangen sollte. Die Tochter heirathete einen zwar nicht reichen, aber doch wohlhabenden Mann, und als dieser starb, verschrieb er seiner kinderlosen Witwe nur die Nutznießung der Zinsen während ihrer Lebenszeit, das Capital seines Vermögens aber vermachte er verschiedenen wohlthätigen Anstalten. Endlich nahte auch das letzte Stündlein der Witwe heran. Da ließ sie an ihr Sterbelager einen Justizcommissär kommen, und übergab ihm das Capital von viertausend Thalern in Louisdor, um es an die Erben des Grafen S*** auszuzahlen, und so das Wort ihres Großvaters zu lösen und den letzten Wunsch ihres sterbenden Vaters zu erfüllen. Sie hatte sich das Capital in einer langen Reihe von Jahren von den Zinsen abgespart, und um es zu können, hatte die Matrone sich besonders in der letzten Zeit manche für ihr Alter harte Entbehrung auferlegen müssen. (Wien. Zeitsch.)

Auflösung der Charade in Nro. 167.

Schatzgräber.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 23. Juni. Don Juan, große Oper in zwei Abtheilungen. Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna — Frau v. Hasselt-Barth, k. k. Hofopernsängerin. (Gastrolle) Donna Elvira — Mad. Marquard-Segatta, vom Theater zu Breslau. (Gastrolle) Zerline — Fräul. Zerr, großh. badische Hofopernsängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter K

Samstag, Nr

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktio

An die Redaktion des

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und N
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Lite
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produktioner

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

XVII.

Isabella war auf ihrem Sterbelager in das Gewand
Franciscanerinnen gekleidet; ein alter Gebrauch erheis
daß die Könige von Spanien im Klostergewande star
ohne Zweifel, um den Stolz ihres ganzen Lebens zu süh
und zur Anerkennung, daß sie dem Geringsten der Mens
gleich seyen. Die Kerzen der Trauerfeier waren erlosch
der Clerus und die Großen des Hofes, welche der Da
chung der Sacramente beigewohnt, hatten sich entfernt.
dem Sterbezimmer, bei dem Schein einer einzigen La
befanden sich nur zwei betende Priester und einige Fr
Isabellens, die neben ihrem Bette knieten. Die Königin
regungslos da und schien die Besinnung verloren zu h

Man hörte einen schnellen Tritt auf der Treppe, die
ging auf und Johanna von Kastilien trat ein. Sie wa
Schwarz gekleidet, ihr Haar ungeordnet; in der Hand
sie einen verwelkten Lilienstengel.

In ihrem Anfall von Wahnsinn, der bis zu diesem Au
blick gedauert hatte, war sie von ihren Leuten in dem Sc
der Sierra zurückgehalten worden. Erst am Morgen d
Tages hatte sie ihre Vernunft wieder erlangt und sich
nach Toledo zurückbringen lassen. Bei ihrer Ankunft im
zar vernahm sie, daß die Königin nur noch Augenblic
leben habe. Bei diesem neuen Schmerze kehrte das F
das eben erst ihre Adern verlassen, mit neuer Gluth z
Sie wollte ihre Mutter noch einmal sehen, Verzeihung
ihr erflehen, zu ihren Knien weinen, und Worte des
leids und ein zärtliches Lebewohl von ihr hören ...
müthigt aber durch ihre Geistesschwäche, zitternd, daß
wankende Vernunft ihr wieder entfliehen möge und
Andern Mitleid verlangend, als das ihrer Mutter, befa
als sie über die Schwelle des Zimmers trat, den Fraue
den Priestern, welche neben dem Sterbebette weilten,
terisch, sie mit der Königin allein zu lassen.

Der traurige Zustand der Prinzessin war im Palast
nicht bekannt, man gehorchte ihrem Befehl.

Als sie das düstere und schweigende Gemach betrat,
Johanna und konnte kaum sich aufrecht halten. Lang
und furchtsamen Schrittes trat sie näher ... Sie sa
eisernes Bett, von Sarschevorhängen umgeben, und i
sem Bette eine bleiche, regungslose Frauengestalt, i
braune wollene Gewand der Franciscanerinnen gehül
Sie stand still, blickte nochmals stieren Blickes, ohne E

Sie schauderte zusammen und machte eine heftige Bewegung.

— Isabella, Königin von Kastilien, sagte der Maure, die Du das Reich der Muselmänner gestürzt hast, Du siehst in mir das Bild einer vernichteten Nation, die in Deiner letzten Stunde Dir ihr Verderben vorzuwerfen erscheint.

— Was höre ich? sagte Isabella und fuhr mit ihrer fahlen Hand über die von kaltem Schweiße bedeckte Stirn ... Wo sind meine Kinder, meine Minister, meine Frauen? ... Warum bin ich von den Meinigen verlassen? Warum ist dieser Mensch hier?

— Damit Du vor Deinem Ende einmal die Schattenseite Deines Lebens erblickst.

— Allmächtiger Gott! Erbarme Dich meiner! sagte sie und drückte ein Krucifix an ihren Busen.

— Dein Ruhm ist aus dem Unglück der Mauren erbaut, fuhr die Erscheinung fort, Deine Krone ist aus ihrer vernichteten Macht geschmiedet, Dein Wappen ist aus ihren zerbrochenen Waffen gegossen, Deine Reichthümer sind mit ihrem Blut und ihren Thränen getränkt. Du hast Ferdinand die Regierung hinterlassen und er wird ihre Vertilgung vollenden ... aber Du wirst in der Ewigkeit dafür büßen.

Isabella zitterte am ganzen Leibe und sah ihren Ankläger mit irren Blicken an; sie war von Entsetzen mehr als von Staunen erfaßt; schon herrschten für sie nicht mehr die Gesetze der Erde, sie war bereits in jener unbekannten Welt; sie verkehrte nicht mehr mit den Menschen, sondern mit dem Schicksal.

— Du wirst im Himmel dafür büßen, fuhr der Maure fort, durch das Mißfallen des Gottes der Gerechtigkeit, vor welchem alle Völker gleich sind, und welcher den zum Verbrecher stempelt, der das eine Volk niedermetzelt, um das andere zu erheben; Du wirst hienieden dafür büßen, durch das Unglück Deiner Familie, durch den Fluch Deines Geschlechts.

In diesem Augenblick vernahm man aus einer dunklen Ecke des Gemachs ein sanftes und helles Liedchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verfolgte.

(Fortsetzung.)

Jonas wandte sich voll Abscheu um und kehrte mit seinem Begleiter nach dem Schenktisch zurück. „Das geht über Padstow!“ wiederholte er.

Der Unbekannte bemerkte lachend: „Was sollen die Menschen in ihrem Elend anfangen? So vertreiben sie sich die Gedanken.“

„Das müssen böse Gedanken seyn, die man vertreiben muß,“ meinte Jonas.

„Genug, es geschieht,“ sprach der Unbekannte. „Es geschieht täglich und wird auch ferner geschehen. Wer Sorgen hat, sucht sie zu vergessen, und wer sie nicht vergessen kann, ersäuft sie. Wenn finstre, nagende, quälende Gedanken über einen Menschen kommen, soll er sie gewähren lassen, indeß er mit einem Glas die Pein heilen kann?“

„Auf einige Zeit,“ setzte Jonas hinzu.

„Ja, auf einige Zeit,“ wiederholte der Unbekannte; „und diese Zeit, sey sie noch so kurz, ist eine Erleichterung. Wie und wie lang ein Unglücklicher mit seinen Gedanken ringt, sieht Niemand. Und so lange es Gedanken gibt, welche dem Menschen das Fleisch am Leib verzehren und das Mark in seinen Gebeinen austrocknen, werden die Menschen zu diesem Hülfsmittel greifen. Es ist ein schlechtes Mittel, das gestehe ich; aber es ist von zwei Uebeln das geringere. — Auf Ihr Wohlseyn!“

Der Regen hatte unterdessen aufgehört und die beiden Gefährten machten sich nach Leerung ihrer Gläser wieder auf den Weg.

„Sie verstehen sich ohne Zweifel darauf, ein verrenktes Glied wieder einzurichten oder einen Arm abzunehmen?“ fragte der Unbekannte.

„Ich will mich nicht selbst loben,“ antwortete Jonas Jenkins; „indeß einen Knochenbruch oder eine Verrenkung zu behandeln oder eine Amputation vorzunehmen, getraue ich mich so gut wie Einer in England. Es ist mein Geschäft.“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte der Unbekannte.

Am Ende der Königinstraße angelangt, sagte der Unbekannte: „Hier trennen wir uns. Wir sehen uns nächstens wieder.“

Jenkins sah ihm nach, bis er im Dunkel verschwand. Es war ein stämmiger Mann von mittlerer Größe und seinen Bewegungen nach zu urtheilen, eben so gewandt wie kräftig. Sein Gliederbau war im Ganzen schön, abgerechnet die etwas säbelförmigen Beine. Im Wirthshaus hatte Jenkins seine Gesichtszüge betrachtet, in welchen ruhige Entschlossenheit ausgeprägt war. Dickes, schwarzes Haar, eine niedrige Stirn beschattend, schwarze, tiefliegende Augen, eine breite gebogene Nase, dünne Lippen und gesunde weiße Zähne, waren Merkmale, an denen der Mediciner seinen unbekannten Begleiter bei einem abermaligen Zusammentreffen sicher wiederzuerkennen hoffte. Als derselbe verschwunden war, reuete es ihn, daß er ihn nicht um seinen Namen gefragt hatte. Der Unbekannte schien ihm ein denkender Mann und ein Mann von Welterfahrung zu seyn.

Am nächsten Morgen kam Jonas Jenkins aus der Cecilstraße auf den Strand, als ihm, wie von Ohngefähr, sein Begleiter wieder aufstieß.

„Ich habe gesagt, wir würden uns bald wiedersehen,“ nahm dieser das Wort. „Indeß so bald habe ich nicht gedacht, daß es geschehen würde. Haben Sie ein dringendes Geschäft, Herr Jenkins?“ Auf die verneinende Antwort von Jonas fragte der Unbekannte weiter: „Also können Sie sich eine Stunde abmüßigen?“

Jonas Jenkins bejahte, und der Unbekannte nahm ihn mit sich auf ein Kaffeehaus in der Königsstraße in Coventgarden. Jonas folgte ihm durch die untere Stube eine Treppe hinauf in ein kleineres Zimmer, welches in dem Augenblick weiter keine Gäste enthielt. Nachdem der Unbekannte eine Flasche alten Portwein hatte kommen lassen und dem Mediciner gegenüber Platz genommen, begann er: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Herr Jenkins; vorher aber muß ich Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten.“

„Ich bin bereit,“ erwiederte Jonas.

„Bekümmern Sie sich um Politik?“

„Sehr wenig. Zu Hause habe ich mich, gleich den meisten meiner Bekannten, für Kirche und Staat erklärt, und das bedeutet jetzt, glaub' ich, so viel wie Pitt.“

„Im Grund also haben Sie ernstlich weder die eine noch die andere Partei ergriffen?“

„Gerade so wie die Mehrzahl, welche der Partei folgt, mit welcher sie am besten fährt oder wie wir in Padstow sagen, mit welcher man die Sonnenseite des Hafens gewinnt.“

„Ah, ihr Westländer seyd kluge Leute. Was thut man heutzutage mit Politik, wenn sie einem nicht Vortheil bringt! — Aber wo nichts zu gewinnen noch zu verlieren ist, könnte da Rücksicht auf Pitt oder Fox Sie an einer Handlung der Menschenliebe hindern?“

„Gewiß nicht. Pitt, Kirche und Staat, Fox und Freiheit sind eins und dasselbe, wovon ich keinen Vortheil habe.“

** (Arabischer Beweis der Verstandeszerrüttung.) Ein Europäer war mehreren Arabern, deren Gegenden er bereiste, durch seine Sitten und Gebräuche, besonders aber durch einige wirkliche Eigenthümlichkeiten, so sehr aufgefallen, daß sie die Meinung äußerten, es möchte mit seinem Verstande nicht ganz richtig seyn. Ein alter Scheik trat zu den Sprechenden, und als er hörte, wovon sie sich unterhielten sagte er: „Der Mensch ist wahnsinnig, das leidet ja keinen Zweifel; denkt Euch, ich sah, wie er Zucker in seinen Kaffee that!" Dieser Beweis ließ keinen Zweifel aufkommen, und Alle stimmten nun darin überein, daß der Europäer verrückt sey. Was würden diese ehrlichen Araber da erst sagen, wenn sie eines unserer Kaffeehäuser beträten? Sie müßten offenbar glauben, sich in einem Tollhause zu befinden. (Wiener Zeitschrift.)

** (Oeffentlichkeit und Mündlichkeit.) Dies sind in Frankreich die beiden Schildwachen der Freiheit. Das Daseyn obgenannter Wächter ist so unstreitig, wie das der Sonne; dagegen behaupten die Malcontenten, der bewachte Gegenstand sey so wenig vorhanden, wie in einem Kenotaphion Gebeine oder in einer Hofkutsche bei einem Leichenzug der durchlauchtigste Eigenthümer. Für die Malcontenten sind Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nur Reste oder Surrogate der Freiheit — eine Ansicht, gegen welche die Polizei nichts einzuwenden hat. Die Regierung achtet selber dies Surrogat. Darum steht auf den Knöpfen der Nationalgarde „Freiheit." Aber es steht nicht darauf „Ordnung." Eine Dame, welche eine leidenschaftliche Verehrerin der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit ist, faßte bloß die eine Seite des Knopfs ins Auge und gab durch diese Einseitigkeit Anlaß zu einem sonderbaren Auftritt. Am 8. Juni, als die Abgeordneten in der Kammer zu Paris die Ohren spitzten, um eine Eröffnung des Präsidenten zu vernehmen, erscholl von der höchsten Gal-

Martin ihm sein Beileid über dies Verwandtschaftsverhältniß mit dem Bemerken: alle Pfaffen seyen Spitzbuben, absonderlich der von Gordes, welcher den Weibern sehr gefährlich sey. Jönard erwiederte dies Compliment mit einem „Esel" und „Lauskerl;" St. Martin, ein großer starker Mann, diente darauf mit einer Ohrfeige. Jönard schien dieselbe ruhig hinnehmen zu wollen und beschleunigte seine Schritte; stand aber plötzlich still, zog eine Pistole hervor, schob den erschreckten Sylvestre, der ihn zurückhalten wollte bei Seite, ging auf St Martin los, der sein Pferd am Zügel führend, langsam nachfolgte, und feuerte auf drei Schritt gegen ihn ab. St. Martin, ohne getroffen zu seyn, stürzt auf den Schützen los, erhascht den Fliehenden und zerarbeitet ihm den Kopf mit den Absätzen. Jönard feuert liegend eine zweite Pistole, ebenfalls ohne Erfolg ab. St. Martin gab ihm noch einige Tritte, ließ ihn liegen, ging seines Wegs und bezeichnete ihn einem Feldschützen zur Verhaftung. Jönard widersetzte sich erst der Verhaftung mit Drohungen, entwischte dann, stellte sich aber später freiwillig als Gefangener. In der Verhandlung gab sich St. Martin als einen wahren Heiden zu erkennen, indem er erklärte, daß er das Ansinnen des Pfarrers Jönard, sein sterbendes Kind zu taufen, standhaft zurückgewiesen habe, und daß sein anderes siebenjähriges Kind zur Stunde noch nicht getauft sey. Der königl. Procurator und der Gerichtspräsident fanden dies Bekenntniß höchst anstößig. Jönard versicherte, seine Pistolen seyen nur blind geladen gewesen und wurde für nicht schuldig erklärt.

Friedrich Hölderlin.

(Schwäbischer Merkur.)

von der Gott vertrauenden, frommen und häuslichen Mutter (sie entschlief zu Nürtingen 1828 im 81. Lebensjahre) erzogen und von ihr in seiner Seele der Keim des Ernstes gepflegt, der durch seine ganze Poesie geht. Nach ihrem Wunsche widmete sich dieser Sohn der Theologie, durchlief die Seminarien Denkendorf und Maulbronn, bezog, mit Hegel zusammentreffend, das theologische Seminar zu Tübingen im Jahre 1788, versenkte sich hier bald in die Schriften Kant's und erhielt im Jahr 1790 das Magisterdiplom. Unter den Dichtern Deutschlands überragte schon damals Schiller, in seinem zweiten Stadium blühend, hinter Göthe, alle übrigen, und von den Lyrikern war Matthisson jüngst zu einem großen Rufe gelangt. Hölderlin's eben erwachte Dichtergabe war Anfangs von ihnen beiden abhängig, aber schon charakterisirte sie ein ihr gebliebener Zug, leidenschaftliche Liebe für Hellenenthum und in diesem ausgeprägte reine Menschlichkeit. Auf der Universität lebte er in einem kleinen Kreise nachmals berühmt oder bekannt gewordener schwäbischer Landsleute: Hegel, Conz, Neuffer, Bahnmaier, Magenau, wozu die ausheimischen Freunde Leo v. Seckendorff und v. Sinklair kamen. Schon damals entstanden die ersten Bruchstücke seines Romans Hyperion. Seine liebste Erholung von Arbeit und Produktion war die Musik, die ihm auch am letzten Lebensabende noch das Geleite in die Ewigkeit gegeben hat. Dabei entspann sich schon jetzt ein Briefwechsel mit dem geliebten, ihn überlebenden, Halbbruder, der bis an die Gränze seiner irdischen Besinnung fortgesetzt ward und reichen Stoff für die Geschichte seines inneren Lebens bietet. Hölderlin vertauschte die Hochschule im Jahre 1793 mit einer Erzieherstelle zu Waltershausen bei Meiningen, von wo aus die Mutter seines Zöglings, Frau v. Kalb, Schiller's geistreiche Freundin, als er auf ihren eigenen Rath schon im Spätjahre 1794 ihr Haus wieder verließ, seine Verbindung mit den berühmten Männern zu Weimar und Jena einleitete. Fichte und Niethammer nahmen ihn freundlich auf. Bei Schiller fand der junge Dichter den liebreichsten Empfang, und seine Poesie, deren Erstlinge in Stäudlin's Musenalmanach erschienen waren, mit reiferen Proben eine Aufnahmsstätte in der Thalia. Auch in die Ferne ertheilte ihm der Meister noch später gute Rathschläge. „Nehmen Sie — schreibt Schiller ihm noch im Jahre 1796 in einem bis jetzt nicht veröffentlichten Briefe — nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen und lassen ihn in den schönsten Momenten des Daseyns ruhig der Vollendung zureifen." Indessen fand der Dichter in Jena nicht das Unterkommen, das er gehofft hatte, und kehrte noch im Jahr 1795, nach einem Verwandtenbesuche im Altenburgischen, nach Nürtingen zurück, wo er den im Jahre 1794 vollendeten Hyperion umarbeitete. Durch Schelling's Ansichten hervorgerufen, hatte ihn eine neue philosophische Weltanschauung mit aller Gewalt ergriffen, und sie fand auch in jenem Buche, das er nach einigen Jahren so glücklich war, im Cotta'schen Verlag erscheinen lassen zu können (1797 und 1800) ihre Stelle. Im Beginne des Jahres 1796 wurde Hölderlin durch seinen Freund Sinklair, damals Regierungsrath zu Homburg, von drückenden Nahrungssorgen befreit, indem dieser ihm eine angenehme Hauslehrerstelle in einer angesehenen Banquiersfamilie zu Frankfurt a. M. verschaffte, wohin er, in ähnliche Verhältnisse, bald auch seinen Freund und Landsmann Hegel aus der Schweiz zog, in dessen Umgang er — schon damals kränklich und zur Schwermuth geneigt — sich wieder verjüngte. Mit der Frankfurter Familie flüchtete er vor dem Kriegslärm im Sommer 1796 zuerst nach Kassel, wo er die Bekanntschaft des Dichters Heinse machte und im Genusse der Kunst glückliche Tage verlebte. Von da ging der Weg über den Schauplatz der Hermannsschlacht durchs „Land des Varusthals, und die dunkeln Schatten der wilden, heiligen Berge" nach dem Bade Driburg bei Paderborn, das ihn von einem peinigenden Kopfweh befreite. Im Spätling desselben Jahres nach Frankfurt zurückgekehrt, war er im Sommer 1797 so glücklich, den nach dem Süden reisenden Göthe begrüßen zu dürfen; und die beiden größten Dichter Deutschland's würdigten in ihrem Briefwechsel ihn wiederholter Aufmerksamkeit. Göthe erkannte in seinen Gedichten „der Aether" und „der Wanderer," die er streng beurtheilte, Schiller's Schule, und vielleicht nicht genug die darin hinlänglich kundgegebene Eigenthümlichkeit eines unmittelbaren Dichters, den eine Naturanschauung beseelte, die Schillern immer gefehlt hat, und die Göthe'n vielleicht nur darum bei Hölderlin abstieß, weil sie hier zu sehr in's Ideale ging. Er rieth ihm, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Schiller warnte ihn direkt vor den philosophischen Stoffen, als den undankbarsten. Gegen Göthe sprach derselbe sein unheimliches Gefühl über Hölderlin's Ueberspanntheit und Einsilbigkeit aus und fragte sich, ob es an etwas Primitiverem liege, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von Außen und die Opposition der wirklichen Welt gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wirkung bei solchen Naturen hervorbringe. Hölderlin, als Verfasser jener Gedichte, erinnerte ihn sehr an sich selbst. „Er hat eine heftige Subjektivität, sagt Schiller zu Göthe, und verbindet damit einen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist." Göthe aber fand in Hölderlin nur eine ähnliche Richtung, wie bei Schiller, er nannte seine Arbeiten lieblich, innig, mäßig; die Fülle, die Stärke, die Tiefe Schiller's sprach er ihnen ab. Das Beste von Hölderlin's Poesie, längst zusammengestellt, erhebt sich gewiß über dieses niederhaltende Urtheil, und der tiefsinnige Lyriker steht als Meister neben Meistern, die ihn, wie es zu gehen pflegt, weil sie ihn als Schüler beginnen sahen, zu lang als Schüler behandelten. Hölderlin ging indessen seinen Weg; er beschäftigte sich neben dem Studium der Philosophie auch mit Botanik und Mathematik, strebte nach größerer Vielseitigkeit und schien sich mit der Welt zu versöhnen. Aber eine eben so unschuldige als unglückliche Neigung seines Herzens zerstörte dieses äußere Glück mit dem innern. Im Septbr. 1798 verließ er seine Stelle und Frankfurt ohne Abschied. Er ging zuerst nach Homburg und von dort im November mit seinem Freunde Sinklair nach Rastadt, wo er im Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer Erheiterung fand. Wieder in Homburg angelangt, vollendete er ein, leider verloren gegangenes, Drama: Agis, besang den Geburtstag der 72jährigen Großmutter in Distichen, welche die Seinigen über seine christlichen Ueberzeugungen beruhigen sollten, sprach sich noch ausführlicher über sein Verhältniß zum Glauben in einem herrlichen Briefe an die Mutter aus und machte den Versuch, wie Schiller später that, die Philosophie, die ihn, den Dichter, „nur immer friedensloser und leidenschaftlicher machte", zu verabschieden, um sich ganz der Poesie, als seiner eigenthümlichen Neigung, zuzuwenden. Im Sommer 1799 entwarf Hölderlin den Plan zu einem „sowohl ausübenden als belehrenden" ästhetischen Journale mit dem „humanistischen" Zweck der Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben und schien nicht zu ahnen, daß er sich damit der Spekulation aufs Neue in die Arme geworfen hatte. Ein jüngerer Buchhändler Stuttgart's, jetzt der Nestor des dortigen Buchhandels, Joh. Fried. Steinkopf, bot ihm herzlich und freigebig seinen Verlag dazu an. Das Unternehmen zerschlug sich aber unter Schiller's warnender Stimme, als die gehofften Mitarbeiter nacheinander absagten. Der Gedanke, mit dem Wunsche literarischer Unabhängigkeit und anständigen Fortkommens verknüpft, ließ nur bittere Täuschung, und das Fragment des Trauerspiels „Empedokles," so wie die „Briefe Emiliens" zurück, zwei Gedichte, die jetzt seine Sammlung schmücken und für jenes Journal bestimmt waren. Nun trat auch der zweite Theil des Hyperion ans Licht, nachdem eine Reihe der schönsten Oden in Schiller's Musenalmanachen erschienen war. Die durch Schiller, wie es scheint, neu angeregte Hoffnung, als Docent nach Jena zu kommen, ging ihm gleichfalls verloren, und im Sommer 1800 kehrte der Dichter nach der Heimath zurück, die er seinem Freunde, dem Dichter Sigfried Schmidt aus Frankfurt, in einer Herbsteinladung sehr reizend schildert. Bald darauf suchte er, als Hauslehrer zu Hauptwyl in der Schweiz, „unter den silbernen Alpen, in der Unschuld des Lebens," Ruhe in religions-philosophischen Betrachtungen; daneben entstanden hier mehrere seiner herrlichsten Gedichte. Unterhandlungen über die Herausgabe seiner Poesien zerschlugen sich.

(Schluß folgt.)

Physikalischer Verein.

Samstag, den 24. Juni. Mittheilung einer neuen einfachen Methode, Baumwollfäden in unächten Leinengeweben nachzuweisen. — Ueber die Bleichung des Caoutchoucs und das beste Lösungsmittel für dasselbe. — Neues Verfahren, um aus Chlorsilber Silberoxyd und metallisches Silber zu gewinnen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 24. Juni. Doctor Wespe. Lustspiel in fünf Abtheilungen, von Roderich Benedix. (Gastrolle) Wellstein — Herr v. Schütz.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter

Sonntag,

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Red

An die Redaktion de

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften un
unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen
Einladung abzuwarten, durch die Mittheilungen ihrer Produkt

Die beiden Schwestern.

(Impromptu.)

Zwei Schwestern kenn' ich, wie zwei helle Kerze
Natur hat schön're Liebesfackeln nicht.
Sie haben Seelendocht — sie haben Herzen —
Doch fehlt die Liebe und mit ihr das Licht.

Wär' ich des Glückes und der Schönheit Prieste
Es flammte nur für sie mein Herzensblut;
Doch ist's in meinem Herzen selbst so düster,
Und nicht zu lieben hat es mehr den Muth.

Und welche sollt' es lieben von den Schwestern?
Sind sie doch beide schön, gleich zart und fein.
Die Eine lieben, heißt, die Andere lästern,
Und keine lieben, heißt, geblendet seyn.

Und wollte Venus sich mit ihnen messen,
Und käm' mit Monsieur Paris angerückt:
Er müßte selbst den goldnen Apfel essen,
Und wär' — verzweifelt er — auch d'ran ersti

Alex

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Isabella sah hin und erblickte eine schwarze auf
ruhende Gestalt. Es war Johanna, die dort im
weilte. Die arme Wahnsinnige sang; sie sang mit h
reiner Stimme ein Landlied, welches sie gehört, als
lipp zu suchen ausgezogen war:

Wie schön das Thal! Die Heerde dort, die Hütte,
Der Rosenduft, die Nachtigall im Walde ...

— Johanna! meine Tochter. Mein theures Kind
murmelte Isabella, warum eilt sie nicht in meine A
Was sagt sie?

— Du weißt also nicht, daß Deine Tochter der
beraubt ist, für immer beraubt ist, antwortete Be

— Nun! Was willst Du thun? fragte sie der Maure.

— O Ximenes! O Torquemada! O meine Räthe! O meine Frauen! Wo seyd Ihr?

— Sie werden nicht kommen, sie haben Dich verlassen, sie sind bei Ferdinand — hat denn eine sterbende Königin noch Minister?

Ein Schrei der Verzweiflung entrang sich dem Busen Isabella's.

— Allmächtiger Gott, verleihe mir Deinen Beistand! sagte sie; o, meine Tochter, mein Kind!

— Noch ist es Zeit sie zu retten, sagte Ben-Zagal mit starker Stimme. Schreibe zwei Zeilen auf dieses Pergament, gib Johanna, Deiner rechtmäßigen Erbin, den Thron; dann, als Königin von Spanien, kann Philipp sie nicht verstoßen. Sie wird mit ihm den Thron besteigen, sie wird stolz und glücklich seyn und ihre Vernunft wird wiederkehren.

Isabella betete einige Minuten mit leidenschaftlicher Gluth. Der Tod, der ihr so nahe, schien einen Augenblick zu zaudern. Ihre Züge strahlten noch einmal in ihrer ganzen Schönheit, in dem ganzen Glanze unaussprechlichen Reizes, den eine große Seele dem Antlitz verleiht.

Mit einer Seelenstärke, die ihrer schönsten Tage würdig war, setzte sie ein Testament auf, in welchem sie die Souverainität von Spanien Johanna und ihrem Gemahl vermachte. In der einen Hand hielt sie das Schreiben Philipp's, das sie in heiligem Zorn zerknitterte, und mit der andern reichte sie Ben-Zagal das Document, welches sie unterschrieben.

— Bringe das Deinem Gebieter, sagte sie.

Er nahm das Pergament und hob es triumphirend in die Höhe. Seine flammenden Augen, seine hochathmenden Nüstern, sein halb geöffneter Mund, Alles in seinen Zügen zeugte von rachsüchtiger Freude.

Johanna lächelte und schaute fortwährend ihre geliebte Lilie an.

Isabella wandte ihr Antlitz nach ihr und sagte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit:

— Armes Kind! Du wirst Deinen Gemahl behalten.

Dann blickte sie wieder auf den Mauren und sah seine Züge im Triumph erglänzen. Sie schauderte zusammen.

Plötzlich ergoß sich von dem nahe liegenden Platze ein rother Schein in das Sterbezimmer und beleuchtete diese Scene. (Fortsetzung folgt.)

Der Verfolgte.

(Fortsetzung.)

Während dieses einleitenden Gesprächs waren etliche Gläser Wein geleert worden. Der Mediciner aufgeregt und gespannt, war vortrefflich vorbereitet für die Entdeckung des wichtigen Geheimnisses. Sein Genosse schaute sich sorgfältig um, ob kein Horcher in der Nähe sey, und fuhr dann fort: „Was ich wünsche, ist vielleicht die Vornahme einer Amputation."

„Hoffentlich nicht eines Kopfes, denn dies läge außer dem Bereich der Menschlichkeit."

„Vielleicht eine solche, welche die Amputation eines Kopfes verhütete," versetzte der Unbekannte.

Das wäre ohne Zweifel eine Handlung der Menschlichkeit."

„Bei manchen Köpfen wohl nicht," erwiederte lachend der Unbekannte. — Also zunächst handelt es sich nicht um einen Kopf, sondern um ein Glied. Das Geheimniß, welches ich bewahrt haben möchte, wäre die Vollziehung der Operation, deren Bekanntwerden den Patienten der Rache des Gesetzes überliefern würde. Und dann" — —

„Nun? — dann?" fragte Jonas neugierig.

„Und dann würde er gehenkt werden, und lebend abgenommen und ausgeweidet und geviertheilt, und was von ihm nicht zur Erbauung des Publikums ausgestellt würde, das käme ins Feuer. Es würde mit dem lebendigen Menschen etwas ähnliches vorgenommen, wie das, was Sie an Leichen thun, mit dem wesentlichen Unterschied, daß der Arzt der Wissenschaft halber secirt, jene hingegen aus Rachsucht zerfleischen und weil der Aufruhr mißlungen ist. Das Mißlingen macht die Schuld. Nun zu meiner Geschichte. Sie haben doch wohl von der furchtbaren Schlacht auf dem Essigberg gehört?"

„Nicht wahr, in Irland? Ich weiß nicht, und vermuthlich weiß überhaupt Niemand in England genau, wo es ist, ob in Dublin, oder in Londonderry."

„Ich will es Ihnen erklären. Der Essigberg ist in der Stadt Waterford, nahe am Hafen. Es ist ein Hügel von der Gestalt eines holländischen Käses, ungefähr so hoch, wie der Primroseberg auf dem Weg nach Hampstead. Kennen Sie ihn."

„Ei gewiß! erst gestern war ich dort."

„Bemerken Sie, wenn ich Ihnen jetzt die Schlacht beschreibe, so sage ich damit nicht, ich sey dabei gewesen. Die Wahrheit geht mir über alles, — nackte, ungeschminkte Wahrheit. Die wackeren Jungen, welche für ihre Freiheit fochten, standen in einem geschlossenen Viereck auf der Spitze des Berges theils dicht neben, theils hinter einer Essigfabrik, von welcher der Berg den Namen hat. Zwei oder drei alte rostige Kanonen, einige Spieße und Vogelflinten waren ihre Waffen gegen ein regelmäßiges Heer, welches durch die Stadt gegen sie heranstürmte. Erst kam das Geschütz und feuerte aus hundert Vierundzwanzigpfündern mit Kartätschen hinauf, dann kam das Fußvolk und überschüttete das Häuflein mit einem Kugelregen, endlich kam die Reiterei und säbelte nieder. Die Essigfabrik war in einem Nu zusammengeschossen, die Geschütze rollten darüber weg, das Fußvolk marschirte darüber weg, die Reiter ritten darüber weg, und so ging es die andere Seite des Bergs hinab. Die Patrioten hatten diesen Platz gewählt, weil sie durch das Wasser geschützt, nicht von hinten angegriffen werden konnten."

„Sie hätten sich einen Weg zum Rückzug offen halten sollen," meinte Jonas.

„Rückzug!" wiederholte der Unbekannte; „daran dachten sie nie."

Das war den alten Römern und Griechen würdig nachgeeifert!" rief der Medicus begeistert aus. „Verschmähung des Rückzugs war der Helden Sparta's würdig. Es muß eine furchtbare Schlacht gewesen seyn!"

„Endlich," fuhr der Unbekannte fort, „wurde mein Freund Oberst O'Rourke, nachdem er siebzehn englische Artilleristen getödtet und mit eigner Hand zwei Geschütze genommen, von seinen Leuten hinab an den Rand des Wassers gezogen. „Brave irische Patrioten;" sagte er, „wer möchte mit kaltem Blut sterben? Laßt uns unser Leben theuer verkaufen, das Antlitz dem Feind zugewandt!" Bei diesen Worten hob er ermunternd die Hand in die Höhe, und eine Kugel zerschmetterte die Hand. Seine Freunde zogen ihn in das Boot und ruderten davon. Ein Hagel von Kanonenkugeln ward dem schwachen, nur mit zwei Rudern und einem zerrissenen Segel versehenen Fahrzeug nachgeschickt. Aber keine Kugel traf. Gott beschützt die Gerechten; das wissen Sie, Herr Jenkins."

„Gewiß," antwortete der Heilkünstler.

„Sie stachen in See," fuhr der Ungenannte fort, „und sahen ihre Freunde zu hunderten niedermetzeln, ehe sie das

machen."

„Nun wenn das Alles ist," sagte Jonas, „so will ich recht gern meinen Beistand leisten und das Geheimniß bewahren. Es sollte keine Zeit verloren werden."

„Bedenken Sie," fügte der Unbekannte hinzu, „daß die englischen Rechtsgelehrten schon vor Jahrhunderten gesagt haben: Je größer die Güte gegen einen Irländer, desto größer das Verbrechen."

„Nun, das ist ein Grund, der mich bestimmen muß, um meiner selbst willen das Geheimniß zu bewahren. — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Menschen leiden, während ich im Stand bin, ihnen zu helfen."

„Noch ein Glas, Herr Jenkins," sprach der Unbekannte; „Sie sind ein edler Mann. Ich fürchte, die Welt, welche allen Edelmuth heilt, wird mit der Zeit auch den Ihrigen heilen. Auf Ihr Wohlseyn! In einer halben Stunde wollen wir den Patrioten in seinem Versteck besuchen. Wenn er nur zehntausend geübte Leute gehabt hätte, dann würde General Lake vor ihm noch anders gelaufen seyn, als er vor der Handvoll Franzosen gelaufen ist, die ihm alle seine Kanonen abgenommen haben. Sie werden sehen, welch ein herrlicher Mann O'Rourke ist, — ein wahrer Held, und Helden sind heutzutag selten."

Der Unbekannte bezahlte den Wein und brach mit Jonas Jenkins auf. Sie nahmen ihre Richtung nach der Drury-lane, gingen querdurch, verfolgten aber nun nicht die Richtung nach Lincolns-inn-fields, sondern wandten sich links aufwärts in die Wildstraße. Dort führte der Unbekannte den Arzt in einen Trödelladen, durch denselben in ein Hinterzimmer, und aus diesem eine enge Wendeltreppe hinauf, auf einen düsteren Gang, welcher zum größten Theil von einem großen Kleiderschrank eingenommen war. Der Unbekannte schob den Schrank ohne Anstrengung bei Seite, und nun kam eine kleine Thür zum Vorschein, durch welche er den Arzt einführte.

(Fortsetzung folgt.)

spruch 1832, 22ter März erscheint. „Ewig Schiller" ist dagegen die Formel, die den 9 Mai 1805 reproduzirt. Manche dieser Formeln, Mottos, Logogryphen, oder wie ich diese prägnant bezeichnenden Wörter nennen soll — er nennt sie numerische — sind sehr auffallend, aber immer treffend, und um so markirender. So recapitulirt der Spruch: „Auch ein braver Kerl" den Tod Theodor Körner's am 26. Aug. 1813. „Er drechselte schlechte Hexameter" führt den erhabenen Geist Klopstock's auf sein metrisches Postument zurück, denn es enthält den 14. März 1805. „Herrliche Venus" bedeutet Canova, 1822 den 4. October. Aber nicht blos Individuen — ganze Völkerschaften erscheinen statistisch genau gezählt, wenn und wie der Meister Reventlow das Wort dazu gibt. Ich machte große Augen, als bei dem Worte „Weisheit" 35,800,000 Oestreicher hervorkamen; 6,600,000 Mexicaner auf die Parole „Papagei"; der ganze Kirchenstaat bei dem Worte „Invalide"; 14,400,000 Spanier, wenn ich recht gezählt habe, auf das Kommando „traurig"; China gar mit seinen Hunderten von Millionen bei dem pikanten Aufgebote der Feder: „Impertinent, um Opium". — Kein Wunder, daß sich Alles hier um den Zaubermeister drängt. Im Gymnasium und in den öffentlichen Gesellschaften sucht sich jeder seinen Talisman zu verschaffen. Um so mehr, als unsere Circenses im Theater geschlossen sind. Das Panem aber schützt unser energischer Stadtdirector gegen jede unmotivirte Vertheuerung und Verkümmerung auf die eclatanteste Weise, wie dankbar in neuester Zeit verlautet. (Aus brieflichen Nachrichten.)

*** (Altona.) Am Montag (12. Juni) fand hier zum Benefiz der Hinterbliebenen des verstorbenen Directors Plock, eine Vorstellung der Lenore statt, worin Dlle. Julie Herrmann vom Frankfurter Theater als Gast, in der Titelrolle, mitwirkte. Diese so junge Dame von früher noch in sehr gutem Andenken stehend — bezeigte, in dieser ihrer ersten [illegible] nicht allein ihr früheres Talent, sondern bewies

Noch erlaubt das Gesetz hier öffentliches Rauchen nicht, der Gendarm warnte daher, erhielt aber die Antwort: das Gesetz verbiete nur Männern das Rauchen auf der Straße, nicht den Frauen. Der so schnöde Abgewiesene ersuchte sie nun, ihm zu folgen, damit er ihnen das Gesetz deutlicher erklären lassen könne, worauf sie dann schnelle Einsicht und schnelle Füße bekamen. Diese Neuerungssüchtigen gehören zum Geschlechte der Putzmacherinnen. (Magdeb. Ztg.)

*** (**Napoleon's Grabmal auf St. Helena, im Monat August des Jahres 1842.**) Als ich, im Monat August 1842, St. Helena besuchte, war von Napoleon's Lieblingsweiden nur noch ein Strauch, und dieser abgestorben, vorhanden. Alle die anderen hat der Prinz Joinville, als er die sterbliche Hülle Buonaparte's abgeholt, mitgenommen. Das kleine Terrain, auf dem sie gestanden haben, gehörte zu einem Landhause, welches das Eigenthum eines Kaufmanns Tarbutt war, der dasselbe zur Zeit vor Buonaparte's Ankunft auf der Insel mit seiner Familie zu beziehen pflegte, wenn die Hitze zu James-Town überhand nahm. Von diesem Terrain aus hat man die Aussicht über eines der tiefen Gebirgs-Thäler der Insel hin auf Longwood, das oben auf dem jenseitigen Berge liegt, und über diesen hinaus auf eine Fläche des Weltmeeres, die keine andere Gränze, als die des Horizonts hat. Dies Landhaus war das Ziel von Buonaparte's ersten Ausflügen, und wenn die Familie des Herrn Tarbutt abwesend war, so pflegte er in Gesellschaft des Grafen Bertrand und dessen Gemahlin dahin zu spazieren, um daselbst im Hause auf einem alten Sopha, oder draußen auf einem Sitze unter den Weiden den Nachmittag mit Lesen zuzubringen. Dieser Sitz liegt so geschützt, so einsam, so ruhig, und dennoch so herrlich inmitten von Naturschönheiten, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn nicht in Buonaparte der Wunsch aufgekommen wäre, dort seine letzte Ruhestätte zu finden. Um diesem Wunsche zu willfahren, trat die englische Regierung dann wegen des Ankaufs dieses Sitzes mit dessen Eigenthümer, dem Herrn Tarbutt, in Unterhandlung, und bewilligte demselben mit einer Liberalität, die einer großen Nation, einem todten Feinde gegenüber, würdig war, 1200 Pf. St. für dessen Abtretung auf so lange, als Buonaparte's Leiche daselbst ruhen würde. Sobald dieselbe wieder herausgenommen worden war, fiel die Grabesstätte wieder dem Herrn Tarbutt zu. Er ist indessen auch verstorben, und sein Landsitz dann verkauft worden. Nun hat seine Wittwe denselben gegen eine Pacht von jährlich 110 Pf. St. in Miethe genommen, um sich und ihren Kindern aus der Vorzeigung von Napoleon's Grabstätte an Fremde eine Erwerbsquelle zu eröffnen. Ich fürchte aber, daß sie dabei keine große Rechnung finden wird, und der Prinz Joinville scheint die ihr gemachte Zusage von einer kleinen Pension auch vergessen zu haben. Das Grabgewölbe ist offen gelassen worden, mit einer dasselbe beschirmenden leichten Bedeckung; es ist noch ganz so, wie es gewesen, als es noch Buonaparte's Sarg barg. Es thut indeß sehr Noth, es vor gewissenlosen Reliquiensammlern zu hüten, von welchen einer, — sollte man es glauben? — die augenblickliche Abwesenheit des Vorzeigenden benutzt hatte, um einen Stein des Gewölbes fortzuschleppen, wobei er jedoch ertappt wurde. Die Madame Tarbutt ist auch eingerichtet, Fremde mit Erfrischungen zu bewirthen, und hält Bücher, in welche sich die Besucher, oft leider mit Beifügung argen Unsinns, den sie als erhabene Gedanken ansehen mögen, einschreiben. (Aus: The Stranger in India, &c. By G. W. Johnson, Esq.)

Friedrich Hölderlin.

(Schluß.)

Im April 1801 dem Vaterlande zurückgegeben, wanderte er doch bald wieder aus, reiste im eiskalten Dezember über die Alpen und fand sich in einer Hauslehrerstelle zu Bordeaux bald zurecht. Eine Sage, daß die traurige Wendung seines Schicksals dortigen Ausschweifungen zuzuschreiben sey, entbehrt aller historischen Begründung und wird von dem reinen Inhalte seiner damaligen Briefe aufs Bestimmteste widerlegt. Seit Ostern 1802 hatte Hölderlin's Familie keine Kunde mehr von ihm. Vielleicht auf die Nachricht vom Tode seiner Geliebten hatte Hölderlin im Juni 1802 seine Stelle zu Bordeaux verlassen und Frankreich (wie es heißt mit Inbegriff von Paris) in der Sommerhitze zu Fuße durchreist, und nun überraschte er die Seinigen in der Heimath mit verwandeltem Gemüth und gestörter Seele. Durch liebreiche Pflege wurde sein aufgeregter Zustand allmälig ruhiger. In Briefen und Gedichten aus dieser Zeit ringt noch der Tiefsinn mit dem einbrechenden Dunkel des Geistes. Eine Uebersetzung des Sophokles beschäftigte ihn, von der zwei Stücke im Jahre 1804 erschienen sind. Im Sommer dieses Jahres schien er auch so weit hergestellt, daß er eine Bibliothekarsstelle mit kleinem Gehalte, die ihm sein Freund Sinklair beim Landgrafen von Homburg ausgewirkt hatte, antreten konnte. Bald aber vermehrte sich sein Trübsinn, und die Gemüthskrankheit nahm dergestalt überhand, daß sich dem Homburger Freunde kein Ausweg mehr zeigte, als, nach reiflicher Berathung mit sachverständigen Aerzten und Hölderlin's Verwandten, den Kranken unter einem glaublichen Vorwande ins Vaterland zurückzubringen und dem Klinikum in Tübingen zu übergeben. Die Kur mißlang; und ehe das Uebel noch einen höheren Grad erreicht hatte, ward beschlossen, ihn einer wackeren bürgerlichen Familie zu Tübingen in Kost und Wohnung zu übergeben. In diesem Hause lebte Hölderlin seit 1806 liebreich versorgt und in ziemlich unverändertem Zustande, mit ermüdetem Geiste den letzten Vorstellungen seines bewußten Dichterlebens den stets mißlingenden Versuch einer Gestaltung abzuringen bemüht, und die Geschicke der Zeit, der Dichtkunst und der Wissenschaft rollten unvernommen über seinem Haupte dahin. Endlich, nach siebenunddreißig Jahren dieses Traumlebens, nachdem ohne sein Hinzuthun seine Gedichte von Freunden seiner Poesie gesammelt und im Cotta'schen Verlage zu seinem Besten längst zum zweitenmale in einer zierlichen Ausgabe der er noch ein Lächeln zuwandte, mit seinem Bilde erschienen waren und der verdiente Ruhm seinem Namen in ganz Deutschland zugefallen, führte eine scheinbar leichte Krankheit unerwartet in der Nacht vom 7. auf den 8. Juni d. J. seine Auflösung und Rückkehr ins Reich des Geistes herbei, nachdem er wenige Stunden vor seinem Tode dem Klavier noch rührende Akkorde entlockt und in die von ihm so schön besungene „schwärmerische Nacht" hinausblickend, den Mond, „das Ebenbild unserer Erde," hatte emporsteigen sehen. Eine Wiederkehr des längst verlorenen, vollen Geistesbewußtseyns, wie man wohl eine von der Stunde der Befreiung hoffen mochte, ist nicht eingetreten. Aber die Angst vor dem Tode empfand seine zagende Seele, und endlich, nach lauten Klagen über Bangigkeit und unverständlichen Seufzern, sammelte er sich zu einem Gebete mit gefalteten Händen; dann streckte er die Arme auseinander und schlummerte ganz sanft ein. Aus der Sektion ergab sich, daß Hölderlin nicht, wie man Anfangs glaubte, an Lungenlähmung in Folge eines Katarrhs, sondern an einer, mit sehr alter und weit ausgebildeter Herzverknöcherung verbundenen, Herzlähmung gestorben, und daß außerdem eine Wassersucht im Gehirn angesetzt hatte. Er wurde mit einem reichen Lorbeerkranz auf dem Haupte in den Sarg gelegt, und das Leichenbegängniß ging am Sonnabend dem 10. Juni, Vormittags 10 Uhr, unter einer, trotz des schlechten Wetters, sehr zahlreichen Begleitung von Studenten vor sich. Die Grabrede hielt ein inniger Verehrer von Hölderlin's Poesie, ein Studirender der Theologie, der auch an der lezten Herausgabe seiner Gedichte thätigen Antheil genommen, und dem der Lebende seit Jahren gerne den Zutritt zu sich gestattet hatte.

G. S.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 25. Juni. **Hinko, oder: Der König und der Freiknecht.** Drama in 5 Abth. und einem Vorspiel, genannt: **Der jüngere Sohn.** Mit freier Benutzung eines Storch'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Hinko — Herr v. **Ottografen**, vom Stadt-Theater zu Mainz.

Montag, den 26. Juni. **Titus.** Große Oper in 2 Abth. (Mit Original-Recitativen von Mozart.) (Letzte Gastrolle) Vitellia — Fräulein **Zerr**, großh. badische Hofopernsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

Es war das Auto-da-fé, welches zu Ende ging, es war der flammende Scheiterhaufen, welchen die Hand der Priester angezündet, der Scheiterhaufen, welcher Juden, Christen und Mauren verzehrte.

Die ganze Wuth Ben-Jagal's kehrte zurück, als er diese Flamme erblickte, in welcher eine große Anzahl seiner Brüder starb. Er schaute Isabellen, Grimm im Antlitz, an; die erobernde und katholische Königin erschien ihm durch den Schleier seines Hasses.

— Ja, sagte er, Johanna wird ihren Gemahl behalten, aber glaube deßhalb nicht in Frieden zu sterben. Die Herrschaft Philipp's wird nicht lange dauern; Philipp wird die Regierung nur übernehmen, um sich der Trägheit und den Vergnügungen des Palastes zu überlassen. Und die Mauren rücken gegen Kastilien.

— Du lügst, sagte die Königin mit ersterbender Stimme.

— Die Mauren sind in dem Walde von Alarcon, dreißig Meilen von Toledo; bald werden sie an seinen Wällen seyn. —

In diesem Augenblick flammte die tobende Gluth des Scheiterhaufens mit neuer Stärke empor und beleuchtete das Sterbezimmer.

— Sieh hin, Isabella, sagte der Maure, sieh hin; hier ist Dein Kriegshelm, hier ist die Rüstung, in welcher Du selbst die Armeen zum Siege führtest, hier sind die Trophäen, welche Du errungen. Du hast gearbeitet, gekämpft, Nächte unter dem Zelte zugebracht, Deine Tage in den Mühen des Königthums verzehrt und Alles wird mit Dir zu Ende ge-

Die blutdürstigsten Herrscher tödten nur, so lange sie leben, sie treffen nur, so lange ihre Hand das Schwert halten kann. Du aber, Isabella, Du hast Deine Würgpriester auf die Erde losgelassen, und Du wirst Jahrhunderte lang Deine Unterthanen würgen, foltern und verbrennen, Deine Stimme wird noch Todesurtheile sprechen, wenn sie schon lange verstummt ist, Du wirst noch aus der Tiefe Deines Grabes das Gift des Aberglaubens und der Grausamkeit herauf senden.

Die Flammen, welche ihre größte Höhe erreicht hatten, füllten das Gemach mit ihrem glühenden Schein. Das Getäfel, die Statuen, die Trophäen, die Rüstungen, die königliche Krone, welche zur Seite des Bettes lag, die bleiche Gestalt Johanna's, der Betstuhl, das Krucifix, Alles schien in in ihrem schimmernden Licht sich zu bewegen und in höllischem Wirbel zu drehen.

Die Augen Isabellens öffneten sich vor Entsetzen und schlossen sich unter der Hand des Todes, ihre Brust stieß schwere Seufzer aus.

Johanna, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, den Kopf halb in ihre Hand gehüllt, spielte mit ihrem Haar und schaute mit gänzlicher Fühllosigkeit auf das Gemälde.

Ben-Jagal sagte zu Isabella:

— Oeffne die Augen noch einmal, denn der Scheiterhaufen der Inquisition, der letzte Strahl, der Dir leuchtet, zeigt Dir in Deinem letzten Augenblick einen Mauren an Deiner Seite und Deine wahnsinnige Tochter. Sieh diese Krone, die zu den Füßen Deines Lagers gerollt ist, sieh dies Auto-da-fé vor Deinem Fenster, sieh Deinen Thron umgestürzt, Dein Andenken verflucht: das ist Dein Lohn! Sieh diese arme Wahnsinnige; das ist Deine Nachwelt!

— Erbarmen, Erbarmen, mein Gott! sagte Isabella.

— O, für all das Uebel, das Du uns zugefügt, verdientest Du so zu sterben, zu sterben unter den Streichen eines Mauren; nicht unter seinem Dolch, das wäre zu schnell ge-

Dieser letzte Seufzer einer Mutter, der ohne Zweifel eine geheimnißvolle Macht übte, drang zu den Ohren Johanna's und erweckte sie plötzlich aus ihrem Wahnsinn. Ben-Jagal war nicht mehr da, das Zimmer war einsam, kalt, düster und schweigend, Johanna erhob sich von dem Betstuhl und trat an das Bett der Königin.

Die unglückliche Tochter Isabellens neigte sich über das Bett, zerfloß in Thränen, rief ihre Mutter, preßte sie in ihre Arme und sank, als sie sie kalt und regungslos fand, ohnmächtig am Fuße des Sterbelagers nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verfolgte.

(Fortsetzung.)

Jonas Jenkins trat in ein mittelgroßes Zimmer, welches sein Licht von oben erhielt. Eine mit grünem Zeug verhängte Glasthür führte in ein kleineres Nebenzimmer. Im Kamin brannte ein Feuer, und an dem Feuer saß ein hübsches blasses, etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen von mittlerer Größe in anständiger Kleidung. Beim Eintritt der beiden Männer stand die Person auf und sagte zu unserm Unbekannten: „Ach Herr Oliver, er leidet sehr."

„Ich habe einen Doktor mitgebracht, Jeannette," erwiederte der Angeredete; „wir werden bald sehen, wie es steht. Schläft er?"

„Nein," antwortete das Mädchen. „Jetzt aber muß ich gehen; ich kann die Wunde nicht sehen." Und damit ging sie in das Nebenzimmer.

„Liebliches, empfindsames Geschöpf!" dachte Jonas, welcher nie ein hübscheres weibliches Wesen gesehen zu haben glaubte.

„Nun Kamerad," sprach Oliver, indem er einen von Jonas bisher unbemerkten Vorhang dem Kamin gegenüber zurückzog, „ich habe einen richtigen Mann gebracht, um nach Deiner Wunde zu sehen."

Der Patient streckte die linke Hand aus dem Bett und Oliver machte den Verband los. Jonas betrachtete den ersteren, und fand in ihm einen finster aussehenden Mann mit gerunzelter Stirn, dessen zusammengepreßte Lippen und krampfhaft zuckende Muskeln am Mund einen heftigen Schmerz zu verrathen schienen. Die Besichtigung der entblößten Hand überzeugte ihn, daß die Wunde durch Vernachlässigung unheilbar geworden, und daß baldige Abnahme der Hand nothwendig war. Er fühlte den Puls, verband die Wunde wieder, und verschrieb ein Rezept, welches Oliver sogleich in die Apotheke trug. Ueberzeugt, daß er hier einen Unglücklichen vor sich habe, der ein besseres Schicksal verdiente, sagte er: „Ich schätze mich glücklich, einem Mann von so ausgezeichnetem Muth und Patriotismus, wie Oberst O'Rourke, einen Dienst leisten zu können."

„Sehr verbunden," war die lakonische Antwort.

Jeannette kam aus dem Nebenzimmer zurück, stellte Gläser auf den Tisch und eine Caraffe mit Xerez, nahm Platz und bat den Arzt, desgleichen zu thun. „Wird die Operation schmerzhaft seyn?" fragte sie.

„Der Schmerz wird nur etliche Minuten dauern," antwortete Jonas. „Diejenigen Schmerzen, welche der Oberst bisher erlitten hat, sind viel bedeutender. Sie müssen bei der Operation hülfreiche Hand leisten."

„Ich? O nein — ich gehe weg, so lange sie dauert."

„Aber dem Herrn Obersten zu Liebe werden Sie sich doch in Anspruch nehmen lassen?"

„Nein, nein, ich kann die, so ich liebe, nicht leiden sehen. Leben ist an sich Leiden genug in unsern Verhältnissen."

„Sie lieben ihn mehr, als gut ist. Ihr schwesterlicher Beistand könnte von großem Werth seyn."

„Ich könnte für ihn leiden, aber ich kann nicht einem Andern helfen, ihm Schmerzen verursachen. Ich habe ein weibliches Herz für Andere; um mich selbst kümmere ich mich wenig. Reißen Sie mir ein Glied nach dem andern ab, Jeannette wird nicht zurückbeben. Aber die, welche ich liebe, leiden sehen, das kann ich nicht."

Der Verwundete ächzte. „Ach, der Schmerz nimmt zu!" seufzte Jeannette, stand auf, trat an das Bett und fragte mit lieblicher Stimme: „Ich hoffe, Du fühlst Dich nicht schlimmer."

„Nein, nein, Jeannette, laß mich!" war die kurze Antwort.

Sie kehrte an den Tisch zurück. Eine Thräne stahl sich über ihre Wangen. Sie füllte ein Glas, und trank es in Gedanken aus.

Jonas Jenkins war halb und halb in das Mädchen verliebt. Sie glich so gar nicht andern Mädchen, die er gesehen hatte, es glühte ein so eigenthümliches Feuer in ihren schwarzen Augen, der Ausdruck von Wehmuth in ihrem Gesicht war so bezaubernd, daß der Arzt sich mächtig hingerissen fühlte. Was sie noch interessanter machte, war der Gedanke, daß sie an der Seite eines Mannes stand, der in Lebensgefahr schwebte, eines Bruders, auf den sie stolz seyn durfte, als einen Kämpfer für die Freiheit seines Vaterlandes.

In solche Anschauungen war Jonas versunken, als Oliver mit der Arznei zurückkam. Er raffte sich auf, gab die genaue Anweisung zum Gebrauch und schied ungern und zögernd von einem Ort, dessen Bewohner ihm nach kurzer Bekanntschaft so werth geworden waren. Oliver führte ihn vorsichtig an das entgegengesetzte Ende der Straße, damit sie nicht auf demselben Weg zurückkehrend bemerkt würden, auf dem sie gekommen waren. Die Operation wurde auf den Abend verabredet.

„Nichts spricht doch das Herz mehr an, als die leidende Tugend, als der vom Schicksal verfolgte Patriotismus," dachte Jonas Jenkins. „Was muß der Oberst auf seiner Flucht gelitten haben! Seine Hoffnungen vernichtet, sein Leben verwirkt und jetzt in einen jämmerlichen Zufluchtsort! Und dann seine liebliche Schwester gleichfalls Leiden und Gefahren ausgesetzt, die wie ein Sturm eine so zarte Blüthe zu knicken drohen! Hätte ich nur eine gute Praxis, ich würde ihr meine Hand reichen, sie würde ein Schatz für mich seyn. — doch das sind Luftschlösser!"

Das wichtigste Geschäft des jungen Arztes an diesem Tag war, sich gehörig auf die Operation vorzubereiten. Als es Abend geworden war, kehrte er zu seinem Patienten zurück. Bevor er Hand anlegte, erklärte er, daß der Beistand eines Gehülfen nöthig sey.

„Wenn Sie einen mitgebracht hätten, wäre ich verloren," entgegnete der Verwundete. „Ich werde nicht zucken. Ich brauche nicht gehalten zu werden. Ich könnte es selber mit einer Axt thun. Besser so, als den Kopf verlieren."

Jonas wandte sich an Oliver mit der Bemerkung, daß ein Zucken in Folge des Schmerzes schwer zu vermeiden, daß alsdann das Unterbinden der Adern zweifelhaft sey und daß eine gefährliche Blutung zu befürchten stehe.

„Schmerz! Schmerz!" sagte der Verwundete; „ich kann jeden Schmerz ertragen, sobald ich es will."

„Sie werden mich entschuldigen, wenn der Mangel eines kundigen Gehülfen einen Unfall veranlaßt," bemerkte der Arzt. „Was von mir abhängt, werd' ich thun, im Uebrigen hängt das Gelingen von Ihrer Unbeweglichkeit ab."

„Darauf will ich es ankommen lassen," erwiederte der Ver-

schmerzhaftesten Theil der Operation, die Ablösung eines Stücks Haut von der äußeren Handfläche. Dann ging er zur Abtrennung des Gelenks über. Eine Ader nach der andern wurde gefaßt und unterbunden, das Blut abgewischt und schließlich der Hautlappen über den Stumpf gelegt und verbunden."

Der Patient hatte sein Versprechen gehalten, hatte mit stoischer Unbeweglichkeit seinen Schmerz bemeistert. Jetzt versuchte er zu sprechen; aber eine Todtenblässe überzog sein Gesicht, als ob er ohnmächtig werden wollte. Der Arzt gab ihm ein stärkendes Mittel und hieß ihn zu Bett gehen. Dann reinigte er mit Hülfe Oliver's den blutigen Fußboden, packte seine Instrumente ein und dazu die abgenommene Hand und setzte sich dann nieder, um zur Stärkung nach dem anstrengenden Geschäft einige Gläser Sherry zu leeren. Tiefe Seufzer, welche der Operirte dann und wann hören ließ, bewiesen, daß die Natur ihr Recht über ihn geltend machte, und daß ein Opiat, welches der Arzt mitgebracht hatte, nicht überflüssig war. Als Jonas seinem Gefährten dies Mittel nebst Gebrauchsanweisung übergeben hatte und bereits ans Weggehn dachte, erschien mit leisem Tritt und ängstlicher Besorgniß in den Mienen Diejenige, welche er den ganzen Abend vermißt hatte.

„Ist es vorüber? Ist er wohl?" fragte sie.

Nachdem sie befriedigende Antwort erhalten, schlich sie an das Bett, betrachtete den Gegenstand ihrer Zuneigung etliche Minuten lang und trat schweigend in das Nebenzimmer, aus dem sie bald nach Ablegung von Haube und Mantel wieder hervorkam.

„Hat er es standhaft ertragen? Hat er große Schmerzen gehabt? hat er lange gelitten?"

Jonas Jenkins bejahte alle diese Fragen mit großer Befriedigung.

„Ist er nicht ein wackerer Gesell?" fragte sie triumphirend

deren Zahl für diese Aufgabe nicht sehr bedeutend war, der letzte Tropfen seines reichlich versorgten Kellers ausgetrunken sey. Zum Aufseher für die Vollstreckung dieses Verlangens ernannte er einen weitläufigen Verwandten, dem er nur ein kleines Legat vermacht hatte, den er aber als Universalerben für den Fall substituirte, daß der eigentliche Universalerbe an eine frühere Beerdigung des Testators denken sollte. — So geschah es denn, daß der Verstorbene gegen sechs Wochen noch nach seinem Tode über der Erde blieb, denn trotz des regsten Eifers konnten die ernannten Trinker mit dem Weine nicht eher fertig werden. (Wiener Zeitschrift.)

⁂ (Der schwanzlose Löwe und der entdeckte Betrug.) Der Stadtrath von Arras hatte vor etlichen Jahren beschlossen, den baufälligen Glockenthurm und zugleich den auf demselben prangenden kupfernen Löwen durch einen neuen zu ersetzen. Demzufolge bestellte der Baumeister bei einem Pariser Kupferschmied das gewünschte Bild und vereinbarte mit diesem den Preis von 7 Fr. 50 Cent. per Kilogramm. Der Kupferschmied lieferte einen Löwen, der sich durch seine schönen Formen empfahl, dessen Schwanz jedoch während des Transports abbrach. Dieser Schaden war leicht wieder gut zu machen und konnte die Gültigkeit des Handels nicht beeinträchtigen. Allein derselbe verstattete einen Blick in das Innere des Löwen und führte zu der Entdeckung, daß dies Innere zur Vermehrung des Gewichts mit verschiedenen Substanzen ausgefüllt war. Natürlich sagte jetzt der Baumeister: unser Handel gilt nichts. Der Kupferschmied klagte, verstand sich jedoch bald zu einer Abkunft, bei welcher nicht das Gewicht die Grundlage bildete. — Gefährlicher als dieser Betrug ist ein anderer, der kürzlich bei den Salzverkäufern entdeckt worden ist. Man fand das Kochsalz mit sogenanntem Waare-Salz und mit Kupfersalz gemischt. Die Mischung schreibt sich von den Raffinateuren her.

⁂ (Strafe eines Geizhalses.) Peter der Grausame von Castilien soll einst einen Geizhals, der wegen mehr-

müsse. Allein der Kerkermeister entgegnete höhnisch, durch sein Zögern habe er den billigen Preis verscherzt und nannte nun einen noch weit höhern. Da beschloß der Harpagon, einen Versuch zu machen, ob er das schreiende Bedürfniß seines Magens nicht unterdrücken könne, denn lieber, so meinte er, würde er sterben, als für diese einfachen Lebensbedürfnisse, von denen das eine sogar dem Aermsten umsonst zu Gebote steht, ein solches Heidengeld zahlen. Aber seine Kräfte waren dem Kampfe nicht gewachsen und verzweifelnd schrie er bald, daß er auch diese höhere Summe zahlen wolle. Nun reichte der Kerkermeister, gegen sofortige Entrichtung der Summe, dem Gefangenen zwar das Verlangte, aber in so geringer Menge, daß das Bedürfniß bald mit erneuter Gewalt zurückkehrte. Auf ähnliche Weise wiederholte sich das Spiel noch mehrmals, bis des Wucherers Vermögen zu der bescheidenen Summe zusammengeschmolzen war, die er von seinem Vater ererbt hatte. Dann ließ der König ihn vor sich kommen und sprach: „Du hast jetzt erkennen gelernt, wie schwer es dem Armen zuweilen wird, sich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und ich hoffe, du wirst dir die empfangene Lehre zur Warnung dienen lassen, in Zukunft nie wieder mit deinem Gelde Wucher zu treiben und dadurch dem Armen, welchen die Noth zwingt, deine Hülfe zu suchen, auf die grausamste Weise zu mißhandeln. Versprichst du mir, dich in Zukunft zu bessern, so sollst du für jetzt entlassen seyn; fällst du aber in deinen alten Fehler zurück, so büßest du ihn mit dem Leben." Der Wucherer gelobte Besserung und hielt so treulich Wort, daß er bei seinem wenige Jahre darauf erfolgten Ableben keinen Maravedi im Vermögen hinterließ. (Wiener Zeitschrift.)

*** (Die Sandwichinseln.) Eine Geschichte dieser Eilande von dem Amerikaner Jarvis ist neuerdings unmittelbar nach der Besitznahme derselben durch die Franzosen und zum Theil mit Bezug auf diese Besitznahme erschienen. Der Zustand des Volks vor Ankunft der Europäer wird darin so geschildert, daß man ein nicht sehr erbauliches Bild patriarchalischer Sitten erhält. Es bestand ein Adel mit außerordentlichen Vorrechten. Ein gemeiner Mensch durfte bei Todesstrafe nicht im Schatten des Hauses eines Häuptlings wandeln, noch einen Mantel um die Schultern, noch einen Kranz auf dem Kopf tragen, noch mit benetztem oder mit Thon beschmiertem Haar sich sehen lassen. Kam auf der See ein gemeiner Mensch mit seinem Boot einem Häuptling in den Weg, so wurde er umgefahren. Wessen Schatten auf den König fiel, oder wer sich nicht niederwarf, wenn etwas zu dem König, oder weg von dem König getragen wurde, der war dem Tod verfallen. — Ergötzlicher ist die Schilderung des Eindrucks, den die ersten Europäer auf diese Wilden machten. Sie meldeten ihrem König: Es sind göttliche Wesen angekommen mit eckigen Köpfen (Hüten); mit rauchenden Vulkanen im Mund (Tabakspfeifen), mit beweglichen Häuten (Kleidern), mit Oeffnungen in ihren Leibern (Taschen), in welche sie die Hände stecken und aus welchen sie Tücher, Perlen, Nägel, Messer u. s. w. hervorziehen. — Die heutige Cultur hat noch keineswegs alle Spuren der ursprünglichen Sitten verwischt. Der europäische Putz behagt den dortigen Damen gar sehr. Bei heiterem heißen Wetter prunken sie mit ihren Kleidern; kommt aber ein Regen, so haben sie nichts eiligeres zu thun, als diese werthgeschätzten Hüllen auszuziehen und in der Weise ihrer Urgroßmütter einher zu wandeln.

*** (Speculationsgeist.) In einigen Landstädten des nordwestlichen Böhmens bot ein Industrieritter das Pfund Kaffee zu einen Silberzwanziger aus und fand großen Absatz. Kurz nach dem Verkaufe war er verschwunden. Eine Bürgersfrau in Bidschov ließ etwas von diesem Artikel rösten. Durch den unangenehmen Geruch aufmerksam gemacht, sah sie nach, und fand statt der Bohnen — geröstetes Mehl. Die Bohnen sind aus Mehlteig den Kaffeebohnen täuschend nachgebildet, eben so gefärbt, und scheinen bei ihrer Gleichförmigkeit im Großen durch eigene Vorrichtung fabricirt worden zu seyn. (Wiener Zeitschrift)

*** (Ein hundertjähriger Schwarzkopf.) Franz Tulka in dem Dorfe Augazd im Bidschover Kreise in Böhmen, gegenwärtig 101 Jahre alt, hat dichtes, ganz schwarzes Haupthaar, und noch solche Körperkraft, daß er mehrere Stunden weit gehen kann. Er ist vortrefflich bei Appetit und klagt über nichts als Schwerhörigkeit. Viele Jahre hindurch war er Fuhrmann, hielt sich längere Zeit in Venedig auf und war in seinem Leben niemals krank. Aus zwei Ehen hat er 17 Kinder und von diesen 15 Enkel; bei einem der Letzteren lebt er gegenwärtig als Ausgedinger. (So nennt man in Böhmen diejenigen alten Leute, welche ihr Grundeigenthum ihren Erben bei Lebzeiten übergeben, gegen die Bedingung bis an ihr Ende ernährt zu werden.) (Wiener Zeitſ.)

*** (Künstliches Eis.) Die vornehme Welt London's ist entzückt über die Erfindung eines Herrn Kirk, der mitten im Sommer künstliches Eis im Großen fabricirt. Die Schlittschuhläufer aus den oberen Schichten der Gesellschaft machen gegenwärtig ihre Künste auf einem Teich von 3000 Quadratfuß, welcher, von einer passenden Scenerie umgeben, den Luzernersee vorstellt. Die Morningpost erwartet, daß nächstens auf allen Landsitzen der Großen ein gefrorner See so wenig fehlen dürfe, wie bisher ein Fischteich oder Küchengarten; bereits habe Prinz Albert einen solchen See bestellt. Das neue Wunder ist in der Bäckerstraße zu schauen. Eintrittspreis ein Schilling.

*** (Tollhausball.) Vor einiger Zeit haben die städtischen Beamten London's, unter deren Verwaltung das große Irrenhaus steht, den Geisteskranken einen Ball gegeben. Der Gedanke ist an sich nicht übel; denn Erheiterung ist für den größten Theil dieser Kranken das beste Heilmittel. Fast fabelhaft aber klingt die Versicherung der Times, daß die Weiber und Töchter der Friedensrichter mit den Irren getanzt haben, und daß auch nicht die mindeste Störung vorgefallen sey. Ein später von denselben Beamten veranstalteter Bazar in den Räumen des Irrenhauses zum Verkauf von Kunstarbeiten der Kranken scheint mehr die Unterhaltung übersättigter Genußsüchtiger, als den Vortheil der Pfleglinge des Hauses bezweckt zu haben. Die Irren waren vom Publikum abgesondert, ausgenommen ein ehemaliger Harlekin des Coventgardentheaters, der seine possirlichen Sprünge zum Besten gab. Der Observer bemerkt, daß das wohl kaum ein passendes fashionables Amusement genannt zu werden verdiene.

Auflösung der Füllcharade in Nro. 170.
Nachtigall.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 26. Juni. Titus. Große Oper in 2 Abth. (Mit Original-Recitativen von Mozart.) (Letzte Gastrolle) Vitellia — Fräulein Zerr, großh. badische Hofopernsängerin.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Dannecker's „Ariadne".

Geeifert ward zu allen Zeiten:
„Kein Weib sey fleckenlos und rein! —"
Mit Glück konnt' ich dagegen streiten,
Weil ich zu aller Läst'rer Pein;
Einst kannt' ein Weib, das ohne Mängel,
An Sitten gleich 'nem Gottesengel. —

Sie war so keusch wie Vestafeuer,
Und doch der holden Venus gleich,
War dem Besitzer wahrlich treuer
Als je ein Weib im Weltenreich,
Obschon sie ihren Reiz ließ blicken,
Der angestaunt ward mit Entzücken. —

Wer sie geseh'n, sprach gluterfüllet:
„Nie sah mein Aug' ein schön'res Weib! —"
Doch keine Sehnsucht ward gestillet,
Obgleich der göttergleiche Leib,
Sich blicken ließ ganz ohne Hülle,
In makelloser Schönheitsfülle. —

Kein Schmeichelwort hat sie bethöret,
Taub blieb sie jedem Liebesfleh'n. —
Drum hab' dies Weib ich hochverehret,
Weil ich die Einzige geseh'n,
Die ihre Tugend konnt' bewahren,
Umrauscht von Tausend Männerschaaren. —

Doch leider mußt' auch ich erfahren,
Daß Weibertugend dennoch Schaum;

Johanna von Kastilien.

Historische Novelle von Robert.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Am 13. September des Jahres 1504 war die Stadt Toledo in Trauer gekleidet von den Spitzen ihrer alten Minarets und den Kuppeln ihrer neuen Kathedralen bis zu dem Fuße ihrer ungeheuern Granitwälle herab. Die Glocken der Kirchen stimmten im Chor die Trauerweise an und der Leichenzug der Königin von Kastilien zog langsam aus dem Palaste der Hauptkirche zu, wo die Leiche Isabellens, vor ihrer Ueberführung nach Granada in das königliche Begräbniß, einige Zeit ausgestellt bleiben sollte. Der Leichenwagen erhob seinen schwarz b.hangenen Thronhimmel in die Lüfte, von welchem in Silber und Edelsteinen die Insignien des triumphirenden Todes strahlten; unter seinen dunklen Teppichen stand der mit der Krone geschmückte Sarg. Die acht Pferde des Wagens waren vollständig in lange schwarze Decken gehüllt und der königliche Sarg schien, einem höheren Gesetz gehorchend, sich von selbst seinem letzten Aufenthalt zuzubewegen.

Der König Ferdinand, der Erzherzog Philipp, die Abgeordneten der Stände, die heilige Hermandad, die religiösen Körperschaften aller Orden folgten zu Fuße, entblößten und gebeugten Hauptes; dann kam das ganze Volk, aufrichtige Thränen um seine geliebte Königin weinend. Auf der einen Seite des Wagens ging das Schlachtroß Isabellens in kriegerischem Schmuck, auf der andern wurde die Rüstung der ritterlichen Königin auf Kissen getragen. Das Roß und die Rüstung umgaben Schildknappen mit Bannern, auf denen das Wappen Kastiliens und der eroberten Länder unter goldnen

Christoph Kolumbus, der in seinem Gefängniß gestorben war und verlangt hatte, daß man ihm die Ketten mit ins Grab gebe, welche er von Spanien zur Belohnung erhalten, nachdem er ihm eine Welt geschenkt. Einen Augenblick, auf dem Platze vor der Kirche, näherte sich der Leichenzug des großen Mannes dem der Königin, aber Niemand bemerkte ihn, er verlor sich in dem Schatten, den der Leichenthron, der über den Platz zog, auf das Pflaster warf.

Die Hauptkirche öffnete ihr ungeheures ehernes Portal und zeigte bei dem Schimmer von tausend Lichtern, mit schwarzem Sammet und Hermelin behangen, ihre Säulen von Marmor und Jaspis, ihre Statuen von massivem Silber in Lebensgröße, ihre Balustraden von Vermeil, ihre großen krystallenen Schiffe, ihre Gemälde, in denen kostbare Steine die Farben bildeten und mitten in dem Allen ihre weiten Gänge von Orangenbäumen, Jasmin, Myrthen, Granaten, untermischt mit fremden Gesträuchen und Vögeln aus allen Ländern in goldnen Käfigen.

Der Sarg der Königin von Kastilien wurde in eine offene Gruft vor dem Hochaltare eingesenkt; zu beiden Seiten stellte man die den Mauren abgenommenen Waffen und Fahnen, und darüber das Banner Boabdils, des letzten Königs von Granada. Zwanzig silberne Karyatiden, welche Trauerfackeln trugen, strahlten ihren Glanz in die Gruft.

Der Kardinal-Primas sprengte Weihwasser auf das Leichentuch. Die Granden des Königreichs traten nach einander langsamen und feierlichen Schrittes heran; einer nach dem andern zogen sie an der königlichen Gruft vorüber und warfen die Decoration, das Kreuz oder Halsband hinein, das sie von Isabellen empfangen hatten und das mit ihr begraben werden sollte. Jedesmal bei dem dumpfen Geräusch, welches einer dieser Gegenstände, wie er in Mitten tiefer Stille auf den Sarg fiel, hervorbrachte, vernahm man ein allgemeines Seufzen in der Kirche; es schien, als sehe Spanien jedesmal ein Stück seiner Macht, ein Stück seiner Kraft, ein Stück seines Ruhmes dahin schwinden. Dann warf der Kardinal Ximenes eine Handvoll Asche in die Todtengruft, und aus der ganzen Kirche, aus der Tiefe des unermeßlichen Chors, aus den Kapellen, von der Höhe der Tribünen, von den hohen Gewölben, aus der ganzen Ausdehnung des Heiligthums ertönte die tiefe, feierliche, klagende Musik des Todes, die in allen ihren Seufzern das furchtbare dies irae athmet.

Zu gleicher Zeit wurden in der dunkelsten Kapelle, nahe am Eingang, unter einer geräuschlos erhobenen Platte, die sterblichen Reste von Christoph Kolumbus beigesetzt. Kein Gold und kein Marmor glänzte an seinem Grabe; aber durch einen traurigen und ergreifenden Zufall befanden sich in dieser überall mit duftenden Pflanzen und schimmernden Vögeln ausgestatteten Kirche, in der Kapelle, in welcher der Eroberer Amerika's ruhte, Pflanzen und Vögel dieses Landes: der Kolibri, die Datura, die azurne Iris, die purpurfarbene Passionsblume. In diesem traurigen Tode, in Mitten des Spaniens, welches er reich und berühmt gemacht hatte, und wo Alles Dunkelheit, Undankbarkeit und Grausamkeit für ihn war, lieferten die, die er besiegt, seinen Leichenpomp und huldigten sie seinem Genie; die Schöpfung Amerika's setzte ihm mit ihren köstlichen und unsterblichen Werken eine Trophäe.

Endlich entfernte sich die Menge, welche die Kirche füllte, das in Trauer gehüllte Schiff lag öde, düster und schweigend da. Die Leiche Isabellens war nur noch von wachehaltenden Offizieren und betenden Mönchen umgeben. Da trat eine Frauengestalt ein, in die strengste Trauer gekleidet, welche in ihren abgezehrten und mit den unbeweglichen Schatten eines nie endenden Schmerzes bedeckten Zügen den Abglanz des Todes trug; sie kniete nieder neben den theuren Resten, betete und vergoß die bittersten Thränen, die je aus ihren Augen geflossen. Der furchtbare Schlag, welcher Johanna von Kastilien getroffen, hatte ihr für den Augenblick den Gebrauch ihrer Vernunft wieder gegeben, damit sie seine ganze Größe ermessen, seine ganze Verzweiflung fühlen könne. Sie erhob in Gedanken den Stein von dieser Gruft, sie betrachtete diesen leblosen Körper, und sie dachte mit herzzerreißendem Schmerz daran, wie viel der Kummer, den sie ihrer Mutter verursacht, dazu beigetragen, den Tod der geliebten Königin zu beschleunigen. (Fortsetzung folgt.)

Der Verfolgte.

(Schluß.)

Ein Klopfen an der Thür rief Olivern ab. Seine plötzliche Entfernung schien dem treuen Mädchen Angst zu verursachen. „Ich fürchte,“ äußerte sie, „man ist uns auf der Spur. Wir schweben in steter Besorgniß. Ach, Herr Jenkins, was ist das für ein Leben! Und doch können wir kaum hier ausgewittert werden; die Hausleute sind fest.“

„Da Ihr Bruder nicht ausgeht, so kann er ohne Verrath nicht entdeckt werden, und Ihre Angst ist unbegründet,“ sagte der Arzt beruhigend.

„Angst ist das Erbtheil des Weibes,“ entgegnete das Mädchen; „sie lebt und stirbt in Angst.“

In diesem Augenblick kehrte Oliver zurück und berichtete, er sey abgerufen worden, um einige herumschleichende Schergen aus der Bogenstraße zu beobachten. Allein alle Besorgniß sey beseitigt, nachdem er gesehen, daß die Schergen einige junge Leute von der andern Seite der Straße auf Verdacht des Diebstahls weggeholt hätten.

So beruhigt nahm Jonas Abschied, völlig verliebt in die Schöne, welche ihrerseits nicht die geringste Spur von einem entsprechenden Gefühl gegen ihn hatte blicken lassen. Er dachte, ihr Herz sey in dem Augenblick von ihrer schwesterlichen Liebe zu sehr in Anspruch genommen, um für eine andere Empfindung Raum zu haben.

Am folgenden Tag besuchte der Arzt seinen Patienten wieder und fand ihn auf einem Stuhl sitzend und bei weitem weniger leidend, als vor der Operation.

„Guten Tag Herr Doktor,“ rief derselbe ihm entgegen. „Ich habe eine schwere Schuld gegen Sie abzutragen für das verlorne Glied; aber Soldaten haben leichte Beutel.“

„Kein Wort davon, mein lieber Herr Oberst,“ erwiederte Jonas; „ein Patriot ist ein Wohlthäter der Menschheit, und ich fühle mich glücklich, meine Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können.“

„Nun, es ist vorüber. Ich kann jetzt essen. Ich habe Austern und ein Beefsteak bestellt. Ich fühle keine Neigung, länger zu fasten.“

„Lieber Herr Oberst, das geht nicht. Sie müssen sich der Diät unterwerfen. Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen. Vortrefflich! — wenig Fieber. Aber ich muß für jetzt das Beefsteak verbieten. Morgen oder übermorgen — ja. Für heute müssen ein paar Austern genügen.“

„Erst abgestutzt zu werden und obendrein noch Hunger zu leiden, das ist arg! Aber ein Gläschen Wein, Herr Doktor?“

„Auch wohl zwei, aber nicht mehr, wenn Sie schnell genesen wollen.“

„Ob ich will? Gott ver — — Ich muß wieder ins Geschäft mit der einen Hand. Ist ein Mann — —“

„Lieber Bruder,“ unterbrach die Schöne eintretend, „vergiß nicht.“

seyn?" murmelte der Patient.

„Sie müssen ihn gekannt haben; er commandirte ja auf dem Essigberg."

„Ach, Pater Rock, meinen Sie. Sie sprechen den Namen hier eigen aus. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht; mit mir ist er nicht entkommen, darauf kann ich schwören."

„Er ist ja durch eine Kanonenkugel getödtet worden," bemerkte der Arzt.

„Der arme Rock! Nun er ist zur Herrlichkeit eingegangen. Die hundert Kanonen haben die Sache entschieden. Sie haben uns schön gefeuert! Die Kugeln flogen mir um die Beine wie Schroten in ein Volk Rebhühner, manche waren so dick wie mein Kopf. Und wie warfen sie die Fabrik zusammen! Es war kein Stein auf dem andern, als wir zum Hafen herausruderten. Man hätte schwören mögen, sie hätte nie dagestanden."

„Eine Schlacht muß doch etwas furchtbares seyn," meinte der Arzt.

„Es kommt alles auf Gewöhnung an. Alles will gelernt seyn und dann ist es ein Kinderspiel. Viele gehen in der Schule zu Grund. Ich meines Theils bin sehr gleichmüthig, wenn ich ans Geschäft gehe. Ich nehme mir meinen Mann aufs Korn und kühle meinen Muth an ihm. Ich habe ein Paar ausgeführte Puffer, die ich immer bei mir trage. Jeannette, zeig' einmal dem Herrn Doktor meine Hautbohrer; sie hängen neben im Zimmer."

Jeannette holte die Pistolen.

„Nun betrachten Sie, Herr Doktor," fuhr der Oberst fort. „Groß sind sie nicht, auch gebrauche ich sie nicht immer. Sie sind meine Reservewaffen, — Busenfreunde, zu denen ich in der Noth meine Zuflucht nehme. Sind sie nicht gut? Haarzüge, Stecher — so gut wie die besten Duellpistolen, mögen sie noch so theuer seyn, und in keinen Affairen angewandt,

ter Blick fiel auf die liebliche Jeannette, und drei schwere Seufzer drängten sich aus seiner Brust hervor, als er die Treppe hinabstieg.

Zehn Tage hintereinander besuchte Jonas Jenkins den leidenden Patrioten. Der Stumpf heilte nach Wunsch zu. Seine Besuche wurden überflüssig; er fühlte es. Aber Jeannette? — Er wollte noch ein Mal kommen und dann seine Besuche einstellen.

Er kam und erfuhr zu seinem Entsetzen, daß der Oberst durch Schergen weggeholt war. Jeannette und Oliver waren entkommen.

„Was will aus dem unvergleichlichen Mädchen, seiner Schwester werden?" fragte sich der Arzt. „Ich möchte sie gern unter meine Flügel nehmen, wenn ich könnte. — Einen Bruder gehenkt, enthauptet, geviertheilt zu wissen — welch' entsetzlicher Gedanke für ein Mädchen!"

Völlig niedergeschlagen trat Jonas Jenkins in das Northumberlander Kaffeehaus in Charing-Croß, ergriff das Orakel, ein Morgenblatt, und las Folgendes: „Heute ist der berüchtigte Straßenräuber O'Driscol alias Mac Sweeny in der Wildstraße in Lincolns-inn-fields verhaftet worden. Sein Gefährte, der sich Oliver nannte, vermuthlich aber der berüchtigte Bob Tyke ist, hat sich noch zeitig gerettet. Jeannette, die chère amie O'Driscol's, wurde mit diesem ergriffen, jedoch wieder freigegeben, weil kein Haftbefehl wider sie erlassen war, obwohl man sie als ein gefährliches Subject kennt. Dem verzweifelten Bösewicht war die Hand abgenommen, vermuthlich in Folge eines Pistolenschusses, der nach ihm abgefeuert wurde, als er, nach seinem Raubanfall auf den Wagen des Herrn Howard auf der Hounslower Haide, die Flucht ergriff."

Herr Jonas Jenkins ist gegenwärtig sechsundsechzig Jahr alt.

---

welchen vom Morgen bis spät in die Nacht Billard, Triktrak, Domino, Karten u. s. w. gespielt wird, selbst Hasardspiele nicht ausgenommen. Ich darf nicht hineingehen, um eine Verletzung des Gesetzes zu ermitteln; ich muß warten, bis mir aus diesen Gaunerhöhlen eine Klage zukommt. In unserer Gesetzgebung über die Sabbatfeier haben wir zweierlei Maß und Gewicht."

*** (Jagdfrevel.) Vor dem Landgericht zu Bedford in England erschien neulich ein Bauernbursch Allen, beschuldigt, einen Fasan längs einer Hecke verfolgt und gehascht zu haben. Der Fasan war entkommen, hatte aber seinen Schwanz in den Händen Allen's gelassen. Der Angeklagte versicherte, er habe sich an dem Vogel nicht vergriffen; er habe lediglich den Schwanz aufgehoben, den Dieser beim Durchfliegen durch das Gebüsch verloren habe. Das Gericht verurtheilte Allen zu einem Pfund Sterling Strafe, und falls er nicht bezahlte, zu fünfzehn Tagen Gefängniß.

*** (Kritik.) Als Kleber wider seine Erwartung Befehlshaber des Heeres in Aegypten geworden war, schrieb er an das (durch Buonaparte bereits gestürzte) Directorium, daß sein Vorgänger die Finanzen in der schlimmsten Verfassung zurücklasse. Poussielgue, Verwalter dieser Finanzen, schrieb etwas bestimmter: „Buonaparte hat sich aus dem Staub gemacht und zwei Millionen aus dem Schatz mitgenommen." Das sind Documente. Nun kommt der Geschichtschreiber Th. und bemerkt: „Aber durch einen jener Zufälle, welche fast immer den Betrug zu Schanden machen, fand man in denselben Depeschen Rechnungen des Zahlmeisters, aus welchen hervorging, daß B. nicht einmal seinen ganzen Gehalt bezogen hatte." — Das Wörtchen „einmal" ist Zusatz des Kritikers. Die Angaben sind: B. hat den Schatz um zwei Millionen bestohlen, und B. hat nicht seinen ganzen Gehalt bezogen. — Reimen sich diese Angaben zusammen? Ganz gewiß, denn es giebt Leute, die so gefällig sind ein „einmal" zu suppliren, und die nicht wissen, daß man mit einer Bratwurst nach einer Speckseite wirft.

*** (Die Logikgasse.) Die englischen Dialectiker des Mittelalters fanden die aristotelischen Beweisformen nicht erschöpfend und erfanden eine neue, welche sie das argumentum basilinum oder bacilinum oder baculinum nannten, und welche wir im deutschen die schlagende Beweisform nennen würden. Zu dieser nehmen die Disputanten ihre Zuflucht, wenn sie sich mit ihren Argumenten so festgefahren hatten, daß keiner vorwärts noch rückwärts konnte. Sie verlegten dann den Kampfplatz aus der Aula in die freie Natur und verwechselten die geläufige Zunge mit dem derben Stock. Wer den andern (nach dem deutsch-burschikosen Kunstausdruck) „ausschmierte," hatte seinen Satz erwiesen. Der beliebteste Platz zur Anwendung des schlagenden Arguments war eine Schlucht bei Oxford, welche noch heutzutage the Logic-lane (die Logikgasse) heißt. Wie vor zwanzig Jahren die rauflustigen Studenten Heidelberg's sich auf die Hirschgasse bestimmten, um mit Schlägern, krummen Säbeln oder Pistolen ihre „Scandale" auszumachen, so bestimmten sich vor fünfhundert Jahren die Philosophen Oxford's auf die Logikgasse, um sich glorios zu holzen.

*** (Verbotene Nachahmung.) Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth — dies ist ein Grundsatz der Billigkeit, nach welchem die Ausbeutung einer Erfindung zum Nachtheil des Erfinders mit Recht verboten wird. Wird aber diese Folgerung aus jenem Grundsatz ungebührlich ausgedehnt, so entsteht Nachtheil für das Publikum, dem die Erfindung eben so wohl zu gut kommen soll wie dem Erfinder. Hat letzterer seinen billigen Lohn empfangen, so kann und soll die Erfindung Gemeingut werden, nicht aber ein Monopol bleiben in den Händen des Eigennutzes, welcher zur Ungebühr viel begehrt und die weitere Vervollkommnung der Erfindung hemmt, oder gar des Eigensinns, welchem es einfallen könnte, die Erfindung, nachdem sie dem Urheber ihre Früchte getragen, für die Zukunft zu vernichten. Darum bestimmen vernünftige Gesetze, ein Maß, wie weit das Eigenthum des Urhebers einer Erfindung an dieser reicht. Der Eigennutz will aber nicht nur dies Maß ausdehnen, sondern er will auch zu Erfindung stempeln, was keine Erfindung ist. So hat neuerlich in Paris ein Buchhändler einen Lithographen verklagt, weil dieser nach ihm einen Atlas von Frankreich herausgegeben und denselben, wie er, „Atlas von Frankreich" benannt, mithin den von ihm erfundenen Titel nachgemacht habe. Das Gericht hat entschieden, daß dieser Titel keine Erfindung sey und den Kläger in die Kosten verurtheilt. Gleichzeitig klagte ein Shawlfabrikant H. daß der Shawlfabrikant D. ein von ihm erfundenes Shawlmuster nachgeahmt habe. Die angebliche Erfindung ist selber nichts weiter, als eine Nachahmung der Theile verschiedener Muster von Kaschmirshawls, aus welchen H. ein neues Ganze gemacht hat. Das neue Ganze hat D. mit einigen Veränderungen nachgeahmt. Das Pariser Handelsgericht fand diese Veränderungen unerheblich und verurtheilte D. nicht nur zur Bezahlung von 3000 Fr. Schadenersatz an H., sondern verbot ihm auch den weiteren Verkauf seiner Nachahmung bei Strafe von 100 Fr. für jeden einzelnen Shawl. Wenn die Modistinnen, welche Hut- und Kleidermuster erfinden, nun gleichfalls gegen die Nachahmung in die Schranken treten, dann gute Nacht Mode. Die Justiz in Frankreich begünstigt offenbar das Streben, alles zu monopolisiren. Ein Pariser Parfumeur führte seit 30 Jahren das Schild: Zur silbernen Glocke. Er zog dies Schild ein und ein anderer Parfumeur in einem entfernten Stadttheil benannte nun sein Haus: Zur silbernen Glocke. Der erstere hängte sein Schild wieder aus und verklagte den zweiten wegen Usurpation. Der angebliche Usurpator kam mit der bloßen Verurtheilung in die Kosten davon.

*** Ein Militär setzte in einem Nachen über einen Fluß in Gesellschaft eines Geistlichen, welcher seinen Esel mit in das Fahrzeug genommen. Das arme Thier zitterte an allen Gliedern. Der Militär, welchen die Lust anwandelte, mit dem Geistlichen seinen Scherz zu treiben, begann die Unterhaltung damit, daß er den Geistlichen fragte, warum sein Esel wohl so zittere: „Wenn Sie," entgegnete der Pfarrer, „gleich diesem Esel, den Strick um den Hals, Ketten an Ihren Füßen und einen Priester zur Seite hätten, Sie zittertec sicherlich noch mehr als der Esel!"

*** Der Abbé Vernis führte ein sehr weltliches Leben. Sein Bischof machte ihm eines Tages Vorwürfe deswegen und schloß endlich mit der Drohung: „So lange ich leben werde, mein Herr Abbé, haben Sie nichts zu hoffen." — „Nun, ich kann auch warten, Monseigneur!" entgegnete der Abbé.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 27. Juni. (Neu einstudirt.) Der Pariser Taugenichts, Lustspiel in 4 Abtheilungen; nach dem Französischen von C. Töpfer. Hierauf folgt: (Zum Erstenmale.) Die Blutrache, Posse in einem Akt; nach Dumanoir von W. Friedrich. (Gastrolle) Jacopo — Herr Butterweck, vom Hoftheater zu Dessau.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

gleich Allen, die die unbestimmte Vorahnung eines frühen Todes in sich tragen, ließ sich nach der weiten Gallerie ziehen, wohin schon eine sanfte Musik, der Duft der Blumen und der Wunsch der fröhlichen Genossen seiner Vergnügungen ihn rief.

Als er sich dorthin begab, begegnete er Johanna. Zum ersten Male seit langer Zeit bemerkte er die Schwäche in ihrem Gange, die Hinfälligkeit ihrer Züge; zum ersten Male fühlte er Gewissensbisse seinen Busen durchzucken ...

Johanna trug fortwährend, selbst in ihrer neuen Stellung als Königin, ihr weites Gewand von schwarzer Wolle, nur daß ein kleines Perlendiadem in ihre Haare geschlungen war. Die trauernde Einfachheit ihrer Kleidung bildete einen starken Contrast zu den von Gold und Edelsteinen glänzenden Festkleidern, welche Philipp der Schöne und seine Höflinge trugen. Nicht weit von dieser Gallerie, die schon von Lichtern strahlte, ging sie einer verborgenen Thür zu, um sich in die Kirche zu begeben, wo das Grab ihrer Mutter lag. Indeß trug ihre Stirn nicht den strengen Ausdruck, der einem Vorwurf ähnlich gesehen hätte, sie warf auf Philipp einen Blick voll Milde, Sanftmuth und unaussprechlicher Zärtlichkeit; sie stand still, um ihm so lange als möglich mit dem Auge zu folgen, und setzte ihren Weg langsamen Schrittes bis an die Sänfte fort, welche sie nach der Hauptkirche führte. Ihr Gefolge wartete unter dem Peristyl und sie trat allein in den Tempel.

Lange weilte sie an der königlichen Gruft; sie dachte an das Geschick ihrer Mutter, so groß, so erhaben, so strahlend von unsterblichem Glanze, an das ihrige, so elend, so nutzlos für Spanien, so schmerzlich für sie! Sie fragte Gott um die Ursache dieses tiefen Falls.

Die Kirche war düster; zwei Franziskanermönche, die in dem Chor neben dem königlichen Grabmal knieeten, ermüdet von den langen Gebeten, die ihre Lippen flüsterten, lagen regungslos und wie zu Stein geworden unter den Statuen von Stein. Johanna glaubte an der Thür des Chors, wo eine Schildwache stand, etwas wie das Geräusch eines zu Boden fallenden Körpers zu vernehmen; sie blieb unbeweglich, sie hielt den Athem an. Die zahlreichen Trophäen, die den Mauren genommenen Waffen, welche das Grab Isabellens bedeckten, hinderten sie zu bemerken, was hinten vorgehe; sie hielt einen Augenblick ihre Blicke auf diese Siegesdenkmäler gerichtet, während eine ängstliche Aufmerksamkeit in ihr rege geworden war, als sie, zu oberst der Waffen und Trophäen das zu Granada eroberte Banner des letzten maurischen Königs schweben und sich von selbst bewegen sah, als wenn es sich von dem Haufen losmachen wolle.

Zu gleicher Zeit tauchte in Mitten der Rüstungen, Lorbeer'n und maurischen Schärpen in unbestimmten Umrissen ein orientalisches, sonnenverbranntes, glühendes Antlitz mit funkelnden Augen auf. Man hätte denken können, daß dieses Antlitz den heiligen Gegenständen, die es umgaben, wieder Leben einflößte; diese Geräthe des Krieges schienen lebhaftere Farben wieder anzunehmen, in die Höhe zu fahren, zu funkeln, sich im Winde zu erheben, und in Mitten dieser Harnische, dieser Säbel, mit blaugeäderter Schneide, dieser Schilde von Löwenfell, dieser schimmernden Lanzen, dieser lebendig gewordenen, sich regenden Fahnen hörte Johanna einige arabische Worte erklingen, unter denen sie das Wort Rache unterschied. Dann machte sich das Banner Boabdil's ganz von der Masse los, entfernte sich und verschwand in das Dunkel des Heiligthums.

Jetzt unterschied Johanna deutlich rasche Worte und hallende Schritte. Der Gedanke an die Wirklichkeit mischte sich unter die Schrecknisse der phantastischen Vision. Sie erkannte die Gefahr, welche die Stadt bedrohte, sie eilte ihr Gefolge wieder aufzusuchen und ließ sich zum Palaste zurückführen. Diese maurischen Waffen, diese Worte des Krieges, welche sie vernommen, hatten sie plötzlich zu den Erinnerungen ihrer Kindheit zurückgeführt, und wie sie damals ihren Vater an der Spitze des Heers erblickte, groß, umsichtig, tapfer, von begeisterten Massen gefolgt, wie sie bei jedem Siege auch den Namen ihres Vaters hörte, so eilte sie auch jetzt zu ihm und theilte ihm mit, was sie gesehen und was sie erschreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Curiosum über die französischen Marschälle.

Es gibt in der politischen Geschichte oft auffallende Zusammenstellungen und Wiederholungen, welche dem Gedächtnisse, das viele Zahlen und Namen behalten soll, zu einem Erinnerungsmittel dienen können. So erleichtert bei den französischen Marschällen seit der Revolution, deren es so viele und meistens mit Doppelnamen gab, die Zahl **zwei** sehr das Behalten:

Zwei Marschälle wurden gefangen, beide in Deutschland, **Victor** 1807 bei Kolberg, und **Gouvion St. Cyr** 1813 in Dresden.

Zweimal zwei Marschälle fielen vor dem Feinde, alle vier in Deutschland, **Lannes** 1809, **Bessières**, **Duroc**, **Poniatowski** 1813.

Zwei Marschälle fielen durch Meuchelmord, beide in Frankreich selber, **Brüne** 1814 im Süden, und **Mortier** 1835 in Paris durch Fieschi.

Zwei Marschälle tödteten sich selber, und zwar seltsam genug, beide sich aus dem Fenster stürzend, **Berthier** 1814 und **Jünot** 1813; dieser im Wahnsinn, wahrscheinlich in Folge eines in Portugal von einem hannöverschen Husaren erhaltenen Säbelhiebes am Kopfe.

Zwei Marschälle wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, **Ney** in Frankreich 1815 und **Mürat** im Königreich Neapel 1815. Diese beiden werden seltsam genug von beiden Seiten der Verrätherei beschuldigt und des Abfalles mit vollem Recht angeklagt: Mürat fiel von Napoleon ab 1814, und wieder von den Verbündeten 1815; Ney war die entscheidendste Stimme für Napoleon's Absetzung im März 1814 und dann offenbar wieder ein Eidbrüchiger und Uebergänger von Ludwig XVIII. zu Napoleon im März 1815.

Zwei Marschälle werden von Napoleon selber des Verraths an seiner und Frankreich's Sache im Jahre 1814 — ob aber mit Recht? — angeklagt: **Augereau** und **Marmont**.

Zwei Marschälle bestiegen Throne und fochten dann gegen Napoleon, **Mürat**, der eigene Schwager, König von Neapel und **Bernadotte**, der Schwager seines Bruders, König von Schweden. Beide aber meinten es gegen ihn nicht eben sehr böse.

Zwei Marschälle, wenn man auch dem vor Napoleon schon berühmten Dümouriez diesen Titel nicht versagt, gingen vor dem Feinde zum Feinde über, **Dümouriez** und **Bourmont** — beide werden in Frankreich Verräther genannt, und waren den Bourbons eifrig ergeben.

Wenn man will, kann man diesen zwei Marschällen noch zwei Generale beifügen, welche beide wiederum, seltsam genug, über die Kriege Napoleon's geschrieben haben — beide eigentliche Deserteure: **Sarrazin**, welcher 1810 von Boulogne nach England überging, und **Jomini**, welcher 1813 in Deutschland zu den Russen desertirte. Sarrazin diente aber nicht nur drei Herren nach einander, Napoleon, den Engländern und den Bourbons, nachdem er 1814 nach Frankreich zurückgekehrt war, sondern hatte auch, wahrscheinlich um

Gunst dieses großen Literaten ist mir, wie ich mir schmeichle, gewiß, er beehrt mich nicht allein mit seiner Achtung, sondern er hat mir auch eine ganze Seite seiner imprections (i. e. impressions) de voyage eingeräumt!" (Berl. Nachr.)

*** (Stockholm, 13. Juni.) Se. Majestät der König der Franzosen hat durch seinen hiesigen Gesandten, Grafen de Mornay, unserem Könige ein kostbares Geschenk überreichen lassen, bestehend aus einer in Sèvres verfertigten Tischplatte von Porzellan, zu dem trefflichsten der Art in reicher und geschmackvoller Arbeit gehörend. Was das Interesse daran vermehrt, ist die Wahl der Sinnbilder. Das Hauptgemälde stellt das Zimmer im Schlosse zu Pau vor, wo Heinrich IV. geboren wurde, und wo die großen Porphyr-Arbeiten, die unser König für dieses denkwürdige Zimmer geschenkt, aufbewahrt werden. Alles Einzelne ist mit der größten Vollkommenheit ausgeführt. Unter den Figuren sieht man einen französischen Offizier, der einem, in die Uniform der Garde gekleideten schwedischen, eines der von unserem Könige für das Geburtszimmer Heinrich's IV. verehrten Porphyr-Gefäße zeigt. Um diese Tafel ist ein Kreis von Medaillons im Cameen-Styl, alle königl. Personen vorstellend, die in Pau geboren worden, oder sich daselbst aufgehalten. Das Ganze ist mit einer Blumen-Guirlande von höchster Schönheit umgeben. (Preuß. Staatsztg.)

*** (Wer sich nur zu helfen weiß.) Ein junger Anfänger sollte zum Erstenmal die Parthie des Tamino singen. Als er an seine schöne Arie kam: „Dieß Bildniß ist bezaubernd schön," konnte er sich in der Angst seines Herzens nicht auf die Worte besinnen; der Souffleur ließ den Armen auch im Stich, er mußte beginnen, und so sang er denn, sich des Sinnes der Worte nur instinktmäßig erinnernd „Ach, welch' ein schöner Kupferstich!" (Nürnb. Corr.)

*** Da Crebillon, der Trauerspieldichter, in seinem achtzigsten Jahre eine Pension durch Vermittlung der Madame Pompadour erhalten, beeilte er sich, derselben seinen Dank dafür abzustatten. Die Maitresse Ludwig des XV. befand sich gerade zu Bette; sie ließ aber deßungeachtet den Dichter eintreten und empfing ihn mit viel Huld. Der alte Crebillon ward davon innigst gerührt. Da er sich über das Bett neigte, um der Maitresse die Hand zu küssen, erschien der König. „Gerechter Gott, Madame," rief Crebillon bestürzt, „der König hat uns überrascht: ich bin verloren!"

*** (Mainz, 25. Juni.) In den großen Gasthöfen am Rhein sieht man bereits, daß das Sommer-Reise-Leben begonnen hat. Im „Rheinischen Hofe" sind schon jetzt zuweilen gegen Abend sämmtliche Zimmer besetzt, und das will viel heißen, denn dieser Gasthof hat in der letzten Zeit eine ungeheuere Ausdehnung gewonnen, und besteht jetzt aus nicht weniger, als drei großartigen Häusern, die einen beträchtlichen Theil der Rheinstraße einnehmen. Dieses Haus steht aber auch bei der Reisewelt in dem vorzüglichsten Ruf, und so viele Gasthöfe hier auch in den letzten Jahren entstanden sind, diesen Ruf konnte keine Concurrenz zernichten; es ist und bleibt der „rheinische Hof" das erste Hotel in Mainz, vielleicht am ganzen Rheinstrome. (!!) Neben demselben thut sich neuerdings das Hotel „zum englischen Hof" sehr bedeutend hervor, und erst dieser Tage hatte dasselbe die Ehre, die Kaiserin von Brasilien zu beherbergen. Es gibt nichts Prachtvolleres als die Lage dieses Hauses, so wie seine äußere und innere Construction und Einrichtung. Das ist im eigentlichen Sinn ein fürstliches Hotel, und die Kaiserin von Brasilien war davon so überrascht, daß sie sich alsbald eine Zeichnung des Hotels und seiner Umgebung erbat, und überhaupt große Zufriedenheit mit der Bewirthung an den Tag legte. Der „europäische" und der „holländische" Hof sind zwei nicht minder renommirte Gasthöfe, und werden ebenfalls stark besucht. Die Rheinstraße, welche diese Prachthotels enthält, wird aber erst demnächst recht blühend und bedeutsam werden, wenn einmal die Alignirung der Rheinkehle vollendet ist. Daran wird bereits seit diesem Frühjahr rüstig gearbeitet; die kleinen Bauten werden abgerissen und entfernt, und mit den Neubauten so wie mit dem projectirten Bazar wird bereits begonnen. In zwei Jahren ist das eine der merkwürdigsten Straßen, die den ankommenden Fremden gleich von vorneherein die beste Meinung von Mainz beibringen muß. Auch die bedeutendsten Detaillisten der Stadt sind Willens, ihre Geschäfte hierher zu translociren, was aber den Straßen im Innern der Stadt sehr nachtheilig werden dürfte.

*** (Bad Homburg, den 25. Juni.) Wenn auch die Saison der Taunusbäder sich dieses Jahr im Allgemeinen nicht so glänzend gestaltet, als man erwarten durfte, da die Witterung durchaus den Liebhabern der freundlichen Badenymphen und des schattigen Grüns der Wälder nicht günstig ist und die Najaden und Oreaden verwaist und einsam trauern, so sind wir doch hier in Homburg sehr zufrieden, denn unsere Quellen sind so besucht, als sie im verflossenen Jahre waren, wo das freundlichste Wetter unsere Saison begünstigte, und unser liebliches Thälchen ist von Fremden aller Nationen und Länder besucht. An schönen Sonntagen besonders, wo uns das nahe Frankfurt und die Umgebung Liebhaber der schönen Gegend und des Vergnügens des Landlebens zusenden, sind wir gleichsam in das Gewühl einer großen Stadt versetzt und an unsern Table d'hôtes und in den Restaurationen knallen die Champagnerpfropfen und die lauteste Freude und Munterkeit feiern ihre glänzendsten Triumphe. Unsere artesischen Bohrungen gehen lebhaft fort und versprechen die freudigsten Resultate, obgleich unsere ältere Heilbrunnen bereits so berühmt sind, daß schon durch ihr kräftiges Wirken Homburg's Zukunft hinlänglich gesichert ist. Wie viele Kranke kommen mit blassen eingefallenen Wangen hierher und verlassen Homburg's Hygiea heiter und vergnügt, die wohlthätigen Quellen segnend, die sie der Gesundheit und Thätigkeit wiedergegeben. Unser neuer Kursaal ist nun eröffnet und man ist erstaunt über die Eleganz und den Geschmack der in demselben herrscht; der neue Tanzsaal, von prächtigen marmornen Säulen getragen, geht nun auch seiner Vollendung entgegen und wird dem schönen Ganzen die Krone aufsetzen. Gestern gab die hier anwesende treffliche Musikgesellschaft des Herrn Heinefetter eine glänzende musikalische Soirée mit Tanz im Elisabethensaale, die von der Elite der Badegesellschaft besucht war. — Auch unsere Behörde geht kräftig Hand in Hand mit den Kurpächtern und die Stadt wird nun auch im Sommer des Abends schön und zweckmäßig beleuchtet werden; eben so spricht man von einem besseren Straßenpflaster, es fehlt dann nichts mehr, um den Badegästen allen möglichen Comfort zu gewähren.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 28. Juni. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abtheilungen; nach dem Französischen von Herrmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

ihrem Zuruf; die Begeisterung der Armee verkündete die Wiederkehr der Tage früheren Triumphes.

Das Heer hatte sich auf jenen furchtbaren Wällen der Königsstadt aufgestellt, welche von den Gothen aufgeführt, von allen folgenden Jahrhunderten befestigt waren und welche auf ihrem hohen Mauerwerk eine Krone von 150 mit Schießscharten versehenen Thürmen trugen.

Einen Augenblick später bot der Horizont von Toledo ein majestätisches Schauspiel.

Die Ebene war mit arabischen Kriegern bedeckt. In unzähligen Reihen erblickte man Turbane mit strahlenden Federbüschen, tausendfarbige Dolmane, die sich dem Glanz der Rüstungen anschlossen, Schilde von Löwenfell, Säbel, die bloße Schneide hoch gekehrt, wie ein ungeheures Feld funkelnder Stahl-Aehren, Lanzen, die ihre weißen, blau und orange gestreiften Fähnlein noch höher trugen, und zwischen diesen Reihen die Köpfe schwarzer Rosse, mit goldenem Zaum, purpurnem Geschirr, flammenden Augen und wehenden Mähnen. An den Grenzen des Horizonts, wo die Armee endete, lagerte ein Gewitter und Blitze durchzuckten die Luft. Man konnte glauben, daß das Gewitter hinter den Mauren einherziehe, um mit ihnen zu kämpfen.

Zu gleicher Zeit erschien auf den Wällen die spanische Armee, von den feindlichen Truppen nur durch die weißen Mauern der Glacis getrennt. Ihre Reihen waren ruhig, ernst, stark durch ihren Muth, ihre Taktik, ihr furchtbares Geschütz. Priester hatten sich unter die Soldaten gemischt und sprachen Gebete und segneten die Waffen.

Alles verkündete einen furchtbaren und entscheidenden Kampf, und Ferdinand wollte eben zum Angriff commandiren, als eine That unerhörter Kühnheit die beiden Armeen in Erstaunen setzte.

Aus der Mitte der spanischen Truppen dringt eine Gruppe arabischer Häuptlinge, deren hohen Rang die grünen Turbane bezeugen, und die sich heimlich in die Stadt geschlichen haben, auf die Wälle, bevor die überraschten Spanier noch daran denken, sie aufzuhalten. Allein, mitten unter Feinden, zeigen sie eine eherne Stirn. Ben-Zagal steht an ihrer Spitze, in seiner Hand hält er das zu Granada genommene muselmännische Banner, welches er aus der Gruft Isabellens geholt. Seine Züge strahlen von übernatürlichem Muth. Er erhebt den Kriegsruf Allah! beugt sich über die Bastion, wirft die Fahne in die Reihen seiner Brüder und spricht:

— Kinder Mohameds, hier ist Euer Banner, nehmt Euer Reich wieder!

Tausend Arme fangen die Fahne auf und die ganze Ebene beantwortet den Kriegsruf. Dann dringen die arabischen Häuptlinge, Säbel und Pistolen in der Faust, den Dolch zwischen den Zähnen, in das Innere der spanischen Stadt.

Ferdinand selbst will ihnen nacheilen. Aber in demselben Augenblick stürmen die Mauren, im Besitz des heiligen Banners, den Wall. Der Feldherr kann seine Aufmerksamkeit von diesem wichtigen Punkte nicht ablenken, er sieht die grünen Turbane längs den Mauern des Palastes eilen, aber er überläßt diese Handvoll Abenteurer dem Tode, den sie suchen. Er commandirt zum Angriff, ein furchtbarer Kampf entspinnt sich, die Luft ist von Pulverdampf verdunkelt, der Wall steht in Feuer.

In dem Festsaal vernahm man Nichts von dem Toben des Kampfes oder wenn der Donner des Geschützes erschallte, so hielt ihn der Rausch für ein Gewitter, das am Horizonte losgebrochen, und wenn man in der Ferne das Aechzen Sterbender hörte, die auf den Wällen fielen, so glaubte man, daß eine Saite der an den Wänden hängenden Leiern gesprungen sey.

Am Schlusse des Mahles, in Mitten dieser von Wein, Geist und Fröhlichkeit berauschten Gäste, erschienen schöne, lebhafte, halbnackte junge Tänzerinnen und tanzten. Graf Egmont hatte die schönste in seine Arme genommen und sie, um sie für ihre Anmuth zu belohnen, aus seinem Becher trinken lassen; die andern Gäste folgten seinem Beispiel.

Plötzlich wird mit furchtbarem Lärmen die Thür eingeschlagen; Feinde, bewaffnete Mauren, in Eisen gepanzert und das Eisen schwingend, stürzen in den Saal. Es sind die arabischen Häuptlinge, welche unter der Führung Ben-Zagal's wie der Blitz die spanische Stadt durchzogen haben und in den Palast gedrungen sind. Ihr gebräuntes Antlitz funkelt in dem Stolze eines unerhörten Erfolgs; der Zorn, als sie den Luxus und das Wohlleben derer erblicken, die sie verjagt und geplündert haben, steigert ihre Wuth.

Die Frauen, die Dichter, die waffenlosen jungen Männer entfliehen mit herzzerreißendem Geschrei, die Cavaliere ziehen ihre Schwerter und greifen nach den Tischmessern, aber die Mauren haben sie ihnen bald entwunden... Der Rausch ist verflogen; das ganze Entsetzen des Augenblicks wird ihnen klar. Die Kronleuchter des Saales sind heruntergeschleudert, nur wenige Fackeln erleuchten noch den Raum, die Edelleute sind zu Boden geworfen und auf ihrer Brust knieen maurische Krieger und halten ihnen den Dolch an die Kehle.

Ben-Zagal steht Philipp gegenüber; mit der einen Hand faßt er den Arm, mit welchem der Prinz seinen Degen gezogen, mit der andern zückt er den Dolch gegen seine Brust. Das Antlitz des Afrikaners, von Wuthblitzen durchzuckt, von schwarzen Augenbrauen überschattet, mörderische Blicke schleudernd und glühend von wildem Gelächter, starrte in die bleichen und schönen Züge Philipp's, der sich vergebens davon abwendet.

— Endlich sind wir am Ziel, sagte der Maure und seine breite Brust erweiterte sich bei dem Gedanken an den Sieg, den er errungen. Philipp, glaubst Du denn, daß ich Dich hätte leben lassen, daß ich selbst Dich auf meinem Pferde nach Toledo zurückgebracht hätte, hätte ich Dich nicht diesen Thron besteigen sehen wollen, den Feigheit uns in die Hände geben sollte.

Seine Hand von Eisen wehrte seinem Gefangenen jede Bewegung und schon der Athem des Löwen schien hinreichend seine Beute zu vernichten.

— Usurpator dieses geheiligten Landes! begann er von Neuem, Liebhaber Olema's! Ich möchte, daß ich dich zweimal tödten könnte.

Und er senkte seinen Dolch in Philipp's Brust, zog ihn zurück, senkte ihn nochmals hinein, wendete ihn um im Fleische und tauchte ihn bis in's Herz.

— O, rief er aus, während das Blut in Strömen floß, man sagt, daß Du schön bist wie ein Unsterblicher; so komm denn wieder in's Leben, damit ich Dich noch einmal tödten kann!

Philipp fiel; sein Kopf sank auf die Leiche des Grafen Egmont, der zu seiner Seite gefallen war; noch einmal nahm die Brust seines Freundes ihn auf und hinderte, daß seine schöne Stirn an dem Steinboden zerschellte. Philipp der Schöne starb, noch die Rosenblätter im Haare, welche die Poesie darauf hatte fallen lassen.

Alle Christen waren niedergestoßen, die Mauren schauten sich freudig an und ließen das Blut von ihren Dolchen herabtröpfeln.... In diesem Augenblick stürzt ein arabischer Krieger, von Staub bedeckt, mit zerrissenen und blutigen Kleidern, herein.

— Fliehet! Fliehet! ruft er... Flucht oder Tod... Der Spanier ist Sieger, unser Heer ist nicht mehr... ist nur noch ein Haufen Todter... Ferdinand führt seine Truppen zurück... aber die westlichen Thore sind noch offen... flieht! flieht!...

Die arabischen Häuptlinge fahren zusammen, sie fletschen

zu freie Zeit.

— Wir können zusammen fliehen; komm, daß ich Dich in meinen Armen forttrage. Uns bleibt die Freiheit und die Wüste.

— Die Armee geschlagen, besiegt! wiederholt Olema nach einem Augenblick furchtbaren Schweigens, die Hoffnung verschwunden, das Vaterland verloren, noch einmal verloren!... Allmächtiger Gott! sagt sie verzweifelnd und preßt die Stirn in ihre Hände, allmächtiger Gott! Du weißt doch, was ich ihm opferte!...

Dieser Schrei der Verzweiflung ist so feierlich, dieses Weib, dieses junge Mädchen stellt so ganz den Genius der besiegten und trauernden Nation dar, daß die Muselmänner vor so viel Schmerz einen Augenblick der Gefahr vergessen und ihre Flucht hemmen, um sie zu betrachten.

— Aber wenigstens werden wir nicht ungerächt gehen, sagt Ben-Zagal und wirft einen wilden Blick auf Olema.

Sie schaudert zusammen, irren Blickes schaut sie umher, ihren bleichen Lippen entflieht das Wort:

— Philipp?

Ben-Zagal zeigt ihr einen Leichnam.

Sie schaut ihn an: ihre Arme sinken herab; ihr Kopf neigt sich auf ihre Brust, sie tritt mit langsamem Schritt zu dem Leichnam heran, kniet neben ihm nieder, faßt den Degen, der dem Prinzen entfallen, und stößt ihn sich in's Herz.

Ein Schrei, in welchem zugleich Staunen, Entsetzen und Verzweiflung sich malen, entfährt der Brust Ben-Zagal's.

Olema erhebt sich noch einmal mit halben Leibe, blickt auf Ben-Zagal, legt die eine Hand an Philipp's Brust und sagt mit sterbender Stimme:

— Ich liebe ihn!

(Schluß folgt.)

---

gängniß Statt, bei welchem seiner statt Geleites folgen, und das daher höchst zahlreich seyn wird. Ruhe seiner Asche! (Allgemeine Theaterzeitung)

*** (Magnetische Windfahne.) In Rochefort wurden, wie französischen Blättern von dorther gemeldet wird, Versuche mit einem Instrumente gemacht, das alle bisher angenommenen Hypothesen über das Entstehen des Windes umzustoßen scheint. Gleichviel in welchem Zimmer auf den Tisch gestellt und noch dazu mit einer Glasglocke bedeckt, giebt das Instrument nach Verlauf von wenigen Sekunden genau die jedesmalige Richtung des Windes an. Es besteht aus einem feinen hölzernen Stabe von drei bis vier Zoll Länge, der, ganz wie die Nadel des Kompasses, in einem Agat frei auf einer Angel von Stahl schwebt. An dem einen Ende dieses hölzernen Stabes und zwar auf dem dritten Theile seiner Länge befindet sich eine Spalte, in welcher drei oder vier Magnete der Reihe nach je einen halben Zoll von einander angebracht sind. Die Magnete sind sehr leicht, sie bestehen aus Uhrfedern, welche, gerade gebogen, in Stücke von 1 bis 3 Zoll geschnitten und in einer mit dem Horizonte perpendikulären Richtung angebracht sind, so daß sie alle ihren Südpol in dem Stabe, ihren Nordpol dagegen außerhalb haben. Das Instrument wurde in der Kompaßwerkstatt des Hafens von Rochefort gemacht und die Versuche mit demselben gaben die Richtung des Windes so genau wie die besten Windfahnen an. Es kann nicht fehlen, daß dieses Instrument zu interessanten Entdeckungen über das Verhältniß des Magnets zur Elektricität führt; auch ist die Annahme, daß die Veränderungen des Windes elektrischen Strömungen zuzuschreiben seyen, dadurch wohl zur Gewißheit erhoben worden. Das wichtigste bei diesem magnetischen Windmesser ist der Umstand, daß dieses Instrument die Verände-

lung meiner so achtbaren Kunden in und außerhalb Berlin pünktlich befriedigen kann. Meinen himmlischen Vater habe ich fünf Monate hindurch Tag und Nacht, Stunden lang auf meinen Knieen in meinen großen Schmerzen, weil ich in dieser Zeit nicht liegen und sitzen konnte, sondern Alles (?) auf den Knieen verrichten mußte (!), wobei mich viele meiner respectablen Kunden beim Besuch getroffen haben, gebeten und zugleich das Gelübde versprochen, daß, sobald ich durch seine Gnade meine Gesundheit erlangt haben werde, ich von Dato ab, mein Geschäfts- und Verkaufs-Lokal jeden Sonn- und Feiertag Nachmittag geschlossen halten werde, und kein Verkauf mehr um diese Zeit stattfinden soll, wie in früheren Zeiten; auch dürfen meine Leute nicht an solchen Tagen arbeiten, jedoch bezahle ich dieselben für jeden Feiertag — Sonntag ausgenommen — den Gehilfen mit fünfzehn Silbergroschen und den Lehrling mit zehn Silbergroschen, damit kein Fluch durch meine Leute über mich komme, daß sie, anstatt nach der Kirche zu gehen, arbeiten müssen. J. F. Lantner, Goldschläger, breite Straße No. 8." (Komet.)

⁂ (Stockholm, 19. Juni.) Am 30. März wurde in Weriö das 200jährige Bestehen des dortigen Gymnasiums festlich begangen. Von allgemeinem Interesse ist es dabei, daß der Bischof und Ephorus dieser Lehranstalt, der berühmte Tegnér, bei dieser Gelegenheit eine Festrede hielt, welche alle Zuhörer entzückt haben soll, und deren poetischen Schluß öffentliche Blätter mittheilen, der Alle in Erstaunen setzen muß, welche sich der Nachrichten von dem Gesundheitszustande des Dichters in den verflossenen Jahren erinnern. Wohl muß es etwas auffallen, daß er, erwähnend, „wie es vielleicht das letztemal sey, daß er von dieser Stelle her spreche, denn Leben und Tod ständen in des Herrn Hand, und der Tod, dieser bleiche Ephorus des Grabes, habe seinen Vorboten an sein Herz gesandt," selbst sich so ausdrücken mochte: „Hart falle es doch, von der Sonne geschieden zu werden, dem einzigen Skalden, der in unserm Norden lebe," — allein das Ganze ist von ungemein großer Schönheit, besonders was er von „dem größten Sohne Smålands," dem unsterblichen Linné, sagt, und sehr glücklich ausgedrückt lieset man in einem der hiesigen, ihm politisch gar nicht gewogenen Blätter, wie man mit Freuden sehe, daß auch noch jetzt „der Sängerkönig nur die Hand auszustrecken brauche, um sie sogleich mit Blumen zum Ausstreuen gefüllt zu haben." (Hamb. Börsenh.)

⁂ (Paris.) Der Charivari behauptet als bestimmt, das Ministerium hätte darüber debattirt, ob es den Herrn Sue und die Débats vor Gericht stellen sollte, wegen der Mystères de Paris. Als Sue dies erfahren, sagte er: eh bien, je publierai les mystères du conseil.

⁂ (Gefahren der Empfindsamkeit.) Louise A., Ladenjungfer im Haus Courtois zu Mans, ist die Tochter einer Magd, besitzt einige Bildung, dabei viel Empfindsamkeit und Empfindlichkeit, und ist wie es scheint abwechselnd redselig und schweigsam. Ihre redselige Empfindsamkeit verrieth, daß sie dem jungen Alfons Courtois der Vorzug vor den andern Söhnen des Hauses gab; ihre schweigsame Empfindlichkeit bestimmte sie am 19. Dez. v. J sich selbst vom Tisch auszuschließen, weil sie von Frau Courtois wegen Zuspätkommen ausgescholten worden war. Während sie in der Küche ihren Thee trank, verspeiste die Famile Courtois (mit Ausnahme der abwesenden Brüder Alfons und Eduard) eine Milchsuppe, auf deren Genuß sich bei allen Tischgenossen Symptome einer Vergiftung durch Arsenik einstellten. Auf die Kunde hiervon äußerte Louise in redseliger Empfindsamkeit: „Ich wollte, ich hätte mitgegessen, daß ich auch krank wäre!" — Aus diesen verschiedenen Aeußerungen und Umständen schloß der Staatsprocurator, daß Louise das Rattengift in die Milchsuppe geworfen haben müsse, welches sich bei chemischer Untersuchung des Restes vorgefunden hatte. Bei der Verhandlung vor den Assisen stellte sich heraus, daß Louise, vor Aeußerung jenes sonderbaren Wunsches, selber einige Löffel voll von dem Rest im Topf zu sich genommen und sich stärker vergiftet hatte, als die übrigen neun Personen es waren. Da die Familie Courtois den Verdacht des Staatsprocurators nicht theilte und da alle Zeugenaussagen die Angeschuldigte als gutmüthig schilderten, so wurde sie am 11. Juni d. J. freigesprochen.

⁂ (Schweigsamkeit bei Gelehrten.) Descartes, an Nachdenken in der Einsamkeit gewöhnt, war in Gesellschaft sehr einsilbig. Man sagte deswegen von ihm, er habe seinen Geistesreichthum von der Natur in Barren, nicht in gangbarer Münze erhalten. Addisson, dessen schwache Seite ebenfalls die Conversation war, verglich sich mit einem Banquier, der den Reichthum zu Hause liegen hat und nicht mit sich in der Tasche herumträgt.

⁂ Frankfurt. (Theater.) Unsere Bühne brachte in der letzten Zeit wenige Darstellungen, welche von Interesse waren. Herr Hendrichs gab die schwierige Rolle des Don Carlos (im Schiller'schen Trauerspiele) mit verdientem Beifalle; er verlieh ihr ganz jenes feurige Colorit, welche sie fordert. Dem. Zerr von Karlsruhe trat neuerdings als Lucia von Lammermoor, Zerline (im Don Juan) und Vitellia (im Titus) auf und zeigte sich, besonders in den erstgenannten Parthien, als talentvolle, kunstgebildete Sängerin. Die berühmte Künstlerin, Frau von Hasselt-Barth gab zwei Gastrollen: die Norma und die Donna Anna. Man bewunderte ihre mächtige, umfangreiche, wohlklingende Stimme, ihren großartigen Vortrag, konnte aber nicht in Abrede stellen, daß trotz dieser eminenten Vorzüge, ihr Gesang nicht auf das Herz der Zuhörer zu wirken vermochte. Einige fremde Schauspieler — unbedeutende Lichter — wurden vorgeführt; andere, die in Frankfurt Lorbeern pflücken wollen, können nicht zum Gastspiel gelangen, obgleich ihr Ruf sie schon berechtigte, auf unsrer Bühne zu erscheinen. Warum läßt die Direction Herrn Steinmüller nicht auftreten, der schon als Frankfurter auf ein wohlwollenderes Entgegenkommen Anspruch machen und dem man nicht den Vorwurf der Talentlosigkeit entgegen halten kann, da er bereits vor längerer Zeit Gelegenheit hatte, Vorzüge vor uns zu entfalten, die eben nicht gewöhnlich sind, und die wir manchen Mitgliedern unsrer Bühne wünschen, die leider im Besitz von bedeutenden Rollen kamen, zu deren Darstellung sie weder Natur noch Kunst berechtigen. Die Direktion würde sich, ohne daß es ihr was kostet, viel Freunde erwerben, wenn sie einem einheimischen talentbegabten Schauspieler auf dem dornenvollen Weg der Kunst hülfreiche Hand leisten wollte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 29. Juni. Die Puritaner, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Bellini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

(Schluß.)

XXI.

Der Tod Philipp's des Schönen veranlaßte in Spanien die seltsamste Erscheinung: man sah die gekrönte Wahnsinnige, welche in diesem Augenblicke allein regierte, bei diesem Anlaß eine ihrer Geistesverwirrung entsprechende Feier, in die sich zugleich der Glaube ihrer frommen Kinderjahre mischte, anordnen, und die hohen Staatsgewalten sich ihrem Willen fügen und durch ihren Gehorsam gewissermaßen ihren Wahnsinn theilen; man kann ihre Fügsamkeit nur begreifen, wenn man annimmt, daß sie dem unwiderstehlichen Einfluß der Liebe und des Unglücks wichen.

— Philipp ist todt, sagte Johanna, als sie sich über den starren Leichnam ihres Gemahls beugte ... Ja, todt auf eine Zeitlang, aber er wird bald wieder auferstehen.

Und bei diesen Worten war ihr Antlitz heiter und fast lächelnd.

— Ihr wißt recht gut, daß seine Schönheit ihn unsterblich macht, Ihr wißt recht gut, daß der Engel der Geburt seiner Mutter gesagt hat, daß der Himmel ein so vollkommenes Wesen nicht für ein einziges Leben geschaffen ... Es gibt Heilige, welche die Schatten des Todes zu entfernen vermögen. Wir wollen den Prinzen durch alle Kirchen des Königreichs führen, und er selbst wird sagen, wer der Glückliche seyn soll, der ihn wieder ins Leben ruft.

... die sämmtlichen religiösen Orden Kasti-

pilgernde Königin mußte ohne Schuhe gehen, und ihre weißen zarten Füße berührten die harte Erde. Ihre vollständige Geistesverwirrung hatte der grausamen Unruhe, dem fortwährenden Leiden ihrer letzten vernünftigen Augenblicke ein Ende gemacht und in seiner traurigen Ruhe war ihr Antlitz mit einem neuen Anstrich von Leben und mit einem Glanz, der fast Schönheit genannt werden konnte, überzogen.

Im Gefolge der Königin befanden sich die Abgeordneten der Stände, die Mitglieder der heiligen Hermandad und ein langer Zug von Mönchen verschiedener Orden, die die kostbarsten Reliquien der religiösen Schätze ihrer Klöster mit sich führten. Die Franciscaner trugen Krystallgefäße, welche die Asche der Märtyrer umschlossen, die Bernhardiner einen Olivenzweig vom heiligen Berge, die Dominikaner einen wunderthätigen Christus, dessen Herz man schlagen fühlte, die Capuziner eine Rose, die aus der Krone Maria's gefallen war und noch jetzt, nach Jahrhunderten, ihren Duft behalten hatte. An der Spitze des Zuges sah man die Karthäuser von Saragossa, welche gleich den Königen die Macht hatten, die zum Tode Verurtheilten zu begnadigen, welche ihnen begegneten. Dann kam die hohe Geistlichkeit von Toledo mit den goldnen Kreuzen, den Chorröcken, den Brokat-Bannern, den von Juwelen starrenden Meßgewändern, mit dem prachtvollen und strahlenden Schmucke, der Nichts von der Trauer eines Leichenpomps hatte, sondern dem Zuge das Ansehen des glänzenden Osterfestes gab, an welchem Alles zu neuem Leben ersteht, die Natur und Gott.

Die Procession schritt langsam vorwärts. So zog sie von Kloster zu Kloster, die Macht der Hei-

der Eichen diente dazu, die Almosen der Reichen aufzunehmen, der Arme holte sie dort, und die Stämme blieben niemals leer; unter diesen Bäumen befanden sich Bänke für die Reisenden und neben jeder Cisterne hing ein Becher, um ihren Durst zu löschen.

An diesem Orte machte die Leichenprocession ihren ersten Halt.

– Seht, sagte Johanna, und zeigte mit der Hand nach dem Guadiana, seht diesen Fluß, wie er sich eine lange Strecke unter der Erde verbirgt; dann kommt er frischer und klarer wieder zum Vorschein: so wird das Leben Philipp's seyn; es ist nicht verloren in dem Abgrund des Todes; es ist nur für einige Augenblicke hinabgesunken, um köstlicher und glänzender wieder empor zu tauchen.

Die Procession schritt langsam weiter, die Tritte gedämpft durch den dichten Rasenteppich; alle diese Männer gingen gesenkten Hauptes einher, traurig wie der Gedanke, der sie versammelt hatte, wie die Hoffnung, die der Wahnsinn gefaßt, einen Todten wieder ins Leben zu rufen. Als die Nacht hereinbrach, bildeten die Schaaren der Mönche nur noch lange Reihen von Schatten. Johanna allein, welche an der Spitze dieser geistlichen Schaar einherschritt, war an ihrem weißen Gewande in dem Dunkel der Nacht erkennbar: man hätte sie für eine jener Schöpfungen des Himmels halten können, halb Weib, halb Nebel, welche die Geister in die Gefilde der andern Welt führen.

Vor dem Thore einer ländlichen Kirche hielt die Procession. Zu gleicher Zeit hielt ein Reiter an, der auf der Höhe des Hügels dahersprengte, und betrachtete das Trauerbild. Auf dem Grunde des leuchtenden Himmels hinter ihm sah man nur einen schwarzen Schattenriß, mit einem von Federn beschatteten Turban, majestätischem Wuchse und Waffen im Gürtel, und die Gestalt eines sattellosen Renners, der Nacken von dichten Mähnen umwallt. Die Erscheinung machte einen imposanten und zauberischen Eindruck.

Die Königin kniete nieder neben dem Leichnam ihres Gemahls.

— Sollst du hier wieder aufleben, Philipp? Soll die glückliche Jungfrau dieser Kapelle das Wunder vollbringen? Sprich zu mir, ich werde Dich verstehen, ohne daß ein Laut sich Deiner Brust entwindet und ohne daß Deine Lippen sich öffnen; die Liebe hat mir einen geheimnißvollen Sinn verliehen, den andere nicht haben. Ich habe dich so sehr geliebt! Ach, mein Körper ist elend und unscheinbar geblieben, aber meine Seele ist groß geworden in dieser fortwährenden Anbetung, sie ist eine Tochter des Himmels geworden, eine Heilige der Liebe, strahlend in den Augen Gottes .... Komm zurück! Komm zurück! Du warst voller Reiz, Erbarmen und Größe, Deine Schönheit war himmlisch, Du warst ein Gott, und Christus hat gezeigt, daß ein Gott nur auf drei Tage stirbt... Wenn du diese Gegend nicht schön, diese Luft nicht rein, diesen Boden nicht heilig genug findest, ich werde Dich durch die reizendsten Gefilde, durch die balsamisch duftenden Gärten Spaniens geleiten, ich werde Dir alle Tempel öffnen lassen, ich werde Dich an dem Fuße der Altäre niedersetzen, deren Schutz nie vergebens erfleht wurde. Ich werde dort bei Dir seyn mit der glühenden Liebe, die immer meine Brust verzehrte, und wenn alle Mächte des Himmels Dich nicht dem Leben zurückzugeben vermögen, so wird wohl aus diesem Herzen voll Gluth ein Funke sprühen, der Dich wieder ins Leben ruft.

Lange blieb Johanna so gebeugt und lehnte ihr brennendes Haupt an Philipp's kalte Brust; sie fuhr fort leise mit ihm zu reden, und hielt bisweilen an, wie um seine Antwort zu vernehmen; nach dieser geheimnißvollen Unterhaltung mit dem Todten erklärte sie, daß der Prinz hier nicht wieder zum Leben zurückkehren wolle, und daß man unverzüglich weiter ziehen müsse. Und alle Anwesende, die um die Bahre knieten, erhoben sich.

Der Reiter sprengte seines Weges weiter. Es war Ben-Zagal, der in die Wüste zurückkehrte.

Die Procession setzte ihren Weg fort, durchzog auf diese Weise einen Theil von Spanien, hielt in den berühmtesten Kathedralen und klopfte an alle Thore der Natur und der Religion. Endlich war Johanna ihres wahnsinnigen Suchens müde und schloß sich in ihrem Palast von Tordesillas ein. Fern von der Bewegung der Geschäfte und dem Toben der Partheien, die das Königreich erregten, von der Königin nur den Namen behaltend, lebte sie in der strengsten Einsamkeit mit dem einbalsamirten Leichnam ihres Gemahls, dessen Antlitz fortwährend unverhüllt blieb, um die götzendienerische Verehrung der armen Wahnsinnigen zu empfangen.

Es war das Schicksal Johanna's von Kastilien, in Mitten der Höfe immer einsam zu bleiben. Ihre letzten Jahre in dem Schlosse von Tordesillas glichen denen ihrer düsteren, träumerischen und leidenschaftlichen Jugend, da sie als zartes Kind in ihrer Brust die Ahnung dieser Liebe fühlte, welche ihr ganzes Leben gewesen war und jetzt ihr Tod wurde.

Justiz und Krieg im Streit.

Vor neunundvierzig Jahren stand der junge Terrorist Alexander Rousselin wegen Bedrückungen und Erpressungen, die er als Ministerialcommissär zu Troyes geübt hatte, vor dem Revolutionsgericht zu Paris und entging dem Schicksal des Kopfabschneiders Jourdan nur durch den Umstand, daß Robespierre sein Ankläger war. Vorige Woche hat ein Hr. Alexander von St. Albin, welcher, wenn wir nicht sehr irren, eine und dieselbe Person ist mit A. Rousselin, zu einem merkwürdigen Conflict der Justiz- und der Kriegsverwaltung Anlaß gegeben. Hr. v. St. Albin, gegenwärtig ein reicher alter Mann, sollte zu den Befestigungsarbeiten von Paris ein Stück seines Eigenthums abtreten. Er processirte gegen die vorgenommene Expropriation, gewann seinen Proceß in mehreren Instanzen und prätendirte, die Festungsarbeiten, welche auf seinem Grund und Boden in vollem Gang waren, sofort still zu stellen, obwohl der Präfect der Seine im Namen des Staats appellirt hat. Diesmal ist Hr. v. St. Albin in seinem Recht, denn der letzte Spruch lautete, daß die vom Präfecten eingelegte Appellation keine suspensive Kraft habe. Vorigen Freitag wollte er sein Recht geltend machen; wie es ihm aber dabei ergangen ist, lehre folgendes Protokoll.

„Im Jahr 1843, den 23. Juni um 11 Uhr Morgens auf Ansuchen von Hrn. Alexander Karl v. St. Albin, Eigenthümer zu Paris, Wir Drion, Huissier bei den Gerichten der Seine

Kraft beglaubigter Urkunde eines Spruchs des Cassationshofs vom 15. Mai in Sachen besagten Herrn v. St. Albin wider den Präfecten der Seine, und kraft einer Verfügung des Präsidenten des Civiltribunals der Seine vom 20. Juni wegen sofortiger Vollstreckung jenes Spruchs, trotz eingelegter Appellation,

Haben Wir uns in Begleitung meiner Zeugen und des Hrn. v. St. Albin in die Gemeinde Montrouge auf ein Grundstück neben der Orleaner Straße, auf welchem unvollendete Festungswerke stehen, begeben, um in Gemäßheit genannten Spruchs und genannter Verfügung das bezeichnete Grundstück wieder in Besitz des Hrn. v. St. Albin zu bringen. Dort angelangt, haben Wir erfunden, daß trotz besagtem Spruch und besagter Verfügung sich noch auf einem Theil des dem Hrn. v. St. Albin abgenommenen Grundes und Bo-

seglichkeit gegen den Spruch und die Verfügung haben Wir Uns zum Polizeicommissär zu Montrouge begeben und ihn aufgefordert, die Hülfsvollstreckung zu übernehmen.

Dieser Aufforderung entsprechend, hat sich der Polizeicommissär mit Uns an Ort und Stelle begeben. Wir haben Unsere frühere Aufforderung erneuert und der Polizeicommissär hat ihm befohlen, derselben nachzukommen. Der Hauptmann Schuster beharrte auf seiner früheren Weigerung.

Nun bot der Polizeicommissär die Gendarmen Merkel und Vidal auf, uns den erforderlichen Beistand zu leisten. Diese haben auf unsere beiderseitige Aufforderung dem Hauptmann Schuster befohlen, mehrbesagte Spruch und Verfügung zu vollziehen, ansonsten sie auf unser Geheiß die Vollziehung mit Gewalt bewerkstelligen würden. Sofort hat Hr. Hauptmann Schuster erklärt, daß er Gewalt mit Gewalt abtreiben werde, und wie vorher die Unterzeichnung seiner zu Protokoll genommenen Erklärung verweigert.

Unter diesen Umständen, angesehen die wiederholt ermittelte Rebellion wider die Vollziehung des Spruchs des obersten Gerichts und der Verfügung, angesehen daß die zu Unserer Verfügung stehenden Mittel unzureichend sind, daß indeß das Gesetz seine Kraft behalten muß, — haben Wir erklärt, daß Wir Uns zum königl. Procurator begeben würden, um eine hinreichende Macht zur Vollziehung genannten Spruchs und Verfügung zu erhalten."

Hr. v. St. Albin begab sich wirklich mit seinem Huissier zum Procurator des Königs und dieser schrieb sofort an den

der dabei seine Rechnung fand, ein Testament gemacht, in welchem sie „ihre arme Seele" zum Erben eingesetzt und hiernächst verschiedenen Personen, namentlich ihrem Gewissensrathe, bedeutende Legate bestimmt hatte. Darüber entstand, wie leicht zu erachten, ein weitläufiger Rechtsstreit, der zuletzt dahin entschieden wurde, daß die Kirche, in welcher die Erblasserin eingepfarrt gewesen, die Vertreterin der „armen Seele" der Verstorbenen und daher der eingesetzte Erbe sey. Daß überhaupt die Menschen öfters noch in ihren letzten Willensverordnungen die wunderlichsten Einfälle geltend machen, ist, besonders von den Engländern, eine bekannte Sache. Johann Underwood, ein im 18. Jahrhundert verstorbener englischer Dichter verordnete letztwillig, daß man ihm Horaz' Gedichte unter das Haupt in den Sarg legen und daß sechs seiner Freunde, statt der Sterbelieder und des Glockengeläutes, des Horaz Brief an die Pisonen, gemeiniglich „De arte poetica" betitelt, beim Grabe absingen sollten, was auch geschehen seyn soll. Der Bischof Arbogastus zu Straßburg, aus Aquitanien gebürtig, wollte nach seinem Tode durchaus unter dem Galgen begraben seyn, weil, seiner Meinung nach, auch der Heiland an einem unehrlichen Orte begraben worden. Sein Wille wurde zwar, als er um das J. 688 gestorben, in Vollzug gesetzt, der Galgen aber, unter dem er begraben worden, abgebrochen und über dem Grabe eine Kapelle erbaut. Adam Ebert, Doctor der Rechte zu Frankfurt an der Oder, ein überaus eitler Mann, der sich besonders mit spanischer Literatur beschäftigte (gest. 1735), vermachte der Universitätsbibliothek ein Buch, seine Genealogie

Glasschrank und ist so, obwohl allen Blicken sichtbar, vor Berührung und Beschädigung geschützt. Fragt man die Leute, was es für eine Bewandtniß mit diesem Stocke habe, so erzählen sie folgendes Histörchen: Der Großvater des jetzigen Besitzers fuhr einst eine schwere Kornladung nach Potsdam. Er hatte zwei starke Pferde aus der Mark vorgespannt, von denen jedoch das eine wild und störrisch war. Der Bauer, der bei Zeiten die Stadt und den Marktplatz erreichen wollte, wurde ärgerlich und schlug mit der Peitsche derb auf das Thier los. Es half jedoch wenig und der Wagen kam kaum von der Stelle. Der Mann gebrauchte seine Peitsche immer schonungsloser. Plötzlich fühlt er seinen Arm, der eben zu einem neuen Hiebe ausholt, mit kräftigem Griffe aufgehalten und ein schwerer Stock fällt ein Paar Mal recht derb auf seinen Rücken. Der Bauer will vom Wagen springen und dem Angreifer die Stirn bieten. Aber kaum hat er sich nach diesem umgewandt, so fällt ihm vor Schreck die Peitsche aus der Hand, er stammelt und stottert demüthige, furchtsame Worte, sein eben noch im Zorn kirschroth brennendes Gesicht ist leichenblaß und er zittert an allen Gliedern. Neben seinem Wagen hält zu Pferde der König, der alte Fritz, mit unwilliger Miene und seinem gewaltigen Blick, der starr auf den Bauer geheftet bleibt. — „Ich will Ihn lehren, Thiere zu quälen!" ruft Friedrich endlich, „Er Barbar! Fühlt Er nun, wie weh Schläge thun? Ein Glück für die arme Bestie da, daß ich grade meinen Morgenritt mache. Hätte sie wohl gar todtgeschlagen, Unmensch Er!" — Diese Vorwürfe und sein gutes Gewissen gaben dem Landmanne seinen ganzen robusten Muth wieder. „Ho, ho! Herr König!" schreit er, „versuch' Er's doch mal, diese arme Bestie, die Knochen hat wie Eisen und doch nicht vom Fleck will, mit höflichen Worten zur Raison zu bringen. Ich hab' es nicht gekonnt." — „Na, geb' Er mal die Peitsche her!" sagt Friedrich. Und der Sieger von Leuthen, Zorndorf und Roßbach versucht mit lautem, freundlichem Zuruf und, als dieser nicht nützen will, mit einigen sanften Peitschenhieben, das störrische Pferd zum Ziehen zu bewegen. Aber es gelingt ihm eben so wenig, wie früher dem Bauer. „Sieht er nun wohl, Herr König," ruft dieser triumphirend, „daß hier mit schönen Redensarten nichts auszurichten ist. Er thäte auch besser, ließe Er mich mein Pferd hauen, als daß Er meinen Rücken für eine österreichische Armee ansieht und drauf lospaukt." — Da lacht der König aus vollem Halse und sagt: „Er hat Mutterwitz, glaub' ich, Tausendsakramenter Er. Na, bitt' Er sich eine Gnade aus für die Schläge, welche Er gekriegt hat. Will sie gewähren. — „Eine Gnade, gnädigster Herr?" ruft der Bauer mit verklärtem Gesicht, „eine Gnade soll ich mir ausbitten? Gut denn. Hör' Er. Geld brauch ich nicht, denn ich bin ein wohlhabender Mann, mit Haus und Hof und dem besten Gottessegen in allen Dingen. Will Er mir aber den verzwickten Krückenstock da schenken, mit dem Er mir das Fell gegerbt hat, so soll's mich freuen." — „Hier ist der Stock," antwortete der König, „aber was will Er damit?" — „Ihn aufbewahren für Kind und Kindeskind, als ein Ehrenzeichen und damit ich mich der Schläge, die Er mir damit aufgezählt hat, freuen kann bis an mein Lebensende." — „Er ist ein gar kurioser Kerl," ruft Friedrich „und soll nicht bloß den Stock haben, sondern auch das Vierfache für das Korn, was Er doch zu Markte bringen wollte. Will Ihm jetzt Leute schicken, die es Ihm abladen helfen und bezahlen." — Und so geschah es. Der Bauer hatte vor lauter Dankbarkeit keine Worte, die hellen Thränen standen ihm in den Augen, über all' die Gnade, welche ihm widerfahren. Der Krückenstock des alten Fritz aber ward selbigen Tages in den Glasschrank gestellt, wo er sich noch heute befindet. (Jahreszeiten.)

*** Der fruchtbare James hat einen neuen Roman: „Der falsche Erbe," herausgegeben, der, wie alle seine Werke, reich an schönen Reflexionen ist, von welchen wir eine über die Erziehung glauben hervorheben zu dürfen. Er sagt nämlich: „Ein Vater arbeitet an der geistigen Ausbildung seines Sohnes; er beladet seinen Verstand mit Kenntnissen, lehrt ihn eine Sprache nach der andern und nährt ihn mit dem dürren Abfall des Alterthums; er plagt ihn mit der Arithmetik und Geometrie und erdrückt ihn in der That mit Schlüsseln, die er ihm in die Hand giebt, lehrt ihn aber nie, eine Thür zu öffnen. Ein anderer achtet nur auf die körperliche Entwickelung seines Sohnes; man lehrt ihn Anstand und Leichtigkeit in seiner Haltung, Gewandtheit in allen Spielen und Bewegungen; er kann reiten, springen, sich über eine Stange schwingen und im Fechten, Tanzen und Schwimmen mit dem Besten wetteifernd. Allein das Herz, das Herz wird immer vergessen, das Gemüth entbehrt seiner Pflege, die Gefühle ihrer gehörigen Leitung! Oder vielleicht tritt einmal der ganz entgegengesetzte Fall ein, obgleich dieß leider nur eine seltene Vorkommenheit ist; denn was das Materielle des Lebens bietet, ist leichter wahrzunehmen, so daß die Menschen dieß immer jenem vorziehen, was sich nicht so mit den Händen greifen läßt. Die Einseitigkeit unserer Natur im Allgemeinen hat den Fortschritt der Gesellschaft mehr als alles Andere gehemmt, und eben diesem Fehler ist auch die Hälfte alles bestehenden Elendes in unserm häuslichen Leben und seinen Beziehungen zuzuschreiben. Gegen diesen großen Irrthum hat sich, Gott sey gedankt, endlich ein ziemlich allgemeiner Kampf erhoben; und man hat nicht allein eingesehen, daß jeder Gegenstand seine verschiedenen Seiten hat, sondern daß Jeder selbst Fähigkeiten genug hat, die verschiedenen Eigenschaften und Beziehungen dessen, was dem Menschen begegnet, zu untersuchen und zu würdigen. Wer nach Größe strebt, darf nicht mehr beschränkten Ansichten huldigen, sondern im Umgange mit der unendlichen Verschiedenheit der Dinge die in denselben ruhende Verschiedenheit zur Handlung bringen.

*** (Kaiserliche Bestallungs-Worte.) Wenn Kaiser Ludwig der Fromme Einem ein Amt ertheilte, pflegte er ihm dabei zu sagen: „Siehe nun zu, was Du thust! — Du bist nicht der Menschen, sondern Gottes Diener, und wie Du mit Andern handeln wirst, wird mit Dir gehandelt. Bei Gott ist kein Ansehen der Personen, er ist Jedermanns Gott und hat uns lediglich darum erhöhet, daß wir die Armen wider die Reichen und Gewaltigen schützen, nicht daß wir uns bereichern sollen mit ihrem Schweiß und Blut. Der Kern christlicher Religion geht dahin; denn der Armen ist das Himmelreich, von denen müssen es die Reichen und Gewaltigen erkaufen. Gottes größter und herrlichster Titel ist dieser, über den er sonderlich eifert, daß er sich einen Vater der Wittwen und Waisen und einen Beschirmer der Armen nennet, und danach müssen wir von unserer Regierung Rechenschaft geben."

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 1. Juli. Der Mulatte, Lustspiel in 3 Akten, nach dem Französischen von Th. Hell.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

[illegible] ließ ein, obgleich [illegible]
vorhanden ist; denn weil das [illegible]
[illegible] leichter wahrzunehmen, so daß die [illegible]
[illegible] vorgezogen, was ich nicht so an [illegible]
[illegible]. Die Einseitigkeit unserer Natur [illegible]
[illegible] der Geschichte nicht als
[illegible], und eben diesen Fehler ist auch [illegible]
[illegible] Standes in unserm kindischen Leben
[illegible] zugeschrieben. Gegen diesen großen
Gott sei gedankt, endlich ein ziemlich al-
[illegible], und man hat nicht allen [illegible]
Gegenstand seine verschiedenen Seiten ha-
[illegible] genug hat, die verschiedenen
[illegible] treffen, was den [illegible]
[illegible] und zu würdigen. Wer das Große
[illegible]
mit der unendlichen Verschiedenheit de
[illegible] Verschiedenheit zur Handlung

[illegible] (Verhaltungs-Regeln.) Wenn [illegible]
[illegible] ein Amt ertheilt, [illegible]
[illegible] Siehe nur zu, was Du thust! — D
[illegible], sondern Gottes Dienst, und mit D
[illegible] wird, und mit Dir geschieht. [illegible]
[illegible] Personen, er ist Jedermann [illegible]
[illegible], daß wir [illegible]